10/10 BIOGRAPHICAL INFORMATION - PROFESSORS 1935-1987

DR. ROBERT M. W. KEMPNER
PROFESSOR h. c.

112 Lansdowne Court
Lansdowne, Pa. 19050, USA
Tel.: (215) MA 3-6342

Frankfurt a. M., Germany
Feuerbachstr. 21
Tel.: (069) 72 20 45

AUTOR VON: "Ankläger einer Epoche"
"Der verpasste Nazi-Stopp"
"Das Dritte Reich im Kreuzverhör —
Aus den geheimen Vernehmungen des Anklägers"
"Der Mord an 35000 Berliner Juden"
"Edith Stein und Anne Frank, Zwei von
Hunderttausend" (Deutsch, Holländisch)
"SS im Kreuzverhör"
"Warren-Report" über die Ermordung
von John F. Kennedy — in deutscher Sprache
"Eichmann und Komplizen" (Deutsch, Ivrit)
"Das Urteil im Wilhelmstrassenprozess"
"German Police Administration"
"Justizdämmerung"
"Kommentar z. Preuss. Polizeiverwaltungsgesetz"

Herrn
Dr. Frank Mecklenburg
532 West 111th Street
Apt. 75
New York, N.Y. 10025/USA

13. Februar 1989

Lieber Herr Dr. Mecklenburg,

schönen Dank für Ihren ausführlichen Brief vom 3. Februar 1989. Ich freue mich sehr, daß Sie soviel erreicht und ausgegraben haben.

Ich weiß nicht mehr, ob Sie auf die wichtige Rolle der Juristen im Geheimdienst hingewiesen haben, um diesen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen.

Nochmals möchte ich aber auf alle Fälle auf den wichtigsten aller in Frage kommenden Juristen, nämlich auf die hervorragende Rolle von Hans Smons hingewiesen haben. Schade, daß er seine eigenen Sachen verbrannte. Vielleicht können Sie die Adresse des Sohnes in den USA ermitteln.

Ich nehme an, daß Sie auch mit der New School in New York Verbindung haben.

Ich würde mich sehr freuen, Sie zu sehen.

Mit den besten Wünschen

fdR Stiefel

Robert M.W.Kempner
von außerhalb diktiert

März 1987

Professor Hans Simons: Mitschöpfer des Grundgesetzes.

Kürzlich ist im Campus-Verlag ein interessantes Buch von Claus-Dieter Krohn erschienen: "Wissenschaft im Exil.Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research.". Es behandelt in erster Linie wirtschaftswissenschaftliche Fragen, die damals in USA eine erhebliche Rolle spielten.

Langjähriger Dekan und Präsident der New School war Professor Dr. Hans Simons. Er spielte, worauf das Buch im einzelnen nicht eingegangen ist, in der Nachkriegsgeschichte eine hervorragende Rolle. Über diese möchte ich folgendes berichten:

Professor Dr. Hans Simons, der 1972 in New York verstarb, wurde schon 1932 aus politischen Gründen von seinem letzten preußischen Amt als Oberpräsident der Provinz Niederschlesien vertrieben.Dieser Sohn des ehemaligen deutschen Reichsgerichtspräsidenten und zeitweiligem Außenminister, Walter Simons, spielte nach dem Kriege bei dem Aufbau der Bundesrepublik Deutschland auf amerikanischer Seite eine wichtige Rolle bei der Schaffung des Bonner Grundgesetzes. Der inzwischen in USA naturalisierte Hans Simons war u.a. unter General Lucias D. Clay Abteilungsleiter bei OMGUS und Verbindungsmann zum parlamentarischen Rat. Als Berater der US-Regierung verhandelte er monatelang mit den deutschen Angeordneten des Rates, z.B. Professor Carlo Schmid, über die einzelnen vorgeschlagenen Artikel. Er vertrat energisch einen deutschen Föderalismus und hatte auf die Gestaltung der Artikel über die Unantastbarkeit der Würde des Menschen, über die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, über das Recht auf Leben oder körperliche Unversehrtheit, über die Gleichheit vor dem Gesetz, über die Gleichberechtigung von Mann und Frau, über die Rassengleichheit, über die Freiheit des Glaubens, starken Einfluß Er half, die Ansichten der verschiedenen Parteien auszugleichen und legte Wert darauf, das Verbot von Angriffskriegen in das Grundgesetz aufzunehmen. Hans Simons, der in der Weimarer Republik im Preußischen Innenministerium unter den sozialdemokratischen Ministern tätig war, und als Direktor der Deutschen Hochschule für Politik mit deren Präsidenten Theodor Heuss eng zusammenarbeitete, hatte naturgemäß ca. zwanzig Jahre später mit dem ersten Präsidenten der Bundesrepublik, dem gleichen Theodor Heuss, engste Verbindung.

Die historische Rolle von Hans Simons als amerikanisch-deutscher Mitschöpfer des Grundgesetzes darf niemals vergessen werden. - Leider hat mein Freund Simons seine Verhandlungsaufzeichnungen vor seinem Tode verbrannt. Ich kannte ihn - er ist 1893 geboren - seit seiner Schulzeit vom gemeinsamen Besuch des Schillergymnasiums in Berlin-Lichterfelde.

Frankfurt am Main

Dr. jur. Robert M.W.Kempner, Prof.h.c.

180. 4 Simons

den 10. Januar 1935

Ob es mir gelingen wird, meinen Vorsatz auszuführen und Tagebuch zu schreiben? Es wäre eine gute Gelegenheit, damit zu beginnen; denn es ist ja wirklich ein neuer Anfang, den ich machen muss, und der sich in allem Aeusseren auch sehr deutlich ausdrückt. Das Schwanken des Schiffes, das Rauschen der See, die fremde Umgebung und die unbekannten Menschen: alles wirkt zusammen, um mich nicht daran zweifeln zu lassen, dass ich diesmal den bekannten Grund unter den Füssen verloren habe und mich schon auf diese Füsse selber stützen muss. Die haben zu lernen, dem Schwanken des Bodens zu folgen, der bald ihnen entgegenkommt, bald sie tückisch allein lässt. Um den nächsten zuverlässigen Halt zu finden, muss der Blick schon über Schiff und Meer hinaus in die Weite des Horizontes gehen, wo sich Himmel und Wellen berühren und die Verbindung des Unendlichen mit dem Irdischen sichtbar wird - am sichtbarsten gerade darin, dass die Grenze zwischen beiden dem Auge unauffindbar bleibt.
Es ist ein Tag heute, der genau so gut in den September fallen könnte - wenn die Sonne nicht so spät wäre und so tief am Himmel bliebe. Ich sitze bei offenem Kabinenfenster, ein frischer Wind kommt mir ins Genick, und eine kleine elektrische Heizung sorgt dafür, dass er nicht zu kalt wird. Nachts hatte ich freilich trotz Lüftung zu wenig Luft. Das Fenster offen zu lassen ist bei dem engen Raum kaum möglich; vor allem aber liebt es der Steward nicht, weil er dann ja bei aufkommendem Wetter nachts aufstehen und es schliessen müsste. Den Ventilator laufen zu lassen, hat auch wenig Sinn; denn er bewegt wesentlich die Luft, die schon schlecht ist, und da muss man sagen: lieber unbewegten als bewegten Mief. Den Ventilator musste ich mir erst reparieren, was mir zum grossen Erstaunen des Stewards auch gelang. Die Lampe ist ebenfalls klapperig; sie leuchtet nur, wenn man ihr eine bestimmte Stellung zugesteht. Aber auch dieser Mangel wird sich beheben lassen, sobald ich einen Schraubenzieher habe. An solchen Kleinigkeiten merkt man das alte Schiff und die Touristenklasse. Im übrigen ist die Versorgung durch den Steward sehr gut und aufmerksam, die Bedienung bei Tisch ausgesprochen gleichgültig und unfreundlich; ob das an meiner Nationalität oder an dem Chef liegt, weiss ich noch nicht. Ich sitze mit 3 Amerikanern zusammen; xxxxxxxxxxx das ist ganz praktisch für die Sprache - aber sie geben mir nicht viel Gelegenheit, sie zu erproben.
Die Touristenklasse ist ziemlich gut besetzt; alle Kabinen sind beansprucht, natürlich viele nur halb. Die Meinige liegt im ersten Fünftel des Schiffes, also sehr weit vorne; von den Kabinen überhaupt ist sie die vorderste. Das hat den Vorteil, dass man nahezu nichts von der Maschine merkt, und den Nachteil, dass jede Schwankung stärker ist als mehr der Mitte zu. Das habe ich schon ganz merkbar auszuprobieren; denn unter der völlig glatten Oberfläche des Wassers rollt als letzter Rest der Stürme der vorigen

Woche eine Dünung, die das Schiff alle 3 bis 4 Sekunden zu einer Verbeugung zwingt. Ein erfahrener Reisender sagte mir beim Morgenspaziergang, das sei eine leidige Spezialität der Olympic, die zu hoch und zu schmal gebaut ist (wie man ja auch auf der Ansichtskarte sieht); andere Schiffe würden bei solchem Wasser überhaupt nicht schwanken. Nun, so lange es nur auf und ab geht, ist es leicht zu ertragen; wenn aber das Schlingern hinzukäme, würde es sehr unangenehm werden - aber das kann dem Wetter überlassen bleiben.
Die Kabine ist etwa 2,50 zu 3m; an der kürzeren Aussenseite steht das Bett, das gerade gross genug ist, um bequem zu sein, und der eine Schrank, der wegen der im Winter vorgebauten Heizung nur wenig benutzbar ist. Gegenüber, so dass ich mit dem Rücken zum Licht sitze, steht der S Schreibtisch. Die Waschseinrichtung, etwas klein, aber sauber und praktisch, ist neben dem Kopfende des Bettes. Gegenüber ist die Eingangstür, neben der ein geräumiger Schrank mehr aufnehmen könnte, als ich hineinzutunhabe. Da die Aufenthaltsräume sehr reichlich und durchaus angenehm sind, so ist das eine völlig genügende Unterbringung, nun gar für eine so kurze Reise und bei gutem Wetter. Heute jedenfalls habe ich mich nur mit Widerstreben an den Schreibtisch gesetzt, so schön war es, auf dem Promedadendeck umherzugehen und Meer und Himmel in dem immer wechselvollen Licht der die Wolken durchbrechenden Sonne anzuschauen. Die meisten Reisenden haben sich schon einen Platz ausgesucht und einen Liegestuhl gemietet, und der Anblick all der liegenden Leute verstärkt den unangenehmen Eindruck, den das ganze Schiff macht in seinem Gegensatz zwischen der arbeitenden Besatzung und seiner essenden und faulenzenden Fracht. Es ist ein Jammer, dass keine Linie den Versuch macht, unter Verzicht auf alle unnötigen Ausstattungen und Speisen eine gute und billige Ueberfahrt zu schaffen. Man kann normaler Weise nicht mehr als die Hälfte dessen essen, was einem angeboten ist - und ich bin sicher, keiner der Passagiere tut es auch unter anderen Umständen und für sich alleine. Noch dazu gibt es heute bereits Seekranke. Wozu also dieser bedrückende Aufwand, von dem man nicht einmal jemandem etwas abgeben kann, statt einer normalen Verpflegung, wie sie jede gute Pension bietet - und dafür erschwinglichere Reisekosten? Oder meinetwegen, wenn einige Menschen nichts Besseres zu tun wissen, als zu essen: warum nicht 3 verschiedene Grade und danach abgestufte Preise? Es würde vielen eine Freude sein, im Essen in die unterste Kategorie zu gehören. Aber abgesehen von dieser Kritik: in aller anderen Hinsicht ist die Touristenklasse eine sehr angenehme Unterkunft. Man hat durchaus nicht das Gefühl, benachteiligt zu sein, und der Platz auf den verschiedenen Decks ist gut und reichlich. Ich freue mich schon jetzt darauf, mit der Familie zu reisen und dann all die Bordallotria zu treiben, zu der ich jetzt weder Simmung noch Partner habe. Dann wird es überhaupt erst richtig; denn zu Viert kann man natürlich die schönste Mittschiffskabine und einen reizenden Tisch am Fenster haben. Aber das ist einstweilen ein Traum - und ich werde alle Kraft einzusetzen haben, damit er Wirklichkeit wird.

Von Paris habe ich diesmal nicht viel gesehen. Es war keine Zeit zu Besichtigungen oder Spaziergängen, und ausserdem war es so neblig, dass ich nur einmal morgens von der Place de la Concorde aus den Arc de Triomphe sehen konnte. Das ist besonders schade in einer Stadt, die so wunderbare Durchblicke gibt, besonders vom Louvre her. Dennoch war es sehr genussreich, den Blick aus der Wohnung von H.R. auf die Seine, die Ile de Viole, Notre Dame und die Bauten am anderen Ufer zu haben. Diese Wohnung gerade an dem Pont Neuf ist wirklich etwas Besonderes. Man kann sich schwer vorstellen, dass jemand, der hier einmal gewohnt hat, noch irgendwo anders heimisch werden wird. Möchte das dem Inhaber auch möglichst lange erspart werden.
Wieder habe ich es sehr genossen, wenn auch diesmal nur mit dem Auge, dass ein so grosser Teil des städtischen Getriebes auf der Strasse bleibt. Alle Cafés und Restaurants haben ihre Stuhlreihen draussen, zum Teil helfen sie dem Klima mit mächtigen Kanonenöfen nach. Wo immer möglich, haben auch die Läden ihren Hauptverkauf auf dem Bürgersteig. Mag das hygienisch nicht immer erfreulich sein - es regt auf dem Wege über das Auge den Appetit mehr an, als die sauberste Aufmachung tun könnte. Sogar die Weisse Woche (Exposition de Blanc) ging auf der Strasse vor sich; besonders die Warenhäuser, die alle besondere Einrichtungen für den Verkauf im Freien haben, hatten wahrhaft unwahrscheinliche Berge ihrer weissen Ware aufgestapelt. Der Verkehr ist gegen Berlin sicher zehnfach, das Licht wohl doppelt, und das ganze Leben von einer Lockerheit, die entzückend ist, so lange sie nicht in Dreck oder Liederlichkeit ausartet. Natürlich ist die Grenze gegen diese beiden Möglichkeiten nicht sehr scharf gezogen. Schade, schade, dass die Menschen nur entweder ordentlich und starr oder gelöst und unordentlich sein können. - Wirklich widerlich, besonders für einen Fremden, ist nur die geradezu unverschämte Art, wie bei jeder Gelggenheit in nicht zu überbietender Dringlichkeit und Dreistigkeit um Trinkgelder gebettelt wird. Ich glaube nicht, dass das den Fremden in Deutschland ganz so geht - aber man muss sich ja sehr hüten, gerade seine Heimat mit anderen Ländern zu vergleichen, weil doch alle eigenen Voraussetzungen, unter denen man den Vergleich zieht, gar zu verschieden sind.
Der Sonderzug nach Cherbourg war ziemlich besetzt. Zum ersten Mal stand am Bahnsteig: New York via Cherbourg.
Es war kalt und neblig unterwegs, so dass man wenig sehen konnte. An der Küste klärte es auf, und als wir im tiefen Dunkel eingeschifft wurden, kam eine winzige Mondsichel hinter dem Turm des Hafengebäudes hervor. Die neuen Hafeneinrichtungen sind sehr grosszügig und praktisch, aber allzu weitläufig und nicht gerade schön. Ich musste mich noch einmal dem Arzt präsentieren, was aber nur eine Formalität war. Unser Tender hatte eine gute halbe Stunde auf der Rheede zu warten, bis die Olympic als ein imponierendes Lichterschiff auftauchte. Das Anbordgehen war höchst bequem, da die See völlig ruhig war. Bei sehr

kaltem Wind war ich nach dem Dinner noch eine Stunde an Deck; immer noch leuchteten die Lichter der französischen Küste - erst am Morgen war nichts als die weite Wellenwelt zu sehen - freulich bevölkert von Schiffen. Die Route ist offenbar sehr befahren, selbst im Winter; zeitweise waren es 5 Schiffe in Sehweite, und eines ist eigentlich immer irgendwo am Horizont. Aber das mag sich mit der grösseren Entfernung von der Küste ändern.
Es ist merkwürdig, wie wenig ein grosses Schiff auf dem Meer gross bleibt. Nachts in der Kabine, wenn man das Rauschen und Schlagen des Wassers an der Vordwand hört, bei jeder Neigung alles leise kracht und ächzt, hat man durchaus das Gefühl, in einer Nussschale zu schwimmen;und auch tags schrumpft der Schiffskörper trotz geräumiger Gänge und Säle zu einem kleinen Gefäss zusammen, gemessen an der Wasserflut. Ich versuchte nachts, mir vorzustellen, was für ein unerhörter Mut dazu gehört haben muss, die Reise übers Meer mit kleinen Segelschiffen anzutreten - und was für Mut auch heute noch diejenigen haben, die sich in unzulänglichen Fahrzeugen dem Meer anvertrauen. Aber am anderen Morgen auf Deck, als die Sonne schien und die Luft prickelte, fühlte ich auch wieder das Gegenteil: die ungeheure Lockung der Weite, den Aufruf zu Taten und Abenteuern, der aus dem Wind und den Wellen klingt - und ich konnte begreifen, dass man nicht mehr zurück kann, wenn man erst einmal den Entschluss der grossen Fahrt gefasst hat. Ich musste an die Stelle in der Iphigenie denken: in der Stimmung passt sie ganz zu einer solchen Fahrt, auch wenn die Freunde an der Küste bleiben: denn immerhin: .. "grosse Taten zucken wie die Sterne rings um uns her unzählig aus der Nacht". Dafür ist Wind und Welle gut, die rückwärtsgerichteten Gedanken auf das Ziel vorwärts zu reissen und den schwankenden Sinn über die Ungewisshaiten der Tiefe zu der Höhe der Hoffnung zu erheben. Dabei lehren freilich die mächtigen Wellen der Dünung die Achtung vor den unbekannten Gewalten; es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich auszumalen, was für Kräfte da entfesselt werden können, wo jetzt schon eine kaum sichtbare Bewegung das grosse Schiff nach ihrem Willen tief duckt und hoch wieder emporhebt. Ich wage nichts über das Verhalten des physischen Innenmenschen vorauszusagen, der noch ganz in Ordnung ist; aber der psychische jedenfalls ist ganz bereit, sich diesem Wiegen und Werfen hinzugeben, um ihm den Rythmus abzulauschen, auf dem er sich selber im gegebenen Augenblick über die Welle hinweg zu eigener Bewegung emporheben kann.

11.1.35

So langatmig werde ich nicht weiter schreiben - aber hier an Bord ist es fast das einzige, was man tun kann, und da mache ich von der Neuheit aller Eindrücke auch den Gebrauch, ihnen mehr Raum zu gönnen. Zur Bewährung des inneren Menschen ist inzwischen Gelegenheit; es ist über Nacht ein richtiger Sturm aufgekommen, der auch den Vormittag über anhielt und mittags den Speisesaal bereits mehr als halb leer gefegt hatte. Vasano, sehr viel freie Luft, sehr vorsichtiges Essen, weder Rauchen noch Trinken

und ununterbrochene Betätigung zur Ablenkung der Aufmerksamkeit von den inneren Vorgängen haben mich bisher ganz frisch gehalten - mag man den Erfolg welchem Teil der Behandlung immer zuschreiben. Vasano ist nur seiner Nebenwirkungen wegen unangenehm; es macht richtig benommen, und meine Arbeit kommt dabei nicht die Spur voran. Es ist auch schwer, in der dumpfigen Kabine zu sitzen; schon längst ist an Fensteröffnen nicht zu denken, da jede zweite Welle schwarz über das Glas hinweggeht, immer von neuem das Erstaunen weckend, dass eine so dünne Wand die Gewalt des Wassers fernhalten kann. In den Gesellschaftsräumen ist aus Rauch, Speisen und Uebelsein eine Luft, die man unbedingt meiden muss, wenn man sie nicht vermehren will - bleibt also eigentlich nur das Deck, und da kommt man sich bald wie im Käfig vor. 60 Schritte längs, 30 quer, damit ist unser Anteil am Bootsdeck ausgeschritten, und das Promenadendeck ist noch kleiner. Aber diese Enge hat den Vorteil, dass man rasch mit den Passagieren, die man anreden will, in Kontakt kommt. Die interessanteste Bekanntschaft ist ein Holländer, Rosenkreuzler und Kunstgeschichtler, mit dem ich mich heute morgen 3 Stunden lang heftig unterhalten habe in einem Gemisch aus Englisch und Deutsch, das beiden Sprachen schlecht bekommt. Zum Bootsdeck geht es 85 Stufen hinauf aus dem D-Deck, wo ich wohne. Man kann auch im Fahrstuhl fahren, aber es tut gut, diese Besteigung möglichst oft zu Fuss zu machen. Um von der Treppe, die ziemlich weit hinten ist, zu meiner Kabine zu kommen, habe ich dann noch 200 Schritte zu gehen - im ganzen also ein richtiger kleiner Spaziergang. Dass ich so tief unten bin, hat auch einen Vorteil: die Wellen sehen von meinem Fenster aus einfach grossartig aus, während sie einem von oben beinahe klein vorkommen, so dass man immer wieder staunt, warum das Schiff so schlingert und stampft. - Da der Kapitän diesen Sturm vorausgesehen hatte und man nicht wissen kann, wann er aufhören und mit was für Wetter wir weiter reisen werden, so hatte er auf gestern Abend unvermutet das sogenannte Galadinner angesetzt, das sonst am letzten Abend stattfindet (und das bei der Morro Castle zu so schrecklichen Folgen geführt hat). Um dem Kind einen Namen zu geben, hiess es "Get Together Gala Dinner" - und es war danach: als einziges Hilfsmittel für eine eigentlich so natürliche Sache wie die Herstellung des menschlichen Kontakts (die aber dem misstrauischen unn befangenen Europäer offenbar ganz unnatürlich geworden ist) gab es Haufen von Scherzartikeln, Kappen, Pfeifen, Tröten, Glocken, Ballons und Wurfpapierk mit denen denn auch bald ein ebenso sinnloses wie albernes Getue und Gelärme losging. Dass dabei kein vernünftiges Wort gesprochen wurde, ist klar. Dafür hatten einige die Genugtuung, dem Gegenstand ihrer fernen Aufmerksamkeit etwas an den Kopf werfen zu können. Da es aber schon ziemlich schwankte, kam nichts anderes dabei heraus, als dass die Teilnehmer zu viel assen und tranken, was sie prompt über Nacht zu büssen hatten, und im Vorgefühl solchen Schreckens stimmungslos und un lustig

umhersassen, bis mit Hilfe eines Glücksspieles etwas wie ein gemeinsames Interesse geschaffen wurde. Mir ist die grauenvolle Hilflosigkeit des modernen Menschen seinem Nächsten gegenüber selten gespenstischer sichtbar geworden. Aber zum Glück kann man sagen, dass auch darin die Dampfer eine alte Gesellschaftsuntugend konservieren, während es in der Wirklichkeit stellenweise schon besser ist.
Nichts macht die Entfernung so deutlich wie das Zurückstellen der Uhr. Man sollte meinen, das weite Meer, die rasche Fahrt seien viel eindrucksvoller. Aber ist man erst einmal auf freiem Meer, dann bleibt die hohe See dieselbe und man hat an Bord durchaus nicht das Gefühl des Fahrens, sondern nur das des Treibens. Zwischen Helgoland und Hamburg kann es ganau so fern und einsam sein wie im Atlantischen Ozéean. Aber dass man der Zeit wegläuft und täglich der Erde ein Stückchen ihrer Drehung abgewinnt, das ist aufregend. Merkwürdig, wie stark die mehr verstandesmässigen Eindrücke sind gegenüber den Tatsachen der eigentlichen Wahrnehmung. Ohnedem wäre wohl auch nie jemand auf den unerhört kühnen Gedanken gekommen, dass sich entgegen allem Augenschein die Erde um sich selbst und um die Sonne dreht. Erlebt man den Sonnenuntergang auf See, dann bewundert man die Abstraktionskraft einer solchen Hypothese doppelt - und wundert sich nicht weniger über die Bereitwilligkeit, mit der die Menschen sie glauben, ohne - bis auf verschwindend wenige Ausnahmen - im stande zu sein, diese Behauptung und ihren rechnerischen Beweis irgendwie nachzuprüfen. Ich kenne einen Mann der glaubt, dass die Erde eine nach aussen aufgewölbte Halbkugel sei, in deren Mitte die Sonne sitze - und er begreift nicht warum irgend jemand diese ihm so plausibel erscheinende Vermutung für unwahrscheinlicher hält als irgend eine andere. Was macht uns eigentlich glauben? offenbar doch eine evidentia, die wir in unserer Naturverbundenheit erkennen, ohne es selbst zu wissen oder gar beweisen zu können; denn sonst wäre es ja wirklich unbegreiflich, dass manches eben geglaubt wird, was unglaublich scheint, und manches ungeglaubt bleibt, was so leicht zu glauben wäre. - Aber eine andere These wird einem bei solcher Meerfahrt unmittelbar einleuchtend weil man sich von der Weite des Wassers imponieren lässt (die man besser übersehen kann als das weiteste Land, weil sie einheitlicher und darum unendlicher wirkt): nämlich die Theorie von den schwimmenden Kontinenten. Das sie nicht so gemeint ist, als wenn das Land im Wasser schwämme, tut nichts zur Sache; selbst so zum Schwimmen und Schwanken verurteilt, wie man ist, stellt man es sich gerne vor. - Aber ich wollte schreiben um nicht seekrank zu werden, und muss mich hüten, auf dem Umweg über das, was ich schreibe, doch so weit zu kommen. Darum Schluss für heute.

14. Januar 1935

An Bord ist es nicht so abwechslungsreich, dass es sich lohnte, täglich zu schreiben. Am Samstag hinderte mich ausserdem das herrliche Wetter; es war so warm und so sanft, dass man meinen konnte, im Frühling zu fahren - und diesen einzigen Tag liebäugelte ich mit einem Liegestuhl, die ich sonst wegen ihrer verfaulenden Wirkung nicht mag. Am Sonntag war es umgekehrt, wenigstens vormittags - und von der Anstrengung, nicht seekrank zu werden, und der ziemlich schlaflosen Nacht musste ich mich nachmittags, als es eisig kalt aber ruhiger wurde, etwas erholen. Inzwischen sind wir unter den Schutz des neuen Kontinents gekommen; die Nacht war ruhig wie noch nie, und heute morgen ist die See fast glatt und der Wind mässig, so dass auch seine schneidende Kälte nicht so unangenehm ist. Schon werden Zolldeklarationen herumgegeben, und da morgen der Vormittag mit Packen vergehen und der Nachmittag bereits die Ankunft bringen wird, so muss ich heute schreiben, wenn ich noch etwas über die Reise berichten soll.
Aus einem sehr interessanten Gespräch mit einem der Offiziere habe ich einiges darüber gelernt, warum die Verpflegung so ist, wie sie ist. Sie macht im Gesamt-etat des Schiffsbetriebes nur einen verschwindenden Posten. Da aber immer vielerlei Leute reisen, an die verschiedensten Küchen gewöhnt, so muss man schon deswegen eine etwas reichlichere Auswahl haben. Ausserdem aber wagt natürlich keiner, den Anfang mit einer Aenderung zu machen, aus Angst, die Konkurrenz könnte den Vorteil haben. Am meisten aber entscheidet doch, dass die Reisenden selber im Ganzen sehr gefrässig sind und sich bitter beklagen, wenn nicht genug auf der Karte steht. (Es wird aber garnicht so viel gegessen, es gibt sehr viele sehr mässige Leute an Bord, und getrunken wird auffallend wenig). Uebrigens lernt man ja auch die Speisekarte richtig lesen - und dann kann man meinem Nachbarn vom ersten Abend recht geben, der sie mir folgendermassen erklärte: immer die gleichen Vorspeisen, immer die gleichen 2 Suppen, immer dieselben 2 Fleischsorten, immer das gleiche Dessert - alles andere "means nothing". Tatsächlich: wenn man nicht nur von Zukust leben will, kommt man zur gleichen Einsicht.
- Der gleiche Offizier beklagte sich auch bitter über den Unsinn, den man gemacht habe, als man Deutschland nach dem Kriege seine Schiffe wegnahm. Jetzt müssten die Engländer und Amerikaner mit diesen alten Schiffen fahren, während die Deutschen neue viel bessere hätten, mit denen sie die angelsächsische Konkurrenz glatt schlügen. Es war mir interessant, dass auch ein Durchschnitts-sailor sich das klar machte. Schliesslich war er der Ansicht, dass auch der Judenboykott gegen deutsche Schiffe (wenn man es so nennen will; denn dass Juden nicht gerne auf deutschen Schiffen reisen, hat ja andere Gründe als den ~~Juden~~ jüdischen Boykott) mindestens seine 2 Seiten habe; denn da die Juden vielfach wirklich keine angenehmen Reisegefährten seien, so führen jetzt viele Leute auf deutschen Schiffen, um sicher keinen Juden zu begegnen - und so gliche sich das mindestens aus.

Was das Alter der Schiffe anlangt, so muss man zugeben, dass ein Schiff wie die Olympic, das über 20 Jahre alt ist, auch schon recht veraltet wirkt. Aber vor allem wirkt eben die ganze Transportart erstaunlich veraltet. Dieser Aufwand an Raum und Kraft und Zeit für die Aufgabe, die gestellt ist: das kommt einem im Zeitalter des Flugzeuges und des Luftschiffes ganz komisch vor. Mit mehr als 40 km Stundengeschwindigkeit ist dabei die Olympic immer noch ein recht schnelles Schiff. Aber was wird es für eine enorme und vielbenutzte Verbesserung sein, wenn man erst fliegen kann! Da das Reisen auf einem Schiff sowohl mitten im Winter wie mitten im Sommer alles andere als angenehm ist und schön offenbar nur die Herbst- und Frühlingswochen sind, so werden Tausende das Flugzeug benutzen, wenn es irgend erschwinglich ist. Und dann gar die Post! Ich hoffe auch im eigenen Interesse von Herzen, dass Eckeners Pläne bald Gestalt annehmen - so leid es mir täte, wenn dadurch Fritz' Pläne ins Hintertreffen gerieten.
Es ist amüsant zu sehen, wie sich allmählich die Gesellschaft gliedert und um ein paar Mittelpunkte sammelt. Einer ist der Holländer, von dem ich schon schrieb. Er hat eine noch über das Amerikanische hinausgehende Leichtigkeit, alle Menschen anzusprechen und als allen etwas herauszuholen. Da er neben seiner eigenen die drei Hauptsprachen spricht, hat er auch technisch keine Schwierigkeiten. Er muss aber sehr begabt sein; denn er spricht auch noch mehrere orientalische Sprachen und hat wirklich erstaunlich viel irgendwie an sich gebracht, wobei man nicht gleich unterscheiden kann, ob es wirklich verdaut oder zunächst nur aufgeschnappt ist. Ein anderer Kreis hat sich um 2 typische amerikanische Damen gebildet, die ein Europäer nie für solche halten würde, sondern für ebenso typische "wenches". Man wird sich erst sehr daran gewöhnen müssen, dass eine gewisse Art von Aufmachung in Amerika auch anständigen Frauen möglich ist. Der dritte Kreis spielt ständig um 3 wirklich reizend aussehende englische boys herum, die nach New York fahren, um dort ihre Eltern zu treffen, die auf einer Weltreise sind, und dann für ein Jahr nach Toronto gehen, um dort zur Schule zu gehen; man sieht, es gibt verschiedene Arten zu leben. Der 4. Kreis ist ein vorwiegend jüdischer, und es berührt merkwürdig, in ihrer Unterhaltung die deutsche Sprache so eigentümlich und grotesk abgewandelt zu hören; ich muss dabei viel an die Zeit bei ObOst denken. Der letzte ausgesprochene Zirkel schliesslich wird von etwa einem Dutzend holländischer Blumenzüchter gebildet, die jedes Jahr nach Amerika fahren, um dort die Abschlüsse für ihre Produkte zu machen - das muss ein wahrhaft riesiges Geschäft sein. - Der Recht der Passagiere pendelt ohne festen Halt umher oder hält sich etwas alleine; dazu gehöre ich auch. An meinem Tisch habe ich einen immer schlecht gelaunten englischen Kaufmann jüdischer Abstammung, einen immer gut gelaunten Amerikaner russischer Herkunft und eine amerikanische Violinvirtuosin, die eben von einer Konzertreise in Russland zurückkommt und nach dem Urteil ihrer Landsleute wirklich etwas können soll.

Nicht wiel es an sich interessant wäre, aber für spätere Seereisende will ich noch berichten, wie ein Tag auf dem Schiff verläuft. Dass morgens schon um 7h30 zum Frühstück gegongt wird (das es aber erst ab 8h gibt) kam mir am ersten Morgen sehr zeitig vor. Aber bei der Fahrt hinüger, wo jede Nacht die Uhr eine Stunde zurückgestellt wird, hat das natürlich guten Sinn; denn da hat man ja ohnehin eine Stunde zu lang oder länger im Bett gelegen. Ich bin immer morgens vor dem Frühstück eine halbe Stunde an Deck gewesen, so dass ich frisch und ausgelüftet zum Mahlzeit kam, und habe die zweite halbe Stunde hinterher erledigt; meist beide Male ganz allein auf Deck, weil die meistens Passagiere morgens baden und dann nicht gleich an die Luft wollen, auch alle ziemlich spät sind; es waren im Speisesaal pünktlich um 8h immer dieselben vier oder fünf Leute. Je nach dem Wetter habe ich dann entweder in der Kabine gesessen oder - wenn es dort zu sehr schwankte - in den mehr mittschiffs gelegenen Gesellschaftsräumen; wo man gute und bequeme Sitzgelegenheiten hat. Die Bouillon, die es um 10h30 gibt, habe ich mir immer geschenkt, wie überhaupt das Fleisch möglichst; in dem Aberglauben, dass ja nur die Tiere seekrank werden, Fische und Pflanzen nicht, man also vielleicht besser tut, gegen Seekrankheit unempfindliche Substanzen zu futtern. Der Erfolg stützt die These - der Gegenbeweis freilich fehlt. Das Mittagessern dauert immer etwa eine Stunde, weil ziemlich langsam bedient wird; zum Essen brauchte man viel weniger Zeit, aber bei den komplizierten Speisekarten muss jeder neue Gang erst bestellt werden, und Bestellungen werden auch nur von Gang zu Gang angenommen. So isst man, wartet und isst wieder, ganz wie bei einem missglückten Familiendinner. Nach Tisch kam der zweite Deßkrun, diesmal meist in allgemeiner Gesellschaft; ein Tag war so stürmisch, dass wir überhaupt nur - wo weit wir noch gesund waren - zu den Mahlzeiten hinuntergegangen sind; manche haben sogar an Deck gegessen, um sich die gefährliche Luft im Schiffsinnern zu schenken; aber da ich keinen Deckstuhl mieten mochte habe ich das gelassen. Wer Thee trinken will, kann das nachmittags überall tun. Ich habe mich auf die 3 Mahlzeiten beschränkt, die voll ausreichen, und dazwischen nur aus Genusssucht Mutters Weihnachtskuchen die ihnen gebührende Ehre angetan, sie langsam und hingegeben aufzuessen. Sie waren und sind herrlich, knusperig wie am ersten Tag. Irgendwann entweder nach Tisch oder abends gab es jeden Tag irgend eine gesellige Veranstaltung, entweder Kino oder ein Glücksspiel. Das erste hat mich verzagt gemacht: ein amerikanischer Film, von dem ich noch nicht ein Hundertstel verstanden habe. Das andere interessierte mich nicht, zumal ich bei solchen Gelegenheiten immer ein unüberwindliches Gefühl von Schmuh habe, in dem ich mir dann dumm vorkomme - und da ich das bei den Filmen reichlich auskosten konnte, hatte ich kein weiteres Verlangen. Am schönsten war alle Tage die

halbe Stunde vor Sonnenuntergang - denn auch wenn die Sonne nicht sichtbar unterging, gab es doch allabendlich neue erstaunliche Farben - und bei einbrechender Dunkelheit, die ich immer auch Deck sar - ebenfalls fast immer allein. Schliesslich machte ich nach dem Abendbrot ein paar Runden, meist Dauerlauf - eine herrliche Veranstaltung, wenn man gegen den Sturm schon kaum im Schritt weiterkommt! Facing the elements hatten das meine Tischnachbarn getauft, die für solche Extravaganz nur freundlichen Spott hatten.
Die Abende sind das längste und lastendste auf dem Schiff. Man mag sich die Luft in der Kabine für die Nacht nicht verderben, man kann nicht stundenlang auf dem eisig überwehten Deck bleiben, man mag nicht im Rauchzimmer sitzen und den Geruch hernach in allen Kleidern haben - so habe ich denn einen Abend mit Kino, einen mit Friseur, einen mit Baden und einen mit meinem Holländer totgeschlagen, während ich am Mittwoch, wo es ohnehin spät geworden war, früh zu Best gegangen bin und vorgestern höchst behaglich im Bett gelesen habe. Ich werde ohne das Geräusch des Ventilators bald nicht mehr schlafen und nicht mehr denken können - so weit das letzte überhaupt geschieht, woran ich bei dieser Reise manchmal zweifle.
Ein paar Worte muss ich doch noch dem Meere gönnen, das ein ebenso grossartiger wie beanspruchender Begleiter war. Am schönsten waren die Nächte - es klärte meist gegen Abend auf, und dann beschien der Mond mit täglich wachsendem Licht die Wellen; ich habe meine Aussenkabine um dieses nächtlichen Schauspiels willen besonders geschätzt; man konnte lange auf dem Bett knieen und in diese wogende wandernde wechselnde Unendlichkeit hinausschauen. Aber auch die eigentlichen Sturmstunden waren grossartig - wenn immer wieder die Kabine verdunkelt wurde von den übers Fenster weggehenden Sturzwellen, dann das Wasser tief unten am Schiff versank, um mit wunderbarem Schwung und Glanz wieder emporzusteigen, bis das Fenster abermals von der grünlich gläsernen Welle verdeckt war. Von oben, so schön die Weite des Blickes war, machten doch die Wellen viel weniger Eindruck - dafür beherrschte dort der Wind wowohl akustisch wie kinetisch das Feld; ein wirklich höllisches Lied, das er um die Schornsteine, Masten und die unzähligen Ecken und Rundungen der Decksaufbauten spielte! Und welches Gefühl der Ohnmacht und Beschränktheit, wenn es einem sogar im Schutz der Boote und Bauten kaum gelang, sich gegen den Sturm zu behaupten! Das waren immer wieder Gelegenheiten, derer zu denken, die sich solchem Ungestüm allein und ins Ungewisse ausgesetzt haben - wobei mir angesichts der Gewalt des Windes diesmal die Flieger noch bewundernswerter vorkamen. Wie verschieden sind doch die Menschen - welch eine Welt zwischen dem Mut der Pflichterfüllung und der Kühnheit des Wagnisses - und doch wie wichtig beide für das Wachstum der Welt!

Die Reise-Endbetrachtungen waren durchaus verfrüht. Am Montag Nachmittag kam ein Sturm auf, der die ganze Nacht auf Dienstag anhielt und sich erst gegen Abend des Dienstag legte - dann freilich hatten wir eine denkbar stille Einfahrt in das Hafengebiet. Ich habe den wirklich ungeheuren Eindruck der entfesselten Gewalten, der schiffshohen Brecher, des sausenden Sturmes so weit wie möglich an Deck erlebt. Es wurde freilich auch eisig kalt, so dass mann es immer nur halbe Stundenweise oben aushalten konnte. So lange hielt allerdings die Wärme vor, die aus der blossen Anstrengung des immer wieder Fuss fassens ensprang. Gegen Abend überholten wir ein kleineres Schiff; ich habe so etwas von Hüpfen und Tanzen auf den Wellenbergen nicht für möglich gehalten; man sah das Toplicht bald hoch im Himmel wie einen Stern, bald unten im Wasser wie eine Boje. Aber auch unser schweres Schiff wurde geworfen wie ein Baumstamm, und der Sturm drückte es auf die Seite wie ein kleines Segelboot. Man musste das Deck richtig hinansteigen. In der Nacht hat wohl niemand besonders gut geschlafen; das Farewell Dinner nahm bei schwächster Beteiligung einen recht kümmerlichen Verlauf, und der hinterher angesetzte Tanz hörte auf, nachdem ein mutiges Paar immer wieder entweder auf fremden Tischen oder auf der Tanzfläche gelandet war. Am Morgen stellte sich heraus, dass nicht daran zu denken war, noch abends nach New York zu kommen, wie wir sollten. Wir hatten die Nacht über fast keine Fahrt gemacht, da der Sturm etwas gedreht und uns genau entgegengestanden hatte. Das war eine Enttäuschung! Noch eine Nacht so schaukeln und schwanken - dazu hatte niemand Lust. Aber es half nichts: es musste ein zweiter Abend zum Tanzen angesetzt werden, aber es blieb bei der Musik dafür. Es musste noch einmal der ganze Tage hingewackelt werden; abends kam der Mond heraus, es wurde immer klarer, und um 11h nachts sah ich das erste Feuerschiff. Morgans um 3h kam der Lotse an Bord, bald darauf das Postschiff, in das dann wieder eine Stunde lang all die ungezählten Postsäcke übergeladen wurden. Als es kx hell wurde, waren wir dicht unter Land - das sah unglaublich vertraut und beruhigend aus! Der Mond ging blass unter, und die Sonne kam als ein roter Ball herauf, zugleich mit einem rosigen Sanitätsrat, der zum Glück nichts zu bemängeln hatte. Damit man sich nicht einbildete, etwas Besonderes zu erleben, kamen 4 grosse Dampfer mit uns gleichzeitig eingefahren, darunter die herrliche schnittige strahlend weisse "Queen of Bermuda", der schönste Dampfer, den ich gesehen habe. Die "Isle de France", die mit uns zugleich abgefahren war, hatte es noch am Abend geschafft - offenbar war die südlichere Route, die sie genommen hatte, in der vorletzten Nacht günstiger gewesen. Um 7 1/2h fingen wir an, uns langsam auf New York zu zu bewegen. Nach 3/4 Stunden erschienen im Dunst die Wolkenkratzer, und gegenüber

die Freiheitsstatue, der man viel eher glaubt, dass sie Bavaria heisst und einen Bierseidel schwingt - ein Monstrum! Das Bild von New York, das man von so vielen Wiedergaben kennt, war in Wirklichkeit viel hässlicher als erwartet; vielleicht machte der etwas dunstige Himmel viel dazu. Gewiss ist die bauliche Leistung einfach phantastisch - aber im Ganzen gesehen wirkt dieses Gemenge wie eine abscheulich hochgeschossene Warze, die so schnell wie möglich ausgebrannt oder sontwie vertilgt werden sollte. So - krankhaft, unnatürlich, zum Absterben verurteilt trotz allem Leben darin, wirkt auf mich einstweilen noch die ganze Stadt. Schon das Gemisch von Menschen, von denen sehr viele defekt oder nicht mehr in Ordnung sind - viele haben zu wenig, manche zu viel abbekommen, genau wie das für das Geld gilt - dann der unsinnige Aufwand für eine Welt der Fiktionen, zusammen mit der Sparsamkeit bei wirklich grossen Dingen - die Banken sehen, abgesehen von Wallstreet, alle wie Kirchen aus, und die Kirchen stecken meist in Mietshausfassaden - der frenetische Lärm, die Freude am Betrieb als solchem: alles kommt einem wie eine einmalige Entartung vor, und man vergisst gerne, wie viel davon doch auch europäische Grossstädte übernommen haben oder überkommen mussten.-
Aber ich weiss, dass alle solche Eindrücke ohne Beweiskraft sind - immerhin, als erste Eindrücke sind sie bei mir sehr stark. - Die Emigration-Kontrolle dauerte sehr lange, obwohl nirgends Schwierigkeiten waren. Als ich nun um halb 11h endlich von Bord g kam - noch längst nicht der Letzte - da standen Arnold und Clara Brecht am Pier - und ich muss sagen, diese freundschaftlich-freudige Begrüssung war eine faberhafte Hilfe für diese Ankunft. Ich hatte das Gepäck von Bord aus expeditionsfertig gemacht und hoffte, alles würde sehr leicht und schnell gehen; aber erstens waren meine Sachen an 3 verschiedenen Stellen unter völlig falschen Buchstaben aufgebaut, zweitens behauptete der gewissenhafte Beamte, er müsste alle Koffer gesehen haben, so dass es ein mühseliges Aufschliessen und Auspacken gab, und drittens bemächtigte sich ein Träger eines Teiles, um ihn zu einer Droschke zu schleppen, während ich doch gerade zu Fuss gehen und die Sachen mit dem Spediteur gehen lassen wollte. Aber es ging alles schliesslich in Ordnung, und im Hotel Earle fand ich ein zwar winziges, aber nettes Zimmer - und Post!
Wir assen gemeinsam zu Mittag und um 2h war eine Fakultäts-
sitzung -

Wir assen gemeinsam zu Mittag und um 2h war eine Fakultäts-
sitzung, die erste des Semesters, das bald aufhört; das
traf sich ja wirklich gut für mich, so sah ich gleich alle
beisammen und konnte die ersten sehr zwiespältigen Eindrücke
vom Ganzen gewinnen. Eindeutig wirklich famos - ausser
Arnold, der das ja nicht mehr in Sitzungen unter Beweis
zu stellen braucht - ist Johnson, der mir eine reizende
kleine Begrüssungsansprache hielt und im übrigen ein träu-
merischer Diktator zu sein scheint. Nach der Sitzung noch
Zusammensein beim Kaffee mit lauter Leuten, die das Neueste
aus Deutschland wissen wollten. Nun, das - in Gestalt des
fabelhaften Abstimmungsergebnisses an der Saar - wusste
ich ja auch nur aus den Zeitungen; aber ich konnte denen
unter den Anwesenden, die sich zur Freude darüber aus
allerlei inneren Hemmungen nicht recht frei machen konnten,
doch helfen, sich diese unanzweifelbare und durch allerlei
Hoffnungen auf die Zukunft meiner Ansicht nach noch beson-
ders gerechtfertigte Freude zu gönnen.- Dann ging ich auf
Wohnungssuche, weil das Hotel für längeren Aufenthalt zu
teuer und zu eng ist - und tat gleich zuerst einen Griff,
auf den ich heute wieder zurückgekommen bin (wie es mir
eigentlich immer ergeht) nachdem ich mehr aus Pflichtge-
fühl allerlei angesehen hatte, was mir zum Teil Clare Brecht
freundlich zusammengestellt hatte, und was ich zum anderen
Teil, wie das International House, schon von Berlin aus
ins Auge gefasst hatte. - Abends war General Seminar, in
dem Arnold über Centralisation und Decentralisation sprach,
sehr einfach, klar und anschaulich, freilich sprachlich
recht gehemmt. Das war um 11 1/2h zu Ende - danach f i e l
ich ins Bett, um dann freilich, wohl aus Ueberdrehtheit,
kaum zu schlafen. Heute wird das besser werden, schon
weil es das sozusagen künftige Bett ist. Der ganze Tag war
strahlend sonnig und warm gewesen, so dass man sich im
Süden glaubte (was man m auch ist). Die Nacht war noch
ganz klar, als ich aus dem Zimmer im 8.Stock über die
niedrigeren Häuser/Neben- in der Richtung auf den River
über die Strassen und Höfe schaute. - Heute morgen lag tie-
fer Schnee, das Bild war völlig verändert. Ich fuhr zu
Brechts, die im Mayflower unmittelbar mit dem Blick auf
Central Park in 2 entzückend möblierten Zimmern einfach
schlemmerhaft wohnen, und frühstückte mit ihnen, nachdem
ich ihnen noch Brötchen besorgt hatte - erster New Yorker
Einkauf. Dann machte ich mich im unterdessen strömenden
Regen auf die Gudensuche; denn ich hatte das Gefühl, dass
man das ja nicht zu lange aufschieben sollte, auch weil man
ja erst in d r endgültigen Umgebung richtig auspacken und
arbeiten kann. Diese Wanderung war im hohen Schnee, der
sich allmählich in Wasser verwandelte, sehr unangenehm.
Reinigung sehr unvollkommen - erheblich langsamer als bei
uns. - Auf diesem Weg, der mich von der 124th Street bis
zurück nach Wallstreet brachte, habe ich schon allerlei von
New York gesehen. Die Wohnungen gefielen mir alle nicht:
International House die Gemeinschaftsräume protzig, die
Zimmer selbst winzig und ohne Bad; dazu etwas auf Rocke-
fellers Gnade - daß es eine persönliche Sache des jüngeren R.
ist; dann nicht einmal ein Zimmer nach der Wasserseite frei -
keine Lust. Alles andere war ebenso: entsetzlich "gut"
bürgerlich und dabei eng und ohne Blick irgendwohin; und
nach nichts sehnt man sich hier so wie nach Himmel und

Weite; denn in den Strassen bekommt man Albdrücken. So kehrte ich denn klatschnass ins Hotel zurück und telefonierte mit dem Christodora-House, das ich inzwischen bezogen habe. Die Lage ist so, dass alle anderen die Nase rümpfen: mitten im KleinLeute-Viertel. Aber das ist gerade der Reiz. Denn es hat nichts von der vergehenden Pracht der Prosperitätszeit, sondern ist ein ebenso einfacher wie solider Zweckbau, entstanden aus der Settlementsarbeit hier im Bezirk (der in vielem an die Fruchtstrasse erinnert) Hier lebt genau der vergessene Mann, für den und mit dem Roosevelt regieren will. Seine Kinder erfüllen den ganzen Tag über den weiten Platz von Tompkins Square mit dem Lärm ihres Spieles, der bis ins Haus dringt, da unten eine grosse Spielhalle für Arbeiterkinder ist. Ursprünglich sollte das Neue Haus mit seinen Tenements dazu helfen, die Kosten für die soziale Arbeit aufzubringen; aber inzwischen sind die Preise so ermässigt, dass auch dieser Betrieb zusätzliche Mittel braucht; er hat nur noch den Ehrgeiz, dem gering bezahlten Menschen, der von Herkunft oder Vergangenheit aus einen anerkannten Anspruch an eine etwas gepflegte Umgebung hat, dabei zu helfen, diesen an sich erwünschten standard zu halten. Man kann an der sozialen Arbeit teilnehmen, und ich werde es tun, sobald ich etwas eingelebt bin. Auch das Haus selber bietet Gelegenheit zu zwangloser Geselligkeit; die Gemeinschaftsräume sind wirklich sehr hübsch, und nichts ist "muss". Man kann alle Mahlzeiten im Hause haben, wenn man mag - auch eine oder keine, ohne grosse Anmeldungen oder Absagen. Man hat an Bedienung, was es eben hier gibt, und eine gewisse Beratung und Hilfe bei der Beschaffung des übrigen unentbehrlichen Aufwandes, den in Deutschland die unglückliche Hausfrau leistet; hier gibt es sogar in solchen sehr gepflegten Häusern weder Waschen noch Schuhe puthen, noch Nähen oder Klopfen: alles muss man ausser dem Hause machen lassen - dafür ist aber auch in jedem 3. Hause eine Wäscherei, und für nichts sieht man mehr Reklame als für shoe shine, den eben jeder selber zur Hand haben muss, wenn er sich die cents fürs Putzen auf der Strasse ersparen will - und wer wollte heute hier nicht sparen?! Der Prospekt ist natürlich etwas geschönt - aber vor allem mein Zimmer ist angenehm. Doppelt so gross als irgend eines der anderen, die ich gesehen habe; m 3,20 zu 4,85 und noch 80 cm Auslauf an der Tür, so dass man also wirklich hin und her laufen kann; Vorraum mit Telefon und Bad, beides für je 3 Zimmer, mit allerlei netten Einrichtungen, damit man mit seinen Sachen nicht an einander gerät; tadelloses ganz einfaches Bett, allzu kleiner Schreibtisch (-inzwischen grossen zweiten dazu erobert!- Nachschrift) grosse Kommode, noch grösserer breiter Wandschrank, in den man richtig hineingehen kann - und auf meine Bitte 2 nette Büchergestelle. Der Schreibmaschinentisch soll noch kommen; einstweilen muss der Nachttisch herhalten. 12. Stock -

bei Gelegenheit möchte ich noch höher. Aber schon hier habe ich über Tompkins Sq hinweg den Blick über alle dazwischenliegenden nidrigeren Häuserblocke frei zu den Wolkenkratzern des Broadway und der Fifth Avenue von Wallstreet bis zum Anfang des Central Park - alles Himmel mit Türmen darin, besonders nachts ein phantastischer Anblick. Da sitze ich also richtig in und vor dem richtigsten New York. Schlimm natürlich der Lärm - aber ja auch nichts woran man sich so gewöhnt und gewöhnen muss. Herlich das Tuten der Dampfer, die man ja über in dieser Stadt hört, weil sie so mitten ins Meer hinein geht. Tröstlich dieser Ton, der einen (nebst der Rückfahrkarte in der Tasche) so fest ans Vaterland bindet - übern Meer. Ich sehe die 9th und 10th Street hinaus zur L (so heisst die Elevated), zu den fernen Lichtreklamen, zu den mir einzeln noch unbekannten Hochhäusern, die zum Teil auch jetzt noch phantastisch üppig beleuchtet sind. Ich muss sagen dass ich mich in diesem Raum so wohl fühle, wie ich mich in New York, wenn es das schon sein soll, nur fühlen kann. Ueberkomme einen das Elend, kann man hinunter in die schönen Gesellschaftsräume gehen, wo wirklich gute Bücher stehen, hübsche Leseecken und ein herrlicher Kaminplatz .ocken - aber man kann auch tapfer bleiben und sich an seine Bücker setzen - wozu ein wirklich bequemer Lesestuhl lookt, der mit den Gestellen und einer Stehlampe zusammen eine sehr anständige Leseecke bildet - das ganze aber so einfach, dass das Zimmer einen sogar seinem Insassen sympathischen mönchischen Eindruck macht. Am schönsten der Speiseraum, on the topfloor, mit dem Blick auf den Hudson und die Stadt. Für dauernd ziehe ich den Stadtblick wegen seiner Lebendigkeit noch vor. Ich habe Glück gehabt, dass ich ein Zimmer bekam, besonders ein so hohes. Zur New School gehe ich 15 Minuten, alle Verkehrsmittel sind leicht zu erreichen - und die Express-Subwayzüge fahren so schnell, dass man weit kommen kann. -So habe ich auch heute Vormittag trotz dem miserablen Wetter Riverside Drive von Trants Tomb an, Morningside Park, R Central Park und viele Strassen hinunter bis Walstreet gesehen - viele Arbeitslose Schnee schippend, fast die Hälfte sichtlich Leute, die etwas ganz anderes gelernt und bisher getan haben als mit der Hand zu arbeiten - zwischen ihnen verlumpte Neger: New York. An der 83.Strasse ein riesiges Hochhaus im Verfass, der freilich nur die Fenster betrifft (diese Kästen werden zum Entsetzen der Nachwelt in 500 Jahren noch stehen, so fireproof und fest sind sie!); für jeden Preis abzugeben, offenbar praktisch herrenlos. An Riverside Drive Holzbaracken als Unterkunftsräume für die Arbeitslosen, die in Hemdsärmeln darinnen sitzen und lesen, ohne recht zu wissen was und warum; und dann diese Anhäufung von Grössenwahn in Wallstreet - unvergesslicher Eindruck: Häuser, statt der Berge, in den Wolken!

New-York Christodora House
601 East 9th Street

20. Januar 1935
(der 18.)/

Freitag/war ein klarer Frosttag, sehr windig, aber doch nicht zu kalt. Leider hatte ich noch keine Zeit, auf einen der Wolkenkratzer zu fahren; denn für eine weite Aussicht wäre das gerade das richtige Wetter gewesen. - Das Haus erweist sich weiter als angenehm, sauber und gut geführt. Manches erinnert mich aufs fröhlichste an Zuhause - z.B. der morgendliche Wettlauf zum Bad, das ja 3 gemeinsam benutzen; die Eile, mit der man sein Bett auslegt, weil das Zimmer - angenehmer Weise - sehr schnell gemacht wird. Anderes ist umso abweichender. - Ich habe diese ersten Tage noch darauf verwandt, mich umzusehen und einzurichten. Von nun an soll ein möglichst regelmässiges Leben beginnen - was sich freilich meist darauf beschränken wird, dass man seine Vormittage eisern für sich behält, weil es nachmittags und gar abends an Ablenkungen nicht fehlen wird, die man sich erlauben muss, wenn man etwas von New York und möglichst auch Amerika kennen lernen will. Am angenehmsten ist an diesem Quartier die völlige Unabhängigkeit in Bezug auf Mahlzeiten. Das Frühstück werde ich wohl immer hier nehmen; es ist etwas zu teuer, aber es wäre sinnlos, wegen der 5 cts, die ich es anderswo eventuell billiger bekommen könnte, wegzulaufen. Ausserdem ist es einfach ein Genuss, an einem Fenster zu sitzen und je nach Lust und Laune einen Morgen auf Long Island, einen auf Brooklyn, einen auf Downtown und einen auf die saubere Wand zu schauen. Es geht alles fabelhaft fix, da man sich selbst bedient. Ohne jede Hetze ist in 10 Minuten der obligate Toast mit Thee und einem Ei oder Rührei verzehrt, nicht zu vergessen die ebenso obligate Grapefruit oder Orangejuice. (7 Grapefruit kosten 25 cts!) Am Freitag machte ich dann zuerst die Post versandfertig, die ich während der Ueberfahrt vorbereitet hatte; nachmittags ging die Olympic zurück, das war die beste Verbindung. Es hat hier wenig Sinn, Briefe auf gut Glück in den Kasten zu stecken; lieber wartet man auf die jeweils beste Verbindung, die man in allen Postämtern und in den Zeitungen angezeigt finden kann. Das ist eine der - offenbar vielen - erfreulichen Eigenarten an New York, dass es so sehr und bewusst an Europa interessiert ist und auch über den Ozean weg lebt, was ja die weiter westlich liegenden Landesteile garnicht tun sollen.
Post expediert - dann nahm ich im sogenannten Little House von dem Zimmer und Tisch Besitz, die mir neben 2 anderen zustehen; aber da die anderen alle weit draussen wohnen, werde ich nicht nur den Tisch, sondern das ganze Zimmer praktisch für mich alleine haben, wann immer ich will. Für die Erledigung von Sachen, für die man das Material dort findet, ist das sehr angenehm; viele werden das nicht sein. Aber man hat dabei den Rat und nötigenfalls auch die technische Hilfe der Fakultätssekretärin - und ein Telefon, das man umsonst benutzen kann. Dies Little House ist sicher eines der kleinsten von New York und bestimmt das kleinste in Downtown; es hat nur 2 Fenster Front und nur 2 Stockwerke

und ist einfach vergessen worden. So wirkt es etwas symbolisch für die Art, wie die Graduate Faculty versucht, sich von den "Errungenschaften" des amerikanischen und besonders New Yorker Lebens fernzuhalten und den Stil des deutschen gelehrten Daseins hierher zu verpflanzen. - Aber es ist ein bisschen natürlich auch kennzeichnend für die Bedeutung die der New School und erst recht der Faculty einstweilen noch zukommt; wenn ich erst Columbia besucht haben werde, das ja ein ganzer Universitätsstadtteil ist, werde ich erst ganz ermessen können, wie gross der Unterschied ist. Aber es ist dabei noch lange nicht gesagt, dass die äussere Grösse entscheidend wäre.
Dann besuchte ich Johnson drüben in der School, die zwar auch nicht gerade riesig ist, aber doch ein sehr respektables Gebäude hat, etwas Bauhaus-Stil, der hier besonders fremd wirkt. Leider geht es J. nicht sehr gut, er ist von einem zurücksetzenden Automobil überfahren worden und, wenn auch wiederhergestellt und ohne Schaden davongekommen, doch noch geschwächt. Als ich ihm sagte, was der Gedanke für uns alle bedeute, dass ihm etwas wiederfahren könnte, da wir alle nicht nur persönlich an ihm hingen, sondern auch mit unserer Arbeit wie die ganze New School von ihm abhingen, da sagte er lachend: Oh it's not important; you see: The easiest manner to get monnaie would be by raising a Memorial fund. Wir haben uns sehr gut unterhalten und, wie ich hoffe, auch gut verstanden. Dann besuchte ich noch Miss Mayer, eine Art Assistant Director, die scheints organisatorisch die Seele des Ganzen ist - sehr hässlich anzusehen, aber offenbar eine hingebende und erfolgreiche Arbeiterin. Mittag ass ich in Welcome Inn, einem netten kleinen Lokal nahe der New School; an jener Ecke sind beliebig viele einander sehr ähnliche Lokale, wo man für 40 bis 50 cts gut zu Mittag isst. Man kann es in kleineren Kneipen auch billiger haben; und man lernt allmählich auch, sich allerlei zu kaufen, was man kalt zu hause essen kann; das wird wohl die Art sein, wie ich abends esse, wenn ich nicht auswärts sein muss. Das Thema ist ja nicht weiter interessant; nur insofern, als man im ganzen hier gut und abwechslungsreich isst, ~~mehr für das Geld bekommt~~, d.h. vielfältigeres, mehr fürs Geld bekommt als in Europa, und vor allem mit Obst und Fisch ungleich reicher versorgt ist als bei uns und sogar als in Paris. Wie eintönig und wie entsetzlich massiv man bei uns isst, das merkt man immer erst wieder ganz - und mit nachträglichem Schrecken - wenn man in andere Gegenden kommt. Der Weg von Christodora House nach der Fifth Avenue ist immer interessant, wenn auch nicht immer angenehm. Er führt durch das Italienerviertel. Das allererstaunlichste an dieser Stadt ist ja überhaupt, dass ihr Charakter so plötzlich wechselt; ein Block weiter, und man ist in einer völlig anderen Welt. Eben noch am Broadway mitten im feinsten Amerikanertum - und schon ein echt italienischer Markt, abgehalten an offenen Feuern; Lumpen auf den Strassen, die ebenso wie andere Abfälle einfach am Bürgersteig verbrannt werden - jetzt sind noch die letzten Weihnachtsbäume an der Reihe - die Guirlanden von Wäsche,

die nicht aus dem Regen in die Traufe, aber aus dem Körperschmutz in den Stadtdreck kommt (man braucht hier sehr viel Wäsche, und ich bin dankbar, sie zu haben) - alle Ladenschilder zweisprachig, eine italienische Bank, Schaufenster mit katholischen Kirchengeräten, Kerzen, Bildern - und am übernächsten Block lauter Deutsche, kleine Leute, die sich bemühen, sauber und ordentlich zu sein - und am Tompskin Square schon nur noch Arbeiter, abgesehen von ein oder zwei Strassen voll von Aerzten - kleinen Kassenärzten, würde man bei uns sagen. Die Häuser in dieser Gegend sind scheusslich, 4 stöckig, aber fast alle mit wichtigtuerischen Feuerleitern, an der Strassenwand, was sich sehr komisch und abscheulich ausnimmt. Viele leer, manche schon verfallend - der Bürgersteig zum teil uneben und aufgerissen. Durch die 8. und 9. street ebenso wie durch die Avenue A läuft eine uralte Strassenbahn, in der First Av. ebenso wie in der Fourth donnern die Hochbahnen, die auch nicht gerade neu sind - man kommt sich vor wie in Wuppertal oder am Stettiner Bahnhof vor 10 Jahren. Das soll aber nur eine Beschreibung und nicht etwa wine Klage sein; denn im 12.Stock ist man hoch genug, um es gut zu haben, und an den Lärm habe ich mich gewöhnt. Eine interessante Erfahrung muss ich noch notieren, obwohl sie sonst nicht zum Thema eines "Tagebuches" gehört: dass sich nämlich trotz Sonne und Erdumdrehung der Körper offenbar erst allmählich an die um 6 Stunden geänderte Zeit gewöhnt. Man hat also doch wohl in sich einen Rhytmus, der nicht nur von Tageund Nacht abhängig ist, sondern auch von der absoluten Zeit. Aehnliches ist ja auch, wie ich mich erinnere, durch sehr interessante Versuche an Bienen festgestellt worden. Den alten europäischen Rhytmus merkt man erstens am Aufwachen - zuerst immer noch genau zur alten Zeit, dann etwas später, aber doch noch um 3h oder 4h - und an der Verdauung, die sich genau so wenig an die neue Nacht gewöhnen kann. Sie tut es allmählich - ich bin schon xxxfik bei 6h morgens angekommen - aber es ist doch merkwürdig, dass weder das äussere Leben, noch die Zeit der Mahlzeiten, noch Licht und Dunkelheit dafür entscheidend sind, was sich als Gewohnheit im Körper festgesetzt hat. Freitag Abend war ein Empfang in der New School, im kleineren Kreise, über das Thema - uns ja sehr vertrau - "Staat und Kirche". Zu meiner Ueberraschung und gewissermassen auch Enttäuschung wurden keineswegs amerikanische Fragen erörtert - das eigentliche Problem gibt es hier ja nicht, weil es allenfalls eine Art Staatskonfession, die evangelische, aber hunderterlei Sekten und Kirchen in ihr gibt, und weil das religiöse Leben so abseits des öffentlichen steht - so selbstverständlich auch gewisse seiner Formen in die Oeffentlichkeit übernommen zu werden scheinen - dass ein Konflikt selbst dann schwer denkbar wäre, wenn es einmal nicht mehr volle Meinungsfreiheit hier gäbe. Es war mir erstaunlich, wie gut und genau die Sprecher unterrichtet waren, - mit Ausnahme einer übertriebenen Behauptung - und wie leidenschaftlich ihr Anteil an den deutschen Ereignissen. Ich lege die Einladung bei. Mr.Lieper, der erste Sprechen,

lässt Vater besonders grüssen. – Ich hatte einen sehr guten Platz am Speakertable und habe mich mit meinen Nachbarn sehr gut unterhalten. Leider war, als ich sehr müde heimkam, hie im Hause der einmal in Vierteljahr fällige Ball im Gange, und es herrschte bis morgens um 1/2 3h ein Lärm, der es unmöglich machte zu schlafen. Ich benutzte die Gelegenheit, mir ein Bild davon zu machen, wie die Menschen sich hier amüsieren – der Lärm spielt dabei eine wenn möglich noch grössere Rolle als anderswo, und der bare Blödsinn auch. Was ich von Korridorunterhaltungen und Geflüster" erschnappen konnte war von unüberbietbarer Primitivität.
Samstag den 19. machte ich mich zunächst zum Büro der Foreign Policy Association auf den Weg, weil ich gelesen hatte, dass sie mittags ein Dinner gab, auf dem u.a. Duggan über seine Russlandreise berichten sollte. Der charakteristische Titel der Veranstaltung "is Russia going left or right" zeigte sich nachher als höchst bedenklich; denn auf eine so oberflächliche Frage gab es auch nur oberflächliche Antworten zu hören. Es gelang mir, nicht nur einen Platz, sondern sogar eine Einladung und einen Stuhl unmittelbar am Speakers' table zu bekommen, sodass ich alles sehr gut verstehen konnte. Nach den üblichen Gesprächen mit einigen Mitgliedern des Büros dort und einem Blick in die Bibliothek, die mir in manchem nützlich sein kann, ging ich in die New York Public Library, die künftig für Lesen und Suchen mein Arbeitsplatz sein wird – ein sehr schöner, grossartig eingerichteter und organisierter. Ich werde auch Bücher entleihen können, nachdem ich mit einer grauhaarigen reizenden Departementsleiterin Freundschaft gemacht habe. Es ist auffallend, dass hier fast alle Frauen, die man trifft, einen Beruf oder mindestens eine ernsthafte Betätigung haben – und dass man Frauen keineswegs, wie bei uns, nur als Verkäuferinnen und Stenotypistinnen, sondern in hohen verantwortlichen Stellungen sieht; abgesehen von Lehrerinnen; die machen aber hier etwa 75 % des Lehrpersonals aus!
Von der Public Library, wo ich auch sonst die ersten Versuche machte mich zurechtzufinden, ging ich ins Hotel Astor zu der Diskussion. Es war eine Aufmachung ähnlich wie früher unsere Hochschulessen auf Carnegiekosten – nur dreimal so gross als unsere grössten und doppelt so üppig. Der Sinn eines solchen Massenessens, bei dem auf Tischordnung und Kennenlernen nicht wie bei uns früher Gewicht gelegt ist, sieht man nicht ein. Man könnte sich die Reden und Fragen auch ohne das anhören, wie das diejenigen ohnehin tun, die nur auf der 1. oder 2. Galerie des grossen Saales zuhören, – soweit sie nicht zu früh kommen um auch noch beim Essen zuzusehen. – Ich hatte aber mit meinem Tisch Glück; ausser einem deutschen Journalisten unangenehmen Typs sassen der tschechische Konsul, ein vielgereister jüngerer Mann, ein Professor der New York University, der Mitgründer der amerikanischen Völkerbundsgesellschaft ist, eine der Sekretärinnen der F.P.A. und die Mitarbeiterin von Duggan an meinem Tisch, so dass ich allerlei Verbindungen an/knüpfen

konnte. Für die ersten drei Tage des Aufenthaltes habe ich überhaupt schon ziemlich viel erlebt und erledigt und freue mich, umso ungestörter nächste Woche arbeiten zu können. Nach dieser Unternehmung, bei der ich übrigens auch mit Duggan eine ausgiebige Unterhaltung hatte - der die Eltern und Eva bestens grüssen lässt - traf ich mich mit einem der Kollegen, Prof. Feiler, früher Königsberg, mit dem ich 2 Stunden in der Stadt auf und ab ging, wobei wir trotz eifrigen Gesprächen doch Zeit hatten, uns allerlei anzusehen - Hauptpost, Pennsylvania Station, Empire State Building, Madison Square usw. Nach dem ersten Abscheu enthüllt New York seine Reize und Vorteile seiner Organisation; es hag auch etwas für sich, all das, was hier getan wird, auf einem so kleinen Raum zu erledigen, dass sich die Menschen dabei wirklich noch sehen und der einzelne seine Sachen nacheinander an Ort und Stelle erledigen kann. Geht man z.B. zum Augenarzt, so ist der Optiker auf dem nächsten Stock, und beide leben von einander, indem sie sich die Patienten zuschicken. Und im 20. Stock zu arbeiten, wie das z.B. die Foreign Policy Ass. tut, hat dann besonders grossen Reiz, wenn die nächsten Hochhäuser weit genug abstehen; in dieser Beziehung ist es nur in Wallstreet wirklich entsetzlich; da geht man wie im Grunde eines Riesengrabes, in das demnächst ein Riesensarg hinabgelassen werden soll. Als ich abends heimkam, fand ich Eva's night letter cable - und das war die schönste Vorbereigung auf einen herrlichen langen Schlaf und einen stillen Sonntag Morgen. Es regnet heute in Strömen, ist warm und neblig, und ich bleibe bis nachmittags zu hause, wo ich zu einem Besuch abgeholt werde. Morgens habe ich das Telefon ausprobiert und mit 3 Kollegen und Brechts gesprochen - teils aus Neigung, teils um das nächste Semester vorzubereiten. wozu die Besprechungen gerade im Gange sind. Auch in dieser Beziehung bin ich genau rechtzeitig gekommen. Es ist sehr angenehm, schon jetzt zu wissen, was man im nächsten Herbst und Winter lesen wird - und sich hoffentlich schon darauf vorbereiten zu können. Die Schwierigkeit ist nur, dass man sich immer gleich zeitig sowohl auf dieses wie das nächste Semester und auf das Sprechen überhaupt vorbereiten sollte; und dass man doch zu manchem, was anderswo schneller ginge, wtwas mehr Zeit braucht. So habe ich eine halbe Stunde verloren, weil ich statt fourtieth fourteenth street verstanden hatte.
Draussen geht das sonntägliche und deshalb sehr viel stillere Leben der Stadt weiter - ich fühle mich mit dem Kabel vor mir plötzlich unendlich erleichtert, genähert und verbunden - und ich geniesse diesen Zustand mit aller Hochachtung vor den Errungenschaften der Technik, die einem in anderthalb Tagen eine solche Nachricht sicher über das Meer bringen.

Berlin den 23. Januar 1935

Der Sonntag brachte nachmittags noch einen unerwarteten Besuch in Gestalt des früheren Generalkonsuls Schl., der jetzt hier für die deutsche Industrie versucht, Amerika und Deutschland beim Russlandgeschäft zusammen zu bringen. -

einstweilen ohne allen Erfolg. Ich konnte es nicht verhindern, dass er mich zum Abendbrot zu sich nach Hause schleppte - er wohnt auch weit draussen in Richtung auf Cortland Park - wo ich einen ganz interessanten Abend hatte, weil eine amerikanische Lehrerin überdurchschnittlicher Beweglichkeit, Kenntnis und Unvoreingenommenheit da war, mit der wir uns sehr gut unterhalten haben. Unangenehm war nur der Weg, weil es den ganzen Tag regnete; erst nachts besann es sich und wurde kalt und schneeig. - Montag vormittag ging ich auf gut Glück in die Rockefeller Foundation - wieder bei abscheulichem nassen Wetter. Es war doch ein überraschender Eindruck, dieses in die Wolken ragende Riesengebäude der neuen Rockefeller City, in dessen 55. Stock die Büros der Stiftung untergebracht worden sind - und die Auffahrt, im Express to 53, Local from 53 to 60. Die ganze Organisation dieses Riesenhauses ist erstaunlich - und die Büros der Stiftung, weiträumig und üppig bei aller Einfachheit, sind es auch. Ich hatte ein sehr freundliches Wiedersehen mit van S., lernte Miss Walker neu kennen, die meinen "Fall" speziell in ihrer Zuständigkeit hat, und Mr. Stephens, der die Angelegenheiten der A.L.St. bearbeitet. Ihm berichtete ich ausführlich über unsere Arbeit und stellte für später - jetzt habe ich zu viel anderes zu tun - einen schriftlichen Erfahrungsbericht in Aussicht. Dann kaufte ich bei Woolworth, der hier eine ungeheure Rolle spielt, die unentbehrlichen Schuhputzmittel - meine braunen Schuhe sind dem Schneewasser schon zum Opfer gefallen - und traf mich in der New School mit einem Kollegen zu ausgiebigem Gespräch über den neuen Studienplan für das kommende Jahr. Für mich selbst habe ich dabei vorgeschlagen: als Vorlesungen: "Gegenwartsfragen des Völkerrechts" und "Soziologische Grundlagen des Völkerrechts" und als Uebungen: "Abhängigkeit von Aussen- und Innenpolitik" und "Völkerrecht als Mittel der Aussenpolitik". Da ich mich einstweilen möglichst auf dieses aussenpolitische und vr. Gebiet beschränken möchte, was aus vielen Gründen richtig scheint, wollte ich eine grössere Auswahl nicht geben. Ich bin immer von neuem froh, dass ich gerade zu den Vorbereitungen für den Herbst und Frühling rechtzeitig angekommen bin. Den Nachmittag verbrachte ich höchst angenehm im gut geheizten Zimmer, das nur luftig ist, wenn der Wind gerade aus Westen kommt; denn Doppelfenster kennt man hier nicht einmal in den höchsten Büros, und um die Hochhäuser kann der Sturm ganz ordentlich heulen. Abends war ich bei Brechts - ich brachte ihnen die berühmte Steppdecke, für die ich zum Glück eine feste Plaidhülle bekommen hatte; denn ich fiel damit hin und machte nicht nur mich, sondern erst recht diesen Gegenstand in den unbeschreiblichen New Yorker Dreck völlig nass und schmutzig. Ich habe daraus noch mehr vorsicht beim Ueberschreiben der Strassen gelernt - die sowieso sehr nötig ist, weil sehr rasch gefahren wird und, im Gegensatz zur heimischen Verkehrsregelung - das seitliche Einbiegen immer und überall gestattet ist, wovon man immer wieder unangenehm überrascht wird. - Der Abend bei Brechts

war sehr heimatlich; es ist doch eine grosse Sache für mich, dass ich besonders Arnold hier habe, der mir bei der Sichtung der Eindrücke viel helfen kann - auch wenn sich schon wesentliche Unterschiede der Auffassung zeigen. Zurück erprobte ich eine andere Verbindung und brachte schrecklich viel Zeit und das doppelte Fahrgeld - aber nun weiss ich es. Dienstag der 22. galt vormittags wieder ganz der Lese- und Schreibarbeit "zuhause"; mittags ass ich mit dem nächsten der Kollegen zu ähnlichem Zwecke wie am Montag - wie ich mich denn bemühe, möglichst schnell die persönlichen Beziehungen herzustellen, ehe das neue Semester die anderen und mich so beansprucht, dass wir uns nicht mehr recht erreichen können - und auch um meinen guten Willen zu zeigen, nachdem ich durch die Wohnungswahl so etwas "abgerückt" bin.
Hinterher machten wir noch - leider wieder durch das miserable Wetter beeinträchtigt, einen Bummel durch die Gassen der Eastside und die Strassenmärkte, auf denen man alles kaufen kann, - wenn man es anfassen mag! Es ist wirklich immer wieder unheimlich, was für Gestalten und Welten diese Stadt gleich hinter den breiten und hohen Fassaden ihrer Wolkenkratzer birgt - und verbirgt. Abends las ich etwas im Lesesaal der New School und traf mich dann mit einem anderen Mitglied der Fakultät, H., um mit ihm nach Spuyden Duyvel zu fahren, wo alle Deutschen wohnen - eine Reise von 45 Minuten mit der Untergrund. Draussen freilich ist es erstaunlich ländlich und landschaftlich schön; es lag tiefer Schnee, gerade darum konnte man doch noch einen Eindruck bekommen. Bei Tage - mit dem Blick weit auf die Stadt - der Vorort liegt hoch auf dem Felszug, der den Hudson River begleitet - und dem nahen breiten Strom muss es herrlich sein. Der Abend war interessant, aber nicht durchweg sympathisch. Beim Heimfahren war ich im Grunde wieder zufrieden, für die Zeit des Alleinseins in der Stadt zu wohnen - und ich kam mit dem Gefühl der Hingehörigkeit ins Christodora House.
Mittwoch war wieder ein mächtiges Schneetreiben, das sich im Laufe des Tages zu einem richtigen Schneesturm auswuchs. Es ist erstaunlich, wie sich dann die Stadt verändert. Alles tritt hier heftig auf, auch das Wetter. Abends konnte man überall verlassene Autos stehen sehen, so eingeschneit, dass weder die vordere noch die rückwärtige Scheibe zu sehen war, manche sogar so, dass man ihre eigentliche Form und Bestimmung nur noch raten konnte. Dafür wurde die Luft immer besser und die Stadt immer sauberer - und heute, (es ist inzwischen Donnerstag), wo der Sturm, der über Nacht wirklich abscheulich gewütet hat, den Himmel klar geblasen hat, liegt sie so weiss und strahlend unter dem knallblauen Himmel, als wüsste sie nichts von all dem Dreck und Unrat, den sie dauernd produziert. Es ist, als hätte dieser Schmutz sich in die Untergrundbahnen geflüchtet, die unbeschreiblich unsauber sind und an solchen Tagen wie Kehrichtlöcher wirken. An solchen Zeichen merkt man die bunte Bevölkerung; diese Massen an Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen, wie sie etwa in der Schweiz, aber auch bei uns oder in Holland selbstverständlich ist, scheint hoffnungslos; mindestens solange, wie nicht auch das Wegwerfen von Papier und Abfällen, wie

das Spucken, mit 500$ Geldstrafe oder einem Jahr Gefängnis oder beiden bedroht wird. Die Strafandrohungen hier sind überhaupt drakonisch und wirken ebenso erschreckend wie manche der Mitbürger, gegen die sie sich richten.
Vormittags machte ich Einkäufe. Gummischuhe - wer hätte das gedacht! ein völlig unentbehrlicher Gegenstand bei der rückständigen Strassenreinigung - einen kleinen Schreibmaschinentisch - der erste amerikanische Einrichtungsgegenstand - und andere Kleinigkeiten. Wenn ich denke, wie unlustig und unsicher ich nach einer Woche bei Chapmans zum ersten Mal nach London fuhr, und wie selbstverständlich ich mich hier schon nach einer Woche fühle, dann merke ich recht, wie gut mir London dafür getan hat. - Anschliessend an diese Besorgungen machte ich den deutschen Generalkonsul ~~Mxxx~~ Dr. Borchers Besuch; er nahm mich sehr freundlich auf und hielt es für eine ausgezeichnete Lösung, dass ich an die New School gegangen sei - eine Auffassung, die mir wegen der Rückwirkungen wichtig ist. Diesmal musste ich mangels Vorbereitung allein essen und tat es in einem Childs, etwa den Londoner Lyons und ganz von ferne unseren Aschingers zu vergleichen. Nachmittags war überraschend eine Fakultätssitzung, bei der ich Lederer zum ersten Mal sah - er war zu einer Vorlesung in Chicago gewesen. Obwohl eine einfache Frage zu entscheiden war, dauerte es doch sehr lange - mehr weil alle das Bedürfnis nach allerlei Aussprache hatten, als weil die Sache selber wichtig oder schwierig gewesen wäre. Dann schloss sich eine Besprechung der Deutschen an; das ist für die Fortschritte im Englischen natürlich verheerend, dass man gezwungen ist, beinahe täglich deutsch zu sprechen (und dann ja auch noch eine Menge deutsch liest und schreibt). Phonetisch ist denn auch, was man hier hört, wirklich schrecklich, so gewandt und sicher manche sich ausdrücken können. Ich habe aus Verzweiflung gleich eine - übrigens ausgezeichnete - Phonetiklehrerin genommen und hoffe damit den schlechten Einflüssen und Eindrücken der Fakultät etwas entgegenzuwirken. Für die kurze Zeit bis zu ihrem und meinem Semesterbeginn arbeiten wir täglich zusammen. Möchte diese neueKapitalverwendung sich lohnen! Nach der Sitzung ass ich mit Lederer zu abend, und dann schloss sich das Generalseminar an - bei dem Schneesturm fast nur von der ~~xxxxxxxxxxxxxx~~ Fakultät besucht und ein beängstigender Monolog einer bestimmten Gruppe Deutscher - gehalten in meist schlechtem Englisch wegen des Italieners, der zum Kollegium gehört und nicht deutsch versteht. - Nachher sassen Brechts, Feilers, L. und ich noch eine Weile ~~xxx~~ zusammen - und das war besonders nett, weil an Schlafen doch nicht zu denken war, wie ich nachher zu meinem Kummer feststellte. In diesem fireproof building klappert und wackelt bei solchem Sturm alles, was nur kann: die eisernen Fensterfassungen , die eisernen Türen, die Lüftungsklappen, die Drahtgitter vor den Fenstern - aus ganz feinem aber starkem Draht, damit man nicht herausfällt - denn die Fenster selbst sind tief und die Gebäude hoch - kurz, obwohl

ich, wo ich nur konnte, Taschen- und Wischtücher einstopfte, konnte ich nur einige der Geräusche beheben und musste einen Teil der Zeit mit Lesen vertreiben; ~~man~~ man muss sich eben in Amerika noch viel mehr überhaupt akustisch abstellen- was hier die Heizungen für einen Lärm machen, mit welcher Unbekümmertheit andere Leute nach Hause kommen, was bei jeder Gelegenheit an Lärm erzeugt wird, das ist erstaunlich. Ein Wort des Ruhmes gebührt noch der Verschwendung in Nebensachen, die hier getrieben wird. Geheizt wird geradezu unsinnig - und trotz dem finden es alle Amerikaner immer kalt. vielleicht weil viele offenbar unterernährt sind. Denn so schön es ist, leicht zu essen, so kann doch die durchschnittliche Ernährung des kleinen Angestellten gewiss nicht genügen: morgens nur toast und Thee, mittags ein sandwich und Kaffee, und nur abends vielleicht etwas Substanzielleres, was ich nicht kontrollieren kann, da es wohl erst zu hause eingenommen wird. Niemand hat hier Frühstücksbrot mit - Stullen gibt es ebenso wenig wie Aktentaschen mit der Thermosflasche. Ausser der Heizung ist auch das Licht ein rückhaltlos ausgenutzter Stoff. Ueberall brennt immer alles - In den Häusern bleiben die Korridore die ganze Nacht hell, die Strassenbeleuchtung wird zu keiner Zeit eingestellt - die Reklame habe ich noch nicht kontrolliert, weil ich mich dazu mal eine Nacht herumtreiben müsste, und das war einstweilen wenig einladend. Das heisse Wasser fliesst überall - und ebenso stehen überall schön konstruierte Kübel mit geeistem Wasser, das man gratis aus Papierbechern trinkt - ich denke oft an die Deupa bei diesem immensen Verbrauch. Wenn ich hier täglich 3 mal baden würde, wäre das nicht im geringsten anstössig oder schlimm; und der Preis des Zimmers bliebe derselbe. Bettwäsche und Handtücher werden jeden zweiten Tag gewechselt!

29. Januar 1935 - Das Aeussere meines Daseins hat sich noch erheblich verbessert. Zu dem 2. Schreibtisch habe ich mir in einem der vielen Ramschläden, die hier herum bestehen, für je einen S einen kleinen Beitisch, ein Büchergestell und ein Gestell für die zur Hand liegenden Bücher beschafft (das letzte ist eine hier sehr übliche praktische Einrichtung, um reichlich Bücher griffbereit neben dem Schreibtisch zu haben). Einen sehr soliden Maschinentisch habe ich mir neu gekeuft, weil ich den immer brauchen werde - und das Haus hat zu dem 2.Schreibtisch auch noch einen bequemen hölzernen Armstuhl geliefert, so dass ich nichts mehr weiss, was mir abginge. Auf der Heizung, die immer entsetzlich trocken ist (überheisse Luftheizung, die einen hier in allen RÄumen plagt und durstig macht) sind zwei flache Blechgefässe kunstreich angebracht (ich musste dazu die ganze Fensterbank abmontieren, was mit Hilfe von Zange und Schraubenzieher mit etwas Schweiss gelang), die ich für je 10 cts bei Woolworth fand, und nun habe ich gute Wasser verdunstung, ein Luxus, der hierzulande unbekannt ist. Eine schöne Karte von Amerika an der Wand über dem 2.Schreibtisch: das Zimmer sieht so bewohnt und erfreulich aus, als wenn ich ein Jahr hier lebte - und die "Anschaffungskosten" sind gering geblieben und beendet. Auch die Brille ist wiederhergestellt, für erheblich weniger Geld, als sie in Deutschland selbst bei genauer Umrechnung der Mark gekostet haben würde; legt man gar die Registermark zu grunde (was ja nur theoretisches Interesse hat) dann sind auch andere Sachen doch erheblich billiger, als sie heute in Deutschland sind. Im ganzen stimmt meine Schätzung, dass ein Dollar für zwei Mark kauft - also immerhin ein erheblicher Unterschied gegen früher. In teureren Distrikten ist es anders; aber hier auf Eastside kommt man ziemlich weit mit dem Geld - ob auch mit den Sachen muss sich zeigen. Am letzten Freitag, als ich morgens die Post abschickte, sass ich den Vormittag lesend in Little House, wo ich auch Arnold und später die Prof. Wertheimer und Köhler traf - der letzte mir durch die A.L.S., bekannt, beurlaubter Leiter des Psychologischen Instituts an der Universität Berlin. Mit ihnen assen wir auch mittag. Dann traf ich mich mit dem italienischen Kollegen - der ein zwar völlig flüssiges, aber kaum verständliches Englisch spricht, dem er alle Weichheit und alle Endungen seiner eigenen Sprache zu geben versucht - er sagt z.B. houseses - in einem italienischen Lokal, wo wir lange in interessanter Unterhaltung und Austausch von Erfahrungen und Eindrücken sassen. Hinterher suchte ich mir einen Ueberblick über die Bibliothek der N.Sch. zu verschaffen, was nicht schwer ist, weil sie sehr klein ist, und sass im Lesesaal, um mich durch die wichtigsten Zeitschrif en durchzulesen. Schliesslich blieb ich, auf dem Weg nach hause, in einem kleinen Kino hängen, wo ein russischer Film über die Elektrifizierung Russlands gedreht wurde - nicht sehr gut

in der Technik, aber sehr interessant in der Sache. Nun wusste ich endlich wieder essen - und fand sozusagen d a s Automatenrestaurant von New York (hier ist das eine ganz unbekannte Einrichtung und der Betrieb a la Aschinger viel üblicher), das sich in allen Einzelheiten lebhaft an "Quick" erinnerte, nur dass der Lärm der Musik fehlt. Der Samstag galt den Einkäufen, über die ich schon berichtet habe, und der Lektüre in Little House. Ich bin dort möglichst regelmässig, weil die anderen alle kaum je hinkommen und man deshalb daran denkt, es aufzugeben, was ein grosser Verlust wäre - denn es ist angenehm, eine Bleibe nahe der N.Sch. zu haben, und die kleinen technischen Erleichterungen eines Büros. - Die Einkäufe waren etwas erschwert durch Demonstrationen, in denen vor vielen Läden die Angestellten dagegen protestierten, dass sich die Inhaber nicht den NRA-Codes unterwerfen oder die Gewerkschaften nicht anerkennen. Das Publikum lässt sich aber vom Kaufen durch die Schilder und Sprechchöre nicht abhalten; dazu ist bedarf es, wie wir wissen, sehr viel handgreiflicherer Mittel, die man hier noch nicht anwendet. - Gleichzeitig begann die grosse Schneeentfernung, mit wirklich erstaunlichen Massen von Menschen (im ganzen waren in der Stadt New York 50,000 aufgeboten) und Maschinen - riesigen Pflügen, Baggern und Kranen, Massen gemieteter und eigener Wagen und grossem Radau. Mir fiel auf, wie vergnügt die Notstandsarbeiter waren, trotz Kälte und zum Teil sehr kümmerlicher Ausrüstung. Das galt sogar noch am Sonntag, als es bei 18° alles andere als ein Vergnügen war, Eis zu hacken und Schnee zu schippen. Nur ein paar Neger schienen wirklich unter der Temperatur zu leiden, die doch so war, dass sie auch mir das Wasser aus den Augen trieb. Abends verzehrte ich ein sehr angenehmes Obst- Butterbrot- und Keksmahl, das ich mir eingekauft hatte und genoss es, still zu hause zu sitzen und auf die erleuchtete Stadt zu schauen. Am Sonntag musste zunächst die enorme Times bewältigt werden - auf die Zeitungslektüre geht überhaupt einstweilen schrecklich viel Zeit, aber man muss es eine Weile so machen, sonst lernt man nicht, Wichtiges sicher zu finden und zu verstehen. Ohnehin ist es bei dem politischen slang schwer, zu begreifen, wer was meint und wer was ist - erst recht wer was tut. Dann ging ich wieder ins Büro - wobei ich froh war, als ich wieder im Warmen sass; der Wind, der durch die Strassen fegte, war wirklich infam. Mittag leistete ich mir in der Inn, in der ich am ersten Tage mit Brechts gegessen hatte, und wo es zum Sonntag ein sehr ergiebiges Lunch gab. Dann ging ich über den ganz stillen Tompkins Square in das ganz stille Christodora House und genoss mein vervollkommnetes Reich. Die Sonne ging herrlich unter - und so erhob sie sich auch am anderen Morgen wieder, und das ist besonders schön aus dem Frühstücksraum anzusehen, wo ich einen Fensterplatz habe, von dem aus ich mitten in den Goldstreifen schaue, den sie über den Eastriver wirft. Allmählich tauchen dann

die Brücken und die Häuser aus dem Morgendunst, die Schiffe wachsen aus dem Nebel zu sichtbaren Formen, und der Tag wird kalt und klar, wie es hier zum Leben passt - e wenn es nicht, wie das auch geschieht, in Sentimentalitätsnebel absichtlich eingehüllt wird. - Abends war ich bei dem italienischen Kollegen Ascoli eingeladen, der nicht ~~xxxxxxxxxx~~ weit von mir in einem schönen Appartment-Hotel ein geräumiges Zimmer bewohnt - freilich nur eines zum Wohnen, Arbeiten und Schlafen, mit seiner Frau zusammen. Ich traf dort ein sehr interessantes amerikanisches Ehepaar - und wie üblich ergab die Unterhaltung die nächste Einladung - man muss sich nur zu sehr hüten, nicht ganz in diesem Betrieb aufzugehen, und kann ihn doch auch nicht ganz vermeiden, wenn man der Sache und der eigenen Arbeit eine gewisse Resonnanz sichern will. Wie sich das allmählich ordnen wird, weiss ich noch nicht. Etwas verzagt war ich nur über die Tatsachen wie himmelfern ich noch aller amerikanischen Literatur stehe, wie viele anderen geläufige Namen mir noch fremd sind, und wie viele Andeutungen und Scherze ich noch nicht verstehe, weil ich die Hintergründe nicht weiss. Dafür ging es mit der Sprache ganz gut - wenn mich auch die Stunden zunächst wieder ganz ins Ungewisse und Aengstliche geworfen haben. Es wurde sehr spät, wie hier üblich, und da ich morgens immer um punkt 7h das Badezimmer besetzen muss, wenn ich ungestört sein will, so liebe ich das nicht allzu sehr.

Im allgemeinen werden nun die Tage normalerweise so vergehen, dass ich erst morgens eine englische Stunde habe - so lange ich es bezahlen kann und muss - dann entweder auf die Public Library oder in die School gehe und - je nachdem, wie weit ich dort jeweils komme - nachmittags entweder zuhause oder weiter dort arbeite. Die Abende benutze ich, wenn möglich, zum Lesen oder Ausgehen; weder bin ich dann noch sehr frisch, noch darf man auf diese Seite des amerikanischen Lebens ganz verzichten. In diesem Rahmen verlief der Montag; nur dass ich schon nachmittags aufbrach, um Albert Salomon zu besuchen, der Freitag mittags von Ellis Island frei gekommen war (wo er seit dem 24. festgehalten wurde, weil man ihm doch wegen seiner Krankheit Schwierigkeiten zu machen schien - Anm. nach früherem Bericht) - Kinderlähmung ist hier eine so populäre Krankheit, und Leute, die sie überstanden haben, sind so hoch geschätzt, dass dem gegenüber alle ärztlichen Bedenken zurücktreten - die sich übrigens auch nicht gegen die Krankheit selber richten, sondern gegen die Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit; aber man kann ja schlecht jemanden als Krüppel zurückweisen, der sich besser und leichter bewegt als der Präsident - und der ist hier wirklich immer noch durchaus etwas wie ein sehr erdennaher Volksheiliger. Jetzt, vor seinem Geburtstag, sieht man sein Bild in den Schaufenstern - fast überall hängt es auch sonst in den Lokalen, oft ist es mit dem NRA-Adler zusammen ausgehängt; wie denn überhaupt die ganze Recovery-Politik sich sehr geschickt mit dem starken amerikanischen Nationalismus verbunden hat, der sie kräftig tragen hilft.

Das Ehepaar (Salomon) mit einem besonders reizenden 14-monatigen Kind wohnt ebenfalls draussen in Spuyden Duyvel in einem sehr hübschen ländlichen Hotel, das sehr an England erinnert. Die Reise war sehr umständlich; nachmittags sind die Züge überfüllt, die Strecken verstopft, ich brauchte eine halbe Stunde länger als normal. Die Adresse im Telefonbuch stimmte nicht, die Gegend war tief verschneit und völlig menschenleer - so dass ich schliesslich an einem Hause klingeln musste, um zu fragen und zum Glück genauen Bescheid zu bekommen. So musste ich gleich von dort aus zu Brechts weiter, die eine nette kleine Gesellschaft gaben - viel interessante Unterhaltung und besonders Berichterstattung über eine Reise, die ein paar Mitglieder der Fakultät ins Land unternommen haben (was man eigentlich imm rzu müsste, weil man sonst keine Ahnung vom wirklichen Amerika hat - so wenig, als wenn man Deutschland nach Berlin beurteilen wollte). Es wurde wieder sehr spät, erst um 2h war ich zu hause - aber es hatte sich gelohnt, was man hier sicher nicht von allen späten Abenden sagen kann. -
Ich lege ein paar Zeitungsbilder bei: fast genau die Aussicht, die Brechts von ihrem Fenster aus haben - und die wir gestern genossen; und ein sehr sympathisches Bild vom Präsidenten, wie es jetzt alle Illustrierten und Magazine bringen. Es liegen auch in den Telegrafenbüros (die hier privat sind) Sammeltelegramme für Grlückwünsche aus, in die sich viele eintragen - sicher zum Teil, um ihren ~~Mak~~ Namen eine Weile ausliegen zu wissen. Für die Stiftung für gelähmte Kinder wird eifrig gesammelt- man spürt bei aller Vereinzelung der Menschen hier in der Riesenstadt doch durchaus etwas wie gemeinsamen Anteil am Ereignis und der Bedeutung der Person und der Aufgabe, für die es gilt.
Morgen abend wird die Fakultät zusammen sein, und ich bin der "Redn r des Abends", um die neuesten Eindrücke aus D. zu übermitteln, eine ebenso verantwortliche wie reizvolle Aufgabe, die ich nicht zur Zufriedenheit, aber - wie ich hoffe - doch zum Nutzen des Kreises lösen werde.

2.2.35. Der New Yorker Sonne muss ich eine besondere Liebeserklärung machen; zwar verdient sie bei dem hiesigen 40. Breitengrad dieses Lob geographisch garnicht. Aber deswegen scheint sie doch - wenn sie es tut - sogar durch den Dunst dieser Stadt mit südlicher Kraft und Klarheit. Sie tut uns diesen Gefallen schon seit einer Woche - und da es ausserdem kalt ist, kann man sich zum Eingewöhnen garkein besseres Wetter denken. Zwar die Eingeborenen erkälten sich alle; sie sind wegen der abscheulichen Ueberheizung aller Räume und Verkehrsmittel sehr empfindlich; aber der Fremdling, der sich jeden Morgen kalt abbraust und bei offenem Fenster schläft, auch tags immer Luft, wenn er selber darüber entscheiden kann, und - Gummischuhe trägt! - bleibt davon einstweilen verschont. Den Nachteil von diesem sonnigen aber kalten Wetter hat die Stadtverwaltung, die sich schliesslich daran machen muss, wirklich all die enormen Schneemassen, die bei dem letzten blizzard herunter kamen, wegschaffen zu lassen. In den Hauptstrassen hat sie es beschleunigt getan - nun macht es ihr keinen Spass mehr, die engen Nebenstrassen zu säubern; darüber erhebt sich ein gewaltiger Lärm in den Zeitungen, und langsam wird es sauberer. Die Baustelle an der Strassenbahn unter meinem Fenster ist nun seit 14 Tagen praktisch unverändert - ab und zu fummelt mal jemand daran herum; dabei handelt es sich nur um Pflasterausbesserungen. Es ist damit wie mit allem: gleich hinter den paar Haupt- und Stolzstrassen hört das Interesse, die Pflege und die Anstrengung auf, und danach sieht denn auch alles aus. Der Dreck, der hier etwas völlig Normales ist, wäre in den meisten deutschen Dörfern einfach ausgeschlossen. Aber man darf ja auch nicht vergessen, dass es sich um sehr viel östlichere Leute handelt, bei denen "daheim" es gewiss nicht besser aussieht, und die noch nicht erzogen sind. Nichts ist auf die Dauer so unheimlich wie diese gewaltigen Brocken völlig unverdauter und unassimilierter Einwanderungsspeise, die in dem New York-Vormagen liegen und irgendwann und irgendwie doch einmal verschluckt und verarbeitet werden müssen; denn hier kann man keine "Massengesetzgebung" mehr machen - das ist versäumt. Es ist mir noch zu früh, darüber mehr zu sagen als mein Erstaunen und X Erschrecken; aber wenn erst einmal die unmittelbaren wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden sein sollten - falls das gelingt - dann wird diese Frage gerade als eine Folge weitergehender öffentlicher Organisation und Betreuung und stärkeren Aufeinanderrückens der notleidenden Menschen als eine der ersten nach Lösung drängen.
Mittwoch (30.I.) mittag hatten wir eine ausgedehnte Fakultätssitzung in der School, in der Form eines sehr einfachen aber doch teuren gemeinsamen Frühstücks dort mit Beratung, die bis 5h dauerte. Sie war als Mittel zum Kennenlernen der einzelnen Kollegen sehr interessant,

aber in ihrem Ergebnis nur zum Teil befriedigend. Ich habe unter Verachtung meiner Hemmungen und meiner Unsicherheit in der Sprache mich kräftig an der Diskussion beteiligt; sogar die Amerikaner haben verstanden, was ich meinte - damit muss man hier zuerst zufrieden sein. Ich bereitete dann noch mein abendliches Referat vor, das sich bei aller Konzentration zu einer vollen Vorlesung auswuchs. Der Kreis bei H. umfasste 40 Personen - erstaunlich in den engen Räumen, in die alle näher Wohnenden Stühle und Kissen mitgebracht hatten. Mich hat der Abend richtig erschüttert; das geradezu verzweifelte Bemühen fast aller Anwesenden, die Wirklichkeit nicht zu sehen und sich an - natürlich auch durch Nachrichten oder sogar Tatsachen irgendwie belegbare - Hoffnungen zu halten, war mitleiderregend. Ich hatte gegen diese Flut der Wünsche und Irrtümer einen schweren Stand. Aber ich glaube, es war gut, dass erst einmal ein Pfahl eingerammt worden ist, der später zum Wellenbrecher erweitert werden kann und irgendwann einmal eine Brücke werden mag.
Es war nach Mitternacht, als wir uns trennten, und infolgedessen 2h, ehe ich im Bett war; aber ich fahre lieber einmal spät in die Stadt zurück als täglich den weiten Weg hin und her - oder verliere gar gerade zum Anfang den Kontakt mit der School und ihren Leuten, der so wichtig ist; dh. wenn auch seufzend, so doch durchaus zufrieden bin ich ins Christodora House zurückgefahren. Gewiss ist der Schnee da draussen schöner und der Himmel klarer - die Stille gar ist einfach unwahrscheinlich; aber auf dem Lande kann/leben man überall sonst auch, und es käme mir geradezu komisch vor, wenn mein New Yorker Leben solche Formen annähme.
Am Donnerstag dem 31. war endlich ein so klarer Tag, dass ich mich aufmachte, um aufs Empire Building zu fahren. Die Daten dieses Turmhauses sind: Höhe 380 m, 67 Aufzüge mit 10 km Schachtlänge - Express bis zum 80. Stock in 36,5m/sec.-Geschwindigkeit, etwas weniger als eine Minute. Raum für 25,000 Angestellte - der Volksmund nennt das Haus aber Empty-State Building, weil es sicher zu mehr als der Hälfte leer steht. - Man hat keine Empfindung dafür, dass man auf- oder abfährt, da man ja in der Aufzugzelle nichts sieht; die einzige Sensation, von der man auf Bewegung schliessen kann, ist der Druck in den Ohren. Abgesehen davon ist also die Bewegung weder angenehm noch unangenehm, sondern absolut unmerklich. Auf der Terasse, auf die der eigentliche Turm von 60 m aufgesetzt ist - und die im 86. Stock liegt - war es eisigkalt und sehr windig; aber erstens konnte man im Inneren bleiben, wo ein sehr schönes Restaurant ist, und zweitens konnte man bis in die Spitze fahren, die völlig verglast und herrlich geheizt ist. Dort oben einen Rundblick von rd. 50 km klarer Sichtweite zu haben, war einfach herrlich. Man

sah doch zum ersten Mal, dass diese Stadt jenseits der Vorstädte überm Wasser auch natürliche Grenzen hat - dass es irgendwo fern ab "Gegend" gibt, in die man einmal fahren könnte - und man sah gleichzeitig den ganzen Aufbau dieses gewaltigen Durcheinanders auf Manhattan und jenseits des Hudson und East River. Auch das offene Meer konnte der Blick erreichen - und die Grüsse gingen unmittelbarer, als sie das inmitten der Steingebirge können, hinüber nach Europa. Leider gibt es keine wirklich guten Bilder dieser überragenden Fernsicht; die Ansichtskartenindustrie müsste hier erst gestartet werden - was sie bietet, ist teurer Schund, bunt und gewöhnlich. Ich habe den Blick lange genossen und mir die Geographie der Umwelt so weit wie möglich klar gemacht - und als ich hinunter kam, hatte ich richtig die Illusion, einen Rundflug gemacht zu haben. Nun schaut mich der Turm, den ich von meinem Fenster aus sehe, ganz vertraut und freundlich an. Nachmittags hatte ich eine Verabredung mit J. und ein Gespräch mit ihm, das sehr erfreulich und angenehm verlief. Was die N.Sch. und was unsere Fakultät an diesem Manne hat, ist nicht leicht zu beschreiben. Er ist eine sicher schwer durchschaubare und verstehbare Mischung aus einem tiefen Idealismus, nüchterner Klugheit, demokratischem Liberalismus, und sarkastischem Diktat, voll von Problemen und dabei naiv in entscheidenden Fragen. Ihn kennen zu lernen, würde sicher heissen, vieles Amerikanische besser verstehen, Aber da er ein Däne von Abstammung ist, so ist er zugleich verschlossen und scheu und erschliesst sich nur auf dem Wege über die Sache. Gestern abend war ich bei L., wo St., Th. und andere Kollegen von der N.Sch. zusammen waren. Die Reise war wieder ermüdend und ärgerlich wegen der vielen unnötigen Halte unterwegs (Express!) die sich das Publikum offenbar geduldig gefallen lässt. Der Abend war sehr angeregt und sympathisch, ernsthaft und belehrend. Besonders ein langes Gespräch mit L. machte mir Freude, dem ich dabei etwas näher gekommen bin. Schlimm sind nur die späten Abende - es war 1/2 3h als ich im Bett war, und wenn ich das Badezimmer als erster geniessen will, was wegen des Zustandes absoluter Sauberkeit sehr angenehm ist, muss ich um 7h drin sein - ein an sich nützlicher, aber manchmal etwas lästiger Zwang - aber da schliesslich die Ordnung eines Lebens von der Regelmässigkeit der Morgenstunden abhängt, nehme ich ihn gerne an. Am Samstag den 2. hatte ich vormittags zu schreiben - dann ging ich zu einer Veranstaltung der Foreign Policy Association "Two Years of Hitler", bei der die deutsche These ein Herr Auhagen, die amerikanische die bekannte Miss Dorothy Thompson alias Mrs Lewis Sinclair vertrat. Es war leider alles, auch die Diskussion, sehr oberflächlich und schematisch, und interessant nur die Gefühlsgeladenheit auf allen Seiten - während die Diskussion über Russland sich sehr nüchtern und ruhig vollzogen hatte.

Anschliessend folgte ich einer Einladung zu St. (früher Volkswirt), wo ich auch andere Bekannte traf neben amerikanischen Gästen. Es entwickelte sich die sprachlich gefährliche deutsch-amerikanische Unterhaltung, die aber sachlich sehr belehrend war. Himmel, was müsste man von diesem Lande alles wissen! Aber man fühlt doch, wie man es langsam ein ganz klein wenig anbohrt. Brechts waren auch dort - ausserdem Kl., der aus China zurückgekommen ist und von dem ich morgen noch näheres über seine Erfahrungen dort hören werde; denn dieser fortgesetzte Lebenswandel wird mich morgen zum Mittag und Nachmittag wieder zu neuen Leuten führen. Da das Semester erst am Mittwoch anfängt, so lasse ich mich einstweilen noch von den Einladungen verlocken. - Am nettesten war es, den Beard'schen Schwiegersohn Vagts zu treffen, mit dem ich dann zu Abend ass. Er ist seit 6 Jahren hier, hat durch seine Frau die allerbesten Beziehungen zu allen amerikanischen Kreisen (Beard ist der Verfasser - u.a. - des berühmten Buches "The Rise of American Civilization") und von ihm kann man wirklich etwas über das Land lernen. Ich werde ihn Ende des Monats auf seinem kleinen Landsitz etwa 70 Meilen von hier besuchen. Wir bummelten dann noch gemeinsam den Broadway hinunter, der an diesem Samstag abend einen wirklich tollen Eindruck machte, so voll von Vehikeln und Menschen war er. Und was da sich drehte, leuchtete, blinkte und lief, um die überreizten Augen der Grossstädter anzulocken, war und ist ein schwer beschreibbarer Auswuchs angehäufter Reklame. Ueberhaupt die "publicity"! Diese Geissel des amerikanischen Lebens lernt man allmählich ahnen und fürchten! - Dem Strom entgegen, der ins Theater- und Vergnügungsviertel lief, ging ich dann zur School um Post zu holen - sie lag aber leider dunkel und verschlossen da, und damit auch die ersehnte Nachricht bis Montag früh. Bei solchen Gelegenheiten merkt man an seiner Enttäuschung wie man mit der Post lebt, gerade weil sie seltener kommt und länger geht.
Draussen tönen die Sirenen, es scheint neblig zu werden, was bei dem plötzlichen warmen Wetter sehr möglich ist. Das erinnert mich daran, dass ich den Bericht schliessen und den Brief an den Pier bringen muss, wo er heute Abend abgehen wird. Dieser nahe Zusammenhang mit der Schiffahrt ist doch ein besonderer Reiz dieser Stadt. Jeder weiss immer, wer wann ankommt - Listen stehen in den Zeitungen, wer nicht vorsichtig ist, wird interviewt - wie es Alb.S. ergangen ist, der dabei in alle verfügbaren Fettnäpfchen getreten hat. Von den Hochhäusern aus zeigt man sich die Dampfer an den Docks, xxx und gelegentlich kann es geschehen, dass man etwa vom Broadway aus in einem Häuserausschnitt einer der W.-Strassen einen der grossen Kerle vorbeigleiten sieht. In der 5th Av. gibt es eine Stelle, von der aus man gleichzeitig auf den East River und den Hudson schauen kann. - Uebrigens muss ich nachtragen: auf dem State Building sagte einer der Besucher, auf eines der 25-stöckigen Hochhäuser zeigend, die wirklich t i e f unter uns lagen: vor 10 Jahren pflegten wir da unten auf dem Dach zu stehen und auf New York herabzusehen - und wie haben wir uns damals gewundert!

7. Februar 1935
Am Samstag abend wanderte und fuhr ich noch zum sogenannten Morgan-Annex, einem Postamt nahe den Piers, wo die letzte Post für die ausgehenden Dampfer gegen doppelte Gebühr angenommen wird. Man hat dabei das halb erfreuliche halb zerrende Gefühl, dass die Briefe schon schwimmen, während man noch nach Hause strebt. Aber für Briefe mit Ueberporto, wie dieser war, ist es besonders unpraktisch, sie auch noch doppelt zu frankieren. - Die Stadt ist auch im Westen nahe dem Wasser merkwürdig unheimlich, schmuddelig und dunkel, und ich hatte nicht viel Lust, nachts noch weiter umherzuschlendern. Ausserdem war ich nach dem langen und vollen Tag auch müde.
Sonntag mittag war ich bei Stolpers eingeladen, bei denen wir am Samstag uns ja schon zum Kaffee getroffen hatten. Kl. war da und erzählte die ganze Zeit sehr interessant, aber wie mir schien auch sehr oberflächlich über China. Er hat sich auf die optischen Eindrücke und die Angaben seiner Dolmetscher beschränkt und nicht einmal englisch gelernt, geschweige denn chinesisch. Da er aber auch nichts richtiges zu tun hatte, seit Soong zurückgetreten war, weiss ich nicht recht, was er eigentlich getan hat. Das Detail war trotzdem sehr belehrend; aber es ergab nichts, was man in der grossen Linie nicht schon gesehen hätte. Besonders bestätigte er die Unausbleiblichkeit der Japanisch-chinesischen "Zusammenarbeit", die ich ja eigentlich seit Soongs Rücktritt erwarte. Da gleichzeitig Russland und Amerika im Fernen Osten systematisch abbauen, hat Japan ~~xxxxxxxxxxxx~~ das Feld frei - und man könnte damit als mit einer naturgemässen Entwicklung zufrieden sein, wenn man annehmen dürfte, dass Japan damit zufrieden sein würde. Aber da sein Drang offenbar doch darüber hinaus und vor allem in südlichere Gegenden geht, wo seine Bewohner wirklich leben können - das scheinen doch in Mandschukuo auf die Dauer nur wenige zu können - so sieht man nicht ab, wohin eine in Mandschukuo, Mongolei und China fest gegründete Macht sich noch wenden mag. Der absolute, nicht einer besonderen Rauscherhebung bedürftige Todesmut macht den Japaner unter allen Umständen zu einem gefährlichen Feind - und sein technisches Geschick kann sicher manche Machtmittel ersetzen. Nur die Rohstoffe fehlen; wie Japan einen Seekrieg etwa gegen beide angelsächsischen Mächte führen will, die es praktisch vom Oel absperren können, sieht man nicht.
Nachmittags fuhren wir nach Sp.D. hinaus und verbrachten einen angeregten Nachmittag bei Feilers, die in einem netten im behaglichen Häuschen sehr europäisch und angenehm wohnen. Die Unterhaltung ging über das Chinesische und Politische mehr aufs Wirtschaftliche; man kann bei der vollen Zugänglichkeit alles Informationsmaterials hier viel lernen. Wobei ich übrigens sagen muss, dass im ganzen - gewisse Verhältnisse im eigenen Lande ausgenommen, über die sie nicht berichtet - die Frankf. Zeitung ausgezeichnet unterrichtet ist und vor den hiesigen Blättern die grössere eigene Leistung des Sichtens und Verarbeitens

voraus hat. Abends blieb ich - entgegen besseren Vorsätzen noch bei Brand, der eine Kölnerin zur Frau hat und etwas eng aber auch durchaus heimatlich ebenfalls da draussen wohnt. Seine Kinder sind 2 und 13 Monate alt - die Frau hat sich also dran gehalten - und beide schon hier geboren. Eine offenbar sehr nette Haus"tochter" ebenfalls vom Rhein hilft sie versorgen. Aeusserer und innerer Zuschnitt des Hauses berührten mich besonders angenehm. Brand selber ist eine kräftige Persönlichkeit, von grossem praktischem Verstand, dabei ausgezeichneter theoretischer Schulung - hier leider unausgenutzt, da sein Spezialgebiet, Agrarpolitik, im Rahmen der Fakultät nicht genug Beachtung findet und in New York ohnehin allzu sehr auf dem Pflaster liegt. Ich würde wünschen, dass es ihm gelingt, Einfluss auf die massgebenden Kreise der landwirtschaftlichen Verwaltung hier zu bekommen (was natürlich abscheulich schwer ist) damit seine grossen Erfahrungen und guten Gedanken, die drüben nicht mehr gebraucht werden, wenigstens hier noch fruchtbar werden können.

Montag traf ich mich mit dem früheren Mitarbeiter an der Hochschule Dr. Neumann, der an einem College auf dem Lande als Lehrer für Sociologie tätig ist. Es war mir sehr interessant, Näheres über das provinzielle Leben in einer kleinen College Stadt zu hören; aber auch sonst war mir die Unterhaltung mit ihm sehr wertvoll. Er ist klug, bescheiden und zurückhaltend und hat in den 9 Monaten seines Amerika-Aufenthaltes wirklich schon eine Menge einfach aus dem Zwang des Mitmachens heraus gelernt, was man in New York und in einem so stark deutschen Mitarbeiterkreis natürlich nicht oder doch nur viel langsamer herausfindet. - Abends hatte ich eine sehr nette gemeinsame Mahlzeit mit ein paar Hausgenossen hier, die der Hausleiter, ein Mr. Woodland, gebürtiger Engländer, aber amerikanisch verheiratet, für mich eingerichtet hatte. Die Unterhaltung war amerikanisch - seicht, wie sie hier meist ist, wenn nicht gemeinsame Interessen gleich tiefer führen. Aber ich habe dabei doch wieder Spass daran gehabt, hier zu sein; der "Geist" - wenn das nicht schon ein etwas zu anspruchsvoller Ausdruck ist - in dem dieses Haus geführt wird, ist wirklich ausgezeichnet und steckt sogar einige Insassen an. Hinterher hörte ich als Gast der"Poets Guild" eine Vorlesung einer sentimentalen amerikanischen Dichterin an - ohne viel mehr zu verstehen als ein allgemeines Gefühlswehen mit butterfly und paradise, was mich denn von neuem wütend machte über die Mängel meiner Sprachkenntnisse. Aber vielleicht verstehe ich die nächste schon besser. (Es scheinen nur Damen zu dichten!). Wenn ich auch jetzt noch nicht den vollen Gebrauch von allem machen kann, was das Haus bietet - auch wegen der Jahreszeit - so muss ich doch sagen: es ist eine Menge, und es wiegt die Lage reichlich auf. Das Schwimmbad ist gross und sauber - nur nur hat man bei der Kälte keine Lust darauf. Das Sonnenbad ist schön und geräumig - aber zubenutzen ist es bei diesem Wind natürlich auch nicht. Man kann für wenig Geld

Uebungsräume für Klavier und andere Instrumente mieten und guten Unterricht bekommen. Man kan an einer Theatergruppe teilnehmen - das ist mir aber zu zeitraubend. Man kann Ping Pong spielen und in 3 verschiedenen Räumen Radio hören - und dann gibt es noch allerlei abendliche Veranstaltungen, wie Musik, Vorträge usw. Sogar die Zähne kann man sich billig behandeln lassen, wenn man mit dem zufrieden ist, was für die umwohnende Bevölkerung eingerichtet ist und einen tadellos sauberen Eindruck macht (bestimmt entgeht man dabei der X Gefahr, mehr gemacht zu bekommen, als man will).
Den Dienstag verbrachte ich grösstenteils in der School und dem Little House, das leider trotz meiner Bemühungen im Juni aufgegeben wird - was ich objektiv billigen muss, da es viel zu wenig benutzt wurde und die Miete natürlich teuer ist. Abends war ich mit Dr. Heller aus Mannheim zusammen bei Ladenburgs, die drüben in Long Island wohnen; ich ging hauptsächlich hin, um mir die Gegend und die Wohngelegenheiten anzusehen. Der Abend war nicht erheblich - ein ungarischer Sociologe aus Princetown wusste alles besser, egal ob dabei die Welt in Stücke ging - und ging mir damit richtig auf die Nerven. Es gibt überhaupt einen Typ hier, von dem man dem amerikanischen Volk nur wünschen kann, dass es ihn wenigstens innerlich los wird; aber man hat nicht den Eindruck, dass die geistigen und sittlichen Kräfte der Demokratie und Autorität besonders stark wären - und gewisse Auswüchse der R publicity sind schon jetzt derartig, dass man fürchten muss, sie tun unheilbaren Schaden. Etwas Widerlicheres z.B. als die Art, wie der Hauptmannprozess zum Schauspiel gemacht wird, ist kaum vorstellbar - das geht noch über die politischen Tendenz- und Schauspielprozesse hinaus, die man anderwärts erlebt hat - weil es nicht einmal irgendwohin gerichtet oder irgendwoher begründet ist, sondern abscheulicher Selbstzweck geworden ist. -
Die Heimfahrt von Long Island spät über die Queensboro-Brücke mit dem Blick auf den vereisten Fluss und die erleuchtete winterliche Stadt war besonders schön. - Ich muss dabei aber doch ein bisschen gegen die Schauerberichte über die hiesige Kälte protestieren. Ich habe eigens noch einmal festgestellt: der bisher kälteste Tag, der letzte Sonntag, hat etwa 20° unter Null gehabt - mag sein, dass es am Wasser oder auf den Hochhäusern noch kälter war - aber von 40° kann sicher nicht die Rede sein; das muss sich auf nördlichere und innere Gebiete bezogen haben. Ski gelaufen haben die Leute -; das kommt hier erst auf, und man kann noch viele sehen, die sich ernstlich damit vergnügen, mit ungefügen Schneebrettern in den Central Park zu gehen!, und in jedem Sportgeschäft sind mehr Schneebretter als Schneeschuhe ausgestellt. Aber letzten Sonntag ist der erste Wintersportzug in diesem Lande gefahren, und der Beruf des Skilehrers soll viel Aussicht ~~hahen~~ bieten. Ausserhalb des Central Park habe ich aber keine Schneeschuhe und keine Schneebretter gesehen, sondern

nur Gummischuhe. Dass 33 Tote allein in New York der Kälte einer Nacht zum Opfer gefallen sein sollen, stand zwar auch hier in den Zeitungen - aber wenn man näher nachsah, waren eben einfach alle Todesmeldungen unter der Rubrik "Kälte" zusammengefasst. Einen richtigen Erfrierungstod habe ich überhaupt nicht gefunden - wohl aber, kennzeichnenderweise, 4 Herzschläge in den Kolonnen der unterernährten und nun plötzlich überanstrengten Schneeschipper - Notstandsarbeiter. - Nach zwei wärmeren Tagen ist es jetzt wieder kalt und klar - die Morgensonne an meinem Frühstücksfenster mit dem Spiegelglanz über dem vereisten Eastriver ist eine täglich neue Freude und Bereicherung -, aber auf den Gedanken, sich wärmer anzuziehen, kommt man nicht, weil man ja leider meist in Räumen ist, und die alle überheizt sind.
Mittwoch ging der ganze Mittag und Nachmittag wieder mit einer Fakultätssitzung hin, in der endgültig das Vorlesungsverzeichnis für den Herbst und Frühling angenommen wurde, in dem ich nun mit 2 Vorlesungen und einem Seminar vertreten bin. Dafür habe ich die Vorlesung diesmal in ein Seminar umgewandelt - da sie praktisch ja mitten im Studienjahr anfing, hatte sie nicht genügend Zustrom gefunden, um eine f feierliche "Vor-Lesung" zu rechtfertigen. Abends war dann noch das Generalseminar, diesmal sehr gut besucht und sehr gut in Vortrag und Diskussion, so dass sie ungünstigen Eindrücke des letzten Males hoffentlich einen Ausnahmefall betreffen. Hinterher haben wir noch - wie in alten Studentenzeiten - bis 1h zusammen gesessen und diskutiert. Die Unmittelbarkeit, mit der man an alle Fragen herangehen kann - die Vielfältigkeit der Erfahrungen und Gesichtspunkte, die ein so grosses Land selbst im kleinen Kreise zusammenbringt - die Weltweite des Bezuges, in dem alles hier erscheint: das sind schon Besonderheiten, die den Aufenthalt hier, verglichen mit den Möglichkeiten drüben, auf alle Fälle lohnend und bereichernd machen. Dass man aussen davor steht, darunter leidet man im fremden Lande nicht so wie zu hause; und es ist umso erträglicher, weil es ein äusseres und kein inneres Fremdsein bedeutet, und weil - bei aller Fragwürdigkeit der Ergebnisse - auch der Weg gezeigt, gemeinsam beraten, gebaut und dann begangen wird, nicht erst das Ziel feierlich enthüllt, wenn man daraufgestossen ist.
8. II. Während eben ein Untersuchungskommission tagt, die nachprüfen soll, ob die Stadtverwaltung alles getan hat, um den Schnee rechtzeitig wegzuschaffen (sie ist natürlich von den Tammany-Hall-Leuten beantragt, die der Verwaltung unter La Guardia, dem demokratischen Büggermeister, etwas gegenüber anhängen wollen, und erschöpft sich in kleinlichen Klagen, denen gegenüber ich jedenfalls unter dem Eindruck stehe, dass an liegen gebliebenem Schnee niemand gestorben ist - wohl aber an weggeräumten - und dass alles angemessen rasch gegangen ist) also währenddessen straft der Himmel die Beteiligten mit neuen Flocken - so dass man nur hoffen kann, die für die Strassenreinigung verantwortlichen Männer finden neben ihren langen Aussagen vor dieser Kommission noch Zeit, auch den neuen Feind

zu bekämpfen. Ein eindringliches Beispiel für die Fehler der Demokratie - denn diese Kommission wirkt einfach albern, und es ist ein Mangel an Gefühl dafür, wenn sie sich nicht zunächst einmal vertagt und abwartet, was die Stadtverwaltung mit den neuen Mengen macht, nachdem sie an den alten lernen konnte. - Ich habe eine Stunde in der Umgebung meines Wohnplatzes kx umhergestreift, um si näher kennen zu lernen. Es ist schon wirklich eine trostlose Gegend. Ich beginne den Wolkenkratzern viel abzubitten, dafür freilich dem System, aus dem sie sich zu diesem geradezu beleidigenden Gegensatz erhoben haben, entsprechend viel vorzuwerfen. Man wird wohl nie abstumpfen gegen diesen Unterschied zwischen den Wundern an blanker glatter Organisation, als die solche Riesenhäuser dastehen, kleine Städte in sich, nur einem Ameisenhaufen ähnlicher als einer menschlichen Siedlung - und den Löchern, in denen zum Teil die Leute in East End - und es gibt drüben in Brooklyn noch andere slums - wohnen müssen. Wobei man dann wieder vor der immer gleichen Frage steht, wie man den Umstand verarbeiten soll, dass man selber nicht so zu leben braucht - um sich die ebenfalls immer gleiche Antwort zu geben, dass man ihn eben tatsächlich nur ver-"arbeiten" kann, was ich ja in der auf Deutschland bezogenen Periode meines Lebens nach Kräften versucht habe. Ob sie hier einen ähnlichen Ansatz finden werden, weiss ich noch nicht. Zunächst muss ich wieder ganz zu mir arbeiten und auf Auswirkung verzichten - was mir freilich auch liebe ist, als gleich Aufgaben zu bekommen, denen ich als Neuling in diesem Lande nicht gewachsen sein könnte.- Das Ufer dieser Seite ist nicht, wie das an Hudson, aufgeteilt in ordentliche Docks, sondern eine ziemliche wüste Mischung aus verfallenden Ladeplätzen und Landeeinrichtungen, aus Kohle- und Holzlagern und Stapelstätten aller nur erdenklichen Abfälle und Ueberreste. Einen freien Blick auf den Fluss hat man unten fast nirgends - und auch dann lohnt er sich wenig; von oben sieht das alles sehr viel schöner aus. Am meisten betroffen hat mich in der Dürftigkeit der schmutzigen, pflanzenlosen Strassen ein Kinderspielplatz, der zwischen 2 Häusern ausgespart war, mit einem Sandkasten, einer Rutsche und ein paar Bänken - ohn e jeden Baum und Strauch - aber die Brandmauer des einen Hauses war farbenfroh und lebensgross mit Bäumen, Gebüsch und einem Teich unter einem hellen klaren Himmel bemalt! Das wird für viele Kinder lange Zeit die einzige Art sein, wie sie Bäume und Sträucher überhaupt zu sehen bekommen. - Donnerstag abend hatte man wieder eine nette Gruppe von Leuten zusammengebeten, mit denen ich den Abend verbringen sollte: ein deutsch amerikanisches Ehepaar, selber erst eingewandert, der Mann in einer Bank tätig; ein anderer Bankbeamter mittleren Formats, aber mit viel australischen Erfahrungen und grosser Kenntnis in Literatur - und noch grösserer Liebe zur Schauspielerei, die er dilettierend leidenschaftlich ausübt - noch ein Deutscher und ein amerikaner aus dem praktischen Leben, das für den Mittel-

stand heute auch meist eng und durchaus nicht sorgenfrei ist - und das Ehepaar des Hausleiters, der sich so freundlich für mich interessiert (er denkt offenbar, dass ich später einmal etwas für sein Haus tun kann; damit will ich seine Motive nicht herabsetzen: es ist mir auch bei anderen Gelggenheiten aufgefallen, wie völlig ehrlich und naiv man hier ideelle und materielle Motive zu ~~kkkkkkx~~ verbinden weiss, ohne das Bedürfnis zu haben, für Zeit und Ewigkeit zu entscheiden, welches nun das entscheidende oder beherrschende oder eigentliche ist - das ~~gkk~~ gilt auch für die "grossen Güter" der Nation, die genau so gut für den Geist wie für das Geld bewegt und benutzt werden.) Wir nahmen nach dem Abendessen an einer Probe für eine Liebhaberaufführung teil - das war für mich sehr komisch, aber auch sehr nützlich, weil die Sache ernstlich geübt wurde und ich so wenigstens den kurzen Abschnitt, der gerade da war, verstehen konnte. Um 9h musste ich mich noch auf die andere Stadtseite stürzen, um in einen "Salon" eingeführt zu werden, wo wir dann bis 1h in allerlei zum Teil wertvollen, zum Teil verzweiflungsvollen Gesprächen zusammen waren. Das Schwerste ist nicht das sozusagen wörtliche Verstehen der Sprache, sondern die Einordnung des Gesagten in die Welt, in die es gehört; man weiss eben einfach von tausend Sachen nicht, was sie bedeuten - und da hilft einem auch das beste Ohr nichts. Dadurch sind solche Abende auch so besonders ermüdend. Das wird aber dafür auch sozusagen von selber besser: d.h. durchs Zeitunglesen. Die Herrin des Salons hat sich eine ~~sk~~ sehr merkwürdige und originelle Wohnung im Dachgeschoss eines kleinen Hauses in Greenwich-Village einrichten lassen (der Herr spielt nur eine schattenrissartige Rolle) dem Stadtteil, der den Ruhm für sich beansprucht, die Stätte der ersten Siedlung auf Manhattan zu sein - ein Quartier, das gewisse literarische und künstlerische Ueberlieferungen pflegt, und für das - wie ich zufällig bei m Kommen auf der Treppe fand und schnell noch las, ehe ich dann mit meiner Kenntnis harmlos prunken konnte- eine eigene Zeitung erscheint, die diesen Lokalpatriotismus wenigstens in der Nummer, die ich sah, hübsch und eindrucksvoll pflegt. So war auch der Kreis - ausgesprochene Interektuelle, zum Teil würdig des Unter-oder Uebertons, den das Wort jetzt bei uns bekommen hat. Ich sehne mich schon nach 3 Wochen Stadtleben danach, ein Auto zu haben und aufs Land zu fahren, wo die Menschen zwar auch anders sind als bei uns,aber in diesem Anderssein doch fester gegründet sein sollen als diese flackerige Gesellschaft, die geistig und körperlich fix über die Erde tastet - interessant, aber nicht anziehend.

Im übrigen kündige ich eine Verkürzung der Berichterstattung an - man könnte über alles, was einem hier unter die Augen gerät, lange Betrachtungen anstellen, und ein Bericht einfach über eine Fahrt auf der subway würde lohnen - man könnte Gespräche mit Stiefelputzern und Crosstown-Schaffnern wiedergeben, die es wert wären - und man könnte einen eigenen Kommentar zur täglichen Zeitungslektüre schreiben, der einen selber später einmal interessieren und vielleicht zum Teil amüsieren würde. Aber da ich ja nicht als Schriftsteller hergekommen bin, verzichte ich auf all diese verlockenden Möglichkeiten und werde mich künftig mehr bescheiden. Nur möchte ich voraussagen, dass Schweigen über Ereignisse, Personen oder Einrichtungen weder Zustimmung noch Ablehnung bedeutet, sondern einfach Verzicht auf Aeusserung. Es könnte sonst sein, dass ich jeden Monat eine neue Charakteristik der Stadt, des Landes und der Menschen geben müsste; denn man lernt immer dazu und immer neu - und so keck ich mir auch eine Meinung auf den ersten Blick mache, so bereit bin ich doch, mich eines anderen belehren zu lassen. Darum widerstehe ich auch der Versuchung, eine Galerie der Kollegen oder anderer Mitmenschen zu geben. Lieber korrigiere ich erst noch selber eine Weile an den Skizzen.

Am Freitag (dem 8.II.) besuchte ich Brechts Vorlesung, nachdem ich den Vormittag zu hause verbracht hatte. Es war mir sehr lehrreich zu sehen, wie er die Sache anfasste, der doch immerhin die Erfahrungen eines Jahres vor mir voraus hat. Es ist und bleibt für alle, die nicht früher schon die Sprache wirklich beherrschen gelernt haben, eine enorme Quälerei, sich in den engen Grenzen ihres Wortschatzes und mit den Hemmungen der Aussprache auch nur einigermassen ihren Gedanken entsprechend auszudrücken. Ich habe auch bei anderen beobachtet, wie schnell sie müde werden - sogar wenn sie vom MS vorlesen, aber erst recht, wenn sie frei sprechen; dann verliert allmählich der Vortrag alle Farbigkeit, immer schneller tauchen die gleichen Worte und Wendungen auf, plötzlich schleichen sich ganze Worte aus der Muttersprache ein (einer sagt dann immer "und", der andere "die") und schliesslich ist es ein rechtes Stammeln, das die Hörer müde macht; kaum aber gähnt einer aus dem Auditorium nach Herzenslust - man ist hier in allem sehr ungeniert, es wird in den Vorlesungen geraucht und geräkelt, also erst recht gegähnt und/geschlafen - dann wird der Dozent erst richtig nervös, und die Worte verlassen ihn ganz. All das kann man auch an sich selber xx beobachten, und es hilft einem garnichts, dass man es weiss und merkt: man erliegt den gleichen Gefahren genau so wehrlos wie die anderen. Anschliessend an die Vorlesung wurde noch ein Imbiss genommen, an dem sich eine deutsche Photographin, Fräulein von Horn, beteiligte, die sich hier in wenigen Jahren als Reklame- und Industriephotographin eine gute Existenz geschaffen hat - völlig aus dem Nichts, abgesehen von Können in ihrem Fach; und jetzt hat sie ein schönes Appartment, ein Auto und einen Hund (von allem anderen abgesehen, was man so schnell nicht gesagt bekommt).

/sogar

Samstag beschränkte ich mich darauf, abends durch die belebten Strassen zu bummeln, um noch so viel Luft zu schnappen, wie da zu haben ist; es war die ganze Woche schlechtes Wetter, aber wenig Wind, und dann ist die Luft in der Stadt sofort sehr schlecht und stickig.
Sonntag abend war ich bei Brechts, um mit ihm über die Schwierigkeiten zu reden, die sich dagegen erheben, dass er wieder nur für einen term herkommt.
Montag gab es abends eine wirklich reizende Liebhaber-Aufführung des flott-naiven Stückes "Money" von Bulwer Lytton. Für eine Dilettanten-Bühne war es eine ausgezeichnete Leistung - ich sah es mir aber weniger wegen des Spiels als wegen der Sprache an - und da war das Ergebnis betrüblich. Leider hatte ich keine Zeit, am nächsten Abend die Wiederholung noch einmal anzuschauen; das wäre natürlich sehr nützlich gewesen. - Diese Möglichkeiten, umsonst oder für sehr wenig Geld etwas zu sehen und zu hören, sind einer der besonderen Reize des Chr.H. Man kann auch besonders gute Radio-Uebertragungen hören (tut es nur leider nicht) und fast allwöchentlich einen oder zwei interessante Vorträge, Reiseberichte usw. - kurz, xxx erheblich mehr, als man in einem Dasein bewältigen kann, das hauptsächlich abends besetzt ist. -

Dienstag nahm ich an einer der Volkshochschul-Vorlesungen teil, deren es an der N.Sch. eine Menge gibt. Der Gegenstand war Current History, und mich interessierte besonders, wie der Mann es machte. Nun, abgesehen davon, dass er seine Muttersprache näselte, war es schlechter, als was wir tun - langweilig, undisponiert, bei viel Stoff wenig Gedanken, eine wirklich subalterne Sache. Dazubekommt man wieder Mut, doch - wenn man erst Sprechen kann - mehr zu bieten zu haben; aber es ist ja sogar dann noch sehr die Frage, ob dem Angebot irgend eine Nachfrage begegnet. - Grosse Freude habe ich an den Stunden (wenn auch grossen Kummer wegen Geld). Beide Lehrerinnen sind ungemein gewissenhaft und haben wirklich den Wunsch, mir zu nützen - und so habe ich den Eindruck, dass auf die Dauer, die freilich Vorbedingung ist, auch wirklich etwas herauskommen wird. Später kann ich dann vielleicht mit irgend einem Abendkurs, der billiger ist, weiter helfen.
Den Abend des Dienstag verbrachte ich wieder in Sp.D., bei einem anderen der jüngeren Kollegen, Kähler, einem holsteiner Bauernsohn, der hier, wie mir scheint, besondere Schwierigkeiten hat, sich zurechtzufinden, obwohl er schon fast ein Jahr hier ist; nicht weniger seine Frau, ein natürliches einfaches Landmädchen, die einem selbst draussen im Vorort völlig verpflanzt und unbegossen vorkommt. Merkwürdig, dass solche Menschen meist nicht einmal den Mut zu sich selber haben, sondern unglückliche Anpassungsversuche machen - die dann ihre Unsicherheit erst recht enthüllen und einen kläglichen Eindruck geben. Man möchte gerade in solchen Fällen so gerne sagen können, dass etwas wirklich Echtes immer am Platze ist, und sich auch in New York behaupten kann, wenn es bleibt, was es ist; aber solche Weisheiten darf man allenfalls sich selber und dem Bericht anvertrauen, nicht jedoch anderen - wenigstens ehe man weiss, wie weit man sie selber zu befolgen imstande sein wird (vorausgesetzt, dass man überhaupt noch echt ist). Die Heimfahrt war wieder arg zeitraubend, aber verkürzt durch interessante Gespräche mit einem aus China zurückgekommenen Ehepaar, die ich vor ihrer Ausreise im Juli 1933 gesehen hatte. Sie wussten von den Gerüchen am meisten, aber auch von den Gebräuchen dieses Landes Erstaunliches zu berichten; man macht sich doch keine Vorstellung von der Willkür und Wildheit, mit der in diesen Gegenden Macht erworben und angewandt wird - dagegen scheint auch Amerika noch sehr ordentlich und auf Recht gegründet - was es ja auch ursprünglich ist, wenn es gewiss an Kräften nicht fehlt, die dieses Recht missbrauchen - und an Menschen, denen es nichts nützt. -
Der Mittwoch ging wieder mit einem sehr ausgedehnten Faculty-meeting hin, das gerade rechtzeitig fertig wurde, um mir noch Zeit für meine Stunde zu lassen; das Generalseminar war gut besucht und anregend: es behandelte das . . Reichserbhofgesetz - dafür muss man nach New York kommen, um darüber diskutieren zu hören!
Anschliessend war noch ein sehr erfreuliches geselliges Zusammensein mit allerlei Gästen der N.Sch., zu denen auch

die Tochter Dodd gehörte, die zu Besuch aus Berlin da ist; ich werde sie am Samstag noch einmal treffen - freilich meine Grüsse würden alt werden, da sie noch westwärts und erst in einem Monat nach Berlin zurückfährt. -
Den Donnerstag Vormittag benutzte ich, um mich in der Bibliothek des Council on Foreign Relations umzusehen, wo ich nun wohl öfter sitzen werde; es ist zwar etwas weit, aber sehr reichlich ausgestattet und wunderbar still und unbenutzt. Was ich noch garnicht habe finden können, ist ein Archiv, wie wir sie in Berlin an mehreren Stellen haben; was die Foreign Policy Ass. als solches ausgibt, ist wirklich nur ein Dreckhaufen. Ich muss aber so etwas entdecken; denn ohne ein solches Hilfsmittel kann ich die Vorlesung des nächsten Semesters nicht halten. Dann war ich noch einmal bei der Rockefeller Foundation, diesmal mit herrlichem Blick aus dem Büros im 55.Stock auf die Stadt, beide Flüsse und das weite Land - es muss schon ein Spass sein, so zu arbeiten. Das Hinunterplumpsen im Fahrstuhl - diesmal hörte man den Luftdruck, was die Sensation vergrösserte - war richtig aufregend. - Mittags begann ein Regen, der wirklich wolkenbruchartig war. Ich musste abends wieder nach Spuyten Duyvel und kam, trotz Gummimantel völlig durchweicht von oben und unten, triefend bei Feilers an. Nur die Mitte war etwas trocken geblieben, so dass ich von da aus allmählich wieder warm werden konnte. Mein Hut brauchte die ganze Nacht, und meine Hosen hatten jede Spur von Form verloren - von den Schuhen garnicht zu reden, in die es trotz Gummischuhen von oben lustig hineingelaufen war. Wenn es hier wettert, dann gleich gründlich. Immerhin räumten diese Fluten auch endlich etwas mit den Schnee- und Eis- und vor allem Dreckresten auf, die hier in East die Strassen verunzierten und in dem Fisselregen der letzten Tage sich in Schlammpfützen verwandelt hatten. Es wunderte mich garnicht, als ich neulich abends eine dicke Ratte in der 9.street unmittelbar vor mir in einen Keller verschwinden sah; wenn ich eine Ratte wäre, würde ich auch versuchen, nach New York zu kommen.- Der Abend draussen lohnte aber die Nässe. Besonders die Bekanntschaft mit Mr.Murrow, dem assistant secretary von Duggan, war eine Freude. Er betreut neben seinem Büro für internationale Erziehung über 50 deutsche Wissenschaftler, die das Duggan-Komitee hier untergebracht hat, und tut das in einem solchen Geiste menschlicher Kameradschaftlichkeit, dass man jeden beglückwünschen möchte, der seiner Hut anvertraut ist; freilich erzählte er auch von den ungeheuren Schwierigkeiten, überall laufen die 2-Jahres-Zusagen ab, die Universitäten, selbst knapp, möchten keine Verpflichtungen übernehmen, eine Selbstbesteuerung der Professoren, wie sie in England so erfolgreich war, ist kaum zu erreichen, weil die Gehälter fast überall erheblich herabgesetzt worden sind - und die persönliche Opferbereitschaft sucht sich doch überwiegend andere Objekte als die hier in Frage kommenden. Man kann sich leicht ausmalen, was für eine Verantwortung Murrow fühlt, wenn man sich die 50fachen Sorgen und Aengste seiner Schützlinge vorstellt. -

Freitag traf ich einen jungen Deutschen, der eben hergekommen ist und allerlei Neuigkeiten mitbrachte; abends hörte ich mir das Kolleg von Lederer an, war aber recht enttäuscht, nachdem ich mir von dem Thema "the driving forces of world policy" viel versprochen hatte. Ich traf mich hinterher noch mit Brechts, und wir gingen eine ganze Weile bei Mondschein - so weit er gegen die Stadtbeleuchtung ankommen konnte - um den Washington Sq. spazieren. Es gibt immer eine Menge zu besprechen, vor allem natürlich Fachsimpelei über die School, ihre Zukunft und unsere Aufgaben, aber auch über Amerika, dieses widerspruchsvolle Land, und seine ungewisse Zukunft. Nichts erregt mich hier stärker als die beginnende ~~XXXXXXX~~ Einsicht in die völlige Fragwürdigkeit der Fundamente trotz aller Technik des Bauens - als wenn man Wolkenkratzer in Geschiebe errichten wollte: man kann sie immer wieder verstärken, aber nur zu dem Ende, dass sie eines Tages ganz und gar umfallen und als unregierbarer Block im Gelände liegen. Man hat hier den Eindruck: wenn das mal stürzt, dann wird mehr erschlagen, als sich vorstellen lässt.
Miss Dodd, die ich am Samstag mittag noch einmal bei Brechts traf, scheint eine sehr typische Vertreterin ihres Geschlechtes in U.S.A. zu sein. Sie hat einen Mann, macht aber von dieser Möglichkeit so wenig Gebrauch, dass kaum jemand den Namen des Betroffenen kennt; sie zieht es vor, Miss Dodd zu bleiben (sicher mindestens so lange, wie ihr Vater Botschafter ist) und schreibt Kurzgeschichten, eine hier weitverbreitete Beschäftigung, für deren Erzeugnisse sich auch bei der Masse der Zeitungen und Magazine immer noch Abnehmer finden. Eine Sammlung soll demnächst irgendwo erscheinen. Sie ist vorsichtig, ohne doch ganz farblos zu sein, in ihren politischen Meinungen, und am meisten interessiert an Gesellschaft und dem Betrieb, der dazu gehört. Wir hatten noch die Gesellschaft eines jüngeren Deutschen, der auf diesem Gebiete besser beschlagen ist als Arnold und ich, - und es war köstlich zu beobachten, mit welcher Unbekümmertheit um den Gastgeber sich das Interesse der Miss D. sogleich und ausschliesslich diesem Herrn zuwandte; so mussten Brechts sich mit mir beschäftigen, was sie freundlich taten . .
Ich habe noch nicht über eine verbummelte Stunde berichtet, in der ich - anschliessend an die Verhandlungen über die A.L.St. mit den Rockefeller-Leuten - um die Ecke in der berühmten Music Hall des Rockefeller Centre war. Von dem Film, der dort geboten wurde, möchte ich nichts sagen - ich habe es nicht über die erste Verwicklung gebracht; aber er gilt hier als einer der besten. Wohl aber war es interessant, den Riesenraum zu sehen, in dem zum ersten Mal hier der Versuch gemacht worden ist, Luxus der Ausstattung mit Geschmack und Qualität zu verbinden; ich finde, das ist gelungen, und der Aufenthalt in dem mächtigen Raum ist an sich schon ein Genuss. Aber mindestens so interessant war die Erfahrung, dass diese neuen Absichten des Baumeisters durchaus nicht auf die Manager des Betriebes übergegangen sind. Was man sich an Kitsch denken kann, wurde in der kurzen Zeit seiner Vorführung geboten.

Zuerst natürlich die unvermeidliche Orgel, infolge besserer Ausstattung noch fürchterlicher als die Wimmerkästen, mit denen wir drüben in den Kinos geplagt werden; und das Geräusch durch ebenso wimmernde Farben der Scheinwerfer auf den unglücklichen Virtuosen ergänzt. Dann die Zigeunerlieder - gesungen mit Begleitung eines Riesenorchesters, das einen solchen Radau machte, dass ich wirklich lange brauchte, um auch nur die Musik wieder zu erkennen. Technisch brillant - sonst grässlich. Das ganze Orchester mit allen Geräuschapparaten, die man sich nur denken kann, dem grossen Chor und den Solisten ~~xxxxxxxxx~~ tauchte mit fanfarenklängen und begleitet von seinem eigenen Getöse unter Fluten von Scheinwerferlicht aus der Versenkung auf. Die Solisten wurden, wenn sie sangen, besonders angestrahlt und dieses Licht wechselte je nach der mutmasslichen Stimmung des Liedes. Auch das Orchester wurde je nach Dur und Moll in verschiedene Farben und Helligkeiten getaucht. Der Dirigent stand natürlich immer im hellsten Licht - und er war sich dessen in jeder Bügelfalte bewusst! Als Ueberleitung zu dem Film gab es erst ein ellenlanges Ballet mit 50 girls, die - als Soldaten verkleidet, was offenbar nicht nur wegen der Gamaschenbeine begeisterte - unermüdlich exerzierten; und dann eine Pantomime, "der letzte Walzer", die auf die französische Revolution vorbereiten sollte (die in dem Film den Zeitrahmen abgibt). Unbeschreiblich, wie zum Schluss die Scharen des wilden Volkes in den Park der reichen Leute eindrangen und sie mit pathetischen Gebärden aufforderten, sich wegzuscheren - bis schliesslich alles sich in Blitz und Donner und völlig unmotivierten Dampf auflöste, der aus dem unschuldigen Rasen aufstieg, und die Trikolore nebste Marseillaise das Durcheinander überragten und übertönten - Quatsch und Krach, der Stürme des Beifalls entfesselte. Für das Vergnügen mindestens, aber gelegentlich auch für ernstere Angelegenheiten scheint das eine wichtige Parole zu sein: Krach und Quatsch.
Samstag Abend sah ich mir in der New School mit grösstem Vergnügen noch einmal "The Phantom President" an, den ich vor 2 Jahren in Paris gesehen hatte. Es war mir natürlich besonders interessant, die Aufnahme bei einem amerikanischen Publikum zu beobachten. Freilich war es kein durchschnittliches Kinopublikum - aber umso mehr schien es diese witzige Verhöhnung der Nur- Propaganda zu geniessen. Ohne gerade eine Präsidentenwahl miterlebt zu haben, muss ich doch sagen, dass mir dieser Film wie wenige andere kennzeichnend für gewisse Auswüchse dessen zu sein scheint, was man ja auch anderswo in einem Atem "Volksaufklärung und Propaganda" nennt. -
Am Sonntag war ich angemessen häuslich, hörte aber mittags eine sehr schöne Radioübertragung eines Symphoniekonzertes, in dem Toscanini Brahms 1. Sinfonie und das Doppelkonzert dirigierte; leider weiss ich nicht, wer die Solisten waren. Abends hörte ich mir in der Cooper-Union einen fürchterlichen aber sicher echt amerikanischen Vortrag über das schöne Thema an: "How to relate knowledge of philosophy to modern life". Die Antwort blieb der Redner freilich schuldig - es gelang

ihm nicht einmal, knowledge of philosophy nachzuweisen; nur dass Dewey und das moderne Leben viel mit einander zu tun hätten, versicherte er; aber das hatte ich schon in Europa erfahren (Man spürt hier übrigens den Einfluss Deweys zunächst sehr viel weniger, als ich nach Ed.Baumgartens Berichten erwartet hatte; aber das wird, wie in so vielen fällen, sehr auf den Kreis ankommen, in den man gerät).
Montag den 18. besuchte ich Professor Gulick in seinem Institute for public administration,. Er erzählte mir sehr interessant von den Aufgaben, mit denen er sich beschäftigt - wobei man sieht, dass Amerika jetzt schnell hintereinander auf all die Fragen stösst, die uns in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Kriege dauernd beschäftigt haben; es hat es eben erst etwas später als wir nötig, sich z.B. mit der Notwendigkeit zu befreunden, überall in der Verwaltung, wo Steuergelder verbraucht werden, ordentliche Etats aufzustellen. In mancher Hinsicht ist, hier zu regieren, nicht weniger kompliziert, als es in Deutschland war - und bei der Grösse und Inkohärenz des Landes und der enormen Verschiedenheit seiner Bewohner vielleicht noch viel schwieriger. Ich nahm mir allerlei Lektüre mit - und versuche nun, auch in diese Geheimnisse etwas einzudringen. Zunächst scheint das nicht schwer - aber die eigentlichen Komplikationen liegen auf dem persönlich-politischen, dem wirtschaftlichen und dem sozialen Gebiete, und dahinter ist schwer zu kommen. Einen sehr angenehmen Mittag hatte ich mit Mr.Murrow, von dem ich schon berichtet habe; er erzählte mehr von seiner Reise nach dem Westen - und jede solche Erzählung macht mir mehr bewusst, wie wenig von Amerika man lernt, wenn man in New York ist - wo man weder eine Staatenregierung, noch gar die Zentralregierung in der Nähe hat, sondern nur mit der Stadtverwaltung in Berührung kommen könnte, die trotz allem neben dem big business nur mit Mühe ihre Bedeutung behauptet; in all dem ist eben kein Vergleich mit Berlin, das in allen Beziehungen eine richtige Hauptstadt ist, oder London, für das noch hinzukommt, dass es Mittelpunkt eines Empire ist. Als Mann der political science entbehre ich diesen Betrieb der amtlichen Politik, aus der man so viel lernen kann, hier sehr. - Nachmittags hörte ich ein Kolleg in der Columbia University - es war endlich mal ein schöner Nachmittag, und die riesige Anlage zeigte sich in günstigem Licht; was einen am meisten überrascht, ist - nachdem man den Bericht mit der Zahl von 38,000 Studenten und was weiss ich allem gelesen hat, - in der Haupt-Völkerrechtsvorlesung nur 15 Studenten zu finden. Daneben können sich die Zahlen der New School sehr wohl sehen lassen. - Zum Abend war ich mit Heimann verabredet, der noch einmal allerlei aus Deutschland hören wollte - ein Thema, das nun bald erschöpft ist, da meine Erfahrungen überholt sind oder von neueren Ankömmlingen ergänzt werden. Hinterher genoss ich - vom rednerischen Standpunkt aus - eine Vorlesung von Prof.Frankfurter, trotz seinem Namen ein Amerikaner, sehr bekannter lawyer und Professor, jetzt an Harvard-University, der über Problems of American Federalism 6 Vorlesungen an der School hält, die ich alle zu hören hoffe - nicht sehr tief war diese erste, aber

sehr anregend - und erstaunlich in der Aehnlichkeit der Fragestellungen und Bemühungen hier wie einst bei uns. Aber auch was er an dazugehörigen cases anbrachte (kein juristischer Vortrag, der nicht von cases ausginge und auf ihnen aufbaute), ob aus Canada, Australien oder U.S.A., hätte alles ganau so gut aus Deutschland erzählt werden können. Milchmarktregelung, Automobilgüterfernverkehr, Zulassung von Personenomnibussen zur regelmässigen Beförderung, - ich kam mir ganz nach Liegnitz zurückversetzt vor.
Nach so bewegtem Tage war ich Dienstag wieder stiller, traf mich nur mittags mit einem Freunde von Pethick-Lawrence, einem reizenden alten Anwalt mit grosser City-Praxis. Er erzählte riesig interessant über den Wechsel der gesellschaftlichen und geschäftlichen Formen in diesem Lande; er ist vorurteilsfrei genug, manche von ihnen, auch wenn sie ihm früher anders lieb geworden waren, für entscheidend gebessert zu halten. Er kennt Roosevelt aus jahrelanger Zusammenarbeit persönlich und hält wirklich charakterlich und politisch viel von ihm - was mich umso mehr interessierte, als man genau so viel sehr anders geartete und sehr scharfe Urteile hören kann. Wie scharf hier die Absperrung der Juden von der sogenannten guten Gesellschaft ist - ohne dass man von einem Antisemitismus sprechen könnte; es ist mehr die Bewussterhaltung eines Unterschiedes - das zeigte mir sein Geständnis, er hätte mich in den Yaleklub eingeladen, weil er mich nach meinem Namen für einen Juden gehalten hätte - wie das hier alle Leute mit grösster Selbstverständlichkeit tun - und nur in diesem einzigen Klub in New York Juden verkönnten. Ich fragte ihn, was denn geschehen wäre, wenn ich Jude wäre und in einen anderen Klub gekommen wäre; aber das fand er selber schwer zu sagen - es ginge eben nicht.
Schliesslich ist noch von einem lunch mit Mr.Swing zu berichten, dem Herausgeber der "Nation". Beard soll einmal gesagt haben: Sie müssen die Nation lesen, um konservativ zu werden, und die Times, um fortschrittlich zu bleiben. Das scheint mir ein gutes Rezept zu sein. Die Nation ist genau um das Stück z u kritisch und scharf, das ihr einen Teil der Wirkung und des Gewichts nimmt, obwohl sie mit grossem Interesse verfolgt wird - und die N.Y.Times ist um genau das Stück zu vorsichtig und normal, das ihr jeden Reiz raubt und sie sehr von ihrer Namensschwester unterscheidet, bei der plötzliche entschiedene Entwicklungen ja nicht ausgeschlossen sind. Mr.Swing selbst ist ein feiner, sympathischer, aber weicher und umgänglicher Mann - seine Aufsätze besonders über den hiesigen Diktatur-Anwärter Huey Long haben weithin Aufsehen erregt wegen ihrer Fundiertheit und Sauberkeit -; von ihm kann der Pfeffer nicht kommen, mit dem unnötigerweise die feineren Nuancen in dem Blatt überdeckt werden. Er hatte sich einen Kollegen mitgebracht - und es stellte sich heraus, dass es der im Kolleg so langweilige Mr.St. war, den ich mir letzte Woche über den Far East angehört hatte; sehr viel mehr ergab die nähere Bekanntschaft aber auch nicht.
Ich habe schon erste erfreuliche Echos auf den Bericht - ein Reiz mehr, ihn fortzusetzen, . . .

kehren

To write a weekly report on the experiences of my American life, turns out to be a real setback to the improvement of my English - both writing and speaking. Therefore I shall write these reports in English too. I know that they will therefore be much poorer and shorter than the former, as I am not able to express myself in the foreign language any better than a child. But even such an awkward attempt may be of some interest - and from my egoistic viewpoint even more useful than a letter written in German.
March 1, I met Gottfried Comze in his office on Madison Avenue, in the midst of the textile centre, where at every window you see sewing girls and tailoring men. Looking at the sign-boards you would think yourself in Berlin, at the Hausvogteiplatz. Taking lunch with G., I tried to learn as much as possible about the average businessman's part in the New Deal. But there was not very much enlightenment for me; I found the same scorn of politicians as was usual in Germany's business circles during the last years, and the same lack of accurate knowledge and well-based reasons. Except for this disappointment I enjoyed our company, for G. was very friendly and as intimate as in the old days.
The "only socialist theatre of New York" presented the "Sailors of Cattaro" by a wellknown exiled German writer. I attended the ~~the~~ performance on Saturday afternoon, because I had been told that the audience would be very interesting. It may be dangerous to impute European experiences to this quite differing continent; but I could not help thinking of certain scenes during the performance of radical plays on famous stages in Berlin. The crowd paid no attention to the finer shades of the action, which problematized mass activity and the leadership of "councils", but applaudet furiously a few coarse effects, which flattered them with popular slogans. It seems to be always the same sad experience; and it does not matter if the demagogue dictator comes from the left or the right, nor if his flag is red or white. The performance was astonishing good but perhaps showed too much of the black-white style.
The evening was really exciting; for then the new discussion about science, truth and freedom of thougt took place. Albert S. gave an introduction which was fine in thought but clumsy in form; the host Colm managed to guide the discussion so successfully that nobody during the whole evening rode his hobby, but all rallied in the effort to further the clarification of the problem. The question was if there are limits to freedom, rather than if freedom can exist. Two groups were divided in the approach but not in the aim: the one searching for a s o c i a l reponsibility by which freedom has to be limited, the other asking for the i n d i v i d u a l conscience which has to curb thinking. Besides the topic itself, the most interesting result was that I found my knowledge of the characters concernde ~~k~~ in this discussion considerably enlarged. I hope there will be a written statement covering the theses of A.S. and the discussion; it will offer a far better impression of the evening than my descript can do.

Sunday -March 3- was the warmest and clearest spring-day we have had so far. I was glad to go to Spuyten Duyvel to take lunch with A.S. Of course the discussion of the day before was reopened, as well during the meal as during a two hours walk along the Hudson, but it did nkt prevent us from enjoying sunshine and breeze. Tea was with Led. and a large group of younger American and German people, too large to allow of starting a valuable discussion or of making more intimate acquaintances. More successful was the dinner which Q I took with my Italian colleague and his wife following an invitation of Mr. and Mrs. Dean - he is a lawyer, she a very active member of the staff of the Foreign Policy Association. My companion-"piece" was Miss Walker from the Rockefeller Foundation office, who is in charge of the scholars in the judicial field. The conversation covered literature, sciences, arts, mostly with regard to the personalities concerned, so that it was very hard for mè to follow. It will take several years until I shall be able to chatter as these people do. - On Monday it cost me two hours to listen to the radio report of the Roosevelt administration. I put in, what I noted about this piece of public propaganda: "When the second anniversary of Roosevelt"s coming into power was celebrated, the only celebration at all was a broadcast report of the achievements the administration claims to have fulfilled. In fact, such a record would be a striking one, if it were given in a popular form and convincing manner. But you heard more of rustling paper than of breathing force. Even the leaders of the Democratic party, both in the Senate and in the House of Representatives, made very tiresome speeches ~~XXXX

orators of the assembly, an impressive action concerning a popular problem: I wonder if that would not have been more attractive than the monotonous reading of the President's message relating to shipping, a statement in which the most interesting part referred to 27 millions of dollars not rightly spent on shipping. - It was a real relief that during the evening General Johnson made a popular speech against the two presumed dictators of the United States, the priest and the preacher. T h e r e was a warm heart, a simple soul, there was courage and independence. But even there you could be afraid. Why did the only spirited gesture to remind us of two years of New-Deal administration come from a man who is no longer entitled to speak for the authorities? And why was it that the only man who could give a new impulse to public opinion kept silent?"

Meanwhile, the action against the unscrupulous "inmuendoes and insinuations" of these popular persons goes on. There was a bitter fight in the Senate last night between the leader of the majority and Mr.Long, and for the first time the latter was not sure he was victor.

The evening of this day I spent with a young clergyman and his wife who both studied in Germany a few years ago but have forgotten all their knowledge of the language. I learned a lot about English churches and church constitution, about the life in small parishes and about the thaughts and feelings of the average religious shopkeeper or other member of the middle-class whom my new friend knows very well. He is socialist; that means nothing in terms of political organisation or influence, but a lot in terms of personal devotion and sacrifice. I hope to meet him frequently. He owns a little hut in the hills of Catskill "Mountains"(I saw these hills when we drove to Croton last Sunday, and I am sure they do not deserve the characterisation of their name) and invited me to join him there as soon as the weather makes it possible.

Tuesday there were long conversations at the School concerning manyfold questions of lecturing, writing and so called social life. I am not sure if I shall be able to fulfil all that is expected of me - a very bad feeling, indeed. For dinner I went to Led., where some friends of the Graduate Faculty had gathered. I found it easy to tell them how lucky I feel to take part in the work they helped to start, and how important this attempt to shelter scientific independence; they, in their turn, were very pleased to hear such approval - but neither side forgot the difficulties included in the situation.

15.III.35.

This week, the report becomes really short, because I have not experienced as many things as I did in the former weeks, for the time being more restricting myself to books - and to the radio. Except for the reading of newspapers, listening in the radio, whenever it offers interesting political speeches, is perhaps the most effective means to learn about persons and politics in this enormous country. So I turned in on the continued fight between General Johnson, ℊ the former head of the N.R.A., and both Huey Long, the autocratic Senator and would-be Governor of Louisiana, and Father Coughlin, the Catholic priest who attracts probably the largest audience ever gained by a private person. Although General Johnson is an impressive orator, both of his foes are much better than he, from a viewpoint of simplicity and cheerfulness which enchant the average ℟ radio-fan; and Long is still keener than the priest who has to pay at least a small gesture of respect to his position. The two men won the interest of the whole country, and they may gain much more, if destiny does not punish them at the very place of their sinning, by afflicting their throats with a chill or laryngitis - as it did in other cases! - After having listened on two succeeding days to all this demagogism on the air, I got a headache and had to cancel a few appointments; but sleeping ⅋ two hours more than usually and going back to a good book proved to be efficient remedies.
Saturday I was invited to take a really genuine and "orthodox American" breakfast with Miss Mayer, who afterwards took me in her car to Long Island. We were driven to Long Beach, thau crossed the island to Roslyn and returned to town by a new-build highway of the latest perfection. Besides, the technical improvements which in Germany are offered as inventions of the new era, here are rather usual and matter of course. The trip to the beach was favoured by the weather; it was bright and sunny so that the hour at the ocean, which sparkled in the light reflected by the ruffled surface of the wide waters, was really delightful. The landscape at the south-side is very poor, at the north-border, facing the sound, it is rich and full of variety. Following the gifts of nature, men have settled according to their wealth in the same relation. All the places towards South are extremely ugly, wooden huts more than stone-houses border the roads; advertising spoils the rest of the view you could have on the bays and the ocean. The nearer to the north-edge of the island, the more the places, the landscape, the houses and the roads become beautiful, until at the high shore of the northern part you find the most magnificent estates you can imagine. It may be difficult to find another place where so wide a gap between social standards of different groups can be bridged by a trip of a few minutes time.
It was a pity that on Sunday it was cold and gloomy when Arnold, Clara and I took a two hours! walk through Central Park. Certainly at this time and perhaps at any other too,

it is not worth the time we spent there. But it did not matter because we wished only to be in the fresh air during discussing manyfold questions of the School. Afterwards I met for the first time after more than 4 years Arnold Wolfers - and I could not help enjoying him and his conversation. The evening was with the sisters Wunderlich and their American guests - at least o n e English conversation during the whole day.

When I read that the Americans were the most hospitable nation I was rather doubtful because I thought it would depend on the person concerned, for what he gets out of it. But meanwhile I had many opportunities to find that statement true. May be that the first contact is the closest - as I was told - and that the interest relaxes as soon as the newcomer has been introduced to others and questioned for all available information. (This country as a whole is more fond of information than the best European newspapermen possibly are). But even if later on there would be a certain disappointment, for the time being I have to report only the best impressions. You are not bound to pay formal visits:, the answer to an introductory letter, the result of an incidental acquaintance, the end of an interesting conversation are always kind invitations to the homes of the partners. Moreover there is advice and practical help - not very important but very nice and neighbourly. Certainly there are many forms which hide no meaningful contents. But XXXXXXX even such conventional manners I like very much if they smooth the difficulties of the normal human intercourse. "Is there anything I can do for you?"-"how can I help you?" are mere forms, when the salesman says it to the customer; yet I prefer the polite "keep-smiling"-man, even having not the right or suitable things for me, to the impolite "matter-of-fact"-fellow, who puts me aside together with a fine article he found for me. The former type is here much more common than the latter, and furthermore there exists the third sample of the efficient a n d friendly person; but that is rather seldom.

One of the pleasantest experiences in American hospitality was the evening which I spent the day before yesterday with a professor of New York University, whom I met by chance at the last dinner of the Foreign Policy Association. He is in the Government department of the university. His wife is Austrian, she runs the rather eccentric household with taste and grace. Her Californian friend, a young writer, tried during two years to get an order from the film industry, but was not successful because there they resented having to make all the concessions they were asked for. Then there was a Russian revolutionary of 1905 who had to leave his country because he was not allowed to attend any school or university there. The last guest was a young lawyer who is in charge of the government's interests in custom cases before

before the courts. As everyone told of his experiences - the hosts having travelled round the world last year - it was a very interesting and amusing evening. But its second half was even more exciting. It was spent on a passionate political discussion - though the lawyer pretended to be not concerned in politics, the young writer to know nothing about it, the Russian to be restricted to business, and the German to recoil from interfering in foreign affairs. - It is not only that I have more contacts and therefore more opportunity to learn politics from American people; there is really more talk about ist, because the political unrest has enormously increased since I am here. Every day the newspapers print resolutions, petitions, open letters and reports an statements concerning the urgent problems of public life; every day there are mass-meetings, public discussions and learned disputations in private circles; the bills and amendements to bills, the speeches and controversies in both Houses not to be mentioned. It is a fascinating spectacle to watch this great country tryihg to avoide the next crash which seems to be on its unchangeable way.

21.III.35.

The political events of this week reached the unknown foreigner only in the form of newspaper-news - except for an adress of Mr.Wallace, the Secretary for Agriculture, delivered at the annual meeting of the Foreign Policy Association. I became a member of this organisation, and therefore was entitled to be at the meeting. Mankind seems to have developed the same form all ~~ex~~ over the world for such purposes of political activity as is going on outside the rank and file of the party followers or the members of administrative bodies. The routine work of the meeting reminded me of the "Mitgliederversammlungen" of many similar organisation in Germany. It makes no difference if the by-law is democratic or autocratic; the board rules, and the members cheerfully accept whatever they are asked for, with the exception of raising contributions. So five items, including the report of the president, did not last more than half an hour, and the high official from Washington had nearly an hour for his attempt to explain "the unifying purpose" which is needed in American political life. He was very effective in describing the disintegrating powers and destroying forces, but not as successful in helping for unity; on the contrary, he admitted that he himself did not know the "star" to which people had to steer their course. The speech was typical for a very reasonable and responsible, highly experienced leading man, who knowing the complexity of the modern world refrains from giving clear-cut recipes or promising definite goods - very impressive, but very unattractive too, as soon as he leaves the narrow sphere of men who are as conscious and learned as he is. So it was sad to state that the spokesman of a democratic government made it absolutely evident what communism or fascism, capitalism or socialism mean andwhy he does not like them at all; but that he only asked for "a new bill of particulars for democracy" and for "an abundant balanced production in which agriculture industry and labor may share equitably" without telling the Audience how to attein these goals. So there remained a feeling of deep disappointment in spite of the sympathetic speech and the enthusiastic orator.

The personal contacts with the elderly editor of the N., Mr.Villard, who is the sample of an American progressive, and with an old physician professor Emerson who is as typical a quaker as he is a loyal citizen, were enlarging my knowledge of different representatives of American life. The editor was really a devil of pessimism - the quaker more than an angel of optimism; while the one sees the absolute destruction of the United States, their dissolution into four opponent countries, dictatorship, revolution and eventually an indescribable chaos, the other feels absulutely sure that

freedom of thought and speech are much too deeply inrooted in the American mind to can be extracted, and that the unifying forces slowly but surely will win the race. Having had such conversations you are free to make up your own mind in anticipating America's future! I would like to know more whereabouts even for the present of this country - but if the ablest older citizens have such diverging views, I had better give up the hope ever to know what is happening here. Indeed a very encouraging experience regarding my future lectures on contemporary politics!

This time, the most refreshing contacts were with the landscape of New York. On afternoon I took a walk on the West shore of the Hudson which I crossed by the ferry. The company consisted of Miss M. who plays a leading role in the administration of the School, a professor of Columbia University, an architect who is especially interested in housing questions, and me. North off Englewood (famous as the residence of colonel Lindbergh) we found wide woods, steep valleys, a small river which we had to cross by means of rocks we rolled into the water, and an enormous estate that we entered through a hole in the high wire-fence. After a clear afternoon, the sun went down in blue mist like a pink balloon returning from a flight to the stratosphère; than the moon became its cold silver brightness showing the unvivid serenity of life which is only reflected. The night was cool; so we were satisfied to find an extraordinary nice inn of English style, well heated by a large fire-place, where we got a nourishing supper. Back we went across the Washington Bridge, which is said to be one of the largest and most beautiful bridges in the world; as far as my experience reaches there is no finer one. - I missed the lecture at the School but went there in time to see B. and other people with whom I had to discuss the complicated time schedule of our next term. Thanks to favourable coincidents my wishes could be fulfilled so that I am very satisfied with the hours of my different duties. The shoes and feet still wet, the legs tired, but the lungs full of fresh air I ~~walk~~ happily walked home.

The next appointment with Nature was fixed for Saturday and Sunday when I went to Greenwich to see Conzes. Greenwich is a country-town of about 30,000 inhabitants and consists nearly exclusively of cottages, villas and big estates. C.'s villa contains about a dozen living rooms and a lot of place for other purposes. The family lives the life of very wealthy Americans. He is vice-president of the company of w which he is one of the foremost stockholders. She is partner of a ~~bank~~ real estate brokers firm, a job by which she earns for herself alone about the double of what we shall have to spend for our whole family. Both have their own cars, and

the third is at the disposition of the children who are driven to school every morning. the eldest daughter has her own horse, and the eldest son his sailing boat, and so on! The house is placed on the height of a hill near Long Island Sound Clubs provide a swimming pool, golf links, tennis courts, yacht harbor and I do not know what other places of pleasure. I enjoyed the deep quietness during the night, the spring-like warbling of birds at early dawn, the walks across the wide meadows, the good food and the comradeship of G., who seems to be unspoiled by the luxuries of his life. The sunday showed a recordbreaking (as it is usual here) warmth, coming up to 70° (Fahrenheit, of course, as about 22° Celsius). After breakfast we walked to the beach where we could lie in the sunshine, than we strolled in all directions across the enormous golflinks. In the early afternoon, we drove two hours up the Country and found a hill where we enjoyed a splendid view over the Inland and the sound. Then we had the greatest pleasure of the day - a fine broddcast of the last concert ~~ka~~ of the Philharmonic-Symphony-Orchestra conducted by Toscanini, presenting the symphony No.3 in F major and the piano-concerto No.1 in D minor, both by Brahms; soloist was Vladimir Horowitz. I think no other music is so dangerous as that by Brahms who stirs up the most deeply hidden sentiments without strengthening the soul for controlling them. If there is anything you are longing for, if you are frightened or distressed, all the feeling, mysteriously fed by the pathetic music, will overwhelm you. But there was a tea-party immediately after the concert, and two couples living in the neighbourhood brought into the room filled with the emotion of a great musician the loquacious futility of Sunday talking, which referred only to cars, movies, stages and prizes. - With a cold wind blowing from North I hurried home to see a sound motion picture at the School, presenting a vivid and comprehensive account of the work and purposes of the Tennessee Valley Authority, an organisation set up by President Roosevelt for the regulation of the Tennessee river, to provide the whole country with cheep electric current, to avoid flooding the acres, erosion of the soil, and to improve shipping on the important waterway which the Tennessee river offers. It was worth while to renounce a second night at the countryside for seing this motion picture. Besides it was interesting to compare it with Russian and German movies. I think really nothing is of so striking an international identity as the technique (and, of course, the armed forces the more they become technicalized). Here, technique is destined for peaceful purposes. I am sorry it goes far beyond the vocabulary I have at my command, to tell about the very differing activities of the T.V.A., the difficult tasks involved, the social and economic problems

arising from the change which is brought to the whole valley by this work. However, it was an encouraging evening ~~XXXX~~ because it showed that there are great accomplishments and even greater goals in the way of technical amelioration as a means for social reform.

As a member of the faculty I had to join a dinner given by the School in order to provide a closer contact between the sponsors of our institution and the faculty staff. My right-hand neighbour was Mr.Herbert Bayard Swope, a wellknown journalist who was in Versailles during the peace-"negotiations" and knew all the German members of the delegation; he remembered my father very well and asked me to confer to him his respectful regard; what may be done herewith. The next evening I had to give up a lecture at the School, as a member of our board of trustees invited me to join him and his wife for dinner and a movie-party. The conversation covered the last European problems. The movie showed a deer and a jaguar (American tiger); both, tamed and trained for their part to an unbelievable degree, played better than any film star could do. Although the story was even worse than they usually are, the performance gave me one of the deepest impressions I ever got from a picture-show. These additional duties to be fulfilled for the sake of our faculty were really to be preferred to some of the ordinary ones, especially the last general seminar which was "very dull".

Nun will ich aber doch von der Reise erzählen, obwohl es so sehr viel garnicht zu berichten gibt. Der erste niederdrückende Eindruck war ein Mädchen in unserem Wagen, das aus irgend welchen Gründen völlig die Fassung verloren hatte und während der ersten Bahnstunde so herzbrechend weinte, wie ich es lange nicht mehr gehört habe. Es fand sich dann zum Glück irgend eine Bekannte, die auch im Zuge fuhr, und der es gelang, die Tränen zu stillen. Am anderen Morgen war das arme unglückliche Kind bereits wieder ein richtiges albernes amerikanisches Hollegegirl, und ich nahm mir wieder einmal vor, Tränen nicht zu tragisch zu nehmen. Der einzige Rest des Kummers war eine dicke rote Nase, und der Grund - wie mir nun schien - einfach Hysterie. Aber ob ich recht habe? Der Abenddunst über dem Hudson, die Hügel, die langsam aus dem Licht in den Schatten schwanden, die bunten Leuchtbojen auf dem Fluss, und ein paar Möwen hoch hoch im Abendschein - man konnte sich einmal/wieder an der an der neuen Heimat freuen. Nach dem A Abendessen war ich ganz allein im Wagen - jedermann und jede Frau drängte in den parlor car, wo ein grosses Radio den Boxkampf zwisch schen Louis und Farr wiedergab - alles war ein einziger Lärm, dem ich mich schleunigst entzog. Man konnte an der neuen Heimat wieder irre werden. Leider hatten wir einen sehr ungeschickten Lokomotivfahrer; bei jedem Halt - und es gibt deren viele - ruckte und schuckelte der Zug zum Erbarmen, und man wurde jedesmal wach, weil man gegen/die/ande entweder mit den Füssen gegen die eine oder mit dem Kopf gegen die andere Bettgrenze stiess. Aber schliesslich war es wieder heller Morgen, und die dunstige heisse Ebene des Mittelwest lag unendlich ausgebreitet um uns. Wenn sich auch in Laufe der vielen vielen Stunden, die ich sie durchfuhr, die Farbe

---

der Erde, die Qualität des Mais und Weizen und gelegentlich der Rüben änderte, wenn die Ernte auch an verschiedenen Orten verschieden weit fortgeschritten war - im ganzen war es doch, einschliesslich all der kleinen Orte, immerdas gleiche Bild: leeres, weites Land, kaum mal Baum oder Busch, nur gelegentlich grosse Viehherden, meist das weiss stirnige schwere Vieh, das zum Schlachten gezogen wird, schnurgerade Strassen, ab und zu etwas Hügelland, das fast immer unbestellt, grau und trocken aus den Feldern aufstieg, und die Stationen: Getreidesilo, Tanks, Viehkrals, Staub und Dürre. Man bekam einen Eindruck davon, wie leicht sich die natürliche Trockenheit in eine katastrophale verwandeln kann, wie wenig dazu gehört, damit das karge Gras verschindet und der arme Boden sich in Staub verwandelt. Um Indianapolis wächst der grösste und schönste Weizen des Landes, weil auch die Nächte heiss sind, - wenigstens ist das die landläufige Erklärung. Und sie sind es wirklich - man merkte in dieser flachen öden Stadt keinen Hauch von Kühlung, und die dicke Benzin- und Gummiluft, die in den Strassen hing wie ein Nebel, liess weder Tau noch Landduft durch, die doch oft sogar unsere New Yorker Gegend erreichen. Ich lag die ganze Zeit unter dem fan unzugedeckt, und trotzdem hatte ich das Gefühl aus versehen in einem Backofen zu Bett gegangen zu sein! Nach dem Vortrag vor dem Midwestern Council of International Relations war ich so nass, dass ich mich umziehen musste, ehe ich jemandem begegnen konnte. Dann bummelte ich mit der Sekretärin dieses council, einer Lehrerin mit bemerkenswert flachem und engem Hintergrund, etwas durch die Stadt - aber das Kriegerdenkmal für die Toten des civil war und das Kapitol waren keinen Tropfen Schweis wert - schon als sie gebaut wurden! Ohne ein gekühltes Kino wäre ich wohl überhaupt nicht wieder frisch geworden: so sah ich mir

dead end an, nebst einem viel zu langen, aber von all den [illegible] Menschen gerne hingenommenen Beiprogramm, und hatte immerhin Freude an einzelnen schauspielerischen Leistungen, wenn auch das Ganze der typische missglückte Versuch ist, einem sozialen Problem mit Sentimentalität nahe zu kommen. - In St. Louis hatte ich nicht viel Zeit mehr zu tun, als den mächtigen Mississippi zu begrüssen, über den uns eine weite Brücke zur Stadt brachte. Er fliesst unendlich träge und breit durch die Ebene, man weiss garnicht, wieso er überhaupt fliesst; sein Wasser ist braun . . und unter der heissen Sonne mitten im heissen Land sieht es aus, als müsste es bald anfangen zu kochen. Es ist auch völlig leer, so als wenn sich die Menschen scheuten, es zu normalen Zwecken zu benutzen. Auch während der laggen Fahrt stromauf, die folgte, habe ich nur einen Dampfer gesehen - der freilich mit seinem grossen Rad achterwä rts erfüllte voll die Erwartungen, die man an einen richtigen Mississippi-Dampfer stellen kann. Riesige Baumwollfrachtschiffe lagen leer, aber das Ufer war voll von Fabriken und auf dem sandigen Streifen zwischen ihnen und dem Wasser drängte sich Auto an Auto - das amerikanische Bild eines Flussufers, das sich sicher ebenso gut in eine schöne Landschaft hätte entwickeln lassen: denn stromauf war es dann in einem schmalen Streifen von dichtem fast urwaldmässig reichem und wildem Wald bestanden, ehe die weite trockene und staubige Ebene sich dehnte. An einigen Stellen waren grosse Bauarbeiten im Gange. Bundesprojekte, die den Strom regulieren sollen, der ja immer noch genug Unheil anrichtet, wenn er wild wird. Das ist ja in allen Ländern das gleiche, und die Krise wird zwar alle Völker mit schönen Schulden, aber auch alle Länder mit erstaunlichen Verbesserungen zurücklassen - wenn sie wirklich so freundlich ist zu lassen - die in einer Zeit von privater prosperity nie versucht worden wäre.

Was man unterwegs sah, machte übrigens den Eindruck voller Betriebsamkeit und guten Geschä fts. Dass die grossen steel foundries in Granite City voll beschäftigt waren, ist nichts Neues; aber es war eindrucksvoll, an diesem heissen Tage die grossen Feuerlichter des geschmolzenen Materials selbst in die unerbittlich helle und grelle Sonne hinein wie aus einer Hölle von Hitze und Lärm leuchten zu sehen. Auch der Gedanke an die Farmer liess einen den gekühlten Wagen nicht leicht geniessen; diese kleinen Holzhäuser mitten in der braunen Einöde, ohne Elektrizität, mit wenig Wasser - nach Wochen unverminderter Hitze muss es wirklich manchmal an die Grenze menschlicher Ausdauer gehen, und ich erinnere mich einer aufregend realistischen Schilderung dieses Lebens, die ich vor einem Jahr gelesen , aber deren Titel ich leider vergessen habe. Stellenweise konnte man die vösen Folgen allzu kurzen und heftigen Regens beobachten - soil erosion! Und das einzig wirksame Gegenmittel, Profilpflügen, scheint noch wenig angewandt zu werden, obwohl das Land mit seinen ganz sanften weit geschwungenen Erhebungen - die ihm den Charakter der Ebene nicht nehmen - dies Verfahren leicht a nwendbar macht. - Endlich, eine halbe Stunde vor D e n v e r, kamen die Berge aus dem Dunst. Sie umkränzen diese Stadt, die dadurch einen ganz anderen Charakter bekommt - und eine ganz andere Luft.dazu. Man ist hier immerhin schon 1500 Meter hoch, die Nächte sind kühl, weite Anlagen umgeben den hässlichen Stadtkern mit einem grünen Atemraum, und immer wieder hat man den ermutigenden und erquickenden Blick auf die Höhen. Der Zug hatte ganz unnötiger und unverständlicherweise über eine Stunde Versöätung - ich bin in diesem Lande noch selten irgendwo pünktlich angekommen - und kroch über die Ebene, als wenn es ein Heldenstück wäre. Es waren viel zu viel Wagen an eine Maschine gehängt! Diese Wagen sind an sich

schon viel zu schnell - man kann nicht bei
chen Unterbau nur mit Leichtmetallzügen schnell fahren, und deren
gibt es nur ein paar auf den Haupfstrecken. Wäre ich über Chicago
gekommen, so hätte ich einen erwischen können. So angenehm das
Reisen ist, was die Bequemlichkeiten anlangt, so unbefriedigend ist
immer wieder das Tempo. Das Warten wird einem freilich erleich-
tert: in jedem der Durchgangszüge ist ein parlor car mit allem, was
der Amerikaner braucht: Radio, unzählige Zeitschriften, Zeitungen,
Reklame, Cocktails aller Art, Rauchwaren und Rauchabteil, Schreib-
tisch und manchmal sogar Sekretärin mit Schreibmaschine. Ich hatte
meine eigene mit - Maschine! - und genug zu lesen, und dann ist es
in den stillen Pullman-sleepers angenehmer als mit dem ewigen Radio
und dem schrillen amerikanischen Dollargeschwätz im OHR. Ich warte
immer noch darauf, einmal zwei amerikanische Männer nicht übers
Geschäft und zwei Frauen nicht übers Einkaufen und Kinoreden zu hören
In Denver traf ich Miss Mayer, wir besuchten die hiesige Leiterin
der W.P.A. (Works Progress Administration) educational projects,
und verbrachten mit ihr auch den Abend - da erfuhr man dann mehr
über Land und Leute, als sich in Eisenbahngesprächen herausbekommen
lässt. Heute fahre ich mit dem Bus in den Rocky Mountains National
Park, bleibe dort über Nacht und bin Samstag Abend zu einer Bezirks-
konferenz der sich eben mühsam organisierenden Landarbeiter wieder
hier. - - -
den 5. September.
--- ich verbrachte den Abend mit miss Clark, die, wie ich schon
schrieb, hier die Leitung der workers education unter der W.P.A.
hat. Sie weiss viel zu erzählen, kennt ihren Staat in jeder Ecke,
und konnte beinahe alle Fragen beantworten. Colorado ist in man-
cher Hinsicht besonders interessant. Einmal spielt bei der grossen

Zahl von Bergwerken - Gold, Blei, Kupfer, Kohle - die Frage der
Organisierung eine grosse Rolle, also der leidenschaftlich um-
strittene Komplex, der durch die beiden Gegner Fereration of Lavor
und Committee of Industrial Organisation dargestellt ist. Die
Führer sind meist ultra konservative A.F.L. (American Fereration
of Labor) Leute, können das aber nicht zeigen, weil die Arbeiter
überwiegend C.I.O. (Committee of Industrial Organisation) Anhänger
sind. Leider wurde die Konferenz, an der ich teilnehmen wollte,
abgesagt, wohl aus Gründen solcher Gegensätze - es wäre interessan
gewesen, mehr von den Arbeirn hier zu sehen, von denen ich nur ein
einige gesprochen habe. Sie machen den zweiten besonderen Zug im
Bilde dieser Gegend aus. In den Minen arbeiten viele Italiener
und Spanier, eine grosse Zahl noch nicht imstande, englisch zu
sprechen. Dazu kommt eine grosse Gruppe spanisch sprechender
Mexikaner, besnnders in der Zuckerrübenindustrie. Die beiden spa-
nisch sprechenden Gruppen befehden sich bitter, da sich die
weissen Spanier natürlich viel besser vorkommen als die Mexikaner.
Beiden fühlen sich die englisch sprechenden Arbeiter wieder überle
gen, und diese Rassengegensätze schwächen natürlich die Arbeiter
als Gruppe. Das ist umso merkbarer, weil sie sonst gerade jetzt
sehr stark sein würde. Denn die ganze Gegend - und das ist ihre
dritte Besnnderheit - ist in einem ausgesprochenen boom. Hun-
derte von Minen, die längst still gelegt waren, sind wieder ge-
öffnet worden, die Arbeitslosigkeit ist stärker zurückgegangen als
in den meisten anderen Staaten, und die Unternehmer sind darauf an
gewiesen, den Arbeitern entgegenzukommen, wenn sie diese Konjunk-
tur voll ausnützen wollen. Leider habe ich keine Zeit, eine der
Minen zu besuchen; manche von ihnen müssen technisch und landschaf

landschaftlich gleich interessant sein. Nur der Zug wird mich - langsam wie üblich - morgen durch eines der grössten Grubengebiete bringen. An der Besserung der Lage haben die Farmer natürlich ihren Anteil, und die Landarbeiter versuchen, sich mit den Grubenarbeitern und anderen industriellen Gruppen zusammenzutun. Das ist die vierte Besnnderheit hier. Die Ebene mit ihren Massenprodukten, - hier in den Vorbergen besnders Obst, Rüben, Mais, weiter drunten, wo es für Obst zu trocken ist, und für Rüben stellenweise, Mais und Weizen, der Mais hauptsächlich für tierische Ernährung -, die Verarbeitung dieser Massenprodukte an Ort und Stelle - Zuckerfabriken, riesige Konservenfabriken, besonders Fleischkonserven - ist nicht nur geographisch den Gruben in den Bergen nahe, sondern auch technisch und im Austausch der Produkte. Es ist also hier leichter als an manchen anderen Orten, den beiden Arten von Arbeitern das gemeinsame Interesse klar zu machen. Diese Bemühungen werden von den Unternehmern und einer Menge Leuten aus dem Mittelstand heftig als Kommunismus bekämpft. Aber dieser Kampf, der hauptsächlich politisch geführt wird - (zu so gewaltsamen Auseinandersetzungen wie in Chicago z.B. ist es hier noch nicht gekommen) - leidet unter der politischen Korruption, die hier - fünfte Eigentümlichkeit - n o c h grösser ist als anderswo. Gerade getzt sind ein paar Stinkbomben geplatzt, die für den fremden die Zeitungslektüre ebenso schwierig wie aufregend machen. Es würde zu weit führen, davon Einzelheiten zu erzählen; sie klingen auch z u unglaublich. Da an ihnen ausserdem beide Lager beteiligt sind - sowohl die Demokraten, die versuchen, sich die Arbeiterstimmen durch soziale Lippenbekenntnisse zu erhalten, wie die Republikaner, die über dem Geschäft sogar ihre politischen "Ideale" vergessen, so ist das Ergebnis eine Verwirrung, aus der sich auch

die Zeitungen einstweilen nicht herausfinden können. Ich hoffe, es macht einmal jemand eine Studie der politischen und sozialen Verhältnisse hier; es würde lohnen. -

Am Freitag Morgen fuhr ich mit einem guten und schnellen Bus in die Berge, zunächst nach Estes Park, wo wir mittags ankamen, und dann weiter nach Bear Lodge, einem summer resort, der bereits mitten im Rocky Mountain National Park liegt. Dieser Park ist, offenbar ganz im Gegensatz zu Yellowstone Park, noch nicht commercialisiert, nicht überlaufen und wirklich ein geschütztes statt eines ausgebeuteten Stückes Natur. Die Berge sind meist 4000 er, aber sie sehen nicht so aus, für europäische Augen, weil sie so viel südlicher auch viel weniger Schnee und Eis haben,. Man sieht nur gelegentlich schmale Gletscher und kleine Schneefelder. Aber die Formen sind sehr schön, und die Felsfärbungen, die in der Schweiz so vielfach unterm Schnee verborgen sind, geben hier der Landschaft ihre besondere Kraft. Bear Lodge ist eine Gruppe von Blockhäusern, sehr einfach aber auch sehr geschmackvoll in den Kieferwald gesetzt, sehr ähnlich einem camp. Es ist ausgezeichnet geleitet und für die Höhe und andere Schwierigkeiten sehr preiswert - viel billiger als Hotels in den Städten, mit ausgesucht guter Verpflegung, und bei aller Einfachheit kleinen Annehmlichkeiten, wie 3 mal am Tage heisses Wasser in die shacks, Feuer in kleinen Oefen, die in jedem dieser shacks im Vorraum stehen, täglich frischer Wäsche, reichlicher Auswahl in nicht-alkoholischen Getränken usw. Gleich nach der Ankunft erkundigte ich mich nach trails und machte mich auf einen 4 stündigen grossartigen Weg zu drei Seen, die eingebettet zwischen steile Felswände auf verschiedenen Etagen der Bergkette zwischen dem Longspeak und dem Mt. Hallett liegen. Es war wie ein Traum, plötzlich über 3000 Meter hoch zu sein, in der herrlichsten frischen Luft, im Angesicht eines weiten vielgestaltigen Bergrunds, das sich in

rötlichen, grühlichen und braunen Tönen von einem strahlend blauem Himmel abhob. Die trails sind zwar gut angelegt, aber doch wirklich nur Pfade - und man kann leicht auch solche finden, wo man richtig klettern muss. Die Tiere sind zwar nicht scheu, aber doch auch nicht stumpfsinnig zahm. Ich konnte Murmeltiere - oder ihre amerikanisches Gegenstück - Rehe, squirrels, die kleinen rasend schnellen Bergmäuse, grosse Hasen und viele Vögel beobachten und das merkwürdigste war eine Art Grashüpfer, dessen Namen die Eingeborenen nicht wussten! und der seinen Lärm (und was für einen) im Fliegen macht, wie ein Motor mit Fehlzündung. Er hat knallgelbe Flügel unter den harten, kann die aber wohl nur als Gleiter benutzen; denn das Geräusch, das zeitweise die ganze Landschaft beherrschte, kommt so viel ich sehen konnte von den harten Flügeln, die er zu einem unregelmässigen und aufgeregten Flug benutzt. Schöne grosse Schmetterlinge, besonders eine Sorte, tiefschwarz mit hellgelbem Rand, und mancherlei leider mir unbekannte Blumen machten einen vergessen, dass man so hoch war. Flora und Fauna sind eben ganz verschieden von dem, was man in der Schweiz in solchen Höhen noch findet. Birken, Espen, Kiefern, allerlei Gebüsch machen die Hänge stellenweise noch lebendig. Daneben freilich sind auch ganze Lehnen bedeckt mit Baumleichen, die alle gleichzeitig den Steingrund erreicht haben und dann abstarben, - tausende stehen noch da als dürre Stämme, nur zu vergleichen mit den Wäldern um Verdun, oder mit einem Weinberg im Winter - freilich ein ganz anderes Grössenmass. Andere sind vom Sturm bereits umgeworfen, und liegen nun ebenfalls zu tausenden die steilen Halden herab, als wenn sie von einem gewaltigen inzwischen verschwundenen Strom da hinabgeflösst worden wären. Das Holz ist wohl ohnehin nicht viel wert - die meisten Bäume sind windverdreht und krumm -

aber man lässt hier ja auch gutes Holz ruhig verfaulen. Da droben jedenfalls gibt es der ganzen Gegend etwas urweltliches, was ihr sehr gut steht. Die Seen sind ein besonderer, reichlich ausgeteilter Schmuck; im höchsten, dem Emeraldsee, der wirklich wie ein Kleinod im Felsen gefasst ist, sah ich grosse trouts, die ich boshafter weise mit Pfirsichschale fütterte; sie frassen sie immer wieder, um sie ebenso schnell wieder von sich zu geben. Angeln, das nicht erlaubt ist, müsste leicht gewesen sein. - Die Nacht war klar, kalt und still, und der Morgen so schön, wie er nur im Herbstbeginn sein kann. Ich stieg auf einen Berg hinter Bear Lodge, wo ich ringsum den weitesten schönsten Blick hatte, und genoss eine Morgenstunde des Friedens, der Andacht und Freiheit, wie ich sie auf dieser Reise nicht erwartet hütte. Den Vormittag benutzte ich zu einer anderen Wanderung, ebensosschön wie die vom Tage zuvor, aber ohne Gewitterregen, der mich am Abend doch noch erwischt hatte. Gegen Mittag bezug es sich, viele Leute kamen, um das Wochenende nebst Labor-Day zu geniessen, und es wurde mir leicht, wieder abzufahren. Dieser Ausflug in die Höhe kommt mir schon heute beinahe wie ein Traum vor. Abends war ich wieder in Denver, das gerade von einem heftigen Gewitter schön abgekühlt war - wir waren die ganze Zeit auf seine schwarze, den halben Himmel verdeckende Wand zugefahren, während wir im Westen die ganze blaube Kette der Rockies und im Osten die in heissem Flimmer vergehende unabsehbare Ebene hatten. - Ein Kino beschloss den Tag, und ein noch heftigeres Gewitter mit wirklich welterschütternden Donnerschlägen brachte noch eine besondere Kühlung für die stüdtische Nacht.

den 7. September 1937

Es ist zwar landschaftlich äusserst interessant, mit dem sogenannten scenic limited der Denver and Rio Grande Western Railway durch die Rocky MOuntains zu fahren; aber dass es schnell ginge kann man nicht behaupten. Kein Wunder, dass indiesem Lande das Flugwesen besonders grosse Fortschritte gemacht hat, und dass man jetzt bereits in etwa 15 Stunden in einem gut ausgestatteten Schlaf-Flugzeug von New York nach San Francisco reisen kann. Es lohnt sich! Nachdem ich einmal diese altertümlichere Art der Verbindung ausgekostet habe, sage ich mir jedenfalls: das nächste Mal entweder im Auto, oder im Flugzeug. Beides hat viel für sich, und wenn man das Land erst einmal aus der Nähe gesehen hat, verliert man nicht zu viel, wenn man darüber weg fliegt. Um andrerseits wirklich in irgend einem Teil vertraut zu werden, muss man schon selber durchfahren, halten können wo man will, mit den Leuten reden und etwas Zeit haben - oder auch sehr viel, weil das Land wirklich reichlich gross ist.

Die Bahn ist altmodisch gebaut - kaum Tunnel, kaum Brücken, sondern ein sorgsames, umwegmachendes Entlangkrabbeln an den Flussläufen so hoch hinauf wie möglich, und dann noch ein ewiges Kehrenmachen über den niedrigsten Pass. Auf diese Weise sieht man zwar sehr viel, aber auch die ältesten Autos auf der Bergstrasse nebenan an einem vorbeifahren, während 3 Maschinen den viel zu langen Zug kaum bergauf schieben können. Wir haben es denn auch auf 4 Stunden Verspätung gebracht, aber die Fahrpläne sind so reichlich bemessen, dass wir 2 davon schon wieder eingeholt hatten, ehe wir über die Wüste hinaus waren. Was einen a m meisten beeindruckt, ist doch, dass man nach Tagen und Tagen immer noch im gleichen Lande ist, die gleichen Reklamen sieht, dieselben Uniformen für Postboten und Telegraphenjungens, dieselben Zigaretten und Autos, Magazine und Eisgetränke. In Europa kommen immer nach etwa einem Tage die neuen Zöllner, Soldaten, Zeitungen und Reklamen, und das neue Geld! Das einzige, was sich hier ändert ist, dass man plötzlich lauter Silberdollar bekommt. Man ist nämlich in der Gegend, wo das Silber gewonnen wird und von wo die mehr als seltsame Silberpolitik diktiert worden ist, ~~EMÄXM~~ die einen zum Glück kleinen Teil des New Deal Programms ausmacht. Um dem Silber zu Ansehen zu verhelfen, ist es hier Ehrensache, die Tasche voll dieser scheusslich schweren und grossen Münzen zu haben, die es mit den alten deutschen 5-Mark-Stücken aufnehmen. - Ich bin noch nicht in Russland oder China gereist; aber sogar dort sind wohl die sprachlichen und a nderen lokalen Verschiedenheiten viel grösser. Hier wird einem immer wieder klar, dass der einheitliche Markt, mit einheitlicher Reklame, einheitlichem Geschmack und einer dazu noch relativ hohen Kaufkraft mindestens einer, wenn nicht der wichtigste der Gründe für die amerikanische Wirtschaftsentwicklung ist. -

Ein anderer trotz theoritischer Kenntnis überraschender Eindruck ist die ungeheure Weite praktisch unbenutzbaren Landes. Die Wüste, die sich an den Salt Lake anschliesst, ist deshalb nicht so eindrucksvoll, wie ich gedacht hatte, weil schon vorher stunden- und stundenlang die Fahrt durch völlig ödes Land geht, dem die mageren Sträucher und blühende niedrige Kaktus auch nicht viel Leben geben. Teils liesse sich durch eine sicher unendlich teure Irrigation etwas machen - und an anderen Stellen ist ja in dieser Hinsicht schon Bewundernswertes geschehen.

Aber auf weite Strecken ist eben auch das nötige Wasser nicht da,

und das Land wird auch nach hundert Jahren noch so daliegen. Während der Osthang der Rockies noch ziemlich dicht bewohnt ist, wenigstens wo ich sie sah, ist der Westhang grossartig durch seine unendliche Einsamkeit, nur hier und da unterbrochen von einem Bergwerksdorf hoch in den Bergen. Der Unterschied ist erstaunlich. Eben hatte man noch herrlich tragende Apfelgärten, reiche Maisfelder und weite saftig grüne Rübenäcker gesehen - und wie abgeschnitten öffnet sich eine Stein- und Lehmwüste. Aber auch die ist schön - wie denn diese ganze Reise am meisten durch die immer wiederkehrenden sanften und in einander übergehen den Farben gekennzeichnet ist, die nur selten einmal durch stärkere Töne ersetzt werden. Grau, grün und braungelbe Erde, ~~XIX~~ und Stein, mattblau der Himmel am Horizont, - oder rötlich die Erde, wie meist in Colorado (daher ja der Name), aber in vielen Lagen die Farbe wechselnd und aus den kräftigeren in die ~~sanftesxx~~ sanfteren übergehend. Oder weissgelb, wie am Salt Lake, und dann in die aufsteigenden Berge hinein immer brauner und dunkler werdend, bis sich die letzten Linien schon mit dem blauen Himmel a n Farbigkeit messen können.

Das Land ist aber nicht nur unendlich weit und viel weniger fruchtbar, als man sich vorstellt, sondern auch unglaublich jung. So vieles ist noch ungetan, und wird sicher noch einmal getan werden: Strassenbauten, Flussregulierungen, Elektrifizierung, Bahnbegradigung - und so vieles ist andrerseits in so unglaublich kurzer Zeit schon geschehen. In Colorado spricht man von der Zeit des gold rush als der fernsten Vergangenheit - Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Städte rühmen sich ihrer Geschichte, wenn sie um diese Zeit gegründet worden sind. Salt Lake City ist in den 50er Jahren entstanden und gilt schon als eine alte Stadt! Auf der Fahrt zur Royal Gorge kamen wir durch ein Tal, das "canon of the dead man" heisst. Zur Erklärung dieses poetischen Namens erzählte uns der Fahrer (übrigens sehr hübsch) ein "Märchen", das "alt überliefert" ist. Es schilderte eine angebliche Begebenheit aus dem Jahre 1882 und hatte mit den Kämpfen gegen die Indianer zu tun! Man wird so beeindruckt von dem völligen Fehlen alles Endgültigen (das ja ein Teil der Jugend ist) dass einem sogar die Berge anfangen ganz vorläufig vorzukommen, wenigstens an der Grenze nach Utah und in Utah selbst, wo sie aus einer Art Puffstein bestehen und offenbar noch ständig sich verflachen und zersetzen.

Es ist in der Höhe gestern richtig kalt gewesen, heute in der Wüste und weiter nach Westen sehr heiss. Aber alle Tage gab es vielfältige und vielfarbige Bewölkung, die jedesmal gegen Abend Gewitter brachte. Morgens ging dann die Sonne herrlich auf, und das waren die Stunden grösster Farbigkeit. Etwa heute, als plötzlich der erste Strahl eine der matten Höhen erreichte, die eben noch graugrün geschienen hatte und nun so knallgelb wurde, wie man es sich als Farbe in der Natur nicht vorstellen kann. Oder wenn ein tiefer Wolkenschatten gegen eine hell beschienene Stelle grenzt und damit die Farben, die (sehr unphysikalisch ausgedrückt) wie von der Sonne verhüllt waren, plötzlich zu eigenem Leben kommen. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht - die aber wohl nicht für die Tropen stimmt - dass die starke südliche Sonne die Farben eher abstumpft als kräftigt. Immer von der Bläue des Himmels abgesehen, die in der Scheitelhöhe oft geradezu unnatürlich ist. Nun bin ich auf Californien gespannt (ich schreibe dies auf der Fahrt durch Nevada) das ja gerade farbig so besonders schön sein soll. Aber zur Ehrenrettung schon der italienischen Ebene, aber auch alles Landes

weiter westlich muss ich wiederholen, dass gerade die W "Eintönigkeit" im ortsinne der Farben etwas unendlich reizvolles hat und einem die Weite besonders lieb macht. Nur leben möchte ich nicht hier - und man bekommt Mitleid mit den Leuten, die zum Beispiel hier in der Wüste in traurigen Bretterbuden an den Bahnstationen wohnen müssen, glühheiss im Sommer und eiskalt im Winter, und ohne irgend einen der Reize des menschlichen Zusammenlebens in grösseren Gruppen.

Im übrigen ist es schwer, so beim raschen Durchreisen eine Idee vom Leben der Leute zu bekommen. Man hört - und weisx es aus amtlichen Statistiken - dass der Güterverkehr stärker ist als je seit 1929, und dass die Produktion bereits beinahe den Vorkrisen-Höchststand erreicht hat. Aber die Arbeitslosigkeit auch in den Minenbezirken nimmt nicht im gleichen Masse ab. Man kann eben solche beruhigenden Feststellungen gehört haben, wie ich gestern spät abends im Gespräch mit einem jungen Kaufmann aus der Gegend, der mir auf der Plattform des Aussichtswagens Gesellschaft leistete und die Landschaft und die Leute zu erklären suchte - um dann auf der nächsten Station im Dunkel auszusteigen und 3 beunruhigende Gestalten zu finden, die sich am Zuge entlang drücken und auf solche steifgesessenen Reisenden Warten, die sie nachdrücklich und in einer Mischung aus Klage und Drohung anbetteln können. Arbeitslos, hungrig - das war die angesichts ihres Aussehens durchaus glaubhafte Geschichte. In den abgelegeneren Gegenden, und besonders in den Staaten, wo die Arbeitslosenfürsorge wieder zur örtlichen Angelegenheit gemacht worden ist, können die Menschen sicherlich hungern, ohne dass ihnen "amtlich"geholfen wird. -

Nun aber noch ein kurzer Tatsachenbericht: Am Montag dem 6. morgens fuhr ich aus Denver ab. Schon in Colorado Springs verliess ich den Zug, um mit dem Auto einen kürzeren Weg zu machen, der die Ecke über Pueblo abschneidet und einem dadurch Zeit schafft, die Royal Gorge in Ruhe anzusehen. Wir bekamen mehr Zeit als uns lieb war: denn in Canon City, von wo die Schlucht nicht mehr weit ist, erfuhren wir, dass der Zug auf ein Hindernis gestossen war und unbestimmte Verspätung haben würde. Es waren dann die erwähnten 4 Stunden. Das gab uns erst einmal Zeit, den skyline highway entlang zu fahren, der auf dem oberen Rand eines langen Bergrückens gebaut ist - man denke sich den Kneu vervielfacht und dann eine Autostrasse entlanggelegt. Die Aussicht ist wirklich herrlich, die Strasse sehr schlecht und die Fahrt nicht immer gemütlich. Gebaut worden ist sie von den Insassen des State Penitentiary, die man damit für eine gute Zeit beschäftigt hat; man kann kaum sagen nützlich, denn es ist das unnötigste auf der Welt, dass da eine Aussichts- und Renommierstrasse geht, und man merkt ihr den Mangel an technischer Schulung der Arbeiter etwa so an, wie gewissen von der W.P.A. gebauten Strassen in New York. Im Royal Gorge Park hatten wir Zeit, beliebig lange auf der Hängebrücke spazieren zu gehen, die etwa 330 Meter über der Schlucht gespannt ist - auch nicht etwa zu Verkehrszwecken, sondern nur "for fun"; man kann zwar darüber gehen und spüren, wie sie im Winde schwankt, aber dann muss man wieder umkehren und sich die Sensation auf dem Rückweg wiederholen lassen. Aber der Blick in die Schlucht, in der die Bahn sich an den Arkansas River klemmt, um mit ihm durchzukommen, und auf die weiten Züge der Berge in immer ferneren Reihen ist den Bau wert. Als wir a nkamen, strahlte die Sonne und die steilen Felswände waren so rot, wie man es von keinem Sandstein erwarten würde. Dann kam sehr schnell ein Gewitter, und das ganze Bild änderte sich völlig, bis der braune Fluss in der Tiefe der farbigste Fleck war, von

von dem aus es über braungraue Wände in den schwarzgrauen Himmel ging, und zu drei tiefschwarzen Raubvögeln, die mit dem Gewittersturm darüber segelten. - Man führt auf einer Seilbahn in die Schlucht hinunter, um drunten den Zug wieder zu erreichen. Für jemanden, der Bergbahnen gewohnt ist, bietet das keine besondere Sensation, aber die meisten Benutzer sind ungeheuer aufgeregt, und der Führer spricht von einem "100% grade" - was immer er sich darunter vorstellen mag; die Neigung ist genau 45°. Unten hatten wir noch genug Zeit, zu der spinnwebdünnen kleinen Brücke hinaufzusehen, auf der immerhin 2 Autos an einander vorbeikönnen, und die Wände zu bewundern, die in ihren Formen und Farben gleich interessant sind. Dan nahm uns der Zug wieder auf und schlängelte sich bis er endlich die Wasserscheide erreichte und mit ebensolchem Lärm, ergänzt durch Bremsenknirschen und Schleudern und Stossen der Wagen, wieder bergabfuhr. Das wiederholte sich für jeden der vielen Höhenzüge, aus denen die Rockies bestehen, und endete erst, als wir heute Morgen in das immer weiter werdende Tal kamen, in dem Salt Lake City liegt. Besonders schön war es nach Dunkelwerden im Freien auf der Plattform des Aussichtswagens zu sitzen - Radio, Licht, Rauch und Unterhaltung hinter den Doppelfenstern und Vorhängen eingesperrt, mit den Sternen über dem bald engeren bald weiteren Bergtal, in dem der Zug sich wand, ab und zu den Lichtern eines überholenden oder überholten Autos auf der Strasse, die fast die ganze Zeit neben der Bahn herläuft, ausser in den ganz engen Schluchten, und den aus rot in grün wechselnden automatischen Signalen auf der immer eingleisigen Strecke. Die ~~xxx~~ Bergformen, bald deutlicher bald schattenhafter, selten einmal ein Lichterfleck, der eine Grube beleuchtete, das Rauschen des Wassers als ständige Begleitung, und die unbekannte und für das Gefühl grenzenlose Weite folgten mir im Traum.

Leider hatte ich wegen der Verspätung keine Zeit für Salt Lake City, sondern musste sofort weiterfahren. Man wundert sich nicht, dass Brigham Young diesen Platz ausgesucht hat, wohl aber dass er ihn finden konnte. Es scheint auf weithin die einzige fruchtbare Stelle zu sein, und inzwischen ist es zum Zentrum allerlei Industrien und eines enormen Touristenverkehrs geworden - der freilich jetzt nach Laborday bereits völlig aufgehört hat - im ganzen Wagen nach San Francisco sind wir nur 3 Reisende, und es läuft noch einer mit, der sogar ganz leer ist. Inmitten kahler Berge dehnt sich diese grüne Ebene, mit Bäumen, besonders Pappeln, mit weidenden Herden, mit Häusern und Feldern - man traut seinen Augen kaum. Und gleich danach beginnt schon die Salzgegend, es wird wieder dürr und öde, und dann fährt man über eine Stunde auf dem sogenannten lake cut-off wie durch einen Ozean. Das ist nicht nur Einbildung, weil man weiss, es ist Salzwasser; der weisse Sandstrand, die Farbe des Wassers, die Möven, die Strandgewächse, alle bestärkt den Eindruck. Am erstaunlichsten ist das Salz, das wie Schnee in den Buchten liegt, und das offenbar auch die eigentümliche Schaumbildung des Wassers hervorruft, das alle Steine am Ufer wie mit einer Glitzerschicht überzieht, und auf weithin der Vegetation den Stempel aufdrückt. Wir sind inzwischen stundenlang erst durch die richtige Wüste und dann durch beinahe eben so ödes Land gefahren, und es kommt mir immer noch so vor, als müsste der Boden salzig sein und alles Wachstum verhindern. Erst in Elko sind wieder normale Bäume, soagr Gärten, aber das weite Land ist auch da noch trocken und das Gras stachlig und dürr.

Die Fahrt ist aber dadurch bereichert, dass man immer an den lang gestreckten Höhenzügen Nevadas entlang führt (Die Bahn selbst ist wechselnd auf 1200 bis 2000 m Höhe) auf die man von der Bahn aus freien Ausblick hat. Da der Fahrplan ausnahmsweise die Namen der Berge angibt, ist es ein Zeitvertreib, ab und zu die shades an der Südseite hochzuziehen, die gegen die glühende Sonne sonst geschlossen sind, und den Ausblick auf die nächste Kette zu suchen. Im Norden sind nur flache und etwas langweilige Hügel. - Im Übrigen ist sogar das Maschineschreiben nicht leicht, so ruckelt der Zug, und einen Versuch mit der Hand musste ich gleich aufgeben - ich konnte es selber nicht lesen! Die meisten Reisenden sitzen denn auch in dem geradezu pompösen parlor car, mit etwa 30 verschiedenen Zeitschriften, darunter sogar so guten wie dem Geographical Magazin, mit Bar und Radio und so schönen Venetian blinds, dass man trotz Abdunkelung durchgucken kann. Da aber dieses Radio allgemeinem Wunsch entsprechend unentwegt jault, habe ich mich wieder in den leeren Wagen zurückgezogen, der zwar mehr schaukelt, weil es der letzte ist, aber der auch vollkommen still ist - das Schnarchen des Negro-porters macht es nur noch friedlicher. Und obwohl ich mich dem Kriegsschauplatz im Osten geographisch nähere, obwohl wir bereits eine Chinesin-Aufwartung im Zuge haben und östliche Gesichter im Speisewagen ein Drittel der Reisenden waren: das Land ist friedlich, und will es auch sein.

---

den 11. September 1937

Es war richtig eine Befreiung, am Morgen des 8. aufzuwachen und nicht mehr in dem öden und wüsten Land zu sein, durch das ich den weitaus grössten Teil des 7. September gefahren war. Wir kamen von der Höhe hinunter, am frühen Morgen durch Sacramento, das eine der vielen kleinen Staaten-Hauptstädte ist; man wundert sich, warum sie es sind, während die eigentlichen Hauptstädte sich ganz wo anders entwickelt haben. Der Sonnenaufgang war farbig so grossartig, wie man es sich nur wünschen kann, und wieder genoss ich es, dass man in den amerikanischen Wagen am Fenster liegt und Sonne, Mond und Sterne geniessen kan, ohne dass man aufsteht. Das soll aber nicht heissen, dass ich lange liegen geblieben wäre. Um 6h ist man in jedem Wagen im Waschraum allein, und um 1/2 7h in jedem Speisewagen; die Leute lieben es, so lange wie möglich abends bei Radio im Clubwagen zu sitzen, der auch wirklich ein ganz angenehmer Aufenthalt ist für die, denen diese Art Zusammenleben in Fleisch und Blut übergegangen ist - und welchem Amerikaner wäre sie nicht! - So hat man morgens immer einen guten Vorsprung, wenn man sich noch nicht völlig amerikanisiert hat; und mir ist der Morgen als Tageszeit immer noch lieber als der Abend, aber besonders auf Reisen, wo man nach 8h doch nichts mehr sehen kann. Der Zug fährt eine ganze Weile an straits entlang, deren Namen ich jetzt vergessen habe, und kommt dann an die San Francisco Bay. Es war morgens noch richtig heiss gewesen; aber je näher wir der Stadt kamen, desto wolkiger und kühler wurde es. Auf der grossen Fähre, die für etwa 3000 Personen und viele Wagen Platz hat, bliess dann ein richtiger Wind, der mir in meinem Leinenanzug durch Mark und Bein ging; aber er blies auch den Nebel weg und gab den Blick auf die hügelige Stadt und die riesigen Brücken frei, die das Bild zunächst völlig beherrschen. Ich bin später über beide gefahren, und die Golden Gate Bridge ist mit Recht unter die neuen

"Weltwunder" gezählt worden. Der Blick von ihr auf die Stadt, auf die Hügel rings um die Bay, und auf den Ozean, auf den sich die Bay wirklich wie durch eine gewaltige Türe öffnet, gehört sicher zu den grossartigen Bildern der Welt. Es zieht einen förmlich hinaus, und ich kann es kaum erwarten, bis ich einmal durch dieses Tor in den Fernen Osten fahre. Nachdem ich es gesehen habe, und durch die Chinesenstadt in San Francisco gewandert bin, und die vielen östlichen Gesichter hier gesehen habe kommt mir diese einst so ferne Welt durchaus erreichbar vor, - und da ich hierher bestimmt wieder eingeladen werde und dann hoffentlich unter günstigeren Bedingungen, so ist der start sozusagen schon gesichert. Aber es wird weder zeitlich noch geldlich vor 1940 möglich sein, und bis dahin muss ich noch eine Menge getan haben, wenn der Weltreiseplan verwirklicht werden soll. Aber es ist verlockend, ihn schon zu haben, und allmählich die ersten Stationen herauszufinden. - In dieser Herrlichen Hafenstadt, die noch viel besser daran ist als New York, weil sich zu der günstigen Lage des Wassers noch die grossartige Landschaft gesellt, und weil die Möglichkeiten nicht so begrenzt sind wie driben, wo Hudson und East River den grossen Schiffen verhältnismässig früh Halt gebieten, und wo sich alles in Manhattan Island zusammen drängen muss - hier war gerade wieder ein Streik im Gange, besonders merkwürdig, weil nicht etwa die Unternehmer bestreikt wurden, sondern die beiden feindlichen Brüder in der Arbeiterbewegung, A.F.L. und C.I.O. sich gegenseitig bestreikten. Der unmittelbare Erfolg war derselbe: keine Schiffe wurden entladen, keine Güter von den Piers abgefahren, und die Erregung in allen Lagern war gross. Denn wenn dieser Streik, der besonders schwer beizulegen ist, weil die Ziele, für die er geführt wird, nur von den Arbeitern selber erreicht werden können - wenn der also lange dauert, dann heisst das, dass die Schiffe auf andere Häfen umgelenkt werden müssen, zunächst nach Los Angeles - aber wenn es dann da auch losgeht, was sehr möglich schien, dann ist die ganze Küste getroffen, die sehr wesentlich von Schiffahrt lebt. Wir haben vor einem Jahr die gleiche Sache in New York gehabt - aber da war sie weniger empfindlich, weil der grösste Teil der Schiffahrt nicht amerikanisch ist und die Streiker durch Gegenmassnahmen in anderen Ländern gezwungen wurden, sich zu mässigen. Hier schliessen sich vielleicht die Seeleute an, und dann ist der Knoten so verwickelt, dass es schwer sein wird, ihn zu lösen. In der Sache hat die C.I.O. recht aber in der Methode schadet sie sich schwer, und das ist besonders ~~KKKKKK~~ betrüblich, weil sie einen der begabtesten und tüchtigsten und menschlich wohl auch interessantesten Leute aus der Bewegung an der Spitze hat, einen Mann, von dem man in der amerikanischen Schiffahrt sicher noch viel hören wird; er heisst passenderweise Bridge.

Das Wetter klärte sich schnell auf, es wurde strahlend klar und angenehm warm, und nach einem Bad ging ich aufs Büro der Gruppe, die hier die Reise für mich arrangiert hat (oder richtiger sich hat gewinnen lassen, meine arrangierte Reise zu unterstützen) und wurde von den liebenswürdigen Damen im Auto durch die Stadt gefahren. Sie haben es beide nicht "nötig", die eine hat einen wunderbaren eigenen Wagen und einen Mann, der nur im eigenen Flugzeug reist. Mit dem Wagen sausten wir hü gela/uf/und hügelab, dass ich mir vorkam wie in der gefürchteten Berg- und Tal-Ba/hn, und mit dem Mann assen wir zu Mittag, natürlich im teuersten Hotel - aber ich kann nicht leugnen, dass es gut war. Er importiert, kommt viel in der Welt herum, und wusste zwar oberflächlich aber anregend zu erzählen. Hier ist

natürlich jeder mit der Lage im Osten beschäftigt, und ich war überrascht, doch eine offenbar nicht ganz kleine Gruppe zu finden, die nichts dagegen hätte, wenn die U.S. jetzt die Gelegenheit benutzten, den Japanern einmal eins auf den Kopf zu geben. Aber auch die weniger aggressiven Gruppen haben einen herzlichen Hass gegen die Japaner, und sie dehnen ihn auf die Deutschen aus, seit das famose Antikommunistenbündnis geschlossen worden ist; denn so wenig die meisten hier auch mit Kommunismus zu tun haben wollen, sie sind an Russlands Möglichkeiten interessiert, und wollen sich die nicht verderben lassen. Aber freilich: auch das Gefühl gegen Japan hat eine Grenze - und da das Geschäft mit Japan viel grösser ist als mit China, so sind die Sympathien gross aber theoretisch, und nicht einmal die Neutralitätsgesetzgebung wird in Anwendung gebracht, obwohl der Präsident meiner Ansicht nach verfassungsmässig gezwungen wäre, das Gesetz jetzt anzuwenden. - Nachmittags schloss sich an den Vortrag, der sehr gut besucht war, eine etwas törichte Fragerei, die sich in privaten Gesprächen noch lange fortsetzte. Den Abend verbrachte ich mit einem Herrn, an den Dr. Johnson mich empfohlen hatte; er ist im Versicherungsgeschäft, das hier natürlich besonders blüht, sehr reich, Junggeselle, und hat sich ziemlich mitten in der Stadt ~~XXX~~ in einem Hof ein verborgenes Atelierhaus gebaut, wo er immer ein paar Künstlern Unterkunft gibt, und selber eine Atelieretage mit wunderbarem Dachgarten bewohnt; man könnte, wie so oft in diesen scheinbar engen und scheusslichen Städten, nicht auf den Gedanken kommen, ein solches Haus in einer solchen Gegend zu suchen. Mit uns war da noch ein mir unbekannter Maler, dessen Namen ich nicht einmal behalten habe, eine Kunstkritikerin und ihre Tochter aus New York, die auch gerade an den Hausherrn eingeführt worden waren, und zwar durch Jemanden, den ich wieder sehr gut kannte - so waren ein paar Beziehungen da, und es war ein harmlos netter Abend, das Beste daran die Besichtigung der Sammlungen, die die ganze Wohnung in ein Museum verwandeln - grässlich darin zu wohnen, aber gut anzusehen. Wie es hier "nahe" liegt, ist der Hauptteil daran chinesische Kunst und östliches Kunstgewerbe, hervorragend eine Sammlung von Jadeschnitzereien, die ich zwar nicht beurteilen aber bewundern konnte - mich beeindruckte am meisten ein farbig und in jeder Hinsicht herrliches nicht sehr grosses Bild von Orozco - ein wunderbares Zeugnis der neuen mexikanischen Kunst.

Da es sehr spät geworden war, benutzte ich den anderen Morgen etwas zum Faulenzen und dann zu einem Stadtbummel, Chinatown, Piers, Hauptstrassen, an den ich eine Rundfahrt über die Golden Gate Bridge und an die Beach anschloss. San Francisco ist eine sehr reiche Stadt, hat herrliche Wohnviertel, wo es - bis auf den üblichen Nachmittagsnebel - eine Lust sein muss zu leben (wenn man es bezahlen kann) und die Beach so nahe, als wenn in New York Jones Beach hinter dem Cortlandt Park läge. Die Gärten sind herrlich, weil sie südlich sind, und während das Land und die Berge doch noch kahl und trocken wirken, sind diese gepflegten Anlagen wirkliche Stückchen Paradies. Nachmittags machte ich den Vortrag für Palo Alto fertig, und fuhr dann in den Abend hinein südwärts, leider nicht am Ozean entlang, sondern immer hinter der Hügelkette, die unabsehbar lang die Küste begleitet. Wir hatten noch Zeit und den campus von Stanford University anzusehen. Da ich inzwischen den Bruder des Kanzlers kennen ~~XXXX~~ gelernt habe, weiss ich, dass sie als Memorial für den früh verstorbenen Sohn des früheren U.S.Senators Stanford von dem und seiner Frau mit einem Anfangsbetrag von 30 Millionen $ gestiftet worden ist. Später sind aus derselben Quelle noch viele Millionen hinzugekommen, die meist aus dem Holzgeschäft

stammten . Die Idee war ursprünglich, die Universität frei zugänglich zu machen, nicht nur keine Kolleggelder zu nehmen, sondern auch das Leben auf dem campus so billig wie möglich zu halten. Inflation und Krise haben diesen Plan vereitelt - wie ich glaube, weil die Sache wie üblich zu gross aufgezogen und nirgend eine Grenze gemacht wurde - und nun ist es eine normal teure, normal übergrosse, und normal in Geldnöten befindliche Universität geworden, und besonders schwierig dran, weil die meisten Leute das Gefühl haben, 30 Millionen hätten reichen müssen, und daher nichts geben mögen. Es ist eine ausgesprochen konservative Universität, eine Hochburg guten Republikanertums, und Hoover, der auf dem campus lebt und Mitglied des "Aufsichtsrats" ist (so kann man hier die meisten boards of trustees unbedenklich nennen!) fühlt sich mit Recht da zu hause. Ueber ihn hörte ich eine Menge, als ich auf der Fahrt nach Seattle den früheren Marinesekretär im Coolidge Kabinett Mr.Wilbur traf, eben den Bruder des jetzigen Universitätspräsidenten. - die Gruppe, die ich in Palo Alto traf, war besonders erfreulich, ka um mehr als hundert Personen, aber alle gut unterrichtet und wirklich interessiert, und die Diskussion war einfach ein Spass. Zum Glück traf ich da auch einen der Sekretäre des Commonwealth Club, und von ihm erfuhr ich, dass der Vortrag dort, den ich am anderen Mittag halten sollte, nicht so harmlos war, wie ich gedacht hatte. Der Club ist wirklich eine wichtige Einrichtung an der Westküste, hat über 3000 Mitglieder, die offenbar ziemlich gesiebt werden (leider auch finanziell) und vor ihm zu reden gilt als grosse Sache; weshalb er denn auch kein Honorar zahlt, obwohl er es besser könnte als irgend eine andere Gruppe, zu der ich gesprochen habe oder sprechen werde. Die Vorträge werden über das National Broadcasting System übertragen, und andere Klubs im Lande sparen sich ihre Redner, indem sie sich in diese Vorträge einschalten. Man hat denn auch statt der mittags sonst meist üblichen 30 seine vollen 45 Minuten zur Verfügung - und nur wer die einmal unvorbereitet gesprochen hat, kann beurteilen, wie viel Unsinn man in 45 Minuten ~~XXXXXXXX~~.sagen kann. Ich beschloss also lieber gut vorbereitet zu sein und widmete dem die Zeit, die mir nach der mitternächtlichen Rückkehr und dem nötigsten Schlaf übrig blieb. Ich konnte mir natürlich kein MS a usarbeiten - aber wenigstens eine sehr eingehende Disposition mit Uhrzeiten am Rande und dem nötigen Stoffspielraum, um die Zeit auch einzuhalten. Es ging ganz gut - oder wenigstens sagen die anderen so. Jedenfalls war ich auf eine Zehntel Minute fertig, so dass die Hörer gerade noch das Beifallklatschen mitbeka men, ohne zu wissen, wie lange es dauerte; das scheint mir die vollkommene Anordnung! Es waren ein paar hundert Menschen da, darunter viele, die mit der Panamerikanischen Sache (meinem Thema) selbst zu tun hatten; aber es erhob sich keine besondere Kritik, obwohl ich die amerikanische Politik nicht ganz unkritisiert lassen konnte. Hinterher hatte ich dann gut Zeit zum Packen und fuhr über die längere aber in Lage und Anlage weniger grossartige Oaklandbridge nach Oakland, wo ich den Zug nach ~~XX~~ Seattle bekam. Der Abend war verhängt, aber gerade zum Abschied hob sich die Nebelschicht über dem Coit Tower und ich bekam noch einmal den Blick auf die Stadt frei. Leider ist es auch heute morgen neblig, sodass ich fü rchte, der Blick auf die Berge wird mir verhüllt sein. Die Strecke - die sogenannte Cascade geht hoch in die Berge, und man hat bis Albany die herrlichsten Ausblicke ~~XXX~~ auf tiefeingeschnittene Täler, auf nahe Höhen, in

in dunkle Wälder, die im Süden noch etwas an die Mark erinnern, weil sie ohne Bodengrün sind, aber je weiter nach Norden desto voller und üppiger werden, bis man sich wie im alten Erdteil vorkommt. Die Strecke ist ganz neu, sehr schön und modern gebaut, mit vielen kleinen Tunnels und nur den nötigsten Niveauunterschieden. Trotzdem geht es langsam vorwärts, und man hat alle Musse, die Landschaft zu betrachten, und dabei alle Freuden einer richtigen Gebirgsreise zu geniessen. Die Rockies zu kreuzen, gibt natürlich grossartigere Eindrücke, und die Wüste ist etwas Ungewohntes und daher Ergreifendes; aber dies war der schönste weil vertrauteste und lebendigste Teil der Reise bisher. Im Speisewagen redete mich Mr.Wilbur an, der mich am Tage vorher gehört hatte, die üblichen Komplimente machte und eine sehr interessante Unterhaltung begann, die wir lange nach dem Frühstück fortgesetzt haben. Er war erst Chief Justice des State Supreme Court of California, wurde dann Secretary of the Navy und ist jetzt Judge am Federal Curcuit Court, ein in der Wolle gefärbter Republikaner, Bewunderer und Freund Hoovers, der die Panamerikanische Konferenz in Havanna als Delegierter mitgemacht und allerlei Schwierigkeiten mit Nicaragua gehabt hat. Ich habe von ihm eine Menge über Land und Leute hier erfahren, die er aus einer 30 jährigen Richterpraxis und tätigem Anteil am politischen Leben seit noch viel längerer Zeit kennt, und ich musste ihm viel von Europa erzählen. Kirchen und Judenpolitik sind die beiden Dinge, die mehr als irgend etwas anderes gerade die konservativen, kirchlichen und religiös von Hause aus toleranten Amerikaner nicht begreifen können - und wenn ich ihm auch zum grösseren Verständnis, so konnte ich ihm gewiss nicht zu mehr Billigung dieser Dinge verhelfen. Im Gespräch genoss ich gleichzeitig die Landschaft, riesige alte Bäume, mächtige saw mills im Grunde, ein Waldfeuer ein paar Meilen entfernt am anderen Abhang eines weiten Tales, Nebel der sich senkte und wieder hob und die an sich schon reich gebildete Landschaft noch mehr in Ausschnitt und Anblick verwandelte. Später gesellte sich auch noch der Sohn Wilbur hinzu, der Ingenieur ist, an dieser Bahn mitgebaut hatte und allerlei ~~xxxx~~ technisch Interessantes da rüber zu erzählen wusste. Er hat auch 2 Jahre in Russland als amerikanischer Ingenieur gearbeitet - aber seine Berichte darüber waren blass und schwach und unsicher, sei es weil er die Sprache nicht gelernt, sei es weil er die ganze Unternehmung nicht begriffen hat; jedenfalls war er ausser stande, etwas Bestimmtes zu sagen, obwohl er offenbar ein intelligenter Mann ist.

Nun nähern wir uns Portland, es ist Zeit nach dem Mt. Rainier auszuschauen, aber ich fürchte es wird vergeblich sein; das hat den einen Vorteil, dass mir der Verzicht, ihm näher zu kommen, nicht so schwer werden wird. Aber für morgen hoffe ich wegen der Wasserfahrt nach Victoria heftig auf das Wetterglück, das ich bisher gehabt habe. Oder darf man auf Glück nicht hoffen? Ich tu es trotzdem!

den 13. September 1937

Das Wetter war mir in Seattle zum ersten Male nicht freundlich gesinnt. Es regnete abends und war trübe am Morgen. Mehr als einen Ueberblick über die Stadt von einem der Hochhäuser aus konnte ich nicht bekommen. Aber er genügte, um mir zu zeigen, wie gross sie ist und wie günstig gelegen. Portland, wo der Columbus River in mehreren breiten Armen der Mündung zuströmt, ist durch viele Hebebrücken immerhin eingeengt; sie sind alle mehr oder weniger scheusslich, aber sie geben der Stadt das Gepräge. Ich zählte von der Bahn aus 8, es mögen aber viel mehr sein. Dazu kommen viele feste Brücken über die verschiedenen Arme; und fast all diese Arme sind voll von Flössen - eine enorme Menge Holz geht da, in Seattle und im angrenzenden Canada in die Sägemühlen oder weiter auf Bahn und Schiffen zu anderer Verarbeitung. Die Douglas fir liefert mit das beste Holz für alle Arten von Benutzung, besonders aber für Bauzwecke, Innenausstattung von Häusern, Möbel; es fällt auch dem Laien auf, was für wunderbar gleichmässige grosse glatte Stämme da flussab treiben. Auch in dieser für die ganze Gegend entscheidend wichtigen Industrie - man sieht die Hütten- und Zelt-lager der Holzarbeiter überall von der Bahn aus - ist der Kampf der beiden Gruppen, von denen ich schon erzählte, in vollen Gange, und viele Mühlen liegen still, weil die Waldarbeiter sich der C.I.O. angeschlossen haben, während die Fabrikarbeiter und die Transportarbeiter unter dem Druck einer alten und fest eingewachsenen Organisationsmaschine sich weigern, die von so organisierten Leuten geschlagenen Stämme anzunehmen. Das ist natürlich nur ein Mittel zum Zweck; denn sonst dürften sie auch nicht Auto fahren, Benzin brauchen, Anzüge tragen, die von C.I.O. Arbeitern hergestellt sind - und in all diesen Industrien ist diese Gruppe siegreich gewesen. Aber es kommt natürlich nicht auf Logik, sondern auf den Erfolg an; er wird zwar auf die Dauer in den Massenindustrien zweifellos bei derC.I.O. Liegen, aber wenn diese Art des Kampfes lange anhält, werden die Arbeiter als Gruppe dabei grossen Schaden haben. - Man sieht auch gelegentlich einen völlig abgeholzten Hang, und die Leute hier erzählen einem, dass immer noch ein unverantwortlicher Raubbau getrieben wird. Man hat hier noch nicht einmal angefangen, wieder aufzuforsten, sondern überlässt es der natürlichen Aussaat oder hilft höchstens mit Säen nach. Es dauert aber 100 bis 150 Jahre, bis diese Bäume in dieser Gegend schlagreif sind, und dafür geht es viel zu schnell mit dem Abholzen, das a usserdem so gründlich und roh betrieben wird, dass auch das Unterholz und die ganze Gegend dabei zerstört werden - was dann natürlich auch die Entwicklung der Neusaat beeinträchtigt. Da man aber hier sehr auf die U.S. achtet, und die jetzt anfangen, eine wirkliche Forstwirtschaft zu treiben, so ist zu hoffen, dass es auch hier anders wird; geschehener Schade ist zwar nicht mehr gut zu machen, aber künftiger kann wenigstens verhindert werden. Die freie Ausbeutung der Schätze des Landes ist eben an sich gefährlich, und bei den Methoden, die sich hier entwickelt haben, noch besonders verderblich.

Es ist auffallend, wie kosmopolitisch sogar kleinere Plätze hier sind, . Man sieht Italiener, Japaner und Chinesen ihre Fruchtgärten neben einander bearbeiten; es gibt hier in Victoria eine verhältnismässig grosse indische Kolonie; Rentner aus Australien und Neuseeland sind hier ebenso zu finden wie solche aus England und anderen europäischen Ländern. Es ist aber auch verlockend, sich hier niederzulassen. Das Klima scheint einfach ideal zu sein; milde Sommer und Winter, kaum

Schnee hier unten, dabei die Berge fast vor der Tür - unten einen Golfplatz, auf dem das ganze Jahr hindurch gespielt werden kann (sehr wichtig für reiche Rentiers) und auf den Höhen jede Gelegenheit für Ski- und anderen Schneesport. In den Häfen sieht man italienische ebenso wie japanische Fischerflottillen(d.h. die Booteigentümer sind Italiener oder Japaner), und es ist interessant die Unterschiede zu beobachten, dank denen die einen Boote bunt und lustig aussehen und die anderen ordentlich und ernst, obwohl es eigentlich alles der gleiche Typ ist. In den Hotels trifft man auf alle möglichen Hauttönungen der Portiers, Fahrstuhlführer und Kellner. Fast jedermann, den man trifft, ist weitgereist und vielseitig interessiert (wobei ich natürlich betonen muss, dass meine Vorträge mich meist gerade mit dieser Gruppe Leute zusammenbringen. Aber in keiner europäischen Stadt von vergleichbarer Grösse würde man einen so grossen Kreis so wohl informierter und interessierter Leute zusammen bringen können. Die Welt wird eben wirklich hier kleiner, Osten und Westen rücken zusammen, und das Vergleichen ist gesunder als der Ich-einzig-Wahn, der anderorts so gefährliche Formen annimmt.

Auf der Fahrt nach Victoria änderte sich das Wetter, es wurde immer klarer, und bei der Einfahrt stand der weite Kranz der Olympic Mountains mit glitzernden Schnee- und Eisgipfeln über dem blauen Wasser, während die sanften Höhen der bewaldeten Vorberge sich unabsehbar im Dunst verloren und die Stadt mit ihren in Grün verborgenen Vororten lieblich hinter dem Vorgebirge, das wir rundeten, hervortrat. Diese Stadt ist wirklich idyllisch. Keine Eile, kein grosses Geschäftsleben, Ruhestündler und Touristen, Beamte und der dazugehörige Kreis von "kleinen Leuten" machen die Bevölkerung aus, man sieht kein Elend, und kaum übertriebenen Wohlstand, es gibt keine Eisenbahn, nur schöne Schiffe, und ringsum ist Wasser, voll von Inseln, über denen in der Ferne die Berge schimmern, am schönsten der Mt. Baker in fester Kühner Form und der ferne immer leicht in Dunst oder Wolken gehüllte Mt. Rainier, der freundlich genug war, abends herauszukommen; er soll das ganze Jahr hindurch nur ein halb Dutzend Mal zu sehen sein. Der ganze Sonntag Nachmittag war ausruhsamem und friedlichem Betrachten wunderschöner Gärten gewidmet, die in einem verlassenen Cementbruch angelegt worden sind.- eine wirklich herrliche Verwendung eines Schandfleckes in der Natur. Eine unbeschreibliche Fülle der schönsten Blumen in unwahrscheinlich grossen und prächtigen Exemplaren, - in diesem milden Klima, in dem von Wald und Bergwand völlig geschützten Grund gedeihen sie wie in Treibhäusern, und doch viel frischer und widerstandsfähiger als dort. Meine botanischen Kenntnisse reichen nicht, alles zu nennen - ich habe mir zwar eine Liste aufgeschrieben, aber es wäre langweilig, sie hier zu wiederholen. Es gibt jedenfalls keine Sommer- und Herbstblume, die nicht da wäre - ausgenommen Phlox, den ich nicht entdecken konnte. Die gärtnerische Anlage ist im ganzen sehr schön und geschickt, und die Einpassung in die schöne Landschaft besonders gut geglückt, wirklich eine Verbindung von Kunst und Natur, bei der beide gewonnen haben. Abends stand ich einem kleinen Kreis im Hause eines Arztes, das herrlich am Wasser liegt, zu unendlichen Fragen zur Verfügung. Am Montag hatte ich mittags und abends zu sprechen - aber es liess mir Zeit zu einer stundenlangen Autorundfahrt bis auf einen Berg, von dem aus man einen einfach zauberhaften Blick auf die Stadt, den Sund, die Inseln und Wälder und Berge hat. Sollte ich je dazu kommen, nach einem Rentnerplatz Ausschau zu halten, ich brauchte nicht mehr lange zu suchen! Man wundert sich nur, dass die Menschen, die das

Glück haben, hier zu leben, nicht noch viel gesünder, besser und glücklicher sind als wir armen miserablen Grossstädter!

Nun muss ich noch ein bisschen von der Fahrt nach Vancouver schwärmen. Die Boote, die den Dienst an der Küste von British Columbia besorgen, sind sehr schöne, wunderbar gehaltene geräumige Schiffe, in denen man alles hat, was man auch auf einer längeren Reise brauchen mag. Sie gehören, wie die teils geradezu phantastisch grossen und grossartigen Hotels und die grösste kontinentale Bahn, der Canadian Pacific, die eine Grossmacht im kanadischen Leben ist und in vielen Fällen wirklich mehr bedeutet als nur eine Verkehrsorganisation, besonders weil sie vielerorts eben d i e Verbindung zur übrigen Welt ist. Kanada hat sich an seinen Bahnen gründlich übernommen, zumal es ja neben dieser noch die staatseigene Canadien National hat, die durch den ganzen Kontinent der Pacific mehr oder weniger parallel läuft und in den dichter besiedelten östlichen Provinzen noch mehr völlig überflüssige Parallellinien unterhält. Die "schöpferische Konkurrenz" hat nur dazu geführt, dass die Federation jetzt auch die private Pacific heftig bezuschussen muss, und dass im ganzen ein nicht zu rechtfertigendes Maass an Doppelleistung und Leerlauf entstoht. Nun, die National ist weniger gut geleitet und weniger anpassungsfähig, und man kann der Pacific nicht die Anerkennung verweigern, dass sie alles, Bahnhöfe, Werften, Hotels, Kurorte, geschmackvoll und grösstenteils grossartig angelegt hat. Eine ganze Gruppe der *W* Bevölkerung, die diese Einrichtungen benutzt und benutzen muss, lebt mindestens insofern über ihrem Stand. Aber wenn man Gast ist wie ich, ist es ein zwar unzeitgemässer aber erholsamer Genuss, auf schwellenden Teppichen zu wandern, in blitzenden Badewannen zu liegen, eine geräumige Kabine zu haben, Schlafwagen mit allen technischen Erleichterungen einschliesslich valet service und public stenograpaher zu geniessen, eine gute Küche zu würdigen und von den flinken und leisen Japanern mit behender Aufmerksamkeit und undurchdringlicher Unpersönlichkeit bedient zu werden. - Auf einem der Schiffe fuhr ich um Mitternacht, noch heiss von der Diskussion, die bis unmittelbar vorher gedauert hatte, von Victoria nach Vancouver. Schon die nächtliche Abfahrt in eine kristallklare Sternnacht hinaus, über spiegelglattes Wasser, in dem die tausend Lichter schwammen und nicht einmal glitzerten, war ein Hochgenuss. Es war wunderbar milde, das Auge fand langsam immer mehr Sterne, immer weitere Umrisse der Berge heraus, die nahen Inseln glitten wie verzauberte Stätten der Seligen vorüber, verstreute ~~xxxxxxxxx~~ Fischerboote liessen ihre matten Laternen grüssen (eine geradezu unheimliche Lachsmenge wird gefangen, und doch ziehen noch ebenso unabsehbare Massen flussauf - sie haben jetzt schon ~~für~~ mehr als eine Woche lang die Arbeit an einem Staudamm im Columbia River aufgehalten, weil ihnen eine Fischtreppe für den Aufstieg in die höheren Regionen offen gelassen werden muss) a/usser dem sanften Stampfen des Bootes kein Laut, und auf dem Deck kein Mensch - man sog den Frieden in sich ein, wie einen wunderbaren kühlen Trunk. Nach einem kurzen geruhsamen Schlaf war ich um 1/2 5h wieder an Deck, und bestaunte den Sonnenaufgang, der einem wieder das entzückende Gefühl gab, der Schöpfung unmittelbar zuzuschauen. Aus der Klarheit der Nacht sammelte sich allmählich ein Nebelstreifen, der wirklich die Tiefe von der Feste schied, und die Berge höher und höher wachsen liess. Von oben senkte sich gleichzeitig eine hauchdünne Wolkenschicht bis kurz über die höchsten Gipfel, und sie begann sich zu färben, erst zart violett, dann in

röteren Tönen, dann in einem topasgelb, das immer lichter wurde, bis es wie eine gewaltige Farbenfanfare war, die den Tag verkündete. Aus ihr brach in einfacher farbloser Helligkeit die Sonne hervor, die Berge so anstrahlend, als wenn sie mit Neuschnee überschüttet wären. Vor ihrem Licht hüllten sich Wasser und tieferes Land in einen gleichmässigen lichtgrauen Nebel, durch den das Boot sich den Weg erst bahnen musste; er war aber so leicht, dass er immer vor unserem Nahen zu verschwinden schien, und dann formten sich wie aus dem Nichts die kleinen Dörfer auf den Uferhöhen mit weissen Häusern und breiten Kirchtürmen, die Morgenglocken hallten feierlich über das Wasser, hunderte von Möwen begannen ihre Morgenjagd um das Schiff, und wieder tauchte ganz plötzlich in der Tiefe einer nur durch eine schmale Einfahrt zugänglichen Bucht die Stadt auf. Kaum 90 Meilen von Victoria, und eine völlig andere Welt: eine durch und durch amerikanische Stadt, laut, eilig, stolz und auf Fortschritt versessen, mit Wolkenkratzern, betriebsamem Hafen, Fabriken und eingehüllt in den braunschwarzen Dunst der Grossstadt, der jedem vertraut ist, der sich New York oder einer anderen der grossen Städte einmal von Land oder See genähert hat. Die kühle Nacht war nicht bis hierher gedrungen, das Hotelzimmer war stickig heiss, und trotz geöffneten Fenstern auf 2 Seiten ist es auch jetzt noch so. Ich hatte nicht erwartet, meinen Leinenanzug so gut brauchen zu können. Aber über dem 15. Stock ist ein schöner schattiger Dachgarten, da weht wenigstens so etwas wie eine Brise, aber auch sie kann nur die Luft bringen, die über Stadt und Hafen steht, - auch bewegter Mief bleibt Mief. Nun geht es leider von dieser paradiesischen Küste wieder landeinwärts, und statt des Bootes kommt wieder die Bahn an die Reihe. Aber ich muss sagen - die ganze Reise ist im Voraus gerechtfertigt, weil sie mich diese wunderbar schöne Ecke der Welt hat sehen lassen. Man kann ja hier Rudyard Kipling zitieren; er hat - natürlich in der von ihm geliebten Uebertreibung, aber auch mit dem ihm eigenen Gehalt an Wahrheit darin, geschrieben: "To realize Victoria you must take all the eye admires in Bournemouth, Torquay, the Isle of Wight, Happy Valley at Hong Kong, the Doon, and Sorrento, and Damps Bay; add reminiscences of the Thousand Islands and arrange the whole around the Bay of Naples, with some Himalaya for the background . . " Ich kann ihm zwar nicht überallhin folgen, aber doch bestätigen, dass ich es schwer finde, einen einzelnen Ort zu nennen, der sich mit diesen messen könnte.

den 18. September 1937

Aus Vancouver ist nicht viel mehr zu berichten, als was ich schon geschrieben habe. Das Beste war der Dachgarten des Hotels, wo man etwas frische Luft bekam, auf die Berge, das Wasser und die betriebsame Stadt schaute, und Musse hatte, sich auf die nächste Veranstaltung vorzubereiten. Es war ein ungewöhnliches Kommen und Gehen in dem grossen Haus; ein Kongress der kanadischen und U.S.Bergmänner tagte und brachte tausende von Gästen; ein grosser medizinischer Kongress fand gleichzeitig statt, mit noch mehr Teilnehmern. Es wimmelte von Leuten, die stolz ihren Namen im Knopfloch trugen, und man war nie im Zweifel, mit wem man im Fahrstuhl zusammenfuhr. Zum Glück färbte das auf die Eisenbahn nicht ab; es war im Gegenteil leer und angenehm, vielleicht weil die meisten den schnelleren Zug nehmen, den ich wegen meiner verschiedenen Verpflichtungen nicht erreichen konnte. Es schadete aber nichts - im Gegenteil; diesmal war die Langsamkeit eine Freude, weil die ganze Fahrt eine einzige Augenweide ist. Nur das ewige Halten des Zuges auf den kleinsten Stationen war unangenehm, weil es jedesmal mit einem geradezu erbärmlichen Ruckern und Stuckern verbunden war, das einen aus ~~dem~~ jedem Schlaf schrecken musste. Mir machte es nichts aus; denn auf dieser Fahrt bin ich nicht zum Schlafen gekommen, weil es zu viel zu sehen gab.

Auf einer der nächsten Stationen hinter Vancouver nahmen wir 3 Wagen vollgepackt mit Indianern mit, die zu einer feierlichen Zusammenkunft ihres Stammes in den Bergen fuhren. Sie sind eine kleine hässliche und zurückgebliebene Sorte - ich weiss natürlich nicht, ob sie sich dazu erst unter den Segnungen der Zivilisation entwickelt haben. Mir fiel besonders auf, wie schwerfällig und ungeschickt sie in ihren Bewegungen waren - nichts von der tierhaften Anmut und Leichtigkeit, die man so oft auch bei sonst entarteten Negern sieht. Diese Indianer leben fast alle in den Reservationen unter denkbar kümmerlichen Verhältnissen. Sie haben natürlich nur das ärmste Land bekommen; diese hier eigentlich nur das enge Tal entlang dem oberen Fraser- und Thomson river, wo sie kaum etwas anderes tun können als Lachs fangen, wenn der durchkommt, und ihn den Rest des Jahres essen. Man konnte sie von der Bahn aus beobachten - an Stricken und Stangen lassen sie sich die unmöglichsten Steilhänge und Felswä nde hinunter bis an Stellen des Flusses, wo wohl die Beute besser sein muss - ich konnte nicht herausfinden, ob es mit der Strömung oder besonders scharfen Ecken des Flusses zu tun hat - und dann tauchen sie ihr kleines an einem Stock befestigtes Netz blitzschnell ins Wasser, und scheinen mit jedem Schwung einen Fisch zu fassen. Diese Fische werden dann höher auf den Felsen auf besonderen Holzgerüsten ausgebreitet und geräuchert. Auch das konnte man sehen. Wovon sie sonst leben, ahnt man nicht; nur dass sie weder viel haben noch - daher - viel brauchen, zeigte ihre geradezu phantastisch armselige Kleidung, ihr Schmutz und ihr Stumpfsinn. -

Es wurde im späten Vormittag klar, und der Tag wurde dann wieder ebenso heiss wie die früheren. Auch hier in Calgary ist es 85°, für diese Zeit des Jahres eine unerhörte Temperatur, und für mich eine Quelle von Unbequemlichkeit, weil ich nach jeder Vorlesung in den vollen und meist stickigen Räumen aus dem eigenen Wasser gezogen bin, was nicht nur wegen des Wäscheverbrauchs lästig ist. Die Fahrt den Fraser River aufwärts, in engen canyons, mit immer neuen Ausblicken auf Seitentäler, auf die Berge, und auf ihre sich gegen einander verschiebenden Reihen - der Sonnenuntergang über den grünlichen Felswänden der Berge hinter Spencers Bridge, ein

wildes Gewitter, das dann unmittelbar hinter uns niederging - und das die Geleise so unterspülte, dass die Züge hinter uns wieder ihre 4 bis 5 Stunden Verspätung hatten - dann der Mond, der sich im Kamloops See spiegelte, die immer tiefer werdende Nacht, die doch den vollen Blick auf die monderleuchteten Berge freiliess - die Sterne, die trotz dem Mondlicht unmittelbar über den Bergketten von unwahrscheinlicher Helle waren - das alles liess es mich besonders geniessen, dass wir einen völlig offenen und unerleuchteten Aussichtswagen am Zuge hatten, in dem ich viele Stunden der Nacht ganz alleine und schelgend verbrachte. Ich hatte dann die Mondseite und konnte vom Bett aus weiter schwelgen - und gerade nach Monduntergang kamen wir nach Glacier, und ich erwischte den Blick auf das weisse Wunder des steilen pyramidenartigen Mt.Sir Donald wie eine Vision, die ausserhalb der bekannten Welt zu liegen schien. Das Tal darunter war völlig dunkel, der Himmel dahinter nur leerer Raum - ein Gegenstück zur Fata Morgana, und sicher mindestens so wunderbar. Es wurde sher früh wieder hell, und ich konnte die Fahrt mit dem nächtlichen Bekannten hinter uns und immer neuen kühnen und phantastisch geformten, wild zerrissenen oder seltsam ebenmässig gebauten Bergen voll auskosten. Es war empfindlich kalt, die höchsten Berge hatten blitzend weissen Neuschnee, der in breiten und schmalen Bändern noch auf den Absätzen lag; aber sobald wir über Banff hinaus waren, wurde es so heiss, dass ich mich noch im Zuge umziehen musste. Die great divide ist an sich keine sehr eindrucksvolle Stelle; aber es ist doch bemerkenswert, wenn man 22 Stunden unentwegt flussauf gereist ist, all das Wasser bestaunend, das in Wirbeln und Schnellen, breit und eng, reissend schnell und in majestätischer Ruhe zum Pacific fliesst, und dann plötzlich sieht, wie der eine westwärts und der andere ostwärts fliessen - und sozusagen wie der Junge in "Was bildest du dir ein (die Donau ist ein grosser Fluss, der durch unser deutsches Vaterland fliesst)" spasseshalber eine Handvoll Wasser davon abhalten kann , in die Georgiabay vor Vancouver zu münden, und es statt dessen auf den Weg zur Hudson Bay schicken kann. Man kann das auch mit Spucke tun . . Bis etwa halbwegs war die Gegend überwiegend rauh und kahl, dann nahm sie sehr schweizerische Formen an; aber ach, das Laub der Birken war schon völlig verfärbt, in wunderbaren braunen und rötlich blassen Tönen, die zwar das Bild herrlich belebten, aber auch unerbittlich vom Herbst erzählten. Hier unten ist zum Glück noch heisser trockener Sommer - aber wie bald wird auch hier der erste Frost sein!

Auf dem letzten Stück der Bergauf- Strecke stiessen wir (nicht unmittelbar!) auf einen Güterzug, der stecken geblieben war, und es gelang unserer Maschine nur mit Mühe, ihn durch schieben wieder in Gang zu setzen. Zum Glück raste sie ihre Verspätung dann wieder ab - mein erster Vortrag hier war leichtsinniger Weise auf 5 Minuten nach Ankunft des Zuges gelegt, und ängstliche Leute standen bereits an der Bahn, rissen mir das Gepäck aus den Händen, stiessen mich in ein Auto, wirbelten mich in einen Fahrstuhl - und dann stand ich vor einer hunderköpfigen Hörerschaft die den Raum bereits mit Hitze und erwartung erfüllt hatte. So ist es hier (Calgary) dann weitergegangen, und ich bin froh, wenn ich nach dem Radiovortrag, der eben fertig getippt und ge"time"t ist, für einen ruhigeren Sonntag den Mitternachtszug nach Edmonton nehmen kann. Aber an die kanadischen Rockies werde ich für den Rest meines Lebens denken - und sie hoffentlich schon viel eher zu gründlicherer Erforschung wiedersehen. Sie locken mich mehr als der Teil der Amerikanischen, den ich gesehen habe. Hier jedenfalls kann man alles haben, wonach das Herz sich sehnt, wenn man sich in der Schweiz so daheim fühlt. An Plänen für Sommer-

autoreisen gebricht es mir nach diesemersten cross country trip jedenfalls nicht!

den 21. September 1937

n Der landschaftlich interessante Teil meiner Reise ist nun zu Ende. Wir fahren gerade durch ein Gebiet, das es in Flachheit, Oede und trostloser Trockenheit mit den Wüstenstrecken in Utah beinahe aufnehmen kann. Trotzdem ist der Boden unvergleichlich besser, und in früheren Jahren hat er auch gute Ernten gebracht, zuletzt freilich 1928! Das hat seine besondere Bedeutung, weil die meist sehr frommen und etwas sektiererischen Farmer hier fest darauf gebaut hatten, dass es mehr als 7 magere Jahre nicht geben würde. In der Tat stand denn auch die Saat grossartig - aber vor 3 Monaten hörte es auf zu regnen, und es hat bisher noch nicht wieder angefangen! Nun, wo alles verbrannt ist, lautet die Prognose auf Regen - und es wird Bitter sein für all die Menschen, die so viele Wochen um Regen gebetet und dann geflucht haben, ihn kommen zu sehen, wenn er bestenfalls den Boden für die Frühjahrsleistung feucht machen kann. Das ist zwar hier auch viel wert - aber erst einmal sehen sie die vernichtete Ernte, die teils einfach hat untergepflügt, teils mit dem Halm als Streu oder bestenfalls Futter hat weggestaut werden müssen. Die Regierung hilft, indem sie in anderen Provinzen grosse Weidegründe eingezäunt hat, und das Vieh kostenlos dahin transportiert; ausserdem wird alles Vieh aus den Dürregebieten frei befördert, wohin auch immer es innerhalb Canadas verkauft wird. Schliesslich bekommen die Farmer Freifahrt zu Märkten in der näheren Umgegend, damit sie ihr Vieh loswerden können. Tatsächlich sind denn auch Abertausende von Tieren auf diese Weise gerettet worden, wenn natürlich auch die erzielten Preise miserabel sind. Natürlich macht man hier ebenso wie in den Staaten allerlei Pläne, wie die weiten Gebiete - und das Erschreckende ist, dass sie zunehmen - für Weizenbau gerettet werden könnten. Aber die Farmer selber glauben an kein Projekt, sie bestehen darauf, dass nur Regen nötig ist und nur Regen sie retten kann, und sie wollen einfach nicht begreifen, dass er ausbleiben sollte. So klammern sie sich dann auch an ihre Farm. Trotz allerlei Vorteilen, die ihnen geboten werden, wenn sie versuchen anderswohin zu gehen, ist weniger als 1% bisher aus den Dürregegenden abgewandert. Aber die Not ist infolgedessen auch gross. Neben vorsichtigen Leuten, die etwas zurückgelegt haben und sich sogar nach dieser langen Unglücksperiode noch durchhelfen können, gibt es viele, die wirklich "in Saus und Braus"gelebt haben, als es ging. Man erzählt Fälle von Farmern, die im Kriege und noch nachher bis zu $ 50,000 im Jahre von ihren Riesenfarmen Reingewinn gehabt haben, und nun "on relief" sind. Die beste Zeitung hier, Winnipeg Free Press, deren Herausgeber Mr.Dafoe eine Persönlichkeit von Weltformat ist, bringt erstaunliche und erschütternde Geschichten von Familien, die früher jed n Winter in Californien oder Florida und zwischendurch immer noch mal "rasch" in New York waren, die regelmässig nach Europa fuhren und nun, wo ihre Kinder ins Collegealter gekommen sind, ihnen keinerlei besondere Erziehung mehr geben können. Trotzdem ist es politisch gerade hier ruhig, während es in Alberta, wo die wirtschaftliche Lage unvergleichlich besser ist, sehr aufgeregt zugeht. Dort ist das berühmt gewordene Land des "Social credit", einer Bewegung, die von dem englischen Amateurvolkswirt Major Douglas ausgeht und darauf zielt, die Kaufkraft zu heben, indem verfügbares Kapital in Form freier Monatsdarlehen von $ 25.- pro Haushalt - oder sogar

pro Person - zwangsweise in Umlauf gebracht wird. Die ganze Sache ist ziemlich unklar, und obwohl die auf dieses - und nur auf dieses - Programm gewählte Regierung jetzt mehr als ein Jahr am Ruder ist, war es bisher nicht möglich, einen Weg zu finden, wie das Experiment gestartet werden könnte. Je länger es dauert, desto wilder verlangen die gläubigen kleinen Leute , dass etwas geschieht, und desto verbissener wehren sich diejenigen, auf deren Kosten - irgendwie - die Sache gemacht werden würde, gegen einen Versuch. Die ganze Proving hallt wieder vom Streit, Radio, Zeitungen, Versammlungen - und es ist schwer, das Interesse der Leute auch nur für eine Stunde auf andere Fragen zu lenken. Natürlich spielen viel persönliche Dinge hinein, zumal der hiesige Führer der Bewegung eine merkwürdige Persönlichkeit ist, der seinen Einfluss als Führer einer religiösen Sekte gewonnen und seine Lehre hauptsächlich in sonntäglichen Abend"gottesdiensten" am Radio verbretet hat. Seine wildesten Freunde sind denn auch allerlei eigentümliche Sekten, teils russischer und ukrainischer Herkunft, teils deutsch-baltische Mennoniten, die den nötigen religiö sen Eifer dahintersetzen - und dem gegenüber helfen natürlich die wohlgewählten Argumente der Banken und ihrer Freunde nicht. Die Begegnung mit dieser Abart sozialer Unruhe war jedenfalls sehr interessant, und sie erinnerte mich in vielem an die längst vergessenen Zeiten der Anfänge des Nationalsozialismus. Zu aller anderen Verwirrung kommt noch das Problem, wie weit eine Provinz selbständig eine Politik machen kann, die natürlich gegen ein paar Grundbegriffe der gemeinsamen Ordnung gehen muss, - eine Verfassungsfrage, die über den lokalen Anlass hinaus die Gemüter bewegt und nicht nur hier eifrig studiert wird.

Von Calgary habe ich nicht viel gesehen, da ich die beiden Tage je 3 mal zu sprechen hatte, und erst mittags ankam. Nur vom Hoteldach aus die nicht zu fernen Berge, und das unendlich weite Land der Hochebene, von dem man hier mehr als anderswo immer das Gefühl hat, dass es überhaupt nicht aufhört. Einer meiner Bekannten sagte denn auch, als ich ihn nach dem nächsten Punkt von landschaftlichem Interesse ausser den Rockies fragte; "der Nordpol!" Edmonton ist in der Begeisterung des Kolonisierens vor etwa 30 Jahren für eine Bevölkerung von mehreren Hunderttausend geplant worden - es leben etwa 18,000 da, aber die Stadt ist so weitläufig, dass man ohne Auto oder Taxi nicht leben kann, und ich habe denn auch noch nirgends so fabelhafte Auodroschken gesehen wie da. Die Versammlung, die ich mittags zu verarzten hatte, war gross und "distinguished", mit dem Lieutenant Governor, dem Chief Justice und anderen Honoratioren. Aber der Abend auf dem kleinen campus der Provinzialuniversität war viel hübscher, und so angeregt, dass ich um ein Haar den Zug versäumt hätte, der mich nun mit geradezu unbeschreiblichem Geschuckere nach Saskatoon bringt. Von da muss ich heute nacht schon weiter, nach Regina, und von da ebenfalls übernacht nach Winnipeg, und erst da komme ich wieder ins Bett. Wenn die Züge nicht so miserabel führen, könnte man in der Bahn ja auch ganz gut schlafen - aber heute habe ich mir richtig das Rückgrat angestaucht, so wurde ich bei einem Halt gegen das Bettende gestuckert - - Ein Glück, dass ich inzwischen alles Material beisammen und das meiste davon im Kopf habe, so dass ich wenigstens nicht auch noch die Vorträge unterwegs vorzubereiten brauche, sondern mich auf die nötigste Korrespondenz beschränken und im übrigen zum Fenster hinausschauen kann. Indem ich das tue, sehe ich, dass wir wirklich inzwischen in Regen geraten sind, und es ist wirklich ein betrüblicher Anblick, das verbrannte Land zu sehen, dem er mindestens dies Jahr nicht mehr gut tun kann.

Der Kellner im Speisewagen war misstraisch gegen himmlische Hilfe; er meinte, man sollte solches Land eben nicht bestellen, und die Welt sollte sich darauf einrichten, dass man jede Frucht nur da zöge, wo sie am besten gedeiht; sein Ideal war eine allgemeine internationale Arbeitsteilung und dabei Arbeitsverminderung. Aber er war auch zweifelhaft, wie bald das erreichbar sei. Immerhin tröstete er sich - seiner Ansicht nach sind die Querköpfe von heute die Helden von Morgen. Er erinnerte sich genau, was für ein wütendes Hallo es gegen Mrs. Pankhurst und ihren Kampf für das Frauenstimmrecht gegeben hatte - und es hatte ihn mit einer Genugtuung erfüllt, die noch von seinem Gesicht strahlte, dass er ihr denkmal nun in London gesehen hatte. Wer weiss, wen man in 20 Jahren Denkmäler bauen wird - und wem nicht!

den 24. September 1937

Der Stoff für landschaftliche Schilderungen geht völlig aus. Die Gegend ist flach wie ein Bügelbrett, und wenn sie auch in Manitoba etwas baumreicher ist als in Saskatchewan, so sind d ch nur die paar grösseren Orte wirklich im Grünen; da a llerdings ist es erstaunlich, wie sie mitten aus der Prärie Anlagen entwickelt haben, dank denen diese Städte viel hübscher sind als die meisten, die man in ähnlichen Gegenden in den Staaten sieht - ja sogar viele, die von der Natür mehr begünstigt waren und daher den Menschen die umgekehrte Technik nahe gelegt haben, nämlich die Natur zu zerstören statt ihr zu hilfe zu kommen. Edmonton ebenso wie Regina haben sich freundliche kleine Seen gestaut, und das Flusstal geschickt ausgenutzt, um den Eindruck von Landschaft zu geben. In Edmonton ist es wirklich noch ein eingeschnittenes Tal - in Regina ist eigentlich nurdas Seelein übriggeblieben; aber es bildet den Mittelpunkt hübscher Anlagen und eines wirklich wohlausgebauten Wohnviertels. Winnipeg ist eine viel grössere Stadt - etwa eine Viertelmillion gegen je unter 50,000, mit viel mehr Wohlstand und vor allem nahem Wasserüberfluss am Winnipeg See und Fluss; daher ist hier die elektrische Kraft sehr billig, die an den anderen Orten mit weithergeholter Kohle erzeugt werden muss; man zahlt hier im Grossverbrauch einen halben Cent für Kraft, und für Licht knapp 2 cts für die kw Einheit. Trotzdem ist nicht viel Industrie hier, weil die Rohstoffe fehlen - es ist eben ein reines Agrarland, und zwar ganz wesentlich Weizengegend. Wenn eine Missernte eintritt, wie es wegen der Dürre in Saskatchewan schon viele Jahre hacheinander der Fall war (das schrieb ich schon), so trifft das unmittelbar und ohne alle zeitlich oder andere Zwischenpause die ganze Bevölkerung. Arzt und Rechtsanwalt, Ladenbesitzer und Autoverkäufer, Hotel und Eisenbahn, jeder merkt es sozusagen am nächsten Tag. Während sonst die Wochen unmittelbar nach der Ernte die geschäftliche Hochsaison sind, war diesmal alles still und tot und recht niedergedrückt, und nur der Regen, der mit Wucht und Ausdauer gekommen ist, frischte die Leute etwas auf. Jede der 3 Provinzen erhält trotz begrenzter Bevölkerung eine ganz beachtliche Universität, in der natürlich das landwirtschaftliche College die Hauptrolle spielt. In Saskatoon hatte ich Zeit, mir die Einrichtungen etwas ausführlicher anzusehen; Bauten und technische Einrichtungen waren hübsch und solide, und auch zeitlich auf der Höhe, so weit ich das beurteilen kann; aber was von der Bibliothek ich einigermassen bewerten konnte, war unbeschreiblich kümmerlich, und man wun dert sich nicht, dass trotz allen modernen Mitteln der Kenntnisverbreitung die blosse Infor-

mation an einem solchen Platz der etwa in New York immer noch weit unterlegen ist.

In Regina traf ich auf die Kommission, die vor ein paar Wochen eingesetzt worden ist, um die Beziehungen zwischen den Provinzen und der Bundesregierung zu untersuchen, nachdem ein paar Bundesgesetzt vom Privy Council als "ultra vires" erklärt worden sind - eine der schwer begreiflichen Ueberbleibsel einer sonst längst überwundenen Zeit, dass ausgerechnet der Privy Council in London entscheidet, was in Canada verfassungsmässig ist. Vorsitzender der Kommission ist Chief Justice Rowell, ein weitgereister früherer Anwalt und business man; ich hatte ihn als Tischnachbarn, und mit ihm und dem Premier von Saskatchewan geriet ich natürlich in eine lebharte Unterhaltung über frühere ähnliche Probleme in Deutschland. Eines der Mitglieder der Kommission ist der hier geradezu berühmte Dr.Dafoe, Herausgeber der weitaus besten kanadischen Zeitung, Winnipeg Free Press: nicht zu verwechseln mit dem in Amerika viel berühmteren Windeldoktor der Fünflinge, die ja für die meisten Amerikaner der Inbegriff von Kanada geworden sind. Mit ihm furh ich zusammen nach Winnipeg, und wir hatten ein ausgedehntes und interessantes Frühstück zusammen im Speisewagen. Er ist ein famoser Typ, ein richtiger alter liberaler Löwe - die Sorte, von der er selber weiss, dass sie rettungslos im Aussterben ist; aber je seltener sie wird, desto schöner ist sie!q Hier in Winnipeg hatte ich 3 sehr gute Hörerschaften, und sass bei der nettesten Veranstaltung, einem dinner "im kleinen Kreise" von 80 Honoratioren (in der Tat etwas zu einseitig so ausgesucht) zwischen dem Bundesminister für Natürschätze (so etwa könnte man ihn übersetzt nennen), der eben von einer Luftinspektion dieser Schätze kam und etwa 6000 Meilen über das reiche und vielfach noch leere Land geflogen war. Er hatte meine Radiorede gehört, und ich gerade einen Bericht über seine Reise gelesen, und so konnten wir uns gegenseitig auf den Zahn fühlen. Die Diskussion, die sich an meinen Vortrag anschlos dauerte über 2 Stunden, und obwohl es in dem für die Teilnehmer zu kleinen Raum stickig und rauchig wurde, hielten alls aus. Hinterher sassen dieser Minister, der Präsident der hiesigen Gruppe des Canadian Institute for International Affairs (für das ich hauptsächlich spreche) und zwei andere noch bis Mitternacht mit mir zusammen . Dann streikte ich nach 3 Eisenbahnnächten und je 3 Tagesvorträgen endgültig!

Heute ist ein Ruhetag mit nur einem Vortrag und einem richtigen Bett, und ich geniesse es, als wenn ich auf der transsibirischen Bahn gewesen wäre. Der Herbst, den ich hoffte noch eine Weile in den Bergen gelassen zu haben, ist endgültig da - mit Sturm, Regen, Gräue, früher Dunkelheit und verhängtem Morgen. Aber man erhofft doch noch ein Stück Indian Summer, das hier meis erst nach dem ersten Frost kommt. Letztes Jahr erwischte ich es in Ontario, vielleicht habe ich diemal dasselbe Glück. Einstweilen haben die fallenden Blätter einen unverkennbar melancholischen leisen Laut, und es ist schwer zu glauben, dass der Sommer vorbei sein soll - aber er ist, und seine Fülle, Unruhe, Arbeit, seine Ruhe, Freude und Freundschaft sind Teil der Vergangenheit, [redacted] und Vergangenheit, wenn auch unendlich lebendige, ist die Sorge und Hoffnung und der Schmerz, unter denen dieser Sommer stand, und deren ich heute besonders gedenke.

25. September 1937

Wieder einmal sitze ich hoch über den kleinen Häusern des isolierten Städtepaares Fort William-Port Arthur am Lake Superior, mit dem Blick auf ein paar scharf abfallende Hügel und das unendliche graue Wasse, über dem dicht schwarze Wolken hängen und in ganz grossen einsamen Flocken den ersten Herbstschnee fallen lassen. Es wäre leicht, melancholisch zu werden, wenn es irgend einen Zweck hätte. Statt dessen will ich lieber die Zeit bis zum Vortrag mit dem Bericht über die höchst erfreulichen und anregenden Tage in Winipeg benutzen, soweit er noch gusssteht.

Was einem am meisten auffällt in dieser so mitten in der centralkanadischen Ebene gelegenen Stadt, ist das weitverbreitete und intensive Interesse fürWeltangelegenheiten. Die Leute sind gewohnt, in Weizenpreisen zu denken, und sie wissen, dass sie den Weizenpreis nicht zuhause machen. Man lernt in einem Tage mehr über Weizenbau, als sonst in vielen Jahren. Aber das wäre noch ein sehr begrenzter Massstab. Eine ungewöhnlich gute Zeitung, geleitet von einem der bekanntesten und politisch sicher dem best unterrichteten und kenntnisreichsten Canadier, ~~EXXXXXX~~ Dr. John W. Dafoe, hat dieses Interesse in mehr als 30 Jahren zu Weltverbundenheit und Wissensdurst ausgeweitet. Auf der Fahrt hierher habe ich sein hervorragend gutes Buch gelesen "Canada, an American Nation", das er mir zum Abschied schenkte; es hat mich in dem Eindruck eines überragenden Mannes bestärkt, den ich schon in Regina beim ersten Treffen bekommen hatte. Er ist auch der Vorsitzende der Ortsgruppe des Institute of International Affairs, und hat sie zu einer der grössten und sicher der besten im Lande gemacht. Der Abend mit ihr war der anregendste und lebhafteste, den ich bisher gehabt, obwohl schon manche gut waren. Ihm schloss sich am anderen Mittag ein Rundgespräch im kleineren Kreise an; wieder Dr. Dafoe, Mr. Crerar, der Minister; drei Universitätsprofessoren, Mr.Tarr, ein Anwalt, der eine führende Rolle in der Stadt spielt, mein Gastgeber Mr.Coyne, dessen Sohn einer der Sekretäre der hier berühmt gewordenen Weizen-Enquete-Kommission ist, ein Führer der Farmer und ein Mitglied des Parlaments für die liberale Partei. In diesem Kreis habe ich endlich einmal mindestens so viel zuhören wie reden können, und so viel über Kanada, englische Politik, Beziehungen zu Amerika, öffentliche Meinung und Rückwirkung europäischer Ereignisse auf diesen Teil des Kontinents erfahren, wie man sonst auf einer langen Reise nicht aus Gesprächen aufgreifen kann. Hinterher hatte ich eine High School als Hörerschaft, eine der wenigen, die "progressiv" sind in diesem kulturell sehr konservativen Lande - aber fortschrittlich ohne jeden Krampf, ohne alle Uebersteigerungen, und mit einem geradezu bezauberndem Ergebnis für die Jugend. Ich habe selten eine äusserlich schönere, gesündere, frischere und dabei disziplioniertere, dabei begeistertere und unersättlichere Hörerschaft gehabt. Es war erfreulich zu sehen, dass man so etwas ohne Staatsjugend haben kann - und ich hätte keiner Staatsjugend sagen können, was diese leidenschaftlich aufnahm. Danach schleunigst zum Tee-Empfang bei meinen Gastgebern, die sich wirklich mächtig für mich in Unkosten gestürzt hatten; es war ein grosser Kreis, fast alle Kollegen von der Universität, Zeitungsleute, Anwälte, Kaufleute, Farmer, und nur schade, dass ich weder wirklich mit allen, noch mit einigen lange genug sprechen konnte. Denn es gab keinen leeren Wetterschwatz - jede Unterhaltung hatte einen "point", und es war immer wert sie zu führen. Danach war ein Abendessen im kleineren Kreise eine Erholung, auch wenn er immer

noch gross genug war für eifrige Debatten. Schliesslich musste der Sohn des Hauses ein ticket riskieren, um mich noch zur Zeit an die Bahn zu bringen. Und als ich ins Bett gehen wollte, waren da 3 Mann, die mich am Abend vorher gehört hatten, und mich noch anderthalb Stunden in der parlor car festhielten. Ich wachte denn auch heute morgen tatsächlich erst auf, als der Wagen bereits eine Stunde hier im Bahnhof abgehängt gestanden hatte, und noch brummt mir angenehm der Schädel von allem was er in den letzten beiden Tagen zu tun bekam.

Inzwischen sitze ich schon wieder für die nächsten 24 Stunden auf der Bahn, und geniesse eine bisher wirklich ausnahmsweise schöne Fahrt am Nordufer des Lake Superior entlang, immer einmal wieder mit einem Blick auf seine unendlichen Wasser, dann zwischen seltsam geformten Felsen hindurch, dann lange durch weite Wälder, die in allen Farben von Blutrot bis hellgold strahlen. Der dunkle Herbsttag gestern hat sich in einen strahlenden Spätsommertag verwandelt, und man sieht dem See nicht an, dass er (nach der Meinung der Schiffer) wilder werden kann als der Ozean. Gerade vorgestern hat er einen Dampfer glatt mit seinen riesigen Wellen umgeschlagen und 5 Opfer verschlungen. Heute wirft er das Licht der aufgehenden Sonne in silbernen Strahlen zurück, streichelt das steinige Ufer und spiegelt die Berge (oder vielleicht richtiger Hügel auch wenn sie sich Berge nennen) friedlich im klaren Licht. Der schönste dieser Hügel ist "the sleeping giant", der wirklich wie eine gewaltige ruhende Gestalt aussieht, den Kopf weit zurückgeneigt, die Hände über der Brust gefaltet, und Körper und Füsse in ewiger Ruhe gelassen ausgedehnt..Er ist natürlich Gegenstand einer Indianersage, in die a lle umliegenden Hügel und Inseln einbezogen sind, die jeder nach seiner Form als Glieder des Stammes und der Familie bei dem grossen Toten Wache halten und mit seiner Ruhe zugleich das Land verteidigen, das er ihnen eroberte, ehe Feinde ihn töteten. Inzwischen ist der weisse Mann gekommen, under dem Schlafenden gehen Züge entlang, die Dampfer mit Getreide und Vieh, lange Schleppzüge von Holz, und im Sommer surren die Flieger über ihn hin, die in die weit nördlich gelegenen Minengebiete Proviant oder wichtige Maschinenteile tragen.

Es ist interessant, wie hier alles nach Osten, Westen und Norden lebt, und sehr wenig nachSüden, obwohl die Grenze zu den Staaten nur etwa hundert Meilen entfernt ist. Auf jedem Bahnhof sind 2 Briefkästen, East und West, und jeder hat irgend eine Beziehung zu den nördlichen Gebieten, die eben erst beginnen sich der Siedlung aufzutun, meist durch neu erschlossene Minen, durch eine Bahn bis Churchill, und durch die Hoffnung, dass da oyben ein neuer billiger und guter Hafen entstehen wird. Freilich sind einstweilen schon die vielen riesigen grain elevators hier herum unnötig; der katastrophale Rückgang der Ernten macht nicht die Ausfuhr, sondern die Einfuhr von Getreide nach Saskatchewan und Meilen von Alberta nötig. Aber dazu noch kommt diese Einfuhr meist für alle Gebiete östlich von Regina über Vancouver und dadurch den Panamakanal weil selbst dieser riesige Umweg billiger ist als der Betrieb der Anlagen hier, die fast 2/3 des Jahres unbenutzbar sind, und der Bahntransport auf eingleisigen und wenig benutzten Strecken, oder der Schiffsverkehr von Häfen wie Churchill, die nur eine Saison von 3 Monaten haben. Aber jeder hofft nun, dass die Erze tun werden, was das Korn nicht mehr kann. Der Drang nach Norden erinnert einen an die Berichte über die Anstrengungen in Tussland, die arktische Zone zu kultivieren. Es ist auf alle Fälle erstaunlich, wie diese Gegenden, die KKKK noch vor einer Generation beinahe als Nordpol angesehen wurden, heute Obstgärten haben und Dinge produzieren, die früher

kaum in der gemässigten Zone wuchsen.

Den Abend verbrachte ich in einem nicht zu grossen Kreise nicht zu erlauchter aber sehr erleuchteter Bewohner dieser Stadt, und diese Begegnungen, mit allem, was sie einen über Land und Leute lehren, sind immer wieder ein wirklicher Entgelt für das Reden, das manchmal doch eine schwere Zugabe ist. Eine Autorundfahrt zwischendurch brachte mich rings durch Ft.William und Port Arthur, und mitten hinein in den beinahe komischen Konkurrenzkampf dieser beiden Städte, der nur dadurch gemildert ist, dass die Jungen und Mädchen grundsätzlich in die andere Stadt hineinheiraten; aber einige von ihnen sind als Renegaten offenbar noch hitziger, als sie vorher waren. Da aber auf viele hundert Meilen östlich und westlich und nördlich nichts ist als Wald und Wasser, so brauchen die Nachbarn sich dringend als Beschäftigung, und wollen nichts von einigung wissen. Nicht nur die Völker machen sich ihre Feinde zum Zeitvertreib!

den 2. Oktober 1937

Auf dem Wege von Fort Williams anach Toronto folgte dem farbenprächtigen Herbsttag eine frostklare Nacht, und am Morgen war alles bereift. Damit sollte die Periode der Indian Summer Tage eingeleitet sein, und in Hamilton, London und Windsor konnte ich mich auch nicht beklagen - warme lufterfüllte prickelnd schöne Tage, klare Nächte, und der Himmel ungetrübt von Dunst und frei von Wolken. Inzwischen ist es aber regnerisch herbstlich geworden, und die Sonnenstunden sind die Ausnahme. Der interessantere Teil meiner Reise ist auch vorbei, wenigstens was Natur und Neuheit anlangt, und damit was für Berichterstattung geeignet ist. Die menschlichen Beziehungen sind dafür noch zahlreicher und die fröhlichen Wiederbegegnungen mit Bekannten vom letzten oder diesen Jahr immer häufiger. Nach dem Vortrag in der Universität, der öffentlich war und trotz Wahlwoche und Sonnabend die Halle gut gefüllt hatte, war der Kreis der Couchichinghörer und anderer freundlicher Freunde so gross, dass er mich noch einmal ebenso lange aufhielt, wie die Veranstaltung gedauert hatte. In Hamilton besuchte ich den Chancellor der kleinen aber sehr hübsch gelegenen und neu angelegten McMaster Universität, und hatte Gelegenheit, bei Besuchen in Professorenhäusern diese Welt zu beneiden: da wohnen sie, im Umkreis von 5 Minuten, um den weitgestreckten Campus, mit Blick auf die Hügel, die rot und golden leuchten, ohne Strassenlärm, ohne Stadtdunst, und können sich nach Lust ihren Studien oder ihrem Vergnügen widmen - oder sogar ihre Studien als Vergnügen betreiben. Unter solchen Umständen würde ich vielleicht auch noch einmal ein "scholar" - in New York ist man ja schon mehr oder weniger erschlagen, wenn man da ankommt, wo die Leute in diesen kleinen Orten anfangen. Der Abend mit der Ortsgruppe des Instituts war besonders interessant, weil ich eigentlich zum ersten Mal einen wirklichen "Angreifer" hatte, einen jungen Kollegen, dem aber auch kein Wort recht war, das ich sagte, und der seinen Standpunkt mit viel Wissen, grossem Geschick und noch mehr Reizbarkeit verteidigte; ohne diese letzte Eigentümlichkeit hätte ich ihn sehr viel schwerer beikommen können - aber so hatte ich wenigstens die Lacher, wenn auch vielleicht nicht die stärkeren Argumente auf meiner Seite. - London ist noch betriebsamer als vor einem Jahr, und man hat das Gefühl, dass es dort nur relativ reiche Leute gibt; das stimmt natürlich nicht, aber die Stadt ist doch sehr gleichmässig gut daran und hat weder Arbeitslosigkeit noch böse Armut. Sie ist der 4-grösste Steuerzahler in Kanada, während die nach Einwohnerzahl viel weiter hinten steht. Die Gruppe, die ich dort traf, schien nur aus alten Offizieren zu bestehen - das war mir schon im vorigen Jahr aufgefallen, wo ich neben lauter Kriegs-"kameraden" sass. Ausserdem sind die Leute hier augenblicklich heftig mit ihren Wahlen beschäftigt, die sich um allerlei aufregende Fragen der Arbeiterpolitik drehen - und die wieder sind tief beeinflusst von der Entwicklung in den Staaten, über die ich früher schrieb. Als eine lokale Angelegenheit hat es nicht viel allgemeineres Interesse; ich habe aber in Gesprächen mit Droschkenkutscher, Trägern, Portiers und den Nachbarn an vielen verschiedenen Mittags- und Abendtischen eine Menge Interessantes darüber gelernt, und erst recht über die Technik, die hier so verschieden ist von dem meisten, was früher drüben eine Wahl kennzeichnete. Einiges könnte sogar Herr Göbbels hier noch lernen - besonders wie man Resultate vermeidet, die so schön sind, dass sie einem niemand mehr glaubt. In Windsor beglei-

tete ich einen der örtlichen Wahlmanager auf einer Tour - eine gute Gelegenheit, etwas mehr von der Sachen zu sehen. Von dort aus machte ich auch einen Abstecher nach Detroit und eine Rundfahrt nebst Rundgang durch die Fordwerke. Das ist so oft beschrieben worden, dass es keinen Sinn hat, dem noch einen eigenen Bericht beizufügen, zumal man natürlich nur sehen, und nicht etwa mit Leuten sprechen kann - und gewiss auch nur sieht, was den Wert von sogenannten eye-advertising hat. Für diesen Zweck wird jedenfalls der ganze riesige Betrieb in einer geradezu unwahrscheinlichen und für Amerika schon ganz und gar unfassbaren Ordnung und Sauberkeit gehalten, von der wenigstens mittelbar auch die Arbeiter etwas profitieren. 5000 Mann sind n u r damit beschäftigt, aufzuräumen, zu säubern, zu streichen und zu kehren. Die Zahlen des Materials, das sie verbrauchen, habe ich vergessen; sie können jede Hausfrau ohnmächtig machen. An einem der grössten Fabrikgebäude streichen sie genau anderthalb Jahre, d.h. sie haben es sich so eingerichtet- und wenn sie an einen Ende fertig sind, fangen sie unverzüglich an anderen von vorne an. Aber man wird das Gefühl nicht los, dass hinter dieser angestrichenen und aufgeräumten Sauberkeit und der fabelhaften Organisation Schmutzen und Flecken sind, die es erklärlich machen, warum Ford sich wie ein Wilder gegen Unionisation wehrt; und man weiss genug, trotz der geschickten Isolierung, in der die Arbeiter gehalten werden, und trotz dem Versprechen, sich nicht zu organisieren, ohne das sie nicht eingestellt werden, - um für ein solches Gefühl auch Verständnisgründe zu haben. Ausserdem hat der Laie den Eindruck, dass hier die Massierung und Durchorganisierung übertrieben ist. Das Ganze ist enorm, natürlich in vielen Einzelheiten wie in seiner "the world's greatest" aber es überwiegt mehr den unheimlichen Unbehagen, das ein nicht mehr recht erinnerbarer Traum hinterlässt, als irgend einem erhebenden Bewusstsein, wie es die Grösse menschlicher Leistung geben kann. Der witzig übertreibende Film "À nous la liberté" trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er die Träume des Direktors zu Verwirklichungen seiner Zuchthauserfahrungen macht - Erfahrungen, die er selber als Sträfling in einem Betrieb gesammelt hat, aus dem er ausbrechen konnte, weil er zu gross für wirkliche menschliche Kontrolle war. .

In Toronto hatte ich ein besonders angenehmes Zusammensein mit den board of directors des Instituts, der einen Bericht über meine Eindrücke haben wollte; das war zwar eine etwas delikate Aufgabe für einen Fremden, aber mir selber gesund; denn ich musste die Kritik eines Aussenseiters für die Kenntnis der Mitglieder fruchtbar machen. Sonst ging es hier lebhaft zu - das Schlimmste war eine Nachmittagsvorlesung mit 1100 Frauen, unter die sich nur ein paar verlorene Männer mischten, und bei der zweimal der Lautsprecher ausser Rand und Band geriet! Die einzig freien Stunden verbrachte ich mit Patterson, die mich zu einem wonnig-sonnigen Ausflug ins Land mitnahmen; wenn es auch nicht zum Wandern reichte, wonach ich mich mächtig sehne, so war es doch sehr schön, besonders am Wasser, wo die Farben von Himmel und See, den blitzenden Möwen und den leuchtenden Wäldern eine herbstselige Harmonie machten. Von 15.Stock des Hotels aus sehe ich auf die weiten Gleise der Bahn, darüber auf den See, in der Ferne auf farbige Hügel, und die Stunde vor der Vorlesung gestern Abend gab mir den glühendsten und wildesten Sonnenuntergang zwischen Regenwolken und über windbewegtem Wasser, den ich je gesehen habe. Es war eine Wohltat, einmal eine kleine Weile nur mit der Weite der Welt zu sein - denn allmählich wird mir das Menschendurcheinander und -nacheinander etwas viel, so wirklich ausserordentlich freundlich und zugehörig jeder einzelne auch hier gerade ist.

Ed. 4/ SIMONS

BIOGRAPHICAL INFORMATION ON DR.HANS SIMONS

Born 1893 VELBERT(GERMANY);Graduated as Honours student from 'Gymnasium' early 1912.Studied Law,Economics and Political Science at Universities of Berlin,Munich,Bonn,Tuebingen, Koenigsberg.

Doctor of Law (Dr.juris), of Political Science (Dr.rer.pol.) 1921.Honorary degree Doctor of Humane Letters (D.H.L.) 1961.

Military service in the 1st World War.Administrative,political and academic career in Germany which began with work on the staff of the Peace Delegation at Versailles 1919 and culminated in appointment as Governor (Regierungspraesident) of Silesia in 1932. Went to the United States in 1935.Joined the Faculty of the New School for Social Research, a university specialising in post-graduate work in the political and social sciences,and in general education on the college and post-graduate level. After having been professor, dean and vice-president was appointed president (comparable to Vice-Chancellor) of this institution in 1950.

Lectured widely in the U.S.A., Candda and Europe and travelled in the Near East, Latin America and India.Published books and articles in scientific magazines and learned journals.

Now in India at the invitation of the University Grants Commission under a grant from the Ford Foundation.

.....
.....
...

80.4 Simons

late 40s [?]

POLITICAL SCIENCE IN GERMAN UNIVERSITIES
A Report by Dr. Hans Simons

1. Assignment

It may be permissible to question, at the outset, how much a consultant can contribute in a field which is already under the continuous care and attention of the permanent staff of HICOG. The chief and the members of the Civil Activities Division have been singularly successful in promoting teaching and research in political science, both by wisely granting financial support, and by advising and encouraging the people who received it. The initiative which was taken in 1949 has resulted in a genuinely German movement which is still expanding and obviously promising further achievements.

In addition, the circumstances of my stay in Germany did not permit the development of a particular project because of its timing. When word reached me that I was to receive a grant -- ten days before the date of my departure -- it was too late for any preparations which otherwise could have been made by correspondence since I knew most of the German professors who are working in this field. When I arrived in Germany the term was already drawing to a close, examinations, academic elections and other last minute activities preoccupied the faculties, and it was somewhat difficult to arrange for the visits, interviews and discussions which were needed in order to gain a complete picture of the situation.

Despite these handicaps I found it possible to visit the following universities: Berlin, Bonn, Frankfurt, Freiburg, Goettingen, Heidelberg, Marburg, Munich, Tuebingen. I spent a week lecturing in Marburg where I took over classes and seminars in political science, and addressed students in Berlin. In addition I visited extensively the Hochschule fuer Politik in Berlin and the Hochschule fuer Politische Wissenschaften in Munich, as well as the Institut zur Foerderung oeffentlicher Angelegenheiten in Frankfurt. Also, I had repeated conferences with individual professors, editors, students, civil servants, members of parliaments and others who were known to have an interest in, or possibly influence on, the development of political science in Germany.

The following report then is based on these different activities for which I had only six weeks at my disposal. Since I had been familiar with the problem during my tour of duty with OMGUS, and had kept myself informed in a general way after I left in 1949, I am satisfied that in spite of the short time I gained a sufficiently full impression of the conclusions and recommendations which I submit. In gathering this information, I was greatly helped by the fact that Professor Mason and his co-workers are enjoying both the respect and the confidence of the German academic world. Everywhere I was met with courtesy, frankness and trust, obviously the results of the work done by the Civic Activities Division

---

2. The General Trend

a) Emphasis on the Minority:

As has been pointed out in previous reports dealing with the developments of political science in German Universities, the problem has to be solved within the setting of German academic institutions. Attempts to tackle it from the outside, like those by the Hochschulen in Berlin and Munich, are already changing into efforts to attach this work to the universities rather than to keep it independent. One can regret this strictly traditional approach, but it is obvious that no other will succeed. Just the same, it is essential that some variety be preserved in order to make possible experiementation, and to exercise some pressure on the universities.

b) Prerequisite of Success:

Short of a complete reform of German universities which is not in the offing -- the emphasis has to be on establishing political science as a recognized discipline within the regular curriculum. To the extent to which German university students are seeking a strictly professional training -- as practically all of them indeed do from the day they enter the university -- it is almost equally important to provide career opportunities for those who decide to study political science. If political science becomes one of the accepted university trainings which qualify for a civil service career; if it becomes one of the required fields in the examination of high school teachers; if it is made one of the areas in which students are examined for the "Grosse Staatspruefung": then it will immediately take its place as an important part of the university curriculum. On the other hand it will not receive such attention if it is not competently and sufficiently widely taught. And no teaching will be good which is not based on, and supplemented by, serious research.

In other words, it is useless to discuss -- as so many Germans still do -- the relative value of teaching, research and professional training -- the three are inextricably connected, and have to be solved together.

c) The Place of Related Activities:

For the time being those related activities which are usually mentioned, and often also confused, with the purely academic proposition, namely general political information for students, and special political "Fortbildung" (introductory and refresher courses) for teachers and others who are already established in their careers, will have to be attached to the universities if they are to be respected and taken seriously. This does not mean that they can be undertaken by university professors only. But the different chairs of political science, preferably institutes where they exist, and committees coordinating these studies in the different universities, should take the initiative in these matters.

The problem of the "studium generale" though often mentioned in this context is of a completely different nature. To the extent that introductory courses in political science are to be made part of the curriculum of such a program (regardless of whether it is offered during a year preceding the professional courses, or in the form of lectures recommended to -- or even required of -- all students)

the success

the success of such courses will depend on the quality and capacity of those teachers who offer political science at each university. It is putting the cart before the horse if such projects are pressed before the professors are available who can carry them!

d) The Role of Independent Institutions:

Personally I regret the fact that political education is bound to become the prerogative of the universities to the degree indicated. However, it would be unrealisitic to expect another development, and impractical to try and press it at this late stage. What can be done, however, is to support those few attempts which developed outside of the universities. They too will have to maintain academic standards in terms of what the university faculties are willing to recognize as such. But they can be more flexible, and they are more likely to try new methods both in teaching and in research. If they grow sufficiently strong they will influence academic practices even if, at a later date, they will be integrated into university life -- which I suspect will happen in due course.

The Hochschule fuer Politik in Berlin is already connected with the university through the "Institut fuer Politische Wissenschaft" which is a common enterprise of both. In fact, however, it is still primarily an enterprise of the Hochschule. This has its bearing on the prospects of those younger research workers who are in charge of its different projects. Their hope to get teaching jobs at the university, or elsewhere in the academic field, is very slim. The same is true of the students who take their exams at the Hochschule. As long as their number is small they can be placed without an academic degree. But the pressure of those who want the school to be equal to a university, is already marked, and the trend towards integration with the university is strongest among a majority of the regular student body.

The Hochschule in Munich does not compete with academic standards or requirements. It limits itself intentionally to a complementary role, and offers courses to students who take their main education at the university, as well as to interested laymen who want to know more about politics. The dirth of students and the general trend towards academic respectability, are pushing this Hochschule too in the direction of merger with the university. But the response of the academic authorities is negative, and the institution is not yet strong enough to make any demands.

The Institut of Public Affairs in Frankfurt has made itself an acknowledged place in German public affairs. If it avoids too academic (in the sense of theoretical or impractical) an approach to contemporary problems, it will serve a definite purpose, and protect itself against the monopoly claims of the universities. Here agin an American initiative has resulted in a genuinely German enterprise for which there is a real need. It has the resources and the leadership for meeting it. Its difficulties, if any, will be political rather than academic. Wise use of the support which the cooperating organizations can provide, and careful choice of the topics to be investigated and clarified, will guarantee it its valuable independent existence.

3. Some Political Difficulties

a) The Jealousy of the Parties:

As one views the development of political science in Germany one realizes that it will be increasingly affected by the general political situation. It seems safe to assume that teaching and research will come under the scrutiny of political groups, and that positions in the field will be regarded as potentially important for political influence. In addition, the tendency -- which is European-continental rather than primarily German -- to emphasize the purely legal and procedural aspects of political problems will tend to make some of the work being done seem insignificant to those who expect answers to pressing current problems. Finally the general readiness of German political thinking to move along lines of justifying more than explaining the past and of critizing more than understanding the present, is bound to be a grave handicap on the growth of political science teaching and research.

b) The Interest of the Trade Unions:

This probability is strengthened by the onesided composition of the student body. Organized labor does not trust the universities, and as it begins to turn its attention to educational matters, it is likely to take exception to some of the people, and some of the projects, which the introduction of political science is bringing to the fore. It is understandable that such criticism is most easily directed at areas of university work which have immediate meaning to the average citizen. As an instance I mention a conference recently convened at Recklinghausen. It was an internal affair of the trade unions; therefore my information rests on hearsay. However, I think I am on safe ground if I report that it was devoted to an attempt of finding out how the introduction of the political sciences into German universities could be used to increase the interest in, the appreciation of, and thereby the attendance at universities by students from what in Germany is still called the "working class". No final conclusions were reached. However, the discussion centered around the question whether it was at all possible to work within and through the universities, or whether it was preferable to establish independent institutions which could serve the needs of those who do not have the formal qualification for a university study.

Here, too, it seems to me that ultimately the matter will become one of integrating new approaches into the regular university work. The "Hochschule fuer Arbeit, Politik und Wirtschaft" in Wilhelmshaven (which I did not have time to visit) proposes to qualify people who do not have the usual educational background for admission to a regular university -- until possibly the Hochschule itself can attain equal status with the universities. However, it is significant that these efforts take their start from generally the same field which is here under discussion. The Hochschule in Berlin too, before it changed its plans, intended to develop an independent curriculum which then should be accepted as equal to a university program. The "Akademie der Arbeit", formerly independent, is already integrated into Frankfurt University.

c) Their Effect on the Program:

University circles are aware of these problems. This explains the great caution, and in some instances reluctance, with which they approach the whole question. It also explains, at least partly, their preference for calling on people as professors of political science who are somewhat

outside

outside the tensions of the present and immediate past -- namely foreigners, if the language barrier can be overcome, or returning immigrants. That this creates new problems in a different direction needs only to be mentioned.

4. Growth During The Past Year

a) Increased Activities:

If one compares the discussion at the two conferences called on American initiative -- Waldleinigen September 1949 and Koenigstein July 1950 -- with the present situation, one cannot fail to state the remarkable progress made consistenly, and especially during the last year. Within the limitations of my knowledge, I would not hesitate to call it the most impressive American achievement in the purely academic field. The same impression one gains when reading the survey "Political Science and Economics in Western Germany" which Professor E. W. Meyer made for the Library of Congress in April 1950, in comparison with the report which the "Institut fuer Politische Wissenschaft" in Berlin just made for the ISPA (available in a German mimeographed text). Even the latter report is not quite complete. It fails, for instance, to evaluate the Institute for International Law at Goettingen University which combines research and teaching by a jurist, a historian and an economist in fields which are properly political science, and does not mention a visiting professor (immigrant) from Cambridge who offers straight political science courses. However, it is an impressive survey of an ever widening field of academic activity.

b) The Importance of Vested Interests:

What is more important than listings is the fact that political science has become a field where chairs have to be filled, where assistants can receive salaries, where competition is keen, not only between the different universities but also between them and outsiders like the independent schools and institutes, and where an academic career seems to be opening up. Already a considerable number of vested interests are established. Ministries of education are committed to certain positions in their educational budgets. Institute directors are campaigning for funds and thereby for maintaining the little positions of power and the small privileges -- offices, secretarial help, libraries -- which go with their jobs. From here on political science work in German universities will move on its own momentum. For better or for worse, not much remains to be done through outside influences, except financial support of whatever grows out of this situation.

c) Emphasis on Practical Work:

As a result the prolonged theoretical discussions about whether there is such a thing as political science, and if so what it is, have almost ceased without having produced authoritative answers. For once most of the participants in this enterprise seem to be willing to embark on a procedure of trial and error which will certainly add interest and vigor to their work. At the same time the governments, and especially the federal government in Bonn, are forced by the shortage of qualified personnel to call on political science

for practical

for practical help. The participation of former or still active professors in some of the most delicate operations of the government adds to the stature and prestige of applied social sciences including political science -- at least for the time being. In universities like Bonn -- where there are of course unique opportunities -- the contact between the classroom and the conference room, between the acting politician and the political scientist, are close and productive. The lecturing activities of men like Professor -- now State Secretary -- Hallstein, Professors Grewe, Schouner, Kaufmann and others who are participating in practical decisions but retain their reputation as scholars, are doing more to give political science the necessary aura of academic dignity than any research work could.

d) Student Interest:

At present political science is also greatly supported by the obvious student interest. Without any requirements, with new rules regarding civil service and law careers still pending, lectures in this field are remarkably well attended even where the quality of the teacher does not suffice. Generally German students are none too eager to lose time on lectures which are not absolutely needed for their examinations. Courses on current political events, however, and on problems of contemporary significance in the general field of political science, are attended by large numbers, regardless of whether they are held within the law faculty, the faculty of philosophy, or without a definite place in the academic structure. It is worth mentioning that one of the most encouraging elements in this picture are the exchange students who -- as far as I can judge from my own classroom experiences here -- return with a sharpened interest, a keener understanding, a far broader viewpoint, and more poise and versatility in discussion, than one finds with other German students. Since self-centeredness, intolerance and impatience are still characteristics of many German students, this particular influence is especially valuable.

e) Interdepartmental Cooperation:

Another development which will steadily strenghthen the position of political science is the cooperation of professors representing different disciplines. This is perhaps not yet sufficiently general to justify conclusions. However, since it is a new trend, quite contrary to tradition, it deserves mentioning. An economist and a sociologist combining forces for a course in "Political problems discussed on the basis of current events" (Freiburg) a historian and an international lawyer cooperating on the evaluation of the Nurnberg trials (Goettingen), a political scientist and an economist giving a seminar in "Foreign Policy" (Berlin) are at least encouraging instances of a very specific contribution which political science can make to German university life.

5. Some Critical Comments

a) Confusion about Immediate Task:

This generally very favorable impression has to be qualified by a number of critical remarks. They are made not under the assumption that much can be done to change the

situation

situation. In my innumerable talks with Germans I did not find much response -- and I do not think it wise to make them, or pass them on to Germans, officially.

The first is that there is still entirely insufficient clarity about what is intended -- research, teaching, general political information for students, additional political training for other professions, general adult education in either extension courses or special institutions. Since obviously not all these things can be done at the same time, and still less by the same people, the dangerous result of this lack of clarity is overextension of efforts. Regretfully I would say that for the time being every effort should be made to strengthen the academic work -- and that additional activities should be subordinated to the main task. As institutes grow in significance and efficiency, as single chairs are complemented by assistants and gradually by specialists in the different fields of political science -- as requirements increase the demand for political science in refresher courses and special sessions, it will be wise to attach new tasks to the merely academic work. The universities should be the organizing centers, if for no other reason than for the prestige which, under German standards, will thereby come to these extensions. But meanwhile emphasis should be placed on the universities and on what they can offer their students who make political science their major field of studies.

b) Limitations of Present Program:

The establishment of special chairs for political science is of course the unavoidable first step. Yet it should be regarded as such. There is a tendency to treat it as an aim in itself, and to be satisfied with this achievement. It is clearly impossible for any one professor to cover the whole field of political science. Either he specializes, with the result that important areas are completely unrepresented -- this is still the case generally, with few courses on international relations or labor problems, none in public administration, public opinion (though this is treated from a purely psychological or sociological aspect) and propaganda. But topics have increased considerably compared with last year. The other alternative is that the lonely political scientist tries to offer too much, thereby opening himself to the ever ready criticism of ... superficiality, if not worse. Furthermore, political science does not have the academic home without which it cannot be successful at German universities. Either the holder of the chair is attached to the faculty of law or philosophy, or to both --- or temporarily to none. In any case he finds it difficult to insert himself fully into the activities of self-government which are so important in German universities.

c) Institutes:

Each professor of political science tries quite naturally to build up an institute, both for practical and for prestige reasons. But in some instances the concept of an institute precedes any concepts of research, or any plan for the contribution which the institute is to make. A pretty heavy teaching load makes concentration on research difficult -- or research, if not closely related to the projected lectures, interferes with the careful preparation of the latter. All these are typical difficulties, and can be overcome as more personnel, and more money become available. The obvious method of strengthening political science

under

under these handicaps would be for the holder of the chair to make himself the head of a coordinating committee which plans the courses offered in related fields, and gradually lures historians, economists, sociologists and psychologists -- to name only the obvious ones -- into cooperation and gradually into part-membership in a department (faculty) of political science.

d) Research:

Criticism of research projects is already indicated in the preceding remarks. The Political Science Association did not advertise sufficiently the grants which it was enabled to make for research work. It received proposals from only eight professors, none from younger people or students. These proposals, in spite of the clearly established requirements, were partly not at all in the field of political science (these were rejected) partly quite far-fetched (some of these were postponed for the coming term) and partly so vast that it seems unlikely a single research worker could possibly handle them. It will be interesting to see the results. A similar criticism is, I think, in order as far as the projects of the Institute in Berlin are concerned. All of them impress me as insufficiently focused, and therefore as far too broad for strictly individual investigation, as is the rule there. On the other hand the group project under way under Dr. Dolf Sternberger's direction seems promising, both for its topic (the relation between "Fraktion" and party) and for the special group technique worked out for it. Professor Glum in Munich is preparing a similar project for the Association which, however, is not yet clearly enough defined to be acceptable. The Institute at Frankfurt University has started a number of sufficiently limited and significant projects which also deserve attention. But in none of these cases can one see the real beginnings of "applied social science" which the Frankfurt Institute for Public Affairs develops successfully not to mention Institutes like Professor Horkheimer's Institute for Social Research which, however, is outside of those related to political science.

e) Enterprise too Professorial:

A last point has to do with a basic situation in German universities -- the predominance of the professor and his interests, and the somewhat scant attention given to the student. It is difficult to establish contact with the students whenever one visits German universities. One is regarded as the guest of the faculty, invited to discuss with them, entertained by them, -- and the students are involved only as participants in lectures. Topics, if not suggested by the guest, are chosen from the viewpoint of the proper professor's interest. Usually the formal lecture is preferred to the informal discussion. One can, of course, easily correct this by proposing the forms in which one wants to meet the students. If one does not, the affair will be professorial rather than campus-like. In the same way professors are building their seminars and institutes too exclusively according to their own preferences -- a problem by no means limited to German universities. Since the revival of political science is, in fact, something which has to start from scratch, this handicap is more important here than it would be elsewhere. It is particularly noticeable in the building up of libraries -- one of the most pressing problems in the field. Everybody picks what he thinks is needed -- or he needs. One finds a bewildering variety, all the way from an attempt to begin the building-up

with

with the most important contemporary literature, to hopeless attempts to get the oldest and most venerable books and documents first.

6. Recommendations

a) Libraries:

If I venture to make certain recommendations I do so with the same qualifications which underly my report and my critical remarks. I may be carrying coals to Newcastle, by simply repeating what the experts have been doing all along. However, since these recommendations are the logical result of my observations, they are submitted for what they may be worth.

In general, support for libraries seems to me of the utmost importance. In the long run it will pay greater dividends than the financing of activities which, as soon as the support ceases, may well come to an end. It would be a valuable task for the Political Science Association to set up a library committee which could try to bring some order into the individual attempts to grab books from a poorly supplied market. It could also cautiously establish some minimum requirements for a political science library. In the process, it would find out the terrible lack of literature in German -- and develop plans on how to overcome it. Conceivably, it could even suggest the distribution of means which HICOG may be able to make available. It is very difficult for the outsider to judge the needs, and also the merits of each individual institution. On the other hand, what with German academic rivalries, there is no guarantee that any German-established distribution would be fair. Still I would prefer some German central if only advisory competence in this field.

b) Research Assistance:

Another effective means of supporting political science is subsidizing assistants, preferably to institutes but possibly also to individual holders of political science chairs. Such positions, once established, are likely to be continued even if the subsidy ceases. Good assistants can overcome some of the difficulties of the single chair which were discussed above.

c) Research Projects:

The financing of special projects should be done under the same procedures which American Foundations have developed effectively. After all, HICOG is functioning in many respects like a huge foundation, and the granting of funds is one of its most important activities. There is no reason, therefore, why the grants should not be made in the same somewhat exacting way in which foundations do it. Projects could be submitted to experts on whose advice the disbursing office would rely. Conditions could be imposed not only in general as was wisely done in the case of the grant made to the Political Science Association -- but in detail for each project. I am aware of the difficulties inherent in such a procedure, as well as of the advantages which working through German central agencies provides. Still closer scrutiny of projects, at least during the early stages of this whole enterprise, seems to me both feasible and justifiable.

I can see great value in encouraging the review of such research projects after they are finished. Perhaps American scholars could be commissioned to do so, without outwardly exceeding the usual form of academic criticism. German scientific reviewing is often rather merciless and unconstructive! If it were done by non-Germans, it might affect both the techniques of research and the practice of evaluating and acknowledging the work of colleagues.

At this point I venture to suggest some topics which could interest German research workers. It is important to remind the German student that political science flowered in Germany before it was superseded by mere legalism. A good text book on the forerunners of political science in Germany (Mohl, Stein, List, Weber) would emphasize the genuinely German line of development, with the corresponding soothing effects on those who distrust the field because they regard it as an American import. To connect present activities with a more distant past seems to me to be far preferable to reviving pre-Hitler literature -- and to some extent also to bringing back pre-Hitler notables. Since most of the older writings have become scarce, a survey of their contribution to political science would be useful in any case.

Another topic which thus far has been investigated only on the commission by federal authorities, is the whole field of European integration. It offers possibilities of teamwork within the political sciences as well as with neighboring fields. Field work would of necessity be partly outside of Germany. The appeal of such topics beyond their mere scientific significance is obvious. Our own interest in such work does not have to be emphasized.

Textbooks are not within the German tradition. Nevertheless the lack of anything even resembling a textbook in political science is a grave handicap, primarily in the teaching of general and introductory courses. I do not think that one of the men working in the field today could write such a book by himself. While collective books are only a second-best solution of the problem, it may be the best one here and now. Again it would be an interesting task for the Political Science Association to plan and organize such a book under a grant from HICOG.

d) Political Science Association:

If I suggest work for the Association, I do so because I do not find it yet a vigorous element in the whole picture. It can become one only if, first of all, it opens its ranks to all those who want to join, and who meet purely formal requirements. At present one has the impression that there is a selective process which is not entirely informed by standards of quality but also, as is so often the case, by group politics and personal preferences. Then the association must be given real tasks -- if at all possible, those to which some prestige is attached, or some power and some money. Therefore, I would like to see a magazine (which is under discussion) planned and edited by the Association under a special committee rather than by any individual or institute. We can hardly sponsor any one person or group. If we leave it to the Association to come up with a proposal, the solution will not necessarily be the best one, but it will be fully indigenous. Finally the Association can make a significant contribution if it does not limit itself to the academic world exclusively. If the trend towards bringing

all the

all the independent political science activities into the universities can be halted (I am not sure that it can) then only if the Association becomes the overall representation of political science in its academic aspects, in its application on the governmental level, in its diffusion through the newspapers, and in its popularization (for the Germans a suspected word) through adult education and extension courses. It is doubtful, though, that friendly advice can do very much in this respect.

e) Hochschule Berlin:

Recognizing that the trend is against it, I would also like to see the Hochschule in Berlin survive independently even though it may enter into a close relationship with the Free University. It is of course very important to use the opportunity which now seems to offer itself, of making the Hochschule into a political science faculty of the Free University. This is bound to have repercussions everywhere else. But it would be even more impressive if this were done while preserving the basic structure of the Hochschule, and maintaining its not strictly academic activities. For this reason it would be most constructive, it seems to me, if the Hochschule could be strengthened, through financial support, in order to put it into a better bargaining position with the university.

f) Hochschule Munich:

The Hochschule in Munich poses a different problem. It seems doubtful whether with its present program it can maintain a level of teaching sufficiently high for dignifying in the public mind this special type of teaching political science. I cannot, on the available evidence, reach a final conclusion. Munich is not the best place for such an institution. The leadership is not all one might wish -- though [illegible] clearly the best available under the local political conditions. The program is neither fish nor fowl -- general adult education but with a claim to supplement university teaching, and with some trappings of an academic training course. The Hochschule in Berlin started with the same ambiguities, but it is in the process of shaping a definite course. The Munich Hochschule is flirting with the idea of joining the university but has no program for doing so. Neither institution has yet clearly thought out the possibility of doing two different things though in the same place -- academic work meeting the traditional standards, and extension work in close connection with it. But while the Hochschule in Berlin is at least equipped to do both, the Hochschule in Munich is not. Nevertheless I hope it can be supported, because it is too early to regard it as a failure -- and the mere existence of a place like it provides opportunities for experimentation and new experience which are so badly lacking in German universities.

g) Institute for Public Affairs:

Of the institutes I would like to single out two -- the Institute for Public Affairs in Frankfurt, and the Institute for Political Science at the University of Frankfurt. The former I can judge because I observed its early beginnings. It has obviously found its place and is doing useful work. The mere fact that it is consulted by the Federal Government, by other authorities, and by its

constituent organizations, is proof of a remarkable achievement, because such consultation of outside institutionalized expert knowledge is something quite new in Germany. Its opportunities, of course, are far wider than this. As it senses the most pressing problems before they come up for legislation or formal political solution, it can clarify the issues, raise the level of public discussion, broaden the basis of common assumptions, and thereby perform a very important task of education through the use of scientific methods. It seems doubtful, however, whether it should enter into the educational process proper, as it plans to do. In any case I do not think that this activity, if undertaken, should be supported financially or otherwise by HICOG, because it may very easily result in diminishing the reputation of the Institute both for non-partisanship and for professional competence..

h) Institute for Political Science, Frankfurt:

The Institute for Political Science at Frankfurt University is the most genuine model of what American initiative has been trying to establish in Germany. To be sure, older and well established institutes are already performing more significant work, some of it clearly within the province of political science. I refer to the Alfred Weber Institute in Heidelberg, and to the so-called "Harms Institute" (Institute for World Economics) in Kiel. As a result of a new trend, and of an effort closely related to the post-war period, this new institute is in a way more significant. It is fortunate in that its director has an excellent background -- years in the German foreign service, years of teaching political science (and the whole range of it) in American colleges, and a good political record. His practical experience protects him against those efforts at abstractions, generalities and merely terminological essays which in Germany so often pass as science. His institute is well founded in its intra-university position, and in its budgetary support from the Hesse government. Any support which will enable it to enlarge its staff and its research activities seems to me very well placed.

i) Exchange:

As students who spent some time in the States show the results of this exchange in increased interest and ability, so lecturers and professors gain, at least in reputation, if they can refer to experiences abroad. If study outside Germany, especially in suitable European countries, can be encouraged, preferably in connection with supported research projects, the same amount of money will serve several purposes at the same time, and pay greater dividends. For the success of visits to Germany by foreign scholars, on the other hand, two essential prerequisites should not be overlooked. The one is the obvious one for mastery of the language. The younger generation in Germany does not know any foreign languages well -- exceptions to the contrary notwithstanding. Therefore any effects achieved by those who do not speak German will be indirect and often secondary only. The other is that experts who come to Germany should be sufficiently familiar with the German scene. If they are they can prepare their stay through correspondence far ahead of time -- provided only they get alerted early enough, a point which is as important as it seems to be hopeless -- and that they have a sufficiently clearly defined assignment. In addition I would hope that they are strongly impressed with the fact that teaching material which is all right for American students cannot very easily be used

unchanged

unchanged for German purposes, at least not in the political sciences. A minimum of adaptation which takes time and effort, and presupposes a general concept of what is done in German universities, should be required of any foreign political scientist who plans to teach at German universities. If these conditions can be met, the presence of non-Germans on German faculties under as regular conditions as possible will be a great asset.

In this whole program of exchange the German Political Science Association could take part. It should provide a roster of qualified students, lecturers and professors. It could also help in locating those places and persons in Europe outside of Germany who can be most helpful in expanding exchange and research. It certainly should be prepared to take over the program when HICOG does not any longer operate it. This is important because other organizations which are already active in this field are not in a position to pay special attention to the general needs of a particular field. Therefore political science, still a rather weak partner in the academic team, would assuredly be neglected.

k) Coordination:

Last but not least, the Association should continue the work so promisingly started by the two conferences mentioned above. Without some prodding it is unlikely that it will do so. Rather it can be expected to arrange conferences around special topics in the field of political science. This is all for the good. But equally important is the continuing process of comparing viewpoints, sharing experiences, and trying to coordinate activities. All this, according to the statutes, is part of the Associations' program; however I did not find any evidence that it looms sufficiently large on its future agenda. If membership in the Association is as wide as can be without damaging its reputation, more attention can be paid to the areas and activities where political science borders on the fields of other disciplines, and vice versa. There are a number of university institutes which thus far have no connection with the Association and its aims, but whose activities should be included in the interest and care of the Association. Not all of these institutes will take kindly to an attempt of bringing them into contact with other fields. But they would cooperate if in return they were rewarded by access to information, help in getting grants, advice in locating books and many other services which most of them cannot get on an individual basis but practically all of them need badly.

This attempt at integration could be shown impressively if the Association could persuade the "Rektorenkonferenz" (conference of university presidents) to improve the organization of university catalogues. Some universities like Munich announce a group of political science lectures next to the "Vorlesungen fuer hoerer aller Fakultaten" (lectures for students from all departments). Others, like Erlangen or Marburg, group them within the philosophical faculty. But nowhere is there an announcement of all those lecture courses which could properly be assigned to political science even if they belong to departments like history, economics, sociology, law. It would help political science students greatly if they were made aware of the relative wealth of courses in the field -- and no harm would be done if the announcement in the catalogue were made twice -- once in the

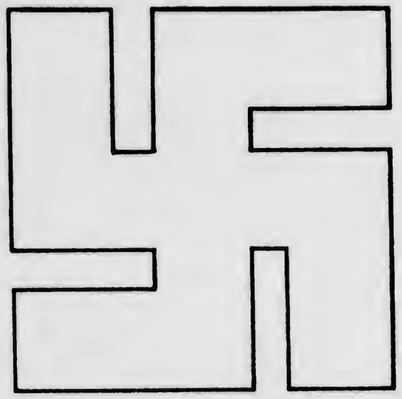
"proper"

"proper" department, and once under the general heading of political science.

7. CONCLUSION

There is no doubt that promoting the growth of political science in German universities is important both for its own sake and for the indirect results which it can produce. The greatest contribution, however, which one can foresee from this development is that political science will become a strong influence for overcoming the overspecialization, the separatism and the rigid departmentalization which still prevail in German university life. The political scientist, even if for the time being the only representative of his discipline in the university, can cross the borders of several others without committing an offense, can call on his colleagues from related fields for help, can offer courses with them, can inspire students who major in one of the firmly established faculties to abandon strict professionalism for the sake of seeking the common denominator of the political element in problems which no one discipline can tackle. In this respect he may well replace the philosopher who does not perform this task any more.

This leads me to a last remark which is a shot in the dark because I did not succeed in forming a clear picture of the inner workings of HICOG. Considerable support could be given this integration and cooperation if it were part of the program under which money is given in the field of academic research and teaching. There are institutes in the field of sociology, of economics, of the press, of international and of public law. Many of them enjoy direct or indirect help from HICOG. The money comes all from one source -- but it goes in so many directions that some of its possible effects may be dissipated. If grants were made with the suggestion that care be taken to coordinate with other institutes, to cooperate with related disciplines, to plan projects in which more than one little academic empire can participate, then cross-fertilization of minds and institutions would be greatly helped. Such support seems necessary as long as there are still so many primadonnas in German academic life, and the basic form of university development is not federation but annexation. Suggestions made in connection with grants may not necessarily be any more readily accepted than free advice, but they certainly will be listened to most carefully. As long as we are in a position to use this combination, we should put it to the best advantage -- though with all due consideration of the fact that we cannot any longer radically alter what is essentially a period of academic restauration into an era of university reform, -- the less so since the educational situation is but a reflection of those basic political conditions which shape attitudes and actions in Western Germany today.



The Inner Nazi

A Critical Analysis of MEIN KAMPF

Edited, with an Introduction
and a Biographical Afterword,
by Peter M. Rutkoff
and William B. Scott

HANS STAUDINGER

Louisiana State University Press
Baton Rouge and London

DD
247
H5
A35
S8

39133

Copyright © 1981 by Louisiana State University Press
All rights reserved
Manufactured in the United States of America

Designer: Albert Crochet
Typeface: VIP Trump Medieval
Typesetter: G&S Typesetters, Inc.

LEO BAECK
INSTITUTE
NEW YORK

Portions of the Editors' Introduction first appeared in the *Annals of Scholarship*. The editors are grateful for permission to reprint the material.
The editors are also grateful for permission to use extensive quotations from *Mein Kampf* by Adolf Hitler (Complete and Unabridged Edition/ Fully Annotated, published by Reynal & Hitchcock in arrangement with Houghton Mifflin Company). Copyright, 1939 and Copyright © renewed 1967, by Houghton Mifflin Company. Reprinted by permission of Houghton Mifflin Company.

LIBRARY OF CONGRESS CATALOGING IN PUBLICATION DATA

Staudinger, Hans, 1889–
The inner Nazi.

1. Hitler, Adolf, 1889–1945. Mein Kampf.
2. National socialism. I. Rutkoff, Peter M., 1942–
II. Scott, William B., 1945– . III. Title.
DD247.H5A3583 943.085'092'4 81-7277
ISBN 0-8071-0882-0 AACR2

To the Graduate Faculty of
the New School for Social Research

Contents

Acknowledgments ix

Editors' Introduction 1

1 The Power of an Idea 12

2 Hitler's Lebensraum: Reason and Character 31

3 Hitler's Racism and the New World Order 53

4 The Political Structure of a Future Nation 85

5 Strategy and Tactics in Foreign Policy 97

6 Cardinal Virtues of a Nazi: A New Type of Man 116

7 The Power of an Idea on the Wane 125

Biographical Afterword: Hans Staudinger, 1889–1980 137

Photograph of Hans Staudinger 136

Editors' Introduction

"You have to know Hitler. I knew him. I hated him," declared Hans Staudinger in a 1978 interview.[1] Prior to World War I, as a graduate student, Staudinger had studied with Max and Alfred Weber at Heidelberg University where he received his doctorate. After the war he served as state secretary in the Prussian Ministry of Trade and Commerce and was subsequently elected to the Reichstag as a Social Democrat. His socialist affiliation made Staudinger an early target of the Nazis. In 1933 he managed to escape from Germany and accepted a professorship of economics at the newly organized "University in Exile" in New York City. The University in Exile was founded by Alvin Johnson, president of the New School for Social Research, to provide an academic shelter for European scholars who had fled Hitler. Staudinger later became dean of the Graduate Faculty of the New School, the successor to the University in Exile. In 1938 Staudinger began to translate *Mein Kampf*, a work which he believed was critical to an understanding of the inner motives of Hitler's Germany. Two years later he published an analysis of the economy of the Third Reich, "The Future of Totalitarian Barter Trade Economy," which appeared in *Social Research*.[2] In 1941 Staudinger, with the assistance of Werner Pese, a research associ-

1. Hans Staudinger, Interview II, November 19, 1978.
2. Hans Staudinger, "The Future of Totalitarian Barter Trade Economy," *Social Research*, VII (1940), 410–29.

ate, started to write *The Inner Nazi*. Never before published, *The Inner Nazi* represents the analysis of Nazi ideology by a person who intimately knew and participated in the events that brought Hitler to power.

Between September, 1978, and May, 1979, we interviewed Staudinger approximately a dozen times. At first he was formal, graciously correct yet suspicious. For him it was imperative that we understand first things first: the reasons for the New School's existence and direction, the critical and special contribution of Alvin Johnson in the rescue of a generation of émigré intellectuals, and finally, above all else, Staudinger's own wariness of being misunderstood. Too many errors had been made in the past, and he did not want them repeated.

So we sat, three or four hours at a time, taking notes. Staudinger's white-maned and handsomely chiseled head leaned over our shoulders to insure that our notes were accurate. He pointed his finger for emphasis. Gradually, his mistrust gave way to trust and trust to friendship. Then in December, 1978, two conversations transpired that led to the eventual discovery and publication of the text of *The Inner Nazi*.

By that time we had succeeded in uncovering in the basement boiler room of the New School's Twelfth Street building an archive of miscellaneous records and papers that had managed to survive periodic housecleaning efforts. Among the unorganized array of boxes, files, reports, and reprints, we discovered, almost intact, the papers of the New School's research division, the Institute for World Affairs. The institute, directed by the theoretical economist Adolph Lowe, functioned from 1942 to 1953 to research questions of public policy, particularly questions of postwar economic, political, and social reconstruction. It was created, as well, as a haven for dozens of European-trained social scientists who would have otherwise found little or no academic employment. Staudinger served as chairman of the institute's Research Council

(1943–1950) and as its director (1950–1953). Almost singlehandedly he arranged for its initial funding in one evening in 1942 when he persuaded the Doris Duke Foundation to contribute a half million dollars to the institute. The Duke Foundation money also enabled the New School itself to avoid bankruptcy proceedings that had already been initiated. This was the first but not the last time Staudinger's abilities as a fund raiser saved the New School and the Graduate Faculty from financial disaster.

Among the papers of the Institute of World Affairs, we found a leisure-time project that Staudinger had directed between 1947 and 1950 but had never completed. "The Leisure-Time Study" initiated Staudinger's lifelong interest in the possible cultural autonomy of the working classes as a basis for a socialist political community. Staudinger had investigated the issue as a doctoral student at Heidelberg University and following World War I had tried to implement it as a German and Prussian civil servant and then as a Social Democratic member of the Reichstag from 1932 to 1933.

At our next interview in early December, 1978, we questioned Staudinger about the project. He recounted his graduate training with Max and Alfred Weber and revealed what at first seemed to be traces of social and cultural conservatism inconsistent with his socialism. Staudinger recalled in words almost identical to those contained in a 1947 memo that he had hoped to continue his work as doctoral student prior to World War I but that, finally, he had decided to abandon the project. "I'll tell you why," he said slowly and painfully. "I could not bear the tentative conclusions. They showed that as human beings we lead dissatisfied and unreflective lives."[3] The intensity of his response was startling.

Two weeks later, Staudinger phoned and said, "I have some-

3. Staudinger, Interview IV, December 22, 1978.

thing important to show you." When we arrived at his apartment, he handed us a manuscript entitled *The Inner Nazi*, which he thought we might find interesting. He had kept the manuscript in his study and had only once, in late 1943 or early 1944, considered publication. Like the leisure study it had remained unpublished. Yet, unlike the leisure project, *The Inner Nazi* had been completed and had remained in Staudinger's personal possession. When Staudinger wrote *The Inner Nazi* (1941–1943), he was seeking to answer the question that puzzled so many of his contemporaries: What was the nature and significance of Nazism? "It was," said one of his colleagues, "the task of our entire generation to make known the real meaning of Nazism to an America still saturated with isolationism."[4] Even so, Staudinger apparently cared little about publication. He was content to remain a leader of his colleagues. His appointment as the first permanent dean of the Graduate Faculty (1952–1959) was based on his willingness to act while permitting others to take public credit.

Staudinger completed *The Inner Nazi* in 1943 or early 1944.[5] He presented the completed version to Alvin Johnson for possible publication in *Social Research*, the scholarly journal sponsored by the University in Exile. Staudinger recalled that one Friday afternoon he gave Johnson the manuscript along with several bottles of Moselle wine. Johnson promised to finish both over the weekend. A notoriously slow reader, Johnson did not return to his office until the following Wednesday. According to Staudinger, Johnson had become "magnetized" by the manuscript and wanted to devote the entire next issue of *Social Research* to *The Inner Nazi*. Staudinger recalled being pleased at Johnson's enthusiasm but puzzled at the "magnetic" appeal. Johnson explained that while he understood

4. Henry Pachter, Interview, March, 1979.
5. Staudinger, Interview VIII, April 27, 1979.

Staudinger's description of Hitler as truly evil, he nonetheless felt strangely drawn by the power of the appeal itself. While he was not flirting with Nazi thought, for the first time Johnson said that he understood its incredible ideological attraction. Staudinger remembered his shock. Johnson was hardly a naïve man. But "the Nazis were our enemy. We hated them. It could not be permitted that my book might somehow gain that enemy any admiration."[6] If Johnson could be "attracted," how might others react? Despite Johnson's insistence that the manuscript be published, Staudinger concluded that if its message were misunderstood, it might result in sympathy for the Nazi cause. Thirty-five years later, shortly before his death, Staudinger finally consented to the publication of *The Inner Nazi*, certain at last that he would not be misunderstood.

Staudinger's stylistic format was, indeed, apt to mislead the reader. Staudinger believed that the force and texture of Hitler's ideas could only be conveyed through lengthy quotations from Hitler's speeches and writings, particularly *Mein Kampf*. *The Inner Nazi* is thus, in part, a documentary history of Hitler's thought as Staudinger allowed Hitler to speak for himself. It is an essay within an essay. In each chapter Staudinger bracketed Hitler's words between an editorial introduction and a conclusion, with an occasional editorial explanation within the quoted text itself. To convey the immediacy of the events, Staudinger throughout the manuscript adopted the present tense. At times it was difficult for readers to distinguish Staudinger's interpretive comments from Hitler's assertive statements. As originally written, *The Inner Nazi* almost invited the misunderstanding Staudinger had sought to avoid. Only the most careful reader could keep the author (Staudinger) separate at all times from his subject (Hitler). With Stau-

6. Staudinger, Interview VII, March 15, 1979.

dinger's permission and on the advice of outside readers, we have clarified the text by putting Staudinger's comments in the past tense while leaving Hitler's statements or Staudinger's paraphrasing of them in the present. To facilitate reading, we have also editorially corrected some of Staudinger's English prose and syntax, again with the author's permission. In all instances the original meaning has been scrupulously preserved.

Despite the risk of misunderstanding, Staudinger's documentary format makes *The Inner Nazi* a particularly effective document. Clearly and in his own words, Hitler is presented to English readers. At the same time, Staudinger, Hitler's Social Democratic opponent, presents himself in his editorial commentary. *The Inner Nazi* is, thus, two documents: one of Hitler, the ruler of Germany, and another of Hans Staudinger, the exiled Weimar civil servant. *The Inner Nazi* is a confrontation between the Nazi Hitler and the Social Democrat Staudinger. Even as he acknowledged Hitler's ascendency in Germany, Staudinger expected to have the last word as he looked forward to a reconstructed Germany purged of nazism. Staudinger considered himself both observer/social scientist and participant/politician. For this reason *The Inner Nazi* is as interesting for what it reveals about Staudinger as for what it has to say about Hitler.

Staudinger's analysis represents an interpretation of nazism that informed his political behavior as a Weimar politician and civil servant and that retains, a generation after its writing, much of its explanatory power. Staudinger understood that the "crackpot" and his "motley crew" meant to accomplish exactly what they said they would. The Nazis were neither opportunists nor ad hoc radicals. Rather, starting with Hitler, they took the racist ideology of *Mein Kampf* seriously and intended, had always intended, to fulfill the ideological

goals of the movement. Staudinger was surprised neither by the outbreak of war in 1939 nor by the Russian invasion of 1941. Although horrified by the "final solution," he saw it as the manifest conclusion of *Mein Kampf*. Similarly, Staudinger's appreciation of the extent to which Nazi ideology successfully permeated German society forced him to conclude that the Nazi problem was a German problem.

The Inner Nazi stands apart from most other contemporary accounts of nazism in its lack of clear ideological bias. *The Inner Nazi* is an interpretation of Hitler's political power by a preeminently political man whose criteria were rooted in his practical and intellectual experiences. Staudinger's text betrays few of the explicitly radical or conservative attitudes that characterize many other contemporary accounts. In contrast to Franz Neumann's classic study, *Behemoth*, Staudinger in *The Inner Nazi* argued that Hitler's ideology, far more powerfully than German society, determined the evolution of the Nazi state. Neumann concentrated on the social and economic continuities between the Weimar Republic and the Third Reich, insisting that the Nazis did not fundamentally alter the German social structure, and Staudinger did not dispute him. In his article on totalitarian barter trade, Staudinger even argued that in economic policy the Nazis merely extended the "neo-mercantilist" practices that he and other state planners had developed in Germany and Prussia between 1923 and 1933. Staudinger saw that it was the "state as entrepreneur" both before and after 1933 that was the agent for economic and, subsequently, political domination.[7] Using strategies of price-fixing and alternative production to shift output from consumer goods to heavy armament industries, the Nazis created a European economic *Gleichschaltung* on

7. Franz Neumann, *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism* (New York: 1944); Staudinger, "Future of Totalitarian Barter Trade."

the heels of which marched political hegemony. This operation, insisted Staudinger, was neither profitable in economic terms nor beneficial politically to the private capitalist-industrialist. The state in Weimar and the party-state in the Third Reich planned and executed these economic maneuvers for their own, though quite different, political ends. The German industrial-finance capitalist was not strengthened by Nazi economic and political activities.

Staudinger challenged Neumann's concept of working-class isolation and political immunity from the capitalist producer and, subsequently, from the Nazi state and ideology. Instead, Staudinger suggested that Nazi ideology became a part of German culture, affecting all strata of the society. Indeed, his insistence on systematic postwar denazification was the final chapter in Staudinger's understanding of the relationship between the working class and socialism, trade unionism, and nazism. To this issue, which involved a special appreciation of the failures of German socialism, Staudinger brings a fresh perspective born of personal involvement.

Staudinger argued that the divisions between the Socialist party and the trade unions were so severe that the working class, especially after 1927, found itself unable to respond to the succession of economic and political crises that hammered the Weimar Republic. The Socialist–trade union schism was resolved by the victory of the unions that chose to support the private capitalist economy. For Staudinger the real failure was the inability of the Socialists to gain working-class adherence to the ideas and policies of state planning and an "organized economy." Consequently, Staudinger's Socialist colleagues in their preoccupation with the internecine debate within the left itself failed to recognize the threat from the right. "I told [Rudolf] Hilferding [prominent member of SPD] in 1927 that he had to read *Mein Kampf*," Staudinger disclosed in a recent

interview. "He said that he couldn't stand more than ten minutes of that garbage."[8]

More importantly, Staudinger believed that the Nazis profited from the inability of the Social Democrats to incorporate the working class, through the trade unions, into their own political program. His understanding represented a kind of equation, a physics of social ideologies. What German socialism failed to accomplish or failed to provide for the working class, German National Socialism was able to promise. In the context of political and economic crisis, the Nazis found first the lower middle and then the working classes susceptible to their ideological pitch. In *The Inner Nazi* Staudinger developed this interpretation by stressing the consistency of the ideological appeal in combination with its cultural and social pervasiveness. Unlike Neumann, Staudinger clearly perceived and established the role and function of racist ideology in the Third Reich, identified the state as the monopolistic entrepreneur engaged in a process of economic and political domination, and described the relationship between Nazi theory and practice.

If Staudinger could not accept the characterization of nazism as solely an extension and reinforcement of Weimar's class and economic structure, neither did he view it as inevitable and in some sense necessary given the "crisis of modernity." In short, he rejected the pessimistic and explicitly conservative interpretation of persons such as F. R. Reck-Malleczewen in *The Diary of a Man in Despair.*[9]

For Reck-Malleczewen, Hitler's Germany represented the culmination of "modernity." The victory of Hitler and "his

8. Jehuda Riemer, Interview, July 25, 1978; Staudinger to "friend" Hennis, May 12, 1977, in the Archives of the Graduate Faculty of the New School for Social Research, New York City; Staudinger, Interview II.

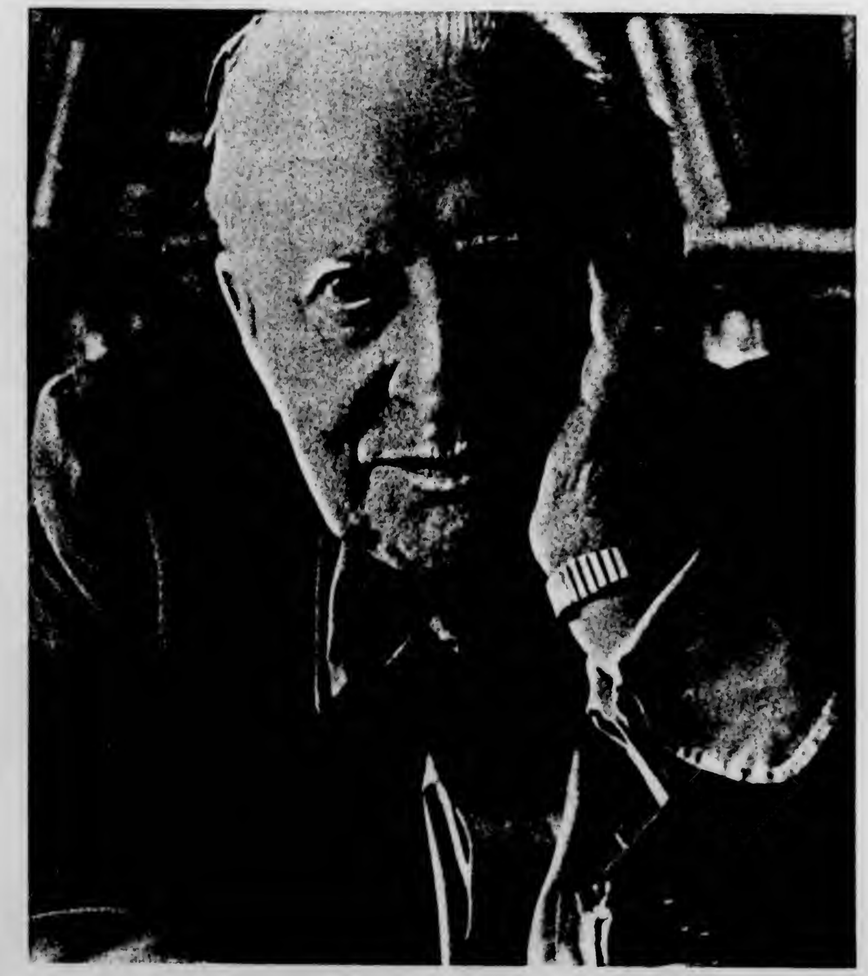
9. F. R . Reck-Malleczewen, *Diary of a Man in Despair* (New York: 1971).

gang" was the necessary consequence of the dismantlement of the Christian, hierarchical, rurally based social order of pre-Bismarckian Germany. Reck-Malleczewen despaired not only over the Nazis' claim to represent the "new" or "heroic" in the midst of mechanical mediocrity but also over their uncivilized and uncultured means of asserting the claim. As a result, the only intellectual response for Reck-Malleczewen was an almost apocalyptical hope for the annihilation of all changes since the Renaissance.

The victory of national socialism had no such lessons for Staudinger. Rather, as he made clear in *The Inner Nazi*, the specific circumstances of crisis and the response of Hitler explain the origins of the Third Reich. Staudinger accounted for the "icy darkness" that descended upon Germany by the failures not of "modernity" but of those who should have defended it, the Social Democrats.[10] Thus, he understood the Nazi victory as evidence of political failure rather than cultural decadence or working-class alienation. The inevitable war that was a consequence of this failure, Staudinger argued, stemmed from the racist component expressed in *Mein Kampf*, the search for "living space" dictating military conquest to the east. The particular conduct of the war and the policy of racial extermination were parallel results of the same ideological impulse. *The Inner Nazi*, while sharing some of the perspective of *Behemoth* on the one hand and *The Diary of a Man in Despair* on the other, is a document that reveals the fundamental political, but not ideological, judgment of its author. Staudinger, too, saw the economic continuities with Weimar as he understood the significance of the social origins of the Nazi leaders. But he found both Reck-Malleczewen's conservative and Neumann's neo-Marxist interpretations inadequate.

10. Staudinger, Interview IV, December 22, 1978.

Staudinger hoped to make postwar policy makers aware of the intrinsically evil character of Nazi ideology so that they would root it out of German culture. But concerned that English readers might become "magnetized" rather than repulsed, Staudinger chose to remain silent. Ironically, because developments in postwar Germany have fulfilled many of Staudinger's hopes, much of the present value of *The Inner Nazi* is due to the insights it provides into Hans Staudinger. Staudinger's analysis of German society and his critique of nazism reveals a facet of German culture and politics that, in the 1930s and 1940s, Hitler's presence overshadowed. Staudinger personified the effort by numerous Germans in the 1920s to bring economic and political democracy to Germany. Because of a number of factors, many beyond their control, they failed. But if the democratic and peaceful character of West Germany persists, in time we may come to see Adolf Hitler, not Hans Staudinger, as the historical aberration. To understand German culture we will need to examine Weber and Brecht rather than Nietzsche and Wagner.



Hans Staudinger

Biographical Afterword
Hans Staudinger, 1889–1980

Hans Staudinger was born in 1889 into an educated, Hessian, Protestant family and died peacefully in New York in February, 1980. His youth was shaped by the political and intellectual problems current in the last generation of the German empire. His father, Franz Staudinger, was an economist, teacher and "ethical" socialist who was close to both August Bebel and Ferdinand Tönnies. As a university student at Heidelberg, Staudinger joined the *Wandervogel*, organized a short-lived temperance union, and participated in a secret socialist student group to which his father and Emil Lederer (who would be his colleague in New York) also belonged. At eighty-nine Hans Staudinger insisted, "I was always a socialist. Your youth dreams, you know, must remain. I am still a socialist, one of the few who has the ideal of men living together in harmony, the best way possible. A real community."[1] That commitment remained steadfast throughout Staudinger's life.

As a young student, from his earliest days at Heidelberg University, Staudinger had taken an active part in the left-wing debate concerning the "social question," particularly in the critique of the orthodox Marxist prediction of imminent pauperization of the working class. The evolution of the Social Democratic Party (SPD) in Germany between 1890 and 1930 was in part based on the conviction that the material

1. Hans Staudinger, Interview I, November 1, 1978.

conditions of the working classes were improving, a process that in a democratic society eliminated the need for revolution.[2] In his university days, however, Staudinger still clung to an even more youthful vision of a spontaneous political community. His interest in creating such a community remained one of the central themes of his life.

It is not surprising that the "social question" was a subject of discussion between Staudinger and his teachers Alfred and Max Weber. At Heidelberg, Staudinger read for his doctorate in sociology and economics and developed his thesis under the supervision of Alfred Weber. Staudinger's contacts with Max Weber were, although informal, personally intense and remained so until the latter's death a decade later. Alfred Weber was his professor, Max Weber his teacher.

For the German intellectual of sixty years ago, Max Weber was a figure of enormous intellectual power and influence. Of the original members of the "University in Exile" at the New School for Social Research, almost half were trained in or influenced by Weberian sociology, though they represented several different disciplines in the social sciences. Staudinger was representative of that initial group. He was, seemingly, a Weberian, a socialist, a private scholar. These tensions played a prominent role in the choices he made as the author of *The Inner Nazi*. The ambivalence that it reveals, especially in his attempt to systematically understand the relationship between democracy, culture, and technological change, were unique neither to Staudinger nor to his European and American colleagues. They were the hallmark of Max Weber as well.

Staudinger considered Weber a cultural historian who sought to understand both past and present by the use of ideal types, methodological constructs that in recreating reality made it meaningful. Weber investigated the social, economic, and psychological parameters of human culture. His methodology posed enormous conceptual problems. Subsequent debates, for example, have focused on the nihilism inherent in the value-free discipline that Weber has been credited with creating. But Staudinger was not primarily concerned about whether reality could be objectified or understood in a way uninformed by present or subjective values. He interpreted Weber to imply that socialism, a value, was not derivable scientifically from historical data. It was a belief, a phenomenon, which could be explained culturally but whose validity was not scientifically verifiable. Both Staudinger and Weber agreed that Marx's science was neither predictive nor value free and therefore Weber's analysis of culture, of the evolution and development of bourgeois values, was at least for the present correct.[3] Weber identified the historical process of embourgeoisement (*Verburgerlichung*) rather than the dialectic of class struggle as the means by which European society had become rationalized, mechanical, and material. The original "calling" that had informed the ethic of capitalism, the resounding clanging of the monastery gate closing behind the emergence of "modern" values had become transformed into the "fate of our times . . . the disenchantment of the world."[4] While Weber insisted that this was an objective evaluation, in the *Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism* with its anguished foretelling of "last men" caught in the "iron cage," he revealed a pessimistic cultural criticism. Contemporary culture was not merely materialistic but had outgrown the spiritual forces of its origins. In short, Weber arrived at a formulation of historical "laws" of process that the evolutionary socialist, no longer satisfied with the mechanics of Marxism, could accept in its analytical if not its critical form.

2. Staudinger to Hans Speier, April 10, 1978, in New School Archives.

3. Staudinger, Interview I.

4. Max Weber, "Science as a Vocation," in H. H. Gerth and C. Wright Mills (trans. and eds.), *From Max Weber: Essays in Sociology* (New York: Oxford University Press, 1955), 154–55, 155.

Staudinger's Ph.D. thesis, published in 1913 as *The Individual and Community*, shared Weber's analysis of this "disenchantment," but unlike Weber's, Staudinger's conclusions were optimistic. Staudinger inquired into the social relationships within culture and the degree to which cultural values of the historical moment shaped the concept of the individual. The specific framework was the evolution of musical societies in Europe since the middle ages. Here he shared a historical conception with both Max and Alfred Weber. Staudinger contrasted the supposedly organic community of the middle ages with the apparently mechanized and authoritarian modern world. He sought to demonstrate the disintegration of the spiritual ethos of an earlier era and its replacement by modern individualism which was neither creative nor satisfying to the participating individual. As a cultural historian Staudinger saw any organization as an archetype of general society. "An organization is more than its people . . . it is a community, a small republic, and its rules are those of political behavior."[5] If the values of a particular moment contributed to the social and economic forms of the next, so these new social and economic forms must in turn create new cultural values.

This theory had important implications for Staudinger as a German socialist. It suggested that, although the German working class might improve its material condition, it would not adopt the cultural forms of the German bourgeoisie. Embourgoisement as an evolutionary process helped explain the failure of Marx's historical prognosis of a working-class socialist revolution, and Weber's rejection of a narrow economic understanding of class opened the way for the application of

5. Staudinger, *Individuum und Gemeinschaft in Der Kulturorganisation des Vereins* (Jena: E. Diederichs, 1913), 4. See also Alfred Weber's Introduction to *Individuum*, 3.

other factors in consideration of social stratification. Yet, for Staudinger, the working class as a class continued to exist. He believed that "rationalized" production combined with technological change offered the working class for the first time the opportunity to pursue, even create, "culture." Not only would the working class be liberated by economic prosperity, but Staudinger also believed, its cultural values would be shaped by the new industrial forms. "The world of the workers," he wrote, "is best compared to a spring tap: it creates its economic surroundings." Working class organizations, musical societies in this case, were small republics, and like those of the middle ages they stressed the value of the collectivity, of the community. In the world of the worker the "exaltation of the individual no longer exists."[6]

Staudinger concluded that if contemporary culture was at odds with its collectivist economic forms it was because its values failed to interpret modern reality accurately. Art, for Staudinger, derived meaning from the human community it was created to serve. The appearance of music societies within the working class reaffirmed that the "masses," when liberated, might truly create. The crux of Staudinger's analysis rested on his understanding of the liberating and creative prospects of leisure time. The emergence of a working class culture would put an end to the highly subjective and individualistic character of modern art and culture. In retrospect Europeans would view the contemporary obsession with personality "as an episode during which a wonderful epoch became static in its lack of focus."[7] Paradoxically, the individual ethic of capitalism created a structurally collectivized society, which in turn gave rise to a communitarian culture that repudiated the excessive individualism that Staudinger believed

6. Staudinger, *Individuum*, 171.
7. *Ibid.*, 172.

characterized capitalism and modern culture. As a result the working class culture would emerge as a result not of revolution, but of the historical process that was inherent in the modern world. In Weber, Staudinger found the historical justification of his social-democratic beliefs.

Staudinger's education as a student of Weber had been characterized by a series of exchanges between two men. Although Weber's ideas had a significant imprint on the young civil servant and socialist, Staudinger refused full discipleship. In fact, his service to the Prussian state bureaucracy seemed a betrayal of Weber's principles. For Weber bureaucracies embodied the depersonalized rationalizaion that stifled creativity. Bureaucracies, for Weber, in public or corporate form, represented the ultimate dead end of capitalism which he described as the "iron cage." But Staudinger, less pessimistic than his mentor, believed that through politics, specifically democratic socialism, rationalized economic structures could lead to fulfilling and creative cultural forms rather than depersonalized and static institutions. Only as a socialist politician could his dream of an industrial, democratic community be realized.

In contrast, Weber argued that in the democratic age the state could not be created anew by conventional politicians, it could merely be contended for. Only a true prophet could reconstitute the state, although Weber asserted that such a prophet "simply does not exist."[8] Yet, clearly the "iron laws" of the democratic present that rendered real or charismatic leadership and, thus, revolution impossible did not make the belief in charismatic leaders unimaginable.

Contemporary existence was rational and material, the result of a cultural process of secularization. In Weber's analysis

8. Weber, "Science as a Vocation," 153.

this secular life limited the very spirit of culture that it could in turn create. Similarly, the process by which the "political" had become administrative meant for Weber that the "political administrator" could no longer do precisely what "the politician must always do . . . namely fight." For "to take a stand, to be passionate . . . is above all the element of the political leader." Thus, while the civil servant administered in the name of the state that he served and was responsible to that organization, the "real politician," who knew power, acted in his own name. "The honor of the political leader, of the leading statesmen . . . lies precisely in an exclusive *personal* responsibility for what he does." To seek after this knowledge and responsibility was to invite disaster. Weber offered little consolation for those committed to conventional political solutions. "Not a summer's bloom lies ahead of us," he prophesied, "but rather a polar night of icy darkness."[9]

Weber's essays on science and politics bisected these worlds into distinct spheres. The limits imposed by his understanding of the modern world were parallel. The politician and the scientist, who were to be concerned with different aspects of the same question—the role of values in political communities—were no longer "free" to act or to guide action. Staudinger accepted Weber's notion of the distinctness of the two spheres. As a socialist he devoted himself to the political, and as a politician he understood the meaning of personal responsibility. That responsibility, however, entailed a knowledge of the values that informed his political activity. Trained as a social scientist, Staudinger continued to view his world in political terms. Even as Staudinger rejected Weber's pessimistic judgment on modern culture, he likewise steered clear of Weber's extreme political alternatives of a stagnant bu-

9. *Ibid.*, 95, 128.

reaucracy or charismatic leader. Instead Staudinger sought, through politics, to use his skills and knowledge to make Germany a socialist democracy.

His studies terminated, Staudinger entered the German army shortly after the outbreak of World War I. In 1916 and 1917 he fought on the front lines and was twice decorated for bravery and twice wounded. During the war, Staudinger came into contact with socialists and trade unionists who assumed leadership of postwar Germany. Staudinger also continued to see Weber, who apparently approved Staudinger's growing interest in politics. Increasingly, Staudinger appreciated that, despite Weber's claim to value-free social science, Weber was nevertheless committed to the German state.[10] His scholarly pronouncements notwithstanding Weber's real passion was politics. Staudinger in some way represented Weber's ideal of the politician, not as a prophet, but as one whose "calling" corresponded to the man who lived "for politics," who served the state.

By the summer of 1918, both the German General Staff and the Socialist party were aware of Germany's inevitable military defeat.[11] The SPD asked Staudinger to prepare the soldiers and unionists with whom he was in contact for that defeat and for, presumably, their political support in the new socialist Germany that would emerge at war's end. At the same time, Weber asked Staudinger to send special advice to Friedrich Ebert, advice that Staudinger found remarkably naïve for a man whose concern was so intensely political. Moderate socialists wanted to stave off the Marxist revolution that the followers of Rosa Luxemburg and Karl Liebknecht

10. Staudinger, "Memoir on Weber" (manuscript dated 1976 in New School Archives); Staudinger, Interview IV, December 22, 1978.

11. Adolph Lowe, Interview, February, 1979; Staudinger, Interview III, December 18, 1978.

hoped to foment. At this critical moment, Weber advised a complete rupture between the SPD and the military.[12] As a supporter of the Social Democratic position, which considered an alliance with the military critical to the establishment of political democracy, Staudinger severed his relationship with Weber.

In the spring of 1919, Hans Staudinger received his appointment with the title of *Geheimrat* in the Reich's Ministry of Economics. He was one of only three bureaucrats to receive this title, which conferred aristocratic status, before it was discontinued. Staudinger served as the administrative adjutant for general political matters in liaison with the trade unions.[13] A member of the Social Democratic party, he remained in this position, directly below that of state secretary, until 1927, serving ministers whose political positions became increasingly at odds with his own. Staudinger's own political and intellectual evolution during the Weimar years mirrored the history of his times. After 1927 he abandoned the Reich for Prussia, and following the "Papen Putsch" in the summer of 1932, which obliterated Germany's federal structure, he left political administration to become an intransigent socialist member of the Reichstag. Initially, however, two events forced Staudinger to sharpen his economic and political views. The failure of the Socialization Commission in 1918–1919 to achieve a nationalized economy was followed by the challenge of conservative reaction in the form of the Kapp Putsch in the spring of 1920. The German socialist movement having already quashed its revolutionary left wing found itself with few alternatives in the wake of these developments. Consequently, Staudinger supported the position ad-

12. Staudinger, Interview IV.

13. See also Arnold Brecht, *The Political Education of Arnold Brecht: An Autobiography* (Princeton: Princeton University Press, 1971), 163.

vocated by Walther Rathenau.[14] Rather than return to the idea of socializing the means of production, Staudinger agreed with Rathenau, Wichard von Möllendorff, and his New School colleague Adolph Lowe that a socialist economy and a socialist community, a *Gemeinwirtschaft*, could be built within the existing political and economic order. He committed himself to the state-capitalism or planned economy that Rathenau and others supported. Given the increasingly difficult split between the unions and the SPD, the adoption of *Planwirtschaft*, or state-as-entrepreneur policy, seemed a viable "socialist" alternative to Staudinger. He could embrace it both as a member of the SPD and as a state bureaucrat.

Staudinger's socialism matched his revised understanding of Weber's teaching. As an administrative politician, Staudinger discovered, especially during the Kapp Putsch, that he had a role to play in decision-making that clearly transcended the limits that Weber had argued modern society imposed on politicians. When the cabinet fled Berlin for Stuttgart in March of 1920, and with his minister in touch only irregularly by telephone, Staudinger found that he had important political decisions to make concerning food and provisions as the Berlin general strike evolved. "I closed the milk deliveries to the city and advised the workers to go on strike . . . all in the name of my minister." Subsequently Robert Schmidt, Staudinger's minister, told an inquiry that Staudinger had acted in his name. Staudinger recognized the limits of Weberian ideal-type characterizations. "Weber had no flesh and blood in his understanding. I was an administrative bureaucrat who had a

14. Lowe interview. See also W. F. Bruck, *Social and Economic History of Germany from William II to Hitler, 1888–1938: A Comparative Study* (Oxford: Oxford University Press, 1938), particularly 143–98. Bruck credits Möllendorff with the invention of the term *Planwirtschaft*, which Staudinger saw as the means to a *Gemeinwirtschaft*, an economic community, an "organized economy."

great deal of political discretion, not just in the emergency of the Kapp Putsch, but in day to day operations as well."[15] Here Staudinger came to appreciate the degree to which skill and adroitness importantly affected political decision-making. The choice for him included alternatives other than those of prophecy and bureaucracy.

Committed to a program of economic planning as a practical means of creating socialism, Staudinger by the mid 1920s recognized that German conservatives had begun to succeed where the Kapp Putsch had failed. The personnel of the imperial German bureaucracy also staffed the Reich bureaucracy. At the same time the SPD found itself excluded from the governing Weimar "coalition." Their base crumbling and their leadership divided, Social Democrats turned to their last stronghold, the state government of Prussia. In 1927 Staudinger had few reasons to regret his forced transfer to Prussia.

The Prussian state under Minister-President Otto Braun, a Social Democrat, was a fertile ground for Staudinger's political and economic gifts and socialist convictions. Giving up the battle to make the Reich government an entrepreneur, Staudinger found in Prussia a state government with extensive publicly owned industries. With the title of state secretary in the Prussian Ministry of Trade and Commerce, Staudinger coordinated the entire energy industry of the government: electricity, ore, potash. He combined electrical companies into the Allgemeine Deutsche Elektrizitätswirtschaft, reduced prices, and represented Prussia in the *Reichsrat*. In 1931 he and several colleagues not only protested the Brunning government's deflationary economic and fiscal response to the depression, but also presented a wide-ranging program for reform. Although the German government did not adopt these proposals, the

15. Gordon A. Craig, *Germany, 1866–1945* (New York: Oxford University Press, 1978), 420–31; Staudinger, Interview III, IV.

Prussian state government, under Staudinger's guidance, followed an essentially Keynesian economic path in 1931 and 1932. To stimulate consumption and reduce unemployment, Staudinger and his colleagues in the Prussian bureaucracy used profits from their state industries to finance public works programs, which in turn provided employment and income for unemployed workers. Staudinger's contention that Prussian economic recovery had its first noticeable effect just at the moment of the "Papen Putsch" is borne out by contemporary and recent economic studies.[16]

The effort by Staudinger and others to create a socialist "organized economy" by transforming private cartels into state enterprises was stopped in its tracks by the Reich government. On July 20, 1932, German Prime Minister Franz von Papen dissolved the Prussian government of Otto Braun, ending the historic tension of German-Prussian dualism and in the process eliminating Prussia's independent economic policy. Staudinger's future colleague in New York, Arnold Brecht, who also had joined Braun in 1927, went on to successfully challenge the legality of the coup before the German supreme court. Staudinger, however, chose to declare his candidacy for the Reichstag from Hamburg.[17]

As a "young socialist" committed to the maintenance of the party even as an underground political organization, Staudinger embraced the general slogan of the party, "Hitler means war," and won a seat in the Reichstag. Almost overnight he moved from the confines of the ministry into the

16. W. Hagen-Schutze, *Otto Braun* (Frankfurt: Propyläen, 1978); Brecht, *Political Education*, 322; Staudinger, Interview V, January 3, 1979; Gustav Stolper, *The German Economy, 1870 to the Present* (2nd ed.; New York: Harcourt, Brace, and World, 1967), 118. See also the report of Société Financière de Transports et d'Entreprises Industrielles, *Memorandum on New Business Development in the Electric Light and Power Industry in Germany, 1932–1936* (Brussels: Government of Belgium, October 1, 1938), 2.

17. Hamburg was the scene of great turbulence and electoral violence in July, 1932.

hectic and violent world of German partisan politics. His adherence to the program of continued and, if necessary, clandestine socialist activity gained his reelection in November and brought the enmity of the opposition, Nazi and Communist. In early 1933 he recalls narrowly escaping an assassination attempt by so-called Communist squads who one evening waited for him to cross the Elbe by ferry. His closest assistant, a Communist infiltrator, tipped him off at the last moment, "Don't take the ferry tonight." What the Communists failed to accomplish, the Nazis almost achieved. In April, 1933, within weeks of Hitler's appointment as chancellor, Staudinger was arrested at a meeting of his socialist group for defying the ban on political activity. At the time he had been entrusted with more than a million marks, which he had raised from the Berlin banker Otto Jeidels, who may have been representing the *Centralverein*, the major assimilationist organization of German Jewry. Jeidels had given Staudinger the money specifically for the Socialist party to expose the anti-Semitism of the National Socialist program.[18]

Staudinger remembers being, at the time, almost alone in interpreting Nazi political doctrine as embodying the ideological pronouncements contained in *Mein Kampf*. His socialist colleagues, like Rudolph Hilferding, regarded the book as monstrous drivel and could not bring themselves to read it, while Jewish friends and associates, especially anti-Zionists, in 1931 refused his appeal for an anti-Nazi, antiracist fund in the Socialist party.[19] Staudinger, along with Carlo Mierendorff, had been the spiritual and political leader of the Young Socialists. Of the thirty-six in their clandestine group, all but one were arrested in 1933 by the Reich Police. Of those captured only Staudinger was charged with treason and threatened with hanging. After six weeks of intermittent beatings,

18. Staudinger, Interview V, VI (February, 1979).
19. *Ibid.*

solitary confinement, and secret messages to his lawyer and wife, Staudinger found out that his million marks were safe and he would be released. As a result of his wife's efforts the king of Belgium intervened on his behalf. In June, 1933, he was permitted to leave on the conditions that he never appear again in Hamburg but that he report back in September. Failure to meet these conditions would result in the rearrest of his thirty-six colleagues.

In the fall of 1933 Hans Staudinger was in exile. "Of all of us, you know," said one of his colleagues at the New School, "Staudinger paid the dearest. They were very brutal with him. He earned his passage and our respect." The faculty that Staudinger joined in 1934 had been created by Alvin Johnson, President of the New School for Social Research, and Emil Lederer, the first dean of the University in Exile. Lederer and Staudinger had known each other as early as 1911 when they had both been young "secret" socialists at Heidelberg. In London in the spring of 1933 Johnson and Lederer hammered out a list of individuals whom they intended to extend invitations to join the faculty. As Johnson later explained, "I didn't set up a University in Exile just to create an island of security for a small group of scholars, but as a challenge to the university world to show that it knew of its responsibility to persecuted merit."[20]

Hans Staudinger was forty-three when he joined the New School faculty. He had turned down offers to work for the Turkish and Belgian governments. It seemed that he had chosen to abandon politics for science. In fact, politics continued to dominate his work as a social scientist at the New School. The climate that he found and that engaged his political inter-

20. Erich Hula, Interview, October 15, 1978; Hans Speier, Interview, April, 1979. Speier, sent by Johnson and Lederer to recruit a faculty in Germany, also met Staudinger at Lederer's house. Alvin Johnson to Else Staudinger, May 8, 1965, in New School Archives.

est was embodied by the New Deal and by Johnson's declaration that in "America there is social change in the making." Staudinger's initial concern in the 1930s was to build a distinguished faculty, promote his statist ideas, and avoid being misrepresented. "My students never seemed to understand when I talked of economic community, of an organized, planned economic arrangement in which political democracy was but the first step in establishing social democracy."[21] In the United States, Staudinger had great difficulty conveying his economic and political ideas. His writing of *The Inner Nazi* can be seen as an effort to communicate his concerns, and his refusal to publish it, a consequence of his fear of being misunderstood.

Staudinger's major impact on the New School was as a leader. His colleagues turned to him in the midst of their weekly battles, and the school itself turned to him for help with its perennial financial crises.[22] Repeatedly he raised important sums, and he obtained the funding for the Institute of World Affairs, a research group that provided support for numerous European exiles. Under the leadership of Staudinger's friend and colleague Adolph Lowe, the institute, a prototype for postwar "think tanks," sponsored studies on totalitarianism, radio propaganda, and economic forecasting and provided the intellectual environment in which *The Inner Nazi* (1944) and the other project that Staudinger initiated, the Leisure-Time Study, were developed.

The Leisure-Time Study was an extension of the work Staudinger had begun under Max and Alfred Weber. Staudinger sought to understand the relationship between culture, society, and democracy. "The cultural pattern of our society has undergone changes," Staudinger wrote. "What we do not un-

21. Johnson to Else Staudinger, May 8, 1965, in New School Archives; Jehuda Riemer, Interview, July 25, 1978.
22. Hula, Interview; Staudinger, Interview II.

derstand yet is the direction. . . . These changes are revolutionary, and the transition to mass culture is still in flux." Specifically, Staudinger hoped to identify the relation of these changes to the working classes. He recalled his own earlier work and optimism: "I believed then that the individual and group relationship as developed in the workers' associations was becoming typical for an ever increasing part of society, and that *in the coming age of the organized masses, similar to the Middle Ages, the pattern of life, evolving from new values would be guided by the universally recognized dogmas.*" Staudinger wanted to reaffirm the optimism of his youth in postwar American society. He believed that "culture founded on a high degree of individualism . . . was destined to be only an historical episode." He also believed that these were questions of moment for the stability of democratic societies. He remained steadfast in his commitment to socialism. "As I have said before, modern democracy must be founded on social democracy." Staudinger hoped to determine the nature of working class "cultural" activity in American society, since culture is "the sphere of activities devoted to perceiving and understanding the inner sense of mankind and the world."[23] For him economic well-being unaccompanied by cultural refinement did not represent social progress. By *culture* Staudinger did not mean the shared values of a group, but rather social refinement. By studying the use of leisure time by American workers he hoped to demonstrate the validity of democracy.

Staudinger based his study on the assumption that the workplace influenced workers' values more than other factors such as the home or religion. Through elaborate polls and interviews he tried to determine if workers derived long-term

23. Staudinger to Lowe, January 16, 1948, Staudinger, "Leisure-Time and Free-Time Studies" (note, research materials, and prospectus), both in New School Archives.

"satisfaction" as well as short-term "pleasure" from their leisure-time activities. He concluded that, while immediate "pleasure" was high, long-term "satisfaction" was low. That is, American workers seemed to enjoy themselves in their off-hours, but they failed to use their leisure to increase their "cultural refinement." For Staudinger this seemed a serious indictment of working-class culture and at odds with his lifelong correlation of social democracy and cultural progress. Finding the results at odds with his political beliefs, Staudinger chose not to publish his conclusions. As in 1944 with *The Inner Nazi*, Staudinger in 1948 preferred to remain unpublished rather than commit to print anything that might damage political causes in which he believed.

In contrast to the leisure study, *The Inner Nazi* contains little of the apparatus of a social scientist. It was not necessary for Staudinger and his assistant Werner Pese to question the nature or the method of the phenomenon that they were explaining. Nazism was most importantly a political movement of extraordinary ideological power. It was necessary to recognize that racism and the policy of expansion to the east were at the core of nazism. The rediscovery of *The Inner Nazi* allows us to recognize the verity of Staudinger's political evaluation. As a man of politics and political action, he knew and appreciated his enemies in ways that many of his contemporaries could or would not admit. His decision not to publish the manuscript was based on this knowledge and judgment. The enemy was, finally, not modern society, but those who wanted to destroy it.

Peter M. Rutkoff
William B. Scott
Gambier, Ohio
1980

LEO BAECK
INSTITUTE
NEW YORK

DD
247
H5
A35
S8

39133

Copyright © 1981 by Louisiana State University Press
All rights reserved
Manufactured in the United States of America

Designer: Albert Crochet
Typeface: VIP Trump Medieval
Typesetter: G&S Typesetters, Inc.

LEO BAECK
INSTITUTE
NEW YORK

Portions of the Editors' Introduction first appeared in the *Annals of Scholarship*. The editors are grateful for permission to reprint the material.

The editors are also grateful for permission to use extensive quotations from *Mein Kampf* by Adolf Hitler (Complete and Unabridged Edition/ Fully Annotated, published by Reynal & Hitchcock in arrangement with Houghton Mifflin Company). Copyright, 1939 and Copyright © renewed 1967, by Houghton Mifflin Company. Reprinted by permission of Houghton Mifflin Company.

LIBRARY OF CONGRESS CATALOGING IN PUBLICATION DATA

Staudinger, Hans, 1889–
The inner Nazi.

1. Hitler, Adolf, 1889–1945. Mein Kampf.
2. National socialism. I. Rutkoff, Peter M., 1942–
II. Scott, William B., 1945– . III. Title.
DD247.H5A3583 943.085'092'4 81-7277
ISBN 0-8071-0882-0 AACR2

To the Graduate Faculty of
the New School for Social Research

A TRIBUTE
published in the pages of
THE NEW YORK TIMES
NEW YORK CITY

APR 27 1963

Memorial Obituary

DR. GEORGE A. WEISS OF FREE EUROPE UNIT

Dr. George A. Weiss, a senior information analyst for the Free Europe Committee, died Thursday of a coronary occlusion in his office at 2 Park Avenue. He was 6[illegible] years old, and lived at 106 Cabrini Boulevard.

Dr. Weiss was with the committee, which broadcasts information about the West to Communist countries in Europe, since 1953. He was a lawyer in his native Austria before fleeing to this country in World War II.

He was a graduate of the University of Vienna Law School, and continued graduate studies in law at New York University. In Austria he wrote "The New Law of the Bill of Exchange," and contributed to Swiss and Czech law journals. Dr. Weiss had since written extensively on economics, law and European political history. He did research and editorial work for the research library of the Department of State here before joining Free Europe.

Dr. Weiss was fluent in English, German, Dutch, Spanish Portuguese, Russian, French Italian, Czechoslovak and Hungarian.

His widow, Mrs. Hansi Joan Weisz, survives.

INTERNATIONAL LAW ASSOCIATION
(FOUNDED 1873)
AMERICAN BRANCH
JOHN J. ABBERLEY, SECRETARY & TREASURER
55 LIBERTY STREET
NEW YORK 5, N. Y.

PRESIDENT
CLYDE EAGLETON

CHAIRMAN, EXECUTIVE COMMITTEE
JAMES W. RYAN

May 13, 1952

George Anthony Weiss, Esq.
106 Cabrini Boulevard
New York 33, N. Y.

Dear Sir:

I have the honor to inform you that at a meeting of the Executive Committee of the American Branch of the International Law Association held on May 9, 1952, you were duly elected to membership.

I acknowledge receipt of your check for $5. in payment of your dues for the current year, and am pleased to enclose your membership card.

Yours faithfully,

John J. Abberley

JJA:MA

Secretary

Martha Wenner Collection, AR7261 A
B1,f6

THE UNIVERSITY OF THE STATE OF NEW YORK
THE STATE EDUCATION DEPARTMENT
BUREAU OF QUALIFYING CERTIFICATES AND PROFESSIONAL EXAMINATIONS
ALBANY 1

HORACE L. FIELD, CHIEF

July 9, 1945

Mr George A. Weisz
106 Cabrini Boulevard
New York 33, N. Y.

Dear Sir:

Your credentials from Austria have been evaluated as entitling you to two years of liberal arts college study and slightly over one year of professional study. You lack of completing the minimum requirement for admission to the C.P.A. examination in the theoretical subjects at least 24 semester hours in accounting and 4 in finance. These must all be completed in one of the fully approved schools of business administration registered for this purpose and listed in the enclosed handbook.

Very truly yours

H. L. Field

HLF:et

Chief

5411 Michigan Ave
Chicago Illinois,
Jan. 8, 1939.

Dr. Geo. Anton Weiss,

Dear Dr Weiss:

Please do not feel that my delay in answering your letter has been due to lack of interest. I have been making attempts to arrange for a sponsor ever since I heard from you but, so far I have not been successful in locating one in Chicago. Though some freinds in other cities I am hoping to have more success but before writing to them I wanted to find out if you

have made other arrangements, or if anything has happened to change your mind about coming to America.

For reasons which I find difficult to explain to one without an American background, it would not be to your advantage for me to act as your sponsor. The Jewish people, as you undoubtedly know, are doing all they can. I am keeping in touch with the refugee association in this city and shall discuss your situation with them again as soon as

I hear from you, which I
hope will be soon.

Please be assured of my very
sincere desire to do all I can.

I have many pleasant memories
of our association and look for-
ward with pleasure to seeing
you again.

Mrs. Hall joins me in
kindest regards.

Sincerely yours,

James L. Hall

war – aber Georg stellte seinen ~~Namen~~ Mann, wenn er auch jammerte. Da wir aber von den Holländern ausgewiesen waren, mußten wir schauen, rasch die belgische Grenze zu gewinnen, das mußte noch in derselben Nacht geschehen. Wir vermuthen dies, offen ging es nicht, da uns die Beamten, (wir benützten wie in Holland ein Auto, welches ~~wir~~ sehr billig war) immer zurückwiesen, da gingen wir den Seitenwegen 1/2 h duckten uns und kamen auf belgisches Gebiet, dies war um ca 1h nachts erreicht. Leider aber traf das Auto, das uns weiterbringen sollte nicht ein, und so mußten wir die Nacht von 1h bis gegen 7 früh, im Gebüsch gedeckt (ich immer mit meinem Schicksalsgenossen) im freien verbringen, all dies an der belgisch-holländischen Grenze, immer riskierend entweder von der belgischen oder holländischen Grenzwache festgenommen und zurückgeschickt zu werden! Versuche, in der Nacht weiterzukommen, gaben wir auf, da

Liebes Hausikind!

Du mußt mir vielmals entschuldigen, daß ich solange geschwiegen habe, aber es hatte seinen Grund – was ich in den letzten Tagen durchlebte, kein Kriminalroman hätte es spannender darstellen, kein Fabeldichter es besser erfinden können, es waren sehr schwere, sehr ernste Stunden, ich hätte nie gedacht, daß ich so etwas überstehen werde und doch – durch Gottes Fügung ist jetzt wieder alles Böse geschwunden, hoffentlich für immer zu unser und der Familie Glück und um uns wieder zu vereinigen. Meine teuren Anverwandten, es ist mir nicht möglich, alles genau zu erzählen, dazu würde es Bände bedürfen.

Die Holländer benahmen sich niederträchtig noch bevor die 8 Tage Aufenthalt vorüber

waren, wurden wir zum Kost in der Nacht
beschieden u. bis 1/2 Uhr festgehalten, alles
mit der Begründung, wir hätten uns als Juristen
eingeschlichen und die Polizei irregeführt,
daß wir nicht zurückkönnten! Dann wurden
wir durch Kriminalbeamte in unser Hotel
geführt, die uns Tag und Nacht bewachten,
so daß wir das Hotel nicht verlassen konnten.
Freitag sollte eine endgültige Entscheidung
über unser Schicksal erfolgen; das Hilfs-
Komitee sorgte materiell glänzend für uns
und schickte einen Univ. prof. zum holländischen
Justizminister, um für uns zu intervenieren.
Also am Freitag sollte die Entscheidung
erfolgen. Wir wurden in einem Zellenwagen
an diesem Tage nochmals zur Polizei
gefahren, dort wurden uns alle Gegenstände
weggenommen und über unser Schicksal
nichts gesagt, man sagte, man wisse nichts.

Wir wurden aber gleich wie die Schweine in
vorbereitete Autos geschleppt, wohin die
Reise gehe, wurde nicht gesagt und an die
deutsche Grenze überstellt. Im holländischen
Grenzbahnhof übernachtete die ganze Gesell-
schaft in einem Raume, man lag auf
der Erde die ganze Nacht, da keine Betten
verfügbar waren (ich nicht, ich schlief
auf einer Bank), das Zimmer war natürlich
versperrt. Am nächsten Tag kamen wir an
die deutsche Grenze. Wohl, meine teuren,
teuren Anverwandten, hätte ich gerne der l.
Hansi einen Besuch abgestattet, fand es
aber für besser, wieder die holländische Grenze
zu überschreiten, was glänzend gelang. In
Gesellschaft eines netten, sehr liebenswürdigen
Schicksalsgenossen, eines Arztes wurde dies alles
unternommen. Wir hatten mehrere holländische
Grenzposten zu passieren, was sehr nervenaufreiben

dies zu gefährlich schien. Also sagte ich, sondern wir essen heute in Belgien, in einem Restaurant, hatten Mut gingen direkt in ein Café, sprachen ob die nähere Umgebung besetzt sei und fuhren nach Antwerpen, wo mein schwedischer Bekannte sei. Dort sind wir nun, sie sind sehr lieb und man sagt, daß sich die belgischen Behörden besonders in Antwerpen sehr human verhalten und aufenthalt geben. Das hoffe ich auch — ohne Rücksicht auf Flugplätze des Flugkommens, sonst wäre ich nicht so unruhig. Antwerpen ist sehr schön, ich bin heute beim Hafen kommandiert, aber Holland ist natürlich schöner. Ich weiß, daß keine Angst mehr. Ihr merkt es, in Holland war ich traurig, ich hatte eine eingeengte Angst. Aber ich alles in soweit in Ordnung, als es der Lage der Sache nach sein kann, ich bin auch

nicht selbst mit 8 Tage schnellstens hingekommen,
ich konnte nichts anders. Ich bin in guter Ge-
sellschaft und bin soweit ruhig, als es der
Lage der Sache nach sein kann, d. h. da kann
nicht bei mir v. L. & allen Schwierigkeiten
will sagen Ihnen auf demselben Wege kommen
können, wie wir kamen, es ist wirklich nichts
dran, man muß nur Mut haben.
Hatten Sie denn dazu Lust? Ergötzen unter
Umständen für Sonni auch etwas wenig. Ist
gar nicht riskantes, ich könnte es vorhersehen.
In Holland bemerkte ich Frau Schneider, die
mir einen Referenzbrief ausstellen soll, Herrn
Kollegen de Cosen, da mich sehr wohl empfehlen
Versprach, aber ehe ich zu intervenieren begann,
waren wir schon weg, Herr Ölberg, da Frau
Sonnt Besuch hatten, ich würde sehr
Vornehm). Ich grüße in unserm Buch
Alle Lieben, schad was sich ereignet habe
sind schon überstanden! Herzlichen Dank für
Ihren Brief. Meine Adresse Antwerpen, au Lang
Hauptpostlagend.

Nicht Brief
Nein!

Herrn Dr. Georg Anton Weiss

Rechtsanwalt

Sie werden hiemit verständigt, daß das Reichs-Justizministerium, Abt. Österreich, zur Zahl 14879, gemäß § 1 Buchst. b Z. 1 und § 7, der Fünften Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 27. September 1938, R. G. Bl. 1, S. 1403

Ihre Löschung aus der Liste der Rechtsanwälte

mit 31. Dezember 1938

verfügt hat.

Gleichzeitig werden Sie verständigt, daß auch Ihre Löschung von der Verteidigerliste des zuständigen Oberlandesgerichtes verfügt wurde.

Wien, am 27. Dezember 1938.

Der Ausschuß
der Rechtsanwaltskammer in Wien
Dr. Führer.

Auswertung mehrerer Interviews
in der Zeit vom 19. bis zum 24. April 1987
mit

Dr. Georg Viktor Wolf
(seit 1945: George Victor Wolfe)
wohnhaft: 1109 East Ash Street
Caldwell, Idaho 83605
Tel. (208) 459 6668

I. Lebensdaten

24.09.1904	Geboren in Wien
Sommer 1922	Matura am Bundesgymnasium des 19. Wiener Gemeindebezirks
1922 - 1930	Studium der Geschichte, Philosophie und Rechtswissenschaften an der Universität Wien
1928	Doktor der Philosophie
1930	Doktor der Jurisprudenz
1932 - 1938	"Konzipient" (Assistent bei einem Anwalt bzw. Praktikant bei verschiedenen Gerichten)
Mai 1935	Rechtsanwaltsprüfung, ab dann Verteidiger in Strafsachen
Januar 1938	Zulassung als Rechtsanwalt
Juni 1938	Entziehung der anwaltlichen Zulassung wegen nichtarischer Herkunft
25.02.1939	Flucht nach London per Flugzeug. Mitgeführtes Vermögen: 25 Reichsmark! In England Unterstützung durch ein jüdisches Hilfskomitee. Da W. für England lediglich eine begrenzte Aufenthaltsgenehmigung besaß,
Ende November 1939	Emigration in die Vereinigten Staaten von Amerika
06.12.1939	Ankunft in New York mit einem holländischen Schiff. In den Anfangsmonaten in den USA unterstützt von Freunden und Bekannten (Leo P. Rechnitzer, später: Reckford; Dr. Teller, dessen Vermögen W. in die USA hatte transferieren können; und ein Ehepaar Gerstmann).

Zu den Hilfsorganisationen für Flüchtlinge, wie dem "Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars" und dem "American Committee for the Guidance of Professional Personnel", hatte W. seiner Erinnerung nach keinen Kontakt.

Umso wichtiger für die berufliche Zukunft W.'s in den USA war eine deutsche Professorin am Bryn Mawr College in Pennsylvania namens Herta Kraus, die sich um die Integrierung von Emigranten kümmerte. Sie stellte den Kontakt zu Prof. Roland Bainton in Yale her, der großes Interesse an Emigranten hatte. Ihm war zu verdanken, daß 6 Emigranten die Möglichkeit erhielten, seche Monate lang die Universität von Yale kennenzulernen - allerdings ohne Stipendium. Einer davon war W.

Februar 1940 — Beginn des sechsmonatigen Studienaufenthalts in Yale.

Die Frau von W., Alice W., hatte als promovierte Kunsthistorikerin weniger Schwierigkeiten, in den USA beruflich Fuß zu fassen. Schon Anfang 1940 erhielt sie eine bezahlte Stelle in der Kunstgalerie von Yale.

Sommer 1940 — Angebot zweier Stipendien
a) für ein drei-jähriges Studium der Rechtswissenschaften in St. Louis, Miss., vermittelt durch ein jüdisches Hilfskomitee;
b) für ein ein-jähriges Studium der Politischen Wissenschaften in Yale, vermittelt durch Prof. Cecil Driver in Yale.

An die Möglichkeit, in Iowa Rechtswissenschaften zu studieren, erinnert W. sich nicht mehr. Ebensowenig an den Briefwechsel mit einem Herrn Riesmann, der in den Unterlagen des American Committee for the Guidance of Professional Personnel wiedergegeben ist.

W. entschied sich aus drei Gründen für das Studium der Politischen Wissenschaften in Yale:

1. W. schätzte die Chancen, erfolgreich als Anwalt in den USA tätig sein zu können, wegen der sprachlichen Schwierigkeiten eher als gering ein.

2. W. befürchtete, daß ihm die anwaltliche Tätigkeit in den USA wegen ihrer stärkeren wirtschaftlich-unternehmerischen Ausrichtung nicht zusagen würde.

3. W. wollte eine Trennung von seiner Frau, die in Yale beruflich tätig war, vermeiden. Gegenseitige Besuche wären angesichts der geringen Einkünfte kaum möglich gewesen.

Herbst 1940 - Sommer 1941	Studium der Politischen Wissenschaften in Yale
Herbst 1941-1946	"Instructor" für Politische Wissenschaften (vergleichbar einem wissenschaftlichen Assistenten) am Yale College
1943-1946	"Adjunct Professor" für "International Relations" und "American Government" am Albertus Magnus College in New Haven, Conn.
Sommer 1945	Gastprofessor am Colorado State College of Education in Greeley, Colorado
25.05.1945	Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft
1946	Ordentliche Professur für Politische Wissenschaften am College of Idaho in Caldwell, Idaho
1970	Emeritierung als Professor
Herbst 1970 - Sommer 1971	Gastprofessur am Johnson State College in Johnson, Vermont
Herbst 1971 - Sommer 1972	Gastprofessur am Millsaps College in Jackson, Mississippi

II. Einzelfragen

1. W. hatte nach seiner Ankunft in den USA im Dezember 1939 wenig Kontakt zu Emigrantengruppen oder existierenden Hilfskomitees für Emigranten. Unterstützt und aufgenommen wurde W. vielmehr von einigen Freunden aus Wien, die allerdings keine Juristen waren.

2. Zu den juristischen Bekannten W.'s, die auch in die USA emigriert waren, zählten: Reginald Parker, Karl Berdach, Erwin Lustig und Friedrich Weissenstein.

   Diesen Juristen war - wie W. selber - im Juni 1938 die anwaltliche Zulassung entzogen worden. In den Unterlagen

W.'s fand sich ein Zeitungsausschnitt aus der "Neuen Freien Presse" vom 29. Juni 1938, in dem eine Liste der gestrichenen Rechtsanwälte abgedruckt ist. Eine Fotokopie dieser Liste ist in der Anlage beigefügt.

Von den oben genannten Bekannten W.'s aus der Wiener Zeit hat lediglich Parker in den USA einen juristischen Beruf ergriffen. Berdach wurde Geschäftsmann, Lustig Reitlehrer und Weissenstein ist nach Wien zurückgekehrt.

Parker hingegen wurde Professor für Rechtswissenschaften, zuletzt an der Willamette University in Salem, Oregon. Besonders im Vergleichenden, im Internationalen und Arbeitsrecht hat Parker sehr viel veröffentlicht. Sein Einfluß auf die amerikanische Rechtslehre ist erheblich.
In der Anlage sind zwei Artikel über Professor Parker beigefügt.

3. Zu der "New School for Social Research", dem "Institute of World Affairs" oder dem "Institute for Social Research" hatte W. keine Verbindung.

4. Während des Krieges war W. weder Soldat noch hat er für eine der Kriegsagenturen gearbeitet.

5. W. hat nicht bei der Entnazifizierung, der Entflechtung der deutschen Industrie oder der Vorbereitung bzw. der Durchführung der Nürnberger Prozesse mitgewirkt.

6. W. hat nie daran gedacht, wieder nach Wien zurückzukehren. Er hat seine Heimatstadt nach dem Krieg einmal besucht und zwar im Sommer 1963.

10/11 BIOGRAPHICAL INFORMATION - PROFESSORS -
HUGO SINZHEIMER 1940-1942

Sinzheimer, Hugo

CURRICULUM VITAE

NAME
SINZHEIMER, Hugo

DATE OF BIRTH
1875

NATIONALITY
German

FAMILY
married; 3 children

FIELD
labor law, economics

ACADEMIC POSTS HELD

1920-33 Professor of Law (labor legislation) at the University of Frankfurt.
Since 1933 Professor of Law and Sociology at the University of Amsterdam.
Since 1936 also at the University of Leyden.

PUBLICATIONS AND OTHER ACHIEVEMENTS

(list attached)

LANGUAGES
English; French; German

REFERENCES
Lloyd K. Garrison
Heinrich Hoeniger
Frieda Wunderlich

PRESENT ADDRESS
56 Rubenstraat, Amsterdam, Z

ADDITIONAL REMARKS

(Difficulties in communication with Europe are responsible for any lacunae).

Z

PROF. HUGO SINSHEIMER

36 Rubensstraat
Amsterdam Z

Born April 12, 1875

Married, three children of whom two are living with him

Studied economics and law at the universities of Munich, Berlin, Freiburg, Marburg and Halle

1903-33 Lawyer at Frankfurt a/M

1920-33 Professor of law and labor legislation at the University of Frankfurt

Since 1933 Professor of law and sociology at the University of Amsterdam

Since 1936 Also at the University of Leyden

Dr. Sinsheimer was a member of the Social Democratic Party and he drafted most of the bills in the field of labor legislation proposed by this party during the Weimar Republic.

He has a very good command of English

BOOKS:

Lohn und Aufrechnung, 1902
Brauchen wir ein Arbeitstarifgesetz? 1903
Der korporative Arbeitsnormen-Vertrag, 2 Bände, 1905-08
Die soziologische Methode in der Privatsrechtswissenschaft, 1909
Über die Grundgedanken und die Möglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts für Deutschland, 1913
Ein Arbeitstarifgesetz, Die Idde der sozialen Selbstbestimmung, 1916
Der Sozialpolitiker Karl Flesch und seine literarisch-wissenschafliche Tätigkeit, 1916
Die Aufgaben der Volksbildung nach dem Kriege, 1917
Völkerrechtlicher Geist, 1917
Beitrag über Formen der Kriegswirtschaft im Sozialwerk, Kriegsfürsorge und Kriegswirtschaft, 1917
Grundzüge des Arbeitsrechts, 1921 & 1927
Taak der Rechtssoziologie, 1935
Jüdische Klassiker der Rechtswissenschaft, 1938

ARTICLES IN PERIODICALS:

1921 Absperrklausel in Tarifverträgen und ihre Wirkung auf abgesperrte Arbeitnehmer. Jur. Wochenschrift, 50.Jahrg. S. 304

1922 Anwaltschaft und Arbeitsrecht. Jur. Wochenschrift, 51.J., S.538

1923 Arbeiter-Akademie in Frankfurt. Frankfurter Universitäts-Ztg. VI.Jahrg. S. 133

Soziologische und dogmatische Methoden in der Arbeitsrechtswissenschaft, Arbeitsrecht, IX.Jahrg. S. 190

1923 Wo bleibt das Arbeits-Gericht? Vorwärts, 21. Dez. 1923.

Die Idee des Arbeitsrechts, Arbeitsrecht, X.Jahrg. S.721-28

Arbeitsrecht,(Stichwort) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV.Aufl., Band I, S. 844-71

1924 Juristenreform - nicht nur Justizreform, Gmbh-Zeitschrift S.1431

Absatzstockung und Arbeitsvertrag: Lehre vom Betriebsrisiko Arbeitsrecht XI.Jahrg. S.473-88

Kampf um das neue Arbeitsrecht, Arbeit, I.Jahrg. S.65-73

Franz Klein zu sinem 70.Geburtstag, Arbeiterecht, XI.Jahrg. S.646-58

Kernprobleme der Tarifrechtsreform, Jur. Wochenschrift, 53.J. S.1008

1925 Entwurf eines Arbeitsgerichts-Gesetzes, Justiz, I.Jahrg. S.6-12

Europa und die Idee der wirtschaftlichen Demokratie. Europas Volkswirtschaft in Wort & Bild, Veröffentlichungen der Frankfurter Zeitung, Heft XVII

1926 Koalitionsfreiheit & Koalitionsrecht, Arbeit, Jahrg. III S. 669-77

SINZHEIMER, Hugo
German Nationality

Economics
Speaks English

Expected in United States in 1942

Sinzheimer is one of the world's most eminent authorities on labor law. From 1920 to 1933 he was professor at the University of France, from 1933 to 1940 at the University of Amsterdam and from 1936 to 1940 at the University of Leyden. He has now been appointed to a professorship at the New School for Social Research.

He is the author of numerous articles and of the following books:

Lohn und Aufrechnun, 1902
Brauchen wir ein Arbeitstarifgesetz? 1903
Der korporative Arbeitsnormen-Vertrag, 2 Bande, 1905-08
Die soziologiste Methode in der Privatsrechtswissenschaft, 1909
Uber die Grundegedanken und die Moglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts fur Deutschland, 1913
Ein Arbeitstarifgesetz, Die Idde der sozialen Selbstbestimmung, 1916
Der Sozialpolitiker Karl Flesch und seine literarisch-wissenschafliche Tatigkeit, 1916
Die Aufgaben der Volksbildung nach dem Kriege, 1917
Volkerrechtlicher Geist, 1917
Beitrag uber Formen der Kriegswirtschaft im Sozialwerk, Kriegsfursorge und Kriegswirtschaft, 1917
Grundzuge des Arbeitsrechts, 1921 and 1927
Taak der Rechtssoziologie, 1935
Judische Klassiker der Rechtswissenschaft, 1938

Of Sinzheimer, Dean Lloyd K. Garrison of the University of Wisconsin writes as follows: "I know the reputation of Professor Hugo Sinzheimer as a scholar and teacher in the field of labor law. He is recognized, in his writings and teachings, as the founder of the science of German labor law. I believe that he would be a distinct addition to any university in the United States."

Professor Heinrich Hoeniger of Fordham writes: "It gives me great pleasure to state that Dr. Hugo Sinzheimer is an outstanding scholar on the field of labor law, international law, and jurisprudence. All his writings are based on a broad knowledge of political philosophy and jurisprudence and far above treaties on mere legal technicalities; they combine wisdom with brilliancy of both ideas and style thus captivating the reader. The same power to fascinate emanates from his personality."

Sinzheimer, who is sixty-six years old, is married and has three children.

Prof. Hugo SINZHEIMER: Publications

Books:

Lohn und Aufrechnun, 1902
Brauchen wir ein Arbeitstarifgesetz? 1905
Der korporative Arbeitsnormen-Vertrag, 2 Bände, 1905-08
Die soziologische Methode in der Privatsrechtswissenschaft, 1909
Uber die Grundgedanken und die Möglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts für Deutschland, 1915
Ein Arbeitstarifgesetz, Die Idde der sozialen Selbstbestimmung, 1916
Der Sozialpolitiker Karl Flesch und seine literarisch-wissenschafliche Tätigkeit, 1916
Die Aufgaben der Volksbildung nach dem Kriege, 1917
Völkerrechtlicher Geist, 1917
Beitrag über Formen der Kriegswirtschaft im Sozialwerk, Kriegsfürsorge und Kriegswirtschaft, 1917
Grundzüge des Arbeitsrechts, 1921 & 1927
Taak der Rechtssoziologie, 1935
Jüdische Klassiker der Rechtswissenschaft, 1958

Articles in Periodicals:

1921 Absperrklausel in Tarifverträgen und ihre Wirkung auf abgesperrte Arbeitnehmer. Jur. Wochenscrift, 50. Jahrg. S. 504

1922 Anwaltschaft und Arbeitsrecht. J r. Wochenschrift, 51.J., S.538

Arbeiter-Akademie in Frankfurt. Frankfurter Universitäte-Ztg. VI. Jahrg. S. 133

Soziologische und dogmatische Methoden in der Arbeitsrechtswissenschaft, Arbeitsrecht, IX. Jahrg. S. 190

1923 Wo bleibt das Arbeits-Gericht? Vorwärts, 21. Dez. 1923

Die Idee des Arbeitsrechts, Arbeitsrecht, X. Jahrg. S. 721-28

Arbeitsrecht, (Stichwort) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV. Aufl., Band I, S. 844-71

1924 Juristenreform - nicht nur Justizreform, Gmbh-Zeitschrift, S. 1451

Absatzstockung und Arbeitsvertrag: Lehre vom Betriebsrisiko Arbeitsrecht XI. Jahrg. S. 475-88

Kampf um das neus Arbeitsrecht, Arbeit, I. Jahrg. S. 65-75

Franz Klein zu sinem 70. Geburtstag, Arbeitsrecht, XI. Jahrg. S.646-58

Kernprobleme der Tarifrechtsreform, Jur. Wochenschrift, 53.J. S.1008

1925 Entwurf eines Arbeitsgerichts-Gesetzes, Justiz, I. Jahrg. S.6-12

Europa und die Idee der wirtschaftlichen Demokratie, Europas Volkswirtschaft in Wort & Bild, Veröffentlichungen der Frankfurter Zeitung, Heft XVII

1926 Koalitionsfreiheit & Koalitionsrecht, Arbeit, Jahrg. III S.669-77

Prof. Hugo Sinzheimer
36 Rubenstraat
Amsterdam Z

Dr. Hugo Sinzheimer was in the pre-Hitlerian time professor of law (labor legislation) at the University of Frankfurt, Germany. Since 1933 he is professor at the University of Amsterdam.
Among his many outstanding publications is the standard book "Arbeitsrecht".
In Germany he was a member of the Social Democratic Party and he has drafted most of the bills in the field of labor legislation prepared by this party during the Weimar Republique.
Dr. Hugo Sinzheimer is over 60, married, and has three children of whom two are living with him.
He has a very good command of English.
The "exceptional circumstances" in his case are:
1. He is an internationally known authority in the field of labor legislation, perhaps "the" authority.
2. He is extremely endangered in the German occupied Netherlands because in 1933 he left Germany illegally just some hours ahead of the Gestapo who came to arrest him. During the last years his house in Amsterdam has been a center of anti-Nazi activities and a shelter for many who escaped illegally over the German-Dutch border.
Word arrived here some days ago that he is still in Amsterdam. Further information about his fate will probably reach first his friend and relative Dr. Hilde Mainzer 376 Central Park West, New York City, Tel.

(over)

Al 2-3935. She will be only too glad to give all possible cooperation.

Y. M.

Jacob Marschak

Certificate testimonial
missing from this set.

Name	Field	Date of arrival
Sinzheimer, Hugo	Economics	

No.	Amount of Grant	Sponsor	Date of Grant
68	$ 100	Mr. Isodore & Mrs. Polier	Nov. 9, 40
68A	$ 200	Self Taxation Fund, Grad.Fac.	Nov. 12, 40
68B	$ 1000	(Scholarship Ursula Sinzheimer, Sponsor Dr. H. K. Mainzer)	Nov. 26, 40
68C	Guarantee	from Marine Midland Trust Co.	Dec. 5, 40
68D	$ 6000	Rockefeller Foundation	Jan. 8, 41
Cancelled	(also 68D)		Sept 21, 42

HUGO SINZHEIMER

geb. 12.April 1875 in Worms/Rh. Vater: Fabrikant.
bis 1894 Gymnasium in Worms. Studierte Rechte & Nationalökon. in München, Berlin, Freiburg, Marburg/L. & Halle/S. - Dr.jur. Von 1903-33 Rechtsanwalt in Frankfurt/M; ausserdem dort 1920-33 ord.Hon.-Prof.
Mitglied der früh.Sozial-Demokr.Partei Deutschlands; für diese als Abgeordneter in der National-Versammlung 1919-20. *)
1918(-19) komm. Polizei-Präsident in Frankfurt/M.
Prof. für Rechts-Soziologie an den Universitäten Amsterdam (seit 1933) & Leyden (seit 1936).

*) besonders beteiligt an der Beratung der Weimarer Verfassung und in der Folge an der gesetzgeberischen Fortbildung des Arbeitsrechts.

Bücher:
Lohn und Aufrechnung, 1902
Brauchen wir ein Arbeitstarifgesetz? 1903
Der korporative Arbeitsnormen-Vertrag, 2 Bände, 1905-08.
Die soziologische Methode in der Brivatsrechtswissenschaft, 1909
Ueber die Grundgedanken und die Möglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts für Deutschland, 1913
Ein Arbeitstarifgesetz, Die Idde der sozialen Selbstbestimmung, 1916
Der Sozialpolitiker Karl Flesch & seine literarisch-wissenschaftl. Tätigkeit, 1916
Die Aufgaben der Volksbildung nach dem Kriege, 1917
Völkerrechtlicher Geist, 1917
Beitrag über Formen der Kriegswirtschaft im Sozialwerk, Kriegsfürsorge und Kriegswirtschaft, 1917
Grundzüge des Arbeitsrechts, 1921 & 1927
Taak der Rechtssociologie, 1935
Achtergrond van het Arbeitsrecht, 1936
Jüdische Klassiker der Rechtswissenschaft, 1938

Artikel in Zeitschriften:
1921 Absperrklausel in Tarifverträgen und ihre Wirkung auf abgesperrte Arbeitnehmer. Jur.Wochenschrift, 50.Jahrg. S.304

1922 Anwaltschaft und Arbeitsrecht. Jur.Wochenschrift, 51.J., S.538.

Arbeiter-Akademie in Frankfurt. Frankfurter Universitäts-Ztg. VI.Jahrg. S.133.
Soziologische und dogmatische Methoden in der Arbeitsrechtswissenschaft, Arbeitsrecht, IX.Jahrg. S.190.

1923 Wo bleibt das Arbeits-Gericht? Vorwärts, 21.Dez. 1923.

Die Idee des Arbeitsrechts, Arbeitsrecht, X.Jahrg. S.721-28.

Arbeitsrecht, (Stichwort) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV.Aufl., Band I, S.844-71

1924 Juristenreform - nicht nur Justizreform, GmbH-Zeitschrift S.1431
Absatzstockung und Arbeitsvertrag; Lehre vom Betriebsrisiko Arbeitsrecht XI.Jahrg. S.473-83
Kampf um das neue Arbeitsrecht, Arbeitsrecht, I.Jahrg. S.65-7

(Hugo Sinzheimer)

1924 Franz Klein zu seinem 70.Geburtstag, Arbeitsrecht, XI.Jahrg. S.646-58

Kernprobleme der Tarifrechtsreform, Jur.Wochenschrift, 53.J. S.1008

1925 Entwurf eines Arbeitsgerichts-Gesetzes, Justiz, I.Jahrg. S. 6-12

Europa und die Idee der wirtschaftlichen Demokratie. Europas Volkswirtschaft in Wort & Bild, Veröffentlichungen der Frankfurter Zeitung, Heft XVII

1926 Koalitionsfreiheit & Koalitionsrecht, Arbeit, Jahrg.III S.669-77

1-2 Hugo Sinzheimer's reputation is so high that he needs no recommendation. It may be said that he represented everything that was good and hopeful in the Weimar Republic, the constitution of which was partly drafted by him (Articles relating to the rights and duties of the unions and the workers.)

He is a lawyer, a social scientist and a fighter of first degree. His whole life is devoted to two causes, which, in reality are but one: the improvement of the lot of the worker and the fight for justice.

His publications try to make jurisprudence free from any artificial means of conceptualism. He found his examples in his large practice in which he defended people whose innocence seemed to be certain to him (for example, the famous Flessa case).

It is not possible to submit a complete list of all the publications of Sinzheimer. Particularly difficult is it to find all the articles he wrote in Pothoffs "Arbeitsrecht" and in the "Justiz". The following list of books should be sufficient:

1. Lohn und Aufrechnung. Ein Beitrag zur Lehre vom gewerblichen Arbeitsvertrag auf reichsrechtl. Grundlage. Berlin, Heymann, 1902.

2. Der Korporative Arbeitsnormenvertrag. Eine privatrechtl. Untersuchung, Leipzig, D & H, 1907-1908.

3. Die soziologische Methode in der Privatrechtswissenschaft. Muenchen, 1909.

4. Rechtsfragen des Arbeitstarifvertrags. Brauchen wir ein Arbeitsvertragsgesetz. Jena, Fischer, 1913.

5. Ein Arbeitstarifgesetz, die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht, Muenchen, Dunker & Humbold, 1916.

6. Grundzuege des Arbeitsrechte, 2. Aufl. Jena, Fischer, 1927.

7. De taak der Rechtssociologie, Haarlem, 1935.

8. Juedische Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft, Amsterdam, 1938.

3. Sinzheimer was an "ordentlicher Honorar-" Professor in Frankfurt am M. until 1933. In May 1933 he was appointed Professor at the State University in Amsterdam. He is about 63 years of age.

4. Politically he has been a member of the Social Democratic Party. His principles are clearly opposed to any form of Communism.

5. Sinzheimer is married to Paula neé Selig. They have four children, three daughters and one son. Two of the daughters are married. The third daughter is about seventeen years old. His mother-in-law lives in his home.

PROF. HUGO SINSHEIMER
36 Rubensstraat
Amsterdam Z

Dr. Hugo Sinsheimer was in the pre-Hitlerian time professor of law (labor legislation) at the University of Frankfort, Germany. Since 1933 he is professor at the University of Amsterdam. Among his many outstanding publications is the standard book "Arbeitsrecht."

In Germany he was a member of the Social Democratic Party and he has drafted most of the bills in the field of labor legislation proposed by this party during the Weimar Republique.

Dr. Hugo Sinsheimer is over 60, married, and has three children of whom two are living with him.

He has a very good command of English.

The "exceptional circumstances" in his case are:

1. He is an internationally known authority in the field of labor legislation, perhaps "the" authority.

2. He is extremely endangered in the German occupied Netherlands because in 1933 he left Germany illegally just some hours ahead of the Gestapo who came to arrest him. During the last years his house in Amsterdam has been a center of anti-Nazi activities and a shelter for many who escaped illegally over the German-Dutch border. Word arrived here some days ago that he is still in Amsterdam.

Further information about his fate will probably reach first his friend and relative Dr. Hilde Mainser, 376 Central Park West, New York City, Tel. Al. 2 - 3935. She will be only too glad to give all possible cooperation.

Julie Meyer

PROF. HUGO SINSHEIMER
36 Rubensstraat
Amsterdam Z

Dr. Hugo Sinsheimer was in the pre-Hitlerian time professor of law (labor legislation) at the University of Frankfort, Germany. Since 1933 he has been professor at the University of Amsterdam. Among his many outstanding publications is the standard book "Arbeitsrecht."

In Germany he was a member of the Social Democratic Party and he has drafted most of the bills in the field of labor legislation proposed by this party during the Weimar Republique.

Dr. Hugo Sinsheimer is over 60, married, and has three children of whom two are living with him.

He has a very good command of English.

The "exceptional circumstances" in his case are:

1. He is an internationally known authority in the field of labor legislation, perhaps "the" authority.

2. He is extremely endangered in the German occupied Netherlands because in 1933 he left Germany illegally just some hours ahead of the Gestapo who came to arrest him. During the last years his house in Amsterdam has been a center of anti-Nazi activities and a shelter for many who escaped illegally over the German-Dutch border. Word arrived here some days ago that he is still in Amsterdam.

Further information about his fate will probably reach first his friend and relative Dr. Hilde Mainser, 376 Central Park West, New York City, Tel. Ri. 2 - 3935. She will be only too glad to give all possible cooperation.

Julie Meyer

Mrs Sinzheimer
to
Rothschild
Queen C

Mrs. Heusti

Thought she
be interested
(as Bauers)

Sinzheimer . .

see K. letter
8/17
re
Gumbel

New address
Hans Sinzheimer
c/o Bezalel, Ltd
535 Fifth Ave
NYC

Mrs A. Loudon (Louda
Netherlands Legation
1470 Euclid St NW
Washington D. C.

Re Supt Wisconsin:

EXTRACT FROM A LETTER

The Graduate Faculty of Political and Social Science
Organized under the New School for Social Research
New York City

August 3d, 1940

Dear Dr. Johnson:

. . . . . .

. . . .Hugo Sinzheimer was a fighter for labor law in the pre-World War period when it demanded courage and foresight to be one. He was a lawyer and lectured in the University of Frankfort. The government consulted him frequently in matters of labor law. His book and various pamphlets on this subject are expertly and well written. After he had to leave Germany in 1933 he was called to a Dutch university where he lectured until the German invasion. He certainly is an outstanding scholar and is endangered as all German refugees in Holland.

. . . . . .

(Signed): FRIEDA WUNDERLICH

Leo Zaitzeff

Malkiel

für Einzelmann:

Dr. Haunzer

KC2-3935

Dr. Heinrich Hoeniger

FORDHAM UNIVERSITY
NEW YORK, N. Y.

GRADUATE SCHOOL
DEPARTMENT OF
POLITICAL PHILOSOPHY
AND SOCIAL SCIENCES

August 6th, 1940.

Dr Alwin Johnson.
Director of the New School for Social Research.
66 West 12 Street
New York,NY.

Dear Dr.Johnson.

Dr. Eduard Heimann asked me to give you reference as to the qualification of Dr Hugo Sinzheimer. It gives me great pleasure to answer this request; for,Dr Hugo Sinzheimer is an outstanding scholar on the field of labor law,international law,and jurisprudence. He used to be a lawyer and professor ordinarius honorarius at Frankfurt am Main,Germany. Since 1933 he was teaching at the university of Amsterdam. I am ,however, not able to give full information about his activities since that time.

The complete curriculum vitae of Dr.Hugo Sinzheimer and list of his publications can easily be found in „ Wer ist's „ and„Who is Who in Europe „.Therefore , I confine myself to characterization of his outstanding publications and his personality. His earlier studies and publications culminated in his book: Ein Arbeitstarifgesetz .. Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht. München,1916. This book has laid the foundations of an jurisprudence of labor relations and influenced both the continental doctrine and legislation on the subject of collective bargaining. Later this book was followed by a comprehensive survey on labor law under the title:

Die Grundzüge des Arbeitsrechts. 2nd revised ed. 1927, Jena.- ~~He~~ Furthermore, De Sarr has published several essays in the field of international law, jurisprudence, and political philosophy. As co-editor of the periodical ; Die Justiz, Zeitschrift für die Erneuerung des Deutschen Rechtswesens, Zugleich Organ des Republikanischen Richterbundes„ he has to be credited for the promulgation of democratic ideas and ideals among German judges and lawyers.

All his writings are based on a broad knowledge of political philososophy and jurisprudence and far above treaties on mere legal technicalities; they combine wisdom with brilliancy of both ideas and style thus captivating the reader.. The same power to fascinate emanates from his personality.

If more detailed informations were needed, I should be glad to give full particulars on special items.

Sincerely yours

Heinrich Hoeniger

Heinrich Hoeniger,

Assistant Professor of Law amd political philosophy..

COPY

Dr. Heinrich Hoeniger

FORDHAM UNIVERSITY
New York, N. Y.

Graduate School
Department of
Political Philosophy
and Social Sciences

August 6th, 1940.

Dr Alwin Johnson.
Director of the New School for Social Research
66 West 12 Street
New York, N. Y.

Dear Dr. Johnson.

Dr. Eduard Heimann asked me to give you reference as to the qualification of Dr. Hugo Sinzheimer. It gives me great pleasure to answer this request; for, Dr Hugo Sinzheimer is an outstanding scholar on the field of labor law, internati nal law, and jurisprudence. He used to be a lawyer and professor ordinarius honorarius at Frankfurt am Main, Germany. Since 1933 he was teaching at the university of Amsterdam. I am, however, not able to give full information about his activities since that time.

The complete curriculum vitae of Dr. Hugo Sinzheimer and list of his publications can easily be found in "Wer ist's" and "Who is Who in Europe". Therefore, I confine myself to characterization of his outstanding publications and his personality. His earlier studies and publications culminated in his book: Ein Arbeitstarifgesetz. Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht. München, 1916. This book has laid the foundations of an jurisprudence of labor relati ns and influenced both the continental doctrine and legislation on the subject of collective bargaining. Later this book was followed by a comprehensive survey on labor law under the title: Die Grundzüge des Arbeitsrechts. 2nd revised ed. 1927, Jena.- Furthermore, Dr. Sinzheimer has published several essays in the field of internati nal law, jurisprudence, and political philosophy. As co-editor of the periodical: Die Justiz, Zeitschrift für die Erneuerung des Deutschen Rechtswesens, Zugleich Organ des Republikanischen Richterbundes, he has to be credited for the promulgation of democratic ideas and ideals among German judges and lawyers.

All his writings are based on a broad knowledge of political philosophy and jurisprudence and far above treaties on mere legal technicalities; they combine wisdom with brilliancy of both ideas and style thus captivating the reader. The same power to fascinate emanates from his personality.

If more detailed informations were needed, I should be glad to give full particulars on special items.

Sincerely yours

(Signed): HEINRICH HOENIGER

Assistant Professor of Law and political philosophy

August 8, 1940

Dear Dr. Hoeniger:

Thank you very much for your letter of August 6th with reference to Dr. Sinzheimer.

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

Dr. Heinrich Hoeniger
Fordham University
New York, N. Y.

THE UNIVERSITY OF WISCONSIN
MADISON

LAW SCHOOL
OFFICE OF THE DEAN
LLOYD K. GARRISON

Aug. 18 '40

To whom it may concern:

I know the reputation of Professor Hugo Sinzheimer as a scholar and teacher in the field of labor law. From 1919 to 1933, he held the chair of labor law and the sociology of law at the University of Frankfurt. In 1933 he emigrated to Holland and was appointed to a similar position in the universities of Amsterdam and Leyden. He is recognized,

in his writings and teachings, as the founder of the science of German labor law.

I believe that he would be a distinct addition to any University in the United States.

Lloyd K. Garrison

COPY

The University of Wisconsin
Madison

Law School
Office of the Dean
Lloyd K. Garrison

August 18, 1940.

To whom it may concern:

I know the reputation of Professor Hugo Sinzheimer as a scholar and teacher in the field of labor law. From 1919 to 1933, he held the chair of labor law and the sociology of law at the University of Frankfurt. In 1933 he emigrated to Holland and was appointed to a similar position in the universities of Amsterdam and Leyden. He is recognized, in his writings and teachings, as the founder of the science of German labor law.

I believe that he would be a distinct addition to any university in the United States.

(signed) Lloyd K. Garrison.

429 WEST 117TH STREET
NEW YORK, N. Y.

20. August 1940.

Dr. Else Staudinger
c/o New School for Social Research
66 West 12 Street
New York. N.Y.

Dear Mrs. Staudinger:

Enclosed please find a testimonial of Professor Lloyd K. Garrison on behalf of Professor Sinzheimer. I hope the original together with the two copies will be sufficient for your purposes. I trust that you and the office of Professor Johnson have all the other necessary data of Pfofessor Sinzheimer.

Yours very sincerely,

Leo Lowenthal

LEO LOWENTHAL

Encl.
LL:H

Dr Leo Lowenthal

COPY

August 23, 1940

Sinzheimer

Honorable D. A. Loudon
The Netherlands Legation
1470 Euclid Street
Washington, D.C.

Sir:

The New School for Social Research is seeking tobring over a number of scholars whose position has been compromised by the recent progress of events.

Among them are two German refugees in Holland, Dr. Hedwig Hintze and Professor Hugo Sinzheimer.

Could you advise me whether there is any possibility of bringing such scholars out of Holland. I have not yet communicated with them because I am so unvertain of the situation that I fear that an invitation to America might be injurious to them in the present circumstances.

Respectfully,

Alvin Johnson
Director

August 22, 1940

Dear Mr. Lowenthal:

I thank you for the testimonial of Professor Lloyd K. Garrison on behalf of Professor Sinzheimer. We now have enough data on Professor Sinzheimer and he shall be invited as soon as he is able to leave Holland.

I should also like to thank you for your kind cooperation in providing us with other data which we asked of you the other day. It may be that we will have to ask you more frequently from now on. Thank you again.

Very sincerely yours,

Else Staudinger

Mr. Leo Lowenthal
429 West 117th Street
New York, New York.

Mrs Standinger

THE GRADUATE FACULTY OF POLITICAL AND SOCIAL SCIENCE
ORGANIZED UNDER THE NEW SCHOOL FOR SOCIAL RESEARCH
NEW YORK CITY

August 3rd, 1940.

Dear Dr. Johnson:

I have received your letters with some delay and am deeply shocked and grieved with the sad news. It is tragical that Fritz Lehmann had to pass away just when he was starting a new and richer personal life. He was so promising and had still so much to achieve.

The same mail brought me the official news of your great success which I admire as I do with all your enterprises. I wonder whether there is anybody else on this or another continent who would be able to find out the ways of helping other people and to carry the help through as you do. You know how proud I am to be one of your coworkers.

Fleimann asks me to write you about [Fluger Sinz-heimer. He] was a fighter for labor law in the pre-World War period when it demanded courage and foresight to be one. He was a lawyer and lectured in the University of Frankfort. The government consulted him frequently in matters of labor law. His book and various pamphlets on this subject are expert and well written.

After he had to leave Germany in 1933 ~~because of his race and Socialistic conviction~~ he was called to a Dutch university where he lectured until the German invasion. He certainly is an outstanding scholar and is endangered as all German refugees in Holland. I don't know whether he fulfils the requirement of age. Another man whom I consider of greatest value is Huizinga - I do not know whether this is the right spelling. He was professor in a Dutch university and his book against Nazism was a sensation. I hope he is no longer in Holland because he certainly would have to face death.
If I think of others I will write you again.
Ena wants to be remembered.

Cordially
Frieda Wunderlich.

September 9, 1940

My dear Mr. Appleget:

Some time ago I submitted to you the case of Hugo Sinzheimer, authority on labor and labor law, now in Holland. I very much desired favorable action, because, although Sinzheimer is over age, he remains the leading authority in this important field and is still as active as ever in research and teaching. I should not expect to place him in a college; but he is a man I should like to keep indefinitely on our Faculty.

I withdrew the nomination because I was given to understand that there was no possibility of getting him out of Holland. But now I learn that he can be got out through Germany, if he has a visa for America.

And so I beg you to reconsider his case, and if you can, grant him $2500 a year for two years and $1000 for travelling expenses.

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

Mr. Thomas B. Appleget
The Rockefeller Foundation
49 West 49th Street
New York, N. Y.

S.S.

Copy

THE ROCKEFELLER FOUNDATION

49 WEST 49th STREET, NEW YORK

OFFICE OF THE VICE-PRESIDENT

October 10, 1940.

Dear Dr. Johnson:

Our officers in the social sciences have reconsidered the case of Dr. Hugo Sinzheimer. They report not only that his age is an unfavorable factor, but that they feel there is still some doubt as to whether he would be able to leave Holland. Under the circumstances, we do not feel that the Foundation can make a grant in his favor.

Sincerely yours,

Thomas Appleget

Dr. Alvin Johnson,
New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

TBA:ECO

Singheimer Beaufor

Liebe Standingers,

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß wir das Geld für Hugo Singheimer bekommen. Ich muß gleich wissen, ob der Betrag, den Sie haben, auch für eine andere Universität zur Verfügung stände. —

Von Vater Nichts Neues.

Herzlichst Heini Kronstein

Liebe Standingers, Singheimer

Denken Sie, mein guter Vater ist von Karlsruhe in ein Konzentrationslager nach Frankreich verschleppt. Bitte, schließen Sie den Armen auch mal in Ihre Gedanken. Wir tun, was wir können. —

Wegen Hugo herzlichen Dank! Das Wort „Seifenblase" bezog sich darauf, daß Ran Bauer von einem Visum erzählte, das sie besorgt. Daß Sie Alles Erdenkliche tun, weiß

1615 NORTH LEXINGTON STREET
ARLINGTON, VIRGINIA
CHESTNUT 3975

October 28, 40

Dear Mrs Standinger,

Kronstein told me that he has a letter from Mrs. Paula Sinzheimer (Rubens-straat 36, Amsterdam). She informed him that Sinzheimer is brought to a prison or concentration camp in Cleve. You know that he wrote an Anti-Nazi book in Holland. Mrs. Sinzheimer apparently hopes that he might be released if he gets an appointment and a visa for U.S.A. It is certainly a case of greatest urgency. Sinzheimer's scientific and personal qualities are certainly beyond question. I am sure that you have all necessary documents about him.

Personally I will be surprised if the Nevis will let him go. But everything should be done. An appointment probably is the only thing that can be done.

How is the whole project going on?

Best greetings for Hans and Ruth,

Always yours,

Gerhard

Greetings to A.J.

1615 North Lexington Street
Arlington, Virginia
Chestnut 3975

ein reguläres Einwanderungs-
n bemühte? Johnson rechnet
so wie so damit, daß wohl
wird nach dem Krieg rüber-
nnen können.
ürden Sie raten, daß ich
einmal mit Johnson selbst
er spräche?
h war furchtbar enttäuscht
Ihre Antwort (abschlägig) nach einer
ngen Zeit. Standingers Still-
eigen hatte ich verstanden
Weiter gegeben und alle richt. —
Ruth wird erzählt haben,

1615 North Lexington Street
Arlington, Virginia
Chestnut 3975

X. 22.4D.

Liebe Frau Standinger:
Ich schreibe deutsch, weil es kein
Amtsbrief sein soll, – aber ich
hätte doch gerne noch einmal
ien persönlichen Rat in Bezug
Kantorowicz. Sie schreiben,
halten K.s Aussichten für
aussichtslos, da er den Bestim-
mungen nicht genügt, ein Visum
zu kriegen. Hat sich da nun
etwas in dem letzten Jahr geän-
dert? Vor einem Jahr schien dort
Standinger zu hoffen, daß er eine
Collegestellung für ihn fände und

wir es nett hier haben
glücklich sind. Der Indian
immer ist phantastisch!

Einen herzlichen Gruß
nen und Standinger und
hen Sie, daß ich noch

Ihre Hanna Colm

auf Grund seiner Lehrtätigkeit an
den Lehrerausbildungsakademien und
dem jüdischen Lehrhaus zuletzt ein
non grata visum für möglich zu
halten. Er hat in dem dazwischen
liegenden Jahr die Ausbildung der Jugendlichen in
den jüdischen camps in Holland
gehabt. – Die meisten in Frage
kommenden Wissenschaftler [illegible]
doch wohl kaum während d[illegible]
in ganz regulären Professor[illegible]
gelehrt haben.

Vielleicht habe ich Sie ja auch
mißverstanden, – daß er in anderer
Hinsicht nicht ausreicht. Aber da
er vor einem Jahr in Frage kam,
ist doch kaum etwas verändert?

Wäre es ratsam, daß er sich

Prof. Hugo Sinzheimer

Amsterdam, 29.1o.4o
Rubensstraat 36

Dear Mr.Staudinger!

I just hear that our papers have arrived in Rotterdam.I hope that my husband who is still in Germany will soon be able to go to Rotterdam to fetch his visa.

Our Daughter Ursula Doris intends to visit the Departement of Art as a scholar.She has issued a petition to the New School Departement of Art.I enclose a copy of it.

Please inform Mrs. Bauer(c/o Mr.Robert Frank,Chateaux Lafayette,Greenwich,Conn.

Take my heartiest thanks in aadvance and my best regards for yourself and Mrs Staudinger

Jours very sincerely

Paula Sinzheimer

Liebe Frau Standinger,

Paula Sinkemeier schrieb recht resigniert.
Es scheint so als ob H.S. nach Berlin gehaut
wird. Paula S. bittet mich dafür zu sorgen, daß
die Firma nachricht von Ihnen über
Rotterdam gelenkt werden soll. Ich bin der
ein Trepel, ob das nicht auch anders kann
abgehen, zumal die Firma mir bei
sagten, daß Dokumente nach Rotterdam
wohl gesandt werden können, aber
nicht von Rotterdam, wo daß, falls es
in Berlin wirklich ist, alles ein handle
belastet. Ich würde aber gerne genau
hören, wie was Paula bittet, da
sie ja hoffen will von Ihnen, die

Viisen, että te ette menettäneet kahta
Dr:t, kiitos Tarn Ständigin, että annatte
Te 2

Te olisi <u>sen</u> ei koskaan unohtaa.

Luottavin

Heini Kuusisto

Liebe Frau Staudinger,

Also immerhin ist mir jetzt klar, was Paula Kirchheimer mit dem Visum in Marseille meint. Frau Bauer hat, der darüber geschrieben u. nun bin ich, daß das Alles so spannend wird.

Bitte, bitte, die einzige Chance ist, daß Ihr Vetter in Europa, wo dann wir bald erzählte, die Einladung an die Schule mit den erforderlichen Bestätigungen nach Rotterdam (Am. Konsulat) sendet.

Ich kann kaum deutlich danken

denn sie gleich anfangen können. Ich
glaube, daß wir die Bemühungen um
S. in unserm Hause vereinigen
wollen, um Aufgaben Hoffnungen
der verwandten.

Wir erwarten Ihnen zum anliegenden
Brief Rückantwort, dann ist Ihnen sicherlich.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Hermann Kirchhoff

INSTITUTE OF SOCIAL RESEARCH

429 WEST 117TH STREET
NEW YORK, N. Y.

Tel. UNiversity 4-3200
(Columbia University)
Ext. 276

October 30th 1940.

Research Staff:

Max Horkheimer
Director

Frederick Pollock
Assistant Director

Theodore W. Adorno
Walter Benjamin
Henryk Grossman
Julian Gumperz
Leo Lowenthal
Herbert Marcuse
Franz Neumann
Karl A. Wittfogel
Members

Advisory Committee:

Charles A. Beard
Edwin Borchard
Morris R. Cohen
Alfred E. Cohn
Stephen Duggan
Henry Pratt Fairchild
Lloyd K. Garrison
Sydney B. Fay
Calvin B. Hoover
Philip C. Jessup
Lewis L. Lorwin
Robert S. Lynd
Charles H. McIlwain
Robert M. MacIver
Charles E. Merriam
Wesley C. Mitchell
William A. Neilson
Howard W. Odum
Frederick M. Padelford
Max Radin
George H. Sabine
Thorsten Sellin
James T. Shotwell
Louis Wirth
Howard Woolston

Professor Alvin Johnson
The New School of Social Research
66 West 12th Street
New York City

Dear Professor Johnson:-

I am very much concerned about the fate of my friend and teacher, Professor Hugo Sinzheimer, Amsterdam. The latest news I have received, indicate that he has been transferred by the Germans authorities to Berlin.

Would you be kind enough to let me know whether there is any hope for his coming to the United States.

Very sincerely yours,

Franz Neumann

Franz Neumann

Sinzheimer

October 30, 1940

Dear Dr. Kronstein:

I must write you in English because I have to do it from my office.

I would have answered your first letter ezrlier if I had not wanted to wait until I could give you definite information. Now I will answer your second letter first.

As to the visitor's visa which was sent for Sinzheimer to Marseille, this is not at all a "Seifenblase" as you think. Sinzheimer's friends, and especially Hans, took very great trouble to get his visa to him. When they sent it first, and this was early in June, they thought that he was in the South of France and therefore the visa was sent to Marseille in the same way as for all the other friends who got the same visitor's visa. As soon as they learned that Sinzheimer was still in Amsterdam, they asked the State Department in Washington to have his visa sent from Marseille to the Consulate in Rotterdam. The State Department promised to do so, but you know, first, that a bureaucratic machine works very slowly, and secondly, that there are especial difficulties in the transfer of such things from the unoccupied to the occupied territory, even with regard to official mail. It seems, therefore, that when Mrs. Sinzheimer was at the Consulate in Rotterdam the visa had not yet arrived. But you must understand that his friends here are working on these matters almost daily, and you should not judge in the way you did without knowing the real facts. In any case, Hans does not want you to speak of the matter in this way to other people because it gives an absolutely wrong impression. If the whole thing has not worked out as quickly as it was planned, it was not the fault of his New York friends, who work for him so hard, but only the unfortunate circumstances.

But now to the other question of Sinzheimer's invitation to the School. Here, too, we had to deal with especially unfortunate conditions. Sinzheimer was one of the very first whom Dr. Johnson intended to the Foundation for a grant, so that he could invite him. But the Foundation answered at that time that they refused to give a grant to anyone who was in Holland before they knew definitely that these scholars would be allowed to leave Holland. The Foundation would not earmark any money which perhaps they might need urgently for other cases which could be solved immediately. So we had to wait. When we got the first news that there is some possibility of leaving Holland, Dr. Johnson made the application anew. He had not yet received an answer when your first letter came which told me of Sinzheimer's arrest. I immediately took it up with Dr. Johnson, as I wrote you. Then the Foundation suddenly answered Dr. Johnson that they were not prepared to give this grant. Dr. Johnson did not give up, but wanted to wait for a more favorable moment. Knowing that the danger is great, the action on the other side was then taken up again at Washington, so that at least the visitor's visa would certainly arrive at Rotterdam.

Now your next letter came with the news that Sinzheimer had been taken to Berlin. Again I rushed to Johnson and he again took it up with the Foundation.

Today unfortunately he got a negative answer again, upon which he decided that we should try by all means to get at least half the amount necessary for Sinzheimer's invitation from private sources. Dr. Johnson thinks that the other half we can certainly get from the Foundation. I immediately got in touch with Miss Mainzer, who thinks that probably she can get the necessary amount. I asked her to hurry up and to give me a definite answer as quickly as possible so that Dr. Johnson can make a final application. He cannot promise that he will ~~get it~~ but he hopes so, and in any case he will rush the whole thing as much as possible. Should he not get the second half from the Foundation, we shall have to try the last desperate step, which means to get the second half also from private sources. As soon as Dr. Johnson has the guarantee for the necessary salary, he will immediately invite Sinzheimer and send him the contract by cable.

You certainly would like to know how much money is needed. It is a general rule within the frame of this plan that a scholar who is married and has children is offered a yearly salary of $2600. Since we get a non-quota visa only with a two-year contract, the amount of $5000 must be provided. Up to now we have had several cases where an invitation was sent on the basis of such private financial support.

Let us hope that finally we shall be successful in getting Sinzheimer over, but be assured that we all are doing all that we possibly can, and there is not only Sinzheimer's case but many, many more of the same urgency, and you cannot imagine the amount of work which it takes to bring them to a successful solution.

I got a letter also from Colm and I am sending you a copy of it.

With best regards to all of you,

Cordially,

Else Staudinger.

Dr. Heinrich Kronstein

October 31, 1940

Dear Dr. Neumann:

I have your two letters of October thirtieth, one with respect to Sinzheimer, and one with respect to Volterra.

The case of Sinzheimer has not been entirely concluded. The problem is a difficult one. Like all other economists I have a very high esteem for Professor Sinzheimer. I have recommended him to the Foundation, but for reasons the validity of which I can not question, they hesitate to take a man who is in his sixties. The Foundation can not accept responsibility for more than the two years covered by the grant, and a man who is in his sixties is not eligible for appointments in colleges, nor is it practicable for him to build up a satisfactory life outside of the educational institutions.

Volterra is a somewhat different case. In the competition for the limited number of places at my disposal Volterra does not appear to have the most exigent claims. I think alot of him and if I could find resources for him outside, adequate to bring him over, I should invite him to the New School. Two thousand dollars would be a sufficient salary, but the consuls usually demand proof of a two-year appointment, and I should not be in a position to give a two-year appointment without guarantees for the second year.

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

AJ:EW

Dr. Franz Neumann
Institute of Social Research
429 West 117th Street
New York, New York

October 31, 1940

Dear Dr. Colm:

It is a very long time since we made all possible efforts to get Professor Sinzheimer to this country. He is on the list of Dr. Johnson's plan as well as on the list of the politically endangered group of Hans' friends. I enclose the copy of a letter which I wrote to Dr. Kronstein and which will explain the difficult situation to you. May I ask you to return the copy to me, as I have no other.

Cordially yours,

Else Staudinger.

Dr. G. Colm
1615 North Lexington Avenue
Arlington, Virginia.

Enclosure

COPY OF A CARBON

November 4, 1940

Dear Colm:

Dur. Johnson had submitted the case of Julius Wyler to the Foundation.

Because of his being a Swiss citizen the Foundation has not yet come to any decision. We do not know whether this postponement will mean a negative action in the end. We will send them your appraisal of Dr. Wyler as an additional letter of recommendation.

As to Singheimer: we I do not know yet whether will succeed in getting enough money. I wrote Kronstein that he too should endeavor to get funds.

With best wishes from house to house.

Coridally,

Else Staudinger

Dr. Gerhard Colm
1615 North Lexington St.
Arlington, Va.

November 5, 1940

Dear Mr. Applegat:

Early in our project I submitted to you the name of Hugo Sinzheimer, economist. Later I withdrew the name, because Sinzheimer was in Amsterdam and communications with Holland were out of the question.

Now Sinzheimer has been arrested and taken to Berlin, but has been assured that he would be released if he could get a visa for America.

As I indicated in my earlier letter, I have the highest regard for Sinzheimer as an economist. For the last thirty years he has stood head and shoulders above all others in the subject of labor law. Intellectually he has a great deal still to contribute.

Sinzheimer is sixty-two years old. This is against him, but he is a man I want for our own faculty, which has no age limit except incapacity, and Sinzheimer is the kind of man who will not be incapacitated before seventy-five, if he lives as long as that.

I am aware that out of the 25 numbers alotted to the Social Sciences only seven remain. I think Sinzheimer is worth first place among the seven.

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

AJ:EW

Mr. Thomas B. Appleget
Rockefeller Foundation
49 West 49th Street
New York, New York

COPY

68

INSTITUTE OF SOCIAL RESEARCH
429 West 117th Street
New York, N. Y.

November 9, 1940

Professor Alvin Johnson
New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

Re: Professor H. Sinzheimer

Dear Professor Johnson:-

I take pleasure in informing you that my friend, Mr. Isadore Polier, Counsel to the National Labor Relations Board, and his wife, Mrs. Justice Wise-Polier, of 280 West 4th Street, N.Y.C., have declared their willingness to contribute $100.- towards Professor Sinzheimer's salary. I shall let you know early next week whether I have succeeded in raising the remaining $900.-.

Very sincerely yours,

(Signed): FRANZ L. NEUMANN

COPY OF A CARBON

November 12, 1940

Dear Professor Neumann:

I appreciate very much your letter of November ninth informing us that Mr. Isadore Polier and his wife are willing to contribute $100.00 toward Professor Sinzheimer's salary.

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

Professor Franz L. Neumann
Institute of Social Research
429 West 117th Street
New York, New York

Liebe Standinger,

1325

Schreiben, der wegen Weihnachten durch
Frau Kampmann ausgegangen wurde, hat
leider nicht gereicht.

Kate und ich sind oder dann be-
sorgt, mit unseren schwachen Kräften
für Weihnachten das Nötigste zu tun.
Wir wollen unsere Sorgen Ihnen sagen: Wir
wünschen die Fürsorge für Alle
die ihre Heimat ab. Wir
sie, sie müssen leben und hier zu

kommen. Glauben Sie, dass das was hilft? Wir wären bereit, dieses Versprechen in jeder formellen Weise abzugeben, wenn das beiträgt, die Visafrage zu klären. Bitte, verfügen Sie da voll über uns.

Fränkel fragt, ob Franz Neumanns Bemühungen mit Ihnen identisch sind. Ich habe geantwortet, daß ich daran keinen Zweifel habe.

Wegen Vaters keine Nachricht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was ich durchmache.

Herzlichst

Heinz Kunstein

COPY

#684

THE GRADUATE FACULTY OF POLITICAL AND SOCIAL SCIENCE
Organized under the New School for Social Research
66 West 12 Street New York

November 12, 1940

Dear Dr. Johnson:

The Committee of our Self Taxation Fund decided in its last meeting to pledge $200 toward a salary fund, which we understand is being established in order to secure an appointment for Dr. Sinzheimer.

We shall be most happy if our small contribution would help increase the chances of Dr. Sinzheimer's coming to this country.

Sincerely yours,

(Signed): CARL MAYER
Secretary

Dr. Alvin Johnson
c/o Mrs. Hans Staudinger
8 West 13th Street
New York City

COPY OF A CARBON

November 15, 1940

Dear Dr. Mayer:

I was very glad to get your letter in which you tell me that the self taxation fund of the Faculty pledged $200 toward the salary of Dr. Sinzheimer. I hope that I will be able to invite him soon.

Sincerely yours,

Alvin Johnson
Director.

Dr. Carl Mayer
The New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

November 19, 1940

Dear Miss van den Bergh:

I need your help badly. Will you call me at my office tomorrow (Wednesday) at GRamercy 3-4044, or at my home on Thursday, LOrraine 7-8615 in order to tell me whether you possibly could do something to get money for Mr. Sinsheimer. The Foundation does not seem to give him the grant and I think we just must help him in some other way. Thank you so much.

Cordially,

Else Staudinger

ES:EW

Miss Ada van den Bergh
88 Wadsworth Avenue
New York City

November 25, 1940

My dear Mr. Sinzheimer:

We have heard through friends that you are a relative of Professor Hugo Sinzheimer who has been staying in Amsterdam for several years. Since the Nazi occupation of Holland he has been in great danger and several weeks ago he was arrested and taken to a concentration camp in Germany. We have been told by his wife that if he could get an invitation as professor in the United States of America he would be released immediately.

The New School for Social Research would be ready to invite Professor Sinzheimer if the money for his salary were provided from private sources, since the School itself has no available funds for additional invitations. On the basis of an invitation Professor Sinzheimer would get a non-quota visa on the condition that he obtains a contract for two years with a yearly salary of $2500. This is the amount which the Consuls regard as necessary for the maintenance of a family in the United States. May I ask you to tell me whether you would be able to help in this very urgent case? As a whole, the amount of $5000 is needed to cover the two years. Payments, however, need not be made before Professor Sinzheimer's arrival and may be made monthly. The only thing which the School would need before issuing an invitation would be a full guarantee that the amount offered would be paid in due time.

Sincerely yours,

Dr. Hans Staudinger.

Mr. Benno Sinzheimer
Hotel Delmonico
Park Avenue at 59th Street
New York City

November 26, 1940

Dear Colm:

I am sending you a copy of my letter to Kronstein.

Cordially yours,

Else Staudinger.

Dr. Gerhard Colm
Bureau of the Budget
Washington, D. C.

Enclosure

November 26, 1940

Dear Dr. Pollock:

I am sending you two copies of my letter to Kronstein. Will you please give one to Hans Neumann.

Cordially yours,

Else Staudinger.

Dr. Frederick Pollock
Institute of Social Research
429 West 117th Street
New York City

Enclosure

November 27, 1940

Dear Kronstein:

We have just received the following letter:

"Dear Mr. Staudinger:

I just hear that our papers have arrived in Rotterdam. I hope my husband who is still in Germany will soon be able to go to Rotterdam to fetch his visa.

Our Daughter Ursula Doris intends to visit the Department of Art as a scholar. She has issued a petition to the New School Departement of Art. I enclose a copy of it.

Please inform Mrs. Bauer (c/o Mr. Robert Frank, Chateaux Lafayette, Greenwich, Conn.

Take my heartiest thanks in advance and my best regards for yourself and Mrs. Staudinger.

Yours very sincerely,

(Signed): PAULA SINSHEIMER

Amsterdam, 29.10.40
Rubensstraat 36"

This letter is accompanied by a petition of Ursula Doris Sinsheimer, who applies for a scholarship in the New School since she is older than 18 years and cannot come on the visa of her parents. The money for the scholarship is secured by Mrs. Mainzer, M.D., so that I hope that she will get an invitation to come to the New School as a student today. In this case we will send her a cable.

So we hope that the whole matter Sinsheimer is settled at least for the moment. Our endeavors to get him a position as professor will, however, go on since after his arrival he will have no income otherwise.

Let us hope that the Sinsheimers will come soon.

Sincerely yours,

Wise Staudinger.

Mr. Heinrich Kronstein
Fort Stevens Drive
Washington, D. C.

November 27, 1940

Dear Mr. Falin:

I heard from Mr. Benno Sinzheimer that you are a relative of Professor Hugo Sinzheimer who has been lecturing at the University of Amsterdam since he had to leave Germany. We have heard from Professor Sinzheimer's wife that he has now been arrested by the Germans and has been taken to a concentration camp in Cleve in Germany and that he would be released as soon as he gets an immigration visa for the United States.

My friends and I are trying to find a teaching position for him in this country on the basis of which he could get a non-quota visa. (The ordinary quota visa is not available for years to come.) Our efforts have been successful in so far that the New School for Social Research would be ready to invite Professor Sinzheimer and to give him the necessary contract for a non-quota visa under the condition that the money for his salary for two years were provided from outside sources. The New School tried to induce one of the Foundations to give the financial support for this invitation, but since Professor Sinzheimer is over sixty years of age no Foundation is ready to finance his case because of their general policy. Therefore Professor Sinzheimer's friends have to try to get this money from private sources, and when I asked Mr. Benno Sinzheimer for help he told me/I should turn to you since you certainly would be glad to help as far as possible.

The contract has to be made out for two years; otherwise a non-quota visa cannot be issued. The minimum salary for such a contract as a basis for a non-quota visa is $2500 a year for two years for a scholar who comes with his wife, so that the whole amount which is needed is $5000.

May I hope that it will be possible for you to help in this very urgent case? Perhaps you will be so kind as to get in touch with Mr. Benno Sinzheimer, Hotel Delmonico, Park Avenue at 59th Street (Telephone: BR 9-2102, Ext. 241), to see whether a combined effort would be possible.

I am looking forward to having your answer.

Sincerely yours,

Dr. Hans Staudinger.

Mr. Falin
4 Spruce Street
Great Neck, Long Island, N. Y.

THE GRADUATE FACULTY OF POLITICAL AND SOCIAL SCIENCE

ORGANIZED UNDER THE NEW SCHOOL FOR SOCIAL RESEARCH

66 WEST 12 STREET • NEW YORK • ALGONQUIN 4-2567

ALVIN JOHNSON, *Chairman*

BOARD OF TRUSTEES
EUSTACE SELIGMAN, *Chairman*
ELIOT DEMING PRATT, *Treasurer*
MRS. PHILIP E. ALLEN
GEORGE BACKER
WILLIAM H. BALDWIN
BENJAMIN J. BUTTENWIESER
GRENVILLE CLARK
THOMAS K. FINLETTER
HIRAM J. HALLE
WALLACE K. HARRISON
I. A. HIRSCHMANN
ALVIN JOHNSON
VICTOR W. KNAUTH
THOMAS S. LAMONT
HENRY R. LUCE
BYRNES Mac DONALD
MRS. WILLIAM S. PALEY
FRANCIS T. P. PLIMPTON
JOSEPH HALLE SCHAFFNER
MRS. MARION R. STERN
HERBERT BAYARD SWOPE
MRS. JOSEPH URBAN
CLARA W. MAYER, *Secretary*

ADVISORY COMMITTEE
CHARLES C. BURLINGHAM
WILBUR L. CROSS
JOHN DEWEY
ERNEST GRUENING
ROBERT M. HUTCHINS
ROBERT M. Mac IVER
WILLIAM A. NEILSON

FACULTY
FRIEDA WUNDERLICH, *Dean*
MAX ASCOLI
ARNOLD BRECHT
GERHARD COLM
ARTHUR FEILER
EDUARD HEIMANN
ERICH HULA
ALVIN JOHNSON
ALFRED KÄHLER
HORACE M. KALLEN
FELIX KAUPMANN
FRITZ LEHMANN
NINO LEVI
BRONISLAW MALINOWSKI, *Visiting Professor*
JAKOB MARSCHAK
CARL MAYER
KURT RIEZLER
FERNANDO de los RIOS
ALBERT SALOMON
RICHARD SCHÜLLER, *Visiting Professor*
HANS SIMONS
HANS SPEIER
HANS STAUDINGER
MAX WERTHEIMER
ERNST KARL WINTER

December 2, 1940

Dear Mr. Meyer:

Mr. Benno Sinzheimer told me that you are a cousin of Professor Hugo Sinzheimer who has been lecturing at the University of Amsterdam since he was forced to leave Germany. We have heard from Professor Sinzheimer's wife that he has now been arrested by the Germans and has been taken to a concentration camp in Cleve in Germany and that he would be released as soon as he gets an immigration visa for the United States.

My friends and I are trying to find a teaching position for him in this country on the basis of which he could get a non-quota visa. (The ordinary visa is not available for years to come.) Our efforts have been successful in so far that the New School for Social Research would be ready to invite Professor Sinzheimer and to give him the necessary contract for the non-quota visa under the condition that the money for his salary for two years were provided from outside sources. The New School tried to induce one of the Foundations to give the financial support for this invitation, but since Professor Sinzheimer is over sixty years of age no Foundation is ready to finance his case because of their general policy. Therefore, Professor Sinzheimer's friends have to try to get this money from private sources and when I asked Mr. Benno Sinzheimer for help he told me that he would gladly help if the other relatives of Professor Sinzheimer would also contribute as much as they could.

Mr. Sinzheimer gave me the address of Mr. Salin and gave me also today your address.

The contract for Hugo Sinzheimer has to be made out for two years; otherwise a non-quota visa cannot be issued. The minimum salary for such a contract as a basis for a non-quota visa is $2,500 a year for two years for a scholar who comes with his wife, so that the whole amount which is needed is $5,000.

Mr. Salin has already promised Mr. Benno Sinzheimer to make a contribution. May I hope that it will be possible for you to also help in this very urgent case. Perhaps you will be

so kind as to get in touch with Mr. Benno Sinzheimer, Hotel Delmonico, Park Avenue and 59th Street, New York City, to tell him whether a combined effort would be possible.

Sincerely yours,

Dr. Hans Staudinger

Mr. Hy Meyer
Darien
Connecticut

December 2, 1940

Dear Kronstein:

Enclosed I am sending you a copy of the petition which Ursula Sinzheimer sent to the New School.

I was very sorry that we could not see you when you were here.

With cordial regards to both of you,

As ever yours,

Else Staudinger.

Mr. Heinrich Kronstein
Fort Stevens Drive
Washington, D. C.

Enclosure

December 3, 1940

Dear Mrs. Bauer:

This is only to tell you that theconnection with Mr. Benjamin Sinsheimer seems to be successful. He gave me the addresses of two other relatives, Mr. Salin and Mr. Meyer, who should share in the contribution.

Mr. Salin has already agreed to help. There has not been time as yet for Mr. Meyer's answer. I will let you know as soon as the whole thing is complete.

Mr. Benjamin Sinzheimer (Hotel Delmonico, New York City) told me that he would be very glad to meet you. He seems to be devoted to his cousin, Professor Sinzheimer, and devoted also to the friends of his cousin.

Please do get in touch with him as soon as possible. You will help the whole case.

Sincerely yours,

Else Standinger

ES:EW

Mrs. Elsa Bauer
Chateau Lafayette
Greenwich, Connecticut

December 4, 1940

Dear Mr. Salin:

I am enclosing a list of agricultural school which I learned from the Chamber of Commerce.

It still seems to me to be the best thing for you to go personally to Rutgers University and find out what you can there. Since all these schools are worthwhile you should write to them and ask them for information.

I have just learned that a resident of New York State pays no tuition at the Cornell Agricultural School, which is one of the finest in the country. Whether this exemption applies to a refugee who is living in New York State, I don't know, but you should write to Ithaca and find out.

Sincerely yours,

Else Staudinger

ES:EW

Erwin S.

Mr. Salin
4 Spruce Street
Great Neck, Long Island

Name: - Hugo Singheimer

sent to Rockefeller 12.8

Nationality: German

Family: married, three children

Field: Economics (labor legislation)

Curriculum vitae: enclosed

Last teaching position: Amsterdam University until 1940

Political attitudes: no Communist

Languages: English, French, German

Recommendations:

How can be reached: not yet known

Remarks:

Liebe Frau Else Standinger,

Ihnen und Hans nochmals Dank!!

Gegen Ulla ist es nicht richtig, dass die Einladung der Schule herausgeht, nun keinen Tag zu nehmen. Wir hatten uns über Ostern mit Ullas Freund zu sprechen, damit die Übertragung auf ein bisschen Rollige gleich erfolgen kann, wenn sie da ist. Die Regelung mit dem Kommunizieren über Kinn ist ohne durchsichtig. Wollt jetzt Ihr die Zusage der Schule besorgen und alles Nötige stellen, damit sie sofort bei uns Ruhe kommt.

Sollte Hugo F. Freund kommen, so würde es angezeigt, dass er vorher bei uns

47, bis die Lehrerwohnhalle fast bis zum Fenster steht. Wir hingegen thun so unter, daß es mir absolut Ruhe hat und wir nun kräftigen und erholen kann.

Ihr Vater wichts Neues!

Ihr

Heinrich

file with Lingheimer

Elsa Bauer

Greenwich, Conn.

Duncan Lafayette

Jr 1484

write her re the Boy Scouts

Sinzheimer

December 10, 1940

Mrs. Else Staudinger
New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

Dear Mrs. Staudinger,

I thank you very much for your letter from December 4, with the list of New York Schools for Agriculture. I wrote there asking their booklets and informations about the farming short courses.

I had several conversations about Prof. Sinzheimer with Mr. Benno Sinsheimer. I do my best to push the matter forward and I hope to succeed soon.

Very truly yours.

Erwin George Salin

Erwin George Salin

Full name

AGRICULTURAL SCHOOLS IN NEW YORK STATE

1. Institute of Applied Agriculture
   Farmingdale, Long Island

2. New York School of Agriculture
   Alfred University
   Alfred, New York

3. New York School of Agriculture
   St. Lawrence College
   Canton, New York

4. New York School of Agriculture
   Morrisville, New York

5. New York School of Agriculture
   Cobleskill, New York

6. School of Agriculture
   Delhi, New York

7. Cornell Agricultural School
   Ithaca, New York

8. New York School of Agriculture
   University of Syracuse
   Syracuse, New York

COPY

68 D

THE ROCKEFELLER FOUNDATION
49 West 49th Street
New York, New York

The Social Sciences

January 8, 1941

Dear Dr. Johnson:

I am very glad to be able to inform you that a grant of $6,000, or as much thereof as may be necessary, has been made available to the New School for Social Research for the purpose of inviting Professor Hugo Sinzheimer to come to this country for a period of two years beginning approximately January 1, 1941. This grant provides $2,500 annually as salary and $1,000 for traveling expenses.

Sincerely yours,

TRACY B. KITTREDGE

Dr1 Alvin Johnson
New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

January 10, 1941

1256

Charge to the account of NEW SCHOOL FOR SOCIAL RESEARCH, 8 West 13th St. $

CLASS OF SERVICE DESIRED	
ORDINARY	
URGENT RATE	
DEFERRED	
NIGHT LETTER	X
SHIP RADIOGRAM	

Patrons should check class of service desired; otherwise the cablegram will be transmitted at full rates.

WESTERN UNION CABLEGRAM

R. B. WHITE, PRESIDENT — NEWCOMB CARLTON, CHAIRMAN OF THE BOARD — J. C. WILLEVER, FIRST VICE-PRESIDENT

CHECK
ACCOUNTING INFORMATION
TIME FILED

Send the following message, subject to the terms on back hereof, which are hereby agreed to

NLT
FRANK LEE
AMERICAN CONSULATE
AMSTERDAM

BOARD OF TRUSTEES NEW SCHOOL FOR SOCIAL RESEARCH HAVE ELECTED HUGO SINZHEIMER ASSOCIATE PROFESSOR ECONOMICS TWO YEARS BEGINNING MARCH FIRST OR ON ARRIVAL SALARY TWO THOUSAND FIVE HUNDRED ANNUALLY.

ALVIN S. JOHNSON PRESIDENT
NOTARIZED FRED GROTE NEWYORK COUNTY CLERKS NUMBER EIGHTYNINE

RESPECTFULLY URGE CONSULATE REGARD ABOVE CONTRACT ENABLING NONQUOTA VISA.

JOHNSON

Sinzheimer

THE QUICKEST, SUREST AND SAFEST WAY TO SEND MONEY IS BY TELEGRAPH OR CABLE

January 10, 1941

My dear Professor Sinzheimer:

By authority of the Board of Trustees of the New School for Social Research I herewith tender you appointment as Associate Professor of Economics for a two-year term beginning March 1, 1941, or on your arrival in New York. The salary is $2,500 a year.

Please notify me of your acceptance.

Sincerely,

Alvin S. Johnson
President

Professor Hugo Sinzheimer
36 Rubenstraat
Amsterdam
Holland

January 10, 1941

My dear Professor Sinzheimer:

May I add the following notes to the communication inviting you to an Associate Professorship in the New School for Social Research.

As our resources are over-taxed by the number of scholars we are inviting to join us, our salaries must necessarily be low, and by no means commensurate with the merit of the scholar or our esteem for him. Once in America an eminent scholar is likely to receive more flattering invitations, and we are prepared to release him with the end of any semester.

We are prepared where necessary to assist up to a reasonable amount not in excess of $1,000 in covering expenses of your passage to America and that of members of your family covered by the visa.

We are enclosing two extra copies of our letter of invitation for the American Consul.

On receipt of this communication, will you please get in touch with the American Consul and apply for a non-quota visa. If you have any difficulty in securing it, please cable me, explaining as briefly as possible, the grounds of the difficulty. If you are short of funds, you may send your cable "collect" (i.e. to be paid for by the recipient), provided the cable authorities there will accept it on that condition.

May I ask you to write us by air mail as the various steps of your journey are accomplished. For instance, when you have received a reply from the Consul as to your application for a visa, please inform us by air mail letter. Also, on arriving at your port of departure, it would be helpful then to let us know the approximate date your passage has been arranged for.

We look forward to welcoming you to our fellowship.

Sincerely,

Alvin S. Johnson
President

Professor Hugo Sinzheimer
36 Rubenstraat
Amsterdam
Holland

January 10, 1941

Mr. Frank C. Lee, Consul General
Consulate of the United States of America
Amsterdam, Holland

Dear Mr. Lee:

I am enclosing copies of a contract for Professor Hugo Sinzheimer and a covering letter for him.

I am endeavoring to get word to him that these contracts will be awaiting him at your office. In the event that he does not appear to ask for them within a day of two after you receive them, would it be possible for you to try to deliver them to him?

Sincerely,

Alvin S. Johnson
President

Enclosures

- THIS SET SENT CARE OF

CONSUL GENERAL FRANK C. LEE
Amsterdam- American Consulate

January 10, 1941.

Dear Kronstein:

The most happy news!! When I was about to mail that other letter to you we received word from the Foundation that at last the grant for Sinsheimer had been made. So we are sending him now the written contracts by clipper mail and a notarized contract by cable. We are sending also a second set of contracts to the American Consul in Amsterdam through the State Department and also a notarized contract by cable directly to the American Consul in Amsterdam. All this is going out today with the greatest possible speed, and so we hope that Sinzheimer will get a non-quota immigration visa. Besides this he gets $1000 for his travelling expenses and a teacher's contract for two years with a salary of $2500 annually.

I am very happy over all this. I am sending a copy of this letter to Mrs. Bauer

Cordially yours,

Else Staudinger.

Dr. Heinrich Kronstein
1325 Fort Stevens Drive
Washington, D. C.

January 13, 1941

Dear Mrs. Bauer:

From the enclosed copy of my letter to Kronstein you will see what has happened. I am sure you will be as happy as we are about it.

With my kindest personal regards,

Sincerely,

Else Staudinger

ES:E

Mrs. Elsa Bauer
Chateau Lafayette
Greenwich, Connecticut

COPY OF A CABLE

February 3, 1941

NLT
LEE
AMERICAN CONSULATE AMSTERDAM

THANKS LETTER NOVEMBER TWENTYEIGHT CONCERNING REVESZ REQUEST SIMILAR ACTION SINZHEIMER AND VANDENBERGH.

JOHNSON

1149-1158

Prof.Dr. Hugo Sinzheimer
Rubensstraat 36
Amsterdam

Amsterdam, 2.II.4

The New School
For Social Research
66 W Twelfth St
New York

Dear Sirs,

your cable in which you informed me that your Board of Trustees has dected me professor of your university, is in my possession.

I thank you kindly for the honorable call which I gladly accept. The announced document has not yet arrived.

My departure can not be fixed at present, because the fulfilling of all prescribed formalities probably will take quite a long time. As soon as I am able to give you an exact information, I will do it: At the same time, I thank you heartily in my daughter Ursula Doris name for your letter of Dec. 11.th 1940, in which you allow her to enter as a full time student of the faculty in its Departement of Arts of the New School, and that you kindly granted her a scholarship for one year. My daughter accepts this friendly invitation and the scholarship with greatest pleasure.

When I can inform you about our departure, I will let you know which class will be suitable for her.

With best regards,

yours very sincerely,

Hugo Sinzheimer

Air Mail
March 4, 1941.

Dear Professor Sinzheimer:

Thank you very much for your letter of February 11th. I hope by this time you have received the contracts and that you will soon be able to join us. If there is any way in which I can help you, please let me know.

Sincerely yours,

Alvin Johnson,
Director.

Dr. Hugo Sinzheimer,
Rubensstraat 36,
Amsterdam, Holland.

February 20, 1941

Dear Kronstein:

Many thanks for the letter. I am returning it herewith. But didn't you get my letter of January 10th telling you that we had sent an invitation to Sinzheimer that same day? I was so surprised not to hear anything from you about it.

In great haste,

Cordially,

Else Staudinger.

Mr. Heinrich Kronstein
1325 Fort Stevens Drive
Washington, D. C.

Enclosure

May 5, 1941

Dr. Erich Hula
New School for Social Research
66 West Twelfth Street
New York, New York

Dear Dr. Hula

We succeeded in securing the financial support from the Rockefeller Foundation for the invitation of Professor Hugo Sinzheimer.

I am therefore able to release the Self Taxation Fund of the graduate faculty from its pledge to contribute two hundred dollars toward a fund which was to be raised for the salary of Dr. Sinzheimer.

I thank you for your cooperation.

Sincerely yours,

Alvin Johnson
Director

CLASS OF SERVICE DESIRED			
DOMESTIC		CABLE	
TELEGRAM		ORDINARY	
DAY LETTER		URGENT RATE	
SERIAL		DEFERRED	
NIGHT LETTER		NIGHT LETTER	
SPECIAL SERVICE		SHIP RADIOGRAM	

Patrons should check class of service desired; otherwise the message will be transmitted as a telegram or ordinary cablegram.

WESTERN UNION

1213-D

R. B. WHITE, PRESIDENT
NEWCOMB CARLTON, CHAIRMAN OF THE BOARD
J. C. WILLEVER, FIRST VICE-PRESIDENT

CHECK
ACCOUNTING INFORMATION
TIME FILED

Send the following message, subject to the terms on back hereof, which are hereby agreed to

To Miss Dorothy Strauss — June 16, 1941

Street and No. Hay- Adams Hotel

Place Washington, D. C.

Professor Hugo Sinzheimer, internationally known authority on labor law was expelled from Germany under Nürnberg laws. Renewed teaching career in Holland; dismissed after German invasion. Invited to New School for Social Research as Professor Economics. Accepted. Recently communication with Holland impossible.

Alvin Johnson

Charge to Refugee Scholar Fund
$1.21
.06 $1.27 total

Sender's address for reference

Sender's telephone number

Copy to bookkeeper

WHEN YOU Travel SEND WESTERN UNION TOURATE TELEGRAMS
Only 35¢ ANYWHERE FOR FIRST 15 WORDS
Additional words for a few cents more

DOROTHY STRAUS
COUNSELLOR AT LAW
527 FIFTH AVENUE
NEW YORK

June 19, 1941.

Dr. Alvin Johnson,
New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York, N. Y.

Dear Professor Johnson:

I have been so rushed since my return from Washington that I did not have an opportunity to tell you that your telegram came in very good time and was duly submitted to the Board of Immigration Appeals. Just what that Board will do for Professor Sinzheimer's son I cannot as yet say. Certainly the new ruling may make matters difficult for him. But in any case your telegram was impressive and I deeply appreciate the trouble to which you went. I am sure that young Mr. Sinzheimer when he hears of it will also be very grateful.

I realize how difficult is the problem that the immigration authorities face. But I wish we had among them at least one person of your vision and understanding of that particular problem.

Gratefully and faithfully yours,

Dorothy Straus

(7) Professor Hugo Sinzheimer

Professor Sinzheimer has been noted for the last twenty-five years as the leading authority on labor law. He is, unfortunately, over age, having been born in 1875, but he is extremely active and fertile and would do good work still through many years. He is in great peril as he is closely associated with the Weimar Republic. There is little chance that a man of his age could be placed in a college, but I believe The New School could manage to take care of a man of such distinction on its Graduate Faculty. He is married and has two children and I recommend a grant of $2500.00 a year for two years.

HANS SINZHEIMER

New York City, July 31st 1941
627, West End Ave.

Dear Mr. Johnson,

Certainly you expected my call already some time ago, but you know there is so much to do for me the first time, that I really could not find the opportunity to call you.

As I have to thank you for all you have done not only for my father, but also for myself, I would be very pleased if you could let me know, if you have once a few minutes time for me.

With kindest regards

Yours very sincerely

Hans Sinzheimer

HANS SINZHEIMER

New York City, den 31. Juli 1941
627, West End Ave.

Sehr geehrte Frau Staudinger,

Leider komme ich erst heute wieder dazu etwas von mir hoeren zu lassen. Sicherlich werden Sie sich schon gewundert haben, dass ich mich nicht mehr gemeldet habe. Aber wenn man so in Amerika ankommt, gibt es soviel Dinge zu erledigen und alles ist so neu und ganz anders, dass man garnicht dazu kommt alle Bekannte auf einmal aufzusuchen. Es wuerde mich sehr freuen, wenn Sie mich wissen lassen wuerden, wann Sie mal ein Stuendchen fuer mich uebrig haben, damit ich mich fuer alles bedanken kann, was Sie fuer uns getan haben.

In der Hoffnung bald von Ihnen zu hoeren,

verbleibe ich mit besten Gruessen

Ihr

Hans Sinzheimer

answered:
he will telephone after the 15th.

August 8, 1941

Dear Mr. Simkhovitch:

I shall be happy to see you.

Will you call up my secretary and fix a time convenient to you?

Sincerely,

Alvin Johnson
Director

AJ:mm

Mr. Mona Simkhovitch
627 West End Avenue
New York, N. Y.

Compliments of

RE SINZHEIMER. E/9402

Nov. 10

Sinzheimer's son called me stating that there is needed for emigration to Cuba $1200 for 3 visas, $1200 for passage, $100 for living in Bilbao. He asks us to send the money to Attorney Lowenfeld, 551 Fifth Ave., who will handle the whole problem in the quickest and cheapest way.

I phoned Lowenfeld who told me that he will make no request for the money at the moment because his agent in Cuba reports that on Fri-Sat the Cuban Minister signed no additional visas and that although existing visas will be respected, no new ones may be issued for some time. He is now seeking confirmation of this report. I told him that our agent, Rubinfeld, reports that this rumor is false and that the only thing involved is a raise in rates.

Of course, the best method of justifying a raise in rates is a temporary suspension.

Lownefeld stated that he would speak further with his agent and with Sinzheimer and will call me back. If everything is OK he will ask for the money, otherwise not.

He stated that he is able to get his agent to undertake the work without putting money up in advance. He pays after the cable is sent from Cuba. This should be borne in mind. If he does not have to put up money, perhaps all we need give him is a promise.

Assuming that he will soon requewt from us either a money or a promise, the situation is as follows:

The RF has authorized added expenses in cases where Cuban visas are requried. Their letters mention Sinzheimer as well as Hintze. They have already granted $1000 for S's travel. I think that we are authorized to spend the necessary $1200 for the visas in addition. I think we should offer $2200 and make the family here find the rest. I am sure they can.

Perhaps Mrs. Staudinger will not interpret the RF authorization as I do, She should read the dossier and if she insists, we can get further authorization, but I doubt the necessity, especially since wehave reported the outcome of the Hintze case and received no complaint.

Phone numbers:
Sinzheimer, Plaza 3-7757
Lownefled Murray Hill 6-1148 ..

Solow.

HANS SINZHEIMER
c/o Bezetta Ltd.
607 Fifth Avenue

New York City
November 15,1941

New School for
Social Research
66 West 12th Street
New York City
Att: Mrs. Else Staudinger.

Dear Sirs:

As I am informed by Mrs. Else Staudinger, the New School for Social Research wants to assist financially the immigration of my father and his family. First of all I wish to express my heartfelt thanks for your solidarity and the very humane way in which you acted.

The family of my father, Dr. Hugo Sinzheimer, consists of his wife, Paula Sinzheimer nee Selig, his daughter, Ursula Sinzheimer, and Mrs. Caroline Selig nee Stern, my mother's mother. She is 72 years old and lives together with my family in Holland. They cannot leave her there because she would be completely helpless. I was very glad to learn that you have the intention of providing the financial means also for Mrs. Caroline Selig. I want to assure expressly that I shall do my utmost to refund as soon as possible the moneys which the New School will advance for Mrs. Selig.

The following amounts of money will be needed in the above mentioned cases:

1. Four landing deposits of $ 500.00 each...	$ 2,000.00
2. Four securities for return tickets of $ 150.00 each	600.00
3. Expenses for the substitution of the living expenses credits for three persons, $ 150.-- each	450.00
4. Agents' and Government's fees for three persons of $ 230.00 each	690.00
plus the fees which will be charged by the bank for the establishment of the credits and the payments to the Government and for various services, in an estimated amount of	75.00
Total	$ 3,815.00

As I am informed by Dr. Philipp Loewenfeld, it is intended to apply for Cuban visas for the whole Sinzheimer family through the agent employed by the New School in similar cases. I expressely consent to this intention. As far

as I am able to contribute to this case by information or assitance, I am, of course, willing to do so.

I attach hereto a list containg the birth dates, places of birth and other necessary data for the use of your agent.

May I mention the fact that the landing deposits and return tickets are not lost money but will be returned to you at the time my family will be in a position to leave Cuba. I shall inform you as soon as they will leave Cuba so that you will be in a position to cause the refund of the said money to the account which will be debited with the payments. On the other hand, no money is available at the present time to cover the shipping facilities which will require at least $ 1,800.00 not including the railway fare from Holland to a port of sailing. Therefore I hope that the New School will advance this passage money in vue of the fact that the above mentioned amount of $ 2,600.00 will be refunded to you.

I want to thank you once more for all the efforts you made and will make in this case, and remain,

Very sincerely yours,

Hans Singer

Correspondence with
Hans Singer
re Cuban visas.

COPY

Ref. No 12

New York, November 19, 1941

Dr. Paul Barroso Y Martinez
Edificio Metropolitana 531
Havana, Cuba

Att: Dr. M. J. Billig

Dear Dr. Billig:

This is to advise that I herby retain you as my attorney to secure tourists visas for the admission to Cuba of the follwoing persons:

Name	Address	Birth Place	Birth Date	Nationality
Dr. Hugo Sinzheimer,	36 Rubenstraat, Amsterdam, Holland	Worms	April 12, 1875	German
Paula Sinzheimer, nee Selig		Wurzburg	May 28, 1890	"
Ursula Sinzheimer		Frankfort-On-Main	Feb.22, 1922	
Pauline Selig			Nov.28, 1869	

I am advised that I have yo pay for such visas, the following sums:

A.	A letter of credit for living expenses, amounting to	_____
B.	A departure bond, amounting to	_____
C.	The sum of $150.00 per person instead of the amounts set forth in A & B, amounting to	$450.
D.	A landing bond, amounting to	2000.
E.	Your retainer, amounting to	600.

The amounts enumerated under C & E I have paid today to Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener.

Kindly apply immediately for the aforesaid visas and notify my attorneys as soon as applications have been made.

It is understood that you will have performed your obligations under this retainer agreement as soon as you have procured a permit from the Cuban Immigration Department and a cable from the State Department to its European Consulate instructing the latter to issue the aforesaid visas. My attorneys will release your fee to you upon production of authenticated copies of the aforementioned cable.

You furthermore agree to meet the aliens at the boat at the time of their arrival.

Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener
as Attorneys-in-fact for the New School for
Social Research, 66 West 12 Str. New York City.

P. S. Please note that Miss Ursula Sinzheimer is a minor, for which reason only $500. landing bond was paid on her behalf. The aforesaid $2000. landing bond payments were paid to the Public National Bank & Trust Co. of New York which will remit the same to the Bank of Nova Scotia in your City. Mr. Billig suggests that you notify the Cuban Consul in Berlin as well as in Bilbao, Spain, of the issuance of the aforesaid visa.

COPY

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS OF LAW

60 Wall Street
New York

November 19, 1941

New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

Dear Sirs:

This is to confirm receipt of your check in the amount of $3,110. We note your instructions to apply on your behalf for the issuance of tourist visaes to Cuba to Professor Hugo Sinzheimer and Mrs. Paula Sinzheimer, their daughter Ursula Sinzheimer and Mrs. Pauline Selig.

We enclose copy of a letter which we forwarded to-day by air mail to Cuban counsel and which we signed as you attorneys-in-fact. As appears from this letter, $1,050 will be remitted to Cuba by us as soon as we have received proof that the Cuban State Departemnt instructed its Legation abroad to issue the aforementioned visa. Up to that time, we shall keep the amount of $1,050. in escrow on your behalf.

The $2,000. landing bond and $60. bank charges will be remitted by us today to the Public National Bank & Trust Company of this city with instructions to forward the same to Cuba, We shall mail you a photostatic copy of the receipt of the Public National Bank in due course.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

BY (Signed) Hans H. Frank.

Enclosure

COPY

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS AT LAW

60 Wall Street
New York

November 26, 1941

New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

Dear Sirs:

In further reference ro our letter of November 19th, we enclose photostatic copy of receipt No. 268589 issued by the Public National Bank and Trust Company of New York in connection with the payment to it of $2,070.00 for landing deposits Sinzheimer.

We furthermore received today copies of cables Nos. 10575 and 10576 to the Cuban Consulates in Berlin and Bilbao, Spain, reading as follows:

"NOV 24 1941
NLT CONSUL CUBA BILBAO (CUBAN LEGATION BERLIN)
(10575) 10576 ENTERTOURIST VISAS INTO PASSPORTS OR OTHER DOCUMENTS OF IDENTIFICATION OF DR HUGO SINZHEIMER PAULA SINZHEIMER NEE SELIG CAROLINE SELIG AND URSULA SINZHEIMER A MINOR CITIZENS OF GERMANY ADVISE THEM 36 RUBENSTRAAT AMSTERDAM STOP ALL LEGAL REQUIREMENTS HAVE BEEN FULFILLED IN THIS IMMIGRATION DEPARTMENT
CORTINA MINISTER OF STATE"

These copies were not certified, however, by the cable company and we requested new copies before remitting the fee to the Cuban attorney.

The cable to Bilbao was sent upon our request, inasmuch as we thought it expedient to have a spanish Consulate notified as well as the German Legation. The charges for the cable to Bilbao are $6.42, which kindly remit to us at your convenience.

We furthermore propose that, if you have not yet done so, you send a wire to Dr. Sinzheimer notifying him as follows:

"CUBA INSTRUCTED ITS BILBAO AND BERLIN CONSULATES
TO ISSUE TOURIST VISAS TO DR SINZHEIMER AND HIS FAMILY"

The sending of such a cable message has already been discussed with Mr. Sinzheimer Jr. from whom you may want to inquire whether or not hehas already notified his father

Very truly yours,
MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
By H. J. Frank

COPY

Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener
Counselors of Law.

60 Wall Street
New York

December 1, 1941.

New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

Dear Sirs:

In further reference to our letter of November 26th, we enclose translation of a preliminary immigration permit issued by the Cuban Immigration Department on November 21, 1941, to Mr. and Mrs. Sinzheimer, their daughter Ursula and Mrs. Caroline Selig.

Today we received certified copies of cables Nos. 10575 and 10576, of which we gave you a translation in our letter of November 26th.

We are remitting $1,050.00 to Cuban counsel in payment of his retainer and disbursements.

Kindly acknowledge receipt of this letter by signing and returning to us the attached copy.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

by (Signed) H. J. Frank

HF:AA

ES

HANS SINZHEIMER
c/o Bezetta Ltd.
607 Fifth Avenue

New York City
November 19,1941

Prof. Alvin Johnson
New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

Dear Professor Johnson:

Mrs. Staudinger told me of your magnanimous decision to support the emigration of my father and his family in a way that no financial impediment can arise. She told me also that the New School for Social Research will also be kind enough to make the necessary provisions for the emigration of my mother's mother without whom my parents would be unable to leave Holland. I am deeply touched by your generosity and want to express my and my family's heartfelt thanks for your really humane deed.

It is self-understood that it is impossible for the New School for Social Research to pay all expenses for the emigration of my mother's mother. I feel obligated to refund them within a short time and I expressly promise to do so. I cannot yet set a definite date due to the fact that I am still negotiating with several persons who want to assist me. Please be convinced that I really want to complete these negotiations very soon and that after their completion I shall set a definite date for the repayment.

Permit me to express once more my sincere appreciation of your help.

Very respectfully yours,

Hans Sinzheimer

HANS SINZHEIMER
c/o Bezetta Ltd.
607, Fifth Avenue
New York City.-

New York, den 19. November 1941

Mrs. Else Staudinger
New School for Social Research
66 West - 12th Street
New York City.-

Sehr geehrte Frau Staudinger,

Soeben informierte mich Herr Dr. Loewenfeld von dem Ergebnis der Verhandlungen zwischen Ihnen und der Rockefeller-Fondation. Ich war sehr gluecklich zu hoeren, dass es Ihnen gelungen ist das Geld zu bekommen um es meinen Eltern zu ermoeglichen hierher zu kommen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass ich Ihnen unendlich dankbar bin fuer Ihre Muehe, Arbeit und Hilfe in dieser Sache.

Mit gleicher Post schreibe ich an Herrn Dr. Johnson und habe ich mich auch bei ihm fuer seine Mitarbeit bedankt. Ich habe ihm gleichzeitig versichert, dass ich alles tun werde, um die fuer meine Grossmutter aufgebrachten Gelder so bald wie nur irgend moeglich zurueckzuerstatten.

Ich moechte bei dieser Gelegenheit Ihnen noch zusaetzlich mitteilen, dass meine Grossmutter am 28. November 1868 in Wieseck geboren ist (geb.Stern) und nicht 1869 wie in meinem letzten Brief angegeben. - Ich hoffe nun, dass wir recht bald mit der Erteilung der Cuba-Visa rechnen duerfen und bitte Sie hoeflichst mich ueber alles auf dem Laufenden zu halten.

Ihnen nocheinmal recht herzlichst dankend, verbleibe ich mit besten Gruessen

Stets Ihr

Hans Sinzheimer

November 19, 1941

Dear Mr. Sinzheimer:

I am enclosing a copy of our letter to Mr. Frank ordering the Cuban visas for your family.

As I told you we cannot take care of the expenses for the Cuban visa for your grand-mother, but we were fortunately able to advance the amount for a short time. The costs for your grand-mother are the following:

Attorney's fees for the visa	$200
Payment in lieu of the letter of credit and one departure bond	150
One landing bond	500
	$850

I know that you will do your utmost to refund this amount to us as quickly as possible, and you will do the same with the amount which we will have to pay for your grand-mother's travelling expenses.

Since your friends Kronstein and Pollock had phoned me in regard to this matter I have written them and I am enclosing a copy for your information.

Sincerely yours,

Else Staudinger

Mr. Hans Sinzheimer
c/o Bezetta Ltd.
607 Fifth Avenue
New York City

November 19, 1941.

Dear Dr. Pollock:

We have today ordered the Cuban visas for the entire Sinzheimer family. As you know, the Foundation will pay for the visas of only Dr. and Mrs. Sinzheimer and their daughter, but will not pay for the visa of Mrs. Sinzheimer's mother. The Foundation, however, agreed to our advancing the money for the mother's visa but on our own responsibility. Dr. Johnson also agreed but only on the condition that the money would be paid back in a very short time. I took the responsibility for this personally although I have no guarantee whatever in my hands.

You approached me the other day as a friend of the Sinzheimers, and I have now gone forward under the impression that you will do your utmost to see that the money which has to be refunded will be collected as quickly as possible.

Therefore, may I tell you that for the Cuban visa of Mrs. Selig we have today advanced the amount of $870 (including the bank charges for the transfer). Besides this we will have to pay for her trip to New York which will be about $400 to $450. The total amount is therefore $1270 to $1320. At the moment, however, it is only the question of the first amount, and I would be very grateful to you if you would do your best to help me.

The same letter goes to Dr. Heinrich Kronstein.

Cordially yours,

Else Staudinger.

ES:blh

Dr. Frederick Pollock,
429 West 117th Street,
New York City.

4. 20 IV 41

Liebe gute Frau Staudinger,

Tausend Dank für Alles, was Sie getan haben.

Bis jetzt habe ich $ 200 zusammen, die zur Verfügung stehen für die Rückzahlung der für S's Schwiegermutter ausgegebenen Rockefeller-Gelder.

Wohin sollen Sie geschickt werden? Sie gehen ein bis Jan. 15, 1941, eher später.

Wegen Frau Reis bald mehr.

Herzlichst
Heinr. Lemberg

429 WEST 117TH STREET
NEW YORK. N. Y.

November 26,1941.

Dr. Else Staudinger
New School of Social Research
66 West 12th Street
New York City

Dear Mrs. Staudinger :

I am very happy to hear that you were able to arrange for the Cuban visas for the Sinsheimer family. Let us hope that all three will arrive soon in the Western Hemisphere.

I enclose check for $ 100.- representing the proceeds of a collection among friends of mine and myself as a contribution toward your expenses.

Very sincerely yours,

Frederick Pollock.

Frederick Pollock.

Enclosure

P/W

Sinsheimer

November 24, 1941

Dear Dr. Kronstein:

It would be good if you could make payable the $200 already in December, and directly to the order of the Refugee Scholars Fund, New School for Social Research.

But in any case you should keep Hans Sinzheimer informed of it so that he knows the amount which is still missing.

With kindest regards

Cordially,

Else Staudinger

Dr. Heinrich Kronstein
1325 Fort Stevens Drive
Washington, D. C.

November 28,
1941

Dear Mr. Sinzheimer:

You will be glad to hear that today I received a check for $100 from Dr. Pollock as a contribution to the travelling money for your grandmother. I have thanked him in the name of your family.

Sincerely yours,

Else Staudinger.

ES:blh

Mr. Hans Sinzheimer,
c/o Bezetta Ltd.,
607 Fifth Avenue,
New York City.

November 28,
1 9 4 1

Dear Dr. Pollock:

In Mr. Sinzheimer's name I thank you very much for your contribution to the fund for the Cuban visa of the old lady. I hope your efforts will be rewarded by the safe arrival of the whole family.

Sincerely yours,

Else Staudinger.

ES:blh

Dr. Frederick Pollock,
429 West 117th Street,
New York City.

HANS SINZHEIMER
c/o Bezetta Ltd
607, Fifth Avenue
New York City.-

New York, den 5. Dezember 1941

Linsheimer

Mrs. Staudinger
New School for Social Research
66 West - 12th Street
New York City.-

Sehr geehrte Frau Staudinger,

Unter hoefl. Bezugnahme auf unser Toelephongespraech von heute morgen, sende ich Ihnen in der Einlage Brief und Cheque von Herrn Ernst Frohnknecht mit der Bitte diesen Betrag meinem Konto bei Ihnen gutzubringen. ($ 300,-)

Ich bitte Sie hoeflichst mir eine Quittung einsenden zu wollen, ausgestellt auf Herrn Frohnknecht, wie am Telephon besprochen.

Es freut mich Ihnen ausserdem mitteilen zu koennen, dass ich Ihnen in den allernaechsten Tagen einen Betrag von $ 500,- ueberweisen kann, sodass damit der gestellte Bond in Cuba gedeckt waere.

Mit freundlichen Gruessen

Stets Ihr

Hans Sinzheimer

HANS SINZHEIMER
c/o Bezetta Ltd
607, Fifth Avenue
New York City.-

New York, December 6th 1941

The New School for Social Research
66 West - 12th Street
New York City.-

Dear Sirs,

ATT. Mrs. Else Staudinger.

I herewith confirm your letter of yesterday and thank you for sending a receipt to Mr. E.Frohnknecht.

As stated in my letter of December 4th, I have the pleasure in sending you to-day cheque No. 81515 over $ 500,- in order to cover the Cuban bond for my grand-mother.

Refering to your letter of November 19th,I had to refund the until now advanced amount of $ 870,-- . I am very glad that I can state to-day that you have now received the following contributions to above amount:

from Mr. Frederik Pollock:		$ 100,--
from Mr. E.Frohnknecht	:	300,--
my to-days cheque	:	500,--
total:		$ 900,--

****

As the above mentioned $ 500,- for the Cuban bond are only lent to me, I have to ask you to be good enough to send me a cheque over this amount, after the bond has been refunded. Please make out this cheque to the order of Mr. William Selig and send it to my above address. Please excuse that I already now mention this, but I probably will have to leave very soon to join the Army.

Thanking you again for your kind help, I remain, with my best regards

Yours very sincerely

Hans Sinzheimer

December 8, 1941.

Dear Mr. Sinzheimer:

I am glad that you were able to refund the travelling money for your grandmother in such a short time. I am enclosing the receipt for the check for $500.

The amount of $500 for the bond will certainly be refunded to you by the New School, and the check will be made out to Mr. William Selig and sent to your address as you requested. We could also ask the lawyer to refund it immediately when he got the whole amount for the four bonds. If you should prefer this, please let me know at once. The lawyer, Mr. Frank, told me over the phone just now that to do this he would need only a letter from our part which we would gladly write him.

Sincerely yours,

Else Standinger.

ES:blh

Mr. Hans Sinzheimer,
c/o Bezetta Ltd.,
607 Fifth Avenue,
New York City.

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS AT LAW

SAMUEL MARCUS
JACOB CHAITKIN
BERNARD J. GARDENER
ALAN D. MARCUS
SIDNEY BRODMAN
AARON A. JANIS
HANS J. FRANK

60 WALL STREET
NEW YORK

TELEPHONE HANOVER 2-2995
CABLE, MOMARLAW, NEW YORK

December 18, 1941

The New School For Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

Dear Sirs:

We enclose copy of a letter received from Cuban counsel in re: tourist visas Cuba. We are continuing negotiations and shall keep you posted about further developments.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

By: H. J. Frank

HF:AA

COPY

DR. RAUL BARROSO Y MARTINEZ
Abogado
Edificio Metropolitana 531
Habana

14th of December 1941

Messrs. Moss, Marcus, Chaitkin & Gardner,
60 Wall Street,
New York, N. Y.

Dear Mr. Frank:

* * *

There is till now no base to assume that German refugees will not be allowed to land in Cuba. With the S.S. Serba Pinto arrived some hundreds of German refugees yesterday, and they have landed and will be released on Monday.

The question is in this respect only whether other ships from Europe will come and whether people having received their Cuban visas in Germany will be allowed to leave. Anyhow if any sponsor wishes the $500.00 deposits to be refunded, he must apply first to the bank which established the deposit. On the other side we are quite ready to make the necessary steps with the Cuban Authorities to get such case settled quickly and you will best agree with Mr. Billig about the fee you will grant me for providing this settlement. The refund can be obtained before the tourist visa expires.

With respect to the bank interests and expenses paid for providing accreditives I must state, that these cannot be the object of any deduction, whether the visa will be used or not. The bank, which opened these credits, has fulfilled its obligations in the moment, when the letter of credit was signed and the Immigration Department and State Department of Cuba notified thereof. As a private institution, the bank is not enabled to verify whether visa have been issued and taken use of such, even if there should be any legal obligation from the side of the bank to look into this matter once more, but, as you will agree, no such suggestion can be made.

* * *

Very truly yours,

R. BARROSO

full Signatures

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS AT LAW

SAMUEL MARCUS
JACOB CHAITKIN
BERNARD J. GARDENER
ALAN D. MARCUS
SIDNEY BRODMAN
AARON A. JANIS
HANS J. FRANK

TELEPHONE HANOVER 2-2995
CABLE, MOMARLAW, NEW YORK

60 WALL STREET
NEW YORK

January 29, 1942

New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

Dear Sirs:

In view of European conditions, you may want to consider whether or not to cancel the Cuban visas which you obtained for Professor Sinzheimer and his family. In that event, we should request the Public National Bank of the City of New York to obtain a refund of the $2,000.00 landing bonds which you deposited for the prospective immigrants.

The office of Dr. Barroso in Cuba reports to us that they could try to accelerate such refund under special circumstances, for which service they would charge a fee of $5.00 per bond.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

By: H. J. Frank.

HF:AA

COPY

MOSS, MARCUS & CHAITKIN & GARDENER
COUSELLORS AT LAW

60 Wall Street
New York

May 18, 1942

New School for Social Research
66 West 12th Street
New York City

Att: Miss Ursula Staudinger
Re: Dr. Hugo Sinzheimer, et al.

Dear Sirs:

Pursuant to your instructions, we requested a refund today of the $2,000.00 landing deposits which we remitted on your behalf to the Public National Bank of the City of New York on November 19, 1941, in the above matter.

We note from our files that you requested, on November 19, 1941, to pay said refund to you, if and when received.

On May 14, 1942, Mr. Hans Sinzheimer, c/o Bezetta Ltd. of 535 Fifth Avenue, wrote us to the effect that we should remit to him the sum of $500.00 of the aforementioned amount. For good order's sake, we would therefore appreciate your amending your instructions of November 19, 1941, accordingly.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

By: (Signed) H. J. Frank

HF:AA

Correspondence
re Sinzheimer

[illegible]

copies of
the following letters
are in the file of
the bookkeeping:

1) letter of N. Sch. to Dr Frank, Nov 19, 1941
~~2) " " Dr Frank to N. Sch., [illegible]~~ is here
2) " " N. Sch. to Dr Frank, May 22, 42.

May 22,
1 9 4 2.

Dear Mr. Sinzheimer:

Enclosed you will find a copy of our letter to Dr. Frank. After the amount has been refunded and the whole matter of the travelling money for your father is settled with the Foundation, we will have to talk about the small amount which is still left from the money your friends paid for your grandmother. As you know, we received $900, and $870 of it had to be paid as a refund to the Foundation for the advance, so there is still $30 left.

With kindest regards,

Sincerely yours,

Else Staudinger.

ES:blh

Mr. Hans Sinzheimer,
c/o Bezetta Ltd.,
607 Fifth Avenue,
New York City.

COPY

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS AT LAW

60 Wall Street
New York

May 23, 1942.

The New School for Social Research,
66 West 12th Street
New York City.

Att: Mr. Alvin Johnson, Director.

Dear Mr. Johnson:

We received your letter of May 22nd in re : Prof. Hugo Sinzheimer.

Your statement that the payments for the three departure bonds in the amount of $450.00 should be refunded, is due to a misunderstanding. We call your attention to the letter which you addressed to Dr. Barroso of Habana, Cuba, on November 19, 1941. The payment of $450.00 made pursuant to item "C" of that letter was in lieu of a letter of credit in the sum of $2,000.00 per person and in lieu of a departure bond in the amount of $150.00 per person. As we understand it, the Cuban attorney paid these $450.00 to a Cuban bank, which in turn arranged with the Cuban authorities for the issuance of the tourist visas to Professor Sinzheimer and his family without the further deposit of the sum of $2.150.00 per person.

After Cuba refused to honor visas issued to German nationals, we tried on behalf of various clients to obtain at least a partial refund of the $150.00 payments made in lieu of letters of credit and departure bonds, but without avail. We understand that similar efforts made byt the Hias and other Jewish organizations were likewise unsuccessful.

In view of these circumstances, we regret to advise you that we will merely receive a refund of about $2,000.00, which we shall use in accordance with your instructions of May 22nd, 1942.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

By: (Signed) H. J. Frank

HF:AA

Copy of a carbon.

May 26, 1942.

Dear Mr. Frank:

Thank you for your letter of May 23rd. As I see from the previous correspondence you are right in stating that our payment of $450.00 was in lieu of a letter of credit in the sum of $2,200.00 per person and in lieu of a departure bond in the amount of $150.00 per person. Therefore, the total refund will amount merely to about $2,000.00.

In reference to my letter of May 22nd, $500.00 of this amount will be refunded to Mr. Hans Sinzheimer and $1,500.00 to the New School for Social Research.

Sincerely,

(Signed)

Alvin Johnson,
Director.

Mr. Hans J. Frank,
Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener,
60 Wall Street,
New York City.

COPY

THE ROCKEFELLER FOUNDATION
49 WEST 49TH STREET, NEW YORK

THE SOCIAL SCIENCES

June 1, 1942

Dear Dr. Johnson:

In accordance with the information contained in your letter of May 22 to Mr. Appleget, I wish to notify you that the actions for Dr. Ehrlich and Dr. Sinzheimer have been rescinded.

Sincerely yours,

(Signed)

Roger F. Evans

Dr. Alvin Johnson
New School for Social Research
66 West Twelfth Street
New York, New York

RFE:JWG

Copy of the carbon

June 23, 1942

Dear Mr. Gillette:

I am enclosing the copies of our correspondence regarding the payments for the Cuban visas of Professor Hugo Sinzheimer and family and of Professor Hedwig Hintze.

In the case of Professor Sinzheimer, our total disbursements for the family's Cuban visas were $3,110. of this amount, $865 represent the total cost of the visa for Mr. Sinzheimer's mother-in-law ($500 for the landing bond, $15 bank charge for transfer, $150 payment in lieu of the letter of credit and of the departure bond and $200 for the attorney's fee). This amount was advanced by us and has been refunded to us by friends of the family. It will be credited to you in the May report. Of the remaining amount of $2,345. there will be a refund of about $1,500 for the three bonds. There may be a small reduction for costs. The balance of $745 is unrecoverable. It represents the following unrefundable costs: $300 for the payment in lieu of 2 letters of credit and 2 departure bonds, $400 for the attorney's fee for 2 visas and $45 bank charges for transfer of 3 bonds. Miss Sinzheimer, the daughter, needed a landing bond, but no extra visa, and therefore no payments in lieu either of a letter of credit or a departure bond.

In the case of Professpr Hedwig Hintze our total disbursements for the Cuban visas and the travelling costs were $1,542.01. The steamship and railroad deposit of $500 has just been received by us as refund from the Joint Distribution Committee and will be credited to you in our June report. We will get a refund of about $500 for the bond and $150 for return passage, from the National City Bank. A balance of $392.61 is unrefundable.

Sincerely
(Signed)

Else Staudinger

Mr. H. M. Gillette
The Rockefeller Foundation
49 West 49th Street
New York City

July 9, 1942

Mr. Hans Sinzheimer
C/o Bazetta Ltd
607 Fifth Avenue
New York, New York

Dear Mr. Sinzheimer:

Our bookkeeping department has to clear the different accounts. Therefore, we would like to return the balance of which I wrote you on May 22, 1942. This balance is not as I wrote you then, $30 but $35.

Since there are three doners of the money for your grandmother I want to ask you to whom we should return the balance.

Sincerely,

ES:MH

Else Standinger

C
O
P
Y ORIGINAL SENT TO MR. FRANK

THE PUBLIC NATIONAL BANK AND TRUST COMPANY

37 Broad Street

Foreign Department

September 2, 1942

Mr. H. J. Frank, as Attorney-in-Fact
for the New School for Social Research

Re: Money Order #268589 - $ 2,000.-
Landing Bond for Hugo, Paula,
Ursula Sinzheimer and Pauline
Selig

Dear Mr. Frank:

This is to inform you that we have received the re
fund of the above-captioned order from our Havana
correspondent in the amount of $1,968,00.

Kindly return to us remitter's receipt #268589
whereupon we shall be glad to mail you our check
for the above mentioned amount.

Yours very truly,

(signed) M. F. Harnett
Assistant Manager

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER
COUNSELLORS AT LAW

SAMUEL MARCUS
JACOB CHAITKIN
BERNARD J. GARDENER
ALAN D. MARCUS
SIDNEY BRODMAN
AARON A. JANIS
HANS J. FRANK

TELEPHONE HANOVER 2-2995
CABLE, MOMARLAW, NEW YORK

60 WALL STREET
NEW YORK

September 8, 1942

New School for Social Research,
66 West 12th Street,
New York City.

Dear Sirs:

Re: Cuba Visas Sinzheimer

We were informed by letter from Dr. Barroso of Havana, Cuba, that the landing bonds for the Sinzheimer family were refunded through the Bank of Nova Scotia on August 26, 1942.

We expect the Public National Bank to communicate with us in this matter in due course.

Very truly yours,

MOSS, MARCUS, CHAITKIN & GARDENER

By: H. J. Frank.

HF:AA

September 8, 1942

Mr. E. J. Frank
New School for Social Research
66 West 12th Street
New York, N.Y.

Dear Mr. Frank:

I am enclosing a letter from the Public National Bank and Trust Company which we have just received.

I am glad that the matter will soon be settled.

Sincerely yours,

Else Standinger

ES:FR
Enclosure

Dr. Hugo Sinzheimer, born on April 12,1875, in Worms am Rhein, Germany, a former German national,
Paula Sinzheimer, born on May 20,1890, in Wuerzburg, Germany, a former German national,
Ursula Sinzheimer, born on February 22,1922, in Frankfurt, Germany a former German national,
Caroline Selig, born on November 28, ~~1869~~ 1868
a former German national.

July 22, 1942

Mr. Hans Sinzheimer
c/o Bezetta Ltd
535 Fifth Avenue
New York, N.Y.

Dear Mr. Sinzheimer:

I am enclosing a check for $35. This amount represents the refund of the balance we owe you on the travel account for your grandmother.

Sincerely yours,

ES:MH

Else Staudinger

September 15, 1942

Dear Mr. Frank:

I enclose check for $1,368.00 and the letter of the Public National Bank and Trust Company of New York which both are addressed to you.

I understand that you will split up this amount and send us your check for that part of the sum which covers the refund of the landing bonds for Professor Sinzheimer, his wife and his daughter. The remainder which is the refund of the landing bond for Professor Sinzheimer's mother-in-law, Mrs. Selig, will be sent by you to Mr. Hans Sinzheimer directly.

You also will return to us $10.00 which is the fee we paid Dr. Boroso for his efforts in getting the refund of Mrs. Selig's landing bond.

Sincerely yours,

Else Staudinger

Mr. H. J. Frank
Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener
60 Wall Street
New York City

September 21, 1942

Dear Mr. Gillette:

Today we received the refund of the landing bonds for Professor and Mrs. Sinzheimer and their daughter in the amount of $3,476.00.

Originally we had paid $1,500.00 for these bonds. The balance of $24.00 was retained by the Cuban government as a fee. Previous to the refund we had to pay $30.00 to Mr. Barroso, the lawyer in Havana for his efforts in accelerating the refund.

Therefore, the total credit for the refunded bonds is $1,446.00.

Sincerely yours,

Else Staudinger

Mr. R. A. Gillette
The Rockefeller Foundation
49 West 49th Street
New York City

September 16, 1942

Dear Mr. Frankt

Please find enclosed our check in the amount of $40.00 as payment for the fee of Mr. Borovo in the Sinzheimer case.

Sincerely,

Else Staudinger

Mr. Hans J. Frank
Moss, Marcus, Chaitkin & Gardener
60 Wall Street
New York City

10/12 BIOGRAPHICAL INFORMATION - BERTHOLD WERNER 1933-1959

Martha Werner Collection, AR 7261
Box 3, folder 2

HOCHSCHULE FÜR WELTHANDEL IN WIEN

Sonderkurs zur Heranbildung von Bücher- und Bilanzrevisoren

Zahl 730 Studienjahr 1932/33

ZEUGNIS

Dr. Berthold Leo Werner

geboren am 22. Jänner 1898 in Wien hat im Studienjahre 1932/33 den an der Hochschule für Welthandel mit Genehmigung des k. k. Handelsministeriums vom 21. August 1917, Z. 21374/IV, im Einvernehmen mit dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht abgehaltenen

Sonderkurs zur Heranbildung von Bücher- und Bilanzrevisoren

besucht und die in der Zeit vom November 1933 bis Dezember 1933 abgehaltenen Schlußprüfungen vor der unterzeichneten Prüfungskommission mit nachstehendem Erfolge abgelegt:

Gesetzliche Vorschriften über die Buchprüfung und Bücherrevision	sehr gut
Betriebsorganisation und Privatwirtschaftsstatistik	sehr gut
Personalsteuerpraxis, Besteuerung der öffentlich rechnungspflichtigen Unternehmungen	gut
Buchführungsmethoden, Buchführungsformen und Buchhaltungseinrichtungen einschließlich Kontrollbuchhaltung	genügend
Bilanztheorie und Bilanztechnik	genügend
Technik der gerichtlichen und außergerichtlichen Bücher- und Bilanzrevision einschließlich der Organisation der Bücherrevision im In- und Auslande	gut

Buchhaltungsorganisation und Buchhaltungsrevision im Waren- und Fabriksgeschäfte	gut
Buchhaltungsorganisation und Buchhaltungsrevision im Bankgeschäfte	gut
Buchhaltungsorganisation und Buchhaltungsrevision im Speditions- und Transportgeschäfte	gut
Buchhaltungsorganisation und Buchhaltungsrevision bei landwirtschaftlichen Unternehmungen	sehr gut

Noten: sehr gut, gut, genügend, nicht genügend.

Wien, 2. Dezember 1933.

Die Prüfungskommission

der Hochschule für Welthandel für den Sonderkurs zur Heranbildung von Bücher- und Bilanzrevisoren:

Vorsitzender.

Mitglieder.

RECHTSANWALT
DR WILHELM FREUDENHEIM
KLOSTERNEUBURG
DR. DOLLFUSSPLATZ NR. 9
TELEFON NR. 10-11
POSTSPARKASSEN-KONTO 180.475

Klosterneuburg, 30.Juni 1938

Z e u g n i s .

Herr Dr.Berthold Leo W e r n e r ,geboren am 22.Januar 1898 in Wien,war in der Zeit vom 1.Juli bis 16.Oktober,27.November bis 31. Dezember 1933 und vom 1.Januar 1935 bis 30.Juni 1938 in meiner Rechtsanwaltskanzlei als Rechtsanwaltsanwärter beschäftigt.Er war während dieser Zeit ein fleissiger,strebsamer und ungemein pflichtbewusster Mitarbeiter von ausgezeichneten juristischen Kenntnissen,die er selbst in den schwierigsten Fällen vor den verschiedensten Gerichts- und Verwaltungsbehörden stets mit grösster Umsicht in bester Wahrung der Interessen der Klientenschaft zu verwerten verstand.

Sein Verhalten im Umgange mit den Klienten und mit den Behörden war ein mustergiltiges und hat ihn bei denselben in hohem Maasze beliebt zu machen verstanden.Er genoss mein vollstes Vertrauen und hat sich nie auch im geringsten Umfange desselben unwürdig erwiesen.Sein Allgemeinwissen und seine Vertrautheit mit einer Reihe von Erfahrungsgebieten,welche gänzlich ausserhalb seines juristischen Wirkungskreises lagen,haben ihn befähigt,mir in komplizierten Fällen,welche ansonsten die Zuziehung von Fachkennern erfordert hätten,auf einfache Weise vollste Klarheit zu verschaffen und zeit- und arbeitsparend wirken zu können.

Ich bedaure es lebhaft,durch Aufgabe meiner Tätigkeit als Rechtsanwalt genötigt gewesen zu sein,auf die Mitarbeit Herrn Dr.Werners verzichten zu müssen.Ich kann ihn jedermann,auch ausserhalb des Krei-

ses juristischer Berufe,nur allerwärmstens als Mitarbeiter und Helfer auf das allerbeste empfehlen und wünsche ihm auf seinem künftigen Lebenswege jenen Erfolg,den seine Leistungen in hoch-stem Maasze verdienen.

Jv 9181
---
4 Pers/38

An

Herrn Dr. Berthold Leo Werner , Rechtsanwalts-
anwärter in

W i e n II.

Reichsbrückenstr.40/3
III/15

In der Anlage werden Ihnen die mit dem Ansuchen um Zulassung zur Ablegung der Rechtsanwaltsprüfung vorgelegten neun Beilagen auf Ihr Ansuchen zurückgestellt.

Wien, am 19. April 1938.

Schober

Für die Richtigkeit der Ausfertigung
der Leiter der Geschäftsabteilung:
Scheiner

GEWERBLICHE VEREINS-

LEHRANSTALT FÜR MASCHINENBAU UND ELEKTROTECHNIK

WIEN IV, ARGENTINIERSTRASSE 11

Es wird bestätigt, daß

Herr Dr. Berthold Leo Werner geb. am 22. Jänner 1898 zu Wien

den Spezialkurs für

Automobilkunde und Automechanik

in der Zeit von 4. Juli 1938 bis 13. August 1938

besucht hat und sowohl seinen theoretischen als auch praktischen Verpflichtungen hierin ordnungsgemäß nachgekommen ist.

Für die Kursleitung:

Wien, am 13. August 1938

264

GEWERBLICHE VEREINS-
LEHRANSTALT FÜR MASCHINENBAU UND ELEKTROTECHNIK
WIEN IV, ARGENTINIERSTRASSE 11

Zeugnis

Herr Ing. Berthold L. Weiner, geboren am 22. Jänner 1898

zu Wien in Deutschland

hat in der Zeit von 1. Mai bis 8. Juli 1938 den

Spezialkurs aus Elektrotechnik

besucht und sich hiebei Kenntnisse aus den Grundlagen der Gleich- und Wechselstromtechnik mit besonderer Berücksichtigung der Motoren und Generatoren, sowie der Meßtechnik erworben.

Durch Übungen im Laboratorium sowie durch umfassende, von den Kursteilnehmern ausgeführte Installationsarbeiten wurde eine entsprechende praktische Grundlage vermittelt.

Prüfung abgelegt aus Theor. u. prakt. Teil
Wien, am 14. VII. 38 mit gutem Erfolg.

GEWERBLICHE - VEREINS - LEHRANSTALT
FÜR MASCHINENBAU U. ELEKTROTECHNIK
mit Öffentlichkeitsrecht
Wien, IV. Argentinierstraße 11.
Für die Kursleitung:

Ing. Starkenz.

Wien, am 9. Juli 1938

GEWERBLICHE VEREINS-
LEHRANSTALT FÜR MASCHINENBAU UND ELEKTROTECHNIK
WIEN IV, ARGENTINIERSTRASSE 11

Zeugnis

Dr Berthold Leo Werner, geboren am 22. Jänner ~~19~~ 1898

zu Wien in Deutschland

hat in der Zeit vom 11. Juli bis 12. August 1938 den

Spezialkurs ~~im~~ für

Gas- Wasser- und Heizungsanlagen

besucht und ist seinen theoretischen als auch praktischen Verpflichtungen hierin ordnungsgemäß nachgekommen.

Für die Kursleitung:

Gewerbliche - Vereins - Lehranstalt für Maschinenbau u. Elektrotechnik Wien, IV. Argentinierstr. 11

Ing Kumaer

Wien, am 12. August 1938

DIREKTION
DER
ZENTRAL-EUROPÄISCHEN LÄNDERBANK
NIEDERLASSUNG WIEN

Wien, am 24. August 1932.

Herrn Dr. Berthold Leo W e r n e r ,

W i e n .

tigen hiedurch, daß Sie am 31.Jänner 1921 als Vertragsbeamter in unsere Dienste getreten sind und Ihnen am 1.April 1924 das Definitivum verliehen worden ist. Während Ihrer Dienstzeit haben Sie sich sowohl in unserer Bankabteilung als auch im Exposi= turendienste, sowie in unserer Warenabteilung als sehr intelligenter und fleissiger Beamter erwiesen.

Ihre Übernahme in den Ruhestand erfolgt einvernehmlich mit Ihnen im Zuge des Personalabbaues ab 1.Jänner 1933.

Hochachtungsvoll

Zentral-Europäische Länderbank
NIEDERLASSUNG WIEN

Der Präsident des Oberlandesgerichtes in Wien.

Jv 12.550
4 Pers/33

6

Amtszeugnis.

Ich bestätige, dass Herr

Dr. Berthold Leo Werner

zugelassen zur Gerichtspraxis mit dem Erlasse vom 5. August 1932, Jv 13580/32

bei dem Bezirksgerichte Klosterneuburg vom 16. August 1932 bis 1. Jänner 1933,

bei dem Handelsgerichte Wien vom 2. Jänner 1933 bis 1. Mai 1933

bei dem Bezirksgerichte Klosterneuburg vom 2. Mai 1933 bis 30. Juni 1933

als ~~Rechtsanwaltsanwärter verwendet wurde.~~

Der Genannte hat während dieser Verwendungszeit sehr gute Fähigkeiten, eine sehr gute Verwendung und ein tadelloses Verhalten bewährt.

Wien, am 6. Juli 1933.

Der Präsident des Oberlandesgerichtes in Wien.

732
Jv-------
4 Pers/35

A m t s z e u g n i s.

Ich bestätige unter Verweisung auf das ho. Amts - zeugnis vom 2. Dezember 1933 , Jv 22.329/33 ,dass Herr

Dr. Berthold Leo W e r n e r

zugelassen zur Fortsetzung der Gerichtspraxis mit dem ho. Erlass vom 16. Dezember 1933 , Jv 23.153/33 bei dem Gewerbegericht Wien vom 2. Jänner 1934 bis 31.Dezember 1934 als Rechtsanwaltsanwärter verwendet wurde.

Der Genannte hat während dieser Verwendungszeit sehr gute Fähigkeiten, eine sehr gute Verwendung und ein tadelloses Verhalten bewährt .

Wien,am 11. Jänner 1935.

ZENTRAL-EUROPÄISCHE
LÄNDERBANK
(Aktiengesellschaft)
Niederlassung Wien.
Zweigniederlassungen:
Baden, Graz, Innsbruck, Linz,
Salzburg, St. Pölten.
Telegramm-Adresse:
Landerbank.
Telephon U 27-5-20 Serie

Wien, am 1.Juli 1932.

Herrn Dr. Berthold W e r n e r,

W i e n .

Auf Ihre Eingabe vom 24.Juni d.J. teilen wir Ihnen höflich mit, dass wir Ihrem Ansuchen um Übernahme in den dauernden Ruhestand Folge geben.

Ihr Pensionsbezug richtet sich nach den jeweils geltenden Pensionsbestimmungen. Nach den derzeitigen bezüglichen Bestimmungen beträgt Ihr Ruhebezug ab 1.Jänner 1933 auf Grund einer anrechenbaren Dienstzeit von 12 Jahren (= 51.4 % der Bemessungsgrundlage) S 2.289.77 p.a., dies einschliesslich des allfälligen gesetzlichen Rentenanspruches.

Von vorstehendem Pensionsbezug gelangen die gesetzliche Besoldungs- und Krisensteuer, der Beitrag zur freiwilligen Fortsetzung der Pensionsversicherung, sowie der kollektivvertraglich vereinbarte Kürzungsbetrag in Abzug.

Aus Anlass Ihres Ausscheidens aus unserem Dienstverbande sprechen wir Ihnen für Ihre dem Institute gewidmeten Dienste unseren Dank aus.

Hochachtungsvoll
Zentral-Europäische Länderbank
NIEDERLASSUNG WIEN

Für Dispositionen verwenden wir ausschließlich die besonders vereinbarten numerierten Formulare.

G E S C H Ä F T S V E R Z E I C H N I S

-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-o-

(§ 7 Gerichts-Organ.Gesetz vom 27.November 1896, RGBl.217)

des ~~im richterlichen Vorbereitungsdienst stehenden~~

Rechtsanwaltsanwärters Dr.Berthold Leo W E R N E R .....

Zuteilung			Genaue Angabe der Dauer und Art der einzelnen Verwendungen	Abgesondert anzuführende (§ 7 Ger. Org.Ges.) bedeutendere Geschäftsausarbeitungen oder Verträge bei den Uebungen (§ 31 ff JMV. vom 15.8. 1897, RGBl.192)	Raum für die monatlichen u. sonstigen Visa.
Dauer (von bis)	Gericht oder Behörde Advokat	Gerichtsabteilung Leiter derselben			
16.8.1932 bis 15.10. 1932	Bez Ger, Klosterneuburg	Bez.R.Dr Emmerich Raschbacher	Schriftführer der Straf- und Exekutiona=bteilung		
16.10. 1932 bis 22.XI. 1932	dto	Richter Dr Josef Harmer	Schriftführer der Zivil8, Rechtshilfe- und Mietensachenabt		
23.XI. 1932 bis 5.XII.1932	dto	Hofrat Dr Sturm	Schriftführer der Ausserstreit-, Grundbuchs' und Jugendgerichtsabteilung		
6.12.1932 bis 31.12 1932	dto	Richter Dr Josef Harmer	Schr.F.der Zivilabt etc		
1.I.1933 bis 17.3 1933	Bez.Ger I.Handelssachen Wien	LGR.Dr.Johann Reiser	Schriftführer der Zivilabt		
18.3.1933 bis 30.4	Handelsger.Wien	OLGR Dr. Eugen Cuckovic	Schriftführer der Konkurs-und Ausgleichsabt		
1.5.1933 bis 30.6 1933	Bez.Ger Klosterneuburg	Bez.R.Dr Emmerich Raschbacher	Schriftführer der Straf- und Exekutionsabt.		
1.7.1933 bis 16. 10.1933	RA.Dr.Wilhelm Freudenheim,	Klosternbg	Rechtsanwaltsanwärter in einer Anwaltskanzlei		
17.10.1933 bis 27.11 1933	Gewerbeger. Wien	LGR.Dr.Johann Neuwirth	Schriftführer in einer Gew.Ger.Abt		
28.11.1933 -31.12.1933	RA Dr. heim,	W.Freuden- Klosternbg	RAA in einer Anwaltskanzlei		
1.I.1934 bis	Gew.Ger Wien	LGR.Dr.Johann Neuwirth	Schriftführer in einer Gew.Ger.Abt		

Martha Wiener Collection
4R T.261

PFC Bert L. WERNER
ASN 32544119
Co.E, 2nd Tng. Batt.
Camp Ritchie, Md.

BOMBING OBJECTIVES WITHIN THE VIENNA RAILROAD NETWORK.

Based upon maps : " Oesterreichische Spezialkarte 1: 75.000 "
Militaergeographisches Institut , Vienna
Zone 12, Col. XIV Tulln
Zone 12, Col. XV Unter-Gaensserndorf
Zone 13, Col. XIV Baden und Neulengbach
Zone 13, Col. XV Wien
All distances in kilometers(km)

Introduction.

Within the network of Central-European Railroad networks, Vienna forms the center and at the same time the most vulnerable spot. Simultaneous bombing of certain junctions would entirely disrupt the following transportation lines :

a) France- Switzerland- Arlberg-Vienna-Hungary-Balkans
b) France - Southern Germany-Vienna- Hungary-Balkans
c) Belgium & Holland-Central Germany-Vienna-Balkans
d) Berlin-Prague-Vienna-Balkans and Italy
e) Silesia-Brno-Vienna-Balkans and Italy
f) Poland-Moravia-Vienna-Balkans and Italy
g) Vienna-Slovakia and Northern Hungary

General Remarks.

Vienna has no central Railroad station and no terminus at the very heart of the city. The location of the important passenger stations and their distances from St. Stephens Cathedral, the heart of the city and its most outstanding and hardly camouflageable landmark, are :

a) Western Railroad(Westbahn) 3 km SW
on the Mariahilfer Guertel (Outer circular Boulevard)

b) Southern Railroad (Suedbahn) 2.5 km S by SE
on the Cheaplatz

c) Eastern Railroad (Ostbahn) 2.5 km S by SE
next to the Southern Railroad Station

d) Northern Railroad (Nordbahn) 2.5 km NE
near the Pasterstern (Paster Circle)

e) Northwestern Railroad (Nordwestbahn) 2.8 km N by NE
near the Augarten (Au Park)

f) Frances Joseph Railroad (Franz Josephsbahn) 2.9 km N by NW

near Althanplatz(Althanesquare)

g) Aspang Railroad (Aspangbahn) 3.3 km SE
near Rennweg

All,these stations are located at the southern shore of the Danube. They are interconnected by several communication-lines within the city limits.These intercommunication lines branch off from the main lines at or near to the " outskirt-stations "(also within the city-limits). Freight-, switching and repair-yards , too, mostly are located between the outskirt-stations and the main depots, with exception of those of the Northern and Northwestern RRs, which are located at Floridsdorf, on the northern shore of the Danube .

Bombing and destruction of the junctions between main and communication-lines will have the best effect for a disruption of railroad-traffic.

Description of the Junctions .

A. The triangular junction at Pensing

This junction is located at 9 km W by SW from St. Stephens Cathedral near the Wien River Valley and connects the Western Railroad with all other RRs(with exception of the Frances Joseph RR). The location is at abouth 1.1 km east of the eastern end of the outskirt-station Huetteldorf-Hacking and about 1.8 km west of a smaller outskirt-station, Pensing. Here , about 150 meters north of the Wien river bed,a single track line branches off from W to south and another single-track line from E to S, they cross the streets and the river, south of the junction, on several cantilever bridges on stone-masoned pillars. Immediately south of the river, above the Vienna Elevated and Subway-System station " Pensing ", these to single-track lines meet and form from there on a double track line first leading S, later turning E. The junction is located at 3 km W by NW from the main building of the Schoenbrunn palace and at 2.4 km NW of the Gloriette Building, a one-story Baroque Building at the highest point of the Schoenbrunn gardens and the most outstanding

landmark in the neighborhood. Further landmarks would be : a) a large artificial gas-storage tank of the iron circular form, directly near to the eastern branch-off single-track line, north of the Wien River valley, b) the Wien river valley itself, which at that point is formed by concrete , vertical walls of a height of 10 meters on both shores, and on the southern shore is followed by the Vienna Elevated and Subway's ystem, c) a single-spire , modern medium - sized church in gothic style, greyish- redbrown, immediately north of the junction.

B. The Hetzendorf- Meidling Junctions.

These junctions connect the Western with the Southern RRs and both of them with the southern intercommunication line(Kaiserslautern in the west to Schwechat in the south and then along the southern shore of the Danube to Heiligenstadt in the north - Donau-Ufer-Bahn)From this southern communication line at several spots connections lead to the various lines and tracks leading to the south (Wien Badener-Lokalbahnen, Wien Pottendorfer-Linie, Ostbahn, southern network, Aspangbahn, Ostbahn, eastern network, Frances Joseph-RR,)further this line leads to the big warehouses along the Danube.

The western end of this junction is located 1 km S by SW from the Gloriette Building and 1.8 km S by SW of the main building of the Schoenbrunn palace (both see above under A), where a single-track line branches off, first leading true N, then after about 1 km turning NE and at about 1.3 km distance from the branch-off point crossing the cut in which the Southern RR runs into Vienna. The other branch of the communication-line first forms the station Hetzendorf, then turns N by NE and at about 1.5 km from the aforementioned branch-off point joins the Southern RR.

The Southern RR which , coming from an W by SW direction and so far as been running at level ground, at about the point , where the branch-off

as mentioned in the foregoing section joins the same , enters a cut with the width of three tracks, about 10 meters deep, lined by 45 degree grass-covered walls. The total length of this cut is about 1.7 km and its eastern end is the western end of the RR station Meidling-Suedbahn of the Southern RR.

Immediately after the communication line joins the Southern RR, the cut is crossed by the single-track Huettelsdorf-Schwechat communication line on an irongirder bridge, whose ends rest upon the ground (no pillars). About 0,2 km before the eastern end of this cut it is crossed by a street-bridge, Philadelphia-Bruecke, of the arched steel-girder type (the entire construction work is below the bridge-level).This bridge is about 20 meters wide, has two sidewalks, two trolley-car tracks and two large lanes for the traffic. The level of the bridge is concrete-reinforced and asphalt-covered.

About 15 meters east of the Philadelphia-Bruecke the RR cut once more is crossed by the steel-girder bridge of the one track Wien-Badener Lokal-bahnen. Immediately east of this bridge the tracks branch out to form the three-platform , six track passenger station " Meidling Suedbahn ".

Another RR cut, leading to the western end of the aforementioned RR station is the one of the Wien-Pottendorfer line. The use of this line as a detour communication for any destruction in the Southern RR between Wiener-Neustadt and Meidling Suedbahn would require a destruction of its tracks. The cut of the Pottendorf-line extends for 1 km south from the station Meidling-Suedbahn. The cut includes a doubletrack railroad line and besides on the western slope the single-track line of the Wien-Badener Lokal Bahn. The sides of the cut are grass covered 45 degree slopes. About 0.2 km south of the northern exit this cut is crossed by a street-bridge. When leaving the cut on its southern exit, the Pottendorf-line meets the

track of the Hetzendorf- Schwechat circumferential line (see page E, 3, al. 2).

The entire area of the Hetzendorf-Meidling junctions amounts to about 6 square kilometers. For any attack from the south the best landmark to reach this point would be the " Laxenburger Allee ", a road leading from the park of Laxenburg in a rather straight S to N direction to Hetzendorf and the eastern side of the Schoenbrunn park. This road on both sides in regular distances is bordered by tall poplar trees all its length. The Philadelphia-bridge further can be recognized from the air by the fact that it is the southern end of the Meidlinger Hauptstrasse, a main city street of 10 to 15 meters width, which runs in a straight S to N direction to the Wien river valley.

C. The Southern and Eastern RR Terminal area.

These two terminals, located at 150 meters distance from each other (see page 1, b) and c)) are connected by part of the " Verbindungsbahn " line. The Southern RR from the outskirt-station Meidling Suedbahn runs first in a N by NE direction through the freight-yards and later , S of the Wiedner Guertel (part of the outer circle Boulevard system) and along the same towards the terminal, generally at a height of 7 to 10 meters above street-level.

About 500 meters W of the building of the Southern RR station the Southern RR cros es the bifurcation of the Laxenburger and Triester streets on a truss-bridge. At the eastern end of this bridge on the southern side the connection tracks between the Southern and Eastern RR branches off and leads in a quarter circle of about 800 meters length into the yards of the Eastern RR station.

The Southern and Eastern RR stations are in glass covered buildings, so-called " Head " stations, the Southern RR tracks leaving the building towards the W, the Eastern RR tracks towards SE. Next to the Eastern RR station and alongside the tracks is the Vienna Arsenal, the largest ordnance depot and small-arms factory of the former Austrian Army, a red-brick building of the " Armory " architecture type, with several crossings, about 550 wide and 800 meters long.

About 900 to 1000 meters west of the Southern RR Terminal on the northern side of the tracks, a double track line, the " Verbindungsbahn " branches off, leads down to an below street level and about 100 meters west of the above-mentioned truss bridge enters a tunnel. This line again emerges from the tunnel in front of the northwestern side of the Arsenal buildings, in a cut, about 10 meters deep and then turns north towards the Aspang RR terminus, the Union station Hauptstellent (Verbindungsbahn and Vienna Elevated and Subway System) crosses the Danube canal on a cantilever bridge, encircles the Praterstern and leads towards the Northern RR station.

Landmarks for the Southern and Eastern Terminal area are :

a) the bifurcation of the Laxenburger (west) and Triester (east) streets, both city streets of 15 to 20 meters width and leading to the S;

b) the Wiedner Guertel, a 25 meter wide boulevard, with smaller trees and long stretched lawn patches, on the northern side of the Southern RR tracks.

c) the Schweitzer Garden, a park extending east of the Southern RR and north of the Eastern RR Terminals;

d) the Belvedere palace and garden, the westernmost of the three large gardens running in a N to S direction, whose southern end is directly N of the Arsenal and the Eastern RR terminal and separated from them by the width of the Wiedner Guertel and the Schweitzer Garden (together about 450 to 500 met.)

The Vienna street-car and Elevated and Subway System.

The Vienna street-car and Elevated and Subway system could be used to certain extent as an emergency connecting system between the various terminals of the RRs. Austrian RRs have the standard gauge of 1.435 meters and are laid on heavy rails on ties. The Vienna street-car and E & S system have a gauge of 1.44 meter and are either laid on the usual light street-car rails, imbedded in the pavement, or (on the E & S system) on lighter rails of the regular RR rail cross-cut. In the last War lighter freight-cars , up to a weight of 8 to 10 metric tons had been temporarily run on the street-car system, but much damage was done to the rails.

The following connections between the RRs and the street-car system did exist :

a) The Wien-Aadener Lokal-Bahnen, whose passenger trains in Vienna run on the street-car lines, but who at Inzersdorf have connections with the southern circumference RR;

b) The Vienna- Bratislava Electric RR, where similar conditions prevail within Vienna and where connections with the RRs exist at Schwechat, Fischamend, Deutsch-Altenburg and Hainburg;

c) The Stammersdorf- Auerthal Local RR at Stammersdorf .

Furthermore, the Vienna Elevated and Subway system up to 1920 was a regular RR , connecting the Western Railroad at Huetteldorf-Hacking with the Frances Joseph RR at Heiligenstadt and both of them with the " Verbindungsbahn"(Southern and Eastern RRs to Northern RR) at Hauptzollamt. In 1920 the rails of the E & S system were remailed to the 1.44 gauge of the RR street car system and connections were severed, whereas at the yards of Michelbeuern (Washringergurtel), as well as near the station Gumpendorferstrasse connections were built to the streetcar system.

In a case of emergency, at Huetteldorf-Hacking, Heiligenstadt and Haupt-

sellent connections between the MKs and the N & S system could be easily reestablished and trains could be detoured via this system which to its greater extent runs underground. On the other hand, heavy engines and freighters in a short time would squeeze the lighter rails of the N & S system and cause derailments.

RESTRICTED

WAR DEPARTMENT
MILITARY INTELLIGENCE SERVICE
SAN FRANCISCO OFFICE
ROOM 546 - - 74 NEW MONTGOMERY STREET
TELEPHONE GARFIELD 6197

GENERAL QUESTIONS

Listed here are questions on three general subjects. The questions listed under each subject go into enough detail to stimulate your memory and to indicate how factual and thorough your replies need to be. On the other hand, while we would like to obtain detailed answers for all questions asked, we realize that a single person will probably find it impossible to answer more than a fragment of the questions. Thus, we would like to emphasize that any information--regardless of how minor it may seem to you--is of interest to us. Let us be the judge of the value of your first-hand observations.

If you need further information or help, telephone Captain Hazen or Lieutenant Lansdale at GArfield 6197.

1. BOMBING OBJECTIVES

a. Bombing objectives are industrial plants, mines, railroad freight yards, bridges, military installations, and similar strategic points. Think of these in two ways: First, try to visualize them as they would be seen from an airplane and pick out all identifying marks which would be of help in locating the objective. Secondly, think of them in their relationship to other strategic objectives. That is, of what importance is a particular bombing objective to the enemy's war effort? Either or both viewpoints can provoke information of interest to the War Department.

(1) INDUSTRIAL PLANTS

Strategic

If you were in command of a bombing mission, why would you pick this particular plant for bombing in preference to other industrial plants?

Also, are there any particular points in this industrial plant that you would give priority to in attacking in order to make sure that you crippled the plant?

What does it look like?

How many buildings are there?

What are they made of (brick, concrete, plaster, corrugated iron, etc.)?

What color are the buildings?

RESTRICTED

How many stories high are they?
What do the roofs look like (sawtooth, lean-to, peaked, flat, etc.)?
How many smokestacks are there (color of the smokestacks, how tall are they, where are they located)?
Give the approximate size, by width and depth, of each building, using either the metric system or feet.

Importance of buildings
What is done in each building of a plant?

Production
What does this plant make?
Can you estimate how much was made monthly or yearly when you saw it and what its production would be today?
If it were making peacetime products when you last saw it, what war products could the plant be making after conversion to war production?
How many people were employed by this plant (since number of employees is often a key to production rate)?

Tributary factors
Where does the plant get its power?
If it generates its own, how does it do this and how much power is thus supplied?
If it taps from city mains, where do these power lines enter the plant?
Where does it get its raw materials?
How are these shipped into the plant (by truck, by railroad, by canal barge, etc.)?
If by railroad, how many spur railroad tracks enter the plant?
Where are these located?

Visualization
Make a sketch map showing buildings in the plant and the plant's location to its surroundings, putting in any railroad lines, highways, rivers, etc. nearby that might be used for locating this plant from the air.
Also, in case the plant has been camouflaged, it would be most helpful to spot in any landmarks (such as statues, road junctions, distinctive buildings such as churches, etc.) nearby, which would help in locating the exact spot where this plant is.
Distances between the plant and these landmarks should be estimated and entered on the map.

(2) RAILROAD FREIGHT YARDS

Strategic importance
Is the freight yard a key terminal in the supply of war goods?
What would happen if this freight yard were destroyed (could another freight terminus nearby be used as an alternate without too much dislocation of freight traffic)?

Visualization

Make a sketch map from memory if possible, showing the location and general appearance of the freight yard, indicating approximate North on the map.
How many tracks and sidings does the freight yard have?
Estimate if possible, what the capacity of the yard is.

Tributary factors

Are there any repair shops in or near this freight yard?
If so, what are these repair shops equipped to handle (do they repair locomotives or just the rolling stock)?
How many employees work in the repair shops?
Where are the repair shops located in relation to the yard?
What do the buildings look like (size, color, and shape)?

(3) BRIDGES

Strategic

Would this bridge be worth destroying? That is, what is the importance of the traffic over the bridge that would be disrupted?
Is there an alternate bridge that could be used for this same traffic without too much disruption in the flow of traffic?
What is the traffic over this bridge (railroad, vehicular, pedestrian)?
How many railway tracks across it, how many lines for traffic?

Construction details

What type of bridge is this (cantilever, suspension, trestle, pontoon, draw bridge, etc.)?
Of what materials is it constructed (reinforced concrete, steel girder, wood and concrete, etc.)?
How long is the bridge; how wide is the bridge (for two lanes of traffic, two lane road, and single track railroad, etc.)?

(4) MILITARY INSTALLATIONS

(Including underground airports, anti-aircraft batteries, harbor defenses such as submarine nets or booms, torpedo nets; coastal defenses such as light and heavy gun emplacements, barbed wire entanglements and concrete emplacements, searchlight batteries, and smoke screen devices.)

Description

Make a sketch map if possible, showing the location in as much detail as possible for each unit.
Spot in local landmarks which would help to locate camouflaged installations.

If an airfield is given, any details on its size, exact location.
If you have ever seen it, what type of planes use the field (this might be judged by any planes you have seen landing or taking off near this area or flying in this vicinity--whether bombers, fighters, or light observation craft.
If a gun position, how many guns were there in the position and what type (give caliber if possible)?
If searchlights, how many have you seen used in this area during an air raid? Where are they located?
If military barracks, how many troops can be quartered there, what does the building look like, how big is it, and where located?

2. COMMUNICATIONS

a. "Communications", including highways, railroads, telephone lines, telegraph lines, cable lines, airlines and waterways; canals, river systems, and radio networks.

(1) RAILROADS

Relation of railroad network to strategic areas (by traffic flow, by the raw materials, war industries, and fighting fronts, including supply of fuel and food to densely populated or too isolated sections.

For each individual railway line, give as much data as possible on
motive power used (steam, electric, or diesel),
the gauge of tracks, number of tracks on all lines, location and description of important bridges, tunnels, and ferries,
repair facilities for locomotives and rolling stock (location of shops, how extensive they are in doing repairs or in manufacturing any equipment), and descriptions of these facilities as outlined under the "railroad freight yards" section of the bombing objectives above.

Any strategic evaluation such as vital points (giving degree of vulnerability.
An estimate of present condition of rolling stock and railway lines themselves.
Volume of traffic and adherence to time schedules.

(2) ROADS AND HIGHWAYS

Strategic information, such as the adequacy of the highway as a supplement to rail and water communications.
Vital or vulnerable points, defiles, tunnels and bridges.
What materials were used in constructing each road (concrete, asphalt, gravel, dirt, etc.)?
Are materials for repair and maintenance of this road available in sufficient quantity?

What is the width of each road (one lane, two lane, three lane, divided highway such as the autobahn, etc.)?
If a mountain road, could heavy tanks and heavy supply trucks use it? (An estimate can be made by the size of any passenger busses or freight trucks you have seen using this road--particularly if there are heavy grades and sharp switchbacks which might take several "barking in fillings" in order to turn the corner).

What is the clearance of tunnels and bridges (for the passage of heavy supply trucks)?
Are the bridges strong enough for the passage of heavy tanks, mechanized equipment and heavy supply trucks?

(3) CANALS AND OTHER INLAND WATER WAYS

Strategic value of the waterway (is it the main route for important raw materials or war products; could it be used for the transportation of troops to relieve congestion on railroads; where are the most vulnerable points)?
Give as many details as possible about such data as the head of navigation for ocean-going vessels, location and size of canal locks, the ports and landing docks, with description of loading and storage facilities, and the most important railroad connections.
What typesof vessels are used on each waterway (give as many details as possible on tonnage, speed, draft, and type of fuel used)?

(4) TELEPHONE, TELEGRAPH, AND CABLE SYSTEMS

Strategic information such as its efficiency in general, including the operational management and worker, as well as adequacy of equipment and installations.
Also, are there any vulnerable points which could be crippled by bombing or sabotage?

If possible, make a sketch map of any system with which you are familiar. Give any details possible on the types of central office, equipment used, and the types of outside plant installations.

(5) RADIO COMMUNICATIONS

Name (by call letters), and location of principal stations (including medium and high frequency).
Also, if the actual transmitter is located apart from the studio, then give the location and description of the transmitter (this will be true of many medium-wave broadcasting stations).
Give the power range and frequency used by each of the stations listed.

Strategic

Give any details possible on which stations are used for special purposes (such as short-wave broadcast to one given area for transmission of official agency news, commercial radio telephone, government communication with colonial officials, etc.).
Give any details possible on special radio installations such as coastal communications with fishing fleets, to vessels entering harbors, fixed beams for aerial guidance (that is, radio beams).

3. WHO'S WHO

We are interested in all leading citizens of foreign countries--including military leaders from the rank of colonel up, naval leaders from the rank of commander up, politicians (municipal, provincial, national); leaders of minority groups (labor leaders, political parties, anti-government groups, etc.), industrialists (including bankers, plant managers, etc.); leaders of public thought such as educators, newspaper publishers and writers, radio announcers and commentators and propagandists; police officials, secret police and military agents, and prominent social leaders.

Physical

What does the person look like?
How old is he (or she)?
How tall? (Picture the last time you saw him and base this upon your own height--was he taller or shorter than you)?
How much does he weigh?
What is the color of his hair and eyes?
How does he differ from any other person of the same age, height, and weight (does he wear glasses; does he have any distinguishing scars or marks, any missing fingers, a limp; is he stooped over, or does he have an erect military bearing, a large stomach; any nervous afflictions or habits, etc.)?

Background

How much education has he had (name schools if possible)?
What foreign countries has he visited?
Does he know them very well?
How many languages does he know--to speak, read, or write?
What positions has he held in the business, political, social, or military world?
What is he doing now?

Political beliefs

Give any expressions of political beliefs that you have heard from him first hand, with the approximate month and year you heard this.
Has he remained fairly constant to any one political ideal?
If so, what?

Or if not, what have been his different beliefs?
Has he any particular feeling towards the U.S.? If so, what is it?

Family
Is he married?
If so, what is his spouse's name?
Is he happily married?
How many children does he have? What are their names? How old are they?
Where are they now living?

Integrity
Is he high-principled in character, or does he have a shallow character?
Give any data possible to support your remarks on this.
Does he have bad habits such as playing around with women, drinking, or drugs? To what extent?
Is he apt to be loose in his talk when relaxing?
Would you trust him if you had to deal with him?

NOTE: This document contains information affecting the national defense of the United States within the meaning of the Espionage Act, 50 U.S.C., 31 and 32, as amended. Its transmission or the revelation of its contents in any manner to an unauthorized person is prohibited by law.

DECLASSIFIED

Final Edition

NEWS OF GERMANY

A Summary Compiled by Press Branch,
Information Services Division, Office of Military Government for Germany (U. S.)

Volume 4 | SATURDAY, JUNE 4, 1949 | Number 129

Berlin S-Bahn Strikers Vote 95% to Reject Eastern Compromise

BERLIN, June 3— The strike of west Berlin's 15,000 railroad workers will continue. With almost 95 percent of those eligible voting, more than 96 percent of the strikers yesterday voted to reject the offer of the Soviet-controlled railroad administration to pay 60 percent of the workers' wages in west marks.

After the ballots had been counted late last night, union officials declared that the next step was up to the railroad administration. Although the union is willing to negotiate at any time, it will insist on a triple demand that wages be paid 100 percent in west marks, dismissed personnel be rehired and west Berlin's unions be recognized by the Soviet-controlled railroad administration.

Howley Expresses Hope

So far, both the Soviet Military Administration and Soviet Zone German authorities have failed to recognize west Berlin's anti-Communist Independent Trade Union Federation (UGO), which splintered from the Communist Free German Trade Union league (FDGB). On these grounds the railroad administration has refused so far to negotiate directly with the railroad workers, UGO.

Brig. Gen. Frank L. Howley, U. S. Sector commandant, expressed hope last night that the railroad administration will give up its rejective attitude in view of the vote and negotiate directly with the UGO railroad workers.

Railroad Has Lost 25,000,000 DM

According to DENA, the fourteen-day-old strike has cost the western city administration 1,500,000 marks in unemployment insurance payments to the strikers. The Soviet-controlled Berlin railroad administration is estimated to have lost approximately 25,000,000 marks by the strike.

With the railroad workers' vote hardly announced last night, Maj. Gen. P. A. Kvashnin, head of the SMA transport group, ordered the immediate resumption of elevated train service in west Berlin, if necessary without the participation of the strikers.

(Continued on Page 4)

'Boat of the Damned' Causes Riot in Munich Theater

MUNICH, June 3 — A small riot developed in the "Preysing" movie theater here recently during a showing of the French picture "The Boat of the Damned." Wild jeers and violent protests greeted a scene on the screen during which German sailors torpedoed a freighter and riddled the survivors with machine gun bullets. Crying "We are no murderers" and "Tear the screen down!" part of the spectators forced their way out of the theater. Some of the crowd remained until the end but also criticized the movie severely.

'News of Germany' Presents Its Final Edition, No. 575

With this final issue, "News of Germany," one month short of its fourth anniversary, ceases publication.

Founded on July 12, 1945, by the German News Service, a U. S. Army news agency, which immediately after the war restored interrupted communications in the U. S. Zone and served army newspapers and the first licensed German papers, "News of Germany" has reflected in its 575 issues the history of four years of occupation, marking at its end the transfer to civilian control and the rebirth of a German state.

While primarily serving Military Government personnel by giving a concise summary of German news and MG regulations and policies, "News of Germany" was also widely distributed abroad, including American embassies on all continents, and such institutions as the Library of Congress, Information Centers, the Hoover War Library at Stanford University, and numerous other major university and public libraries.

Court Acquits Communist Of Slandering Councilman

HANOVER, June 3 — The criminal court here yesterday acquitted Kurt Müller, deputy chairman of the western zone Communist party, of charges of insulting and making defamatory statements against Herbert Kriedemann, Social Democratic member of the bizonal economics council.

The court held that Müller, who had called Kriedemann a "Gestapo informer" and had accused him of having falsely called himself a "victim of Nazism," made his statements countering an attack by the SPD against the Communist party. Evidence proved moreover, it was stated, that Kriedemann actually worked for the Gestapo for a two-year period. Kriedemann contended, however, that he maintained connections with the Gestapo to gain information for SPD underground work.

In the findings of the court it was said that Müller, on the other hand, could not sufficiently prove his charge that Kriedemann had betrayed leading SPD members to the Gestapo.

The SPD board meanwhile announced it will probably appeal the acquittal of Müller. Similar charges, as Müller had made, the board claimed, have been investigated by the SPD earlier and have also been found to be without any foundation.

Requests Bund to Name Delegates

HANOVER, June 3 — The foreign political committee of the Social Democratic party here asked that German members of the European council at Strasbourg be nominated by the future federal parliament and not by private organizations such as the "Europa Union."

SPD Scores Decision Allowing 11 Ministers To Run First Elections

The Allied decision to leave amendment and promulgation of the federal electoral law to the minister presidents was strongly protested as "creating an atmosphere of breach of the constitution" by Dr. Kurt Schumacher, Social Democratic party chairman at a press conference in Munich yesterday.

Apparently, Schumacher added, the Allies have a "governess complex" which may even lead them to decide on the size and color of ballot boxes. Earlier, the party board in Hanover declared that the parliamentary council is the only body entitled to amend the electoral law.

The law, which was passed with a small SPD-backed majority by the parliamentary council, has been amended by both the Military Governors and the eleven western German minister presidents, while the council was given no further hearing. In their letter of approval, the Military Governors on Thursday authorized the chief executives to promulgate the law with the changes incorporated and to secure prompt implementation.

One of the principal changes recommended by the minister presidents and sustained by the Allies was the reallocation of seats, of which now 60 percent are to be ascertained in electoral districts and 40 percent by way of Land lists under the proportional representation system. In the original draft the distribution was 50 to 50.

The minister presidents, who are expected to set up a special committee to prepare details of the elections, will make a decision on the election date in their next meeting. Dr. Konrad Adenauer, British Zone Christian Democratic Union chairman, in a telegram recommended July 17, since elections should be held as early as possible in view of the foreign political situation. The SPD favors a date in August.

Meanwhile, it was reported from Frankfurt, that Württemberg-Hohenzollern has stopped payments for the parliamentary council, which so far has failed to dissolve itself.

OMGUS Grants Amnesty To Fragebogen Falsifiers

BERLIN, June 3 — Falsifiers of political questionnaires sentenced to jail terms by U. S. military court were amnestied effective June 1, OMGUS announced here. No more proceedings for "fragebogen" falsifications will be initiated. The amnesty, which does not remove any existing legal regulation, affects 41 persons.

Of a total of 1,650,000 political questionnaires submitted in the U. S. Zone, 82,000 contained false statements, legal division further disclosed.

Meanwhile, British authorities here announced that, for the time being, no similar amnesty is planned in the U. K. Zone.

Bavaria Court Asked To Void Vote Binding State to Federation

MUNICH, June 3 — Dr. Josef Baumgartner, chairman of the Bavarian party has filed a suit with the constitutional court seeking to void the recent Landtag decision to recognize the basic law as binding for Bavaria, though it had been rejected in an earlier vote.

The party chairman claimed that the decision, carried with 97 to six votes, with the Social Democrats and Free Democrats abstaining, was made without the majority required by the constitution and without a plebiscite.

Meanwhile, August Haussleiter, deputy chairman of the Christian Social Union and supporter of former party chairman Dr. Josef Müller, emphasized in an interview that his faction of the party will whole-heartedly cooperate with new Land chairman, Dr. Hans Ehard, who was selected last Sunday. Haussleiter deplored the "fruitless personal feuds" in the political parties, stating that the population demands factual work.

Landtag Delegates Up for Trial

The Bavarian Landtag in its midweek session was informed that Alfred Loritz, member for the economic reconstruction party and former denazification minister, will receive an indictment on charges of slandering the Bavarian judiciary in June. Justice Minister Dr. Josef Müller declared that public prosecutors hesitate to commence proceedings in political affairs, thus explaining the delay in prosecution of Julius Höllerer, another WAV member, who allegedly slandered the Landtag in 1947.

Other Landtag members against whom court proceedings are pending are: Pius Haug, for fraud; Georg Zitzler, for negligent bodily injury; Karl Meissner, and Arno Behrisch, for libel. Also, the minister president was asked to allow for prosecution of his deputy and justice minister, Dr. Josef Müller, also for libel.

Law to Indemnify Nazi Victims

HAMBURG, June 3 — British MG promulgated a law providing for indemnification payments for losses of property incurred by victims of National Socialist oppression methods in the period from Jan. 30, 1933, until May 8, 1945. According to a notice by the British Zone central justice office, the law will become effective on May 12, 1949.

New League to Enter Political Field

STUTTGART, June 3 — The central league of persons damaged by war and currency reform will soon enter the political field, a spokesman of the league announced here recently. The platform is to be drafted next week and an application for license will be submitted to MG following its completion.

The spokesman explained the need for the establishment of this new political organization with the fact that the approximately 10,000,000 damaged by war and currency reform have lost confidence in existing political parties. He announced that the league will probably enter candidates for elections to the forthcoming western German federal parliament. At the present moment, he said, the league musters a strength of about 100,000 paying members.

News Briefs

French MG Personnel Also Suffer Retrenchment — 21 Life Terms

FREIBURG, June 3 — The number of French MG personnel is slated to be reduced from 9,000 to 3,000 by July 1, DENA reported. Since most of the MG officials have their families in Germany, it is anticipated that about 16,000 French nationals will leave the zone.

* * *

FRANKFURT — A jury court here sentenced Arnold Strippel, 38-year-old former storm trooper, 21 times to life terms in prison for participating in 21 murders and to 10 years at hard labor on various other counts. Strippel, a former concentration camp guard, had participated in the execution of 21 Jewish concentration camp inmates after the attempt on Hitler's life on Nov. 9, 1939, in the Munich "Bierkeller."

* * *

BOCHUM — A new wage tariff agreement bringing to miners the long desired wage increases amounting to approximately 10 percent, including wages for youth workers, was signed here last week by the miners' industrial labor union and the German coal mining management. The union, however, still insists on a general wage increase to close the gap between prices and wages.

* * *

HANOVER — At least 30,000 German prisoners of war are still held by Poland, the Social Democratic prisoners of war aid organization announced. It added that repatriation has been very slow during the last few months, while 74 percent of those returned were unable to work, according to medical examinations.

* * *

BREMEN — The "recently noticeable" trend to house police units in barracks during prolonged training periods were sharply scored by the policemen's branch of the public service and transport workers union.

* * *

HAMBURG — The Bürgerschaft (lower house of parliament) here has rejected a Communist motion to put an immediate halt to the collection of the special Berlin-aid tax. The Berlin tax must be maintained as long as the causes of the Berlin blockade have not been definitely removed, the Bürgerschaft said.

* * *

KASSEL — The Hesse government intends to make available to industrial enterprises means for the construction of housing for employees, DENA reported. The money is to be extended at a special, low-interest rate to firms under the condition that they put up at least 20 to 30 percent of the building costs themselves.

* * *

HAMBURG — A British MG court on June 7 will try Rudolf and Walter Blohm, owners of the giant "Blohm und Voss" ship yards, and four other executives of this firm for alleged removal of plant equipment scheduled for dismantling and for alleged falsification of documents.

* * *

FRANKFURT — The German-Italian trade agreement signed at Rome on April 28, 1949, has been ratified by the Italian government and the western Military Governments, DENA reported. The agreement governs German-Italian commodity exchange in the period from July 1, 1949, until June 30, 1950.

British Dismantling Order Brings Forth New Wave of Protest

DÜSSELDORF, June 3 — The stream of appeals to revise the recent British MG order for the immediate dismantling of German hydrogenation plants in the Ruhr area continued to pour in throughout the week. Industrialists, labor unions, government agencies, and church officials all joined in pleading that the doomed plants be spared.

Franz Blücher, deputy chairman of the Free Democratic party, in a telegram requested Dr. Hermann Pünder, head of the executive branch of the bizonal administration, to review anew the effects which the threatening dismantling will have on the contracts which have been concluded with foreign firms. Asking Pünder to communicate the telegram to British MG, Blücher pointed out that dismantling will hinder the German hydrogenation plants from fulfilling orders of the Standard Oil Company, Vacuum Oil, and other oil companies. Moreover, he emphasized that the Gelsenberg Benzin A. G., the largest hydrogenation plant affected by the dismantling order, carries on only refining and processing work, which, he claimed, is not prohibited by international agreements.

Request Further MG Review

Informed sources, quoted by DENA, announced that a German memorandum proposing the maintenance of part of the Fischer-Tropsch plants (production of synthetic power fuel) will be conveyed shortly to Allied authorities concerned. It is pointed out in the memorandum, according to DENA, that production stages in the Fischer-Tropsch plants do not fall under the "prohibited industries" within the scope of the Washington agreement.

At Stuttgart, meanwhile, the Württemberg-Baden economics minister declared before the Landtag that the Military Governments should thoroughly review the dismantling decisions. "Experience has proved," he said, "that the Allies have discarded many of the measures they took immediately after the end of the war."

To Transfer Shipping Control

FRANKFURT, June 3 — Responsibilities of the shipping and forwarding section of the joint export-import agency will be transferred to the corresponding branch of the bizonal economic department on July 1 and Allied personnel will restrict their functions to supervision and advising, JEIA announced.

NEWS OF GERMANY

SATURDAY, JUNE 4, 1949

Published on Tuesday, Thursday and Saturday mornings by the Press Branch of the Information Services Division, Office of Military Government for Germany (U. S.).

News of Germany is produced as a service for personnel whose duties demand familiarity with the spot news developments within Germany. It does not necessarily represent official Military Government information.

News of Germany is compiled from the news reports of Deutsche Nachrichten Agentur (DENA), U. S. Zone licensed cooperative news agency, which serves the 61 licensed newspapers, the U. S.-published Neue Zeitung, and radio stations.

Publication and Circulation Office
Press Liaison Sec. — DENA
ISD — OMGUS
APO 807

Telephones
Bad Nauheim 2465
Frankfurt 58941, Ext. 214

SED to Send Envoys To Influence Units of EasternTradeLeague

BERLIN, June 3 — Members of the Soviet-sponsored Socialist Unity party will shortly be sent to all industrial centers in the Soviet Zone in order to establish better contacts with the Communist Free German Trade Union league (FDGB), the SED board announced this week.

By this step the SED hopes to exert a major influence on the FDGB and other mass organizations, while SED members are expected at the same time to receive a good "political training."

'People's Police' to be Improved

Elsewhere in the Soviet Zone, Dr. Kurt Fischer, president of the interior administration and chief of the "people's police," announced that morale and training of east zone police units will be brought to a higher standard.

Describing the "people's police" as the "weapon of the working classes," Fischer said its members must be "masters in using the arms given to them by the people" and know the principles of "democratic state and economic policies." Discipline among the police will also be made more severe, he added.

Meanwhile, Joseph Orlopp, head of east zone interzonal and foreign trade department, declared that the bizonal economics department is solely responsible if interzonal trade can not be fully resumed at the present time. He charged that bizonal authorities had not sufficient authority to conclude an interzonal trade agreement.

Exchange Rate Blocks Trade Treaty

Main negotiations between the Soviet Zone economics commission and the bizonal economics department broke down recently, but talks are still continuing on committee level. The VfW announced at that time that it was unwise to sign a major agreement between east and west Germany as long as the exchange rate of the two different currencies had not been fixed at four-power talks.

It added that the east zone delegation failed to agree to the VfW-proposed program for a temporary, highly-decontrolled goods exchange, which, the east zone delegation held, was incompatible with the economic situation in the east zone and would ruin its two-year plan.

Sovzon has 9,000 West Freight Cars

British Military Government transport officials said earlier this week that the Soviet Zone owed more than 3,456 freight cars to western Germany since the lifting of the blockade last May 12. This brings the total of western cars in the Soviet Zone up to almost 9,000 as 5,512 freight cars from west Germany were still in the Soviet Zone at the start of the Soviet blockade in June, 1948.

The congress of the SED-sponsored Free German Youth in Leipzig yesterday sent another telegram to the foreign ministers' conference at Paris asking that they receive the 21-man delegation of the Soviet Zone German "people's congress." A similar request by the "people's congress," which claims to be an all-German representation, has already been turned down by the western foreign ministers.

Meat Ration Raised in Bizonia

FRANKFURT, June 3 — The bizonal food department announced here on Wednesday that the meat ration for normal consumers for May and June has been raised to 800 grams monthly (600 grams previously).

Bizone Raises Pork Prices in Answer To MG Denial

FRANKFURT, June 3 — As an answer to Military Governments' refusal to allow full decontrol of pork prices, the bizonal administration yesterday decided to raise controlled prices by about 50 percent to combat black marketing and ensure improved collection as well as to give an incentive to increased utilization of surplus potatoes.

New prices, which differ regionally, will be an average 1.20 marks per 500 grams hog-on-the-hoof, which compares to the earlier controlled price of 87 pfennigs per 500 grams. Retail prices may be not more than 50 percent above these prices.

FRANKFURT, June 3 — The bipartite control office yesterday also vetoed a decision of the bizonal administration to raise hog prices from .87 marks per 500 grams to 1.20 marks.

According to DENA, Military Governments will consent to an increase to between 1.05 and 1.10 marks per 500 grams.

Pork rationing had been undermined largely because of the unattractive controlled prices, prompting farmers to sell their meat on the black market or to curtail the feeding of pigs. Full decontrol of prices had been denied by MG because of its social consequences.

SPD Housing Plan Calls For 1,000,000 Family Units

HANOVER, June 3 — A total of 1,000,000 family dwelling units can be constructed during the next four years according to the Social Democratic party housing program approved by the SPD board here this week.

Not withstanding the shortage of iron and wood for housing construction, the plan depends, however, on the supply of the necessary financial means and the importance paid to housing construction in the over-all investment planning for the west German economy.

According to SPD experts, the program needs 10,975,000,000 marks which are to be collected from Land, city and community budgets, funds accumulating under the planned equalization of financial burdens, credits from insurance companies and the reconstruction bank, and mark funds established under ECA imports. Several kinds of private financing and employers' contributions are also listed as financial sources in the SPD program.

Länderrat Approves Aid Law

FRANKFURT, June 3 — The finance committee of the bizonal Länderrat yesterday approved the immediate aid law, passed by the economic council in fourth reading, incorporating the amendments requested by Military Governments.

New W-B Press Law In Effect; New Paper Appears Next Day

STUTTGART, June 3 — The first paper appearing under general license number three was the "Leonberger Kreiszeitung," a non-partisan newspaper published in connection with the working group of "South-German homeland papers" on June 2.

The day before, Military Government's general license Nr. 3 went into effect for Württemberg-Baden as the first Land of the U. S. Zone. The license authorizes every person unless excepted by MG or German law, to publish newspapers, periodicals and books without special license. Publishers, however, are still obliged to observe MG directives prohibiting spread of Nazistic ideologies and publications liable to cause hostility towards, distrust of, or endangering the safety of, the occupation forces.

Württemberg-Baden was the first Land of the zone to pass a press law providing for the freedom of press and corresponding fully with MG principles.

Meanwhile Arno Scholz, chief editor of the Social Democratic Berlin "Telegraf," sharply attacked issue of the license, claiming that "there, as in many other fields, an American opinion is being transplanted to Germany with no regard to the different conditions." After introduction of the license, owners of printshops will become an "economically well-founded power," Scholz held, adding that such papers, solely directed by "profit interests," soon will compete in selling "nationalism" which, he declared, always was the best type of business in Germany.

Hesse Landtag Adopts Budget, FDP Moves for New Elections

WIESBADEN, June 3 — The Hesse Landtag after a 20-hour session passed the 1,600,000,000 marks budget for 1949/50 with the votes of the Christian Democratic Union and the Social Democratic party against those of the Communists and the Free Democrats.

While the KPD violently attacked several members of the Hesse cabinet, the FDP gave Erwin Stein, education minister, a no-confidence vote and proposed dissolution of the Landtag and new elections on the election day of the first federal assembly.

Schacht Is Refused New Trial

HANOVER, June 3 — Dr. Hjalmar Schacht, former German Reichsbank president, received word from the Lower Saxony Land denazification committee that his denazification application has been turned down because a trial against him is pending in Württemberg-Baden.

The W-B denazification ministry had ordered a re-trial of Schacht after suspension of an appeal-spruchkammer sentence restoring to him the original classification as "major offender" under denazification laws and an eight-year labor camp term. The new trial will be his fourth before German courts.

Institute For Nazi Research Asks Länder for Money

MUNICH, June 3 — The curatorium of the institute for research into Nazi politics," which was established by the U. S. Zone Länder recently, will submit to the next minister presidents' conference a proposal to keep up the institute financially through allocations of funds from all 11 western German Länder.

The present directors of the institute declared that its purpose is to collect, strictly avoiding any propaganda activity, all available documentary material from the period of the "Third Reich" and to exploit it scientifically. The results are to be made available to scientists, students, and newspapers.

Eisler Feted in East Zone, Berlin; Tells of Hatred for America

BERLIN, June 3 — Gerhart Eisler, notorious German Communist, who jumped a $25,000 bail in the U. S. and stoved away to England aboard a Polish liner, was greeted here with open arms by his comrades.

In a improvised speech before the Einheits Haus (unity house), headquarters of the Communist-run Socialist Unity party, in the Soviet sector of Berlin, Eisler said "I hate the U. S. government as I have hated Hitler . . American imperialists will never be able to crush the will of the masses." He claimed his flight from the U. S. had been made possible through "assistance from all countries of the world."

From Jailbird to Professor

Earlier, he had been heartily welcomed in other Soviet Zone cities. During his short stay in Leipzig an official party was given in his honor by the city administration. Eisler also accepted a professorship at the university, a position which had been offered to him earlier.

Eisler came from Prague where he had flown on a Czechoslovakian plane from London. British authorities had released him from custody when a U. S. application for extradition to the States for trial had been turned down. Immediately following the arrival at England of the Polish liner, aboard which Eisler had fled the U. S., British agents had arrested the Communist.

Labor Union Council Asks Halting of Unemployment

FRANKFURT, June 3 — The bizonal labor unions council once again urgently requested all authorities concerned to do "everything in their power" to halt the steadily rising unemployment.

In a resolution adopted at a session early this week, the council admonished the economics department in cautions words to revise its policies and admonished it to try achieving and maintaining "full employment."

Stating that a turn to the worse on the already bad labor market in the bizonal area must be anticipated, if "things are not changed from the bottom up," the council proposed bolstering housing construction programs. Heavy criticism was hurled against responsible authorities for the fact that, despite the current housing shortage, vast production capacities are not put to use and large numbers of building workers are idle.

Communists Riled at Exclusion From Control of Radio Stuttgart

STUTTGART, June 3 — The Communist faction of the Württemberg-Baden Landtag took offense at the ruling of the government factions to bar it from participation in the administration of the W-B radio (to be handed over to Germans shortly) and abstained from voting in election of seven Landtag members to the radio council.

According to its leader, the faction regards the barring of Communists from the administration of the "South German Radio" (W-B radio) as a sign that Radio Stuttgart will, under German administration, continue to maintain its "hitherto one-sided and partisan line."

Reprisal Threatened By KPD for MG Collaborators

KASSEL, June 3 — All Germans collaborating in the establishment of a "west German colonial state" will be taken to account in the future, it was announced by Walter Fisch, Communist deputy chairman for the western zones, here Wednesday.

Stating that the German people are now facing the decision to turn to freedom or to a "coolie existence" under the rule of monopol-capitalism, Fisch claimed that the foreign ministers' conference at Paris was convened because the western powers recognized that they had run into a dead end and the world power situation is shifting more and more to the side of "the forces of progress and peace."

As with the "airlift between Shanghai and Hongkong, all other airlifts serving the rule of capitalism will be dismantled one day," the Communist leader declared. The party rally passed resolutions asking for the unity of Germany and the withdrawal of occupation troops, and for the release from prison of party chairman Max Reimann.

Strikers Vote for Rejection Of East Zone Compromise

(Continued from Page 1)

Union officials declared they would take no counter actions against the new Soviet move and held that east zone railroad workers would be unwilling to act as strikebreakers.

Following a specific request by the Soviet commandant, Maj. Gen. Alexander Kotikov, the four city commandants will meet this afternoon for the first time since the four-power Kammandantur was broken up by a Soviet walk-out last June 16. The closed meeting is scheduled to discuss the transport situation now prevailing in the city.

The Berlin city assembly yesterday adopted a law allowing members of free professions, who are mostly dependant on east-mark incomes, to exchange a total of 250 east marks against west marks on a one-to-one basis. These people, who fell into a distressed position under west Berlin's currency reform last March, may also exchange a certain amount of their monthly income in the future. The assembly also passed a law regulating the activities of Berlin's amateur radio operators.

The two laws are the first ones adopted by the assembly under the "small occupation statute for west Berlin." They will automatically go into effect if the western Allied Kommandantur does not interfere within 21 days.

Income from Tobacco Tax Down, So. Baden Landtag Informed

FREIBURG, June 3 — The South Baden (French Zone) Landtag was informed at its Saturday session that the yield of the tobacco tax, which had been 190,000,000 marks in 1947, has shrunk, due to the importation of U. S. tobacco with ERP funds, to only 6,000,000 marks during each of the past few months.

A Christian Democratic delegate sharply criticized the traffic restrictions still imposed upon Germans, and the fact that railroad schedules for summer 1949 are still headed by the notice "German civilian passengers have no legal claim for transportation."

Press Continues Dim View of Russ Tactics At Paris Conference

The stalemate in the conference of the Big Four foreign ministers in the Palais Marble Rose at Paris dominated the editorials of the entire western German press during this week. Most of the papers took a gloomy view of the possible results and credited Soviet Foreign Minister Andrej Vishinsky with barring any success so far.

The Essen newspaper "Die Welt," still seeing a possible silver lining, wrote: "Vishinsky's negative answer to the western proposal for the creation of a unified democratic Germany shows that a unification of east and west on a wide basis is impossible for the time being . . . politically there can be no unity, but economically there is still a chance . . . and we may say a partial success is better than none . . ."

'A Russ Propaganda Forum'

The "Rhein-Neckar-Zeitung" at Heidelberg blasted away at the tactics of the Soviet delegation, saying that "the Paris conference is seemingly just as degraded as many previous ones, and has come down to a propaganda forum for the Soviets. The conference goes on and optimists hold high their hope for 'a settlement of some sort.' But will that be possible? . . . The west will not be willing to bolster by indirect economic aid . . . a Communist dictatorship in the Soviet Zone."

The western powers have the better cards in hand at Paris, the "Kasseler Zeitung" commented: "This time the Kremlin waited too long . . . the west has outrun it politically. For the west there is no 'back to Potsdam' as proposed by the Russians."

'Political Failure on Germany'

Outspoken pessimism was expressed by the Düsseldorf "Rheinische Post." It read: "Paris has only two chances left now: complete breakdown or a compromise, which however, will be a dear one for Germany. The split of Germany will remain in any case and characterizes the 'modus vivendi' as (what it really is anyhow) . . . a political failure."

In the Osnabrück "Neues Tageblatt" the opinion was stated that Vishinsky has so far made a "pretty bad propaganda for the Soviets. The riots in Berlin and the revived restrictions on Berlin traffic have considerably dampened the original optimism."

'Might as Well Go Home Now'

The same view was held by the "Westdeutsche Rundschau" at Wuppertal, which wrote that the "words of Vishinsky have made an utterly bad impression on the Germans. If Russia has nothing else to offer than what it has brought forth during the first five days of the conference, then the participants might as well go home right now." Similarly, the "Allgemeine Kölnische Rundschau" contended that the program defined by the Russians "excels only by its absolute lack of originality and flexibility." "However," the paper said, "the conference is not finished yet . . . there may be surprises!"

The "Frankfurter Neue Presse" looked at the Paris conference from another angle, asking "whether those political observers will see their opinion confirmed that an era of a Soviet Russian retraction from the western world is imminent and that Russians intend to liquidate the 'dirty work' of 'bourgeois' foreign politics. Even if this is so, it gives no cause for loud optimism, because the German question in its entity will still remain unsolved."

NOTICE OF ALIEN'S ACCEPTABILITY

Date of mailing September 28 1942

To Bert Leon Werner

Address 106 Cabrini Blvd.

Order No. 10,412

Local Board No. 65 — 23
Room 10 — 061
3785 Broadway — 065
New York, N. Y.

(Local board stamp with code)

You are notified that, after considering your status as an alien, the * ~~Navy~~ Army ~~Marine Corps~~ has found that you * ~~are not~~ are, if otherwise qualified, acceptable for training and service in the armed forces of the United States.

Member or clerk of local board.

* Strike out portion not applicable.

NOTE

1. If you were found not acceptable to the armed forces, your classification will be changed to Class IV–C.

2. If you were found to be acceptable, your classification will remain unchanged.

D. S. S. Form 307

U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE 16—26901-1

Prepare in Duplicate

Local Board No. 65 — 23
Room 10 — 061
3785 Broadway — 065
New York, N. Y.

(LOCAL BOARD DATE STAMP WITH CODE)

October 14, 1942
(Date of mailing)

ORDER TO REPORT FOR INDUCTION

The President of the United States,

To Bert (First name) Leon (Middle name) Werner (Last name)

Order No. 10,412

GREETING:

Having submitted yourself to a local board composed of your neighbors for the purpose of determining your availability for training and service in the armed forces of the United States, you are hereby notified that you have now been selected for training and service in the Army (Army, Navy, Marine Corps)

You will, therefore, report to the local board named above at 3785 Broadway, N. Y. C. (Place of reporting)

at 5:45 (Hour of reporting) a.m., on the 28th day of October, 1942.

This local board will furnish transportation to an induction station of the service for which you have been selected. You will there be examined, and, if accepted for training and service, you will then be inducted into the stated branch of the service.

Persons reporting to the induction station in some instances may be rejected for physical or other reasons. It is well to keep this in mind in arranging your affairs, to prevent any undue hardship if you are rejected at the induction station. If you are employed, you should advise your employer of this notice and of the possibility that you may not be accepted at the induction station. Your employer can then be prepared to replace you if you are accepted, or to continue your employment if you are rejected.

Willful failure to report promptly to this local board at the hour and on the day named in this notice is a violation of the Selective Training and Service Act of 1940, as amended, and subjects the violator to fine and imprisonment. Bring with you sufficient clothing for 3 days.

You must keep this form and bring it with you when you report to the local board.

If you are so far removed from your own local board that reporting in compliance with this order will be a serious hardship and you desire to report to a local board in the area of which you are now located, go immediately to that local board and make written request for transfer of your delivery for induction, taking this order with you.

Kindly report promptly at 5:45 A.M.

Irving Gibson

Member or clerk of the local board.

U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE 16—18271-2

D. S. S. Form 150
(Revised 6-15-42)

STATION HOSPITAL
RARITAN ARSENAL
METUCHEN, N. J.

January 29, 1943

HOSPITAL ORDER:

NO 6:

1. Pursuant to authority contained in AR 615-5 as amended by War Department Circular 194, 1942, the following promotion in the Detachment, Medical Department, Station Hospital, Raritan Arsenal, Metuchen, New Jersey, is made effective February 1, 1943:

To be appointed Private First Class

Pvt. Bert L. Werner 35544119

R. Addeo,
2nd Lt., Med Adm. C.
Detachment Commander

STATION HOSPITAL
RARITAN ARSENAL
METUCHEN, N. J.

FILE NO.
300.6

RA/jb
April 13, 1943

DETACHMENT MEMORANDUM:

NO. 64:

1. Listed below are the scores attained by men of the Detachment Medical Department in the A. S. T. P. Test OCT-2, X- 3, given on April 9, 1943:

Name	Score
T/4 Bernard A. Baluha	72
T/4 Philip L. Pennisi	78
T/4 Francis M. Toth	111
Pfc. John J. Mc Keon	64
Pfc. Rosario Todaro	107
Pfc. Peter Silverstein	80
Pvt. Bert L. Werner	146

R. Addeo

R. Addeo,
2nd Lt., Med. Adm. C.
Detachment Commander

WAR DEPARTMENT
MILITARY INTELLIGENCE SERVICE
SAN FRANCISCO OFFICE
Room 546--74 New Montgomery Street

20 September 1943

Subject: Credit to Stanford 9L's

To : Lt. Colonel John C. Groome, Jr.
Chief, U.S. Unit, Collection Group
Military Intelligence Service
Washington, D. C.

1. Our work with the foreign-born 9Ls in the ASTP at Stanford University was interrupted by their unexpected transfer to Camp Ritchie. The suddeness of the move prevented our thanking them adequately for the help given. Particularly, our intent was to have our appreciation entered on each man's service record by the local command. There was no chance to do this here. However, this could be done by the command at Camp Ritchie. It would be a service to us if you would make the necessary arrangements with Camp Ritchie.

2. The 9Ls of the Stanford ASTP, now at Camp Ritchie, who helped us are:

Alex Bellows
K. G. Brandes
Amos Franceschelli
Lawrence Frenkel
W. Guirey
Joseph Hanover
Fred L. Herf
Harry Herzog
Ernest J. Holzer
Arnold Lerner
Bruno Linsker
Hans O. Mauksch
William F. Mayer
Henry J. Sheldon
Henry W. Wald
Robert J. Waters, Jr.
Bert L. Werner

3. There may be some further names to be added to this list, since a number of the men were working on reports and promised to complete them on the train en route to Camp Ritchie.

4. The men listed above went to work on our projects with considerable enthusiasm. Many of them gave up leaves and worked nights to prepare accurate details in the information given us. A number of them skipped their last night of liberty before entraining in order to have information in our hands the last day. You can appreciate what this must have meant to an enlisted man.

5. The reports from these men are now being processed and will be transmitted shortly.

A TRUE COPY:
James M. Rowe
JAMES M. ROWE
1st Lt., AGD

/s/ Warren J. Clear
WARREN J. CLEAR
Colonel, G.S.C.
Chief, SF Office MIS

CIVIL AFFAIRS TRAINING SCHOOL
AT STANFORD UNIVERSITY

I-61

Austria

Pfc. Bruno Linsker
Pfc. Hans O. Mauksch
Pfc. Bert Werner
(Ed'd: J.B.M.)

Pfc. Bert Werner

GEOGRAPHY - Heartland of Central Europe, 32,000 sq. miles, approximately 6,500,000 population, about 5/6 of territory mountainous (The Alps). North of the Danube, part of the Bohemian "Masse"; eastern part (Burgenland) part of "Kleine ungarische Tiefebene" (Little Hungarian plain). Mountain climate, crossing of maritime and continental climate. Important as cross junction of West-East lines (Arlberg-Vienna-Balkans); Northeast-South Lines: Poland, Czechoslovakia-Italy -resp. Jugoslavia; Bavaria-Italy (via Brenner). Easy communication in east-west direction(valleys); difficulties in north-south connections (few passes).

ETHNOGRAPHY - Population: Cross mixture between Celts and Teutonic tribes (slight Roman influence), Huns and Avars. First resettled by Germans (Bavarians) around 800 A.D.; later by Magyars; resettled during the 10th century by the Germans. Many names of localities show strong Slavic roots. (Graz-Hradec-Castle); strains of Polish, Turkish, and Spanish influence; Language; predominantly German. Small minorities: Czechs (in Vienna) Slovenes (Southern Carinthia) Croats (Burgenland).
Over 90 per cent Roman Catholics, about 6 per cent Protestants (Lutherans and Calvinists); before 1938 about 4 per cent Jews.

POLITICAL GEOGRAPHY - Originated first around 800 A.D., as a military March (Karolingische Ostmark) of the German Empire, overrun by Magyars after the Battle of the Lech, 955, restored as March, 1156 Duchy; after 1246 temporarily part of first attempt of a greater Danubian Federation (Przemysl Ottokar II of Bohemia). Habsburgs take over after 1276 and exclude all influence from Reich. 1365 Archduchy, 1804 after collapse of the Holy German Empire proclaimed as Austrian Empire until 1918. 1867 Dual Monarchy with Hungary initiated. Plans for a trialism, resp. quinqualism by Archduke Francis Ferdinand (assassinated 1914).

1918: Republic Deutsch-Oesterreich, Federal Democratic Republic.
1919: Under compulsion of peace treaties changes name: Republik Oesterreich.
1934: After Austro-Fascist (clerico-fascist) Revolution: Bundesstaat Oesterreich, on corporative (ständischer) basis.
1938: March 11th: Germany annexes Austria.(not recognized by the U.S. Department of State)
1919: Seven provinces (Laender): Lower Austria (Capital-Vienna) Upper Austria (Linz); Salzburg (Salzburg); Tirol (Innsbruck) Vorarlberg (Bregenz); Steiermark (Graz); Kaernten(Klagenfurt)
1920: Federal Capital (Vienna) made a separate province. Burgenland (western Hungary) added according to peace treaty (capital: Eisenstadt)
1938: After annexation: Originally Reichsland Ostmark under Reichsstadthalter", later seven Reichsgaue under Gauleiter.

WAR DEPARTMENT
MILITARY INTELLIGENCE SERVICE
SAN FRANCISCO OFFICE
ROOM 546 - - 74 NEW MONTGOMERY STREET
TELEPHONE GARFIELD 6197

San Francisco, 5, California

24 September 1943

Pfc Bert Leon Werner

Camp Ritchie, Maryland

Dear Werner:

Thank you for the assistance given to this office while you were a 9L student at the ASTU, Stanford University. This was of definite value to the War Department.

Very truly yours,

Warren J. Clear

WARREN J. CLEAR
Colonel, G.S.C.
Chief, SF Office MIS

WAR DEPARTMENT
MILITARY INTELLIGENCE SERVICE
SAN FRANCISCO OFFICE
ROOM 546 - - 74 NEW MONTGOMERY STREET
TELEPHONE GARFIELD 6197

San Francisco 5, California

12 October 1943

Pfc Bert L. Werner, ASN 32544119
Co. E., 2nd Tng. Batt.
Camp Ritchie, Md.

Dear Werner:

Thank you for the information. It showed evidence of careful, thoughtful preparation on your part and is of definite interest to the War Department.

Anything you can prepare (without interfering with your present duties) on Bruck an der Leitha or Parndorf, as suggested in your letter, will be most welcome.

The other suggestions in your letter are being considered.

Very truly yours,

EG Lansdale

EDWARD G. LANSDALE
1st Lt., M I
Assistant to the Chief

Army Specialized Training Program

The ARMY *of the* UNITED STATES *hereby certifies that*

BERT LEON WERNER

has completed satisfactorily the course of study in

Linguistic Fields

pursued at Stanford University.

His training was completed on 30 October 1943. *The record of his performance is available, on request by appropriate authority, for the purpose of determining his academic credit.*

Registrar
FOR CERTIFYING INSTITUTION

BY ORDER OF THE SECRETARY OF WAR:

Colonel, Infantry
COMMANDANT

WAR DEPARTMENT
THE MILITARY INTELLIGENCE TRAINING CENTER
CAMP RITCHIE, MARYLAND

SPECIAL ORDERS)
)
NUMBER 283)

25 November 1943

E X T R A C T

1. The following named enlisted men graduated, this date, from the Twelfth Course at The Military Intelligence Training Center, Camp Ritchie, Maryland.

* * * * * * * * * * * * *

Pfc BERT L. WERNER 32544119

* * * * * * * * * * * * *

By Order of Colonel BANFILL:

J. K. HOFFMAN,
Lt Col, A.G.D.
Adjutant

OFFICIAL:

J. K. HOFFMAN,
Lt Col, A.G.D.,
Adjutant

(SO 283, 25 November 1943)

Army of the United States

Honorable Discharge

This is to certify that

BERT L. WERNER 32544119 PRIVATE FIRST CLASS

Asgd Medical Section 1330th Service Unit, Camp Ritchie, Md.

Army of the United States

is hereby Honorably Discharged from the military service of the United States of America.

This certificate is awarded as a testimonial of Honest and Faithful Service to his country.

Given at Fort Dix Separation Center
Fort Dix, New Jersey

Date 23 June 1944

Colin D. Mac Rae

COLIN D. MAC RAE
Lieutenant Colonel, Cavalry

W. D., A. G. O. Form No. 55
January 22, 1943

42

ENLISTED RECORD OF

Werner (Last name) Bert (First name) L (Middle initial), 32544119 (Army serial number), Pfc (Grade)

Born in Vienna, Austria, in the State of

~~Enlisted~~ inducted [1] 28 October, 1942, at New York, N.Y.

When ~~enlisted~~ inducted he was 44 9/12ths years of age and by occupation a Manager, Office

He had Brown eyes, Brown hair, Ruddy complexion,

and was 5 feet 10½ inches in height.

Completed 1 years, 7 months, 26 days service for longevity pay.

Prior service: [2] None

FOR CONVENIENCE, A CERTIFICATE OF ELIGIBILITY NO. 44195205 HAS BEEN ISSUED BY THE VETERANS ADMINISTRATION TO BE USED FOR THE FUTURE REQUEST OF ANY GUARANTY OR INSURANCE BENEFIT UNDER TITLE III OF THE SERVICEMEN'S READJUSTMENT ACT OF 1944, AS AMENDED, THAT MAY BE AVAILABLE TO THE PERSON TO WHOM THIS SEPARATION PAPER WAS ISSUED.

SOLDIER ISSUED DISCHARGE LAPEL BUTTON AT FT DIX NJ ON

JAMES F FENNELL 1ST LT FD

Noncommissioned officer Never

Military qualifications [3] None

Army specialty Intelligence Observer

Attendance at MITC, Camp Ritchie, Md.

(Name of noncommissioned officers' or special service school)

D. C. Fort Dix, N. J. 18 Nov. 1944

For travel from Camp Ritchie, Md. to Fort Dix, N.J. $5.43

G. L. ROGERS, Captain, F.D.

By Check No. 354774 dtd Nov. 16, 1944 F.D. Cashier

Battles, engagements, skirmishes, expeditions None

Decorations, service medals, citations None

Wounds received in service None

Date and result of smallpox vaccination [4] 28 Dec 43 Immune

Date of completion of all typhoid-paratyphoid vaccinations [4] 3 Jan 44 Stimulant

Date and result of diphtheria immunity test (Schick) [4] None

Date of other vaccinations (specify vaccine used) [4] Tetanus 28 Dec 43. Typhus 28 Dec 43.

Physical condition when discharged Good Married or single Married

Honorably discharged by reason of [5] Section X AR 615-360 & par 22 SO 147 WD The MITC*

Character Excellent Periods of active duty [6] None

Remarks [7] *Cp Ritchie, Md dated 20 Jun 44. Soldier not entitled to travel pay [illegible] No time lost under AW 107. Not entitled to mustering out payment under Mustering out Payment Act of 1944.

Pd T/P to New York, N. Y. $3.95

Print of Right Thumb

Signed under protest
Signature of soldier Bert L Werner

James H. Van Loon

FORT DIX, N J JUN 23 1944
PD IN FULL - 0.90
rw G L ROGERS, CAPT, FD.

JAMES H. VAN LOON
1st Lt. Infantry
Asst. Personnel Officer
Commanding

BY G Schoffield CASHIER

INSTRUCTIONS FOR ENLISTED RECORD

[1] Enter date of induction only in case of trainee inducted under Selective Training and Service Act of 1940 (Bull. 25, W. D., 1940); in all other cases enter date of enlistment. Eliminate word not applicable.

[2] For each enlistment give company, regiment, or arm or service with inclusive dates of service, grade, cause of discharge, number of days lost under AW 107 (if none, so state), and number of days retained and cause of retention in service for convenience of the Government, if any.

[3] Enter qualifications in arms, horsemanship, etc. Show the qualification, date thereof; and number, date, and source of order announcing same.

[4] See paragraph 12, AR 40-210.

[5] If discharged prior to expiration of service, give number, date, and source of order or full description of authority therefor.

[6] Enter periods of active duty of enlisted men of the Regular Army Reserve and the Enlisted Reserve Corps and dates of induction into Federal Service in the cases of members of the National Guard.

[7] In all cases of men who are entitled to receive Certificates of Service under AR 345-500, enter here appointments and ratings held and all other items of special proficiency or merit other than those shown above.

INSTRUCTIONS FOR CERTIFICATE OF DISCHARGE

AR 345-470.

Insert name; as, "John J. Doe," in center of form.

Insert Army serial number, grade, company, regiment, or arm or service; as "1620302"; "Corporal, Company A, 1st Infantry"; "Sergeant, Quartermaster Corps."

The name and grade of the officer signing the certificate will be typewritten or printed below the signature.

U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE: 1943 O - 530071

R E S T R I C T E D

HEADQUARTERS
U.S. FORCES, EUROPEAN THEATER

CEG/beb
(Main) APO 757
4 Sept 1945

AG 300.4 (31 Aug 45) 9-46

SUBJECT: Orders.

TO : Personnel Concerned.

1. Verbal orders of the Theater Commander on dates indicated directing the personnel named below, organizations indicated, to proceed from their present station to Bad Nauheim, Germany, on temporary duty, for the purpose of carrying out the instructions of the Theater Commander, and upon completion of this duty to return to proper station, are made of record, the exgencies of the service having been such as to prevent the issuance of written orders being issued in advance.

MAJ J. PONIKIOWSKI, A0O4717, Polish, attached, this Hq (Information Control Div) - on 23 August 1945
1ST LT GEORGE H. HANNING, 01165870, FA, this Hq (Information Control Div) - on 6 August 1945
M Sgt Don O. Gilbert, 32524822, Hq Det, Hq Comd, USFET (Information Control Div) - on 30 August 1945
Tec 4 Donald C. Compton, 32677656, Hq Det, Hq Comd, USFET (Information Control Div) - on 23 August 1945
Tec 4 Cecil A. Boise, 32677710, Hq Det, Hq Comd, USFET (Information Control Div) - on 23 August 1945
Cpl Paul Sklar, 12141022, Hq Det, Hq Comd, USFET (Information Control Div) - on 17 August 1945
Sgt Gale H. Reedy, 39533092, Hq Det, Hq Comd, USFET (Information Control Div) - on 6 August 1945
Mr. WILLIAM O. SILVERTHORN, U.S. Civilian, attached, this Hq (Information Control Div) - on 19 August 1945
Mr. BERT L. WERNER, U.S. Civilian, attached, this Hq (Information Control Div) - on 27 August 1945
Mr. THOMAS A. BARNES, British Civilian, attached, this Hq (Information Control Div) - on 14 August 1945

2. The personnel named above are attached to the 5th Mobile Radio Broadcasting Company, for quarters and rations, while on this duty.

3. TCMT. TDN. 60-115 P 432-02 A 212/60425.

BY COMMAND OF GENERAL EISENHOWER:

C. E. GOINGS,
1st Lt., AGD,
Asst Adjutant General.

DISTRIBUTION:

3 - Each Individual
1 - Information Control Div
1 - AG Civ Pers
1 - AG Morning Report
1 - CO, Hq Det
15 - Adj, Hq Comd
1 - Pers Misc Br, AGO

R E S T R I C T E D

R E S T R I C T E D

HEADQUARTERS
U.S. FORCES, EUROPEAN THEATER

CEG/las
(Main) APO 757
13 September 1945

AG 300.4 (13 Sep 46) 9-1582

SUBJECT: Orders.

TO : Mr EERT L. WERNER, US civilian.

1. Mr EERT L. WERNER, US civilian, Office of War Information, attached this headquarters (Information Control Div), is authorized to proceed by Government motor transportation on or about 13 September 1945 from his present station to Bad Nauheim, Germany and take station thereat for duty with Press Control News Unit.

2. Mr WERNER is attached to 5th Mobile Radio Broadcasting Company for quarters and rations while on this duty.

3. TCNT. TDN. 60-115 P 431-02 A 212/00425.

BY COMMAND OF GENERAL EISENHOWER:

C. E. GOINGS,
1st Lt, AGD,
Asst Adjutant General

DISTRIBUTION:
4 - Mr Werner
1 - Office of War Information
1 - Information Control Div
1 - 5th Mobile Radio Broadcasting Company
2 - Civilian Pers
1 - Pers Misc Br, AGO

R E S T R I C T E D

Form No. 50
Revised 11-1-44

WAR DEPARTMENT
NOTIFICATION OF PERSONNEL ACTION
(FIELD)

1. Date: 18 June 1947

Ident.No. N.-013631

2. TO: Bert (First Name) L. (Middle Initial) Werner (Last Name) 3. S. S. NO.

4. THROUGH: Information Control Division, OMGB
(Office in which Employed or to be Employed)

This is to notify you of the following action concerning your employment. This action is subject to the provisions on the reverse hereof:

5. NATURE OF ACTION (Use standard terminology)	6. EFFECTIVE DATE
Extension of Excepted Appointment	1 July 1947

	(FROM)	x (TO)
7. POSITION TITLE		Press Control Specialist
8. SERVICE GRADE AND SALARY		CAF-9, $4902 (6th step) p/a plus 25% diff.
9. FORCE AND SERVICE OR COMMAND		European Theater
10. INSTALLATION AND LOCATION		Office of Military Government for Bavaria
11. ORGANIZATION UNIT		Information Control Div. Press Control Branch, Press Control Section
12. DUTY STATION AND LOCATION		Munich, Germany, APO 407

13. REMARKS:

x

Organizational title: "Scrutiny Officer".

Legal residence - New York - approved.

This action extends your period of employment for not less than 12 months from effective date of this action (item 6 above) The terms of this extension are outlined in the attached conditions of employment, which upon satisfactory completion will entitle you to transportation to place of recruitment at government expense.

THIS IS A CERTIFIED TRUE COPY:

CHARLES W. PEARCE

For the Director:

(s) LEONARD E. COLE
Chief Civ Pers Adm.

ROLL

(Rank and/or Title)

Printed by Ludwig Storr, München 22, Liebherrstr. 5

22 Jan 1948

Ltr, Hqs USCOMZ
1 April 1947

21 0260

X

X

X

10-41

W. D. Form No. 50
(Revised 11 Feb 47)

WAR DEPARTMENT
NOTIFICATION OF PERSONNEL ACTION
(FIELD)

Temp[illegible]ort Series
X

1. Date: 18 June 1947

Ident.No. N.-013631

2. TO: Bert (First Name) L. (Middle Initial) Werner (Last Name) 3. S. S. NO.

15. Date of Birth: 22 Jan 1898

16. Civil Service or Other Legal Authority: Ltr, Hqs EUCOM 1 April 1947

4. THROUGH: Information Control Division, OMGB
(Office in which Employed or to be Employed)

This is to notify you of the following action concerning your employment. This action is subject to the provisions on the reverse hereof:

5. NATURE OF ACTION (Use standard terminology)	6. EFFECTIVE DATE
Extension of Excepted Appointment	1 July 1947

	(FROM)	x (TO)
7. POSITION TITLE		Press Control Specialist
8. SERVICE GRADE AND SALARY		CAF-9, $4902 (6th step) p/a plus 25% diff.
9. FORCE AND SERVICE OR COMMAND		European Theater
10. INSTALLATION AND LOCATION		Office of Military Government for Bavaria
11. ORGANIZATION UNIT		Information Control Div. Press Control Branch, Press Control Section
12. DUTY STATION AND LOCATION		Munich, Germany, APO 407

17. Appropriation or Fiscal Authority: 2170260

18. Male: X | Female:

19. Non Veteran | VETERAN: No Pref | 5 Pt. | 10 Pt.

20. Civil Service Retirement: X Yes | No

21. ~~Public Law 79 XXXXXXXXXX War Overtime Pay Act~~: X Yes | No

22. White: X | Negro | Other: •

23. Position Reference or Job Description Manual Number: IC-41

24. Date of oath (Accession Action Only)

13. REMARKS:

x
Organizational title: "Scrutiny Officer".
Legal residence - New York - approved.

This action extends your period of employment for not less than 2months from effective date of this action (item 6 above) The terms of this extension are outlined in the attached conditions of employment, which upon satisfactory completion will entitle you to transportation to place of recruitment at government expense.

THIS IS A CERTIFIED TRUE COPY:

CHARLES W. PEARCE

For the Director:

(s) LEONARD E. COLE
Chief Div Pers Adm.

PAY ROLL

Bank and or Title

Printed by Ludwig Senz, München 22, Liebherrstr. 5

Dr. Bert L. Werner

2226 Observatory Place, N. W., Washington, D. C., 20007, U. S. A.

Fernsprecher: (202) 337 1313

Kabelanschrift: WERNER Tel. 337 1313 WASHINGTONDC

Verteilungsstelle:
DACHUSA
8 München 25, Valleystraße 56/II

Nr. 8 oder 9 Freitag, 18.8. abends ¼ 9 Uhr

Mein liebes Putzerl !
Genau genommen, wollte ich Dir ja erst morgen, Samstag, nach Eintreffen der Post schreiben, aber ich habe Angst, dieser Brief wuerde Dich dann nicht mehr am Semmering erreichen und Dir tagelan nachlaufen, oder Dich gar nicht erreichen. Also, vor Allem, es ist ein Grosses Wunder geschehen. Der Brief mit der Schlafwagenkarte kam heute gegen 4 Uhr im Buero an, lief also bloss zwei Tage und 10 Stunden (unter Beruecksichtigung der Zeidifferenz von 5 Stunden) Da wird wohl wer oder in Europa jemand wegen zu schneller Arbeit bestraft werden. Ganz abgesehen davon kam eran, obwohl die Adresse in etlichen Teilen falsch war. Von Deleglise kannst Du sie nicht so geriegt haben und auch Mimi hat die richtige Fassung (" WastDu , Muatterl, wos mir tramt hot ? ") Sie lautet naemlich, fuer kuenftige Faelle :
BLW, % U.S. INFORMATION AGENCY, IBS=PE, German Service, HEW-Bldg, Room 2413, Washington, DC 20547 war also bloss an fuenf Stellen falsch oder in falscher Reihenfolge. Da ich aber doch bei der hiesigen Post und auch innerhalb der Agency bekannt bin, wie ein bunter Hund(was sich darin aeussert, dass ich richtig ins Buero adressierte Post nach Hause und umgekehrt erhalte) so kam der Briefe ebn doch schon heute an und alle Sorgen , verflossene und zukuenftige, sind damit gegenstandlos geworden, ich hoffe also, halbwegs ausgeschlafen und nicht ganz verhurgert am Dienstag gegen 12:45 oder 12:55 in Wien einzutreffen. - Ferner brachte die Post beiliegenden Brief von Maria Schurz, den ich Dir nicht einmal in Wien (oder am Semmerung) vorenthalten moechte und von Kaj Beringer aus New York einen kurzen Brief. Vor meinem Abflug kommt er nicht her, aber bestimmt nach Rueckkehr. Da er schon einmal unten geschlafen hat, kann er dies ja gegebenenfalls wieder tun. - Ich waehle dieses Mal die Vollbriefform, nicht bloss wegen des Schurzbriefes, sondern auch wegen der Moeglichkeit des Frankierens mit "bunten " US-Marken, ich glaube ich werde vier verschiedene draufpicken, wenn dann welche fehlen, hat die oest. Post sie gestohlen. Dagegen habe ich keine anderen US Marken, als die drei hier beigelegten, ganz abgesehen davon, dass wir selber Viecher sind und sie daher nur selten auf Marken abbilden und wenn schon, dann ganz scheusslich, wie die Hendel oder die Hunde-Marken. - Minna hat mich wegen Sonntagnachtmahl nicht wieder angerufen, also findet selbes nicht statt, was mir gar nicht so unlieb ist, ich ziehe es vor, lieber zu Hause zu bleiben, zumal es doch wieder waermer geworden ist und ueberdies etwas "smoggy " (so dass sich Leute beklagen, es kratzt sie in den Augen, mich aber nicht). Uebrigen Krankheiten : Leo wurde heute mit der Ambulanz wieder ins Spital gebracht, Ambulanz, nicht weil es ihm so schlecht geht, sondern weil er sich so schwach fuehlte. Jedenfalls hat er dort bessere Pflege, als zu Hause. Mit wem man im Buero spricht, nicht nur in unserem Service, haelt ihn fuer einen ganz schweren Hypochonder, der sich 90 % seiner Leiden einredet und darin noch von Erika bestaerkt wird. Natuerlich haben infolgedessen Siegert und ich auch naechste Woche wieder den Scherben voll und ganz auf und koennen uns derstessen, obwohl ich doch das eine oder andere Mal unbedingt spaetestens um ½ 4 weggehen muss, so z.B. um die Karten von der AAA abzuholen, etc. Dabei war Siegert auch gestern und vorgestern selber nicht gut und so konnte ich heute wieder bis ½ 6 im Buero sitzen, statt um ½ 4 weggehen zu koennen. Na, bisher sind es schon 27 Stunden Comp. Time, die also von annual leave , den ich fuer den jetztigen Urlaub nehmen muesste, weggehen(d.h. ich muss um 27 Stunden weniger annual leave nehmen, statt faktisch 120 sind es eben bloss 93) Mir kann es recht sein, aus einer recht komplizierten Bestimmung heraus, kriege ich eben am 31. Januar Geld ausbezahlt, das ich sonst nicht kriegen wuerde. Gerade hat Minna angerufen, also ich komme doch Sonntag zu ihr zum Nachtmahl, hoffentlich kann ich fuer beide Wege ein Taxi aufreissen, den mit dem Bus faehrt man ja mit der Kirche ums Kreuz, wann er am Sonntag ueberhaupt zu gehen geruht. Uebrigens ist in den Bussen angeschlagen, dass ab 11.9. der Verkehr auf unserer Linie verstaerkt werden soll. So, ich will den Brief noch jetzt einwerfen, dann wird er morgen frueh (statt erst um 6 Uhr abends ausgehoben und erreicht Dich noch am Semmering, Viele Pussis

Dein

Martha Werner Collection, 1987261, Box 3, folder 3

TRAVEL AND FINAL SALARY PAYMENT AUTHORITY FOR CIVILIAN EMPLOYEES RETURNING FROM OVERSEAS EMPLOYMENT

1. ISSUING STATION AND LOCATION OR APO NUMBER (MUNICH, GERMANY)
OFFICE OF MIL GOVT FOR BAVARIA, APO 407, c/o PM, N.Y., N.Y.

2. DATE
12 November 1947

3. NAME OF EMPLOYEE (Last name - first name - middle name)
WERNER, Bert L.

4. DATE OF BIRTH (Month, day, year)
January 22, 1898

5. SERVICE AND GRADE (If graded)
CAF-9 (6th step)

6. POSITION TITLE
MUNICH, GERMANY

7. IDENTIFICATION
SOCIAL SECURITY NUMBER (or)
IDENTIFICATION NUMBER
AGO-No: N-013631

8. TRAVEL AUTHORITY: BY AUTHORITY OF THE SECRETARY OF WAR DATED 1 AUGUST 1945, YOU ARE HEREBY AUTHORIZED TO TRAVEL IN THE INTEREST OF THE MILITARY SERVICE AT GOVERNMENT EXPENSE:

A. FROM
MUNICH, GERMANY

B. TO NEW YORK, NEW YORK
via 17th Major Port, Bremerhaven
Surface Priority No. 11-AIU-3-23

C. BY MEANS OF:

OVT. OWNED VEHICLE	COMM. AIRCRAFT	COMMON CARRIER	WATER TRANSP.	MIL. ACFT (PB)	OTHER
No	No	Rail	Yes	No	None

D. BAGGAGE ALLOWANCE

BY AIR	BY WATER	BY RAIL
———	400	400

E. PER DIEM ALLOWANCE WHILE AWAY FROM DUTY STATION SHOWN IN 8A ABOVE WILL BE PAID AT THE FOLLOWING RATES:
(No per diem is authorized while on board ship when meals are furnished at no expense to the employee) $7.00 OVERSEAS; $6.00 IN U.S.

F. PER DIEM AND TRAVEL EXPENSES ARE PAYABLE FROM THE FOLLOWING APPROPRIATION: 510
TCNT TDN 801-11 P 415-02, 03, 07, 08 A 218 2700 S 99-999 L115. 500.

G. RETURN TO THE UNITED STATES IS FOR THE PURPOSE OF:
Termination

9. FINAL SALARY DATA

A. RATE OF PAY	PER (Year, day, hour, etc.)	B. APPLICABLE OVERTIME PROVISIONS	TOUR OF DUTY (Days and hours)
$4902.00	Year	None	5dys p/week (40hrs)

C. AUTHORIZED ALLOWANCES
25% Overseas Differential

D. ALLOTMENTS
None

E. LAST PAID THROUGH	BY (Name of disbursing officer)	SYMBOL NUMBER	VOUCHER NUMBER	MONTH PAID
18 October 1947	B.B. Callaway, Lt. Col.	210-949	8050	October 47

F. LEAVE BALANCE			G. PAY ROLL DEDUCTIONS		
AS OF (Date)	ANNUAL	SICK	RETIREMENT	FED. TAX (Tax status)	OTHER (Specify)
18 October 1947	616 HRS.	438 HRS.	5% of Bas.Comp.	None	$13.85 TRS for 28 day period

H. FDGA AND APPROPRIATION CHARGEABLE FOR FINAL SALARY PAYMENT
2182700 GROA WD 1948 889 1005 P411-01 S00-204 L 115

10. SUPPLEMENTAL EMPLOYMENT AGREEMENT WAS ENTERED INTO
☒ YES (Attach certified, true copy) ☐ NO

11. REMARKS Employee will proceed to Bremerhaven, Germany, so as to arrive not earlier than 15 November 1947, nor later than 16 November 1947, reporting to the Civilian Liaison Office, Dependent's Hotel.

Ltr "Carriage of Official Documents by Personnel Leaving Theater," USFET, AG 311.4 GBI-AGP, 25 Oct 45, provides that all documents of a confidential or higher classification will be confiscated if carried by personnel other than official couriers bearing prescribed identification letter.

Ltr "Processing of Baggage," WD AG 524 (13 Aug 45) OB-S-D-M, 23 Aug 45, pertains to customs laws and regulations, and procedures for shipment. Auth: Cable USFET, Reg. No. SG-13037, 3 April 46.

* Remarks on reverse side are a part of this order.

12. THE COMMANDING OFFICER AT New York Port of Embarkation, First Avenue and 58th Street, Brooklyn, New York IS AUTHORIZED TO: EFFECT FINAL SALARY PAYMENT (S) DUE THE EMPLOYEE FROM THE LAST DATE THROUGH WHICH THE EMPLOYEE WAS PAID, CHARGEABLE TO THE FDGA AND APPROPRIATION SHOWN ABOVE: TO ISSUE THE FORM WD 50, EFFECTING THE APPROPRIATE PERSONNEL ACTION; TO SET THE EFFECTIVE DATE OF THE ACTION; AND TO DIRECT THE EMPLOYEE TO PROCEED TO HIS APPROPRIATE DESTINATION.

13. APPROPRIATE AUTHENTICATION (Typed name, grade and title)
JOHN J. KINSELLA, CAPT, AGD
A/Assistant Adjutant General

14. SIGNATURE (Grade and title)
J.J. Kinsella

D AGO FORM 594
FEB. 1946

Finance Office making payment under this Travel Order will forward a copy of paid Voucher to Fiscal Office, Hqs OLGB, APO 407, US Army, Munich Germany.

Auth: Par 10b, Sec 1, Cir 41, Hqs USFET, 29 Mar 46, and par 1, Sec IV, Cir 120, Hqs USFET, 28 Aug 46.

Request one copy of WD AGO Form 50 effecting separation be forwarded to employing station.

OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR BAVARIA

INFORMATION CONTROL DIVISION

APO ~~170~~ 407 US ARMY

EL/JEB/gl

PRESS BRANCH

14 November 1947

MGBKP

SUBJECT: Bert L. WERNER.

TO : WHOM IT MAY CONCERN.

1. Mr. Bert L. WERNER was employed by Press Control Branch, Information Control Division, Office of Military Government for Bavaria, from 8 March 1946 to 15 November 1947. Prior to that time he was engaged in similar employment for Office of War Information and District Information Service Command.

2. Mr. Werner was legal advisor to Information Control Division for approximately nine months, after which he was a Press Control Officer specializing in economic and legal affairs for this Branch. A short resume of his activities is as follows:

a. In establishing a democratic press in Bavaria, it was of great importance that each of the newspapers acquired a secure legal basis under German law. Due to the unsettled state of affairs in occupied Germany immediately after the war's end, this was a very difficult procedure. Most of the newspapers--22 in Bavaria--are housed and produced in a plant belonging to a dispossessed Nazi Publisher. It was necessary to formulate leases with the MG-appointed custodians which would hold good after occupational control has been withdrawn.

b. It was equally important that the newspapers be sound, profitable business enterprises. A newspaper that is in a healthy financial state is much more likely to retain its political independence. Mr. Werner supervised the establishment of efficient business methods, auditing and tax accounting systems in each of the papers. He formulated financial status reports and analysed these reports so as to keep an over-all control of the financial affairs of each of these newspapers.

c. Mr. Werner also controlled the circulation and newsprint allocation to these newspapers. This required an intricate control system due to the scarcity of newsprint and the necessity for an even distribution of newspapers among the population.

d. In his capacity as legal advisor to the entire Division he did similar work in the legal and financial control of theatres, operas, and similar enterprises.

3. Mr. Werner's abilities and performance were so outstanding that the Military Governments of the other states (Laender) in the U.S. Zone often availed themselves of his services, and the zonal MG at Berlin (OMGUS) often asked his advice on expert financial and legal matters.

4. In discharging the duties described above, Mr. Werner's performance was more than excellent. He showed an ability to grasp difficult problems at a glance, and untiring enthusiasm and ability in working them through to a successful conclusion. This office was highly satisfied with his efficiency and all-round high performance. We recommend him unreservedly to any person or firm having need for his very extraordinary abilities.

Ernst Langendorf

ERNEST LANGENDORF
U.S. Civilian

Tel: MUNICH MILITARY 4-413

SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

Subject: Bert L. WERNER, Press Branch, 14 Nov 47.

d. In his capacity as legal advisor to the entire Division he did similar work in the legal and financial control of theatres, operas, and similar enterprises.

3. Mr. Werner's abilities and performance were so outstanding that the Military Governments of the other states (Laender) in the U.S. Zone often availed themselves of his services, and the zonal MG at Berlin (OMGUS) often asked his advice on expert financial and legal matters.

4. In discharging the duties described above, Mr. Werner's performance was more than excellent. He showed an ability to grasp difficult problems at a glance, and untiring enthusiasm and ability in working them through to a successful conclusion. This office was highly satisfied with his efficiency and all-round high performance. We recommend him unreservedly to any person or firm having need for his very extraordinary abilities.

Ernst Langendorf

ERNEST LANGENDORF
U.S. Civilian

Tel: MUNICH MILITARY 4-413

L81 Marilla Werner Collection
AR 7261
B3 f3

OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR BAVARIA

INFORMATION CONTROL DIVISION

APO ~~170~~ 407 US ARMY

EL/JEB/gl

PRESS BRANCH

14 November 1947

MGBKP

SUBJECT: Bert L. WERNER.

TO : WHOM IT MAY CONCERN.

1. Mr. Bert L. WERNER was employed by Press Control Branch, Information Control Division, Office of Military Government for Bavaria, from 8 March 1946 to 15 November 1947. Prior to that time he was engaged in similar employment for Office of War Information and District Information Service Command.

2. Mr. Werner was legal advisor to Information Control Division for approximately nine months, after which he was a Press Control Officer specializing in economic and legal affairs for this Branch. A short resume of his activities is as follows:

a. In establishing a democratic press in Bavaria, it was of great importance that each of the newspapers acquired a secure legal basis under German law. Due to the unsettled state of affairs in occupied Germany immediately after the war's end, this was a very difficult procedure. Most of the newspapers--22 in Bavaria--are housed and produced in a plant belonging to a dispossessed Nazi Publisher. It was necessary to formulate leases with the MG-appointed custodians which would hold good after occupational control has been withdrawn.

b. It was equally important that the newspapers be sound, profitable business enterprises. A newspaper that is in a healthy financial state is much more likely to retain its political independence. Mr. Werner supervised the establishment of efficient business methods, auditing and tax accounting systems in each of the papers. He formulated financial status reports and analysed these reports so as to keep an over-all control of the financial affairs of each of these newspapers.

c. Mr. Werner also controlled the circulation and newsprint allocation to these newspapers. This required an intricate control system due to the scarcity of newsprint and the necessity for an even distribution of newspapers among the population.

Subject: Bert L. WERNER, Press Branch, 14 Nov 47.

d. In his capacity as legal advisor to the entire Division he did similar work in the legal and financial control of theatres, operas, and similar enterprises.

3. Mr. Werner's abilities and performance were so outstanding that the Military Governments of the other states (Laender) in the U.S. Zone often availed themselves of his services, and the zonal MG at Berlin (OMGUS) often asked his advice on expert financial and legal matters.

4. In discharging the duties described above, Mr. Werner's performance was more than excellent. He showed an ability to grasp difficult problems at a glance, and untiring enthusiasm and ability in working them through to a successful conclusion. This office was highly satisfied with his efficiency and all-round high performance. We recommend him unreservedly to any person or firm having need for his very extraordinary abilities.

Ernest Langendorf

ERNEST LANGENDORF
U.S. Civilian

Tel: MUNICH MILITARY 4-413

Surname / Nom / Familienname: WERNER

Christian Names / Prénoms / Vornamen: Bert Leon

Nationality / Nationalité / Staatsangehörigkeit: US

Born at / Né à / Geboren zu: Vienna, Austria

On / Le / Am: 22 January 1898

Number of Passport or Identity Document / No de Passeport ou Pièce d'Identité / Nr. des Passes oder der Kennkarte: AGO NO: N-013631

Issued at / Délivré à / Ausgestellt in: Brooklyn, NY On / Le / Am: USA 18 Sept 44

Object of journey / Raisons motivant le voyage / Zweck der Reise: Duty with US Office of Military Government for Germany

Accompanied by / Accompagné par / Begleitet von: ------- (children under 16 years) (enfants de moins de 16 ans) (Kindern unter 16 Jahren)

Signature of Bearer / Signature du titulaire / Unterschrift des Inhabers:

Plans and operat BR

To — A — Nach: Germany

Zone of Destination / Zone de destination / Bestimmungszone: US

Zone of Transit / Zone de transit / Durchgangszone: British and French

Valid for — Valable pour — Gültig für:

ONE SINGLE JOURNEY — UN VOYAGE ALLER / EINE HINREISE

or — ou — oder

~~ONE / UN / EINE~~	SEVERAL / PLUSIEURS / MEHRERE	RETURN JOURNEY(S) / VOYAGE(S) ALLER ET RETOUR / HIN- UND RÜCKREISE(N)

Or for the following TRANSIT journeys / Ou pour les voyages EN TRANSIT suivants / Oder für die folgenden DURCHGANGSREISEN

ONE / UN / EINE	SEVERAL / PLUSIEURS / MEHRERE	SINGLE / ALLER / HIN	RETURN / ALLER & RETOUR / HIN UND ZURÜCK

of / de / von ..... DAYS (EACH WAY) / JOURS (DANS CHAQUE SENS) / TAGEN (IN JEDER RICHTUNG)

Date of expiry / Date d'expiration / Ablaufdatum: 2 January 1948

Signature, Rank and Appointment of Issuing Officer / Signature, Grade et Qualité de l'Officier qui délivre le permis:

Schubert E. Smith

SCHUBERT E. SMITH

US Civilian

Civilian Personnel Officer

Date 2 Jan 47 Unterschrift, Dienstgrad und Dienststellung des ausfertigenden Offiziers.

RENEWALS, CONTROL STAMPS & ENDORSEMENTS.
RENOUVELLEMENTS, CACHETS DE CONTROLE ET OBSERVATIONS
ERNEUERUNGEN, KONTROLLSTEMPEL UND ANMERKUNGEN.

VOID

Effective: 30 NOV 47

STANDARD FORM 50 (4-PART)
UNITED STATES
CIVIL SERVICE COMMISSION
OCTOBER 1946

FORM APPROVED.
BUDGET BUREAU NO. 50-R064.

WAR DEPARTMENT mj
NOTIFICATION OF PERSONNEL ACTION SS# Unavailable

1. NAME (MR.—MISS—MRS.—FIRST—MIDDLE INITIAL—LAST)	2. DATE OF BIRTH	3. JOURNAL OR ACTION No.	4. DATE
Mr. Bert L. Werner	Jan. 22, 1898		Dec. 5, 1947

This is to notify you of the following action affecting your employment:

5. NATURE OF ACTION (USE STANDARD TERMINOLOGY)	6. EFFECTIVE DATE	7. CIVIL SERVICE OR OTHER LEGAL AUTHORITY
Termination	Dec. 5, 1947	A-1-7

FROM		TO
Press Control Specialist	8. POSITION TITLE	
CAF-9 $4902.00 per annum plus 25% differential	9. SERVICE, GRADE, SALARY	
Office Of Mil Govt For Bavaria	10. ORGANIZATIONAL DESIGNATIONS	
European Command, APO 407 c/o Postmaster, New York, N. Y.	11. HEADQUARTERS	
[X] FIELD [ ] DEPARTMENTAL	12. FIELD OR DEPT'L	[ ] FIELD [ ] DEPARTMENTAL

13. REMARKS

Reason: Termination of contract.

For the Commanding General:

Thelma Sinnreich

THELMA SINNREICH
Administrative Section
Civilian Personnel Branch
Personnel Division

14. SIGNATURE OR OTHER AUTHENTICATION

15. VETERAN PREFERENCE								16. POSITION CLASSIFICATION ACTION			
NONE	5 PT.	10 POINT Disab.	10 POINT Wife	10 POINT Widow	WWII	WWI	OTHER	NEW	VICE	I. A.	REAL.

17. SEX	18. RACE	19. APPROPRIATION	20. SUBJECT TO C. S. RETIREMENT ACT (YES—NO)	21. DATE OF OATH (ACCESSIONS ONLY)	22. LEGAL RESIDENCE
M		FROM: 2182700 GROA WD 1948 889 1005 TO: P411-01 S00-204 L 115	Yes		

1. EMPLOYEE COPY

☆ U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE: 1946 - 722765

STANDARD FORM 50
UNITED STATES
CIVIL SERVICE COMMISSION
OCTOBER 1946

DEPARTMENT OF STATE
NEW YORK, N. Y.

FORM APPROVED.
BUDGET BUREAU NO. 50-R064.

NOTIFICATION OF PERSONNEL ACTION

1. NAME (MR.—MISS—MRS.—FIRST—MIDDLE INITIAL—LAST)	2. DATE OF BIRTH	3. JOURNAL OR ACTION NO.	4. DATE
Mr. Bert L. Werner	1-22-1898	OII-7 MG	1-13-49

This is to notify you of the following action affecting your employment:

5. NATURE OF ACTION (USE STANDARD TERMINOLOGY)	6. EFFECTIVE DATE	7. CIVIL SERVICE OR OTHER LEGAL AUTHORITY
Temporary Indefinite Appointment under C. S. Reg. 2.114(a)	1-13-49	C. S. Reg. 2.114(e)2

FROM		TO
	8. POSITION TITLE	Translator-Announcer
	9. SERVICE, GRADE, SALARY	CAF-1314-9, $5232.00 per annum
	10. ORGANIZATIONAL DESIGNATIONS	Dept. of State - OII Int'l.Broadcasting Div. Program Operations Branch Western & Northern Europe Sec. German Unit
	11. HEADQUARTERS	New York, New York
[ ] FIELD [ ] DEPARTMENTAL	12. FIELD OR DEPT'L	[X] FIELD [ ] DEPARTMENTAL

13. REMARKS

NON STATUS EMPLOYEE

Security (FBI) clearance as required by Public Law 402 received
Subject to check of records and such investigation as may be necessary

Previous Government service
Satisfactory medical submitted
Form 2390 completed

V9725

CHIEF, PERSONNEL BRANCH
14. SIGNATURE OR OTHER AUTHENTICATION

15. VETERAN'S PREFERENCE								16. POSITION CLASSIFICATION ACTION				
None	5 Pt.	10 Point			WWII	WWI	Other	New	Vice	I. A.	Real	
	X	Disab.	Wife	Widow	X							NY-365-14

17. SEX	18. RACE	19. APPROPRIATION	20. SUBJECT TO C. S. RETIREMENT ACT (YES—NO)	21. DATE OF OATH (ACCESSIONS ONLY)	22. LEGAL RESIDENCE
		FROM: TO:	yes	1-13-49	

(1) EMPLOYEE

★ U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE—793569

STANDARD FORM 50 (8 PART)
OCTOBER 1949
PROMULGATED BY U.S. CIVIL SERVICE COMMISSION, CHAPTER R1, FEDERAL PERSONNEL MANUAL

apr 28

DEPARTMENT OF STATE
NEW YORK, N. Y.

NOTIFICATION OF PERSONNEL ACTION

1. NAME (MR.—MISS—MRS.—ONE GIVEN NAME, INITIAL(S) AND SURNAME)	2. DATE OF BIRTH	3. JOURNAL OR ACTION NO.	4. DATE
Mr. Bert L. Werner	1-22-1898	OII-15	4-14-51

This is to notify you of the following action affecting your employment.

5. NATURE OF ACTION (USE STANDARD TERMINOLOGY)	6. EFFECTIVE DATE	7. CIVIL SERVICE OR OTHER LEGAL AUTHORITY
Promotion (Indefinite)	4-15-51	Cert. IS:DS:34, 2-3-51, Bd. Exam. State Dept., NYC

FROM		TO
Radio Inform. Spec. (Radio Script Writer (FL))	8. POSITION TITLE	Radio Information Spec. (Radio Script Writer (FL))
GS-9, $5350 per annum	9. SERVICE, SERIES, GRADE, SALARY	GS-010-11, $5600 per annum
	10. ORGANIZATIONAL DESIGNATIONS	Dept. of State - OII Int'l.Broadcasting Div. Program Operations Branch W Europe Section German Unit
	11. HEADQUARTERS	New York, NY
☐ FIELD ☐ DEPARTMENTAL	12. FIELD OR DEPT'L	☒ FIELD ☐ DEPARTMENTAL

13. VETERAN'S PREFERENCE

NONE	WWII	OTHER	5 PT.	10 POINT	
				DISAB.	OTHER
	X		X		

14. POSITION CLASSIFICATION ACTION

NEW	VICE	I. A.	REAL
	X		

IBD 91.25

15. SEX	16. RACE	17. APPROPRIATION	18. SUBJECT TO C. S. RETIREMENT ACT (YES—NO)	19. DATE OF APPOINTMENT AFFIDAVITS (ACCESSIONS ONLY)	20. LEGAL RESIDENCE
		FROM: TO: Code H-1	Yes		☐ CLAIMED ☐ PROVED STATE:

21. REMARKS: This action is subject to all applicable laws, rules, and regulations and may be subject to investigation and approval by the U.S. Civil Service Commission. The action may be corrected or cancelled if not in accordance with all requirements.
STATUS EMPLOYEE

OFFICE EFFICIENCY RATING
[illegible]
[illegible]

CHIEF, PERSONNEL BRANCH
22. SIGNATURE OR OTHER AUTHENTICATION

1. EMPLOYEE COPY

☆ U.S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE: 1951 - 921829

UNITED STATES CIVIL SERVICE COMMISSION

X.WEC:GCY:AFH
1/18/52

SECOND U. S. CIVIL SERVICE REGION
FED. BLDG., CHRISTOPHER STREET
NEW YORK 14, NEW YORK

Sir:

The person named below has requested that his eligibility be transferred to your office.

Examination papers are enclosed herewith. If your office does not have an appropriate register to which this person's eligibility may be transferred, it is requested that the file be returned to this office and that the applicant be notified that the transfer cannot be approved. If the eligibility is acceptable for transfer without rerating, it is understood that no notice will be sent either to this office or to the eligible.

The eligible has been furnished a copy of this letter.

NAME OF ELIGIBLE	DATE OF BIRTH
BERT L. WERNER	1/22/98
ADDRESS	REGISTER
106 - CADWINI BLVD. NEW YORK 33, N. Y.	TRANSLATOR, GS-11
ISSUE DATE	*ANNO. NO. AND YEAR: A-194 · RATING: 93.75 · APPLICATION NO.: 38705
	CLOSING DATE · OPEN—CONTINUOUS

*If this announcement is not on file in your office, a copy, or statement of examination requirements, will be furnished, on request, by this office. (For Central Office announcements: Recruiting Unit, Examining and Placement Division, United States Civil Service Commission, Washington 25, D. C.)

☞ See other side of this form.

USCSC--WASHINGTON D C

CSC FORM 4897
APRIL 1949

Transfer of your eligibility from the Washington office to a regional office of the Civil Service Commission. We understand (from your reply to a recent inquiry regarding your availability or from information on your examination papers) that you are not interested in Federal employment in Washington, D. C. or vicinity, but that you are interested in employment in another locality in a position of the type referred to on the other side of this form. Such positions outside of Washington are filled through the Commission's regional offices. Your examination papers have, therefore, been forwarded to the office shown on the other side of this form, and your name has been removed from the Washington office registers.

The transfer of eligibility from one civil service office to another is subject to the approval of the receiving office. You will be notified by the regional office if, for any reason, the transfer of your eligibility cannot be approved by such office.

United States Civil Service Commission
Washington 25, D. C.

SECOND UNITED STATES CIVIL SERVICE REGION
OFFICE OF THE REGIONAL DIRECTOR
Federal Building - Christopher Street
New York 14, N. Y.

Bert L. Werner
106 Cabrini Blvd
NY 33,NY

DATE: 1-26-52

FILE: X.XS:R:GR

Subject: Transfer of Eligibility
Title of Examination: Translator
From: U.S.Civil Service Commission, Washington, DC

Dear Sir or Madam:

Your request for transfer of eligibility has been referred for consideration to the office named below.

SECOND U. S. CIVIL SERVICE REGION

Office to which papers have been sent:

Executive Secretary
Board of U.S. Civil Service Examiners
Department of ~~Docks~~ State
1790 Broadway
NY,NY

2X-150
June 1949

Martha Werner Collection, LBI, AR 7261, Box 3, folder 5

AMERICAN ASSOCIATION OF FORMER AUSTRIAN JURISTS, INC.
NEW YORK, N. Y.

DIRECTORS

CHAIRMAN:
JOSEPH A. HAIM
60 EAST 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

VICE-CHAIRMEN:
PAUL L. BAECK
EGON F. BERGSON
ERNST NEWERLY

SECRETARY:
VICTOR ORNSTEIN

TREASURER:
PAUL E. DEUTSCH

ARTHUR BONDI
SIEGFRIED GEYERHAHN
HUGO KNOEPFMACHER
JOSEPH MENKES
OTTO STRAUSS
ROBERT F. WEISSENSTEIN
OTTO ZUCKER

9. November 1959.

Herrn Dr. Bert L. Werner
2226 Observatory Place, N. W.
Washington 7, D. C.

Sehr geehrter Herr Kollege:

Im Besitze Ihres Schreibens vom 4. d. M. muss ich Ihnen leider mitteilen, dass meiner bescheidenen Meinung nach der HILFSFONDS nur Zahlungen an dem im Ausland befindlichen Wohnsitz des Antragstellers leisten darf.

Das Statut erfordert naemlich, dass der Anspruchsberechtigte im Zeitpunkt der Antragstellung und im Zeitpunkt der Zahlung seinen Wohnsitz im Ausland hat. Wenn also jemand nach der Antragstellung seinen Wohnsitz nach Oesterreich rueckverlegt hat, geht er seines Anspruches verlustig.

Dass der Antragsteller im Zeitpunkt der Auszahlung seinen Wohnsitz im Ausland hat, ist durch Ueberweisung an seinen Wohnsitz im Ausland bewiesen.

Zu Ihrer Orientierung diene, dass beispielsweise Vollmachten fuer die Behebung solcher Betraege nicht aelter als 48 Stunden sein duerfen, um die Moeglichkeit der Uebersendung einer Vollmacht aus dem oesterreichischen Inland im Wege der Post auszuschliessen.

Es tut mir leid, dass ich Ihnen daher widersprechen muss, wenn auch Ihre Ausfuehrungen juristisch sehr interessant und anregend sind.

Ich zeichne mit dem Ausdrucke

vorzueglicher kollegialer

Hochachtung

American Association of Former
Austrian Jurists, Inc.

Joseph A. Haim

Dr. Joseph A. Haim
Chairman

AMERICAN ASSOCIATION OF FORMER AUSTRIAN JURISTS, INC.
NEW YORK, N. Y.

DIRECTORS

CHAIRMAN:
JOSEPH A. HAIM
60 EAST 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

VICE-CHAIRMEN:
PAUL L. BAECK
EGON F. BERGSON
ERNST NEWERLY

SECRETARY:
VICTOR ORNSTEIN

TREASURER:
PAUL E. DEUTSCH

ARTHUR BONDI
SIEGFRIED GEYERHAHN
HUGO KNOEPFMACHER
JOSEPH MENKES
OTTO STRAUSS
ROBERT F. WEISSENSTEIN
OTTO ZUCKER

29. Dezember 1959.

Herrn Dr. Bert L. Werner
2226 Observatory Place, N. W.
Washington 7, D. C.

Sehr geehrter Herr Kollege:

Ich komme erst heute zur Beantwortung Ihres Schreibens vom 14. d. M. und danke fuer die mir zugesandte Kopie einer Beschwerde.

Ich bin natuerlich sehr interessiert, wie die Sach ausgeht, und danke Ihnen im voraus dafuer, dass Sie mich am laufenden halten.

Ich zeichne mit dem Ausdrucke

vorzueglicher kollegialer

Hochachtung

AMERICAN ASSOCIATION OF
FORMER AUSTRIAN JURISTS, INC.

Joseph A. Haim

Joseph A. Haim
Chairman

UNITED STATES INFORMATION AGENCY

CERTIFICATE OF SERVICE

Presented To Bert L. Werner

Upon Retirement February 29, 1968

In Grateful Recognition of 24 Years of Patriotic Service

to the Government of the United States of America

Director

United States Information Agency

LBI AR 7261 Martha Werner Collection
B3f3

Part I

CONFIDENTIAL

History of DANA

1. Founding of the Agency: Given the mission of providing a news service for the new democratic press to be created in Germany, two lieutenants, four enlisted men and seven OWI civilians, newspapermen, monitors or German linguists, were assigned by the Press Control Section, Information Control Division, to Bad Nauheim on 29 June 1945 to lay the foundations for the German News Service. They came under the name of Press Control News Unit armed only with their mission, their experience and six portable typewriters. Bad Nauheim was selected because here were established the press and radio facilities of 12th Army Group Publicity and Psychological Warfare, including the central offices of the U.S.-published German newspapers.

The 13-man team was given an attic room in the Hotel Tiefenmann where it began producing a file in English of domestic German news, assembled from material available to the overt press, from monitoring sources and whatever other authoritative sources could be found. The team was promptly depleted by dispatching of four of their number to Frankfurt, Hoechst, Munich and Wiesbaden as correspondents.

News gathered by these correspondents was in turn disseminated to the overt press. Within two weeks of its founding the agency was processing some 3,000 words a day. Early in July the bulletin newspaper "News of Germany" was founded to make the file accessible to Military Government detachments throughout the U.S. Zone and to other military officials whose duties required up to date knowledge of events in Germany. First issues of the paper were printed in a mobile shop in an apple orchard to the rear of

ICD Headquarters at Bad Homburg. Shortly thereafter "News of Germany" graduated from the orchard to a well-equipped shop in Bad Nauheim close to the editorial offices. Published without interruption despite constant distribution difficulties resulting from CMS' complete lack of transportation, "News of Germany" continues to be widely in demand throughout the zone, in the Allied Zones, and even abroad. Its circulation is now 6000 copies per issue.

2. First German Customer: With the licensing of the "Frankfurter Rundschau", 31 July 1945, German News Service acquired its first German customer. Original plans had provided that the District Information Control Units should furnish such licensed newspapers with regional, zonal or national news coverage. The Press Control News Unit assumed this responsibility on a zonal basis, although it had no immediate means by which to disseminate the news. Licensing terms provided that the newspapers were to set aside five per cent of their income[1] to pay for the service and were obligated in turn to make available to the news agency locally-gathered news which would in due course be disseminated to other newspapers. Because of the absence of wire communication and direct courier service with the Frankfurter Rundschau, service to the newspaper in the first weeks was unreliable. Licensing of the paper, however, speeded up the process of getting the news out in German. By August 15 sufficient German writing personnel was assigned to the News Unit to permit establishment of a German Desk parallel to the English Desk.

---

1. This was revised to a charge made on the basis of circulation.

Function of the German Desk initially was to rewrite the product of the English file into German and to process for distribution such news as arrived from the field in German. Establishment of this desk coincided with the move of GNS to larger quarters on the ground floor of the Hotel Tielemann.

3. Establishment of Bureaus: The correspondents sent to Munich, Wiesbaden and Frankfurt were instructed to organize their coverage on a bureau basis. The Frankfurt bureau was established in USFET Headquarters, the others at DISCC headquarters or in the offices of newspapers. GNS sent its first correspondent to Berlin in August and during this month completed arrangements for an exchange of news between the British and American zones. Similar arrangements were subsequently concluded with the French and Russian agencies. Munich and Berlin were linked to Bad Nauheim by morse; Frankfurt and Wiesbaden relied upon sporadic courier service. The one telephone line allotted DANA was constantly busy receiving news from outlying points, and reporters made their way about the zone by trying their luck on the autobahns.

4. Consolidation of the Agency: Up to this time, processed world news had been reaching Germany at first from Allied Press Service in London, and upon its splitting up into its American and British components, from United States Press Service at Luxembourg. The time had come to create a consolidated agency capable of servicing the newspapers close at hand, within the U.S. Zone. A teletype link was accordingly established between Bad Nauheim and Luxembourg and on 6 September GNS emerged as a full fledged Agency. On that date:

(a) The name DANA - Deutsche Allgemeine Nachrichten Agentur - was adopted as the German title for the German News Service. The name was purposely chosen to get away from any letter combination recalling DNB.

(b) DANA began receiving a file of world news in German from USFS in Luxembourg. In turn the DANA English file was sent to Luxembourg for transmission to the OWI's Overseas News and Features bureau (ONAF) in New York for retransmission to outposts throughout the world.

(c) DANA's Hellschreiber transmitter, a battered, shot-up German transmitter that only a few months before had been jamming Radio Luxembourg, went on the air, beaming the consolidated world and domestic news file to the offices of the licensed as well as U.S.-published German press.

And on this same date DANA hired its first three German journalists, all experienced in news work from the days before the Nazis, and released at DANA's request from a prisoner of war cage. These men today are at the top of DANA's skilled German personnel, two of them having as their current assignment the covering of the Nuremberg trial.

Consolidation of the files begun on 6 September was completed with consolidation of the Luxembourg and Neuheim operations on 11 November. From Luxembourg, in addition to highly trained personnel, DANA received experienced morse operators and valuable equipment for monitoring the world news files of ONAF, an efficiently organized morgue, and badly needed equipment such as office furniture and typewriters.

5. Communications: It was not until late November and early December that DANA's communications with its bureaus, planned in the early days of the organization, began to materialize. Teletype circuits were established

between Mannheim and the bureaus at Frankfurt, Munich, Wiesbaden, Stuttgart, Berlin and Nuremberg. Munich in turn is linked by teletype with Information Services Branch at Salzburg, and Bad Mannheim has a line to Hamburg linking DANA with the British zonal press service, Deutsche Presse Dienst (DPD). Stuttgart is linked with Tubingen in the French zone. A separate link exists between DANA and the United States Information Service in Paris. Russian zone news is received in Berlin from the Soviet Nachrichten Bureau (SNB). As a result of the torn communications within Germany these teletypes break down frequently, but news is able to arrive with much greater regularity and in greater volume than hitherto.

6. Nuremberg Coverage: Plans for coverage of the Nuremberg trial were drawn up when DANA was a few weeks old. In this planning DANA encountered difficulties similar to those which its correspondents faced throughout the zone: as a disseminating agency to the German people and to the U.S. Army it found itself outside the scope of the activities of Public Relations Division, which is concerned with the news sent to the American people and the Allies. As such DANA correspondents have operated in a sort of "neutral" zone, without the well-defined perogatives enjoyed by correspondents. Five seats were allotted at the trial to Information Control Division, and it wasn't until the trial had got underway that additional seats were obtained for the German press working through DANA. From the start of the trial until the Christmas recess DANA filed 75,000 words to the German press on the trial story alone, and another 40,000 words of background, text and feature material relating to it. Most of this was written by German reporters and rewrite men.

7. Personnel: At the present time DANA is providing the 23 licensed newspapers in the American zone and other clients with an average of 15,000 words of world and domestic news daily. This is considered adequate because the newspapers in the U.S. zone, with the exception of the daily in Berlin, at present publish only twice weekly. To maintain this output DANA employs a staff of 131 persons. Breakdown of the staff is as follows:

Military Personnel	11
U.S. Civilians	29
Allied Civilians	11
Displaced Persons	3
Germans	79
Total	131

Of the Germans, 26 are journalists or journalist apprentices, and the remainder typists, copy boys, etc. In addition to the above total, 54 Germans are employed by DANA Communications.

Hiring of Germans is proceeding at an increasing rate, but the difficulties encountered in finding editors for newspapers applies equally to the search for experienced news agency personnel.

CONFIDENTIAL

Part II

Handling the News

1. Organization: The Central Bureau is organized as follows:

(a) English Desk: This is the domestic news policy and editorial desk. A goodly part of DANA's domestic news emanates in English from the occupation authorities and is written by American journalists who alone have access to it. The desk has been maintained to process such news before it is rewritten into German. The German Desk at present is not permitted to alter the angling or emphasis of a story once it has cleared the English Desk. The English Desk in turn receives German domestic news emanating from the German civil authorities and other stories written directly in German by German reporters at the outposts. These stories are processed into English for the English file and "News of Germany."

(b) German Desk: This desk receives world news directly from the monitoring room, the Allied Zones agencies and the DANA domestic news and processes the file for transmission by Hellschreiber. Features written by the Features Desk also clear through here. The latter desk designs its features to supplement current news and help bridge the gaps in the knowledge of recent history to be found even among the better-informed editors.

2. News Techniques: DANA's handling of news has made no concession to the continental practice of leisurely interpretative news writing. Taking the view that this type of writing has always led to the perversion of news, DANA's American editors have insisted upon employment of American news techniques, i.e., the traditional lead which tells the what, how, when,

where and why of a story, and the building up of detail, so that a story may be trimmed from the bottom without discarding the essential information it contains. This policy has been based on the experience gained in the first licensing at Aachen, where German editors and readers, after at first balking at getting their news "straight," were broken from their old habits and accepted the Anglo-American news techniques as conducive to greater objectivity to the point where they now prefer them. Pursuance of this policy is strengthened by the fact that all intelligence reports stress the desire of the German newspaper readers for news rather than opinion.

3. Relations With Editors: Relations between DANA and its "customers" have been on the whole cordial. It has been difficult to convince the editors that they are receiving an objective news file, since from the start they considered DANA an "official" agency. Moreover, the fact that they are restricted at present to using it exclusively tends to increase their initial suspicions. This attitude has been neutralized only to a partial degree by rigid covering of all spot news. It was realized also that any attempt to "suppress" a spot news story would serve only to discredit DANA as an agency. Consequently DANA news has been played "straight," although kept within the confines of ICD policy.

4. Use of DANA: The use editors have made of DANA copy has shown a considerable degree of professional incompetence, even allowing for differences between American and German journalistic concepts. The press, possessing only four pages, still gives disproportionate place to "cultural" and literary feuilletons, and this in the face of the reader demands for more news. Use of the file has also indicated that the licensees believe a news file should be infallible -- which it could be only under Dr. Goebbels. They

have been told repeatedly that a file is a result of collaboration between the agency and the customers; that errors must be signalled for correction; that requests for coverage should be initiated. No such requests are received, and the editors will often use a story containing inaccuracies without taking the initiative to make corrections or to check back to the originating source.

Part III CONFIDENTIAL

Licensing Problems

1. First Steps: Preliminary steps in the licensing of DANA to the Germans were taken at the conference of newspaper publishers at Marburg on 20 October. A committee of publishers was formed to study the operation of the agency with a view to transferring it to German hands as a cooperative news gathering venture. The target date since set is 31 March 1946. This committee has held two meetings and has sent an observer to study the operations of the agency. Misgivings expressed by the potential licensees were (a) that they would not have sufficient capital to operate a zone-wide agency (b) that they would not have sufficient world news sources once the CMAF file is withdrawn. They have been advised that they are not required to maintain the present organization, but can scale it down to the limitations of their budget, and that once they are on their own feet they will be free to negotiate exchanges of news with other agencies and organizations, their negotiable assets being their domestic news files.

2. Planning Section: In the meantime a Planning Section was created within DANA to take care of German personnel being hired, frame a payroll and overall budget for the organization, and give the agency an organic structure before it is turned over to German operation. This section will work out with the future licensees the many problems still to be solved in improving coverage of news within the zone, the finding of proper personnel for all the key positions and the necessary material and communications without which a news agency cannot function.

3. Journalistic Immaturity: The problem of turning a news agency over to the Germans is not as simple as turning back railways or public services. We are concerned here with the handling of news, which involves countless decisions and mature judgments on any given day. The Nazi agency, DNB, was strictly a propaganda agency, operating under explicit directives from the Ministry of Propaganda. The Wolff Agency which preceded DNB was an old-fashioned European-style agency, such as Havas in France, which had not yet had time to modernize itself when it was taken over by the Nazis. Consequently the present generation of newsmen in Germany, as well as the elder generation, is ill-prepared for the handling of a news file. DANA's own German personnel, selected on the same basis as writers on the licensed press, has so far revealed -- with one or two exceptions -- marked immaturity. In a sense thus the DANA news room has become a school of journalism.

4. Communications and Press Privileges: In addition to the problem of intelligent news handling, the licensing hinges on re-establishment of German communications to replace those of the U.S. Army now in use. It hinges also on giving German reporters access to all news sources. At present they are excluded from many press conferences and do not have access to many military installations where news is made in the U.S. Zone.

5. The Question of Control: Licensing DANA poses a special question of control. Such control might be set up by having a Press Control Officer sit at a Hellschreiber and read the end product emerging on the tape. But a rumor or an erroneous story put out by DANA in such circumstances would promptly be circulated throughout the zone and even though the controlling officer were to issue a mandatory "kill" the damage would be done. A "kill" might, in fact, serve to emphasize rather than minimize the rumor

er the error. A valid case could thus be made, in the early phases of control of the agency, after the licensing, for checking the news before it reaches the Kellschreiber. This would conform with the Potsdam Declaration which, while providing for establishment of freedom of the press, makes it "subject to the necessity for maintaining military security."

Zur Frage der „Heimatpresse"

Bert L. Werner, New-York
Ex-ICD. Press, OMGB.

Zur Frage der „Heimatpresse“

(Bert L. Werner, New York, Ex-ICD. Press OMGB.)

Einleitung

Immer wieder werden Stimmen laut, die neben der bestehenden „unabhängigen neuen deutschen Presse“ auch kategorisch die Zulassung der Parteipresse und der sogenannten „Heimatpresse“ fordern und hierfür eine Reihe von Argumenten ins Treffen führen. Auch die Presseabteilungen der Nachrichtenkontrollämter der Militärregierungen haben sich mit der Frage offiziell und offiziös befaßt und in der allgemein anerkannten Denkschrift des Chefs der Presseabteilung des Nachrichtenkontrollamtes der Militärregierung für Bayern, Mr. Ernst Langendorf, „The future of the German Press“ wird speziell der Frage der Zulassung der Heimatpresse besonderes Augenmerk zugewendet und das Pro und Kontra in einer durchaus nicht gegen die Heimatpresse gerichteten Stellungnahme wohl erwogen. Die Frage wurde aber auch dort (hauptsächlich wegen der Fülle des Stoffes, der zu besprechen war), nicht von allen jenen Gesichtspunkten aus erörtert, die für die Behandlung des Problemes, auch vom Standpunkt des Verhältnisses der „unabhängigen“ zur „Heimatpresse“, von schwerwiegender Bedeutung sein können. Da die Forderung nach einer Heimatpresse zu einem der Kampfargumente gegen die wirtschaftliche und weltanschauliche Unabhängigkeit der neuen deutschen Presse verwendet wurde, u. zw. von den erbittertsten Gegnern dieser Selbständigkeit, den Eigentümern und Herausgebern der früher bestandenen Heimatzeitungen, so erscheint es durchaus angezeigt, sich schon jetzt mit diesem Problem ganz abgesondert von der Frage der Zulassung der Parteipresse schon jetzt ausführlicher zu befassen.

1. Was war die alte deutsche Heimatpresse?

Unter Heimatpresse verstand man in Deutschland in erster Linie jene Lokalzeitungen in ländlichen und halbländlichen Gebieten, die von vornherein so angelegt waren, nur den Bedürfnissen einer lokalen Leserschaft zu dienen. Sie legten wenig Wert darauf, außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungsgebietes bezogen und gelesen zu werden. Inhaltlich beschränkten sie sich darauf, nur einen ganz geringen Teil ihres Textteiles, wenn überhaupt, den Welt- und Deutschlandnachrichten einzuräumen, während der überwiegende Rest sich ausschließlich mit lokalen Ereignissen befaßte. Auch die Leitartikel und Aufsätze nahmen in den seltensten Fällen zu Geschehen außerhalb des Verbreitungsgebietes Stellung. In den meisten Fällen überwog der Inseratenteil den Textteil an Umfang, ja auch der letztere diente oft indirekt durch spezielle „Lokalberichte“ (Geschäftseröffnungen, Veranstaltungen, Personalnachrichten etc.) sehr stark den Inserenten. Die Auflagenhöhen lagen im Durchschnitt zwischen 5000 und 20 000 Exemplaren, obwohl es auch Heimatzeitungen mit einer Auflage von nicht mehr als 600 Stück gab.

Wirtschaftlich waren die Heimatzeitungen in der Regel ein Nebenprodukt einer Akzidenzdruckerei, der sie zu irgend einem Zeitpunkte auf Grund der Aspirationen eines ehrgeizigen Eigentümers angegliedert wurde. Da sie neben den anderen Druckaufträgen hergestellt wurden (selten wuchsen sie über diesen Teil des Betriebes hinaus) so waren die technischen Herstellungskosten gering Auch die redaktionellen Kosten waren verschwindend, denn der Mitarbeiterstab setzte sich nur aus wenigen Vollredakteuren zusammen, die noch zumeist Anfänger oder überalterte Versager waren. Die Richtunggebung („policy“) lag zumeist in den Händen des Eigentümers, der auch zumeist sein eigener Chefredakteur war. Die Korrespondenten und Berichterstatter waren, von Ausnahmen abgesehen, Amateure, die ihre Beiträge gegen Zeilenhonorar und Spesenersatz lieferten, Anschluß an größere Nachrichtenbüros bestand selten und wenn überhaupt, so bestand er im Bezug von Materndiensten, die sogar die technischen Herstellungskosten ermäßigten. Bezieherwerbung war oft ein Kompensationsgeschäft mit Inseraten oder anderen Interessenten und auch das reine Inseratengeschäft war oft nach diesen Prinzipien aufgebaut.

Politisch folgte das Blatt der Weltanschauung seines Eigentümers, der unter Umständen in dieser Richtung gewisse Bindungen mit politischen Parteien einging, deren Hauptzweck, von seinem Standpunkt aus, wieder die Sicherung eines größeren Bezieher- und Inserentenkreis war. In vieler Hinsicht übten aber die Eigentümer, „um es sich mit niemanden zu verderben, weil dies für das Geschäft abträglich sein könnte“ eine ziemliche Zurückhaltung, so daß in vielen Fällen die Heimatpresse in ihrer politischen Haltung, oder besser gesagt, Ent-haltung den Generalanzeigern gleichkam.

Die Besonderheiten des ganzen wirtschaftlichen und politischen Aufbaues der Heimatpresse führte dazu, daß die Linksparteien in der Heimatpresse weniger stark vertreten waren, als die Mitte und die Rechtsparteien. Da der Druckereieigentümer Unternehmer und daher naturgemäß „Kapitalist“ war, der für Sozialismus wenig übrig hatte, gab es eine linksgerichtete Heimatpresse nur als Eigentum von Genossenschaften und politischen Parteien. Diese aber waren von vornherein viel straffer zentralistisch organisiert und daher auch viel weniger wirtschaftlich auf ein kleineres Gebiet orientiert und ihre Presse entstand meist nur als Gegenpol zu der rechts- und mittelgerichteten, bereits bestehenden Heimatzeitung.

2. Vergleich zwischen „alter" Heimatzeitung und moderner „unabhängiger" Presse

Um die Unterschiede zwischen der modernen „unabhängigen" Presse und der Heimatpresse „alten Stils" besonders hervorzuheben, wird im folgenden eine Gegenüberstellung der Hauptunterschiede in Tabellenform vorgenommen:

Diese Tabelle trägt nur jenen Umständen Rechnung, die nicht einen direkten Zusammenhang mit dem reinen Lizenzrecht haben, d. h. enthält nichts, das eine Bindung an die Art und Form der Berufung der Verleger und Chefredakteure durch eine widerrufliche Lizenz darstellt.

	Unabhängige Presse:	**Heimatpresse:**
a)	Zeitung ist Hauptprodukt, Akzidenz zufälliges Beiprodukt.	Akzidenz ist Hauptsache, Zeitung ist Nebenprodukt.
b)	Beliefert ein größeres Gebiet mit Tendenz, „Deutschlandausgabe" herauszubringen.	Beliefert kleines, eng begrenztes Gebiet, meistens nur ein Kreis.
c)	Mindestens die Hälfte des Textteiles ist Welt- und Deutschlandnachrichten vorbehalten.	Größter Teil des Textes sind Lokalnachrichten.
d)	Sehr kleiner Inseratenteil.	Bis zur Hälfte des Umfanges Inserate.
e)	Auflage in Bayern nicht unter 50 000, anderswo nicht unter 20 000.	Auflage zwischen 5000 bis 20 000.
f)	Größerer, geschulter Redaktionsstab, Berufskorrespondenten.	Kleiner Redaktionsstab, Anfänger und Versager, Amateurkorrespondenten.
g)	Anschluß an Weltnachrichtenagenturen (DENA, AP, UP, INS, Reuter etc.).	Materndienst.
h)	Monopolstellung.	Konkurrenzkampf.
i)	Ueberparteilichkeit, bedingt durch Koppelung von Lizenzträgern verschiedener Parteirichtungen.	Parteiliche Anlehnung oder Bindung, bedingt durch Weltanschauung des Eigentümers.
j)	Scharfe Trennung von Nachricht und redaktioneller Ansicht.	„Redaktionalisierung" der Nachrichten mit tendenziösen Nebenabsichten.
k)	Unabhängigkeit der freien Meinungsbildung des Blattes.	Bindung an Interessenkreise.
l)	Starke Betonung politischer Interessen unter Berücksichtigung aller Parteien.	Einseitige politische Einstellung oder „Generalanzeigertyp".
m)	„Kampfcharakter".	„Kompromißcharakter".

3. Minimalanforderungen an eine neue demokratische Presse

Eine ganze Reihe von Eigenschaften der jetzigen „unabhängigen" Presse sind vorübergehender Natur und werden mit der Besserung der deutschen Wirtschaftslage verschwinden oder geändert werden. Daneben gibt es aber Erfordernisse, die für den Aufbau und den Fortbestand einer Demokratie von so schwerwiegender Bedeutung sind, daß ihre Nichterfüllung diese Demokratie aufs schwerste gefährden muß. Nur deshalb, weil auf sie nicht Bedacht genommen wurde, hat ein großer Teil der alten deutschen Heimatpresse wesentlich zum Siege des Nationalsozialismus beigetragen und diesem in den Sattel verholfen, auch wenn meist verspätet oder nicht energisch genug stellenweise versucht wurde, ihm entgegenzutreten. Jede Zeitung, die daher nicht bloß eine einseitige Weltanschauung oder die Interessen einer ganz bestimmten wirtschaftlichen Gruppe repräsentiert, muß daher gewisse Minimalgarantien gegenüber der Demokratie erfüllen; das gilt ebenso für die Metropolitan-Zeitung, die sich zur Rolle des Gewissens für ganz Deutschland berufen fühlt, als auch für die kleine Heimatzeitung, der nur das Interesse eines kleinen örtlich engbegrenzten Gebietes am Herzen liegt.

An Hand der Tabelle im Punkte 2 sollen nun jene Minimalanforderungen erörtert werden, der jede Nicht-Partei- oder Nicht-Fachzeitung unter allen Umständen gerecht werden muß, wenn nicht die deutsche Katastrophe von 1945 ein zweites Mal sich wiederholen soll.

Eine Zeitung muß das Hauptprodukt und die Hauptaufgabe ihres Eigentümers sein und darf nicht nur „so nebenbei" herausgegeben werden. Alle anderen wirtschaftlichen Interessen haben sich diesem Prinzip unterzuordnen, sonst verliert die Zeitung ihre innere Selbständigkeit. Daher befugt das Eigentum einer gut eingerichteten Druckerei allein den Eigentümer noch lange nicht, sich zum Zeitungsverleger zu deklarieren. Der Zeitungsverlag und die Druckerei müssen zwei vollkommen von einander unabhängige Betriebe sein und jede Personalunion ist tunlichst zu vermeiden; sie kann nur dann geduldet werden, wenn der Druckereibetrieb eine reine Seitenlinie der Zeitungsherstellung ist und auch bleibt. Wächst die Druckerei der Zeitung über den Kopf, dann muß eine reinliche Scheidung erfolgen, auch wenn dies zur Herstellung der Zeitung im Lohndruck führen sollte (siehe auch Punkt 6).

Wie groß das eigentliche Vertriebsgebiet der Zeitung ist, ist nur insoweit von Belang, als dieses ihr durch den Kreis der Bezieher mnd Inserenten die zum Betrieb und zur Erhaltung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit erforderlichen Minimaleinnahmen garantiert. „Unabhängige" Liliputzeitungen sind ein Unding.

Auch die Heimatzeitung muß in weit höherem Maße als je zuvor ihr Hauptaugenmerk auf die Welt- und Deutschlandereignisse lenken, denn von ihnen hängt ja letzten Endes auch das Geschick der engeren Heimat ab. Nur weil den Lesern der Heimatzeitungen von diesen Scheuklappen aufgesetzt wurden, deswegen konnte ihnen der Nationalsozialismus das Blaue vom Himmel herunter vorlügen. Der Blick des Deutschen muß das Weltgeschehen mit umfassen, auch wenn er in einem entlegenen Gebirgsdorfe zu Hause ist, und dieses Weltgeschehen darf nicht bloß sensationelle Haupt- und Staatsaktionen dar-

stellen, sondern auch wirtschaftliche, kulturelle und soziale Ereignisse. Auch im Leitartikel muß auf dieses Weltgeschehen viel stärker Bedacht und dazu in klar verständlicher Weise Stellung genommen werden. Man sage nicht, daß all dies den kleinen Mann nicht interessiere. Es hat ihn zu interessieren und es ist Aufgabe der Zeitungen, dieses Interesse zu wecken und wachzuhalten. Die Zeitung ist in allererster Linie für die Leser da und nicht für die Inserenten und für den Verleger.

Das heißt aber auch, daß die Zeitung wirtschaftlich so stark und sich ihres Leserkreises so sicher sein muß, daß auch der gesamte Fortfall des Anzeigengeschäftes keine wirtschaftliche Katastrophe mehr bedeutet. Für Ullstein mit seinem Schlagwort „65% Inserenten, 35% Abonnenten" war die Zeitung primär ein Geschäft, für Hugenberg war es ein Mittel zur Macht, für Goebbels war es ein bequemes Propagandamittel, aber für den modernen Zeitungsverleger ist die Zeitung in allererster Linie eine Pflicht zum Dienst am Leser. Im Welt- und Deutschlandteil und im Leitartikel ist der Verleger dem Erzieher und dem Lehrer gleichgestellt, im lokalen und im Inseratenteil kann er örtlichen Sonderinteressen den Vorrang einräumen.

Diese Verpflichtung zur Erziehung des Lesers bedeutet aber weiter, daß auch die Heimatzeitung ihre Nachrichten nicht in vorverdauter Form durch Materndienste erhalten darf, sondern daß sie direkt den Anschluß an das Nachrichtenagenturennetz der Welt haben muß, und zwar an möglichst viele dieser Stellen. Das kostet nicht nur Geld, sondern erfordert auch einen größeren und geschulteren Redaktionsstab, als ihn die alte Heimatzeitung sich leisten konnte, der vor allem genügend kritisch vorgebildet sein muß, um zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in den einlangenden Nachrichten unterscheiden zu können. Für Anfänger- oder verdeckte Ruhegehalte sind solche Leute nicht zu haben, sie wollen gut bezahlt werden und das muß die Zeitung eben aufbringen können.

Da die Heimat, also der kleine Kreis, von Leuten bewohnt ist, die allen möglichen verschiedenen Weltanschauungen, Berufen, Bevölkerungsschichten und kulturellen Richtungen angehören, muß auch die Heimatzeitung genau so „überparteilich" sein, wie die große „Metropolitanzeitung". Ueberparteilich heißt aber nicht, „es sich mit niemandem verderben wollen", es heißt bloß, jedem Uebel ganz gründlich auf die Zehen zu treten, aber niemandem das Wort zu verweigern, der es befugt zur Verteidigung seiner Sache ergreift. „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören alle beede" gilt auch für die kleine Kreiszeitung mit einer Auflagenhöhe von 5000 Stück. Die weitere Folge davon ist, daß auch die Heimatzeitung keine politischen oder wirtschaftlichen Bindungen eingehen darf, die sich irgend einmal auf ihren Textteil auswirken könnten. Die Zeitung selbst, das heißt das Recht, ihre Haltung und eigene Anschauung beeinflussen zu dürfen, darf nie wieder ein Gegenstand von Handelsgeschäften werden, Rechtsnachfolger des Verlegers kann und darf nur derjenige werden, der fähig und würdig ist, in seine Fußstapfen zu treten.

Diese Minimalvoraussetzungen für jede Zeitung, die nicht offen von vornherein einer Partei oder einer Gruppe dienen will, führen zu den im folgenden ausgeführten wirtschaftlichen und rechtlichen Garantien, die irgendwo nicht nur im dürren Juristendeutsch von Gesetzesparagraphen verankert werden dürfen, sondern die allen Leuten des Zeitungswesens, einschließlich Drucker, Leser und Inserent in Fleisch und Blut übergehen müssen.

4. Kautelen für die Unabhängigkeit der Heimatpresse

Ob nun die Militärregierung in Bälde oder später das Lizenzierungsrecht aufgibt oder in deutsche Hände überleitet, auf jeden Fall sind in geeigneter Form und mit geeigneter Propaganda folgende Grundsätze aufzustellen und die Sanktionen für ihre Verletzung einzuführen:

Als „unabhängig" darf eine Zeitung nur angesehen werden, wenn sie in ihrer Struktur und in der Gestaltung ihres Nachrichtendienstes und der redaktionellen Richtunggebung („editorial policy") volle Gewähr dafür bietet, daß unbeschadet der eigenen Linie der Zeitung selbst ihr Inhalt nicht von dem Einflusse einer politischen, wirtschaftlichen oder andersartig aufgebauten Sondergruppe abhängig ist und in ihrem wirtschaftlichen Auf- und Ausbau alles vermeidet, was sie bewußt in eine solche Abhängigkeit bringen kann. Jede solche wahrhaft „überparteilich unabhängige" Zeitung darf sich in ihrem Untertitel als solche ausdrücklich bezeichnen ist aber verpflichtet, in jeder Nummer deutlich ihre „Unabhängigkeitserklärung" als Kennzeichen ihrer „editorial policy" zu veröffentlichen.

Zeitungen, auf die die Kennzeichen einer unabhängigen Zeitung nicht zutreffen, müssen tunlichst schon in ihrem Titel, mindestens aber in ihrem Untertitel klar und deutlich ihre Bindung zum Ausdruck bringen. So z. B. darf eine Parteizeitung sich nicht „Freie Volksstimme" oder dergl. nennen, wenn sie z. B. in Abhängigkeit von einer bestimmten politischen Partei steht und dies nicht etwa im Untertitel durch den Hinweis (Benennung der Partei) „Organ" oder „Zeitung der ... Partei" zum Ausdruck bringt.

Eine Zeitung kann sich nicht als „unabhängig" bezeichnen und gilt nicht als solche, wenn ihr direkt oder indirekt durch Mittelsmänner mehr als 5% ihres Anlage- oder Betriebskapitals, sei es als direkte Kapitalsbeteiligung, sei es als langfristiges Darlehen oder als langfristig zahlbare Forderung von seiten irgendeiner politischen, weltanschaulichen oder wirtschaftlichen Interessengruppe zur Verfügung gestellt werden oder wenn nachgewiesenermaßen irgendeine solche Gruppe durch Gewährung anderer wirtschaftlicher Vorteile in die Lage versetzt wird, auf die Gestaltung des Inhaltes. die „editorial policy" oder die Personalpolitik der Zeitung wirksam einen Einfluß ausüben zu können.

Eine Zeitung gilt auch dann nicht als unabhängig, wenn einer ihrer Eigentümer (nicht aber ein bloßer Angestellter) in irgendeiner politischen Partei, weltanschaulichen oder wirtschaftlichen Gruppe z. B. in einer berufsständischen Großorganisation (Bauernbund) eine Funktion dauernd innehat und ihm nicht als gleichberechtigter Miteigentümer bei der gleichen Zeitung ein Repräsentant einer anderen, der Richtung des einen Eigentümers in wesentlichen Programmpunkten diametral entgegengesetzten Anschauungsgruppe zur

Seite steht. Beispiel: Eine Zeitung kann wohl als unabhängig bezeichnet werden, wenn zwei Eigentümer beide der gleichen Partei, aber nur als einfache Parteimitglieder angehören. Eine Zeitung ist auch dann unabhängig, wenn der eine Eigentümer Landtagsabgeordneter der Partei X ist und der zweite Eigentümer bloß der mit der Partei X in politischem Gegensatz stehenden Partei Y nahesteht. Ein Einzeleigentümer darf daher wohl Angehöriger einer Partei, aber nicht Funktionär derselben sein.

Das bloße Eigentum an den Herstellungsmitteln einer Zeitung (Druckereibesitz) berechtigt an sich noch nicht zur Herausgabe einer Zeitung als Eigentümer. Ein Druckereieigentümer, der sonst keine weitere Qualifikation für die Herausgabe einer „unabhängigen" Zeitung mitbringt, kann jedoch gemeinsam mit einem „qualifizierten" Chefredakteur und eventuell mit einem „qualifizierten" Verleger in ein Gesellschaftsverhältnis zur Herausgabe einer Zeitung treten. In diesem Falle müssen die „Herstellungsmöglichkeiten" der Zeitung derart fest verankert in die neue Firma, die nicht gleichzeitig identisch mit der Firma des Druckereibetriebes sein darf, eingebracht werden, daß auch bei einem späteren Ausscheiden des Druckers aus der Firma die künftige Herstellung der Zeitung nicht durch Entzug der „Herstellungsmöglichkeit" gefährdet werden darf. In dem Firmenvertrag kann sehr wohl auf die Wahrung der wirtschaftlichen Rechte des Druckers Bedacht genommen werden, doch darf ihm, wenn er nicht anderweitig die „Qualifikation" zum Zeitungseigentümer (durch eigene Erfahrung als Chefredakteur oder Verleger) besitzt, kein entscheidender Einfluß auf den Inhalt des Blattes eingeräumt sein.

Um dauernd zu verhindern, daß durch Eigentümerwechsel (Verkauf, Erbgang, Zugriff der Gläubiger, Schenkung, Tausch etc.) Personen das Eigentum an einer „unabhängigen" Zeitung erwerben können, die die erforderlichen Qualifikationen nicht besitzen, müßte in allen Gesellschaftsverträgen und sonstigen Rechtsinstrumenten eine Klausel enthalten sein, daß das Gesamt- oder Teileigentum an einem solchen Zeitungsunternehmen nur an „qualifizierte" Personen oder Gruppen übertragen werden darf und daß nötigenfalls die Berufsvereinigung der „unabhängigen Zeitungen" zugunsten einer Gruppe von drei bis fünf von ihr vorgeschlagenen qualifizierten Personen (aus welcher Gruppe wieder der weichende Voreigentümer das Recht haben soll, sich den oder die ihm am geeignetsten erscheinenden Bewerber auszusuchen) ein unwiderrufliches, auch im Konkursfalle geltendes Vorerwerbsrecht hat. Dieses Vorerwerbsrecht steht der Berufsvereinigung der „unabhängigen" Presse auch dann zu, wenn die bisherigen Eigentümer aus irgendwelchen Gründen die „Unabhängigkeit" des Blattes aufzugeben wünschen, um sich unter die Fittiche einer politischen Partei oder einer wirtschaftlichen oder weltanschaulichen Gruppe zu stellen.

Trotz der Vorrechte, die durch diese Schutzmaßnahmen der Standesvereinigung der „unabhängigen" Presse zukommen, darf diese den bestehenden „unabhängigen" Zeitungen keine privilegierte Sonderstellung gewähren. Es sind daher Fusionen von „unabhängigen" Zeitungen tunlichst zu vermeiden und es muß zum unverrückbaren Grundsatz werden, daß jeder, der die erforderlichen Qualifikationen besitzt, selbst bei Fortfall aller sonstigen hemmenden Beschränkungen (Lizenzierung, Papierkontingente, Maschinenknappheit) ohne weiteres befugt sein muß, eine neue „unabhängige" Zeitung zu gründen und sodann alle Rechte und Vorrechte derselben für sich in Anspruch zu nehmen. Mit anderen Worten und als ein Beispiel: Ein Chefredakteurstellvertreter oder ein Verlagsleiter mit etwa fünfjähriger Praxis bei einer „unabhängigen" Zeitung, der ansonsten die „Qualifikationsbedingungen" (Freiheit von zu enger Bindung an eine Partei oder Gruppe) erfüllt, darf, wenn es einmal keine Lizenzen und genügend Papier und verfügbare Druckereien und Maschinen gibt, durch niemanden daran gehindert werden, eine neue „unabhängige" Zeitung zu gründen und mit den bestehenden Zeitungen in Konkurrenz zu treten.

Schutzmaßnahmen zugunsten der „abhängigen" Presse zu erlassen, erübrigt sich, da es Sache der an ihrem Erscheinen interessierten Kreise sein muß, für ihre eigene Presse zu sorgen. Die einzige Beschränkung, die sich die „abhängige" Presse gegenüber der „unabhängigen" gefallen lassen muß, ist die, daß sie gezwungen werden kann, sich auch für den in die Verhältnisse nicht eingeweihten Leser und Käufer klar und eindeutig und auf den ersten Blick erkenntlich (Bezeichnung im Zeitungstitel oder Kopf) als von der betreffenden Partei oder Gruppe kontrolliert zu deklarieren. Darüber hinaus müßte es als eine strafrechtlich zu ahndende „Nötigung" erklärt werden, wenn eine Partei oder Weltanschauung es ihren Anhängern und Mitgliedern zur Pflicht machen wollte, eine bestimmte Zeitung zu abonnieren oder es ihr unter Androhung irgendwelcher Nachteile verbieten möchte, eine oder mehrere andere Zeitungen zu lesen. Es darf daher weder eine „Pflichtlektüre" geben, für die der Leser noch zahlen muß, noch darf ein „Index librorum prohibitorium" geduldet werden. Beides riecht, von welcher Seite es auch immer in Anwendung gebracht werden sollte, so stark nach Goebbelsschen Methoden, daß schon der gesunde Wille der denkenden Leserschaft allein solche Bestrebungen als „Nationalsozialismus mit verkehrten Vorzeichen" empfinden müßte.

5. Die „neue, unabhängige Heimatpresse" kann schon jetzt aufgebaut werden

Vor allem muß die Frage aufgeworfen werden, ob neben einer „Metropolitan"-Presse überhaupt in Zukunft in einem demokratischen Deutschland eine mit einem kleineren Gebiet enger verbundene „Heimatpresse" zweckmäßig und notwendig erscheint oder ob nicht lieber der Versuch, auch für die Dauer, gemacht werden soll, sich mit Lokalausgaben der Metropolitanpresse zu begnügen. Wenn man nun aber diese Lokalausgaben analysiert und selbst einige Phantasie für eine zukünftige Weiterentwicklung aufbringt, so muß man zu dem Schluß kommen, daß diese Lokalausgaben ein sehr geringwertiger Ersatz für eine richtige Heimatpresse darstellen.

Zugegeben, daß die alte Heimatpresse sehr selten einen Blick für Welt- und Deutschlandgeschehen hatte und daß sie vor allem in erziehungspolitischer Hinsicht fast überall versagte. Sie hatte aber in ihren übrigen Textteilen eine ganz innige Verbundenheit mit den örtlichen Ereignissen und Bedürf-

nissen, der den Lokalausgaben der Metropolitanpresse denn doch abgeht. Wenn auch noch so sehr für das richtige Herausbringen der Ereignisse in der großen, weiten Welt ein geschulter Blick erforderlich erscheint, den der nur in kleinen, örtlichen Verhältnissen zu seinem Posten herangewachsene Chefredakteur oder politische Redakteur der Heimatpresse alten Stils fast nie aufbrachte, so fehlt doch dem Redakteur einer Lokalausgabe, der „weit vom Schuß" sitzt und sich auf, wenn auch noch so verläßliche und erschöpfende Korrespondentenmeldungen verlassen muß, jene innige Verbundenheit mit den Sorgen und Freuden der engeren Heimat, die die Heimatpresse einem Großteil ihrer Leser so wertvoll machte. In der ganzen Welt ist es so, daß die Redaktion und der Verlag der kleinen örtlichen Zeitung etwas mehr ist, als ein reines Geschäftsunternehmen, das einem täglich oder wöchentlich ein paar bedruckte Seiten ins Haus liefert. Es ist ein Klub. ein örtliches Forum, ja fast eine Art „Laienkirche", in die der kleine Mann der kleinen Stadt und ihrer Umgebung sein Herz ausschütten kommt, wenn er glaubt, ihm sei Unrecht geschehen, und wo er mit dem Bewußtsein hingeht, dort werde er Abhilfe, Rat und Gehör finden. Nicht der Korrespondent ist es, von dem er sich das erhofft, nein, er muß Gewißhaft haben, in das innere Sanktum des Verlegers oder Chefredakteurs vordringen zu können und dort seinem Herzen Luft machen zu dürfen.

Diese Institution, dieser Klub oder diese Laienkirche, diese örtliche Fanfare, dieser lokale Herold und Vorkämpfer fehlt zur Zeit; wenn nun die Gegner der gegenwärtigen „unabhängigen" Presse in allen sonstigen Forderungen gar nichts für sich ins Treffen führen könnten, hier haben sie 100% Recht und hier deckt sich ihre Ansicht fast zur Gänze mit der der Leserschaft. Gibt es also, selbst unter den derzeitigen, furchtbar schwierigen Verhältnissen gar keine Möglichkeit, dem Wunsche nach einer „Heimatpresse" schon jetzt teilweise gerecht zu werden?

Aus der im Punkte 2 gegebenen Gegenüberstellung der „unabhängigen" und der „Heimat"-Presse geht hervor, daß nicht nur in der heutigen Lage, sondern auch für alle Zukunft — wenn anders man nicht in die alten Fehler zurückverfallen wollte — die Herstellung einer „Heimatzeitung" mit viel höheren Kosten verbunden ist und auch bleiben wird, als je zuvor. So wie vor allem die Papiersituation liegt und noch lange liegen wird, ist mit einer Erhöhung der Einnahmen durch Ausbau des Inseratenteils noch auf Jahre hinaus nicht zu rechnen, weil man den Textteil nicht einschränken kann und für eine Vergrößerung des Inseratenteils kein Papier vorhanden ist. Die Bezugsgebühren sind hoch genug und vertragen keine Erhöhung, ja, sie werden vermutlich nach Durchführung der Währungsreform noch gesenkt werden müssen. Woher könnte also die Deckung der erhöhten Kosten kommen?

18 Monate Betriebsstatistik, wie sie von der Presseabteilung der Militärregierung für Bayern eingeführt worden ist und jetzt vom Verein Bayerischer Zeitungsverleger nach den gleichen Grundsätzen weitergeführt wird, haben schlagend bewiesen, daß die neue unabhängige Presse dann und nur dann neben der Deckung ihrer ganz beträchtlich gestiegenen Betriebskosten einen sehr kleinen Überschuß zur unumgänglich notwendigen Kapitalsbildung herauswirtschaften kann, wenn, selbst bei äußerster Sparsamkeit, die Auflagenhöhe der einzelnen Zeitungen nicht unter etwa 40 000 bis 50 000 Stück sinkt. Weil aber die Presseabteilung in Bayern diese Statistik mit äußerster Konsequenz verfolgt und die Zeitungen dadurch zum Aufbaue von Betriebsbuchhaltungen gezwungen hat, sind sich die bayerischen Blätter rechtzeitig über die wirtschaftlichen Schwächen klar geworden, haben daher die nötigen Schutzmaßnahmen ergriffen und stehen heute fast ausnahmslos wirtschaftlich so stark da, daß sie auch einen kleinen Sturm überleben können.

Den Eigentümern, Herausgebern und Verlegern der alten Heimatpresse, denen durch die Einführung des Lizenzzwanges die Herstellung von Zeitungen unmöglich gemacht wurde, kennen weder die ethischen und erziehungspolitischen Voraussetzungen, noch das genaue wirtschaftliche Bild der neuen unabhängigen Presse. Sie sagen sich aber nicht nur, daß ja auch früher eine Zeitung mit einer kleinen Auflage ihren Mann nähren konnte, sondern sie verweisen immer wieder auf die in der Auflage wesentlich kleineren Zeitungen in Württemberg-Baden und Hessen hin, die ja auch noch nicht in Konkurs gegangen sind. Sie sagen sich und den anderen: Wenn Schwäbisch-Hall und Gießen so klein sein können und dabei doch noch nicht von den Schulden erdrückt werden, warum soll es dann nicht in Kulmbach und Marktheidenfeld gehen?

Es ist schwer, diesem Argument entgegentreten zu können, weil die Vergleichsziffern fehlen. Sie fehlen deshalb, weil die Presseabteilungen in Stuttgart und Wiesbaden es ihrerseits nicht notwendig gefunden haben oder vielleicht auch seinerzeit nicht über die genügend geschulten Leute verfügten, um den Zeitungen in Württemberg-Baden und Hessen mit sanftem, aber entschiedenen Nachdruck die Einführung einer genauen Betriebsstatistik zur Pflicht zu machen. Sie fehlen aber auch deshalb, weil der Zeitungsverlegerverband in Württemberg-Baden erst viel später und auf einer teilweise zu weit gezogenen, teilweise veralteten Basis, der Verband in Hessen hingegen gar nicht als seine Aufgabe angesehen hat, sich diese Betriebsziffern zu verschaffen. Anstatt sich zu sagen, daß alle neuen unabhängigen Zeitungen wie die Kletten zusammenhängen müssen, wenn sie nicht einzeln gehängt werden wollen, hat die heilige Scheu vor der Aufdeckung der eigenen Leistungsfähigkeit und ein mißverstandenes Verlangen nach dem Schutze des Betriebsgeheimnisses selbst vor den engsten Kollegen es dazu gebracht, daß den erbittertsten Gegnern dieser Unternehmen Wasser auf die Mühle geliefert wurde. Auch in Bayern weiß eine Zeitung nicht, wieviel Millionen ein anderes Unternehmen bisher auf die hohe Kante legen konnte, aber sie kann aus den monatlichen Tabellen des VBZV sehr wohl entnehmen, ob irgend ein anderer Zeitungsverlag wirtschaftlicher als sie selbst gearbeitet hat und ob die eigenen Ziffern über oder unter dem Durchschnitt liegen; man kann sich danach richten und rechtzeitig durch bessere Organisation sparsamer und rationeller wirtschaften, etwas, was bei der Lage und den Aussichten der unabhängigen Presse aller Orten bitter not täte.

Ohne eine, mindestens über ein Jahr reichende Betriebsstatistik nach bayerischem Muster von allen Zeitungen in der US-Zone ist man daher nur auf Raten angewiesen. Trotzdem dürfte man nicht irregehen, wenn man

auch ohne Kenntnis genauerer Ziffern die Behauptung aufstellt, daß die kleinen Zeitungen in den beiden anderen Ländern bei weitem nicht so gut wirtschaftlich dastehen, wie ihre bayerischen Schwestern und daß vor allem die so dringend notwendige Kapitalbildung noch gar nicht oder nur in sehr geringem Maße Platz gegriffen hat. Nur die Monopolstellung der relativ wenigen unabhängigen Zeitungen hat es den „Kleinen" in Württemberg-Baden und in Hessen bisher möglich gemacht, sich durchzufretten, fällt aber auch diese Stütze, dann sind sie entwurzelt und es ist entweder mit ihrer Existenz überhaupt oder zum mindesten mit ihrer Unabhängigkeit ein für alle Male vorbei.

Erscheint es daher nicht vollkommen abwegig, unter diesen Umständen an Stelle einer Zeitung mit größerer Auflage schon jetzt eine Reihe von kleineren Zeitungen mit stärker ausgeprägtem Heimatcharakter treten zu lassen, wenn nicht gleichzeitig durch größere Papierzuweisung alle diejenigen, die von ihrem Auflage-„Reichtum" etwas abgeben müßten, wenigstens die alte Ziffer aufrechterhalten können? Wo gibt es Druckereien, Maschinen, Lizenzträger, geschulte Redakteure, Lokale, u.s.f. für diese neuen, unabhängigen Heimatzeitungen? Wenn es schon den sogenannten „Großen" mit 50 000 Auflage nicht gut geht, wie schlecht wird es erst den Zwergen mit 10 000 gehen?

Wenn man diese Probleme nach dem alten Schema lösen wollte, wäre es gut, von vornherein gar nicht anzufangen, sondern zu warten, bis einmal neben der unabhängigen auch die Partei- und Heimatpresse ins Leben treten wird. Möge dann fallen, was dem Existenzkampf nicht gewachsen ist, der Starke wird sich schon zu helfen wissen. Das wäre nicht unlogisch, wenn es nicht beim Prinzip der Unabhängigkeit der Presse um einen so hohen Preis ginge, daß man lieber jetzt Opfer bringen muß, um später einmal der Demokratie zum Siege zu verhelfen. Die alten Verleger der alten Heimatpresse haben noch gar nicht einmal Gelegenheit gehabt, sich mit den innersten Aufgaben der Unabhängigkeit der Presse in allen Einzelheiten erziehungspolitischer und wirtschaftlicher Natur vertraut zu machen, sie würden daher dort fortsetzen, wo sie 1933 aufgehört haben. Ob aber das dem Bestreben der Presseabteilungen der Militärregierung entspricht, ob das im Sinne der „policy" der höchsten Stellen in Washington liegt, ob dies zur Verankerung der Demokratie in Deutschland (in irgend einer, für das deutsche Volk geeigneten Form) führt und ob es dem vereinten, ethischen Streben der bisher bestehenden unabhängigen Presse nicht zuwiderläuft, das ist die große Frage. Caveant consules, ne quid detrimenti capiat res publica! Die unabhängige Presse ist eine res publica, eine „öffentliche Sache", sie ist es nicht nur in den Hauptstädten, sie ist es vielleicht in noch viel höherem Maße in der kleinen Kreisstadt.

Man wird daher, wenn man nicht den Zweck und die Notwendigkeit einer Heimatpresse gänzlich verleugnen will, ganz neue Wege gehen müssen, die aus der Not der Zeit und den besonderen Umständen heraus gesucht werden müssen. Die Zustimmung der Presseabteilungen der Militärregierung wird für die vorgeschlagene Lösung unumgänglich sein, obwohl nichts verlangt wird, für das es nicht in irgendeiner Form schon einen Präzedenzfall gäbe. Sehr viel hängt aber auch vom guten Willen und von der Einmütigkeit der bestehenden unabhängigen Presse ab, die sich mit der Annahme und der geforderten Durchführung dieser Pläne weit eher für all die zukünftigen Kämpfe, die ihr bevorstehen, den Rücken deckt und sich wertvolle Bundesgenossen, gesicherte Kampfpositionen und den guten Willen der Leserschaft für diese Auseinandersetzungen sichern kann.

6. Wie und wo kann eine Heimatpresse schon jetzt ins Leben treten?

Für die Schaffung einer Heimatpresse im jetzigen Zeitpunkte bestehen zwei Grundvoraussetzungen: Die Existenz einer Druckerei mit einer kleineren Rotationsmaschine und ein Gebiet, das eine Auflage von nicht weniger als etwa 10 000 Exemplaren erfordert. Wesentlich unter diese Ziffer herunterzugehen, erscheint aus wirtschaftlichen Gründen nicht angezeigt, d. h. man wird daher unter Umständen nicht in jedem Kreis, sondern manchmal für zwei oder gar drei Kreise, kaum aber für mehr, eine einzige Zeitung ins Leben treten lassen müssen.

Dort, wo diese zwei Grundvoraussetzungen bestehen, kann nun die bestehende unabhängige Zeitung in eine Reihe von „Heimatzeitungen" aufgeteilt werden, die an Stelle der bestehenden Lokalausgaben treten. Diese Heimatzeitungen tragen nicht mehr den Namen der „Hauptzeitung", sondern eigene Titel, lediglich in einem Untertitel (etwa: Ausgabe der . . . . . Zeitung für die Kreise . . . . . .) kann auf den Zusammenhang Bedacht genommen werden. Dafür gibt es bereits den Präzedenzfall, glaublich bei der „Heilbronner Stimme". Wenn dies aber dort möglich und von der Militärregierung in Stuttgart als zulässig erklärt worden ist, so ist nicht abzusehen, warum München und Wiesbaden päpstlicher sein sollen als der Papst (von Württemberg-Baden).

Die neuen „Heimatzeitungen" werden nun und zwar vermutlich in den meisten Fällen auf Grund von Lohndruckverträgen (Pachtverträge sind anzustreben) in der örtlichen Zeitungsdruckerei hergestellt. Bestehende Lokalredaktionen sind auszubauen, nötigenfalls sind neue solche Redaktionen an den neuen Druckorten ins Leben zu rufen.

Die neuen Zeitungen bleiben (zum mindesten bis zum Eintritt wesentlicher Aenderungen im Lizenzierungswesen, in der Papiersituation und in einer Reihe anderer Voraussetzungen) hinsichtlich der redaktionellen „policy" und hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Geschäftsführung der Hauptzeitung unterstellt, haben aber im Aufbau ihres lokalen Teiles und im Ausbau ihrer örtlichen Beziehungen weitestgehende Autonomie.

Bevor nun in weitere Einzelheiten eingegangen wird, müssen die Vor- und Nachteile einer solchen Lösung untersucht werden. Mit der Wahl eines eigenen Namens und mit der Gewährung der Autonomie im Lokalteil wird dem Wunsche der Leserschaft nach einer Zeitung für die engere Heimat nicht nur rein optisch, sondern auch ideologisch voll Rechnung getragen. Die Dezentralisation der Herstellung (die z. B. bereits für Weiden in Am-

berg und für Passau in Deggendorf besteht) entlastet die Maschinen der Hauptzeitung, die nicht immer den jetzigen Auflagenhöhen gewachsen sind, erleichtert und verbilligt teilweise den Vertrieb, und gibt einer Reihe von bisher nicht oder nicht vollbeschäftigten Arbeitern und Angestellten in kleineren Orten Brot und Arbeit. Sie ermöglicht es, wenn auch unter Kontrolle der Hauptzeitung, Anfängern im Redaktionsstab und im Verlagswesen, eine bessere Schulung zu geben, als dies unter Umständen bei der Hauptzeitung möglich wäre. Dies alles liegt aber lediglich nur im Interesse der bestehenden unabhängigen Presse.

Darüber hinaus aber wird den Intransigenten im gegnerischen Lager der Boden abgegraben. Erstens einmal gibt es wieder Heimatzeitungen, also brauchen sie nicht danach zu jammern. Zweitens aber fällt das Argument, man habe durch die Zulassung von nur wenigen „unabhängigen" Zeitungen den armen Druckereibesitzern das Brot weggenommen, fort. Jetzt haben sie ja endlich einen schönen Lohndruckauftrag und jetzt sollen sie einmal zeigen, was sie können, sie wollen ja, wie immer betont, doch in erster Linie nicht ihrer Möglichkeit, technisch tätig sein zu dürfen, beraubt werden.

Mit den neuen Heimatzeitungen wird es aber auch allen denen, die nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zugelassen werden sollen (siehe auch Punkt 1 und 3) nicht mehr so leicht möglich, bei einer Lockerung des Lizenzierungswesens durch die Hintertür des Eigentums an Betriebsmitteln wieder zur Futterkrippe vorzudringen und die Fehler von vor 1933 neuerlich zu wiederholen. Wo es nichts gibt, da ist es leicht, irgend etwas Schlechtes hinzustellen, wo aber schon irgend etwas existiert, da fällt es schwer, ein Konkurrenzunternehmen ins Leben treten zu lassen. Dieses Argument, nämlich schon vor den alten Dunkelmännern wieder am Platze zu sein, müßte speziell die Presseabteilungen der Nachrichtenkontrollämter für den Vorschlag kaptivieren.

Es wäre falsch, sich nicht auch die Nachteile dieser Art Lösung der Frage einer „Sofort"-Gründung von Heimatzeitungen vor Augen zu halten. Erstens sind ja diese neuen Zweigzeitungen doch nicht ganz „aus dem Boden der Heimat gewachsen", sondern „ferngegründet". Das waren aber ein Großteil der alten Heimatzeitungen auch, speziell die linksgerichteten, nur trat es dort nicht so offen zutage. Dann sind sie entschieden kostenverteuernd, da trotz gewisser Einsparungen (leichterer Vertrieb, Fortfall der Feierschichten im technischen Betrieb bei Lohndruck, u.a.m.) sich eine gewisse Erhöhung der Kosten (größerer Redaktions- und Verlagsstab, Telefon- und Telegrammspesen, zusätzliche Miete, etc.) nicht vermeiden lassen wird. Solange aber die Finanzämter 60 bis 95% der Kosten, je nach Art der Steuer und des Steuersatzes, tragen müssen, die Lizenzträger und Eigentümer daher unter allen Umständen nur der kleinere Teil der Kostenerhöhung trifft, ist dies nicht allzu tragisch zu nehmen.

Etwas schwieriger ist das Personalproblem zu lösen. Da wird die Hauptzeitung wohl in dem einen oder anderen Falle einen guten Redakteur oder einen guten Verlagsmann wenigstens zeitweilig „in die Provinz" schikken müssen, um der neuen „Filialzeitung" auf die Beine zu helfen, bis der Nachwuchs genügend geschult ist. Zweifellos aber, da ja in der Redaktionsarbeit bei der Filialzeitung die Hauptarbeit im Aufbau des lokalen Teiles zu erblicken sein wird, sind eine Reihe von bisherigen hauptberuflichen Lokalkorrespondenten berufen, die Reihen der Redakteure der neuen Heimatzeitungen aufzufüllen.

Der schärfste Einwand, der gegen solche neue Heimatzeitungen — von den wirtschaftlichen Einwänden abgesehen — erhoben werden kann, ist, daß durch ihre Gründung neue Zeitungskonzerne und Zeitungsketten ins Leben gerufen würden und das war es ja, was vor 1933 zum Niedergange der freien, unabhängigen Presse Deutschlands geführt hat. Aber auch dieses Argument ist nicht ganz stichhaltig: Erstens erstreckt sich das Gebiet eines solchen neuen Konzernes nicht über das bisherige eigentliche Verbreitungsgebiet der jetzt bestehenden Zeitung hinaus, ist also örtlich und damit auch fast der Zahl nach von vornherein begrenzt. Zweitens ist die Bindung der Filialzeitung an ihre Hauptzeitung von vornherein nur als zeitliche Maßnahme gedacht, nämlich für jenen Zeitraum, in dem es die bestehenden Knappheiten nicht möglich machen, daß jede Zeitung nach Herzenslust ihre Auflage selbst festlegen kann. Gäbe es schon jetzt genug Papier, Maschinen und geschultes und fähiges Personal, so könnten sehr wohl, trotz der immens erhöhten Kosten (höhere Gehälter verantwortlicherer Redakteure, Gebühren der verschiedenen Nachrichtenagenturen, u. s. f.) wohl in jedem Kreise der US-Zone eine eigene unabhängige Zeitung erscheinen und aus ihren Bezugsgebühren allein einen nicht unbeachtlichen Ueberschuß erzielen, selbst wenn sie noch gegen die Konkurrenz der Zonen-, Landes- und Bezirkszeitungen und gegen die von etlichen Nachbarn ankämpfen müßte. Steht aber von vornherein fest, daß jede Filialzeitung einmal ganz selbständig werden muß, wenn dies bei Beachtung aller Kautelen (siehe Punkt 4) möglich geworden ist, ohne ihre eigene Wirtschaftlichkeit und gleichzeitig jene der Mutterzeitung zu gefährden, so besteht keine Gefahr der neuerlichen Zeitungskonzerngründung.

Es mögen noch andere Nachteile vorgebracht werden, doch ist nicht einzusehen, daß sie, zusammen mit den hier erwähnten, die Vorteile der vorgeschlagenen Lösung aus dem Felde zu schlagen vermögen. Die im Nachstehenden ausgeführten Einzelheiten des Planes sollen die Möglichkeit, die großen Vorteile, insbesonders aber die Erfüllung des Wunsches der Bevölkerung nach „ihrer" Zeitung, bei gleichzeitiger Verdrängung der Gegner der unabhängigen Presse aus bisher nicht besetzten Kampfstellungen, noch deutlicher dartun.

Einzelheiten über Filialzeitungen.

7a) Die redaktionelle und Personalfrage.

Wie schon gestreift, soll eine Filialzeitung im Textteil hinsichtlich der Welt- und Deutschlandnachrichten mit ihrer Mutterzeitung ungefähr identisch sein, weil die Zahl der geschulten und fähigen Redakteure die aus der Flut der durch die verschiedenen Nachrichtenbüros einströmenden Neuigkeiten das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern wissen, noch zu klein ist und außerdem der direkte Anschluß jeder Filialzeitung an DENA, AP, UP, Reuter, usf. viel zu teuer käme. Daher ist die Zusammenstellung dieses Teiles (etwa der ersten und eines Teiles der zweiten Seite) eine Angelegenheit der Mutterzeitung. Ob die endgültige Aufmachung der Filialzeitung durch einen Materndienst oder durch Telefon, Telegramm oder Brief übermittelt werden soll, muß von Fall zu Fall entschieden werden.

Schon im Leitartikel, auf alle Fälle aber im Lokalteil, Feuilleton, Sportteil, Kulturteil, und im Inseratenteil beginnt der Bereich der „Selbstverwaltung" der Filialzeitung. Daß sich die Mutterzeitung das Recht der Richtunggebung auf alle Fälle vorbehalten muß und daß sie auch in diesen „selbständigen Teilen" hie und da einmal der Filialzeitung wird vorschreiben können, einen bestimmten Aufsatz oder eine bestimmte Meldung zu bringen, ist deshalb notwendig, weil für die allgemeine Richtung, auch der Filialzeitungen, nach wie vor die Lizenzträger der Mutterzeitung maßgebend und verantwortlich bleiben. Genaue Vereinbarungen über das Maß und den Umfang der Selbständigkeit werden auf alle Fälle, u. zw. unter starker Einflußnahme durch die Presseabteilungen der Nachrichtenkontrollämter im einzelnen Falle festzulegen sein.

Die Presseabteilungen werden auch bei der Wahl der „Cefredakteure" der Filialzeitungen einiges mitzureden haben. Wenngleich auch bei den Filialzeitungen die Anstellungsverträge mit der Mutterzeitung geschlossen werden sollen, allerdings mit gewissen Sonderklauseln für den Fall einer späteren Selbständigkeit, der Möglichkeit von Transferierungen von einer Filialzeitung zu einer anderen oder der Tätigkeit für mehrere dieser Zeitungen zur gleichen Zeit (beim Verlagspersonal möglich), so bleiben doch alle bestehenden Verfügungen der Militärregierung über die Anstellung von Spitzenpersonal voll und ganz bestehen. Bei den „Chefredakteuren" der Filialzeitung aber bietet sich eine gute Möglichkeit, potentiellen Lizenzträgern während einer Probezeit ein gewisses selbständigeres Betätigungsgebiet zu gewähren. Es wäre daher zu erwägen, ob nicht die Presseabteilungen sowohl dem Chefredakteur, als auch dem Verlagsleiter der Filialzeitung eine Art Sublizenz gewähren sollten, die ihnen teilweise die rechtliche und wirtschaftliche Stellung eines Lizenzträgers gibt, sie aber doch in mancher Hinsicht der Ueberwachung und Leitung durch die Voll-Lizenzträger der Hauptzeitung unterstellt. Sublizenzen sind im Gebiete der Nachrichtenkontrolle durchaus nichts Neues, sie bestanden die längste Zeit im Bereiche der Theaterkontrolle und werden auch heute noch stellenweise dort an Neulinge ausgegeben. Das Grundgesetz für Lizenzwesen, Mil. Reg. Vorschriften, Titel 21, erwähnt diese Sublizenzen nicht, verbietet sie aber auch nicht ausdrücklich. Mit der Erteilung von Sublizenzen befreit die Nachrichtenkontrolle die Voll-Lizenzträger von allzu großer Verantwortlichkeit für die Auswahl der leitenden Funktionäre einer Filialzeitung und behält sich selbst ein viel durchgreifenderes Recht, bei Mißständen direkt eingreifen zu können, als bei bloßen Anstellungsverträgen. Ueber eine etwaige Gewinnbeteiligung der Sublizenzträger wird noch unter den finanziellen Einzelheiten etwas zu sagen sein.

Während also das Spitzenpersonal (Redakteure, Verlagsleiter, u.s.f.) direkt von der Hauptzeitung angestellt werden soll, kann Hilfspersonal (Büro und Vertrieb) der örtlichen Auswahl überlassen bleiben. Auch damit ergibt sich eine stärkere Verbundenheit der Leserschaft mit ihrer „neuen Heimatzeitung", die für letztere nur von Vorteil sein kann. Bei Lohndruckverträgen dürfte sich die Anstellung von technischem Personal erübrigen.

7b. Die wirtschaftliche Seite.

Bevor an die Gründung einer oder mehrerer Filialzeitungen gedacht werden kann, ist vor allem eine ganz gründliche Vorkalkulation vorzunehmen. In Bayern mit seiner genau aufgebauten Betriebsstatistik dürfte dies nicht auf große Schwierigkeiten stoßen, außerdem stehen den interessierten Betrieben bewährte Fachleute (Dir. Stauber, Dir. Hall, Herr Horstmann, um nur einige wenige zu nennen) zur Verfügung. Ob in den anderen Ländern die Unterlagen für eine solche Vorkalkulation schon vorhanden sind oder ob sie erst durch rückwirkende Anwendung der Betriebsstatistik nach dem bayerischen Muster geschaffen werden müssen, ist nur nach den Umständen des einzelnen Falles zu beurteilen.

Fraglich ist, ob auch ausgesprochene Großstadtzeitungen, wie (um nur einige zu nennen) die Süddeutsche Zeitung, der Münchner Merkur, die beiden Frankfurter, Stuttgarter und Kasseler Zeitungen, daneben aber auch z. B. die Schwäbische Landeszeitung, die Rhein-Neckar-Zeitung, der Weserkurier, u.s.f., die nur rein zufälligerweise auch ländliche Bezirke zur Gänze in ihr eigentliches Vertriebsgebiet einbezogen haben, auch Filialzeitungen gründen sollen. Da der Charakter dieser und einer Reihe anderer Zeitungen von vornherein ganz anders ist, als der der bestehenden Presse in kleineren Orten, die nicht einmal der Sitz eines Regierungspräsidiums sind, ist es fraglich, ob z. B. zweckmäßig die Süddeutsche Zeitung eine Filialzeitung etwa in Weilheim oder die Frankfurter Neue Presse eine solche in Bad Nauheim ins Leben rufen soll.

Ergibt die Vorkalkulation, sowie die etwa vorgenommene Ueberprüfung durch Sachverständige, daß die Gründung einer Filialzeitung wirtschaftlich tragbar erscheint und sind sowohl die technischen (Vorhandensein einer Druckerei, die gewillt ist, einen Pacht- oder Lohndruckvertrag abzuschließen), als auch die organisatorischen (Redaktionsräume,

Vertriebsapparat, Personalfrage) und rechtlichen (Abschluß der verschiedenen Druck-, Miet- und Werkverträge) Voraussetzungen gegeben, so muß rein wirtschaftlich so vorgegangen werden, als ob man ein selbständiges Tochterunternehmen gründen wollte. Das heißt, daß die gesamte Geschäftsgebarung der Filialzeitung aus der Lohn-, Betriebs-, Lager- und Vertriebsbuchhaltung der Mutterzeitung herausgenommen und für sie, wenn schon nicht eigene Bücher, so doch eigene Konten angelegt werden müssen. In der Hauptbuchhaltung fließen allerdings die Ergebnisse der Filialzeitung mit jenen der Mutterzeitung zusammen.

Es ist daher der Filialzeitung, wenigstens buchmäßig, ein eigenes „Firmenkapital" zuzuweisen, das nicht allzu hoch zu sein braucht, etwa 5 000 Mark, dürften genügen. (Dieser Betrag entspricht auch rechtlich jener Summe, die als Mindesteinzahlung bei Gründung einer G.m.b.H. gesetzlich vorgeschrieben ist.) Von da an arbeitet die Filialzeitung, rein wirtschaftlich und buchhalterisch gesehen, als ein eigener Wirtschaftskörper, wenn auch nur in den Büchern der Mutterzeitung. Da die Filialzeitung rechtlich keine Eigenexistenz hat, sondern nur bestenfalls einer „Filiale" im Sinne des Handelsgesetzbuches gleichkommt, werden sich wesentliche Schwierigkeiten auf steuertechnischem Gebiet (Umsatz-, Gewerbesteuer, etc.) wohl kaum ergeben. Die Filialzeitung bilanziert auch selbständig, führt ihre eigene Betriebsstatistik (sehr wichtig, falls es einmal zur Abtrennung der Filialzeitung von der Mutterzeitung kommen sollte), doch stellt ihr Gewinn oder Verlust letztlich nur ein Teilergebnis der Ertragsrechnung der Mutterzeitung dar.

In diesem Zusammenhange ist die Frage der Gewinnbeteiligung der „Sublizenzträger" zu erörtern. Da diese einerseits doch nur Angestellte der Mutterzeitung sind, andererseits sie aber eine gewisse Verantwortung auch für das wirtschaftliche Wohlergehen der Filialzeitung zu tragen haben, kommt ihnen etwa die Stellung eines Angestellten zu, der neben seinem fixen Gehalt auch mit einem gewissen Prozentsatz an dem durch ihn erzielten Gewinn beteiligt ist. Am Gewinne oder Verluste der Mutterzeitung nimmt er keinesfalls teil. Wie hoch nun der ihm zu gewährende Gewinnanteil in Prozenten zu sein hat und ob er, nach Erzielung von Gewinnen, auch einen etwaigen Verlust mitzutragen haben wird, kann nicht theoretisch erörtert werden, das ist Sache einer genauen Vor- und Nachkalkulation und muß eventuell von Zeit zu Zeit neu geregelt werden.

Da die Sublizenzträger potentielle Vollizenzträger der Filialzeitung sein sollen, wenn diese einmal ihre volle Selbständigkeit erlangt, erscheint es bei der derzeitigen Wirtschaftslage, wo jede „unabhängige" Zeitung so sehr darauf bedacht sein muß, mit größter Beschleunigung ein hinreichendes Kapital zu bilden, als durchaus angemessen, daß vorerst nur der Gehalt und neben dem Gehalt übliche Leistungsremunerationen ausbezahlt werden, daß dagegen der Gewinnanteil vorerst „stehen" bleiben soll. Zu einer Auszahlung derselben soll und darf es erst dann kommen, wenn die Filialzeitung selbständig wird oder wenn der Sublizenzträger vorher ausscheiden sollte. Dies mag eventuell zu einkommensteuerrechtlichen Nachteilen führen, wenn nicht in den Anstellungsverträgen der Sublizenzträger gewisse Sicherheitsmaßnahmen eingebaut werden. Eine solche Sicherheitsmaßnahme wäre eine Klausel, in welcher der Gewinnanteil ausdrücklich als „Gehalt" (Bonus) erklärt wird, auf dessen Auszahlung oder Ausschüttung der Sublizenzträger jedoch unter keinen Umständen vor Selbständigkeit der Filialzeitung oder vor seinem Ausscheiden aus der Filialzeitung rechtlich Anspruch erheben kann und darf. (Einer Bevorschussung dieser Ansprüche in Härtefällen dürfte steuertechnisch nichts im Wege stehen.)

Die wirtschaftliche Pseudoselbständigkeit der Filialzeitung muß aber keineswegs dazu führen, daß alle Bücher und Konten am Standort der Filialzeitung geführt werden sollen, da dies äußerst unwirtschaftlich wäre. Es wäre vielmehr viel besser, dort nur jene unumgänglich notwendigen Aufzeichnungen zu führen (etwa eine Lohnliste, ein Kassabuch, ein Lagerbuch für das Papierlager, Aufzeichnung über Abonnenten und Inserenten etc.), während die eigentliche Buchhaltung und vor allem die Statistik am Orte der Hauptzeitung geführt werden kann und soll. Irgendeines der vielen Systeme der Fernbuchhaltungen wird sich für diesen Zweck leicht einrichten lassen.

Es ist auch denkbar, daß speziell im Verlag und in der Buchhaltung ein Teil des Personals einen Teil der Woche oder an bestimmten Tagen bei der einen, dann aber wieder bei einer zweiten und eventuell bei einer dritten Filialzeitung arbeitet, wenn die Entfernungen nicht allzu groß und die Verbindungen nicht gar zu schlecht sind. Auch hier muß der Personalstand der Filialzeitung nicht allzu starr aufgebläht und jener der Hauptzeitung nicht allzu stark eingeschränkt werden.

Ein guter Teil der Kosten wird überhaupt nicht bei der einzelnen Filialzeitung selbst, sondern bei der Mutterzeitung entstehen und von dort aus schlüsselmäßig umgelegt werden. Das sind vor allem die Kosten, die aus dem Anschluß an die Nachrichtenagenturen, an die Berufsverbände und sonstigen Körperschaften und aus allgemeiner Beratung in rechtlichen, steuertechnischen oder wirtschaftlichen Angelegenheiten erwachsen. Sofern nicht andere, besondere Umstände vorliegen, empfiehlt sich ein Schlüssel nach der Auflagenhöhe.

Obwohl die Unterhaltung von Konten bei örtlichen Bankfilialen für die Filialzeitung sehr angezeigt sind, sollen doch beträchtlichere Barüberschüsse laufend an die Mutterzeitung abgeführt werden, der auch eine zweckmäßige Anlage dieser Gelder obliegt. Filialzeitung und Mutterzeitung stehen miteinander im reinen Kontokorrentverhältnis und sollten sich daher auch, aus betriebswirtschaftlichen Gründen, gegenseitig Einlage- und Schuldzinsen aufrechnen dürfen.

Die ganze Pseudoselbständigkeit der Filialzeitung muß jedoch von vornherein so aufgebaut sein, daß eine Auflösung der Heimatzeitung jederzeit möglich sein muß, wenn sich ihre Unwirtschaftlichkeit herausstellt. Es darf doch nichts anderes als ein Experiment bleiben, allerdings eines, das wert ist, gewagt zu werden; zeigt sich, daß die weitere Durchführung, insbesondere vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, den „unabhängigen" Zeitungen und ihren berufständischen Verbänden zu große finanzielle Opfer auferlegen würde, so darf nicht gezögert werden, das Manöver rechtzeitig wieder abzu-

blasen. Fast wäre es zu wünschen, daß wenigstens in einem oder zwei Fällen es, bei sonst guten Bedingungen und weiser Leitung, zu einer solchen Einstellung einer Filialzeitung käme. Das wäre nämlich ein schlagender Beweis gegenüber den alten Druckern und Verlegern, denen das Inslebentreten der neuen „unabhängigen" Presse ihre Zeitungen neuerlich „geraubt" haben soll, daß sie nicht einmal die wirtschaftlichen, geschweige denn die erziehungspolitischen Aufgaben der Herausgabe einer Heimatzeitung im Sinne der unabhängigen, demokratischen Presse zu erfüllen imstande sein werden.

7c. Die rechtlichen Unterlagen

Die Gründung und der Betrieb einer Filialzeitung erfordert eine besonders sorgfältige rechtliche Fundierung, sowohl im Innen- als auch im Außenverhältnis. Alle Erfahrungen, die, speziell in Bayern, aber auch in den anderen Ländern im Aufbau der unabhängigen Presse gewonnen wurden, müssen in vollem und erweitertem Maße bei der Gründung von Filialzeitungen herangezogen werden.

Da es wohl seltener gelingen wird, die Drukkerei, in der die Filialzeitung gedruckt werden soll, zu pachten, so muß ein langdauernder und die ungestörte Herstellung der Filialzeitung dauernd sichernder Lohndruckvertrag abgeschlossen werden. Wichtig ist unter allen Umständen, daß es im Falle eines Vertragsbruches auf seiten des Druckers oder bei einer höheren Gewalt, die wohl die Zeitung, nicht aber der Drucker hätte abwenden können, nicht so sehr auf Schadenersatz in barem Geld, sondern auf eine, wenigstens zeitweilige Zugriffsmöglichkeit der Zeitung auf die zu ihrer Herstellung notwendigen Maschinen ankommt (Nutzungspfandrecht). Der oberste Grundsatz muß bleiben, daß die Zeitung gedruckt werden kann, wenn es nur irgendwie möglich ist oder wenn es nur irgendwie der Zeitung als solcher möglich gewesen wäre (Streik in der Druckerei aus politischen Gründen oder wegen Lohndifferenzen, die die Zeitung gewillt ist, für ihre Herstellung zu tragen, aber auch z. B. bei Stromsperren das Nichtvorhandensein eines Sonderkabels, das wohl die Zeitung, nicht aber die Druckerei zugebilligt erhalten, würde, etc.).

Die Dauer des Lohndruckvertrages kann nicht zu kurz bemessen werden, doch dürften etwa 10 Jahre Bindung des Druckers genügen. Die Zeitung selbst soll sich nicht so lange binden, doch ist ihr eine gewisse Vertragstreue zuzumuten. (Nur bei Einstellung oder bei Erwerb einer eigenen Druckerei vor Ablauf von 10 Jahren, nicht aber, weil ein anderer Drucker am gleichen Orte etwas billiger wäre.) Daß die Preisgestaltung nicht für die ganze Vertragsdauer im vorhinein festgelegt werden darf, ist klar. die Tarife oder andere Vereinbarungen werden am besten in Anhängen zu behandeln sein, die unabhängig vom Hauptvertrag abgeändert werden können.

Die anderen Verträge im Außenverhältnis sind von geringerer Bedeutung (Mietvertrag für Redaktions-, Papierlager und Garagenräume, Fernsprecher, Licht, Gas, Heizung, Verträge mit den Verteilern und Anstellungsverträge für jenes Personal, das örtlich angestellt wird, also nicht in direktem Vertragsverhältnis zur Mutterzeitung steht). In allen Fällen sollen aber auch diese Vereinbarungen im Namen der Mutterzeitung abgeschlossen werden, damit diese kraft der ihr zustehenden Wirtschaftskontrolle einen Einfluß auf ihre Einhaltung und ihre Beendigung nehmen kann. Von weitaus größerer Bedeutung, als alle diese Nebenverträge sind die Vereinbarungen im Innenverhältnis, d. i. vor allem die Regelung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Mutter- und Filialzeitung. Hier wird sich eine Art Organisationsstatut, an Stelle eines Gesellschaftsvertrages, das die Prinzipien, die gegenseitigen Rechte und Pflichten, den Umfang der Kontrolle und der Selbständigkeit ganz genau umreißt, als zweckmäßig erweisen. Dieses Organisationsstatut, das kein Vertrag im eigentlichen Sinne, sondern weit eher eine Prinzipienerklärung darstellen soll, muß natürlich auch Klauseln über eine etwaige spätere vollkommene Loslösung der Filial- von der Mutterzeitung enthalten. Die Mutterzeitung soll es nicht selbständig abändern dürfen, auch wenn es von ihr erlassen wurde. Nötigenfalls kann auch hier schon für Differenzen ein Schiedsgericht vorgesehen werden oder eine Auslegung, ja eventuell sogar eine Abänderung oder Aufhebung der Entscheidung des berufsständischen Verbandes übertragen werden. Solange den Presseabteilungen der Nachrichtenkontrollämter ein direktes Einflußrecht auf wichtige Verträge der Zeitungen zusteht, ist natürlich auch dieses Organisationsstatut der Zustimmung dieser Stellen unterworfen.

Neben das Organisationsstatut treten die Verträge mit den Sublizenzträgern und die Anstellungsverträge mit jenem Personal, dessen Auswahl noch immer im Bereiche der Mutterzeitung liegt. Da handelsrechtlich die Filialzeitung als eine Zweigniederlassung der Mutterzeitung anzusehen ist und auch als solche in das Handels- oder Gesellschaftsregister einzutragen sein wird, wird den Sublizenzträgern mit dem Wirkungsbereich für die Filialzeitung Prokura oder Generalhandelsvollmacht zu erteilen sein. Inwieweit nun bei diesen Verträgen widersprechende Ansichten der Mutter- und der Filialzeitungsleitung sich auswirken könnten, bedarf einer Regelung im Organisationsstatut, das als wesentlicher Bestandteil dieser Verträge anzusprechen sein wird.

Sehr wichtig ist eine genaue Festlegung der Rechtsstellung der Filialzeitung gegenüber den Behörden, insbesondere den Finanzämtern und den Finanzreferaten der Bezirke, Kreise und Städte. Hier ist darauf hinzuarbeiten, daß von diesen Stellen ausdrücklich anerkannt werde, daß bis zur Selbständigkeit der Filialzeitung diese nach wie vor ein integrierender Bestandteil der Mutterzeitung bleibt, um jeden Versuch einer Doppelbesteuerung, Umsatzsteuerpflicht für Verkehr zwischen den beiden, u. s. f. schon im Keime zu ersticken. Die etwaigen städtischen Finanzämter müssen ganz entschieden dahin gebracht werden, die neuen Filialzeitungen nicht als willkommene Melkkühe zu betrachten, sondern als neue Arbeitsstätten, die örtlichen Geschäftsleuten und Werktätigen Brot und Arbeit geben können, es aber nicht müssen.

Da ja nicht abzusehen ist, ob und welche Zeitungen in der Lage oder überhaupt gewillt sein werden, Filialzeitungen einzurichten, kann sich aus der Gründung oder Nichtgründung von solchen Filialzeitungen in den Mitgliedsrechten und -pflichten der Hauptzeitungen in ihren Berufsverbänden keine Aenderung ergeben. Es mag zwar im Verkehr mit gewissen Behörden für den Berufsverband viel imposanter klingen, wenn dieser anstatt auf 22 ihm angeschlossene Zeitungen besser auf 100 und mehr Organe hinweisen kann, die hinter dem Vorsprechenden stehen, aber es wäre falsch, deswegen, weil eine Zeitung sich in fünf oder noch mehr Heimatzeitungen aufteilen konnte, ihr ein fünffaches Stimmrecht zu geben oder von ihr den fünffachen Kopfmitgliedsbeitrag zu verlangen.

Andererseits wäre es doch nicht unzweckmäßig, wenn auch die Sublizenzträger schon frühzeitig Gelegenheit hätten, aktiv an der Tätigkeit ihrer Berufsverbände teilhaben zu dürfen. Dies könnte dadurch erreicht werden, daß man die Filialzeitungen dort als außerordentliche Mitglieder ohne Stimmrecht gegen Bezahlung eines nominellen Mitgliedsbeitrages zulassen und den bei den Tagungen erscheinenden Vertretern der Filialzeitung wenigstens Rederecht daselbst zubilligen würde. Auch der kleine Mann mag einmal etwas Kluges zu sagen haben und vieles, was sich heute nur im Rahmen einer Filialzeitung ereignen kann, mag in einem späteren Zeitpunkt für die Mutterzeitungen selbst in Betracht kommen. Das setzt zwar eine Satzungsänderung der Berufsverbände voraus, aber sie führt nicht zur Majorisierung der gegenwärtigen Mitglieder und kann sogar dazu führen, daß man neben den heutigen „Tageszeitungen" auch die wenigen „Zeitschriften mit Zeitungscharakter" (z. B. Echo der Woche, Wirtschaftszeitung, u. a. m.) gleichfalls als außerordentliche Mitglieder in den Kreis der Berufsverbände einführen kann.

Etwas schwieriger wird die Frage der Zulassung der Filialzeitungen bei jenen Organisationen sein, die Genossenschaftscharakter haben (DENA, Wirtschaftsgenossenschaft der deutschen Presse etc.). Hier läßt das arg veraltete Genossenschaftsgesetz eine Scheidung der Genossen in ordentliche und außerordentliche Genossenschaftsangehörige nicht zu. Andererseits ist aber gerade dort ein direkter Zusammenhang der Filialzeitungen mit den Genossenschaften für beide von größter Wichtigkeit und sollte nicht aus rein technischen Gründen für unmöglich erklärt werden. Denkbar wäre in diesen beiden und ähnlichen Fällen eine Lösung der Gründung einer Tochtergenossenschaft aus den Filialzeitungen, die ihrerseits wieder direkt Genosse der großen Genossenschaften werden kann. Auch das setzt wohlzuerwägende Genossenschaftssatzungsänderungen voraus. Speziell bei DENA ist sehr leicht denkbar, daß in nicht allzuweiter Zukunft die Filialzeitung ihren eigenen Anschluß an das DENA-Netz benötigt, ohne die Nachteile des Bezuges der Nachrichten als Außenstehender in Kauf nehmen zu müssen. Aehnliche Situationen mögen sich auch sehr bald bei der Wirtschaftsgenossenschaft ergeben, wenn auch hier nach wie vor die finanzielle Struktur der Mutterzeitung stets als Bürge heranzuziehen wäre.

Solange die ausländischen Nachrichtenagenturen darauf bestehen, mit den einzelnen Zeitungen selbst abzuschließen, wenn auch auf Grund von Rahmenverträgen, solange kommt ein direkter Anschluß einer Filialzeitung an dieselben nicht in Frage. Da man in diesen, etwas intransigenten Stellen auf dem Standpunkt stehen kann, daß die Filialzeitung nichts anderes sei, als eine glorifizierte Lokalausgabe, so können sie gar nicht verbieten, daß der Nachrichtendienst von der Mutterzeitung nicht an die Filialzeitung abgegeben werden darf. Erst bis sich diese Nachrichtenagenturen entschließen werden, ihren Dienst einer deutschen Zentralstelle zu liefern, der die Weiterleitung an die einzelnen Zeitungen im eigenen Wirkungskreis obliegt, kann die Frage des direkten Anschlusses für die Filialzeitungen aktuell werden.

All das hier Gesagte gilt auch für das Verhältnis der Filialzeitungen zur Arbeitsgemeinschaft der Verlegerverbände in der US-Zone und zu der hoffentlich in Bälde erfolgenden Gründung einer solchen Gemeinschaft zuerst für die vereinigten Westzonen und später für ganz Deutschland. Auch in den anderen Berufsverbänden (Journalisten, Drucker, kaufmännisches Personal, u. s. f.), wäre ein ähnlicher Weg einzuschlagen.

Schlußbemerkung

Wer sich die Mühe genommen hat, das vorstehende Elaborat kritisch durchzulesen, wird zugeben müssen, daß der vorgeschlagene Weg kein einfacher und müheloser sein wird. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß die Not der Zeit gebieterisch eine Abkehr vom Althergebrachten verlangt, wenn dieses den Anforderungen des Heute nicht mehr gewachsen ist, auch wenn dies große und schwere Opfer erfordert.

Die Stellung der neuen unabhängigen deutschen Presse ist eine schwer umstrittene und nur mit äußerster Kraftanstrengung wird sie sich behaupten können. Sie kann dabei nicht dauernd auf eine Hilfeleistung und Unterstützung durch die Presseabteilungen hoffen, denen durch generelle Weisungen höherer und höchster Stellen in vieler Hinsicht die Möglichkeit genommen wird, durch eine bloße militärische Anordnung Erfolge zugunsten der unabhängigen Presse zu erzwingen. Zweifellos wird aber jede Anregung, die der Aufrechterhaltung und der Stärkung der Unabhängigkeit der Presse für alle Zukunft zu dienen vermag, bei den Besatzungsbehörden vollen Widerhall finden.

Der Kampf der neuen deutschen Presse ist schwer und nur durch große Opfer zu gewinnen. Zu den Opfern mag aber auch in mancher Hinsicht die Abkehr vom Veralteten, nicht mehr Zutreffenden gehören. Die Gegner der deutschen unabhängigen Presse wittern Morgenluft und haben es bisher nicht gescheut, mit allen ihnen zugängigen Methoden in den Kampf zu ziehen. Sie sollen aber wissen, daß sie es mit einem Gegner zu tun haben, der seinerseits alles in die Bresche zu werfen gewillt ist, was nur erreichbar und möglich ist. Zu diesen Mitteln gehört die Besetzung und Ausfüllung des Vakuums, das

durch die notwendig gewordene Einstellung der alten Heimatpresse entstehen mußte.

Wenn die unabhängige deutsche Presse nicht in der Lage oder aus kleinlicher Selbstsucht heraus nicht gewillt ist, diese Lücke auszufüllen und sich fest in den jetzt leer stehenden Zeitungsdruckereien zu verschanzen, so wird ihr nicht nur die Parteipresse, sondern vor allem die Schar der alten Verleger zuvorkommen. Es ist leichter, eine unbesetzte Stellung zu bemannen und von dort aus Angriffe abzuwehren, als eine vom Gegner ausgebaute Position im Kampfe erobern zu wollen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst und glücklich ist der Besitzende.

Aus diesen Erwägungen heraus sollten die Verleger und ihre Verbände, aber auch die Presseabteilungen der Nachrichtenkontrollämter das vorliegende Projekt prüfen und sich über seine Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit in Bälde schlüssig werden. Noch ist es Zeit, diesen Versuch zu machen, aber wie lange er noch zum Erfolge führen kann, ist nicht zu bestimmen. Es mag vielleicht ein Wagnis sein, aber wer nicht wagt, gewinnt auch nicht. Und die unabhängige, deutsche Presse, soll nicht nur, nein, sie m u ß gewinnen, nicht zum Wohle ihrer eigenen Tasche, sondern für ein neues demokratisches Deutschland als Mitglied der Völkerfamilie der demokratischen Nationen der Welt!

Wilmer Collection, 281, AR 7211, Box 3, Folder 4

SOME LEGAL PROBLEMS OF MILITARY GOVERNMENT IN THE PRESENT CONFLICT

by

PFC Mandal Robert Segal - ASN 31260221
and PFC Bert Leon Werner ASN 32544119

ASTU # 3905, Stanford University, Calif.
September, 1943

SOME LEGAL PROBLEMS OF MILITARY GOVERNMENT IN THE PRESENT CONFLICT

by PFC Mandal Robert Segal-ASN.31260221
PFC Bert Leon Werner-ASN. 32544119

Table of Contents

		Page
I.	Introduction	1
II.	Military Government--Its Laws and Definition	3
	General Laws of Military Government	3
	Definition	6
	"Occupied Territory of the Enemy"	9
III.	Military Government in Enemy Territory	16
	Control over Persons	16
	Control over Property	18
	Relation to Civilian Administration and Judiciary	28
	1. Relation to Courts	36
	Summary	45
IV.	Specific Occupied Territories	47
	France	48
	Denmark	51
	The "Neutral" Incorporated Territories	53
V.	Conclusions and Recommendations	61

SOME LEGAL PROBLEMS OF MILITARY GOVERNMENT IN THE PRESENT CONFLICT*

I. Introductional

"Peace will have to be waged," according to Colonel Beaman, Professor of Economics and Government at West Point, in his recent article on "School for Statesmen,"[1] where he points out the need for training American students in geopolitics and world affairs. The first step in the waging of this peace has already been started in Sicily, where the British and American armies have set up AMG, formerly AMGOT—"The Allied Military Government of Occupied Territory."[2] AMG has as its titular head General Alexander, the commander of the invading Fifteenth Army. The actual head of the military administration is Major General Lord Rowell, the British military administrator who established the Egyptian military government in 1942. Representatives of the United States on AMG include U.S. Brigadier General Frank J. McSherry, an Army engineer and executive, and Lieutenant Colonel Charles Poletti, ex-governor of New York.

Participation in AMG does not represent the first military government role of the U.S. Armed Forces in the present conflict. A form of military government was set up in Hawaii immediately after the bombing of Pearl Harbor,[3] and another type of military government was set up in Iceland, Greenland, and Dutch Guiana under consensual agreements. In Africa, by an "arrangement" with the Darlan government, a form of military government was also instituted.

---

*Attention should be called to the recent address on this topic by Brigadier General Cornelius W. Wickersham and Colonel Archibald King before the American Society of International Law at its Thirty-Seventh Annual Meeting on May 1, 1943. These addresses were published in the 1943 Proceedings of the Society on pages 27-39. These articles appeared after the present paper had been completed, but some of the excellent discussion has been incorporated into the footnotes of this paper. General Wickersham, on pages 28-31 especially, considers many of the legal problems of military government covered in this discussion. Colonel King, on the other hand, deals with the general laws and powers of military government with some reference to our past military occupations. These addresses should be read for a concise analysis of the powers and legal problems of our military government in general; no attempt, however, was made to relate these powers and problems specifically to the present international situation and status of the various foreign countries that we may occupy.

1 Fortune, 27 (January, 1943), 103 f.

2 Life, 13 (July 26, 1943), 37-39.

3 For a detailed account of the Hawaiian martial rule, see Fairman, "Law of Martial Rule and the Present Emergency." 53 HLR, 1253, 1280-95.

The present military occupations by the United States also do not constitute a new field for our armed forces. The United States Army has previously engaged in six major military occupations, as well as nearly twenty minor types of military rule in foreign countries.[1] The six major belligerent occupations include Mexico (1846-48), the South after the Civil War (1865-77), Cuba (1898-1902), Puerto Rico (1898-1900, the Philippine Islands (1898-1901), and the Rhineland (1918-23).[2] Previous joint occupations have occurred in North Russia and Siberia from 1918 to 1920, and Dalmatia during the same years.[3]

With the extension of the American fronts and the probable invasions of European countries by the American armies, the problem of military occupation and government becomes increasingly important.[4] Although certain precedents

---

1. For a complete list, see Public Affairs Bulletin (No. 16), Data on Military Government in Occupied Areas (1942), pp. 18-19.

2 Ibid.; see also War Department, Military Aid to the Civil Power (1925), p. 721; and Colonel Hunt, American Military Government of Occupied Germany, 1918-1920 (1943).

3 R. H. Gabriel, "American Experience with Military Government," Am. Pol. Sci. Rev., XXXVII (June 1943), 417, 423-30.

4 Of course, in addition to the legal, there will be many political, social, and economic problems of government. Immediate general civilian problems include the distribution of food, care of the sick and wounded, the creation of peace and order, and the restoration of the necessary facilities for production, sanitation, and communication and transportation. There are such political and international relation problems as the recognition of a new or the deposed government and the organization of local bodies of government. Economic problems are rationing, price control, currency and exchange control, and the creation or recognition of a medium of exchange. The legal problems will necessarily be closely related to these important difficulties and many of the legal conflicts and solutions will depend on the original political decision, as in Africa. Nevertheless, the legal problems of military government form an important phase of our future relations in the various European countries.

will be significant in these new military governments, many novel and more difficult legal problems will be encountered. Consequently, it is important to analyze the legal phases of American military government, its principles and its rules, with special regard to the different European countries.

II. Military Government

Its Laws and Definition

General Laws of Military Government.--First of all, American military government comes within the international rules and laws of war. Many of these rules are unwritten and common laws and can be traced back to the practices of belligerents which arose and evolved gradually during the Middle Ages. Oppenheim, in his treatise on International Law, describes their development as follows:

> ". . . . isolated milder practices by and by become usages, so called usus in bello, manner of warfare, Kriegs-Manier, and these usages through custom and treaties become legal rules. And this evolution is constantly going on, for, besides the recognized laws of war, there are usages in existence which have a tendency to become gradually legal rules of warfare." 1

In addition to the unwritten common law rules of warfare, many treaties (since 1856) have become an important part of the recognized rules: the Declaration of Paris (1856), the Geneva Convention (1864), the Hague (First) Peace Conference (1899), and the important convention No. IV of the Hague (1907). Those international rules which have evolved by this process of usages, customs, and treaties (ratified by the Senate) are binding on the United States.[2]

---

1 Oppenheim, International Law, edited by H. Lauterpacht, Vol. II of Disputes, War and Neutrality (1935), p. 187.

2 See U.S. War Department, Rules of Land Warfare (1914), pp. 11-20; See also U.S. War Department. Field Manual 27-10, Rules of Land Warfare

In addition to the unwritten and written laws of war (especially the Hague Rules of 1907), American military government is specifically governed by two basic field manuals issued in 1940.[1] In part these are based on our experience in the Rhineland.[2] The first is FM 27-5, entitled Military Government, and it gives the framework for the organization of the military government, the military tribunals, and the civil affairs section of the staff of the commanding officer in the theater of operations; it also presents some sample summons, subpoenas, charge sheets, ordinances, and proclamations, as well as a table of maximum penalties for various offenses. In general, FM 27-5 sets forth the policy of the military government[3] and deals with "What it is advisable to do" within the limits set forth by the second manual, FM 27-10.

Rules of Land Warfare, FM 27-10, supersedes RFM, Vol. VII, Part 2 (Jan. 2, 1934), as well as the 1914 Rules of Land Warfare. It sets forth the rules of international law and the laws of war (especially those of the Hague Rules of 1907), and it gives the American interpretations and doctrines

---

(note 2 from p. 3 cont'd) (1940), pp. 1-3. Also see Winthrop, Military Law and Precedents (1920), pp. 12, 41, 42, 773 ff. Furthermore, by the Hague Rules, IV, Art. 3, a belligerent party that violates the provisions of the rules shall, if the conditions demand, be liable to pay compensation, it shall be responsible for all acts committed by persons forming part of its armed forces. Under this rule the American field manuals work out remedies of injured belligerents, including publication of the facts, protest and demand for punishment of individual offenders, punishment of captured individual offenders and reprisals. In addition, the manuals list offenses by armed forces, hostilities committed by individuals, and classifies war rebels, war traitors, armed prowlers, unauthorized belligerents, marauders, and other crimes as defined by military government

1 War Department, Basic Field Manual 27-5, Military Government (1940), and 7-10 Rules of Land Warfare (1940).

2 Brigadier General Wickersham, "Military Government," Federal Bar Association Bulletin, May 1943, p. 45.

3 The three principles found in Oppenheimer (supra) are explicitly recognized by our War Department, which says, " Subject only to the foregoing (i.e., prosecution of the war to a successful termination), military

of these rules. Chapter 10 of the second manual (paragraphs 271-344) deals specifically with military occupation and government of enemy territory.

It is within the framework of the above rules and laws that American military government must operate. Unlike martial rule, military government is exercised only in the territory of a hostile belligerent and is not limited by the bounds of the Constitution, but by these laws and customs of war and international rules, as well as public opinion. [1] Under United States doctrine, military government is exercised by the military command under the President as Commander-in-Chief of the Army and Navy.[2] By virtue of the War

---

(note 3 cont'd from p. 4) government should be just, humane, and as mild as practicable, and the welfare of the people governed should always be the aim of every person engaged therein. As military government is executed by force, it is incumbent upon those who administer it to be strictly guided by the principles of justice, honor, and humanity—virtues adorning a soldier even more than other men for the very reason that he possesses the power of his arms against the unarmed . . . . The object of the United States in waging any war is to obtain a favorable and enduring peace. A military occupation marked by harshness, injustice, or oppression leaves lasting resentment . . . . and sows the seeds of future war . . . . . whereas just, considerate and mild treatment of the governed by the occupying army will convert enemies into friends." —FM 27-5, Military Government, p. 9.

1 See Fairman, Martial Law (1930), pp. 41-42. The ordinary constitutional doctrines do not impede the Federal Government in its dealings with enemies. Juragua Iron Co. v. U.S. (1908), 212 U.S. 297.

2 Hamilton v. Dillon (1874), 21 Wall(73), 73, 22 L. Ed. 528.

Department's principles, the exercise of military government is a command responsibility [1] and rests legislative, judicial, and executive authority on the facto government in the hands of the military governor.[2]

Specifically American military government has two lawful objects--first "to promote the military operations of the occupying army and the other to preserve the safety of society within the area occupied."[3] Its authority is supreme and bounded only by the laws and usages of war, which have also been recognized by the Supreme Court.[4] In brief, authority for American military government is derived from the Constitution, which has placed no limitations on the war powers of the government in this field, from acts of Congress, and from the laws of war.[5]

Definition.--Military government [6] is defined by the War Department's Basic Field Manual (27-5) as "that form of government which is established and maintained by a belligerent by force of arms over occupied territory of the enemy and over the inhabitants thereof."[7] The definition also states that "territory of the enemy" includes domestic areas recovered by belligerent occupation from belligerent rebels.

---

1 Wickersham, op. cit., p. 43.

2 The Supreme Court has said: "The conquering power has a right to displace the pre-existing authority and to assume to such extent as it may deem proper the exercise by itself of all the powers and functions of government . . . . . It may do anything necessary to strengthen itself and weaken the enemy." New Orleans v. N.Y. Mail Steamship Co. (1874), 20 Wall. 387, 394, 22 L. Ed. 354.

3 Lieutenant Colonel Edward M.C. Betts, "Law of Military Occupation," 4 Federal Bar Ass. Journal (1940), 27, 27-8. See also Magoon, The Law of Civil Government under Military Occupation (1902), p. 11.

4 New Orleans v. N.Y. Mail Steamship Co. (1874), 20 Wall. 387; and Dow v. Johnson (1879), 100 U.S., 158.

5 See Berdahl, Military Government and Martial Law (1914), p. 53; and FM 27-10, Chapter 10; see also Betts, op. cit., pp. 27, 28.

6 The Supreme Court has used the term "provisional government" as synonymous with military government. See Texas v. White (1868), 7 Wall., 700, 731, and 734, 19 L. Ed. 227.

7 P. 1, No. 3.

This definition immediately raises problems as to when military government starts and ends. Since it is set up as a result of military operations, its commencement depends on military occupation. The latter is a question of fact and includes invasion, plus possession of the territory for the purpose of temporary occupation.[1] The occupation must be actual and effective.[2] According to the 1940 Rules of Land Warfare of the U.S. Army, military occupation and government presupposes a hostile invasion whereby the invaded government is rendered incapable of publicly exercising authority and the invader is able to substitute and has substituted his own authority in the territory.[3] The government as well as the occupation may start with a proclamation although in a strict legal sense, no proclamation is necessary.[4]

The cessation of military government occurs when the occupant leaves or withdraws from the territory. This may be due to a levee en masse or to the return of the enemy; furthermore, belligerent or hostile occupation ceases on the conclusion of peace,[5] although some form of military government may continue.[6] But military occupation and government do not cease if the "occupant leaves a small force to administer the district's affairs and moves forward to meet the enemy."[7]

---

1 Oppenheim, op. cit., p. 346.

2 C.C. Hyde, International Law, Chiefly as Interpreted and Applied by the United States (1922), II, 385.

3 P. 75, No. 272. Also see Thirty Hogshead of Sugar v. Boyle (1815), 9 <RANCH. 191, 195-6.

4 Rules of Land Warfare, p. 75, No. 278. The necessity for military government arises from the fact the legitimate government cannot or will not exercise its functions due to the military operations or occupation. Ibid., No. 281.

5 Ibid., p. 107, Section 294.

6 Hyde, op. cit., p. 385. 7 Lauterpacht, op. cit., 349.

The War Department recognizes three successive phases for the organization of military government.[1] The first occurs while the fighting is still in progress in the district; relations in this period will be conducted through the provost marshal and military police, but some members of the civil affairs section of the commanding general of the theatre of operations will accompany the tactical units to secure advance information on the areas being occupied. In the second phase, organized resistance has ceased, but the area is still a "zone of communication"; military government is organized and is in operation with proclamations by the commanding general setting forth the limitations or freedoms of the inhabitants. The third phase occurs when the fighting has ceased and the resumption of hostilities is highly improbable; during this phase military government operates through civil affairs section of the staff with less emphasis on military necessity and with more direction to the transition from military to civil government. In all these phases, especially the last, the policies of the military government will be greatly guided by the anticipated future status of the occupied territory.

Of necessity, then, American military government must vary in type and form, depending on the phase during the time of organization, as well as the country.[2] The status of and our relations with the country occupied may well be another determining factor in the type of military government instituted[3]—i.e., contrast the type of U.S. military government used in Rhineland after the last war with our mere occupancy or "passive" military government of Siberia in 1918;[4] or compare AMG in Sicily with the

---

1 War Department, FM 27-5, op. cit., pp. 19-20, No. 33.

2 The War Manual recognizes that a plan for military government must be flexible, for it states, "It must suit the people, the country, the time, and the strategical and tactical situation to which it is applied." Ibid., p. 9.

3 Gabriel, op. cit., p. 419.

4 W.S. Graves, America's Siberian Adventure (cited in Gabriel, op. cit., p. 422).

"cooperative" relationship with the French authority in the African theatre. But our purpose for occupation will probably be the most important factor in determining the type of military government utilized. [1] In the present conflict, the principles laid down in the Atlantic Charter and the consequent destruction of the Axis war machine represent our guideposts, for our future military governments. This involves the eventual freedom of all the enslaved European people, the recognition of all totalitarian repressive measures and the restoration of peace, liberty, and order in Europe. In general, the broad policies for the specific military governments will be laid down by the President or State Department or other American agencies.

"Occupied Territory of the Enemy"--The phrase "occupied territory of the enemy" in the definition of military government leads to major problems for our future military administraters. The phrase might lend itself to two possible interpretations, in the light of the present conflict:

(1) It might be construed to mean all the territories occupied by our enemies, including such countries as China, Belgium, Holland, Czechoslovakia, and all the other countries occupied by the Axis powers at present.

---

1 Our past experience with military government in the sphere gives us some examples of the varying types instituted: (1) In Germany, where in part we occupied the Rhineland to enforce the terms of the Armistice and to prevent the Germans from renewing the war, we used tactical organizations with unit commanders for the purpose of military government, and for supervision of the organized German local government; (2) in Siberia, where we were mere occupiers with complex purposes, we had flexibility; (3) in Mexico in 1846, where we occupied with eventual annexation of territory, a form of popular government was inaugurated and administered mostly by the local people under the direct supervision of the occupying army; (4) in Dalmatia, where we were cooperating with other powers, we used an allied council. Although adjustments had to be made to the peculiarities of the culture, practical and strategic situation, the most important factor for military government is its purpose of mission. See Gabriel, op. cit., pp. 417-38.

This interpretation first is based on the use of the literal words in the definition. Secondly, it is strengthened by the second sentence in the manual's definition, which says that the "territory of the enemy" includes "also domestic territory recovered by military occupation from rebels treated as belligerents." [1] By analogy, one might argue that since it even includes domestic territory, it must include all territories occupied by the enemy.

(2) A second possible interpretation is that the phrase refers only to the actual territory of the enemy: namely, Germany, Italy, Bulgaria, Hungary, Rumania, and Japan, as they were before the outbreak of the present conflict. This is based first on the fact that the word "occupied" in the definition is used as an adjective before "territory" and refers to our occupation. If the phrase referred to the territory which the enemy occupied, then it is logical to assume that the word "occupied" would be used following the word "territory." Furthermore, the extension of the second sentence in the definition referring to domestic territory to include international areas is unwarranted, since the sentence is limited to <u>domestic</u> territory and to <u>rebels</u> and does not embrace the broader territorial limits of an allied foreign government overrun by our enemies. Then the entire content of the field manual is limited to the "territory of an enemy nation" [2] and refers to the enemy's "civil government," [3] which we do not find in the territories occupied by our enemies. Finally we have not recognized the conquests or annexations of the enemies, [4] and for purposes of our international relations and international law the territories occupied and annexed by the Axis Powers are not the "territory of an enemy nation" as used in the second part of the manual's definition.

---

1 FM 27-5, op. cit. (1940), p. 1, No. 5.
2 Ibid., p. 1, No. 5.
3 Ibid., p. 1, No. 4.
4 See below, p. 58

In the light of the above, it would therefore seem that the second interpretation is more reasonable and applicable.[1] Consequently the legal problems of military government are highly perplexing owing to the various relationships we have with the countries which are occupied by the enemy. Whereas the rules and principles laid down in the two American basic field manuals apply directly to our occupation of the countries of Italy, Germany, Japan, Hungary, Rumania, Bulgaria, and possibly even France,[2] these rules of military government are not specifically applicable to any military governments which our Army may set up in such countries as Belgium, Denmark, Czechoslovakia, China, etc. Although many of the same rules may be used, the type of military government which we can set up in the latter countries is directly tied in with our relationship with their legitimate governments. Consequently before we can discuss the principles and rules of military government, it is necessary to analyze the status of the various countries in the present conflict.

From the viewpoints of an American military government, there is a long list of various territories which may be occupied: on one end, our own territory, now invaded by the enemy or under military government for other reasons; on the other, the enemy's own territory. In between, we find different shades of cobelligerent alliances, neutrality, cooperation by coercion with the enemy, and territory of our enemies. These different situations imply many different shades and nuances which sometimes may overlap to a certain extent. The following list tries to group the territories according

---

1 See also Gabriel, op. cit., p. 417.

2 See below, p.

to this principle, but does not claim to be an exhaustive listing:

I. Enemy territory

A. Original Axis powers

1. Germany proper
2. Italy proper (plus Dodecanese)
3. Japan proper

B. Axis satellites

1. Hungary
2. Rumania
3. Bulgaria
4. Thailand (Siam)
5. San Marino

C. Newly created Axis Satellites

1. Slovakia
2. Croatia
3. Burma
4. Manchukuo (Manchuria)
5. Peiping-China

II. Territory incorporated into the Axis

A. Previously independent but with no present recognized government in exile

1. Austria
2. Albania
3. Danzig
4. Korea

B. Territories previously forming part of Allied Nations, but now incorporated (and as such actually belligerent against U.S.)

1. Luxemburg
2. Belgium (Eupen & Malmedy)
3. Alsace Lorraine
4. Silesia
5. Poland (Warthegau and Gau Danzig-West-prussen)
6. Sudetenland
7. Southern Styria
8. Slovenia (Carniola)
9. Ruthenia and Southern and Eastern Slovakia
10. Fiume
11. Bessarabia (Transnistria)
12. Eastern Thracia

III. Vichy-France

1. Continental France
2. Indo-China
3. Martinique

IV. Neutrals

1. Denmark prewar
2. Portugal (Timor)
3. Spain (Zone of Tangier)
4. Finland
5. Sweden
6. Turkey
7. Switzerland

V. Allied territories

A. Governments at home

1. United Kingdom (Channel Islands)
2. British Commonwealth (Crown Colonies in the Far East)
3. Australia (Polynesia, etc.)
4. China (see I, C, nos. 4 and 5 above)
5. USSR

B. Governments in exile

1. Belgium (see also II, B, no. 2)
2. Holland (including Dutch East Indies)
3. Norway
4. Luxemburg (see also II, B, no. 1)
5. Czechoslovakia (see also I, C, nos. 1 and 2)
6. Poland (see also II, B, nos. 5-10)
7. Jugoslavia
8. Greece (see also II, B, 12)

VI. Own territories (including territories of the Philippines)

1. Hawaii
2. Wake and Guam
3. Philippine Islands

VII. Others

1. Iceland and Greenland
2. United Kingdom
3. Egypt
4. Palestine, Syria, and Transjordania
5. Iraq and Iran
6. North Africa (except German and Italian areas)
7. Eritrea
8. India
9. New Guinea
10. Dutch Guina
11. Fighting French territories

The above stratification of the countries leads us to the consideration of the various legal problems for the military governments of our armed forces. For our purposes, however, we can eliminate certain large groups:

(1) Our own territories (Group IV), including Hawaii, Wake and Guam, and the Philippine Islands, offer no problem. Since these territories are American possessions or territories, if necessary, we can set up martial rule, which is the temporary government of the civil population through the military forces. This is different than military government used for foreign areas and is governed by the Constitution. This form of government has already been set up in Hawaii, where General Edmonds is the military governor with military proclamations and martial rule in order and the civil courts limited in their scope and jurisdiction.[1] In addition, in Guam we can again restore our naval governor type of military government, which has been in existence from 1899 until 1941 for strategic reasons.

(2) Allied territories (Group V, A) also offer no problems. The existing governments are supreme and there is no necessity for military government. The American troops in these countries are there by invitation. According to well-recognized principles of international law,[2] these troops are under the exclusive jurisdiction of the American court-martials. In Great Britain, our relations are governed by the agreement of July 27, 1942, as a result of a series of diplomatic notes; this agreement gives the United States court martials exclusive jurisdiction over its own personnel instead of subjecting the military personnel to the British Allied Forces Act of 1940, which gives the British courts concurrent jurisdiction over friendly foreign troops, and in some cases does not allow the foreign court martial any jurisdiction.[3] Furthermore, we have the ~~torpedo-boat~~ destroyer deal of Septem-

---

1 Fairman, "Law of Martial Rule and the Present Emergency," 55 HLR, 1252, 1299-99.

2 A. King, "Jurisdiction over Friendly Foreign Armed Forces," 36 American Journal of International Law (1942), pp. 539-65; see also The Schooner Exchange v. McFaddon (1812), 7 CRANCH. (U.S. 116, 137.

3. King, op. cit., p. 557.

ber 2, 1940 with the British Government, whereby we have exclusive jurisdiction, except in certain cases, over our soldiers and also some jurisdiction over the civilians in the bases we leased in the Bahamas, Newfoundland, Bermuda, and Trinidad. In Australia, we also have exclusive jurisdiction over our soldiers, as a result of our agreement of May 27, 1942.

(3) The relation of the miscellaneous group (Group VII) is also comparatively simple. We have consensual agreements with Iceland, Greenland, and Dutch Guiana. The specific agreement in Iceland resulted from an exchange of letters between the Prime Minister of Iceland and the President of the United States of July 1, 1941.[1] This agreement and our other specific agreements for consensual occupation restrict our powers of military occupation and involve a minimum of interference with internal governments.[2] In part these occupations were for the protection against foreign dangers and the occupying troops are not embarking on setting up a military government inasmuch as the territories are well-administered friendly areas.[3] Our entrance into the other countries in the group will probably be by direct invitation or under specific agreement; in either case, there would be no necessity for military government, and by international law, we would have exclusive jurisdiction over our armed personnel through our court-martials.[4]

The problems of military government consequently must be considered for the remaining groups: (1) enemy territory proper (Group I); allied countries with governments in exile (Group VI, B), Vichy-France (III), neutrals

---

1 Department of State Bulletin, July 12, 1941, p. 15.

2 Public Affairs Bulletin (No. 16), p. 17.

3. Ibid.

4 King, op. cit., pp. 539-67.

(IV), and territories incorporated into the Axis countries (II). It is to the legal problems of military government in these remaining groups that we must now turn in the order listed above.

III. Military Government in Enemy Territory

The rules of military government laid down in the basic field manuals directly govern our occupation of enemy territory. It was for this purpose that they were designed, and they specifically govern the military commander who must act within the policies laid down by the commander-in-chief. Consequently, we turn to the rights and duties of a military government (1) over the person, (2) over the property, and (3) over civil, judicial, and administrative bodies.

Control over Persons.--First of all, the inhabitants are not subjects of the military government, and they do not owe an oath of allegiance to the new government, which is necessarily temporary.[1] The authority of the new occupant is not sovereignty, and the natural character of the territory is not changed by the military government.[2] Although the old doctrine was that the new military force was a conqueror and a new sovereign, article 45 of the Hague Rules of 1907 expressly prohibits compelling the inhabitants to swear allegiance to the military government. With usual sovereignty suspended, the inhabitants, however, have to render obedience to the commands of the military government, for the de facto government and administration of the territory are in the hands of the occupant. Further, the

---

1 See Oppenheim, "On War Treason," 33 Law Quart. Rev., (1917) 268, 269-73; but see contra, Bray, Occupation Militaire, p. 170. Also see Birkhimer, Military Government and Martial Law (1892), p. 37; and the Supreme Court's language in U.S. v. Rice (1819), 4 Wheaton, 246, 253.

2 Vanas v. U.S., 50 Ct. Cl., 252.

inhabitants may be compelled to take an oath of neutrality—i.e., to abstain from taking up a hostile attitude against the military government, and willingly to submit to the legitimate commands.

The commander's control over the persons in the territory is limited. By Article 44 of the Hague Rules, he cannot compel the inhabitants to furnish information on the army or the means of defence of the enemy; not can he compel them to take part in military operations against the legitimate government or even to serve as guides.[1] He may, however, compel them to render services as drivers, street cleaners, repairmen of roads, bridges, and buildings destroyed by war or necessary for the administration of the country, or the needs of the army of occupation. In the present day of <u>total war</u>, where civilians are part of the front lines in effect, the limitation of compelling the inhabitants to participate in military operations is nebulous; in past practice the belligerents have distinguished between military <u>operations</u> and <u>preparations</u>, but even this distinction is difficult to draw.

By Article 46, family honor and rights, the lives of persons, and religious convictions and practices must be respected. Consequently, it would seem that there is no right to deport inhabitants to the occupant's territory for forced labor.[2] The person retains his personal freedoms in so far as the "military necessity" will allow. In Sicily, the first proclamations of AMG [3] included the guarantee of religious freedom, free press and speech within military necessity, and a promise to annual all discriminatory laws of race, color, or creed. In Africa, on the other hand, due to our

---

1 The U.S., however, in the present conflict can impress guides, because by No. 308 of our <u>Rules of Land Warfare</u>, we are not prohibited from impressment of guides in a war against any power which reserved the article (H.R., Art. 44) forbidding the forcing of inhabitants to furnish information. Germany and Japan reserved this article.

2 Wholesale deportation of inhabitants by the Germans goes beyond the bounds of "military necessity" as recognized by international law.

3 <u>Time</u>, July 26, 1943, pp. 35-36.

recognition of and deal with the existing French government, many of these freedoms were not restored, and many of the discriminatory laws remained.

When labor is requisitioned in the occupied territories, the Hague Rules and the customs of civilized warfare require that the laborers should receive cash payments for their services.[1] This was our policy during the occupation of the Rhineland, where the original plan of the army forbade the requisitioning of direct labor except in emergencies. By March 1919, however, a change occurred and requisitions for additional labor for roads and buildings were served on the German civil authorities. Payment for these workers was made on payrolls in German marks, furnished by the German government as required by the terms of the armistice. Only in one case was there difficulty; in Benidorf a requisition for 300 laborers lead to trouble owing to the divided authority of the Germans. Two German officials were arrested and reprimanded, and the laborers soon appeared.[2]

Control over Property.—When it comes to control of property, the old doctrine that "to the victor belong all the spoils" has given way to certain limiting rules. First of all, private property rights must be respected and cannot be confiscated; pillage and looting are expressly forbidden by the Hague Rules.[3] In general, private property can be seized only by way of military necessity for the support or other benefit of the army

---

1 The present German practice of requisitioning labor and freezing or blocking part of their wages is contrary to the above rules.

2 Colonel L. L. Hunt, American Military Government of Occupied Germany (1918-1920)(1943), pp. 136-37.

3 FM 27-10, op. cit., p. 63.

or of the occupant.[1] In fact the American rules of land warfare prescribe death or some other severe punishment for soldiers who pillage or sack or destroy property without proper authority after the taking of a town or place by assault.[2] Furthermore, by American court decisions, the military governor cannot seize the private movable property of a citizen of his own country unless there is an urgent military necessity therefor; and, if he does seize it, it may be necessary for him to appear in court after the war to prove the specific urgent necessity or pay the damages out of his own pocket.[3] In general, then, as Lieutenant Colonel Betts points out:

> "While the Congress has never attempted to legislate with respect to a military government administered by the army, nor does the Constitution (in its entirety) 'follow the flag' under such circumstances, there are certain natural rights, which, according to the theory of the Bill of Rights, inhere in all human beings under the authority of the government." [4]

The commander, however, has certain important powers over private property. If it is susceptible of direct military use (such as appliances for the transmission of news or for the transportation of things or persons, all depots of arms and all kinds of ammunition), then it may be seized under the Hague Rules.[5] At the end of the conflict, when peace is restored, this

---

1 FM 27-10, op. cit., Rule 330. Early American cases recognized that private property is not subject to confiscation. See Brown v. U.S. (U.S., 1814), 8 Cranch., 110; U.S. v. Klein (U.S., 1817), 13 Wall., 128, 137; Lamar v. Browne (1875), 92 U.S. 187, 194.

2 FM 27-10, op. cit., p. 85, No. 330.

3 Mitchell v. Harmony (CC N.Y. 1850), 1 Blackf. 549 and (U.S. 1851) 13 How 115; see also Alexander Murray v. The Schooner Charming Betty (1804 U.S.), 2 Cranch., 64.

4 Op. cit., p. 23. See also Downes v. Bidwell (1900), 182, U.S., 244, 282; and War Department Military Aid to the Civil Power (1925), p. 59, cited in Colonel Betts' article.

5 During the American occupation of the Rhineland, the proclamation of General Pershing called for the turning in of all fire arms and deadly

property must be restored and compensation fixed.[1] If the exigencies of war necessitate it, we may even destroy or damage without compensation all private property susceptible of military use and all kinds of war materials. During actual combat, private property may also be damaged or destroyed without compensation.[2] On the other hand, we can use private property for camp sites, construction of trenches, shelter of troops and animals, and building of bridges; ordinarily compensation must be paid for this private property, which must be taken by requisition. Submarine cables are under a special rule and should only be destroyed if absolutely necessary, and with consequent restoration and compensation at the end of the war.[3]

Requisitions in kind and services are permissible provided they are needed to meet the needs of the army of occupation. By the Hague Rules, they must be in proportion to the resources of the country, and they must be

(note 5 from p. 19 cont'd) weapons for which a receipts was granted. By Memorandum No. 5 of the Third Army (Jan. 5, 1919), it was provided that these articles should be turned over to German Burgomasters, who issued the receipts and were to be responsible even though guards over these arms and ammunition were furnished by the American army. When large numbers of claims against the United States for losses of firearms began to reach the Headquarters of the Third Army in June 1919, the Office of Civilian Affairs specifically disclaimed responsibility and advised the owners to seek compensation from their own government. See Hunt, op. cit., pp. 107-109.

1 FM 27-10, op. cit., No. 331, p. 83. This includes everything susceptible of direct military use such as cables, telegraph and telephone plants, draft animals, all types of vehicles, and means of transportation.

2 Ibid., Nos. 324 and 331-33. Under Rule No. 324, devastation is permissible provided there is a "reasonably close connection between the destruction of property and the overcoming of the enemy army." Therefore, partial damages resulting from operations, movements, or combats of the army do not violate the present rule, which under "military necessity" also allows: (1) the use of real estate for marches, camp sites, construction of trenches, etc; (2) the use of buildings for shelter for troops, the sick and wounded, for animals, for reconnaissance; and (3) the destruction of fences, woods, and crops from a field, for fire, for bridges, or for fuel.

It might be argued that since the American Rule No. 333 allowing destruction of private property under the exigencies of war follows Hague Rule 53 (American Rule 331), then compensation must be paid for damages and destruction of private property susceptible of direct military use. Hague Rule 53 is limited, however, to the use of this private property regardless of military exigency; consequently Rule 333 with its emphasis on military operations, movements, and combats seem to be encompassed by the general principles of Rule 324.

On this point, General Wickersham states: "This rule includes everything susceptible of military use and in general all kinds of war materials. Such property may be destroyed or damaged without compensation if the exigencies of war so demand." Brigadier-General C.W. Wickersham, "The Government of Occupied Territory," Proceedings of the American Society of International Law at Its 37th Annual Meeting (1943), pp. 27, 34.

3 FM 27-10, op. cit., Rule 334, p. 84.

paid for in cash or by a receipt whose payment shall be made as soon as possible. Under the American doctrine, practically everything may be requisitioned which is needed for the army such as "fuel, food, forage, clothing, tobacco, printing presses, type, leather, cloth, etc."

The American rule lays down several limits for the method of requisitioning private property: (1) the requisitioning must be under the authority of the commander of the locality; (2) if practicable, requisitions should be carried on through the local authorities by the systematic collection in bulk; (3) the articles must be necessary for the maintenance of the army; (4) if possible, cash should be used, and the prices of the articles requisitioned should be fixed by agreement rather than by military authority; and (5) coercive measures will not be used as to price but will be limited to the amount and kind of articles necessary.[1]

---

1 FM 27-10, op. cit., pp. 84-85, Nos. 355-40. Various legal problems in this field arose under the military occupation of Porto Rico, Cuba, Hawaii, and the Philippines by the United States in 1898. At the time of the taking of property by the army, the military authorities contemplated and intended to pay for the same even though at that time the United States as a belligerent could temporarily seize personal property without liability for compensation. The problem arose as to whether express contracts were entered into prior to the taking, whereby the compensation would be a debt, or [illegible] where no express agreement was entered into, the compensation would bear the character of a bounty. By the interpretation of Charles E. Magoon, the Law Officer of the Division of Insular Affairs of the War Department at the time, the claims were found to be based on an implication or promise to pay by the United States at the time of taking, and they were divided into various classes: (1) those which were written contracts and were binding on the government as to price, (2) those which were implied or oral contracts, whereby the government was only liable for the fair market price which was set by the Secretary of War. Clark v. U.S. (1899), 95 U.S., 539; Wilson v. U.S., 23 Ct. Cl., 77, 81. See also Magoon, op. cit., pp. 345-50.

During the occupation of the Rhineland, the American forces first followed the instructions of Marshal Foch and only gave receipts for the requisitions, billets, and supplies furnished by the inhabitants. This was due to the fact that by Article IX of the Armistice, the upkeep of the troops was to be charged to the German Government. Later on to prevent conflict, the commanding general directed the disbursing quartermaster to pay for billeting both out of funds received from the German government and from other funds, obtained from the sale of enemy war materials and its own supplies.

(note cont'd)

The military commander also has discretion over the taking of property through taxes. By Article 43 of the Hague Rules, he may collect the

---

(note 1 from p. 23 cont'd)
Legal problems of personal property rights also arose in the Rhineland because of the damaging or injuring of property by the civilian population. Claims due to the incidents of occupation and the necessity functioning of the army of occupation and not the result of unlawful acts or negligence on the part of individuals of the American army were paid from the German funds due to the United States under Article IX. A second set of claims opened up a wide vista of legal problems,—the claims due to unlawful acts or negligence by individuals in the American Army but under circumstances wherein the 105th Article of War did not apply. Some international law authorities, relying on the theory that the employer was not responsible for damage caused by the criminal acts of his employees, argued that the United States was not legally responsible for these claims but was only legally and financially responsible only for such acts by soldiers as could be prevented by ordinary due care. Other authorities contended that since the government had complete and absolute control over the soldiers through military discipline, the government was legally responsible for all (criminal) acts of the soldiers. The Bureau of Rents, Requisitions, and Claims of the Civil Affairs Section made no decision on this conflict, but investigated these claims and filed a report for adjustment after the ratification of peace. Hunt. op. cit., pp. 226-27.

The Articles of War of the U.S. Government protect the individual's right of personal property. By Article 105, redress of injuries to property is provided for as follows:

"Whenever complaint is made to any commanding officer that damage has been done to the property of any person or that his property has been wrongfully taken by persons subject to military law, such complaint shall be investigated by a board consisting of any number of officers from one to three, which board . . . . shall have . . . . power to . . . . assess the damages sustained against the responsible parties. The assessment of damages made by such board shall be subject to the approval of the commanding officer, and in the amount approved by him shall be stopped against the pay of the offenders . . . .

"Where the offenders cannot be ascertained, but the organization or detachment to which they belong is known, the stoppages to the amount of the damages inflicted may be made and assessed in such proportion as may be deemed just upon the individual members thereof who are shown to have been present with such organization or detachment at the time the damages complained of were inflicted as determined by the approved findings of the board." U.S. Army, A Manual for Courts-Martial, 1928 (1936), Appendix 1, p. 226.

taxes, dues, and tolls imposed for the benefit of the state, but he is bound to do so, in so far as is possible, according to the rules of assessment and incidence in force; if he does collect these taxes, he is bound to defray the costs of the administration of the occupied territory to the same extent as the legitimate government was so bound. The American interpretation of this rule lays down several guideposts: (1) if the local officials are unwilling or unable to follow the incidence rules, then the total amount of the taxes may be alloted among the districts, towns, etc., and the local authorities may be required to collect it as a capitation tax or otherwise; (2) after local maintenance, the surplus may be used for the purposes of the occupying army; (3) the occupant supervises the expenditure of the revenue and will prevent its hostile use.

Since the principle is still accepted, in part, that war supports war, money contributions may be exacted in the occupied territory provided they are for the needs of the army or for the administration in question. Here

---

(note 1 from p. 21 concluded)

In actual practice, the above article may not protect the individual property owner. In the Rhineland, the above article could rarely be invoked owing to the difficulty of ascertaining the individual offenders or even the organization. Such claims therefore were logically settled in different ways, and these claims for damages were submitted to the German authorities to offset the cost of operation chargeable to Germany. Furthermore, in view of the financial position of an individual soldier, it would be a better protection to the inhabitant of the occupied territory to have a fund on which he can make claims for these damages. Of course, in addition to Article 105, the individual soldier in the occupying army is subject to Rule 330 of the Rules of Land Warfare, which sets up the death penalty for destruction of property not commanded by the authorized officer.

also these contributions must be under written order of the commander , a receipt must be given and the collection shall be carried out as far as possible in accordance with the rules of assessment of the existing tax laws.[1]

Since many of the present Nazi tax laws are based on racial discrimination and are regressive, it is a question whether we should use the existing tax laws to pay for occupation costs. In so far as practical, we should use the state property and wealth and also the funds of the Nazi party. By this legal method, we can put more of the burden on our specific enemies and help destroy the principles against which we are fighting. Furthermore, since by Rule No. 287 , we have the power to alter or suspend all laws of a political nature as well as political principles, we cann use this to suspend, change, or abate many of the political tax provisions of the Nazi laws.[2]

Article 5o of the H. R. raises the important question of collective punishements. Under this rule, no general penalty, pecuniary or otherwise,

---

1 The Germans have gone beyond all reasonable measures in their occupation costs. In France, for instance, they insisted on an occupation levy of 400 million francs per day or 146,000 million per year. This was far in excess of the needs of the army of occupation and even exceeded the amount needed to buy the available goods and capital assets. Consequently, the Germans accumulated an unused balance of 64,000 million francs at the Bank of France by the end of 1941. See League of Nations, World Economic Survey,1941-42 (1942), p. 20. For the other economic means of currency exploitation used by the Germans in the " occupied countries " and even in her allies, see ibid., especially pp. 19-24.

2 See infra, for a fuller discussion of Rules 286 and 287 of Rules of Land Warfare.

can be inflicted on the population on account of acts of individuals for which they cannot be regarded as jointly and severally responsible. The only American interpretation of this rule says that it does not prevent reprisals for violations of the laws of war or breach of the occupant's proclamations or regulations by enemy individuals not members of the armed forces. Under the reprisal section, the American rule defines reprisals as acts of retaliation r esorted to by one belligerent against the enemy individuals or property for illegal acts nor for revenge but in order to enforce future compliance with the recognized rules of civilized warfare. These reprisals may take the form of fines, destruction of property, as well as death to the individual.

Two other classes of property remain to be considered: (1) property of the state, and (2) municipal, religious, educational, and charitable property.

By Article 55, the military government is regarded as the administrator and usufructuary of public buildings, real estate, forests, and agricultural estates belonging to the enemy state;[1] he must safeguard the capital of these properties and administer them in accordance with the rules of usufruct. Furthermore by Article 53 (par. 1), the army of occupation can take possession of the cash, funds, and realizable securities which are strictly the property of the state, depots of arms, means of transport, stores and supplies, and generally all movable property belonging to the state, which may be used for military purposes.

By American interpretation, the occupant is limited in his rights, for he does not have absolute rights of disposal of enemy real estate; he must avoid wasteful or negligent use impairing the value. But he can lease or use public lands or buildings, sell the crops, cut and sell timber, and

1. Government funds deposited with the banks are also included, even though legal title is in the banks, who are debtors. See Nielsenham " The Government of Occupied Territory ", Op. cit. p. 33 .

work the mines during the time of the occupation.[1] The real property of direct military use (i.e., forts, railways, canals, arsenals, etc.) remain in his hands until the end of the war and may even be destroyed or damaged in military operations, if necessary. All state movable property of a military nature may be taken as booty and used for the military government; other movable property, not directly susceptible to military use, must be respected and cannot be appropriated. Where the ownership of property is unknown or where there are doubts as to public or private ownership, these will be treated as public property until ownership is settled definitely. Moreover, it has been held that no judicial proceeding is necessary to pass the title of public property to the military government.[2]

The above rules of state property will also raise many legal problems, owing to the previous German occupation. Since the German state has converted a great deal of privately owned property in occupied territory to state use, it will be a difficult problem to determine their ownership, and they will have to be considered public property until ownership is finally settled. Furthermore, on January 6, 1943 the U.S. Department of State in the names of the U.S., British Commonwealth, Russia, and China announced the text of a formal warning that all transfers or dealings with property rights and interests in occupied territories would be subject to review regardless whether such transfers took the "form of open looting or plunder or of transactions apparently legal in form even when they purport to be voluntarily effected."[3] As a result of this warning, it will be necessary for the

---

1 Titus v. U.S. (1874), 20 Wall. (U.S.), 475, 22 L. Ed., 400.
2 Ibid.
3 Dept. of State Bulletins (1943)

military government to consider a great deal of German-held property as public property until private ownership is established. In the case of Nazi-controlled holding companies, which have accumulated corporation stocks and bonds of foreign properties, it will be an even more difficult problem to unscramble the true owners of the buildings and corporations. These might well be considered public property under the HR 53 and American Rule 552 until such time as the true and legal ownership is determined by international tribunals.

As to municipal, religious, educational, charitable, and scientific properties, the Hague Rules (Article 56) specifically provide that these shall be treated as private property even though they be state property. The seizure of, destruction or willful damage done to these institutions or historical monuments, works of art or science is expressly forbidden and should be made the subject of penal proceedings. By interpretation, however, this type of property may be used in case of necessity for quartering troops, the sick and wounded, horses, stores, etc. under rules similar to those for private property. The commander must, however, secure this property against all avoidable injury even if it is located in fortified areas.

With the German desecration of many religious places during the present conflict, many legal problems will arise under this section. Is a church still a church after it has been used by the Nazis for animals and torture chambers? What of the Jewish congregations which have been completely painted over and used for Nazi troops or animals? It would seem that the religious bodies of the community should be able to place their claims for their edifices if they desire them and that they should no longer be used for military purposes under the new military government.

Relation to Civilian Administration and Judiciary.—The most difficult of all legal problems comes in the relation of the military to the civilian administrative governmental and judiciary bodies.[1] By virtue of his position, the military governor has full legislative, executive, and judicial authority; all functions of the hostile government cease under military occupation, but they may be continued only with the sanction, or if deemed necessary, the participation of the occupied.[2]

In spite of these broad powers, there are correlative duties on the military government. By Hague Rule 43, it first has the duty of restoring public/order, and safety, and it must respect "unless absolutely prevented" law, the existing laws of the country.[3] In French Africa, for instance, partly as a result of our "expediency deal" with Darlan, the American military government has resorted to the sanctioning of the continuance of the existing government and many of its discriminatory laws.

The principles embodied in the American doctrine under Rule 43 were set forth by President McKinley in his memorable instructions to the Secretary of War on the occupation of Cuba in 1898:

---

1 One of the first directives for military government in American history recognized these problems. In 1846, Secretary of War Marcy, on behalf of President Polk, in directing Colonel Kearney to advance on the Mexican province of New Mexico said,". . . . you will establish temporary civil government therein--abolishing all arbitrary restrictions that may exist, so far as it may be done with safety. . . . . It is foreseen that what relates to civil government will be a difficult and unpleasant part of your duty, and much must necessarily be left to your discretion." 29th Cong., 2d Sess., Ex. Doc. 19, pp. 5-6 (cited in Gabriel, op. cit., p. 419).

2 FM 27-10, op. cit., Rule 283; see also Magoon, op. cit., p. 11; Leitensdorfer v. Webb (1857), 20 How. 176, 177, 15 L. Ed., 891, and Dooley v. U.S. (1901), 21 S. Ct., 762, 182 U.S., 222.

3 FM 27-10, op. cit., Rule 285. In general, we recognize that the local laws remain in force except so far as they are suspended or superseded by regulations ordained by the military government. Leitensdorfer v. Webb, supra.

> "Though the powers of the military occupant are absolute and supreme and immediately operate upon the political condition of the inhabitants, the municipal laws of the conquered territory such as affect private rights of person and property and provide for the punishment of crime, are considered as continuing in force, so far as they are compatible with the new order of things, until they are suspended or superseded by the occupying belligerent; and in practice they are not usually abrogated, but are allowed to remain in force and to be administered by the ordinary tribunals substantially as they were before the occupation." [1]

Even though the American doctrine respects existing laws and administration,[2] it also expressly states that the ultimate source of authority is the military government which has the power to suspend and promulgate laws.[3] The American principles demand the alteration of all laws of a political nature and political privileges and all laws affecting the welfare and safety of the troops. This latter class of laws includes rights of assembly, freedom of press, travel and suffrage.[4]

An example of the use of these principles has recently occurred in the following important rules, upsetting the political Sicily, where AMG has promulgated privileges and laws of the Fascist Party:

> "1. Freedom of religious worship will be upheld and the position of the Catholic Church and all religious institutions will be respected.
>
> "2. All laws which discriminate on the basis of race, color or creed will be annulled.

---

1 General Orders, No. 101, July 13, 1866; War Department A.G.O. (cited in Moore, Digest of International Law, VII, 261 ff.

2 FM 27-10, op. cit., Rule 235; see also Magoon, The Law of Civil Government under Military Occupation, p. 11; and Leitensdorfer v. Webb, supra at 176.

3 FM 27-10, op. cit., Rules 284 and 286, p. 76.

4 Ibid., Rule 287.

"3. Exercise of the power of the crown of Italy shall be suspended during the period of military occupation.

"4. The Fascist Party will be dissolved. No negotiations will be carried on with 'active' fascists." 1

In addition to the above, AMG is making wide changes in the legislative set-up of Sicily, which may serve as models for future military governments in Italy and Germany.[2] The notorious OVRA, the secret police of the Fascist Party, has been abolished and replaced by the Carabinieri, who are working under AMG. By stopping and diverting the syndical dues which formerly went to the Fascist bureaucracy and the corporative system, AMG is pointing towards great changes in Italy's industrial structure and in Fascism. Of necessity these, this calls for the substitution of another legislative structure, first in Italy and later in Germany under the military government of the Allies

AMG has gone further in the judicial field by virtually setting up a new penal code.[3] "No person can be imprisoned by an Italian official unless duly charged with a crime, which is specified. Unlike the Fascist "law of public safety," a prompt trial must be held for all persons imprisoned. Furthermore, safeguards and new rights have been created for defendants, such as a fair court trial, the rights to call counsel, to call witnesses, and to appeal. In brief, these changes of the judicial system foreshadow the destruction of the discriminating Fascist political laws in Sicily and eventually in Italy and Germany.

---

1 Time JULY 26, 1943 , Pe 356.

2 San Francisco Chronicle, Aug. 22, 1943, Sec. 1, p. 4.

3 Ibid.

Under these rules and precedents, the American military government in Germany will have to deal with many of the political laws and privileges which emanated from Nazi ideology. Which laws and statutes will be repealed immediately? Without venturing to enumerate all the thousands and tens of thousands of statutes, ordinances, and decrees that have been created, it must be said that the continuation of the following laws should be stopped as soon as possible:

a. Laws discriminating between nationalities, races, religious, political parties in their civil rights and duties;

b. Laws, which give special rights in administrative and legal realms to a specific party or group;

c. Laws governing state subsidies and state assistance to such parties and their auxiliaries.

d. Laws creating special bodies and corporations for the maintenance of situations created by any of the laws included under groups a and c, above.

Group a includes all legal texture dealing with the Nazi and Fascist ideology, as "Super-race", Aryan descent, prohibition of religious services, etc. Group b is comprised of laws which decree that, in order to enter civil service, one has to be a member of the governing party, or which give these parties a special status before administrative authorities and the courts. Group c includes the decrees compelling the payment of special levies and taxes on behalf of such parties, as well as their auxiliaries, like the Fascistic Corporations under the Carta del Lavoro in Italy, the Deutsche Arbeitsfront in Germany, the "Dopolavoro" and the "Kraft durch Freude" Organizations, the Balilla, and the Hitler Youth, etc. Group d deals with these organizations themselves in so far as they were constructed to govern certain specific realms of the civic life.

At this point it must be emphasized that an immediate dissolution of all these bodies would not be a policy which will help to a great extent

in reinstating law and order in the occupied territories. Some of these organizations should be kept together as long as possible, but, of course, under administration and control of the occupying forces, and they should be used as extensively as possible for the moral re-education and mental reconstruction of the people. The Hitler Youth and the Ballila Organizations can be a very strong weapon in our hands to re-educate abducted minds. Therefore, the set-up of a military government also should include persons whose immediate duty it will be to take over the administration of such semi-official organizations and the re-education of the youth.

In addition to suppression of laws, the military government has the power to promulgate such new laws as military necessity requires.[1] Many of these laws will be the result of military rule and will often create new crimes and offenses incident to a state of war and necessary for the control of the country and the protection of the army. By American doctrine, commercial relations as well as freedom of the press and correspondence and means of transportation can be regulated by the military government. Not only may the government prohibit publication of newspapers, but it can suspend // or even take over the facilities for postal service.[2]

During the Rhineland occupation, new laws were promulgated by the American military force relating to identification cards, travel, arms, and ammunition, alcoholic drinks, assemblies and meetings, publications, post, telegraph and telephone, pigeons, photographs, American property, sanitary rules, prostitution, discrimination of prices and reports to the army.[3]

---

1 FM 27-10, op. cit., Rule 286.

2 Ibid., Rules 290-92.

3 Hunt, op. cit., pp. 103-55.

The procedure[1] for the punishment of the offenders of these proclamations and new laws must meet several requirements, according to American doctrine. First of all, the offender is guaranteed a right of trial by a military court or commission of competent jurisdiction and a right of appeal.[2] Then he has the right to counsel of his own selection as well as the right to call witnesses and to have an interpreter.[3] Finally, as a matter of discretion with the commanding general, he may have the right to be admitted to bail or released without bail but with summons.[4]

In the criminal law field, the American doctrine recognizes that all crimes not of a military nature and not affecting the safety of the invading army are left to the jurisdiction of the local courts.[5] In our occupation of Cuba in 1898, the old Spanish law was retained with some new constitutional legislation to adapt it to the separation from Spanish control. In Samoa, where we had a naval governor, the local affairs were administered in the villages by the native officials according to old tribal customs and law.[6] In Sicily, AMG has insisted that the crimes be specified and that the Fascist political laws and the law of public safety be virtually repealed.[7]

The laws promulgated by the military government must also meet a further limitation. By Hague Rule 23, "it is especially forbidden . . . .

---

1 See infra for a detailed account of court procedures and for sentences, pp. 41-4.

2 FM 27-10, op. cit., Rule No. 356, p. 88.

3 FM 27-5, op. cit., Rule 27.

4 Ibid., Rule No. 26.

5 FM 27-10, op. cit., Rule 285.

6 Gabriel, op. cit., p. 426. The field of sanitation was an exception, for the military governor interfered in this field.

7 San Francisco Chronicle, Aug. 22, 1943, p. 4.

to declare abolished, suspended, or inadmissible in a court of law the rights of active members of the hostile party." [1] This raises the important and troublesome question of the legal relations of the civilians with each other in the occupied territories. To begin with, fundamentally and legally there in no change in the relations with each other. The Supreme court has said:

> "The existence of a state of war does not loosen the bonds of society or do away with civil government or the regular administration of the laws. Order must be preserved, police regulations maintained, crime prosecuted, property protected, contracts enforced, marriages celebrated, estates settled, and the transfer and descent of property regulated precisely as in time of peace." [2]

During the first World War, the German occupation army allowed the Belgian codes to remain in force except in so far as they were expressly abrogated by German legislation or were inconsistent with the changed political situation.[3] In French Africa we have allowed the French laws to remain in effect, but in Hawaii, we have temporarily suspended certain rights in court.[4]

Owing to the various political laws giving rights to the Nazi and Fascist Parties in Germany and Italy, an interesting legal problem is raised as to whether these rights of action continue under our military government. Since we have the power by Rules 282-83 to suspend old laws and promulgate new ones, it would seem that we have the right to suspend all rights of actions resulting from the discriminatory political laws of the Fascist countries.[5]

---

1 FM 27-10, op. cit., Rule/ No. 289.

2 Horn v. Lockhart (1873), 17 Wall., 570, 580.

3 Roxburger, International Conventions and Third States (1917), p. 3.

4 Fairman, op. cit., 55 HLR 1252, 1289-99.

5 General Wickersham interprets this rule to mean that the occupier cannot annul causes of action that have accrued prior to occupation; he maintains that the right may exist but the remedy may be suspended. General Wickersham, op. cite, p. 31.

A more difficult legal problem arises as to the rights of action of the nationals and others in the totalitarian states. Many of these nationals and former citizens have lost their property by expropriations, racial laws, Nazi pressure, and ruses, and confiscation. As a result, many nationals, former nationals, and even American citizens will demand a restoration of their private property. This will not only produce a flood of litigation but also may cause considerable problems to the military authorities. Inasmuch as the troops and military administration will require property for use, and will pay for the use of these buildings, the questions of legal title and rightful ownership will arise. By the law of military government, the army, even in its civilian affairs, does not come under the jurisdiction of the civil courts of the occupied country, and consequently suits will not be able to be brought against the military for payment although suits between the nationals or former nationals are allowed in the civil courts of the occupied area. Furthermore, the arrival of the American and Allied troops will lead many of the inhabitants to try to dispose of their property among themselves in order to reap any harvest from their ill-gotten gains. In addition, there are the complicating problems where the bona fide purchaser has appeared on the scene and now claims rights to the property.(1)

In the light of the many complicating legal problems in these property relationships, it may be well to issue a "freeze order" whereby further property changes will be stopped in order to help the civilian courts in their future tasks of unscrambling the rightful claims. By the American rule providing for the promulgation of new laws, we have the legal right to do this, and we shall be aiding in the protection of private property rights and future public order as required by Hague Rules 43 and 46. The final determination of many of these property rights may well be left to some international tribunal.

---

1 See E. Feilchenfeld, International Economic Laws of Belligerent Occupation (1942), pp. 168 - 170

Relation to Courts.--The basic field manual provides that "if the courts of the occupied country are open and functioning satisfactorily, they should be permitted to try persons charged with offenses against the laws of that country not involving the United States, its property rights, orinterests, or the person, property, or rights of a member of the occupying forces." [1] This provision removes many important civil cases from the jurisdiction of the local courts. All commercial dealings and sales between civilians and armed personnel, all marriage and divorce problems of the soldiers, all financial relations involving soldiers are thus taken from the jurisdiction of the civilian courts. Furthermore, all commercial dealings of the U.S. army in the territory, such as requisitioning, purchases, or leases of property, sales of supplies, payment for labor or service of the civilians, and other monetary transactions would not be a proper subject for the existing civil courts.

In some general situations, the civil courts would not be used at all. First of all, where the occupation is likely to be brief, the American manual states that no provision need be made for civil trials even though the courts are not functioning. Secondly, if the country's civil courts are not functioning "satisfactorily" and the welfare of the people so requires, then the commanding general may confer jurisdiction in civil cases on military tribunals or even special tribunals for such cases. He may even issue such regulations for these courts and for the execution of their judgments as he deems proper with the proviso that they must follow the civil law of the occupied country. In our occupation of Mexico, for

---

1 FM 27-5, op. cit., p. 14.

example, the refusal of the local officials to serve caused the legal department of General Funston's army to act as an arbitral court to adjust legal difficulties among natives, to adjudicate new cases "under the letter and spirit of the Mexican law, and to search the records and execute judgments in accordance with the Mexican decisions of settled cases."[1]

These questions of the relation of the military government to the judiciary arose during the occupation of the Rhineland. It was found that a certain amount of supervision was necessary over the jurisdiction of the German courts. First of all, a weekly report of the cases from each Kreis officer was required by the officer in charge of civil affairs. Then jurisdiction over certain classes of cases was denied. For instance, the rights of German courts to try cases under the German and Prussian acts, forbidding treason were denied, since many of the acts of treason had been actions favorable to the Allies during the war.[2] Then the military government refused to allow the punishment of the German deserters who had fled to the occupied territory but had been found guilty by German military courts.[3] The problem of the appearance of American military personnel as witnesses in civil cases raised the question whether these soldiers by appearing before the German court as witnesses placed themselves within its jurisdiction

---

1 Smith, Military Government (1920), p. 71.

2 Hunt, op. cit., pp. 288-89.

3 In Germany, it was not necessary to have the presence of the defendant in court, and fines and imprisonments could be imposed in his absence, and the civil authorities could be ordered by the courts to carry out the punishment. Many German deserters had fled to the occupied territories and their military authorities had been unable to enforce the penalties decreed by the courts. Hunt, op. cit., p. 289.

and could be compelled to answer all questions put them; it was finally agreed that the right of the court to summon American soldiers could be agreed to with two important reservations: (1) the summons had to be forwarded to the Office of Civil Affairs with a statement of the testimony expected; and (2) the soldier was to be accompanied by counsel and under no condition was to be compelled to incriminate himself. Partly as a result of this procedure, only a few of the requests of the German courts for witnesses were granted.[1]

In general, the American doctrine recognizes that the existing courts should continue to function in the civil and criminal fields.[2] This was true in our military occupation of the Rhineland, where we used the existing local courts,[3] as well as the island of Samoa, where we allowed the native officials to handle their judicial problems.[4] In French Africa, we have allowed the French courts to continue to function. On the other hand, in Cuba, General Brooke, the military governor, reformed and established a hierarchy of courts, consisting of a Supreme Court, a Superior Court in each province, courts of first instance, and police courts.[5] In addition, the American Rules specifically provided that officials (including judiciary) may be removed, including political officials and others considered dangerous to the occupant.[6]

---

1 Hunt, op. cit., pp. 289-90. In Ex parte Johnson (1879), 100 U.S., 158, 166, the Supreme Court said: "There would be something singularly absurd in permitting an officer or soldier of an invading army to be tried by his enemy, whose country it had invaded. . . . It is manifest that if officers or soldiers of the army could be required to leave their posts and troops upon the summons of every local tribunal, on pain of a judgment against them, ... then efficiency of the army as a hostile force would be utterly destroyed . . . . .

"These (officers and soldiers) remain subject to the laws of war and are responsible for their conduct only to their own government, and the tribunals by which those laws are administered."

2 FM 27-5, op. cit., Rules 10 and 32.
3 Hunt, op. cit.
4 Gabriel, op. cit., p. 42[illegible].
5 Ibid.
6 FM 27-10, op. cit., Rule 311.

In all the above cases, although the law administered is national law handled in local courts, it must be recognised that it is administered by the authority of the military commander. Oppenheim,[1] unlike Bordwell,[2] holds that since the courts are enforcing national law, they are responsible to their own government and that they do not act under the sovereignty of the conqueror in all respects. Their judgments will stand after the termination of military government, for these judgments have been rendered by officials of the original holder, under his law, in his courts, and in his name.

The jurisdiction of these civilian courts (civil and criminal) in the occupied countries is further limited. First of all, the personnel of the armed forces do not come under their jurisdiction, but come under the courts-martial of the United States.[3] This raises first the difficult problem of the soldier who deals with civilians in commercial transactions; this problem has already been dealt with above.[4] Furthermore, the military personnel are not subject to the criminal courts of the country, but come under the American courts-martial. Then the courts have no jurisdiction over violations of the laws of war by their own nationals, for these come under the military tribunals of the occupying army.

Furthermore, the commanding general has other powers over the existing courts. He can withdraw any charge or class or cases from the courts of the occupied country and direct that the cases be disposed of or tried by a military tribunal. This American limitation was invoked in the Rhineland,

---

1 Oppenheim, "Legal Relations between Occupying Power and Inhabitants," 33 Law Quart. Rev. (1971), 363; also see Rutledge v. Fogg, Ex'r (Tenn., 1866), 5 Cold., 554 (cited in Colby, "Occupation under Laws of War," 25 Col. L. Rev. 904, 913, n. 52.

2 Bordwell, Law of War between Belligerents (1908), p. 300.

3 See infra, p. 41

4 See supra, p. 21 n.1

where offenses for treason under German and Prussian laws were not punished or prosecuted in the occupied area.[1] In Hawaii, under martial rule, we have also prevented the courts from hearing many types and classes of crimes.[2]

Violations of the laws of war come before military tribunals.[3] Those tribunals generally have no jurisdiction in civil cases, but exercise only criminal jurisdiction over violations of the laws of war and for crimes against the laws of the military government. In general, military jurisdiction in the armies of the U.S. is exercised over all the people in the occupied area through three military tribunals: (1) courts-martial, (2) military commissions, and (3) provost courts. The American field manual gives principal emphasis to the court -martial, which is given concurrent jurisdiction with the military commissions and provost courts to try any offender, who by the laws of war is subject to trial by military tribunals. In general, it has been held that military commissions have no jurisdiction of such purely military offenses specified in the Articles of War as those articles expressly make punishable by sentence of court martial (except where the military commission is also given express statutory jurisdiction over the offense as in A.W. 80-82).[4] In practice, offenders not subject to Articles of War of the U.S.

---

1 See supra, p.37

2 Fairman, op. cit., pp. 1239-99.

3 Cee Ex Parte Quirin (1942), 317 U.S., 1, 28.

4 Vance v. U.S., 30 Ct. Cl., 252, 270.

Army are tried by military commissions (for serious offenses) or provost courts and not by courts martial. In the Rhineland, General Pershing did not try civilians before courts-martial, and even went so far as to forbid the trials of American soldiers by the military commissions or provost courts set up as an incident to occupation.[1] Congress, through Articles, 13, 38, and 46, of the Articles of War, expressly recognizes that military commissions are appropriate tribunals for the trial and punishment of offenses against the laws of war, not ordinarily tried by courts-martial. Thus the U.S. military commissions derive their authority from the Constitution, as well as the statutes, military usages, and the common laws of war.[2]

As a result of the above jurisdiction and organization, a peculiar situation is created. Suppose the case of a brawl involving a soldier and civilian. One of the parties would be brought to trial, under Article 96 of the Articles of War before a court martial invoking military law, while the other would come before a provost court (or a military commission, if it were a serious offense) for a violation of the laws of war. This difference, however, is more one of form than real, for both courts derive their authority from the commander of the occupying force through belligerent occupation. Many of the same rules and rights exist before both bodies and the legality of the acts of the courts depends ultimately on the laws of war. In general,

---

1 "It has generally been held that military commissions have no jurisdiction of such purely military offenses specified in the Articles of War as those articles expressly make punishable by sentence of courts-martial except where the military commission is given express statutory jurisdiction of the offense; and in repeated instances where military commissions have assumed such jurisdiction, their proceedings have been declared invalid in general Orders." U.S. Army, Manual for Courts Martial (1921), p. 5. See also Dow v. Johnson (1879), 100 U.S., 158, 165. In 1846 in Mexico General Worth went so far in agreeing that Mexican law, to be administered by Mexican authorities should remain in force with regard to soldiers, but General Scott corrected this error. See Smith, War with Mexico, pp. 70-71, 230.

2 See the government's brief in Ex Parte Quirin (1942), 317 U.S. No. 1, 1, 14; see also Articles of War 12, 38, 46, 96; 10 U.S.C.A., Sections 1438, 1509, 1553, and 1554.

these military tribunals, according to the basic field manual 27-5, have jurisdiction over "all acts or omissions made crimes by the laws of the countries occupied, over offenses against the laws of war, and over violations of the proclamations, ordinances, regulations, or orders promulgated by the commanding general, theatres of operations, or by any of his subordinates within the scope of his authority."

The rules of procedure and evidence of these military commissions and provost courts are the same as general and summary courts-martial respectively.[1] The attendance of military witnesses is obtained as before court-martial,[2] but the attendance of civilian witnesses can be compelled by the military tribunals through local civilian authorities, military police, or any appropriate commanding officer. Unlike American criminal trials, a military tribunal has the power after a finding of guilt and before the imposition of sentence to consider the evidence of previous convictions and sentences by either military tribunals or civil courts.[3] Furthermore, the defendant does not come within the Constitution, and is not entitled to a jury trial in these cases before military tribunals.[4]

The military commissions and provost courts are only boards of officers established by the will of the commanding officer; and unlike courts-

---

1 Fairman, op. cit., Par 14, pp. 41-43.

2 Davis, Military Law of the United States (1913), chapter xvi.

3 The only limitation is that if the prior conviction was for an offense involving a punishment of less than a year, the crime must have been committed within the past year prior to the trial. It seems that prior convictions under Nazi and Fascist laws should not be allowed as evidence under these circumstances.

4 Ex Parte Quirin (1942), 317 U.S., 1, 41, 45.

martial, they are not specifically governed by any prescribed statutory procedure.[1] Consequently, they are not part of the Federal judicial system and cannot commit procedual errors divesting jurisdiction nor entitling to acquittal, nor the setting aside of a sentence.[2] Nevertheless, the field manual calls for certain limitations such as trials, charges, notice of charges, and defense opportunity. The Supreme Court has held, moreover, that the Court has no power to review the proceedings of a military commission, for the military commission was not part of the judicial system of the United States, and the petition was not within the appelate jurisdiction of the Supreme Court as defined by Article III and as regulated by Section 14 of the Judiciary Act.[3]

The sentences for various military tribunals are fixed by the manuals. Whereas military commissions may impose any lawful and appropriate sentence (death or life imprisonment), the superior provost courts are limited to 6 months of hard labor and/or a fine of $1,000; and the inferior provost courts can only impose a month of hard labor and/or a fine of $100. Expulsion from the area can also be ordered by military commissions or superior provost courts. Confiscation or forfeiture to the U.S. is also provided if the defendant is convicted of the "wrongful sale, purchase, use or possession of any article or articles or of the wrongful operation of a place of business for the sale of such articles." The penalty of padlocking is provided for

---

1 Fairman, op. cit., par. 14. 2 Davis, op. cit., Ex XVI

3 Ex Parte Vallandigham, 28 Fed. Cas., 814, No. 16, 816 (CCSD., Ohio, 1863), cert. denied, 1 Wall., 243 (U.S., 1863). For a lengthy discussion of this case, see Fairman, "Law of Martial Rule and National Emergency," 55 HRL, 1252,1263. See also Ex Parte Quirin (1942), 317 U.S., 1.

defendants twice convicted of the wrongful sale or gift of liquor or habit-forming drug at certain places, and also defendants convicted of the "wrongful operation of a house of prostitution." The manual further suggests a table of maximum punishments to be imposed by military tribunals with an equivalent of a fine in days of confinement for defendants unable to pay the fine.

The carrying out of the sentences of the military tribunals is subject to certain restrictions. The officer appointing the military commission must review every sentence of the commission before it is carried out. Although the sentence of the provost courts is executed immediately, every record of a provost court must be examined by the appointing officer who has complete powers to disapprove, vacate, mitigate, commute, or upset any sentence in whole or in part. Final review in all cases rests with the commanding /// general. Records or copies in the trials of military commissions and provost courts must be forwarded to the officer in charge of civil affairs at headquarters of the theatre of operations for examination by the legal department. From the officer in charge of civil affairs, it is sent with recommendations to the commanding general, who has the power to disapprove or vacate any findings of guilt and to mitigate, commute, remit, or vacate any sentences in whole or in part. Furthermore, no death sentence can be carried out ///// until it is confirmed by the commanding general of the theatre of operations.

Summary.--Thus, in an enemy occupied territory, the American military government has wide discretion. It becomes the de facto government with legislative, judicial, and executive powers. It has the power and right to suspend and promulgate laws, a right to enforce obedience, but a duty to restore law and order. It must respect the rights of private property even though it has the right to become administrator and usufuctary of public property. It may collect taxes and occupation costs, and it may requisition in kind or service except for services involving the inhabitants in military operations against their own country. It may keep or replace existing officials in judiciary, but it must respect the existing laws, except political ones or laws affecting the safety of the army. It may try violations of the laws of war by its own military tribunals. In general, the validity of its acts will be judged by the laws and usages of international law, although in some cases political considerations will play an important part. In brief then, in the enemy's occupied territory, American military government has its widest scope with its experience as well as two recent basic field manuals for specific guides with international rules, American interpretations, and American suggestions, procedure, and policy.

The ultimate validity of many acts of military government in occupied territory is as much a political as a legal matter. In New Orleans, the acts of the courts established by the invading and hostile occupant were held valid in all cases (civil, military and criminal). [1] The Supreme Court of Tennessee recognized the acts of the rival civil commission established in Memphis by General Grant for the collection of debts /// and enforcement of

---

1 Dow v. Johnson (1879), 100 U.S., 158; and New Orleans v. Steamship Co., (1874), 20 Wall., 387, 394.

contracts.[1] Then the Acts of Congress approved March 3, 1863 and May 11, 1866 extended protection to all persons for acts done under military direction in the prosecution of the Civil War and prevented recoveries in actions brought later.[2] In all cases, however, the authority behind these acts which makes them and their enforcement possible, is the power of the occupying army.[3] So powerful is the force of the argument for this de facto government and the need of continuity that the Belgian Court of Cassation thereby affirmed the acts of the occupant German courts, even though it deemed their meddling with the law of tenancy and contracts for hire to be beyond the allowable powers under the laws of war.[4] On the other hand, the French Court of Douai held to the contrary on the basis that the civil courts established by the military occupant at Maubeuge had gone beyond the powers of the laws of war.[5] All legitimate acts of administration, according to the laws of war, must be recognized by the legitimate sovereign after the occupation ceases.[6]

In brief, the first important test of the validity of the acts of the military government will be military necessity. Since anything that aids the military is necessary, this leaves a wide discretion to the military governor. As the Supreme Court has said:

---

1 Hoffterman v. Porter (Tenn., 1869), 6 Cold., 501.

2 Beard v. Burts (1877), 95 U.S., 434; (1863), 12 Stat., 756, U.S. Comp. Stat. (1916), par. 1013; (1866), 1 U.S. Stat. 46., U.S. Comp. Stat. (1916), par. 1015.

3 Magoon, Reports on the Law of Civil Government Subject to Military Occupation (1902), p. 14.

4 E. Colby, "Occupation under Laws of War," 26 Col. L. Rev., 160.

5 Garner, International Law and the World War (1920), p. 38 (cited in 26 Col. L. Rev., 160.

6 Oppenheim, op. cit., 35 L. Quart. Rev. 363

". . . . the conquering power has the right to displace the pre-existing authority, and to assume to such extent as it may deem proper the exercise by itself of all the power and functions of government. It may appoint all the necessary officers and clothe them with designated powers, larger or smaller, according to its pleasure. It may prescribe the revenues to be paid and apply them to its own use or otherwise. It may do anything necessary to strengthen itself and weaken the enemy. There is no limit to the powers that may be exerted in such cases save those that are found in the laws and usages of war." 1

IV. Specific Occupied Territories

With regard to those countries which are not our express enemies in the present conflict, the rights and duties of any military government are highly complicated. In part this is due to the internal and external political factors involved as well as our international relationship with many of these countries. Consequently in each country, it is necessary to consider the political factors involved , the immediate history of our relationships, and the present international status of the countries, and our present foreign policy with regard to those countries.

In so far as the territories occupied fall within the compass of enemy , or quasi-enemy countries, then all the above rules, powers, and duties enumerated by the American basic field manuals for enemy occupied territories apply. If those countries are considered neutrals, or quasi-neutrals, then as Oppenheim states:

---

1 Decley v. U.S. (1901), 21 S. Ct., 762; 182 U.S. 222; citing New Orleans v. Steamship Co., op. cit. The court has also said: "The establishment of military government is not a substitution of the mere will of the commanding officer for formal laws, but rather the substitution of a new and necessary authority for the enforcement of law and order." Decley v. U.S. (1901), 21 S. Ct., 762, 182 U.S., 222; Ex. Parte Milligan (1866), 4 Wall., 2; 18 L. Ed., 281.

". . . . If in such exceptional case neutral territory becomes the region and theatre of war, and is militarily occupied by a belligerent, the occupant does not possess such a wide range of rights with regard to the occupied territory and its inhabitants as he possesses in occupied enemy territory. He can indeed resort to all measures which are necessary for the safety of his forces; but he cannot exact contributions or appropriate cash, funds, and realizable securities which are the property of the neutral state . . . ." [1]

Those countries that are not enemies or neutrals but allies do not fall within strict military government rules.[2] In these countries, agreements of limited character, as/for our troops in Great Britain, or of a broader type embracing military government by invitation rather than by international law are necessary and govern the limits and powers of any military government organized.

[3]

France.--From a legal point of view for military government, the case of France seems to be difficult to decide. What is the actual position of Continental France (including those territories that are still under the control or semicontrol of the Vichy Government)? Is France an allied, a neutral, or an enemy territory?

It must be borne in mind that after the downfall of the Third Republic the United States officially recognized the regime of Marshal Petain

---

1 Oppenheim, International Law, 6th ed., Vol. II, Sec. 71.

2 These comprise the countries included in group VI, B (see pp. 12-13 above): Belgium, Czechoslovakia, Greece, Luxemburg, the Netherlands, Norway, Poland, and Yugoslavia. The various decrees of these governments in exile were intended to secure from the invader the national assets located abroad, and to create not only constitutional questions but also to involve the trading with the enemy acts of the respective countries. In the United States, the New York court has already had to deal with the legislative measures of the Dutch Government in exile in Anderson v. N.V. Transandine Handelsmaatschappij, 23 N.Y.S. (2d) ..., 547, aff'd 263 App. Div., 705 (1941), 263 App. Div., 858 (1942). See Martin Domke in 36 American Journal of International Law (1942), 546-47.

3 See supra, Group III, pp. 12 - 13

as the government of France. Although Vichy France broke off diplomatic relations with Great Britain, the latter country did not officially recognize the Free French movement, even though it aided the Free French there, and its leader (General de Gaulle) with arms and refuge. [1] Nevertheless, this did not prevent the Allies from establishing a quasi-blockade over the French territories in the Western Hemisphere, i.e., French Guiana and the Carribean Islands, as soon as it became clear that these territories did not join the Free French movement.

The whole situation changed immediately after the landing of Allied troops in North Africa, which not only was under Vichy rule, but also held German and Italian Armistice Commissions with certain de jure and de facto rights in some administrative matters. It is true that soon a formal agreement was made between the Allies and Admiral Darlan (who had come there shortly before the invasion started as a duly vested representative of the Vichy Government), but practically at the same time diplomatic relations with Vichy-France were broken. Furthermore, there were actual battle engagements between Allied and Vichy-French troops, which terminated early in Morocco and western Algeria, but lasted slightly longer in eastern Algeria and Tunisia. In the latter region, Free French and North African "Darlan" French troop units fought on the side of the Allies at a time when small Vichy-French military organizations fought in co-operation with the Axis forces against our own spearheads. But still, no formal declaration of war was issued between the Allies and the Vichy-France Government all this time. During the entire period of the conquest of North Africa, the Laval regime at Vichy committed a number of aggressive acts against the Allies, i.e., fostering all Axis war acts to the extent, to which not even the harsh armistice clauses would have compelled them to do; seizure of Allied property; arrest of Allied nationals by the French police, the compulsory conscription enacted

1 See F. A. Oppenheimer, "Governments and Authorities in Exile", The Journal of Int. Law, (1942), pp. 568, 573 - 6

and executed by French officials, for French labor in German factories, etc.

What, therefore, will be the status of France when, after our troops have reached French continental soil, it is necessary to set up some kind of military government? The "Committee of Liberation," the De Gaulle-Giraud combination, with which we finally decided to cooperate in North Africa, has only recently acquired some recognition and therefore can be regarded as a type of military auxiliary institution rather than a government in exile. No special commitments by the U.S. as to the status of this Committee or as to its position toward Continental France have been made public so far. On the other hand, it is clear that Vichy-France is no longer a neutral, not even under a very broad interpretation of being under duress, and it may rather be called an Axis-co-belligerent with a status short of declared war. This would put the territory of Continental France under the heading of quasi-enemy territory with all the legal consequences of such, as the right to set up a complete military government of our own, the right to enact and to set aside laws, to establish courts of our own, to change officials and political laws, to set up our own administrative machinery, to take over public property, to levy taxes and contributions, and even to ask for the cost of occupation to a full extent. In short, only the limitations laid down by international law govern our conduct.[1]

But the rather complicated set-up of the political situation should not be neglected when definite rules have to be issued by our own military governors. Undoubtedly, it would not be a good policy to use our complete rights, as given to us by the Hague Convention and our own principles. Even

---

1 See supra, pp. 45-7.

if certain laws of the Third Republic seem strange to us, it would be better to keep the existing French laws and legal structure and limit ourselves to discarding only the German-superimposed legal pattern and the discriminatory political laws of Vichy. Furthermore, direct levies in order to cover our occupation costs should be avoided, as well as the establishment of a judiciary of our own ideas. How far the Committee of Liberation will be permitted to act in France proper will be more or less a matter of policy, but it would seem advisable to have representatives of this body in all important seats of the military government in order to act as soon as possible in an advisory capacity, advices which should be rather carefully listened to and not disregarded without very grave reasons.

Denmark.[1]—The nonresistance of the legal Danish Government to the Nazi invasion on one side, the rather preferential treatment granted to them by the Germans, and the decisive steps taken by the former Danish Consul General at New York in favor of collaboration with the Allies have brought the problem of the status of Denmark to a point where it may be called the direct antithesis to Vichy-France.

The existing Danish Government could do nothing, when in 1941 under orders of the Germans all United States consulates and embassies in Nazi-occupied territories had to be closed. No formal severance of ties followed this actual breaking off of diplomatic relations. Denmark very strongly opposed to all lures or threats of the Nazis for a more active cooperation with them.—Furthermore when the former Danish Consul General of New

---

1 See supra, pp.12-13.

York appointed himself the official agent for Denmark on behalf of all Danish interests within the Allied countries, the half-hearted protests of the Danish government (which presumably acquiesced in this appointment) bore all the marks of an act under duress. The Allies never have granted full recognition to this agent but are accepting his authority in all matters concerning the Danish merchant fleet and in the organization of a Free Danish movement.

The Danes at home have resorted to non-co-operation, passive resistance and even riots to counteract the Nazi regime and to show their sympathies for the Allies. Until recently, the Nazis have permitted the Danish local authorities to have considerable power, even to hold elections; furthermore Denmark is the territory where Nazi law has least superseded local law in all Axis-dominated countries.

The fact that no official severance of diplomatic relations has ever occured between the United States and Denmark makes this country a neutral de facto. On the other hand, it is occupied by enemy forces, and for this reason there is no legal difficulty in moving our forces in whenever we find a suitable opportunity. But are we permitted to set up a military government in Denmark ?

The answer is entirely in the negative, if we exclude actual combat zones where the rules of warfare will have to apply. The Danish Government will welcome the liberating Allies in Denmark and it will probably take the first steps towards a formal agreement for the set-up of the necessary safeguarding of Allied troops on Danish soil. This agreement will probably not only ratify many of our prior acts in Denmark, but will follow to some extent the outlines of our present agreements with other allied countries. Military government in this state will thus be limited by this agreement, but the presence of certain

Civil Affairs Officers to act as advisers to the Danish government may be of great assistance to our forces and in the restoration of law and order.

The "Neutral" Incorporated Territories ; [1] These territories that, in contradiction to all international law and conventions, have been "incorporated" by our enemies into their own countries either before or during the present conflict may be divided into two groups, namely :

(a) territories forming parts of nations which still have a government at home or a government in exile ; [2]

(b) territories of states which, as such , have entirely disappeared and which for the present time have neither a government at home nor in exile, such as : Albania, Austria, Danzig and Korea .

The first group offers fewer problems, as presumably these territories will have to be treated as parts of those nations to which they originally belonged and therefore will have to share the same fate as the "motherland" ; a rather temporary form of military government will have to be set up under the Allies, with the present recognized government of

---

1 See supra, pp 13 - 15 and 47 - 48 ;

2 These territories include : France (Alsace-Lorraine); Belgium (Eupen and Malmedy); Luxemburg ; Poland (Gau Danzig- Westpreussen and Wartheland /parts of Upper and Lower Silesia, Zips); Czechoslovakia (Sudetenland, Southern Bohemia and Bavaria, Hultschin); in addition they include practically all territories occupied by the Japanese in the Philippines, Dutch East Indies, Malay, and the Southern Pacific (whose exact status is not fully known at present).

those countries as important participants [1]. These countries are our allies in the present conflict; some have governments in exile which are recognized as members of the United Nations. Our entrance i to these countries will be by invitation and should be under agreements covering the form and duration of any organization of military government. Nevertheless, the fact that these incorporated territories have undergone more changes than the non-incorporated parts will necessitate a more elaborate unscrambling of affairs, especially in view of national minorities in their population; therefore a somewhat stricter and perhaps slightly prolonged form of military government should be maintained there. These problems necessarily must be included in our agreements with these countries.

The real problem children are the four countries of the second group. Let us consider each case separately after stating that they have one thing in common, namely that they all have been occupied by the enemy and incorporated into its own country.

(1) Korea.— The actual infiltration of this country by Japan started as early as the Sino-Japanese War of 1895. Before that conflict, Korea was a nation under a certain state of suzerainty of China, but with a government of its own, ruled by a national dynasty. The real occupation and annexation of Korea started during the Russo - Japanese War (1903 - 1905) , in which Japan, under an agreement with Korea, occupied the territory with the entirely empty promise that the Nipponese troops would be withdrawn after the war. Actually, the

---

1 See Oppenheimer, 36 Am. Journal of Int. Law, op. cit., pp. 560 - 72 and 589 - 95, especially.

national government was soon deposed, and in 1910 Korea was formally annexed and incorporated into Japan under the name of Chosen. This was done without opposition from the governments of our present Allies. In spite of this fact, the U.S. Department of State has, during the present conflict, taken a somewhat different attitude, which expressed itself in the provisions of the Alien Enemy Registration Act of 1941, under which residents of the United States of former Korean citizenship were formally exempt from complying with the regulations of this act. Their legal status was defined as "technically neutrals," implying that their country was not regarded as engaged in war against the United States. The same status was conferred upon former citizens of the free City of Danzig, the Republic of Austria, the "Austro-Hungarian Monarchy" (although, at least since 1867, no "Austro-Hungarian" citizenship has not existed), but not explicitly to former citizens of the Kingdom of Albania.

Because of the length of time that Korea has been a part of the Japanese Empire, all traces of a previous national administration will have entirely disappeared; and any AMG will have to start entirely from scratch in administrative as well as legal and political aspects. The economic as well as the educational conditions that have prevailed under Nipponese control will make it very difficult to find any persons fit to take over any positions higher than that of a local village mayor. In these as well as in the personal problems and the set-up of an administrative and legal structure, the military governor and his aides will be completely on their own.

(2) Albania.—This country regained its independence as a result of the Balkan Wars of 1912-13, and was made a kingdom under the patronage of the Triple Alliance in 1914. The new King, Duke of Wied, reigned for a short time and withdrew from his country after the outbreak of World War

I. Albania then was to a great extent occupied by the belligerents of both sides , and it was only after the armistice that it built up a national government of its own, in the form of a republic. The last president of this republic, Achmed Zogh/, finally declared himself King of Albania, and upheld his country's independence in spite of very strong political and economic ties with Italy. In 1939 the Fascist Government suddenly decided to take over, and, after deposing Achmed Zogh, made the King of Italy also King of Albania. This would indicate that there was only a kind of personal union between those two countries, but actually Albania was administered and ruled entirely by Italian authorities.

The Albanian national governments never were very strong and hardly ever extended their influence very far outside of the limits of the capital, Tirana, and a few cities. Because of the extremely rugged territory, lack of communications, very strong feeling of independence among the mountain population, and other reasons, the occupation forces during the World War had tremendous difficulties in their military government. Thus, with the exception of the cities and their surroundings, any AMG will have to revive the methods of the times of the Indian Wars, i.e., they will have to make alliances with the various local tribal chiefs in order to establish some kind of order. In the cities, presumably a sufficient number of people will be found who will be capable enough to be entrusted with the powers of a local government "Albanian Style"; but any attempts to enforce too strictly the American standard in administration and judiciary will be doomed a failure in advance.

(3) Dansig.---The Free City of Dansig was a creation of the Paris Conference, (1919) and was an independent territory with self-government, with the

exception that a high commissioner, appointed by the League of Nations, resided at Danzig and had certain restrictive powers over the city in so far as the safeguarding of the rights of Poland and Germany were concerned. The legal and administrative torture of /// Danzig law followed the German pattern very closely, and all changes in Germany were soon reduplicated by the Danzig Senate. In the first days of September 1939, Germany, by a decree of Hitler, declared the incorporation of Danzig into the Reich, a more or less unilateral act, although there were strong collaborationists in Danzig. The similarity of the situation in Germany and Danzig puts this territory entirely within the realm of enemy nations, and all international and American rules for military government therefore may apply to their full extent for Danzig.

(4) Austria[1]—The Republic of Austria, or as this country called itself after the change in the constitution of May 1, 1934, the Federal State of Austria (Bundesstaat Oesterreich), was incorporated into Germany under very peculiar conditions. Under a German ultimatum of March 11, 1938, the Federal Chancellor, Kurt von Schuschnigg, was compelled to resign , and under the same coercion the Federal President, Wilhelm Miklas, had to appoint Seiss-Inquardt, a Hitler stooge, as Chancellor. This happened at about 7:30 P.M. of the said date, but at that time German troops had already invaded Austrian territory at Kufstein, Salzburg, and Scharding. Later in the evening, Seiss-Inquardt allegedly requested the German Government to send troops into Austria in order to quell riots, but no proof has ever been presented that he actually did so. Schuschnigg, before his resignation, had ordered the Austrian troops not to resist German infiltration in order to avoid the shedding of blood[2] (A similar order was issued fourteen months later by the Danish Government.)

---

1 See Brief in Behalf of Austrian Action, Inc., as Amicus Curiae U.S. ex rel. Paul Schwarzkopf vs. Bryan H. Uhl, (CCA 2-1943)

2 See G.E.R. Gedye, Betrayal in Central Europe (1939), pp.278-290, esp. also R.Leonhoff ,The Last Five Hours of Austria (1942), pp.223f.

On March 12, 1938, Seiss-Inquardt promulgated a law about the re-union of Austria with the German Reich--an act which was not legal even under the high dictatorial powers given to a Chancellor under the former Austrian constitution. This act was also passed in a similar form by the German Reich on the same day. The reunion was ~~s~~ to be confirmed by a plebiscite in Germany as well as in Austria on April 10, 1938, but large numbers of the electorate in Austria were excluded from voting, and in strict violation of all electoral rules, the secrecy of balloting was violated even in Vienna. As the members of the ballot commissions in all cases were taken from the rank and file of the Blackshirts and Brownshirts, very few persons would have dared to misunderstand such invitations as, ~~for example~~ "We know you to be a true German, it will not be necessary for you to cast your ballot in the seclusion of a ballot booth, you may hand it over openly."

The U.S. Department of State took some steps in against the newly created situation by withdrawing the embassy in Vienna, and with a few exceptions it used the entire staff to bolster the forces of the Vienna Consulate General. No declaration ever has been made ~~to the fact~~ that the Anschluss had been recognized, but latter, not once but on several occasions, Secretary of State Cordell Hull announced that the U.S. Government had not officially taken cognizance of the annexation.[1]

On the other hand, no Austrian government in exile has ever been set up. Some Austrian emigre groups in France, Great Britain, and the United States have tried to form some political advisory committees. Their situation, to a certain extent, was rendered precarious by the activities of the monarchistic circles, who still advocated Otto von Hapsburg, the oldest son of Emperor Charles I, (who had never actually abdicated), and is considered the rightful ruler of Austria by the monarchists. No Allied

---

1 See Dept. of State Bulletin, Aug. 1, 1942, p. 669

government ever acknowledged or even dealt with these protestations, in spite of the fact that Otto for a while was persona gratissima with the War Department/ in Washington, and was permitted to recruit for a so-called Austrian Battalion within the American Army, for which unit exactly 29 voluntary enlistments appeared. On the other hand, Austrian nationals in Great Britain who volunteered their services for the various branches of British auxiliary units wear a shoulder patch with the inscription "Austria."

All the foregoing shows that the status of Austria is quite undefined for the moment. Undoubtedly, the non-recognition of the Anschluss makes Austria a non-enemy nation, in spite of the fact that Austrians/ regiments are part of the German Wehrmacht. Therefore the label imposed upon former Austrian citizens by the Department of State in the Enemy Alien Registration Act of 1941 as "technically neutrals"[1] also could be imposed upon Austria itself. On the other hand, as there is no Austrian Government, either at home or in exile, no agreement can be made as with Denmark. Thus all rules for a military government in enemy regions may apply. Only it would be wise, in so far as occupation costs are concerned, not to try to collect them in the form of levies, special taxes, contributions, etc., but rather to go back to a practice of World War I, namely the use of so-called "Liberation" contributions imposed by the Allies upon Czechoslovakia, Poland, Rumania, Jugoslavia, and separately upon Italy, by the treaties of September 9, 1919.[2]

As to the restitution of law and order in Austria, the corner stone of the entire legal texture is the German law of the reunion (see above) and that law of the Seiss-Inquardt regime (at that time formally still an independent Austrian regime) of March 13, 1938 concerning the validity of German laws in Austria, passed on or after the said date. Few of the previous German laws,

---

1 See CCH War Law Services (1943) 30038

2 See "A History of the Peace Conference of Paris" (1921) edited by H.W.V. Temperley, Vol. V, chapter I, A, II, pp. 14-15, also Appendix XI, pp. 370 - 382.

[illegible] have been officially promulgated in Austria, but they have been handed down de facto. This implies that all decisions based upon them are to be regarded as illegal.

Another difficulty also will occur in Austria: Austrian civil servants, so far as they have not been chased out of office entirely by the Nazis, have been transferred in very large numbers into Germany proper and replaced by German civil servants. For many branches of the administration and judiciary, only very few persons will be found who will be sufficiently informed about previous Austrian laws. On the other hand, many persons with legal training have fled from Austria and are now living in some country of the United Nations. Although for more political reasons, it would not be too advisable to instal these emigres directly in Austrian civil service positions, their services could be very useful in an advisory capacity and as counselors for the native authorities and military government which may be organized.

The status of the above four countries thus offers many problems for military government. In the first place, they are not allies, and furthermore, there are no existing recognized governments with which we could draw any agreements. Secondly, Danzig can be immediately considered an enemy, because its local authorities willingly collaborated with Germany before the Anschluss. In this case, the rules of international law governing military government can be invoked. Third, these countries cannot be considered neutrals, for they have no recognized governments in exile, and some of their troops are fighting on the side of the Axis. Legally these countries might well be considered enemy territories by their acts, which resemble undeclared war on the Allies, and also by their unrecognized incorporation. Consequently, we have all the rights and powers of military

government of an enemy territory under international law in those countries. Of necessity, the political and discriminatory Fascist laws must be eliminated. In spite of this fact, self-restraint in the exercise of our other full rights is essential for permanent peace and international cooperation (especially in these countries), and the peculiar conditions outlined above must be considered in each military government for these areas.

V. Conclusions and Recommendations

1. In all the territories occupied by the army, Allied military governments may and probably will be organized. These governments will differ in their organization, form, powers and duties, and duration, depending on the status of the territory occupied (i.e., enemy, neutral, or allied areas), the political and legal structures, the economic conditions of the countries at the time of occupation, the military phase of occupation, and any of our existing agreements or treaties. The main duties of the governments will be to safeguard the armed forces, but equally important duties will be the restoration of peace and order and the building for a permanent friendly relations for international peace. In many cases, AMG will have to take a firm stand against interferences by local interests in order to solve the larger problems involving the relationship of nations. Of necessity, the military government has to be flexible to meet the varying conditions and status of the different countries occupied.

2. Military government in the occupied territories does not mean the substitution of the will of the military commander for the deposed authority. By international rules of war, American principles and doctrines in its two basic field manuals, as well as by past American experience, the military

government must recognize certain duties and limitations on its rights even in enemy territory. In so far as the occupied country is not an enemy, these rights are further restricted, and its power is further curtailed. As a minimum, we may use existing laws and courts, government officials, and local government bodies, in so far as the discriminatory political laws and leaders have been removed. Existing private property rights and rights of action must be maintained, along with our duty to restore peace and order. Occupation costs for our army of occupation can be imposed on most of the occupied territories. Furthermore, all the other countries will bear some form of costs of liberation through lease-lend in reverse, through specie or payments in kind or in payment of special occupation funds. All damages consequent to the occupation should be borne by AMG, as is provided by Congress in the Acts of 1918 and 1942; this should even include damages by individual soldiers regardless of line of duty, and a special fund should be set up for this purpose to protect individual's rights.[2]

3. Certain countries such as Germany, Italy, Japan, Bulgaria, Rumania, and Hungary will be definitely enemy territories where the international laws specifically govern. In such ally countries as Great Britain, Australia, or Ireland, our specific agreements define the limitations of our narrow military government; in other ally countries with recognized governments in exile

---

1 Acts of April 18, 1918, 8 U.S. Code, 210; July 1, 1918, 34 U.S. Code, 600; January 2, 1942, 55 Stat., 880, in which Congress set up machinery for the payment of claims against the U.S. by nationals of foreign countries arising out of the operations of our forces there. See King, op. cit., p. 564. See also 28 U.S. Code, par. 41 (17) conferring on the federal courts jurisdiction over suits brought by an alien for a tort "in violation of the laws of nations."

2 See supra, pp. 21-3 No. 1

as Belgium, Luxemberg, Czechoslovakia, Poland, the Netherlands, Norway, Greece, and Yugoslavia, our military governments may well be limited by agreements which will be broader than our arrangements with Great Britain. France may well be considered an enemy country with the international rules governing. As to neutrals, we have more restricted rights of military government than in the occupied territory. Although we may consider Austria as an enemy territory, our military government must recognize other restrictions because of its peculiar status.

In all these military governments certain suggestions are hereby made:

a. In the political field, the military government must aid in the elimination of the political parties and machines against which we are fighting. It must also act as a policeman to prevent riots and violent acts of revenge against minority rights. The whole question of minority rights and population reshuffling will be a problem for the final peace treaties, and the problem of war guilt and trials will be a matter for an international tribunal. The occupation army and military government may, however, have an important educational job in aiding the people to install their legitimate governments according to their own choice. The military government will be of vital importance in the transition stage from the military to the restoration of civilian authority.

b. In the economic field, the unscrambling of property rights, compensation for damages and the undoing of the Nazi economic and currency exploitation will be essentially a matter for the terms of the peace treaty. The military government will be important in the immediate food problems, the reconstruction of the transportation, communication, and sanitary systems, and the tax fields, as well as in the currency field through its money of occupation. Furthermore, the military government can aid in the ultimate

restoration of property rights by issuing a temporary "freeze order" preventing the further transfers and their consequent complication of rights. Then the military government may well be the supervisory agency by which such control measures as price and rationing are maintained to prevent unlimited inflation in these occupied territories.

e. In the legal field, the military government will definitely have to take the lead to eliminate the discriminatory penal code and legal pattern which the Nazi Party has superimposed on the legal structures of the occupied countries. It is suggested that only the fundamental political laws, which discriminate on the basis of race, color, and creed, should be repealed. On the other hand, although in some cases of occupation we may have the right to do so, no specific Anglo-Saxon legal institutions should be introduced where they are contradictory to the spirit of the local pre-existing law. In so far as practical, we should continue the existing court structure.

f. Although the Nazi and Fascist political machines must be destroyed, many of their acts and auxiliary institutions should be kept. In so far as these acts are recognized to be valid or legitimate under international law, they must be continued. Such provisions as social security benefits should be encouraged, while many of the Youth Organizations can be used to advantage for re-education and re-orientation. One of the most important functions of the AMG may well be education of the youth and other people, especially in the enemy countries, in the principles of the Atlantic Charter. Furthermore, the AMG will have to act as a form of information bureau to aid the local population during the period of occupation.

g. Administratively, AMG will exercise control or supervision over the local governments, depending on the situation. It will have to determine when the rule of occupation should be limited, and to what extent local

governments, judiciary, and authorities should be vested with power. Great care should be taken to avoid fostering opportunists, groups of classes, who are not accepted by the local populace. The personnel of the military government should avoid granting favors of economic or political types to personal acquaintances. In order to obtain the most ample information about local matters, it is advisable not only to contact local sources but also former residents of the area; these emigres, however, should be limited to positions of an advisory nature only.

f. Any infiltration of private organizations and individuals from the Allied countries into the occupied territories should be postponed as long as possible. These organizations should be under the control of AMG in order to prevent a repetition of our experience in the South after the Civil War.

g. Individual property rights should be generally left to the local courts. However, in the light of the State Department's proclamation that all property dealings by the Nazis will be subject to scrutiny and in view of the proclamations by many of the recognized governments in exile that all transactions of property after Nazi occupation are null and void, complicated legal problems are created in this field. Furthermore, the expropriation of property by the Nazis from American citizens is definitely related to the Alien Custodian Act in this country. Consequently, a mixed claims commission and an international tribunal will be necessary to unscramble the various legal rights involved. AMG will aid this final determination by an immediate "freeze" order as well as by considering a great deal of doubtful property as state property in accordance with international law. Furthermore, by its indirect supervision of the local courts, AMG will also play an important part in the many legal rights of action and property claims.

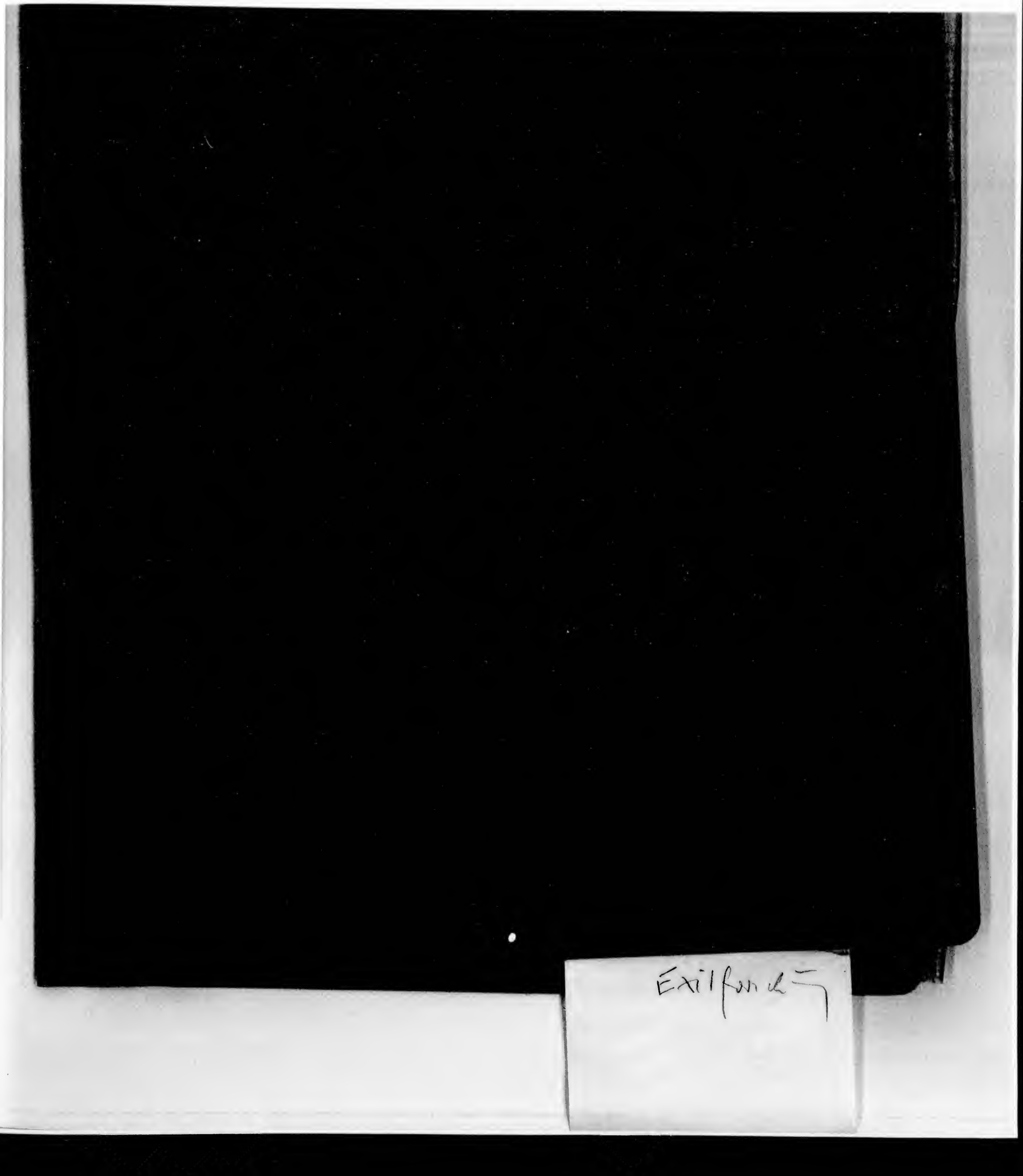
h. The military government will be an important factor in aiding the restoration of international order. Consequently, it may be necessary to maintain an AMG in some troublesome areas for a much longer period than was true during the last war for educational, police, and preventive measures. In the last analysis, however, AMG is merely a temporary or provisional body to aid in a favorable and enduring peace; in the long run, international peace and security must rest on such principles as those embodied in the Atlantic Charter and must depend on an international body with an effective enforcement agency.

AR 5230

ERNST C. STIEFEL COLLECTION

10/13

10/13 EXILE RESEARCH 1942- 1993



Exil forsch

scher Juristen besonders in Berlin zu weltweit geachtetem Leistungsstand gediehen waren, wurden durch Emigration, Selbstmord, Verhaftung und Verschleppung der Besten in ihren Reihen beraubt und mußten folgenschwere, in Jahrzehnten und bis heute nicht wieder gut zu machende Einbußen hinnehmen.

Aber auch diese Erkenntnis muß zurücktreten. Denn schwerer wiegt das menschliche Leid, das alsbald jüdischen Menschen, auch Richtern, Rechtsanwälten und Staatsanwälten, ihren Familien, ihren Frauen und ihren Kindern widerfuhr. Es trifft zu, daß die Apokalypse dieser 12 Jahre unermeßliche Opfer gefordert hat. Aber in diesen Tagen und in dieser Stunde gedenken wir derjenigen, die das Regime und seine Helfer auserwählt hatten, ihrer Rasse und ihres Glaubens wegen diesem grausigen Totentanz vorauszugehen: Erst entrechtet und gezeichnet, gedemütigt und jeder Chance einer menschenwürdigen Existenz beraubt, dann verhaftet, in Konzentrationslager verschleppt und gequält, schließlich der physischen Vernichtung preisgegeben – und dies alles nur, weil sie Juden waren.

Ich möchte ein Letztes sagen. Kürzlich schrieb jemand: „Das Bekenntnis, mit den Opfern zu fühlen, verdichtet sich unterderhand immer häufiger zu der phantastischen Überzeugung, selbst Opfer zu sein". Ich meine: Wir – die wir NS-Regime und Krieg entweder gar nicht erlebt oder glimpflich überstanden haben – sollten uns nicht zwischen die Schatten der Opfer drängen. Wir sollten der historischen Einmaligkeit und der Einsamkeit des Opferganges ungezählter jüdischer Menschen in Betroffenheit und Trauer schweigend gedenken. Das sind wir der Menschenwürde der Geplagten und Geschundenen schuldig.

Die Vertreibung der jüdischen Juristen *

Rechtsanwalt Gerhard Jungfer, Berlin

Die Gedanken und Gefühle gehen zurück: In diesen Stunden vor 50 Jahren endete die Zulassung der jüdischen Rechtsanwälte in Berlin, in Deutschland.

Die 5. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 27. September 1938 bestimmte:

„Aufgrund des § 3 des Reichsbürgergesetzes vom 15. September 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 1146) wird folgendes verordnet:

Artikel I

Ausscheiden der Juden aus der Rechtsanwaltschaft.

§ 1

Juden ist der Beruf des Rechtsanwaltes verschlossen. Soweit Juden noch Rechtsanwälte sind, scheiden sie nach Maßgabe der folgenden Vorschriften aus der Rechtsanwaltschaft aus.

a) Im alten Reichsgebiet:
Die Zulassung jüdischer Rechtsanwälte ist zum 30. November 1938 zurückzunehmen"[1].

In Berlin betraf es 671 Personen[2]. Allein im Geviert zwischen Großem Stern, Theodor-Heuss-Platz, Fehrbelliner Platz und Bayerischem Platz, innerhalb dessen wir uns hier, heute, befinden, mögen es mehrere Hundert gewesen sein. Viel mehr einzelne Menschen, einzelne Juristen, als hier heute einzelne Menschen, einzelne Juristen, anwesend sind.

Ich stelle mir vor, wie sie sich jetzt vor 50 Jahren in ihren Kanzleien von den Angestellten verabschiedeten, ihre persönlichen Dinge, vielleicht ihre Generalakten an sich nahmen, und diese Kanzleien verließen in eine perspektivlose, angstmachende Zukunft. Und dabei traf es gerade die alten, die erfahrenen Rechtsanwälte jüdischer Herkunft. Sie, die den vorhergehenden Vertreibungen aus dem Beruf nicht zum Opfer gefallen waren, weil sie schon seit dem 1. August 1914 zugelassen oder Frontkämpfer waren, oder ihre Väter oder Söhne im Weltkriege gefallen waren[3].

Diese Verstoßung aus dem Beruf ist Zwischenpunkt einer Entwicklung, die sich bereits vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten angekündigt hatte, und die, verzweiflungsvoll ist es zu sagen, darüber hinausging durch die Vertreibung aus dem Lande und die Ermordung in den Konzentrationslagern.

Wir gedenken all des Schmerzes, der diesen Menschen zugefügt wurde, all des Leides, das sie erlitten haben.

1. Die Weimarer Zeit.

Der Antisemitismus in dieser Zeit war so gegenwärtig, daß ein Mann wie Hachenburg, Vizepräsident des Deutschen Anwaltvereins, Mitglied im Reichswirtschaftsrat, Kommentator des HGB, die ihm angetragene Kandidatur zum Amt des Präsidenten des Deutschen Anwaltvereins ablehnt.

„Ich lehnte aus mehreren Gründen ab. Darunter auch, daß ich als Jude vermeiden wollte, an der Spitze der Anwaltschaft zu stehen. Ich glaubte, daß dies im Interesse der Gesamtheit besser sei."[4]

In der Sitzung des Preußischen Landtages vom 22. Juni 1932 erklärte der nationalsozialistische Abgeordnete Kube, nachdem Verurteilungen erwähnt worden waren, die gegen ein Mitglied seiner Partei (Freisler) von dem zuständigen Ehrengericht der Anwaltskammer verhängt worden waren:

„Die Mehrzahl der heute noch tätigen Anwälte hat wiederholt Ehrauffassungen bekundet, die den deutschen Ehrauffassungen grundsätzlich widersprechen . . .
Wir . . . sagen, in ihren Anwaltskammern sind derartig viel – ich gebrauche absichtlich das Wort – Judenjungen hemmungslosester Art, daß wir diesen Burschen nach keiner Richtung hin das Recht einräumen, über einen von uns zu Gericht zu sitzen."

Eine Erklärung der Vereinigung der Vorstände der deutschen Anwaltskammern vom 5. Juli 1932, unterzeichnet von dem Vorsitzenden Dr. Ernst Wolff, weist die Angriffe mit Entrüstung zurück[5].

Ernst Wolff war Enkel des ersten Präsidenten des Reichsgerichtes Eduard von Simson, Autor, Vorsitzender der Berliner Anwaltskammer, nach Emigration und Krieg Professor in Köln und Präsident des Obersten Gerichtshofes für die Britische Zone[6].

Der Präsident des Deutschen Anwaltvereins Rudolf Dix schreibt dem Abgeordneten in einem offenen Brief u. a.:

„Gleichgültig, welche Stellung man weltanschaulich, politisch und rassenmäßig zur Judenfrage einnimmt, kann man nur die menschliche und politische Kulturlosigkeit bedauern, die in solchen antisemitischen Ausfällen gegen meine jüdischen Kollegen liegt. Insbesondere als Deutscher und Exponent eines geistigen Standes des deutschen Volkes muß ich auch hier wiederum mit großer Beschä-

---

* Vortrag des Verfassers bei der Gedenkveranstaltung der Rechtsanwaltskammer Berlin am 30. November 1988.

1 RGBl. 1938, I, 1403; mit perfidem Kommentar von Noack, JW 1938, 2796.

2 Mitteilungen der Reichsrechtsanwaltskammer 1939, 33.

3 S. u. 2 b).

4 Hachenburg, Max, Lebenserinnerungen eines Rechtsanwaltes und Briefe aus der Emigration, Stuttgart, 1978, Seite 94, siehe dazu auch Oppenhoff, Walter, Erfahrungen eines Kölner Anwaltes in: 100 Jahre Kölner Anwaltverein, Köln, 1987, Seite 187.

5 AnwBl 1932, 225.

6 Leverkuehn, AnwBl 1959, 79; Ruscheweyh, NJW 1959, 376.

mung die Tiefe des in solchen Ausführungen liegenden politischen und kulturellen Niveaus feststellen."

Daraufhin erwidert der Landtagsabgeordnete, Rechtsanwalt Dr. Roland Freisler, u. a.:

„Das deutsche Volk und, wie ich betone, der deutsche Anwalt verbittet es sich auf das entschiedenste, mit einem solchen Gremium, wie es die heutige verjudete Anwaltschaft darstellt der ein Werthauer und Konsorten angehören dürfen, verglichen zu werden . . .
Lange, wenn die Ehrauffassungen einer besonderen Standesehre untergegangen sein werden, lange, wenn Judenjungen nicht mehr deutsche Berufe entweihen dürfen, . . . wird der Erfolg unseres von Ihnen nicht verstandenen Kampfes von Ihren deutschen Berufsgenossen noch als Tat der Befreiung gewertet werden."[7]

Ich greife vor:

Der hier erwähnte „Werthauer" war Rechtsanwalt und Justizrat, ein „rocher de bronce" anwaltlicher Kraft und anwaltlichen Selbstvertrauens, so gewaltig, daß die Nationalsozialisten ihn zusammen mit u. a. Alfred Apfel, Rudolf Breitscheid, Lion Feuchtwanger, Alfred Kerr, Heinrich Mann, Kurt Tucholski und Otto Wels mit der ersten Ausbürgerungsliste im August 1933 ausbürgerten[8].

Und dann: Ausgerechnet der Bruder dieses Roland Freisler, Rechtsanwalt, kommt aus Kassel nach Berlin und übernimmt „Unter den Linden" die Praxis Dr. Werthauer[9].

Zurück:

2. Im Frühjahr 1933 bricht eine dann gleichwohl für viele Juristen unvorstellbare tatsächliche und „rechtliche" Gewalt los.

a) Nach dem Brand des Reichstages in der Nacht zum 28. Februar 1933 werden die Rechtsanwälte Dr. Alfred Apfel, Dr. Ludwig Barbasch und Hans Litten[10] verhaftet. Litten wird die Freiheit nie wieder erlangen. Für ihn beginnt eine grausame Verlegung von Gefängnis zu Gefängnis, von Konzentrationslager zu Konzentrationslager, bis er 1938 im KZ Dachau stirbt[11].

In Berlin wird die Hakenkreuzfahne bereits Anfang März 1933 auf dem Kriminalgericht gehißt[12].

Am 9. März 1933 werden Richter und Staatsanwälte in Chemnitz aus den Ämtern geholt und zum Teil in Schutzhaft genommen.

SA- und SS-Männer stürmen am 11. März 1933 in Breslau Gerichte und treiben Richter und Rechtsanwälte aus Sitzungssälen und Beratungszimmern.

In Köln werden die aus dem Justizgebäude am Reichensperger Platz geholten jüdischen Juristen auf offene Müllwagen geladen und durch die Stadt gefahren. In anderen Orten geschieht Ähnliches[13], so in Berlin.

Das „Berliner 8-Uhr-Abendblatt" berichtet am 31. März 1933:

„Heute vormittag drang eine große Menschenmenge in das Amtsgericht Berlin-Mitte und in das Landgericht I ein und verlangte stürmisch die sofortige Absetzung der jüdischen Richter. Zugleich wurden die jüdischen Rechtsanwälte zum Verlassen der Gerichte aufgefordert. Es wurde daraufhin bei den Gerichten Sonntagsdienst anberaumt. Für das Amtsgericht Berlin-Mitte wurden anstelle der jüdischen Richter andere Richter eingesetzt und für das Landgericht I wurde angeordnet, daß Assessoren vorläufig anstelle der jüdischen Richter amtieren sollen. Die jüdischen Richter und Rechtsanwälte verließen darauf die Gerichtsgebäude, darunter auch der Präsident des Landgerichtes I, Soelling."[14]

Kurz zuvor waren in Frankfurt die Rechtsanwälte Professor Dr. Hugo Sinzheimer, Rudolf Löwenthal, Carl Sichel und Dr. Bernhard Baroch, in Chemnitz, während einer Strafverteidigung, der Rechtsanwalt Justizrat Martin Drucker in „Schutzhaft" genommen worden[15].

Martin Drucker war lange Jahre Präsident des Deutschen Anwaltvereins, jüdischer Herkunft, ihm widmet die Kollegenschaft noch im Jahre 1934 eine der Umstände wegen privat verlegte Festschrift zu seinem 65. Geburtstag.

Im Vorwort zum Reprint schreibt Fred Grubel, Referendar bei Drucker und heute Direktor des Leo-Baeck-Institutes in New York:

„Wir alle . . . fühlten, daß der letzte Lichtschein von auf dem Prinzip absoluter Gerechtigkeit basierter Rechtspflege in Deutschland aus dieser Drucker-Festschrift herausleuchtete, während um uns herum die Nacht der Tyrannei und der nach dem Gutdünken der neuen Machthaber zurechtgebogenen Unrechtspflege über Deutschland hereinsank."[16].

Für den 1. April 1933 wird ein Boykottag gegen jüdische Geschäfte, Anwälte und Ärzte organisiert[17].

b) Einen Tag zuvor erläßt der Kommissar des Reichs eine Anweisung an sämtliche Oberlandesgerichtspräsidenten, Generalstaatsanwälte und Präsidenten der Strafvollzugsämter, in der es u. a. heißt:

„Ich ersuche deshalb umgehend, allen amtierenden jüdischen Richtern nahezulegen, sofort ihr Urlaubsgesuch einzureichen und diesem sofort stattzugeben. Ich ersuche ferner, die Kommissarien jüdischer Assessoren sofort zu widerrufen.
Jüdische Laienrichter (Handelsrichter, Schöffen, Geschworene, Arbeitsrichter usw.) ersuche ich, nicht mehr einzuberufen . . .
Jüdische Staatsanwälte und jüdische Beamte im Strafvollzug ersuche ich, umgehend zu beurlauben.

Besondere Erregung hat das anmaßende Auftreten jüdischer Anwälte hervorgerufen, ich ersuche deshalb, mit den Anwaltskammern oder örtlichen Anwaltsvereinen oder sonstigen geeigneten Stellen noch heute zu vereinbaren, daß ab morgen früh 10.00 Uhr nur noch bestimmte jüdische Rechtsanwälte, und zwar in einer Verhältniszahl, die dem Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zur sonstigen Bevölkerung in etwa entspricht, auftreten . . .

Dem Gesamtrücktritt des Vorstandes der Anwaltskammer ersuche ich durch entsprechende Verhandlungen herbeizuführen".[18]

Daraufhin ordnet der stellvertretende Präsident des Landgerichts I Moabit an, daß Justizbeamten und Angestellten jüdischer Abstammung das Betreten des neuen Kriminalgerichtsgebäudes zur Ausübung ihres Berufes untersagt ist, und daß Zuwiderhandlungen die gerichtliche Bestrafung wegen Hausfriedensbruchs zur Folge haben. Ferner wird angeordnet, daß Rechtsanwälte zwecks Ausübung ihres Berufs das neue Kriminalgerichtsgebäude nur noch betreten dürfen, wenn sie im Besitz eines vom Anwaltskammerkommissar erteilten Ausweises sind.

Dieser Ausweis wurde nur Ariern erteilt[19]. Gleichzeitig wird in einer Ergänzung des Erlasses vom 31. März 1933 angeordnet, den jüdischen Notaren dringend zu empfehlen,

---

7 AnwBl 1932, 226, 7.

8 Großmann, Kurt R.: Ossietzky, 1983, 481 (= Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger Nr. 198 vom 25. 8. 1933).

9 Buchheit, Gert, Richter in roter Robe, Freisler, Präsident des Volksgerichtshofes, München, 1968, Seite 277.

10 Akten des Justizministeriums betreffend die Anwaltskammer zu Berlin, 1929/1934, P135/20155, Bl. 89, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz.

11 Siehe meine Dokumentation in AnwBl 1988, 213 m. w. N.

12 Brief von Rechtsanwalt Dr. Arthur Brandt vom 1. 7. 1984 an den Verfasser.

13 Oppenhoff (Anm. 4), Seite 1988; Göppinger, Seite 21; König, Seite 36; Schwarzbuch, Seite 94 ff; Gruchmann, Seite 124 ff.

14 Schwarzbuch, Seite 107; vgl. auch Gruchmann, Seite 126 f.

15 Schwarzbuch, Seite 107, 109.

16 Festschrift Martin Drucker zum 65. Geburtstag – 6. Oktober 1934, Reprint 1983, Vorwort Seite V.

17 Gruchmann, Seite 127.

18 Schwarzbuch, Seite 110; Gruchmann, Seite 127; König, Seite 36.

19 Schwarzbuch, Seite 112.

sich bis auf weiteres der Ausübung ihres Amtes zu enthalten[20].

Am 7. April 1933 wurden dann zwei Gesetze erlassen:

- Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums[21]
- Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft[22]

Die Gesetze enthielten neben einer politischen Klausel die Bestimmung, daß Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, in den Ruhestand zu versetzen sind, entsprechend bei Rechtsanwälten die Zulassung zurückgenommen werden kann. Beide Bestimmungen galten nicht für Beamte bzw. Rechtsanwälte, die bereits seit dem 1. August 1914 Beamte bzw. Rechtsanwälte waren oder Frontkämpfer, oder deren Väter oder Söhne im Weltkrieg gefallen waren.

Das Gesetz zur „Wiederherstellung" des Berufsbeamtentums betraf auch Richter, Staatsanwälte und Hochschullehrer jüdischer Abstammung[23].

Innerhalb eines Jahres verloren dadurch etwa zweitausend Beamte ihre Arbeitsplätze, hiervon 574 Richter und Staatsanwälte, darunter 8 Mitglieder des Reichsgerichts[24]. Unter denen, die bereits im April 1933 „beurlaubt" und im November 1933 „in den Ruhestand" versetzt wurden, war auch Professor Dr. Ernst Heinitz[25].

Im Jahre 1935 mit dem Erlaß des Reichsbürgergesetzes und der dieses Gesetz ergänzenden Verordnungen wurden die verbliebenen Juristen jüdischer Herkunft beurlaubt[26].

Die erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 bestimmte, daß jüdische Beamte mit Ablauf des 31. Dezember 1935 in den Ruhestand treten, darunter waren 239 Richter und Staatsanwälte[27].

Bei den Rechtsanwälten schieden aufgrund des Gesetzes bis Ende 1933 in Berlin 571, in Preußen 1087 Anwälte aus[28]. Im Preußischen Justizministerialblatt (später Deutsche Justiz) liest man mit Erschütterung die langen, eng gedruckten Listen all der Juristinnen und Juristen, die im Jahre 1933 Amt oder Zulassung verloren haben[29]. Noch einmal wird es solche Listen geben, 1938[30].

c) Und es gab eine dritte Ebene der Verfolgung, die durch anwaltliche Organisationen.

Der alte (gewählte) Vorstand der Rechtsanwaltskammer Berlin hatte sich noch nach dem Reichstagsbrand, am 3. März 1933, für die verhafteten Rechtsanwälte eingesetzt: Dr. Ernst Wolff schreibt an das Preußische Ministerium des Innern:

„In verschiedenen Zeitungen wurde berichtet, daß die Verhaftung darauf zurückzuführen sei, daß die drei Anwälte häufig und besonders in mehreren aufsehenerregenden Fällen (Felseneck, Röntgenstraße, Hölz) kommunistische Angeklagte verteidigt haben. Wir können selbstverständlich nicht beurteilen, ob diese Zeitungsnachrichten zutreffend sind, oder ob etwa gegen die Anwälte sonstiges Material vorliegt, das Anlaß zu ihrer Verhaftung gegeben hat. Für den Fall aber, daß die Zeitungsnachrichten zutreffend sein sollten, glauben wir, auf folgendes hinweisen zu dürfen. Der Umstand, daß ein Anwalt in politischen Prozessen mehrfach Angehörige einer bestimmten Partei verteidigt, rechtfertigt noch nicht den Schluß, daß der Anwalt eben dieser Partei angehört. Es geschieht im Gegenteil nicht selten, daß sich Angeklagte zum Verteidiger einen Anwalt wählen, der auf einem anderen politischen Standpunkt steht. Wir halten dies auch für durchaus wünschenswert, denn die Zugehörigkeit des Verteidigers zu derselben Partei, der ein in einen politischen Prozeß verwickelter Angeklagter angehört, bringt die Gefahr mit sich, daß sich der Verteidiger mit dem zur Anklage stehenden Fall allzusehr identifiziert und dadurch diejenige Distanz verliert, deren Einhaltung nicht nur im Interesse der Rechtspflege, sondern gerade auch im Interesse des Angeklagten für den Verteidiger erwünscht ist. Es ist in den Kriminalgeschichte der letzten Jahre durchaus nichts seltenes gewesen, daß in politischen Prozessen die Angeklagten von Anwälten einer ganz anderen politischen Richtung verteidigt worden sind".[31].

Wenig später mit dem Ende der freien Anwaltskammer ist all dies nicht nur vergessen, sondern in das Gegenteil verkehrt.

Denunziation findet statt, der Vorstand der Rechtsanwaltskammer Berlin, kaum eingesetzt, benennt dem Preußischen Justizministerium bereits am 11. Mai 1933 33 Namen. Beispielsweise wird als belastet angeführt:

„Alsberg. Dr. Max, Berlin W 30,
Nollendorfplatz 1: (nicht-arisch)
Verteidigung im Landesverratsprozeß Ossietzky.
Material: Zeitungsnachrichten.

Apfel, Alfred, Berlin W 30,
Friedrichstr. 59/60: (nicht-arisch)
a) War Verteidiger von Max Hölz . . .

Brandt, Dr. Arthur, Berlin W 30,
Tauentzienstr. 12a:
Wahlverteidiger in dem bekannten Tscheka-Prozeß, Gebühren von der Roten Hilfe oder KPD".[32]

Arthur Brandt, der, heute 95 Jahre alt, Mitglied unserer Rechtsanwaltskammer ist, schreibt am 6. Juni 1933, als er vom Preußischen Justizministerium zur Stellungnahme aufgefordert wird, u. a.:

„Ich habe einmal im Jahre 1925 einen Kommunisten verteidigt, bin aber selbstverständlich nicht als kommunistischer Anwalt, sondern gerade als nicht kommunistischer Verteidiger hinzugezogen worden . . . Ich habe lediglich in Erfüllung meiner beruflichen Pflichten gehandelt, die ich auch politisch ganz anders Denkenden gegenüber erfüllt hätte und erfüllt habe, zumal der Verteidiger ja auch bei der Übernahme des Mandats nicht wissen kann, ob der Klient schuldig ist oder nicht."

Die Stellungnahme befindet sich auf Blatt 36 und 37 der Personalakte des Preußischen Justizministeriums, Blatt 38 lautet dann:

„Die Zulassung des Rechtsanwalts Dr. Arthur Brandt zur Rechtsanwaltschaft . . . wird . . . zurückgenommen, weil er sich in kommunistischem Sinne betätigt hat."[33]

Damit nicht genug: Gegen den emigrierten Rechtsanwalt ergeht ein „Steuersteckbrief" des Finanzamtes Berlin-Charlottenburg Ost, weil er die „Reichsfluchtsteuer" nicht bezahlt hat[34].

Noch im Mai 1933 erklärt der Vorstand der Rechtsanwaltskammer in Berlin die Eingehung einer Sozietät oder Bürogemeinschaft zwischen Anwälten „arischer" und „nicht-arischer" Abstammung für unzulässig[35], eine andere anwaltliche Organisation hält es für standesgemäß, Versäumnisurteile zu beantragen, wenn jüdische Anwälte wegen des Hausverbots am Erscheinen verhindert sind[36].

3. Es wird deutlich, daß von den Maßnahmen insbesondere Strafverteidiger jüdischer Herkunft betroffen waren,

---

20 Walk, Seite 9; Schwarzbuch, Seite 112 f.
21 RGBl. 1934, I, 175.
22 RGBl. 1934, I, 188.
23 Göppinger, Seite 27.
24 Göppinger, Seite 29.
25 Siehe Gesamtrichterrat der Berliner Gerichte für Arbeitssachen (Hrsg.), 60 Jahre Berliner Arbeitsgerichtsbarkeit, Berlin, 1987, 161; Rechtsanwalt Professor Dr. Ernst Heinitz hat an der Gedenkveranstaltung teilgenommen.
26 Gruchmann, Seite 168 ff; Göppinger, Seite 30.
27 Göppinger, Seite 30.
28 JW 1934, 1896.
29 1933, beginnend mit Heft 29 vom 17. 6. 1933 (Seite 183).
30 1938, beginnend mit Heft 50 vom 16. 12. 1938 (Seite 1976).
31 Wie Anm. 10, Blatt 90 f.
32 Zitiert nach König, Seite 49.
33 Personalakten des (Preußischen) Justizministeriums betr. Dr. Arthur Brandt, mit seiner Gen. vom BJM erhalten, Akten jetzt (wohl) im Bundesarchiv.
34 Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 241 vom 27. 5. 1934.
35 Göppinger, Seite 36.
36 König, Seite 42.

weil sie ja auch, in den bewegten Prozeßtagen der Weimarer Republik, sehr häufig kommunistische Mandanten hatten. Für die großen Strafverteidiger der Weimarer Zeit kam alles zusammen, neben dem Gesetz mit seinen beiden Alternativen noch die Denunziation der Kollegen. Innerhalb weniger Wochen waren bedeutende Strafverteidiger der Weimarer Zeit nicht mehr Anwälte:

Max Alsberg, Alfred Apfel, Arthur Brandt, Erich Frey, Hans Litten, Rudolf Olden, Paul Reiwald, Kurt Rosenfeld, Johannes Werthauer[37].

4. Die jüdischen Wissenschaftler erlitten das Schicksal der übrigen jüdischen Beamten, die meisten Mitglieder der Fakultäten jüdischer Abstammung wurden sogleich im Frühjahr 1933, meist schon im April, beurlaubt[38].

Mit all dem nicht genug: Nicht nur die Juristen jüdischer Herkunft wurden verfolgt, auch ihre Gedanken, ihre wissenschaftliche Leistung. Es war ein Land geworden, in dem man Bücher verbrannte. Werke von Juristen jüdischer Herkunft erlitten ein ähnliches Schicksal.

Der Präsident des Kammergerichts verbot im Dezember 1935 den Richtern, Kommentare oder Abhandlungen jüdischer Autoren zu zitieren[39].

Der Reichsrechtsführer Frank verlangte:

„Für die Neuauflage deutsch geschriebener Rechtswerke jüdischer Autoren besteht keinerlei Bedürfnis mehr. Alle deutschen Verleger wollen derartigen Neuauflagen unverzüglich Einhalt tun . . . Aus sämtlichen öffentlichen oder den Studienzwecken dienenden Büchereien sind die Werke jüdischer Autoren soweit irgendwie möglich zu beseitigen . . . Deutsche Rechtswissenschaftler haben zukünftig von Zitaten jüdischer Autoren nur noch insoweit Gebrauch zu machen. als diese Zitate zum Hinweis auf eine typische jüdische Mentalität und zur Darstellung dieser Mentalität unerläßlich notwendig ist. Unmöglich ist aber. daß deutsche Lehrmeinungen künftig auch nur irgendwie auf Lehrmeinungen die von jüdischen Wissenschaftlern vertreten werden. aufgebaut werden."[40].

Im gleichen Jahr beklagt der Rechtsanwalt und Notar Rilk aus Berlin:

„Noch im Jahre 1936 fand sich der Kommentar von Rosenthal (Zum Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb) auf dem Richtertisch des Kammergerichts."[41]

Und Professor Dr. Carl Schmidt erklärt:

„Geradezu unverantwortlich wäre es. einen jüdischen Autor als Kronzeugen oder als eine Art Autorität auf einem Gebiet anzuführen. Ein jüdischer Autor hat für uns keine Autorität. auch keine rein wissenschaftliche Autorität."[42]

Die zuletzt genannten drei Beispiele sind Redebeiträge auf einer Tagung in Berlin am 3. und 4. Oktober 1936 über „das Judentum in der Rechtswissenschaft".

Das Verbot der Bücher war der äußere Aspekt, das inhaltliche Ziel beschrieb der Reichsrechtsführer:

„Möge diese Tagung das völlige Ende des Judentums in der deutschen Rechtswissenschaft bedeuten."[43]

Als ein besonders bezeichnendes und erschreckendes Beispiel zitiere ich aus dem Vortrag von Professor Dr. Karl Siegert, Göttingen: Er sprach über „das Judentum im Strafverfahrensrecht" und agitierte:

„Wesentlich hemmungsloser und fast unverhüllt tritt uns in den letzten Jahren vor 1933 das jüdische Wesen im Strafverfahrensrecht entgegen. Am stärksten und verhängnisvollsten konnte als Einzelperson Max Alsberg wirken . . . Mit der Ausschaltung des Judentums aus Praxis, Forschung und Lehre des Strafverfahrensrechts haben wir die jüdische Vorherrschaft gebrochen. Als Abschluß werden wir hoffentlich recht bald die Entfernung des letzten jüdischen Anwalts aus der deutschen Strafrechtspflege erleben. Es ist . . . weiter unsere Aufgabe. die jüdische Machtstellung durch Ausrottung jeglichen jüdischen Geistes aus unserer Strafrechtspflege zu vernichten."[44]

5. 1938 aufgrund der 5. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 27. September 1938 endete dann die Zulassung der letzten Rechtsanwälte jüdischer Herkunft.

Ganz wenige, knapp 50 in Berlin, wurden als sog. „Rechtskonsulenten" unter entwürdigenden Bedingungen für die Vertretung jüdischer Bürger zugelassen[45].

Was blieb, auch für viele, wohl die meisten Rechtskonsulenten[46], war Vertreibung oder Ermordung in den Konzentrationslagern.

6. Diese Geschehnisse sind so deprimierend, so niederdrückend, daß es sich verbietet, hierauf zu antworten mit generalisierenden Betrachtungen. Jede Wissenschaft muß zunächst einmal ihre Teilantworten erarbeiten. Innerhalb der Wissenschaft werden sie jeweils aus dem Bereiche zuerst kommen müssen in denen der jeweilige arbeitet, – so will ich aus meiner Sicht als Strafverfahrensrechtler versuchen, einen Gedanken, der mich bei dem Betrachten und Nacherleben der Geschehnisse für meine Wissenschaft nicht losläßt, darzustellen:

Die nationalsozialistische Rechtstheorie zielt auf die Abschaffung der als sog. „jüdisch-liberaler Formalismus" bezeichneten Verfahrensgarantien[47]. In einem Artikel in der Juristischen Wochenschrift aus dem Jahre 1938 ist dies wie in einem Brennglas in wenigen Sätzen zusammengefaßt:

„Es gibt für das Gericht kein Verbot der reformation in pejus. nicht mehr das nulla poena sine lege. eine weitgehende Ermessensfreiheit bei der Behandlung von Beweis- und Beeidigungsanträgen. kein Verbot der Protokolländerungen. endlich auch die Wahlfeststellung. Alle diese Änderungen dienen der Wahrheitsermittlung und Findung des richtigen Urteils. Man kann im Zuge dieser Entwicklung durchaus für wahrscheinlich halten. daß auch das Dogma des .ne bis in idem' nicht unangetastet bleibt."[48]

Es ist bedrückend: Dies steht nach den langen Jahren der rechtsstaatlichen Entwicklung. nach Paulskirche. konstitutioneller Monarchie und Republik von Weimar unangefochten in der Juristischen Wochenschrift.

Der Verlust der Rechtsidee. der Verlust jeder schützenden Form. das Ende jedes. dem Schutz rechtsstaatlicher. republikanischer Inhalte dienenden Verfahrensrechtes.

Hier wird der besondere Haß auf das Verfahrensrecht deutlich, die Verbindung der anti-rechtsstaatlichen Polemik mit dem Antisemitismus.

Am Ende solcher Entwicklung steht eine Rechtslosigkeit, die größer nicht denkbar ist, steht KZ und Volksgerichtshof.

Demgegenüber steht eine aus rechtsgeschichtlicher Betrachtung gewonnene Definition dessen, was juristisches Sollen ist und juristisches Wollen sein soll: Rudolf von Jhering in seinem Werk „Der Geist des römischen Rechts":

„Die Blüthezeit der Freiheit ist zugleich die Periode der peinlichsten Strenge in der Form . . . Die Form ist die geschworene Feindin der Willkür, die Zwillingsschwester der Freiheit.

---

37 Alsberg. DJ 1933. 208. 442: Brandt. 253: Litten. 203: Olden. 266: Reiwald. 502: Rosenfeld. 253: Werthauer. 220. 565
Apfel wurde ausgebürgert. siehe die Liste Anm. 8; Frey emigrierte 1933. siehe Erich Frey „Ich beantragte Freispruch". 2. Aufl.. München. 1964. Seite 214 (Taschenbuchausgabe).

38 Göppinger. Seite 93 ff.

39 Walk. Seite 149.

40 bis 44 Zitate nach Göppinger. Seite 72 ff: Bericht Zeller. JW 1938. 2907.

45 Deutsche Justiz 1938. 1665 ff.

46 Vgl. Gruchmann. Seite 184. so das Schicksal von Julius Fliess. einer der Vertrauensmänner der jüdischen Rechtsanwälte. dann der Konsulenten. für sie Verhandlungsführer beim Justizminister: er erging durch Emigration 1942 nur knapp der bereits eingeleiteten Deportation. dazu: Fliess. Dorothee. Geschichte einer Rettung. in: R. von Voss (Hrsg.). Der 20 Juli. Annäherung an den geschichtlichen Augenblick. Pfullingen. 1984. Seite 69 ff. s. a. Gruchmann S. 70. 184.

47 Vgl. König. Seite 149: Siegert. Anm. 44. vgl. auch Anm. 48.

48 Friedrich. JW 1938. 1300 (1301).

. . . Feste Formen . . . – sie lassen sich nur brechen, nicht biegen – und wo ein Volk sich wahrhaft auf den Dienst der Freiheit verstand, da hat es instinctiv auch den Werth der Form herausgefühlt und geahnt, daß es in seinen Formen nicht etwas rein Äußerliches besitze und festhalte, sondern das Palladium seiner Freiheit."[49]

Lassen Sie uns dies in trauervoller Ehrung unserer gequälten Kolleginnen und Kollegen und in Erinnerung an diese bewahren. Wir haben heute wieder, dies sei gedankt, den republikanischen Inhalt eines verfaßten Staates.

Schützen wir, die Juristen, die schützende Form, die Zwillingsschwester der Freiheit.

Bemerkungen zu den Quellen:

Ich danke Professor Dr. Horst Göppinger, Rechtsanwalt Dr. Stefan König und Assessor Tillmann Krach für Material und Anregungen.

Grundlegende Literatur:

Blau, Bruno, Das Ausnahmerecht für die Juden in Deutschland, 1933 – 1945, 2. Aufl., Düsseldorf, 1954

Göppinger, Horst, Der Nationalsozialismus und die jüdischen Juristen, Villingen, 1963; 2. Aufl. in Vorbereitung

Gruchmann, Lothar, Justiz im Dritten Reich 1933 – 1940. München, 1988

Hirsch, Martin/Majer, Diemut/Meinck, Jürgen (Hrsg.). Recht, Verwaltung und Justiz im Nationalsozialismus, Köln. 1984

König, Stefan, Vom Dienst am Recht, Rechtsanwälte als Strafverteidiger im Nationalsozialismus. Berlin. New York. 1987

Scheffler, Wolfgang, Judenverfolgung im Dritten Reich 1933 – 1945, Berlin, 1960

Schwarzbuch, Das, Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933, Herausgegeben vom Comité des Délégations Juives, Paris, 1934, Wiederaufgelegt Frankfurt, Berlin, Wien, 1983

Walk, Joseph (Hrsg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, Heidelberg, Karlsruhe, 1981

49 9. unveränderte Aufl., Reprint 1968 der 5. Aufl. 1898. Teil 2. Abteilung 2. § 45. Seite 471 f.

Braunschweig

Einführung

Die Braunschweiger Rechtsanwälte und Notare haben am 7. 11. 1988 im Zusammenhang mit der 50. Wiederkehr des Pogroms vom 9./10. 11. 1938 der Verdienste, der Diskriminierung und der Verfolgung ihrer jüdischen Kollegen gedacht. Die Präsidenten der Rechtsanwalts- und der Notarkammer Dr. von Bülow und Dr. von Damm hatten gemeinsam mit dem Präsidenten des Oberlandesgerichts und dem Generalstaatsanwalt zu einer Gedenkveranstaltung eingeladen, die im überfüllten Schwurgerichtssaal des Landgerichts Braunschweig stattfand. Es war das erste Mal, daß in der Bundesrepublik eine solche Gedenkveranstaltung abgehalten wurde. Das Interesse war entsprechend groß und wurde durch die Anwesenheit zahlreicher auswärtiger Gäste – darunter Minister, Bundesverfassungsrichter, Bundes- und Landtagsabgeordnete, Staatssekretäre, Gerichtspräsidenten, Generalstaatsanwälte, Dekane juristischer Fakultäten und führende Wirtschaftsjuristen – verstärkt.

Im Mittelpunkt stand eine Rede von Bundesjustizminister Hans A. Engelhard, siehe in diesem Heft, Seite 15, der die Verdienste der jüdischen Juristen und insbesondere auch der jüdischen Rechtsanwälte als „Miterbauer unserer Rechtsordnung" hervorhob und es als düsterstes Kapitel der Justiz bezeichnete, daß Juristen an den Untaten der Nationalsozialisten beteiligt waren und Unrecht den Mantel des Rechts umgehängt, ja bestehendes Recht im nationalsozialistischen Sinne gebeugt hatten. Zuvor hatte Oberlandesgerichtspräsident Wassermann als Initiator der Veranstaltung den Sinn der Gedenkstunde („Erinnern und nicht verdrängen") verdeutlicht und betont, wie wichtig es sei, nicht nur prominenter jüdischer Juristen – von den Rechtsanwälten nannte er Fuchs, Heinitz, Hachenburg, Staub und Alsberg – zu gedenken, sondern im einzelnen aufzuarbeiten, was damals geschah (vgl. Leich/Lundt, Zur Ausschaltung jüdischer Rechtsanwälte in Berlin 1933 – 1942, Recht und Politik, Heft 4/1988). Am Schluß der Veranstaltung enthüllte der niedersächsische Justizminister Walter Remmers eine Gedenktafel.

Besondere Aufmerksamkeit fand der Vortrag von Dieter Miosge, Richter am Oberlandesgericht, über den Anteil jüdischer Juristen am Braunschweiger Rechtsleben und über deren Schicksale in der NS-Zeit. Eingehend schilderte er die Assimilation am Beispiel der angesehenen Juristenfamilie Heymann, deren Senior Victor Heymann (1842 – 1923) Vorsitzender der Anwaltskammer des Landes Braunschweig und 44 Jahre lang Stadtverordneter und ehrenamtlicher Stadtrat war, aber vom Regenten wegen seines jüdischen Glaubens lange Zeit nicht zum Notariat zugelassen wurde. Den Leidensweg der jüdischen Anwälte verfolgt Miosge vom Anfang bis zum Ende. Im Jahr des Unheils 1933 nahmen sich zwei jüdische Rechtsanwälte das Leben (darunter der als demokratischer Politiker weithin bekannte Anwalt Regensburger), während die anderen bis auf fünf aus der Anwaltschaft ausgestoßen wurden. Die letzteren durften als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs noch anwaltliche Tätigkeit ausüben, bis die 5. DurchführungsVO zum Reichsbürgergesetz vom 27. 9. 1938 auch sie aus der Anwaltschaft ausschloß. In der Pogromnacht vom 9./10. 11. 1938 wurden die jüdischen Rechtsanwälte Otto Lipmann und Leo Tannchen nach der Verwüstung ihrer Wohnungen in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Schon vorher, 1937, hatte sich der damals bekannteste jüdische Anwalt Braunschweigs, Bruno Mielziner, der Vorsteher der Jüdischen Gemeinde gewesen war, mit seiner Ehefrau das Leben genommen. Das Auslöschen der jüdischen Anwälte in Braunschweig war radikal. Einige, die den Terror überlebten, kehrten nach 1945 zurück, sind aber inzwischen verstorben, so daß es heute in Braunschweig keine jüdischen Rechtsanwälte gibt.

Der Anwaltschaft eng verbunden war der Braunschweiger Oberlandesgerichtspräsident Louis Levin (1922 – 1930). Wie kein Richter vor und nach ihm hat er sich für die Belange der Anwaltschaft eingesetzt. Bei zwei Preisausschreiben, die der Deutsche Anwaltverein veranstaltete, errang er den ersten Preis („Die rechtliche und wirtschaftliche Bedeutung des Anwaltszwangs", Berlin 1916; „Schutz der freien Anwaltschaft", Leipzig 1930). Den großen Freund der Anwaltschaft hat sein heutiger Amtsnachfolger der Vergessenheit durch eine biographische Skizze entrissen, deren erstes Exemplar Bundesjustizminister Engelhard erhielt.

Oberlandesgericht Braunschweig, Pressestelle

und damit fundierter als viele der in dem ausführlichen Schrifttumsverzeichnis aufgeführten Verfasser berichten kann —, ohne den Bezug zur praxisrelevanten Würdigung des Dumpingrechts zu verlieren. Wie Schervier legt auch Koch beispielsweise Margenkalkulationen vor, die dem Juristen in der Wahlstation die Mitarbeit an komplexen Fällen und demjenigen im Unternehmen den Entwurf konkreter Anweisungen an den Vertrieb zur Vermeidung strafzollfähiger Ausfuhren erlauben. In dieser Hinsicht wird der Leser dem Volkswagenwerk danken, das das zugrundeliegende Forschungsprojekt in Münster mit den schon in verwandten US-Rechtsbereichen hervorragenden Orientierungshelfern Prof. Großfeld und Prof. Sandrock, fördert.

Die jüngsten Änderungen des Dumpingrechts sind nicht verwertet. Das schmälert jedoch nicht den Wert des Buches, zumal der Verfasser auf andere Quellen zu den Neuerungen, die er ohnehin systematisch erfaßt hat, verweist. Seine Gewissenhaftigkeit zeigt sich durchgehend, auch im lückenlosen Fußnoteneinsatz, dem Angebot der ausgiebigen Gliederung samt Index und dem Literaturverzeichnis von 26 Seiten. Damit wächst das Buch zum unverzichtbaren Handbuch für Wirtschaft und Wissenschaft.

Clemens Kochinke, MCL, (Washington)

Kritische Justiz: Streitbare Juristen. Eine andere Tradition. Jürgen Seifert zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Thomas Blanke u.a. Baden-Baden: Nomos-Verlag. 1988, 500 S. broschiert, DM 28,50.

Eine wohltuende Abwechslung in der unübersichtlichen Vielzahl der immer teurer werdenden Festschriften mit immer vergänglicheren Beiträgen ist die Geburtstagsgabe der Kritischen Justiz für Jürgen Seifert. Der anzuzeigende Band enthält über 40 Lebensskizzen streitbarer Juristen und Juristinnen aus dem 19. und 20. Jhd., die miteinander durch ihre demokratisch-republikanische und ihre vorbildliche rechtliche Gesinnung verwandt sind und denen in der Regel beschieden war, gegen den 'Stachel zu löcken'.

Im Abschnitt 'Restauration, Vormärz, Kaiserreich' werden vorgestellt: E.Th.A.Hoffmann, Karl Follen, Julius Hermann von Kirchmann, Karl Marx, Ferdinand Lassalle, Anton Menger, Anita Augsburg, Helener Stöcker und Karl Liebknecht. Der 2. Abschnitt ist in 4 Kapitel gegliedert. Das Kapitel 'Weimarer Republik' enthält Porträtskizzen von Paul Levi, Max Alsberg, Felix Halle, Max Hirschberg, Rudolf Olden, Hans Litten, Arnold Freymuth, Hermann Großmann, Alfred Orgler, Wilhelm Kroner, Walther Schücking, Hermann Ulrich Kantorowicz, Karl Korsch, Hermann Heller, Hugo Sinzheimer und Gustav Radbruch. Als streitbare demokratische Juristen unter dem Nationalsozialismus werden geschildert: Josef Hartinger, der Staatsanwalt, der Himmler in die Enge trieb: Fritz Goldschmidt, Anwalt der verfolgten jüdischen Ärzte; Friedrich Weißler, christlicher Blutzeuge des Rechts; Lothar Kreyßig, Richter und Christ im Widerstand sowie Friedrich Justus Perels, Rechtsberater der Bekennenden Kirche. Von den in die Emigration getriebenen Juristen werden Lebensbilder für Hans Kelsen, Otto Kahn-Freund, Franz L. Neumann, Otto Kirchheimer und Ernst Fraenkel gezeichnet. Im 4. Kapitel schließlich werden aus den Aufbaujahren der Bundesrepublik als streitbare Juristen vorgestellt Elisabeth Selbert, Fritz Bauer, Adolf Arndt, Gustav W. Heinemann, Wolfgang Abendroth und Richard Schmid.

Jedes der Lebensbilder hat einen anderen Autor. Unter ihnen sind Peter v. Oertzen (Marx), Ossip K. Flechtheim (Liebknecht), Heinrich Hannover (Hirschberg), Hans-Peter Schneider (Radbruch), Stephan Leibfried (Goldschmidt), Helmut Kramer (Kreyßig), Wolfgang Däubler (Kahn-Freund), Ulrich K. Preuß (Neumann), Joachim Perels (Kirchheimer), Alexander v. Brünneck (Fraenkel), Werner Holtfort (Arndt) und Thomas Blanke (Heinemann). Der Band schildert ein Stück zu kurz gekommener und im Nationalsozialismus vernichteter deutscher Rechtskultur. Die Summe der Lebensbilder sehr unterschiedlicher Persönlichkeiten vermittelt ein aufregendes Bild deutscher politischer Rechts- und Sozialgeschichte, das sich auch deshalb angenehm liest, weil der Band nicht systematisch, sondern kreuz und quer von einem jeweils zwischen 10-15 Seiten umfassenschiedlich ansprechen.

Es ist ein Buch, daß der Rezensent gern verschenkt und auch andern als intelligentes und preiswertes Juristengeschenk empfiehlt. Wer deutsch lesenden Freunden in Amerika etwas über deutsche Rechtskultur vermitteln will, der sollte das mit den 'streitbaren Juristen' tun.

Rg.

Foreign Relations Restatement

Das Amerikanische Law Institute hat 1987 im Rahmen einer Neufassung der Restatements (3rd series) nunmehr in zwei Bänden ein eigenes "Restatement of the Foreign Relations Law of the United States" herausgegeben. Mehr als eine Aufarbeitung eines Teils des 1965 publizierten Restatement Second erfaßt das neue, stark gewachsene Restatement gesondert alles internationale Recht, soweit es die USA betrifft sowie solches amerikanisches Recht mit wesentlicher Auswirkung auf Auslandsbeziehungen der USA.
Sein Inhalt umfaßt:

I. INTERNATIONAL LAW AND ITS RELATION TO UNITED STATES LAW

1. International Law: Character and Sources
2. Status of International Law and Agreements in United States Law

II. PERSONS IN INTERNATIONAL LAW

1. States
   A. Recognition or Acceptance of States and Governments
   B. Capacities, Rights, and Duties of States
   C. Succession of States
   D. States and Individual or Corparate Nationality
2. International Organizations

III. INTERNATIONAL AGREEMENTS

1. International Agreements: Definition, Nature, and Scope
2. The Making of International Agreements
3. Effect and Interpretation of International Agreements
4. Invalidity and Termnination of International Agreements

IV. JURISDICTION AND JUDGEMENTS

1. Jurisdiction to Prescribe
   A. Principles of Jurisdiction to Prescribe
   B. Principles of Jurisdiction Applied
   C. Principles of Jurisdiction: United States Applications
2. Jurisdiction to Adjudicate
3. Jurisdiction to Enforce
4. Jurisdiction and the Law of Other States
   A. Foreign State Compulsion
   B. The Act of State Doctrine
5. Immunity of States from Jurisdiction
   A. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Adjudicate
   B. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Prescribe
   C. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Enforce
6. Immunities of Diplomats, Consuls, and International Organizations
   A. Diplomatic and Consular Immunities
   B. Immunities of International Organizations
7. International Cooperation in Adjudication and Enforcement
   A. Judicial Assistance
   B. Extradition
8. Foreign Judgments and Awards
   A. Foreign Judgments: Law of the United States
   B. Foreign Abtrial Agreements and Awards

V. THE LAW OF THE SEA

1. Ships
2. Rights and Duties of Coastal and Port States
3. High Seas

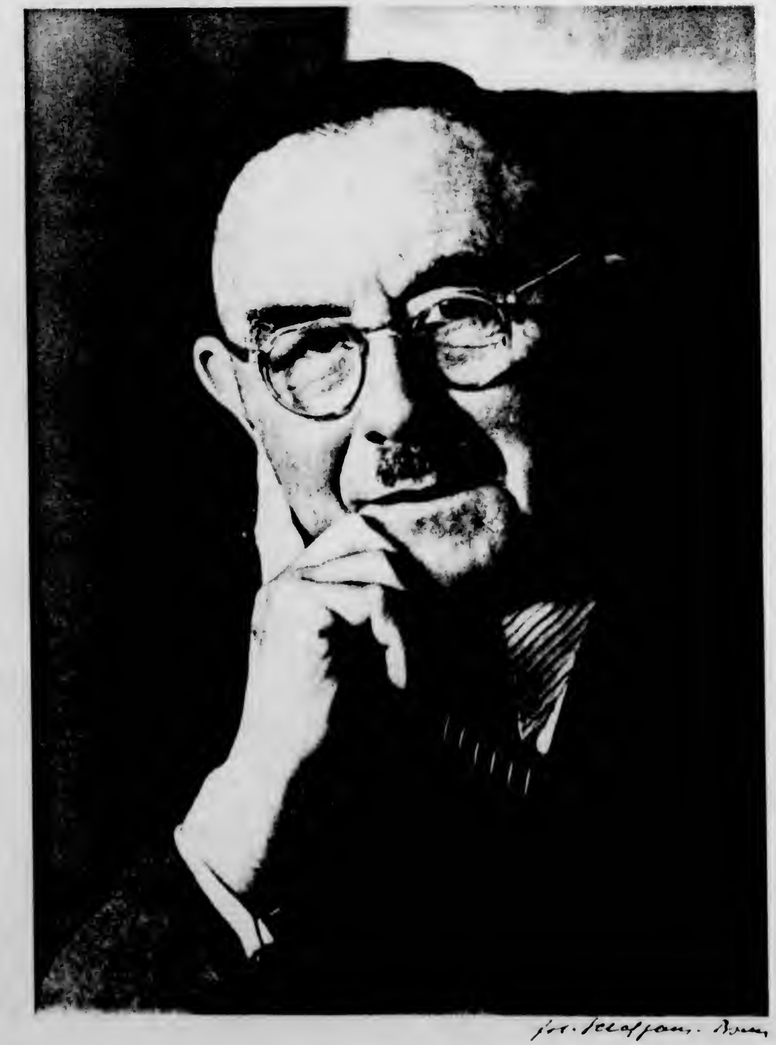
VII. PROTECTIONS OF PERSONS (NATURAL AND JURIDICAL)

1. International Law of Human Rights
2. Injury of Nationals of Other States
3. Individual Rights in Foreign Relations: Law of the United States

VIII. SELECTED LAW OF INTERNATIONAL ECONOMIC RELATIONS

1. Law of International Trade
2. International Monetary Law

IX. REMEDIES FOR VIOLATIONS OF INTERNATIONAL LAW



BEITRÄGE ZUM WIRTSCHAFTSRECHT

Festschrift für

RUDOLF ISAY

zu seinem siebzigsten Geburtstag

Herausgegeben

amen von Freunden, Kollegen und Schülern

von

Professor Dr. Eduard Reimer

1956

CARL HEYMANNS VERLAG KG
KÖLN·BERLIN

de Kartellgesetzgebung 195

. 231

en 281

naft 301
-Gladbach

ck „gesetzliches Verbot"
. 321

RUDOLF ISAY 335

Das Lebenswerk von Rudolf Isay

Professor Dr. jur. *Rudolf Isay* kann an seinem 70. Geburtstag auf ein jahrzehntelanges, fruchtbares Wirken als Anwalt, Lehrer und Forscher zurückblicken. Vor allem auf seinen Spezialgebieten, dem Bergrecht, Patentrecht und Kartellrecht, ist der Jubilar mit einer Fülle von Untersuchungen hervorgetreten, von denen nicht wenige einen nachhaltigen Einfluß auf Wissenschaft und Praxis ausübten. Die in dieser Festgabe enthaltene bibliographische Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen spiegelt die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Persönlichkeit von *Rudolf Isay* wieder.

Unser Jubilar wurde am 1. Januar 1886 in Trier geboren. Der Trieb zu wissenschaftlicher Arbeit lag seiner Familie offenbar im Blute; fünf seiner Brüder und Vettern haben sich als Naturwissenschaftler oder Rechtslehrer einen Namen gemacht und, als äußeres Zeichen dessen, ihr Leben als Universitätsprofessoren beschlossen. Auch *Rudolf Isay* war schon seit früher Jugend von dem Wunsche beseelt, Forscher zu werden. Seine Neigungen richteten sich zunächst auf die Naturwissenschaften, bis ihm sein Bruder *Hermann Isay*, der bedeutende Patentrechtler, vorschlug, Jura zu studieren, um in seine patentrechtliche Praxis einzutreten. *Rudolf Isay* willigte ein, weil er dabei auch seinen naturwissenschaftlichen Interessen nachgehen konnte.

Neben einer erfolgreichen Anwaltspraxis, die allein schon seine Zeit und Kräfte stark beanspruchte, widmete sich *Rudolf Isay* mit bewundernswerter Energie und Zielstrebigkeit — zumeist auf die Nachtstunden angewiesen — der wissenschaftlichen Forschung.

Seine juristische Dissertation „Der Schadensersatzanspruch des Besitzers und des Eigentümers bei Beschädigung der Sache" (Bonn 1908) behandelte ein von Prof. *Zitelmann* in Bonn gestelltes Thema. Das „Recht am Unternehmen" (Berlin, 1910), von *Rudolf Isay* im Alter von 24 Jahren verfaßt, geht von der Feststel-

lung *Schmollers* aus, daß im heutigen Prozeß der Volkswirtschaft der Einzelmensch so gut wie nie in Erscheinung tritt, sondern fast stets innerhalb von Wirtschaftseinheiten wirkt, in der Familie, in Gebietskörperschaften oder in Unternehmungen. Von diesen drei Einheiten sind die beiden ersten im Familienrecht sowie im Staats- und Verwaltungsrecht eingehend geregelt. Die Unternehmung dagegen wird nur in dürftigen, verstreuten Einzelvorschriften behandelt, die sich mit dem „Handelsgeschäft" oder dem „Betrieb" befassen. Das „Recht am Unternehmen" gibt eine zusammenfassende, systematische Darstellung des Rechtsbegriffs und der rechtlichen Behandlung des Unternehmens unter ausgiebiger Heranziehung der französischen, österreichischen und englischen Literatur. Noch heute von besonderem Interesse sind (namentlich für das, was man heute „Organgesellschaft" oder „Holdinggesellschaft" nennt) die Ausführungen über das „zusammengesetzte Unternehmen" (S. 87 ff.), wo in seinen verschiedenen Gestaltungen der Fall behandelt wird, daß mehrere, für sich allein existenzfähige Unternehmen ihrerseits wieder zu einer übergeordneten Unternehmenseinheit zusammengefaßt sind.

Der 1919/1920 erschienene Berggesetzkommentar stellt auf dem Gebiete des Bergrechts den ersten und bis heute einzigen „systematischen" Kommentar dar. Die Eigenart dieser zuerst von *Staub* in seinem berühmten Erläuterungsbuch zum HGB geschaffenen Kommentarform besteht darin, daß nicht einfach die Worte des Gesetzestextes besprochen, sondern die gesamte Materie im Rahmen der einzelnen Paragraphen systematisch dargestellt wird. Die erste Auflage des Kommentars hatte *Rudolf Isay* gemeinsam mit seinem Bruder *Hermann* verfaßt. Anfangs der dreißiger Jahre begann er — allein —, die zweite Auflage des längst vergriffenen Kommentars herauszugeben. Der erste Band der neuen Auflage konnte noch im Jahre 1933 erscheinen. Dann ging der Verfasser in die Emigration.

Der 1920 veröffentlichte kleine Kommentar zum Kohlenwirtschaftsgesetz ist durch das Bestreben gekennzeichnet, die zur damaligen Zeit neu aufgekommenen, vom Politischen her geprägten Begriffe der „Gemeinwirtschaft" und der „wirtschaftlichen Selbstverwaltung" juristisch zu fassen sowie die im Gesetz oft unscharfen Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Recht aufzuzeigen.

Das Kartellrecht war im „Recht am Unternehmen" bereits gestreift worden (S. 130 ff.). Eine intensive Beschäftigung mit kartellrechtlichen Problemen wurde durch die Kommentierung des Kohlenwirtschaftsgesetzes notwendig, denn dieses Gesetz übertrug den Kohlensyndikaten gemeinwirtschaftliche Aufgaben und öffentlichrechtliche Funktionen. In den folgenden Jahren hat *Rudolf Isay* in den 1922 publizierten „Studien im privaten und öffentlichen Kartellrecht" den Versuch einer systematischen Gliederung dieses Rechtsgebietes gemacht. Nach Erlaß der Kartellverordnung wurde der Versuch 1925 in einem Aufsatz in *Gruchots* Beiträgen (Bd. 68 S. 10 ff.) wiederholt. Daneben erschienen, vor allem in der Kartellrundschau, zahlreiche Aufsätze über Einzelfragen. Die Kartellverordnung (KVO) selber wurde in einem 1925 erschienenen Kommentar behandelt, zu dem *Tschierschky* eine volkswirtschaftliche Einleitung schrieb. Besonderer Wert wurde in dem Kommentar außer auf die Fragen der praktischen Rechtsanwendung auf die juristische Klärung der behördlichen Eingriffsrechte gelegt, welche die KVO für Deutschland zum ersten Male schuf (S. 99 ff., 159 ff., 288 ff., 323 ff.).

In den folgenden Jahren (1927—1929) gab *Rudolf Isay* im Carl Heymanns Verlag eine Reihe von Darstellungen des ausländischen Kartellrechts heraus. Behandelt ist in dieser Sammlung das französische, englische, ungarische, italienische und tschechoslowakische Kartellrecht. Bis auf die von *Fritz E. Koch* stammende Darstellung des englischen Kartellrechts wurden alle Arbeiten von einheimischen Autoren geschrieben. *Rudolf Isay* selbst übersetzte die von *Léon Mazeaud* verfaßte Schilderung des französischen Kartellrechts ins Deutsche. Die 1930 einsetzende Wirtschaftskrise verhinderte das Erscheinen weiterer Bände der Reihe.

Dagegen brachte *Rudolf Isay* 1929 eine zusammenfassende Übersicht der Kartellgesetzgebungen der verschiedenen Länder, wobei er gleichzeitig die Entwicklung rückwärts bis zum Beginn des Frühkapitalismus verfolgte (Rabels Zeitschrift 1930 S. 1 ff.). In dieser Schrift wurde der Versuch gemacht, die verschiedenen historisch aufgetretenen Formen der Kartellgesetzgebung aus den jeweils herrschenden Wirtschaftstheorien und Wirtschaftsgesinnungen abzuleiten und zu begreifen. Im Jahre 1955 brachte der Verfasser die

Schrift als selbständige Arbeit neu heraus und führte sie bis zur Gegenwart fort.

Die KVO von 1923 war innerhalb weniger Tage entstanden. Sie wurde als Notverordnung im Rahmen eines wirtschaftspolitischen Programms erlassen, mit dessen Hilfe Stresemann die Inflation zu stoppen und den wirtschaftlichen Zusammenbruch des von der Ruhrbesetzung geschwächten Landes abzuwenden hoffte. Wenngleich die Grundgedanken der KVO gesund waren und die Verordnung daher im Laufe der Jahrzehnte zahlreichen ausländischen Kartellgesetzen als Vorbild gedient hat, wies sie doch infolge ihrer überstürzten Abfassung in vielen Einzelheiten gesetzestechnische Mängel auf. Die Frage der Reform des Kartellrechts wurde infolgedessen auf die Tagesordnung des Salzburger Juristentages 1928 gesetzt. *Rudolf Isay* und *Nipperdey* wurden zu Referenten bestellt. Ein sorgfältiges Gutachten von *Lehnich*, der bis zu seiner kurz vorher erfolgten Habilitation an der Universität Tübingen im Kartellreferat des Reichswirtschaftsministeriums tätig gewesen war, hatte die Referate gedanklich vorbereitet. Die Referate waren so eindrucksvoll und überzeugend, daß die von den beiden Referenten gemeinsam mit dem Gutachter ausgearbeiteten Leitsätze fast einstimmig von der Versammlung angenommen wurden.

Etwa 1926 wurde *Rudolf Isay* von *Martin Wolff* aufgefordert, für das von *Wolff* gemeinsam mit *Schlegelberger* herausgegebene rechtsvergleichende Handwörterbuch den Artikel „Bergrecht" beizusteuern. So entstand die zunächst im Handwörterbuch und dann auch als selbständiges Buch erschienene Arbeit „Das Bergrecht der wichtigsten Kulturstaaten in rechtsvergleichender Darstellung" (Berlin 1929). Die in dieser Arbeit befolgte Methode war dieselbe, die auch der Schrift über die Geschichte der Kartellgesetzgebungen zugrunde lag: Statt die einzelnen nationalen Gesetze nacheinander in ermüdender Aufzählung wiederzugeben, wurde versucht, einige wenige Grundformen zu entwickeln, durch welche die sich aus der Natur des Bergbaus ergebenden wirtschaftlichen Probleme einer rechtlichen Lösung zugeführt werden können. Die Schrift beginnt daher mit einer gedrängten Gesamtübersicht und stellt erst anschließend das Recht der einzelnen Länder dar. Aber auch hier sind die Berggesetzgebungen der verschiedenen Staaten wiederum zu innerlich verwandten Gruppen

zusammengefaßt (Deutscher und französischer Rechtskreis, Osteuropa, das Angloamerikanische Recht usw.). Auf diese Weise war es möglich, ein unübersehbares Material auf wenig mehr als 100 Seiten darzustellen. Die Arbeit wurde ins Französische übersetzt, und ein Auszug aus ihr erschien (als Artikel „Mining Law)" in der amerikanischen Encyclopaedia of the Social Sciences.

Auf dem Gebiete des Immaterialgüterrechts hat *Rudolf Isay* zwar zahlreiche Einzelaufsätze, aber keine größere Arbeit veröffentlicht. Hier war die wissenschaftliche Arbeit großen Stiles Aufgabe seines Bruders *Hermann* und später von *Eduard Reimer*, mit denen er als Anwalt zusammenarbeitete, bis er im Jahre 1935 Deutschland verließ. Desto umfassender war seine praktische Tätigkeit. Seitdem er 1908 als junger Referendar der Patentkammer in Frankfurt am Main zugeteilt wurde bis zu seiner Auswanderung im Jahre 1935, ist er mit fast allen bedeutsamen Erfindungen der Zeit in Berührung gekommen. Besonders intensiv war er mit den Erfindungen befaßt, welche die Hochfrequenztechnik (Radio und Tonfilm) sowie den Braunkohlenbergbau betrafen, zwei Gebiete, deren Entwicklung sich damals überstürzte.

Ein patentrechtlicher Aufsatz, den *Rudolf Isay* 1910 als Referendar schrieb, hat eine bleibende Wirkung ausgeübt. Der Aufsatz versuchte darzutun, daß die „mittelbare Erfindungsbenutzung" eine selbständige Benutzungsart sei und als solche mit den Rechtsmitteln der Unterlassungs- und Schadenersatzklage verfolgt werden könne (M. u. W. 10 S. 79). Eineinhalb Jahrzehnte später erkannte das Reichsgericht diese Theorie an, und die amerikanische Patentgesetznovelle von 1952 übernahm sie.

Im Herbst 1935, nach Erlaß der Nürnberger Gesetze, ging *Rudolf Isay* in die Emigration. Er ließ sich als Siedler im Urwald von Nord-Paraná (Brasilien) nieder, machte also im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Schicksalsgenossen nicht den Versuch, in einer der europäischen oder amerikanischen Großstädte den Beruf des Juristen weiter auszuüben. Er wollte sich vor der Emigrantenpsychose schützen. Für jeden Menschen stellt die erzwungene Emigration, d. h. der Verlust von Heimat, Kaste und Lebensgrundlage, ein schweres seelisches Trauma dar, gegen das nur aufreibende Arbeit hilft. Zu solcher Arbeit ist der Urwaldsiedler vom ersten Augenblick an gezwungen.

Für 16 Jahre sagte *Rudolf Isay* der Rechtswissenschaft Lebewohl. Zunächst arbeitete er in seinem eigenen Betrieb gewissermaßen als Eleve und erlernte jede dort praktische vorkommende Arbeit, namentlich den Kaffeeanbau und die Schweinezucht. Später versuchte er, sich in die Wissensgebiete einzuarbeiten, die ihm in seinem neuen Beruf nützlich sein konnten, besonders in die Bodenkunde und die Maschinenlehre. Es gelang ihm, ein für brasilianische Verhältnisse brauchbares Verfahren zur Erzeugung von künstlichem Humus zu entwickeln, mit dessen Hilfe die Abfälle der Landwirtschaft zu einer Art von künstlichem Stallmist vergoren werden. Ferner konstruierte er eine Maschine, die Kaffee auf magnetischem Wege von Erde reinigt. Die Maschine ist durch mehrere brasilianische Patente geschützt und wird auf *Isays* Farm in einer kleinen Maschinenfabrik gebaut.

Im Jahre 1951 kehrte *Rudolf Isay* nach Deutschland zurück und nahm seine juristische Arbeit wieder auf. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde er von der juristischen Fakultät der Universität Bonn zum Honorarprofessor vorgeschlagen.

Inzwischen war von der Bundesregierung der Entwurf eines Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen (Kartellgesetzes) ausgearbeitet worden, der sich stark an das amerikanische Vorbild anlehnt. *Isay* schaltete sich mit ungebrochener Energie in die Diskussion um dieses ihm seit Jahrzehnten vertraute Gebiet ein. Er wies warnend darauf hin, daß die von den Entwurfverfassern gewählte rechtstechnische Konstruktion des Verbots mit Erlaubnisvorbehalt eine umfangreiche Kartellbürokratie ins Leben rufen werde. *Isay* bestreitet heute ebenso wenig wie seinerzeit auf dem Salzburger Juristentag, daß eine ungehemmte Kartellbildung zu Fehlleistungen führen kann, die der Staat nicht dulden darf. Aber er war unermüdlich in seinen Bemühungen, darzutun, daß das vom Entwurf der Bundesregierung hierfür vorgeschlagene rechtstechnische Mittel verfehlt sei, daß man vielmehr das gleiche Ziel auf anderen Wegen ohne Schaffung einer umfangreichen Kartellbürokratie wirksamer erreichen könne.

Das zweite Problem, das *Isay* nach seiner Rückkehr in Angriff nahm, war das der Bergrechtsreform. Das Bergrecht gehört nach wie vor in der Hauptsache dem Landesrecht an, obwohl seit dem Jahre 1880, also seit 75 Jahren, an seiner Kodifikation gearbeitet wird. Im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit war das Problem dringender geworden als je vorher. Die Zahl der landesrechtlichen Bergrechtsnovellen und Nebengesetze hatte sich vermehrt. Die nach dem Zusammenbruch erfolgte Neugliederung Westdeutschlands zerschnitt die alten Bergrechtsgebiete. Die neugebildeten Länder erließen ihrerseits Abänderungsgesetze. Schließlich wurden in der Zeit des Dritten Reichs wichtige Sondermaterien des Bergrechts reichsrechtlich geregelt, und zwar in planwirtschaftlichem Sinne, während die alten Landes-Berggesetze aus der Ära des wirtschaftlichen Liberalismus stammen. So ist ein rechtliches Dickicht entstanden, in dem nur erfahrene Waldläufer sich zurechtfinden.

Um auch anderen den Weg zu weisen, arbeitet *Rudolf Isay* zur Zeit an einer Neuauflage des Berggesetzkommentars. Aber sein Ziel ist eine neue bundesrechtliche Regelung des Bergrechts. Um eine Diskussionsgrundlage zu schaffen, hat er 1954 den Entwurf eines Bundesberggesetzes veröffentlicht.

Rechtsanwalt Dr. Wolfram Dörinkel, Wiesbaden

Wiedergutmachung Vol II

WALTER SCHWARZ

NAMEN

I.

Der historische Vorgang Wiedergutmachung war kein Naturereignis. Er wurde von Menschen erdacht, durchgesetzt, geplant und ausgeführt. Viele Tausend Männer und Frauen waren im Laufe der letzten drei Jahrzehnte daran beteiligt. Als Politiker, Richter, Beamte und Anwälte. Alle haben sie ihre Pflicht getan. Einige haben mehr als das getan. Von ihnen soll hier die Rede sein.

II.

Die Rückerstattung war, im Gegensatz zur Entschädigung, zwar materiell deutsches Recht, formal jedoch Besatzungsrecht. Sie hat also keine deutsche parlamentarische Entstehungsgeschichte. Sie entstand in jahrelangen Beratungen eines amerikanisch-deutschen Arbeitsteams. Zwei deutsche Juristen dieses Teams haben sich einen bleibenden Namen erworben: *Walther Roemer,* damals bayrischer Staatsanwalt, und *Otto Küster,* damals Staatsbeauftragter für die Wiedergutmachung in Württemberg. Ihnen ist zuzuschreiben, daß die zum Teil recht weitgehenden Vorstellungen der Alliierten in eine dem deutschen rechtsstaatlichen Denken gemäße Form umgegossen wurden.

Die Amerikaner waren auf diesem Gebiet damals ihren Verbündeten voraus. Die jüdische Lobby hatte das Department of State rechtzeitig mit Anregungen versorgt. Sie wurde von Nehemia Robinson, New York, geführt, der bereits 1943 mit konkreten Vorschlägen an die Öffentlichkeit getreten war. Zur gleichen Zeit forderte *Siegfried Moses,* Tel Aviv, das Abgehen von der überholten völkerrechtlichen Doktrin, wonach Rechtsbrüche in einem souveränen Staat völkerrechtlich nicht ahndbar seien. Er machte klar, daß die kommende Wiedergutmachung ein völkerrechtliches Novum werde sein müssen. Dazu gehörte damals viel Optimismus: die deutschen Truppen standen zu dieser Zeit tief in Südrußland.

III.

1. Die Rückerstattungsgesetze waren nicht nur völkerrechtlich, sondern auch bürgerlichrechtlich ein Novum. Sie hatten kein geschichtliches Vorbild. Die traditionellen Helfer der Gerichte, die Kommentatoren, hatten es deshalb sowohl leicht wie schwer: leicht, weil sie die Bürde einer vergangenen Rechtsprechung nicht vor sich her schleppen mußten, und

schwer, weil sie ganz auf eigenen Füßen stehen mußten. Ihre Leistung war um vieles größer als die der heutigen Kommentatoren, die sich ganz weitgehend auf die Wiedergabe der Rechtsprechung beschränken.

Reinhard Freiherr *von Godin,* München, Banksyndikus und Anwalt, wagte sich an den ersten Kommentar des Rückerstattungsrechts. Er verleugnete in keiner Zeile, daß er auf seiten der Rückerstattungspflichtigen kämpfte. Aber er tat das fair und vornehm und manchmal mit einer charmanten bayrischen Hemdsärmeligkeit. Heute würde man sagen, er hat Denkanstöße gegeben.

2. Bald stellte sich heraus, daß auf dem Gebiet der Wiedergutmachung der Kommentar ein überholtes Vehikel der Mitteilung war: er war regelmäßig schon zu dem Zeitpunkt veraltet, zu dem der Verfasser seine Feder niederlegte. Die ständig sich wandelnde Rechtsprechung hatte ihn zu Makulatur gemacht. Deshalb war die Schaffung einer Fachzeitschrift eine Selbstverständlichkeit. Die „Rechtsprechung zum Wiedergutmachungsrecht" (RzW) wurde 1949 ins Leben gerufen und 1957 in eine volle Zeitschrift mit Aufsatzteil umgewandelt. Sie wurde zum Forum des öffentlichen Rechtsgesprächs. Bis 1957 waren Urteilsbesprechungen die einzige Form der Beteiligung an diesem Rechtsgespräch. Die Richter waren für dieses Echo dankbar. Die Besprecher kamen aus allen Richtungen: Richter, Beamte und Anwälte. Die Besprechungen strömten ins Haus. Es war einmal der Reiz des Neuen, und dann vor allem das echte Bedürfnis, krasses Unrecht aus der Welt schaffen zu helfen. Jeder Besprecher fühlte, dies war seine ureigene Sache. Die kritischen oder zustimmenden Besprechungen haben den Gerichten ihre einsame Aufgabe erleichtert. In vielen Fällen wurden gedankliche Impulse wirksam, die sich in der Rechtsprechung niederschlugen.

Vier Anwälte haben in dieser Form auf ungewöhnliche Weise das öffentliche Rechtsgespräch bereichert: *Georg Fraenkel, Manfred Herzfeld, Alfred Schüler* und *Otto Küster.* Die ersten drei waren Juden. Sie waren hoch in den Jahren, als sie aus der Emigration wieder zu ihrem Beruf zurückgelangten. Alle sind sie Kämpfernaturen, jeder von ihnen in seiner eigenen unverwechselbaren Art.

3. *Georg Fraenkel,* aus Hannover, überlebte in Amsterdam in privilegierter Ehe. Unter Lebensgefahr überbrachte er jahrelang seinen nichtprivilegierten Schicksalsgenossen dank des ihm verbliebenen Radiogeräts wertvolle Informationen über das Geschehen draußen. Preußisch und konservativ in seiner Grundhaltung gehörte er zu den Juristen, die mit dem überkommenen Instrumentarium der Textauslegung auskommen wollten. Scharfe Analyse und unerbittliche Logik machten seine Besprechungen zu eindrucksvollen Plaidoyers. *Fraenkel* ist mit mehr als 30 Besprechungen und zahlreichen Aufsätzen einer der fruchtbarsten Teilnehmer des Forums der RzW gewesen.

4. *Manfred Herzfeld,* aus der gleichen Gegend, war ebenso sehr Philosoph wie Jurist. Ein Mann von fundamentaler Bildung. Er diente der Nachfolge-Organisation JRSO als Jurist bis zu seinem Tode. Noch im Alter von 77 Jahren trat er vor den Obersten Rückerstattungsgerichten auf. Auch er war mit 37 Besprechungen einer der fruchtbarsten Autoren. Der Direktor der JRSO, *Ernst Katzenstein,* der selbst an anderer Stelle gewürdigt wird,

widmete *Herzfeld* in RzW 69, 36 einen lesenswerten Nachruf. Seine universale Belesenheit leuchtete aus jeder Zeile, die er schrieb. Niemals war er laut, sondern stets zurückhaltend und maßvoll, und dabei immer überzeugend. In den fünfziger Jahren gab es einmal einen Generalangriff auf das wohlgefügte Gebäude der Vermutungen und Widerlegungen für das Bestehen einer Entziehung. Das Stichwort lautete „Direkter Gegenbeweis". Der Angriff war hochgefährlich. *Fraenkel* erkannte dies als erster (RzW 54, 301) und *Herzfeld* versetzte dem erlegten Wild den Todesstoß (RzW 56, 110). Ruhig, elegant und unwiderleglich.

5. *Alfred Schüler,* aus Breslau, war der Chefjurist der United Restitution Organization (URO). Bundesrichter *Hermann Zorn* hat ihm einen ehrenden Nachruf gewidmet (RzW 77, 163). *Schüler* war als Mensch ebenso vornehm wie als Jurist. Er war objektiv, hatte Verständnis für die gegnerische Position und vermochte gerade deshalb zu überzeugen. Er war ein sehr erfolgreicher Streiter. Von seinem Wirken bei Verhandlungen im Ministerium schrieb *Zorn* aaO: „Oft verstand er es, seine Gesprächspartner zu überzeugen, immer aber sie nachdenklich zu stimmen". Wievielen Anwälten kann das ehrlichen Herzens bestätigt werden? Von Schülers forensischer Tätigkeit schrieb *Zorn:* „In besseren Händen konnten die Interessen der Rechtsuchenden ... nicht sein". Es gab lange Zeit keine Ausgabe der RzW, in der nicht eine Besprechung oder ein Aufsatz von *Schüler* abgedruckt worden wäre. Er erblindete in sehr hohem Alter. Bis zuletzt nahm er an der Sache Anteil, die ihm zur Lebensaufgabe geworden war.

6. *Otto Küster,* hier in seiner Eigenschaft als Anwalt, hat auf allen Gebieten der Wiedergutmachung die größte Fruchtbarkeit entfaltet und mit einer unvergleichlichen gedanklichen Originalität die stärksten Impulse geschaffen. Seine analytische und konstruktive Gedankenarbeit auf dem Gebiet der Wiedergutmachung hat sich in zahllosen Aufsätzen und Urteilsbesprechungen niedergeschlagen. Schon im ersten Band der RzW (1949/50) war er mit 28 Besprechungen vertreten. Er gehörte nicht zu den Opfern *Hitlers.* Sein lebenslanges Engagement für die Wiedergutmachung rührt aus der Tiefe seines christlichen Glaubens her. In den ersten Jahren der Wiedergutmachung war er so etwas wie das Gewissen seiner Nation. *Otto Küster* ist ein Soldat der Ecclesia militans. Unrecht, auch in der Form eines Richterspruchs, erweckt seinen Zorn. Es ist ein heiliger Zorn, ein Zorn der Sache wegen, niemals eine Gehässigkeit. *Küster* ist ein begnadeter Jurist. Seine Analytik geht bisweilen bis an die Grenzen der Verständlichkeit. Und trotzdem ist oft eine einzige Zeile von ihm inhaltsreicher als Seiten eines anderen, der das Gleiche zu sagen sich bemüht. *Küster* hat wie kaum ein anderer das Gesicht der deutschen Wiedergutmachung geformt.

7. Viele Streiter sind im Rahmen ihrer Aufgaben nicht an die Öffentlichkeit getreten. Einer der Verdienstvollsten unter ihnen ist *Kurt May,* der Direktor der URO, die im Laufe der Jahrzehnte Hunderttausende von Antragstellern in aller Welt anwaltlich betreut hat. *Kurt May* hat diesen gewaltigen Apparat von den ersten Tagen an aufgebaut, ausgebaut und geleitet. In seinen Händen liegt die Logistik und die Verantwortung für die Realisierung einer Anspruchsmasse, die in ungezählte Millionen geht. Er bestimmt, wann und wo

Rechtsmittel, insbesondere an den BGH eingelegt werden sollen. Damit legt er weitgehend die Bandbreite der Rechtsprechung fest. Die URO fertigt ihre Mandanten nicht wie in einer Anwaltsfabrik ab, sondern ist bemüht, ihre Mandanten persönlich zu betreuen. *Kurt May* ist trotz des riesigen Betriebs ein Anwalt geblieben.

8. *Hans Tuch,* ein Richter, vor 1933 zum Reichsgerichtsrat designiert, wurde als Chefjurist der JRSO zum Anwalt. Er hat bei der Ordnung der konfiszierten Vermögen der jüdischen Organisationen sowie der erbenlosen jüdischen Vermögen richtungweisend mitgewirkt. Tuch war ein Aristokrat in Haltung und Charakter. Er war leise, zäh, zielbewußt, und er legte seine Gegner durch seine Kenntnisse ausnahmslos aufs Kreuz. Er pflegte aus seiner richterlichen Praxis zu sagen, der beste anwaltliche Schriftsatz sei der, welcher vom Richter ungeändert in die Urteilsbegründung eingefügt werden könnte. Deshalb hatte er als Anwalt so großen Erfolg.

IV.

1. Politiker hatten auf dem Gebiet der Rückerstattung keine Chancen der Selbstdarstellung. Die Rückerstattung kam als Besatzungskind zur Welt. Auch später gab es keine Gelegenheit, politisch zu glänzen. Die Versuche, in den frühen fünfziger Jahren die Rückerstattung zurückzuschneiden, blieben erfolglos. Es gab aber Nahtstellen zwischen der Rückerstattung und der Entschädigung, an denen sich politische Weisheit entzünden konnte, z.B. die Entschädigungsleistungen der Länder für ungesetzliche Sonderabgaben, die durch Hingabe oder Wegnahme von feststellbaren Vermögensgegenständen, so Wertpapieren abgedeckt worden waren. Hier bestand die Gefahr, daß die Länder, die vorgeleistet hatten, zu Lasten der Verfolgten ihre Rückgriffsansprüche gegen die Bundesrepublik realisierten. In Berlin war dieses Problem besonders akut. Der damalige Senator für Inneres, *Joachim Lipschitz,* sorgte dafür, daß die Relationen gewahrt blieben: die Länder mußten zurückstecken, die Verfolgten standen in erster Reihe. Der zu früh verstorbene *Lipschitz* hatte seine Behörden in der Hand: er war sein eigener Ombudsman und empfing in eigens eingerichteten Sprechstunden jeden, der etwas auf dem Herzen hatte. Ein Harun al Raschid.

2. Richter und Beamte haben gemeinsam, daß sich ihre Arbeit anonym vollzieht. Dies muß respektiert werden. Aber es muß dennoch gesagt werden, daß viele von ihnen mehr als ihre Schuldigkeit getan haben. Es war ein völlig unbekanntes Neuland, auf dem sie sich bewegten. Es wurde ihnen weit mehr Einfühlungsvermögen, weit mehr Mut und weit mehr Entschlußfreudigkeit abverlangt als ihren Kollegen auf anderen Gebieten. Manche hatten den respektablen Mut, die überkommenen Geleise des Verfahrensrechts zu verlassen und in der Form von Rahmenvergleichen eine schnelle und wirksame Prozedur für Zehntausende von Fällen zu erschließen.

3. Zu den Helfern der Wiedergutmachung gehört auch, so erstaunlich dies klingen mag, die Regierung der Niederlande. Als einzige der betroffenen Regierungen in Europa nahm

sie sich ihrer Juden aktiv an, als es galt, deren Rechte in der Rückerstattung zu verwirklichen. Sie erarbeitete im Einvernehmen mit der Bundesregierung eine Regelung, die es ermöglichte, durch Pauschalisierung und durch extreme Vereinfachung von Verfahrensregeln in Zehntausenden von gleichgelagerten Fällen in kürzester Zeit befriedigende Vergleiche zustande zu bringen. Dadurch wurden die deutschen Behörden für Jahre von Arbeit entlastet, und diese Entlastung kam anderen Gruppen zugute. Auch hier gab es keine Chance für politisches Getue. Es waren die vielgescholtenen Beamten auf beiden Seiten, die hier in geduldiger Kleinarbeit ein großartiges Werk aufbauten. Dieses deutsch-holländische Teamwork muß genannt werden, wenn das Lied vom braven Mann angestimmt wird.

staatlicher Organe, z.B. des Kongresses und des Außenhandelsbeauftragten, auf das Dumpingrecht berücksichtigen konnte. Dies spiegelt sich in der verständlichen Darstellung der schwierigen Materie wider. Der besondere Vorteil, der dem Leser zuteil wird, ist allerdings, daß Koch das amerikanische Recht aus der analytisch orientierten Perspektive des deutschen Dissertanten geprüft hat — und damit fundierter als viele der in dem ausführlichen Schrifttumsverzeichnis aufgeführten Verfasser berichten kann —, ohne den Bezug zur praxisrelevanten Würdigung des Dumpingrechts zu verlieren. Wie Schervier legt auch Koch beispielsweise Margenkalkulationen vor, die dem Juristen in der Wahlstation die Mitarbeit an komplexen Fällen und demjenigen im Unternehmen den Entwurf konkreter Anweisungen an den Vertrieb zur Vermeidung strafzollfähiger Ausfuhren erlauben. In dieser Hinsicht wird der Leser dem Volkswagenwerk danken, das das zugrundeliegende Forschungsprojekt in Münster mit den schon in verwandten US-Rechtsbereichen hervorragenden Orientierungshelfern Prof. Großfeld und Prof. Sandrock, fördert.

Die jüngsten Änderungen des Dumpingrechts sind nicht verwertet. Das schmälert jedoch nicht den Wert des Buches, zumal der Verfasser auf andere Quellen zu den Neuerungen, die er ohnehin systematisch erfaßt hat, verweist. Seine Gewissenhaftigkeit zeigt sich durchgehend, auch im lückenlosen Fußnoteneinsatz, dem Angebot der ausgiebigen Gliederung samt Index und dem Literaturverzeichnis von 26 Seiten. Damit wächst das Buch zum unverzichtbaren Handbuch für Wirtschaft und Wissenschaft.

Clemens Kochinke, MCL, (Washington)

Kritische Justiz: Streitbare Juristen. Eine andere Tradition. Jürgen Seifert zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Thomas Blanke u.a. Baden-Baden: Nomos-Verlag. 1988, 500 S. broschiert, DM 28,50.

Eine wohltuende Abwechslung in der unübersichtlichen Vielzahl der immer teurer werdenden Festschriften mit immer vergänglicheren Beiträgen ist die Geburtstagsgabe der Kritischen Justiz für Jürgen Seifert. Der anzuzeigende Band enthält über 40 Lebensskizzen streitbarer Juristen und Juristinnen aus dem 19. und 20. Jhd., die miteinander durch ihre demokratisch-republikanische und ihre vorbildliche rechtliche Gesinnung verwandt sind und denen in der Regel beschieden war, gegen den 'Stachel zu löcken'.

Im Abschnitt 'Restauration, Vormärz, Kaiserreich' werden vorgestellt: E.Th.A.Hoffmann, Karl Follen, Julius Hermann von Kirchmann, Karl Marx, Ferdinand Lassalle, Anton Menger, Anita Augsburg, Helener Stöcker und Karl Liebknecht. Der 2. Abschnitt ist in 4 Kapitel gegliedert. Das Kapitel 'Weimarer Republik' enthält Porträtskizzen von Paul Levi, Max Alsberg, Felix Halle, Max Hirschberg, Rudolf Olden, Hans Litten, Arnold Freymuth, Hermann Großmann, Alfred Orgler, Wilhelm Kroner, Walther Schücking, Hermann Ulrich Kantorowicz, Karl Korsch, Hermann Heller, Hugo Sinzheimer und Gustav Radbruch. Als streitbare demokratische Juristen unter dem Nationalsozialismus werden geschildert: Josef Hartinger, der Staatsanwalt, der Himmler in die Enge trieb: Fritz Goldschmidt, Anwalt der verfolgten jüdischen Ärzte; Friedrich Weißler, christlicher Blutzeuge des Rechts; Lothar Kreyßig, Richter und Christ im Widerstand sowie Friedrich Justus Perels, Rechtsberater der Bekennenden Kirche. Von den in die Emigration getriebenen Juristen werden Lebensbilder für Hans Kelsen, Otto Kahn-Freund, Franz L. Neumann, Otto Kirchheimer und Ernst Fraenkel gezeichnet. Im 4. Kapitel schließlich werden aus den Aufbaujahren der Bundesrepublik als streitbare Juristen vorgestellt Elisabeth Selbert, Fritz Bauer, Adolf Arndt, Gustav W. Heinemann, Wolfgang Abendroth und Richard Schmid.

Jedes der Lebensbilder hat einen anderen Autor. Unter ihnen sind Peter v. Oertzen (Marx), Ossip K. Flechtheim (Liebknecht), Heinrich Hannover (Hirschberg), Hans-Peter Schneider (Radbruch), Stephan Leibfried (Goldschmidt), Helmut Kramer (Kreyßig), Wolfgang Däubler (Kahn-Freund), Ulrich K. Preuß (Neumann), Joachim Perels (Kirchheimer), Alexander v. Brünneck (Fraenkel), Werner Holtfort (Arndt) und Thomas Blanke (Heinemann). Der Band schildert ein Stück zu kurz gekommener und im Nationalsozialismus vernichteter deutscher Rechtskultur. Die Summe der Lebensbilder sehr unterschiedlicher Persönlichkeiten vermittelt ein aufregendes Bild deutscher politischer Rechts- und Sozialgeschichte, das sich auch deshalb angenehm liest, weil der Band nicht systematisch, sondern kreuz und quer von einem jeweils zwischen 10-15 Seiten umfassenden Lebensbild zum andern springend gelesen werden kann. Je nach eigenem Werdegang und Alter finden die Leser unter den Lebensbildern Persönlichkeiten, denen sie selbst noch persönlich begegnet sind. Und so werden diese Lebensbilder ihre Leser jeweils ihrer eigenen Herkunft und ihrem Werdegang entsprechend unterschiedlich ansprechen.

Es ist ein Buch, daß der Rezensent gern verschenkt und auch andern als intelligentes und preiswertes Juristengeschenk empfiehlt. Wer deutsch lesenden Freunden in Amerika etwas über deutsche Rechtskultur vermitteln will, der sollte das mit den 'streitbaren Juristen' tun.

Rg.

Foreign Relations Restatement

Das Amerikanische Law Institute hat 1987 im Rahmen einer Neufassung der Restatements (3rd series) nunmehr in zwei Bänden ein eigenes "Restatement of the Foreign Relations Law of the United States" herausgegeben. Mehr als eine Aufarbeitung eines Teils des 1965 publizierten Restatement Second erfaßt das neue, stark gewachsene Restatement gesondert alles internationale Recht, soweit es die USA betrifft sowie solches amerikanisches Recht mit wesentlicher Auswirkung auf Auslandsbeziehungen der USA.
Sein Inhalt umfaßt:

I. INTERNATIONAL LAW AND ITS RELATION TO UNITED STATES LAW

1. International Law: Character and Sources
2. Status of International Law and Agreements in United States Law

II. PERSONS IN INTERNATIONAL LAW

1. States
   - A. Recognition or Acceptance of States and Governments
   - B. Capacities, Rights, and Duties of States
   - C. Succession of States
   - D. States and Individual or Corparate Nationality
2. International Organizations

III. INTERNATIONAL AGREEMENTS

1. International Agreements: Definition, Nature, and Scope
2. The Making of International Agreements
3. Effect and Interpretation of International Agreements
4. Invalidity and Termnination of International Agreements

IV. JURISDICTION AND JUDGEMENTS

1. Jurisdiction to Prescribe
   - A. Principles of Jurisdiction to Prescribe
   - B. Principles of Jurisdiction Applied
   - C. Principles of Jurisdiction: United States Applications
2. Jurisdiction to Adjudicate
3. Jurisdiction to Enforce
4. Jurisdiction and the Law of Other States
   - A. Foreign State Compulsion
   - B. The Act of State Doctrine
5. Immunity of States from Jurisdiction
   - A. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Adjudicate
   - B. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Prescribe
   - C. Immunity of Foreign States from Jurisdiction to Enforce
6. Immunities of Diplomats, Consuls, and International Organizations
   - A. Diplomatic and Consular Immunities
   - B. Immunities of International Organizations
7. International Cooperation in Adjudication and Enforcement
   - A. Judicial Assistance
   - B. Extradition
8. Foreign Judgments and Awards
   - A. Foreign Judgments: Law of the United States
   - B. Foreign Abtrial Agreements and Awards

V. THE LAW OF THE SEA

1. Ships
2. Rights and Duties of Coastal and Port States
3. High Seas

VII. PROTECTIONS OF PERSONS (NATURAL AND JURIDICAL)

1. International Law of Human Rights
2. Injury of Nationals of Other States
3. Individual Rights in Foreign Relations: Law of the United States

VIII. SELECTED LAW OF INTERNATIONAL ECONOMIC RELATIONS

1. Law of International Trade
2. International Monetary Law

IX. REMEDIES FOR VIOLATIONS OF INTERNATIONAL LAW

Opponents of the reform contend that a major cause of the liability crisis was bad business judgements on the part of the insurance companies. They argue that when interest rates were high in the late 1970's and early 1980's, insurance companies cut the premiums for their policies to generate more investment money. When interest rates dropped around 1983, the profits also decreased considerably, and therefore the companies increased the rates for their policies. 75 ABA Journal 46 (1989).

Omnibus Trade Act

In order to implement the 1988 Trade Act, the authority to review foreign mergers and acquisitions that might threaten national security has been granted to an interagency Committee on Foreign Investment in the United States (CFIUS). This agency is chaired and staffed by the Treasury Department, but also es includ members from the Departments of Commerce, Defense, and State; the Office of the U.S. Trade Representative; the chairman of the Council of Economic Advisors, the attorney general and the director of the Office of Mangagment and Budget. 6 International Trade Reporter 9 (1989).

In its first completed investigation, CFIUS recommended that a unit of West German VEBA A.G., Huels A.G., be allowed to acquire a subsidiary of Monsanto Co. which manufactures silicon wafers. The Defense Department had expressed concerns as to whether Sematech, the Defense-funded semiconductor research and development consortium, could be assured steady acess to Monsanto's silicon wafers if the takeover were allowed, and also whether technical data obtained from Monsanto's access to Sematech could be transfered to overseas operations. 6 International Trade Reporter 366 (1989); Inside U.S. Trade, p. 5, 1/20/1989.

Also an executive order was issued at the end of December 1988 implementing economic sanctions against Toshiba Machines Co., the Kongsberg Trading Co., Toshiba Corp., and Kongsberg Vaapenfabrikk, by generally banning imports from these companies for three years. These sanctions were imposed under the Omnibus Trade Act in light of the Toshiba-Kongsberg diversion of sophisticated technology to the Soviet Union. 6 International Trade Reporter 9 (1989).

FCC Fairness Doctrine

Under the "fairness doctrine," the FCC required broadcast licensees to provide coverage of controversial issues of interest in the communities they serve and to provide a reasonable opportunity for presentation of contrasting viewpoints on such issues. This doctrine was rejected by the FCC as a result of its 1985 Fairness Report which found that the doctrine contravened the broadcaster's right to free expression and no longer was in the public interest, especially in light of the growth of the number of broadcast outlets.

The U.S. Court of Appeals for the District of Columbia upheld the decision of the FCC to repeal the fairness doctrine and ruled that the rejection of the doctrine as a matter of policy did not seem arbitrary or capricious. **Syracuse Peace Council v. FCC,** CA DC, No. 87-1516, 2/10/89, 57 LW 2488 (1989).

Curtailment of Mandatory Appeals to Supreme Court

Congress has eliminated substantially all of the mandatory appeals to the U.S. Supreme Court, effective as of September 25, 1988. Except for a few minor exceptions, the only path for Supreme Court review is by petitioning for a writ of certiorari. It is now in the Court's discretion to decide which cases are to be accepted and decided on the merits.

The primary reasons for changing to an all-certiorari tribunal was to lessen the workload of the Court and to free the Justices to devote their attention to cases of wide public importance. Furthermore, the Court's method of summarily dealing with many mandatory appeals proved to be confusing since the orders were binding, but gave uncertain guidelines.

The Court currently receives about 5.000 cases for review annually. Since the 1925 reform of mandatory plenary review (which includes full briefing and oral argument), the Court has been able to cut to about 150 the number of cases that receive plenary review each term.

Only an insignificant number of direct appeals are left unaffected by the 1988 Act. Congress did not repeal the provisions of 28 U.S.C. § 1253, which authorizes direct appeals to the Supreme Court in civil injunction actions "required by any Act of Congress to be heard and determined by a district court of three judges." A small class of cases requires the use of three-judge federal district courts: reapportionment cases, certain cases arising under the Civil Rights Act of 1964, the Voting Rights Act of 1965, and the Presidential Election Campaign Fund Act of 1971. Also the Antitrust Procedures and Penalties Act of 1974 authorizes a direct appeal to the Supreme Court in a severely limited class of civil antitrust cases brought by the Government, but the Court can deny the direct appeal in its discretion.

The 1988 Act repealed 28 U.S.C. § 1252, which provides for a direct appeal in a civil action of any court of the United States declaring a federal statute to be unconstitutional, if the United States was a party to the suit. However, if the ruling of unconstitutionality is considered of sufficient importance to warrant more immediate review by the Court, any party can docket the appeal in the federal court of appeals and then immediately file a petition for certiorari, as 28 U.S.C. § 1254(1) has long provided.

Other mandatory provisions repealed by the new Act include 28 U.S.C. § 1254(2), which allowed an appeal from a judgment of a federal court of appeals declaring a state statute to be repugnant to the Constitution; 28 U.S.C. § 1257(1) and (2), which provided for an appeal from a highest state court judgment holding that a federal statute or treaty was invalid or upholding a state statute in the face of a federal challenge; and 28 U.S.C. § 1258, which provided for direct appeals from the Supreme Court of Puerto Rico. Certiorari is now the sole method of reviewing these cases. 109 S.C. Reporter LXXXI, 1988.

Aleen Rothschild-Seidel, J.D. (Düsseldorf)

Buchbesprechungen

Stephan Koch: Die Abwehr von Dumping. Das Beispiel des amerikanischen Rechts; (Abhandlungen zum Recht der Internationalen Wirtschaft, Band 11) Heidelberg: Verlag Recht und Wirtschaft, 1989; 328 Seiten.

Kochs Werk übertrifft die Erwartungen, die in ein im Ausland erscheinendes Buch über das amerikanische Dumpingrecht gesetzt werden dürften. Es gibt dem direkt und indirekt in die USA exportierenden Unternehmen Entscheidungshilfen und Unterstützung bei der Entwicklung von Marktstrategien, die sich heute oft nach Steuer- und Handelshemmnissen richten müssen. Besonders aber hilft Koch dem in einem Untersuchungsverfahren befangenen Unternehmen, Dumpingpetitionen der US-Industrie zu werten, seine Verteidigung vorzubereiten und Marktkorrekturen einzuleiten.

Kann ein derart für die Wirtschaftspraxis empfehlenswertes Buch junge DAJV-Leser interessieren? Kochs Buch ist unverzichtbar für jeden, der in den Vereinigten Staaten seine Wahlstation verbringt und einen umfassenden Einstieg in dieses Rechtsgebiet erhalten will, wenn sein Ausbilder ihn, wie immer häufiger üblich, auch mit außenhandelsrechtlichen Aufgaben betraut. Außerdem wird jeder Student an einer US-Hochschule feststellen, daß Koch's fundierte Darstellung gründlicher und verständlicher als amerikanische ist, die sich zumeist in eigenwerbenden Übersichten oder in punktuellen Analysen erschöpfen. Mit der "Abwehr von Dumping" und Scherviers 1985 erschienenem Werk "Das amerikanische Ausgleichszollrecht" (Verlag V. Forentz, München) stehen dem deutschen Leser erschöpfende Abhandlungen der wichtigsten und von der US-Industrie oft mißbrauchten außenhandelsrechtlichen Abwehrinstrumentarien zur Verfügung.
Wie Scherviers Buch fußt "Die Abwehr von Dumping" auf einer Dissertation und sorgfältiger Recherche des Verfassers vor Ort, d.h. in den zuständigen Sonderbehörden der USA, der International Trade Commission und der International Trade Administration. Der Verfasser hat seinen Lesern zunutze machen können, daß während seiner Forschungstätigkeit die Novellierung des Außenhandelsrechts ein Wahingtoner Dauerthema war, sodaß er auch den Einfluß anderer

Recht u. Politik
Vierteljahreshefte für Rechts- u. Verwaltungspolitik
Heft 3/1971

Jüdische Juristen in Deutschland

Von Rechtsanwalt Dr. Robert M. W. Kempner, Frankfurt/M.

Unser Thema ist bisher noch wenig erforscht worden. Nur einige Monographien haben sich mit Teilgebieten befaßt sowie Werke über die Judenverfolgung nach 1933. Die Ministerialblätter der Inneren- und der Justizverwaltungen sind kaum ausgewertet worden. Vielleicht regt dieser Aufsatz zu einer umfangreichen Analyse an.

I.

Die Periode der Aufklärung und der politischen Emanzipation der Juden waren der Boden für die Entwicklung eines neuen Berufes der Juden in Deutschland: des Juristen. Fast ein Jahrhundert lang waren die jüdischen Juristen ein integrierter Bestandteil des juristischen und politischen Systems in Deutschland. *Gabriel Riesser*, der Kämpfer gegen die Diskriminierung der Juden, wurde im Jahre 1843 zur Anwaltschaft in Hamburg zugelassen; dies war eine der ersten Zulassungen. 1860 wurde er der erste jüdische Richter bei einem Obergericht. In der Zeitspanne bis zum Jahre 1871 waren jüdische Juristen bei der Schaffung eines einheitlichen deutschen Rechts tätig. In den folgenden Jahrzehnten nahmen sie an der Entwicklung des Rechtes des neuen Deutschen Reichs teil. Während der Periode der Weimarer Republik hatten jüdische Juristen wichtige Posten inne, und zwar in den Bereichen der drei Träger des staatlichen Systems: der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Justiz; außerdem in der Anwaltschaft. Das Schicksal der jüdischen Juristen wurde im Jahre 1933 durch Hitlers „Machtergreifung" besiegelt. Sie wurden durch Terror und sogenannte gesetzliche Maßnahmen, beginnend mit dem Berufsbeamtengesetz, allmählich völlig aus ihrem Beruf verstoßen. Sie endeten im Exil oder in den Konzentrationslagern, abgesehen von den minimalen Ausnahmen, die nach 1945 wieder in Deutschland tätig werden konnten. Hundert Jahre nach der Zulassung von Gabriel Riesser, d. h. 1943, waren die nicht ausgewanderten jüdischen Juristen bereits ermordet. 1970 ehrten der Bundeskanzler *Willy Brandt* in Warschau und der Minister des Auswärtigen, *Walter Scheel* in Auschwitz durch Kranzniederlegungen die Opfer der nationalsozialistischen Judenvernichtung, zu denen zahlreiche Juristen gehörten. In der heutigen Bundesrepublik erinnert nur noch eine verschwindende Anzahl jüdischer Juristen an die Symbiose innerhalb der Juristenschaft, die nur ein Jahrhundert gedauert hat.

Der Begriff der jüdischen Juristen in Deutschland ist in dieser justiz-politischen Studie so weit gefaßt, wie ihn die Nationalsozialisten bei der Durchführung der beruflichen und physischen Endlösung angewandt hatten. Er umfaßt also außer den Mitgliedern jüdischer Gemeinden auch Juristen, die zum Christentum übergetreten waren, sowie deren Kinder und auch Juristen jüdischer Abstammung, die sich, wie z. B. mehrfach Parlamentarier, als religionslos bezeichneten.

II.

Im Deutschen Reich gab es jüdische Juristen als Gesetzgeber, Richter, Universitätsprofessoren, Verwaltungsbeamte, Syndici, aber größtenteils als Anwälte. Durch Erwähnung einzelner Beispiele können wir hier ihre oft hervorragende Rolle präsentieren. Dabei ist zu erwähnen, daß besonders in den Zeiten vor der Weimarer Republik eine erhebliche Anzahl Juristen jüdischer Abstammung zum Christentum übergetreten oder Kinder getaufter Juden waren, vor allem solche Juristen, die Stellungen innerhalb der Verwaltung, der Justiz oder an Universitäten hatten. Zu dieser Gruppe gehörten, um einige anzuführen, *Eduard* (später von) *Simson*, der Präsident der Frankfurter Nationalversammlung (1848). Später wurde er der erste Präsident des neu geschaffenen Reichsgerichts in Leipzig (1879). Preußischer Landwirtschaftsminister wurde im Jahre 1874 *Karl Rudolf Friedenthal*. Der später geadelte *Heinrich Friedberg* wurde 1879 preußischer Justizminister, *Gerhard Dernburg* wurde 1907 kaiserlicher Staatssekretär für das Konlonialwesen – 1919 Reichsfinansminister. *Eugen Schiffer*, eine bedeutende Persönlichkeit in der Deutschen Demokratischen Partei, wurde während der Weimarer Republik Reichsjustizminister – seine persönliche Referentin war die jetzige amerikanische Anwältin M. Munk – er war 1917 schon Staatssekretär im Kaiserreich gewesen, nach 1945 leitete er eine Zeitlang in Berlin die Nachkriegsjustizverwaltung in der SBZ. *Theodor Freund* war bereits 1917 Unterstaatssekretär im preußischen Innenministerium geworden.
Mehr als zwei Jahrzehnte war der Jurist *Moritz Ellstätter* (1868–1893) Finanzminister im Großherzogtum Baden gewesen. Bereits 1869 war der Professor der Rechte, *Levin Goldschmidt*, als erster und einziger Jude Richter beim Bundesoberhandelsgericht in Leipzig geworden. Der Universitätsprofessor *Friedrich Behrend* wurde 1887 Richter beim Reichsgericht, während *Siegfried Sommer* und *Albert Mosse* in der preußischen Monarchie die ersten Juden an Obergerichten wurden. Seit 1914 gab es in Ba-

den den jüdischen Landgerichtspräsidenten *Nathan Stein* in Mannheim. Bei den Gerichten erster Instanz waren zur Zeit der preußischen Monarchie etwa 200 jüdische Richter tätig (1916). In Bayern betrug ihre Zahl 50. Die verhältnismäßig größte Anzahl jüdischer Richter in Preußen zur Zeit der Monarchie – die ersten Ernennungen begannen 1870 – amtierte in den Provinzen Schlesien – z. B. Lilienfeld, Lehfeld – Posen und in Berlin.

III.

Justiz und Verwaltung

Der Widerstand in- und außerhalb der Justizverwaltung gegen Ernennungen jüdischer Richter endete praktisch erst zur Zeit der Weimarer Republik. Unter den Juden dieser Zeit seien z. B. so bekannte Namen erwähnt wie die der Reichsgerichtsräte *Cohn* und *Citron*; ferner des Senatspräsidenten *Alfred Orgler* vom Kammergericht in Berlin, der in Theresienstadt endete, oder des im Moabiter Kriminalgericht bekannten Juristen *Alfred Unger*, der in Auschwitz umkam. Erwähnt sei auch Landgerichtsdirektor *Ruben*, der Vorsitzende der Vereinigung Sozialdemokratischer Juristen. Der Berliner Landgerichtspräsident *Sölling*, der 1932 aus der SPD austrat, sei als Zeichen der Zeit genannt.

Im Berliner Schwurgerichtsprozeß gegen den Staatspolizeileitstellenchef und seinen Vertreter wegen der mörderischen Deportationen von 35 000 Berliner Juden in die Vernichtungslager des Ostens habe ich das Schwurgericht darauf hingewiesen, daß an der Stelle, an der wir 1970/71 zu Gericht saßen, einst zahlreiche jüdische Richter amtiert hatten, die die Opfer der Deportationen geworden sind, die die Berliner Stapoleitstelle durchgeführt hatte. („Natürlich" – möchte man hinzufügen – ohne Kenntnis der Chefs über das Mordziel dieser verbrecherischen Organisation!).

Während der Periode von 1918 bis 1933 war die Zahl der jüdischen Juristen in der Reichsverwaltung auffallend gering. Politisch gehörten sie meistens der Deutschen Volkspartei an, nur wenige der Deutschen Demokratischen Partei, und nur eine verschwindend kleine Anzahl der höheren Reichsbeamten waren Sozialdemokraten. Diese Personalpolitik unter der Bemäntelung „neutrales Berufsbeamtentum" war ganz allgemein in den Ministerien üblich. Auch sozialdemokratische Minister konnten sich gegenüber ihren Personalreferenten nur selten durchsetzen.

In der höchsten Bürokratie des Reiches gab es einige Staatssekretäre jüdischer Abstammung: *Curt Joel*, im Reichsjustizministerium, der auch zeitweilig Reichsjustizminister war. Die Besetzung der Reichsanwaltschaft und des Reichsgerichts mit einer Reihe von ausgesprochenen Reaktionären gehörte zu seiner Verantwortlichkeit. Während des nationalsozialistischen Regimes soll er nicht zu hart angefaßt worden sein. *Franz Kemper*, Staatssekretär in der Reichskanzlei unter Stresemann, wurde nach dem Attentatsversuch auf Hitler vom 20. Juli 1944 hingerichtet. Im Reichsinnenministerium erwarb *Lewald*, bereits pensioniert, noch 1936 einen internationalen Ruf durch die Organisierung der Olympischen Spiele. Ministerialdirektor *Ernst Zarden* im Reichsfinanzministerium war einer der wichtigsten Experten der Brüningschen Finanzpolitik.

Im Reichsfinanzministerium war *Ernst Schäffer* Staatssekretär, bis er Anfang der 30er Jahre Generaldirektor des Ullstein-Konzerns und nach seiner Exilierung zum Kreuger-Konzern nach Schweden ging. Er war einer der hervorragendsten Finanzexperten der Weimarer Republik und widmete später seine Kräfte auch besonders der Förderung der Auswanderung der Juden aus Deutschland.

Aus der Arbeits- und Sozialverwaltung des Reiches sind besonders die Juristen *Joachim, Flatow und Wittelshöfer* zu nennen, die der SPD angehörten.

In der preußischen Justizverwaltung war *Siegfried Rosenfeld* Ministerialdirigent; er war auch SPD-Abgeordneter des Landtages.

Sein Kollege *Franz Herrmann*, in politischen Strafsachen tätig gewesen, wurde auf Veranlassung von Roland Freisler verhaftet, ging nach seiner Entlassung ins Exil und wurde – nach Kriegsende von Bundeskanzler *Konrad Adenauer* aus Chile zurückgerufen – Leiter der Unterabteilung Wiedergutmachung im Bundesinnenministerium und Generalreferent für das BWGöD. Im preußischen Innenministerium war *Hermann Badt* Ministerialdirektor und Chef der Verfassungsabteilung, gleichzeitig sozialdemokratischer Abgeordneter des preußischen Landtags; er war Zionist und starb in Israel. In seiner Abteilung war mein Kollege *Alfons Bandmann* Justitiar. *Bernhard Weis*, Rittmeister des Ersten Weltkrieges, war Berliner Polizeivizepräsident und als „Isidor" beschimpftes Ziel gemeinster Angriffe der Nationalsozialisten. Sein energischer Kampf gegen das aufkommende Mordregime blieb leider erfolglos. Der Verhaftung und Ermordung entkam er durch seine Flucht nach London, wo er vor einigen Jahren starb. Zu seinen Beamten in der Politischen Abteilung gehörten *Dagobert Arian*, der später Vizechef der Civil Service Commission in Israel und durch wichtige UNO-Aufträge ausgezeichnet wurde sowie *Max Schindler*, Mitglied der britischen Polizeibehörde vor der Selbständigkeitserklärung Israels. Im Preußischen Staatsministerium war *Robert Weissmann* – seine Tochter war mit dem Schriftsteller *Alfred Kerr* verheiratet – Staatssekretär des Ministerpräsidenten *Otto Braun*; dessen persönlicher Referent war damals *Herbert Weichmann*, der nach dem Kriege aus dem Exil in den USA zurückkehrte und Erster Bürgermeister von Hamburg wurde. Sein Kollege im Preußischen

Staatsministerium war *Fritz Corsing*, durch dessen Hände wichtige Gnadensachen gingen; beide waren Sozialdemokraten. *Julius Lippmann*, ehemals Stettiner Anwalt, war von 1919–1929 Oberpräsident der Provinz Pommern. In diesem Zusammenhang ist auch der ausgezeichnete sozialdemokratische preußische Landtagsabgeordnete *Ernst Hamburger* zu erwähnen, der Oberregierungsrat im Innenministerium war. Zwar nicht „gelernter" Jurist hat sich Hamburger auf der parlamentarischen Seite an der Mitschöpfung des Preußischen Polizeiverwaltungsgesetzes, dessen Entwurf zu einem großen Teil von mir stammt, verdient gemacht. Während seines Exils in New York und seiner Tätigkeit bei der UNO hat er Hervorragendes geleistet. Höchstes Ansehen hat ihm das in Tübingen im Jahre 1968 erschienene Buch über „Juden im öffentlichen Leben Deutschlands, 1848 bis 1918" eingebracht. Ich verdanke ihm Anregungen für diese Periode. Ein weiterer Band wird in Kürze erwartet. Als jüdischer Jurist im öffentlichen Dienst darf der Stuttgarter Ministerialrat *Otto Hirsch* nicht vergessen werden. Nach seiner Zwangspensionierung wurde er Vorsitzender der Reichsvertretung der deutschen Juden und hat sich dadurch historische Verdienste erworben; er starb im Konzentrationslager.

Unter den führenden Persönlichkeiten des C. V., des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, befanden sich mehrere prominente jüdische Juristen, die besonders als Kämpfer gegen den aufkommenden Nationalsozialismus tätig waren, zum Beispiel: *Julius Brodnitz, Eugen Fuchs, Ernst Herzfeld, Alfred Hirschberg, Ludwig Holländer, E. G. Lowenthal, Karl Neumeyer* (Oberlandesgericht in Bayern), *Hans Reichmann, Arnold Seeligsohn*; die Anwälte *Alfred Werner* und *Bruno Weil*, dessen Studien über den Fall Dreyfuß und dessen Bemühungen um die Wiedergutmachung nach dem Kriege unvergeßlich sind.

Eine größere Anzahl jüdischer Juristen waren Zionisten und spielten in der zionistischen Bewegung eine erhebliche Rolle. Zum Beispiel: der Anwalt *Pinkas Rosen* (später Justizminister in Israel); die Berliner Richter *Kurt Tuchler* und *Ernst Aschner*, der nach dem Kriege aus Schanghai nach Deutschland zurückkam, bei mir in Nürnberg arbeitete, an den Wiedergutmachungsverhandlungen in Den Haag teilnahm und später Generalkonsul der Bundesrepublik in Australien wurde. Andere Zionisten unter den Anwälten waren: *S. Kanowitz, Benno Cohn* (später Mitglied des Parlaments in Israel); der glänzende Autor *Sammy Gronemann; Siegfried Moses* (später Chef des Rechnungshofes in Israel); *Herbert Förder* (später Präsident der Bank Leumi in Israel); nicht zu vergessen der Berliner Rechtsanwalt *Klee* Strafverteidiger und Kämpfer für die Rechte der Juden in Berlin.

Einer der ersten Zionisten in Deutschland war der Kölner Anwalt *Max Bodenheimer*, ein Freund von *Theodor Herzl*.

Ihre juristische Ausbildung in Deutschland ist nach der Auswanderung zahlreichen Richtern in Israel zustatten gekommen. *Chaim Cohn*, weltbekannt durch seine Studien über den Prozeß Jesu, *Moshe Landau*, Vorsitzender im Prozeß gegen Eichmann und sein Beisitzer *Benjamin Halevy*. Außer diesen drei Richtern am Höchsten Gericht des Staates Israel stammt auch *Alfred Witkon* aus der deutschen Justiz. Der ehemalige deutsche Rechtsstudent *Giora Josephtal* war bis zu seinem Tode Kabinettsmitglied in Jerusalem.

IV.

Universitätslehrer

Bis zum Ende der Monarchie erhielten nur sehr wenige jüdische Juristen die venia legendi an deutschen Universitäten und nur wenige wurden Ordinarien, wenn sie nicht getauft waren. Eine bemerkenswerte Ausnahme war der Verfassungsrechtler *Heinrich Rosin*, seit 1886 an der Freiburger Universität, im Jahre 1904 ihr Rektor. Die ungeschriebene Diskriminierung und der ständige Widerstand gegen die Ernennung jüdischer Rechtslehrer zu Ordinarien endete erst während der Weimarer Republik. (Siehe E. G. Lowenthal „Die Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik", 1965). Strafrechtler waren zur Zeit der Weimarer Republik: *James Goldschmidt, Max Grünhut, Hermann Kantorowicz, Friedrich Kritzinger*. Lehrer des öffentlichen Rechts: *Max Fleischmann, Hermann Heller, Walter Jellinek, Gerhard Leibholz* (nach Rückkehr aus der Emigration wiederum Ordinarius und später als exzellenter Verfassungsrichter in Karlsruhe bekannt); ferner die Gelehrten *Albrecht Mendelsohn-Bartholdy*; der aus Österreich stammende große *Hans Kelsen; Hans Nawiasky, Kurt Perels, Kurt Strupp, Fritz Stier-Somlo*. Lehrer des Zivil- oder Arbeitsrechts waren: *Heinrich Höniger, Richard Honig, Otto Opet, Martin Wolff, Ernst Rabel* (später USA), *Ernst Levy* (später USA), *Fr. Haymann, Ernst Cohn* (von der Breslauer Universität vertrieben). Rechtshistoriker waren *Guido Kisch* (später Basel) und *Rosenstock-Huessy*. Die Zahl der jüdischen Ordinarien war, wie obige Aufstellung zeigt, auch während der Weimarer Republik ziemlich gering. Weiter zu erwähnen sind: *Rudolf Callmann* (jetzt USA); *Max Hachenburg*, berühmt durch seinen Handelsrechtskommentar; *Ernst Fraenkel*, später Professor der politischen Wissenschaft an der Freien Universität Berlin; *Karl Loewenstein* aus München, später einer der leitenden Juristen in der US-Besatzungsverwaltung in Deutschland und Professor in Amherst, Mass./USA; *Arthur Nussbaum*, später in New York und der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete *Hugo Sinzheimer*, Frankfurt/Main.

Die juristischen Standardwerke dieser Gelehrten sind heute wiederum in jeder juristischen Bibliothek zu finden, nachdem sie während des Dritten Reiches eliminiert worden waren. Die unwürdigen Bemerkungen des Staatsrechtlers *Carl Schmitt* über seine jüdischen Professoren-Kollegen wurden nach dem Kriege von der Höflichkeit seiner Festschrift-Sänger natürlich verschwiegen. In meinen Vernehmungen in Nürnberg hat er sie bemäntelt. Andere Zeiten, andere Sitten! (Siehe mein Buch „Das Dritte Reich im Kreuzverhör" München 1969).

Als Sonderfall ist der Völkerrechtler *Erich Kaufmann* erwähnenswert, dessen Lebenslauf in „Wer ist Wer?" die Tatsache seiner Vertreibung aus „rassischen" Gründen verschweigt; nach dem Kriege war er Rechtsberater des Bundeskanzleramtes unter Adenauer.

Der Terror gegen jüdische Juristen an den Universitäten, der schon vor 1933 zuerst gegen *Ernst Cohn* in Breslau begann, hatte sich bereits in den Monaten Februar und März 1933 über alle Universitäten ausgebreitet. Nur die Flucht konnte das Leben dieser hervorragenden Gelehrten retten, von denen eine größere Anzahl in USA und in England Zuflucht fand. Einige wenige konnten nach dem Kriege als Austausch- oder Fulbright-Professoren nach Deutschland zurück, zum Beispiel auch der frühere Berliner Stadtrat *Walter Friedländer*, der an der Freien Universität lehrte.

V.

Rechtsanwaltschaft

Eine Diskriminierung jüdischer Juristen machte sich auch noch in den ersten Jahren der Weimarer Republik bemerkbar, sowohl in der Industrie wie in der Justiz, wo sie nur wenige Beförderungsstellen erhielten. Mithin wurden die meisten jüdischen Juristen Rechtsanwälte. Einige von ihnen hatten einen bedeutenden Ruf. Der Prozentsatz von Juden innerhalb der Anwaltschaft im Deutschen Reich betrug zuletzt 20 %. Zu propagandistischen und antisemitischen Zwecken wurde von *Joseph Goebbels* und von dem Judenhasser *Julius Streicher* ein weit höherer Prozentsatz in der Bevölkerung verbreitet. Trotzdem schätzte die deutsche Bevölkerung die Tätigkeit jüdischer Anwälte hoch ein. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden die kaiserlich-deutschen Botschafter in London, Paris und St. Petersburg und viele andere Angehörige des Hochadels in ihren privaten Rechtssachen von dem jüdischen Anwalt *Cohn* in Schlesien beraten. *Ph. Löwenfeld*, Berlin, vertrat später die Hohenzollern. Nach Kriegsende, also während der Weimarer Republik, hatten mehrere Gewerkschaften jüdische Justitiare. Zahlreiche jüdische Anwälte waren im Vorstand der Anwaltskammern und Anwaltsvereine, erfreuten sich also der Wertschätzung der Kollegen, die sie gewählt hatten. Zu nennen sind *Drucker, Heilberg, R. Pinner*. Von 25 Vorstandsmitgliedern wurden 11 als Juden 1933 herausgesetzt. Sie alle wurden im Jahre 1933 aus ihrem Beruf verbannt. Nur wenige von ihnen studierten nochmals im Exil unter besonderen Sprachschwierigkeiten und der notwendigen Umstellung auf ein neues, meist das anglo-sächsische Rechtssystem, vor allem in USA, England und Israel. Nur einer kleinen Anzahl von ihnen gelang der Aufbau einer neuen Privatpraxis. Ihnen, die oft als Tellerwäscher und Stipendiaten ihr Studium angefangen hatten, fehlte es oft an geschäftlichen und sozialen Verbindungen. Heute sind Namen wie *Alberti, Erlanger, Held, Hadra, Faerber* und andere Mitglieder der Vereinigung Ehemaliger Europäischer Juristen wohl bekannt, um nur einige zu nennen. Sehr wenige, wie z. B. *Friedrich Kempner*, Sohn des großen Berliner Anwalts *Maximilian Kempner*, konnten in große amerikanische Anwaltsfirmen eintreten.

Der ermordeten Anwälte *Alfred Strauss*, München, und *Maruhn*, Karlsruhe, z. B. sowie der anwaltlichen Auschwitz-Opfer sei besonders gedacht.

Bei der Ausstoßung der jüdischen Anwälte muß die widerwärtige und verbrecherische Rolle der 1933 amtlich tätig gewordenen nationalsozialistischen Anwaltsfunktionäre erwähnt werden. In Rassenwahn und Brotneid vertrieben sie ihre früheren Kollegen aus den Gerichten und denunzierten sie oft bei der Gestapo. Ein Strafverfahren hat diese Unwürdigen nicht erreicht. Umsomehr muß vielen nichtjüdischen Anwälten gedankt werden, die ihre verstoßenen Kollegen unter persönlichem Einsatz schützten.

Es ist bemerkenswert, daß viele Deutsche, die in Strafverfahren verwickelt waren, ihr Schicksal in die Hände jüdischer Verteidiger legten. Erinnert sei während der Monarchie an Justizrat *Wronker* in Berlin und Justizrat *Bernstein* in München, der für den Schriftsteller *Maximilian Harden* dessen Prozesse gegen die Hofamarilla von Kaiser Wilhelm II geführt hatte. Von den großen Verteidigern der 20er Jahre seien aus der Reichshauptstadt Professor *Max Alsberg* genannt, der nach der „Machtergreifung" durch Selbstmord endete, und *Erich Frey*, der einsam in Chile starb. Beide waren zum Christentum übergetreten. Von den damaligen jüngeren Verteidigern ist z. B. *Arthur Brandt* zu erwähnen, als Anwalt des „Reichsbanner" bekannt, und nach dem Kriege wieder in Berlin tätig. Andere jüngere Verteidiger, deren Namen man fast wöchentlich in den Berliner Zeitungen las, waren *S. Feblowicz*, später Anwalt in Paris, *Georg Löwenthal*, später erfolgreich als Verteidiger von Minderheiten in Südafrika. Die letzten Verteidiger, als „jüdische Rechtskonsulenten" diskriminiert, waren *Sydney Mendel* und *Herbert Nürnberg* in Berlin – nach dem Kriege ein geschätzter Mitarbeiter von mir in Nürnberg.

Unter den jüdischen Juristen befand sich auch eine größere Anzahl bekannter Schriftsteller: Man denke an *Max Friedländer*, den Kommentator der Rechtsanwaltsordnung.
Ludwig Bendix, der als einer der ersten auf die irrationalen Kräfte der richterlichen Urteilstätigkeit hingewiesen hat, ferner *Martin Beradt*, *Erich Eyck*, berühmter Historiker der Weimarer Republik, der seine letzten Werke in London schrieb. Ferner *Rudolf Olden*, Hindenburg-Biograph, Strafverteidiger, Journalist, durch ein deutsches Torpedo auf der Athenia umgekommen. Weiter *Ernst Feder* vom Mosse-Verlag; der Sozialdemokrat *Erich Kuttner*, *hervorragender Justizkritiker*, und *Kurt Tucholsky* (Wem es bestimmt, der endet auf dem Mist – in seinem irdischen Bestreben. Ich bin z. B. immer noch Jurist – so ist das Leben.)
Zu den Aktionen der Nationalsozialisten gegen jüdische Juristen gehörte auch deren Verdrängung aus der Fachliteratur wie aus Zeitschriften, mit deren hohem Ansehen sie verbunden waren: Justizrat *Magnus* (Juristische Wochenschrift); Dr. h. c. *Liebmann* (Deutsche Juristenzeitung) und Oberverwaltungsgerichtsrat *Kroner*, dessen Organ (Die Justiz) als staatsfeindlich (Sprachrohr des Republikanischen Richterbundes) verboten wurde. *Walter Schwarz* hat als Mitherausgeber der „Rechtsprechung zum Wiedergutmachungsrecht diese Tradition erfolgreich fortgesetz, ebenso *W. Lewald* von der NJW und *A. Besser*, den interessanten Rundfunkkommentator.
Damals endete auch die hoffnungsvolle Laufbahn von jungen jüdischen Juristinnen, von denen mehrere im Ausland, z. B. nach ihren Studien in USA, erfolgreiche Anwältinnen wurden: *Ruth Ehrlich, Eva Newman, Käthe Wallach.* Nach dem Kriege wurden einige jüdische Juristinnen, die aus Oststaaten vertrieben worden waren, Anwältinnen in der Bundesrepublik.

VI.

Parlamentarier

Unter den Parlamentsangehörigen, also den Mitgliedern des Reichstages und der Länderparlamente, war eine erhebliche Anzahl jüdischer Juristen. Sie fochten für die Vereinheitlichung des deutschen Rechts (vor 1871), für die bürgerlichen Freiheiten, für soziale Gerechtigkeit und für bessere Arbeitsbedingungen und für die Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung, um nur einige Gebiete zu nennen.
Unter den 600 Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 waren 15 Abgeordnete, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten oder jüdischer Abstammung waren; sieben davon waren Juristen, u. a. *Gabriel Riesser;* 1861 wurde der Jurist *Richard Kusel* Landtagsabgeordneter in Baden. Zu den bekanntesten jüdischen Reichstagsabgeordneten der Bismarckzeit gehörten die Juristen *Ludwig Bamberger* und *Eduard Lasker. Ferdinand Lassalle*, Anwalt und Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, darf nicht vergessen werden.
Der SPD-Fraktion des Reichstages von 1912 gehörten die nachstehenden sechs jüdischen Juristen an: *Arthur Stadthagen, Hugo Haase, Joseph Herzfeld, Ludwig Frank* – er war der erste Reichstagsabgeordnete, der im Ersten Weltkrieg im Kampfe fiel – *Oscar Cohn*, der während der Revolution von 1918 Staatssekretär im Justizministerium wurde; *Otto Landsberg*, der spätere Reichsjustizminister in der Weimarer Republik.
Während dieser Periode wuchs die Zahl der jüdischen Juristen im Reichstag. So sind der unabhängige Sozialdemokrat *Kurt Rosenfeld* zu nennen, der auch als Strafverteidiger hervortrat und der Professor *Hugo Sinzheimer.* Außerordentlich befähigt war der SPD-Abgeordnete *Paul Levi*, Strafverteidiger; er war einer der größten Redner, die das deutsche Parlament hatte, einst Mitgründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Verehrer von Rosa Luxemburg, gehörte er zu dem kleinen Kreis energischer Kämpfer gegen die Wiederaufrüstung, die nationalistische Feme und die rechtsradikale Justizpolitik des Reichsanwalts *Jorns*, dessen Rolle in dem Strafverfahren wegen der Ermordung von *Karl Liebknecht* der Beginn einer Verderbnis der politischen Justiz in der Weimarer Republik war.
Der demokratische Abgeordnete Professor *Hugo Preuss* war der wichtigste Mitschöpfer der Verfassung von Weimar. Sein Kollege *Ludwig Haas*, ursprünglich Anwalt in Baden, hatte während des Ersten Weltkrieges einen besonderen Auftrag auf dem Gebiet der deutschen Judenpolitik im besetzten Polen. Während der Zeit der Weimarer Republik hat er viele Mißstände der damaligen Justiz bekämpft, ebenso wie der später von den Nationalsozialisten ermordete badische Anwalt *Maruhn.*
Im Preußischen Landtag war der Kölner Anwalt *Bernhard Falk*, weit über die rheinische Anwaltschaft hinaus berühmt, ein bedeutender politischer Faktor in der deutschen demokratischen Partei. Einer der hervorragendsten jüdischen Parlamentarier im Preußischen Landtag war *Ernst Heilmann*, der „Rote Zar" Preußens, Vorsitzender der sozialdemokratischen Landtagsfraktion. Er war einer der größten deutschen Politiker dieser Periode, ohne daß ihm bisher die Nachwelt durch eine Biographie gedankt hat. Trotz Vollendung seines Jurastudiums war er in der Monarchie niemals zum Justizdienst zugelassen worden, und zwar wegen seiner in der Öffentlichkeit bekannten sozialdemokratischen Haltung. Als einer der meistgehaßten sozialdemokratischen Abgeordneten wurde Heilmann bald nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Er wollte nicht ins Ausland gehen, sondern bei seinen Wählern bleiben. Er wurde im Konzentrationslager ermordet. Ich

1971

konnte die schmerzlichen Einzelheiten über den Tod meines großen Freundes und Förderers während der Nürnberger Prozesse ermitteln.

VII.

Was geschah nach Kriegsende 1945?

Nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges und damit auch nach dem Ende der Endlösung kehrten nur wenige deutsche Juristen aus dem Ausland in die Bundesrepublik zurück. Genannt sind bereits der langjährige Erste Bürgermeister von Hamburg, *Herbert Weichmann*, mein ehemaliger Kollege aus der preußischen Verwaltung. Ferner der frühere Anwalt Dr. Dr. *Josef Neuberger;* nach seiner Rückkehr aus Israel war er SPD-Stadtverordneter in Düsseldorf und wurde Justizminister im Lande Nordrhein-Westfalen, energisch und reformfreudig. Der Hamburger Staatsanwaltsassessor *Ludwig Loeffler* wurde nach Rückkehr aus Auschwitz ein verdienstvoller Senatsdirektor in Hamburg. Zu den Rechtslehrern, die Professuren in Deutschland wieder übernahmen oder neu erhielten, gehören: *Ernst Cohn*, Frankfurt; *Ernst Fraenkel* und *Ossip Flechtheim*, beide in Berlin am Otto-Suhr-Institut. Der Jurist *Werner Marx* erhielt den Philosophie-Lehrstuhl in Freiburg, Br., den früher *Heidegger und Husserl* inne hatten. *Edmund Schwenk*, einst Anwalt in Breslau, lehrt in Heidelberg „Vergleichendes Recht". Professor *Kronstein*, früher Anwalt in Mannheim, lehrt in Frankfurt am Main. Die vorübergehende Lehrtätigkeit von *Otto Reinemann*, ehemaliger Justitiar beim Bezirksamt Berlin-Prenzlauer Berg, auf dem Gebiet des modernen Strafvollzuges und Wohlfahrtswesens ist ebenfalls zu erwähnen.

Der Breslauer Anwalt *Kurt Oppler* kam aus belgischem Exil in die Bundesrepublik zurück und wurde Botschafter u. a. in Island und Kanada. Er war einer der ganz wenigen jüdischen Juristen im Auswärtigen Dienst. Auch der hervorragende Diplomat Botschafter Prof. Dr. *Werner Peiser* ist zu nennen; er war früher im Preußischen Staatsministerium.

Ungefähr 30 bis 40 zurückgekehrte jüdische Juristen wurden wieder Richter oder Staatsanwälte, u. a. Kammergerichtsrat *Erich Fabian*, der auch der erste Präsident der wieder erstandenen Jüdischen Gemeinde in Berlin nach dem Krieg wurde, ferner Landgerichtsdirektor *Bukofzer*, Bundesrichter *Ascher*. Ein hervorragender Generalstaatsanwalt wurde der verstorbene *Fritz Bauer* in Frankfurt am Main. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil in Skandinavien gehörte er zu der leider kleinen Gruppe von Staatsanwälten, denen die Verfolgung nationalsozialistischer Verbrecher auch Herzenssache war. Der Auschwitz-Prozeß in Frankfurt wäre ohne seinen persönlichen Einsatz wahrscheinlich kaum zustande gekommen. Der Frankfurter Rechtsanwalt *Henry Ormond* ist einer der wenigen jüdischen Anwälte, die die

Tradition jüdischer Strafverteidiger fortsetzen. Der Anwalt *Friedrich Kaul*, aus Argentinien nach Ost-Berlin zurückgekehrt, ist als Professor an der Humbold-Universität und Verteidiger weit bekannt geworden. Die Zahl jüdischer Juristen in der Deutschen Demokratischen Republik ist minimal, genannt sei der Richter *Cohn* vom höchsten Gericht.

Als Bundesverfassungsrichter sind hervorzuheben: Der verstorbene Vizepräsident *Rudolf Katz*, einst Anwalt in Altona (SPD); *Bernhard Wolff* (†), früher Anwalt in Berlin; Professor *Gerhard Leibholz*, dessen Schwägerschaft *Bonhoeffer-Dohnanyi* von Freisler und Komplizen ausgerottet wurde.

In der Bundesrepublik gibt es nur eine kleine Anzahl jüdischer Anwälte oder Anwälte jüdischer Herkunft. Ihre Zahl hat während der letzten Jahre durch Tod stark abgenommen wie zum Beispiel: *J. Klibansky, Cohn-Bendit, Münzer, Militscher, Cahn* – ehemaliger Vorsitzender des anwaltlichen Ehrengerichtshofes in Hessen. Es praktizieren in der Bundesrepublik vielleicht noch 40 bis 50 jüdische Anwälte, vielfach auf dem Gebiete des Entschädigungs- und Wiedergutmachungsrechts. Nur einige seien erwähnt: wie z. B. *L. Adlerstein, K. Evian, L. H. Farnborough, R. Pick, S. Kroll, Frau E. Proskauer, W. Blumberg, M. Gur-Guttmann, J. Simon.* Mehrere von ihnen haben wichtige Ämter in jüdischen Gemeinden (z. B. Senator *Neuland, München* und *Unikover*). Bei der Berliner Gemeinde ist *R. Löwenburg* Syndikus. Zu den aus Israel zurückgekehrten Rechtsanwälten gehörte auch mein verstorbener Sozius, *R. Levin*. Einige von ihnen haben auch heute noch die ausländische Staatsangehörigkeit, die sie während des Exils erworben haben, denn für die Zulassung zur Anwaltschaft ist die deutsche Staatsangehörigkeit bekanntlich dann nicht erforderlich, wenn der Antragsteller seinerzeit als Deutscher die Fähigkeit zum Richteramt erlangt hat. Eine Anzahl der im Ausland domizilierten jüdischen Anwälte wurde unter der Sonderbestimmung der Rechtsanwaltsordnung (§ 213) ebenfalls zugelassen, z. B. *Scheftelowitz*, Anwalt und Rabbiner in Israel.

Hier muß auf die geschichtliche Tatsache hingewiesen werden, daß ohne die ehemaligen jüdischen Juristen, die wieder in der Bundesrepublik oder noch heute in aller Welt arbeiten, die Wiedergutmachung ein trauriges Stückwerk geblieben wäre. Sie haben zusammen mit ihren nichtjüdischen Kollegen in Deutschland die Trägheit des Herzens vieler, vorwiegend fiskalisch denkender Stellen bekämpft. Sie haben oft auch den Schleier mangelnden medizinischen Wissens auf dem Gebiete der Verfolgungsleiden von prätentiösen medizinischen Gutachten gezogen, die KZ-Folgen als „anlagebedingt" oder „längst abgeklungen" abtun wollten. Ohne diese Anwälte, so hat mir der große Kommentator des Entschädigungsrechts, der verstorbene *G. Blessin*, versichert, hätten Tausende von Verfolgten schwerlich die ihnen zustehenden Leistungen erhalten.

Eine geringe Steigerung des kleinen Häufchens jüdischer Anwälte erfolgte durch die Vertriebenengesetzgebung. So wurden einige jüdische Anwälte deutscher Sprache aus den Oststaaten zugelassen, die im Durchschnitt etwa 7 bis 8 Jahre jünger sind, als die noch überlebenden älteren deutschen Anwälte.

Eine junge Generation von jüdischen Juristen in Deutschland gibt es nicht, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen.

Dies zeigt sich auch insofern, als es unter den Richtern keinen jüdischen Nachwuchs gibt. Die zurückgekehrten Älteren sind meist schon pensioniert oder verstorben. Es war ein Verdienst der hessischen Justizminister *Georg August Zinn* und *Erwin Stein*, daß z. B. in Hessen mehrere jüdische Richter zum Neuaufbau der Justiz zurückberufen wurden. Erwähnt seien die Senatspräsidenten *Sachs, Goldschmidt, Kosterlitz, Buchthal, Forester* und *Richter*, wie z. B. *Brandhorst, Bruck, Strauss*, die Senatspräsidentin *May* nicht zu vergessen, eine der wenigen noch im Amt Befindlichen.

Eines der wichtigsten Ämter auf juristischem Gebiete hat der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. *H. G. van Dam*, inne. Er vertritt den Zentralrat bei den Bundes- und Landesbehörden und hat besondere Verdienste um die Entwicklung der Wiedergutmachungsgesetzgebung. Nachdem er die Berliner Justiz nach der „Machtergreifung" verlassen mußte, ging er nach England ins Exil und kehrte nach dem Kriege in wichtigen Funktionen nach Deutschland zurück. Zu seinen Aufgaben gehört auch der Kampf gegen antisemitische Strömungen.

Auf dem Gebiet des Entschädigungs- und Wiedergutmachungsrechts arbeiten an hervorragender Stelle auch die früheren Anwälte *Ernst Katzenstein* und *Kurt May* von der Claims Conference bzw. United Restitution Organization. Ihre verdienstvolle und enervierende Tätigkeit kann nicht genug hervorgehoben werden. Zu ihren Mitarbeitern gehören auch der ausgezeichnete Sachverständige *Alfred Schüler*.

So endete die einhundert Jahre lange Symbiose des deutschen Rechtslebens und der jüdischen Juristen mit einem kleinen Überbleibsel ohne Nachwuchs und deshalb – ohne unbescheiden sein zu wollen – mit dem Verlust eines gesellschaftspolitischen Faktors, dessen Potenzen sich gerade innerhalb der Entwicklung der europäischen Gemeinschaft sehr positiv hätte auswirken können.

Literaturhinweise:

Fritz Ostler: „Die deutschen Rechtsanwälte 1871 bis 1971"; siehe ferner H. Göppinger: „Die Verfolgung der Juristen jüdischer Abstammung durch den Nationalsozialismus"; Helga Huffmann: „Geschichte der rheinischen Rechtsanwaltschaft"; LG-Präsident a. D. Marx: „Das Schicksal der jüdischen Juristen in Württemberg und Hohenzollern."

Heft 4 /1971

Jüdische Juristen in Deutschland II

Von Rechtsanwalt Dr. Robert M. W. Kempner, Frankfurt am Main

Mein Aufsatz „Jüdische Juristen in Deutschland" im Heft 3/1971 von „Recht und Politik" hat ein großes Echo im In- und Ausland gefunden. Weitere Nachforschungen sowie Zuschriften ermöglichen eine Erweiterung. Dabei kann eine Arbeit über die mehr als ein Jahrhundert lange Symbiose jüdischer Juristen mit dem deutschen Rechtsleben nicht sämtliche wichtige Namen erwähnen. Befassen wir uns doch seit der Zeit des Trierer jüdischen Anwalts *H. Marx* – des Vaters von Karl Marx – über die Zeit des großen Staatsrechtlers *Paul Laband* hinweg bis über die Vertreibungszeit hinaus, bei der die Professoren *Fritz Pringsheim, Friedrich Darmstädter, Hans Neisser* und *Heinrich Rheinstrom* noch nachzutragen sind.

Als ein interessantes Beispiel für die Symbiose ist der Ordinarius für Staats- und Bergrecht, 1905/06 Rektor der Universität Königsberg, und nach dem ersten Weltkrieg Professor in Halle und Marburg, Kommentator der Weimarer Verfassung, *Adolf Arndt* sen., hervorzuheben, der für die Deutsche Volkspartei zum Reichstag kandidierte, aber einem Sozialdemokraten unterlag. Sein Sohn Adolf Arndt ist als langjähriger „Kronjurist" der SPD, MdB und Senator in Berlin ein wichtiger Faktor bei dem Aufbau der Bundesrepublik. Dessen Sohn Claus, ebenfalls SPD, ist als Mitglied des Bundestages bekannt. Der Bundespräsident Gustav Heinemann hat seinen Doktortitel in Marburg bei Professor Adolf Arndt sen. erworben.

Im Rahmen unserer Betrachtung muß auch die wichtige Rolle jüdischer Juristen in der Kommunalpolitik vermerkt werden: *Isaac Wolffson* war z. B. von 1861 bis 1863 Präsident des Parlaments der Freien und Hansestadt Hamburg, bevor der Advokat nationalliberaler Reichstagsabgeordneter und wichtiger Mitarbeiter bei der Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuches wurde. Erinnert sei auch an *Karl Hertz* (SPD), den Bezirksbürgermeister von Spandau, und den Berliner Stadtrat *Treitel* in den zwanziger Jahren. Die starke Beteiligung jüdischer Juristen in der Kommunalpolitik zeigt das Beispiel einer Mittelstadt wie Nürnberg: dort waren Gemeindebevollmächtigte die Rechtsanwälte *W. Frankenburger* (1870 bis 1889), *E. Josephsthal* (1897 bis 1918), *K. Geiershöfer* (1909 bis 1918), der Dr. jur. und Bankier *R. Kohn* (1915 bis 1919), Rechtsanwalt *M. Süssheim* (1915 bis 1919) – übrigens bis auf Süssheim (SPD) – sämtlich den Freisinnigen, Fortschrittlichen oder Nationalliberalen zugehörig.

Eine andere zu erwähnende Gruppe ist die der jüdischen Repetitoren, die ganze Juristengenerationen ausgebildet haben, bis sie wie z. B. *Erich Pollack* und *Bab* 1933 nicht weiter tätig sein durften. Der Geheime Justizrat *Heilfron* und Kammergerichtsrat *Pick* haben durch ihre Lehrbücher und Grundrisse ebenfalls Tausende junger Juristen herangebildet.

Auf dem Gebiete des Schrifttums gehören zu den jüdischen Autoren bzw. denen jüdischer Abstammung auch der Rechtsphilosoph und Völkerrechtler *Kurt Hiller*, von dem nach dem Kriege erneut wichtige Bücher erschienen sind; Kammergerichtsrat *Mowitz* aus dem Stefan-George-Kreis, dessen Nachdichtungen ins Englische weite Anerkennung fanden, sowie der Jurist und Historiker *Paul Arnsberg* mit Büchern über die Juden in Hessen. Aus der Zeit vor der „Machtergreifung" sind noch die Kommentatoren *Max Lion* (Steuer- und Finanzrecht), *Bruno Marwitz* (Urheberrecht), *Alfred Rosenthal* (Wettbewerbsrecht), *Julius Lehmann* (Handelsrecht) und nicht zuletzt *Hermann Staub*, der Handelsrechtler, nachzutragen. Der Herausgeber der „Juristischen Wochenschrift", *Julius Magnus*, ist übrigens in Theresienstadt umgekommen.

Zu den Juristen in bedeutenden Presseunternehmen gehören: *Franz Ullstein* vom Ullstein-Verlag; *Martin Carbe* vom Mosse-Verlag; *Margarete Edelheim* von der CV-Zeitung.

Von politisch wichtigen jüdischen Juristen sind noch nachzutragen: *Eduard Lasker* (Anwalt), Mitbegründer der Nationalliberalen Partei; *Hermann Cohen-Dessau* (Landtagsabgeordneter); *Richard Frankfurter*, Urheberrechtler und MdR; *Lubszynski*, Syndikus des Bundes der Industrie; *Karl Glaser*, Mitbegründer des zionistischen „Blau-Weiß"; und von besonderer Bedeutung: der große jüdische Staatsmann und Heidelberger Dr. jur. *Nahum Goldmann*, Präsident des World Jewish Congress, dessen Name auch ein Symbol für das Wiedergutmachungswerk der Bundesrepublik ist.

Während der Kriegszeit erschien in den USA das wichtige Buch „Behemoth" des früheren Berliner Anwalts *Franz Neumann*.

Einen besonderen Rang als juristische Autodidakten haben Sling *(Paul Schlesinger)*, seinerzeit der Doyen der Gerichtsberichterstatter, und Autor des Buches „Richter und Gerichtete", das ich vor der NS-Zeit und kürzlich erneut herausgegeben habe, sowie *Kurt Grossmann*, ehemaliger Generalsekretär der Liga für Menschenrechte. Dieser hatte unter anderem an der Wiederaufrollung des Landesverratsprozesses gegen den Lagerverwalter Bullerjahn und des Mordprozesses Jakubowsky sowie an dem Buch von Professor E. J. Gumbel „Acht Jahre politische Justiz" einen wesentlichen Anteil. An diesen „Projekten" haben wir damals viel zusammengearbeitet. (Siehe auch meine Schrift „Justiz-

dämmerung" – unter dem Pseudonym „Eike von Repkow", 1932).

Unter den jüdischen Strafverteidigern der zwanziger Jahre dürfen nicht vergessen werden: Justizrat *Mamroth*, Breslau; *Max Hirschberg*, München, der das Fehlurteil in dem Landesverratsprozeß gegen den sozialdemokratischen Schriftsteller Felix Fechenbach beseitigen half, sowie die Berliner Anwälte *Pindar*, *Themal* und *Gerhard Wilk*, Sozius von *Paul Levi* (SPD) und *Rudolf Olden*. In den Kommunistenprozessen von damals wurden die jüdischen Anwälte *Arthur Samter* und *Barbasch* bekannt, der Ende 1918 vorübergehend in Mecklenburg vom Referendar zum Landgerichtspräsidenten aufgestiegen war. *Kurt Bönheim* vertrat lange Jahre die Handelsvertretung der Sowjetunion in Berlin.

In der DDR amtierten nach dem Kriege außer dem Oberrichter *Cohn* längere Zeit der Generalstaatsanwalt der Nationalen Volksarmee *Berger* und der frühere Liegnitzer Rechtsanwalt *Pogorelski*. Der Frankfurter Rechtsanwalt *Franz Unikower*, früher Häftling in Auschwitz und später bei der URO als hervorragender Sachverständiger in den Schadenersatzprozessen von Auschwitz-Häftlingen gegen die IG-Farben tätig, wurde im September 1945 von *Eugen Schiffer* (der schon 1917 Unterstaatssekretär und unter dem Reichspräsidenten Ebert Staatssekretär wurde) zum Oberlandesgerichtspräsidenten in Mecklenburg ernannt. Aber bereits 1947 verhaftete ihn die SMA wegen eines nicht genehmen Urteils; er kam später in die Bundesrepublik.

Zu den Richtern, die am Wiederaufbau der Justiz in der Bundesrepublik mitwirkten, gehörten u. a. Landgerichtspräsident *Erich Lewinski* (Kassel) und die Landgerichtsdirektorin und SPD-Abgeordnete *Nora Platiel* – worauf mich Herr Justizminister Hemfler freundlicherweise hinwies –, ferner die Landgerichtspräsidenten *Camille Sachs* (Nürnberg), *Lesser* (Hanau), *Alfred Corneel* (am Hessischen Verwaltungsgerichtshof, früher Regierungsvizepräsident in Merseburg); ferner die Generalstaatsanwälte *Georg Heymann* (Frankfurt a. M.) und *Neumann* (Berlin, früher Reichsanwalt); *Ernst Wolff* (Präsident des Obersten Gerichtshofes der britischen Zone), Senatspräsident *Grunsfeld*, Düsseldorf. Ferner: Oberstaatsanwalt *Messow* (Berlin), den seine spätere Frau während der Razzia bei einer „Fabrikation" durch eine List vor dem Abtransport nach Auschwitz bewahrte. Als Anwälte beim Bundesgerichtshof wurden Professor *Kirchberger* und *Werthauer* (Sohn des Berliner Justizrats) – neben bereits erwähnten –, die Rechtsanwälte *O. Bental*, *D. Feinberg*, *F. Fraenkel* und *S. Königsberger* wieder in Deutschland tätig.

Am Wiederaufbau der Justiz in der Bundesrepublik waren auf amerikanischer Seite unter anderem die früheren deutschen Juristen *Fritz Oppenheimer* (als Berater von General Lucius Clay), *Walter Menke*, Professor *Weigert* (Sohn eines Berliner Landgerichtsdirektors), *G. Husserl* (Sohn des Philosophieprofessors), *B. Heilpern* (ehemals Syndikus) und aus England der Internationalrechtler *Kurt Lipstein* (aus der hessischen Justiz stammend), und zwar letzterer durch Universitätsvorträge, tätig.

Aus dem Exil kehrte auch der Breslauer Anwalt *Georg Fröhlich* zurück. Er war zunächst Landgerichtspräsident in Münster, später Bundesverfassungsrichter. Auch mein ehemaliger Kollege *Walter Strauss* vom Amtsgericht Berlin-Mitte, der spätere Staatssekretär im Bundesjustizministerium und europäischer Richter in Luxemburg, ist zu erwähnen.

Es war der Jurist *Gerhard Riegner* vom World Jewish Congress, Sohn eines Berliner Anwalts, der als erster, im Sommer 1942, von Genf aus dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin D. Roosevelt, authentisch über die Massenvernichtungen der Juden informieren ließ. Damals waren schon Hunderte von jüdischen Juristen aus Deutschland durch die Nationalsozialisten ermordet worden – beginnend mit dem Karlsruher Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten *Marum* bis zu den Todestransporten aus Deutschland, die am 18. Oktober 1941, also vor 30 Jahren, begonnen hatten, und denen aus dem besetzten Holland, wohin viele jüdische Juristen geflohen waren.

Ministerialdirektor a. D. *Botho Bauch* wird über die Opfer des NS-Regimes, die beamtet waren, demnächst ein wichtiges Werk herausgeben. Mit Schmerz ist aber zu vermerken, daß ich weder in den Justizministerien noch im Bundesgerichtshof, im Kammergericht, in einem anderen Gericht oder einem Anwaltszimmer bisher auch nur eine Gedenktafel für die ermordeten oder vertriebenen jüdischen ehemaligen Kollegen, Richter, Staatsanwälte oder Rechtsanwälte, habe finden können.

Literaturhinweis:

Bewährung und Untergang von E. G. Lowenthal, Stuttgart 1965: In diesem Gedenkbuch für ehemalige Mitarbeiter jüdischer Institutionen während der NS-Zeit sind etwa 20 weitere jüdische Richter und Anwälte erwähnt, die nach aufopferungsvoller Arbeit in ihren Institutionen meistens in Konzentrationslagern umgekommen sind.

Schriften der Arbeiterwohlfahrt 22

Vorschläge für ein erweitertes Jugendhilferecht

Denkschrift der AWO zur Reform und Vereinheitlichung von Jugendwohlfahrtsgesetz und Jugendgerichtsgesetz.

Bearbeitet von Christa Hasenclever
3., abschließende Ausgabe
Broschiert, 144 Seiten. Preis 4,— DM

Zu beziehen durch die
Kompaß Buch- und Zeitschriften GmbH
1 Berlin 65, Müllerstraße 165, Telefon 4 65 24 64

Taylor
Country Comm

Look-up
who is who
Leading Eyes

F.-M. Mann
at Eibs 1984

Catherine

Honig

Grant STIEFEL Foundation

Kent (12 Feb 84)
Engrossing

Eyal

Chief Policy Council

Emigrés

The influence of Jews + Labour law
and Labour relations was pronounced
by the Professors Otford

Otto Kahn-Freund
Labour Law

Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Sir Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Knighthood for his services to Labour Law

Max Gluckman
1911 Johannesburg – 1975 Manchester
Professor of Social Anthropology University of Manchester

Hugo Sinzheimer
1875 Worms – 1945 Amsterdam

Hugo Sinzheimer
1875 Worms – 1945 Amsterdam

Hans Walter Gottschalk
Breslau – Wales

Hans Walter Gottschalk
1904 Breslau – 1976 London

Hugo Sinzheimer
1875 Worms – 1945 Amsterdam

Hugo Sinzheimer
1875 Worms – 1945 Amsterdam

Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Max Gluckman
1911 Johannesburg – 1975 Manchester
Professor of Social Anthropology University of Manchester

Max Gluckman
1911 Johannesburg – 1975 Manchester
Professor of Social Anthropology University of Manchester

Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Knighthood for his services to Labour Law
All Souls Oxford
Fellow of the Law profession 1944

Otto Kahn-Freund
1900 Frankfurt a.M. – 1979 Oxford
Professor of Law University of Oxford
London School of Economics

Max Gluckman
1911 Johannesburg – 1975 Manchester
Professor of Social Anthropology University of Manchester

Max Gluckman
1911 Johannesburg – 1975 Manchester
Professor of Social Anthropology University of Manchester

Herman Kantorowicz University of Kiel in Cambridge
Lecturer + 1940

Mannheim, Herman

Lecturer London
Deutsche Forschungsinstitute in englischen Städten (1960)

Kurt May Director UNRO

Georg Schwarzenberger

Wolfgang Goldschmidt

Judiciary
Government

Ernst Wolff

Hon. Kerr

Deputy Legal Adviser for British Zone

Edward Hasluck Regional Officer OMGUS Hessen
Harold Rosenberg Bad.

Herbert Hoenig } Magistrate
Franz Fuchs Goldschmidt
Ernst Parliamentary Secretary

Eyclid Solicitors

Fürnpeer

Haas

Marcus

Drucker

Eyclid Barristers

Honig

Schumacher C. H.

Unfair Competition
Trade mark - Patents
Auditing

Rudolf Callmann NYC

Walter Derenberg

Präsident der Copyright Society of the U.S.
Panel of Experts for Revision of the Copyright Law

Friedländer

~~Walter Derenberg~~

Fusion/Kontrolle
Premerger Notification

Arbeitsrecht

Hoehiger
Hon.

Gesetz Schadensersatz - Vor Kapitalgesellschaft

Gegen

Konzept

Freiheit der Rechtswahl (choice of law)

Privat Gleichgestellt

Dürfen für Rom (Kontrollkriterien

Piercing the Corporate Veil

Unternehmenssitz zweifach

Ein Tochter

Familie - Erbrecht

Uniform Child Custody Act
Internat. Kidnapping

Brigitte Bodenheimer

Trusts
Disclaiming Trusts

} dying cobbly
Keeping the Sacket

A. Freeman
Fra H. Joseph
Newbern

Simplifying the Probate System

Reform
Langbein: In Favor 1984

Problems of Marriage Stability
and Divorce

Civil and ~~Civil~~ Procedure
and Bankruptcy
" Arbitration

Ernest Hornberger — NYU
Robert Neumann — JALE
Kirkham LeCroff — Univ of Buffalo
Richmond Stephens — Enrico Fermi
Kurt Nadelmann — Harvard
Arthur Nussbaum — Columbia
Albert Ehrenzweig — Juridical
A-

father Chief of Tax Div Dept
grandfather founder of Hochschule für Welt-
uncle Atty — leading treatise on Int'l Civil

Martin Domke — NYU
Ern. Sloppelaer — Univ of Wisconsin
Sidney Jacobs. — Case Western Reserve Univ Cleveland
~~Hans Stern~~ — ~~Univ of~~ Puerto Rico

Zivilprozess

Lehrbücher

Rosenberg: Lehrbuch des Deutschen Zivilprozessrechts — Adolf Rosenberg

Regelsberger: Pandekten — Karl Hans Regelsberger

Jurisdiktion — Nürnberger Ehrenbuch Nürnberger

Evidence — Homburger

Strafrecht + Strafprozess

USA: Criminal Procedure Reform — R. Hönig

Arbeitsgerichtsbarkeit

Arbeitsrecht: Journal — Volkmann

Int Commercial Arbitral

Arbeitsrecht in Polen — Hein Kronen

Schiedgeweiler

Danke

Arbesbach

Hoeniger

Honig

Riesenpfeg
Waldenau

Horten

Steinoelen

Offa Walkel
Mitglied

Herr Gruppe und die
Alt Doppelbesetzung ab

Encyclopedia

US - Empire Antitrust

IPR

Insolvenz — ~~Ricsantest~~ — Nadelm — (~~Kill~~)

Procurement — Magdalena Silnock

Familien

Einheit — Rheinland

Kartell- Export — Schiffahrt Lane

Government - Pain — Frieden NZ

Arbeitsrecht — Kal - Future

Zivilprozess Partei — Col Lane

Vollstreckung + Insolvenz — Riesenfee Bankruptcy
Staat & Kontrolle der Wirtschaft — Family Antitrust

Empfehlung als Sachverständige vor Gericht

Ein Fall — Fünf Lösungsansätze

Bernstein Tote Lehrer — Entfernung / Ersatz

Tucher-Bild — Ersetzung

Sieben Fälle — Traum und Verbrechensschlaf

Herstatt — Traumatische Konflikte

Fortbildung der KGdA im Ausland

Himmel ~~Silvert~~ Klara Dietzen — Doppelt Rechtsgängig

Kulturelle Ressentiments

Collateral Effekte

Gottschee Judaica — Ersetzung

1 Action Chief
DEW
APS

Interhandel Case

VS Rogers

vs.

US Watchmen of Switzerland

IOS

Counsel for
Silvain Zamansky
Paul Feuling
re: Colyer Committee

Or Swiss Law

Magdalena
Schaad

Criminal Law
Criminal Procedure

Hans v. Hentig — founder Victimology
"Crime Its Causes and Conditions"

Helen Silving — Univ of Puerto Rico
"Oath"

Richard Honig — NYU

Otto Kirchheimer — "Politics in Justice"
Columbia: Criminal & Political Science

Hans Julius Wolff — Philosophy & Jurisprudence
on Germ Criminal Law and Procedure

Hans Reisce (Austria) — Univ Chicago
"The American Jury"

Roma Law
Legal History
Canonic Law
Papyrology

Ernst Levi — Seattle Univ. of Washington

Adolf Berger — City College NY
Encyclopedia: Dictionary of Roman Law

Erstes griechisches Buch — Fritz Pringsheim — Papyrology

David Daube — Berkeley
Regius Professor Oxford
Specialty: Hebrew law

Stefan Kuttner — Medieval Canon Law
Cardinalis - a canonist concept

Guido Kisch — Jüd. Recht i. Mittelalter
Sachsenspiegel und Bibel

Hans Wolff — Oklahoma City - Kansas City
1933 to Turkey
Roman & Canonic Law

Richard Honig
Das ansatzlose Strafrecht
Bedeutung für das Kirchenrecht

Late Basil

E. Volterra
Die Kirchenväter

Bruck Harvard

Rechtsbeziehungen

Casebooks

Rheinstein — Academic Exchange

Schlesinger — Rechtsvergleichung

Riesenfeld — Sozialversicherung

Creditor Remedies and Debtor Protection
(Gläubigerschutz und Schuldnerschutz)

Völkerrecht + Verfassung

Kessler - Gilmore — Contracts

Returnees

Guido Kisch Halle

1937 Research Assistant
Hebrew Union College IUJ

1942-46
Research Assistant
Univ. Notre Dame Indiana

Basel, the Cradle of Humanism
called him back

Hans v. Hentig 1866-1974
Kiel
became Dean of the Bonn Faculty

Gerhart Husserl wanderte im Oktober 193[illegible] in die Vereinigten Staaten aus. Von 1938 bis 1940 war er Gastprofessor an der University of Virginia und von 1940 bis 1948 ordentlicher Professor an der National University in Washington D. C., wo er amerikanisches Recht lehrte. 1946—1947 war er in der Rechtsabteilung der Militärregierung in Berlin unter General Clay, 1948—1952 im amerikanischen auswärtigen Dienst in Berlin und Frankfurt unter McCloy tätig. Von 1952 bis 1953 war er Gastprofessor in Köln, danach wurde er emeritiert. In Freiburg wurde er später zum Honorarprofessor ernannt. 1955 veröffentlichte er die gehaltvolle Schrift „Recht und Zeit, fünf rechtsphilosophische Essays". Husserl erwarb sich große Verdienste durch seine langjährigen Bemühungen um eine Reform der Ausbildung der deutschen Juristen; der von ihm geleitete Arbeitskreis veröffentlichte 1960 das Werk „Die Ausbildung der deutschen Juristen, Darstellung, Kritik und Reform".[13]

Rchmen from England

High Positions - Judiciary

Ernst Woeff President
Supreme Court for
British Zone

Edward Marsden Register
ORG Herford

Harold Romberg " Berlin

Honig Regierungsrat

References

Prof. Kurt Schuez — emig. Tutor in Oxford — Rom Law to BONN
Albert Ehrenzweig — to Vienna
Prof. Hedwig Hintzen — 1896 - Lord Mayor Hamburg
a distinguished Personnel aide to Mississippi

Otto Braun
Memoirs + Essays 1948
"Von Weimar zur Hitlerdiktatur"
Gerhard Leibholz

1901 Berlin — Memoirs for Oxford
1947 to Göttingen
Professor of Political Science
Bundesverfassungsgericht
Werner Markx — to Nürnberg
Beamtenrecht
Eduard Fischer
returned to Düsseldorf
Ernst Fraenkel 1898 Born
Chair für Amerikanistik Berlin
Felix Pringsheim
Oxford
returned 1946 to Freiburg
Rechtsvergleichung Griechisch. Recht

Robert Kempner — Deputy Chief Prosecutor

Retired 1945

Heinrich Hoerig — Hunger Strike

to Frankfurt

Labor Law

Gerhard Hoerle — Nazi Uniform Ware

to Cologne

"Reform of Legal Education"

Hans Julius Wolff — Row

Panama, Oklahoma City

Kansas City

to Illinois and Florida

"History of Roman Law"

Returnees and Exchange program

Exchange Program / Cuba participation

Fulda + Tübingen

Konstanz + Frankfurt

Köln + Frankfurt

Rheinland Ehrenberg + Cologne and Regensburg

Frankfurt + Bonn

Saarbrücken + Bochum

Kurt Sieberns in Würzburg

Ulrich Steiner + Heidelberg

Alex McCarroll Oceania Vienna

Rudolf Litterer Legal Philosophy Erlangen

Ernst Kaufmann Freie Universität Berlin

Otto Kirchheimer Freiburg

John Herz Berlin

Weichmann war einer der Opfer von Hitlers Ausgebürgerten, die zwischenzeitl. Kabinettsrang erhielten. Rudy Katz kam aus NY wurde Justizminister in Kiel und Richter am BVG. Josef Neuberger kam aus Israel u. wurde Justizminister in NRW.

wieder nach Deutschland gekommen, Grünhut hat keine der Berufungen angenommen, die ihm zuteil geworden sind, Sir Kahn-Freund der große Arbeitsrechtsrechtler hat geschrieben: "In diesem Lande Deutschland werde ich nie mehr leben können."

Aber neben diesen Enttäuschungen gibt es eine ganze Skala von sehr positiven Reaktionen. Es gab Begeisterte, die die erste Gelegenheit wahrnahmen, zurückzukehren und mitzuhelfen. Paradebeispiel: Weichmann, der Oberbürgermeister von Hamburg, bekam in den ersten Tagen von 1945 ein Telegramm von Max Brauer: "Komm zurück zu unseren Trümmern, ich brauche Menschen wie Dich!" Und er kam. Sofort. Sofort. Und mit ihm kam eine Reihe großartiger Juristen, die inzwischen amerikanisches und englisches Recht verstanden haben und die Rule of Law in die Praxis in Deutschland umsetzen konnten. Ich denke an Ernst Wolf, den ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofs für die Britische Zone, ich denke an Landgerichtsdirektor ~~H~~eissner in Düsseldorf, ich denke an Gerhard Leibholz, verschwägert mit Familie Bonhoeffer (von Freisler und seiner Rotte umgebracht), später als Richter beim Bundesverfassungsgericht tätig. Ich denke an Fritz Schulz, der nach Bonn zurückgekehrt ist, an Gerhard Husserl (Arbeitsrecht), Julius Wolf, Hentig, ~~Brinxenheim (?~~ Pringsheim), um nur ein paar Namen zu nennen von Persönlichkeiten, die umerzogen im Common Law, im amerikanischen Recht, in Deutschland die Praxis als Lehrer wieder aufgenommen haben.

3. ...und bisherige Schulung in den ersten beiden Phasen führte, bei ihnen zu - was ich nennen möchte - eine "Charakterveränderung". Ich meine damit folgendes: Diese Personen, die jetzt berufen waren mitzuwirken am transatlantischen Rechtsverkehr, haben amerikanisches Recht gelernt, nicht als Gäste, nicht als Stipendiat. Kein Forschungsauftrag hat sie nach Amerika gebracht, mit vier Ausnahmen:

- Rheinstein
- Kessler
- Nussbaum
- Rabel

Lord Denning: "The function of lawyers is to find a solution to every difficulty presented to them; whereas the function of professors is to find a difficulty with every solution".

Dean Gilmore (YALE)
"Their extraordinary achievement was to become a common lawyer without ceasing to be a civilian".

Da gab sie ihre Unbefangenheit und Beweglichkeit zu Bescheidenheit und Befangenheit erzogen.

The "axioms" or unquestioned assumptions of an alien culture must be experienced in their setting.

The basic problem for the lawyer dealing in a foreign country is to adjust to local legal, business and social realities. Although he need not be familiar with foreign law, he must understand the environment of the foreign country. When he assists a corporate client in negotiations involving business transactions with or investments in developing countries, the lawyer must, above all, be a diplomat.

GEORGE W. BALL has said about the role of the lawyer:

The principal thesis that I wish to advance here is that, aside from the procedural or substantive problems which these activities present for the lawyer as technician, the lawyer in international transactions is also an interpreter of systems and habits of thought with a responsibility for bridging the gulf of disparate national experiences, traditions, institutions and customs. Most frequently the real barrier to successful international transactions is not language in the philological sense but a failure to communicate adequately because of imperfect assumptions as to how the other party thinks about a problem.[1]

The American lawyer faces a different set of problems when he provides counsel to a foreign industrialist, who wishes to produce or invest in the United States. There he must think not so much of equipping himself to give adequate substantive advice as of educating his client in areas in which he can be helpful. Because of the fact, previously mentioned, that the bar in foreign countries has failed to develop institutionally in parallel with the development of corporate business, businessmen in foreign countries only occasionally understand how to use the services of American lawyers effectively.

The second area involves acquaintance with the language, literature and

Comparable by force
not by choice

3. ...~~und~~ ihre bisherige Schulung in den ersten beiden Phasen führte, bei ihnen zu - was ich nennen möchte - eine "Charakterveränderung". Ich meine damit folgendes: Diese Personen, die jetzt berufen [illegible] mitzuwirken am transatlantischen Rechts- [illegible] gelernt, nicht

Amerika [illegible]
mußten sich anpassen an die formlose, natürliche und humorvolle Art, die der Amerikaner auch in hohen wissenschaftlichen Stellungen zur Schau trägt. Jeder, der Kronstein oder Riesenfeld oder Rheinstein oder Kessler oder Nußbaum kannte, würde die natürliche Art und die pädagogische Liebenswürdigkeit, mit der diese Persönlichkeiten agierten, bewundern und Vergleiche mit der Heldenverehrung anstellen, die gewisse Kollegen in Deutschland anzustellen pflegen. Die Arro- [illegible] der angeschuldigt-skeptische Typ von Lehrbeauftra Gewicht sie [illegible]
Isolation und Befremdung akademischer Arroganz und Verknöcherung
Dieser Grad der Veränderung hat diese Personen prädestiniert, in USA erfolgreich zu sein.

5. Und ein letz[illegible]gruppe war wichtig. Wir sprechen jetzt von Leuten, die nach Kriegsende alle 50 bis 60 Jahre alt waren. Ich habe in einem

Denkansätze → Rezepti—

haut USA

Contract of Every Property
Trade with Every
outside Direkt — Deutschland AG

Gewährleistung (Schlesinger)
Adhäsionskontrakt (Kessler)
Offer and acceptance (Schlesinger)
UCC Commercial Code (Rabel + Kessler) na Llewly—
Sozialversicherung (Riesenfeld)
Insolvenzrecht (Nadelmann + Riesenfeld
Culpa in contrahendo } Kessler
Anfechtung der Commercial }
Trademark Dölle, Lauda
Unlauterer Wettbewerb Callmann, Kronstein
Trust Freeman Nussbaum
Collateral (Corbin-A) Kessler

Hella Silving
Bürgschaft Rechtshilfe Riesenfeld, Ristau, Homburger
Schiedsgericht Dölle, Kronstein Lachmann

Staatsrecht - Verwaltungsr Löwenstein Kel—
Eric Stein
Arbeitsrecht Arbeitsrecht Hueck
Hueck

IRP Vicregali
Right
als "Vorrecht Lösung

Rabel-
Kleinfeller
Nussbaum
Kessler

Riesenfeld
Ehrenzweig
Schlesinger
Lenhoff

Deutschland – Transfer – Recepi
Transplantation
Land Sachsen

Bank – Börsenrecht – Kreditvertrag
Option
Prospekthaftung
Leasing
Factoring
Leveraging

Tender Offer
Merger Acquisition
Kapitalanlegerschutz

Verbraucherrecht

Frankfurt

Kartellrecht

Friedländer, Kromm

~~Zivilprozess – Richter~~
Prozessrecht

Jochen Jacoby

Umweltrecht
Vergaberecht

Sozialrecht

Steuerrecht Bayerische Landesbank

Enthusiastic
Cooperation:

Rückfluß
Remigres
Returnees

"Kommzurück"
Emigres Returnees

Government: (With ranks of Chief of State)

from NY { Herbert Weichmann: "1945 Telex from Max Brauer
Rudolf Katz: Attorney General Silleswig-Holst.; formerly Ag from
Josef Neuberger " " NRW } then Vice Bürgermeister

Judiciary:

Erwin Wolf — Präsident OLG Frankfurt
Frederick Eisner — OLG Düsseldorf
Rudolf Katz — Vice Präsident of Bundesverfassungsgericht

Contracts and Conveyancing

Fritz Kessler

Kessler-Silmar on Contracts

Adhäsionskontrakt
Culpa contrahendo

Carl Auer

Bürgerliches Recht

Rudolf Schlesinger

Rosenmeier
Natur des Vertrags
Augebot - Annahme

"The Common Law"

Dean Wilcox of Cornell — "If Nobel prizes were awarded to Jurists I am confident that Prof. Schlesinger would be a Nobel Laureate"

Stefan Riesenfeld

Gläubigerverzug
Schuldnerverzug

Schuldverschreibung

Wiederkaufsrecht

liability without fault
from Shipping
enterprise liability

Ehrenwort

Withdrawn.

Legal Aspects of Foreign Investment — Wolf Friedmann
Joint Under Venture
Future of the Oceans

Money & the Law 1954 — Arthur Nussbaum

Rudolf

Verschiedenes

Rajchel — UA-UVA

Sozialversicherung

Kessler
Ehrenzweig
Stiefel

Pfennigdorf
Riesenfeld

Jurisprudence

~~Legal~~ Political Philosophy

~~Legal Education~~

Political Sociology

Edgar Bodenheimer — Univ. of California

~~Hans Kelsen~~ — ~~Berkeley~~

~~Max Radin~~ "

Gerhard Husserl — Nat. University, Washington

Joseph H. Beale — Harvard Professor Emeritus

Roscoe Pound — Harvard Professor Emeritus

Dank

Hüeber + Nüesch

Höhere Entwicklung Raum der
Reklamologie und Reklametechnik

Öffnung der Welt zu Reklamekunst

Rechtsphilosophie
Rechtsphilosophie

Th. S. ...

Law & Change in Society (1971) W. Friedmann
The Changing Structure of Int. Law (1964

Political Power and the Governmental Process (Allg. Staatslehre) Karl Löwenstein
Verfassungslehre Verfassungspraxis der USA

Cultural Relations as a Instrument of US Foreign Policy
Dept. State Publ 1978 H. Kissinger 1974
The Existentialist Tragedy - US-Germ 1945-1954

The Administrative State. An A
An Introduction to Jurisprudence (1957) Marks-Marx
(Proper Solution

Politologische Analyse des amerikanischen Regierungssystems Ernst Fraenkel

Strukturanalyse
Strukturdefekte der Demokratie
und deren Überwindung

Grundgedanken der amerikanischen Verfassung und ihre Verwirklichung Karl Carstens Einführung von Fraenkel

Römische Rechtsgeschichte
Kirchenrecht

Encyclopädie der Rechtswissenschaft — Richard Herzog

Medieval Canon Law
Cardinalis - a canonical concept — Stefan Kuttner

Die Kirchenväter, ihre soziale Ethik — Eberhard Stock

Sachsenspiegel und Bibel
Jüdisches Recht im Mittelalter — Jacob Katz

Papyrologie
Einfluß des jüdischen Rechts — Fritz Pringsheim

Studia Biblica
Weisheit in der Bibel! Gastprofessur Konstanz! — David Daube

Bonner Festschrift

Dictionary of Roman Law
From Jus Civile to Civil Law (FS Kunkel) — Adolf Berger

Savigny Festschrift — Ernst Levy

Egyptian Papyrology
~~Hellenistic~~ & Roman Law
Written and unwritten Marriage
in Hellenistic and Postclassical Roman Law — Hans Julius Wolff
† 1983 Munich

Brazil

all pupils of Liebau

Eli Rico Julio Liebeman

Civil Procedure. Luiz Stelio Soares Pelle-

to Pretorio 1939

1973 Pretorio Code

Roy Durand pupil

Brazil pupil Liebau

1940 Born Volin

Belg-

Klinghoffer Herbert Max

Roy McKay

Tulio Ascarelli

Pupil Commercial Law

1940 Argent-

Association
~~School~~
Research Center
Affiliation
Exchange University

Chicago - Frankfurt

Berkeley - Köln

Columbia - Loyola

Chicago Training Program for Judges ~~Lawyers~~ Reporters : Rhein

NY Parker School : Nimbus

Columbia

Chicago Comparative Law Review : Rheinland

Cornell

Common Core : Salzburg

American Foreign Law Annual

American Society for Comp Law

Antitrust
McGowan
Donk

Salzburg
Warsaw

FROM THE DESK OF

FRIEDRICH S. BRODNITZ, M. D.
157 WEST 57TH STREET
NEW YORK, NEW YORK 10019

TEEMPLETON 8-9130

Dear Grant, this is a piece of history
and a little one of my own.
It may interest You
kindest regards,
Fritz

SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

FROM THE DESK OF

FRIEDRICH S. BRODNITZ, M. D.
157 WEST 57TH STREET
NEW YORK, NEW YORK 10019

TEEMPLETON 8-9130

Dear Grant, this is a piece of history and a little one of my own.

It may interest You

kindest regards,

Fritz

Friedrich S. Brodnitz, M.D.
157 West 57th Street
New York, N.Y. 10019

MEMORIES OF THE REICHSVERTRETUNG /

A PERSONAL REPORT

by

FRIEDRICH S. BRODNITZ

Read before the Joint Meeting

of

The Federation of Jews from Central Europe

The Leo Baeck Institute

Jewish Philanthropic Fund of 1933

December 10, 1984

To be invited to deliver this lecture is an honor. At the same time I approach it with a great deal of hesitation. The more I thought of it after accepting this assignment the more I realized that it is a very difficult task. One should write a book about it, and quite a number of my friends have urged me to do that. But whenever I considered approaching this task I have always hesitated for a very human reason.

Of the first group of men and women who started the Reichsvertretung in 1933 very few survived the Holocaust. And of the few who immigrated to other countries, death has claimed most of them. Rabbi Max Gruenwald is the last one around of the original governing body of the Reichsvertretung, and I am the last one around of the original executives of that organization. Every time I started to consider organizing my memories of that time some kind of unconscious guilt kept me from sitting down in the comfort of the survivor. Very few of us went out of Germany at an earlier time, in my case in 1937. The others stayed behind, and they paid with their lives for the task we started together. And it has remained on my mind: did I deserve to survive while they perished?

On the other hand I realize that it would be important to write about these first years of the Reichsvertretung. Quite understandably, the Holocaust with its unimaginable horror has drawn the attention of the historians; whole libraries have been written about it. For some strange reason very little has been written about these first years, from 1933 to 1938, the prelude to the Holocaust. The historians tell us that history should

not be written by "witnesses." But historians who are depending on papers, newspapers, documents and books will miss the flavor of actual events. That is why I feel that I should overcome old hesitations, try to bear witness and draw on old memories of those years.

As far as I am concerned it all started at some time in the summer of 1933. My good friend Dr. Otto Hirsch, former high official of the government of Wuertenberg, the builder of the Main-Nechar Canal, having lost his job after the start of the Nazi Regime, had come to Berlin. At that time negotiations were going on to create under this emergency situation a special agency which could speak with one voice for all of German Jewry--all congregations, all organizations from right to left, Zionists and non-Zionists, large and small cities. It was clear to all concerned that Rabbi Leo Baeck, the man who probably had the greatest reputation among all Jewish Rabbis, should be the president of that new organization. But Otto Hirsch had been under strong pressure to assume the chairmanship of this central organization. Nobody was better fitted for that task. A great gentleman, deeply cultured, a great Jew, he would be accepted on all sides. I tried to persuade him very enthusiastically to accept this burden. I have to confess that it has been on my mind whenever I think back to those years that I was one, among others, who persuaded him to accept this job for which he ultimately paid with his life.

He said to me he would have to think it over, and he would have to talk it over with the official people who worked on this project. And, he said to me, "If I accept, you have to promise

me something. I shall need a large staff of experts and I want you, too. I want to have a good friend on my staff."

Came the summer, came the autumn, and then in October my friend Fritz Borchardt and I went to Israel--at that time still Palestine--to write a series of articles for the CV Zeitung. On the boat going home we were hit by the shock that our good friend Ludwig Tietz had suddenly died by his own hand. It was not only a great loss for us and his many friends, but for German Jewry as well. Among his many Jewish activities was the last one--together with Carl Melchior--the Central Committee for Help and Reconstruction, the forerunner of the Reichsvertretung.

From Marseille we went to Paris, and hoped to spend a few days there before returning to the hell of Germany. But I got two telephone calls in quick succession. One came from the group that Ludwig Tietz had started, the so-called "Reichsausschuss der Juedischen Jugendverbaende" (Central Committee of Jewish Youth Organizations), with about 60,000 members organized in a large number of youth groups: Zionists, non-Zionists, liberal and orthodox, educational and sports. The call came from the Board of the Committee, telling me that they had discussed who could take over after Tietz had gone and had decided that they wanted me as their chairman. They felt that I could offer the same impartial attitude that Tietz had brought to this rather complicated group.

And shortly afterwards came a call from Otto Hirsch. He said, "You may be out of touch with things while away, but now the "Reichsvertretung der Deutschen Juden" (Central Representation of German Jews) has, at last, become a reality. I have to assemble

a staff, and I want to remind you of the promise you gave me in the summer." I asked him, "What do you have in mind when I join you?" He told me: "You are a born writer and a good public speaker. When we had our good talk in the summer and discussed our ideas about a structure for this future organization, you mentioned that in addition to experts for emigration work, schools, welfare, we shall need somebody who organizes a department of publicity and relations with the press, Jewish and non-Jewish press. I want you for this task."

So I took the night train to Berlin, and the next morning I sat behind a desk in the newly opened offices of the Reichsvertretung (R.V.). It was a strange situation: learning a job while working in it. I had never dictated a letter to a secretary before, I knew nothing about administration or a budget. It was an exciting adventure.

What Otto Hirsch had assembled as his "cabinet" was a most unusual group of gifted people from all walks of life: Arthur Liliental, his chief of staff, a former judge; Fritz Borchardt, our treasurer, who came out of big industry; Adolph Leschnitzer, from higher school administration; Paul Eppstein, from Academics; Hanna Karminsky and Cora Berliner. With all these different backgrounds it was a very homogenous body of co-workers. In the four years that I had the honor of being a member of that staff, I cannot remember a single moment that we had amongst ourselves any problems. Of course, in the Board of Directors, which was composed of representatives of the large Jewish organizations and communities, differences of opinion were more frequent. But there, too, memories of a "witness" are different from that of today's

historian (see the very interesting article by Jacob Boas in the Leo Baeck Yearbook XXIX). As one who sat for the first four years in every single meeting of the Board of Directors of the R.V., I have to agree with Boas that internal Jewish politics played often a sometimes less gratifying role. But the witness has to add that these disagreements were balanced by a sense of common fate and a working together on the tremendous problems of those years.

At those meetings Rabbi Baeck, presiding over the deliberations, set the tone for unity of purpose. To watch him doing this was a lesson in leadership. Presenting a point to be discussed, with his intellectual elegance he outlined it with a few brief sentences. During the next hour or even longer, Jews being great speechmakers, everybody talked at length. Only then Dr. Baeck took over: "Well, Gentlemen, if I consider what has been said here, it seems to me that we may agree on the following." And he summed it up in a few precise sentences. Everybody agreed and it was so decided.

But only after you were out of the room and if you had a good memory did it occur to you suddenly that what Dr. Baeck had said at the end of the discussion was exactly what he had already outlined at the beginning.

One of the lessons we had to learn was that even a totalitarian regime is not as monolithic as it looks from the outside. There are, at least at the onsight, crosscurrents that can be useful. A good example was the so-called "education transfer." To understand it one has to consider the financial situation of the R.V. For instance, the budget for the year 1936 amounted to

2.9 million marks. Of this amount 1.3 million marks came from contributions raised through various inland sources, but 1.6 million marks was obtained from the American Joint Distribution Committee and the Central British Fund. This created a problem because these contributors, particularly in America, objected more and more to giving help to the Nazi economy by sending foreign currency into Germany. A solution to this problem was found through negotiations with the German Federal Bank, where old-time officials had not yet been replaced by Nazis. After long negotiations, mostly by our treasurer, Fritz Borchardt, an agreement was reached. Parents who had already sent their children abroad for education paid money in German marks to the R.V., for which in turn we were credited for an equal amount in dollars by the American Joint Distribution Committee for distribution to the children in Paris, London or Amsterdam. This way the contributions of the foreign organizations were still available to the R.V. without any foreign currency entering Germany. Of course, no Nazi-dominated authority would have agreed to the mechanism, but the negotiation with a not yet nazified authority made it possible for us to accommodate the understandable objections of our foreign contributors.

Before going into detail about the work I did as the press chief of the R.V., let me mention the situation of the Central Committee of the Jewish Youth Organizations because it is another example of the crosscurrents within the Nazi Party. Before he died, Ludwig Tietz, as the chairman of this Central Committee, had started negotiations with the so-called Reichsjugendfuehrer (Reichs-Youth Leader). As the result of these negotiations

completed by me as Tietz's successor we obtained a formal letter which stated (in translation): "I affirm the Central Committee of the Jewish Youth Organizations as the only responsible central organization of the Jewish youth which has the right to give out leadership documents to its youth groups. Signed: the Youth Leader of the German Reich." This amazing document made it clear to us that between the Reichsjugendfuehrer and the Gestapo there existed a fight for power. What the Reichsjugendfuehrer did by giving us this astonishing concession was just a part of the subterranean fight with the Gestapo.

In any case the visits to the very elegant headquarters of the Reichsjugendfuehrung were a kind of weird experience. The top men we met there were a strange mixture of German Youth Movement and the dueling fraternities of the universities, treating us with a deliberate, extreme politeness.

Of course we made full use of this permission, preparing very official-looking documents of identification for all leaders of youth groups. I must have signed more than a thousand of them. The documents had a facsimile of the authorization by the Reichsjugendfuehrer, a photo of the bearer, name of the youth organization and an inscription: "This organization has been reported to the Reichsjugendfuehrer and belongs to the solely responsible Central Organization of Jewish Youth."

On many occasions it protected group leaders from interference by the Gestapo. It made it possible for us to maintain a number of hostels for youth groups. On one occasion--grotesque when you think about it--we could have in a suburb of Berlin a kind of sport festival in a big sports arena with hundreds of

young Jewish athletes competing.

Of course, my main effort had to be dedicated to the running of a press department for the R.V. The first task was to keep a watch of the German press by subscribing to a special surveying service. Every morning I got a big envelope with over a hundred clippings from newspapers, German and foreign ones. One had to learn to read through them at high speeds and mark with a red pencil those which were of importance for the department chiefs.

In addition I had to act as the representative of the Jewish publications, such as the non-Zionist "C.C. Zeitung" and the Zionist "Juedische Rundschau" when they had problems with interference by the various Nazi authorities. In 1935 the government appointed a special commissioner for the Jewish press who put increasing limitations on the writings of the Jewish editors. At the meetings with the commissioner the editors agreed that I should act as the spokesman for the Jewish press.

Once a year the press department had to prepare a big volume of a report on the work of the R.V. It was submitted to every community, every congregation in Germany, and was sent abroad to the American Joint Distribution Committee, the American Jewish Committee and to the Central British Fund, our contributors. To prepare these voluminous volumes all the department chiefs were asked to provide me as fast as possible with detailed reports about the work done by them and about as many facts as possible on the impact of the Nazi regime on the Jewish communities. Once the reports had come in I had to bring it all into a concise and readable form for publication. I brought one set of these

reports to America and gave it to the Leo Baeck Institute. I can say honestly without pride of authorship that anybody who wants to study Jewish life in Germany during the years of 1933-37, such as emigration, economic help, school systems, cultural activities, should study these reports, about 150 pages full of statistics and facts.

So much can be said about the official part of my work. More important was the secret attempt to inform the world outside of Germany about what was happening to the German Jews. It is amazaing how long it took for the world outside of Germany to realize what was going on. The paper "The American Press and the Persecution of German Jewry" by Deborah E. Lipstadt (Leo Baeck Institute Yearbook 1984) gives a good illustration of the lack of information and of willingness to accept the truth about the Nazi regime. It was true not only for America but next door to Germany, too.

A cousin of mine, a young lawyer, left Germany in 1934 and went to Paris. Among other introductions he had a letter that his father, himself a lawyer, had written to a colleague whom he knew professionally. This gentleman received my cousin rather well, invited him often to his house and inquired always about what went on in Germany. In 1935, after the Nuremberg laws had made the front pages, my cousin was again invited for dinner at this lawyer's house, and found the old gentleman with the "Temps" in his hands, greeting him with: "But Monsieur Herzfeld, that is really <u>all</u> <u>true</u> what you have told me." This from a well-informed man who read many newspapers.

Considering this situation it seemed to us of great importance to establish connections with the correspondents of the great

international newspapers. Furthermore, one has to understand that in the first four years, 1933-37, the Nazi regime was still very eager to present to the outside world a relatively respectable image. By informing the foreign correspondents about detailed facts of the persecution of the German Jews one could hope of at least slowing down the anti-Semitic acts of the regime.

I had many talks with Leo Baeck and Otto Hirsch about establishing such connections. Of course we kept these actions strictly to ourselves, considering the considerable playing with fire that such work involved. I had already established such connections before working for the R.V. One of my former patients was one of the best journalists I ever met: Norman Ebbut of the London Times. A man of strong convictions, strongly opposed to what was going on in Germany. He had to fight constantly with his own editor-in-chief in London, who, like the editors of many other papers, wanted to play things down or did not quite believe completely what was happening in Germany.

Ebbut had fantastic resources of his own. In April 1933, before the time of the Reichsvertretung, a number of good friends of mine, among them Ludwig Tietz, Fritz Borchardt, and myself too were arrested by the S.A. We spent a very uncomfortable night at the headquarters, being roughed up a bit, before being rescued the next morning by some of our friends who could appeal to some man on the top.

The same afternoon Mr. Ebbut appeared at my office to find out what happened. Asking him how he knew about it, he just said, "I have my sources." Now he wanted all the details for his paper.

I have never met a journalist of this caliber who never wrote down a word while interviewing you. If one then bought the Times, which was still possible in Berlin, one found the story there verbatim as one had told him.

Another journalist who became one of my "outlets" was Edgar A. Mowrer of the Chicago Daily News who was later expelled from Germany. Back home he wrote an excellent book: "Germany puts the clock back."

What I learned very quickly was to limit such dangerous contacts to as few persons as possible, and to distinguish between first-class journalists and those writers who are willing to sell the souls of their mothers for a headline in the next edition of the paper. I knew that these few men with whom I kept contact could be relied on for their discretion. Let us say that some outrage had happened somewhere in Bavaria which was then reported in the Chicago Daily News. It would not appear under Mowrer'r by-line in Berlin, but anonymously as reported from, let's say, Nuremberg, which made the Gestapo search there for the source of this news.

One Sunday morning Mowrer called me up and said, "There is an interesting lady in town and I would like you to meet her." So I went over to his apartment which was opposite to one of the big parks where one could survey the street easily to make sure that there was nobody watching on the street. There was Dorothy Thompson, one of the best known journalists of that time, who had been sent to Germany by the Saturday Evening Post to write six articles on the persecution of the Jews in Germany for $3000 a piece. She had not the vaguest idea whom to approach and had

asked Mowrer for help. We sat together for three hours, and I tried to indoctrinate her as much as possible.

In any case, the best connection I could develop was with the New York Times. The Times had two correspondents in Berlin, Guido Endres and Otto Tolischus, both excellent men of compassion and skill. To get in touch with them to feed them some important news one had to protect one's identity. Near their building was a small movie house where on a number of times we met in the last row, sitting there in the dark exchanging information. Of course one could not use the telephone in our office, which was probably under constant surveillance. And one had to use cover names. Just to give you an example how things were handled. One morning in 1935 we learned that during that night the big synagogue in the Prinzregentenstrasse was smeared all over with red swasticas and Nazi slogans, the first time that that happened. I alerted my friend Alfred Hirschberg, the editor of the C.V. Zeitung, who got into his car with one of his staff photographers. They drove four times around the block where the synagogue was, each time photographing the facade of the synagogue. In the afternoon I had four 8x10 good enlargements of the photos.

I went down to a telephone on the street corner and called Mr. Tolischus at the office of the Times. Using a cover name by which he knew who was calling, I told him: "I would like to see you. Could I come to your office at 4 P.M." This meant in clear talk: I shall be at 3 P.M. at the garden of a well-known coffeehouse on the Kurfuerstendamm. Should somebody overhear this street telephone they would send somebody to watch the office after Tolischus had already left.

At the agreed time I was sitting at a table at that coffeehouse with some newspapers on the table. Then Tolischus would pass by, acting quite surprised to see me there, and I invited him to have a cup of coffee. He sat with me for a short while and then left, picking up some of the newspapers on the table inside of which were the photos of the vandalized synagogue. That same evening the photos went with the diplomatic pouch of the American Embassy to New York and appeared with an article by Tolischus in the Sunday Magazine of the New York Times.

Of course, we asked ourselves quite often how much these risky attempts to inform the outside world did achieve anything. At least, we hoped in those days that it would help to delay somewhat the process of the steady tightening of the Jewish persecution. One has to understand that in those first years of the Nazi regime the Nazis had a great desire to be "hoffaehig," to be accepted abroad as a respectable kind of government. For this reason the foreign press still had an influence on the behavior of the Nazi regime.

One day Tolischus talked to me and mentioned that the people in the American Embassy would be interested to have some source of information within the Jewish organization. Of course, it was impossible to go near the American Embassy; that would have been suicidal. But the Consulate General with his big traffic of visitors would be a possibility. That too had to be handled with care, considering the very anti-Jewish attitude of too many of the consuls at that time. But Tolischus told me that one of the consuls, a Mr. Geist, was a shining exception to the general apathy and disinterest that for many years existed

in the American Consulate. Berlin was at least a little better than the Consulate in Stuttgart in southern Germany; that had a reputation for downright anti-Semitism. But Consul Geist was an exceptional man; he was a Quaker and for that reason alone a man of deep sympathy with persecuted people. So Tolischus introduced me to Geist, and I must say that meeting him was one of the most interesting, heartwarming and fruitful connections of that period. With so many German Jews visiting the Consulate General trying to get visas it was relatively safe to go there to see Geist. He was a good listener, eager to get as much detail about what happened to German Jewry. To serve better as a kind of transmission belt to the Embassy, he suggested that I could dictate reports to his secretary, who was absolutely discreet and safe. So once in a while I sat in a quiet back roon of the consulate dictating long reports which then went over to the Embassy and ultimately to the State Department.

As a matter of fact, I got proof of Consul Geist's discretion after the war when I saw professionally Mr. Messersmith, who served for a short time in Berlin as the acting Ambassador. We fell into talking about those years in the thirties, and when I mentioned Consul Geist and my connection with him, he said, "Oh my god, you were the one whose reports I have read." Geist had kept my name quite to himself to minimize the danger as much as possible.

Another possibility for an outlet of information to international Jewish organizations opened up in Holland. Dr. Alfred Wiener, a former executive of the Central Verein, had emigrated to Amsterdam and had started what became a big library of all kinds of

material about the persecution of the German Jews by the Nazi regime. (It is now located in London as the "Wiener Library.") Financed to a large extent by the American Jewish Committee, the library was a useful transmission point for distributing information about the events in Germany. To provide me with an innocent alibi for frequent trips to Amsterdam, the Dutch Relief Committee for Jewish Immigrants appointed me to the Board of Trustees of the "Weeringer Werkdorp," a center for the training of young Jewish immigrants in agricultural professions (for emigration to Palestine). Whenever I had collected enough material that we wanted to be known abroad, all I had to do was to send a prearranged message to Amsterdam to receive in return an invitation to a meeting of the Board of this training center.

There was a financial problem involved. To limit the export of German marks, the government had determined that nobody travelling abroad could take out more than ten marks. Again the Federal Bank helped us out by giving each of us a letter by the Bank saying, "Mr. _____ of the Central Committee for Help and Reconstruction" (leaving out, to make it look quite harmless, the words "at the Reichsvertretung der Deutschen Juden") "is permitted to obtain travelling expenses from the foreign relief organizations." At the control at the frontier, when asked, "What are you living on abroad?" we could show this letter which looked quite official. To one of us, showing this letter to the frontier Gestapo control, the Nazi official said, "Oh, you get the money abroad from one of our "relief organizations."

Armed with this letter and with the alibi of the Trustees, I went to Amsterdam quite often with my pockets full of material

for the reports I dictated at the office of the Wiener Library. Helping me to distribute this material was Dr. Wiener himself and Professor David Cohen of the University of Amsterdam and chairman of the Dutch Relief Committee, a great wonderful man who survived the concentration camp the Nazis sent him to in 1942.

In the spring of 1937 things began to get too hot for me. I got some information that the Gestapo had started to become suspicious of me. My last talk with Mr. Kuchmann, the predecessor of Eichmann, became rather dangerous. In any case the conversation with him ended by him saying, "Sie sind ja eine freche Ruebe aber Sie haben viel Kourage" (you are a fresh guy but you have a lot of courage). With that I still walked out of the Gestapo building as a free man, but I had the feeling that my time was running out. Consul Geist helped me by taking me to the immigration officer of the consulate. Within half an hour I walked out of the consulate with the visa for America, one of the most desirable places of that time. When I landed in Amsterdam I had the feeling of having escaped and to be in the land of the free. On the other hand, I had to deal with the burden of deserting my good friends, still at a job that cost most of them their lives.

For a long time those of us who survived the Nazi horror have asked ourselves quite often: did we do the right thing when we tried to hold the fort? Robert Weltsch, one of the finest journalists in German Jewry, wrote on April 1st, 1933, the day of the first Nazi boycott of Jewish businesses, the famous article in the Juedische Rundschau: "Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck" (wear it with pride, the yellow badge). He reminded the German Jews of the medieval badge the ghetto Jew had to wear to stigmatize

him as a Jew. Whenever somebody wrote about Weltsch he quoted this article. But talking to Weltsch after the war, he always told me that he was embarrassed to be reminded of it. He felt that he should instead have written: All is lost. Get out as fast as possible. I always argued with him about that. None of us could expect in our wildest dreams in the years before 1938 what ultimately would happen to us.

To me that is always best illustrated by a talk that took place in 1935, after the Nuremberg laws. Otto Hirsch and I were at the German Foreign Office talking to a high official, a Ministerialrat. We were alone with him, and that was always good because then one could talk freely. Suddenly this man who was really sitting in the center of things said to us: "Gentlemen, do not throw away what you have gained in 150 years of emancipation. How long can that spook last!"

So we cannot be blamed that it took us much longer before we realized that all was lost. Maybe Leo Baeck was far more farseeing than most of us. Because it has been quoted quite often that at one of the first meetings of the Board of Trustees of the Reichsvertretung Baeck said, "Gentlemen, the thousand-year history of German Jews has come to an end."

In any case the years from 1933 to 1938 gave us a chance to organize help during the slower tightening of the noose. What the Nazis did to us in five years they did in Austria and Checkoslovakia ~~and~~ five months, and to the Eastern countries in five weeks. There the whole catastrophe came crushing down on the Jewish communities. Almost half of the German Jews managed to survive and not the least by the Reichsvertretung and its affiliated

organizations as the Zionist movement and the "Hifsverein der Deutschen Juden." And we managed to maintain a kind of life under the Nazi regime, in some respects a reawakening of Jewish awareness. We built Jewish schools, we developed training centers for young people, we had an active cultural life, and, last but not least, we organized emigration.

Looking back at those years before the onset of the Holocaust, I can think of our work with great pride. I am very proud of having been a member of that group of fine men and women.

This report is not given as an attempt to exaggerate my own importance. As the last witness of the years of the teamwork of the Reichsvertretung, I wanted to give a modest testimony to my late friends who are not with us anymore. This report is dedicated to their memory.

AUS DER BÜCHERWELT

Ruth Zariz, "Bricha b'terem Scho'a" (Flucht vor der Schoa), die Auswanderung der Juden aus Deutschland 1938–1941. Bet Lochame Hageta-'ot/ Ha-Kibbuz Ha-Me'uchad, Tel Aviv 1990.

Das Schicksal der Preisgegebenen: der vorletzte Akt

Nachdem das bittere Schicksal der deutschen Juden zumeist als Einleitung in die Tragödie des Holocausts behandelt wird, geht viel Wissenswertes dabei verloren. Die Forschungsarbeit der Historikerin Ruth Zariz trägt zur Füllung einer dieser Lücken bei, nachdem sie sich mit einem engen, aber wichtigen Thema befaßt: den verzweifelten Entrinnungsversuchen in der Periode nach dem Novemberpogrom von 1938 bis zum Oktober 1941, als die nazistische Auswanderungspolitik "im Hinblick auf die zweifellos kommende Endlösung der Judenfrage" (Zitat aus der Korrespondenz der Abteilung IVB4 des RSHA) endgültig gestoppt wurde.

Die tausenden und zehntausenden damit verbundenen Tragödien finden in diesem Buch fast keinen persönlichen Ausdruck. Das Wundlaufen der Füße von einem Konsulat zum andern auf der Suche nach einem Zufluchtsland, die frustrierenden "Visa-Spiele", nach denen die Erhaltung von Transitvisen durch zwei oder drei Länder von der Genehmigung des Einreisevisums abhängig war, dessen Termin oft vor der Erhaltung dieser Transitvisen ablief, das Bangen in den versiegelten Zügen, die erniedrigenden und nervenzerrüttenden Zolluntersuchungen, bei denen oft Teile des Gepäcks verloren oder gestohlen wurden, die schmutzigen Eisenbahnen, deren Lokomotivenrauch durch die zerbrochenen Fenster drang, die überfüllten schwimmenden Wracks, die bereit waren, die Flüchtlinge zu transportieren, und deren Agenten oft den letzten Groschen erpreßten, die Fahrt über das von U-Booten verseuchte Meer, die oft vergeblichen Hoffnungen, als endlich Land in Sicht kam – all dieses findet man in diesem Buch nur als Teil des kollektiven Erlebnisses.

Ruth Zariz umfaßt und analysiert die Ereignisse, deren Ursachen und die Akteure des Dramas mit den kalten und scharfen Werkzeugen der Wissenschaft: die gesammelten Gegebenheiten werden gleich Mosaiksteinchen geordnet und in fast lakonischer Sprache dargeboten, bis sich das Bild des Schreckens fast von selbst ergibt: die Politik der deutschen Behörden, die als Mischung von Grausamkeit und Erpressung, von zügellosen Ausschreitungen (wie z.B. die Vertreibungen aus Stettin und Baden-Pfalz im Jahr 1940) und "korrekter" Zusammenarbeit mit jüdischen Organisationen zur Förderung der Auswanderung erscheint; die Juden als hilflose Opfer, die auf allen möglichen und unmöglichen Wegen versuchen, ihren Verfolgern zu entrinnen, die jüdischen Institutionen in Deutschland als unwillige Werkzeuge der Nazis und die jüdischen Rettungsorgane der Welt, die mit ungenügenden Mitteln und ungenügendem Rückhalt versuchten, der unmöglichen Sache gerecht zu werden.

Die zionistische Bewegung und die Führung des Jischuw in Erez-Israel spielen hier eine nicht immer positive Rolle. Anstatt sich ohne Vorbehalte am allgemeinen Rettungswerk zu beteiligen, galt es ihnen, die Judennot zu ihrem Vorteil auszunutzen. Charakteristisch sind die Worte von David Ben-Gurion, der im Dezember 1938 – einem Monat nach der Pogromnacht – die Alija als "Methode des politischen Kampfes" bezeichnete. Ein Jahr später, als der Krieg schon ausgebrochen war, sagte er: "Wenn es uns möglich sein sollte, Olim auszuwählen, würden wir dies zum Nutzen des Landes tun und nicht zum Nutzen des Oleh." Obwohl der kleine und noch unentwickelte Jischuw nach 1939 nicht im Stande war, einen wesentlichen Beitrag zu liefern, stand die zionistische Führung allgemeinen Rettungsversuchen gleichgültig und fast feindselig gegenüber, nachdem sie als Bedrohung der These von Erez Israel als "Hauptlösung der Judenfrage" gesehen wurden. In Hinsicht auf die unlängst geführte Debatte über die Auswanderungsziele der Sowjet-Juden wird diese Darstellung der damaligen zionistischen Politik wieder aktuell.

Über die feindselige Haltung der Vereinigten Staaten betreffs der jüdischen Emigration, die Regierung, Behörden und einen Großteil der öffentlichen Meinung (einschließlich Teile der amerikanischen Juden) umfaßte, wurde schon einigemal eingehend dargestellt, wie z.B. durch David Wyman "The Abandonment of the Jews". Ruth Zariz beschreibt den Höhepunkt dieser Politik, der gerade zur Zeit der größten Not erreicht wurde und als sich die Beziehungen zwischen den USA und Deutschland rapide verschlechterten. Im Juni 1941 schlossen beide Staaten ihre Konsulate. Auch zu Feindseligkeiten kam es: im Atlantik versenkten U-Boote amerikanische Schiffe auf der Route zum belagerten England, unter ihnen der Zerstörer Reuben James (Okt. 1941). Aber dieser Kurs der USA in Richtung des anti-nazistischen Lagers brachte keine Änderung der Einwanderungspolitik, in der auch antisemitische Sentimente eine gewisse Rolle spielten. Im Gegenteil: die gesetzlichen und bürokratischen Maßnahmen gegen die jüdischen Emigranten (jetzt auch potentielle "enemy aliens") wurden noch verschärft, unter ihnen das Gesetz gegen Finanzierung der Reisekosten durch die Hilfsorganisationen und die Anweisung an amerikanische Passagierschiffe, keine Emigranten zu transportieren (März 1941).

Dem USA-Beispiel folgten andere Einwanderungsländer, dèren gehässige und hartherzige Politik in allen Einzelheiten dargestellt wird. Deprimierend ist die Geschichte gewisser lateinamerikanischer Staaten, deren Diplomaten oft die offizielle Politik mit persönlichen Erpressungen und Betrügereien verbanden, wie z.B. der Verkauf gegen Wucherpreise von Visen, die sich später als ungültig erwiesen. In dieser traurigen Geschichte gab es nur wenig "Chasside Umot Ha-Olam". Die Helden sind die jüdischen Hilfsorganisationen, und noch mehr die deutschen Juden selbst. Nach Ruth Zariz gelang die Rettung weniger durch die Reichsvereinigung und andere deutsch-jüdische Organisationen als durch persönliche Initiative und Wagemut.

Unter den bemerkenswerten Aufnahmeländern ist England, das im Jahre 1939 außer "gewöhnlichen" Flüchtlingen noch 10.000 Kinder aufnahm. Interessant ist die Rolle von Schanghai, wo es für einige Zeit keine Einwanderungsbeschränkungen gab – es gelang 20.000 Menschen dahin zu entfliehen, trotz der enormen Kosten und Transportschwierigkeiten. Im Ganzen entronnen zwischen November 1938 und Oktober 1941 90.000 Juden aus Deutschland. Manche fielen wieder in die Hände der Nazis, als die Wehrmacht ihre Aufnahmeländer besetzte und viele teilten dann das Los der 150.000, die in Deutschland verblieben.

Die Schlußfolgerung der Arbeit von Ruth Zariz ist klar: zu der Zeit als die Ausmaße der Judenverfolgungen in Deutschland schon überall bekannt waren, tat die "zivilisierte" Welt fast gar nichts, die Bedrängten zu retten. Die Preisgabe der Hunderttausenden störte sie so wenig wie die spätere Preisgabe der Millionen.

Rutz Zariz's Forschung stützt sich auf eine Fülle von primären Quellen, darunter viel mündliche Aussagen, sowie eine große Auswahl von Fachliteratur. Ein solider wissenschaftlicher Apparat wie auch Personen– und Ortsregister erleichtern es dem kritischen Leser, sich zurechtzufinden. Andererseits fehlt eine systematische Darstellung der technischen Ausdrücke, besonders der vielen Behörden und Organisationen. Es fielen einige Ungenauigkeiten auf, besonders die Rechtschreibung von Namen (wie z.B. von Hessel statt v. Hassell – S.29), und der Daten. Ein herausragender Fehler ist die Angabe der den Juden nach der "Reichskristallnacht" aufgelegten Steuer als eine Million Mark, wenn es sich tatsächlich um eine Milliarde handelte (S.63). Eine genauere Korrektur (oder vielleicht gründlichere Arbeit des Setzers?) hätten diese Mängel vermeiden können.

Doch verliert diese Arbeit damit nicht ihren wissenschaftlichen Wert. Die Verfasserin erforschte ein Thema, das bis jetzt nur als Randerscheinung der gigantischen jüdischen Tragödie erwähnt wurde. Ihr Buch ist deshalb ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Juden und der Schoah.

Jehuda Riemer

התזמורת הסימפונית הישראלית ראשון-לציון

The Israel Symphony Orchestra Rishon Lezion

נעם שריף מנהל מוסיקלי Noam Sheriff MUSIC DIRECTOR

Das Israel- Symphonieorchester Rischon Lezion

Musikalische Leitung: Noam Sheriff

Sonderangebot für die Mitglieder des Irgun Olei Merkas Europa

6 Konzerte zum Preis von 264,- bis 294.- Schekel, zahlbar in drei Raten ohne Zinsen!
Plus einem für Abonnenten kostenlosen Festkonzert!

Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an: Tel: 03-9613599

Erinnerung an Max Zweig

Zum 100. Geburtstag des Dichters am 22. Juni 1992

Am 22. Juni 1992 wäre Max Zweig, Israels ältester Schriftsteller (deutscher Sprache) hundert Jahre alt geworden. Er konnte dieses außergewöhnliche Datum nicht mehr erreichen, denn er starb in Jerusalem in dem ungewöhnlich kalten Winter am 5. Januar 1992.

Seine getreue Lebensgefährtin, Wilhelmine Bucherer-Zweig, hat ihm nun ein Erinnerungsbuch gewidmet, geschmückt mit vielen Fotos.

Es spricht für die Großzügigkeit von Wilhelmine Bucherer, daß sie als erstes Foto ein großes Farbbild von Grete Zweig bringt, das Zweigs erste Gattin an ihrem 93. Geburtstag 1987 in Prossnitz zeigt. Erst nach ihrem Tode haben Max und Wilhelmine in Jerusalem den Bund der Ehe geschlossen. Es war an Wilhelmines 69. Geburtstag, und der junge Bräutigam war 96 Jahre alt. Prof. David Flusser und ich unterzeichneten den Ehevertrag.

Max Zweig wurde am 22.6.1892 in Prossnitz in der Tschechoslowakei geboren, studierte Jura, übte aber nie den Beruf eines Richters oder Anwalts aus, sondern lebte ausschließlich seiner dramatischen Dichtung. Er verfaßte 22 Dramen, deren Bogen sich von der biblischen Vergangenheit, über Stationen der europäischen Geschichte, bis in die Gegenwart erstreckt.

In den zwanziger Jahren, bis zum Ausbruch des Dritten Reiches, lebte er in Berlin, kehrte dann in die Tschechoslowakei zurück und kam 1938 nach Palästina, um in Tel Aviv an der hebräischen Inszenierung seines Dramas "Die Marannen" (Ha-Anussim) teilzunehmen, wurde vom Kriege überrascht und blieb im Lande. Unter bescheidensten Umständen lebte er in Tel Aviv, und erst später übersiedelte er nach Jerusalem. Von seinen Dramen sind außer den "Marannen" vor allem sein biblisches Drama "Saul" zu nennen, ebenfalls von der Habimah aufgeführt, und einer ganz anderen Welt entstammend, sein "Franziskus", der in Wien und anderwärts gespielt wurde.

Die Bregenzer Festspiele zeichneten ihn 1957 aus, und die Zionistische Weltorganisation verlieh ihm 1984 den Literaturpreis für fremdsprachige Autoren, denn Max Zweig schrieb ausschließlich in deutscher Sprache.

Neben einer zweibändigen Gesamtausgabe seiner Werke erschienen in den letzten Jahren mehrere seiner Schauspiele unter dem Sammeltitel "Die Liebe unter uns vergrößern", und seine dramatische Darstellung der Röhm-Affäre vom Juni 1934 "Die deutsche Bartholomäusnacht".

1987 veröffentlichte der Bleicher-Verlag in Gerlingen Max Zweigs "Lebenserinnerungen", und in Klagenfurt erschien in der Zeitschrift "Mnemosyne" sein großer Essai "Religion und Konfession", ein Bekenntnis zu einem religiösen Humanismus.

Bereits fast erblindet, schrieb er dieses Bekenntnis noch selbst nieder. Bis ins biblische Alter hinein nahm er, trotz aller Behinderungen, die Welt offen in sich auf.

Wilhelmine Bucherer beschreibt, wie sie durch das Werk Max Zweigs den Dichter selbst in der Schweiz kennenlernte: "Die Begegnung mit ihm in Zürich veränderte mein bisheriges Leben und ich entschloß mich, mit ihm mein Leben zu teilen... Ich sagte mir, eines Tages wird er nicht mehr gut sehen und hören können, dann braucht er eine Frau, die ihm liebevoll beisteht..."

In seine letzten Jahre fallen auch Ehrungen für den greisen Dichter und posthum wird ihm noch das Verdienstkreuz für Kultur, silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, verliehen. Der österreichische Bundesminister für Auswärtige Angelegenheiten, Alois Mock, schrieb in diesem Zusammenhang an Wilhelmine Bucherer-Zweig:

".. Der Schriftsteller Max Zweig, der stets seiner kulturellen Heimat aufs innigste verbunden blieb, sollte anläßlich seines 100. Geburtstages als sichtbares Zeichen der Würdigung seiner Person und seines literarischen Schaffens eine hohe österreichische Auszeichnung erhalten. Es schmerzt mich sehr, daß ich diese Ehrung nicht mehr vornehmen kann. Als Trost bleibt uns in Österreich, daß die Erinnerung an diese große Persönlichkeit durch sein reiches kulturelles Schaffen lebendig bleiben wird."

Ein Verzeichnis der Werke Zweigs und der Publikationen schließt den Band, wobei besonders das Buch von Norbert Fuerst "Das Dramenwerk Max Zweigs" (Klagenfurt 1986. Johannes Heym-Verlag) hervorgehoben werden soll.

1984 erschienen in Innsbruck drei Dramen Zweigs unter dem Titel "Die Liebe in uns vergrößern". Das Gedenkbuch von Wilhelmine Bucherer-Zweig ist gleichsam eine Variante zu diesem Thema, ein Dokument der Liebe über den Tod hinaus, über das man ein Wort aus dem Hohen Lied setzen könnte:

Denn stark wie der Tod ist die Liebe –
ihre Flammen Feuerflammen
eine Lohe Gottes.

Schalom Ben-Chorin

Auf Anfragen einiger Leser zu der Besprechung des Buches "Die Lehren des Judentums nach den Quellen", welche im MB Nr. 78 erschien, bringen wir folgende Ergänzung:

Mit seiner Übersetzung hofft der Bearbeiter, Dr. Herbert Cohn, daß der hebräische Text des klassischen Werkes "Die Lehren des Judentums nach den Quellen" in das israelische Schulsystem eindringen wird und somit ein gemäßigtes Judentum in Israel fördern wird. – Das Buch erschien 1991 im Verlag "Mesharim", Jerusalem. Die Anschrift von Dr. H. Cohn ist: POB 117, Aschdod 77100.

IN MEMORIAM

Naftali Harry Bein s.A.

(27.4.1898–17.6.1992)

Am 27. Oktober 1931 veröffentlichte die "Jüdische Rundschau" einen Beitrag von dem damals in Düsseldorf lebenden Harry Bein unter dem Titel "Eine Schicksalsfrage des deutschen Zionismus?" In diesem bahnbrechenden Artikel schlägt Bein mit weisem Vorausblick die Errichtung eines zionistischen Zentrums vor, das sich der Anliegen sowohl der Zionisten in Deutschland, als auch der aus Deutschland bereits in Eretz Israel Eingewanderten befassen soll. Mit diesem Vorschlag ist Bein zum Vordenker und geistigem Initiator einer erst etwas später gegründeten Organisation geworden, die bis heute besteht, der "Hitachdut Olej Germania" – jetzt "Irgun Olej Merkas Europa". U.a. schreibt Bein (1931!): **"... Es muß leider befürchtet werden, daß in nicht allzu ferner Zeit der Augenblick kommen wird, wo die jüdische Jugend Deutschlands von uns fordern wird, daß man ihnen Lebensmöglichkeiten in Palästina zeigt... Aus dem klein scheinenden Problem von heute kann vielleicht schon morgen eine Schicksalsfrage des deutschen Zionismus werden..."**

Und tatsächlich, Bein, ein Mann nicht nur des Wortes, sondern auch der Tat, wurde, fast unmittelbar nach seiner Einwanderung, zu einem der Mitbegründer der "Hitachdut" und zu einem seiner zentralen Mitglieder.

Bis zu seiner englischen Kriegsgefangenschaft an der Front von Ypern 1917 durchlief das Leben Harry Beins die üblichen Stationen vieler damaliger deutscher Juden.

Der Vater war Leiter einer jüdischen Schule, die Familie hatte sechs Kinder, zwei Töchter und vier Söhne, von denen der bekannteste der Historiker Alex Bein war. Harry wurde in Steinach an der Saale geboren, ab 1912 wohnte die Familie in Nürnberg. Anfangs 1917 wurde Bein zur Armee eingezogen und wurde mit dem gefährlichen Posten eines Kompanie-Melders bedacht. Bein geriet gegen Ende 1917 in englische Gefangenschaft. Dies bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben, da der verantwortliche englische Kriegsgefangenen-Offizier, der Jude war, den assimilierten deutschen Glaubensgenossen zum Zionismus 'bekehrte'. Erst Ende 1919 kehrte er als frischgebackener Zionist aus der Gefangenschaft zurück. Er wurde Kaufmann und Direktor einer Exportgesellschaft. Bevor er 1932 in Palästina einwanderte, warb er intensiv für den Zionismus in Studentenkreisen. Der wohl bekannteste Student, den er zum Zionismus brachte, war der ebenfalls in Nürnberg lebende Georg (Giora) Josephtal.

Während aller Jahre war Bein im "Irgun Olej Merkas Europa" unermüdlich tätig. Politisch gehörte er dem nichtsozialistischen, progressiven Flügel um Pinchas Rosen an und war einer der Mitbegründer der Progressiven Partei. Bein beherrschte ein gutes schriftliches und mündliches Hebräisch, das er zum großen Teil noch vor seiner Alijah gelernt hatte, und das er, von Natur ein Perfektionist, immer wieder anreicherte. Er war Mitglied der "Haganah" und nahm 1948 an den Kämpfen des Befreiungskrieges teil.

Das arabisch-jüdische Problem begann ihn im Laufe der Zeit immer mehr zu beschäftigen, besonders nach dem Sechstage-Krieg. Er traf sich mit Arabern, schrieb eine Reihe von Artikeln über das Thema, wie z.B. in der "Liberalen Rundschau" vom Mai 1975: "Weitsichtige Palästina-Politik als Schlüssel zum Frieden." Er gründete eine "Gesellschaft für Nahost-Konföderation", unter deren Schirmherren u.a. Pastor Martin Niemoeller und der Geiger Jehudi Menuhin fungierten.

Er traf sich mit Notabeln in Ramalla und anderen Orten. All dies ehrenamtlich und freiwillig außerhalb seiner normalen Arbeit als Abteilungsleiter für Binnenhandel im Ministerium für Handel und Industrie, wobei er entscheidenden Anteil an der Vereinfachung und Standardisierung der Gewichte hatte, bei denen bis dahin chaotisch-unübersichtliche Verhältnisse herrschten.

Sein Familienleben und die Beziehungen zu den übrigen fünf Geschwistern und deren Familien waren überaus harmonisch. Außer seiner intensiven öffentlichen Tätigkeit für die "Hitachdut" und seinem Engagement für die Verständigung mit den Arabern fand der talentierte Zeichner auch noch Muse, diesem seinem Hobby nachzugehen.

Bein hinterließ eine in Haifa lebende Tochter, drei Enkel und fünf Urenkel.

Reuben Assor

des Sabbatai Zwi und seiner Anhänger waren die türkischen Behörden. Als Sabbatai sich wiederum in Konstantinopel aufhielt, ließ Sultan Mehemed IV. den seltsamen Phantasten einsperren, war allerdings klug genug, ihn nicht von der Außenwelt zu isolieren. Sabbatai hielt in der Festung Gallipoli hof und gefiel sich in außergewöhnlichen Maßnahmen. So schaffte er den jüdischen Fastentag ab, der an die Zerstörung von Jerusalem und an viele andere Katastrophen der jüdischen Geschichte erinnerte. Statt dessen erklärte er diesen Tag als einen Festtag, der zur Erinnerung an seine eigene Geburt begangen werden sollte.

Schließlich war die Geduld des Sultans erschöpft. Er ließ Sabbatei vorführen und stellte ihn vor die Wahl, entweder weit radikalere Isolierung, vielleicht sogar den Tod zu erleiden oder aber zum Islam überzutreten. Und tatsächlich entschloß sich Sabbatai, seinem Glauben abzuschwören. Er vertauschte seine jüdische Kopfbedeckung mit dem weißen Turban des echten Mohammedaners, verkündete öffentlich sein Bekenntnis zum Islam und verließ den Palast des Sultans als Mehmed Effendi, versehen mit dem Ehrenamt des Kapici Baschi (Hüter der Palasttore) sowie mit einem erklecklichen Ehrensold des Herrschers.

Mit Sabbatais Abfall vom Judentum hätte diese merkwürdige Geschichte beendet sein können. Sie war es aber nicht. Das wichtigste Kapitel sollte erst noch kommen. Der Glaube an den Pseudo-Messias war immer noch nicht erschüttert. Einige seiner Anhänger behaupteten jetzt, der Messias müßte jede Phase des menschlichen Seins mit all ihren Höhen und Tiefen durchleben, ehe er seine Mission erfüllen könne. Andere wiederum erklärten, daß nur ein Phantom in der Gestalt des Sabbatai vom Glauben abgefallen sei. In der gesamten jüdischen Welt gab es Gruppen ergebener Anhänger, die weiterhin zu seinen Lehren standen. Sabbatai selbst ermutigte sie im geheimen, pflegte weiter mit seinen Bewunderern Umgang und vollführte mit ihnen merkwürdige Riten. Schließlich wurde er dabei überrascht und in die Verbannung geschickt. Aber selbst nach seinem Tod im Jahre 1676 lebte sein Kult fort. Viele seiner Jünger, die mit ihm zum Islam übergetreten waren, übertrugen ihre Anhänglichkeit auf seinen angeblichen Sohn. Unter dem Namen "Dönmehs" siedelten geschlossene Gruppen von Sabbatai-Anhängern in Griechenland und in der Türkei bis in unsere Gegenwart hinein. Äußerlich sind sie strenggläubige Mohammedaner, in der Abgeschlossenheit des privaten Lebens aber bewahren sie ihre eigenartigen mystischen Riten.

Die sabbatianische Bewegung – so darf man mit Scholem urteilen – ist eine hochbedeutsame geistesgeschichtliche Erscheinung, die eine ähnliche Verbindung von Mystik und Rationalismus zuwege gebracht hat, wie man sie im christlichen Raum bei radikalen Täufern, bei Quäkern und bei Pietisten beobachten kann. Aber der Sabbatianismus war ganz und gar nicht nur eine Angelegenheit einiger versponnener Außenseiter. Zeitweise hat es mehrere Hunderttausende offene und geheime Sabbatianer gegeben – der podolische Volksmund nannte sie im übrigen "Schabse-Zwi'nikis" (Schepse) –, die der festen Überzeugung waren, die Erlösung sei nahe und die Errichtung des verheißenen Judenstaates würde unmittelbar bevorstehen.

Das europäische Judentum ist durch den Sabbatianismus und seine Metamorphosen an den Rand der Selbstauflösung geführt worden. Die schließliche Überwindung dieser Gefahr führte zu ihrer Verdrängung aus dem Bewußtsein und zu einem absichtlichen Vergessen dieser Vorgänge. Andererseits haben die Erfahrungen dieser Krise nach Ansicht Scholems dem Judentum geistig den Übergang in die Emanzipationsära erleichtert. Wahrscheinlich ist es nicht ganz zufällig, daß einige der letzten Frankisten, in denen das messianische Feuer brannte, sich in den Strudel der Französichen Revolution warfen. Moses Dombruschka zum Beispiel, der nach dem Tode Franks die Führung der Sekte übernommen und sich den Jakobinern angeschlossen hatte, endete im Alter von vierzig Jahren unter dem Namen Junius Frey zusammen mit Danton unter dem Fallbeil der Guillotine.

Heute ist alles Geschichte. Aber wer weiß? Vielleicht lebt der Sabbatianismus noch immer unter der Oberfläche – und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir noch einiges erleben können.

Julius H. Schoeps

(aus: DIE ZEIT-Nr.16–10.April 1992)

SUCHNOTIZEN

Suche Leute, die die jiddischen und jüdischen Theater in Wien als Schauspieler, Theatermacher oder Zuseher kannten, für Interviews, die für eine Dissertation verwendet werden sollen. Mag.Brigitte Dalinger, Josefinengasse 12/21, A–1020 Vienna/Austria.

*****

Für eine Forschungsarbeit über das Leben der Juden in Berlin-Trepton vor der Nazizeit sucht Anita Schindler, Waiblinger Weg 6, 0–1197 Berlin, Auskünfte über das Ärzteehepaar Dr. Lothar Wolf und Dr. Martha Ruben-Wolf, sowie ihre angeblich in Israel lebende Tochter Sonja Wolf-Friedmann, am 3.12.1923 in Charlottenburg geboren und seit 28.11.42 mit Israel Friedmann aus Litauen verheiratet. Diese haben eine 1944 geborene Tochter Ester (Wolf) Friedmann.

*****

Für eine größere Abhandlung über die "Jüdische Sondererziehung im Dritten Reich" benötige ich Informationen über die damals bestehenden Anstalten, Dokumente, Photographien etc. Zuschriften erbeten an Prof. Joseph Walk, Leo Baeck Institut, Jerusalem 91082, POB 8298.

*****

Mr. Sam Stein, 1480 Thierot Ave. Apt. 5 L, Bronx, N.Y. 10460, U.S.A., sucht Personen, welche seine Schwester Fanni (Nanny) Herzenstein aus Leipzig kannten und bezeugen können, daß Fanni Herzenstein in den Jahren 1934–36 bei der Familie Asher Fuchs, am Brühl in Leipzig, gearbeitet hatte. Eine Aussage muß auch von einem Notar mit unterschrieben werden.

*****

Naomi Fleischer, Rechov Haarasim 67, Kiryat Chaim/Haifa, erbittet Auskünfte über Max Bedrich aus Schmolenicze, Tschechoslowakei, und Vidor Lazi aus Budapest, Ungarn, beide angeblich in Israel lebend.

Wertvolle Bücher und ganze Bibliotheken
(vor allem auf den Gebieten: Exil, Judaica, Kunst, proletarische Literatur der Weimarer Republik, Malik Verlag) kauft

A.W. Mytze, 1 The Riding, London NW 11, Fax 004471–4830646
Ich bitte um Angebote (biete allerhöchste Preise). Komme nach Israel auf Besuche.
Tel: 051–889578

Aus unseren Gerichten

Vorsicht! Die Reinmachfrau!

Im Tel Aviver Gericht an der Ecke der Straßen des ersten israelitischen Königs Saul und des ersten Präsidenten des Staates Israel, Weizman, gibt es eine besondere Abteilung zur Zwangsvollstreckung von Unterhaltsurteilen. Dort erfolgt die Vollstreckung in der Regel durch Erlaß von Haftbefehlen, die nicht vollstreckt werden, wenn der darin angegebene Unterhaltsbetrag bezahlt wurde, und meist wird dann gezahlt. – Die Wohlfahrtsbehörde hatte dort ein Urteil eingereicht, laut welchem ein Haifaer Arzt für die Tochter, die er als Student in Deutschland mit einem dortigen Mädchen gezeugt hat, Unterhalt zu zahlen hat. Dreimal wurden Haftbefehle an die Polizei in Haifa geschickt, dann kam der Rückschein mit Siegel und Unterschrift der Polizei in Haifa, und wenn nach einiger Zeit in Haifa angefragt wurde, kam die Antwort, daß der Haftbefehl nie bei der Polizei eingegangen sei. Jedes Mal mußte ein Duplikat nach Haifa geschickt werden, damit der Unterhalt kassiert wurde.

Als dann wieder einmal im Vollstreckungsamt der Erlaß eines Haftbefehls für weitere Unterhaltszahlungen beantragt war, bekam man viermal die Antwort, die Akte liege noch beim Vollstreckungsrichter. Beim fünften Mal hieß es dann, die Akte sei weg und man möge sie rekonstruieren. Als man mit der rekonstruierten Akte, die weitgehend aus Ablichtungen bestand, wieder ins Amt kam, erfuhr man endlich, was passiert war: Der Vollstreckungsrichter hatte in 20 ihm vorgelegten Akten seine Anordnung hineingeschrieben und auf jedem Deckel vermerkt, daß er diese Akten abgeführt habe. Das war bei Arbeitsschluß. Und dann kam die Reinmachfrau und sah auf dem Tisch den Stoß Akten mit dem Vermerk 'erledigt'. Dieser Vermerk genügte ihr, um den ganzen Stoß in den Abfalleimer zu befördern. Dieser Sachverhalt stellte sich aber erst nach ein paar Tagen heraus und inzwischen hatte die Müllabfuhr die Abfälle mitgenommen.

Die Wohlfahrtsbehörde hatte sorgfältig eigene Akten geführt, was eine Rekonstruktion ermöglichte, aber nicht jeder einfache Unterhaltsgläubiger ist in dieser glücklichen Lage, und er wird bestimmt große Schwierigkeiten haben, seine Zwangsvollstreckungsakte zu rekonstruieren.

Dr. F.S. Perles

Sammler kauft antike Bücher, Manuskripte und Autographien, auch komplette Bibliotheken. Zahlt beste Preise.
Tel: 03–341 986.

AUS DER BÜCHERWELT

Prof. Dr. Israel Julius Kleeberg. Aus den Erinnerungen eines großen Internisten (1930–1988). Verlag S. Karger AG, Basel.

Zum Unterschied, leider, von Prof.Hermann Zondek, Dr. Elias Auerbach und Dr. Rahel Straus, deren deutsche Memoiren-Bücher durch das Leo Baeck Institut veröffentlicht wurden, hat Prof.Kleeberg nur Notizen aus seinem Leben im Lande hinterlassen. Vor wenigen Wochen erhielt ich diese, aus dem Deutschen ins Englische übertragenen Notizen, nachdem mir mein Schwager, der Jerusalemer Pathologie-Professor Dr. Alexander Laufer, den Prospekt dazu schickte, wohl wissend, daß ich alles zu sammeln suche, was aus Deutschland früh Eingewanderte angeht. Die 174 Seiten dieser Notizen, etwas ungelenk als "Recollections of a Medical Doctor in Jerusalem" bezeichnet (leider auch ohne Personenregister) sollten die Leser des "MB" schon deshalb lesen, weil Kleeberg, und nicht nur unter Zugehörigen der Alijah aus Deutschland, hier ein klingender Name ist.

Herausgeber des Buches ist Philipp Gillon, Lesern der "Jerusalem Post" wohlbekannt, wenn auch kein guter Übersetzer aus dem Deutschen. Für die, welche das Buch zu erwerben wünschen, sei gesagt, daß es nur in der Tel Aviver Buchhandlung Schuster & Binat, Allenby St. 97, POB 30042, erhältlich ist. Der Verlag des Buchs, Karger Press, hat keine Filiale im Lande. Offensichtlich hat die Buchhandlung den Prospekt lediglich an hiesige Ärzte gesandt.

Kleeberg, 1894 in Bösingsfeld, Kreis Lippe, geboren (Kleebergs Witwe Anni, in Haifa lebend, erlaubte mir diese Korrektur des Geburtsortes ihres Mannes. Den Ort gibt es heute nicht mehr.), starb 1988 in Haifa im Alter von 94 Jahren. Die "MB"–Leser erinnern sich an Prof. Kleeberg wohl heute nur noch als Haifaer. Doch hat er, wie mir seine Witwe erklärte, seine medizinische Tätigkeit in Jerusalem als die ihm wichtige erklärt. Er kam anfangs 1930 nach Jerusalem, damals noch kein Zionist. Als Student hatte er dem K.C. angehört, dem Studentenbund des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Zionist wurde er hier und heiratete 1936 in Jerusalem seine zionistische Frau Anni (geb. Schindler).

Er schrieb im "MB" zwei Beiträge, die 1983 erschienen: Am 11. Februar seinen Aufsatz über "Goethe als Naturforscher", am 7. November den über die Alijah der Ärzte in der sogen. "5. Alijah", in denen er weit mehr Kollegen nennt, als in seinen Notizen. Aber auch in diesem Aufsatz hat er einen sehr bedeutenden Arzt und KJVer ausgelassen, obwohl er ihn kannte: Prof. S. Muntner, der 1973 in Jerusalem starb.

Kleeberg kam mit einem Touristenvisum, was ihm bald zwei grobe Briefe des jüdischen, aber antizionistischen Immigration Officer **Albert Hyamson** eintrug, der erste, ihn darauf aufmerksam zu machen, als Tourist erhielte er keine Einwanderungserlaubnis, der zweite, Kleebergs Visum liefe binnen 14 Tagen ab, und er würde entweder eingesperrt oder ausgewiesen, falls er diese Frist nicht einhielte. Der dritte Brief aber "gewährte" Kleeberg die Einwanderung. Dieser Brief war das Resultat von "Vitamin P" (Protekziah), lustig zu lesen: Kleebergs Anwalt **Dr. Moshe Smoira** und Pinchas **Rutenberg**, damals Präsident des Vaad Le'umi, stimmten Hyamson um. Leider fanden weder Gillon noch Frau Kleeberg die Originale dieser Briefe. Daher heißt Hyamson in der Unterschrift unter diesen Briefen "Chaimsson", wie sich dieser assimilierte Jude bestimmt nicht unterschrieb. Bereits 1936 schrieb Kleeberg seinen ersten hebräischen Beitrag zu der Zeitschrift "Harefuah". Kleeberg ist noch Dr. Chaim Arlosoroff begegnet (im Käte Dan-Hotel!). Was Kleeberg über den Tod von Arlosoroff aufschrieb, widerspricht den Aussagen zweier KJV–Ärzte (gedruckt!), doch sagte mir seine Witwe, sie könne nicht ändern, was ihr Mann darüber schrieb. Kleeberg traf auch den König Ibn Saud und war mit der großartigen Henrietta Szold befreundet. Was Kleeberg über die zentrale Rolle von Henrietta Szold in der "Jugend-Alijah" schreibt, ist gedruckt widerlegt: durch Dr. Georg Landauer in seinem Brief vom 7.5.1952 an seinen zionistischen Mitstreiter und KJV-Freund Dr. David W.Senator. Doch sind heute Legenden nicht mehr aus der Welt zu schaffen, die eben nur sehr genauen Kennern der deutschen Zionismus-Geschichte bekannt sind. (Auch Arlosoroff, Landauers Freund, war KJVer).

Die weitaus lustigste Geschichte, die Kleeberg aufschrieb, gleich zu Beginn seiner Notizen, betrifft seine Begegnung mit den Zollbeamten in Kantara, auf der Durchreise von Kairo nach Lod: "Beamte dort wollten wissen, ob ich Gold bei mir trage. Ich antwortete kalt, ich sei Arzt, nicht Goldschmuggler. Doch gab ich zu, ich besäße eine Violine. Sie wollten wissen, ob die alt oder neu sei. Wahrheitsgemäß sagte ich, sie sei sehr alt. Das, sagten sie, sei kein Problem, sie erlaubten nur nicht, eine **neue** Violine einzuführen.

Eli Rothschild

"Die Rattenlinie – Fluchtwege der Nazis – Eine Dokumentation." Von Rena Giefer /Thomas Giefer, Verlag Anton Hain, Frankfurt 1991

Vor nicht allzu langer Zeit wurde von einer der deutschen Fernsehanstalten eine aufsehenerregende Dokumentation ausgestrahlt. Es handelte sich um die Fluchtwege von zehntausenden, wenn nicht sogar hunderttausenden Nazis, die plötzlich Deutschland und dessen okkupierte Zonen verließen und einige Zeit später, ungeschoren und fern der Heimat, in Südamerika, den USA, Kanada und den arabischen Ländern auftauchten.

Von Männern wie Eichmann und Mengele, Otto Skorzeny, Klaus Barbie, Wernher von Braun und Walter Dornberger war schon immer notorisch bekannt, daß sie sich zur rechten Zeit abzusetzen wußten. Was jedoch dieses Buch klipp und klar dokumentiert, ist das Ausmaß und die Systematik mit der so viele kompromitierte Nazis durchgeschleust wurden.

Zusammenfassend gab es drei Hauptorganisationen, die sich mit dem heiklen Geschäft befaßten: zunächst der "Rattenweg" oder wie ihn die Amerikaner bezeichneten, der "Klosterweg", der über eine Reihe von Herbergen und Klöstern von Österreich nach einem der italienischen Häfen führte, von wo dann die "Auswanderung" nach Übersee erfolgte. Dieser Weg wurde vor allem von dem kroatischen Pater Draganovic und dem österreichischen Bischof Alois Hudal in Rom organisiert, die zwar ohne Wissen des Papstes tätig waren, aber dennoch nicht so klammheimlich, daß man schon damals nicht bereits darüber gemunkelt oder gar nichts gewußt hätte.

Meistens handelte es sich um mittlere Nazi-Größen, die sich unter die Fittiche dieser Nächstenliebe begaben, auch wenn sie zur früheren Zeit stramme Atheisten waren. Eng mit ihnen verbunden, aber doch von Fall zu Fall unabhängig, waren die Aktivitäten der "ODESSA", einer von Skorzeny noch rechtzeitig vor der "Götterdämmerung 1945" aufgezogenen Organisation innerhalb der SS, die mit großen finanziellen Mitteln ausgestattet war. Aber der tatkräftigste Retter und Weißwascher der braunen und oftmalig blutigen Westen war kein anderer als die Siegermacht USA. Allerdings begannen die USA erst relativ spät mit ihrem "Rettungswerk", nämlich erst ab 1947, als es klar wurde, daß man auf Kollisionskurs und eventuelle kriegerische Konfrontation mit der UdSSR zusteuere. (Allerdings gab es bereits eine frühe Ausnahme: die deutschen Raketenspezialisten von Peenemünde und dem "Mittelwerk Dora".) Zwischen 1948 bis 1952 wurden fast alle bereits Verurteilten und in Gefängnissen einsitzende Nazis vorzeitig entlassen und konnten entweder auswandern, oder in Deutschland bleiben. Der kalte Krieg forderte eben seinen Obulus, vor allem in der Form der Übernahme des gesamten Mitarbeiterstabes der Abteilung "Fremde Heere Ost" mit General Reinhard Gehlen an der Spitze. Der Stab Gehlen wurde in Bausch und Bogen von den Amerikanern übernommen.

In einem derartigen Tohuwabohu, dem abrupten Wechsel von Ideologien, Fronten und Loyalitäten in dem zerbröckelnden "Reich", als 12–15 Millionen Flüchtlinge auf Europas Straßen umherirrten – deutsche Flüchtlinge aus Polen, Schlesien und den Sudeten, Repatrianten aus dem Westen zurück nach dem Osten, in die CSR, nach Polen und Ungarn, und dann wiederum zehntausende "Verlierer", die auf das falsche Pferd gesetzt hatten wie Esten, Slovaken, Ukrainer, Ustascha-Kroaten, Bosniaken aber auch Republik-Spanier, die alle wiederum in ein neues Nichts marschierten – kam es auch hie und da zu sonderbaren Bettgenossen auf den gleichen Fluchtwegen. So steht zum Beispiel fest, daß sich die SS-Leute und zehntausende jüdische KZ-ler, deren Ziel ebenfalls italienische Häfen waren, um von dort illegal das damalige Palästina zu erreichen, manchmal die gleiche Unterkunft teilten, auch wenn der eine nicht vom anderen wußte. Dies war der Fall in dem malerisch über Meran liegendem Schloß Labers, das beiden, manchmal gleichzeitg, Unterkunft gewährte. Zu den großen Ironien des zynischen Frontenwechsels gehört auch eine Information, daß der Lieblingsheld Hitlers und Befreier Mussolinis, Otto Skorzeny, der auch der Kassenwart und Hauptorganisator der "ODESSA" war, im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch schnell zu einem Agenten des israelischen Mosad wurde!

Das vorliegende Buch erschien, weil die Fernsehausstrahlung ungewöhnliches Interesse auslöste, sich jedoch nur mit etwas über 40 Sendeminuten begnügen mußte, so daß sehr viel bereits existierende Recherchen und Interviews nicht gebracht werden konnten. Das vorliegende Buch bringt diese nicht minder interessanten, aber beim Fernsehen ausgelassenen Einzelheiten.

Jedenfalls handelt es sich hier m.A. um einen der interessantesten Beiträge zur Zeitgeschichte, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind.

Reuven Assor

LILIAN MODELL

für die elegante Frau,
auch Grössen nach Mass.
Reiche Auswahl an Kleidern,
Kostümen, Mänteln aus
unseren oder mitgebrachten
Stoffen.
FABRIKPREISE

LILIAN MODELL

Schatzstr. 2,
Ecke Dizengoffstr. 160
T.A., Tel. 03–227870

Nachrufe

Karl Larenz †

Am 24. Januar dieses Jahres ist in Olching bei München *Karl Larenz* kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres gestorben*. Mit ihm hat die deutsche Jurisprudenz einen Wissenschaftler exzeptionellen Ranges verloren, der das Privatrecht und die Rechtsphilosophie, insbesondere die Methodenlehre, jahrzehntelang in einem Maße mitgeprägt hat wie wenige andere.

Eine Biographie über den Wissenschaftler *Karl Larenz* könnte mit dem Satz beginnen: Am Anfang war *Hegel.* Schon während seines juristischen Studiums war er brennend an philosophischen Problemen interessiert. Vom damals an den Universitäten dominierenden Neukantianismus enttäuscht, geriet er durch den Einfluß seines Göttinger Lehrers *Julius Binder* alsbald in den Bannkreis *Hegels.* So promo-

IZ 1993, 404

* Der folgende Text beruht in wesentlichen Teilen auf der Ansprache, die ich bei der Beerdigung von *Karl Larenz* gehalten habe.

sogenannten „Kieler Rechtsschule" und seine Verstrickung in den Nationalsozialismus. Die wichtigsten Buchpublikationen aus dieser Zeit sind das zweibändige Schuldrechtslehrbuch „Vertrag und Unrecht", 1936/37, und die Schrift „Über Gegenstand und Methode des völkischen Rechtsdenkens", 1938. Im Gespräch mit seinen Schülern hat *Larenz* seine damalige Haltung mit der Hoffnung erklärt, es könne gelingen, den nationalsozialistischen Staat an einen gewissen Kernbestand von rechtsstaatlichen Prinzipien zu binden und seiner Perversion zum Unrechtsstaat entgegenzuwirken. Daß das gegenüber einem solchen Verbrecherregime von vornherein eine blanke Illusion war, ist *Larenz* später schmerzlich bewußt geworden. Als „völlig unsinnig und realitätsfern" hat er diese Erwartungen, als „widersprüchlich und eigentlich unverständlich" hat er seine damalige Haltung in einem Brief bezeichnet, den er vor einigen Jahren an *Ralf Dreier* geschrieben hat.

Nachdem *Larenz* im Jahr 1948 seine Tätigkeit auf seinem Kieler Lehrstuhl wieder aufnehmen durfte, veröffentlichte er im Jahr 1951, mit wachem Sinn für die ökonomischen und sozialen Bedürfnisse der Nachkriegszeit, seine Monographie „Geschäftsgrundlage und Vertragserfüllung", der ein außerordentlicher Erfolg und zwei weitere Auflagen beschieden waren. Zugleich war das der Beginn seiner Zusammenarbeit mit dem Verlag *C. H. Beck,* deren Fruchtbarkeit nachgerade legendär ist. Daraus sind seit 1953 die beiden Bände seines hochberühmten Lehrbuchs des Schuldrechts hervorgegangen, die bisher vierzehn bzw. dreizehn Auflagen erlebten; von Auflage zu Auflage unermüdlich an ihrer Verbesserung und Vertiefung arbeitend, ist *Larenz* damit ein Werk gelungen, das man zu den bedeutendsten Lehrbüchern der deutschen Jurisprudenz in diesem Jahrhundert rechnen darf. 1967 stellte er diesem seinen „Allgemeinen Teil" an die Seite oder, besser gesagt, voran, der die organische Ergänzung des „Schuldrechts" bildet und sein privatrechtliches Œuvre zum Ganzen rundet. Dazwischen liegt seine 1960 erstmals erschienene „Methodenlehre", mit der *Larenz* damals völliges Neuland beschritt – ein Buch, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist und ihn international bekannt, ja zu einem Gelehrten von Weltruf hat werden lassen.

Was macht nun den besonderen Rang und Charakter dieser Werke aus? Da sind zunächst die Eleganz des Stils und die Luzidität der Gedankenführung. Da sind sodann das sichere Gefühl für Maß und Mitte sowie das klare Auge für die Bedürfnisse der Praxis, denen er u. a. seinen großen Einfluß auf die Rechtsprechung verdankt. Da ist ferner die philosophische Fundierung seines Denkens, ohne die vor allem seine „Methodenlehre" gar nicht vorstellbar wäre. Und da ist schließlich seine außerordentliche Argumentationskultur: Für jeden begründungsbedürftigen Satz hat er, sieht man näher zu, fast immer eine klar durchdachte, wenn auch manchmal nur knappe Begründung gegeben. Dieses habe ich freilich erst spät verstanden, kann doch die Mühelosigkeit seiner Darstellung dem Anfänger mitunter den Blick für die ganze Schwierigkeit der Probleme trüben. Diese Leichtigkeit ist indessen nur die Außenseite der Souveränität seines Denkens, die ihn zu einem Großen unter den Juristen gemacht hat. Als Studenten hat *Larenz* mich zum erstenmal tief beeindruckt, als ihm in der Vorgerückten-Übung ein Fehler unterlaufen war. Von einem Kommilitonen darauf hingewiesen, daß doch das Gegenteil dessen, was er soeben gesagt habe, in dem und dem Paragraphen stehe, ging er zum Katheder, warf einen Blick ins Gesetz, räumte seinen Irrtum ein und legte sodann, gewissermaßen ohne auch nur Luft zu holen, völlig überzeugend dar, daß und warum die gesetzliche Regelung sowohl inkonsequent als auch unter Gerechtigkeitsgesichtspunkten unbefriedigend und die von ihm vorgetragene Lösung in jeder Hinsicht überlegen sei. Da erlebte man, daß wahre Jurisprudenz um

[illegible] *Habermas,* aber z. B. auch *Platons* „Gorgias" gelesen. Schließlich haben wir uns – es konnte ja nicht ausbleiben – an *Hegels* „Phänomenologie des Geistes" gewagt. An deren Lektüre sind wir gescheitert.

Das scheint mir signifikant. Denn es lag nicht nur an der immensen Schwierigkeit des Textes, sondern vor allem auch daran, daß *Larenz* selbst inzwischen, wenn ich so sagen darf, nicht mehr an *Hegel* „glaubte". Während *Hegels* „konkret-allgemeiner Begriff" in den ersten Auflagen der „Methodenlehre" noch Ziel und Schlußstein dieses Werkes gewesen war, hatte *Larenz* ihn, nicht zuletzt auf Drängen seiner Schüler, inzwischen in einen – wenn auch gewichtigen – Exkurs ausgelagert. Später hat er mir einmal im Gespräch gesagt, er sei sich nunmehr über die Hybris von *Hegels* Denken endgültig klar geworden. So ist denn auch seine späte Schrift über „Richtiges Recht", die er im Stande des Emeritus geschrieben hat und in der er die Summe seiner rechtsphilosophischen Einsichten zieht, mindestens so sehr von *Kant* wie von *Hegel,* vor allem aber von den Gedanken und Erfahrungen eines Juristen geprägt, der sich keiner bestimmten philosophischen Richtung mehr zurechnen läßt. Das Fundament bleibt freilich auch in diesem Buch der Philosophie – und zwar der des deutschen Idealismus – verpflichtet. Das gilt vor allem für das im Mittelpunkt stehende „Grundprinzip des gegenseitigen Achtens". Damit ist *Larenz* nicht nur dem Erbe und der Tradition der klassischen Philosophie treu geblieben, sondern befindet sich zugleich unversehens ganz auf der Höhe unserer Zeit. Wenn etwa *Karl-Otto Apel* „das quasi-Kantsche Prinzip der verallgemeinerten Gegenseitigkeit aller Menschen als Vernunftwesen" neu zu begründen unternimmt und dabei fordert, daß „es den konkret geschichtlichen Zeitbezug als Gegenseitigkeitsbezug auf das Konkret-Allgemeine der Menschheit mitreflektiert", so liegt das nicht fern von *Larenz'* Denken, auch wenn er, der ein Meister einfacher und durchsichtiger Formulierungen war, sich in anderer Weise ausgedrückt hat. Und wenn *Karl Popper* jüngst im Vorwort zur siebten Auflage seiner „Offenen Gesellschaft" die Verbindung von Privatrechtsgesellschaft und Rechtsstaat preist, so ist damit genau das Ziel thematisiert, dem seit 1945 Denken und Wirken von *Karl Larenz* gegolten hat und dem er sich, gerade wegen der bitteren Erfahrung seiner früheren Verstrickung in ein totalitäres Unrechtsregime, seither in elementarer Weise verpflichtet wußte.

Während meiner Assistentenzeit, als *Larenz* schon auf der Höhe seines Ansehens stand, hat er einmal in einem Anflug von Resignation, die ihm eigentlich ganz fremd war, zu mir gesagt: „Mein Lebenstraum war, einen Kommentar zu *Hegels* Rechtsphilosophie zu schreiben; und was ist mir nun gelungen? Ein rasch veraltendes Schuldrechtslehrbuch und eine etwas weniger rasch veraltende Methodenlehre!" Die juristische Welt sieht das umgekehrt: *Karl Larenz* hat seinen wissenschaftlichen Lebenstraum überboten. Denn er hat nicht lediglich das Werk eines anderen – freilich größeren – kommentiert, sondern ein ganz eigenständiges Werk von außerordentlicher Wirkungsmächtigkeit geschaffen, das die deutsche Jurisprudenz seiner Epoche beeinflußt hat wie kaum ein anderes. Daß es veralten wird, ist wahr, aber ohne Belang. Um ein Wort *Max Webers* zu zitieren: „Das ist das Schicksal, ja das ist der *Sinn* der Arbeit der Wissenschaft, … sie *will* ‚überboten' werden und veralten". *Larenz* hat das gewiß ebenso gesehen, zumal er von *Hegel* auch dieses gelernt hatte: Daß wissenschaftliche Arbeit, wenn sie denn Rang hat, durch die Werke der Späteren im doppelten, schönen Sinn des Wortes „aufgehoben" wird – sie wird nicht nur überwunden, sondern zugleich auch aufbewahrt, indem sie in diese eingeht.

In Todesanzeigen liest man nicht selten: Er starb nach einem erfüllten Leben. Ich sage es lieber mit denWorten der Bibel, die schöner und ganz unabgegriffen sind: Er starb alt und lebenssatt. Denn ihm war es vergönnt, sein wissenschaftliches Werk zu vollenden wie wenige andere; das Vorwort zur letzten Neuauflage seiner „Methoden-

vierte er 1927 mit einer Arbeit, die den signifikanten Titel „Hegels Zurechnungslehre und der Begriff der objektiven Zurechnung" trägt. In seiner 1930 erschienenen Habilitationsschrift über „Die Methode der Auslegung des Rechtsgeschäfts", in der er die bis heute wegweisend gebliebene „Geltungstheorie" entwickelt hat, machte er ebenfalls rechtsphilosophische Einsichten zur Grundlage für die Lösung von Problemen des positiven Rechts. Vollends vom Geiste *Hegels* durchdrungen ist seine „Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart", die er 1931 als Privatdozent veröffentlichte und 1935 in zweiter Auflage vorlegte.

So war *Larenz* Anfang der 30er Jahre einer der Hauptrepräsentanten des Rechtshegelianismus in der Jurisprudenz. Das dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, daß er 1933 nach Kiel berufen wurde, wo die damaligen Machthaber eine ihnen genehme juristische Fakultät aufzubauen suchten. Damit begann *Larenz'* Zugehörigkeit zur sogenannten „Kieler Rechtsschule" und seine Verstrickung in den Nationalsozialismus. Die wichtigsten Buchpublikationen aus dieser Zeit sind das zweibändige Schuldrechtslehrbuch „Vertrag und Unrecht", 1936/37, und die Schrift „Über Gegenstand und Methode des völkischen Rechtsdenkens", 1938. Im Gespräch mit seinen Schülern hat *Larenz* seine damalige Haltung mit der Hoffnung erklärt, es könne gelingen, den nationalsozialistischen Staat an einen gewissen Kernbestand von rechtsstaatlichen Prinzipien zu binden und seiner Perversion zum Unrechtsstaat entgegenzuwirken. Daß das gegenüber einem solchen Verbrecherregime von vornherein eine blanke Illusion war, ist *Larenz* später schmerzlich bewußt geworden. Als „völlig unsinnig und realitätsfern" hat er diese Erwartungen, als „widersprüchlich und eigentlich unverständlich" hat er seine damalige Haltung in einem Brief bezeichnet, den er vor einigen Jahren an *Ralf Dreier* geschrieben hat.

Nachdem *Larenz* im Jahr 1948 seine Tätigkeit auf seinem Kieler Lehrstuhl wieder aufnehmen durfte, veröffentlichte er im Jahr 1951, mit wachem Sinn für die ökonomischen und sozialen Bedürfnisse der Nachkriegszeit, seine Monographie „Geschäftsgrundlage und Vertragserfüllung", der ein außerordentlicher Erfolg und zwei weitere Auflagen beschieden waren. Zugleich war das der Beginn seiner Zusammenarbeit mit dem Verlag *C. H. Beck,* deren Fruchtbarkeit nachgerade legendär ist. Daraus sind seit 1953 die beiden Bände seines hochberühmten Lehrbuchs des Schuldrechts hervorgegangen, die bisher vierzehn bzw. dreizehn Auflagen erlebten; von Auflage zu Auflage unermüdlich an ihrer Verbesserung und Vertiefung arbeitend, ist *Larenz* damit ein Werk gelungen, das man zu den bedeutendsten Lehrbüchern der deutschen Jurisprudenz in diesem Jahrhundert rechnen darf. 1967 stellte er diesem seinen „Allgemeinen Teil" an die Seite oder, besser gesagt, voran, der die organische Ergänzung des „Schuldrechts" bildet und sein privatrechtliches Œuvre zum Ganzen rundet. Dazwischen liegt seine 1960 erstmals erschienene „Methodenlehre", mit der *Larenz* damals völliges Neuland beschritt – ein Buch, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist und ihn international bekannt, ja zu einem Gelehrten von Weltruf hat werden lassen.

Was macht nun den besonderen Rang und Charakter dieser Werke aus? Da sind zunächst die Eleganz des Stils und die Luzidität der Gedankenführung. Da sind sodann das sichere Gefühl für Maß und Mitte sowie das klare Auge für die Bedürfnisse der Praxis, denen er u. a. seinen großen Einfluß auf die Rechtsprechung verdankt. Da ist ferner die philosophische Fundierung seines Denkens, ohne die vor allem seine „Methodenlehre" gar nicht vorstellbar wäre. Und da ist schließlich seine außerordentliche Argumentationskultur: Für jeden begründungsbedürftigen Satz hat er, sieht man näher zu, fast immer eine klar durchdachte, wenn auch manchmal nur knappe Begründung gegeben. Dieses habe ich freilich erst spät verstanden, kann doch die Mühelosigkeit seiner Darstellung dem Anfänger mitunter den Blick für die ganze Schwierigkeit der Probleme trüben. Diese Leichtigkeit ist indessen nur die Außenseite der Souveränität seines Denkens, die ihn zu einem Großen unter den Juristen gemacht hat. Als Studenten hat *Larenz* mich zum erstenmal tief beeindruckt, als ihm in der Vorgerückten-Übung ein Fehler unterlaufen war. Von einem Kommilitonen darauf hingewiesen, daß doch das Gegenteil dessen, was er soeben gesagt habe, in dem und dem Paragraphen stehe, ging er zum Katheder, warf einen Blick ins Gesetz, räumte seinen Irrtum ein und legte sodann, gewissermaßen ohne auch nur Luft zu holen, völlig überzeugend dar, daß und warum die gesetzliche Regelung sowohl inkonsequent als auch unter Gerechtigkeitsgesichtspunkten unbefriedigend und die von ihm vorgetragene Lösung in jeder Hinsicht überlegen sei. Da erlebte man, daß wahre Jurisprudenz um Lichtjahre von bloßer Gesetzeskunde entfernt ist, und erfuhr zugleich, was die eigentliche Bedeutung der Einheit von Forschung und Lehre ausmacht. Es versteht sich am Rande, daß *Larenz* die als schlecht erkannte Vorschrift dann doch gesetzestreu angewendet hat, da sie sich lege artis nicht korrigieren ließ.

Damit bin ich bei *Karl Larenz* als Lehrer. Er war seinen Schülern – ich finde keine bessere Wendung – stets herzlich zugetan. So hat er uns, von seiner Frau tatkräftig unterstützt, schon als studentische Teilnehmer seines Seminars in sein Haus eingeladen, in dem wir natürlich erst recht während unserer Assistentenzeit ständige Gäste waren. Noch nach seiner Emeritierung traf er sich mit denjenigen seiner Schüler, die damals – noch oder wie ich wieder – in München waren, regelmäßig zu gemeinsamer philosophischer Lektüre in seiner Wohnung. Wir haben damals zeitgenössische Autoren wie *Gadamer* und *Habermas,* aber z. B. auch *Platons* „Gorgias" gelesen. Schließlich haben wir uns – es konnte ja nicht ausbleiben – an *Hegels* „Phänomenologie des Geistes" gewagt. An deren Lektüre sind wir gescheitert.

Das scheint mir signifikant. Denn es lag nicht nur an der immensen Schwierigkeit des Textes, sondern vor allem auch daran, daß *Larenz* selbst inzwischen, wenn ich so sagen darf, nicht mehr an *Hegel* „glaubte". Während *Hegels* „konkret-allgemeiner Begriff" in den ersten Auflagen der „Methodenlehre" noch Ziel und Schlußstein dieses Werkes gewesen war, hatte *Larenz* ihn, nicht zuletzt auf Drängen seiner Schüler, inzwischen in einen – wenn auch gewichtigen – Exkurs ausgelagert. Später hat er mir einmal im Gespräch gesagt, er sei sich nunmehr über die Hybris von *Hegels* Denken endgültig klar geworden. So ist denn auch seine späte Schrift über „Richtiges Recht", die er im Stande des Emeritus geschrieben hat und in der er die Summe seiner rechtsphilosophischen Einsichten zieht, mindestens so sehr von *Kant* wie von *Hegel,* vor allem aber von den Gedanken und Erfahrungen eines Juristen geprägt, der sich keiner bestimmten philosophischen Richtung mehr zurechnen läßt. Das Fundament bleibt freilich auch in diesem Buch der Philosophie – und zwar der des deutschen Idealismus – verpflichtet. Das gilt vor allem für das im Mittelpunkt stehende „Grundprinzip des gegenseitigen Achtens". Damit ist *Larenz* nicht nur dem Erbe und der Tradition der klassischen Philosophie treu geblieben, sondern befindet sich zugleich unversehens ganz auf der Höhe unserer Zeit. Wenn etwa *Karl-Otto Apel* „das quasi-Kantsche Prinzip der verallgemeinerten Gegenseitigkeit aller Menschen als Vernunftwesen" neu zu begründen unternimmt und dabei fordert, daß „es den konkret geschichtlichen Zeitbezug als Gegenseitigkeitsbezug auf das Konkret-Allgemeine der Menschheit mitreflektiert", so liegt das nicht fern von *Larenz'* Denken, auch wenn er, der ein Meister einfacher und durchsichtiger Formulierungen war, sich in anderer Weise ausgedrückt hat. Und wenn *Karl Popper* jüngst im Vorwort zur siebten Auflage seiner „Offenen Gesellschaft" die Verbindung von Privatrechtsgesellschaft und Rechtsstaat preist, so ist damit genau das Ziel thematisiert, dem seit 1945 Denken und Wirken von *Karl Larenz* gegolten hat und dem er sich, gerade wegen der bitteren Erfahrung seiner früheren Verstrickung in ein totalitäres Unrechtsregime, seither in elementarer Weise verpflichtet wußte.

Während meiner Assistentenzeit, als *Larenz* schon auf der Höhe seines Ansehens stand, hat er einmal in einem Anflug von Resignation, die ihm eigentlich ganz fremd war, zu mir gesagt: „Mein Lebenstraum war, einen Kommentar zu *Hegels* Rechtsphilosophie zu schreiben; und was ist mir nun gelungen? Ein rasch veraltendes Schuldrechtslehrbuch und eine etwas weniger rasch veraltende Methodenlehre!" Die juristische Welt sieht das umgekehrt: *Karl Larenz* hat seinen wissenschaftlichen Lebenstraum überboten. Denn er hat nicht lediglich das Werk eines anderen – freilich größeren – kommentiert, sondern ein ganz eigenständiges Werk von außerordentlicher Wirkungsmächtigkeit geschaffen, das die deutsche Jurisprudenz seiner Epoche beeinflußt hat wie kaum ein anderes. Daß es veralten wird, ist wahr, aber ohne Belang. Um ein Wort *Max Webers* zu zitieren: „Das ist das Schicksal, ja das ist der *Sinn* der Arbeit der Wissenschaft, ... sie *will* ‚überboten' werden und veralten". *Larenz* hat das gewiß ebenso gesehen, zumal er von *Hegel* auch dieses gelernt hatte: Daß wissenschaftliche Arbeit, wenn sie denn Rang hat, durch die Werke der Späteren im doppelten, schönen Sinn des Wortes „aufgehoben" wird – sie wird nicht nur überwunden, sondern zugleich auch aufbewahrt, indem sie in diese eingeht.

In Todesanzeigen liest man nicht selten: Er starb nach einem erfüllten Leben. Ich sage es lieber mit denWorten der Bibel, die schöner und ganz unabgegriffen sind: Er starb alt und lebenssatt. Denn ihm war es vergönnt, sein wissenschaftliches Werk zu vollenden wie wenige andere; das Vorwort zur letzten Neuauflage seiner „Methoden-

lehre", die er noch ganz allein besorgt hat, stammt vom Januar 1991, und als ich ihn zehn Tage vor seinem Tode zum letztenmal besucht habe, war er von völlig unverminderter geistiger Frische. So nehmen wir Abschied von einem großen Juristen und Gelehrten – in Trauer zwar über seinen Verlust, doch vor allem in Bewunderung für sein wissenschaftliches Werk und in Dankbarkeit für alles, was er uns als seinen Schülern gegeben hat.

Claus-Wilhelm Canaris, München

Eberhard Grabitz †

Am 26. November 1992 ist Professor Dr. *Eberhard Grabitz* nach schwerer Krankheit, die er tapfer und klaglos ertrug, gestorben. Mit ihm verliert die Freie Universität einen Wissenschaftler von Rang, der weit über die Grenzen Berlins und Deutschlands hinaus bekannt und geachtet war.

Geboren 1934 in Cottbus, kam er schon in jungen Jahren nach Berlin, der Stadt, der er sich seither in intensiver Weise verbunden fühlte und die ihn, neben Hamburg, prägte. Hier legte er 1954 das Abitur ab und begann an der Freien Universität das Studium der Rechtswissenschaften, das er dann in Hamburg fortführte und mit dem Ersten Staatsexamen glänzend abschloß.

Bereits während des Studiums entdeckte er seine besondere Neigung für das Europarecht. Darin sah er das glückliche Zusammenfließen seines besonderen wissenschaftlichen Interesses und seiner politischen Hoffnungen. Er promovierte beim Nestor der deutschen Europarechtswissenschaft, *Hans Peter Ipsen,* dessen wissenschaftlicher Assistent er dann auch war, mit einer vielbeachteten Arbeit mit dem Titel „Europarecht bricht Landesrecht". Ungeachtet der etwas apodiktischen Aussage handelt es sich um eine scharfsinnige Untersuchung zu einem der „klassischen" Probleme des Europarechts.

Nach dem Zweiten Juristischen Staatsexamen habilitierte sich *Eberhard Grabitz* im Jahre 1973 an der Universität Hamburg mit der Schrift „Freiheit und Verfassungsrecht", einer kritischen Untersuchung zur Dogmatik und Theorie der Freiheitsrechte (erschienen 1976). Er erhielt die Lehrbefugnis für Öffentliches Recht, Europarecht und Politische Wissenschaften. Für diese Fächer wurde er 1975 an die Freie Universität Berlin berufen. Daß das Europarecht sich dort eines ganz besonderen Zuspruchs der Studentinnen und Studenten erfreut, ist vor allem sein Verdienst. Er verstand es, nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sondern Interesse und Begeisterung zu wecken und zu fördern. Dazu trug sicher bei, daß er Europarecht nicht nur im vielzitierten Elfenbeinturm der Wissenschaft betrieb, sondern im lebhaften Austausch mit der Praxis. Vielfältigst waren seine Kontakte zu den Brüsseler Behörden, und mehrfach ist er in wichtigen Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof aufgetreten.

Ein sicheres Gespür hatte er für nicht nur theoretisch, sondern praktisch bedeutsame Probleme und Entwicklungslinien. So galten wichtige Arbeiten von *Eberhard Grabitz* den Bemühungen um die Verbesserung der Stellung des Europäischen Parlaments, der Rechtsstellung der Bürger zwischen Marktbürgerschaft und Staatsbürgerschaft, dem Problem der abgestuften Integration und den Fragen des Umweltschutzes im Europarecht.

Einen Markstein seiner Verdienste um das Europarecht stellt der im C. H. Beck-Verlag 1984 erschienene (Loseblatt-)Kommentar zum EWG-Vertrag dar, der bereits die 5. Nachlieferung erlebt und nicht zu Unrecht als „Der Grabitz" einschlägig bekannt ist und ohne Zweifel zu den führenden Werken dieser Art gehört. *Eberhard Grabitz* hat diesen Kommentar nicht nur herausgegeben, sondern auch als Autor wichtiger Teile maßgeblich mitgeprägt. Und auch als Herausgeber beschränkte er sich keineswegs auf das Anmahnen und Einsammeln der Beiträge. Er wachte über die einheitliche, Wissenschaft und Praxis gebührend berücksichtigende Grundlinie. Von ihm noch auf den Weg gebracht und in den Grundstrukturen festgelegt ist das Projekt eines zweiten Bandes des Kommentars zu wesentlichen Teilen des sekundären Gemeinschaftsrechts.

Stand das Europarecht im Zentrum der Arbeit von *Eberhard Grabitz,* so darf doch sein Beitrag zum öffentlichen Recht nicht in Vergessenheit geraten.

Neben der bereits genannten Habilitationsschrift, von unbestreitbar großer Bedeutung für Dogmatik und Theorie der Freiheitsrechte, verdanken wir ihm wichtige Arbeiten zum Vertrauensschutz, zum Grundsatz der Verhältnismäßigkeit, zum Bundesimmissionsschutzgesetz, zum Hochschulrecht und zur Rechtslage Deutschlands.

Wer *Eberhard Grabitz* persönlich begegnete, wird ihn als liebenswürdige, humorvolle Persönlichkeit mit einer bei Professoren nicht eben häufig anzutreffenden Portion Selbstironie und daraus resultierender Gelassenheit in Erinnerung behalten.

Albrecht Randelzhofer, Berlin

Literatur

Winfried Veelken, Matthias Karl und **Stefan Richter:** Die Europäische Fusionskontrolle. – Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1992. (Studien zum ausländischen und internationalen Privatrecht, Bd. 30.) VIII, 104 S., brosch.: 44,– DM. ISBN 3-16-145943-1.

Die EG-Verordnung Nr. 4064/89 des Rates vom 21. 12. 1989 (ABl. Nr. L 257/13), am 21. 9. 1990 in Kraft getreten, unterwirft grundsätzlich alle größeren Unternehmenszusammenschlüsse in der Gemeinschaft der (eingreifenden) Kontrolle durch die EG-Kommission. Obwohl die Kommission als ein politisch-administratives Organ eingerichtet ist, soll sie, wie sich – jedenfalls nach deutschem Verständnis – aus dem Text der Verordnung ergibt, dabei keine Ermessensentscheidungen treffen, sondern die (materiellen und Verfahrens-)Rechtsvorschriften der Verordnung anwenden. Insofern folgt die Verordnung dem Beispiel des GWB, das 1973 durch eine eingreifende Zusammenschlußkontrolle ergänzt wurde. Da viele ihrer Formulierungen auf Kompromissen der Mitgliedsstaaten (genauer: ihres industriepolitischen und ihres wettbewerbspolitischen Flügels) beruhen, fällt die Auslegung freilich oft schwer und wird unsicher bleiben, bis der EuGH gesprochen hat.

Der Band faßt zwei Vorträge und einen Aufsatz zusammen und hat sich zum Ziel gesetzt, „die grundlegenden Aspekte dieses neuen Rechtsinstruments im System des europäischen Wettbewerbsrechts zu skizzieren sowie ausgewählten Einzelfragen nachzugehen" (Vorwort). Er setzt also die schon recht umfangreiche Aufsatzliteratur fort, auf die wir bisher noch im wesentlichen angewiesen sind. *Veelken* („Aspekte der europäischen Fusionskontrolle", S. 1–35) stellt die Verordnung im ganzen vor; er zeichnet ihre Entstehungsgeschichte nach, systematisiert ihre rechtlichen Regelungen und erörtert sowohl die – für Deutschland besonders kritische – Frage des Verhältnisses zum nationalen Recht als auch das Verhältnis zu Art. 85 und 86 EWG. *Karl* („Die Rechtsstellung privater Dritter in der Europäischen Fusionskontrolle", S. 37–82), greift ein – auch im deutschen Kartellrecht umstrittenes – Problem auf, das der Verordnungsgeber vergessen zu haben scheint. Er versucht in einer sorgfältigen Analyse die Klagebefugnisse Dritter (vor dem *EuGH*) möglichst zu erweitern, und zwar um so die „politischen Einflußfaktoren" zu begrenzen und die Rechtskontrolle zu verbessern. Da wir vorerst nicht auf ein Europäisches Kartellamt – mit sachlich unabhängig entscheidenden, justizähnlichen Kollegialorganen wie im Bundeskartellamt – rechnen können, spricht manches für diesen Weg, auch wenn er zu Verfahrensverzögerungen führen wird. *Richter* („Europäische Fusionskontrolle außerhalb der Fusionskontrollverordnung", S. 83–101) nimmt das von *Veelken* – am Schluß kurz angerissene Thema wieder auf, untersucht die Konsequenzen der bisherigen *EuGH*-Rechtsprechung (Continental Can, 1973; Philip Morris, 1987) und spricht sich – ähnlich wie *Veelken* – im Ergebnis für eine Fortsetzung dieser Judikatur und eine entsprechende Praxis der Kommission aus, selbstverständlich beschränkt auf Zusammenschlüsse ohne gemeinschaftsweite Bedeutung (i. S. d. Art. 1 der Verordnung). Ob das Ergebnis, das juristisch kaum zu bestreiten ist, befriedigt, bleibt eine andere Frage (zu ihr vgl. *Riesenkampff,* Festschrift für Rittner, 1991, S. 491, 504 f.).

ZENTRUM FÜR EUROPÄISCHES WIRTSCHAFTSRECHT DER UNIVERSITÄT BONN

Center for European Economic Law
University of Bonn

Centre de Droit Economique Européen
de l'Université de Bonn

Prof. Dr. Ulrich Everling
Prof. Dr. Ulrich Huber
Prof. Dr. Brigitte Knobbe-Keuk
Prof. Dr. Marcus Lutter (Sprecher)
Prof. Dr. Wulf-Henning Roth

Herrn
Prof. Dr. Ernst C. Stiefel
Attorney at Law
The Grace Building
1114 Avenue of the Americas
New York, N.Y. 10036-7794

23. Mai 1993

Lieber Ernst,

ich kann Dir die hocherfreuliche Nachricht schreiben, daß Herr Minister Kinkel zugestimmt hat, an der Vorstellung unseres Buches im Rahmen einer Pressekonferenz mitzuwirken und zwar

Mittwoch, dem 24. November 1993,
von 15.oo bis 16.00 Uhr.

Bitte halte den Termin fest, sei zuverlässig dabei und sei auf eine kleine Rede von maximal 10 Minuten vorbereitet.

Die technische Vorbereitung mache ich im Zusammenwirken mit dem Ministerbüro.

Herzliche Grüße

Dein Marcus.

Deutsche Juristen jüdischer Herkunft

Herausgegeben von Dr. h. c. Helmut Heinrichs, Präsident des OLG a. D., Honorarprofessor an der Universität Bremen, Dr. Harald Franzki, Präsident des OLG a. D., Dr. Klaus Schmalz, Ehrenpräsident der Bundesrechtsanwaltskammer, Dr. Michael Stolleis, Professor an der Universität Frankfurt

1993. XXVI, 866 Seiten. In Leinen DM 148,–
ISBN 3-406-36960-X

Das Werk zeigt, wie Juristen jüdischer Herkunft bis zur sog. nationalsozialistischen »Machtergreifung« maßgeblich an der Entwicklung unseres Rechts mitgewirkt und alle Rechtsgebiete durch neue Ideen und Impulse bereichert haben.
Es enthält drei Querschnittsbeiträge und 43 Lebensbilder.

Die Emanzipation der Juden und die verzögerte Öffnung der juristischen Berufe
Von Prof. Dr. Reinhard Rürup

Sigmund Wilhelm Zimmern (1796–1830)
Systematiker des römischen Rechts in der Frühzeit der Emanzipation
Von Prof. Dr. Christoph Krampe

Eduard Gans (1797–1839)
Ein homo politicus zwischen Hegel und Savigny
Von Prof. Dr. Johann Braun

Friedrich Julius Stahl (1802–1861)
Christlicher Staat und Partei der Legitimität
Von Prof. Dr. Christoph Link

Gabriel Riesser (1806–1863)
Vom Kampf für die Emanzipation der Juden zur freiheitlichen deutschen Verfassung
Von Prof. Dr. Wilfried Fiedler

Eduard von Simson (1810–1899)
Präsident der Deutschen Nationalversammlung von 1848/49, des Deutschen Reichstages nach 1871 und des Reichsgerichts
Von Prof. Dr. Gerd Pfeiffer

Ferdinand Lassalle (1825–1864)
Der sozialistische, nationale Revolutionär
Von Prof. Dr. Thilo Ramm

Juristen jüdischer Herkunft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik
Von Prof. Dr. Peter Landau

Levin Goldschmidt (1829–1897)
Der Begründer der modernen Handelsrechtswissenschaft
Von Prof. Dr. Karsten Schmidt

Heinrich Dernburg (1829-1907)
Ein »Fürst« der Spätpandektistik und des preußischen Privatrechts
Von Prof. Dr. Klaus Luig

Eduard Lasker (1829–1884)
Ein Leben für den Rechtsstaat
Von Prof. Dr. Dr. h. c. Adolf Laufs

Emil Friedberg (1837–1910)
Kirchenrechtler der historischen Rechtsschule, »Staatskanonist« und Mitstreiter im »Kulturkampf«
Von Prof. Dr. Christoph Link

Paul Laband (1838–1918)
Staatsrechtslehre als Wissenschaft
Von Dr. Walter Pauly

Victor Heymann (1842–1926)
Anwalt und Kommunalpolitiker im Herzogtum Braunschweig
Von Dieter Miosge

Philipp Lothmar (1850–1922)
Römisches Recht, Rechtsphilosophie und Arbeitsrecht im Geiste von Freiheit und Sozialismus
Von Prof. Dr. Joachim Rückert

Georg Jellinek (1851–1911)
Leben für das öffentliche Recht
Von Prof. Dr. Martin J. Sattler

Heinrich Rosin (1855–1927)
Pionier des allgemeinen Verwaltungs- und des Sozialversicherungsrechts
Von Prof. Dr. Alexander Hollerbach

Hermann Staub (1856–1904)
Kommentator des Handelsrechts und Entdekker der positiven Vertragsverletzung
Von Prof. Dr. h. c. Helmut Heinrichs

Alfred Ludwig Wieruszowski (1857–1945)
Richter, Hochschullehrer, Goethe-Forscher
Von Prof. Dr. Hans-Jürgen Becker

Max Hachenburg (1860–1951)
Recht des Handels als geordnetes Leben der Wirtschaft
Von Prof. Dr. Karl Otto Scherner

Hugo Preuss (1860–1925)
Von der Stadtverfassung zur Staatsverfassung der Weimarer Republik
Von Prof. Dr. Dian Schefold

Eugen Schiffer (1860-1954)
Wegbereiter der Justizreform
Von Dr. Joachim Ramm

Eugen Ehrlich (1862–1922)
Begründer der Rechtssoziologie
Von Prof. Dr. Andreas Heldrich

Curt Joel (1865–1945)
Administrator der Reichsjustiz
Von Dr. Peter Dieners

Louis Levin (1865–1939)
Ein »Führer der Praxis«
Von Dr. h. c. Rudolf Wassermann

Richard Mansfeld (1865–1943)
Richter und Senatspräsident am Reichsgericht
Von Dieter Miosge

Julius Magnus (1867–1944)
Mentor und Mahner der freien Advokatur
Von Gerhard Jungfer

Karl Neumeyer (1869–1941)
Ein Lebenswerk: das »Internationale Verwaltungsrecht«
Von Prof. Dr. Klaus Vogel

Martin Wolff (1872–1953)
Ein Meister an Klarheit
Von Prof. Dr. Dieter Medicus

Max O. Friedlaender (1873–1956)
Wegbereiter und Vordenker des Anwaltsrechts
Von Dr. Eberhard Haas und Eugen Ewig

Ernst Rabel (1874–1955)
Vorkämpfer des Weltkaufrechts
Von Prof. Dr. Dr. h. c. Gerhard Kegel

James Paul Goldschmidt (1874–1940)
Ein bedeutender Straf- und Zivilprozeßrechtler
Von Prof. Dr. Wolfgang Sellert

Hugo Sinzheimer (1875–1945)
Mitbegründer des Arbeitsrechts
Von Prof. Dr. Hans-Peter Benöhr

Hermann Ulrich Kantorowicz (1877–1940)
Ein Rechtstheoretiker zwischen allen Stühlen
Von Prof. Dr. Monika Frommel

Ernst Wolff (1877–1959)
Führender Anwalt und Oberster Richter
Von Dr. Georg Maier-Reimer

Max Alsberg (1877–1933)
Der Kritizismus des Verteidigers als schöpferisches Prinzip der Wahrheitsfindung
Von Dr. Tillmann Krach

Leo Rosenberg (1879–1963)
Der große Prozessualist
Von Prof. Dr. Dr. h. c. Karl Heinz Schwab

Hans Nawiasky (1880–1961)
Ein Leben für Bundesstaat, Rechtsstaat und Demokratie
Von Prof. Dr. Hans F. Zacher

Erich Kaufmann (1880–1972)
Jurist in der Zeit und jenseits der Zeiten
Von Prof. Dr. Manfred Friedrich

Hans Kelsen (1881–1973)
»Jurist des Jahrhunderts«?
Von Prof. Dr. Horst Dreier

Fritz Pringsheim (1882–1967)
Ein Großer der Romanistik
Von Prof. Dr. Elmar Bund

Richard Martin Honig (1890–1981)
Auf der Suche nach dem richtigen Recht
Von Dr. Barbara Huber

Hermann Heller (1891–1933)
Vom liberalen zum sozialen Rechtsstaat
Von Prof. Dr. Christoph Müller

Albert Hensel (1895–1933)
Ein Kämpfer für ein rechtsstaatlich geordnetes Steuerrecht
Von Prof. Dr. Paul Kirchhof

Robert M. W. Kempner (geb. 1899)
Vom Justitiar in der Polizeiabteilung des Preußischen Innenministeriums zum stellvertretenden US-Hauptankläger in Nürnberg
Von Prof. Dr. Hermann Weber

Von der Entrechtung zur Verfolgung und Vernichtung. Jüdische Juristen unter dem nationalsozialistischen Regime
Von Prof. Dr. Wolfgang Benz

Verlag C. H. Beck München

NEU BEI MOHR: Ein Leitfaden zur Lösung internationaler Erbfälle

Andrea Tiedemann
Internationales Erbrecht in Deutschland und Lateinamerika
Erbrechtliche Kollisionsregeln zwischen Nachlaßeinheit und Nachlaßspaltung

Welche kollisions- und verfahrensrechtlichen Probleme stellen sich in deutsch-lateinamerikanischen Erbfällen? Andrea Tiedemann stellt die Regeln des deutschen Internationalen Erbrechts – IPR wie Verfahrensrecht – ausführlich dar. Besonderes Gewicht liegt dabei auf den ‚Einbruchstellen', in denen der deutsche Rechtsanwender lateinamerikanisches Kollisions-oder Sachrecht zu berücksichtigen hat: Rück- und Weiterverweisung, Vorrang des Belegenheitsrechts gemäß Art. 3 III EGBGB, deutscher Erbschein bei lateinamerikanischem Erbstatut. Wie sind z.B. Noterbrechte, Vindikationslegate oder ein dinglicher Nießbrauch im deutschen Erbschein darzustellen? Diese Fragen sind nicht nur für lateinamerikanische Erbfälle, sondern auch im Verhältnis zu Ländern des romanischen Rechtskreises von Bedeutung. Außerdem wird das Internationale Erb- und Verfahrensrecht aller Länder Lateinamerikas – mit Ausnahme Mexikos – dargestellt. Dabei werden modellhaft fünf Rechtsordnungen mit typischen Lösungen im Internationalen Erbrecht vorgestellt und eingehend behandelt; die übrigen Rechtsordnungen werden jeweils einem der Lösungsmodelle zugeordnet. Jeder Länderbericht mündet in eine Lösungsskizze für alle kollisionsrechtlich erheblichen Fallgestaltungen, in denen das Zusammenspiel der lateinamerikanischen Normen mit den Regeln des deutschen Internationalen Erbrechts demonstriert wird. Diese Übersichten bilden eine für Gutachter und Praktiker wie Nachlaßrichter und Notare sehr hilfreiche Sammlung von länderbezogenen Ergebnissen.
1993. XXII, 231 Seiten (Studien zum ausländischen und internationalen Privatrecht 34). ISBN 3-16-146104-5 fadengeheftete Broschur DM 114,–

Axel Weishaupt
Die vermögensrechtlichen Beziehungen der Ehegatten im brasilianischen Sach- und Kollisionsrecht
Rechtliche und praktische Probleme
1981. XXV, 270 Seiten (Studien zum ausländischen und internationalen Privatrecht 3). ISBN 3-16-644001-1 Broschur DM 74,–

J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

1991/92. ISBN 3-428-07731-8; brosch.: 78,–; sfr 78,–; S 609,–. [Erscheint: Juni 1993]

Wölffel, Gaby: Diversion im Hamburger Jugendstrafverfahren: Jugendbewährungshilfe als neuer Diversionsagent: Ergebnisse eines Begleitforschungsprojektes. – Bonn: Forum-Verl. Godesberg, 1993. XIV, 220 S. (Schriftenreihe der Deutschen Bewährungshilfe e.V.; Bd. 25) ISBN 3-927066-63-X; kart.: 38,–; 28,50 (Vorzugspr. für Mitglieder).

Arbeitsrecht

Arbeitsrechtliches Informations-System: ARBIS; ein Exper-Team-Assistenz-System. – Freiburg i. Br.: Haufe; Dortmund: Exper-Team, 1993. (Aufl. Mai) Erscheint zirka halbjährlich. 1 Compact-Disc. 1980,– (Grund-CD-ROM, freier Pr.); 480,– (Folge-CD-ROM, freier Pr.).

Hohenstatt, Klaus-Stefan: Erhaltungsarbeiten im Arbeitskampf. – Frankfurt am Main; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Lang, 1993. ca. 248 S. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 2, Rechtswissenschaft; Bd. 1375) Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1992. ISBN 3-631-45758-8; brosch.: ca. 65,– (freier Pr.).

Reichling, Robert: § 128 AFG: Erstattung des Arbeitslosengeldes durch den Arbeitgeber; Leitfaden für die betriebliche Praxis. Von Robert Reichling und Wolfgang Ress. – Köln: Wirtschaftsverl. Bachem, 1993. ca. 220 S. ISBN 3-89172-259-1; kart.: ca. 40,– (freier Pr.). [Erscheint: Juni 1993]

Walker, Wolf-Dietrich: Der einstweilige Rechtsschutz im Zivilprozeß und im arbeitsgerichtlichen Verfahren. – Tübingen: Mohr, 1993. XXXVIII, 679 S. Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Habil.-Schr., 1992. ISBN 3-16-146099-5; Gewebe: 298,–.

Wesch, Martin: Neue Arbeitskampfmittel am Beispiel von Betriebsbesetzungen und Betriebsblockaden. – Berlin: Duncker und Humblot, 1993. 239 S. (Schriften zum Sozial- und Arbeitsrecht; Bd. 124) Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 1992. ISBN 3-428-07620-6; kart.: 98,–; sfr 98,–; S 765,–.

Steuerrecht

Apitz, Wilfried: Kapitalanlagen und ihre steuerlichen Auswirkungen: Ein Handbuch für Kapitalanleger und Berater. Wilfried Apitz; Gerhard Bruschke. 2., überarb. Aufl. – Neuwied; Kriftel; Berlin: Luchterhand, 1993. ca. 500 S. ISBN 3-472-01293-5; kart.: ca. 158,–.

Der Nießbrauch im Zivil- und Steuerrecht. Von Rudolf Jansen und Martin Jansen. 5., geänderte und erw. Aufl. – Herne; Berlin: Verl. Neue Wirtschafts-Briefe, 1993. ca. 230 S. ISBN 3-482-50495-4; brosch.: 58,–. [Erscheint: Juni 1993]

Pietsch, Reinhart: Steuer-Seminar Besteuerung von Gesellschaften: 73 praktische Fälle des Steuerrechts. Von Reinhart Pietsch und Franz-Josef Bader. 6. Aufl. – Achim: Fleischer, 1993. 515 S. (Steuer-Seminar: Praxisfälle; Bd. 7) ISBN 3-8168-3076-5; kart.: 64,80.

Schuhmann, Helmut: ABC zum Firmen-, Geschäftswert und Praxiswert: Handelsrechtlich, steuerrechtlich, bürgerlichrechtlich; eine Darstellung der zivil- und steuerrechtlichen Besonderheiten. – Wiesbaden: Forkel, 1993. 166 S. (Forkel-Reihe Recht und Steuern) ISBN 3-7719-6715-5; kart.: 38,–.

Sorg, Peter: Steuer-Seminar Kosten- und Leistungsrechnung: 50 praktische Fälle des Steuerrechts. 1. Aufl. – Achim: Fleischer, 1993. 259 S. (Steuer-Seminar: Praxisfälle; Bd. 13) ISBN 3-8168-3131-1; kart.: 46,60.

Steuerrecht für Juristen: Eine Einführung in das System. Von Gerhard Dölfel; Ernst Forster; Peter Bilsdorfer. 3., neubearb. Aufl. – Berlin: Erich Schmidt, 1993. 568 S. ISBN 3-503-03433-1; kart.: 86,–.

Recht und Medizin

Datum, Klaus-Michael: Aus der Praxis für die Praxis: Der Weg durch die Prüfinstanzen im Kassenarztrecht. Klaus-Michael Datum; Rüdiger Karsten; Horst Köttendrop. 1. Aufl. – Sankt Augu-

Umschau

Glückwunsch

Walter Stree zum 70. Geburtstag

Am 4. 5. 1993 vollendet Prof. Dr. *Walter Stree*, emeritierter Ordinarius für Strafrecht und Prozeßrecht an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, sein 70. Lebensjahr. Mehr als 35 Jahre sind es her, seit sich unsere Wege in Tübingen zum erstenmal kreuzten: der aus dem hohen Norden kommende Jubilar als promovierter Assessor und Wissenschaftlicher Assistent, der Verfasser dieses Glückwunsches als Referendar, Doktorand und – wie es heute heißt – „Hiwi" an der alten württembergischen Landesuniversität. Was ich damals von *Walter Stree* über sein bisheriges Leben erfuhr, war das typische Schicksal eines noch einmal Davongekommenen der Kriegsgeneration: Mit nicht einmal 17½ Jahren kam er von seiner Rendsburger Schule zum Arbeits- und Militärdienst; er war Soldat im Osten und im Westen , wurde mehrfach verwundet und geriet 1944 in Frankreich zunächst in amerikanische und von dort aus in französische Kriegsgefangenschaft. Aus dieser Ende 1947 entlassen – bei einem abenteuerlichen Fluchtversuch, den er vorher einmal unternommen hatte, war er auf dem Weg nach Hause in langen Nachtmärschen immerhin bis nach Belgien gelangt –, mußte er zunächst das Abitur nachholen. Erst im Wintersemester 1948/49 konnte er deshalb, inzwischen 25½ Jahre alt, mit dem Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Kiel beginnen. Hier legte er rasch und zügig die Grundlagen für seine spätere wissenschaftliche Karriere: 1. juristische Staatsprüfung im Juni 1952, danach Referendariat und zugleich wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität Kiel, bereits im November 1953 Promotion zum Dr. iur., Assessorexamen im Oktober 1955.

Zum Strafrecht kam *Walter Stree* – und hier ist er sicher nicht der einzige – wohl eher durch Zufall. Das Thema seiner Dissertation („Die Gleichberechtigung der Männer und Frauen im Arbeitsrecht") verriet zunächst andere Interessen. Aus seiner Sicht nur ein Zufall dürfte es auch gewesen sein, der ihn Ende 1955 nach Tübingen führte (für den weltoffenen Schleswig-Holsteiner wohl eher eine humanere Form der Verbannung, hätte er hier nicht – er wird wissen, wie dies alles zu verstehen ist – die schwäbischen Spätzle, Maultaschen usw. entdeckt). Die Weichen für den Weg zum Strafrecht und nach Tübingen hatte ein anderer gestellt: *Horst Schröder,* von 1948 bis 1955 gleichfalls in Kiel, folgte einem Ruf nach Tübingen und brauchte dort einen tüchtigen Assistenten, den er in dem ihm kongenialen *Walter Stree* fand. An der hiesigen Fakultät habilitierte er sich im Sommer 1959 mit seiner in vielem noch heute grundlegenden Arbeit „Deliktsfolgen und Grundgesetz". Nach den Dozentenjahren in Tübingen, Lehrstuhlvertretungen in Göttingen und Münster folgte er im Sommer 1962 einem Ruf an die Universität Münster. Der Versuchung, die Mainlinie ein zweites Mal hinter sich zu lassen und in den Südwesten zurückzukehren (Ruf an die Universität Mannheim 1970), erlag er nicht. Der Westfälischen Wilhelms-Universität, der auch ich mich in besonderer Weise verbunden weiß, hielt *Walter Stree* als überaus beliebter akademischer Lehrer und Direktor des Instituts für Kriminalwissenschaften bis zu seiner Emeritierung am 31. 7. 1988 die Treue.

Diese äußeren Daten umschließen Jahrzehnte eines Lebens für die Wissenschaft, die überreiche Früchte getragen haben. Schon nach seinem Umfang ist *Walter Strees* wissenschaftliches Werk höchst eindrucksvoll. Es reicht von Monographien und einem Kommentar – von den ca. 2360 Textseiten „im Schönke-Schröder" entfallen fast 600 auf ihn als Autor – über eine lange Liste von Beiträgen und Abhandlungen in Festschriften, Sammelwerken und Zeitschriften bis hin zu einer Vielzahl von Urteilsanmerkungen und Buchbesprechungen. In seiner Thematik umfaßt es das materielle Recht in seiner ganzen Breite, daneben aber auch das Prozeßrecht, in dem sich der Jubilar mit „In dubio pro reo" (1962) bereits in seinen frühen Jahren einen Namen erwarb. Bekannt als Interpret des geltenden Rechts, sollte schließlich nicht in Vergessenheit geraten, daß sich *Walter Stree* auch als Reformer verdient gemacht hat: Im Kreis der sog. „Alternativ-Professoren", der sich seit Mitte der 60er Jahre um eine Strafrechts- und Strafprozeßreform bemühte und dem er seit seinen Anfängen angehörte, war er bis 1985 maßgeblich am Zustandekommen der verschiedenen Alternativ-Entwürfe beteiligt (unvergessen ist dort u. a. sein ganz besonderes Gespür für die Stimmigkeit einer Konzeption und für knappe und präzise Gesetzesformulierungen!).

Wer *Walter Stree* kennt, weiß, daß er – auch hier ein echter Schleswig-Holsteiner – noch nie ein Freund großer Worte war. Ihn und sein Werk gebührend zu würdigen – sofern dies in wenigen Sätzen überhaupt möglich sein sollte –, erfordert daher einige Zurückhaltung. Wissenschaftliches Ethos und Leidenschaft für die Sache sind es, die Persönlichkeit und Schaffen von *Walter Stree* prägen. Dabei ist er von den *Schröder*-Schülern wohl derjenige, dessen Art, Strafrechtswissenschaft zu betreiben, der des gemeinsamen Lehrers am meisten entspricht. Ich erinnere mich, mit welcher Bewunderung ich einst als Neuling den Diskussionen zwischen *Horst Schröder* und *Walter Stree* folgte: Beide beherrschten geradezu virtuos die Kunst des Denkens in und des Argumentierens mit „Fällen", wenn es darum ging, allgemeine Prinzipien zu entwickeln oder sie auf ihre Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Und so ist es bei *Walter Stree* bis heute geblieben: Trägt man ihm eine scheinbar gut durchdachte neue Erkenntnis vor, so ist die von ihm nach kurzem Nachdenken gestellte Frage: „Wie würden Sie folgenden Fall entscheiden:...„immer ein deutliches Anzeichen dafür, daß das Ganze eben doch nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Ebenso wie *Horst Schröder* mit einem überragenden Scharfsinn, einem untrüglichen Judiz und einem ausgeprägten Sinn für das Praktische ausgestattet, ist auch *Walter Stree* der hochangesehene Vertreter einer Strafrechtsdogmatik, die nicht als „l'art pour l'art" betrieben wird und sich im unfruchtbar Spekulativen verliert, sondern die ihre Aufgabe darin sieht, Antwort auf Fragen zu geben, wie sie jeden Tag die Gerichte beschäftigen oder beschäftigen könnten. Wenn heute – und dies nicht zu Unrecht – über die immer größer werdende Distanz zwischen Theorie und Praxis geklagt wird, so braucht sich *Walter Stree* nicht angesprochen zu fühlen. Ihm hat nicht nur die Strafrechtswissenschaft, sondern auch die Strafrechtpraxis für vieles zu danken!

Mit diesem Dank verbindet sich der Wunsch, daß dem Jubilar unter der Obhut einer großartigen Ehegattin noch viele Jahre nicht nur des persönlichen Wohlergehens, sondern auch des schöpferischen Dienstes am Recht und an der Rechtswissenschaft vergönnt sein mögen. Wenn wir uns verabschieden, so pflegt er dies meist mit einem aufmunternden „... und bleiben Sie der alte!" zu tun. Eben diese seine Worte möchte ich dem langjährigen und vertrauten Weggefährten auch zu seinem 70. Geburtstag zurufen.

Theodor Lenckner, Tübingen

Kurzbeitrag

Karl Larenz über seine Haltung im „Dritten Reich"

I. *Karl Larenz* ist am 24. 1. 1993 im Alter von 89 Jahren gestorben[1]. Mit seinen großen Lehrbüchern zum Bürgerlichen Recht und seiner Methodenlehre ist er schon zu Lebzeiten zu einem Klassiker der Rechtswissenschaft geworden. Doch unvermeidlich wirft ein Rückblick auf sein Leben und Werk auch die Frage nach seiner Haltung im „Dritten Reich" auf, zu dessen rechtswissenschaftlichen Exponenten er gehörte.

1903 geboren, stand er 1933 am Anfang einer wissenschaftlichen Laufbahn, die er mit seiner Dissertation (Hegels Zurechnungslehre und der Begriff der objektiven Zurechnung, 1927), seiner Habilitationsschrift (Die Methode der Auslegung des Rechtsgeschäfts, 1930) und weiteren Schriften (z. B.: Das Problem der Rechtsgeltung, 1929; Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart, 1931) eindrucksvoll begonnen hatte. Seinem akademischen Lehrer, dem Göttinger Romanisten, Zivilrechtler und Rechtsphilosophen *Julius Binder* (1870–1939), verdankte er eine enge Vertrautheit mit der Philosophie Hegels, die ihn entscheidend geprägt hatte und auch seine weitere wissenschaftliche Entwicklung wesentlich bestimmte. Gemeinsam mit *Binder* und dessen anderen Schülern, vor allem *Gerhard Dulckeit* (1904–1954) und *Martin Busse* (1909–1945), bildete er den engeren Kreis des deutschsprachigen rechtsphilosophischen Neuhegelianismus[2].

---

[1] Vgl. den Nachruf von *C.-W. Canaris* in JZ 1993, 404–406 (Heft 8).

[2] Im weiteren Sinne gehörten zum Göttinger Kreis um *Binder* auch *Jens Peter Jessen* (zu ihm unten Fn. 15), *Alfred Löwenstein* (jüdischer Abstammung,

Larenz' Veröffentlichungen zwischen 1933 und 1945 sind in jeder solide ausgestatteten Universitäts- und juristischen Seminarbibliothek zugänglich[3]. Auch an kritischen Auseinandersetzungen mit ihnen fehlt es nicht[4]. Eine große Monographie zu *Larenz'* Rechtstheorie im „Dritten Reich" ist vor einigen Jahren, unter dem Titel „Der Kampf gegen das subjektive Recht", in italienischer Sprache erschienen[5]. Methodologisches Hauptinstrument jener Theorie war die Lehre vom konkret-allgemeinen Begriff. Ihre praktische Bedeutung lag darin, daß mit ihrer Hilfe beispielsweise der Pflichtgehalt und die Gemeinschaftsbezogenheit subjektiver Rechte als Elemente des Begriffs des subjektiven Rechts und die geminderte Rechtsstellung von Ausländern und „Fremdrassigen" als Abstufungen des Begriffs der Rechtsfähigkeit erfaßt und begründet werden konnten[6]. Im übrigen war die große Herausforderung, vor der alle Hegelianer 1933 standen, *Hegels* Diktum: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig."[7]

Die Rolle, die die rechtsphilosophischen Neuhegelianer im „Dritten Reich" gespielt haben, ist noch immer umstritten[8]. Zu einer angemessenen Würdigung wird man nur gelangen, wenn man zwischen den verschiedenen Richtungen des Rechtsdenkens in jener Zeit unterscheidet[9]. Fanatische Verteidiger der Reinheit der nationalsozialistischen Lehre waren die Repräsentanten des völkisch-rassistischen Rechtsdenkens im strengen Sinne (z. B. *Reinhard Höhn, Otto Koellreuther, Ernst Krieck*). Zwischen ihnen und den Neuhegelianern gab es tiefgreifende Differenzen[10]. Eine dritte Gruppe bildeten die Vertreter des autoritären Rechts- und Staatsdenkens (z. B. *Carl Schmitt, Ernst Forsthoff, Ernst Rudolf Huber, Friedrich Schaffstein*). Sie waren keine Hegelianer, sind diesen aber insofern vergleichbar, als die Grundlagen ihrer Theorie nicht genuin nationalsozialistisch-rassistisch waren. Weitere Gruppen und Richtungen, z. B. das aristotelisch inspirierte „deutsche Naturrecht" (*Hans-Helmut Dietze*), mögen hier auf sich beruhen. Für jeden einzelnen stellte sich, als moralische Bewährungsprobe, die Frage des Umgangs mit dem parteiamtlichen Antisemitismus. Doch haben auch die Juristen im „Dritten Reich" einen Anspruch auf die Anstrengung des Verstehens und Differenzierens – was keine Verharmlosung bedeuten muß[11]. Es fehlt nicht mehr an einschlägigem Schrifttum[12], oft aber an jener Anstrengung.

II. *Larenz* selbst hat sich zu seinem damaligen Engagement nicht öffentlich geäußert, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er wußte, daß jede Äußerung als unangemessener Versuch einer Selbstrechtfertigung aufgefaßt werden würde. Ich handle aber in seinem Sinne, wenn ich die juristische Öffentlichkeit an dieser Stelle mit einem Brief bekanntmache, in dem er einige Aspekte seiner seinerzeitigen Verstrickung schildert. Der Brief entstammt einer Korrespondenz über *Julius Binder*[13] und ist ein Dokument der Zeitgeschichte – trotz der Wendung, er sei nur für mich bestimmt. Ich war eher sein Zufallsadressat, denn ich bin *Larenz* nur einmal (anläßlich seines goldenen Doktorjubiläums in Göttingen) persönlich begegnet. Kurz nach der Abfassung des Briefes – er datiert vom 15. 2. 1987 – erlitt Larenz einen Schlaganfall. Die später wiedergewonnene Arbeitskraft widmete er den Neuauflagen seiner Lehrbücher[14]. Meiner Anregung, die zeitgeschichtlich interessanten Mitteilungen des Schreibens in einer autobiographischen Skizze der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist er nicht gefolgt. Doch stimmte er in einem Gespräch mit seinem Freund und meinem Fakultätskollegen *Karl Michaelis,* den ich ins Vertrauen gezogen hatte, im Januar 1989 der Anregung zu, den Brief nach seinem Tode zu veröffentlichen. Als Ort der Veröffentlichung habe ich *Larenz* daraufhin die Juristen-Zeitung vorgeschlagen.

Der Brief wird im folgenden – bis auf die beiden Einleitungssätze und eine Seitenangabe, die sich auf mein *Binder*-Manuskript beziehen, sowie die Grußformel und ein Postskriptum – ungekürzt abgedruckt. Tippfehler sind stillschweigend korrigiert. Etliche Abkürzungen habe ich der besseren Lesbarkeit halber aufgelöst. Gelegentlich sind (in eckigen Klammern) Vornamen eingefügt. In den Fußnoten finden sich einige erläuternde Hinweise. Der Text lautet:

„... Da Sie ... auch auf die *Binder*-Schüler und die Neuhegelianer eingehen, habe ich mich nun entschlossen, Ihnen zu schildern, wie ich damals eigentlich zu meiner in der Tat widersprüchlichen und eigentlich unverständlichen Haltung gekommen bin. Darüber habe ich bisher nie gesprochen; es ist auch nur für Sie bestimmt. Aber einmal, meine ich, muß es doch mal gesagt werden.

Ich muß dazu etwas weiter ausholen, und das ist auch der Grund dafür, daß ich bisher darüber geschwiegen habe. Vorausschicken muß ich, daß wir, ich meine die *Binder*-Schüler, damals zwar alle, wie die meisten, ‚national' dachten, die Nationalsozialisten aber für unfähig hielten. Die einzige Ausnahme war [*Jens Peter*] *Jessen,* der frühzeitig in die Partei eingetreten war und wohl glaubte, ihre Wirtschaftspolitik mit steuern zu können. Er wurde bald nach *Hitlers* Machtergreifung Direktor des Kieler Instituts für Weltwirtschaft und erlangte damit eine Position, die ihm solches ermöglichen konnte. Er muß auch über Verbindungen verfügt haben, die in das preußische Ministerium reichten[15].

Am 2. 5. 1933 trafen die Herren [*Ernst Rudolf*] *Huber,* [*Georg*] *Dahm* und ich – wir kannten uns bis dahin nicht – dort zusammen und wurden mit der Vertretung von Lehrstühlen in Kiel beauftragt, die dort infolge des berüchtigten Gesetzes verwaist waren[16]. Das war ein kurzer routinemäßiger Akt; aber anschließend wurde jeder von uns einzeln von einem jungen Mann bei Seite genommen, der ein Mitarbeiter des Referenten zu sein schien. Es war *Wilhelm Ahlmann.* Dieser stammte aus einer sehr bekannten Kieler Bankiersfamilie und war blind, wie wir später erfuhren, weil er am Ende des 1. Weltkrie-

---

in den 30er Jahren emigriert), *Karl Michaelis* (geb. 1900) und *Adam Trott zu Solz* (1909–1944). *Trott* hatte 1931 in Göttingen (bei *Herbert Kraus*) mit einer Dissertation über „Hegels Staatsphilosophie und das Internationale Recht" (Neudruck 1967) promoviert. Später wurde er Legationsrat im Auswärtigen Amt und Mitglied des Kreisauer Kreises. Am 26. 8. 1944 wurde er gehenkt. Vgl. zu ihm *J. P. Meincke*, Adam Trott zu Solz, JZ 1989, S. 582 f., sowie *G. MacDonogh,* A Good German. Adam Trott zu Solz, London 1989.

[3] Exemplarisch seien genannt: Die Rechts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus und ihre Gegenwartsbedeutung, in: *K. Larenz/G. Holstein,* Staatsphilosophie, München/Berlin 1933, S. 89–188; Deutsche Rechtserneuerung und Rechtsphilosophie, Tübingen 1934; Volksgeist und Recht. Zur Revision der Rechtsanschauung der Historischen Rechtsschule, in: Zeitschr. f. Deutsche Kulturphilosophie 1 (1935), S. 40–60; Rechtsperson und subjektives Recht, in: *Larenz* (Hrsg.), Grundfragen der neuen Rechtswissenschaft, Berlin 1935, S. 225–260; Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart, 2. Aufl. Berlin 1935; Vertrag und Unrecht, 2 Bde., Hamburg 1936/37; Über Gegenstand und Methode des völkischen Rechtsdenkens, Berlin 1938; Zur Logik des konkreten Begriffs, in: Deutsche Rechtswissenschaft (DRW) 5 (1940), S. 279–299.

[4] Vgl. z. B. *B. Rüthers,* Die unbegrenzte Auslegung. Zum Wandel der Privatrechtsordnung im Nationalsozialismus, 4. Aufl. Heidelberg 1992, bes. S. 302 ff.; *ders.,* Entartetes Recht. Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich, 2. Aufl. München 1989, bes. S. 76 ff. S. dazu meine Rezension in JZ 1989, S. 994–996.

[5] Massimo La Torre, La „Lotta contro il diritto soggetivo". Karl Larenz e la dottrina giuridica nazionalsocialista, Milano 1988. S. aber auch schon *M. Frommel,* Die Rezeption der Hermeneutik bei Karl Larenz und Josef Esser, Ebelsbach 1981, bes. S. 178 ff.

[6] Zu letzterem vgl. z. B. die Nachweise bei *Rüthers,* Entartetes Recht (oben Fn. 4), S. 88 ff.

[7] *Hegel,* Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821), Ausg. Hoffmeister, 4. Aufl. Hamburg 1955, S. 14.

[8] Vgl. *H. Kiesewetter,* Von Hegel zu Hitler. Eine Analyse der Hegelschen Machtstaatsideologie und der politischen Wirkungsgeschichte des Rechtshegelianismus (mit einem Vorwort von *E. Topitsch*), Hamburg 1974; *J. Gernhuber,* Das völkische Recht, in: Tübinger Festschr. f. E. Kern, Tübingen 1968, S. 166–200, S. 183 ff.; *K. Anderbrügge*, Völkisches Rechtsdenken. Zur Rechtslehre in der Zeit des Nationalsozialismus, Berlin 1978, S. 203 ff.

[9] Einen instruktiven Überblick gibt die Monographie von *Klaus Anderbrügge* (oben Fn. 8).

[10] Vgl. die Hinweise bei *R. Dreier,* Julius Binder (1870–1939). Ein Rechtsphilosoph zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: *F. Loos* (Hrsg.), Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren, Göttingen 1987, S. 425–455 (452 f.), wieder abgedruckt in: *R. Dreier,* Recht – Staat – Vernunft. Studien zur Rechtstheorie 2, Franfurt/M. 1991, Kap. 6 (s. dort S. 160 f.).

[11] Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang einen Satz bedenken, der von *Ralph Giordano,* einem der Verfolgten des NS-Regimes, stammt: „Das Kollektiv derer, die von ihrem Lebensalter her für das Dritte Reich mitverantwortlich sind, ist von der Geschichte unseres Jahrhunderts strapaziert und überfordert worden wie keine Generation sonst" (Die zweite Schuld oder Von der Last, ein Deutscher zu sein, Hamburg 1987, S. 19).

[12] S. die Auswahlbibliographie in: *R. Dreier/W. Sellert* (Hrsg.), Recht und Justiz im „Dritten Reich", Frankfurt/M. 1989, S. 360 f.

[13] Anlaß war das Manuskript des oben in Fn. 10 genannten Aufsatzes, das ich *Larenz* zugesandt hatte.

[14] Vgl. *U. Diederichsen, Karl Larenz,* in: Juristen im Portrait. Festschr. zum 225jährigen Jubiläum des Verlages C. H. Beck, München 1988, S. 495–510 (495).

[15] *Jens Peter Jessen* (1896–1944) hatte sich im Wintersemester 1927/28 als Wirtschaftswissenschaftler in Göttingen habilitiert. Er war Professor in Kiel (1933), Marburg (1934) und Berlin (ab 1935). Dort schloß er sich dem Widerstand gegen Hitler an. Als enger Vertrauter von *Johannes Popitz* und *Carl Goerdeler* wurde er am 30. 12. 1944 hingerichtet. Vgl. zu ihm: *G. Ritter,* Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954, S. 294, 326, 346, 426 f., 542, 561.

[16] Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums v. 7. 4. 1933 (*RGBl.* 1933 I S. 175).

ges versucht hatte, sich das Leben zu nehmen[17]. Ich nehme heute an, daß *Jessen* ihn in das Ministerium eingeschleust hatte und daß das, was er uns sagte, mit *Jessen* abgesprochen war.

Mir sagte *Ahlmann:* Da man es nun nicht mehr ändern könne, daß die Nationalsozialisten an die Macht gekommen wären, müsse man versuchen, sie auf einen vernünftigen Weg zu bringen. Sie hätten bisher kein rechtes Verhältnis zum Recht und zur Staatsidee. Um ihnen dies zu vermitteln, müsse man ihnen eine Rechts- und Staatsphilosophie, wie ich sie in meiner Schrift über die Rechts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus[18] dargestellt hatte, in einer solchen Weise nahebringen, daß sie sich darin wiederfinden und sie akzeptieren könnten. Das sollte meine Aufgabe sein.

Nun war das, was er sagte, aus heutiger Sicht völlig unsinnig und realitätsfern. Damals glaubten aber wirklich viele, der Nationalsozialismus sei eine noch formbare Masse. Von *Ahlmann* ging, gerade wohl wegen seiner Blindheit, eine außerordentliche suggestive Kraft aus. Ich habe später in einem Buch über die Widerstandsbewegung, dessen Verfasser und Titel ich leider nicht mehr weiß, gelesen, daß *Ahlmann* später dort in ähnlich suggestiver Weise gewirkt hat. Unmittelbar nach dem Scheitern der Verschwörung habe er sich das Leben genommen. Ich war von seinen Ausführungen stark beeindruckt, wenn ich auch keine Ahnung hatte, wie ich seinen ‚Auftrag' sollte ausführen können. Nach dem Kriege habe ich einmal mit *Huber* darüber gesprochen. Ihm hatte *Ahlmann* gesagt, er solle den Nationalsozialisten eine Verfassung suggerieren, an die sie sich dann gebunden halten müßten.

Es kommt nun eine zweite Sache hinzu, die dazu führte, daß ich wirklich versuchte, den Plan *Ahlmanns* (und *Jessens*?) zu verwirklichen. Im Sommer '33 war ich öfter mit dem von mir sehr verehrten Philosophen *Richard Kroner,* dem Gründer und Vorsitzenden des Hegelbundes und Herausgeber der [Zeitschrift] ‚Logos', zusammen[19]. Eines Tages erzählte er mir empört, nach den neuesten Bestimmungen dürfe er nicht mehr alleiniger Herausgeber einer Zeitschrift sein. Ob ich es neben ihm werden wolle? Kurz darauf erschien bei mir der Verleger, *Paul Siebeck*[20], und sagte mir, *Kroner* dürfe nun auch nicht mehr Mitherausgeber sein. Er wolle die Zeitschrift aber unbedingt aufrechterhalten; ich solle sie übernehmen. Dafür hielt ich mich nicht für kompetent genug; ich meinte, es müsse mindestens noch ein Philosoph hinzukommen, und schlug [*Hermann*] *Glockner* vor, den ich aus dem Hegelbund kannte[21]. So kam es[22].

Jetzt glaubte ich, ein Instrument in der Hand zu haben, mit dessen Hilfe ich im Sinne *Ahlmanns* tätig werden konnte. In diesem Sinne verfaßte ich den Eröffnungsaufsatz der Zeitschrift, die wir in Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie umbenannten, mit dem Titel ‚Volksgeist und Recht'[23]. Er knüpfte weniger an *Hegel* als an die deutsche Romantik an und bediente sich, um es ihnen schmackhaft zu machen, weithin nationalsozialistisch klingender Vokabeln, die ich aber im Sinne der Romantik verstand. Nach dem Erscheinen des Aufsatzes wurde ich zu dem damaligen Kieler Rektor, *Lothar Wolf,* der wie ein Tyrann die Universität regierte, bestellt. Er überhäufte mich mit Vorwürfen, nannte meinen Aufsatz eine Provokation und einen versteckten Angriff auf die nationalsozialistische Weltanschauung, die von mir angenommene ‚existentielle' Bindung des Führers an den Volksgeist und die ‚völkische' (sollte in meinem Verständnis heißen: durch den Volksgeist näher geprägte) Rechtsidee beeinträchtige dessen Eigenständigkeit, sei also ein Angriff auf ein nationalsozialistisches Grundprinzip usw. Er schloß in drohendem Ton: man werde das nicht dulden. In der Tat erschien bald der Führer des nationalsozialistischen Studentenbundes bei mir, um mir mit einem Vorlesungsboykott zu drohen, unter Hinweis darauf, daß *Rosenberg* die *Hegelsche* Philosophie für ‚parteischädlich' erklärt habe[24].

Nun war *Lothar Wolf* ein Physiker und hatte sicher nicht selbst meinen Aufsatz gelesen und interpretiert. Es mußte ein anderer dahinter stecken: ich nahm an, [*Alfred*] *Bäumler,* der damals als der Beauftragte *Rosenbergs* für die weltanschauliche Erziehung (an den Hochschulen) auftrat[25]. Doch ist das eine Vermutung. *Lothar Wolf* wurde kurz danach, ich weiß nicht durch wen und ob *Jessen* dabei seine Hand im Spiele hatte, als Rektor abgesetzt und durch *Dahm* ersetzt. Dieser teilte mir dann mit, er habe die studentischen Aktionen gegen mich unterbunden. Der *Hegelschen* Philosophie stand auch er ablehnend gegenüber.

Mein Interesse konzentrierte sich nun mehr und mehr darauf, die ZDK[26] als eine Zeitschrift zu erhalten, in der auch Anhänger der idealistischen Philosophie veröffentlichen konnten. Das war auch das Anliegen *Siebecks* und *Glockners.* Noch im letzten Heft ist ein Aufsatz des Marburger Kantianers [*Julius*] *Ebbinghaus* erschienen. Man ließ uns gewähren; ich nehme an, weil die Zeitschrift einflußlos war. Die Zahl der Abonnenten sank im Krieg unter 300. Daß *Siebeck* – er starb kurz nach dem Krieg[27] – sie überhaupt durchhielt, hat mich erstaunt; er hat häufig mit uns konferiert, und wir waren uns bewußt, auf einem schmalen Grat zu wandern.

An eine Fortführung des Hegelbundes, ohne *Kroner,* hat keiner gedacht. *Glockner* hatte aber noch Verbindung mit den holländischen Hegelianern[28], unter ihnen der Philosoph *Wigersma,* ich glaube aus Leyden. Dann tauchte der Gedanke einer privaten Gesprächsrunde auf. Sie fand Anfang Mai '40, also schon im Kriege, in Weimar statt. Wer genau teilgenommen hat und über welche Themen der Hegelinterpretation gesprochen wurde, weiß ich nicht mehr. *Michaelis* war dabei, wahrscheinlich sein Schüler *Hans Brandt, Glockner, Johannes*

---

[17] *W. Ahlmann* (geb. 1895) war 1933 Hilfsreferent in der Hochschulabteilung des Preußischen Kultusministeriums. Später stand er der Widerstandsbewegung nahe. Am 7. 12. 1944 nahm er sich das Leben. Vgl. zu ihm die biographische Einleitung zu: Tymbos für Wilhelm Ahlmann. Ein Gedenkbuch, hrsg. von seinen Freunden, Berlin 1951 (S. IX–XII). Das Buch enthält 21 Beiträge, u. a. von *Hans Barion, Ernst Forsthoff, Hans Freyer, Hermann Kasack, Carl Schmitt, Percy Ernst Schramm, Peter Suhrkamp* und *Werner Weber.* S. a. Geschichte der Christian-Albrecht-Universität Kiel 1665–1965, Band 3, Teil 1: *E. Döhring,* Geschichte der juristischen Fakultät, Neumünster 1965, S. 206 ff., bes. S. 208.

[18] S. o. Fn. 3.

[19] *R. Kroner,* jüdischer Abstammung, als Offizier und Frontsoldat des Ersten Weltkriegs zunächst vom oben Fn. 16 genannten Gesetz ausgenommen, war 1933 Professor für Philosophie in Kiel. 1934 wurde er an die Universität Frankfurt versetzt, wo er 1935 seines Amtes enthoben wurde. 1939 emigrierte er in die USA. Einflußreichstes Werk: Von Kant bis Hegel, 2 Bde. (1921/24), 3. Aufl. Tübingen 1977. Vgl. zu ihm: *W. Asmus,* Richard Kroner (1884–1974). Ein Philosoph und Pädagoge im Schatten Hitlers, Bern/New York/Paris 1990.

[20] Hier ist *Larenz* (wohl bedingt durch den geläufigen Verlagsnamen) eine Namensverwechslung unterlaufen. *Paul Siebeck,* der den Verlag J. C. B. Mohr übernommen hatte, war 1920 gestorben. Gemeint ist (wie sich aus dem unten Fn. 22 zitierten Manuskript von *R. Kramme* ergibt) sein Nachfolger *Oskar Siebeck.* Den Hinweis auf die Namensverwechslung verdanke ich der Redaktion der JZ.

[21] *H. Glockner* (1896–1979), Herausgeber der Hegel-Jubiläumsausgabe und eines Hegel-Lexikons, war Professor für Philosophie in Gießen (seit 1933) und Braunschweig (seit 1951).

[22] Über die seinerzeitigen Vorgänge und Verhandlungen, an denen auch *Julius Binder* und *Heinrich Rickert* beteiligt waren und die zu erheblichen Spannungen und schließlich zum Bruch mit *Kroner* führten, berichtet ausführlich: *Rüdiger Kramme,* LOGOS 1933/34. Fallstudie einer Abwicklung, MS 1993 (noch unveröffentlicht). Der Beitrag (der mir von der Redaktion der JZ zugänglich gemacht wurde) beruht auf einer gründlichen Auswertung des Verlagsarchivs und des zeitgeschichtlichen Schrifttums. Er wird voraussichtlich noch in diesem Jahr in einem von *Chr. v. Wolzogen* herausgegebenen Band „Philosophie und Nationalsozialismus" im Verlag Harald Fischer (Erlangen) erscheinen. – Zu den Gründen, die zum Bruch mit *Kroner* führten, hat sich *Larenz* in einem Brief an *Hermann von Braunbehrens* v. 12. 2. 1984 (also drei Tage vor dem hier abgedruckten Brief) geäußert, der auszugsweise von *W. Asmus,* Richard Kroner (oben Fn. 20), S. 70 f., zitiert wird. Der Passus stimmt zunächst fast wörtlich mit dem vorstehenden Absatz im obigen Text überein und fährt nach dem vorletzten Satz fort: „Als ich aber *Kroner* hiervon (also über den Plan, die Zeitschrift gemeinsam mit *Glockner* fortzuführen; R. D.) unterrichtete, antwortete er mir in großer Erregung, der Logos sei untrennbar mit seinem Namen verbunden; wenn er ihn nicht länger herausgeben könne, müsse er eingehen. Dies wiederum leuchtete mir nicht ein, denn ich sah im Logos ein Sprachrohr aller an der idealistischen Philosophie, besonders an *Hegel* Interessierten und meinte, als solches müsse er erhalten bleiben. *Siebeck* und *Glockner* waren derselben Meinung. So kam es zum Bruch." *H. v. Braunbehrens* war 1933 Senior des philosophischen Seminars von *Kroner.* Er verteidigte *Kroner* gegen Aktivitäten nationalsozialistischer Studenten; vgl. *Asmus* a.a.O. S. 76 ff.

[23] S. o. Fn. 3. Das Heft 1 der ZDK wurde, entgegen der Angabe im Titelblatt (1935), bereits im Oktober 1934 ausgeliefert. Vgl. *Kramme* aaO Fn. 38.

[24] *Alfred Rosenberg* (1893–1946) war „Beauftragter des Führers für die gesamte weltanschauliche Erziehung der Bewegung". Zu seiner „Verdammung" *Hegels* vgl. schon seinen „Mythus des 20. Jahrhunderts" (1930), 25.98. Aufl. München 1936, S. 525 ff.

[25] Zu *A. Bäumler* (1887–1968) vgl. z. B. dessen „Antrittsvorlesung in Berlin" (am 10. 5. 1933), in: *ders.,* Männerbund und Wissenschaft, Berlin 1934, S. 123–138 (bes. 126 f.). S. a. *M. Bäumler/H. Brunträger/H. Kurzke* (Hrsg.), Thomas Mann und Alfred Bäumler. Eine Dokumentation, Würzburg 1989.

[26] Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie.

[27] *Oskar Siebeck* (s. o. Fn. 20) war 1936 gestorben. Sein Nachfolger *Hans-Georg Siebeck* starb 1990. Möglicherweise meint *Larenz* einen anderen Vertreter des Verlages, den er als „Siebeck" in Erinnerung hatte. Der im Titelblatt der ZdK (neben anderen) als mitwirkender Herausgeber genannte *Richard Siebeck* war Professor für Medizin an der Universität Berlin; er war ein Bruder *Oskar Siebecks,* aber an der Verlagsleitung nicht beteiligt. Er starb 1965.

[28] Begründer des niederländischen Hegelianismus war *Gerardus Bolland* (1854–1922), Professor für Philosophie in Leyden.

Hoffmeister, auch einige Philosophen, die nicht Hegelianer, aber interessiert waren, und die Holländer. In diese Runde im ‚Elefanten' platzte dann wie eine Bombe die Nachricht vom Angriff der deutschen Truppen im Westen. Die Realität hatte uns wieder eingeholt.

Das ist, in kurzen Worten, die Geschichte vom Ende des Neuhegelianismus in der Zeit des Nationalsozialismus. Natürlich weiß ich heute, daß ich dem Rat von *Ahlmann* nicht hätte folgen sollen. Ich will da nichts beschönigen. Aber, wenn heute manchmal behauptet wird, der Nationalsozialismus habe sich auf *Hegel* gestützt, oder die Hegelianer hätten auf ihn irgendeinen Einfluß gehabt, so ist das eine Legende. Man kann mit *Gernhuber* sagen: geduldet, aber nicht angenommen. Geduldet, stets argwöhnisch belauert und nur auf Zeit[29]. Das eisige Benehmen *Bäumlers* mir gegenüber bei der einzigen Gelegenheit, bei der ich ihm begegnet bin und ihm vorgestellt wurde, dem Kieler Universitäts-Jubiläum während des Krieges, hat mir angezeigt, daß die Zeit bald abgelaufen sein würde.

Noch ein Wort zu der seltsamen Liste eines Herrn *Kiesewetter,* die Sie in der Anmerkung 91 zitieren[30]. Schüler *Binders* waren nur *Busse, Dulckeit* und ich. Der Philosoph *Bruno Bauch* in Jena stand ihm nahe, war aber kein Hegelianer. Alle anderen waren weder Schüler *Binders* noch Hegelianer. [*Walter*] *Schönfeld* hatte Vorbehalte gegen *Binder,* stand eher mir näher. [*Karl August*] *Emge* war ein Rechtsphilosoph, der ganz seine eigenen Wege ging. [*Ernst*] *Forsthoff,* das weiß jeder, gehörte zum Umkreis von *C. Schmitt. Dahm* wollte nichts von Hegel wissen. Ebenso [*Hans*] *Welzel,* mit dem ich, als wir beide im Jahre '32 Lehrstühle in Bonn vertraten, hitzige Diskussionen hatte. *Erik Wolf?* Auch der war kein Hegelianer, wegen seiner betont christlichen Einstellung eher ein Gegner des Nationalsozialismus. [*Paul*] *Ritterbusch* dagegen war ein fanatischer Nazi, der sich auch einmal auf *Hegel* berief, aber nichts von ihm verstand, da ihm jede philosophische Ader abging. Wer so verschiedene Männer in einen Topf wirft, überschätzt nicht nur *Binders* Einfluß, sondern hat keine Ahnung.

Ich hoffe, Sie nicht gelangweilt zu haben. Wenn Sie aber tatsächlich noch sich weiter mit den damaligen Vorgängen befassen wollen, gibt es ja noch *Huber*[31] und *Michaelis,* die einiges dazu sagen können. *Michaelis* war ja nur mehr Beobachter am Rande, *Huber* spielte das Spiel *Ahlmanns* mit, natürlich auf seine Weise. Die meisten leben ja nicht mehr, und es fällt auch den Überlebenden immer schwerer, sich in die damalige Zeit und die ganze Atmosphäre zurückzuversetzen."

III. Mit meinen Fakultätskollegen *Karl Michaelis* und *Friedrich Schaffstein* habe ich über den Brief gesprochen. Sie haben die geschilderten Vorgänge, soweit sie an ihnen beteiligt waren oder von ihnen wußten, bestätigt. Das gilt besonders für das Wirken *Ahlmanns.* Daß es sich um einen subjektiv gefärbten Rückblick eines damals immerhin schon Vierundachtzigjährigen handelt, versteht sich von selbst. Über manches hätte man gern mehr gewußt. Ausgespart bleibt – bis auf den Hinweis auf das Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und die Äußerungen zu *Richard Kroner*[32] – die „Judenfrage", das Kernübel des „Dritten Reichs".

Im übrigen erblicke ich meine Aufgabe nicht darin, den Brief zu kommentieren. Angemerkt sei nur noch, daß sich *Larenz* nach 1945, zunächst zögernd, von seiner Lehre vom konkret-allgemeinen Begriff verabschiedet hat[33]. An seine Stelle sind der Typusbegriff und die philosophische Hermeneutik getreten[34]. Daß dies keinen vollständigen Abschied von *Hegel* – dem neben *Kant* nach wie vor bedeutendsten deutschsprachigen Rechtsphilosophen[35] – bedeutete, belegt *Larenz'* Schrift „Richtiges Recht. Grundzüge einer Rechtsethik" (1979), die zentrale Themen der heutigen Prinzipiendebatte vorwegnimmt[36].

Im Mittelpunkt von *Larenz'* Werk nach 1945 steht die Rechtsdogmatik. *Larenz* ist aber nicht zuletzt deshalb zu einem Klassiker der Rechtswissenschaft geworden, weil er zeit seines Lebens die philosophischen und methodologischen Grundlagen der Rechtsdogmatik mitbedacht hat – mit allen Gefährdungen und Verführungen, die dies in Zeiten des Totalitarismus mit sich bringt. Herausragendes Dokument dieser Grundlagenreflexion in der Nachkriegszeit ist seine „Methodenlehre der Rechtswissenschaft" (1960, 6. Aufl. 1991), in die er bis zuletzt, mit ungebrochener Produktivität, aktuelle Tendenzen im Schrifttum und die neuere Rechtsprechung eingearbeitet hat. Sie ist ein Standardwerk der juristischen Methodenlehre und wird Bestand haben. Es bleibt zu hoffen, daß sie – ebenso wie seine Lehrbücher zum Bürgerlichen Recht – von seinen Schülern fortgeführt wird.

Wünschenswert wäre, daß *Karl Larenz* – wie *Carl Schmitt*[37] – einen Biographen findet, der sich der Mühe unterzieht, ein exemplarisches Juristenleben im 20. Jahrhundert nachzuzeichnen – ohne Beschönigung und ohne Denunziation.

Professor Dr. **Ralf Dreier**, Göttingen

---

[29] Vgl. *J. Gernhuber* (oben Fn. 8) S. 183. Dort heißt es mit Bezug auf die Neuhegelianer: „Sie boten Ergebnisse an, die sich von denen der anderen wenig oder gar nicht unterschieden, und blieben doch von jenen durch eine tiefe Kluft getrennt, als kleine, jederzeit überschaubare Gruppe, die kaum Widerhall fand, mochte sie auch in immer neuen Anläufen bemüht sein, das Denken der Zeit in der Philosophie *Hegels* zu sublimieren. Die einzige Rechtstheorie der Zeit, die man der Rechtsphilosophie zurechnen kann, wurde geduldet, aber nicht angenommen, versuchte sich deshalb zu assimilieren, gab *Hegel* in Stücken preis, bezahlte mit der Verstrickung in eine an sich fremde Gedankenwelt und errang doch keinen Erfolg: die ‚Späthegelinge' (*Krieck*) blieben Außenseiter, die man – ganz nach Temperament – belächelte oder schalt, jedenfalls unter sich ließ, mochten sie auch noch so stark die Gemeinsamkeiten mit ihren Gegnern betonen."

[30] Vgl. *R. Dreier* aaO (oben Fn. 10) Fn. 92 (im Ms. Fn. 91). Darin heißt es mit Bezug auf *H. Kiesewetter* aaO (oben Fn. 5) S. 273: „Der dort angegebene Kreis von ‚Schülern und Anhängern' *Binders* (‚*B. Bauch, F. Böhm, M. Busse, G. Dahm, G. Dulckeit, C. A. Emge, E. Forsthoff, H. Gerber, E. R. Huber, O. Koellreuther, K. Larenz, N. Nadler, P. Ritterbusch, W. Sauer, W. Schmidt, W. Schönfeld, W. Stapel, Ch. Steding, H. Welzel, E. Wolf,* um nur die bekanntesten zu nennen') überschätzt den Einfluß *Binders* gewaltig."

[31] *Ernst Rudolf Huber* ist am 28. 10. 1990 gestorben. Vgl. zu ihm den Nachruf von *C. Starck,* in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, 1992, S. 232–243.

[32] Aus den Dokumenten, die *R. Kramme* in seinem oben Fn. 22 genannten Beitrag zitiert, ergibt sich, daß *Larenz* bis zuletzt alles versucht hat, um den Bruch mit *Kroner* zu vermeiden.

[33] Die Verabschiedung geschah wohl auch ein wenig unter dem Einfluß seiner Schüler, die auf der methodologischen Eigenständigkeit des Typusbegriffs bestanden (Mitteilung von *Uwe Diederichsen*).

[34] Vgl. *Frommel* aaO (oben Fn. 5) S. 136 ff.

[35] Vgl. *R. Dreier,* Bemerkungen zur Rechtsphilosophie Hegels, in: *ders.,* Recht – Moral – Ideologie. Studien zur Rechtstheorie 1, Frankfurt/M. 1981, Kap. 11.

[36] Vgl. dazu z. B. *R. Alexy,* Begriff und Geltung des Rechts, Freiburg/München 1992, S. 117 ff., 148 ff.; *F. Bydlinsky,* Fundamentale Rechtsgrundsätze. Zur rechtsethischen Verfassung der Sozietät, Wien/New York 1988.

[37] Zu ihm: *J. W. Bendersky,* Carl Schmitt, Theorist for the Reich, Princeton University Press 1983; *B. Rüthers,* Carl Schmitt im Dritten Reich, 2. Aufl. München 1990.

Literatur

Robert Alexy: Begriff und Geltung des Rechts. – Freiburg/München: Verlag Karl Alber, 1992. 215 S., geb.: 48,– DM. ISBN 3-495-47729-2. (Alber-Reihe Rechts- und Sozialwissenschaft.)

Es ist gewiß kein Zufall, daß just zur gleichen Zeit sich zwei im Denken verwandte, dem Alter nach freilich recht weit voneinander entfernte (Rechts-)Philosophen, *Jürgen Habermas* und *Robert Alexy*, zur Frage der Rechtsgeltung geäußert haben, ist doch das Geltungsproblem gewissermaßen die Nagelprobe auf die Richtigkeit eines rechtsphilosophischen Konzepts. Lange Zeit hat der Rechtspositivismus dieses Problem zugedeckt, nunmehr stellt es sich umso dringlicher wieder, aber ohne die Möglichkeit, es naturrechtlich zu beantworten. *Habermas* (Faktizität und Geltung; Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates, 1992) nimmt Stellung als juristisch interessierter Philosoph, *Alexy* als philosophisch interessierter Jurist. Man kann die beiden Bücher nicht so en passant miteinander vergleichen; jedes hat seine spezifischen Fragestellungen und Schwerpunkte. Doch dies läßt sich auch in Kürze sagen: *Habermas* mag dem philosophisch Inspirierten mehr zu sagen haben, für den Juristen jedenfalls ist das Buch von *Alexy* das ergiebigere.

Das zeigt sich sofort an der von *Alexy* eingenommenen Grundposition: dem Verhältnis von Recht und Moral (S. 15 ff.). *Alexys* Standpunkt, wonach Recht und Moral nicht getrennt, sondern, wiewohl nicht identisch, in vielfacher Weise miteinander verflochten sind, entspricht gesicherter juristischer Erfahrung. Die hauptsächlich von positivistischen und analytischen Richtungen vertretene Trennungsthese *(Kelsen, Hart)* läßt sich ja doch nur bei sehr hoher Abstraktion, ja eigentlich nur bei Absehen von jeglichem Inhalt vollziehen. Inhaltlich sind Recht und Moral in mannigfaltiger Weise verwoben, ohne freilich in eins zu fallen (vgl. *Arthur Kaufmann,* Recht und Sittlichkeit, 1964). *Alexy* aber geht es gerade um ein inhaltliches Rechtsverständnis und einen inhaltlichen Rechtsbegriff. Damit ist der Rechtspositivismus schon im Ansatz überwunden (vgl. S. 18 ff., 31 ff.).

Es wäre nun verlockend, die subtilen, schrittweise voranschreitenden Überlegungen *Alexys* zur Gewinnung eines inhaltlichen Rechtsbegriffs nachzuzeichnen. Da werden die für das Thema relevanten Gesichtspunkte nahezu vollständig erörtert: die Beobachter- und Teilnehmerperspektive (S. 47 ff.), die Argumente der Richtigkeit, des Unrechts, der Sprache, der Klarheit, der Effektivität, der Rechtssicherheit, des Relativismus, der Redlichkeit, der Prinzipien und noch manche andere mehr (S. 63–136). So wichtig und ertragreich diese Rexflexionen sind, so wenig ist es doch möglich, sie hier im einzelnen zu diskutieren. Am Ende steht ein inhaltlicher, nichtpositivistischer Rechtsbegriff, der zwar sehr komplex ist, der aber eben darum der komplexen Rechtswirklichkeit zumindest sehr nahe kommt: „Das Recht ist ein Normensystem, das einen Anspruch auf Richtigkeit erhebt, aus der Gesamtheit der Normen besteht, die zu einer im großen und ganzen sozial wirksamen Verfassung gehören und nicht extrem ungerecht sind, sowie aus der Gesamtheit der Normen, die gemäß dieser Verfassung gesetzt sind, ein Minimum an sozialer Wirksamkeit oder Wirksamkeitschance aufweisen und nicht extrem ungerecht sind, und zu dem die Prinzipien und die sonstigen normativen Argumente gehören, auf die sich die Prozedur der Rechtsanwendung stützt und/oder stützen muß, um den Anspruch auf Richtigkeit zu erfüllen" (S. 201). An diesem Rechtsbegriff ist vieles interessant, so insbesondere, daß in ihn das „Unrechtsargument" im Sinne der bekannten *Radbruch*schen Formel vom „gesetzlichen Unrecht" und „übergesetzlichen Recht" (S. 90 ff.) integriert ist. So weit, so gut.

Doch ich muß an dieser Stelle, nolens volens, eine kritische Anmerkung einblenden. Auf Seite 80 stellt *Alexy* lapidar fest: „Radbruch war vor der Zeit des Nationalsozialismus Positivist. Nach 1945 hat er seine Auffassung geändert und die Meinung vertreten, der Rechtspositivismus habe den Juristen wie das Volk wehrlos gemacht gegen noch so willkürliche, noch so grausame, noch so verbrecherische Gesetze'". Eine derart verzerrende Vereinfachung sollte einem so auf Genauigkeit bedachten Autor eigentlich nicht unterlaufen. Zu keiner Zeit seines Lebens war *Radbruch* ein einseitiger Positivist oder ein einseitiger Naturrechtler. In jeder Periode finden sich, wenn man so will, „positivistische" und „naturrechtliche" Elemente. Schon 1919 nannte *Radbruch* den juristischen Positivismus einen „Götzendienst der Macht". 1932 (!) schrieb er: „Ohne ein Minimum von Naturrecht ist Rechtsphilosophie überhaupt unmöglich: gerade auch eine positivistische Rechtsphilosophie bedarf eben für die Geltung des positiven Rechts eines überpositiven, also naturrechtlichen Standpunktes." Und 1939 (!) mahnte er angesichts der nationalsozialistischen Willkürherrschaft: „Jetzt will mir der Positivismus sogar als ein Ideal erscheinen, das uns bitter nottut." In diesem Sinne ließen sich zahlreiche weitere Äußerungen *Radbruchs* anfügen. Schließlich hat *Radbruch* ja auch seinen „wertbezogenen" Rechtsbegriff von allem Anfang an bis zuletzt ohne Veränderungen durchgehalten; Recht ist danach weder positivistisch ohne Bezug auf den Rechtswert (Gerechtigkeit) noch naturrechtlich dasselbe wie der Rechtswert. Gewiß hat es bei *Radbruch* Akzentverschiebungen gegeben, teilweise recht beträchtliche, aber ein Bruch („Damaskuserlebnis") findet sich in seiner Rechtsphilosophie nicht. Nicht zuletzt hat *Radbruch* selbst das so gesehen. Kurz vor seinem Tod bekannte er, daß es trotz der „Spannung zwischen meinem heutigen und dem damaligen Denken" nicht nötig ist, „die Substanz der früheren Gedanken zu verändern, vielmehr nur die Akzente anders zu setzen, nur das, was dort noch im Schatten stand, ins volle Licht zu rücken" (Nachweise bei *Arthur Kaufmann,* Gustav Radbruch – Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat, 1987, S. 25 ff.). Das Gesagte schmälert die hohen Qualitäten der Untersuchung *Alexys* im Kern natürlich nicht.

Der zweite Teil des Buches (3. Kapitel, S. 137 ff.) handelt von der Geltung des Rechts. Auch hier finden sich wieder sehr akribische Erörterungen der verschiedenen Geltungstheorien und -begriffe (soziologisch, ethisch, juristisch), der Geltungskollisionen, der Theorie der Grundnorm u. a. m. So einleuchtend diese Darlegungen und Argumentationen im einzelnen sind, so vermochte ich doch einen wirklich tragenden Grund für die materiale Geltung des Rechts im Sinne seiner Gültigkeit und Legitimität nicht auszumachen. Interessanterweise gründet *Alexy* die Geltung des Rechts nicht, wie es heute vielfach geschieht, auf den Konsens der Rechtsgenossen. Da stimme ich durchaus zu. Gewiß ist der Konsens ein wichtiges *Indiz* für die Richtigkeit des Rechts, aber er ist *kein Kriterium* (kein Bürge) der Richtigkeit oder der Wahrheit. Eine irrige oder gar böswillige Fehleinschätzung wird nicht dadurch wahr bzw. richtig, daß sie der communis opinio entspricht (ich kann das hier nicht näher ausführen und verweise deshalb auf eine einschlägige Schrift von mir: *Arthur Kaufmann,* Das Gewissen und das Problem der Rechtsgeltung, 1990).

Alexy kann man einen solchen Fehler nicht anlasten. Doch er greift m. E. zu kurz, wenn er das entscheidende Moment für die Rechtsgeltung in der „sozialen Geltung des Rechtssystems" sieht (vgl. S. 203). Da fehlt, will mir scheinen, ein Glied in der Argumentationskette. Freilich bin ich mir nicht ganz sicher, *Alexy* richtig verstanden zu haben.

Das Fazit ist: Alexy hat mit seinem Buch einen wichtigen Beitrag geleistet zur Überwindung der unfruchtbaren Alternative: Naturrecht oder Rechtspositivismus? Seine Antwort lautet klar und überzeugend: weder Naturrecht noch Positivismus, sondern ein Standpunkt *jenseits* dieser beiden Extrempositionen. Dieses Buch sollten nicht nur Rechtsphilosophen lesen, sondern alle Juristen, mehr noch: alle, denen das Recht am Herzen liegt.

Professor Dr. Dr. h. c. mult. **Arthur Kaufmann,** München

Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992. 667 S., kart.: ca. 48,– DM, ISBN 3-518-58127-9; Ln.: ca. 78,– DM, ISBN 3-518-58126-0.

Viele Rezensionen sind bisher erschienen (s. etwa *Günther Teubner* Frankfurter Rundschau vom 11. 11. 1992, *Dieter Simon* Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. 12. 1992, *Reinhard Merkel* Die Zeit vom 12. 2. 1993); keine geht genau auf das spezielle Thema ein: die Bedeutung des Diskurses für das Recht. *Habermas* aber hat vor allem diese Pointe verfolgt.

Sie ist in seinen Schriften von langer Hand vorbereitet. Daß sie der Angelpunkt seines Buches ist, sieht man allerdings nicht gleich. Trotz der monographischen Anlage mag der Wunsch, nun endlich auch zum Recht Umfassendes zu sagen, mit im Spiel gewesen sein und darüber hinaus der Anspruch der Philosophie, gleichsam unendliche Horizonte zu prüfen: „Denn jedes Gewaltmonopol auf Erden", sagt *Habermas* schon im III. Kapitel, „ist, was sogar für eine Weltregierung gelten würde, eine endliche Größe – sie bleibt gegenüber der Zukunft und dem Weltraum provinziell" (S. 158). Diese drei Motive behindern sich wechselseitig; jedenfalls kommt die zentrale Idee nicht zur vollen Entfaltung.

Juristen erinnert sie zunächst an die „Anerkennungstheorien" des Rechts, die im 19. Jahrhundert wissenschaftlich ziemlich verbreitet waren (*Habermas* erwähnt nur – den freilich sehr bemerkenswerten – *J. Fröbel*) und später durch das (wieder) Bewußtwerden der topischen und rhetorischen Elemente des Rechtsdenkens Unterstützung erhielten (davon liest man bei *Habermas* freilich nichts). Aber es muß ja nicht unbedingt falsch sein, wenn jemand mit einem frischen Schwung von der Seite hereinkommt: hier über die moderne Methodologie der Moralphilosophie. So sehr Recht und Moral, nach einer langen Tradition, mehr oder weniger getrennt gehalten worden sind, so wenig kann man ihre Gemeinsamkeiten leugnen. Warum soll also der Anstoß jetzt nicht aus der Moralphilosophie kommen? Zumal *Habermas* dabei schon immer auch einen Blick auf das Recht gehabt hat. Zunächst freilich – signifikant insofern seine Auseinandersetzung mit *Max Weber* – mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüber dem positiven Recht: der Macht verfallen und Instrument einer die moderne Welt zunehmend unerträglich machenden Verrechtlichung, gegen welche die Lebenswelt in Schutz zu nehmen sei. Hier scheint *Habermas* lange zwischen Idealität und Realität des Rechts gewissermaßen geschwankt zu haben.

In der Tat ist das Dilemma groß, vorzüglich auf den Begriff gebracht von *Karl Otto Apel:* „Würde – oder sollte – die Befolgung von Rechtsnormen allein auf Anerkennung beruhen – wie *Habermas* es früher einmal unterstellt hat –, dann könnte es überhaupt kein Problem der Rechtfertigung (der Legitimation) des Zwangs der Rechts-

Dr. **Burkhard Heß**, München

Entschädigung für Zwangsarbeit im „Dritten Reich"

Zu LG Bremen vom 3. 12. 1992 – 1 O 2889/1990 a *

Entschädigungsansprüche früherer NS-Zwangsarbeiter stehen im Schnittpunkt von Privatrecht, Sozialrecht und völkerrechtlichen Nachkriegsverträgen. Bis heute haben viele osteuropäische NS-Geschädigte keine Wiedergutmachung erhalten. Aus Anlaß eines aktuellen Musterprozesses ungarischer und rumänischer Zwangsarbeiterinnen vor dem LG Bremen geht der Beitrag der Frage nach, inwieweit Individualansprüche heute noch geltend gemacht werden können und ob die völkerrechtlichen Eingriffe in diese Forderungen mit dem Grundgesetz vereinbar sind.

I. Einleitung

Fast ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges warten immer noch ausländische Zwangsarbeiter auf eine Entschädigung. Viele haben unter fürchterlichen Umständen in Konzentrations- und Arbeitslagern der SS und der Gestapo arbeiten müssen. Zwar wendet die Bundesrepublik beträchtliche Summen für die sog. „Wiedergutmachung des NS-Unrechts" auf[1], doch sind diese Gelder nur teilweise den Opfern zugute gekommen. Viele NS-Opfer – insbesondere die Zwangsarbeiter in den früheren Ostblockstaaten – wurden überhaupt nicht entschädigt[2].

Mit dem Abschluß der deutschen Vereinigung ist die Diskussion darüber, inwieweit auch die früheren Zwangsarbeiter in Osteuropa zu entschädigen sind, aufs neue entbrannt[3]. Ursache hierfür ist (auch) der reparationsrechtliche Kontext, in dem diese Forderungen stehen: Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Kriegsschäden (zu ihnen zählte man auch die Individualansprüche aus erlittener Zwangsarbeit) in völkerrechtlichen Vereinbarungen teilweise reguliert, die definitive Regelung aber einem umfassenden Friedensvertrag mit Deutschland vorbehalten[4].

Im Jahre 1990 wurde deutlich, daß ein solcher Friedensvertrag nicht mehr abgeschlossen wird. Damit ist offen, was aus den Individualforderungen geworden ist, die nach 1945 in den Reparationskomplex eingestellt wurden. In zwei Musterprozessen vor dem LG Bremen und dem LG Bonn klagen derzeit frühere Zwangsarbeiter auf Entschädigung gegen die Bundesrepublik Deutschland (als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reichs)[5]. Das LG Bremen hat sich in seinem Beschluß die Argumentation der Klägerinnen im wesentlichen zu eigen gemacht und dem BVerfG nach Art. 100 Abs. 1 GG die Frage vorgelegt, ob Art. 5 des Londoner Schuldenabkommen (LSchA)[6], der ein Zahlungsmoratorium zu Lasten der Klägerinnen enthalte, mit dem Grundgesetz vereinbar ist.

II. Die Argumentation des LG Bremen

Das *LG Bremen* leitet die materiellrechtlichen Lohn-, und Schadensersatzansprüche der Zwangsarbeiterinnen aus § 839 BGB i. V. m. Art. 131 WRV und aus § 812 BGB her[7]. Die Ansprüche seien von den Reparationsverzichten, die 1947 von Ungarn[8] und Rumänien[9] in den Pariser Nebenfriedensverträgen[10] ausgesprochen wurden, nicht berührt worden. Doch stehe der Geltendmachung der Ansprüche Art. 5 Abs. 4 LSchA entgegen. Nach der Rechtsprechung von *BGH* und *BVerwG* enthalte die Vorschrift ein Zahlungsmoratorium, das eine Abweisung der Klagen als „derzeit unbegründet" erfordere. Dieses Moratorium entfalte enteignende Wirkung: 47 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges könnten die Klägerinnen ihre Individualansprüche immer noch nicht durchsetzen. Der Regelungszweck der Vorschrift, nämlich die Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik im Hinblick auf die unabsehbaren Kriegsforderungen sicherzustellen, sei heute entfallen: Als eines der reichsten Länder der Erde sei die Bundesrepublik durchaus in der Lage, den Klägerinnen die allfällige Entschädigung zu zahlen. Daher verstoße Art. 5 Abs. 4 LSchA gegen Art. 14 und Art. 3 GG.

Vor dem Hintergrund dieser Argumentation läßt sich die Problematik in drei Fragestellungen zusammenfassen: Zunächst ist dem Zusammenhang von Individualforderungen und völkerrechtlichen Reparationsansprüchen nachzugehen (III)[11]. Sodann ist die Auslegung des Art. 5 Abs. 4 LSchA zu prüfen (IV). Schließlich stellt sich die Frage der Verfassungsgemäßheit der völkerrechtlichen Verfügungen (V).

III. Individualansprüche und völkerrechtliche Reparationen

1. Nach dem allgemeinen völkerrechtlichen Deliktsrecht kann ein Staat für die Verletzung der Rechtsgüter seiner Staatsangehörigen von jedem anderen Staat, dem die Verletzung zuzurechnen ist, Schadensersatz verlangen[12]. Die Geltendmachung dieser Schäden erfolgt im Wege des diplomatischen Schutzes: Der Staat läßt sich die Individualforderung von seinen Bürgern übertragen (merger) und macht sie auf der völkerrechtlichen Ebene geltend. Der diplomatische Schutz kompensiert die fehlende Rechtsfähigkeit des Einzelmenschen im Völkerrecht; es handelt sich um eine Art völkerrechtlicher Prozeß-

---

* JZ 1993, 633 (in diesem Heft).

[1] Überblick zum Recht der Wiedergutmachung in *BT-Drs.* 10/6287; nach neueren Schätzungen, die die erhöhten Kosten nach der deutschen Vereinigung noch nicht einbeziehen, beträgt die Gesamtleistung (unter Einschluß der Sozialversicherung) ca. 130 000 000 000 DM, *Heßdörfer*, Die finanzielle Dimension der Wiedergutmachung, in *Herbst/Goschler* (Hrsg.), Wiedergutmachung (1989), 55, 57.

[2] Dazu *D. Majer*, Die Frage der Entschädigung für ehemalige NS-Zwangsarbeiter in völkerrechtlicher Sicht, AVR 29 (1991), 1 ff.; aus historischer Sicht: *Herbert*, Nicht entschädigungsfähig? Die Wiedergutmachungsansprüche der Ausländer, in: *Herbst/Goschler* (Hrsg.), Wiedergutmachung (1989), 273 ff.

[3] Die Entschädigung osteuropäischer (vor allem polnischer) Zwangsarbeiter war Gegenstand einer Anhörung des Innenausschusses des Deutschen Bundestages am 14. 12. 1989, wiedergegeben in: Zur Sache 6/1990.

[4] Dazu *Rumpf*, Die Regelung der Reparationen nach dem Zweiten Weltkrieg, AVR 23 (1985), 74 ff.

[5] Berichtet in DER SPIEGEL 39/1992, 46 ff.

[6] Londoner Schuldenabkommen vom 27. 2. 1953 *BGBl.* 1953 II 331, dazu *Coing*, London Agreement on German External Debts (1953), EPIL (Encyclopedia of Public International Law) 8 (1985), 364 ff.

[7] Die Qualifikation eines einheitlichen Sachverhalts sowohl als öffentlich- (§ 839 BGB) als auch als privatrechtlich (§ 812 BGB) überzeugt nicht: Es handelt sich insgesamt um öffentlich-rechtliche Ansprüche, die Lohnansprüche ergeben sich aus öffentlich-rechtlicher Erstattung, so *BGH* LM Nr. 71 zu § 13 GVG – in bezug auf Lohnansprüche eines früheren polnischen Kriegsgefangenen.

[8] Treaty of Peace with Hungary UNTS. vol. 41 (1949), 135–262, im folgenden: UFV.

[9] Treaty of Peace with Romania UNTS vol. 42 (1949), 3–124; im folgenden: RFV.

[10] Dazu *von Puttkamer* Peace Treaties of 1947, EPIL 4 (1982), 117.

[11] Hierauf bezieht sich die zweite Vorlagefrage des *LG Bremen* nach Art. 100 II GG.

[12] Dazu *Verdross/Simma*, Völkerrecht (3. Auflage Berlin 1984) § 1262 m. w. N.

standschaft[13]. Diese Form der völkerrechtlichen Forderungsdurchsetzung ist allgemein akzeptiert und wird oft praktiziert[14]. Zudem ist es im Völkerrecht anerkannt, daß die Verfügungsbefugnis des Staates auch das Recht umfaßt, auf die geltend gemachten Forderungen zu verzichten[15], auch zu Lasten seiner Staatsangehörigen[16]. Die Individualforderung wird zum Teil der völkerrechtlichen Verhandlungsmasse.

2. Im Kriegsvölkerrecht hat sich im Hinblick auf die Regulierung von Kriegsschäden seit dem Versailler Vertrag (1919) der besondere Begriff der Reparationen herausgebildet: Reparationen umfassen alle privaten und staatlichen Kriegsschäden, ihre Regelung erfolgt im Friedensvertrag. Dabei ist es üblich, daß der Verlierer dem Sieger eine Pauschalsumme zur Abgeltung der Kriegsschäden zahlt; deren Höhe errechnet sich aus der Summe der individuellen und staatlichen Schadensposten[17].

Die Friedensverträge, die Ungarn und Rumänien als ehemalige Verbündete des Deutschen Reichs am 10. 2. 1947 mit den Alliierten abgeschlossen haben, folgen diesem Streitbeilegungsschema: Den Alliierten waren Reparationen zu zahlen; auf eigene Ansprüche gegen die Alliierten mußten die Verliererstaaten verzichten[18]. Daneben ordnen Art. 30 Abs. 4 UFV[19] und Art. 28 Abs. 4 RFV einen Reparationsverzicht zugunsten von Deutschland an[20]. Diese völkerrechtlichen Regelungen hatten zur Folge, daß mit der Einstellung der Individualforderungen in die Reparationsforderung die privaten Geschädigten die Verfügungsbefugnis über ihre Forderung verloren[21]. Mit dem Verzicht auf die Forderung durch ihre Heimatstaaten erloschen die Forderungen definitiv. Dies hat der *BGH* für die ungarischen und rumänischen Friedensverträge ausdrücklich festgestellt[22].

3. Auch das *LG Bremen* hat die völkerrechtlichen Forderungsverzichte berücksichtigt. Es meint freilich, daß die streitgegenständlichen Forderungen von diesem Verzicht nicht umfaßt seien, weil die Alliierten die NS-Opfer nicht mit den Staatsangehörigen der Feindstaaten gleichstellen wollten. Dabei wird jedoch die Unterscheidung zwischen der „Wiedergutmachung des NS-Unrechts" und dem reparationsbezogenen Verzicht auf Individualforderungen verkannt: Mit „Wiedergutmachung" werden öffentlichrechtliche Ansprüche bezeichnet, die nach dem Zweiten Weltkrieg als sozialrechtlicher Ausgleich für die NS-Opfer geschaffen wurden. Diese Ansprüche umfassen zum einen die Rückerstattung von Vermögen, das den NS-Opfern entzogen wurde; zum anderen Entschädigung für Körper-, Gesundheits-, Fortkommens- und Freiheitsschäden aufgrund rassischer oder politischer Verfolgung. Auch die Friedensverträge von 1947 nehmen auf diese Unterscheidung Bezug: Art. 25 RFV und Art. 27 UFV eröffnen den jüdischen Staatsbürgern Ungarns und Rumäniens spezielle Rückerstattungsansprüche[23]. Dagegen wurden Entschädigungsansprüche für die NS-Opfer nicht begründet. Zur Entschädigung sollte nämlich Deutschland verpflichtet werden, weil es die NS-Verfolgung zu verantworten hatte. Deshalb nehmen die Art. 30 Abs. 4 UFV und 28 Abs. 4 RFV künftige Vereinbarungen der Alliierten mit Deutschland zugunsten ungarischer und rumänischer Staatsangehöriger vom Forderungsverzicht aus. Im Jahre 1952/55 hat sich die Bundesrepublik zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts völkerrechtlich verpflichtet[24]; und aufgrund des Bundesentschädigungsgesetzes von 1953/56[25] Wiedergutmachung geleistet[26].

Vor diesem Hintergrund haben deutsche und internationale Gerichte wiederholt entschieden, daß die Wiedergutmachungsansprüche nach dem BRüG und dem BEG von den Reparationsverzichtsklauseln nicht umfaßt werden[27]. Auf diese Rechtsprechung hat das *LG Bremen* Bezug genommen. Dabei verkennt es freilich, daß vorliegend nicht über Ansprüche aus Wiedergutmachungsrecht (z. B. nach §§ 43, 45 BEG), sondern aus allgemeinem Zivilrecht zu entscheiden war: Diese Ansprüche unterfallen jedoch dem Forderungsverzicht der Friedensverträge. Dies ergibt sich aus dem eindeutigen Wortlaut der Klauseln, die keine Ausnahme zugunsten der Individualansprüche der NS-Geschädigten enthal-

---

[13] Zu den unterschiedlichen dogmatischen Begründungen des diplomatischen Schutzes *Heß*, Staatenimmunität bei Distanzdelikten (1992), 340 ff.

[14] Beispielsweise beruhen fast alle Investitionschutzabkommen auf diesem Prinzip.

[15] Internationaler Gerichtshof, 5. 2. 1970, *The Barcelona Traction*, ICJ Reports 1970, 43; *Verdross/Simma*, Völkerrecht, § 668 m. w. N.

[16] *BGH*, 2. 10. 1963, AVR 11 (1963/64), 331, 335; ebenso die Literatur: *Bernhardt*, Rückerstattung und Verzichtsklausel des Ungarischen Friedensvertrages, RzW 1966, 481, 482; *Menzel* Die Forderungsverzichtsklauseln gegenüber Deutschland in den Friedensverträgen von 1947 (Hamburg 1955), 25 ff.; *Geimer* Verfassung, Völkerrecht und Internationales Zivilverfahrensrecht, ZfRV 1992, 338–340.

[17] Dazu *Eichorn*, Reparation als völkerrechtliche Deliktshaftung (Diss. Köln 1992), 71 ff.; *Kube*, Private Kriegsschäden in der völkerrechtlichen Praxis – ein Beitrag zur Staatenverantwortlichkeit im Kriege, Diss. Heidelberg 1971; *Seidl-Hohenveldern*, Reparations, EPIL 4 (1982), 178 ff.; *ders.* Reparations after World War II, EPIL 4 (1982), 180 ff. Ein aktuelles Beispiel ist der von Bosnien-Herzegowina derzeit vor dem *Internationalen Gerichtshof* geführte Prozeß wegen des Völkermordes auf dem Balkan. Bosnien fordert von Restjugoslawien Reparationen für die Übergriffe der Bundesarmee gegenüber seiner Zivilbevölkerung, FAZ vom 10. 4. 1993, 2.

[18] Vgl. Art. 23 (Reparationszahlung), 32 (Forderungsverzicht) UFV; Art. 22 (Reparationszahlung), 30 (Forderungsverzicht) RFV. Dazu *Seidl-Hohenveldern*, EPIL 4 (1982), 180 ff.

[19] Art. 30 IV lautet: „Unbeschadet dieser und anderer Verfügungen der Besatzungsmächte in Deutschland zugunsten Ungarns und ungarischer Staatsangehöriger verzichtet Ungarn für sich selbst sowie für ungarische Staatsangehörige auf alle Forderungen gegen Deutschland und deutsche Staatsangehörige, die am 8. Mai 1945 ausstanden (...). Dieser Verzicht umfaßt alle Schulden, alle zwischenstaatlichen Forderungen aus Abmachungen, die im Verlaufe des Krieges vereinbart wurden, sowie alle Forderungen aus Verlusten und Schäden, die während des Krieges entstanden sind." Übersetzung nach *Menzel*, Forderungsverzichtsklauseln (1955), 8 ff.

[20] Die Alliierten fürchteten nämlich, daß ihre eigenen Reparationsforderungen gegen Deutschland angesichts der vielfachen parallelen Forderungen nicht befriedigt werden konnten. Vgl. *Fisch*, Reparationen nach dem Zweiten Weltkrieg (München 1992), 80 ff.

[21] Italienischer Kassationsgerichthof, 2. 2. 1953, zu Forderungen, die von der Verzichtsklausel des italienischen Friedensvertrags erfaßt werden, Übersetzung in BB 1954, 148.

[22] *BGH*, 2. 10. 1963 – IV ZR 297/62 = WM 1963, 1257 = AVR 1963/64, 331, 335; *BGH*, 8. 1. 1965 – IV ZR 49/64 = RzW 1965, 239 – das *LG Bremen* hat diese Entscheidung nicht genannt. Ebenso österr. *OGH*, 19. 9. 1967 – 7 Ob 122/67 = ÖJZ 1968, 209 zu einem ähnlichen Verzicht in Art. 24 Ziff. 1 StaatsV (1955).

[23] Dazu *Martin*, Private Property, Rights and Interests in the Paris Peace Treaties, BYIL 24 (1947), 273, 279.

[24] Vgl. Teil IV des Vertrages zur Regelung aus Krieg und Besatzung entstandener Fragen (Überleitungsvertrag) in der Fassung des Pariser Protokolls vom 23. 10. 1954 *BGBl.* 1955 II 305. Die Bundesregierung hat sich bei der Wiederherstellung der Deutschen Einheit zur Erstreckung der Wiedergutmachung auf das Gebiet der neuen Bundesländer verpflichtet, vgl. Nr. 4 c der Vereinbarung vom 27./28. 9. 1990 zum Deutschlandvertrag und zum Überleitungsvertrag, *BGBl.* 1990 II 1386.

[25] *BGBl.* 1956 I 562, BEG-SchlußG vom 14. 9. 1965, *BGBl.* 1965 I 1315.

[26] Die innerstaatliche Wiedergutmachung erfolgte durch das BRüG (*BGBl.* 1957 I 734) und das BEG; die Entschädigung ausländischer NS-Opfer durch völkerrechtliche Entschädigungsabkommen der Bundesrepublik mit deren Heimatstaaten. Überblick bei *Schwarz*, Zur Einführung: Das Recht der Wiedergutmachung und seine Geschichte, JuS 1986, 446 ff.

[27] *BGH*, 2. 10. 1963 – IV ZR 297/62 = WM 1963, 1257 = AVR 1963/64, 331, 335 (Ungarn); *KG*, 15. 9. 1959 – 18 W 1253/59 = RzW 1960, 18, *BGH*, 2. 10. 1963 – IV 297/62 = RzW 1965, 239 (Rumänien); Obersten Rückerstattungsgericht Berlin RzW 1967, 57. Ebenso *Bernhardt* RzW 1966, 481, 485. Anders noch *BGH*, 22. 6. 1960 – IV ZR 47/60 = RzW 1960, 553 (Österreich) – die Rechtsprechung wurde aufgegeben. Die deutsche Literatur zum Wiedergutmachungsrecht hat (ebenso wie die deutsche Bundesregierung) lange versucht, Wiedergutmachungsansprüche ausländischer Zwangsarbeiter zu leugnen und sämtliche Individualansprüche dem Reparationskomplex zuzuordnen, vgl. *Féaux de la Croix*, in *Schwarz* (Hrsg.), Wiedergutmachung III, 281 ff.; *Rumpf* AVR 23 (1985), 74, 96 f. Daraus resultieren bis heute begriffliche Unsicherheiten z. B. bei *Majer* AVR (1991), 1, 4, 22 f. und bei *Stuby*, Völkerrechtliche Probleme zur Frage der Entschädigung polnischer Zwangsarbeiter unter dem NS-Regime, ZRP 1990, 315 ff.

ten, und dem systematischen Zusammenhang zwischen Reparationsverzicht und Wiedergutmachung.

Als Ergebnis ist damit festzuhalten, daß die streitgegenständlichen Forderungen den Klägerinnen nicht mehr zustehen: Sie verloren die Verfügungsbefugnis über diese Ansprüche mit dem Beginn der Pariser Friedensverhandlungen (1946), als sie Teil der völkerrechtlichen Reparationsforderung ihrer Heimatstaaten wurden. Mit dem Wirksamwerden der Friedensverträge im Jahre 1947 sind die Lohn- und Schadensersatzansprüche definitiv erloschen. An ihre Stelle traten später Wiedergutmachungsansprüche, die freilich vorliegend nicht geltend gemacht werden.

IV. Die Bedeutung von Art. 5 Abs. 4 LSchA

Das *LG Bremen* sieht die maßgebliche Vereinbarung über die Reparationsforderungen in Art. 5 Abs. 4 LSchA. Die Vorschrift schließe als ein Moratorium die Befriedigung der Ansprüche der Zwangsarbeiter aus. Diese Auslegung verkennt freilich Bedeutung, Wortlaut und Systematik der Vorschrift.

1. Die Bedeutung von Art. 5 LSchA erschließt sich aus dem historischen Kontext: Die Vorschrift enthält einen vorläufigen Abschluß der Reparationsregelungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Reparationsvereinbarungen im Hinblick auf Deutschland waren nach 1945 ohne Beteiligung des handlungsunfähigen Deutschen Reichs getroffen worden[28]. In Art. 5 LSchA hat die Bundesrepublik Deutschland die bisher getroffenen Reparationsvereinbarungen für sich als verbindlich anerkannt. Im Gegenzug verzichteten die übrigen Vertragsparteien des Schuldenabkommens auf weitere Reparationsentnahmen aus der Bundesrepublik. Art. 5 LSchA enthält eine umfassende Regelung der sog. Kriegsforderungen[29]. Die Erfüllung dieser Forderungen wird generell bis zum Abschluß eines Friedensvertrages mit dem (wiedervereinigten) Gesamtdeutschland ausgesetzt.

2. Art. 5 enthält eine abgestufte Regelung der Kriegsforderungen, je nachdem ob die Gläubigerstaaten zu den Alliierten (Abs. 2) oder zu den neutralen Staaten (Abs. 3) oder zu den Kriegsverbündeten Deutschlands gehören (Abs. 4): Die Absätze 2 und 3 ordnen ein Zahlungsmoratorium an[30] und setzen die Begleichung der Kriegsforderungen alliierter und neutraler Staaten bis zum Abschluß des Friedensvertrages aus[31]. Hingegen statuiert Abs. 4 kein Moratorium (dies ergibt sich schon aus dem anderen Wortlaut der Vorschrift)[32], sondern verweist auf die Forderungsverzichte in den 1947 abgeschlossenen Friedensverträgen. Aufgrund dieser Bezugnahme wurden die dort angesprochenen Forderungsverzichte für die Bundesrepublik definitiv wirksam. Denn die Friedensverträge waren für die Bundesrepublik als Nichtvertragspartei unverbindlich. Etwa anderen könnte sich allenfalls daraus ergeben, daß man die Friedensverträge wegen der Forderungsverzichte zugunsten Deutschlands als völkerrechtliche, begünstigende Verträge zugunsten Dritter qualifiziert[33]. Bei diesen Verträgen wird die Zustimmung (und Bindung) des begünstigten Staates vermutet. Insofern enthält Art. 5 Abs. 4 LSchA eine Klarstellung. Hierin erschöpft sich die Bedeutung der Vorschrift[34]. Ein Moratorium enthält Art. 5 Abs. 4 dagegen nicht[35]; auch der *BGH* hat die Verfügungswirkung der Vorschrift wiederholt anerkannt[36].

3. Art. 5 Abs. 4 LSchA entfaltet doppelte Wirkung: Auf völkerrechtlicher Ebene erkennt die Bundesrepublik Deutschland den Forderungsverzicht der Nebenfriedensverträge als verbindlich an. Auf innerstaatlicher Ebene führt die Vorschrift hingegen die international-privatrechtliche Verbindlichkeit der Verzichtserklärungen herbei. Andernfalls wäre zu prüfen, ob der Forderungsübergang und der anschließende Verzicht anerkannt werden können[37]. Dabei wäre insbesondere der ordre-public-Vorbehalt (Art. 30 EGBGB a. F., Art. 220 Abs. 1 EGBGB) von Bedeutung: Schließlich hat der völkerrechtliche Forderungsverzicht eine enteignende Wirkung bei den Klägerinnen ausgelöst[38]. Bei einer ordre-public Prüfung wäre einerseits die enteignende Verfügungswirkung des völkerrechtlichen Reparationsverzichts zu Lasten der Klägerinnen zu bewerten und andererseits zu berücksichtigen, daß aufgrund der Wiedergutmachungsansprüche eine gewisse Kompensationsleistung für die NS-Opfer vorgesehen wurde[39].

V. Verfassungsrechtliche Zulässigkeit der Forderungsverzichte

1. Prüfungsgegenstand

Die verfassungsrechtliche Prüfung beschränkt sich auf die Mitwirkung der Bundesrepublik an den fremdstaatlichen Forderungsverzichten. Das Verhalten ausländischer Staaten entzieht sich hingegen einer Bewertung anhand des Grundgesetzes[40].

---

[28] Überblick bei *Zieger*, Das Thema der Reparationen im Hinblick auf die besondere Rechtslage Deutschlands, RIW 1980, 10 ff.

[29] Der Anwendungsbereich des Art. 5 LSchA geht über eine Reparationsvereinbarung hinaus, weil auch die Forderungen neutraler Staaten und nicht unmittelbar kriegsbedingte Forderungen geregelt wurden. Dazu *Gurski*, Abkommen über die Auslandsschulden, 2. Aufl. 1963, Art. 5 Anm. 9.

[30] Nach der Rechtsprechung von *BGH* und *BVerwG* sind Klagen aus diesem Forderungskomplex als „derzeit unbegründet" abzuweisen. *BGH*, 26. 2. 1963 – VI ZR 94/61 = RzW 1963, 525 = LM Nr. 7 Art. 5 LSchA; *BGH*, 19. 6. 1973 – VI ZR 74/70 = NJW 1973, 1549 = LM Nr. 10 LSchA; *BVerwG*, 27. 6. 1969 – VII C 46.68 = *BVerwGE* 32, 262.

[31] Der Unterschied zwischen Abs. 2 und Abs. 3 besteht darin, daß das Moratorium zu Lasten der (Gläubiger aus) neutralen Staaten viel umfassender formuliert wurde als das Moratorium zu Lasten der Alliierten, *Gurski*, Abkommen über die Auslandsschulden, 2. Aufl. 1963, Art. 5 Anm. 12.

[32] Der Wortlaut ist vollständig wiedergegeben im Vorlagebeschluß des *LG Bremen*, 3. 12. 1992 – 1 O 2889/1990 a = JZ 1993, 634 re. Sp. unten (in diesem Heft).

[33] *Bernhard* RzW 1966, 481 f.; *F. A. Mann*, Zur Wirkung des Zustimmungsgesetzes nach Art. 59 Abs. 2 GG, JIR 18 (1975), 373, 381.

[34] Der Wortlaut des Art. 5 IV LSchA ist freilich insofern mehrdeutig, als die Vorschrift auch auf „noch zu treffende Regelungen" verweist. Die Bedeutung dieses Teils besteht jedoch nur darin, daß zum Zeitpunkt des Abschlusses des LSA ein Friedensvertrag mit Österreich ausstand. 1955 hat Österreich dann in Art. 23 III des Staatsvertrages auf Reparationsansprüche gegenüber Deutschland verzichtet. Die Verbindlichkeit dieses Verzichts hat die Bundesrepublik in Art. 5 IV LSA im voraus anerkannt. Dazu *BGH*, 31. 1. 1955 – II ZR 136/54 = *BGHZ* 16, 207; *BGH*, 22. 6. 1960 – IV ZR 47/60 = RzW 1960, 553. Diesen Zusammenhang hat das *LG Bremen* verkannt.

[35] Die im Beschluß des *LG Bremen* angeführte Rechtsprechung bezieht sich nur auf Art. 5 Abs. 2 und Abs. 3 LSchA.

[36] *BGH*, 14. 12. 1955 – IV ZR 6/55 = *BGHZ* 19, 258 = NJW 1956, 343 (Italien); BGH, 2. 10. 1963 – IV ZR 297/62 WM 1963, 1257 = AVR 11 (1963/64, 331, 335) (Ungarn); BGH, 8. 1. 1965 – IV ZR 49/64 = RzW 1965, 239 (Rumänien); BGH, 11. 12. 1957 – IV ZR 207/56 = WM 1958, 105 (Österreich).

[37] Internationalprivatrechtlich ist die Aufnahme der Forderung grundsätzlich als Legalzession zu qualifizieren (Art. 33 Abs. 3 EGBGB, dazu *v. Bar*, Internationales Privatrecht II Rdn. 578), der Zusammenhang mit dem Völkerrecht (diplomatischer Schutz) spricht hingegen für eine Sonderanknüpfung. Die Literatur hat, soweit ersichtlich, diese Frage noch nicht behandelt.

[38] Zur Bedeutung des ordre-public-Vorbehalts im internationalen Enteignungsrecht vgl. *v. Bar*, Internationales Privatrecht I, Rdn. 268 ff., insbesondere Rdn. 277.

[39] Die Rechtsprechung hat die Forderungsverzichte für zulässig gehalten. *BGH*, 2. 10. 1963 – IV ZR 297/62 = WM 1963, 1257 = AVR 11 (1963/64), 331, 335. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß die Unterscheidung zwischen Reparationen und Wiedergutmachungsansprüchen auch vom LSA anerkannt wird: Nach Anlage VIII bleiben Wiedergutmachungsansprüche ausgenommen. Dieser Vorbehalt wurde zugunsten holländischer Zwangsarbeiter aufgenommen. Freilich hat sich die Bundesrepublik zunächst einer Leistung von Wiedergutmachung an ausländische NS-Opfer widersetzt, zumeist mit der Begründung, es handle sich um Reparationen. Aufgrund internationalen Drucks wurde dann seit Ende der 50er Jahre in Globalentschädigungsabkommen auf zwischenstaatlicher Ebene Wiedergutmachung geleistet. Dazu *Rumpf* AVR 23 (1985), 74, 94 ff.

[40] *BVerfG*, 13. 1. 1976 – 1 BvR 631/69 u. 24/70 = *BVerfGE* 41, 126, 157 f.; *BVerfG*, 25. 1. 1977 – 1 BvR 210, 221, 222, 248, 301/74 = *BVerfGE* 43, 203, 209; *BVerfG*, 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170, 1174, 1175/90 = *BVerfGE* 84, 90 = JZ 1992, 200 (vgl. dazu *Maurer*, 183); zuletzt: *BVerfG*, 5. 6. 1992 – 2 BvR 1613/91 u. a. = NJW 1992, 3222, 3224 (deutsch-polnischer Grenzvertrag).

Damit kann nur die eingeschränkte Wirkung des Art. 5 Abs. 4 LSchA (Hinnahme der ausländischen Verzichtserklärungen bei Wiedererlangung der deutschen Souveränität, Herbeiführung der international-privatrechtlichen Verbindlichkeit) am Grundgesetz überprüft werden[41].

2. Anwendbarkeit von Art. 14 GG

a) Nach Ansicht des *LG Bremen* hat Art. 5 Abs. 4 LSchA enteignende Wirkung und verstößt gegen Art. 14 GG. Doch ist fraglich, ob Art. 14 GG überhaupt Prüfungsmaßstab sein kann. Denn Art. 5 Abs. 4 LSchA zählt zum Regelungsbereich der Kriegsfolgenbewältigung[42]. Derartige Regelungen sind nach der Rechtsprechung des *BVerfG* nicht an Art. 14 GG zu messen, da die Art. 134 Abs. 4, 135 a Abs. 1 GG als leges speciales die Anwendung von Art. 14 GG ausschließen[43]. Nach dieser Rechtsprechung besteht im Bereich der Kriegsfolgenbewältigung quasi eine „Bereichsausnahme" von der Eigentumsgarantie. Dies wird mit der „einmaligen Situation des ‚Staatsbankrotts des Deutschen Reichs'" begründet[44]. Zur Bewältigung der unabsehbaren Altschulden und zur Sicherung des vorrangigen Wiederaufbaus des demokratischen Staates durfte der Gesetzgeber alle Maßnahmen treffen, die zur Ordnung dieser besonderen Sachlage notwendig waren, ohne im Hinblick auf die Altschulden an die Eigentumsgarantie gebunden zu sein[45].

b) Auch das *LG Bremen* hat diese Problematik gesehen. Es meint jedoch, angesichts der Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik sei eine Anwendung der Rechtsprechung zur Kriegsfolgenbewältigung nicht mehr angemessen, so daß Art. 5 Abs. 4 LSchA heute verfassungswidrig sei. Eine solche nachträgliche Verfassungswidrigkeit ist in der Rechtsprechung durchaus anerkannt[46]. Freilich hat das *BVerfG* es bisher abgelehnt, diese Grundsätze auch auf die Kriegsfolgenbewältigung auszuweiten.

Zweck dieser Rechtsprechung ist es, durch Ausschaltung des Art. 14 GG der Bundesrepublik die finanzielle Handlungsfähigkeit zu eröffnen. Daher waren Forderungen aus dem „Staatsbankrott" des Dritten Reichs nur „nach Maßgabe des Möglichen" abzugelten, viele Gläubiger gingen völlig leer aus[47]. Vorrang hatte die Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit des neuen, demokratischen Staatswesens[48]. Diese soll auch nicht durch spätere „Nachforderungen" gefährdet werden[49]. Auch aus dem insolvenzrechtlichen Grundsatz der Gleichbehandlung aller Gläubiger folgt, daß eine nachträgliche Aufgabe des verfassungsrechtlichen Prüfungsmaßstabs zum Zweck der Bevorzugung einzelner Gläubiger nicht angemessen wäre. Das *BVerfG* hat nach Wiederherstellung der deutschen Einheit folgerichtig an die frühere Rechtsprechung zur Kriegsfolgenbewältigung angeknüpft und den alten Prüfungsmaßstab erneut angewendet[50]. Vor diesem Hintergrund ist auch heute von der Unanwendbarkeit des Art. 14 GG auszugehen.

3. Prüfung anhand von Art. 20 Abs. 1, Abs. 3, Art. 3 Abs. 1 GG

a) Nach der Rechtsprechung des *BVerfG* muß die Bundesrepublik, wenn sie auf völkerrechtlicher Ebene Eingriffe in Privatrechte zuläßt, einen innerstaatlichen Lastenausgleich schaffen[51]. Dies ergibt sich aus dem Rechts- und Sozialstaatsprinzip. Da Art. 5 Abs. 4 LSchA die 1947 vollzogenen Forderungsverzichte als verbindlich anerkennt, ist ein derartiger Lastenausgleich erforderlich. Generell erfüllt die Wiedergutmachungsgesetzgebung der Bundesrepublik diese Funktion. Freilich blieb die Wiedergutmachung für die Zwangsarbeiter unbefriedigend: Für die KZ-Inhaftierung wurde generell nur ein symbolischer Betrag von 150 DM pro Monat erlittener KZ-Haft (§§ 43 Abs. 3, 45 BEG) geleistet; dieser kam im wesentlichen nur deutschen KZ-Opfern zugute[52]. Weitergehende Ansprüche bestehen nur bei Körper-, Gesundheits- und Fortkommensschäden.

b) Aber auch insofern bleiben ausländische Antragsteller aufgrund der Territorialitätsklausel (§ 4 BEG) zum großen Teil ausgeschlossen. Diese restriktive Haltung des deutschen Gesetzgebers ist von ausländischen Staaten wiederholt – als Nichterfüllung der völkerrechtlichen Wiedergutmachungsverpflichtungen der Bundesrepublik – scharf kritisiert worden[53]. Deshalb hat die Bundesregierung seit 1956 in zahlreichen Globalentschädigungsabkommen zugunsten der NS-Opfer westlicher Staaten ergänzende Entschädigungsleistungen auf völkerrechtlicher Ebene erbracht[54]. Mit dem Beginn der Entspannungspolitik wurden diese Erweiterungen auch auf osteuropäische Staaten ausgedehnt. Die Regelung blieb jedoch unvollständig. Soweit während der kommunistischen Herrschaft Zahlungen an die Heimatstaaten der Zwangsarbeiter geleistet wurden, haben die Geschädigten nichts erhalten[55].

---

[41] Für die Beurteilung einer Hinnahme ausländischer Hoheitsakte durch die Bundesrepublik gilt nur ein eingeschränkter Prüfungsmaßstab: Das Mindestmaß verfassungsrechtlicher Anforderungen muß gewahrt bleiben, *BVerfG*, 21. 3. 1957 – 1 BvR 65/54 = *BVerfGE* 6, 290, 294; *BVerfG*, 22. 3. 1983 – 2 BvR 475/78 = *BVerwGE* 63, 343, 363; *BVerfG*, 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170, 1174, 1175/90 = *BVerfGE* 84, 90; *Geiger*, GG und Völkerrecht (1985) § 33 II 2 b; *Jarass/Pieroth*, GG (2. Aufl. 1991) Art. 1 Rdn. 20 m. w. N.; *v. Münch/Kunig* GGK (4. Aufl. 1992), Art. 1 GG Rdn. 52 ff.

[42] *BGH*, 19. 6. 1973 – VI ZR 74/70 NJW 1973, 1549, 1552 – das LSchA enthält die „äußere Abwicklung des Konkurses des deutschen Reichs".

[43] Grundlegend *BVerfG*, 23. 5. 1962 – 1 BvR 987/58 = *BVerfGE* 15, 126, 143 ff. *(Waldenfels); BVerfG*, 3. 11. 1965 – 1 BvR 62/61 = *BVerfGE* 19, 150 *(reichsbezogene Verbindlichkeiten); BVerfG*, 3. 12. 1969 – 1 BvR 624/56 = *BVerfGE* 27, 253 *(Besatzungsschäden), BVerfG, 13. 1. 1976 – 1 BvR 631/69 u. 24/70 = BVerfGE* 41, 126 *(Reparationsschäden); BVerfG*, 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164 *(Fremdrenten);* ebenso *Papier* in *Maunz-Dürig* GG, Art. 14 Rdn. 225.

[44] *BVerfG*, 3. 11. 1965 – 1 BvR 62/61 = *BVerfGE* 19, 150, 159 ff.

[45] Zusammenstellung der Rechtsprechung bei *Ossenbühl*, Sonderbeilage 11/1992 zum BB, 6 ff.

[46] In dieser Hinsicht sind die „*Solange*"-Entscheidungen des *BVerfG*, 29. 5. 1974 – 2 BvL 52/71 = *BVerfGE* 37, 271 = JZ 1975, 479 (vgl. dazu *Feige*, 441; *BVerfG* 22. 10. 1986 – 2 BvR 197/83 = *BVerfGE* 73, 339 = JZ 1987, 236 (m. Anm. v. *Rupp*) besonders plakativ.

[47] Vgl. z. B. die Regelung des § 1 Allgemeinen KriegsfolgenG, *BGBl.* 1957 I 1747 und den Ausschluß der Juristischen Personen von Entschädigungsleistungen nach dem ReparationsschädenG, dazu *BVerfG*, 13. 1. 1976 – 1 BvR 631/69 u. 24/70 = *BVerfGE* 41, 126.

[48] An dieser Rechtsprechung wurde bis in die siebziger Jahre hinein festgehalten: *BVerfG*, 13. 1. 1976 – 1 BvR 631/69 u. 24/70 = *BVerfGE* 41, 126 = NJW1976, 1491 *(ReparationsschädenG), BVerfG*, 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164, 177 = NJW 1980, 1445 *(Fremdrentenentscheidung).*

[49] Nach *BVerfG*, 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164, 177, bestehen bei der Kriegsfolgenbewältigung nur bei ganz außergewöhnlichen Umständen Nachbesserungspflichten des Gesetzgebers, allein die Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse reicht nicht aus.

[50] *BVerfG*, 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170, 1174, 1175/90 = *BVerfGE* 84, 90 *(SBZ-Enteignungen).*

[51] *BVerfG*, 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170, 1174, 1175/90 = *BVerfGE* 84, 90, 126 *(SBZ-Enteignungen); BVerfG*, 5. 6. 1992 – 2 BvR 1613/91 u. a. NJW 1992, 3222 *(deutsch-polnischer Grenzvertrag).* In dieser Entscheidung hat das *BVerfG* gesagt, daß umgekehrt dann, wenn ein völkerrechtlicher Vertrag keinen Verzicht auf Individualansprüche enthält, auch kein innerstaatlicher Lastenausgleich zu zahlen ist.

[52] Dies ergibt sich aus der unterschiedlichen Behandlung der Nationalgeschädigten nach §§ 167 f. BEG, Art. VI BEG-SchlußG im Gegensatz zu NS-Verfolgten deutscher Staatsangehörigkeit nach §§ 1, 4 ff. BEG. Entschädigung für ausländische Zwangsarbeiter wird nach §§ 167 ff. BEG nur geleistet, wenn der Arbeitseinsatz unter menschenunwürdigen Bedingungen erfolgte, st. Rspr. des *OLG Köln*, wiedergegeben bei *Kraus*, Entschädigung für Nationalgeschädigte, in: Schwarz (Hrsg.), Wiedergutmachung VI, 249, Fn. 106.

[53] Vgl. dazu *Goschler*, Wiedergutmachung – Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus 1945–54 (1992), 286 ff. *Féaux de la Croix*, in *Schwarz* (Hrsg.), Wiedergutmachung III, 204 ff.

[54] Vgl. die Übersicht in *BT-Drs.* 10/6287, 49 f.

[55] Dies wurde 1989 in einer Debatte des polnischen Sejm zur Reparationsfrage und zur Entschädigung der polnischen Zwangsarbeiter deutlich, wiedergegeben in Zur Sache 6/1990, 245 f.

In neuester Zeit hat die Bundesregierung begonnen, noch nicht erfaßte osteuropäische NS-Opfer in die Wiedergutmachung einzubeziehen[56].

c) Dennoch verstößt diese nur partielle Entschädigung der Zwangsarbeiter nicht gegen Art. 20 Abs. 1, 3 und Art. 3 GG. Denn nach der Rechtsprechung des *BVerfG* muß die soziale Ausgleichsregelung nur „in groben Zügen" dem Gerechtigkeitsgebot entsprechen. Beim Lastenausgleich sind einerseits das Gesamtvolumen der beeinträchtigten Rechtsgüter, andererseits die finanzielle Leistungsfähigkeit des Gesetzgebers zu berücksichtigen[57]. Schließlich handelte der Gesetzgeber auch nicht willkürlich, als er im BEG vorrangig den Ausgleich materieller (Körper-, Gesundheits- und Fortkommensschäden) vor immateriellen Schäden (Freiheitsschäden) in Angriff nahm. Denn der Ausgleich materieller Schäden ermöglichte den NS-Opfern zumindest ansatzweise einen wirtschaftlichen Neubeginn ohne fortwirkende finanzielle Belastungen der NS-Verfolgung.

d) Dagegen kann Art. 3 Abs. 1 GG dadurch verletzt sein, daß die betroffenen Klägerinnen als Staatsangehörige Ungarns und Rumäniens bisher noch keine Entschädigungsleistungen erhalten haben. Denn die Bundesregierung hat mit ihren (früheren) Heimatstaaten keine Globalentschädigungsabkommen abgeschlossen. Freilich kann ein Verstoß gegen Art. 3 Abs. 1 GG nur bei willkürlicher Ungleichbehandlung angenommen werden[58]. Hierbei ist auch zu bedenken, daß die Wiedergutmachung in einem außenpolitischen Kontext steht. Daraus folgt, daß die Bundesregierung politisches Ermessen geltend machen kann, um eine (aktuelle) Ungleichbehandlung der Klägerinnen zu begründen. Soweit sie derartige Gründe vortragen kann, kann eine Verletzung von Art. 3 Abs. 1 GG nicht festgestellt werden[59]. Denn das *BVerfG* prüft derartige Einschätzungen der Regierung im Bereich der auswärtigen Gewalt nicht nach[60]. Zudem hat das Gericht wiederholt festgestellt, daß bei der Wiedergutmachung außenpolitische Gesichtspunkte berücksichtigt werden dürfen[61].

e) Andererseits kommt hier ein Gesichtspunkt zum Tragen, der gerade in bezug auf die Klägerinnen von Bedeutung ist: Gegenstand der Wiedergutmachungsleistung ist ein Ausgleich für die erlittenen schwersten Menschenrechtsverletzungen, die sich die Bundesregierung im weitesten Sinne (als Rechtsnachfolgerin des Dritten Reichs) zurechnen lassen muß. Zur Wahrung der Menschenwürde bzw. zum Ausgleich erlittener Schäden aufgrund ihrer Verletzung ist aber die Bundesrepublik nach Art. 1 Abs. 1 S. 2 GG besonders verpflichtet. Insofern ist diese unmittelbare Herleitung des Wiedergutmachungsrechts aus den Grundrechten auch bei der Prüfung des Art. 3 Abs. 1 GG von Bedeutung[62]. Angesichts des hohen Alters der Klägerinnen ist es dringend geboten, daß diese selbst noch erfahren, daß ihr erlittenes Leid zumindest symbolisch von der Bundesrepublik anerkannt wird. Insofern kann es in absehbarer Zeit zu einer Ermessenreduzierung der Bundesregierung dahin kommen, daß sie allfällige Zahlungen nicht mehr lange hinauszögern kann.

Auch die letzten Erwägungen ändern freilich nichts an der generellen Einschätzung, daß Art. 5 Abs. 4 LSchA derzeit vor der Verfassung Bestand hat. Die Klagen des Ausgangsverfahrens sind also unbegründet. Abgesehen von den rechtlichen Fragen nach dem Bestand eines Anspruchs auf Entschädigung verbleibt die moralische Verpflichtung der Bundesrepublik, für eine Entschädigung der NS-Opfer, die bisher leer ausgegangen sind, zu sorgen. Hier ist die Bundesregierung – auch von Verfassungs wegen – zu baldigem Handeln verpflichtet. Freilich erreicht der von Verfassungs wegen gebotene Ausgleich bei weitem nicht die eingeklagten Entschädigungssummen in Höhe von jeweils 15 000,– DM.

---

[56] So wurde z. B. für eine neuerrichtete „Stiftung deutsch-polnischer Aussöhnung" ein Betrag von 500 Millionen DM bereitgestellt, dazu *Blumenwitz,* Offenhalten der Vermögensfrage in den deutsch-polnischen Beziehungen (1992), 38 ff. Zugunsten der Zwangsarbeiter der ehemaligen UdSSR ist ein Betrag von 1 Milliarde DM in Aussicht gestellt worden, vgl. DER SPIEGEL 42/1992, 6.

[57] *BVerfG,* 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164, 177; *BVerfG,* 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170/90 u. a. = *BVerfGE* 84, 90, 126. Generell besteht im Bereich dareichender Verwaltung größte Zurückhaltung der Rechtsprechung dahin, über Art. 3 Abs. 1 GG dem Gesetzgeber zusätzlich Leistungsverpflichtungen aufzuerlegen; *BVerfG,* 26. 4. 1988 – 1 BvL 84/86 = *BVerfGE* 78, 104, 121.

[58] *BVerfG,* 27. 6. 1961 – 1 BvL 17, 20/58 = *BVerfGE* 13, 31, 38 (zur diplomatischen Klausel im BEG).

[59] Die Nichtberücksichtigung einzelner bei der internationalen Abwicklung von Leistungsverpflichtungen hat das *BVerfG* in der „Fremdrenten-Entscheidung" für zulässig gehalten, *BVerfG,* 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164, 177.

[60] *BVerfG,* 7. 7. 1975 – 1 BvR 274/72 u. a. = *BVerfGE* 40, 141, 178 f. = JZ 1976, 169 (m. Anm. v. *Fiedler) (Warschauer Vertrag); BVerfG,* 25. 1. 1977 – 1 BvR 210 u. a./74 = *BVerfGE* 43, 203, 209 *(Prager Vertrag); BVerfG,* 26. 2. 1980 – 1 BvR 195/77 = *BVerfGE* 53, 164, 177 *(Fremdrenten-Entscheidung); BVerfG,* 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170 u. a./90 = *BVerfGE* 84, 90, 128 *(SBZ-Enteigungen); BVerfG,* 5. 6. 1992 – 2 BvR 1613/91 u. a. = NJW 1992, 3224 *(deutsch-polnischer Grenzvertrag).*

[61] *BVerfG,* 22. 10. 1974 – 1 BvL 30/73 = *BVerfGE* 38, 128 *(diplomatische Klausel* des § 238 a BEG).

[62] Ähnlich *Scholz,* in *Maunz-Dürig* Art. 143 GG Rdn. 28 f. zur Berücksichtigung der Wertung des Art. 14 GG bei der Bemessung von Entschädigungsleistungen für besatzungshoheitlich veranlaßte Eigentumsverluste.

Umschau

Tagungsbericht

„Auf dem Wege zu einer Europäischen Staatlichkeit"

– 33. Tagung der Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Fachrichtung Öffentliches Recht in Bonn –

Das unter dem Eindruck des Vertrages von Maastricht[1] zielgerichtet-optimistisch gewählte Tagungsthema lockte über 200 junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur „kleinen Staatsrechtslehrertagung" nach Bonn. Den Veranstaltern gelang es, die kritisch-skeptische bis fast euphorische Stimmung zu Beginn der Entstehungsepoche eines „supranationalen Staatsgebildes" einzufangen und Problemfelder einer sich – wenngleich zunächst nur andeutungsweise – abzeichnenden Entwicklung zu einer „Europäischen Staatlichkeit" wissenschaftlicher Durchdringung zuzuführen. Die Tagung wurde besonders facettenreich durch die Beteiligung von Gästen aus Österreich und der Schweiz und die dadurch ermöglichte thematische Einbeziehung der über den EG-europäischen Rahmen hinausgehenden europäischen Perspektive.

Geprägt von den bisher in der Wissenschaft vertretenen unterschiedlichen Auffassungen über die Rechtsnatur des Europäischen Gemeinschaftsrechts und der Europäischen Gemeinschaften[2] war die

---

[1] Vgl. dazu *Oppermann/Classen,* Die EG vor der Europäischen Union, NJW 1993, S. 5 ff.

[2] Vgl. dazu *Th. Oppermann,* Europarecht, 1991, Rdnr. 389 ff. und *Schweizer/Hummer,* Europarecht, 3. Aufl. 1990, S. 223 ff.

schließen kann. Jedoch kann ein effizienter Schutz vermittels einer Versicherung durch den Eigentümer einer Sache nur dann bestehen, wenn ein Versicherungsanspruch des Sacheigentümers nicht daran scheitert, daß dieser als Versicherungsunternehmer seinen Vertragspartner, den AGB-Verwender, von dessen Haftung für Vorsatz bzw. grobe Fahrlässigkeit befreit.

In diesem Fall ergibt sich der Verlust des Versicherungsanspruchs aus § 67 Abs. 1 Satz 3 VVG, in dessen Rahmen auch die Wertung des § 61 VVG zu berücksichtigen ist. Nach § 61 VVG wird der Versicherer von seiner Leistungspflicht befreit, wenn der Versicherungsnehmer den Versicherungsfall durch Vorsatz oder grobe Fahrlässigkeit herbeiführt. Kann ein anderer, hier der Vertragspartner und AGB-Verwender, auf die versicherte Sache einwirken und der Sphäre des Versicherungsnehmers bereits als dessen Repräsentant zugeordnet werden, entfällt bei den genannten Verschuldensformen des Repräsentanten bereits nach § 61 VVG eine Leistungspflicht des Versicherers. Hat der Dritte, der auf die versicherte Sache einwirken kann, jedoch nicht die Stellung eines Repräsentanten, würde die Tatsache, daß der Versicherungsnehmer diesen von der Haftung für die genannten Verschuldensformen befreit, die Leistungspflicht des Versicherers erweitern und ihm gleichzeitig die Möglichkeit des Ausgleichs durch einen Anspruch gegen diesen Dritten abschneiden, denn aufgrund des Haftungsausschlusses gelangte ein Anspruch des Eigentümers gegen den Schädiger, der auf den Versicherer übergehen könnte, bereits nicht zur Entstehung. Diese Verschlechterung ist jedoch mit dem Sinn des § 61 VVG nicht zu vereinbaren (vgl. dazu wiederum *BGHZ* 33, 216, 221). Daher ist auch im Rahmen des § 67 Abs. 1 Satz 3 VVG der Versicherer von seiner Leistungspflicht befreit, wenn die Interessen des Versicherers dadurch einen Haftungsausschluß dergestalt beeinträchtigt werden.

Angesichts des Verbotes durch § 11 Nr. 7 AGBG und der Tatsache, daß eine Freizeichnung von Vorsatz und grober Fahrlässigkeit auch im kaufmännischen Geschäftsverkehr gem. § 9 Abs. 2 Nr. 1 AGBG unzulässig ist (statt vieler: *Brandner* in *Ulmer/Brandner/Hensen,* 6. Aufl. 1990, § 9 Rz 108), kommt der Frage der Üblichkeit des Haftungsausschlusses im Wirtschaftsleben (vgl. insoweit auch *Möller,* Ausstrahlungen des § 61 VVG auf Haftungsverhältnisse, FS Hauß 1978, 251, 252 f.), bei deren Vorliegen der *BGH* eine bestehende Leistungspflicht des Versicherers trotz des Haftungsausschlusses annahm (*BGHZ* 33, 216, 221), keine Bedeutung mehr zu (a.A. wohl *Möller,* aaO, 251, 256).

Im Rahmen dieser Möglichkeiten ist folglich zu prüfen, ob ein effizienterer Sachschutz durch eine durch den Eigentümer abgeschlossene Versicherung erreicht werden kann.

Umgekehrt kann sich in anderen Konstellationen auch eine Versicherung durch den Vertragspartner des Sacheigentümers, also durch den AGB-Verwender, als effizienter erweisen. So ergibt ein Vergleich der Situation des privaten Kfz-Eigentümers mit der des Betreibers einer automatischen Waschanlage, daß hier der Schutz der Kfz vor Schädigungen durch die Anlage effektiver durch eine betriebliche Haftpflichtversicherung des Betreibers erreicht werden kann als durch den Abschluß von Kfz-Kaskoversicherungen durch den Eigentümer, nur um die spezifischen Schäden durch die Waschanlage abzusichern (*KG* NJW RR 1991, 698, 699).

Hier kann der Verwender als Eigentümer der Mietsache „Fernschreibanlage" effizienter für versicherungsrechtlichen Sachschutz sorgen, denn er wird über mehrere solcher Mietobjekte verfügen, die alle spezifischen Gefährdungen ausgesetzt sind und somit wirtschaftlich sinnvoll als Gesamtheit durch das Mittel der Sachversicherung geschützt werden können. Demgegenüber müßte der Mieter hier für das einzelne Objekt eine Haftpflichtversicherung abschließen. Zwar haftet hier der Verwender für Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit bei Beschädigung der Mietsache selbst, so daß die Frage der Gefährdung eines Versicherungsschutzes des Vertragspartners gem. § 67 Abs. 1 Satz 3 VVG wegen Befreiung des Verwenders von diesen Verschuldensformen (vgl. bspw. die Ausführungen in *BGHZ* 33, 216, 220 f.) nicht relevant wird, doch zeigt sich im Vergleich der Situation von Verwender und Vertragspartner, daß der Verwender ein eigenes Interesse daran haben muß, die Objekte seines Gewerbes vor Schäden und sich damit vor ihrer Nicht-Einsetzbarkeit wirtschaftlich zu sichern. Auch ist es wegen einer günstigeren Gestaltung der Versicherungsprämien wirtschaftlich sinnvoller, mehrere Objekte unter einem Versicherungsvertrag abzusichern und ggf. diese Kosten auf das Mietentgelt umzulegen, als dem einzelnen Mieter indirekt die Kosten für die Versicherung eines einzelnen Objektes aufzubürden und damit den Aufwand für die Miete zu vergrößern.

Selbst das umstrittene Argument der Üblichkeit des Versicherungsschutzes auf seiten des Vertragspartners, auf das sich der Verwender billigerweise verlassen können soll, greift in der zu untersuchenden Konstellation nicht durch.

4. Folgen

Der *BGH* hat mit dieser Entscheidung die bereits in *BGHZ* 114, 238 ff. angelegte Linie, die Versicherbarkeit des Schadens zum allgemeinen Prüfstein für die Angemessenheit einer Risikotragungsregelung zu erheben, fortgeführt. Der Verwender kann nunmehr nur dann eine Haftungserweiterung zu Lasten seines Vertragspartners statuieren, wenn diesem der Abschluß eines entsprechenden Versicherungsvertrages zugemutet werden kann. Wegen der im Ergebnis gleichen Situation dürfte dementsprechend auch die formularmäßige explizite Verpflichtung des Vertragspartners zum Abschluß einer Sachversicherung im Hinblick auf ihre Angemessenheit den gleichen Bedenken unterliegen.

Entschädigungsrecht

Der Vorlagebeschluß des LG Bremen betrifft die Frage nach der Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen von Zwangsarbeitern der früheren Ostblockstaaten während der Zeit des Dritten Reiches. Das LG Bremen ist der Auffassung, daß diese Ansprüche wegen Art. 5 Abs. 4 LSchA zur Zeit gerichtlich nicht durchgesetzt werden könnten, dieses Moratorium jedoch zwischenzeitlich enteignende Wirkung entfalten würde. Es hat deshalb dem BVerfG die Frage vorgelegt, ob dieses Moratorium mit dem Grundgesetz unvereinbar ist. Siehe dazu auch B. Heß (JZ 1993, 606).

GG Art. 100, 3; LSchA Art. 5 Abs. 4.

1. Zur Frage, ob Art. 5 Abs. 4 des Abkommens über deutsche Auslandsschulden vom 27. 2. 1953 (LSchA – BGBl II, 1953, 331) mit dem Grundgesetz unvereinbar und daher ungültig ist.
2. Zur Frage, ob eine allgemeine Regel des Völkerrechts Bestandteil des Bundesrechts ist, die den Geschädigten aus

völkerrechtswidrigen staatlichen Handlungen individuelle Entschädigungsansprüche eröffnet oder zugunsten des Vorrangs zwischenstaatlicher Regelungen sperrt.

LG Bremen, Beschluß v. 3. 12. 1992 – 1 O 2889/1990 a.

I. Die Klägerinnen nehmen als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung die beklagte Bundesrepublik Deutschland auf Zahlung von je DM 15 000,– nebst Prozeßzinsen in Anspruch.

Die Klägerinnen sind jüdischen Glaubens.

Die Klägerin zu 1) war seinerzeit ungarische und ist heute israelische Staatsangehörige; die Klägerin zu 2) war früher ungarische oder rumänische und ist heute rumänische Staatsangehörige.

Ihrem durch Vorlage eidesstattlicher Versicherungen glaubhaft gemachten Vortrag zufolge waren die Klägerinnen in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft als Jüdinnen rassisch verfolgt und in das Konzentrationslager Auschwitz eingeliefert worden. Von dort aus wurden sie im Sommer 1944 auf Anforderung des Senators für das Bauwesen der Hansestadt Bremen nach Bremen verbracht und im Zeitraum vom 2. 8. 1944 bis zu ihrer Befreiung im April 1945 als Zwangsarbeiterinnen zum Behelfswohnungsbau sowie zur Trümmerbeseitigung eingesetzt.

Mit ihrer Klage begehren die Klägerinnen Schadenersatz für die geleistete Zwangsarbeit, und zwar in erster Linie als Vergütungs- bzw. Aufwendungsersatzanspruch für ihre nicht entlohnten Tätigkeiten. Hilfsweise verlangen die Klägerinnen einen Bereicherungsausgleich, ganz hilfsweise ein Schmerzensgeld.

Das *LG* hat das *BVerfG* nach Art. 100 GG angerufen.

Aus den Gründen:

II. Die Entscheidung des Rechtsstreits hängt von der Wirksamkeit des Art. 5 Abs. 4 LSchA ab, der nach Überzeugung des Gerichts verfassungswidrig ist. Die Entscheidungserheblichkeit der genannten Bestimmung ergibt sich aus folgendem:

1. Die Klägerinnen haben durch Vorlage eidesstattlicher Versicherungen hinreichend glaubhaft gemacht, von nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen betroffen gewesen und als Zwangsarbeiterinnen eingesetzt worden zu sein. (Wird ausgeführt).

a) Die Inhaftierung in Konzentrationslagern durch das nationalsozialistische Regime (NS-Regime) und die Heranziehung von Häftlingen solcher Lager zur Zwangsarbeit stellt gröbstes Unrecht dar. Dies bedarf keiner Darlegung und entspricht auch der Auffassung der Beklagten. Gleichwohl steht den Klägerinnen nach dem geltenden Recht weder ein Anspruch auf Entlohnung noch ein Ersatz- oder Schmerzensgeldanspruch zu: Durch die – wie hier – hoheitlich durch den NS-Staat angeordnete und durchgesetzte Zwangsarbeit wurde kein Arbeits- bzw. Dienstverhältnis zwischen dem Deutschen Reich und den betroffenen Häftlingen begründet. Vergütungsansprüche der Klägerinnen können daher nicht aus §§ 611 ff. BGB hergleitet werden.

Dem Einsatz als Zwangsarbeiterinnen lag ferner kein öffentlich-rechtliches Dienst- oder Auftragsverhältnis zugrunde. Daher scheiden auch Ansprüche gemäß §§ 675 ff. BGB aus.

Die Zwangsarbeit beruhte aber auf rechtswidrigen, hoheitlichen Eingriffen. Ehemaligen Zwangsarbeitern stand deswegen gegen das Deutsche Reich ein Staatshaftungsanspruch gemäß § 839 BGB i. V. m. Art. 131 der Weimarer Verfassung zu; unbeschadet dessen (und der somit vernachlässigbaren Frage etwaiger Haftungsbeschränkungen mangels verbürgter Gegenseitigkeit) besteht daneben ein bereicherungsrechtlicher Ausgleichsanspruch (§ 812 ff. BGB).

Gemäß Art. 134 des Grundgesetzes (GG) hatte die Beklagte die Verbindlichkeiten des Deutschen Reiches übernommen (s. dazu ausführlich: *BVerfG*, 23. 5. 1962 – 1 BvR 987/58 = *BVerfGE* 15, 126, 133 ff.) und war danach vorbehaltlich näherer gesetzlicher Regelungen (Art. 134 Abs. 4, 135 a GG) verpflichtet, begründete Ansprüche gegen das Deutsche Reich zu erfüllen.

b) Den jedenfalls gegebenen Bereicherungsansprüchen der Klägerinnen gegen die Bundesrepublik stehen nach Auffassung der Kammer die Bestimmungen des BEG (einschließlich BEG-Schlußgesetz) *nicht* entgegen. Zwar bestimmte § 8 Abs. 1 BEG, daß Ansprüche von Opfern nationalsozialistischer Verfolgung unbeschadet fortgeltender Rechtsvorschriften zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts (§§ 5, 228 Abs. 2 BEG) nur nach Maßgabe des BEG geltend gemacht werden konnten. Das BEG enthält jedoch keine abschließende Regelung und damit keinen wirksamen Ausschluß der Entschädigungsansprüche von Ausländern, die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung gewesen waren und nicht dem begrenzten Personenkreis der gemäß §§ 4, 149 ff. BEG Anspruchsberechtigten zugehörten. Die Nichtberücksichtigung der Entschädigungsansprüche von Ausländern erscheint auch systemgerecht im Hinblick auf Art. 5 LSchA, wonach eine Prüfung der aus dem Zweiten Weltkrieg herrührenden Forderungen fremder Staaten und von Staatsangehörigen dieser Staaten zurückgestellt werden (Art. 5 Abs. 2, 3 LSchA) bzw. bei den ehemaligen Verbündeten des Deutschen Reiches eine Regelung nach den Bestimmungen der getroffenen oder noch zu treffenden einschlägigen Verträge vorgesehen war (Art. 5 Abs. 4 LSchA). Derartige Verträge sind – wie noch auszuführen sein wird – nicht geschlossen worden. Nach alledem kann das BEG nicht als abschließende Regelung solcher Ansprüche bzw. Forderungen angesehen werden, die Art. 5 LSchA unterfielen. Dies umso weniger, als es sich nach Auffassung der Beklagten um Reparationsforderungen handelt, die ohnehin einer abschließenden zwischenstaatlichen Regelung bedurften bzw. bedürfen.

c) Die Ansprüche der Klägerinnen werden auch nicht durch die Bestimmungen des AKG ausgeschlossen. Der begehrte Ausgleich für geleistete Zwangsarbeit wird von den nach § 5 AKG erfüllten Ansprüchen nicht erfaßt. Dementsprechend ist weder die Verweisung auf das BEG (§ 5 Abs. 2 Nr. 3 AKG) noch die auch für Angehörige von Gläubigerstaaten der LSchA geltende Anknüpfungsnorm des § 6 Abs. 1 Nr. 2 AKG einschlägig. Maßgeblich für Ansprüche der vorliegenden Art ist vielmehr § 1 Abs. 1 Nr. 1 AKG. Dessen Anwendung scheitert jedoch an § 101 AKG, wonach das LSchA und die zu seiner Ausführung erlassenen Vorschriften ausdrücklich durch die Regelungen des AKG nicht berührt werden.

2. Der Durchsetzung der Ansprüche der Klägerinnen steht indessen schon dem Grunde nach Art. 5 Abs. 4 LSchA entgegen, der folgenden Wortlaut hat:

„Die gegen Deutschland oder deutsche Staatsangehörige gerichteten Forderungen von Staaten, die vor dem 1. 9. 1939 in das Reich eingegliedert oder am oder nach dem 1. 9. 1939 mit dem Reich verbündet waren, und von Staatsangehörigen dieser Staaten aus Verpflichtungen, die zwischen dem Zeitpunkt der Eingliederung (bei mit dem Reich verbündet gewesenen Staaten dem 1. 9. 1939) und dem 8. 5. 1945 eingegangen worden sind, oder aus Rechten, die in dem genannten Zeitraum erworben worden sind, werden gemäß den Bestimmungen behandelt, die in den einschlägigen Verträgen getroffen worden sind oder noch getroffen werden. Soweit gemäß den Bestimmungen dieser Verträge solche Schulden geregelt werden können, finden die Bestimmungen dieses Abkommens Anwendung."

a) Die Klägerinnen waren im Zeitraum der von ihnen geleisteten Zwangsarbeit Staatsangehörige von ehemals mit dem Deutsche Reich verbündeten Staaten im Sinne des Art. 5 Abs. 4 LSchA. Bezüglich der Klägerin zu 1) ist dabei maßgeblich auf ihre damalige – ungarische – Staatsangehörigkeit (vgl.

insoweit *BGH*, 19. 6. 1973 – VI ZR 74/70 = NJW 1973, 1549) abzustellen.

Der *BGH* hat wiederholt Klagen ehemaliger Zwangsarbeiter (Angehöriger von Gläubigerstaaten im Sinne des Art. 5 Abs. 2 und 3 LSchA) auf Vergütung mit der Begründung zurückgewiesen, da Art. 5 Abs. 2 und 3 LSchA die Prüfung solcher Ansprüche bis zur endgültigen Regelung der Reparationsfrage zurückgestellt habe, sei in Ermangelung bislang getroffener derartiger Regelungen weder Raum für eine Leistungsklage noch in aller Regel für eine Feststellungsklage (vgl. *BGH*, 21. 6. 1955 – I ZR 74/54 = *BGHZ* 18, 22; *BGH*, 26. 2. 1963 – VI ZR 94/61 = RzW 1963, 525; BGH, 17. 3. 1964 – VI ZR 186/61 = VersR 1964, 637; *BGH*, 19. 6. 1973 – VI ZR 74 70 = NJW 1973, 1549).

Nach Ansicht der Kammer beinhaltet Art. 5 Abs. 4 LSchA nach Wortlaut und Sinn ein Stundungsabkommen, da die Regelung von Forderungen der ehemaligen Verbündeten des Deutschen Reiches bzw. ihrer Staatsangehörigen den Bestimmungen in einschlägigen Verträgen vorbehalten werden sollte, die bei Inkrafttreten des LSchA bereits geschlossen worden waren bzw. noch geschlossen werden sollten. Art. 5 Abs. 4 LSchA enthält somit – ebenso wie die Absätze 2 und 3 – einen Vorbehalt und Vorrang zugunsten zwei- oder mehrseitiger Verträge, ohne daß die Zurückstellung der Prüfung von Forderungen besonders betont zu werden brauchte. Derartige einschlägige Verträge zwischen den ehemaligen Verbündeten des Deutschen Reichs und diesem bzw. der Beklagten gab und gibt es, soweit ersichtlich, nicht.

Entgegen der Auffassung der Beklagten enthalten die Nebenfriedensverträge der Alliierten mit Ungarn und Rumänien aus dem Jahre 1947 keinen Forderungsverzicht wegen der hier in Rede stehenden Ansprüche im Verhältnis zur Beklagten und somit keine Regelungen im Sinne von Art. 5 Abs. 4 LSchA. Das *ORG Berlin* (RzW 1967, 57) hat diesbezüglich eingehend und überzeugend dargelegt, daß die in den Nebenfriedensverträgen ausgesprochenen Verzichtserklärungen jedenfalls nicht solche Ansprüche umfassen, die rassisch Verfolgten wegen bzw. aufgrund dieser Verfolgung erwachsen waren. Die Kammer nimmt auf diese Ausführungen Bezug und macht sie sich zu eigen.

b) Das Gericht ist der Überzeugung, daß Art. 5 Abs. 4 LSchA mit der Verfassung nicht mehr zu vereinbaren ist, da die danach fortbestehende Klagesperre inzwischen gegen Art. 14 und Art. 3 GG verstößt.

Der Zweck des Art. 5 LSchA, den Vorrang (der Erfüllung) von Vorkriegs- und Nachkriegsschulden zu sichern und die Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik zu erhalten (vgl. dazu etwa *BGH*, 21. 6. 1955 – I ZR 74/54 = *BGHZ* 18, 22 m. w. Nachw.), rechtfertigt es nicht mehr, den Klägerinnen nach nunmehr über 47 Jahren Ansprüche für die geleistete Zwangsarbeit unter Hinweis auf den vorgenannten Zweck und/oder die nach wie vor fehlenden vertraglichen bzw. gesetzlichen Regelungen vorzuenthalten. Die sachlichen Voraussetzungen für eine am Zweck des Art. 5 LSchA gegründete Klagesperre sind jedenfalls seit der letzten einschlägigen Entscheidung des *BGH* aus dem Jahre 1973 (NJW 1973, 1549) unzweifelhaft entfallen. Die Bundesrepublik hatte sich seither weiterhin prosperierend zu einem der wirtschaftlich reichsten Staaten der Erde entwickelt und war daher durchaus in der Lage, Regelungen zur Entschädigung und zum Ausgleich der in Art. 5 LSchA vorbehaltenen Forderungen zu treffen. Tatsächlich hat die Beklagte, dies soll nicht verkannt werden, erhebliche Anstrengungen unternommen und Leistungen erbracht, um nationalsozialistisches Unrecht wiedergutzumachen und zu entschädigen (vgl. etwa *BT-Drucks.* 10/6287). Gegenüber Angehörigen der ehemaligen Ostblockstaaten fehlt es dagegen nach wie vor weitgehend an Wiedergutmachungs- und Entschädigungsleistungen.

Die von den Klägerinnen geltend gemachten Ansprüche auf Bereicherungsausgleich stellen Forderungen dar, die dem Eigentumsschutz des Art. 14 GG unterliegen (vgl. etwa *BVerfG*, 9. 1. 1991 – 1 BvR 929/89 = *BVerfGE* 83, 201 = JZ 1991, 774). Bereits der *BGH* (aaO) hat angedeutet, ein auf Art. 5 LSchA gegründeter Klagestopp könne bei übermäßiger Dauer von einer bloßen Eigentumsbeschränkung in eine Enteignung umschlagen, es allerdings unter Hinweis auf die Rechtsprechung des *BVerfG* abgelehnt, die Klagesperre an Art. 14 GG zu messen. Dem kann im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr gefolgt werden. Zwar besteht eine weitgehende von Art. 14 GG nicht berührte Gestaltungsfreiheit des Gesetzgebers bei der Bewältigung der außergewöhnlichen Probleme, die ihren Ursprung in den historischen Vorgängen vor Entstehung der Bundesrepublik haben, sowie beim Ausgleich der wirtschaftlichen und politischen Lasten aus dem Zweiten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des ehemaligen Deutschen Reiches (vgl. *BVerfG*, 23. 5. 1962 – 1 BvR 987/58 = *BVerfGE* 15, 126; *BVerfG*, 3. 11. 1965 – 1 BvR 62/61 = *BVerfGE* 19, 150; *BVerfG*, 6. 3. 1968 – 1 BvR 975/58 = *BVerfGE* 23, 153; *BVerfG*, 9. 12. 1970 – 1 BvL 7/66 = *BVerfGE* 29, 348; *BVerfG*, 13. 1. 1976 – 1 BvR 631/69 u. a. = *BVerfGE* 41, 126 sowie jüngst *BVerfG*, 23. 4. 1991 – 1 BvR 1170/90 u. a. = *BVerfGE* 84, 90, 125 f. = JZ 1992, 200). Diese weitgehende Befreiung von den Bindungen des Art. 14 GG gibt dem Gesetzgeber jedoch keine freie Entscheidung dahingehend, *ob* er überhaupt eine Ausgleichsregelung zugunsten der Betroffenen schafft (*BVerfGE* 84, 90, 128). Da – wie dargelegt – eine Ausgleichsregelung zugunsten des Personenkreises, dem im weitesten Sinne die Klägerinnen angehören (Verfolgte der nationalsozialistischen Herrschaft, insbesondere Zwangsarbeiter, aus dem Bereich des ehemaligen sog. Ostblocks) bislang nicht getroffen wurde, obwohl der Zweck des Art. 5 Abs. 4 LSchA entfallen war, muß diese Vorschrift aufgrund der tatsächlichen historischen Entwicklung nicht nur als überholt, sondern im Hinblick auf Art. 14 GG als verfassungswidrig angesehen werden.

Aus den bereits angeführten Gründen ergibt sich ferner, daß Art. 5 Abs. 4 LSchA außerdem wegen Verstoßes gegen Art. 3 GG als verfassungswidrig anzusehen ist. War der Gesetzgeber – wie ausgeführt – nicht frei bei der Entscheidung darüber, ob er Verfolgten nationalsozialistischen Unrechts überhaupt einen Ausgleich gewährt, so hatte er bei dieser grundsätzlichen Entscheidung und der Ausgestaltung von Ausgleichsregelungen das Gleichheitsgebot zu beachten. Während Staatsangehörigen der ehemaligen Westalliierten und zu den Stichtagen im Bundesgebiet wohnhaften Opfern nationalsozialistischer Gewaltherrschaft weitgehende Entschädigungen gewährt wurden, hat die Beklagte dies gegenüber Staatsangehörigen der ehemaligen Ostblockstaaten unter Hinweis auf Art. 5 LSchA regelmäßig abgelehnt. Dies ist nach dem dargelegten Entfallen des Zwecks der vorwiegend ökonomisch begründeten Schutzvorschrift des Art. 5 LSchA nicht mehr vertretbar. Die Weitergeltung der Vorschrift stellt sich mithin als mit dem Gleichheitsgebot unvereinbar dar.

Soweit die Beklagte in diesem Zusammenhang auf die absehbar immensen Kosten der Vereinigung Deutschlands und die darauf beruhende eingeschränkte Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik verweist, gibt dies zu einer abweichenden Beurteilung keinen Anlaß. Diese neueste historische Entwicklung war bei Inkrafttreten des LSchA weder vorhersehbar noch Gegenstand der zugrundeliegenden Verhandlungen

und daher vom erörterten Schutzzweck nicht umfaßt. Im übrigen ist zu betonen, daß der Stundungszweck bereits weit vor der sich erst ab Ende 1989 abzeichnenden Vereinigung Deutschlands entfallen war.

Im Hinblick auf die jedenfalls noch im Jahre 1973 für verfassungsgemäß und fortdauernd angesehene klagesperrende Wirkung des Art. 5 LSchA (vgl. *BGH* NJW 1973, 1439) kann den Klägerinnen nicht entgegengehalten werden, sie hätten ihre Ansprüche zeitiger verfolgen müssen. Der Beginn der 30jährigen Verjährungsfrist begann mit Rücksicht auf die Rechtsprechung des *BGH* zur Klagesperre nicht vor 1973 zu laufen. Mit ihrer – somit erfolglosen – Verjährungseinrede verhält sich die Beklagte in gewisser Weise widersprüchlich: Einerseits beruft sie sich auf die Fortdauer der Klagesperre, andererseits hält sie die Forderungen für verjährt.

3. Nach alledem kommt es streitenscheidend auf die Frage der Verfassungswidrigkeit von Art. 5 Abs. 4 LSchA an. Die Kammer hat erwogen, ob diese Vorschrift nicht verfassungskonform ausgelegt werden kann. Sie sieht sich dazu nach Wortlaut und Sinn der Norm und dem darin enthaltenen Vorbehalt zugunsten ausdrücklich geforderter einschlägiger Regelungen außerstande. Entgegen der Auffassung der Klägerinnen kann nicht ausgeschlossen werden, daß derartige Regelungen noch getroffen werden. So erwägt die Beklagte derzeit, Ansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter aus Rußland durch Zahlung einer Entschädigung abzugelten (vgl. DER SPIEGEL Nr. 42/1992, 14).

Nach alledem war die Sache dem *BVerfG* gem. Art. 100 Abs. 1 GG, § 80 Abs. 1 BVerfGG zur Entscheidung über die Verfassungsmäßigkeit des Art. 5 Abs. 4 LSchA vorzulegen.

4. Unbeschadet der nach Ansicht der Kammer gegebenen Verfassungswidrigkeit von Art. 5 Abs. 4 LSchA hängt die Entscheidung des Rechtsstreits auch von der Frage ab, ob eine Regel des Völkerrechts Bestandteil des Bundesrechts ist, die Betroffenen völkerrechtswidriger staatlicher Handlungen individuelle Rechte eröffnet oder sperrt.

An der Völkerrechtswidrigkeit der Heranziehung der Klägerinnen zur Zwangsarbeit besteht kein Zweifel. Nach verbreiteter Ansicht sind Ansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter auf Vergütung der geleisteten Tätigkeiten als Unterfall von Reparationsforderungen anzusehen (vgl. *BGH* RzW 1963, 525). Daraus wird einerseits gefolgert, ein Ausgleich derartiger Forderungen müsse zwischenstaatlichen Vereinbarungen vorbehalten bleiben, der in völkerrechtswidriger Weise Geschädigte habe keinen völkerrechtlichen Individualanspruch (*BGH*, aaO unter Hinweis auf die Staatenpraxis und auf *Granow*, AöR 77, 67, *Féaux de la Croix* NJW 1960, 2268). Auf der anderen Seite hat es der *BGH* (aaO) trotz des „unlösbaren Zusammenhangs" mit dem völkerrechtlichen Reparationsproblem ausdrücklich abgelehnt, privatrechtlichen Entschädigungsforderungen von vornherein die Berechtigung abzusprechen, und in diesem Zusammenhang Bedenken geäußert, ob es einen anerkannten Grundsatz der Exklusivität völkerrechtlicher Entschädigung gibt, der Individualansprüche ausschließt. Hervorzuheben ist ferner, daß Art. 5 LSchA neben den Forderungen von Staaten auch solche von Staatsangehörigen jener Staaten ausdrücklich nennt und damit ebenfalls von der Möglichkeit individueller Ansprüche auszugehen scheint.

Die Kammer teilt die vom *BGH* erhobenen Zweifel an der Exklusivität. Wie ausgeführt handelt es sich bei den in Rede stehenden bereicherungsrechtlichen Ansprüchen um solche privatrechtlicher Natur. Hinzu kommt, daß Art. 5 Abs. 4 LSchA Sanktionscharakter hat (so *BGH* NJW 1973, 1549) und nicht an die aus dem Zweiten Weltkrieg herrührenden Forderungen anknüpft (anders Art. 5 Abs. 2 und 3 LSchA). Andererseits stellt Art. 5 Abs. 4 LSchA auf die getroffenen bzw. noch zu treffenden einschlägigen Verträge ab. Damit stellt sich wiederum die Frage des Vorrangs völkerrechtlicher Vereinbarungen und der Exklusivität darin enthaltener Entschädigungsregelungen. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang ferner auch auf die in Art. 5 des Abkommens über die Sklaverei (*RGBl.* II, 1929, 63) enthaltene Entschädigungsregelung. Im Hinblick auf die dargelegten unterschiedlichen Auffassungen zur Frage des Vorrangs bzw. der Ausschließlichkeit völkerrechtlicher Vereinbarungen zur Entschädigung von völkerrechtswidrigen Handlungen gegenüber Einzelpersonen und daraus resultierenden Zweifeln der Kammer bedurfte es gemäß Art. 100 Abs. 2 GG,. §§ 83 f. BVerfGG einer Vorlage zur Herbeiführung einer Entscheidung des *BVerfG*.

ÜBERBLICK: Festschriften zu Fragestellungen des Öffentlichen Rechts

Verantwortlichkeit und Freiheit
Die Verfassung als wertbestimmte Ordnung. Festschrift für Willi Geiger zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Hans Joachim Faller, Paul Kirchhof, Ernst Träger
1989. X, 827 Seiten. ISBN 3-16-645471-3
Leinen DM 298,–

Menschenwürde und freiheitliche Rechtsordnung
Festschrift für Willi Geiger zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Gerhard Leibholz, Hans Joachim Faller, Paul Mikat und Hans Reis
1974. XVII, 988 Seiten. 1 Bild.
ISBN 3-16-636162-6 Leinen DM 198,–

Hamburg – Deutschland – Europa
Beiträge zum deutschen und europäischen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsrecht. Festschrift für Hans Peter Ipsen zum siebzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Rolf Stödter und Werner Thieme
1977. VII, 732 Seiten. 1 Bild.
ISBN 3-16-640929-6 Leinen DM 198,–

Festschrift für Karl Loewenstein
Aus Anlaß seines achzigsten Geburtstages herausgegeben von Henry Steele Commager, Günther Doeker, Ernst Fraenkel, Ferdinand Hermes, William C. Havard, Theodor Maunz
1971. VIII, 516 Seiten. 1 Bild.
ISBN 3-16-633302-9 Leinen DM 148,–

Festschrift für Gebhard Müller
zum 70. Geburtstag des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts. Herausgegeben von Theo Ritterspach und Willi Geiger
1970. X, 636 Seiten. 1 Bild.
ISBN 3-16-631062-2 Leinen DM 168,–

Beiträge zum Hochschulrecht
Festgabe für Hans Gerber zum 80. Geburtstag am 29. September 1969. Herausgegeben von Martin Bullinger, Konrad Hesse, Otto Kimminich
1970. 268 Seiten. 1 Bild (Wissenschaftsrecht/Wissenschaftsverwaltung/Wissenschaftsförderung, Beiheft 4).
ISBN 3-16-632181-0 fadengeheftete Broschur DM 49,–

Beiträge zur Hochschulverwaltung
Festgabe für Friedrich Graf Stenbock-Fermor
1969. 237 Seiten (Wissenschaftsrecht/Wissenschaftsverwaltung/Wissenschaftsförderung, Beiheft 3). ISBN 3-16-632171-3 fadengeheftete Broschur DM 39,–

Die moderne Demokratie und ihr Recht
Modern Constitutionalism and Democracy. Festschrift für Gerhard Leibholz zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Karl Dietrich Bracher, Christopher Dawson, Willi Geiger, Rudolf Smend unter Mitwirkung von Hans-Justus Rinck
1966. I. Band: Grundlagen. XVI, 801 Seiten. ISBN 3-16-603252-5 Leinen DM 115,–; II. Band: Staats- und Verfassungsrecht. XIV, 999 Seiten. ISBN 3-16-603262-2 Leinen DM 178,–; zusammen DM 298,–

J.C.B. MOHR
(PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN

Wilhelm G. Grewe

Riskante Karrieren

Wie deutsche Völkerrechtler in die Politik verstrickt wurden

Das 19. Jahrhundert weist viele großartige Leistungen des Völkerrechts mit großer politischer Tragweite auf – aber sie sind nicht mit dem Auftritt von bekannten Völkerrechtlern auf der Bühne der Politik verknüpft. Lassen sich in unserem Jahrhundert einige völkerrechtliche Namen an politischen Entwicklungen festmachen? Die von dem amerikanischen Präsidenten Wilson auf der Pariser Friedenskonferenz 1918/19 propagierte und zur Annahme gebrachte Völkerbundsatzung stammte konzeptionell nicht von ihm selbst, sondern war ein kombiniertes Produkt einiger anderer Politiker: Sir Robert Cecil, Parlamentsmitglied, britischer Blockademinister 1916 bis 1918, Mitglied der britischen Friedensdelegation in Paris, Staatsminister im Foreign Office, 1937 Friedensnobelpreisträger, 1946 Ehrenpräsident der Vereinten Nationen; Jan Christiaan Smuts, ehemaliger Burengeneral, später Präsident der Südafrikanischen Union; Colonel House, Sonderberater Wilsons. Völkerrechtswissenschaftler haben bei der Entstehung der Völkerbundsatzung nur insofern eine Rolle gespielt, als Sir Robert Cecil auf einen Entwurf des britischen Völkerrechtslehrers Robert Phillimore zurückgriff und die letzte überarbeitete Fassung des Textes von den beiden Rechtsberatern der britischen und amerikanischen Delegation, Cecil Hurst und David Hunter Miller, stammte („Hurst-Miller-Entwurf"). Ihre Namen sind gerade noch einigen Spezialisten bekannt – in einem Lexikon von heute sind sie nicht mehr zu finden.

Umstritten, schillernd, gefährdet

Deutsche Völkerrechtler sind erst später mit einem der ersten großen Kommentare zur Völkerbundsatzung hervorgetreten: Schücking und Wehberg. Walter Schücking, Völkerrechtsprofessor in Kiel, war der erste (und einzige) Deutsche, der nach dem Ersten Weltkrieg an den Ständigen Internationalen Gerichtshof (St.I.G.) berufen wurde – was in der nach dem Kriege noch viele Jahre anhaltenden antideutschen Stimmung der westlichen Öffentlichkeit viel bedeutete. Zu dem Zeitpunkt, als diese Berufung erfolgte (1930), hatte Schücking schon den wichtigsten und größten Teil seiner Lebensleistung hinter sich: Seit 1908, unter dem Eindruck des für alle Pazifisten enttäuschenden Ergebnisses der Zweiten Haager Friedenskonferenz (1907), hatte er sich aktiv in die internationale Friedensbewegung und in die Diskussion um die Schaffung einer Weltfriedensorganisation eingeschaltet, hatte (zum Mißfallen der deutschen Militärführung) auch während des Krieges internationale Konferenzen zu diesem Thema besucht.

Höhepunkt seiner Wirksamkeit war das Jahrzehnt nach Kriegsende: Er war Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, später des Reichstags, Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Versailles, Mitautor des international anerkannten Kommentars zur Völkerbundsatzung, Mitglied des Internationalen Schiedshofes und mehrfach, bis zu seiner Berufung als ständiges Mitglied, Ad-hoc-Richter beim St.I.G., was er auch nach der NS-Machtübernahme und Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund (im Herbst 1933) blieb – und prompt auf seinem Kieler Lehrstuhl zwangspensioniert wurde. Auch sein Mitautor beim Kommentar zur Völkerbundsatzung, Hans Wehberg, entwickelte sich zu einem profilierten Sprecher der Friedensbewegung, der weit über die Grenzen seines Fachs Gehör fand. Da sein Pazifismus und sein Engagement für den Völkerbund den NS-Machthabern mißfielen, mußte er 1933 emigrieren.

Er wurde Professor am Institut Universitaire des Hautes Études Internationales in Genf und gab von dort aus eine Zeitschrift heraus, die neben mehr oder minder pazifistisch-ideologischen Beiträgen immer auch gewichtige völkerrechtliche Abhandlungen druckte (die auch in der Entstehungsgeschichte der Vereinten Nationen eine Rolle spielten), die „Friedenswarte". Bei einer persönlichen Begegnung in Genf im Jahre 1946, als man bei uns keine Devisen besaß, vereinbarte ich mit ihm einen Zeitschriftentausch: die „Friedenswarte" gegen das „Archiv des öffentlichen Rechts", dessen geschäftsführender Herausgeber ich damals war.

Hinter den Kulissen, aber oft sehr wirksam hat ein Völkerrechtsjurist die deutsche Außenpolitik seit Anfang der zwanziger Jahre beeinflußt: Friedrich Gauss, Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes – einer der geistigen Väter des von Stresemann mit der Sowjetunion 1926 geschlossenen Berliner Vertrages. Er hat ebenso wie diesem auch Hitler gedient und den Ribbentrop-Molotow-Pakt von 1939 formuliert. Nach 1945 holten ihn die Amerikaner als Zeugen der Anklage nach Nürnberg, und er hat ihnen dort ebenso eifrig gedient wie seinen früheren Dienstherren. Ich bin ihm noch Anfang der vierziger Jahre in seinem Büro in der Wilhelmstraße begegnet, als ich bei ihm eine Auskunft einholte.

Nürnberg war natürlich ein hervorragendes Forum für große öffentlich wirksame Disputationen über Fragen des Völkerrechts. Diese litten nur darunter, daß es nicht die besten Völkerrechtsexperten waren, die hier zu Worte kamen. Die Nürnberger Prozesse von 1945 bis 1947 haben eine ganz neue Spezies von Völkerrechtlern produziert: man könnte sie Völkerrechtsamateure (um nicht zu sagen -dilettanten) nennen: Juristen aller Sparten und Politiker, die sich wegen der Aktualität und Medienwirksamkeit des Themas gedrängt fühlten, zu den völkerrechtlichen Hauptproblemen der Prozesse Stellung zu nehmen.

Ein Beispiel war Robert Jackson, Chefankläger der Vereinigten Staaten im Nürnberger Hauptprozeß – ein amerikanischer Richter, der 1940/41 Justizminister wurde, dann Richter am Supreme Court, 1945 ein publizistischer Vorkämpfer für die Konzeption des International Military Tribunal. In Nürnberg war er auch unter seinen Kollegen umstritten, die nicht ohne Schadenfreude verfolgten, wie er im Kreuzverhör mit Göring und Schacht eine blamable rhetorische Niederlage erlitt. Das Nürnberger Gericht wurde auf diese Weise zwar für kurze Zeit die Bühne eines Schauspiels, in dem die Akteure viele völkerrechtliche Sprüche von sich gaben. Aber die beabsichtigte Präzedenzwirkung für das künftige Völkerrecht wurde verfehlt. Der Name Robert Jackson taucht schon in der Encyclopedia Britannica von 1960 nicht mehr auf. Beim Tokioter Kriegsverbrecher-Prozeß für den Fernen Osten war es nicht besser. Der einzige fachlich-völkerrechtlich qualifizierte Jurist in dem elfköpfigen Gremium war der indische Richter Pal, der in einem später (1953) veröffentlichten, sorgfältig dokumentierten Buch eine vernichtende Kritik an Prozeß und Urteil geübt hat.

Zu den Völkerrechtswissenschaftlern, die an wichtigen Kulminationspunkten der internationalen Politik eine Rolle spielten, gehörte Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre ein Völkerrechtsprofessor der New Yorker Columbia University: Philip Jessup. Ebenso wie ich hatte er auf dem Gebiet der Völkerrechtsgeschichte publiziert, ebenso wie ich war er zeitweise in den diplomatischen Dienst seines Landes übergewechselt: Botschafter bei den Vereinten Nationen. In dieser Eigenschaft handelte er 1949 mit der Sowjetunion das Abkommen über die Beendigung der Blokkade Berlins aus (Jessup-Malik-Abkommen). 1952 kam er als Rechtsberater des amerikanischen Außenministers Acheson mit diesem nach Bonn zum Abschluß des Deutschland-Vertrages.

Am Vorabend der Unterzeichnung hatte es auf deutscher Seite politische Schwierigkeiten gegeben, die die Unterzeichnung gefährdeten. Stein des Anstoßes war die sogenannte Bindungsklausel im Artikel 7 des Deutschlandvertrages, die ich für die deutsche Seite verhandelt hatte. Ihre Formulierung hatte Adenauer bis zum letzten Augenblick geheimgehalten. Als er sie in einer Kabinettssitzung am Tage vor der Unterzeichnung bekanntgab, rief er stürmischen Widerspruch bei den Abgeordneten der Koalition hervor. Brentano wurde, als ihr Sprecher, zu Acheson entsandt, um die Klausel eliminieren oder modifizieren zu lassen. Bei der Formulierung dieser Klausel hatten die Vertragsparteien unterschiedliche Absichten verfolgt: Die deutsche Seite wollte eine Sicherung gegen die Möglichkeit, daß es im Falle einer Wiedervereinigung zu einem Wiederaufleben des Alliierten Kontrollrats kommen könnte. Die Westmächte wollten eine Sicherung dagegen, daß sich eine gesamtdeutsche Regierung dem Osten anschließen oder für eine prekäre, zwischen Ost und West schwankende Neutralität entscheiden könnte. Das Ergebnis war eine höchst verschachtelte Kompromißformulierung, die bei vielen Deutschen den Verdacht erweckte, es solle damit eine automatische Westbindung eines künftigen gesamtdeutschen Staates verankert und damit die Wiedervereinigung vereitelt werden.

Jessup war es, dem es gelang, eine Kompromißformulierung zu finden, die für beide Seiten akzeptabel war. Ein Jahr später besuchte ich Jessup, der in seinen akademischen Beruf zurückgekehrt war, in New York, und wir tauschten in seinem Arbeitszimmer Erinnerungen aus, die um die Unterzeichnung des Deutschlandvertrages 1952 und die Rolle der Bindungsklausel kreisten: als zwei Völkerrechtler, die sich in dieser Frage als Unterhändler ihres Landes gegenübergestanden hatten.

Foto Gottwald

Der Autor, Staats- und Völkerrechtslehrer an mehreren deutschen Universitäten, hat ein Vierteljahrhundert die Außenpolitik der Bundesrepublik mitgestaltet und war unter anderem auch Botschafter in Washington, bei der Nato und in Japan.

Aus der Generation der deutschen Völkerrechtswissenschaftler der Kriegs- und der Vorkriegszeit möchte ich vier Männer nennen, mit denen ich häufig zu tun hatte. Sie alle hatten in der Wissenschaft einen Namen, wenngleich zwei von ihnen vielfach umstritten waren. Alle vier verfügten über eine Wirkungskraft, die über ihren engeren Fachbereich hinausging in den Raum des Politischen.

Der prominenteste und am frühesten bekannt gewordene, später auch am heftigsten angegriffene unter den vieren war Carl Schmitt – in der späten Weimarer Republik der brillanteste und am meisten öffentlich diskutierte Staats- und Völkerrechtslehrer in Deutschland (mit starkem Echo auch im Ausland). Vor dem Leipziger Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich vertrat er 1932 die Reichsregierung gegen die am 20. Juli entmachtete preußische Staatsregierung. Es war ein Auftritt, den man mit den großen historischen Disputationen eines Vladimiri oder Las Casas vergleichen kann – nur daß es sich hier nicht um Völkerrecht, sondern um Staatsrecht handelte.

Für seine Wirkung im Bereich des Völkerrechts nenne ich als Stichworte seine frühe Kritik am Genfer Völkerbund, an der Ruhrbesetzung, am diskriminierenden Kriegsbegriff. Eine seiner wirkungsvollsten Parolen war die „völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte" (1940). Da sie als eine Rechtfertigung der deutschen Ostexpansion (Protektorat, General-Gouvernement) verstanden werden konnte, auch verstanden wurde, trug sie dazu bei, daß man ihn den Kronjuristen des Dritten Reiches nannte – was wiederum genügte, daß er nach 1945 in einen Orkus pauschaler Verdammung und Verurteilung geschleudert wurde, – aus dem er nur für einen kleinen Kreis von unerschütterlichen Anhängern wieder aufzutauchen vermochte.

Ich will hier nicht versuchen, eine neue Bilanz seines wechselvollen und schillernden Lebens aufzumachen. Aber welche dunklen Flecke es darin auch geben mag, sie können nicht die ungewöhnliche dogmatische Kraft, die blendende Formulierungskunst, den Einfallsreichtum und den breiten Bildungsfundus dieses Mannes auslöschen, der immer noch zu den meistzitierten Autoren der deutschen Staatsrechtswissenschaft gehört. Mir geht es hier nur darum, vorzuführen, welchen Versuchungen ein deutscher Völkerrechtswissenschaftler jener Jahre ausgesetzt war. Zur Ambivalenz seiner Rolle im Dritten Reich gehört auch die Tatsache, daß er schon ab 1936 Objekt einer intimen Feindschaft der SS war und von ihr öffentlich attackiert wurde; daß er in den Kriegsjahren enge Kontakte mit Persönlichkeiten des 20. Juli pflegte, wie zum Beispiel mit dem hingerichteten preußischen Finanzminister Johannes Popitz. Im Berliner Haus eines gemeinsamen Freundes von Schmitt und Popitz, des Bankiers Wilhelm Ahlmann, bin ich ihm zum letzten Male während des Krieges begegnet. Damals gehörte er längst zu denen, die das Dritte Reich und seine Exponenten haßten.

Ahlmann war Mitinhaber des renommierten Bankhauses Ahlmann in Kiel. Er war seit dem Ersten Weltkrieg blind, lebte, abgesehen von einer vorübergehenden Tätigkeit in der Hochschulabteilung des preußischen Kultusministeriums, als Privatmann in Berlin. Trotz seiner Erblindung war sein Haus in der Tiergartenstraße ein Treffpunkt vieler bekannter Persönlichkeiten des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens, die dem Dritten Reich kritisch gegenüberstanden. Nach dem 20. Juli 1944 mußte er, als ein Gesprächspartner des Grafen Stauffenberg und enger Freund des hingerichteten Nationalökonomen Jens Jessen, jeden Tag mit seiner Verhaftung rechnen. Um sich dem zu entziehen, hat er sich im Dezember 1944 selbst erschossen.

Ambivalent, um nicht zu sagen schillernd war auch die Rolle seines Berliner Kollegen Friedrich Berber. Sein dreibändiges Werk über das Völkerrecht ist ein vorzügliches, klar aufgebautes Lehrbuch, wenngleich es bei weitem nicht an die intellektuelle Brillanz und Faszinationskraft der Schmittschen Schriften heranreicht. Berbers Publikationen aus seinem zweiten Lebensabschnitt würden keinen Anlaß bieten, hier erwähnt zu werden. Es geht vielmehr um das, was er zwischen 1934 und 1945 publiziert, vor allem aber handelnd vertreten hat. Dazu gehört das Thema Locarno. Berber war es, der die Aufkündigung von Locarno und die militärische Besetzung der Rheinlande juristisch rechtfertigte – ebenso wie später andere Gewaltakte der NS-Außenpolitik. Aber er blieb in allen literarischen Äußerungen stets von vorsichtiger Zurückhaltung.

Sein Anteil an der Außenpolitik des Dritten Reiches lag weit mehr in seiner Zugehörigkeit zum engsten Beraterkreis Ribbentrops; dies hat kaum irgendwo einen dokumentarisch greifbaren Niederschlag gefunden. Als Mitglied eines von Berber geleiteten außenpolitischen Forschungsinstituts hatte ich jahrelang Gelegenheit, das aus der Nähe zu beobachten. Zusammen mit einer raffinierten und weitverzweigten Rückversicherungsstrategie bei ausländischen Kontaktpersonen hatte die diskrete und dokumentarisch nicht festgehaltene Form seiner politischen Aktivitäten jedenfalls zur Folge, daß er nach 1945 glimpflicher davonkam als Carl Schmitt: Er entschwand einige Jahre nach Indien und tauchte dann zur Überraschung aller, die ihn näher gekannt hatten, als Lehrstuhlinhaber in München auf. Auch dies ist ein Beispiel dafür, zu welchen Konsequenzen die Kombination von Politik und Völkerrecht führen kann.

Verstrickungen mit dem Dritten Reich und seinen Machthabern kamen nicht in Frage für eine dritte prominente Figur der deutschen Völkerrechtswissenschaft, die schon vor dem Ersten Weltkrieg, dann in der Zwischenkriegszeit und wiederum in der Nachkriegszeit nach 1945 auf der internationalen Bühne eine Rolle gespielt hatte: für Erich Kaufmann. Er hatte seiner Abstammung wegen 1938 emigrieren müssen, und es war ihm gelungen, während des Krieges in den deutschbesetzten Niederlanden zu überleben. Vor 1914 hatte er in der Wissenschaft einen Namen als einer, der der deutschen Staatsrechtslehre methodisch neue Anstöße gegeben hatte. In der Zwischenkriegszeit wurde er Völkerrechtsberater des Auswärtigen Amtes und vertrat die Reichsregierung in Prozessen vor dem Haager Gerichtshof – was ihn bald international bekannt machte.

Schon bald nach Kriegsende nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er wieder Völkerrechtsberater der Bundesregierung. Am Deutschlandvertrag wirkte er als Unterhändler für einige spezielle Verhandlungsgruppen mit. Aber er erlangte nicht wieder die einzigartige Stellung, die er in der Weimarer Republik gehabt hatte. Das hing damit zusammen, daß er auf diesem Felde nicht mehr allein war – was seinen ohnehin angeborenen „Platzhirsch-Instinkt" verstärkte. Unsere freundschaftlichen Beziehungen sind daran zu Bruch gegangen.

Ein letzter Name: Berthold Graf Schenk von Stauffenberg, Bruder des Attentäters und Mitverschwörer, Direktionsmitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, dessen Direktor, Viktor Bruns, ihn als Mitarbeiter bei seiner Tätigkeit im deutsch-polnischen Schiedsgericht und beim Ständigen Internationalen Gerichtshof heranzog. Von 1931 bis 1933 war er Sécrétaire-Redacteur de la Greffe (der Kanzlei) des Gerichtshofes und verfaßte in dieser Zeit den maßgeblichen Kommentar zu seinem Statut und Reglement.

Da er sich nach seiner Rückkehr nach Berlin auch intensiv mit Fragen des Kriegsrechts beschäftigt hatte, wurde er nach Ausbruch des Krieges in das Oberkommando der Marine abgeordnet und dort zuständig für alle Völkerrechtsfragen der Seekriegführung. Da ich selbst für wissenschaftliche Zeitschriften eine Art Monatsbericht über völkerrechtliche Kriegsereignisse schrieb, stand ich mit ihm in einem ständigen Gedankenaustausch. Die völkerrechtliche Bewertung von Kriegsereignissen war ein heikles Thema, bei dem man rasch das Mißfallen der Zensoren erregen und sich Schreibverbote oder Schlimmeres einhandeln konnte. Um so wertvoller war mir der regelmäßige Kontakt mit Stauffenberg, mit dem ich in den grundlegenden Überzeugungen stets übereinstimmte und der mir nützliche Warnungen übermittelte. Unsere Treffen fanden einmal wöchentlich in einer kleinen Kneipe am Nollendorfplatz in Berlin statt.

Stauffenbergs Schicksal

Als Bertholds Bruder, der Attentäter und Oberst im Generalstab Claus Graf Stauffenberg, am 20. Juli abends im Bendlerblock zusammen mit anderen führenden Köpfen des Verschwörerkreises erschossen wurde, war auch Bertholds Schicksal besiegelt. Drei Wochen nach dem 20. Juli, am 10. August 1944, wurde er nach schweren Foltern in der Haft hingerichtet.

Unsere Zusammenkünfte hatten wir schon geraume Zeit zuvor einschlafen lassen müssen. Gewiß waren es nicht Stauffenbergs völkerrechtliche Arbeiten und seine Tätigkeit im Kaiser-Wilhelm-Institut, die sein tragisches Schicksal bestimmt haben. Aber auf dem Wege, der dorthin führte, hat seine Verbindung mit dem Völkerrecht doch eine recht wichtige Rolle gespielt: Sie hat ihn mit Personen und Kreisen zusammengeführt, die dem Widerstand nahestanden und in ihm eine Rolle spielten. Sie hat ihn auch in die Rechtsabteilung der Seekriegsleitung geführt, wo eine Reihe von Helfern und Sympathisanten der Verschwörer saßen.

Stauffenbergs Schicksal bleibt das eindrücklichste Beispiel dafür, was einem deutschen Völkerrechtler in den Wirren unseres Jahrhunderts zustoßen konnte. Ähnliches, wenngleich nicht immer ganz so dramatisch, gilt auch für die anderen Völkerrechtler dieser Periode, die ich hier vorgeführt habe: einerseits Einblick in die Praxis der internationalen Politik, Mitwirkung an der Gestaltung der internationalen Beziehungen, Versuchungen, eine brillante Karriere zu machen; andererseits aber auch persönliche Verwicklung in die Wechselfälle des politischen Lebens mit entsprechender Gefährdung der eigenen Existenz – bis hin zur Ausstoßung aus dem öffentlichen Leben oder gar bis zur Hinrichtung.

Fortsetzung von der ersten Seite

Das Spiegelkabinett

Kultur bricht, so ist ein kommerzielles Medienunternehmen als Ganzes mit seiner permanenten Rückkopplung an die Gesellschaft unvorhersehbar und daher unheimlich. Es setzt das Fernsehen in ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit, dessen Folgen noch nicht abzusehen sind. Trotz aller Medienforschung weiß man im Grunde nicht, wie sehr dieses Fernsehen etwa zur Gewalt anstiftet oder sie einzudämmen vermag. In das vielfach verschlungene Spiegelkabinett dringt kein Licht von außen. Die alten Mächte reagieren auf die Unsicherheit defensiv, mit moralistischer Kritik.

Gemeinhin spricht man übers Fernsehen auf drei völlig voneinander getrennten Ebenen: Die Erörterung des Mediums als Wirtschaftsunternehmen hat mit der Fernsehkritik wenig zu tun und beide wiederum nichts mit der politischen Diskussion der Mediengesellschaft und deren Gefahren. Das schlägt sich auch in der säuberlich getrennten Ressort-Behandlung in den Zeitungen nieder: Es scheint sich um drei verschiedene Gegenstände zu handeln, je nachdem, ob sich der Wirtschaftsteil, die Medienseite oder das politische Ressort des Fernsehens annehmen. So bleibt die moralische Entrüstung oft blind, da sie sich ums Fernsehen selbst kaum kümmert. Einer der Hauptklagenden über das gegenwärtige Fernsehen, der Vorsitzende des Rechtsausschusses im Deutschen Bundestag, Horst Eylmann (CDU), gab zu Protokoll, selber „nicht so häufig" fernzusehen und sich deshalb an die Namen der verurteilenswerten Sendungen nicht genau erinnern zu können.

Wohl nicht zufällig wird der Versuch einer Steuerung vor allem auf zwei Feldern unternommen: Gewalt und Sex. Solche Urgewalten, das ist offenbar die intuitive Ahnung hinter den Rufen nach mehr Kontrolle, sollten dem selbstreferentiellen Spiel entzogen bleiben. RTL reagierte auf die Anwürfe rasch und offensiv: Der Sender gab eine Studie in Auftrag, daß RTL mit seinem Anteil an „intentionaler Gewalt" (Mord, Vergewaltigung und so weiter) mit 2,4 Prozent am Gesamtprogramm nur unwesentlich über dem der ARD (2,3), aber unter dem des ZDF (2,6) und weit unter dem der anderen Privatsender liege. Bei der „nichtintentionalen" Gewalt (Katastrophen, Krieg und so weiter) schneide RTL zugegebenermaßen etwas ungünstiger als die anderen ab, aber das wird mit dem „Bemühen um möglichst realitätsgetreue Berichterstattung" gerechtfertigt. An Kölner Schulen will RTL nun Kinder als die „eigentlich Betroffenen der Fernsehgewalt" intensiv untersuchen und befragen. RTL reagiert also wie immer: mit prompter Vereinnahmung und Aneignung des Themas. Doch Gewalt und Sex waren auch zuvor schon im System des Senders domestiziert, da für die eigenen Zwecke zugerichtet. Deshalb können sie nach Bedarf auch so leicht wieder fallengelassen und zum Beispiel gegen Ethik oder Humor ausgetauscht werden. Wir sehen doch alle dasselbe Programm, klagte kürzlich ein Schriftsteller über den Verlust an unmittelbarer Erfahrung, der ihm das Schreiben so schwermache. Dieser Befund hat sich durch die Vielzahl der Programme nicht geändert. Das Fernsehen ist als Dienstleistungsunternehmen fürs Bewußtsein immer perfekter geworden.

Nahtlos gehen Ästhetik, Wirtschaft und öffentliche Stimmung ineinander über. Zum Beispiel an Karfreitag und ähnlichen Feiertagen: Während sich die anderen Anstalten zu einer skrupulösen Gratwanderung zwischen dem Ernst des Tages und der Bedienung einer weitgehend säkularisierten Zuschauerschaft bemüßigt fühlen, geht RTL in die vollen mit „Hände weg von meiner Tochter", „Zurück in die Zukunft II", „Geboren am 4. Juli" und „Die Aufreißer von der High School". Am Ende des Nachtprogramms steht ein Spielfilm, dessen Titel das Motto abgeben könnte: „Jung und rücksichtslos". Bei Zuschauern im Osten Deutschlands – zumal denen unter fünfzig – ist RTL unbehelligter Marktführer. Die Zahl seiner Werbespots konnte der Sender seit 1990 von 58 000 auf 145 000 steigern. 1992 war RTL der größte Werbeträger in Deutschland. Bei den Zuschauerzahlen liegen in den meisten Monaten ARD und ZDF noch knapp vorne, doch im Dezember gelang es RTL zum ersten Mal, beide zu überflügeln.

Die beiden größten Anteilseigner von RTL in Deutschland sind die Bertelsmann-Tochter Ufa Film- und Fernseh-GmbH (37,1 Prozent) und die Compagnie Luxembourgeoise de Télédiffusion in Luxemburg, kurz CLT (49,9 Prozent). Die CLT ist mit acht Fernsehkanälen und vierzehn Radiostationen eine der gewaltigsten Bewußtseinsmächte Europas: Sie erreicht täglich 150 Millionen Menschen. Zu ihr gehören unter anderem die Fernsehsender RTL-TV und M40 in Frankreich, RTL-TVI in Belgien, RTL 4 in den Niederlanden. Das wichtigste strategische Prinzip von CLT ist die regionale Differenzierung: in Deutschland deutsch, in Frankreich französisch. So kommt eine subtile Mischung aus amerikanischer Kulturhegemonie und detailbewußtem europäischem Lokalkolorit zustande.

Jetzt, da RTL seine wirtschaftlichen Anfangssorgen hinter sich gelassen hat, bereitet es sich auf den Sprung zum „Vollprogramm" vor. Ein bloßer Unterhaltungssender, sagt Marc Conrad, kann kein Marktführer werden. Es komme jetzt darauf an, nicht nur einzelne, sondern alle Nischen abzudecken: gerade auch die Politik. Die Politik gelte es als seriöses Rückgrat zu stärken. Die Nachrichten-Kompetenz soll ausgebaut werden. RTL will sich als Sender positionieren, der für „die Menschen" Partei ergreift. Ein erster Anlauf ist „Wie bitte?" mit Gert Müller-Gerbes, bei dem reale Fälle aus dem deutschen Verwaltungsdschungel in höchst künstlicher Verdichtung kabarettistisch aufbereitet werden. Demnächst kommt der ehemalige Kölner Oberstadtdirektor Kurt Rossa als Ombudsman zum Einsatz. Auch Spaß muß sein, immer mehr. Conrad hat die Bundesrepublik nach Komiker-Talenten abgegrast, um das Humor-Segment zielstrebig zu verstärken. Am meisten liegt ihm freilich etwas anderes am Herzen: „Es muß mehr Ethik rein." Aber das ist leichter gesagt als getan, obwohl das „Development" schon seit Jahren daran arbeitet. Nicht die „Gewalt" ist das Problem von RTL, sondern wie die Vergewaltigung der Vorstellungskraft, die der Sender systematischer als andere betreibt, am Ende als Moral der neuen Zeit erscheinen kann.

23.7.1993

Briefe an die H

Nochmals: Der Kronjurist des Dritten Reiches

Bernd Rüthers wirft meinem Beitrag über „Riskante Karrieren" von Völkerrechtlern, die in die Politik verstrickt wurden (F.A.Z. vom 10. Juli), eine „gefährliche Verkennung oder Verfälschung des engen Zusammenhangs zwischen Ideologie und Recht im Systemwechsel" vor (F.A.Z. vom 15. Juli). Ebendiesen Zusammenhang sollte mein Beitrag beleuchten. Wenn ich damit „einen Beitrag zur Ideologieanfälligkeit geistiger Berufe" geleistet haben sollte, so habe ich gegen dieses Urteil nichts einzuwenden. Es überrascht mich nur, daß Rüthers aus einer Vielzahl von mir erwähnter Wissenschaftler nur einen einzigen Namen herausgreift – den von Carl Schmitt, in dessen von mir gezeichneten Bild sich „Verzerrungen von Tatsachen und Zusammenhängen eingeschlichen" haben sollen.

Worin bestehen sie? Einmal darin, daß ich mich bei den Plädoyers vor dem Staatsgerichtshof über den „Preußenschlag" von 1932 nur an Vladimiri und Las Casas erinnert hätte. Warum eigentlich nicht? Ich habe über das Inhaltliche der „brillanten Rhetorik" Schmitts nichts gesagt; es ging mir lediglich um die Inszenierung seines Auftritts. Auch in dem Streitgespräch zwischen Las Casas und Sepulveda gab es haarsträubende Argumente des letzteren. Darf man solche Vorgänge nicht erwähnen, ohne sogleich lautstark seinen Abscheu vor den vertretenen Standpunkten zu bekunden?

Den Titel „Kronjurist des Dritten Reiches" habe sich Schmitt – abweichend von meiner Darstellung – schon ab 1933/34 erworben. Einverstanden. Meine Datierung bezog sich auf seine völkerrechtliche „Großraum"-Theorie, die ihm – ob schon 1939 oder erst 1940 spielt keine wesentliche Rolle – diese Qualifikation im Ausland eintrug. Sie stammte natürlich von Kritikern. Partei und SS haben ihn nie wirklich als den „Kronjuristen" ihres Staates anerkannt. Mag sein, daß die Attacken des „Schwarzen Korps" auch das Ergebnis einer kollegialen Intrige waren. Was ändert das an der intimen Feindschaft der SS, wenn diese sich eine solche Intrige zunutze machte?

Von einem „Orkus pauschaler Verdammung" nach 1945 könne nicht die Rede sein, meint Rüthers unter Bezugnahme auf Schmitts „intellektuellen Einfluß". Der war in der Tat nicht gering, aber er bestand doch vor allem darin, daß man gegen ihn polemisierte und sich von ihm zu distanzieren suchte, während er zu Vorträgen und Konferenzen nicht eingeladen wurde, die Fachzeitschriften keine Beiträge von ihm brachten und keine Universität ihn auf einen Lehrstuhl berief. Ich habe das nicht als ein unverdientes Schicksal beklagt. Vieles, was er geschrieben oder gesagt hat, insbesondere seine antisemitischen Ausfälle, waren abstoßend und völlig undiskutabel. Dies gehört zu den „dunklen Flecken in diesem wechselvollen und schillernden Leben", die in meinem Beitrag nicht verschwiegen wurden.

Aber kann man damit eine geistige Potenz auslöschen, die nun einmal tiefe Spuren in der Geistes- und Wissenschaftsgeschichte unseres Zeitalters hinterlassen hat? Unter den großen Staats- und Rechtsdenkern befanden sich auch in vergangenen Jahrhunderten solche, deren moralischen Standard man besser nicht zu genau ins Auge fassen sollte. Intellektuelle und künstlerische Leistungen sind nun einmal nicht an die moralischen Qualitäten ihrer Schöpfer gebunden. Soll man Jean Genet aus der Literaturgeschichte streichen, weil er wegen zahlreicher ordinärer Delikte im Gefängnis gesessen hatte? Sollen wir aus der Ahnengalerie der politisch bedeutenden Köpfe der Bundesrepublik den Namen Herbert Wehner tilgen, weil er nicht nur überzeugter Kommunist war, sondern sich auch, wie sich jetzt herausgestellt hat, an höchst anrüchigen Denunziationen während der Stalinschen Verfolgungswelle beteiligt hat? Doch wohl nicht, wenn man Rüthers' Mahnung beherzigen will, „die vielfältige historische Wirklichkeit wahrzunehmen".

Professor Dr. Wilhelm G. Grewe, Bonn

15.7.1993

Anmerkungen zum Kronjuristen des Dritten Reiches

Wilhelm Grewe hat unter dem Titel „Riskante Karrieren" (F.A.Z. vom 0. Juli) als Zeitzeuge und Kollege unter anderem das Wirken Carl Schmitts in der nationalsozialistischen Zeit zu würdigen versucht. In den fesselnden Beitrag haben sich einige Verzerrungen von Tatsachen und Zusammenhängen eingeschlichen, die ein falsches Geschichtsbild verfestigen könnten.

Die Absetzung der preußischen Regierung Braun (SPD) durch die Reichsregierung von Papens 1932 war ein verfassungswidriger Akt. Schmitt hat damals seine brillante Rhetorik in den Dienst dieses Verfassungsbruchs gestellt. Der erfolgreiche „Preußenschlag" ebnete Hitler den Weg zur Macht. Grewe fühlt sich nur an Vladimiri und Las Casas erinnert, nicht aber an den Abbau der Republik zugunsten des totalen Staates.

Den Titel „Kronjurist" des nationalsozialistischen Staates hat sich Schmitt nicht erst durch seine völkerrechtlichen Schriften ab 1938, sondern durch eine wahre Flut von Literaturprodukten unmittelbar nach der Machtergreifung erworben. Bis zum Dezember 1936 schrieb er mehr als vierzig Beiträge und Broschüren, welche die Herrschaft der Nationalsozialisten begeistert selbst dort rechtfertigten, wo es, wie am 30. Juni 1934, um von Hitler befohlene, feige Morde ging. Schmitt dazu: „Der Führer schützt das Recht!" Waldemar Gurian, ehemaliger Schüler und Freund Schmitts, hat den Begriff „Kronjurist des Dritten Reiches" schon 1934 für Schmitt verwendet.

Schmitt hat nach 1933 zahlreiche geifernde antisemitische Artikel publiziert. Besonders unappetitlich war seine Rolle bei der Vertreibung des großen Staats- und Völkerrechtlers Hans Kelsen aus Deutschland. Als Kelsen am 13. April 1933 von den neuen Machthabern die Lehrbefugnis entzogen wurde, setzte sich die gesamte Kölner Juristenfakultät in einer Eingabe nach Berlin für sein Verbleiben ein. Lediglich ein Fakultätsmitglied verweigerte seine Unterschrift, Carl Schmitt.

Der Antisemitismus Schmitts, den Grewe nicht kennt oder für nicht erwähnenswert hält, fand seinen Höhepunkt in einer von ihm organisierten und als „Reichsgruppenwalter" geleiteten Tagung der „Reichsgruppe Hochschullehrer" im „NS-Rechtswahrerbund" 1936 in Berlin. Thema: „Der Kampf der deutschen Rechtswissenschaft wider den jüdischen Geist". Es war ein Kongreß beispielloser antijüdischer Hetzpropaganda. Redner waren neben Schmitt die Professoren Tartarin-Tarnheyden, Maunz, Bartholomeyczyk, Würdinger und Siegert. Schmitt überbot alle Kollegen mit dem dort beschlossenen Antrag, eine gründliche Säuberung der juristischen Bibliotheken von jüdischen Autoren zu erreichen und über diese ein generelles Zitierverbot zu verlangen.

Schmitt war – entgegen der Darstellung Grewes – nicht ab 1936 Objekt einer intimen Feindschaft „der SS". Er war vielmehr das Opfer einer kollegialen Intrige dreier Fachkollegen, nämlich Otto Koellreutters, Karl August Eckhardts und Reinhard Höhns. Alle drei waren überzeugte Nazis schon vor 1933. Sie sahen ihre Karrierechancen durch die hurtige ideologische Wende des aufstrebenden Kronjuristen bedroht. Höhn, der zugleich hoher SS-Führer war, benutzte das ihm zugespielte Material früherer Äußerungen Schmitts gegen die Hitler-Bewegung zu zwei Angriffen gegen den mißliebigen Konkurrenten in der Hauszeitschrift der SS „Das schwarze Korps" (3. 12. 1936 und 10. 12. 1936). Schmitt verlor alle politischen Ämter, behielt aber seinen Lehrstuhl in Berlin und wandte sich erst jetzt, ab 1937, verstärkt dem Kriegsvölkerrecht zu.

Die von Grewe hervorgehobene „wirkungsvollste Parole" Schmitts, seine Schrift „Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte", erschien nicht, wie Grewe meint, 1940, sondern in Berlin und Wien 1939. Sie beruht auf einem Vortrag, den Schmitt erstmals bereits am 1. April 1939 auf einer Arbeitstagung in der Universität Kiel (Kiel beherbergte die juristische „Stoßtrupp-Fakultät" der nationalsozialistischen Zeit/ „Kieler Schule") gehalten hatte. Der Zeitpunkt ist bedeutsam. Hitler proklamierte nach dem Anschluß Österreichs 1938 und der Zerstückelung der Tschechoslowakei im März 1939 mehr „Lebensraum" für das deutsche Volk im Osten. Im April 1933 konnte, ja mußte die Proklamation von „Großräumen" nur als Rechtfertigung von Hitlers Expansionsgelüsten verstanden werden. Sollte der brillante Aufsteiger Schmitt das übersehen haben? Grewe verweist insoweit auf Kontakte Schmitts zu Persönlichkeiten des 20. Juli 1944. Schmitt schreibt in der 4. Auflage seiner „Großraum"-Schrift 1941 im Jahr des „Rußland-Feldzuges" auf Seite 49 folgendes: „Die Tat des Führers hat dem Gedanken unseres Reiches politische Wirklichkeit, geschichtliche Wahrheit und große völkerrechtliche Zukunft verliehen." Sollte Schmitt, wie Grewe zu meinen scheint, das Dritte Reich und seine Exponenten zu diesem Zeitpunkt bereits gehaßt haben, so ist ihm eine perfekte Tarnung seiner Widerstandsgesinnung zu bescheinigen. Dasselbe gilt für seine weiteren Schriften aus der nationalsozialistischen Zeit.

Grewe meint, Schmitt sei mit der Einstufung als Kronjurist des Dritten Reiches „nach 1945 in einem Orkus pauschaler Verdammung und Verurteilung geschleudert" worden. Das trifft – wie jeder aufmerksame Leser der einschlägigen Literatur weiß – nicht zu. Schmitt erhielt zwar – zusammen mit ganz wenigen Kollegen jener Jahre – keinen Lehrstuhl mehr. Das gleiche Schicksal erfuhr gerechterweise das kollegiale Intrigantentrio gegen ihn: Höhn, Koellreutter und Eckhardt. Gleichwohl ist daran zu erinnern, daß dieser „Orkus" nicht ganz ohne finanziellen Komfort war. Schmitt erhielt nach Artikel 131 des Grundgesetzes die vollen Ruhestandsbezüge. Sein intellektueller Einfluß war und ist bis heute nicht gering. Hier von pauschaler Verdammung zu reden kann leicht als der Versuch eines fortdauernden Verbotes verstanden werden, die historischen Tatbestände festzuhalten und kritisch einzuordnen.

Grewes Artikel ist ausschließlich in die Vergangenheit gerichtet. Gegenwärtig ist in den neuen Bundesländern die Frage zu entscheiden, wer von den Professoren, die das Unrecht des DDR-Staates legitimiert, gestützt und bejubelt haben, in seinem Beruf weiter verwendet werden kann und den Opfern dieses Regimes weiterhin zumutbar ist. Wie wäre diese Frage zu entscheiden, wenn Grewes Kollegen Schmitt, Eckhardt, Koellreutter und Höhn – fachlich sämtlich schon vor 1933 gut ausgewiesen – nach 1945 wieder auf ihre Lehrstühle zurückgekehrt wären? Der Beitrag Grewes ist durch das, was er ausläßt, eine gefährliche Verkennung oder Verfälschung des engen Zusammenhangs zwischen Ideologie und Recht im Systemwechsel. Er ist ein Beitrag zur permanenten Ideologieanfälligkeit geistiger Berufe. Die historische Wirklichkeit ist in der Regel etwas vielfältiger, als die jeweiligen Zeitgenossen und Mitwirkenden sie später wahrnehmen möchten.

Professor Dr. Bernd Rüthers,
Universität Konstanz

Neue Juristische Wochenschrift

In Verbindung mit dem Deutschen Anwaltverein

und der Bundesrechtsanwaltskammer herausgegeben von *Prof. Dr. Rainer Hamm*, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M. – *Prof. Dr. Rudolf Nirk*, Rechtsanwalt beim BGH – *Dr. Fritz Ostler*, Rechtsanwalt in München – *Prof. Dr. Hans-Jürgen Rabe*, Rechtsanwalt in Hamburg – *Prof. Dr. Konrad Redeker*, Rechtsanwalt in Bonn.

Schriftleitung: *Prof. Dr. Hermann Weber*, Rechtsanwalt, Palmengartenstraße 14, 6000 Frankfurt a. M. 1

Heft 22
Seite 1417–1496
46. Jahrgang
2. Juni 1993

Mit Beiträgen zum Thema „Literatur, Kunst und Recht"

Aufsätze

Rechtsanwalt Steven A. Reich, Berlin, und Hermann J. Fischer, Düsseldorf

Wem gehören die als „entartete Kunst" verfemten, von den Nationalsozialisten beschlagnahmten Werke?

Kann staatliches Unrechts-Handeln rechtswirksame Eigentumsverschiebungen zur Folge haben? Am Beispiel der Auswirkungen der Nazi-Diktatur auf Werke der Bildenden Kunst wird aufgezeigt, daß keine von der Rechtsordnung zu billigenden Übertragungen des Eigentums stattgefunden haben. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß die Rechtsliteratur die Thematik im wesentlichen nicht behandelt, wie auf der anderen Seite unter der Herrschaft der Nationalsozialisten die juristischen Rechtfertigungsversuche für dieses Unrecht vielfältig waren.

I. Einführung

Mit der Ausstellung „Entartete Kunst" von 1937 geriet die NS-Kunstdiktatur jüngst wieder in den Blick der Weltöffentlichkeit. Eine Entscheidung des *KG* vom 21. 5. 1992[1] hat nun eine Thematik zutage gefördert, die man als historischen Vorgang abzutun geneigt ist: Es geht um die Frage der Eigentumsrechte an Bildern, die die Nationalsozialisten 1937 als „entartete Kunst" beschlagnahmten, und die zumeist über verschlungene Wege nunmehr zum Teil im Besitz von Museen und privaten Sammlern sind.

Paul Klees „Sumpflegende" bildet den Hintergrund der gerichtlichen Auseinandersetzung vor dem *KG*. Mit anderen Werken wurde dieses Bild in der Ausstellung „Entartete Kunst: Das Schicksal der Avantgarde im Nazi-Deutschland" vom 3. 3. bis 31. 5. 1992 in Berlin gezeigt. Anspruch auf dieses Bild erhebt *Jen Lissitzky*, Sohn des russischen Malers, Kunstsammlers und Architekten *El Lissitzky*. Seine Mutter, *Sophie Lissitzky-Küppers*, hatte dieses Bild im Jahr 1926 dem Provinzial-Museum Hannover als Leihgabe anvertraut, das die Nationalsozialisten 1937 als „entartete Kunst" beschlagnahmten[2]. Nicht nur dieses Werk, sondern insgesamt 13 Bilder überließ *Sophie Küppers* dem Provinzial-Museum, als sie im Winter 1926/27 mit ihrem späteren Mann *El Lissitzky* überstürzt in die Sowjetunion übersiedelte. Hierunter waren unter anderem Werke von *Kandinsky*, *Gleizes*, *Mondrian* und *Louis Markus*, die ebenfalls von den Nationalsozialisten eingezogen wurden. *Jen Lissitzky* siedelte 1989 als jüdischer Sowjetbürger über Israel nach Köln aus und reklamiert das Eigentumsrecht an der „Sumpflegende" und weiteren Bildern aus dem Nachlaß seiner Eltern. Daß der *Lissitzky*-Sohn ein Kölner Unternehmen für Kunstrecherchen beauftragt hat, sein verschollenes Erbe zu suchen, verdeutlicht die Dimension der nicht auf die NS-Beschlagnahmen beschränkten Problematik, nicht zuletzt auch in finanzieller Hinsicht; führt man sich vor Augen, daß allein die 13 Bilder im Provinzial-Museum mit einem Zeitwert von 60 bis 70 Millionen DM taxiert werden.

„Platzt Matisse-Schau?", so fragt eine Zeitungsüberschrift im Zusammenhang mit einer Matisse-Ausstellung im Centre Georges Pompidou in Paris[3]. *Irina Chtchoūkine*, Tochter des 1936 verstorbenen russischen Industriellen *Sergei Chtchoūkine*, fordert vor einem Pariser Gericht, daß 25 Matisse-Bilder abgehängt werden, die aus russischen Beständen stammen. Eigentümer dieser Bilder war ihr Vater, als er im Zuge der Revolution 1918 ins Exil ging. Seine Bilder wurden nationalisiert und auf die Musseen Puschkin in Moskau sowie die Eremitage in Leningrad verteilt. An anderer Stelle[4] wird im Zusammenhang mit der Problematik kriegsbedingt verlagerter Kulturgüter von über 100 Werken der französischen Moderne von *Monet* bis *Picasso* berichtet, die heute zu den Glanzlichtern der vorgenannten beiden Museen zählen, und die seinerzeit aufgrund der Dekrete *Lenins* zur Nationalisierung von Kunstsammlungen aus privaten Sammlungen in staatliche Hände gelangt waren.

In den nachfolgenden Ausführungen wollen wir uns mit dem Eigentumsrecht an den Werken befassen, die von den Nationalsozialisten als „entartete Kunst" beschlagnahmt und verkauft wurden. (Eine weitere Abhandlung wert ist die Auseinandersetzung mit der Frage, welche Pflichten die Kunstinstitute trafen, die vergleichbare Werke, die nicht eingezogen wurden, in Obhut hatten, und welche Rechtswirkungen sich aus einer Verletzung derartiger Pflichten ergeben.) Das Verzeichnis der verfemten, als „entartete Kunst" beschlagnahmten Werke[5] liest sich wie ein „Who is Who?" der modernen

1) NJW 1993, 1480 (in diesem Heft).
2) S. hierzu *Vitt*, FAZ vom 27. 3. 1992.
3) Kölnische Rundschau vom 1. 3. 1993.
4) *Bernhard Schulz*, Berliner „Tagesspiegel" vom 27. 3. 1993, S. 13.
5) S. *v. Lüttichenau*, in: Nationalsozialismus und „Entartete Kunst", S. 83 ff.

Kunst. *Emil Nolde, Max Beckmann, Karl Schmidt-Rotluff, Marc Chagall, Ernst Barlach, Otto Dix, Ernst Ludwig Kirchner, Max Pechstein, George Grosz, Paul Klee, Wassily Kandinsky, Oscar Kokoschka, Franz Marc, Piet Mondrian* u. v. a. zählten zu den Künstlern, deren Werke unter *Hitlers* und *Goebbels* persönlicher Regie absichtlich chaotisch und schief aufgehängt und mit verunglimpfender Propaganda kommentiert in einer Ausstellung dem Publikum präsentiert wurden[6]. Hierzu stellen sich interessante Fragen:

- Wer ist Eigentümer der von den Nationalsozialisten eingezogenen Bilder?
- Führte die Beschlagnahme zum Verlust des Eigentums im rechtlichen Sinn?
- Sind gutgläubiger Erwerb oder Ersitzung möglich?
- Welche Bedeutung haben Rückerstattungsgesetze und das Vermögensgesetz? (unter III)
- Welche besonderen Probleme ergeben sich mit Blick auf das Internationale Privatrecht? (IV)
- Gibt es eine realistische Chance für den vorläufigen Rechtsschutz (V)?

II. Das Urteil des KG

Gegenstand des einstweiligen Verfügungsverfahrens war das Begehren des Verfügungsklägers, der das Eigentum an dem *Paul-Klee*-Bild für sich beansprucht, das Gemälde „Sumpflegende" an den zuständigen Gerichtsvollzieher als Sequester herauszugeben. Während er in erster Instanz obsiegte und die Parteien sich bei einem Vollstreckungsversuch darauf einigten, daß das Gemälde bis zum Ende der Ausstellung in den Räumen der Antragsgegnerin verbleiben soll, wobei die Weitergabe an Dritte ausgeschlossen wurde und die Herausgabe nach Beendigung der Ausstellung zugesagt war, hat das *KG* den Antrag abgelehnt. Das Gericht hat sich leider nicht mit der spannenden Frage des Verfügungsanspruches auseinandergesetzt bzw. auseinandersetzen müssen, da es einen Verfügungsgrund i. S. von §§ 935, 940 ZPO nicht als gegeben ansieht. Nach Auffassung des *KG* wird das behauptete Eigentumsrecht nicht dadurch vereitelt, daß das Bild nach der Ausstellung in Berlin an die sich als Eigentümerin gerierende Institution nach München zurückgegeben wird. Der Kläger sei nicht gehindert, dort seine Rechte geltend zu machen. Im übrigen verweist das Gericht auf die „Seriösität" der einzelnen Kunstinstitutionen, die ein „Verschwindenlassen" des Gemäldes nicht erwarten läßt.

III. Die Eigentumsfrage

1. Die Beschlagnahme

Am 31. 5. 1938 hat die Reichsregierung das „Gesetz über Einziehung von Erzeugnissen entarteter Kunst"[7] beschlossen, wonach „die Erzeugnisse entarteter Kunst, die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes in Museen oder der Öffentlichkeit zugänglichen Sammlungen sichergestellt und von einer vom Führer und Reichskanzler bestimmten Stelle als Erzeugnisse entarteter Kunst festgestellt, . . . ohne Entschädigung zu Gunsten des Reichs eingezogen werden (können)"[8]. „Die Einziehung ordnet der Führer und Reichskanzler an. Er trifft die Verfügung über die in das Eigentum des Reichs übergehenden Gegenstände."[9] Die Durchführung des Gesetzes wurde dem Propagandaminister *Goebbels* übertragen[10].

Den Nationalsozialisten war es gelungen, im 6. Jahr ihrer Herrschaft die Moderne aus der bis dato liberalen Münchener Kunstwelt zu vertreiben, die Eigentumsgarantie und die Kunstfreiheitsgarantie der Weimarer Reichsverfassung auszuhebeln und Willkürakten der Regierung und der ihr treuen Bürokratie mit einem legalistischen Anstrich Tür und Tor zu öffnen. *v. Brunneck*[11] weist darauf hin, daß der Boden für diese Entwicklung auch durch die nationalsozialistischen Staatsrechtler bereitet worden war:

Denn nachdem die nationalsozialistische Regierung u. a. die Eigentumsgarantie des Art. 153 Weimarer Reichsverfassung mit der sog. „Reichstagsbrandverordnung" vom 28. 2. 1933 verletzt hatte, vertrat die nationalsozialistische Rechtslehre den Standpunkt, daß durch Gesetz angeordnete Eingriffe in Eigentumsrechte nicht mehr als verfassungsrechtlich unzulässige Enteignung angegriffen werden könnten[12]. Unter anderem verteidigte damals *Theodor Maunz* (heute als einer der Kommentatoren zu Art. 14 GG bekannt) die „Enteignung im Wandel der Staatsauffassung"[13]. Die Rechtslehre war nicht verlegen, mit der neuen Lehre vom „gesamtvölkisch und ständisch gebundenen Eigentum" den Machthabern eine Rechtfertigung zu liefern[14]. In Wirklichkeit ging es aber darum, den Feinden des Regimes ihr Eigentum zu rauben, um sich daran zu bereichern[15]. Rechtstheoretisch wurde hierzu die Figur von der Verwirkung des Eigentums politischer Gegner zur Vermeidung eines „völkischen Unrechtszustandes" bemüht[16]. Es kam zur systematischen Wegnahme jüdischen Vermögens mit Hilfe der „Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden" vom 26. 4. 1938, der „Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens" vom 3. 12. 1938 und der „Verordnung über den Verfall des Vermögens emigrierter oder deportierter Juden an das Reich" vom 25. 11. 1941[17]. Doch schon vorher war das Vermögen von Regimegegnern, u. a. der Gewerkschaften, auch ohne förmliche Gesetze eingezogen worden[18].

Zivilrechtler gaben sich dazu her, der NS-Ideologie bei der Auslegung vermeintlich politisch unverfänglicher Gesetzesbestimmungen zu dienen, wie dies z. B. die damals vertretenen Auffassungen zur Pfändbarkeit des Volksempfängers gem. § 811 Nr. 1 ZPO und die sich daran anschließende Rechtsprechung deutlich machen[19].

Aber auch der Kunstfreiheitsgarantie des Art. 142 WRV rückten die Nationalsozialisten zu Leibe. Bekanntlich hatte der gescheiterte Kunstmaler *Hitler* seit der Zurückweisung seines Aufnahmegesuchs durch die Münchener Kunstakademie ein gespaltenes Verhältnis zu den bildenden Künstlern. Diese Schwierigkeiten finden sich projiziert in dem aus seiner Feder stammenden Gesetz über Einziehung von Erzeugnissen entarteter Kunst, aber auch in weiteren Konfiskationsgesetzen, z. B. dem Lichtspielgesetz vom 16.2. 1934. Die der NS-Ideologie widerstrebenden Künstler wurden verfemt. Doch der Staat bemächtigte sich ihrer Werke: Sie wurden beschlagnahmt und nach Prüfung durch die bereits 1938 von *Goebbels* gegründete „Kommission zur Verwertung der beschlagnahmten Werke entarteter Kunst" als Devisenbringer verkauft. Spektakulär war die Auktion „Gemälde und Plastiken moderner Meister aus deutschen Museen", die die Galerie Fischer in Luzern/Schweiz im Jahr 1939 veranstaltete. Hier wurde u. a. *van Goghs* „Selbstbildnis" an den Herausgeber einer amerikanischen Kunstzeitschrift verkauft und der Höchstpreis von 175000 Franken erzielt. Andere Bilder wurden zu Spottpreisen um 10–30 Dollar verschleudert[20]. Bis heute sind viele Werke verschollen oder verborgen. Den Beschlagnahmen innerhalb des Reichs folgten

---

6) S. *v. Lüttichenau* (o. Fußn. 5), S. 104.
7) RGBl 1938 I, 612.
8) S. o. Fußn. 7, § 1.
9) S. o. Fußn. 7, § 2.
10) S. o. Fußn. 7, § 3.
11) KritJ 1987, 151 ff.
12) S. *v. Brunneck* (o. Fußn. 11), S. 153 m. w. Nachw.
13) Nachw. bei *v. Brunneck* (o. Fußn. 11).
14) S. *v. Brunneck* (o. Fußn. 11), S. 154 m. w. Nachw.
15) *v. Brunneck* (o. Fußn. 11), S. 155.
16) *v. Brunneck* (o. Fußn. 11), S. 155 m. w. Nachw.
17) Nachw. bei *v. Brunneck* (o. Fußn. 11).
18) S. *v. Brunneck* (o. Fußn. 11).
19) S. im einzelnen mit Nachw. *Wrobel*, KritJ 1985, 57 ff.
20) S. *Lott*, in: Nationalsozialismus und „Entartete Kunst", S. 296.

Kunsträubereien in den von der Wehrmacht besetzten Ländern, aus denen *Göring* seiner Sammelleidenschaft frönte[21].

2. Die Kategorie des gesetzlichen Unrechts

Während das NS-Regime Recht und Menschenwürde negierte, setzten sich emigrierte Juristen mit dem in dieser Intensität bisher noch nie dagewesenen Widerspruch zwischen Gesetz und Recht auseinander. *Kirchheimer* und *Neumann* analysierten Strukturen und Praxis des NS-Staates[22] und gelangten schon 1942 zu dem Ergebnis, daß Gesetze Unrecht sind, wenn das Individuum zum bloßen Objekt der Herrschaft verkommt und das „Recht" zu einer Technik der politischen Machtausübung der Nationalsozialisten degeneriert[23].

Nach 1945 stellte *Radbruch*[24] z. B. die Rechtsgültigkeit der Beschlagnahme jüdischer Vermögen, die sich auf NS-Gesetze stützte, in Frage. In seiner materiellen Geltungslehre[25] gelangte *Radbruch* zu der Überzeugung, daß Gesetzen der Rechtscharakter abzusprechen sei, die den Willen zur Gerechtigkeit bewußt verleugnen. Er bediente sich hierzu der „Unerträglichkeitsthese". Danach liegt gesetzliches Unrecht dann vor, wenn der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein unerträgliches Maß erreicht[26]. Diese ergänzt er durch die Verleugnungsthese, wonach ein Gesetz überhaupt der Rechtsnatur entbehrt, wenn es einer allgemein rechtsverleugnenden Intention entspricht. Danach sind („ganze Partien nationalsozialistischen Rechts niemals zur Würde geltenden Rechts gelangt"[27]. Die divergierenden Auffassungen von *Radbruch* einerseits und *Fraenkel, Kirchheimer* und *Neumann*[28], ob und inwieweit NS-Gesetze zumindest noch der Rechtssicherheit dienlich sein konnten, bedarf im Hinblick auf die Kunst und Kultur verfemende Gesetzgebung wohl keiner Entscheidung. Denn gesetzliches Unrecht und damit nicht geltendes Recht liegt auch nach *Radbruchs* Auffassung vor bei Gesetzen, die Menschen als „Untermenschen" behandeln und ihnen die Menschenrechte versagen, wie dies z. B. bei unmenschlicher Kulturvernichtung angenommen wird[29].

Aus heutiger Sicht erfordern die Grundwerte, wie sie in der UNO Menschenrechtserklärung von 1948, der Europäischen Menschenrechtskonvention und dem Grundgesetz zum Ausdruck kommen, die von *Radbruch* entwickelten Kategorien zur rückwirkenden Ächtung der Vehikel nationalsozialistischer Gewaltherrschaft. Seit der deutschen Einheit gewinnt zudem die Kategorie des gesetzlichen Unrechts unter dem Gesichtspunkt der Verfolgung der Mauerschützen und ihren Befehlsgebern Aktualität. Somit besteht eine Chance, die von *Pawlita*[30] beklagte Verdrängung der *Radbruch*'schen Kategorie des gesetzlichen Unrechts auch bei der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Unrechtstaten zu durchbrechen. Die Beschlagnahme der Werke verfemter Künstler war unerträgliches Unrecht. Ein eigentumsbegründender Akt kann darin nicht gesehen werden.

3. Die Bedeutung des Rückerstattungsrechts

Nachdem 1945 der größte systematische Kunstraub aller Zeiten mit der Kapitulation endete, nahmen sich die Militärregierungen der Alliierten neben der Rückführung geraubter Kunstschätze der Rückabwicklung von Vermögensverschiebungen zwischen Privaten an, indem z. B. in der US-Zone zunächst durch Sperrung und Kontrolle von Vermögen eine Sicherstellung der weggenommenen Vermögensgegenstände angeordnet wurde[31]. Den dann im Jahr 1947 erlassenen Rückerstattungsgesetzen in den Westzonen ging es darum, feststellbare Vermögensgegenstände beschleunigt an die Personen zurückzugeben, denen sie in der Zeit von 1933–1945 aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, der politischen Auffassung oder der politischen Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus ungerechtfertigt entzogen worden sind[32]. *Pawlita* weist darauf hin, daß es für diesen Teil der sog. „Wiedergutmachung" keines solventen staatlichen Schuldners bedurfte. Die westalliierten Militärregierungen ließen auch nicht zu, daß die von den Nationalsozialisten vorgenommene „Neuverteilung" von Grundstücken, Unternehmen, Wertpapieren und Kunstwerken durch „gutgläubigen Erwerb" abgesichert wurde, wie dies einige deutsche Entwürfe wollten[33]. Sie duldeten keine Aufweichung des Grundsatzes der Naturalrestitution, etwa zu Gunsten sog. „loyaler Erwerber"[34].

Die von den Rückerstattungsgesetzen der Alliierten eingeführten Rückerstattungsverfahren trauten nicht den damals noch nicht geläuterten deutschen Gerichten. So fanden sich nach Kriegsende mehr (ehemalige) NSDAP-Mitglieder unter den Richtern der Westzonen als vorher[35] und standen unter der Kontrolle alliierter Obergerichte, so z. B. des „United States Court of Restitution Appeals of the Allied High Commission for Germany". Die Wegnahme der Vermögensgegenstände in der NS-Zeit ist also als solche erkannt, der Vindikationsanspruch des Verfolgten gegen den Besitzer gewährt worden[36]. Daneben konstituierten die alliierten Rückerstattungsgesetze die aus völkerrechtlicher Sicht gegebenen Entschädigungsansprüche gegen die Bundesrepublik Deutschland in den Fällen, in denen Naturalrestitutionen wegen Zerstörung oder Nichtauffindbarkeit von Vermögenswerten nicht möglich war[37]. Die später im Bundesrückerstattungsgesetz vereinheitlichten und nach dem Bundesentschädigungsgesetz geschaffenen Regelungen sind indessen für die Frage, wer Eigentümer der seinerzeit beschlagnahmten Kunstwerke ist, nicht von Bedeutung.

Aufgrund der Rückerstattungsgesetze der Alliierten gab es im Gebiet der alten Bundesrepublik bis Ende 1957 mehr als 500000 Rückgabe-Verfahren, die zu einem großen Teil durch Vergleich unter Vereinbarung einer Geldentschädigung abgeschlossen wurden[38]. Das Bundesrückerstattungsgesetz führte dann zu einer Vereinheitlichung der Entschädigungsregelungen und -verfahren bei Geltendmachung von Ansprüchen[39]. Seit Ende 1957 ist es so zu mehr als 700000 Verfahren gegen das Deutsche Reich, vertreten durch die Alt-Bundesrepublik gekommen[40]. Doch bis heute sind viele Kunstschätze unbekannten Verbleibs und Eigentums.

Die Geltung des Bundesrückerstattungsgesetzes und diesen vorausgehenden Regelungen in den Westzonen hatte jedoch keine Entsprechung in der sowjetischen Zone und im Ostsektor Berlins. Dort hatte man sich auf die Organisationswiedergutmachung beschränkt[41]. Mit der deutschen Einheit hätte nach *Pawlitas* Auffassung Anlaß bestanden, die seinerzeit in den Westzonen erarbeiteten und in über 32jähriger Rechtsprechung ausprozessierten Regelungen der Rückerstattungsgesetze in den Westzonen bzw. des Bundesrückerstattungsrechts auch auf das Gebiet der ehemaligen DDR zu erstrecken. Dies ist unterblieben. Statt dessen nimmt das Gesetz zur Regelung offener Vermögensfragen im § 1 VI eine Gleichsetzung des Nazi-Unrechts

---

21) *Friemuth*, Die geraubte Kunst, S. 23ff.
22) Nachw. bei *Laage*, KritJ 1989, 409 (412).
23) *Laage* (o. Fußn. 22), S. 412f. m. w. Nachw.
24) SJZ 1946, 105f.
25) Vorschule der Rechtsphilosophie, 1948, S. 45.
26) *Radbruch* (o. Fußn. 24), S. 107.
27) *Radbruch* (o. Fußn. 24).
28) Nachw. bei *Laage* (o. Fußn. 22), S. 412.
29) *Radbruch* (o. Fußn. 25), S. 94f.
30) Wiedergutmachung durch Zivilrecht?
31) S. *Pawlita*, wie hier m. w. Nachw.
32) So *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 52; *ders.* (o. Fußn. 30), S. 46.
33) *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 48.
34) S. *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 49ff. und S. 54ff.
35) *Wenzlau*, Der Wiederaufbau der Justiz in Nordwestdeutschland 1945–1949.
36) Vgl. *Biella* u. a., Das Bundesrückerstattungsgesetz, 1981, S. 65, S. 78.
37) S. *Biella* u. a., Das Bundesrückerstattungsgesetz, S. 2ff.
38) S. *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 58 m. w. Nachw.
39) S. o. Fußn. 36, S. 83ff.
40) Nachw. bei *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 58.
41) S. *Pawlita* (o. Fußn. 30), S. 59f. m. w. Nachw.

mit der Vergesellschaftung des „Eigentums an Produktionsmitteln" in der DDR vor. Das Gesetz enthält die Vermutung eines verfolgungsbedingten Vermögensverlustes gemäß der Anordnung der Alliierten Kommandatur Berlin aus dem Jahr 1949. Für die Rückübertragungsanträge hinsichtlich beweglicher Sachen gilt eine Anmeldefrist bis zum 30. 6. 1993. Welche Konsequenzen werden danach eintretende Veräußerungen haben? Nach § 3 IV VermG „kann der Verfügungsberechtigte über das Eigentum verfügen oder schuldrechtliche oder dingliche Verpflichtungen eingehen. Ist über das Eigentum noch nicht verfügt worden, so kann der Berechtigte den Anspruch auf Rückübertragung noch geltend machen. Anderenfalls steht ihm nur noch ein Anspruch auf den Erlös zu". Ist der Erwerber von Kunstwerken, die seinerzeit von NS-Behörden beschlagnahmt worden waren, „Verfügungsberechtigter" im Sinne des Gesetzes zur Regelung offener Vermögensfragen?

4. Gutgläubiger Erwerb?

Wie die Ausführungen zu III 2 gezeigt haben, konnte das Deutsche Reich durch § 2 I des Gesetzes über Einziehung von Erzeugnissen entarteter Kunst vom 31. 5. 1938 nicht Eigentümer derartiger Werke werden. Dabei ist unerheblich, daß das Gesetz nur das Eigentum von Reichsangehörigen erfaßte[42]. Wurden daher beschlagnahmte Bilder an Privatpersonen, öffentlichrechtliche Körperschaften, Stiftungen oder sonstige Kunstinstitutionen veräußert, kann ein Eigentumserwerb zunächst nur über den Weg des gutgläubigen Erwerbs i. S. der §§ 932 ff. BGB in Betracht kommen.

Dabei interessiert im vorliegenden Zusammenhang vorab lediglich, ob die subjektive Voraussetzung dieses Eigentumserwerbs gegeben sein konnte – der gute Glaube i. S. des § 932 II BGB, der dort als Bösgläubigkeit definiert wird. Gegenstand der Gut- bzw. Bösgläubigkeit ist das Eigentum des Veräußerers[43]. Im Streitfall hat der Eigentümer die Kenntnis des Erwerbers von der Nichtberechtigung des Veräußerers bzw. einer insoweit gegebenen groben Fahrlässigkeit hinsichtlich der Nichtkenntnis zu beweisen. Grob fahrlässig ist der Erwerber dann, wenn er „die erforderliche Sorgfalt nach den gesamten Umständen in ungewöhnlich grobem Umfange verletzt und dasjenige unbeachtet gelassen hat, das im gegebenen Falle jedem hätte einleuchten müssen[44]. Schnell taucht in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob die mit dem Begriff der groben Fahrlässigkeit verbundenen Nachforschungspflichten des Erwerbers überhaupt zum Tragen kommen, wenn Veräußerer der Staat, hier der Unrechtsstaat der Nationalsozialisten, ist. Aus unserer Sicht hilft insoweit nicht der Vergleich mit der Rechtsprechung zu den Sorgfaltspflichten beim Erwerb wertvoller Kunstwerke oder zur Situation in „Nachkriegswirren"[45].

Jedwede Erwerberin bzw. jeder Erwerber wird sich bei einer derartigen Konstellation zunächst mit dem Brustton der Überzeugung darauf berufen haben, daß er auf die Rechtmäßigkeit staatlichen Handelns vertrauen durfte. Folgt man allerdings der *Radbruch*'schen Formel von der evidenten Nichtigkeit des „Einziehungsgesetzes" muß man von der durchgehenden Bösgläubigkeit jedes Erwerbers in der Kette ausgehen.

Hier greift dann wieder die Obliegenheitspflicht des Erwerbers, die beispielhaft im Schweizerischen ZGB (Art. 3 II) niedergelegt ist: „Wer bei der Aufmerksamkeit, wie sie nach den Umständen von ihm verlangt werden darf, nicht gutgläubig sein könnte, ist nicht berechtigt, sich auf den guten Glauben zu berufen."[46] Wer konnte innerhalb der sogenannten „Kunstkreise" im Zweifel über die Herkunft der Bilder und ihre widerrechtliche Beschlagnahme durch den NS-Staat und somit seinen „Nicht-Eigentümer-Status" sein, zumal ein Großteil der Werke der „entarteten Kunst" 1937 in München zur Schau gestellt wurden? Ein gutgläubiger Erwerb von *Paul Klees* „Sumpflegende" scheidet daher aus.

Sieht man hingegen einen Eigentumserwerb gem. § 932 BGB in Ausnahmen für rechtlich möglich an, scheitert er im Ergebnis an § 935 I BGB. Hier ist die Alternative einschlägig, daß dem Besitzer die Sache abhandenkommt, während der Eigentümer mittelbaren Besitz ausübt.

Geht man – wie im Sachverhalt der Entscheidung des *KG* – von einem Leihvertrag zwischen Frau *Lissitzky-Küppers* und dem Provinzial-Museum Hannover aus (gleiches gilt für das Rechtsinstitut der Miete), war sie zum Zeitpunkt der Beschlagnahme des Bildes mittelbare Besitzerin, das Museum von Hannover Besitzerin (§§ 854, 868 BGB). Nun trat zwar der Besitzverlust durch „hoheitliches" Handeln des NS-Staates ein, so daß grundsätzlich für diesen Fall der Anwendungsbereich des § 935 BGB als ausgeschlossen angesehen wird[47]. Nach allgemeiner Meinung gilt dies aber z. B. nicht bei nichtigen Verwaltungsakten bzw. „Nichtakten"[48]. Um so mehr muß dies bei dem Unrechtshandeln im Hinblick auf die Werke der verfemten Künstler gelten. Das Abhandenkommen in diesem Sinne verhindert einen redlichen Erwerb auf Dauer, also auch für spätere Erwerber. Dieser Makel begleitet den Gegenstand, hier das Bild, ständig, haftet ihm quasi an[49]. Es gilt also auch hier der Grundsatz „Rückgabe vor Entschädigung".

5. Ersitzung

„Im originären Eigentumserwerb an abhandengekommenen Sachen liegt heute die Bedeutung des Instituts der Ersitzung."[50] Dieses Zitat leitet über zu der Frage, ob sich Museen, Privatpersonen usw. nur lange genug „versteckt" halten mußten, um auf diesem Weg Eigentum an wertvollen Bildwerken zu ersitzen (§ 937 BGB). Der zehnjährige Eigentumsbesitz führt nicht zum Eigentumserwerb, wenn beim Besitzerwerb der gute Glaube fehlt, § 932 II BGB. Diese geforderte Redlichkeit bezieht sich auf das vermeintliche Eigentum des Ersitzenden[51]. Es fehlt daher am guten Glauben, wenn dem Ersitzenden beim Erwerb des Eigenbesitzes bekannt oder infolge grober Fahrlässigkeit unbekannt ist, daß er das Eigentum nicht erworben hat[52]. Es kommt hinzu, daß der Erwerb durch Ersitzung ebenfalls ausgeschlossen ist, wenn der Erwerber später erfährt, daß ihm das Eigentum nicht zusteht.

Wenn man nicht – wie im Falle des gutgläubigen Erwerbs – die Redlichkeit bei Besitzerwerb eines Käufers von Bildern „entarteter Kunst" strikt verneint, dürfte zumindest in jedem Fall die Ersitzung an der weiteren Alternative der späteren „Erkenntnis" scheitern, bedenkt man den Zeitablauf seit 1937/38. Ein „Versteckthalten" hilft dem Besitzer nicht. Denn die Ersitzungsfrist kann nicht beginnen, solange die Verjährung des Eigentumsanspruchs gehemmt ist (§ 939 BGB). Die Hemmung aus tatsächlichen Gründen (§ 203 BGB) beruht auf „höherer Gewalt", denn den Eigentümer trifft nicht die geringste Schuld an der Beschlagnahme und dem nachfolgenden Verschwinden des Werkes[53]. Damit ist auch die Verjährungsfrist des § 195 BGB (30 Jahre) ge-

---

42) Die Mutter des Verfügungskl. im Fall des *KG* war zum Beispiel zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des „Einziehungsgesetzes" keine Reichsangehörige mehr.

43) *Staudinger-Wiegand,* BGB, 12. Aufl., § 932 Rdnr. 38.

44) *Erman-Schmidt,* BGB, 8. Aufl., § 932 Rdnr. 5 und s. Zitat bei *Baur-Stürner,* SachenR, 15. Aufl., § 52 III 1b.

45) Vgl. *Staudinger-Wiegand* (o. Fußn. 43), § 932 Rdnrn. 61f.; Rdnrn. 154ff.

46) S. Fußn. bei *Staudinger-Wiegand* (o. Fußn. 43), § 932 Rdnr. 43.

47) Vgl. *Staudinger-Wiegand* (o. Fußn. 43), § 935 Rdnr. 17.

48) S. die Nachw. bei *Staudinger-Wiegand* (o. Fußn. 43).

49) Vgl. *Baur-Stürner* (o. Fußn. 44), § 52 V 3.

50) Vgl. *Baur-Stürner* (o. Fußn. 44), § 52 V 3.

51) Vgl. *Erman-Hefermehl,* BGB, 8. Aufl., § 937 Rdnr. 5.

52) So *Erman-Hefermehl* (o. Fußn. 51).

53) Vgl. *BGH,* NJW 1973, 698 zur Definition der höheren Gewalt.

hemmt, soweit der Eigentümer keine Kenntnis vom Verbleib des Kunstwerks hat. Überdies dürfte der Besitz in der Regel häufiger unterbrochen worden sein, mit der Folge, daß Fristen im Zweifel neu begonnen haben. Ersitzung und Verjährung des Eigentumsanspruchs sind daher wenig wahrscheinliche Hindernisse einer Herausgabeklage.

IV. Blick auf das Internationale Privatrecht

Die Wanderung der beschlagnahmten Bilder durch das europäische Ausland und nach Übersee macht es erforderlich, einen Blick – in der vorliegenden Abhandlung nur einen flüchtigen, bezogen auf das „Einziehungsgesetz" – auf die Regelungen des Internationalen Privatrechts, hier des Internationalen Sachenrechts, zu werfen. Gegenüber dem „hoheitlichen" Enteignungsakt des NS-Staates gilt unter Berücksichtigung des Territorialitätsprinzips, daß grundsätzlich derartige Maßnahmen Anerkennung finden, wenn sich der Staat „in den Grenzen seiner Macht" gehalten hat[54]. Dies bedeutet, daß die Frage des Eigentumserwerbs durch den NS-Staat zu prüfen ist, wenn Kunstwerke der „entarteten Kunst" ins Ausland gelangten und es zum Streitfall kommt. Ohne näher auf die Problematik einzugehen, dürften im Ergebnis wohl völkerrechtliche Aspekte und der ordre public der Anerkennung eines Eigentumserwerbs im Ausland ebenso entgegenstehen, wie die *Radbruch*'sche Unerträglichkeitsthese in ihrem universellen Gehalt. Unterschiedliche Rechtsfolgen könnten sich aus dem Stellenwert des Verkehrsschutzes ergeben. Darauf kann hier nicht eingegangen werden.

V. Einstweiliger Rechtsschutz

Jen Lissitzky hatte mit seinem einstweiligen Rechtsschutzbegehren keinen Erfolg. Es stellt sich die Frage, welches prozessuale Vorgehen in derartigen Streitigkeiten adäquat ist:

Schon wegen der Kompliziertheit der Sach- und Rechtslage und wegen der beachtlichen wirtschaftlichen Bedeutung ist ein Hauptsacheverfahren unumgänglich. Darin wird in der Regel der Nachweis der Erbfolge ausländischen Anspruchstellern Schwierigkeiten machen, die u. U. nur durch aufwendige Rechtsgutachten zur jeweiligen Rechtslage im Ausland, Beibringung von Originalurkunden in beglaubigter deutscher Übersetzung zu überwinden sein werden. Dies schließt nicht aus, daß ein Anspruch auch im einstweiligen Rechtsschutzverfahren innerhalb der erforderlichen Fristen zur Wahrung der Eilbedürftigkeit glaubhaft gemacht werden kann. Doch fragt sich, ob die Rechtsfolge dem Anspruchsteller überhaupt dienlich ist. Denn die einstweilige Verfügung kann nie auf Herausgabe gehen, dies wäre eine Vorwegnahme der Hauptsache. § 938 II ZPO läßt lediglich die Sequestration zu. Üblicherweise wird der diensthabende und örtlich zuständige Gerichtsvollzieher als Sequester benannt. Dies garantiert noch keine Sequestration. Die Gerichtsvollzieher sind nicht verpflichtet, als Sequester tätig zu werden. Es müßte dann im Vorfeld mit dem Gerichtsvollzieher geklärt werden, wo das Kunstwerk in geeigneter Weise aufbewahrt werden kann und soll. Zu Recht weist das *KG* in der vorzitierten Entscheidung darauf hin, daß wohl kaum ein Ort geeigneter hierzu ist als ein staatliches Museum. Somit schließt sich der Kreis in den Fällen, in denen Anspruchsgegner eine derartige Institution ist. Hier würde die Regelungsverfügung gem. § 940 ZPO in den Ausnahmefällen zum Zuge kommen und ausreichen, in denen in der Tat ein Werk aufgrund eines Verkaufs oder einer Dauerleihgabe dauerhaft an einen anderen Ort, etwa sogar ins Ausland (vgl. auch § 917 II ZPO) zu gelangen droht. Man wird davon ausgehen müssen, daß eine staatliche Einrichtung die einstweilige Feststellung des zuständigen Gerichts respektieren würde. Notfalls kann immer noch die Unterlassungsverfügung beantragt werden, um ein „Verschwindenlassen" von Kunstschätzen zu verhindern. Der Antrag ginge dann auf Unterlassung entsprechender Maßnahmen bei Androhung der gesetzlichen Ordnungsmittel.

Nach Abschluß eines Hauptsacheverfahrens kommt zur Sicherung der Zwangsvollstreckung der dingliche Arrest gem. § 917 ZPO insbesondere in den Fällen in Betracht, in denen eine Verbringung ins Ausland droht (§ 917 II ZPO). Zusammengefaßt sei gesagt, daß der einstweilige Rechtsschutz auf begründete Ausnahmefälle beschränkt bleiben dürfte.

54) Vgl. *Staudinger-Stoll,* EGBGB, Int. SachenR, 12. Aufl., Rdnrn. 128 ff.

Staatsanwalt a. D. Professor Dr. Joachim Löffler, Bietigheim-Bissingen

Künstlersignatur und Kunstfälschung

Zugleich ein Beitrag zur Funktion des § 107 UrhG

Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrages steht der strafrechtliche Schutz der Künstlersignatur und damit ein spezieller Aspekt des vielfältigen Phänomens Kunstfälschung. Dabei wird aufgrund aktueller Entwicklungen auch die häufig verkannte Bedeutung des § 107 UrhG beleuchtet.

I. Einführung

1. Die Funktion der Künstlersignatur

Erst die Signatur stellt eine nach außen erkennbare Beziehung des Künstlers zu „seinem" Werk her. Nach § 13 S. 2 UrhG hat allein der Urheber das Recht zu bestimmen, ob das Werk mit einer Urheberbezeichnung zu versehen und welche Bezeichnung (Namenszug, Monogramm, Malerzeichen, Pseudonym) zu verwenden ist. Dieses Bezeichnungsrecht des Urhebers ist ein höchst wichtiger Aspekt seines Urheberpersönlichkeitsrechts (droit moral)[1]. Auch für den Kunsthandel und damit für das kunstinteressierte Publikum ist die Bedeutung der Signatur überragend[2]. Hier wird das Signum im allgemeinen als Gewähr für die Urheberschaft des signierenden Künstlers und damit für die „Echtheit" eines Kunstwerks angesehen. Ferner beweist die Signatur nach der Verkehrsauffassung, daß der Künstler das Werk als vollendet und verkehrsreif angesehen hat[3].

2. Signatur und Kunstfälschung

Führt man sich die außerordentlich wichtige Funktion der Künstlersignatur im Rechtsverkehr, insbesondere im Kunsthandel, vor Augen, dann bedarf es keiner weiteren Erklärung, daß die Signatur des Künstlers von jeher einer der wichtigsten Ansatzpunkte für das kriminologische Phänomen der Kunstfälschung war. Die Erscheinungsformen der Kunstfälschung sind außerordentlich vielfältig. Traditionell wird

1) Vgl. *Fromm-Nordemann-Hertin,* UrhG, 7. Aufl. (1988), Vorb. § 12 Rdnr. 3.

2) Vgl. *Herchenröder,* Die neuen Kunstmärkte, 1990, S. 288; *Pleister-Schild,* Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der europäischen Kunst, 1988, S. 237, sprechen sogar vom „Fetisch" Signatur.

3) *RGSt* 34, 53 (54); 56, 357 (358) (für Künstlerzeichen); 76, 28 (29); *OLG Frankfurt,* NJW 1970, 673; *Locher,* Das Recht der bildenden Kunst, 1970, S. 175 f.; *Heinbuch,* NJW 1984, 16 f.

im Anschluß an *Würtenberger*[4] zwischen Kunstfälschung im engeren Sinn, Kunstverfälschung und Kunstbetrug unterschieden. Unter *Kunstfälschung* im engeren Sinn versteht man danach „jede in Täuschungsabsicht vorgenommene Anfertigung eines Erzeugnisses der bildenden Kunst oder des Kunstgewerbes". Der eigentliche Grundvorgang der Kunstfälschung ist also die Nachahmung eines ästhetischen Vorbildes zu Täuschungszwecken. Vollzieht sich die Nachahmung in enger Anlehnung an das Vorbild, spricht man von einer „Kopie". Werden hingegen aus mehreren Vorbildern Teile entnommen und zu einem neuen Ganzen zusammengefügt, dann liegt ein sog. „Pasticcio" vor. Regelmäßig wird aber nicht nur das Oeuvre, sondern auch die Signatur des betreffenden Künstlers nachgeahmt. Man kann diesen Vorgang auch als „klassische" Kunstfälschung bezeichnen. Die *Kunstverfälschung* ist dadurch gekennzeichnet, daß ein bereits existierendes Kunstwerk zu Täuschungszwecken verändert wird. Dies kann z. B. durch Entfernung oder/und Hinzufügung von Signatur, Monogramm, Datierung etc. geschehen. Auch die sog. Embellierung, bei der einzelne Teile eines Kunstwerks neu hergestellt werden (z. B. durch Übermalen einzelner oder mehrerer Partien eines Gemäldes), gehört hierher. Mit dem Sammelbegriff *Kunstbetrug* werden schließlich traditionell jene Verhaltensweisen belegt, bei denen nicht das Kunstwerk selbst, sondern seine Beziehungen zur Umwelt in Täuschungsabsicht verändert werden. Hier geht es vor allem um die Beschaffung und Vorlage falscher Expertisen, Provenienzen etc. Aus Vereinfachungsgründen wird im folgenden unter „Kunstfälschung" sowohl die Kunstfälschung im engeren Sinn als auch die Kunstverfälschung verstanden.

Die Geschichte der Kunstfälschung ist so alt wie die Kunst selbst. Kunstfälschungen waren schon bei den alten Ägyptern, Griechen und Römern bekannt[5]. In Deutschland erlangte die Kunstfälschung erst mit Beginn der Renaissance wirkliche Bedeutung. Die Künstler des Mittelalters hatten ihre Werke noch weitgehend in der Anonymität eines Klosters, einer Bauhütte oder einer Künstlergilde geschaffen[6]. Erst in der Renaissance trat die Künstlerpersönlichkeit aus den religiösen Bindungen und der Anonymität der sakralen Kunst hervor[7]. Mit dem gleichzeitigen Aufkommen des künstlerischen Mäzenatentums, das ein charakteristisches Merkmal der Renaissance darstellt, begann auch die bis heute andauernde Blütezeit der Kunstfälschungen[8]. Spektakuläre Fälle von Kunstfälschungen hat es seither immer wieder gegeben. An berühmte Fälscher wie *Francesco Cremonese, Abraham Küffner, Alceo Dossena, Otto Wacker, Elmir de Hory* und *Han van Meegeren,* der 1942 ein von ihm gefälschtes Gemälde „Christus und die Ehebrecherin", das er *Johannes Vermeer van Delft* (1632–1675) zuschrieb, für 1650000 Gulden an *Hermann Göring* verkaufte, sei an dieser Stelle erinnert[9]. Nachdem Kunst in den letzten Jahrzehnten zum Gebrauchs- und Konsumgut für kaufkräftige Mittelschichten wurde, hat sich das Interesse der professionalen Fälscher teilweise auf den äußerst lukrativen Massenmarkt für Druckgraphik verlagert. So geht man z. B. davon aus, daß zahlreiche der im Umlauf befindlichen Lithographien von *Salvador Dali* gefälscht sind[10]. *Salvador Dali* wird daher auch als „der meistgefälschte Graphiker der Moderne" bezeichnet[11].

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich mit den Erscheinungsformen der Kunstfälschung, die sich unmittelbar auf die Signatur des Künstlers beziehen. Es geht insbesondere um den Fall, daß von vornherein eine falsche Signatur angebracht oder eine zutreffende nachträglich verfälscht wird.

3. Die Kunstfälschung und das Plagiat – eigenständige Kunstformen?

Zunächst soll kurz über einige aktuelle Entwicklungen berichtet werden, die Anlaß geben, die strafrechtliche Beurteilung des Phänomens Kunstfälschung einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen:

Konrad Kujau[12], der einer breiten Öffentlichkeit durch die spektakuläre Fälschung der *Hitler*-Tagebücher bekannt geworden ist, eröffnet 1989 in Stuttgart eine „Galerie der Fälschungen". Dort bietet er Kopien und Pasticcios von Werken bekannter Maler (u. a. von *Chagall, Dali, Kokoschka, Macke, Miro, Picasso, Schiele, van Gogh, Zille*), aber auch Stilnachempfindungen in der Manier des jeweiligen Künstlers zum Verkauf an. *Kujau* versieht „seine" Werke mit der Originalsignatur des nachgeahmten Künstlers. Das Vorgehen *Kujaus* entspricht insoweit dem klassischen Bild der Kunstfälschung. Die Erwerber der Bilder werden von *Kujau* aber keineswegs im unklaren darüber gelassen, daß es sich um Falsifikate handelt. Dies tut dem Verkaufserfolg indessen keinen Abbruf. Betrachtet man die vielfältige Unterstützung, die *Kujau* für seine Aktivitäten beim Publikum, in den Medien, aber auch bei prominenten Politikern gefunden hat, dann könnte man etwas poiniert formulieren, daß *Kujau* die Kunstfälschung in der Bundesrepublik Deutschland endgültig als eigenständige Kunstform salonfähig gemacht hat. Über die Motive des Publikums lassen sich hochinteressante Spekulationen anstellen[13].

Auch die New Yorker Künstlerin *Elaine Sturtevant*[14] kopiert bereits seit mehreren Jahrzehnten Bilder und Skulpturen berühmter Künstler. Sie signiert „ihre" Werke aber im Gegensatz zu *Kujau* mit ihrem eigenen Namenszug (in der Regel auf der Bildrückseite). *Elaine Sturtevant* versucht nach eigenem, durchaus ernstzunehmendem Bekunden auf diese Weise der Frage nachzugehen, was ein Kunstwerk eigentlich zum Kunstwerk macht. Etwa nur die Signatur eines berühmten Künstlers?

Die Phänomene *Konrad Kujau* und *Elaine Sturtevant* sind sicher nicht vergleichbar, ohne daß auf diese kunstwissenschaftliche Frage hier näher eingegangen werden soll. Die Handlungsweisen beider Künstler belegen aber die Aktualität des Problems Kunstfälschertum. Die Gefahren der dargestellten Entwicklungen liegen dabei auf der Hand: Auch wenn ein Nachahmer seine Werke offen als Falsifikate verkauft, gibt es keinerlei Gewähr dafür, daß die Erwerber sich bei einem präsumtiven Weiterverkauf genauso verhalten werden. Es besteht vielmehr nach Expertenansicht die begründete Besorgnis, daß der Kunstmarkt (noch mehr) mit Fälschungen überschwemmt wird[15]. Ferner – und dies ist meines Erachtens genauso wichtig – besteht die Gefahr einer Verwässerung des Oeuvres berühmter Künstler durch das massenhafte Auftau-

---

4) Das Kunstfälschertum, 1940 (2. Aufl., 1970), S. 35 ff. (auch zum folgenden); *ders.,* Der Kampf gegen das Kunstfälschertum, 1951, S. 2 ff. Auch wenn die von Würtenberger vorgenommene Einteilung in der Strafrechtspraxis nicht immer sinnvoll ist, so wird sie doch in der Literatur überwiegend gebilligt, vgl. nur *Locher* (o. Fußn. 3), S. 173 ff.; *Lampe,* UFITA 83 (1978), 18.

5) *Locher* (o. Fußn. 3), S. 170; *Schüller,* Fälscher, Händler und Experten, 1959, S. 11 f.

6) *Würtenberger,* NJW 1985, 1588 ff.: „Unter den Baumeistern des 14. Jahrhundert lösen sich zum ersten Male bestimmte Namen aus dem Dunkel der Anonymität heraus". Es gibt aber auch frühere Beispiele, wie etwa die Bronzetüren am Westportal der Kathedrale von Nowgorod, die zwischen 1152 und 1156 von Meister Abraham aus Magdeburg gegossen wurden, vgl. *Hans K. Schulze,* Hegemoniales Kaisertum, 1991, S. 55.

7) *Locher* (o. Fußn. 3), S. 170.

8) *Würtenberger,* NJW 1985, 1590.

9) Zur Geschichte der Kunstfälschung und zu den erwähnten Fälschern ausf. *Schüller* (o. Fußn. 5), passim (zu *Han van Meegeren,* S. 137 ff.); *Würtenberger,* De Kampf gegen das Kunstfälschertum, passim; vgl. zu *Elmir des Hory* ausfl. *C. Irving,* Gefälscht, 1970. Während der Arbeit an diesem Beitrag begann vor dem *LG Stuttgart* der Prozeß gegen den „Meisterfälscher *Lämmle*", Stuttgarter Zeitung v. 4. 11. 1992, S. 23; dazu *Ahrens-Handlögten,* Echtes Geld für falsche Kunst, 1992, S. 19 f., 108 f., 126 f.

10) *Löpsing,* in: *v. Maur,* Salvador Dali, 1989, S. 409 ff.

11) *Herchenröder* (o. Fußn. 2), Die neuen Kunstmärkte, S. 291.

12) Vgl. Der Spiegel Nr. 11/1989, S. 285 (*Konrad Kujau*: „Ich habe jetzt 53 Meister im Repertoire"); Nr. 37/1989, S. 64 f.; *Herchenröder* (o. Fußn. 2), Die neuen Kunstmärkte, S. 95 f. Der *Verf.* war Dezernent in dem erwähnten Verfahren.

13) Vgl. dazu FAZ v. 11. 8. 1992, S. 21 „Fälschungen".

14) Vgl. Der Spiegel Nr. 31/1992, S. 145 f. Der Württembergische Kunstverein zeigte im Sommer 1992 eine große Werkausstellung der Künstlerin, die als Vorläuferin einer ganzen Kunstrichtung, der sog. „Appropriation Art", gilt; vgl. dazu auch Stuttgarter Zeitung v. 8. 8. 92, S. 22.

15) Entsprechende Befürchtungen in bezug auf die Künstlerin *Sturtevant* äußert *Herchenröder,* Die Kunstmärkte, 1978, S. 311; vgl. zu *Kujau Herchenröder* (o. Fußn. 2), Die neuen Kunstmärkte, S. 296.

Heinrichs/Franzki
Schmalz/Stolleis

Deutsche Juristen jüdischer Herkunft

Verlag C. H. Beck

Zu den Absichten, die das NS-Regime mit und nach dem Pogrom verfolgte, gehörten in erster Linie die Verdrängung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, d. h. die „Arisierung" aller Betriebe und Unternehmungen, vom kleinen Laden an der Ecke bis zum Warenhaus und der Fabrik und die Forcierung der jüdischen Auswanderung aus Deutschland. Tatsächlich bemühten sich, nach dem Schrecken des Pogroms, die deutschen Juden mit aller Kraft und zunehmend verzweifelt, um Emigrationsmöglichkeiten. Aber es gab nur allzu große Hindernisse. Hatten sich in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft viele Juden gegen den Gedanken gesträubt, ihr deutsches Vaterland zu verlassen, so wurde es zunehmend schwieriger, schließlich unmöglich, Vermögenswerte ins Ausland mitzunehmen, Einwanderungsgenehmigungen zu erhalten und die Ausreise zu finanzieren. Die Weltwirtschaftskrise war noch nicht überwunden, und kaum ein Land war an der Einwanderung Mittelloser interessiert. Die Berufsstruktur der deutschen Juden bildete ein zusätzliches Hemmnis, denn die meisten Einwanderungsländer waren an anderen Qualifikationen interessiert, als sie die deutschen Juden zu bieten hatten. Juristen hatten es noch schwerer als andere, denn für sie gab es von vorneherein kaum Chancen, im erlernten Beruf noch einmal Fuß zu fassen. Das angelsächsische Recht erforderte von deutschen Juristen ein eigenes Studium, damit verlor das begehrte Einwanderungsziel USA für Juristen an Attraktion. In Palästina galt noch ein vom Osmanischen Reich kommendes Recht, überdies behinderten die Restriktionen der britischen Mandatsmacht bis 1948 die Einwanderung von Juden aufs stärkste. Schließlich waren Klima und Lebensbedingungen in „Erez Israel" für einen in mittleren Jahren stehenden deutschen Juristen wenig verlockend.

Es war, von den psychologischen Barrieren abgesehen, also kein Wunder, daß sich auch die jüdischen Juristen wie auch die meisten anderen Vertreter deutscher akademisch gebildeter Bürgerlichkeit nur ungern und schwer zur Emigration entschließen konnten. *Ernst C. Stiefel,* der als Jurist und Emigrant eine Bilderbuchkarriere machte, ist eine Ausnahme. Er war freilich auch besser gerüstet als die meisten älteren Kollegen. 1909 in Mannheim geboren, hatte er in Berlin, Heidelberg und Paris studiert, 1929 promoviert und sich 1933 nach dem Assessorexamen in Mannheim als Anwalt niedergelassen. Seine Tätigkeit war nach zwei Tagen, aufgrund des Rechtsanwaltsgesetzes, zu Ende. *Stiefel* emigrierte nach Frankreich, erwarb 1934 die Licence en Droit in Paris, studierte anschließend englisches Recht und wurde 1938 als barrister beim High Court in London zugelassen.

Im folgenden Jahr, 1939, findet er eine bescheidene Stelle in einer Anwaltskanzlei in New York. Im Krieg und unmittelbar danach war *Stiefel* bei der US-Army und dann in der Militärregierung für Deutschland tätig. Seit 1947 als Anwalt in New York und Washington zugelassen, wurde er Berater großer US-Firmen bei Investitionen in Deutschland und deutscher Unternehmen in den USA, Autor von juristischen Standardwerken, Hochschullehrer, Träger hoher Auszeichnungen, Weltbürger.[68]

---

[68] *Otto Sandrock, Ernst C. Stiefel,* in: Juristen im Porträt, 1988, S. 683–686; *Ernst C. Stiefel/Frank Mecklenburg,* Deutsche Juristen im amerikanischen Exil (1933–1950), 1990.

AUS DER ARBEIT DES DAV

Örtliche Anwaltvereine und DAV

Geschäftsführer-Konferenz am 11. 12. 1992 in Bonn

Wie müssen die Service–Leistungen beschaffen sein, die den Kolleginnen und Kollegen vor Ort die Alltagsarbeit erleichtern? Auf welche Weise wird man dem Wunsch nach Fortbildung am ehesten gerecht? Wie kann es gelingen, eine größere Anzahl von Kolleginnen und Kollegen neben ihrer Tagesarbeit verstärkt für berufspolitische Themen zu interessieren und sie möglichst zur Mitarbeit zu motivieren, um immer wieder zu gewährleisten, daß die Anwaltschaft selbst die Bedingungen, unter denen sie ihren Beruf ausübt, wesentlich mitbestimmt?

Über diese und andere Fragen diskutierten 21 Geschäftsführer und Geschäftsführende Vorstandsmitglieder größerer örtlicher Anwaltvereine und die DAV-Geschäftsführung am 11. 12. 1992 in Bonn.

Die Zahl der neun in der DAV-Geschäftsführung tätigen Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte ist, wie der DAV-Hauptgeschäftsführer, Rechtsanwalt Albrecht Schaich, hervorhob, trotz ständig zunehmender Arbeitsanforderungen – etwa im Rahmen der Tätigkeit für die wachsende Zahl der Arbeitsgemeinschaften, im Zusammenhang mit Stellungnahmen zu Gesetzesvorhaben, bei der Vorbereitung der Anwaltstage, der Mitgliederversammlungen und der Vorstands- und Präsidiumssitzungen – seit Jahren unverändert geblieben. Die einzige personelle Erweiterung ergibt sich aus der Gründung des DAV-Verbindungsbüros in Berlin. Ihr ist es zu verdanken, daß der DAV über seine örtlichen Anwaltvereine – demnächst werden es dort mehr als 30 sein – auch in den neuen Bundesländern flächendeckend vertreten ist.

Nicht nur der DAV, sondern auch örtliche Anwaltvereine, wie z. B. der Frankfurter und der Stuttgarter Anwaltverein, sind mit Presseerklärungen zum Thema „Gewalt gegen Ausländer“ an die Öffentlichkeit getreten. Die Teilnehmer, die das Thema „Pressearbeit“ lebhaft diskutierten, waren sich in ihrer Forderung nach einer verstärkten Präsenz von Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälten in den sogenannten Ratgeber-Sendungen einig. Rechtsanwältinnen Hansen und Rüstow, DAV-Presse-Referat, regten an, mit den Redaktionen Kontakt aufzunehmen und auf Richtigstellung der den nichtanwaltlichen Ratgebern häufig unterlaufenden Fehlinterpretationen von Gesetz und Rechtsprechung zu drängen. Soweit für solche Maßnahmen bei den örtlichen Anwaltvereinen zeitliche Kapazitäten fehlen, wird das DAV-Presse-Referat entsprechende Bemühungen gern koordinieren oder in eigener Regie verfolgen. Das setzt allerdings Hinweise auf entsprechende Berichte oder Sendungen in der regionalen Presse voraus.

Die aktuelle Bedeutung der Landesverbände, so Hauptgeschäftsführer Schaich, liegt in ihren Möglichkeiten, über die Rechtsanwälte in den Landtagsfraktionen auf die anstehenden Beratungen der BRAGO-Novelle auf Länderebene Einfluß zu nehmen. Ihre Funktion als Ansprechpartner für Rechtsanwaltskammern und die Schaffung von Kontakten zu den Parlamenten und Justizmininsterien der Länder sowie regelmäßige Treffen mit den Mitgliedern der Rechtsausschüsse beschreibt Rechtsanwalt Dr. Gerd Krieger, Freiburg, als regelmäßige Aufgaben der Landesverbände.

Eine Vielfalt von Anregungen ergab sich aus dem Erfahrungsaustausch zwischen den Geschäftsführern der einzelnen örtlichen Anwaltvereine über ihre Organisation und das Leistungsangebot:

Die meisten der bei der Konferenz vertretenen Anwaltvereine verfügen über eine jedenfalls halbtags besetzte Geschäftsstelle. Die Mitteilungsblätter, die von den örtlichen Anwaltvereinen herausgegeben werden, vermitteln insbesondere auch einen Überblick über die örtliche Rechtsprechung. Sie steht oft auch im Mittelpunkt der Fortbildungsveranstaltungen, die die örtlichen Anwaltvereine anbieten. Zur richterlichen Fortbildung trägt z. B. der Kölner Anwaltverein bei, indem er ortsansässigen Richtern die kostenlose Teilnahme an seinen Fortbildungsveranstaltungen ermöglicht. Rechtsanwalt Dr. Rollmann, Geschäftsführer der Deutschen Anwaltsakademie, weist auf die Möglichkeit örtlicher Anwaltvereine hin, bei der Akademie Seminare zu einem günstigen Pauschalpreis zu bestellen.

Die Spezialisten-Karteien, wie sie die meisten Anwaltvereine führen, sind in bis zu 50 Interessenschwerpunkte aufgeteilt; die Angaben zum Spezialgebiet beruhen auf der Selbsteinschätzung der Mitglieder. Mit der Erteilung der Auskünfte, einer Serviceleistung, die sich bei den ratsuchenden Bürgern zunehmender Beliebtheit erfreut, ist bei vielen örtlichen Anwaltvereinen bereits eine Halbtagskraft vollständig ausgelastet. Für den Anwalts-Suchservice, also auch als Spezialistenkartei, daneben aber auch für weitere statistische Auskünfte, wird demnächst die Anwalts-CD-ROM zur Verfügung stehen. Möglichkeiten ihres Einsatzes bei den örtlichen Anwaltvereinen demonstrierte Dipl.-Kfm. Helmut Ullrich, Geschäftsführer des Instituts der Anwaltschaft, der auch Anwendungsbereiche und Entscheidungskriterien für den Einsatz von EDV erläuterte.

Durch Einfallsreichtum zeichnet sich die Leistungspalette aus, die die örtlichen Anwaltvereine ihren Mitgliedern und den Bürgern anbieten: sie reicht von der Einrichtung anwaltlicher Notdienste an Wochenenden und in der Nacht und der Einrichtung von Rechtsberatungsstellen für minderbemittelte Bürger auf den Gebieten des Arbeits- und Sozialrechts über die gesamte Verwaltung der Lehrlingsausbildung, die Organisation des durch Anwälte erteilten Blockunterricht für Referendare, die Postverteilung von Anwalt zu Anwalt, das Führen von Geburtstagslisten, der Abgabe von Geschäftsverteilungsplänen, der Verwaltung einer Sterbekasse bis hin zur Einstellung eines Parkwächters, der dem Rechtsanwalt kurz vor dem Gerichtstermin in Köln den „Anwaltsparkplatz“ freihält.

In Anbetracht dieses reichhaltigen Leistungsangebotes überrascht die Tatsache, daß die Beiträge der auf der Konferenz vertretenen örtlichen Anwaltvereine (mit wenigen Ausnahmen in den neuen Bundesländern) nicht erst nach Abzug des DAV-Anteils von 160,– DM ganz erheblich unter den Beiträgen liegen, wie sie von den örtlichen Rechtsanwaltskammern erhoben werden. Anders als sie sind die örtlichen An-

waltvereine auf Mitgliederwerbung, also auf ihre Phantasie angewiesen. Gefragt sind auch immer wieder Ideen zur Finanzierung einzelner Projekte.

Rechtsanwalt Henke berichtet, daß die Redaktion des Anwaltsblattes eine Reihe zum Thema „Anwaltvereine stellen sich vor" plant. Dieses Vorhaben wird von den Vertretern der örtlichen Anwaltvereine begrüßt.

Sie äußerten im Anschluß an die als gelungen empfundene Veranstaltung den Wunsch, zukünftig regelmäßig zusammenzukommen.

Rechtsanwältin Angelika Rüstow, Hamburg/Bonn

Bonner Anwaltverein

Gedenktafel und Podiumsdiskussion zum Gedenken an das Schicksal Bonner jüdischer Rechtsanwälte in der NS-Zeit

Mit 2 Veranstaltungen (einer Gedenkstunde und einer Podiumsdiskussion) hat der Bonner Anwaltverein am 28. 10. 1992 des Schicksals der jüdischen Rechtsanwälte während der Zeit des Nationalsozialismus gedacht. Der Vorstand des Bonner Anwaltvereins hatte sich dieses Thema vor einigen Jahren angenommen und zunächst den Beschluß gefaßt, das Schicksal der im Landgerichtsbezirk Bonn im Jahre 1933 zugelassenen jüdischen Rechtsanwälte nachzuvollziehen und aufzuarbeiten. Dies war bis dahin in Bonn nicht geschehen – so wird es in den meisten anderen Städten auch sein. Da schriftliche Unterlagen nicht existierten, mußten Gespräche mit Zeitzeugen geführt werden, um so Einzelheiten zu erfahren. Die meisten waren naturgemäß in hohem Alter. Daß es auch deswegen höchste Zeit war, sich mit diesem Thema zu befassen, zeigt der Umstand, daß 5 von 6 Zeitzeugen inzwischen verstorben sind.

Am Vormittag des 28. 10. 1992 wurde zum Gedenken an das Schicksal der jüdischen Rechtsanwälte in der Geschäftsstelle des Bonner Anwaltvereins im Gebäude des Landgerichts Bonn eine Gedenktafel angebracht. Dies geschah im Rahmen einer Gedenkstunde, an der öffentliche Würdenträger (Präsidenten OLG Köln und LG Bonn, Oberstadtdirektor und Bürgermeister, Präsident DAV, Vertreter der Synagogengemeinde und der Botschaft Israels und andere mehr) teilnahmen. Gedacht wurde des Schicksals der 9 namentlich aufgeführten jüdischen Rechtsanwälte, die im Jahre 1933 im LG-Bezirk Bonn praktiziert hatten. Drei von Ihnen sind in Konzentrationslagern umgekommen, die übrigen fünf emigrierten. Näheres kann einer Broschüre, die beim Bonner Anwaltverein erhältlich ist, entnommen werden.

Aus Anlaß der Enthüllung dieser Gedenktafel fand am Abend des 28. 10. 1992 eine Podiumsdiskussion statt. Unter Leitung von Rechtsanwalt Prof. Dr. Redeker diskutierten der Kölner Rechtsanwalt Dr. Oppenhoff, der Präsident des OLG Braunschweig a. D. Dr. Wassermann, Rechtsanwalt Jungfer aus Berlin, Rechtsanwalt Dr. Krach aus Mainz und Rechtsanwalt Levi aus Tel Aviv. Eingeleitet wurde die Diskussion durch 2 Referate. Rechtsanwalt Paus schilderte zunächst die Situation in Bonn und das Schicksal der dort tätigen jüdischen Rechtsanwälte. Rechtsanwalt Dr. Krach (Autor des Buches „Jüdische Rechtsanwälte in Preußen") bereitete die historischen Grundlagen auf. In der dann folgenden Podiumsdiskussion nahm unter anderem die Frage breiten Raum ein, warum man sich erst jetzt mit diesem Thema so ausführlich beschäftigt. Rechtsanwalt Dr. Oppenhoff wies darauf hin, daß sich die meisten Rechtsanwälte – wie auch die Mehrheit der übrigen Bevölkerung –, die damals praktizierten, in irgendeiner Form mit dem Nationalsozialismus arrangiert hätten. Sei es, daß sie Parteimitglied wurden, sei es, daß sie das System in anderer Form tolerierten oder unterstützten. Diesen Personen sei es in der Nachkriegszeit dann schwergefallen, sich mit diesem eigenen Verhalten auseinanderzusetzen. Dr. Wassermann berichtete von seinen Erfahrungen, als er das Thema schon vor vielen Jahren behandelt wissen wollte. Einige hätten ihn als Nestbeschmutzer angesehen. Die anderen hätten erklärt, es sei besser, schlafende Hunde nicht zu wecken. Wenn man das Thema aufgreife, sei dies Wasser auf die Mühlen der justizfeindlichen Kräfte. Von vielen habe er aber auch den Eindruck gewonnen, daß diese sich ihres unzulänglichen Verhaltens schämten. Sie hätten erkannt, daß sie in der damaligen Zeit versagt hätten; hierüber wollten sie nur ungern sprechen.

Im Laufe der Diskussion wurde auch aufgezeigt, welch großen Verlust insbesondere die Rechtswissenschaft durch die Entfernung der jüdischen Rechtsanwälte erlitten hat. Rechtsanwalt Jungfer wies darauf hin, daß die jüdischen Rechtsanwälte Herausgeber oder Mitherausgeber einer großen Zahl von jüdischen Lehrbüchern, Kommentaren und Zeitschriften gewesen seien und daß man sich von diesem Aderlaß eigentlich bis heute nicht erholt habe.

Den Bezug zur heutigen Zeit – den wieder aufkeimenden Antisemitismus und die Ausländerfeindlichkeit – stellte immer wieder Rechtsanwalt Levi heraus. Er sah Parallelen zwischen der damaligen und der heutigen Zeit und empfahl eindringlich, den Anfängen zu wehren. Wie nötig eine intensive Auseinandersetzung mit den Vorkommnissen während des Nationalsozialismus gewesen wäre, zeige sich heute, wo man erneut Probleme zu haben scheine, der neu aufkommenden Welle des Antisemitismus wirkungsvoll zu begegnen.

Rechtsanwalt Prof. Redeker stellte heraus, daß die Juristen besonders verführbar seien. Sie seien versucht, sich hinter positivem Recht geborgen zu fühlen und sich instrumentieren zu lassen. Dies sei eine große Gefahr, der auch der Anwaltsstand ausgesetzt sei. Man sei daher gerade dazu verpflichtet, die Vergangenheit aufzuarbeiten – auch, um in der Zukunft besser aufzupassen.

Rechtsanwalt Robert Erdrich,
Vorsitzender des Bonner Anwaltverein

Personalien

Rechtsanwalt Dr. Hans-Jürgen Rabe
Honorar-Professor für europäisches Recht

Herr Rechtsanwalt Dr. Hans-Jürgen Rabe Mitglied des Vorstandes und des Präsidiums und ehemaliger Präsident des DAV, wurde am 28. 10. 1992 vom Senat der Freien und Hansestadt Hamburg zum Honorarprofessor an der Universität Hamburg ernannt.

Aus der Bücherwelt

Fortsetzung v.S. 7

wirklich großen Momente in der Geschichte des Orchesters eindringlich widerzuspiegeln. So wird auch, wohl der Vollständigkeit wegen, fast jede der zahlreichen Auslandsreisen jener umstrinnenen Persönlichkeit, Zvi Haftels, erwähnt, ohne daß dabei immer klar wird, worin eigentlich die Bedeutung und der Nutzen jeder einzelnen dieser dokumentierten Reisen lag. Selbst der interessierteste Leser hätte sich in einigen dieser Fälle mit einer summarischeren Darstellung begnügt.

Begrüßenswert sind dabei die Erinnerungen an Vorkommnisse, die heute fast märchenhaft klingen. Dazu gehören die Konzertreisen des Orchesters nach Ägypten, ein Wohltätigkeitskonzert zu Gunsten des "Roten Halbmonds" in Kairo, die Anwesenheit des Haifaer Bürgermeisters Chassan Schukri beim dortigen Eröffnungskonzert – Beispiele für eine utopistische Zukunft. Das Buch ist eine Fundgrube von wertvoller und oft wenig bekannter Information über eine unserer hervorragendsten Musikinstitutionen. Das Suchen nach den bedeutsameren Einzelheiten in der Fülle der zusammengetragenen Details bleibt Aufgabe des Lesers.

Ury Eppstein

Bernd-Lutz Lange: "Davidstern und Weihnachtsbaum", Forum Verlag.

Das Buch bringt Erinnerungen von Überlebenden, welche von B.–L. Lange mittels seiner vielen Kontakte mit ehemaligen Leipzigern und während seiner Besuche in Israel u.a. interviewt wurden.

Es ist eine Ersterscheinung von einem nennenswerten Schriftsteller, in der ehemaligen DDR geboren und aufgewachsen, der sich mit dem Thema Geschichte der Juden intensiv beschäftigt hat. Es ist eine Dokumentation über die Erlebnisse und die Schicksalsschläge, die viele Juden in Leipzig bis zur Befreiung erleiden mußten.

Alle Erzählungen spiegeln die bittere Vergangenheit wider, wie sie von den Leidtragenden empfunden wurde.

In vielen Gesprächen mit dem Autor zeichnet sich die Offenheit ab, mit der die angesprochenen Gesprächspartner ihre echten Gefühle über das ihnen angetane Unrecht und Verbrechen zum Ausdruck brachten und schilderten.

Mit Kriegsbeginn waren die in Deutschland gebliebenen Juden in einer aussichtslosen Situation, man war in großer Not und sah keinen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage.

B.–L. Lange hat schon seit einigen Jahren, noch in der DDR, wahres Interesse für die Geschichte der Juden in Leipzig gezeigt und versuchte, durch seine Artikel die Öffentlichkeit über die Vergangenheit aufzuklären.

Salo Epstein

Bibliographie zur Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden

In der letzten Ausgabe (Nr. 87) des MB erschien die Rezension unseres Mitarbeiters Dr. Esriel Hildesheimer über das Jad-Waschem-Gedenkbuch für die ehemaligen jüdischen Gemeinden in Hessen. Nunmehr liegt der Redaktion die neu erschienene, erstmalig zusammengestellte Bibliographie zur Geschichte der Juden in Hessen, welche von der Kommission für deren Geschichte (6200 Wiesbaden, Marbacherstr. 92) unter der Reaktion, von Ulrich Eisenbach herausgegeben wurde. Der stattliche Band verzeichnet auf 341 Seiten 2.500 Titel zum obengenannten Thema.

Aufgeführt sind nicht nur Standardwerke und Einzeldarstellungen, sondern auch entlegene Aufsätze und versteckte "graue" Literatur. Ein Autorenregister und kombiniertes Orts–, Personen– und Sachregister machen das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk. Jeder, der sich mit Leben und Schicksal der jüdischen Bevölkerung der einstmals dicht besiedelten Provinz Deutschlands (1933 – 64.811 Seelen), welche bis zu ihrer Vernichtung durch das Naziregime 900 Jahre lang existierte, befaßt, wird diesen Band als eine Fundgrube betrachten und nutzbringend verwenden können.

A.F.

Hans-Dieter Arntz: "Judenverfolgung und Fluchthilfe im deutsch-belgischen Grenzgebiet". Kümpel, Volksblatt-Druckerei-Verlag, Euskirchen.

Aus der Vielfalt von Veröffentlichungen über Judenverfolgung in Deutschland, die sich meist mit Ereignissen in Städten befassen, hebt sich eine Arbeit über die nicht minder grausamen Geschehnisse in rein ländlichen Gebieten ab. Hans-Dieter Arntz, Oberstudienrat aus Euskirchen, hat eine außergewöhnliche Dokumentation über das Schicksal der jüdischen Mitbürger im Eifel-Ardennen-Gebiet verfaßt. Schwerpunkt seiner Untersuchungen sind die damaligen Kreise Euskirchen, Schleiden, Monschau und Aachen sowie Eupen/Malmedy und St. Vith. Er beleuchtet darin die Zeit zwischen Karl dem Großen und der Gegenwart.

Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts waren Judenverfolgungen und Antisemitismus in der Eifel fast unbekannt. Es gab dort nur verhältnismäßig wenig Juden, die als Viehhändler, Kaufleute, Metzger arbeiteten und in der vorwiegend katholischen Bevölkerung integriert waren. Doch bereits vor der Machtergreifung 1933 begannen erste Diskriminierungen: so wurden beispielsweise Juden aus örtlichen Vereinen ausgeschlosssen. Selbst in der Eifler Mundart halten Wortprägungen antijüdischer Grundhaltung Einzug.

Autor Arntz ging als engagierter Regionalhistoriker akribisch auch kleinsten, scheinbar unbedeutenden Spuren nach, die er in örtlichen Archiven und Gerichtsakten fand und zeichnet ein auf Vollständigkeit ausgerichtetes Bild der Verfolgten und ihrer Verfolger. Auf seiner Spurensuche knüpfte er Kontakte zu Betroffenen in aller Welt sowie ebenfalls zu Zeitzeugen unter der nichtjüdischen Bevölkerung. Der Leser erfährt Einzelschicksale von und über Juden, denen die Flucht gelang, und über andere, die dem Holocaust zum Opfer fielen.

Ein großes Kapitel hat er dem Thema Fluchthilfe im deutsch-belgischen Grenzgebiet eingeräumt. Für viele Juden wurde die "grüne Grenze" zwischen Eifel und Belgien letzter lebensrettender Ausweg. Ortskundige Fluchthelfer beider Länder – meist mit ausgeprägtem Geschäftssinn – brachten Flüchtlinge aus der Region sowie aus ganz Deutschland und Österreich im organisierten Menschenschmuggel ins zunächst noch sichere Belgien. Die Vennbahn zwischen Aachen und Raeren spielte dabei vielfach eine wichtige Rolle. Nicht wenige Flüchtlinge schlossen sich der wöchentlichen Prozession von Aachen zum Marienwallfahrtsort Moresnet an, wo ihnen von Helfern weiter geholfen wurde. Diese organisierte Fluchthilfe läßt sich bis 1942 nachweisen.

Besondere Erwähnung verdient die mutige Haltung eines deutsch-belgischen Journalisten: Henri Michel, Chefredakteur des Eupener "Grenz-Echo", schrieb in seiner in Deutschland bereits verbotenen Zeitung von 1933–1940 engagierte Beiträge über die Greueltaten der deutschen Nazis. 1940 wurde er verhaftet. Wie durch ein Wunder überlebte er fünf Jahre in Gefängnissen und Konzentrationslager.

Hans-Dieter Arntz hat ein Werk von zeitgeschichtlich überörtlicher Bedeutung verfaßt, in dessen Mittelpunkt die Suche nach der Wahrheit steht. Er demonstriert und dokumentiert an einem überschaubaren – damals für die Nazis eher unbedeutenden ländlichen Bezirk, daß kein noch so abgelegenes Gebiet von Verfolgung und Vernichtung jüdischer Mitbewohner ausgespart wurde. Der Autor verdient Dank, daß er sich dieser Thematik mit großem Einsatz und gefordertem Ernst angenommen hat. Sein Werk ist eine sehr empfehlenswerte zeitlos gültige Dokumentation, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Ingeborg Pieroth

Familienbuch der Deutzer Juden (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, herausgegeben von Hugo Stehkämper), Köln 1992.

Kernstück des Bandes sind 65 Familientafeln, auf denen die genealogischen Daten jüdischer Familien, die in Deutz gegenüber der Kölner Innenstadt im 18. und 19. Jahrhundert beheimatet waren, vorgestellt werden (z.B. die Familie von Jacques Offenbach, S.149). In der Regel sind vier Generationen dokumentiert.

Die Geschichte der Juden in Deutz ist in der Einleitung beschrieben und das 18. Jahrhundert ist in Quellen ausführlich dokumentiert. Die alte Synagoge in Deutz ist von Geh. Baurat E.C. Heimann, städt. Konservator, beschrieben.

Das Buch ist besonders wichtig für Genealogen, deren Familien von Deutz und der Umgebung stammen. Ausführliche Orts– und Personenregister helfen jedem, sich schnell zu orientieren.

Esther Ramon

Hardy Fränkel, Die Scherben der Krone; Jüdische Bibliothek, Band 3. Verlag P. Wagener, Mannheim, 1992

Dieser Roman autobiographischer Natur reiht sich der stets wachsenden Reihe der Erinnerungsaufzeichnungen an, welche in Deutschland und deutschsprachigen Ländern geborene Juden, die in der Hitlerzeit in alle Länder der Welt verschlagen wurden, in den letzten Jahren über ihre Jugendzeit, den jähen Umbruch in ihrem Lebenslauf, Naziverfolgungen und ihrer Rettung geschrieben und veröffentlicht haben. Der Autor, 1917 in Leipzig geboren, nach der Reichspogromnacht aus Deutschland geflohen, lebte viele Jahre in Italien und Frankreich, bevor er nach 1965 nach Israel kam.

Das spannend geschriebene Buch, das bei Lesern, die in ihren Jugendjahren einer Jugendbewegung angehörten und auf "Hachschara" waren, viele Erinnerungen und Parallelen zu ihren eigenen Erlebnissen wachwerden wird, ist bei Werner Braun, POB 8024, 91080 Jerusalem, zum Preis von NIS 39.– portofrei zu beziehen.

A.F.

Helft uns helfen!

DAS SOLIDARITÄTSWERK des Irgun Olej Merkas Europa.

rechts, des Umweltrechts, Stellung zu den verwaltungsrechtlichen Grundfragen. In seinem abgewogenen Befund überwogen kritische Töne, auf dem Gebiet des Umweltrechts sei die Brüsseler Rechtsetzung aktionistisch, der *EuGH* wirke mit seiner Rechtsprechung für die Sache des Umweltschutzes eher kontraproduktiv. Den *EuGH* mahnte *Breuer,* sich nicht zu sehr in die Rolle eines Ersatzgesetzgebers zu bewegen, seine Ausführungen zur normkonkretisierenden Verwaltungsvorschrift ließen Zweifel aufkommen, ob der *EuGH* die normative Situation im Zusammenhang mit umweltrechtlichen Risikoentscheidungen wirklich angemessen zur Kenntnis genommen hat. Daß man Impulse aus Brüssel auch ganz anders sehen kann, bewies *Scheuing,* der im Umweltrecht den frischen Wind begrüßte, der von der Umwelt-Informationsrichtlinie oder von der Einführung eines für den Umweltschutz verantwortlichen Betriebsmanagers ausgehe. Für die Zukunft bedeutsam dürfte die von einigen Rednern wie *Fromont* und *Breuer* verlangte verstärkte Vergleichung zwischen den Rechtssystemen der Mitgliedstaaten der Gemeinschaft sein; hier ist allerorten ein Wissensdefizit spürbar.

Die Staatsrechtslehrertagung 1993 wird nicht die letzte europäischen Zuschnitts gewesen sein. Allzu sichtbar ist der embryonale Stand wissenschaftlicher Bearbeitung eines stürmisch voranschreitenden politischen Prozesses. Aber die Grundfragen rücken ins Licht. Bei vielen Diskussionsbeiträgen wurde spürbar, daß im Grundsätzlichen Antworten vom *BVerfG* in seiner zum Tagungszeitpunkt noch nicht bekannten Entscheidung vom 12. 10. 1993 über das Zustimmungsgesetz zum Maastrichter Unionsvertrag erwartet wurden. Diese Erwartungen sind nicht enttäuscht worden. Die abgewogene Entscheidung stellt sich erstmals in vollem Umfang den Realitäten des staatlichen Umbruchs durch die europäische Integration, sie gibt zugleich auch denjenigen Recht, die gegen verfrühte monistische Zentralstaatsansprüche auf Kooperation zwischen den Organen und Institutionen von Gemeinschaft und Mitgliedstaaten setzen und bei den notwendigen Annäherungen heterogener, in sich ausgewogener nationalstaatlicher Rechtssysteme ein vorsichtiges Vorgehen befürworten. Die insoweit getroffene Grundsatzentscheidung des *BVerfG* harrt der Rezeption durch die einschlägig betroffenen Diskussionszusammenhänge, sei es über die Zukunft des Föderalprinzips oder die Entwicklung eines modernen europaoffenen deutschen Verwaltungsrechts. Die Staatsrechtslehrertagung hat dazu beigetragen, diesen Weg zu ebnen.

Professor Dr. Dr. **Udo Di Fabio**, Trier

Kurzbeiträge

Erwiderung auf Jakobs' Beitrag zu Karl Larenz

Man kann *Karl Larenz* gewiß nicht den weißen Mantel des moralischen Vorbildes in finsteren Zeiten umhängen. Vieles von dem, was er 1934/35 geschrieben hat, stößt auch diejenigen zu Recht ab, die die Dinge nicht nur durch die – immer besonders klarsichtige – Brille der später Geborenen zu betrachten suchen.

Der Verfasser, der 1964 als Assistent in die Dienste von *Karl Larenz* trat und daher Anlaß gehabt hatte, sich wenigstens kursorisch mit dessen – auch damals nicht unbekannter – Vergangenheit zu beschäftigen, gewann aber immerhin den Eindruck, daß *Karl Larenz* in der fraglichen Zeit ein ziemlich weltfremder Gelehrter gewesen war, der sich – befangen in romantisch-idealistischen Vorstellungen und verführt auch durch die (vielleicht mißverstandene) Philosophie Hegels – in ein nationales Pathos hineingesteigert hatte, jedoch keineswegs (auch nicht der Sache nach) dafür plädierte, Personen, die keine „Volksgenossen" waren, als rechtlose Untermenschen zu behandeln. Niemand, der ihn persönlich kannte, glaubte, daß er ein strammer Nationalsozialist gewesen sein könnte. *Karl Larenz* selbst hat in einem postum veröffentlichten Brief vom 15.2. 1987 an *Dreier*[1] geschrieben, er habe aus der (von ihm geteilten) nationalen Perspektive den von ihm für unfähig gehaltenen Nationalsozialisten ein Verhältnis zum Recht in einer ihnen verständlichen Weise vermitteln wollen. Dieses Unterfangen sei natürlich aus späterer Sicht „völlig unsinnig" gewesen.

Derart entschärften Beurteilungen der rechtswissenschaftlichen Vergangenheit von *Karl Larenz* ist *Horst Heinrich Jakobs* kürzlich in einem umfangreichen Aufsatz mit dem Titel „Karl Larenz und der Nationalsozialismus"[2] vehement entgegengetreten. Sein Fazit: *Karl Larenz* war ausweislich seiner 1934/35 veröffentlichten Schriften eindeutig ein Nationalsozialist. Ja, er habe das Programm der NSDAP sogar noch übertrumpft. Die wichtigste – aus einem Beitrag zu den „Grundfragen der neuen Rechtswissenschaft" mit dem Titel „Rechtsperson und subjektives Recht" (1935) stammende – Stelle (aaO, S. 21), auf die *Jakobs* sein Urteil stützt, lautet: „Rechtsgenosse ist nur, wer Volksgenosse ist; Volksgenosse ist, wer deutschen Blutes ist. Dieser Satz könnte an die Stelle des die Rechtsfähigkeit ‚jedes Menschen' aussprechenden §1 BGB an die Spitze unserer Rechtsordnung gestellt werden."

Diese Äußerung jagt einem in der Tat Schauer über den Rücken, scheint sie doch alle, die nicht „Volksgenossen" waren, zu Rechtsobjekten zu degradieren, mit denen die „Volksgemeinschaft" machen konnte, was sie wollte. So blauäugig, denkt man, konnte kein Mensch sein, daß er das nicht sah und auch nicht, wohin solche Vorstellungen führen konnten. Der Haken an der Sache ist aber, daß *Jakobs* – wie übrigens auch schon *Rüthers*[3] – *Larenz* unvollständig wiedergegeben hat. Fast unmittelbar nach den zitierten Sätzen geht es folgendermaßen weiter:

„Allerdings kann und wird der Fremde in vielen Beziehungen als Gast dem Rechtsgenossen gleichgestellt werden. Der Ausländer, der sich auf deutschem Boden befindet, unterliegt der Herrschaftsgewalt des deutschen Staates, genießt Leib- und Lebensschutz sowie Vermögensrechte und nimmt teil am Rechtsverkehr. Er ist selbstverständlich nicht etwa ein Rechtsobjekt. Wir müssen uns jenes abstrakte Entweder-Oder abgewöhnen, nach dem ein Mensch entweder *nur* Person und Subjekt oder *nur* Objekt des Rechts sein kann. Der Nichtrechtsgenosse ist Rechtssubjekt, er genießt eine beschränkte Rechtsfähigkeit, die ihm von der Volksgemeinschaft als Rechtsgemeinschaft in bestimmtem Umfange zugestanden wird. Er ist aber nicht, wie der Volksgenosse, kraft seiner Geburt dazu bestimmt, der Gemeinschaft anzugehören, in ihrem Recht zu leben. Er ist, auch soweit ihm Rechtsfähigkeit zugestanden wird, doch nicht Mitträger jenes gemeinschaftlichen Lebens, durch dessen immer erneuten Vollzug sich das Recht als Gemeinschaftsordnung bildet und erhält. Er kann nicht Richter oder Schöffe sein oder sonst ein ‚Amt' bekleiden; von den wichtigsten Rechtsstellungen bleibt er ausgeschlossen; z. B. kann er nicht Eigentümer eines Erbhofs sein. So ist der Ausländer nicht deutscher Rechtsgenosse, wenngleich er unter dem Schutze unseres Rechtes steht und in weitem Umfang am Rechtsverkehr und seinen Einrichtungen teil hat und als Gast geachtet wird." Auch in der Zusammenfassung ist noch einmal davon die Rede, daß „der Fremde als Gast eine abgeleitete und beschränkte Rechtsfähigkeit" genieße.

Natürlich ist auch das vollständige Zitat eine höchst unerfreuliche Äußerung, der man kaum Verständnis entgegenbringen kann. Es bedarf aber keiner Ausführungen, daß das Dritte Reich nicht annähernd so schrecklich verlaufen wäre, wie es verlaufen ist, wenn die Nationalsozialisten entsprechend den Vorstellungen von *Larenz*, das Leben und das Vermögen von Personen, die keine „Volksgenossen" waren, geachtet hätten. Daher durften die hier nachgetragenen Sätze nicht unterschlagen werden, und zwar auch dann nicht, wenn man sie nicht ausreichen lassen will, um von der Bezeichnung „Nationalsozialist" im Zusammenhang mit *Karl Larenz* Abstand zu nehmen.

Man kann auch die Äußerungen von *Larenz* über das Lebens- und Eigentumsrecht derer, die nicht „deutschen Blutes" waren, nicht dahin verstehen, daß diesen Schutz nur nichtjüdische Fremde genießen sollten. Der „Fremde" ist für *Larenz* der kontradiktorische Gegensatz zu „Rechtsgenosse", wie sich ganz klar aus der Formulierung „Der Nichtrechtsgenosse ist Rechtssubjekt ..." ergibt. Daran ändert es nichts, daß auch von dem „Ausländer, der sich auf deutschem Boden befindet" die Rede ist; denn diese Wendung findet sich schon vor

---

[1] JZ 1993, 454 ff.

[2] JZ 1993, 805 ff.

[3] „Die unbegrenzte Auslegung" (1968), S. 330. Zwar zitiert *Rüthers* immerhin den Satz, daß der Fremde in vielen Beziehungen als Gast dem Rechtsgenossen gleichgestellt werde (s. sogleich im Text), aber dies auch nur als Annex zu dem drucktechnisch hervorgehobenen Zitat: „Wer außerhalb der Volksgemeinschaft steht, steht auch nicht im Recht, ist nicht Rechtsgenosse."

dem streng kontradiktorisch gehaltenen Zitat über die Rechtsfähigkeit der Nichtrechtsgenossen. Außerdem: Warum sollte *Karl Larenz*, wenn er denn schon Nationalsozialist war, das Wort „Juden" nicht in den Mund genommen haben, falls er Juden einen anderen Status als nichtjüdischen Ausländern hätte zusprechen wollen? Wer gleichwohl daran zweifelt, daß *Larenz* auch Juden in den von ihm befürworteten Schutz derer, die keine „Volksgenossen" waren, einbeziehen wollte, hätte dies jedenfalls anhand des vollständigen Textes diskutieren müssen und nicht nach dem Motto „in der Kürze liegt die Würze" verfahren dürfen.

Allerdings spricht *Larenz* von einer beschränkten und abgeleiteten Rechtsfähigkeit, so daß man vielleicht denken könnte, er habe letzten Endes den „Fremden" doch der Willkür der „Volksgemeinschaft" ausliefern wollen. Dies wäre jedoch ein Mißverständnis. Die Rechtssubjektivität des „Fremden" als solche soll nach den zitierten Ausführungen nicht zur Disposition der „Volksgemeinschaft" stehen („ist Rechtssubjekt"; „steht unter dem Schutz des Rechts"). Das kann nur bedeuten, daß der Lebens- und Vermögensschutz des „Fremden" nicht einfach der Willkür der „Volksgemeinschaft" überantwortet ist. Andernfalls würde von der Rechtssubjektivität des „Fremden" nichts übrig bleiben. Zur Disposition der „Volksgemeinschaft" sollte nach Ansicht von *Larenz* nur der genaue Umfang der Rechtsfähigkeit des „Fremden" stehen. Aber selbst, wenn man die Äußerung von *Larenz* dahingehend interpretiert, daß die „Volksgemeinschaft" in jeder Hinsicht das letzte Wort über die Rechtsstellung des „Fremden" haben sollte, so plädiert *Larenz* doch offenkundig dafür, daß die „Volksgemeinschaft" den „Fremden" nicht zum Rechtsobjekt macht. Jedenfalls hätte der Aspekt einer beschränkten und abgeleiteten Rechtsfähigkeit einer Diskussion bedurft, wenn man leugnen wollte, daß darin eine Abschwächung des Satzes liegt, wonach nur, wer „deutschen Blutes" ist, Rechtsgenosse sein kann.

Das hier monierte Vorgehen ist wieder einmal ein Beispiel für das alte Lied, daß dem Gerechten (vor allem in Deutschland) viele Mittel recht sind oder er sich zumindest von hehrem Zorn zu Unsorgfältigkeiten verleiten läßt. Daher immer noch beherzigenswert: „Sei nicht allzu gerecht..., daß du dich nicht verderbest" (Prediger Salomonis, Kap. 7, Vers 16).

Professor Dr. **Jürgen Prölss**, FU Berlin

Schlußwort

Jürgen Prölss meint, es hätte in meinem Referat über *Larenz* gesagt werden müssen, daß dieser denjenigen, die nicht deutschen Blutes sind, die Rechtsfähigkeit nicht vollständig abgesprochen habe. Es hätte dem Leser dieses Referats nicht vorenthalten werden dürfen, daß in der *Larenz*'schen Rechtslehre Ausländern ein Gastrecht in Deutschland „zugestanden" wurde, und es hätte, was das – ich nehme an: unter den Umständen der Zeit nach 1933 – heißen kann, einer Diskussion bedurft.

Ich war und ich bin nun noch mehr im Zweifel, ob ich dies weglassen konnte und durfte. Wer einen Text referiert, muß ihn reduzieren, muß von ihm alles das beiseite lassen, was zur Beantwortung der Frage, der das Referat dient, nichts mehr beiträgt. Die von mir behandelte Frage war zwar nicht, ob überhaupt und gegebenenfalls wie „stramm" *Larenz* Nationalsozialist war. Ich habe aber – am Fall *Larenz* – die Frage zu beantworten versucht, wie es möglich gewesen ist, daß die deutsche Jurisprudenz dem Nationalsozialismus dienstbar geworden ist. Ich habe darauf – anhand von *Larenz'* Arbeiten und also mit den Quellen – die Antwort gegeben, daß in die Dienstbarkeit des Nationalsozialismus tatsächlich gekommen ist und auch kommen mußte, wer im Recht – wie *Larenz* – national und sozialistisch gedacht hat, also die deutsche Jurisprudenz, insoweit sie dies getan hat: insoweit sie antipositivistisch-politisch und ungeschichtlich war. Ich hätte wohl besser daran getan auch noch zu erwähnen, daß Männer, Frauen und Kinder, deren Familien seit unvordenklicher Zeit in Deutschland gelebt und Deutschlands Größe als Kulturnation mitbegründet haben, denen das Deutsche bis in ihren Dialekt hinein die Muttersprache war, in *Larenz'* Rechtslehre unter diejenigen sich eingereiht fanden, die nicht wie die Volksgenossen „dazu bestimmt (sind), der Gemeinschaft anzugehören, in ihrem Recht zu leben". *Larenz'* guter Glaube ist – um dies noch einmal zu sagen – auch für die Zeit unmittelbar nach 1933 nicht in Frage zu stellen. Es ist – auch darum – anzunehmen, daß die in Deutschland lebenden Juden die Ausländer sind, denen ein Gastrecht zugestanden wird, weil ihnen sonst doch nicht einmal diese beschränkte Rechtsfähigkeit zugestanden hätte. Es ist darum *nicht* anzunehmen, daß *Larenz* mit der Möglichkeit gerechnet hat, es könnten der Führer und seine nächste Gefolgschaft mit ihren Gästen, weil sie nicht deutschen Blutes sind, so umgehen, wie sie es dann tatsächlich getan haben. Aber so weltfremd gelehrt kann er doch nicht gewesen sein, daß er nicht wußte, was jedermann von einem Gast erwartet und was wohl jeder auch mit einem Gast tut, der sich nicht wie ein solcher verhält: Die Erklärung, wer nicht deutschen Blutes sei, genieße in Deutschland Gastrecht, war für diejenigen, die nur ihres Blutes wegen nicht Deutsche waren, die Aufforderung, früher oder später zu gehen. Diese am Ende einer rechtstheoretischen Deduktion stehende Erklärung war für die Nationalsozialisten die Legitimation, diejenigen, die auch nach Ablauf einer angemessenen Frist immer noch da waren, aus der Gemeinschaft zu entfernen. War er so weltfremd, daß ihm dieser Erklärungswert seiner Worte nicht bewußt geworden ist, so ist es diese hegelgelehrte Weltfremdheit, die mir „einen Schau(d)er über den Rücken" jagt.

Der von mir nicht vollständig zitierte Text ist in meiner Beweisführung nicht der „wichtigste" – oder er ist so doch nur zu nennen, wenn das Resultat einer Multiplikation für wichtiger zu halten wäre als deren Faktoren. *Larenz* hatte – in der Rechtstheorie und gewiß in jener Zeit – zur Multiplikation eine besondere Befähigung: er war ein Mann, der – in der Theorie des Rechts – einen Gedanken weiter und zu Ende denken konnte. Mir jagen alle Faktoren seines Denkens „einen Schau(d)er über den Rücken": seine Bestimmung des Verhältnisses von Geist und Blut, sein Beispiel des deutschen Grußes als Ausdruck echten Gemeinschaftsgefühls, seine Theorie des Rechts, in der nicht die Rechte, sondern die Pflichten des Einzelnen die Grundlage sind, weil ihm – wie seinem Gewährsmann Hegel – im Recht nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft das Erste und Höchste ist. Und mir jagt nicht einen Schauder über den Rücken, sondern es verschlägt mir die Empörung die Sprache, wenn ich sehe, wie in dem Bemühen, den Führer an die Rechtsidee zu binden, von diesem auf eine Weise gesprochen wird, die unsere Religion uns zu gebrauchen gelehrt hat, wenn wir von Gott sprechen. Daß auch diese Redeweise nur das Beispiel *Hegels*, vom Staat zu reden, nachahmte, macht die Sache um nichts besser. Es war *Hitler*, von dem *Larenz* sagt, daß *in ihm, für ihn und durch ihn* das Recht Wirklichkeit habe. Nicht einmal *Carl Schmitt* hat sich so etwas geleistet.

Doch was soll all dies noch – nun da er tot ist und auch niemand mehr lebt, der wie er dem Nationalsozialismus dienstbar gewesen ist? Es ist dies die Frage, über die vor einigen Jahren die Historiker ihren Streit hatten und über die wir in unserem für die Verfassung unserer Gesellschaft doch wohl etwas wichtigeren Fach nicht weiterhin hinweg und zur Tagesordnung übergehen können. Als Juristen aber werden wir diese Frage nicht ungeachtet der wirklichen Fälle untersuchen können. Mein Aufsatz betraf *Larenz* als den Fall, in dem diese Frage, weil er als Theoretiker durch keinen anderen Zwang als den seines Denkens zum Nationalsozialismus gekommen ist, sich auf eine gleichsam reine Weise stellt – als den Fall, in dem zugleich die Antwort liegen könnte.

Es geht darum, ob unser Fach als eine Disziplin des Denkens in jener Zeit im ganzen versagt hat. Es geht um die Feststellung, ob und – wie ich meine – daß die Jurisprudenz in Deutschland sich einer Tradition des Denkens besinnen kann, das von der Belastung jener Zeit frei ist, das also 1945 wieder aufzunehmen war und fortzuführen ist. Es geht darum, was aus derjenigen Rechtstheorie, die sich aus dieser Tradition gelöst hatte und dadurch in den Dienst des Nationalsozialismus gekommen ist, in der Zeit nach 1945 und in unserem Denken fortwirkt: in der Lehre vom subjektiven Recht, in der Theorie von der Geltung der Willenserklärung, in der Richterrechtsdoktrin, in der Ausrichtung der zivilrechtlichen Dogmatik auf die Pflichten des einzelnen, so daß die Pflichtverletzung nun zum Grundtatbestand des Leistungsstörungsrechts werden soll. Wer hier und auch sonst nirgends „nationalsozialistisches Gedankengut", und d. h.: Momente eines Denkens finden kann, dessen Extrem das Gastrecht für einen Teil des deutschen Volks ist, denkt wie *Larenz*, dem nur *Hitler*, seine nächste Clique und dummehrliche Gefolgschaft Nationalsozialisten waren und dem so auch nur das, was in deren Köpfen seinen Ursprung hat, ein nationalsozialistischer Gedanke sein kann – und was soll das eigentlich sein? Das Problem des Nationalsozialismus nach 1945 war nicht der tote *Hitler*, nicht jene führerlos gewordene Clique und Gefolgschaft. Das Problem des Nationalsozialismus nach 1945 war und ist – auf eine exemplarische Weise – *Karl Larenz*. Er selbst hat uns durch seinen Brief von 1987 daran erinnert.

Professor Dr. **Horst Heinrich Jakobs**, Bonn

Unsere Schizophrenie des Denkens

Dies Zerrissenheit
ist nicht nur
etwas sondern
kann auch
eine Lebensform
geboten werden

„Justitia, Trauerweib, du hast geschlafen ..." Kurt Tucholsky gewidmet

Dr. ANDREAS GÄNGEL und MICHAEL SCHAUMBURG,
Institut für Theorie des Staates und des Rechts der Akademie der Wissenschaften der DDR

Die Justiz der Weimarer Republik kannte viele zeitgenössische Kritiker. Unbequem in ihrem Engagement waren die meisten, wirklich berühmt aber wurden nur wenige. An ihrer Spitze stand einer, von dem es zu jener Zeit hieß, seine Justizkritik allein schon mache ihn unsterblich[1]: Kurt Tucholsky. Sein Geburtstag jährt sich in diesem Monat zum 100. Mal.

Was Gleichgesinnte und Mitstreiter als bleibend über Tucholskys Tod hinaus ansahen, war für diesen wichtiger Inhalt seines Lebens und Schaffens, worin er sich durch eine besondere und sehr persönliche Note auszeichnete. „Soweit ich mich erinnere, wurde ich am 9. Januar 1890 als Angestellter der ‚Weltbühne' zu Berlin geboren. Meine Vorfahren haben, laut ‚Miesbacher Anzeiger', auf Bäumen gesessen und in der Nase gebohrt. Ich selbst lebe still und friedlich in Paris, spiele täglich nach Tisch mit Doumergue und Briand ein halbes Stündchen Schafkopf, was mir nicht schwerfällt, und habe im Leben nur noch einen kleinen Wunsch: die Rollen der deutschen politischen Gefangenen und ihrer Richter einmal vertauscht zu sehen."[2]

Ein solcher Rollentausch blieb — von Tucholsky an dieser Stelle eher selbstironisch bemessener — Wunsch im Justizalltag der Weimarer Republik; es hat ihn dort nie gegeben. Um so mehr jedoch waren in seinen diesbezüglichen Schriften die Rollen vertauscht und tauschte Tucholsky darin seine Rolle: da agierten zu Unrecht Angeklagte selbst als Ankläger, wurde über ihre Richter dann mit unerreichter satirischer Schärfe gerichtet. Hier deckte er auf, was bürgerliche Klassenjustiz zuvor zu bemänteln suchte. Und hier sprach Tucholsky dann s e i n Urteil über die tendenziöse Gerichtspraxis in politischen Strafsachen: „Das ist alles mögliche. Justiz ist das nicht."[3]

Heute kennt und schätzt man — auch unter Juristen — an Tucholsky viele Seiten. Sein literarisches Werk zählte schon zu Zeiten der Weimarer Republik zum Meistgelesenen; es harrt allerdings, wie Germanisten selbstkritisch anmerken[4], einer über das Biographische hinausgehenden fachwissenschaftlichen Auseinandersetzung. Diese Form der Ehrung ist auch dem Juristen Tucholsky gebührend noch nicht zuteil geworden. Seine kritische Sicht auf die Zustände der bürgerlichen Klassenjustiz vermittelte er einer breiten Öffentlichkeit vor allem in der „Weltbühne". Eine Sicht, die Gegenwärtiges als Gewordenes und Werdendes analysierte und von daher Weit-Blicke ermöglichte, wie sie z. B. ein mit „Deutsche Richter" überschriebener Artikel aus dem Jahre 1927 zeigt: „Angemerkt mag sein, daß der heutige Typus noch Gold ist gegen jenen, der im Jahre 1940 Richter sein wird. Dieses verhetzte Kleinbürgertum, das heute auf den Universitäten randaliert, ist gefühlskälter und erbarmungsloser als selbst die vertrockneten alten Herren, die wir zu bekämpfen haben ... wenn diese Jungen einmal ihre Talare anziehen, werden unsre Kinder etwas erleben."[5] Das Jahr 1940 erlebte Kurt Tucholsky nicht mehr, am 21. Dezember 1935 setzte er seinem Leben selbst ein Ende. Die nazifaschistische Justizmaschinerie lief jedoch schon zu jenem Zeitpunkt auf Hochtouren und übertraf darin noch um ein Vielfaches das, was Tucholsky an menschenverachtender Grausamkeit seinerzeit vorausgesehen hatte.

Jurastudium und Promotion

Über den stud. jur. Kurt Tucholsky gibt es bislang nur wenige Informationen. Die meisten stammen von ihm selbst, aus Erinnerungen und Rückblenden, wie er sie mit einigen Jahren Abstand dann artikulierte. So sprach er 1929 selbstkritisch von sich als einem einstmals unaufmerksamen Studenten, dem erst Jahre nach dem Studium wesentliche Zusammenhänge aufgingen.[6] Wer aber von seinen Lehrern wirkte dabei fort, verhalf ihm zu späteren Einsichten? Näherung nur, nicht vollständige Erklärung, ermöglichen auch jene Unterlagen, die den Studienablauf Tucholskys dokumentieren.

Am 7. Oktober 1909 immatrikulierte sich Kurt Tucholsky an der Juristischen Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Im ersten des damals sechs Semester umfassenden juristischen Studiums hörte er Vorlesungen bei den Professoren Brunner (Deutsche Rechtsgeschichte), Seckel (Einführung in die Rechtswissenschaft sowie System des römischen Privatrechts) und Kipp (Geschichte des römischen Rechts). Darüber hinaus interessierte er sich für Nationalökonomie und Gerichtliche Medizin, Fächer, die sich im Vorlesungsprogramm anderer Fakultäten befanden.[7]

Für das Sommersemester 1910 wechselte Tucholsky an die Universität Genf, kehrte nach dessen Abschluß jedoch nach Berlin zurück und absolvierte hier die restlichen Semester seines juristischen Studiums. Leider konnte das im Anschluß daran ausgestellte Abgangszeugnis Tucholskys nicht aufgefunden werden, so daß nicht genau nachvollzogen werden kann, welche Vorlesungen er besuchte, an welchen Seminarübungen er sich beteiligte u. ä. m. In seinem Lebenslauf, der den Unterlagen zur juristischen Promotion in Jena beigefügt war, führte er jedoch neben den bereits genannten Professoren u. a. Liszt und Kohler[8] an, zwei Berühmtheiten der damaligen Juristischen Fakultät und der Berliner Universität überhaupt.

Besonders der Strafrechtler Franz von Liszt muß auf den stud. jur. und späteren, vor allem in politischen Strafsachen sich engagierenden Justizkritiker Tucholsky nachhaltig gewirkt haben. Sein Lehrer Liszt vermittelte ihm u. a. klassische Grundgebote bzw. -verbote bei der Strafrechtsanwendung: „Ich besinne mich noch auf den Tadel, den ich einmal im Seminar von Franz von Liszt bekommen habe, als ich in einer strafrechtlichen Arbeit eine Analogie konstruieren wollte. Die langen Federstriche am Rande riefen mich laut zur Ordnung: im Strafrecht gäbe es keine Analogien, sondern nur ausdrücklich angeordnete und vom Gesetzgeber bestimmte Strafen, und wenn der Tatbestand nicht unter einen solchen Paragraphen zu subsumieren sei, so sei eben freizusprechen. Mangelhaft."[9]

Ob Tucholsky auch in Liszts berühmtem Kriminalistischen Seminar saß, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Dieses Seminar, das von seinem Begründer nicht nur ideell, sondern zu einem keinesfalls unbedeutenden Teil auch materiell und finanziell getragen wurde, stand damals laut Statut insbesondere Doktoranden und Aspiranten offen. Später dann, als es noch eine Aufwertung durch seine Umwandlung in das Kriminalistische Institut erfuhr — womit es nun, wie Liszt bereits früher angestrebt hatte, nicht mehr der Universität sondern direkt der Juristischen Fakultät unterstand —, konnten auch interessierte Studenten Mitglied werden.[10]

An das Studium schloß sich nach den damaligen Bestimmungen eine Referendarzeit an, in der sich die Kandidaten auf die erste juristische Prüfung vorbereiteten. Hierfür war

---

1 So sein langjähriger Mitstreiter K. Hiller in einem Brief an Tucholskys Frau Mary, der sich im Besitz des Deutschen Literaturarchivs Marbach befindet. Auszugsweise wiedergegeben in: W. J. King, Kurt Tucholsky als politischer Publizist, Frankfurt a. M. Bern 1983, S. 163.

2 K. Tucholsky, „Autobiographie". Das Stachelschwein, 1926, Heft 3, S. 32 (in: K. Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa — Auswahl 1926 bis 1927 — [Hrsg. R. Links]. Berlin 1974, S. 329).

3 I. Wrobel, „Das Buch von der deutschen Schande", Die Weltbühne vom 8. September 1921. Tucholsky schrieb unter mehreren Pseudonymen: Kaspar Hauser, Peter Panter, Theobald Tiger und eben Ignaz Wrobel.

4 Ein Defizit in der Tucholsky-Forschung, „das in der Diskrepanz zwischen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihm und der Breitenwirkung seines Werkes sichtbar wird", vermerkt z. B. I. Ackermann im Vorwort zu ihrem Buch: Kurt Tucholsky. Sieben Beiträge zu Werk und Wirkung, München 1981, S. 5.

5 I. Wrobel, „Deutsche Richter", Die Weltbühne vom 19. April 1927 (in: K. Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa, a. a. O., S. 539).

6 Vgl. dazu G. Zwerenz, Kurt Tucholsky — Bild eines guten Deutschen, München 1979, S. 26.

7 Vgl. Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Rektor und Senat, Abgangszeugnis vom 14. März 1910.

8 Zu Kohler vgl. A. Gängel M. Schaumburg, „Josef Kohler — Rechtsgelehrter und Rechtslehrer an der Berliner Alma mater um die Jahrhundertwende", Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Heft 3, Stuttgart 1989, S. 289–313.

9 I. Wrobel, „Das A–B–C des Angeklagten", Die Weltbühne vom 8. Januar 1929.

10 Vgl. dazu im einzelnen Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Juristische Fakultät, Nr. 62, Das Kriminalistische Seminar (1899–1921). Zu den wesentlichsten Aussagen der KPD zur „soziologischen Strafrechtsschule" (Liszt war, neben Ferri, einer ihrer Hauptvertreter) vgl. V. Schöneburg, Kriminalwissenschaftliches Erbe der KPD, Berlin 1989, S. 53 f.

zugleich eine schriftliche Arbeit gefordert. Auch Tucholsky befaßte sich zunächst damit, entschloß sich dann jedoch zu anderem. Ursprünglich hatte er beabsichtigt, nach dem Studium die juristische Laufbahn einzuschlagen: „Ich meldete mich zur Ablegung der ersten juristischen Prüfung in Berlin und wurde am 15. März 1913 zugelassen. Während ich mit der Abfassung der schriftlichen Arbeit beschäftigt war, wurde mir ein Angebot gemacht, in ein hiesiges Unternehmen – einen Zeitschriftenverlag – einzutreten. Ich glaubte, von diesem Anerbieten Gebrauch machen zu sollen und trat freiwillig, noch vor Abgabe der schriftlichen Arbeit, von der Prüfung zurück."[11]

Um aber seinen Studien einen förmlichen Abschluß zu geben, bemühte sich Tucholsky um die juristische Promotion. Als Ort wählte der in Berlin Ansässige die Universität Jena; mit Schreiben vom 2. August 1913 bat er dort um Zulassung zur Promotion. „Als Thema meiner Dissertation habe ich eine Frage gewählt, auf die ich bei den Studien zur Abfassung der Referendarsarbeit gestoßen bin und die mich wegen der wichtigen Streitfragen fesselte."[12] Es ging in seiner Doktorarbeit um „Die Vormerkung aus § 1179 BGB und ihre Wirkungen". Den die Schrift begutachtenden damaligen Dekan der Juristischen Fakultät, Heinrich Lehmann, fesselte Tucholskys Darstellung jedoch nicht so sehr, im Gegenteil: er wies sie ab. Zwar bescheinigte er in seinem Gutachten dem Doktoranden, ein schwieriges Thema gewählt zu haben, doch an dessen Abhandlung bemängelte er dann u. a.: „Der Verfasser stellt die Lehre von der Vormerkung kurz in nicht immer einfacher und einwandfreier Sprache dar. Die Referata über die Literaturmeinungen entbehren zum Teil der Klarheit. Die Disposition ist nicht überall glücklich ... Vor allem aber fehlt der Arbeit die förderliche und eigene Note."[13] Zusammenfassend begründete Lehmann die Abweisung vor allem damit, daß „die Dissertation nicht hinreichend wissenschaftlich beachtenswert ist".[14]

Eine weitere fachliche Anleitung mußte und wollte Lehmann dem Auswärtigen Tucholsky nicht geben, worauf er ihn auch nachdrücklich hinwies. Die umgearbeitete Fassung seiner Dissertation (47 Seiten) zum selben Thema reichte Tucholsky am 9. Juni 1914 wiederum in Jena ein. In einem neuerlichen Gutachten konstatierte Lehmann nunmehr: „Der Verfasser hält jetzt bei seiner Darstellung ein gewisses Niveau und beurteilt die Gestaltung der Löschungsvormerkung von einem freieren, über den bloßen Konstruktionen stehenden Standpunkt aus. Das verleiht seiner Abhandlung Wert, wenn sie auch ... neue Ergebnisse nicht bringt."[15] Dennoch empfahl er ihre Annahme und schlug das Prädikat „cum laude" vor. An Tucholskys mündlicher Doktorprüfung sollte als Mitglied der Prüfungskommission ursprünglich auch der seinerzeit in Jena lehrende Mitbegründer des deutschen Wirtschaftsrechts Hedemann teilnehmen, der dann aber verhindert war. Im Ergebnis der am 19. November 1914 stattgefundenen Prüfung beschloß man, den Kandidaten Tucholsky „cum laude" promovieren zu lassen.

Tucholsky und die Freirechtsschule

Warum der Berliner Kurt Tucholsky nicht die Juristische Fakultät seiner Heimatstadt, sondern die der Jenenser Universität als den Ort seiner Promotion wählte, läßt sich wohl nicht mehr genau ergründen. Mag sein, daß er die dortigen Anforderungen und Bedingungen als seinen mit der Dissertation verfolgten Absichten noch am ehesten entsprechend einschätzte. Worin er sich jedoch erst einmal getäuscht hatte.

Womöglich aber spielte bei der Entscheidung für Jena noch ein anderes Moment eine Rolle: deren Juristische Fakultät galt zu jener Zeit als ein Zentrum der Freirechtsschule.[16] Unter der Ägide vor allem von Danz, Deinhardt, Hedemann und eben Lehmann wandte sich die Jenenser Fakultät dieser seit Anfang des Jahrhunderts aufkommenden neuen Richtung spätbürgerlichen Rechtsdenkens als eine der ersten in Deutschland zu. Eine diesem Denken verpflichtete Haltung Lehmanns und die diesbezügliche Einflußnahme auf den Doktoranden Tucholsky ist allein schon den spärlichen Bemerkungen in seinen beiden Gutachten zu entnehmen. An der überarbeiteten Dissertation lobte er nicht bloß den nunmehr freieren, über den bloßen Konstruktionen stehenden Standpunkt ihres Verfassers; letztere bezeichnete er darin zugleich als hemmendes, den Blick verdunkelndes Gestrüpp, das es tunlichst zu beseitigen gilt.[17] In Tucholskys Dissertation findet sich dazu u. a. die folgende Äußerung: „Im wesentlichen soll für die Methodik dieser Arbeit das Geltung haben, was Lehmann einmal ausgesprochen hat: Wir müssen zunächst an das Wenige, was sich bei der grammatischen Auslegung als sicherer Wille des Gesetzes herausgestellt hat, anknüpfen und von da aus versuchen, durch vorsichtige teleologische Fragestellung die Entscheidung der zweifelhaften Punkte zu gewinnen, die ohne Verstoß gegen die latenten Werturteile des Gesetzes die vernünftigste und zweckmäßigste Lösung der in Betracht kommenden Interessenkonflikte darstellt."[18]

Man kann wohl davon ausgehen, daß Tucholsky für die Überarbeitung seiner Dissertation von Lehmann noch dazu ermuntert worden war, Grundpositionen der Freirechtslehre, so beispielsweise im Hinblick auf die Gesetzesauslegung, stärker zu praktizieren. Tucholsky stand ihr jedoch bereits vor diesem Zeitpunkt, ja eigentlich schon bei Erarbeitung der ersten Fassung seiner Dissertation sehr nahe, so daß deren Einreichung ausgerechnet in Jena von daher kaum als ein Zufall angesehen werden kann. Angezogen fühlte er sich dabei insbesondere von den Anschauungen des Rechtsanwalts Ernst Fuchs, dessen Name für das Programm der Freirechtsschule stand.[19] Fuchs muß, neben Liszt, zu jenen Juristen gezählt werden, die Tucholsky z e i t l e b e n s am nachhaltigsten in seinem Rechtsdenken beeinflußt haben. Bereits im August 1913 bekannte er sich in einem unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel über „Das Recht in Goethes Faust" in der damaligen „Schaubühne" veröffentlichten Artikel zu diesem, indem er ihm den Beitrag widmete. Allerdings war darin fälschlicherweise von dem Freirechtler Emil Fuchs die Rede; ein Druckfehler nur, wie dann spätere, auch hinsichtlich des Vornamens eindeutige Äußerungen Tucholskys belegen.

Über Fuchs' Arbeiten sei hier nur soviel gesagt, daß sie in der Mehrzahl ausgemachte Streitschriften waren und als solche dann auch erheblichen Streit in der damaligen deutschen Rechtswissenschaft auslösten. Beispielsweise beschrieb Hedemann deren Wirkung 1911 in seiner Einführungsvorlesung mit den Worten, daß der Rechtsanwalt Ernst Fuchs den Juristen die Schuppen von den Augen gefegt habe, indem er sie darauf aufmerksam machte, mit leeren Denkformen wie Analogie und Umkehrschluß zu arbeiten, anstatt sich der Gerechtigkeit und dem Verkehrsbedürfnis zu widmen.[20] Scharfe Attacken ritt Fuchs insbesondere gegen das BGB in seiner pure Begriffsjurisprudenz betreibenden, jede Verständlichkeit für den Laien fast unmöglich machenden und also volksfeindlichen Gestaltung.[21] Und Fuchs redete nicht bloß, er suchte auch in die Tat umzusetzen, wofür er plädierte: gemeinsam mit Kohler wollte er einen Alternativentwurf zum BGB erarbeiten, zu dem beide allerdings nicht mehr kamen.

Es war wohl nicht zuletzt auch die Sprachgewalt in Rede und Schrift, die Tucholsky an Fuchs beeindruckte und in der er sich diesem verwandt fühlte. Wenn er aber auf das Vorbild Fuchs verwies, so war darin oft auch von dessen Streben nach Gerechtigkeit, seiner Menschenliebe zugleich die Rede. So z. B. in Auseinandersetzung mit W. Pollacks Buch „Perspektive und Symbol in Philosophie und Rechtswissenschaft", zu dem Tucholsky meinte: „Daß hier keine Wissenschaft, sondern ein Hantieren mit willkürlich erfundenen Begriffen vorliegt, hat uns der Freirechtler Ernst Fuchs in Karlsruhe bewiesen ... Unsere jungen Juristen lassen sich bei den Pollacks einpauken. Aber es ist zu hoffen, daß später, wenn sie zu einem Amt und Verstand gekommen sind, es Fuchs sein wird, der sie aus dem pandekteologischen Sumpf

11 Vgl. Universitätsarchiv der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Juristische Fakultät, K Nr. 298, Bl. 3.
12 Ebenda.
13 Ebenda, Bl. 8.
14 Ebenda, Bl. 9.
15 Ebenda, Bl. 15.
16 Als älteste geschlossene Freirechtsgruppe bezeichnete Albert S. Foulkes, Sohn E. Fuchs', die Jenaer Schule. Vgl. Foulkes, Ernst Fuchs. Gesammelte Schriften über Freirecht und Rechtsreform, 3. Bd., Aalen 1970–75, Vorwort, Bd. 1.
17 Vgl. Universitätsarchiv der Friedrich-Schiller-Universität, Jena, a. a. O., Bl. 15.
18 K. Tucholsky, Die Vormerkung aus § 1179 BGB und ihre Wirkungen, Borna–Leipzig 1915, S. 2.
19 So in dem Bericht über die Verleihung der Ehrendoktorwürde an E. Fuchs durch die Juristische Fakultät der Heidelberger Universität, Juristische Wochenschrift 1929, S. 420.
20 Vgl. A. Kaufmann (Hrsg.), Ernst Fuchs, Gerechtigkeitswissenschaft. Ausgewählte Schriften zur Freirechtslehre, Karlsruhe 1968, S. 238.
21 So bezeichnete er es beispielsweise als eine die Juristen belastende Wahnvorstellung, die Rechtsadressaten so zu „behandeln, wie wenn sie alle Begriffsjurisprudenz studiert und dicke Gesetzbücher und Kommentare im Schädel hätten. Die jetzige gelehrte Jurisprudenz wäre aber nur in *einem* Fall nicht verkehrt: wenn nämlich das ganze Volk aus gelehrten Juristen bestünde – und selbst in diesem einen Fall wäre sie verkehrt. Der Schwerpunkt der Rechtswissenschaft muß aus der Begriffswelt in die Tatsachenwelt verlegt werden. Darum unbedingt: *Fort mit dem ganzen scholastischen Brimborium!*", E. Fuchs, Juristischer Kulturkampf, Karlsruhe 1912, S. X.

herausführt in das Land der Zukunft, in dem wirklich nach Recht und Billigkeit und nicht nach Begriffen entschieden wird, in dem nicht der junge Assessor und nicht der alte Justinian den Prozeß führen, sondern der Mensch, der im tätigen Leben stehende Mensch."[22] Und auch in seiner eingangs bereits zitierten Artikelfolge „Deutsche Richter", anderthalb Jahrzehnte nach seinem ersten öffentlichen Bekenntnis zu Fuchs also, kommt dessen hohe Wertschätzung durch Tucholsky zum Ausdruck. Während er darin bei Gelegenheit der Kritik an dem „etwas flau geführte(n) Kampf der reinlichen und gut gemeinten Zeitschrift ‚Die Justiz', herausgegeben von Mittermaier, Radbruch, Sinzheimer und Kroner" sich von Gustav Radbruch abwendet, da dieser in der Rechtspraxis versagt habe, endet der betreffende Absatz mit den Worten: „Der einzige Ernst Fuchs aus Karlsruhe immer ausgenommen. Ehre seinem Andenken!"[23]

Tucholsky schrieb einmal, übereinstimmend hierin mit vielen ähnlichen Äußerungen Fuchs': „Juristerei ist keine Wissenschaft. Sie ist bestenfalls Handwerk. Aber Richten und Entscheiden ist oft mehr: das ist eine Kunst."[24] Die damit bzw. von daher auch begründete Notwendigkeit einer freien richterlichen Rechtsfindung sowie -fortbildung zählt zu den Grundthesen der Freirechtsschule und ist als solche weithin bekannt. Weniger jedoch, daß für diese Bestimmung richterlichen Entscheidens wie für das Anliegen der Freirechtslehre überhaupt die Gerechtigkeit von zentraler Bedeutung war, weshalb sie von Ernst Fuchs statt Rechts- sogar ausdrücklich eine Gerechtigkeitswissenschaft genannt wurde. Wobei er immer wieder als deren wichtigsten und schwierigsten Teil zugleich das Problem der Wahrheitsfindung bezeichnete.

Beim Lesen der Schriften von Fuchs findet man eine Fülle von ihm heftig kritisierter Beispiele dafür, zu welch schikanösen Ergebnissen die „Begrifflerei" in der Gerichtspraxis der Weimarer Republik führte. Wie es hier aber sein sollte (so z. B. in Strafurteilen und deren Begründungen), das mußte leider nur allzuoft eine in seinen Schriften konstruierte Wirklichkeit bleiben. Kaum bekannt ist allerdings, daß Vertreter der KPD und anderer Linksparteien in ihrer Strafrechtspolitik Ende der 20er Jahre für das freie richterliche Ermessen eintraten. Angesichts der damaligen Zusammensetzung der Gerichte verwiesen sie jedoch zugleich auf die Gefahren einer gesetzgeberischen Erweiterung der Rechte der Richter. Dennoch ließen sie keinen Zweifel daran, daß mit der Übernahme der politischen Macht und damit auch der Organe der Rechtsprechung durch die Werktätigen die Verwirklichung dieses Prinzips zu einem Fortschritt führen wird.[25]

Zur Justizkritik des Dr. jur. Tucholsky

Ursprünglich hatte Tucholsky die Absicht, nach dem Studium Strafverteidiger zu werden. Darüber berichtete er Franz Kafka bei einem Besuch in Prag.[26] „Er wollte Verteidiger der Menschenrechte gegen Ausbeutung und Unterdrückung werden – und ist es doch geworden. Zwar nicht vor den Schranken des Gerichts, aber doch vor dem Forum der Öffentlichkeit. Und die Literatur hat ihm dabei besser geholfen als die Jurisprudenz. So gilt sein Studium beiden, wenn auch vorzugsweise der Literatur."[27] Als Verteidiger der Menschenrechte avancierte Tucholsky zu einem der schärfsten Ankläger der Justiz in der Weimarer Republik – eine Sisyphusarbeit angesichts der von einer konservativen Richterschaft vollzogenen „Rechts-Sprechung".

Will man den Beginn der justizkritischen Arbeit Tucholskys fixieren, so ist das Jahr 1912 zu nennen, in dem er, noch als Student, seinen diesbezüglich ersten Artikel unter dem Titel „Hinrichtung" im sozialdemokratischen „Vorwärts" veröffentlichte. Das darin vorgetragene Plädoyer für die Abschaffung der Todesstrafe blieb nicht die letzte Wortmeldung Tucholskys in dieser Frage. Als sich Mitte der zwanziger Jahre die Diskussion darüber verstärkte, bekräftigte er seinen Standpunkt mit Beiträgen wie „Der Mörder und der Staat" oder „Eine leere Zelle".

Seine Justizkritik, die also in der Wilhelminischen Ära schon begann, erlangte dann aber nach Gründung der Weimarer Republik eine völlig neue Dimension, und dies nicht bloß hinsichtlich ihrer Quantität. Da die politischen Veränderungen im Gefolge der Novemberrevolution ohne Konsequenzen für den Justizapparat blieben, wurde dessen radikale Säuberung nunmehr zu einem seiner wichtigsten Themen. In Auseinandersetzung mit der immer reaktionärer werdenden Klassenjustiz in Deutschland richtete sich Tucholskys Kritik mit Schärfe und Permanenz insbesondere gegen die Richterschaft dieses Staates, von der die weitaus meisten schon zu Kaisers Zeiten die schwarze Robe getragen hatten. Über deren Feindbild schrieb er: „Für diese Richter bildet folgendes einen wirren Knäuel: Bolschewismus – Proletarier – Sozialdemokratie – Erzberger – Juden – Gewerkschaften – Streikende – Dadaismus – Republik – Betriebsräte – die neue Zeit. Und wie auf Stichwort sausen die Urteile herunter."[28]

Publizistisch machte Tucholsky den Richtern den Prozeß. In des Wortes wahrstem Sinne rechnete er darin mit ihnen ab: „1 deutscher Richter sperrt in 1 Tag 1 Kommunisten ein. Wieviel deutsche Richter sperren alle deutschen Kommunisten in wieviel Tagen ein –?"[29] Seine schonungslosen Angriffe auf diese Klassenjustiz mündeten konsequent in die Forderung nach ihrer Abschaffung. Dabei bekannte er zugleich: „Ich habe nichts gegen Klassenjustiz; mir gefällt nur die Klasse nicht, die sie macht. Und daß sie noch so tut, als sei das Zeug Gerechtigkeit –: das ist hart."[30] Die auf dem rechten Auge blinde Justitia mit ihren einseitigen Urteilen und dem menschenwürdeverletzenden Umgang gegenüber ihren Opfern verdiente nach seinen Worten nicht länger das Vertrauen des Volkes. „Ein Gericht, dessen Beamte während ihrer Lehrzeit in den Händen politisch hetzender Professoren sind, Richter, die sich dauernd kastenmäßig abschließen und selbst bei ehrlichem Willen nicht mehr fähig sind, über die engen Grenzen ihres Standes herauszublicken, Angehörige einer ökonomischen Schicht, die deren Gebräuche für die ewigen sittlichen Gebote halten – sie sind nicht die Lenker und Leiter des Volkes."[31]

Es ließen sich mühelos weitere Beispiele für seine unerbittliche Auseinandersetzung mit den Richtern der Weimarer Republik anführen. Umfang und Vielfalt des Tucholskyschen Schaffens gebieten jedoch an dieser Stelle Beschränkung, will man wenigstens die wichtigsten seiner weiteren justizkritischen Themen benennen und auf einige andere Aktivitäten seines praktischen Kampfes gegen diese Justiz aufmerksam machen. Neben der Soziologie der Richter, ihrer oft beschworenen Unabhängigkeit und herrschaftsgenehmen Unabsetzbarkeit sowie der eingangs schon erwähnten Problematik der Todesstrafe beschäftigte sich Tucholsky weiter vor allem mit der Beseitigung der Sondergerichte, der Strafvollzugsreform und nicht zuletzt mit der Reformierung des überholten Sexualstrafrechts.

Mit hoher Sprachkultur kämpfte er gegen eine niedergehende Rechtskultur in der Weimarer Republik, die sich vor allem auf den genannten Gebieten schmerzhaft bemerkbar machte. Sein Ziel, den Justizapparat zu verändern, erreichte er jedoch nicht; das Mittel der Sprache allein war dafür zu schwach. „Ein kleiner dicker Berliner, wollte mit seiner Schreibmaschine eine Katastrophe aufhalten." – So sprach Erich Kästner von ihm. Eine Schreibmaschine im Kampf gegen die Justizmaschine der Weimarer Republik konnte nicht bestehen. Und als sich die Verhältnisse dort immer mehr verschärften, beklagte Tucholsky: „Ich habe Erfolg, aber keine Wirkung."[32] Der „aufgehörte Dichter" und müde gewordene Justizkritiker sah spätestens ab Anfang 1933 keinen Sinn mehr im Schreiben als einer der Zeit angemessenen Form des Kämpfens.

Tucholsky übte sich jedoch nicht bloß in scharfer Kritik gegen die Weimarer Klassenjustiz, er kümmerte sich, soweit es in seinen Kräften stand, auch um deren Opfer. Über lange Jahre versuchte er, deren Leiden und die Not der Ange-

22 K. Tucholsky, „Juristen", Zeit im Bild vom 22. Januar 1914.
23 I. Wrobel, „Deutsche Richter". Die Weltbühne vom 12. April 1927 (in: K. Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa, a. a. O., S. 530 f.). Fuchs stand übrigens, ebenso wie Tucholsky, in vielen seiner Auffassungen der Strafrechtstheorie Liszts nahe; dessen soziologisch, auf die Persönlichkeit des Täters orientierte Lehre bezeichnete er als einen bedeutenden Fortschritt. Vgl. dazu E. Fuchs, Was will die Freirechtsschule, Rudolstadt 1929, S. 22.
24 I. Wrobel, „Das Recht in Goethes Faust", Die Schaubühne vom 14. August 1913.
25 Vgl. F. Halle, „Die Bedeutung der Strafreform in Deutschland und Oesterreich", Revue der Internationalen Juristischen Vereinigung 1930, Nr. 1–2, S. 7 ff. (insbes. S. 9 bis 10). Zur Person des Autors und zum Wirken der IJV vgl. V. Schöneburg, NJ 1984, Heft 5, S. 179 ff., und NJ 1989, Heft 12, S. 489 ff.
26 F. Kafka, Tagebücher 1910–1923 (Hrsg. Max Brod), Reutlingen 1967, S. 50.
27 K. Kleinschmidt, Kurt Tucholsky – Sein Leben in Bildern, Leipzig 1961, S. 13.
28 I. Wrobel, „Die Tabelle", Welt am Montag vom 6. März 1922 (in: K. Tucholsky, Ein Pyrenäenbuch – Auswahl 1920 bis 1923 – [Hrsg. R. Links], Berlin 1976, S. 403).
29 K. Hauser, „Rechenaufgaben", Die Weltbühne vom 31. Juni 1926 (in: K. Tucholsky, Das Lächeln der Mona Lisa, a. a. O., S. 439).
30 Zitiert nach: G. Zwerenz, Kurt Tucholsky – Bild eines guten Deutschen, a. a. O., S. 73.
31 I. Wrobel, „Die Unzüchtigen", Die Weltbühne vom 14. September 1922.
32 Vgl. dazu auch U. Wesel, Aufklärung über Recht, Frankfurt a. M. 1981, S. 107, sowie H. Wrobel, „Dank an Kurt Tucholsky", Zeitschrift für Rechtspolitik (München/Frankfurt a. M.) 1985, Heft 12, S. 313 ff.

hörigen wenigstens dadurch zu lindern, daß er sich für die Rote Hilfe Deutschlands engagierte und sie nicht zuletzt durch seine Spendenaufrufe tatkräftig unterstützte. Als 1927 eine Massenbewegung zur Befreiung von Max Hoelz einsetzte, gehörte auch er zu den Unterzeichnern eines Aufrufes, den ein „Nationales Komitee für Max Hoelz" verfaßt hatte. Genausowenig ließ er es sich nehmen, das Buch „Anklage gegen Justiz und Polizei" (1926) des Leiters der Juristischen Zentralstelle der Reichstags- und Preußischen Landtagsfraktion der KPD, Felix Halle, durch den Abdruck einer zustimmenden Erklärung in eben diesem Buch — neben anderen Künstlern — zu empfehlen. Im öffentlichen Kampf gegen den § 218 des StGB von 1918 war er wiederum zur Stelle ...

Diese keineswegs vollständige Aufzählung soll aber nicht abbrechen, ohne einen bemerkenswerten Erfolg des einst mittelmäßigen Studenten der Rechte festzuhalten, zeigt er doch, daß Tucholsky keineswegs der schlechteste Jurist gewesen ist und gewiß ebensogut ein fähiger Anwalt geworden wäre. Im sog. Soldatenprozeß, der gegen Carl von Ossietzky als verantwortlichem Herausgeber der Weltbühne geführt wurde, weil deren Mitarbeiter Tucholsky in einem Artikel Soldaten als Mörder bezeichnet hatte, verteidigten diesen die herausragenden Rechtsanwälte Alfred Apfel und Rudolf Olden. Letzterer hielt nach dem Strafantrag von 6 Monaten ein Plädoyer, das in der damaligen Presse mit großem Lob bedacht wurde. Am Ende kam ein Freispruch heraus, für den man jedoch Tucholsky dankte, da er in diesem Fall die juristischen Richtlinien, das Konzept der Rede geliefert hatte.[33]

*

Ohne abschließend etwa ein Gesamturteil über Tucholskys justizkritisches Schaffen abgeben zu wollen, läßt sich bei allen Schwierigkeiten der Meßbarkeit dennoch konstatieren, daß es keinesfalls wirkungslos geblieben ist, auch wenn er selbst eine unmittelbare Wirkung nicht sah. Aber wer vermag die Fragen zu beantworten, wie die Justiz dieser Republik ohne ihn und die anderen Justizkritiker agiert hätte und welchen mittelbaren Einfluß ihre Arbeit auf den parlamentarischen und außerparlamentarischen Kampf der demokratischen Kräfte in jener Zeit gehabt hat? Für jede Rechtsentwicklung von unten, wie H. Klenner sie nennt[34], bedarf es noch immer einer demokratische Rechtsforderungen artikulierenden juristischen Publizistik.

Dafür hat Tucholsky Maßstäbe gesetzt; seine justizkritischen Arbeiten sind Lehr- und Lernstücke in Sachen juristischer Publizistik, hier und heute aktueller denn je. Tucholskys große Vision war ein „Proletarier-Staat mit Herz", in dem die Idee der Gerechtigkeit zur Wirklichkeit gelangt. War er von daher ein Vordenker sozialistischer Rechtsstaatlichkeit? Einige seiner Ansprüche und Forderungen an eine demokratische Justiz sind in Erfüllung gegangen, andere befinden sich jetzt auf dem Wege. Der von ihm geträumte Rollentausch fand bei der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung auf dem Gebiet der heutigen DDR statt; die Richterstühle wurden hier neu besetzt, ihre vormaligen Inhaber zur Verantwortung gezogen. Tucholsky sah voraus, daß der proletarische Staat völlig neue Bedingungen für die Verwirklichung von Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Rechtssicherheit schaffen würde, wie er aber zugleich davon ausging, daß sie sich in keinem Staat von selbst und konfliktlos einstellen werden, sondern daß um sie tagtäglich neu gerungen werden muß. Justiz braucht kritische Öffentlichkeit.

Als Justizkritiker wird man nicht geboren, kein Staat hält eine Ausbildung für sie bereit und doch gehören sie zum Erscheinungsbild jeder Klassengesellschaft. Ob die dazu Berufenen mit ihrer Arbeit eine konstruktiv-produktive oder eine produktiv-destruktive Funktion gegenüber der Justiz erfüllen, hängt, abgesehen von ihrem individuellen Vermögen, letztlich von dem gesellschaftlichen Boden ab, auf dem die Juristen und ihre Kritiker agieren. Bekanntlich kann das Recht nicht höher sein als der Stand der jeweiligen Kulturentwicklung einer Gesellschaft. Damit es aber nicht niedriger zu Tage tritt, hinter dem gebotenen Kulturniveau zurückbleibt, dafür bedarf es immer auch einer Justizkritik. Von ihren Vertretern verlangte Tucholsky folgende Fähigkeiten: Menschenkenntnis, juristische Vorbildung und eine Feder, die ein lesbares Deutsch zu schreiben versteht, ohne fade und verlogene politische Neutralität.

Nach dem Tode seines Kritikerkollegen Sling sprach Tucholsky die Hoffnung aus, „daß dessen Herz und dessen Verstand allen ehrlichen Justizkritikern eine Erbschaft bedeuten möge"[35].

Tucholskys Erbe verdient, in unserer heutigen Arbeit aufgehoben zu werden.

Dr. Götz Berger 85 Jahre alt

Der einzige noch lebende Rechtsanwalt der Roten Hilfe Deutschlands begeht am 26. Januar seinen 85. Geburtstag: Dr. Götz Berger, ein aufrechter Kommunist, der als Jurist stets unbeirrt für Menschen- und Bürgerrechte eingetreten ist.

Nach dem Studium der Rechtswissenschaft, Promotion 1929 an der Universität Freiburg im Breisgau und Assessorexamen 1932 wurde Götz Berger im gleichen Jahr als Rechtsanwalt in Berlin zugelassen. Als Sozius von Hilde Benjamin war er hauptsächlich für die Rote Hilfe und die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition auf den Gebieten Arbeitsrecht und Strafrecht tätig. Im Mai 1933 wurde er, der 1927 Mitglied der KPD geworden war und später auch in der deutschen Landesgruppe der 1929 gegründeten Internationalen Juristischen Vereinigung wirkte, von der Nazijustiz „wegen kommunistischer Betätigung" aus der Liste der Rechtsanwälte gestrichen.

Götz Berger emigrierte über Frankreich nach Spanien, wo er als Sprachlehrer seinen Lebensunterhalt verdiente. Zur Unterstützung des Freiheitskampfes des spanischen Volkes schloß er sich 1936 den Internationalen Brigaden an und wirkte in ihren Reihen als Dolmetscher. Nach dem Sieg der Franco-Faschisten floh Götz Berger 1939 nach Frankreich, wurde dort interniert und verbrachte über vier Jahre in Lagern, u. a. im berüchtigten KZ Le Vernet. Mit anderen Antifaschisten gelang ihm 1943 die Flucht nach Nordafrika, wo er in den Reihen der britischen Armee gegen die Nazis kämpfte. Seit 1944 lebte er im Exil in der Sowjetunion (Turkmenische SSR).

Im Jahre 1946 kehrte Götz Berger in die damalige sowjetische Besatzungszone Deutschlands zurück. Er wurde zunächst Mitarbeiter und dann Leiter der Unterabteilung Justiz im Zentralsekretariat (später Zentralkomitee) der SED. Nach einjähriger Tätigkeit als Dozent der damaligen Deutschen Verwaltungsakademie in Forst Zinna trat er 1951 in den Justizdienst. Hier erwarb er sich als Landgerichtsdirektor und nach der Verwaltungsreform als Oberrichter am Stadtgericht Berlin hohes Ansehen. In jenen Jahren publizierte er die Schrift „Probleme eines demokratischen Strafrechts" (Berlin 1949), war Mitautor der von Max Fechner herausgegebenen „Beiträge zur Demokratisierung der Justiz" (Berlin 1948) und schrieb auch — meist über strafrechtliche Themen — in der „Neuen Justiz".

Entsprechend seinem Wunsch wechselte Götz Berger, nachdem er kurze Zeit Sekretär der Vereinigung Demokratischer Juristen in der DDR gewesen war, 1958 in die Anwaltschaft über. Als Mitglied des Kollegiums der Rechtsanwälte in Berlin setzte er sich engagiert und mit großem fachlichen Können für die Rechte und Interessen seiner Mandanten ein. Sein berufliches und gesellschaftliches Wirken wurde 1975 durch die Verleihung des Vaterländischen Verdienstordens in Silber anerkannt.

Aber schon ein Jahr später wurde Götz Berger Opfer von Repressionen, weil er sich dagegen gewandt hatte, politische Auseinandersetzungen mit administrativen Mitteln zu führen. Nachdem er die Verteidigung von Prof. Dr. Robert Havemann in dessen Strafverfahren wegen Verletzung der Aufenthaltsbeschränkung für Berlin übernommen und in einem Schreiben an das Zentralkomitee der SED darum ersucht hatte, die Entscheidung über die Ausbürgerung Wolf Biermanns zu überprüfen, wurde ihm am 1. Dezember 1976 vom Minister der Justiz „wegen schwerwiegender Verstöße gegen anwaltliche Pflichten" die Zulassung als Rechtsanwalt entzogen. Mit dieser rechtsstaatswidrigen Maßnahme konnte sich Götz Berger nie abfinden, aber erst der revolutionäre Erneuerungsprozeß brachte ihm die beantragte Rehabilitierung: Der Minister der Justiz hob mit Verfügung vom 15. November 1939 seine Entscheidung von 1976 rückwirkend auf, da Götz Berger aus heutiger Sicht anwaltliche Berufspflichten nicht verletzt hatte.

Redaktionskollegium und Redaktion der „Neuen Justiz" gratulieren Dr. Götz Berger sehr herzlich zum 85. Geburtstag und wünschen ihm gute Gesundheit.

33 Vgl. U. Madrasch-Groschopp, Die Weltbühne – Porträt einer Zeitschrift. Berlin 1983, S. 231 ff.

34 Vgl. H. Klenner, NJ 1987, Heft 9, S. 346 ff.

35 P. Panter, „Der Mann, der ein Kind ertränkt", Vossische Zeitung vom 3. November 1928. Sling (eigentlich Paul Schlesinger) war Tucholsky vergleichsweise ebenbürtig und wurde von diesem sehr geschätzt. Als Gerichtsberichterstatter der „Vossischen Zeitung" schuf er – ohne juristische Vorbildung – „eine ganz neue Form der Justizkritik" (so G. Radbruch, „Sling", Die Justiz, III. Bd. [1927/28], S. 537).

THE GENTLE INVASION

Continental Emigré Booksellers of the Thirties and Forties and Their Impact on the Antiquarian Booktrade

in the United States. A Lecture given 15 December 1986 by Bernard M.

ROSENTHAL

being the Second Annual Sol. M.

MALKIN

Lecture in Bibliography at the

COLUMBIA UNIVERSITY SCHOOL OF LIBRARY SERVICE

THE GENTLE INVASION

Continental Emigré Booksellers of the Thirties and Forties and Their Impact on the Antiquarian Booktrade

THE GENTLE INVASION

Continental Emigré Booksellers of the Thirties and Forties and Their IMPACT ON THE ANTIQUARIAN

BOOKTRADE

in the United States. A Lecture given 15 December 1986 by Bernard M.

ROSENTHAL

being the Second Annual SOL. M.

MALKIN

LECTURE IN BIBLIOGRAPHY, published in 1987 by THE BOOK ARTS PRESS, School of Library Service

COLUMBIA

University in the City on New York

BOOK ARTS PRESS OCCASIONAL PUBLICATION NO. 4

© Copyright 1987 by
The Trustees of Columbia University
In the City of New York

P R E F A C E

On Monday, 15 December 1986, Bernard M. Rosenthal, proprietor of the San Francisco antiquarian bookselling firm which bears his name, delivered the second Sol. M. Malkin Lecture in Bibliography at the Columbia University School of Library Service, on "The Gentle Invasion: Continental Emigré Booksellers of the Thirties and Forties and Their Impact on the Antiquarian Booktrade in the United States."

The large audience at this lecture included many persons who were born after – and sometimes considerably after – the events leading up to the Gentle Invasion which was the subject of the lecture. Mr. Rosenthal was able to convey to this part of the audience a sense of what it was like to be a bookseller in Germany or Austria in the 30s: "I still remember," he said, "that day when, by the order of the new Nazi rulers, two huge swastika banners were draped over the façade of my grandfather Jacques Rosenthal's patrician house in Munich, and the crudely-lettered word 'Jude' was painted near the entrance of the book store."

The audience also included a nember of the booksellers (or their children and relatives) who were themselves the subject of Rosenthal's talk. It was thus an intensely moving occasion, one that I think few of those attending will forget.

In his opening remarks, Mr. Rosenthal said that he hoped that his lecture would be a fitting memorial to Sol. Malkin, "the foremost chronicler of the antiquarian booktrade in America during its formative years, a man without whose devotion and involvement our world would have been far, far duller," and he added that "those of us whose careers, especially those whose early careers, coincided with Sol's active years as editor of the *AB*, owe him an immense debt of gratitude." Mr. Rosenthal's lecture was, indeed, a fitting memorial to Sol. Malkin, and we are all in his debt.

Sol. Malkin entered the book trade in 1922 as an apprentice of the antiquarian book scout and bookseller, I.R. Brussel. "My pay was either $5 a week in cash or $10 a week in books," Malkin remembered. "I wish now that I had eaten less and taken the books more often." A Phi Beta Kappa in his junior year at New York University, Malkin did advanced study in England and Germany in mathematics and philosophy. He went on to gain experience in almost every respect of the book trade as book scout, dealer, and publisher. *Bookman's Weekly* made its debut in 1948 under Malkin's editorship as the *Antiquarian Bookman*. It was published by R.R. Bowker Company as a spin-off of "the back half" of *Publisher's Weekly;* it included dealers' lists of books wanted and a few single

copies of books for sale from anyone. The front-matter of *Antiquarian Bookman* consisted of trade news of interest to dealers, collectors, and librarians, and included a column written by Jacob Blanck providing news, musings and gossip about the antiquarian book world.

The journal quickly became a prime source for timely news, book reviews, and coverage of trade and library conventions. It attracted a large subscription list of dealers, both those especially concerned with selling used books and those primarily engaged in the sale of new books but who ran an OP search service for their customers.

Malkin purchased the magazine from Bowker in 1953; its name was changed to *AB Bookman's Weekly* in 1967. Malkin and his wife, Mary Ann O'Brian Malkin, continued to edit the weekly until 1972, when they sold it to its present editor and publisher, Jacob L. Chernofsky.

In 1973, the Malkins were jointly awarded the Clarence Day Award of the American Library Association. This award is annually made to a librarian or other individual for outstanding work in encouraging the love of books and reading. The Malkins were the first non-librarians to receive this honor.

In all, Malkin spent more than half a century in the book trade, taking time off only for World War II (plus one year for raising the first black Afghan hound champion of the world).

"For the past 50-odd years," he wrote in the mid 1970s, "we have been unashamedly in love with bookselling and booksellers. For the past 50-odd years we have deliberately tried to enter, participate, and make a reasonable living in every part of the book world: as clerk and manager, bookseller and wholesaler, publisher and reprinter, designer and production director, paper and printing salesman, book importer and exporter, runner and scout, catalogue and mail-order specialist, translator, editor and author, bookkeeper and collector, appraiser and auctioneer."

Malkin's goal was always "to get the right book to the right party at the right time at the right price." He was, as Mary Ann O'Brian Malkin has said, "a one-man publicity campaign in the world of books." We are pleased to be able to sponsor this, the second lecture in his honor and memory.

TERRY BELANGER
Associate Professor

I am honored to have been summoned all the way from California to give this lecture, which I dedicate with respect and affection to the memory of my friend Sol. Malkin.

I was allowed to choose my own topic, and when I began researching some of my ideas, I was alarmed to see confirmed what I had suspected all along, namely that everything I could think of has already been said – at least three times, and by people far more qualified than I am – in the century-and-a-half between Dibdin and Rostenberg. Yet for this lecture I simply *had* to find something new and different, and that something would not only have to meet the rigorous standards of our no-nonsense academic host Terry Belanger (no cute booksellers' anecdotes for *him!*), but it would also have to be a fitting memorial to Sol. Malkin, the foremost chronicler of the antiquarian booktrade in America during its formative years, a man without whose devotion and involvement our world would have been far, far duller. Those of us whose careers, especially whose early careers, coincided with Sol.'s active years as editor of the *AB*, owe him an immense debt of gratitude.

So at first, there was panic. But then came enlightenment. I found the proper topic: it's not austerely bibliographical, but we can call it "para-bibliography" or better still, what a librarian friend of mine likes to call "light" bibliography. After all, the recently miraculously born-again *Bibliography Newsletter* isn't strictly bibliography, either.... Something very important happened in the world of rare books in this country in the nineteen-thirties and -forties – something which, I think, changed this little world of ours dramatically, and permanently. This something was the exodus of the German and Austrian booksellers which followed the rise of Nazism in Europe. Since by far the largest number of these booksellers, and booksellers-to-be, settled in the United States, it is here that their impact has been most profound. Yet their story as a whole has not been told. I say "as a whole," because there have been a number of individual biographical sketches published here and there – some obituaries too, alas. And most members of this audience are familiar with a rather bulky autobiographical volume entitled *A Rare Book Saga.*

Let me tell you how I went about gathering my information, other than that which was available from published sources: I am,

myself, the son of one of these emigré booksellers, Erwin Rosenthal, so I lived quite a bit of the story firsthand; and through my father, and later on my own, I have personally met practically all of the dealers involved in this story. I drew up a questionnaire with a dozen-or-so pertinent (and some *im*pertinent) questions, and I sent it to all the persons, or their descendants and/or friends, who were on my list. I accompanied this with a request that any names I might have forgotten should be called to my attention. The response was most gratifying – a mail advertiser's impossible dream: about 90%! Even more gratifying was the fact that not a single one of my respondents accused me of running a covert operation designed to elicit all their business secrets under the camouflage of preparing a lecture.

As is inevitable when one starts on a project of this sort, original definitions proved inadequate: booksellers, like the antiquarian books they deal with, cannot be neatly categorized, and no matter how hard you try, it's impossible to fit them into a rigid statistical group – you'll always have at least one or two who don't fit. For example, I wanted to entitle my lecture "The Jewish Refugee Booksellers from Germany and Austria, etc." But Mr. Salloch, Mr. Efron and Mr. Goldschmidt spoiled that one for me – Mr. Salloch because he's not Jewish (but, at least, he married a nice Jewish girl, so his credentials are impeccable), Mr. Efron because he was born in St. Petersburg, and Goldschmidt because he was born in Brussels. So that took care of the original title – the final title says "continental," and I made it non-denominational.... Then I thought I would include only those persons who were already active as booksellers in Europe before coming here, and I wanted them all to be here before Pearl Harbor (I remind the younger members in the audience that that was December 7th, 1941). But when the replies started coming in, I found that some of my most respected and successful colleagues had *not* been booksellers in their native countries, and I found others – booksellers – who *wanted* to come to the US but didn't make it until after the War, and others still who, even though they had managed to come before the War, had another occupation before they were able to realize their intention of going into the book business. So I changed the dates, and instead of 1941 I picked 1948 as the cut-off year. There were several

reasons for this, one of them being that in 1949 *I* decided to become a bookseller, and I have sworn to myself to stay away from autobiography (in the course of this talk, however, there will be a few lapses...). Yes, I'm sorry: the title on the announcement which you received and on the poster is wrong; in its final form, which it received long after the deadline for printing had passed, it reads

> The Gentle Invasion
> *Continental Emigré Booksellers of the Thirties and Forties and Their Impact on the Antiquarian Booktrade in the United States*

There were also borderline cases – should I include dealers who specialized in prints and drawings? I included only those who, in addition to prints and drawings, also had illustrated books. Alas, that forced me to exclude the one specialist who dealt exclusively in graphics, Richard Zinser of Stuttgart, who died about two years ago, aged almost 100. On first meeting him, one would hardly suspect that this somewhat uncouth and outspoken man with an almost comically heavy Schwäbisch accent, was perhaps the greatest, most sensitive expert in his field. He never issued a catalog, he never had a shop. He will probably soon be forgotten. Knowing the opinion he held of most collectors, colleagues and museum curators, I'm sure he wouldn't mind.

It's also clear to me that some persons must have escaped my dragnet, but I am hopeful that as a result of this talk, more information will be forthcoming.

I will not stand here this evening and reel off a series of capsule biographies with the names and dates of these dealers (many of them would deserve a lecture all for themselves). Rather, I will attempt to tell you, in general terms, the history of their arrival and their settling here, and of the effect they had on the world of rare books in this country.

But first, a bit of historical background: Adolf Hitler and the National Socialist Party came to power in Germany in early 1933. The party's doctrine included virulent anti-semitism, not just as a sideline, but as one of the central tenets of its platform. The first official manifestation came barely a month after Hitler took power,

when a "Boycott the Jews Day" was proclaimed....
I still remember that day when, by order of the new Nazi rulers, two huge swastika banners were draped over the façade of my grandfather Jacques Rosenthal's patrician house in Munich, and the crudely-lettered word "Jude" was painted near the entrance of the book store, where a brownshirt was stationed. It was precisely during this period, incidentally, that Sotheby's had arranged to exhibit a selection of Chester Beatty manuscripts on the premises of Jacques Rosenthal – not exactly a propitious time for this sort of thing. It should be recorded that a number of people who couldn't care less about manuscripts entered the shop, simply to shake hands and to express shock, amazement and shame. I wish I knew their names – they were part of that "other Germany" which never really died entirely; on the subject of that "other Germany" it should also be recorded that, while some booksellers undoubtedly took advantage of, and profited from, the distress of their Jewish colleagues (or partners, or employers) and actively hastened their ruin, a number of others gave whatever help they could; most could only stand helplessly by. By 1935, the war against the Jews was codified at Nürnberg with the passage of legislation prohibiting Jews from holding office, teaching in schools and universities, practicing law, marrying (or even employing) gentiles and, in general, depriving them of all their civil rights. German troops marched into Austria in 1938, that country became part of Germany, and a few days later the Nürnberg laws were applied there too.

The exodus, only a trickle until then, began in earnest; and yet, in retrospect, it is easy to ask what took the German Jews so long to realize the true extent of the danger. The explanation is simple: emigration, even under the best of circumstances, is an unnatural, wrenching experience, a solution of last resort. The choice of emigration becomes even more difficult when it involves breaking not only economic and social ties, but also the severing of a deep cultural attachment and identification of the kind the German Jews felt for their country. It was the country, after all, in which since Moses Mendelssohn there had developed a political and social climate which allowed them unprecedented opportunies for participating in, and contributing to, the country's intellectual, artistic, scientific, professional and commercial life. The Jews

fought in Germany's wars and proudly wore the iron crosses they had won for bravery and which, they thought, would render them immune from persecution. All were loyal Germans – some were outright and vocal nationalists. The German booksellers belonged to this sophisticated, emancipated and loyal class.

Another factor: without exception, the people who came here were past the age of easy adaptability – the oldest was Emil Hirsch, 72; the youngest was Lucien Goldschmidt, 25. Most others were in their thirties or older. Only two had been in this country before. To this must be added the fact that the Nazi laws were particularly fiendish in that, on the one hand, they made a normal existence impossible while at the same time they made emigration almost equally difficult – generally, permission to leave the country after about 1936 was obtainable only upon the surrender of one's entire possessions and the payment of a ruinous emigration tax. To sum it all up:

I don't know how many of you have read the preface of the new *STC:* on p. vii of the Introduction, Kitzi Pantzer explains the order in which the location of copies is arranged in the entries: first the English libraries then, after a semi-colon, the American ones. The way she puts it (tongue in cheek, perhaps?) is in the following, immortal sentence: "In the entries, the Atlantic Ocean is represented by a semi-colon." I hope to have shown you that it was a lot more than a semi-colon then.

The United States is a land that has always been nourished by, and thrived upon, immigration – that's a truism. Yet it is interesting to note that there seem to have been only two waves of what one may call intellectual immigration: the first one in the late 1840s when many political refugees from Europe sought asylum here (Carl Schurz is, of course, the most famous example; closer to our world was Hermann Ernst Ludewig, the bibliographer who was the subject of Michael Winship's Malkin Lecture here last year). The second occurred almost a century later, when the persecution of the Jews in Europe brought to these shores a large number of highly-educated people from the European continent, chiefly Germany, Austria and Italy. The antiquarian booksellers who made it to these shores were part of this much larger invasion of academics, artists, philosophers, scientists, doctors and other profes-

sionals, whose arrival profoundly affected the history and culture of this country. Tiny as this band of refugee booksellers may be in the larger scheme of things (we are talking about less than thirty people!), it perfectly mirrors the larger picture.

By 1939, Germany and Austria had lost a large part of their established, internationally active and prominent antiquarian booksellers. We must bear in mind here that not all the Jewish booksellers managed to leave the country, and also that some firms continued to exist, after their owners had been forced to turn them over to non-Jewish ownership – a forced liquidation called "Aryanization." Let me mention a few examples: Frankfurt lost Julius Baer, Bamberger & Wahrmann and Heinrich Eisemann; Berlin lost Martin Breslauer, Paul Gottschalk, Paul Graupe and Otto Haas; Julius Hess, Emil Hirsch and the various Rosenthals left Munich; Vienna lost Otto Ranschburg and William Schab, who were the soul of the firm Gilhofer & Ranschburg; the Antiquariat Ignaz Schwarz also ceased to exist. You may have missed a couple of well-known names in this list – that's because these gentlemen didn't really become famous until *after* they got here. Not everyone, by the way, came to the United States: they went to Scandinavia, France, Holland, Switzerland, England, Latin America, Palestine (now Israel), China and Canada. The largest number, I would say 60%, came to the United States, most of them settling in the New York area; the next-largest contingent, about 22%, ended up in England.

In England, there already existed a substantial, world-renowned antiquarian book-trade, with its own long history and traditions, and with its own established trade organization, the ABA. The newcomers seem to have merged rather easily and effortlessly into the existing professional landscape, and they settled comfortably, without really making waves, among colleagues whom they had known for many years.

Things were quite different in America: for one thing, the people who went to England were already established booksellers, or sons of booksellers who fully intended to carry on the business of their fathers. But of the refugees who came to the United States, more than a third decided to become booksellers *after* they arrived here. And so we must really speak about two distinct groups: the pros and the pros-to-be. Whatever the distinctions, whatever the differences, they all had several things in common: with a single exception all were Jewish (and that exception, Mr. Salloch, came because his wife was Jewish). Without exception, they came because they had to, not because they wanted to. Their educational level was exceptionally high: most had at least the "Abitur," a high-school degree roughly equivalent, in the humanities, to two years of college or more. More than a third had Ph.D.s! It is amusing to see a rather spectacular confirmation of the old adage that an early, thorough apprenticeship in the trade is easily the equivalent of a formal higher education: of the three who never got as far as the Abitur, one, Emil Offenbacher, was a high-school dropout (long before it became fashionable...); today he is surely one of the most scholarly and learned members of the trade. Another one, Emil Hirsch, founded the world-renowned firm in Munich and, after a long apprenticeship with Jacques Rosenthal, competed mightily with him. And Mary Rosenberg, who was practically born in her father's bookstore in Fürth and never had time to finish school, continued and increased the success of her father's firm after moving to New York. These immigrants had another common trait: none, I think, can claim to have been part of any "poor, huddled masses," and I have good reason to believe (although, I assure you, this was not part of my questionnaire) that none of them arrived here via steerage class. Their backgrounds, both cultural and economic, were definitely middle- and upper-middle class.

The antiquarian book world such as it existed in the United States at the time was, as far as I can piece it together, far different from the scene which these refugee booksellers had just left behind – even though, as I noted with some astonishment, a number of this country's "Establishment" booksellers had, themselves, been immigrants, albeit voluntary ones: Gabriel Wells from Hungary, Charles Grand from Russia, Fred Rosenstock from Austria, Charles Heartman, Weyhe, Charles Sessler and Harry Lubrecht from Germany, Arthur Swann (the long-time head of the book department of the Parke Bernet Galleries) from England. The only thing the American trade had in common with Europe was that practically all the major, internationally active dealers were concentrated in a large metropolitan area: New York. So it is not surprising that

most of the newcomers came to this city. New York offered other advantages, hardly believable in our day: prices were cheap by Berlin or Vienna standards, rents were low, and abundant space was available. Besides, booksellers always tend to go where the books, and other booksellers, are – and New York was the obvious place.

Not only was it a far different world – even the very term "antiquarian bookseller" was not in general use here. "Dealers in rare books," or "in old and rare books" were the terms commonly used. Richard Wormser single-handedly coined and, in his inimitable tongue-in-cheek manner, stuck to the designation "Uncommon Rare Books." There was no national or even local association – it wasn't founded until 1949 (that's another reason for my 1948 cut-off date), and it was only then, when it adopted the rather cumbersome name of "Antiquarian Booksellers' Association of America, Inc." that the term "antiquarian bookseller" was, so to speak, codified. So there's no question that the rare book world here was more unstructured and more free-wheeling than in the Europe these newcomers had left behind, and there was, of course, infinitely more elbow room here. Also, let's not forget that those who went to England soon had to put up with inconveniences, such as bombs falling on them, internment as enemy aliens (a chapter every bit as shameful, if not more so, than the internment of the Americans of Japanese ancestry in California after Pearl Harbor), or being drafted into the British Army. In the United States, after 1941, there were similar inconveniences; but at least we didn't have the bombs. The draft, or work related to the war effort, interrupted the newly-begun careers of a high percentage of my respondents. On the West Coast, German and Italian immigrants who had not yet received their American citizenship lived under curfew and travel restrictions.

The already-established continental booksellers found in the New York area colleagues and clients with whom they had been doing business for years – even decades; while the soon-to-be booksellers found themselves in a climate that was favorable to the establishment of a small, family-style enterprise: the country was just barely recovering from the Depression, jobs were extremely hard to find, and the job-prospects for freshly-minted Ph.D.s with strong accents were poor....

The first of the new arrivals were precisely in the class of the not-yet-but-soon-to-be booksellers: Marianne and William Salloch, December 1936; but they didn't become booksellers until 1939. The first "real" bookseller to open a shop here was Lucien Goldschmidt – but Lucien wasn't on his own at that time: he had been working at the firm of Pierre Beres in Paris for several years, and when he came to New York in 1937 it was to open a branch of that firm. So who, then, was the first to open a shop here on his own? It was Walter Schatzki, in December 1937. We couldn't wish for a more wonderful "father"! The last pre-Pearl Harbor arrival was my father, Erwin Rosenthal in 1941, and the last one to make it before my 1948 deadline was Ernest Gottlieb, who in that year decided to become an antiquarian bookseller. In this twelve-year period from 1936 to 1948, about twenty-three firms were established in this country. That's probably more than 10% of the original membership of the Antiquarian Booksellers' Association of America.

So it is quite obvious that the emigré booksellers changed the trade by sheer numbers – in the New York City area, I would say that they increased the number of firms by at least 20%, perhaps 30%. In 1953, the earliest year for which a membership directory of the ABAA was available to me, our group still accounted for about 8% of the membership nationwide, and about 18% in the New York area. But the most lasting influence of these booksellers is not in their sheer number: it's in their expertise, their craftsmanship and what one might call the bibliographical consciousness which all of them brought to their trade. It's not that this approach had been unknown here, not at all. But by and large I have the impression that, with some obvious exceptions (Lathrop Harper and Richard Wormser immediately come to mind) the antiquarian book business was a more provincial, relaxed, not to say happy-go-lucky affair here, and that the reference libraries left behind by the continental immigrants outweighed those of their American counterparts by ten to one. Yet one need not go so far as to agree with the jaundiced assessment of the irascible Herbert Reichner: when this recent arrival from Vienna interviewed a shy, eager young woman who had applied for the job of secretary – her name was Leona Rostenberg – he noticed with a great deal of surprise that

she knew something about books. "How amazing that you know anything about books," he hissed, "nobody in America really does." The newcomers brought with them, as we have seen, an enviable baggage of humanistic education and learning. And those who didn't have a lot of learning had, at least, a great deal of respect for it. Their cataloging methods profoundly influenced the trade here, and they clearly parallel – once more the microcosm! – a kind of teutonization of scholarship which the refugee academics brought to this country's universities. Those who had been booksellers in Europe had already applied this erudition – just look at their catalogs – and now they transferred these skills to the trade here in the US. Not only skills, but also continental books which had received relatively scant attention in this country until then – H.P. Kraus gives some amusing descriptions of going to auction sales in New York where the only buyers of continental books were he and his refugee colleagues, a kind of Austro-German mafia. Those who became booksellers *after* their arrival were ideally suited to fit this scholarly framework. I give you an amazing statistic: of these nine, *all* had a Ph.D. or its equivalent – the proportion remains roughly the same if we include wives actively engaged in the business with their husbands. You'd think that people with Ph.D.s would have more sense than to go into the antiquarian book business.... We shall come back to these Ph.D.s a little later.

Let me talk first about the "real" booksellers. I said that some of them didn't bring only their expertise, but also books. How, you may ask, did anyone manage to bring books with them, given the harsh emigration laws? Well, some of them had seen the handwriting on the wall early enough and had emigrated before the laws were fully applied. Others managed to save part of their stock by enlisting the help of colleagues and collectors abroad: fictitious sales or on approval shipments were arranged, and these were nullified as soon as the bookseller followed in person. Other firms had branches abroad. The booksellers who shipped their most valuable books out of Munich had additional help from an unlikely source: the person appointed by the government to process and oversee export applications and to prevent any hanky panky was Dr. Georg Karl (co-founder of the world renowned auction firm Karl & Faber, now Hartung & Karl). Dr. Karl had been a member of the Nazi party from its earliest beginnings, but he remained loyal to his friends and colleagues and, at no little risk to himself, tried to help as much as he could – so he closed both eyes *and* turned the other way. Those booksellers who were unable to bring their books with them received help from their colleagues, who would give them books on generous consignment terms. A striking but by no means unique example of this was Thomas Heller: he left Vienna for Paris and then crossed over to England, where he was promptly interned as an enemy alien, the victim of one of those "inconveniences" I was talking about earlier. Upon his release from camp, he contacted his colleague Clifford Maggs and, at the latter's suggestion, steeped himself in the study of the history of science, a field in which he was later to become a leading specialist. He finally arrived in New York in early 1943, all but destitute, "his only assets being," in the words of my informant, "his fiancée who awaited him, an unusually comprehensive knowledge of historical science and medicine, and a trunkful of books on consignment from Maggs Bros" (those of you who have had the privilege of knowing Clifford Maggs will recognize this as being vintage Clifford). Among the people supported by Lathrop Harper was Otto Ranschburg. Years later, this same Otto was to become director of the firm and managed, under very trying circumstances, to revitalize it – so here you have a case of an Austrian immigrant eventually heading one of this country's oldest and most "Establishment" firms. Others joined forces and pooled their meager resources: Hellmuth Wallach and Walter Schatzki, for instance, shared the same premises in the early days. Schab and Kraus pooled their (not-so-meager...) resources and quickly became a formidable team. Emil Offenbacher, who had left Germany in 1934 (he may have been a dropout, but he could read the handwriting on the wall a lot better than most!) and had established himself in Paris as "Emil Offenbacher, Livres Anciens," managed to get out just ahead of the German army and in 1941 transformed himself into "Emil Offenbacher, Old and Rare Books" on Madison Avenue, in association with another recent arrival, Erwin Rosenthal. Ernest Dawson in Los Angeles helped with offers of employment and, in at least one case, by providing an affidavit.

European connections were maintained even during the war –

books could still be shipped from and to England and Switzerland, and even from and to China. Yet no one, I think, ever equalled the feat of Mr. William Schab who, from New York, managed to sell a Claude Lorrain drawing to the Musée du Louvre in Paris while France was under German occupation. Now *there's* a bookseller!

It is precisely this continental connection which quickly placed these "real" booksellers into the more sophisticated strata of the trade here, and soon many of them were part of the "Big Leagues," even though none of them could even remotely match the great books, the flamboyant style and the awesome power of the legendary Dr. Rosenbach (since then, however, one of the boys made it...). I think, by the way, that while the newcomers quickly established close ties with the local trade, they were awed by Dr. Rosenbach – yet those who mustered the courage and had enough chutzpah to visit him were cordially received, and they marvelled at the low prices of some of the Doctor's continental books. Allow me to quote from Messrs. Wolf and Fleming's biography of Rosenbach (p. 514): "Dealers such as the Austrian refugee H.P. Kraus found the Rosenbach shelves a mine and, as the need presented itself, carried off a nugget now and then." I might add that, nowadays it's we who occasionally – well, *very* occasionally – find and carry off a nugget from that Austrian refugee's shelves....

The continental connection, obviously greatly reduced during the war, was quickly reëstablished once the war was over, and a number of these newly-minted American booksellers lost no time in going back to Europe on buying expeditions. I might add here that, after the war, there was relatively little rancor between the emigrants and the few of their German colleagues who had survived. It took many years for the German trade to recover from the combined blood-letting of emigration, Nazism, war and destruction. The vacuum has been filled by a vigorous new generation (and now already a second generation) of booksellers and auctioneers, and after a very brief initial period of hesitation, there now exists a strong professional camaraderie between the Germans and their German-speaking American emigré colleagues. The latter, as a matter of fact, are received with respect and, on the part of the younger German dealers, also with something akin to awe and curiosity, as representatives of, and a link to, another age, an age

which is to most of them, thank God, incomprehensible.

After 1945 it also became possible for those who had tried unsuccessfully to come here earlier, finally to make it: in 1946 came Ludwig Gottschalk, who had managed to survive in Holland and to save the considerable stock of his uncle, Paul Gottschalk, who since 1939 had resided in New York. In 1947 arrived Kurt Schwarz, who has the honor of having taken the most circuitous route: he left Vienna in 1938, going first to Paris, then to London, and, not wishing to face the uncertain prospect of internment as an enemy alien, he accepted an appointment as Librarian of the Royal Asiatic Society in Shanghai. When the Japanese occupiers closed down the Society, Kurt and a fellow refugee, Heinz Heinemann, started the Western Arts Gallery Bookshop, which catered mainly to the many foreigners stranded in Shanghai. In 1947 Kurt Schwarz finally made it to the US and settled in Los Angeles.

And now, what about the soon-to-be booksellers? What made them enter the trade? Well, one of them had been an avid collector of books on chess. His Doctor of Jurisprudence was of no use to him here, so he began buying and selling chess books; he knew Russian (like any self-respecting chess freak, I suppose), so he started dabbling, and later dealing on a large scale, in Russian periodicals – that was Albrecht Buschke. Herbert Reichner had been a publisher in Vienna. Among his many distinguished publications was the *Philobiblon*, a sort of continental forerunner of *The Book Collector*. So when he had to choose a new career in New York, antiquarian bookselling offered him the opportunity of continuing to live in a world thoroughly familiar to him. George Efron, who had worked in his father's Berlin publishing firm, was encouraged by New York art-dealer and bookseller friends to go into the book business. The Herr und Frau Doktor couples, the Bernetts (art historians) and the Sallochs (medievalists), had also worked for publishers, but soon decided to put their educational backgrounds and their (perhaps unsuspected) entrepreneurial skills into the book-trade, to which they were attracted, like most of us, because it offers the opportunity of being independent – at least that's what we all think when we start.... Between them, they've published almost 700 catalogs up to now! Others, like Mr. Heinmann and Mr. Phiebig, an engineer and a statistician respectively, found that their

knowledge of languages applied to the booktrade came in handier than their degrees, and they used their cosmopolitan backgrounds to supply things like o.p. Arabic translations of Freud or street guides to Budapest. Ernest Gottlieb in Los Angeles had been, among other things, publisher of the now much sought-after editions of German exile literature: his "Pazifische Presse" – Pacific Press – in Los Angeles published twelve titles and was, of course, a commercial failure. Mr. Gottlieb put to good use his love and knowledge of music and, with the help of the recently arrived Kurt Schwarz, established himself as a dealer in rare music – the first such specialist in this country. If I remember correctly, much of his stock was purchased from Otto Haas in London, himself a refugee from Germany who had come to England in 1936.

So by 1948, it had become impossible to tell the "real" booksellers from the "soon-to-be" booksellers – they had all become pros. They all eagerly, and effectively, collaborated in the establishment of the Antiquarian Booksellers' Association of America, they joined bibliographical societies and bibliophile groups, and soon became part of the landscape.

The influence of the new booksellers was also felt in the specialties they brought with them. It's understandable that they stayed away, at first at least, from specialties thoroughly covered by the established trade, such as U.S.iana, American and English literature, STC books, autographs. Instead, they specialized in medieval manuscripts, early continental printed books, children's books, fine illustrated books of all periods, art books, fine bindings, history of medicine and science, bibliography, out-of-print scholarly books in the humanities – or more narrowly specialized fields such as Neo-Latin authors, medieval and Renaissance miniatures, early music. Of course, many of these specialties were already practiced here, but the new arrivals added quality, innovation and quantity.... It should also be noted that this was a period when American academic libraries began to develop strong appetites in most of these fields, and a new crop of sophisticated librarians and collectors now found a readily accessible group of booksellers able to supply their needs and, when called upon, to give advice. The books they wanted were no longer out of reach somewhere in Europe, or confined to the shelves of a few rather intimidating, or seemingly intimidating, establishments; and the expert dealers one previously visited in Munich, Frankfurt, Vienna or Berlin were now in mid-Manhattan or Los Angeles. European haute cuisine lunches and Sacher Torte were, alas, replaced by the ham and cheese sandwich.

I can best illustrate the point by injecting a slightly off-color story: it was a matter of common knowledge that in World War II, American GIs in Europe were much drawn to the English and continental ladies (an attraction which was, happily, reciprocal). One GI, returning home after his discharge, was asked by his somewhat suspicious fiancée: "Tell me," she said, "what did these European girls have that we don't have?" "Nothing," he answered, "but they had it over there." Applied to the booktrade, I would say that American collectors and buyers, formerly drawn irresistibly to Europe, now found *it* over here.

Another and very striking effect of the displacement of large quantities of antiquarian books to the United States, of this redistribution of sources, made itself felt after Europe (and Japan) recovered from the destruction of World War II: the century-old one-way flow of books from Europe to America began to be reversed. European libraries and bibliophiles could no longer depend solely on their local suppliers – they had to turn to the United States. The trend, though not entirely reversed, was significantly altered. The first straw in the wind was, I believe, the Wilmerding sale in New York in 1950 and 1951, when European buyers attended the auction in large numbers and demonstrated considerable financial clout by outbidding their American colleagues. The newly prosperous libraries of Europe, now able to repatriate their national treasures, had to buy them here. Japanese collectors and libraries in search of incunabula, early continental books and scholarly reference books had to include America in their itineraries. The whole antiquarian booktrade became realigned, and as a result it is now much healthier, and less lopsided. In all this, the continental immigrants played a key rôle.

Those same continental dealers who, while active in their native Germany or Austria, had been largely responsible for sustaining the flow of antiquarian books from Europe to the United States, now also furthered the reverse flow from the United States to Europe after World War II. Their backgrounds, their knowledge

of European libraries and bibliophiles, combined with their newly acquired expertise in the American market made them ideally suited to deal with this new trend.

When we speak of influence, our thoughts must naturally turn to catalogs; but we must bear in mind that, taken all by itself, the number of catalogs issued by a dealer is not a true indicator of that dealer's standing, size of stock, knowledge, or business activity. The output varies greatly – some dealers like Schatzki, for instance, published hardly any catalogs at all; others published them in a constant stream. The study of these catalogs is far too big a subject to be covered here, so I will confine myself to saying that, by and large, they did set a new standard of excellence. Perhaps, as I hinted before, they may on occasion strike us as a little ponderous, a bit too much on the "we-must-educate-the-public" side – that's what I meant by teutonization. But, let's face it, the public, then as now, needed to be educated; and those who don't – well, no one forces them to read these long, learned annotations.... It was an approach that all the emigrés brought with them – the "real" booksellers had already practiced it with great success for years, even decades; and their soon-to-be colleagues were, as we have seen, ideally suited by temperament and education to follow this pattern.

One of the questions I asked my correspondents was whether their business would live after them. I found that only a handful will be continued, and only three or four by members of the family. But do not weep. I am often told – I hear it *ad nauseam* – that in our trade "they don't make them like they used to," or "the good ones are all gone." That's utter nonsense. If anything, they make them much better now than they used to, and we should be very pleased to see such a surprising number of young (and no longer quite so young) colleagues who are every bit as erudite and sophisticated as this older generation, if not more so. Perhaps this has to do with the fact that as the obvious great books, the ones that are so easy to describe (all you need is an appropriate citation from the *Encyclopedia Britannica, Printing and the Mind of Man* or other standard source) – as these disappear from the market, the less obvious ones get more attention, and they require a fresher approach and more original research. As Mr. Breslauer once remarked to me: "Our books seem to get worse all the time, but our descriptions get better and better." These newly-minted postwar booksellers are the real heirs of the continental immigrants, and I dare say that if we now have in this country a far larger proportion of learned, literate and cosmopolitan booksellers than ever before, it is because a generation ago, the Gentle Invaders had set the example and prepared the ground.

In closing, let me read to you the names of these people, of these Gentle Invaders:

Ilse and Frederick Bernett
Albrecht Buschke
George Efron
Marguerite and Lucien Goldschmidt
Ernest Gottlieb
Ludwig Gottschalk
Paul Gottschalk
Gerda and William Heinmann
Thomas Heller
Emil Hirsch
Walter Johnson
Hanni and Hans P. Kraus
Kurt Merlander
Emil Offenbacher
Marianne and Albert Phiebig
Otto Ranschburg
Edith and Herbert Reichner
Mary Rosenberg
Erwin Rosenthal
Marianne and William Salloch
William Schab
Walter Schatzki
Kurt Schwarz
Hellmuth Wallach

If applause is due, it is due to *them*, not to me. Thank you.

One thousand copies of *The Gentle Invasion* have been printed by Eastern Press in New Haven, Connecticut.

Text is 70 lb. Mohawk Superfine, White, eggshell finish; Cover is 80 lb. Paper Sources International Three Crowns, Dark Gray.

The Gentle Invasion has been typeset in ITC New Baskerville. Cover design by Terry Belanger. Design and production by David Cundy Inc, New Canaan, Connecticut.

August 18, 1940

Dear Ernst,

I hope I have not already given the enclosed account of the refugee bookcollers in New York by Rosenthal. I don't think so although my memory is hardly dependable these days.

I heard Rosenthal give the lecture. He was memorable - I thought of you at once with your interest in refugee participation in the professions and academia here in the United States. - Here is a contribution to that interest - The brochure is well made - well printed and I have hunted for it for a while - so here it is with my best wishes

Emil.

THEY CAN AID AMERICA

A Survey of Alien Specialized Personnel

NATIONAL REFUGEE SERVICE, INC.
139 Centre Street - - New York City

"These Can Contribute . . ."

Many persons admitted to the United States . . . have a high degree of professional training. Others have useful skills and important technical knowledge. Thus the United States is admitting many people who will be of distinct value in our national life. Often these can contribute directly and immediately toward the well being of the nation. Illustrations are found in the cases of physicians, now greatly needed, physicists and chemists of proven ability, mechanics, artisans and others. Some persons admitted have demonstrated artistic ability of a high order, others are scholars of international reputation.

A group particularly worthy of mention is that comprising former democratic leaders in territory now Axis controlled. Many courageous men who vigorously opposed the rise of the dictators have escaped the anger of the Nazis and have safely reached the United States . . .

These admissions are a valuable symbol of the good faith of the United States before the oppressed people of the whole world. The leaders of the nation have made declarations of fair treatment for all decent people who are oppressed and who seek that treatment at our hands. Such declarations as those comprising the Atlantic Charter and those set forth by yourself as the Four Freedoms must carry hope to the hearts of many whose only chance for decent human existence lies with the United Nations. The acts of the United States in applying the principles of humanity and in giving relief to worthy people who are the victims of tyranny is proof by deed of the good faith involved in these verbal declarations. Its moral benefit, upholding our friends now suppressed, but hoping for a chance to be effective in the common cause of humanity, must be great.

Robert J. Bulkley
Frederick P. Keppel
F. D. G. Ribble, *Alternate*

From:
Report to the President
Board of Appeals On Visa Cases
November 9, 1942

They Can Aid America

The chimneys of Pittsburgh smoke day and night and thousands of tons of much needed steel issue from its factories. Day and night, too, off the production belts of Detroit's factories come the tanks our Army needs. Almost one after the other "miracle" ships that take hardly more than a week to build come sliding down the ways at Bremerton.

By these and a thousand similar signs the American people read the story of America's great war-production effort, so large and all-embracing that it staggers the most vigorous imagination.

By another sign, too, America reads the story of its mighty task at the forges of freedom. Press and radio daily relay the words "manpower shortage." As the war goes on, growing needs make clear that there is a place in the war effort for every able-bodied and "able-minded" individual.

The study which follows these pages suggests one as yet untapped source of manpower. It is an indicative survey of the type of personnel to be found among the emigres who have come to this country in recent years. Since the advent of Hitler approximately 250,000 refugees, of all faiths, have escaped to this land. Their number, considerably smaller than is generally believed, has been limited by the restrictive immigration laws which have been in effect in the United States since 1921.

Perhaps one reason why the public believes the recent immigration of refugees to the United States to have been large lies in the outstanding character of the people who have come. America's newest arrivals have been drawn almost exclusively from the educated, the mechanically skilled, the scientifically and commercially trained. Nazism and Fascism have presented this country with at least eight Nobel prize winners, plus thousands of the best brains Europe has produced. National interest, the necessities of war as it is fought today—total war—and our American sense of justice all dictate that we turn these brains into fighting weapons against the Axis and with them help bring down that tyrannical system.

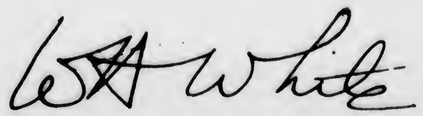
So great was the exodus of talent which Hitler brought about (of which only a part has come to this country) that future historians may rate it among his major blunders. One of the men whom

Hitler shortsightedly drove out soon after his accession to power was the very one whose invention made it possible for Germany to fight as long as she did in the last war. Fritz Haber, the distinguished scientist and Nobel prize winner, and discoverer of a process for the fixation of nitrogen from the air, died a refugee while fleeing Nazism. Without this nitrogen, Germany in 1914 could not have continued to manufacture its munitions.

The Nazi and Fascist systems which did not hesitate to drive out a Haber, as well as Albert Einstein, Thomas Mann, Sigrid Undset, Maurice Maeterlinck, James Franck, Victor Frank Hess, Otto Loewi and Otto Meyerhoff, all Nobel prize winners and all now residing in the United States, had no scruples about hundreds of men of only slightly lesser stature, and thousands of other highly capable men and women. Indeed, the Nazis tacitly admitted their error when they recently impressed into practice the remainder of the very physicians whom their theory of race had previously banned from medical work. But it was too late to draft the 5,000 or more emigre doctors now in the United States who can contribute their substantial bit toward relieving the shortage of medical men in our own country if we but utilize their skills.

By making proper use of the emigres who have come to these shores we only will be following the example of our fighting ally, England. That country has recognized that the refugees who have found haven there from Hitler's terror constitute a body of staunch and able allies, even though they originated in enemy countries. Today some 70,000 such "enemy aliens" are working with might and main beside the British people to bring about the downfall of the Axis.

Let it be stressed that the great majority of refugees who have come to the United States believe in democracy and are loyal to the country which has granted them sanctuary. The speed with which the majority of our new immigrants have applied for citizenship and the eagerness with which they have undertaken to learn the American way, the many young refugee boys who are serving in our Army and, indeed, the survey which follows, are expressions of their belief in democracy—our land of democracy.



William Allen White

Emporia, Kansas
March 13, 1943

A Survey of Alien Specialized Personnel

History This survey of alien specialized personnel results from a project carried out by refugees from Nazi and Fascist oppression. It presents an indicative, though far from comprehensive, study of alien specialists whose technical ability and experience would seem to be of value to the United States in its war effort and is based on a roster of such specialists.

The establishment of a "Roster of Alien Specialized Personnel" was conceived by an emigre and former lecturer on economics in Italian universities, Dr. Fausto R. Pitigliani, well before Pearl Harbor, as a means by which refugees might give expression to their deep appreciation for, and loyalty to, the country which has granted them haven.

The purpose of the roster was immediately endorsed by the Immigrants' Conference, a leading association of refugee clubs and societies, dedicated to advancing the Americanization of emigres. Its organization was entrusted to Dr. Pitigliani and an assisting committee. The committee was supplemented by an organization specifically concerned with carrying forward the survey. A grant furnished by the National Refugee Service made it possible to complete the compilation. The National Refugee Service gave further assistance by reviewing the statistical findings of the project, assisting in their preparation as presented here, and in making possible the present publication.

Compiling the Roster Altogether, 2,250 individuals enrolled in the Roster of Alien Specialized Personnel. The number of those whose attainments are outstanding in the fields of social science, engineering, medicine and business is extremely high, and an indication of the caliber of some of the registrants is given in the text accompanying the tables found later in this publication.

The call for alien specialists to enroll in a roster was made public through a campaign in "Aufbau," a weekly refugee newspaper with national circulation, through the general press, through the foreign language press and in the "Special Information Bulletin" of the National Refugee Service.

Since enrollment was purely voluntary, considerable variation in the degree of specialization among the enrollees was to be expected and outstanding individuals have been included with those of less distinguished, though still useful, attainments. Every candi-

date for the roster whose application revealed some vocation, skill or craft which by reasonable interpretation might be useful to the war effort, was accepted. Nothing, it was felt, could be more tragic than arbitrarily to deny many potential Americans the opportunity of expressing their very real desire to be of service to this, their new country.

It must be understood, too, that a great many persons who logically should have been enrolled in the roster were not reached by the call for enrollees; others invited to enroll themselves, failed to return their questionnaires. However, the number of those who did answer was sufficiently large to suggest that a wide variety of talent and ability which can serve the war effort exists among the refugee group as a whole.

Characteristics of the Group Of the 2,250 persons who registered with the Roster of Alien Specialized Personnel, the greater number are expatriated Germans, altogether 1,236 persons. (See Table 1, page 10.) A sizable number are expatriated Austrians, 547 persons, while the rest come from almost every Nazi or Fascist controlled country in Europe. Most of the expatriates are "stateless," no longer citizens of Hitler's Germany and not yet citizens of the United States. They were, of course, expatriated by the Nazi regime because of their Jewish origin and hostility to Nazism, or if Christian, on the basis of their enmity to Nazism.

A further study of the roster reveals that 1,970 of the registrants are male and 280 are female. (See Table 2, page 11.) Approximately half of these persons are over 46 years of age but under 65. Indeed, the entire group tends to be an older rather than a younger one, a fact which may indicate that a good many years of experience lie behind the occupational specialties offered, as well as that the younger men are serving the war effort directly in the Army.

Since we are fighting a global war, this group, with its diverse national origins, can serve America to positive advantage. Not only do these individuals have valuable specialties to offer, but they possess also an intimate knowledge of the industries, plants, commercial and social conditions of enemy countries which can be of immense value to America in its fight.

The importance of this last qualification becomes immediately apparent when we observe, in conjunction with the tables given

farther on, that one of the men enrolled was the chief and technical manager of the Junkers Airline System in Europe, a second was technical manager of the Fiat works of Italy and a third a former governor of the Prussian province of Posen. These are but a few individuals in a group which presents many others with qualifications that are especially significant in connection with the conduct of the war and that includes former government officials, engineers from Europe's greatest factories, some of the Continent's leading figures in medicine and members of its principal learned societies.

Ninety-six percent of the entire group have made application for American citizenship or have already received it. (See table following.) The four percent who have not made application for citizenship include visitors and other non-declarant aliens. Persons who are in the United States on visitors visas are not eligible to apply for citizenship. The non-declarant aliens, who are very few, probably include husbands of American citizens. They do not need to make application for first papers and probably have not been here long enough to have made final application for citizenship.

Distribution by Citizenship Status

	PERCENT
All Registrants	*100*
First papers applied for	*2*
First papers received	*91*
Second papers applied for	*2*
U. S. citizens	*1*
Visitors and other non-declarant aliens	*4*

Occupational Specialties Represented The occupational specialties of those enrolled in the roster fall within four general classifications—*Science and Mechanics, Social Sciences, Medicine and Medical Work,* and *Business.* Some 22 general professions and vocations are apparent under these headings in Tables 1 and 2 of this study. But even these give only the general outline of the specialties of the group. In actuality they stand for almost 100 different professions, vocations and trades.

Science and Mechanics The occupations which draw our first attention because the skills represented are so obviously connected with the war effort, fall within the grouping *Science and Mechanics.*

Here we find a total of 471 persons. More than one survey has revealed that America is woefully short of aeronautical, electrical, metallurgical, mining, radio and shipyard engineers—to mention

a few of the specialties represented in the group. While the number here is far too small to be expected to relieve this shortage to any great extent, still we cannot afford to disregard even a single person with such skills as a recruit for the war effort. Also mechanically skilled are many machinists, welders, tool and diemakers, screw machine operators, and other craftsmen.

Social Sciences Under the heading *Social Sciences* are 190 persons comprising several categories of specialists who can be of great use in the war production program. A shortage of trained economists and statisticians already exists. Such persons, familiar with the workings of Axis and other European economies, have an additional value in a struggle which takes the form of economic warfare.

In the same way other social scientists can play a useful role in the struggle. Editors, translators, journalists and lawyers with an intimate knowledge of the language and customs of our enemy countries have their place in carrying the war, particularly in its propaganda aspects, to the enemy.

Medicine and Medical Work It is obvious that those persons who are skilled in categories that come under the heading *Medicine and Medical Work* are desperately needed to make up the greatly enlarged medical personnel required by a nation at war. Altogether, 508 physicians and 81 dentists are registered in the roster, some of them formerly the most important and accomplished names in medicine on the Continent.

From other sources, particularly studies made by the National Committee for the Resettlement of Foreign Physicians, an organization affiliated with the National Refugee Service, we know that more than 5,000 foreign-trained physicians are now in the United States and of this total about two-thirds are licensed to practice. More than with any other emigre group, proper utilization of these doctors presents a challenge to American common sense and practicality.

The shortage of medical personnel has become acute in many areas but only to a partial extent are refugee physicians being brought into the war effort. Emigre doctors who are "enemy aliens" are not eligible to join the Army and receive commissions in the Medical Corps. The Procurement and Assignment Service of the War Manpower Commission, the agency which directs the recruiting of physicians for military service, has recommended that emigre

doctors not be drafted as privates where they are now engaged in essential medical work. It has advocated, instead, that they be permitted to carry on such work since through it they help greatly to maintain civilian health and relieve current shortages.

However, the full utilization of these doctors, even in civilian areas where obvious shortages exist, is limited by the fact that all but a few states have restrictions which effectively bar the entrance of foreign-trained physicians into practice. Only through the reduction of these barriers, which today hamper the national war effort considerably, can the way be opened for hundreds of skilled and able men to contribute their share to winning the war and maintaining American health, particularly among war production workers. This procedure has been adopted in England where over a thousand emigre doctors have been granted war-duration licenses and thus drawn into the wartime medical structure.

Business The greatest single group of persons, 739 in all, registered in the roster consists of businessmen. When it was begun, the call for specialists was confined to persons who belong in the first three categories of this survey. But at the request of Government officials familiar with the project, its scope was subsequently widened to include men of business experience.

Under the heading *Business* are men who know intimately many important processes, factories and trade secrets of the Nazi and Fascist production systems. One businessman, for example, was an important figure in one of Germany's largest metallurgical plants making pipes, metal sheets and heavy metal products. Another was head of one of the principal grain importing firms on the Continent, located in Paris, and managed thousands of employees scattered throughout the world.

Familiarity With Languages One of the remarkable facts about the group as a whole is the extent to which the persons registered possess a knowledge of several languages. (See table following.) The great majority know German and practically all of them know English. In addition, more than half of the group are proficient in French, and very large numbers in Italian and Spanish. More important is the fact that a very high percentage of them have an understanding of less familiar languages, a knowledge which in the case of a "global war" can be extremely useful. When Japan attacked Pearl Harbor on December 7 our propaganda experts

realized with a shock that only a very few white Americans possessed a knowledge of Japanese. Yet three of those enrolled in the roster are familiar with this difficult tongue.

Knowledge of Languages (Omitting English and German)

Afrikaans	2	Malay	2
Arabic	7	Norwegian	5
Bulgarian	5	Persian	4
Chinese	1	Polish	130
Croatian	3	Portuguese	29
Czech	128	Rumanian	20
Danish	15	Russian	73
Dutch	52	Serbian	13
Esperanto	2	Slavic	4
Flemish	4	Slovakian	9
French	1,468	Spanish	226
Hebrew	29	Swedish	24
Hungarian	66	Tartar	2
Icelandic	1	Turkish	6
Italian	278	Ukrainian	11
Japanese	3	Yiddish	52
Latvian	1	Yugoslavian	7

Refugee Participation in the War Effort

The overwhelming majority of the refugees who have come to this country are unreservedly loyal to it and to its democratic aims. As refugees they have full reason to hate the systems which drove them from their homelands. They have reason to feel grateful to this land, their haven in their darkest hour.

Because most of the group enrolled in the roster come from Germany and Austria, they technically fall within the classification of "enemy alien." This, however, should not be permitted to stand in the way of using men who can contribute so much to the American war effort, any more than England permitted it to stand in the way of her war effort. Today "enemy aliens" are contributing in many ways to the British all-out war endeavor. Scientists working in defense industries, doctors, volunteers in Britain's Pioneer Corps and women in appropriate women's services are all serving that country.

Even now, refugee men and women are giving all they can under present conditions to the American war effort. Several thousands of the young men are serving in the Army; many of them enlisted voluntarily before Pearl Harbor. Thousands of others are serving in industry, some in war industry, some as replacements for workers going into war industry. However, many are not permitted to use the special skills they possess and by which they can better serve this country.

Some 2,500 emigre doctors are helping to relieve the present medical shortage—fully half of them serving as interns and house physicians in hospitals throughout the country, enabling such institutions to continue to meet the health needs of their communities. A few of the more outstanding personalities in other fields have already been drawn into the war effort both by private industry and by the Government.

The Employer and the Alien

What principally stands in the way of full utilization of the eligible refugee is an inadequate understanding among private and public employers who can make use of him. To an important extent the Government has shown itself interested in remedying the situation. Certain officials have shown an interest in this survey from its beginning. The War Manpower Commission has recently requested that the material contained in the roster be turned over to it. Other agencies of the Government have sought out refugees with a knowledge of patents and processes to contribute to the tools of economic warfare, and still other agencies are making use of outstanding specialists in suitable jobs.

It should be understood, too, that aliens are eligible to engage in the war effort in private industry and that our Government has made itself very clear on this point.

Two types of contracts apply in war production. Where war goods are made under non-secret and non-classified contracts, aliens may be employed without restriction. In the instances of employers holding "classified" contracts for the manufacture of war materials where secret processes and airplane production are involved, aliens may be employed by them on securing special permission from the proper governmental authorities. However, in the instance of both types of contracts, some employers mistakenly refuse to engage men whose skills are needed because they fail to understand the Government's anti-discriminatory stand.

It is natural that in a period of stress, caution should be the rule when America chooses men to assist in its war effort. But the refugees, who have been hounded out of their native lands by the totalitarians, have more than enough reason to value democracy.

Today in a war where men are taking sides for the forces of good against the forces of evil there is a role for every ally—and those who now wait need to be called.

Statistical Tables

The following statistical tables represent the chief aspects of the information compiled as a result of registration with the Roster of Alien Specialized Personnel.

Accompanying Tables 3 to 8 are several brief case histories. These are given not because they refer to exceptional persons, but for the purpose of relating these statistics more closely with the individuals they actually represent. In the last analysis, these figures are people—a specifically selected group of men and women—and it is not out of place to try to breathe a spark of life into otherwise cold tables. In this way too the potential role of many refugees in America's tremendous war effort is highlighted.

TABLE 1

*Individuals Registered with the Roster of Alien Specialized Personnel By Principal Occupation and Last Nationality**

Principal Occupation	*Total*	Last Nationality: German	Austrian	Other	Unknown
All Individuals	*2,250*	*1,236*	*547*	*201*	*266*
SCIENCE AND MECHANICS					
Physicists, Meteorologists, etc.	*18*	7	5	4	2
Chemists	*67*	25	24	14	4
Chemical Engineers	*37*	7	12	12	6
Engineers	*162*	54	71	20	17
Architects	*50*	19	22	6	3
Draftsmen	*28*	8	5	4	11
Mechanics, Operators, etc.	*109*	30	24	4	51
SOCIAL SCIENCES					
Economists	*37*	22	10	5	—
Accountants	*57*	29	14	4	10
Translators, Language Teachers	*26*	13	5	4	4
Journalists, Editors	*25*	7	11	4	3
Social Workers	*10*	6	1	—	3
Social Scientists, Lawyers, etc.	*35*	22	8	3	2
MEDICINE AND MEDICAL WORK					
Physicians, licensed	*285*	136	83	10	56
Physicians, not licensed	*223*	135	51	13	24
Dentists	*81*	59	12	4	6
Pharmacists	*49*	25	18	5	1
Nurses	*116*	75	10	10	21
Physiotherapists	*25*	8	4	1	12
X-ray Technicians	*23*	12	3	2	6
Laboratory Technicians	*48*	24	13	3	8
BUSINESS					
Businessmen	*739*	513	141	69	16

* The Nazi regime deprived most of these Germans of their nationality.

TABLE 2

Individuals Registered with the Roster of Alien Specialized Personnel By Principal Occupation, Age and Sex

Principal Occupation	*Total*	Sex: Male	Female	Age in Years: Up to 35 Male	Female	36 - 45 Male	Female	46 - 65 Male	Female	66 and Over Male	Female	Unknown Male	Female
All individuals	*2,250*	*1,970*	*280*	*489*	*97*	*92*	*1,051*	*82*	*79*	*3*	*50*	*6*	
SCIENCE AND MECHANICS													
Physicists, Meteorologists, etc.	*18*	18	—	5	—	10	—	3	—	—	—	—	—
Chemists	*67*	59	8	22	1	16	2	18	5	—	—	3	—
Chemical Engineers	*37*	35	2	8	1	15	1	9	—	—	—	3	—
Engineers	*162*	162	—	30	—	55	—	66	—	2	—	9	—
Architects	*50*	50	—	9	—	8	—	28	—	3	—	2	—
Draftsmen	*28*	23	5	13	2	4	3	6	—	—	—	—	—
Mechanics, Operators, etc.	*109*	109	—	49	—	24	—	32	—	—	—	4	—
SOCIAL SCIENCES													
Economists	*37*	37	—	11	—	16	—	8	—	1	—	1	—
Accountants	*57*	57	—	19	—	21	—	15	—	2	—	—	—
Translators, Language Teachers	*26*	18	8	4	3	1	—	10	2	—	2	1	—
Journalists, Editors	*25*	22	3	4	—	10	2	5	—	2	—	1	1
Social Workers	*10*	4	6	2	1	3	1	2	—	—	—	—	—
Social Scientists, Lawyers, etc.	*35*	33	2	5	—	8	1	19	1	—	—	1	—
MEDICINE AND MEDICAL WORK													
Physicians, licensed	*285*	256	29	30	6	74	13	139	10	6	—	7	—
Physicians, not licensed	*223*	198	25	7	7	34	7	128	9	26	1	3	1
Dentists	*81*	73	8	7	3	17	2	46	3	2	—	1	—
Pharmacists	*49*	37	12	6	7	5	5	21	—	5	—	—	—
Nurses	*116*	21	95	—	29	4	28	17	37	—	—	—	1
Physiotherapists	*25*	8	17	1	7	1	4	4	5	—	—	2	1
X-ray Technicians	*23*	4	19	3	11	1	3	—	4	—	—	—	1
Laboratory Technicians	*48*	15	33	10	16	3	14	1	3	1	—	—	—
BUSINESS													
Businessmen	*739*	731	8	56	3	159	3	475	1	29	—	12	1

TABLE 3—*Chemists*

Total	*67*
General	24
Biochemistry and food chemistry	8
Electronics	1
Fluorescent material	1
Heat and pressure refrigerating	2
Metallurgy	4
Microchemistry	1
Oils, fats	4
Paints	4
Pharmaceutics and cosmetics	9
Synthetics and colloidal chemistry	6
Textile chemistry	3

A. is a specialist in high explosives. For more than 30 years he was the managing director of one of the largest powder factories in Europe.

B. is a specialist in the chemistry and physics of heat and pressure. He is internationally known for developing improvements in ignition and combustion engines.

C. is a biophysicist doing research in cyclotron and nuclear physics.

TABLE 4—*Chemical Engineers*

Total	*37*
General	9
Alcohol Distilling	2
Alloys	1
Beet sugar	1
Carbon	1
Ceramics	1
Copper	1
Electrolytic condensers	1
Explosives	1
Inorganic chemistry	2
Metallurgy	4
Mildew treatment	1
Nitric acids	1
Oil	1
Organic chemistry	2
Paints	1
Paper	1
Plastics	1
Rubber	1
Textiles	3
Thermoplastics	1

A. is the inventor of a certain type of fuse invaluable to the mining industry.

B. is a recipient of the Wilson Medal in Chemistry.

TABLE 5—*Engineers*

Total	*162*
Aeronautics	7
Armaments	5
Automobiles, bicycles and motorcycles	2
Business machines	1
Construction (roads and buildings)	20
Electricity	32
Gas, heating, refrigeration	8
Hydraulics	1
Hydrodynamics	1
Mechanics	25
Mining and metallurgy	10
Oil	2
Power plants	9
Pumps	2
Radio and telephone	10
Railroads	13
Sound detection devices	1
Sound picture technique	1
Tools and gauges	3
Others (including a specialist in artificial fog)	9

A. is a specialist in power plants, engines and auxiliary machines. He was the director and general manager of one of Europe's largest steam turbine factories.

B. is an electrical engineer and physicist with outstanding general experience who specializes in electronics. He was the chief engineer of a well-known laboratory.

C. is a mathematician, specializing in general and applied mechanics. He was vice-chief of the scientific department of the Bureau of Standards of a foreign government.

D. is an aeronautical engineer and was chief and technical manager of the famous Junkers airline system. He was in charge of its entire supporting technical organization. He designed and planned one of the most important transport planes used in Europe before World War II.

TABLE 6—*Selected List of Economists and Social Scientists*

Total	*72*
Cryptography	1
Economics (general)	11
Foreign Trade	2
Government	4
History and geography	4
Housing	1
Law	12
Political science	2
Price control	2
Public finance	2
Social Security, labor questions	8
Social science (general)	1
Statistics	16
Taxes	1
Others (teachers, etc.)	5

A. is the former governor of the Prussian Province of Posen.

B. is the former editor-in-chief of a Berlin newspaper.

C. is a former professor of statistics in European universities.

TABLE 7—*Selected List of Licensed Physicians With High Degree of Experience*

Total	*79*
General practice	6
Dermatology	6
Ear, nose, throat	7
Internal medicine*	15
Obstetrics	4
Ophthalmology	1
Orthopedics	2
Neurology and psychiatry	9
Pathology and anatomy	5
Pediatrics	4
Public health	3
Radiology, roentgenology	6
Surgery	9
Others (bacteriology, physiology)	2

* Includes cardiology, gastro-enterology, tropical diseases, tuberculosis.

A. is a specialist in gastro-enterology, who invented an instrument which is used all over the world in the field of gastroscopy.

B. is a specialist in physiological-chemical research as applied to preservation of blood plasma, blood substitutes, proteins, etc.

TABLE 8—*Occupational Distribution of Selected Industrialists and Businessmen with Special Experience*

Total	*243*
MANUFACTURING	
Food and kindred products	21
Textile mill products	15
Apparel	11
Lumber and furniture	3
Paper products, printing and publishing	10
Chemical and allied products	11
Leather and leather products, rubber products	16
Stone, clay and glass products	5
Iron, steel, non-ferrous metals and their products	10
Electrical and other machinery	12
Miscellaneous manufacturing	6
TRANSPORTATION	4
TRADE	
Wholesale	58
Retail	24
FINANCE	
Banks, insurance, real estate	35
SERVICE	
Film industry	2

A. was the general manager of one of the largest metallurgical plants in Germany which made pipes, metal sheets, and other heavy metal products.

B. was the head of one of the world's largest grain importing concerns. He managed a French company which had thousands of employees in many countries.

MITTEILUNGSBLATT

des

OBERRATES DER ISRAELITEN BADENS

für die angeschlossenen Gemeinden

Herausgeber: Oberrat der Israeliten Badens, Karlsruhe, Knielinger Allee 11 Nr. 7/8 Juli/August 1991

Erinnerung und Mahnung

Ausschnitte aus Ansprachen v. 28. April 1991 anläßlich der nun schon zur Tradition gewordenen alljährlichen Gedenkfeier auf dem Deportiertenfriedhof des Camp de Gurs.

Bürgermeister Thomas Landsberg, Freiburg, offizieller Repräsentant der badischen Städte und Gemeinden:

"Gurs, eine merkwürdige Silbe wie ein Schluchzen, das einem in der Kehle steckenbleibt." ("Gurs, une dróle de syllabe comme un sanglot qui ne sort pas de la gorge.")

Der französische Schriftsteller Louis Aragon hat diesen Satz geprägt über einen Ort, an dem die Nationalsozialisten Deutschlands 1940 ein Deportationslager nutzten, das schon ein Jahr vorher republikanische spanische Freiheitskämpfer eingesperrt sah. In dieses Lager wurden am 22. Oktober 1940 6.504 - die deutschen Faschisten verzichteten auch im Grauen nicht auf eine exakte Buchführung - jüdische Menschen aus Baden und der Pfalz, verschleppt. Für fast alle bedeutete es den Weg in den Tod, den sie entweder bereits in Gurs oder zwei Jahre später in den Vernichtungslagern Ausschwitz und Majdanek fanden.

Die Tatsachen der furchtbaren Verschleppungsaktion, an deren Ende der badische NS-Gauleiter Wagner die Meldung machen konnte, daß Baden "judenfrei" sei, sind der Nachwelt bis ins Detail bekannt. Wir haben uns heute als Vertreter aller badischen Städte, Gemeinden und Landkreise, die den Friedhof und die Mahnstätte in Gurs pflegen, wie in den vergangenen Jahren versammelt, um ein politisches Zeichen dafür zu setzen, daß wir die Erinnerung an die Taten, Täter und vor allem Opfer von damals wachhalten wollen.

Die Notwendigkeit des Nichtvergessens ergibt sich nicht nur aus der Verantwortung unserer Geschichte oder aus dem Respekt vor den Opfern, für die wir im Nachhinein nichts wesentlich Anderes tun könnten. Sie beruht ebenso stark auf der Erkenntnis, daß wir - und zwar immer wieder neu - die Erfahrungen von früher dem Handeln von heute zugrundelegen müssen.

Erinnerung an das Grauen. Sie muß uns Mahnung für unser aktuelles politisches Handeln sein. Dabei gilt damals wie heute: Eine Gewaltherrschaft, die die elementaren Grundsätze menschlicher Würde bis hin zu Tod und Vernichtung verletzt, ist nie das Werk von Einzelnen; sie entsteht auch nicht von einem Augenblick auf den anderen. Gewaltsysteme können sich nur in einem länger dauernden Prozeß etablieren und sie werden stets von einer Vielzahl aktiver Menschen mit der mindestens stillschweigenden Duldung einer noch größeren Zahl von Passiven errichtet. Begünstigt, bisweilen ausgelöst, wird eine solche Entwicklung von materieller gesellschaftlicher Not und geistig-ethischer Desorientierung.

Verhindern lassen sich autoritäre Entwicklungen nicht durch Beschwörungsformeln, sondern nur durch eine aktive Gestaltung eines demokratischen Gemeinwesens möglichst vieler Menschen. Diese Arbeit muß dauerhaft geleistet werden, denn die Gestaltung einer lebendigen Demokratie ist ebenso ein Prozeß wie die Entstehung und Verfestigung einer Diktatur. Auch wenn wir im Moment keine akute Gefahr sehen, die Ruhe kann trügerisch sein, wie uns die Schändungen jüdischer Friedhöfe in Deutschland und Frankreich in jüngster Vergangenheit gezeigt haben. Ebenfalls nennen möchten ich für die beiden Länder das periodische Erstarken nationalistischer bis faschistischer Kräfte, die zur Zeit besonders in den östlichen Bundesländern des wiedervereinigten Deutschlands tätig sind.

Wir wollen heute der Opfer von damals in Scham und Trauer gedenken. Wir wollen in diesem Gedenken zugleich unseren Willen bekräftigen, keine Gewaltherrschaft mehr zuzulassen, die Menschen erneut zur Erniedrigung und Vernichtung führen könnte wie unsere deportierten jüdischen Mitbürger, an deren Gräber wir uns hier in Gurs versammelt haben."

Rabbiner Benjamin David Soussan, Freiburg - als Sprecher des Oberrates der Israeliten Badens:

Gurs 1991 fordert uns auf, stets zu erinnern - in Fortdauer -, daß das Geschehene kein Traum oder gar eine Lüge ist...

Das hat wirklich existiert...

Wir erheben unsere Stimme heute, nicht nur um unsere Toten zu beweinen, sondern auch und insbesondere um die Jugend in der ganzen Welt zu warnen und zu bewahren vor den Gefahren, die sich noch um uns herum bewegen, um unsere Demokratie...

Wir haben die Pflicht, die Aufmerksamkeit der heutigen - unschuldigen - Jugend zu wecken und darauf zu lenken, daß sie Wachsamkeit bewahrt gegen jeden rassistischen und antisemitischen Angriff, damit sich die Geschichte nicht erneuert und damit sich die Fehler der Erwachsenen von gestern nicht wiederholen.

Wir gedenken des 51. Jahres der Deportation deutscher Juden nach Gurs. Im Hebräischen gibt es keine Zahlen. Sie werden ersetzt durch die Buchstaben des Alphabets. Der Gegenwert von 51 sind die Buchstaben "NUN" und "ALEPH", zusammen bilden diese beiden Buchstaben das Wort "NA". Dieses Wort "NA" besagt im Hebräischen "BITTE".

Eine Bitte, die verlangt, nicht vergessen zu werden, nicht aus dem Lager Gurs eine Routine zu machen, die dazu verdammt ist, vergessen zu werden. "NA", erinnert Euch meiner!" "NA": Vergesst mich nicht! Sorgen wir dafür, daß ihr Tod kein vergebliches Opfer war.

Datum	13. 7. 1991 2. TAMUS 5751	20. 7. 1991 9. TAMUS 5751	27. 7. 1991 16. TAMUS 5751	3. 8. 1991 23. TAMUS 5751	10. 8. 1991 30. TAMUS 5751
Wochenabschnitt	MATTOT-MASSEJ	DEWARIM	WA' ETCHANAN	EKEW	RE'EH Schabbat Rosch Chodesch
21. 7. Fasten 9. AW					
Schabbatausgang	22.21 Uhr	22.13 Uhr	22.03 Uhr	21.51 Uhr	21.31 Uhr

Datum	17. 8. 1991 7. ELUL 5751	24. 8. 1991 14. ELUL 5751	31. 8. 1991 21. ELUL 5751		
Wochenabschnitt	SCHOFTIM	KI TEZE	KI TAWO		
Schabbatausgang	21.25 Uhr	21.11 Uhr	20.57 Uhr		

Mitteilungen der Jüdischen Gemeinden

Geburtstage Oberratsmitglieder:

Am 3. Juli feiert Herr Dr. Uri Kaufmann Geburtstag.
Wir gratulieren sehr herzlich und wünschen alles Gute.

BADEN - BADEN

Geburtstage:

Herr Manfred Stern	am	23. 07.
Herr Albert Blandowsky	am	21. 08.

Herzlichen Glückwunsch und alles Gute!

Israelitische Gemeinde Freiburg

Geburtstage:

Herr Günther Kohls	am	04. 07.
Frau Eva Daniel	am	10. 07.
Herr R. H. Gelb	am	16. 07.
Herr Etan Ruppin	am	18. 07.
Frau Helena Peled	am	20. 07.
Frau Magdalena Srimpel	am	25. 07.
Herr Perez Straussberg	am	02. 08.
Herr Siegfried Schnurmann	am	03. 08.
Frau Hannah Leibinger	am	08. 08.
Herr Schlomo Zwi Peled	am	11. 08.
Frau Ruth Gottlieb	am	30. 08.
Frau Johanna Graetz	am	31. 08. 97 Jahre
Frau Lilly Grasser	am	31. 08.

Herzlichen Glückwunsch!

*

Bar-Mizwa in Freiburg i. Br.

Kürzlich konnte die Jüdische Gemeinde Freiburg die Bar-Mizwa von Immanuel Ambar feiern. Der Schabbat-Gottesdienst mit Beteiligung der Familie Ambar und vieler Bekannter und Verwandter fand unter Leitung von Rabbiner Benjamin Soussan und Oberkantor Blumberg statt. Im Laufe des Gottesdienstes wurden neben vielen anderen auch der Vater des Bar-Mizwa, Abraham Ambar, und der Bruder Benjamin zur Torah aufgerufen. Schließlich hatte Immanuel Ambar die Gelegenheit, mit einer besonders schön vorgetragenen Haftara sein Können unter Beweis zu stellen.

Nach dem Gottesdienst fand ein fröhliches Fest mit ca. 60 Personen statt. Ein reichhaltiges israelisches Buffet mit Lachs, Chumus, Auberginen, Reis, Früchten und vielem anderen lud ein. Oberkantor Blumberg hielt eine Rede, und auch sein Schüler Immanuel Ambar ergriff das Wort, um seinem Lehrer in einer alle erfreuenden Ansprache zu danken. Nach vielen gemeinsamen Gesängen und anregenden Diskussionen unter den Gästen ging dieser schöne Tag zu Ende.

(Jüd. Rundschau Basel v. 30. 05. 1991)

Wenn der jüngste Sohn des Rabbiners heiratet, dann ist das "eine ganz normale jüdische Hochzeit" - und doch etwas ganz Besonderes. Mit der Hochzeit von Julien Soussan und Sara Müller erlebte denn auch die 1987 eingeweihte Freiburger Synagoge gestern ihre erste größere Hochzeit. Gekommen waren Landes- und französische Rabbiner, Mitglieder des Zentralrats der Juden in Deutschland und viele der 250 Mitglieder der Israelitischen Gemeinde Freiburg, die dank des Zuzugs sowjetischer Juden "keine sterbende Gemeinde mehr" ist, wie sich ihr Vorsitzender Klaus Teschemacher freut. "Wäre Freiburg ein polnisches Städtel, dann wäre das fast wie eine Königshochzeit."

(aus der "Badischen Zeitung")

*

Temperament

Nicht nur außerordentliches Können, sondern auch ein gehöriges Quentchen Temperament prägte den Violinabend mit den beiden jungen aus Argentinien gebürtigen und heute in Südbaden lebenden Musikern Silvia Lester (Klavier) und Rolando Prusak (Violine) in der Reihe "Kultur in der Synagoge" im Saal der Israelitischen Gemeinde Freiburg. Ahnen konnte man beides schon bei Bachs Solosonate g-Moll. Allerdings nahm Rolando Prusak da die Emotionen selten an die Zügel (das Fugenthema war geradezu trotzig, aufbegehrend angelegt), und kostete zu wenig die lyrischen Passagen aus.

Den großen, dramatischen Violinsonaten von Beethoven (c-Moll, op. 30,2), und Edvard Grieg (c-Moll, op. 45) bekam dieses energische Spiel schon eher, wenngleich der Geiger auch hier bisweilen interpretatorische Schwarz-Weiß-Malerei der Arbeit mit Nuancen vorzog. Silvia Lester besaß an diesem Abend zumeist die breitere Ausdruckspalette, ließ ihr Instrument wunderbar variabel "sprechen".

Von beiden Musikern großartig gespielt war "Nigun" von Ernest Bloch, ein Stück aus dem jüdischen Zyklus "Baal Schem". Hier musizierte Prusak äußerst facettenreich, hochexpressiv und sensibel, ließ sich auf Dialoge mit seiner Partnerin ein.

Angesichts solcher Möglichkeiten enttäuschte die Darbietung von Mozarts Rondo C-Dur (KV 373): Es blieb bei einer harmlosen Interpretation ohne Biß, die sich nicht die Mühe machte, dem scheinbar schlichten Werk auf seine abgründige Schliche zu kommen.

(aus der "Badischen Zeitung")

*

"Ein fröhlicher Tag,
dieser Jom Haazmaut"

Mit einem Empfang in der Freiburger Synagoge feierte die Israelitische Gemeinde der Breisgaumetropole den Jom Haazmaut 1991, den 43. israelischen Unabhängigkeitstag. Vor zahlreichen Gästen hoben alle Redner ihre Verbundenheit und Solidarität mit dem jüdischen Staat hervor.

Es war ein fröhlicher Tag, sagte der neue Vorsitzende der Freiburger Gemeinde, Klaus Teschemacher, in seiner Begrüßungsansprache zum Unabhängigkeitstag, der in Freiburg zum erstenmal gefeiert wurde. Gleichzeitig verwies Teschemacher auf die Arbeit, die auch der Israelitischen Gemeinde bei der Integration sowjetischer Emigranten zufalle. "Wir erwarten, daß im Regierungsbezirk Freiburg 2.000 Emigranten aufzunehmen sind." Die Gemeinde wolle ihre ganze Unterstützung bei der Suche nach Wohnung und Arbeit anbieten. Doch zeigte sich Teschemacher skeptisch darüber, ob seine Gemeinde dem Ansturm gewachsen sei.

Der Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, Henning Wellbrock, lobte den Staat Israel als "ein geachtetes und wichtiges Mitglied der Völkergemeinschaft". Die Existenz des Staates, dessen Idee mehr als 5.000 Jahre zurückreiche, sei der lebendige Beweis dafür, wie mit geistiger, religiöser und moralischer Solidarität gegen alle Widrigkeiten zu bestehen sei, Wellbrock wünschte sich, daß die Idee von Schalom Wirklichkeit werde: "Kriege kann man gewinnen, dabei aber den Frieden verlieren." Der Hauptredner des Abends, Michael Tal aus Zürich, nannte vor zahlreichen Gästen die friedliche Koexistenz des Staates Israel mit dem palästinensischen Volk die wichtigste Aufgabe der Zukunft. Als eine "riesige Aufgabe" bezeichnete er auch die Integration der jüdischen Emigranten aus der UdSSR in Israel. Sie reiche weit über die Realisierungsmöglichkeiten des Staates hinaus, sodaß Israel auf internationale Hilfe, besonders aus den USA und aus der Bundesrepublik, angewiesen sei.

Der Generalsekretär der Handelskammer Schweiz-Israel rief bei dieser Gelegenheit dazu auf, in Israel zu investieren. Schäden in Höhe von drei Milliarden Dollar habe das Land durch die irakischen Angriffe während des Golfkrieges zu beklagen. "Zähneknirschend" habe man aus Gründen der internationalen Solidarität toleriert, daß die Scud-Angriffe ohne militärische Antwort aus Israel geblieben sind. Tal rechtfertigte den israelischen Luftangriff auf den irakischen Atommeiler vor zehn Jahren: "Keiner hat damit gerechnet, daß der Irak eine so brutale Kriegsmaschinerie aufgebaut hat. Die Folgen wären für Israel katastrophal gewesen, hätte der Irak über atomare Waffen verfügt." Betroffen zeigte er sich über die Tragödie des kurdischen Volkes.

In seiner persönlich gehaltenen Stellungnahme forderte der Schweizer Generalsekretär Israel auf, "sich dem Problem des Friedens mit seinen arabischen Nachbarn" zu stellen. Die "ernsthaften Bemühungen" der Amerikaner um eine Friedenslösung im Nahen Osten verdienten Unterstützung, so Tal. Er bezeichnete die Diskussion um die Rückgabe der besetzten Gebiete als "bitteres und schweres Problem", ein Kompromiß müsse aber gefunden werden. Tal zeigte Verständnis für Meinungen, die die Gebiete für wichtiger erachten als dauerhaften Frieden. Sein Blick ginge aber in die Zukunft: "Das Risiko eines palästinensischen Staates müssen wir auf uns nehmen." Andernfalls drohe ein "Schrecken ohne Ende", der die Existenz Israels gefährde. Tal wünschte sich mehr gegenseitiges Vertrauen.

Der Einladung der Gemeinde waren zahlreiche Gäste aus Kirche, Politik und Wirtschaft gefolgt. Neben Vertretern der Universität und der Pädagogischen Hochschule konnte Vorsitzender Klaus Teschemacher unter anderem Gäste aus dem Regierungspräsidium, dem Verwaltungs- und Amtsgericht, dem erzbischöflichen Ordinariat sowie aus Stadtverwaltung und Gemeinderat willkommen heißen.

Gerhard Behnke

KARLSRUHE

Gottesdienste:

Freitag abends	19.00 Uhr
Samstag morgens	9.30 Uhr

Geburtstage:

Frau Miriam Goldwerger	am	01.07.	
Herr Erwin Isaak	am	05.07.	75 Jahre
Frau Marga Kuner	am	07.07.	
Herr Boris Opatwoski	am	10.07.	75 Jahre
Herr Herrmann Lewin	am	14.07.	
Herr Laib Rubinstein	am	24.07.	
Frau Regina Fuks	am	25.07.	
Frau Rosa Rubinstein	am	26.07.	
Herr Julius Großmann	am	26.07.	
Frau Malvina Knittel	am	28.07.	65 Jahre
Herr Ladislau Bojan	am	05.08.	
Frau Helene Buchwald	am	24.08.	
Herr Aahron Gul	am	26.08.	65 Jahre
Frau Elly Krauß	am	29.08.	

Herzlichen Glückwunsch!

*

Jom Ha-Sikaron und Jom Ha-Azma'ut

Am Jom Ha-Sikaron le'Chalalej Zahal kam in der Karlsruher Gemeinde ein Minjan zusammen, um in einem Gottesdienst der israelischen Soldaten zu gedenken, die in den vielen Kriegen des jungen Staates ihr Leben lassen mußten für die Verteidigung der Freiheit ihres Landes und für die Sicherheit seiner Bürger.

Am kommenden Abend vereinte dann ein freudiger Anlaß die Karlsruher und Pforzheimer Gemeindemitglieder in der Synagoge. In einem Gottesdienst gedachte man des 43. Unabhängigkeitstages des Staates Israel. Im Anschluß hatten die Pforzheimer Mitglieder zu einem Israelischen Abend in den Großen Festsaal eingeladen. Mit viel Liebe hatten Pforzheimer Frauen israelische Spezialitäten wie Chumus, Falafel, Techina, Pittah, Salate usw. zubereitet, die von allen mit großem Appetit verzehrt wurden. Das Duo Schalom aus Rotterdam sorgte dabei mit israelischen Liedern für die nötige Stimmung. Unser Dank gilt - wie es auch Gemeindevorsitzende Ury Ppper in seiner kurzen Ansprache erwähnte - vor allem den Pforzheimer Frauen, die sich so viel Arbeit machten, um uns allen einen schönen, erinnerungswerten Jom Ha-Azma'ut-Abend zu gestalten.

Dr. Jael B. Paulus

*

Schawuoth in Karlsruhe

An Schawuoth, dem zweiten Fest der Schalosch Regalim, feiern wir das Ereignis der **Matan Thora**, der Offenbarung am Sinai. An diesem Tag erhielt Mosche und mit ihm ganz Israel von Gott die Thora und damit die Grundlage und das Herz der jüdischen Religion. Eindrucksvoll gestaltete Kantor Pierre Nauciciel nach Ausgang des Schabbats Bamidbar den Erew Schawuoth Gottesdienst. Die Gottesdienste der beiden Feiertage waren gut besucht. Nach den Morgengottesdiensten saßen Gemeindemitglieder und Gäste beim traditionellen milchigen Schawuoth-Kiddusch zusammen, der dankenswerterweise von Frau Solange Nauciciel und ihrer Tochter Veronique hergerichtet wurde, die für die erkrankte Frau Rita Schwartz einsprangen. Man kann gerade an einem Tag wie diesem nicht oft genug darauf hinweisen, wie wichtig gut besuchte Gottesdienste und die darauf folgenden Kidduschin - für das Leben einer jüdischen Gemeinde sind. Genauso wie es ohne die uns an Schawuoth übergebene Thora und ihre Gebote kein Judentum gäbe, kann auch ein zeitgenössisches Judentum nicht existieren ohne ein aktives religiöses Leben.

*

Ernst Michel 75

Am Tag nach Schawuoth, am 21. Mai, konnte unser aktives und allseits beliebtes Gemeindemitglied Ernst Michel seinen 75. Geburtstag feiern. Ernst Michel, einer der wenigen ehemaligen Karlsruher Juden, blickt wie alle seiner Generation, auf ein schwieriges Leben zurück. Kaum ein Lager, von Dachau über Gurs bis Auschwitz mit seinen Nebenlagern blieb ihm erspart. Nach der Befreiung kam er nach Karlsruhe zurück, gründete hier eine neue Existenz und war von Anfang an aktiv am Aufbau der Karlsruher Gemeinde beteiligt. Die Gemeinde wünscht ihm und seiner Gattin alles Gute und hofft, sie noch lange bei bester Gesundheit in der Synagoge begrüßen zu können.

Dr. Jael B. Paulus

Israelitische Gemeinde Konstanz

Gottesdienste:

Erew-Schabbat	19.00 Uhr
Schabbat	9.30 Uhr

Nach jedem Gottesdienst Kiddusch

Geburtstage:

Sabine Rosenberg	am	10.07.
Dr. A. Schick	am	13.07.
Edmund Meyer	am	18.07.
Sigmund Nissenbaum	am	25.07.
Mira Kirjuchin	am	02.08.
Shmuel Blumberg	am	05.08.
Rolf von Geldern	am	06.08.
Lotte Lustig	am	07.08.
Ronid Minwes	am	09.08.
Elise Bloch	am	23.08.
Paul Lieber	am	23.08.
Amos Dajaka	am	25.08.

Wir wünschen alles Gute, Gesundheit - ad mea wesrim - Freude und Zufriedenheit.

*

Der Frauenverein trifft sich jeden 2. Montag im Monat um 16.00 Uhr im Gemeindezentrum, Sigismundstr. 19.

Die Dr. Erich-Bloch-Bibliothek unserer Gemeinde ist jeden 1. und 3. Montag von 15.00 bis 17.00 Uhr geöffnet.

*

Die Familie Marcuzi lud aus Anlaß der Brit-Mila ihres 2. Sohnes Philipp Aaron zu einer Feier zu sich nach Hause ein. Nach der Brit gab es ein vorzügliches koscheres Buffet.

*

Im Mai 1991 haben wir einen vergnüglichen Seniorenausflug mit Mitgliedern der Stuttgarter Gemeinde unternommen. 38 Senioren der Gemeinde aus Stuttgart kamen unter Leitung von Herrn Rosenzweig hier nach Konstanz. Von der Israelitischen Kuitusgemeinde Konstanz haben 21 Senioren unter der Leitung unseres 2. Vorsitzenden Herrn Herbert Stiefel diese Herrschaften betreut.

Im historischen Konzilgebäude trafen wir uns zuerst zu einem Fischessen. Dort wurden Begrüßungsworte ausgetauscht und freudig zum Ausdruck gebracht, daß dieses Zusammentreffen von Senioren nach nur zwei Jahren wiederholt wurde.

Nach dieser ausgiebigen Mahlzeit fuhren wir gemeinsam mit dem Schiff vom Hafen Konstanz aus bei schönem Wetter über den herrlichen Bodensee zur Blumeninsel Mainau. Für alle immer ein Erlebnis und auf der Insel war jeder sich selbst überlassen, um nach seinem Geschmack die Anlagen genießen zu können.

Um 16 Uhr Treffpunkt Kastaniengarten zu einem gemütlichen Kaffee und Kuchen.

Um 17 Uhr holte der Stuttgarter Bus unsere Gäste von der Insel Mainau zur Rückfahrt ab.

Wir müssen uns ganz besonders bei Herrn Rosenzweig bedanken, der alles in hervorragender Art und Weise arrangiert hatte. Für alle war dieser Tag wohl unvergeßlich und wir Konstanzer würden uns freuen, wenn Mitglieder anderer Gemeinden uns besuchen würden; nicht nur allein wegen unserer schönen Gegend, sondern auch zum Gedankenaustausch und zum sich "Kennenlernen".

*

Am 02.06.1991 fand eine ordentliche Mitglieder-Versammlung der Gemeinde, mit einer sehr großen Beteiligung der Mitglieder, in unserem Gemeinde-Zentrum, Sigismundstr. 19 statt.

Die Kassenprüfer gaben ihren Kassenbericht; wobei insbesonders erwähnt wurde, daß die Kasse und Buchhaltung außerordentlich gut und übersichtlich geführt wurde. Der Vorstand wurde entlastet.

Da unsere Gemeinde eine Mitgliederzahl von 110 stimmberechtigten Mitgliedern (dazu 21 Kinder) zählt, wurde bei der Wahl zum Oberrat der IRG Baden neben den Herren Benjamin und Gideon Nissenbaum,

Herr Abraham Narunski aus Singen als 3. Oberratsmitglied der IRG Baden für Konstanz gewählt.

Herr Gideon Nissenbaum berichtete über die Situation der Juden aus der UdSSR und rief alle Gemeindemitglieder zur Solidarität und Unterstützung dieser Menschen auf.

Frau Else Levi-Mühsam bat die Gemeindemitglieder, das Angebot der Bibliothek aktiver zu nutzen.

Herr Miguel Farbiarz regte an, (da so viele Kinder anwesend waren) einen Kindergarten in der Gemeinde einzurichten. Der Vorstand und der Beirat nahmen dies freudig zur Kenntnis. Herr Farbiarz erklärte sich bereit, die Betreuung zu übernehmen. Zum Abschluß der Versammlung dankte der Vorstand der Wahl-Kommission und dem Beirat für seine geleistete Arbeit.

HEIDELBERG

Gottesdienste:

Erew Schabbat:	19.00 Uhr
Schabbat:	10.00 Uhr
Mincha Schabbat:	14.00 Uhr

Am 28.04.1991 wurde in Heidelberg ein neuer Vorstand gewählt:

1. Vorsitzender: Henry Soussan
2. Vorsitzender: Iche Soudry

Weitere Vorstandsmitglieder:
Martine Beels, Ephraim Ellenbogen und Michael Green.
Die Heidelberger Oberratsmitglieder sind nunmehr:
Henry Soussan, Uri Kaufmann und Ely Glassmann.

*

Am 27.04.1991 feierte unsere Gemeindemitglied Rouben Soudry seine Bar-Mizwa- Wir wünschen ihm alles Gute und hoffen ihn in Zukunft recht häufig als Minjan-Mann bei uns zu sehen.

*

Am Freitag, dem 7. Juni fand in der Gemeinde die Bat-Mizwa von Vanessa Beels statt. Die Festansprache hielt Herr Rabbiner Soussan. Besonders erfreulich war die Anwesenheit von vielen Mannheimer Gemeindemitgliedern in Heidelberg.

*

Ein besonderes Masal-Tov gilt den frischvermählten Heidelberger Paaren:
Abraham (geb. Lauve) und Jiska de Wolf, sowie
Julien und Sara (geb. Müller) Soussan.

*

Die wunderschöne Hochzeitsfeier von Julien und Sara wurde in der Synagoge Freiburg zelebriert. Rabbiner Soussan leitete die Zeremonie. Trauzeugen waren der Landesrabbiner von Bremen, Prof. Dr. Barslai und der Landesrabbiner von Württemberg, Rabbiner Joel Berger. Die Feier brachte Gemeindemitglieder aus der Geburtsstadt der Kalla (Bremen), bis Freiburg zusammen.

Prominente Gäste waren weiterhin Oberratspräsident Georges Stern und der stellvertretende Vorsitzende Gideon Nissenbaum.

So war diese Hochzeit nicht nur die erste große Chatuna im neuen Freiburger Gemeindezentrum, sondern auch eine schöne Gelegenheit für Mitglieder aller badischen Gemeinden zusammen zu feiern.

*

Am 8. Juni 1991 fand eine Abschiedsfeier für Rabbiner (Col.) Sanford Dresin statt.

Rabbi Dresin war drei Jahre lang Militärrabbiner in Heidelberg und war der Heidelberger Gemeinde immer äußerst behilflich, das Gemeindeleben zu unterstützen. Die Heidelberger Gemeinde wird ihn und seine Familie sehr vermissen.

MANNHEIM

Geburtstage:

Frau Lea Bajtel	am	01.07.
Frau Leentje Schaap	am	02.07.
Herr Paul Winter	am	02.07.
Herr Schmuel Kinas	am	04.07.
Herr Dr. Walter WALTER	am	08.07.
Herr Jehoschua HEINRICH	am	14.07.
Herr Josef Gorman	am	15.07.
Frau Margarete Müller	am	15.07.
Herr Dr. Michael Rosenberg	am	24.07.
Herr David Beermann	am	29.07.
Herr Heinrich Kupferberg	am	31.07.
Herr Edmond Szanto	am	31.07.
Herr Marius Lehrer	am	03.08.
Herr Martin Singer	am	09.08.
Herr David Naparty	am	09.08.
Herr Franz Feibel	am	19.08.
Herr Heinz Feibel	am	20.08.
Frau Juliane Weisz	am	29.08.
Herr Abraham Hanohov	am	30.08.

Wir gratulieren recht herzlich!

Gottesdienste finden statt:

Freitag abends	18.30 Uhr
Samstag vormittags	9.30 Uhr

*

Auch in diesem Jahr nahmen die Behörden und die Bevölkerung von Gurs, Navarrenx und Umgebung (Department Pyrénées Atlantiques) den nationalen französischen Gedenktag für die Opfer der Deportation zum Anlaß, um am letzten Wochenende des Monats April der Toten der badisch-pfälzischen Deportation vom Oktober 1940 zu gedenken. Obwohl bereits im letzten Jahr anläßlich des 50. Jahrestages dieser Deportation eine starke Beteiligung sowohl seitens der franz. Behörden als auch seitens deutscher und jüdischer Organisationen und Institutionen zu verzeichnen war, konnte man auch in diesem Jahr trotz naßkalten Wetters eine beachtliche Teilnahme feststellen. Es ist in der Tat eine gewisse Genugtuung, daß die badischen Städte und Gemeinden auch bei den diesjährigen Zeremonien mit zahlreichen Vertretern aus ihren Gemeindeparlamenten vertreten waren und unter ihnen auch die jüngere Generation besonders in Erscheinung getreten ist. Beim traditionellen Empfang in Navarrenx konnte am 27. April Bürgermeister und Conseiller Général Joseph Sarrat im dicht gefüllten Rathaussaal eine Vielzahl von Vertretern aus dem badischen Raum - es waren dies die Repräsentanten der Städte Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim und Pforzheim - angeführt vom Freiburger Bürgermeister Landsberg mit seiner Delegation willkommen heißen. Französischerseits waren alle Mitglieder des örtlichen Gemeinderates, Kirchenvertreter, Präsidenten von Partnerschaftscomités sowie die Kommandeure der regionalen Gendarmerie zugegen. Die Delegation des Oberrates der Israeliten Badens bestand aus Rabbiner Benjamin Soussan mit Gattin Anne (Oberratsmitglied aus Freiburg), dem 1. Vorsitzenden der Freiburger Gemeinde und Oberratsmitglied Klaus Teschenmacher mit Gattin, dem Konstanzer Gideon Nissenbaum, 2. Vorsitzender des Oberrates sowie Oskar Althausen, Oberratsmitglied aus Mannheim und Überlebender der Gurs-Deportation als Delegationsleiter. Ebenfalls anwesend waren Vertreter der Freiburger Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit. - Die Bürger-

meister Sarrat und Landsberg betonten in ihren Ansprachen, daß der traurige Anlaß für das alljährliche Treffen zur Besinnung und Mahnung, aber auch zur Freundschaft und Verständigung unter den Völkern beitragen möge. Am Austausch von Erinnerungs- und Gastgeschenken beteiligten sich auch jeweils mit kurzen Ansprachen die Vertreter der Städte Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim und Pforzheim. Für den Oberrat und namens der Überlebenden der Oktober-Deportation des Jahres 1940 dankte Oskar Althausen vor allem den tapferen Menschen aus der Region Bearn für die ideelle und materielle Hilfe, die sie unter ungewöhnlichen Umständen manchen Häftlingen im Camp de Gurs zukommen ließen. Auch die Mitwirkung als Fluchthelfer bleibe für alle Geretteten unvergeßlich. Nicht minder herzlich war der Empfang im Rathaus der Gemeinde Gurs, deren Bürgermeister Louis Costemalle, der in seinem Willkommensgruß voll Dankbarkeit und tiefster Genugtuung auf die Empfänge einginge, die ihm und dem Gurser Pfarrer Abbé Jean Langla anläßlich ihrer Besuche im Oktober 1990 durch die Stadtverwaltungen Freiburg, Karlsruhe und Mannheim bereitet wurden. Costemalle bedankte sich für die teils schon gewährte, teils in Aussicht gestellte finanzielle Hilfe durch badische Städte zur Renovierung der Gurser Kirche. Sehr anerkennend äußerte sich der Bürgermeister zu den Bemühungen von Frau Sissi Walther, Freiburg, eine Industrieansiedlung auf Gurser Gelände zustande zu bringen. Der Sitzungssaal war viel zu klein, um alle Gäste aufzunehmen. Der gaullistische Senateur Auguste Cazalet, der sich im Pariser Senat sehr tatkräftig für die Belange der Region Bearn einsetzt und der häufig am Gedenken für die Opfer des Camp de Gurs teilnimmt, war auch zu diesem Empfang erschienen. Es war gerade die Enge, die viele Gespräche und Gedankenaustausche in familiärer Atmosphäre mit den einheimischen Repräsentanten aufkommen ließ. Man leugnet keinesfalls die leidvolle Vergangenheit, mit der das friedliche Dorf Gurs zu einer traurig-berühmten Stätte geworden ist. Für eine stete Mahnung im Geiste aufrichtiger Brüderlichkeit, Friedenssehnsucht und Versöhnung sorgt vor allem Abbé Jean Langla. Dies zeigte sich wieder einmal sehr deutlich am folgenden Morgen bei der Gestaltung des ökumenischen Friedensgottesdienstes, bei dessen Vorbereitungen auch der Bruder des Abbé - Pierre Langla - mitgewirkt hatte. Die Vertreter der Heidelberger bzw. Mannheimer Stadtverwaltungen, Stadtrat Pfarrer Heinz Reutlinger und Udo Haug bereicherten den Gottesdienst durch die Verlesung biblischer Zitate in deutscher Sprache. Anschließend begab man sich zum Friedhof, wo der Bürgermeister von Gurs mit bewegten Worten an das grausame Schicksal der Deportierten erinnerte. Ihm folgte als nächster Redner der deutsche Generalkonsul Dr. Wolff aus Bordeaux, sowie als Sprecher der badischen Städte und Gemeinden, der Freiburger Bürgermeister Thomas Landsberg. Beide Redner betonten, daß man heute der Opfer von damals in Scham und Trauer gedenke. In diesem Gedenken soll zugleich der Wille bekräftigt werden, keine Gewaltherrschaft zuzulassen, die Menschen erneut zur Erniedrigung und Vernichtung führen könnte. "Gurs, une drôle de syllabe comme un sanglot qui ne sort pas de la gorge" (Gurs, eine merkwürdige Silbe wie ein Schluchzen, das einem in der Kehle steckenbleibt). Dieses Zitat des bedeutenden französischen Lyrikers und Romanciers Louis Aragon stand auch im Mittelpunkt der Ansprache von Rabbiner Benjamin Soussan aus Freiburg, der mit prägnanten Worten das grausame Schicksal der Deportierten schilderte. Auf die Leiden von Gurs folgte nach knapp zwei Jahren Internierung, die bereits schon einen hohen Tribut an Menschenleben gefordert hatte, im Sommer 1942 im Zuge der "Endlösung" die Verschleppung in die Vernichtungslager des Ostens. Der Rabbiner ging auch auf die Mitschuld der Vichy-Regierung an den Zuständen in Gurs und die Mitwirkung bei der Weiterdeportierung ein. Den "Indésirables" von damals gewähre auch heute noch das französische Innenministerium in einer Entscheidung aus dem Jahre 1980 nicht das Recht auf eine Dauergrabesstätte, da der Sterbeeintrag nicht die Bezeichnung "Mort pour la France" (gestorben für Frankreich) trägt! Das abschließende El Mole Rachamin und das Kaddischgebet wurden vom Rabbiner der Gemeinde Pau-Ohayon, der mit einer Schar von Glaubensbrüdern zur Zeremonie gekommen war, rezitiert. Im Anschluß wurde noch ein Gedenken vor dem im Jahre 1982 errichteten Ehrenmal für die im Lager Gurs verstorbenen Angehörigen der spanischen republikanischen Armee und der Internationalen Brigaden abgehalten. Voll Ehrfurcht und Würde hatte man an diesem 28. April 1991 wieder einmal der Toten von Gurs und aller Opfer des Rassenwahns gedacht.

*

Federführend für die Instandhaltung des Friedhofes Gurs ist im Auftrage der badischen Städte und Gemeinden die Stadtverwaltung Karlsruhe. Die Teilnahme an den Gedenkfeierlichkeiten in Gurs/Navarrenx nahmen Siegfried Mann, Direktor des Karlsruher Hauptamts, Udo Haug als offizieller Vertreter der Stadt Mannheim und Oskar Althausen als Beauftragter des Oberrates der Israeliten Badens zum Anlaß, um u.a. mit Experten auf dem Gurser Deportiertenfriedhof die Reinigung sämtlicher Grabsteine (Entfernung von Moosbewuchs etc.) und die Erneuerung der Inschriften sowie weiterer dringend notwendig gewordener Arbeiten zu besprechen und die sofortige Auftragsvergabe zu erledigen. Auch die Begräbnisstätten ehemaliger Deportierter in Noé und Portet-Saint Simon - beide in der Nähe von Toulouse gelegen - wurden aufgesucht. Während in Noé kein Anlaß zu Beanstandungen vorlag - Bürgermeister Feuillerac und sein Gemeinderat sorgen für eine vorbildliche Pflege -, war der Besuch in Portet, wo die Toten des ehemaligen Lagers Récébédou ihre letzte Ruhestätte haben, eine zwingende Notwendigkeit geworden. Bereits im vergangenen Jahr hatten Besuchergruppen den lamentablen Zustand der mehr als schlichten Grabstätten beklagt. Rostende oder gar abgefallene Emaille-Namensschilder heben sich in beklemmender Weise von den benachbarten - zum Teil sehr prunkvollen Grabstätten, die offensichtlich von Mitgliedern der Gemeinde Toulouse belegt sind, ab. Wahrlich ein makabrer Kontrast... Es soll hier jedoch nicht das verdienstvolle Wirken der "Solidarité des Réfugiés Israelites" in Paris geschmälert werden, die sich seiner Zeit um die rituelle Umbettung dieser Toten vom angrenzenden Dorffriedhof Saint-Simon bemühten und somit eine echte Mizwah vollbrachten. Die Mitwirkung und finanzielle Unterstützung deutscher Behörden (Bonner Außenministerium, Deutsche Botschaft, Generalkonsulat) verdient entsprechend gewürdigt zu werden. Jedoch sind weder Oberrat noch die Stadt Karlsruhe für die derzeitigen akuten Mißstände zuständig oder gar verantwortlich. Es ist aber zu hoffen, daß dank deutscher offizieller Mithilfe bald alle Beanstandungen und Mängel auf dem Friedhof Portet behoben werden können.

Erwähnenswert ist noch ein - allerdings erst jetzt bekannt gewordenes- Ereignis. Am 13.1.91 wurde in Gegenwart der franz. Minister Jospin und Méric sowie von Vertretern der Bnei-Brith Loge Toulouse und von Deportierten - und Verfolgtenorganisationen am Bahnhof Portet-Saint Simon ein Mahnmal enthüllt, das daran erinnern soll, daß am 8., 10. und 24. August sowie am 1. September 1942 749 in den Lagern von Récébédou und Noé internierten Juden sowie 161 jüdische Menschen, darunter 42 Kinder, die im Department Haute Garonne aufgegriffen wurden, von der Vichy-Regierung an die Nazis ausgeliefert und in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurden. Dies ist der fast wörtliche Inhalt der Plakette, die das Mahnmal trägt.

*

Das im Konstanzer Verlag Hartung-Gorre erschienene, von dem Soziologieprofessor Dr. Erhard R. Wiehn herausgegebene (rund 1000 Seiten umfassende) Werk "Oktoberdeportation 1940" - Die sogenannte "Abschiebung" der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz. 50 Jahre danach zum Gedenken", enthält eine Reihe von lokalhistorischen Studien und Zeitzeugenberichten über den Ablauf der Deportationsaktion in badischen Städten. Einzelschicksale werden sehr eindringlich ins Blickfeld gerückt. Das Grauen der "Schlammhölle" von Gurs wird lebendig geschildert. Neben erschütternden Berichten enthält das Werk einen mehrere hundert Seiten umfassenden Dokumentationsteil. Eine Vielzahl von sehr positiven Rezensionen ist bereits in der in- und ausländischen Presse erschienen.

Zwei weitere Bücher, die jüdische Schicksale behandeln - mit Prof. Dr. Wiehn als Herausgeber - sind im gleichen Verlag erschienen. Unter dem Titel "Die Tournee geht weiter" beschreibt Hermann Brand, ehemaliger Staatsschauspieler am Badischen Landestheater Karlsruhe seinen schillernden Lebensweg. Abenteuerlich spannend und zugleich

ergreifend ist der Band "Emigration nur ein Wort" von Louis Dreyfuss, der viele Gefahren zu meistern hatte und 1962 in seine südbadische Herimat zurückkehrte.

Ein weiteres Werk, das im Sommer 1991 ebenfalls im Verlag Hartung-Gorre erscheinen wird und wiederum mit Prof. Wiehn als Herausgeber, trägt den Titel "Septembermassaker 1941 Der Massenmord deutscher Sonderkommandos an den Juden in Kiew-Babij Jar - 50 Jahre danach zum Gedenken". Mit einer bescheidenen Gedenkschrift soll der Opfer gedacht werden, obgleich noch so viele Worte weder die barbarische Brutalität noch das übermenschliche Leid zu erfassen vermögen, die damals unweigerlich erduldet werden mußten.

*

Beim TuS-Makkabi Mannheim hat es in jüngster Zeit Veränderungen in der Führung gegeben. So hat als Ergebnis der Vorstandswahlen nunmehr Ora Eigermann-Wolf den Vorsitz übernommen. Schoschana Maitek wurde mit der Geschäftsführung betraut und als Kassenwart amtiert Hartmuth Bretschneider-Altgenug. Den Posten des Jugendwarts hat Karl Poetsch übernommen. Als Sportwart ist Korry Schirer verantwortlich. Die Vereinsführung ist sehr darauf bedacht, daß TuS-Makkabi auch weiterhin aufgrund seiner vielseitigen Aktivitäten eine erfolgreiche und wichtige Funktion im Gemeindeleben erfüllt.

*

Die am 10. Februar in Mexico-City vollzogene Eheschließung ihres Sohnes Geri mit Sarit - Tochter von Dr. Isaac und Esther Alter - war für unsere allseits beliebten Gemeindemitglieder Wolf und Judith Lichtenstein ein willkommener Anlaß, am 11. Mai ihre vielen Freunde und Verwandten aus nah und fern zu einer festlichen Party in das Gemeindezentrum zu bitten. In großer Zahl folgte man dieser Einladung, um in harmonischer Atmosphäre dem jungen Paar, den Eltern und Schwiegereltern sowie der Großmutter Bronia Lichtenstein die besten Glückwünsche auszusprechen. Allen Gästen wurde eine hervorragende musikalische Unterhaltung durch Stephan's Stimmungsband geboten, die fast pausenlos für zündende Rhythmen sorgte. Es mangelte auch nicht an sehr virtuos vorgetragenen Solo-Darbietungen. Der 1. Gemeindevorsitzende Georges Stern übergab dem Brautpaar einen silbernen Kidduschbecher als Geschenk der Gemeinde. In seine Glückwunschansprache flocht er Jugenderinnerungen ein, die sich auf Geri und dessen Familie bezogen. Manfred Erlich, der stellvertretende Gemeindevorsitzende, berichtete in amüsanter Weise von den gemeinsamen Makkabi-Sporterlebnissen mit Geri Lichtenstein. Zuvor hatte Geri alle Gäste mit herzlichen Worten begrüßt und Ihnen für die guten Wünsche und ihre Teilnahme gedankt. Für das leibliche Wohl war bei dieser Party vortrefflich dank der bewährten Leitung von Herrn Feith gesorgt worden.

*

Der vor allem durch seine Teilnahme an Talk-Shows in Zusammenhang mit dem Golfkrieg viel gefragte israelische Journalist und Korrespondent Daniel Dagan von der Jewish Telegraphic Agency sprach am 14.5. im Gemeindesaal über das Thema "Der Nahost nach dem Golfkrieg". Der Referent erwies sich als ein wahrer Publikumsmagnet, sodaß sich der Versammlungsraum als viel zu klein erwies, um die überaus zahlreichen Interessenten aufzunehmen. In sehr sachlicher und überaus sachkundiger Weise erläuterte Daniel Dagan den oft in den Medien völlig unzureichend definierten Begriff "Nahostkonflikt". Auch in der sich an das Referat anschließenden Fragestellung aus dem Auditorium erwies sich der Referent als ein vielfältig versierter Experte in der Beurteilung der aktuellen Probleme, insbesondere des brisanten Kurdenproblems, das leider auch in der Bundesrepublik in vieler Hinsicht verkannt wird. Ähnlich verhält es sich mit der Bewertung der PLO. Zu den Möglichkeiten einer friedlichen Lösung in der Palästinenserfrage vermittelte Dagan objektive Kommentare und realistische Gedanken.

*

Gemeinsam mit ihren Freunden aus der Heidelberger Gemeinde fuhren die Religionsschülerinnen- und -schüler am 5. Mai nach Straßburg. Dort wurde zunächst den "Thora-Schreibern" ein Besuch abgestattet und Einblick genommen in diese verantwortungsvolle Tätigkeit. Auf einen mitgebrachten Imbiß folgte ein Stadtbummel. Mit einer abwechslungsreichen Schiffahrt erhielt das Besichtigungsprogramm einen weiteren Höhepunkt.

*

Am 26. Mai fand die Brith-Milah von Janai ben Joram, dem Sohn der Eheleute Lipshitz, statt. Die feierliche Aufnahme in den Bund unseres Stammvaters Abraham vollzog der Mohel Dr. Habib aus Straßburg. Die Gemeinde Mannheim wünscht dem Neugeborenen und seinen sympathischen Eltern alles erdenklich Gute für eine gesunde und glückliche Zukunft.

*

Die Jom-Haatzmauth-Party, die am 21. April im Jüdischen Gemeindezentrum unter dem Motto "43 Jahre Israel - ein Grund zu feiern" stattfand, verlief bei großer Beteiligung in bester Festtagsstimmung. Leon Bajtel gebührt hohe Anerkennung und allgemeines Lob für seine geschickte Planung und die perfekte Organisation. Um die festliche Dekoration des Saales hatte sich Familie Shavit, unterstützt von Julia Gutkin, verdient gemacht. Für die kulinarischen Genüsse, bei denen die israelischen Köstlichkeiten den Vorzug hatten, sorgte bestens Awi Hanohov, allein seine delikaten Falafel waren echte "Spitze". Zu Disco-Musik wurde eifrig getanzt. Von befreundeten nichtjüdischen Sponsoren gingen ansehnliche Geld- und Sachspenden ein. Letztere konnten im Verlauf des Abends "gewinnbringend" verwertet werden. Besonderer Dank gilt den Spendern: Eichbaum-Brauereien, Götz-Automaten, Grimminger, Intertrink, Schrauth, Wissenbach etc. Der Reinerlös des Abends, der sich dank spendabler Gönnerherzen auf 5000 DM belief, konnte dem Israel Sport Center for the Disabled in Ramat/Gan zugeführt werden. Moshe Rashkes, der Direktor dieser Organisation, hat sich bereits zwischenzeitlich in einem sehr herzlich gehaltenen Schreiben für diese Zuwendung bedankt.

*

In einem bewegenden Gottesdienst gedachte die Gemeinde am 18.4.- am Jom Hasikaron - der gefallenen Helden von Zahal.

*

Vom 15. bis 20. April besuchten ehemalige jüdische Bürger Weinheims ihre Heimatstadt. Nach dem gemeinsamen Besuch des Erew Schabbatt-Gottesdienstes am 19.4. in der Mannheimer Synagoge trafen sich die Gäste mit Vorstand und Mitglieder der Mannheimer Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Rhein-Neckar e.V. zu einem zwanglosen Beisammensein im Toulon-Raum des benachbarten Hotel Wartburg. Der geschäftsführende Vorsitzende der Gesellschaft, Pfarrer Ernst Ströhlein - selbst in Weinheim gebürtig und wohnhaft - vermittelte zunächst lokale Reminiszenzen und erläuterte den Gästen Wege und Ziele der Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit in der Bundesrepublik. Betreuer und Vertreter der Stadt Weinheim, die sich sehr um ihre Gäste bemühten, waren bei diesem Treffen auch zugegen.

*

Der Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christl.-jüd. Zusammenarbeit Dr. Ansgar Koschel, berichtete in einem Vortrag, der am 25.4. in der Jüd. Gemeinde Mannheim stattfand, über "Erfahrungen und Schwierigkeiten in der Versöhnungsarbeit zwischen Christen und Juden in Polen". Der Referent vermittelte ein objektives Bild über die leider nach wie vor von Vorurteilen überschatteten Beziehungen, für deren Besserung es nicht allzu hoffnungsvolle Anzeichen gibt.

*

Von den beiden Benefizkonzerten zugunsten israelischer Institutionen fand der am 24.4. veranstaltete Liederabend mit der Diseuse Madeleine Lienhard ein begeistertes Publikum und eine sehr beachtenswerte positive Kritik in der Regionalpresse. Dankbarer Applaus für Chansons von Edith Piaf und weitere sehr einfühlsam vorgetragene Melodien, die auch Israel gewidmet waren, wurden von der Künstlerin - am Flügel begleitet von Horst Merz - mit großzügigen Zugaben belohnt. Das zweite Konzert am 1. Mai, das im Zeichen des Mozartjahres stand, und von den Künstlern Nobuhiko Asaeda, Dietrich Brauer, Helmut Richter, Tadeusz Gardon, Prof. Hans Adomeit, Robert Lovasich, Wolfram Koloseus ausgeführt wurde, stand künstlerisch auf hohem Niveau, hatte aber leider nur einen schwachen Publikumszuspruch. Sicherlich lag dies am ungünstigen Abendtermin des Maifeiertages oder aber an der Fülle von vorausgegangenen Veranstaltungen in der letzten Aprildekade.

*

Micha Gutmann, der Generalsekretär des Zentralrates, sprach am 23. April über das Thema "Die große Herausforderung: Jüdische Gemeinden in den neunziger Jahren". Für alle zur Veranstaltung Erschienenen war es in der Tat eine Genugtuung, aus berufenem Munde über die derzeitige und künftige Situation der Gemeinden unterrichtet zu werden. In seinen Betrachtungen streifte der Referent zunächst die Entwicklung seit Kriegsende 1945, Entstehung des Zentralrates etc, um sich dann eingehend mit den Problemen der Zuwanderung russischer Juden zu befassen. Für die tatsächliche Eingliederung dieser Menschen mangelt es an geeigneten Persönlichkeiten (Rabbiner, Lehrer etc.). Sicherlich wird es die Aufgabe der jüdischen Gemeinden in den alten Bundesländern sein, viele der auf dem früheren DDR-Territorium befindlichen russischen Zuwanderern aufzunehmen und zu absorbieren. Die bisherigen - zahlenmäßig sehr kleinen - DDR-Gemeinden stehen vor dem finanziellen Ruin, da die staatlichen Zuschüsse seitens der neuen Bundesländer bisher ausgeblieben sind. Dennoch besteht Hoffnung, daß sich diese mißliche Situation bald bessern wird.

Die Beziehungen der jüdischen Gemeinden in Deutschland zu Israel wurden in dem Referat ebenfalls berührt und definiert. Für die Zukunft der größeren jüdischen Gemeinden gab Micha Gutmann einen durchaus optimistischen Ausblick, jedoch dürfe die Gefahr der Assimilation innerhalb der jüngeren Generation nicht unterschätzt werden.

*

Leider hat die Gemeinde wieder einen herben Verlust zu beklagen. Am 6. Mai fand die Beisetzung von Frau Mania Stopnicer statt, die kurz nach Vollendung ihres 85. Lebensjahres verstorben war. Die Dahingeschiedene war die Mutter bzw. die Schwiegermutter unserer Gemeindemitglieder Rywka und Josef Szajn. Sie hatte sich im letzten Jahr endgültig in Mannheim niedergelassen, um hier mit ihren Angehörigen den Lebensabend zu verbringen. Oberkantor R. Polani leitete die Trauerzeremonie. Einen ehrenden Nachruf für die Verstorbene hielt namens der Gemeinde Oskar Althausen. Den Angehörigen der Dahingeschiedenen gilt das tiefempfundene Beileid der Gemeinde. Jehi Sichrona Baruch.

*

Am 9. Juni fand die feierliche Grabsteinenthüllung für das im vergangenen Jahr bei einem Verkehrsunfall in der Nähe von Nizza ums Leben gekommene Gemeindemitglied Mark Albert Gordon statt. Oberkantor R. Polani leitete die Gedenkzeremonie.

*

Am 16. Juni vollzog Landesrabbiner Joel Berger, Stuttgart, in der Mannheimer Synagoge die feierliche Chuppah von Marcel Kopito mit Teresa Orilland geb. Seckel. Die Gemeinde Mannheim wünscht dem Ehepaar, das regen Anteil am Gemeindeleben nimmt, ein herzliches Massal Tow und eine erfolgreiche Zukunft auf dem gemeinsamen Lebensweg.

*

Weitere Glückwünsche verdienen unsere jungen Gemeindemitglieder Rachel Poetsch und Dan Halbersztajn zum glänzend bestandenen Abitur, bei dem sie sich auch mit sehr lobenswerten Benotungen im Prüfungsfach "Religion" auszeichneten. Unsere besten Wünsche für ein weiteres erfolgreiches Studium.

*

Am 30. Mai verstarb in Ambares bei Bordeaux - dem Wohnsitz ihrer Tochter Miriam und Schwiegersohn Henri Reich - unser ältestes Gemeindemitglied Frau Berta Szialowski. Der Tod ereilte sie nur wenige Wochen vor Vollendung ihres 94. Lebensjahres. Die Verstorbene war eine bewundernswerte Frau, die in ihrem Leben viele Schicksalsschläge überwinden mußte. Ihr Ehemann kam im KZ. Buchenwald ums Leben. Auch den Verlust ihres einzigen Sohnes hatte sie zu beklagen. Im Oktober 1940 zählte sie zu den Unglücklichen, nach dem Camp de Gurs/Südwestfrankreich Deportierten. Glücklicherweise mußte sie nur kurze Zeit in diesem Elendslager verbringen. Gemeinsam mit ihrer Tochter Miriam gelangte sie nach Marokko, wo sie große existenzielle Probleme zu bestehen hatte. Im Laufe der fünfziger Jahre kehrte sie wieder mit ihrer Tochter nach Mannheim zurück. Auch hier war es schwierig, sich eine Existenz aufzubauen. Ungeachtet der persönlichen Sorgen widmete sich Berta Dzialowski sehr intensiv der kulturellen Aufbauarbeit der Mannheimer Gemeinde im damals neuerrichteten Gemeindezentrum in der Maximilianstr. Es war eine schwierige und manchmal gar undankbare Aufgabe. Doch Berta Dzialowski ließ sich nie entmutigen. Mit zunehmendem Alter verbrachte sie häufig längere Zeit bei der Familie ihrer Tochter Miriam in Frankreich. Falls sie sich in Mannheim aufhielt, nahm sie regen Anteil am Gemeindeleben und besuchte regelmäßig die Gottesdienste. Sie erfreute sich allgemeiner Wertschätzung. Sie war (bis zu ihrem Lebensende) geistig sehr rege und befaßte sich sowohl mit deutscher als auch französischer Literatur. Die Güte und die Tatkraft, die die Verstorbene auszeichneten, wird allen jenen, die ihr nahestanden, unvergeßlich bleiben. Die Beisetzung erfolgte in Ambares. Die Gemeinde Mannheim nimmt in Ehrfurcht Abschied von Berta Dzialowski und wird ihr ein ehrendes Gedenken bewahren. Tiefes Mitgefühl gilt den Töchtern Lea Schoschani (Tel Aviv) und Miriam Reich (Ambares) sowie deren Familien.

*

Am 9. Juni veranstaltete das Collegium instrumentale der Universität Mannheim in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde im großen Saal des Gemeindezentrums ein Konzert mit Werken von W.A. Mozart, F. Mendelssohn-Bartholdy und K.H. Pillney. Solisten waren Haruko Dan-Kumagal, Klavier, und Friedemann Eichhorn, Violine. Die Leitung hatte Otto Lamadé. Die künstlerische Ausführung wurde vom Auditorium mit großem Beifall anerkannt.

Wir weisen darauf hin, daß die Gemeinden für ihre redaktionellen Beiträge selbst verantwortlich zeichnen.

009722735005

STIMME AUS JERUSALEM

Ihr direkter Draht nach Zion!

Täglich in Kürze rund-um-die-Uhr 90-Sek. aus erster Hand objektiv das Neueste aus Israel.

Redaktion: "Nachrichten Aus Israel", Jerusalem, P.O.B: 10.117

LIBRARY OF
ERNEST C. STIEFEL

Christen und Juden

Persönliche Erfahrungen 1933 - 1983

Von Dr. jur. h.c. Albrecht Krieger
Ministerialdirektor
im Bundesministerium der Justiz

Christen und Juden

Persönliche Erfahrungen 1933 - 1983

Von Dr. jur. h.c. Albrecht Krieger
Ministerialdirektor
im Bundesministerium der Justiz

I.

Aus dem Kreis der Mitglieder des landessynodalen Ausschusses "Christen und Juden" bin ich gebeten worden, an einer kleinen Festgabe zum 75. Geburtstag von Eberhard Bethge am 28. August 1984 mitzuwirken. Ich folge dieser Bitte gern und tue es um so lieber, als ich Professor Bethge in vieler Hinsicht zu Dank verpflichtet bin.

Zuerst begegnet bin ich ihm bald nach dem Kriege als Student an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin, der damals einzigen Universität in Berlin, wo er als Studentenpfarrer tätig war und uns, die wir gerade aus Krieg und Gefangenschaft in das zerstörte Berlin zurückgekehrt waren, durch seine Predigten in der Krypta des zerstörten Doms in seinen Bann zog. Am 7. April 1951 hat er meine Frau und mich in der Annenkirche zu Berlin-Dahlem, an der Martin Niemöller seine denkwürdigen Predigten gehalten hatte, getraut und am 7. April 1976 auf dem Heiderhof in Bad Godesberg auch unsere Silberne Hochzeit ausgerichtet. Mein Schwiegervater, Professor Dr. Carl von Eicken, war als langjähriger Ordinarius der Hals-Nasen-Ohrenheilkunde an der Universität Berlin und Chefarzt der Hals-Nasen-Ohren-Klinik der weltberühmten Charité sowie über seinen besten

...

Freund, den Berliner Chirurgen Georg Schöne, mit der Familie seines Kollegen Bonhoeffer verbunden (beide sind in Bethge's Bonhoeffer-Biographie erwähnt). Wieder begegnet bin ich Eberhard Bethge auf den Tagungen der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland in den Jahren 1970 - 1976 und dann 1977 - 1983 in den Sitzungen des Sonderausschusses "Christen und Juden" der Landessynode.

Von all diesen Begegnungen ist mir immer ein nachhaltiger, prägender Eindruck zurückgeblieben, auf alle kann ich nur mit aufrichtiger Dankbarkeit zurückblicken. Um so mehr freue ich mich, diesem Dank mit meinem Beitrag zu dieser kleinen Festgabe ein wenig Ausdruck geben zu können. Die Festgabe soll nach den Vorstellungen ihrer Initiatoren und Herausgeber nicht zuletzt dem Historiker und Biographen Eberhard Bethge gewidmet sein. Sie soll nicht einem wissenschaftlichen Anspruch genügen, sondern einige persönliche, autobiographische Akzente im weiteren Zusammenhang mit dem großen Thema "Christen und Juden" setzen. So soll auch mein Beitrag aus persönlichen Erfahrungen, Erlebnissen und Begegnungen in den fünf Jahrzehnten von 1933 - 1983 eher "Anekdotisches" zum Gegenstand haben.

Ich bin mir dabei bewußt, wie leichtfertig im doppelten Sinn dieses Wortes ein solcher Versuch, unter der Überschrift "Christen und Juden" persönliche Erfahrungen nachzuzeichnen, nur sein kann angesichts der unaussprechlichen und unfaßbaren Dimension dessen, für das ein Jude (Elie Wiesel, New York) als Überlebender von Auschwitz die Metapher, nein den Namen "Holocaust" wie ein Menetekel aufgerichtet hat, dem allein wohl die Kraft eignet, uns nicht mehr loszulassen, und der als Stigma auch ganz persönlicher

...

Schuld auf uns lastet. Und ich habe dankbar in Erinnerung, was Eberhard Bethge angesichts der Unvergleichbarkeit des von Juden Erlittenen und Erlebten so wohltuend als Ausdruck betroffenen Zögerns und fast erschreckter Zurückhaltung an den Anfang seines autobiographischen Beitrags zum 70. Geburtstag Helmut Gollwitzers gestellt hat. Aber gerade dies macht es vielleicht trotz des gebotenen Verstummens vor der Frage nach dem Holocaust doch möglich, eben Eberhard Bethge zu seinem 75. Geburtstag ganz subjektiv und nicht mit angemaßtem historischen Anspruch einiges von dem weiterzugeben, was ein um eineinhalb Jahrzehnte Jüngerer in den Jahren von 1933 - 1983 zum Thema "Christen und Juden" erlebt und erfahren hat, und damit etwas von dem auszudrücken, was er nicht zuletzt der Begegnung mit Eberhard Bethge verdankt.

II.

Ich war sieben Jahre alt, als am 30. Januar 1933 die "Machtergreifung" der Nationalsozialisten in Deutschland stattfand. Ich erinnere mich genau, wie wir Kinder mit unserer Mutter am Abend dieses Tages, wie wir dies manchmal zu tun pflegten, meinen Vater am S-Bahnhof Berlin-Zehlendorf-West abholten, er dem etwas lahmenden, stets freundlichem Zeitungsmann vor dem Bahnhofsausgang eine "Nachtausgabe" abkaufte und mit den Worten "Dies bedeutet Krieg" wie verstört auf die schreiende Schlagzeile hinwies. Mein Vater war damals Ministerialrat im Preußischen, später Reichsjustizministerium und hatte schon in den Wochen und Monaten vorher am häuslichen Abendbrottisch immer wieder in für uns Kinder nicht recht

...

verständlicher Weise von drohendem Unheil gesprochen. Er war zwar dienstlich nur mit den im wesentlichen unpolitischen Sachgebieten Handelsrecht, Seerecht und Luftrecht, während des Krieges dann auch mit der Verwaltung des "feindlichen Vermögens" in Deutschland befaßt, über die politischen Vorgänge und Entwicklungen aber natürlich genau im Bilde und war sich deshalb über die Konsequenzen dieser "Machtergreifung" Hitlers voll im klaren.

So hat seine entschiedene Gegnerschaft zu den Nationalsozialisten auch die Atmosphäre bei uns zu Hause zunehmend geprägt. Dies begann schon damit, daß selbstverständlich nur die "DAZ", die "Deutsche Allgemeine Zeitung" und nicht der "Völkische Beobachter", das "Zentralorgan der nationalsozialistischen Bewegung" gehalten wurde. Als es später unvermeidlich wurde, diente der "VB" nur zur Deckung des häuslichen Papierbedarfs, die "DAZ" blieb auch für uns Kinder die tägliche Lektüre bis zu ihrer Einstellung während des Krieges. Ein Radio wurde erst gar nicht angeschafft, auch um die Kinder nicht zusätzlich der NS-Propaganda auszusetzen - ein Versäumnis, das es für mich nach Beginn des Krieges notwendig machte, die Nachrichten von BBC London nahezu täglich bei meinem Schulkameraden Helmut Wunschel in der Nachbarschaft zu hören und damit auch die Eltern zu versorgen. Die einzige NS-Organisation, der mein Vater den Beitritt nicht verweigern zu können glaubte, war die "NSV", die "Nationalsozialistische Volkswohlfahrt", den Eintritt in die NSDAP hat er trotz seiner Stellung im Reichsjustizministerium und trotz des später zunehmenden Drängens seiner Vorgesetzten bis hin zum letzten Reichsjustizminister Thierack bis zuletzt konsequent abgelehnt.

...

Aber mein Vater gehörte nicht dem aktiven Widerstand an. Er wußte, daß es die Widerstandsbewegung gab, er hatte engen Kontakt mit Hans v. Dohnanyi, auch nachdem dieser aus der Funktion des persönlichen Referenten des Reichsjustizministers Gürtner 1938 Reichsgerichtsrat in Leipzig geworden war, sowie zu Rechtsanwalt Josef Wirmer, ebenfalls einer der maßgebenden Männer des Widerstandes. Sein bis 1942 engster Mitarbeiter, Otto Lenz, nach dem 20. Juli 1944 vom Volksgerichtshof zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt und später erster Chef des Bundeskanzleramts bei Konrad Adenauer, hatte sich ihm offenbart, aber er glaubte, eine Beteiligung am Widerstand mit seiner Verantwortung für den Staat und für das, was er in seiner Funktion im Reichsjustizministerium tun und verhindern zu müssen meinte, nicht vereinbaren zu können.

Es hat darüber bei uns zu Hause immer wieder ernste Gespräche mit Freunden gegeben, deren Tragweite wir Kinder damals gar nicht ermessen konnten. Mein Vater hatte auch konkrete Angebote, in die Wirtschaft zu gehen, und hätte dies leicht tun können, ohne materielle Nachteile hinnehmen zu müssen. Aber er wurde von vielen immer wieder bedrängt, nicht auch seine Position im Ministerium noch den Machthabern zu überlassen, und hat seine Aufgabe und Verantwortung nach schwerem inneren Ringen darin gesehen, die ihm gegebenen Möglichkeiten zu nutzen, auch unter einem solchen verbrecherischen Regime dem Recht zu dienen und dem Unrecht zu wehren. So hat er im Reichsjustizministerium ausgeharrt bis zum bitteren Ende. Er war wohl ein typischer Vertreter von denen, die Eberhard Bethge in seiner Bonhoeffer-Biographie (3. Aufl. 1967, S. 890) der ersten und dritten Stufe des Widerstandes in der nationalsozialistischen Zeit zurechnet: passiver Widerstand bei Mitwissenschaft an Umsturzvorbereitungen, jedoch ohne jede aktive Beteiligung daran.

Nach dem 20. Juli 1944 wurde er in das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Straße bestellt und dort zwei Tage festgehalten - aber nicht, weil er dem aktiven Widerstand angehört hätte, sondern weil er auf einer bei den Verschwörern gefundenen Liste derer stand, die

...

nach einem gelungenen Putsch in leitender Funktion hätten eingesetzt werden sollen. Ein Angebot des Reichsjustizministeriums, noch im April 1945 in einem zur Verfügung gestellten Dienstwagen mit seiner Familie Berlin zu verlassen, hat er, obwohl unser schönes Haus in Zehlendorf nach zunächst erheblichen Brandbombenschäden damals durch einen Sprengbombenvolltreffer vollständig zerstört worden war, abgelehnt, weil er sich nichts vorzuwerfen und seine Hände nicht schmutzig gemacht habe. So ist er bis zum Einmarsch der Roten Armee im Reichsjustizministerium geblieben, ohne je Konzessionen gemacht zu haben, die er nicht hätte verantworten können.

Aber er hat für diese Haltung bezahlt. Zwei Wochen vor dem Einrücken der Amerikaner und Briten in die westlichen Sektoren Berlins ist er von einem sowjetischen Kommando verhaftet worden und aus dieser Haft nicht mehr zurückgekehrt. Erst 1950 haben wir von einem dann entlassenen mitgefangenen Kollegen meines Vaters, dem späteren Präsidenten des Deutschen Patentamts Herbert Kühnemann, erfahren, daß er schon Ende August/Anfang September 1945 im von der Roten Armee übernommenen ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen, zu dessen prominenten Häftlingen Martin Niemöller gehört hatte, an Hunger und Entkräftung gestorben ist. Er habe seine Verhaftung und die sich daran anschließende Leidenszeit als fast selbstverständliche Konsequenz der im deutschen Namen begangenen Verbrechen beispielhaft angenommen, bis zuletzt aber die Zuversicht gehabt, daß sich die Untadeligkeit seines Verhaltens während der zwölf Jahre im Reichsjustizministerium selbst in sowjetischer Haft noch herausstellen werde.

In Anerkennung seiner konsequenten und kompromißlosen Haltung im Reichsjustizministerium während der Zeit des Nationalsozialismus und insbesondere seiner Standfestigkeit gegenüber Begehrlichkeiten der verschiedensten NS-Stellen in Bezug auf das "feindliche Vermögen" in Deutschland wurde ihm 1951 auf Veranlassung von Otto Lenz posthum der Rang eines Reichsgerichtsrats zuerkannt.

...

Die gesamten Akten über die Behandlung des sog. "feindlichen Vermögens" in Deutschland sind übrigens erhalten geblieben und nach dem Kriege ausgewertet worden. Sie legen ebenso wie der von meinem Vater während des Krieges herausgegebene Kommentar zur Feindvermögens-Gesetzgebung ein beredtes Zeugnis dafür ab, wie auch unter einem solchen Unrechtsregime in zähem Kleinkrieg gegen immer neue Zumutungen und Übergriffe bis hin zu den höchsten Partei- und SS-Instanzen, allen voran dem SS-Obergruppenführer und Chef des SS-Wirtschaftsverwaltungs-Hauptamts, Pohl, dem auch alle Konzentrationslager unterstanden und der im Juni 1943 in einer direkten Intervention beim Reichsjustizminister Thierack die sofortige Abberufung meines Vaters verlangte, absolute Korrektheit und Sauberkeit in bester preußischer Tradition selbst bei der Sicherung privater Rechte und Ansprüche von Ausländern und Emigranten bewahrt werden konnten. Die Auswertung dieser Akten veranlaßte die Alliierten, zweimal, schon im Herbst 1945 und dann noch einmal im Frühjahr 1947, von der Sowjetischen Militäradministration in Berlin-Karlshorst offiziell die Auslieferung meines Vaters zu fordern, zunächst um ihm die Leitung der Abteilung Inneres beim Oberpräsidium Hannover zu übertragen, dann als Zeugen der Anklage im Nürnberger Juristen-Prozeß. Beide Ersuchen blieben ohne Antwort. Wir wußten damals noch nicht, daß mein Vater längst tot war.

III.

Vor diesem Hintergrund der Haltung meines Elternhauses gegenüber dem Nationalsozialismus sind auch meine ersten Begegnungen mit dem Phänomen "Juden" zu sehen. Natürlich war auch ich wie alle Schulkameraden zunächst vom 10. Lebensjahr an "Pimpf" im "Deutschen Jungvolk" und dann mit 14 Jahren "Hitlerjunge" in der "Hitler-Jugend". Aber vom Elternhaus her waren wir dazu angeleitet und erzogen worden, dies als

...

eine unvermeidliche Pflichtübung über uns ergehen zu lassen und im übrigen den Weg zu gehen, den uns die Eltern vorgezeichnet hatten. So wußten wir schon als Kinder, natürlich ohne eigenes Verdienst, die Schmierereien, Aufkleber und Plakate vor jüdischen Geschäften "Deutsche, kauft nicht bei Juden!" richtig einzuordnen. Aber es war dies das erste Mal, daß wir uns mit einer Art Fassungslosigkeit diesem Terror konfrontiert sahen. Dabei spielte damals gar keine Rolle, daß mein Vater, wie wir erst später erfuhren, mit dem ihm abverlangten "Ariernachweis" wegen der Namen Recha Bendemann, Abraham Bing und Carl Theodor Oppert unter unseren Vorfahren, auf die wir Kinder schon wegen eindrucksvoller Porträtgemälde aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders stolz waren, erhebliche Schwierigkeiten hatte.

Die Pogrome vom November 1938 mit der Verbrennung der Synagogen und der Zerschlagung jüdischer Geschäfte, für die dann wohl nicht ohne wohlwollende, zumindest unterschwellige Unterstützung der offiziellen Propaganda die zynische, makabre Bezeichnung "Reichskristallnacht" in Umlauf gebracht wurde, die auch heute noch oft allzu gedankenlos nachgesprochen wird, blieben dann nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sie gaben nicht nur meinen Eltern Veranlassung, ihren Kindern das Verbrecherische dieses Regimes nahezubringen. Ich war damals 13 Jahre alt und durchaus bereits in der Lage, dies zu begreifen. Schon vier Jahre vorher, am 30. Juni 1934, hatten wir eine ungewisse Ahnung davon erhalten, als bekannt wurde, daß in der weiteren Nachbarschaft ein Herr von Detten in seinem Haus bei Gelegenheit des angeblichen Röhm-Putsches erschossen worden sein sollte und in seine Villa dann der SS-Obergruppenführer Heißmeyer, Chef der sogenannten Nationalpolitischen Erziehungsan-

...

stalten (NAPOLA), einzog, dessen Sohn in meine Schulklasse kam.

In dieser Klasse des Zehlendorfer Gymnasiums bildete sich seit dem November 1938 eine ausgesprochene Spaltung heraus zwischen denen, deren Eltern dem Regime nahestanden, und denen, deren Eltern es ablehnten. Dazu trug auch bei, daß wir einen jüdischen Mitschüler hatten und uns erst jetzt darüber klar wurden, was sein Anderssein für ihn und für uns bedeutete. Dieser Riß durch die Klasse, vorgezeichnet weniger durch eigene Überzeugung als durch die Haltung der Elternhäuser, blieb für meine ganze weitere Schulzeit kennzeichnend, fand auch in der Lehrerschaft seine Entsprechung und führte so schon in diesem Alter ohne eigenes Verdienst zu einer politischen Distanzierung von den Aktionen des Regimes und rückschauend betrachtet zu erstaunlicher Klarsicht.

Dies aber hatte noch weitere Gründe. Meine Eltern sorgten nach den Ereignissen des Novembers 1938 dafür, daß ich regelmäßig an den Bibelarbeiten eines Jugendkreises der Bekennenden Kirche teilnahm, die von Oskar Hammelsbeck, dem späteren Leiter der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal, gehalten wurden, dessen beide Söhne, von denen einer später gefallen ist, ebenfalls daran teilnahmen (Hammelsbeck ist in Eberhard Bethge's Bonhoeffer-Biographie vielfach erwähnt). Diese Zusammenkünfte fanden zunächst im Gemeindehaus Schlachtensee und, als dies offenbar nicht mehr möglich war, im Haus der Witwe eines Juden statt. Ich verhehle nicht, daß es mich anfangs einige Überwindung kostete, einmal in der Woche abends in dieses Haus zu gehen und dort dem etwas älteren Sohn des Hauses zu begegnen, der seinem Äußeren nach fast

...

wie eine der schrecklichen Karrikaturen des "Ewigen Juden" wirkte, wie sie einem in den Nazi-Publikationen, allen voran im "Stürmer" und im "Schwarzen Korps", an den Zeitungskiosken begegneten. Aber er beteiligte sich am lebhaftesten an der Bibelarbeit, und nicht zuletzt durch dieses Miteinander wurde mir 13-14jährigem zunehmend bewußt, daß es gerade darauf ankam, sich zu solchen, durch die äußeren Umstände benachteiligten Menschen zu bekennen.

Natürlich spielte dabei zunehmend auch die wohl jeder Jugend eigene Neigung oder gar Lust zur Opposition gegen die herrschenden Verhältnisse eine Rolle. Dies wirkte sich besonders eindeutig unter den Schulkameraden, die wechselseitig Wert darauf legten, die Haltung ihres Elternhauses auch gegeneinander zu repräsentieren, und im Hinblick auf den erzwungenen Dienst in der Hitler-Jugend aus, in der sich, natürlich ganz verdeckt, regelrecht kleine "Oppositionsgruppen" bildeten. Man empfand aber auch Genugtuung, vielleicht ein wenig sogar den Reiz der Gefahr, diese "Opposition" bis zur Grenze des nach unserer Ansicht gerade noch Möglichen geradezu zu demonstrieren.
So war es von September 1941 an, als die Juden durch die antisemitische Gesetzgebung gezwungen waren, den schrecklichen, sie wie Vieh abstempelnden gelben Judenstern mit der fast an ein hebräisches Schriftbild erinnernden Aufschrift "Jude" zu tragen, unter uns gleichgesinnten Schülern fast eine Ehrensache, in der überfüllten S-Bahn oder U-Bahn einem so gekennzeichneten Erwachsenen den Sitzplatz anzubieten - später durften Juden wohl öffentliche Verkehrsmittel gar nicht mehr benutzen. Und ich kam mir schon beinahe wie ein kleiner Held vor, als ich eines Tages einem so gebranntmarkten Juden, der bei Straßenbauarbeiten

...

eingesetzt war, die schwerbeladene Schubkarre aus der Baustelle zu ziehen half und deshalb von zwei uniformierten HJ-Jungen, die dies beobachtet hatten, angerempelt und angepöbelt wurde.

Dabei war dies das einzige Mal, daß ich eine derartige "Zurechtweisung" erfuhr. In keinem einzigen anderen Fall sind unsere kleinen Aufsässigkeiten auf Gegenreaktionen oder auch nur Mißbilligung bei den Menschen gestoßen, die sie beobachtet hatten. Wir hatten eher den Eindruck, daß sich die Berliner im Grunde geradezu schämten, hier und dort immer wieder Mitmenschen mit dem Judenstern begegnen zu müssen, und wenn wir einmal in U-Bahn oder S-Bahn aufstanden, um einem Juden den Platz anzubieten, dann empfanden wir bei den Mitfahrenden eher Gleichgültigkeit, gelegentlich aber auch aufmunternde Zustimmung. Und vielleicht ist es kein Zufall, sondern eher kennzeichnend für die damalige Situation in Berlin und die Stimmung der Berliner, daß sich mir aus dieser Zeit von den zahlreichen politischen Witzen, die damals überall umgingen und angesichts angedrohter drakonischer Strafen nur hinter vorgehaltener Hand weitererzählt wurden, die Begebenheit von dem Arbeiter aus dem Wedding eingeprägt hat und in Erinnerung geblieben ist, der sich auf seinen Arbeitsanzug ein gelbes Eisernes Kreuz aufgenäht hatte mit der Inschrift: "Ick heeße Willy". Mit schärferer Ironie läßt sich die verbrecherische Unmenschlichkeit der erzwungenen Selbsterniedrigung und Entwürdigung von Menschen kaum geißeln. Aber manche haben ihren Judenstern vielleicht sogar mit Stolz getragen.

Eher in den Bereich übermütiger Dumme-Jungen-Streiche mit politischem Einschlag gehörten die "Aktionen", die mein Schulkamerad Helmut Wunschel und ich aus dem sicheren Port des "Wachlokals" der nächtlichen Luftschutzwache im obersten Stockwerk unserer Schule, des

...

Zehlendorfer Gymnasiums, zu der wir turnusgemäß eingeteilt wurden, regelmäßig unternahmen, nachdem vom 1. März 1941 an die Luftangriffe auf Berlin begonnen hatten. Hier waren der Phantasie keine Grenzen gesetzt, wenn es galt, in den Stunden, in denen kein Fliegeralarm war und in denen wir uns im wesentlichen hätten langweilen müssen, mit Hilfe des uns zur Verfügung stehenden Telephons kleinen Nazigrößen aus der Nachbarschaft oder HJ-Führern jeweils im Auftrag einer fingierten HJ-Dienststelle unsere Aufmerksamkeit zu erweisen. Einen subalternen, dafür aber besonders zackigen SS-Führer im Nebenhaus meines Schulkameraden, der noch dazu seine Umgebung als "Treppenterrier" zu belästigen, gelegentlich auch zu terrorisieren pflegte, haben wir auf diese Weise wiederholt weit nach Mitternacht erfundene Dienstbefehle an seinen Sohn übermittelt und seinen empörten und wütenden Protesten jeweils die energische Mahnung entgegengehalten, sich in so ernsten Zeiten gefälligst der Verantwortung für Führer und Volk bewußt zu bleiben. An den uns gegenüber wohnenden SS-Gruppenführer und Reichskriminaldirektor Nebe, eine offenbar zwielichtige Persönlichkeit, die später sogar in den Widerstand gegen Hitler verwickelt war und ebenfalls in Eberhard Bethge's Bonhoeffer-Biographie vorkommt, uns Jungen aber vor allem durch seinen schweren Mercedes-Dienstwagen beeindruckte, haben wir uns allerdings aus Furcht vor einer möglichen Fangschaltung des Telephons nicht herangewagt, obwohl wir es ernsthaft erwogen haben.

Aber es war keineswegs nur übermütige Aufsässigkeit oder Abenteuerlust, die uns als Oberschüler in dieser Zeit in eine Art Opposition verwiesen. Mein Vater wußte aus seiner Tätigkeit im Reichsjustizministerium von den Kollegen, die damit befaßt waren, und von Freunden, die wie er dem Widerstand nahestanden oder

...

ihm sogar angehörten, Authentisches über verbrecherische Aktionen des NS-Regimes, insbesondere über die Verbrechen an Juden in den Konzentrationslagern und an Geisteskranken in den "Euthanasie"-Anstalten, und er legte Wert darauf, uns schon als Sekundanern und Primanern auf seine behutsame Weise in diese grauenhafte Wirklichkeit einzuweihen.

So können wir nicht sagen, wir hätten es nicht gewußt. Wir wußten, was damals geschah, wenn auch sicher nicht in allen Einzelheiten und nicht in seinem ganzen Ausmaß, und haben trotzdem geschwiegen. Man wagte es eben nicht und konnte es vielleicht auch nicht wagen, die unmenschlichen Verbrechen auch nur öffentlich zu bezeugen, geschweige denn ihnen öffentlich entgegenzutreten. Aber ich erinnere mich genau, wie bedrückt, um nicht zu sagen verstört mein Vater uns Kindern berichtete von den Morden an Geisteskranken, die unter der entlarvenden Formel von der Vernichtung lebensunwerten Lebens planmäßig ins Werk gesetzt worden waren und über die mit allen anderen Generalstaatsanwälten auch der in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnende und trotz formaler Mitgliedschaft in der NSDAP genauso wie mein Vater eingestellte Generalstaatsanwalt beim Kammergericht, Dr. Jung,am 23. April 1941 offiziell unterrichtet worden war. Und auch über das, was im Reichsjustizministerium über die berüchtigte Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 durchsickerte, auf der die "Endlösung der Judenfrage" beschlossen worden war, wurde bei uns zu Hause ganz offen gesprochen. Wir wußten Bescheid, sicher jedenfalls mehr als der Durchschnitts-Berliner, obwohl auch er natürlich täglich die Menschen mit dem gelben Stern sehen konnte und wußte, daß es "K.Z.'s" gab und es sich dabei nicht um Sanatorien handelte. Mein Vater hat in der Stille, auch im Zusammenhang mit seiner Verantwortung für die "Behandlung des feindlichen Vermögens", viel für Juden tun und ihnen helfen können, nicht zuletzt im Umfeld des Krankenhauses "Jerusalem" in Hamburg, das sich in "Krankenhaus am Moorkamp" umbenennen mußte und dessen Oberin meine Patentante Albertine v. Coelln war.
Aber dies alles kann das Schweigen nicht ungeschehen machen oder gar rechtfertigen.

...

Ich war damals 16, 17 Jahre alt, und ich weiß noch, wie zwiespältig es selbst für uns, die wir Bescheid wußten, war, uns über die anfänglichen großen Erfolge unserer Soldaten mitfreuen zu wollen und doch mehr und mehr davon überzeugt zu sein, daß Deutschland nichts Schlimmeres passieren konnte, als den Krieg zu gewinnen. So bekamen die Fanfaren der "Sondermeldungen" im "Großdeutschen Rundfunk" für uns einen immer fataleren Klang, bis die von Hitler mutwillig herbeigeführte Katastrophe von Stalingrad im Winter 1942/1943 für jeden sichtbar Hitler auch als "Größten Feldherrn aller Zeiten" (man sprach damals im vertrauten Kreis vom "GRÖFAZ") zum Verbrecher stempelte. Unser unvergessener Deutsch- und Geschichtslehrer Gumpert, der ebenfalls keine Konzessionen an das Regime machte und seine stille Opposition auch seinen Schülern gegenüber zumindest verschlüsselt zu erkennen gab, reagierte auf die Nachricht von der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad nur mit dem grinsenden, aber tiefsinnigen und doch unangreifbaren Ausruf: "Ich verstehe gar nicht, wie Sie sich den Genuß versagen können, alte Führerreden zu lesen!", und meinte damit natürlich für jeden erkennbar den noch nicht lange zurückliegenden herrischen Ausruf Hitlers: "Wir werden Stalingrad nehmen, so oder so!".

Mit dieser Überzeugung von dem doppelt verbrecherischen Charakter des NS-Regimes, dem eigenen Volk und den anderen Völkern, vor allem aber dem jüdischen Volk gegenüber, bin ich kurz danach, im Mai 1943, Soldat geworden. Ich hatte mich, wie alle anderen auch, mit meinem Schulkameraden Wolfram Gaier zur Panzerwaffe freiwillig gemeldet, eigentlich nur aus der Überlegung heraus, daß schlecht gefahren immer noch besser als gut gelaufen sei und der vorzeitige Einberufungsbefehl vielleicht das regelrechte Abitur erübrigen könnte (die Abiturprüfung habe ich dann doch noch kurz

...

vor Eingang des Gestellungsbefehls ganz ordnungsgemäß ablegen müssen mit nur noch sechs verbliebenen Mitschülern). Aber ich bin Soldat geworden mit der Überzeugung, daß Deutschland auf keinen Fall den Krieg gewinnen dürfe, und habe diesen Zwiespalt nur bewältigen können mit der Vorstellung, daß es gleichwohl jedenfalls darauf ankomme, den Einmarsch der Roten Armee in Deutschland zu verhindern. Da ich nur im Osten eingesetzt war, ist mir dabei aus dieser Vorstellung heraus nie der Gedanke an Überlaufen, Sabotage oder etwas ähnliches gekommen: es galt für mich, Deutschland zu bewahren, aber nicht, den Krieg zu gewinnen.

Aus diesem Grunde bin ich auch ganz bewußt nicht Offiziersanwärter geworden, was damals für einen gesunden und nicht völlig unsportlichen Abiturienten gar nicht so einfach war. Natürlich wurde man von den wechselnden Vorgesetzten immer wieder danach gefragt, warum man noch nicht auf der Kriegsschule sei. Im Januar 1945 nach dem durch die Baranow-Offensive der Roten Armee ausgelösten chaotischen Rückzug von der Weichsel an die Oder im "Wandernden Kessel" des Panzergenerals Hube und der Erfahrung des unvorstellbaren Flüchtlingselends auf den Rückzugsrollbahnen haben mein Kamerad Otto Schächtle aus Konstanz und ich - als Funker in einer Panzerabteilung hatten wir die Möglichkeit, täglich BBC London und den alliierten Soldatensender Calais zu hören, waren deshalb auch über die neuesten Naziverbrechen genauestens informiert und haben auf diese Weise zum erstenmal den Namen Auschwitz gehört - uns gegenseitig das heute kindlich anmutende, aber durchaus ernstgemeinte, nur ohnmächtige Empörung und gerechten Zorn ausdrückende Versprechen abgenommen, Hitler mit unserer 08-Pistole kurzerhand niederzuschießen, wenn er je bei uns auftauchen sollte - wir waren damals 19 Jahre alt, aber schon fast zwei Jahre Soldat. Wir gehörten zur Heeresgruppe des berüchtigten Generalfeldmarschalls Schörner und standen unter dem unmittelbaren Eindruck der standrechtlichen

...

Erschießung zweier hochdekorierter Unteroffiziere, die nach der Exekution mit der auf ein Pappschild gemalten Drohung "Wer den Tod der Ehre fürchtet, stirbt den Tod der Schande!" an einem freistehenden Baum aufgeknüpft wurden, weil sie, wie es in einem Tagesbefehl hieß, "während der Kampfhandlungen rückwärts des Kompaniegefechtsstandes" angetroffen worden waren.

IV.

Nach der Rückkehr aus Krieg und Kriegsgefangenschaft galt es auch für uns junge Leute, die Lehren aus den Jahren des Unheils zu ziehen, Studium und Ausbildung möglichst schnell hinter sich zu bringen, um die verlorenen Jahre aufzuholen und dann mitzuhelfen, eine neue Ordnung aufzubauen, die etwas mit den unseligen zwölf Jahren Vergleichbares nie wieder zulassen würde. Aber es galt auch, ganz persönliche Schuld und die Verantwortung anzunehmen, die für die auch in unserem Namen begangenen Verbrechen auf uns und den kommenden Generationen lastet. Auf diesem Weg haben mich gerade auch Menschen geprägt, die damals zu den "rassisch Verfolgten" gehörten.

Von der Universität Berlin ist mir neben den großen Juristen Heinrich Mitteis, Eduard Kohlrausch, Hans Peters und Hermann Dersch vor allem in Erinnerung der schon über 80jährige Eugen Schiffer, in der Weimarer Zeit Reichsminister der Justiz und nach dem Kriege der erste Präsident der "Zentralen Justizverwaltung für die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands", der meinen Vater noch aus der Zeit vor 1933 kannte, sich in den Jahren nach dem Zusammenbruch, obwohl er Jude war und wußte, daß mein Vater während der ganzen zwölf Jahre im Reichsjustizministerium Dienst getan hatte, in rührender Weise um meine Mutter kümmerte und durch immer neue Vorstöße bei der SMA, der Sowjetischen Militäradministration in Berlin-Karlshorst, versucht hat, meinen Vater für seine Verwaltung aus sowjetischer Haft freizubekommen - stets ohne Antwort und eben in einer Zeit, in der mein Vater bereits nicht mehr

...

lebte. Ferner Eduard Reimer, Urenkel des Präsidenten der Nationalversammlung der Paulskirche 1848 und ersten Präsidenten des Reichsgerichts, Eduard von Simson, damals Rechtsanwalt in Berlin und später der erste Präsident des Deutschen Patentamts in München, dessen erste Auflage seines Kommentars zum Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb 1934 eingestampft werden mußte, weil er den Boykott jüdischer Geschäfte als sittenwidrig im Sinne des § 1 dieses Gesetzes bezeichnet hatte.

Im Bundesministerium der Justiz, in das ich 1953 eintrat, sind für mein ganzes weiteres Berufsleben prägend gewesen vor allem Walter Strauß und Günther Joël. Strauß war 1934 auf Grund des Gesetzes "zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" aus dem Reichswirtschaftsministerium entlassen worden, dann nicht emigriert, sondern in Berlin untergetaucht, unmittelbar nach dem Einmarsch der Roten Armee in Berlin einer der ersten, die sich für den Wiederaufbau zur Verfügung stellten, in den Jahren 1948/1949 Leiter des Rechtsamts des Vereinigten Wirtschaftsgebiets in Frankfurt und von 1949 bis 1962 Staatssekretär im Bundesministerium der Justiz, danach Richter am Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften. Joël, Sohn des langjährigen Staatssekretärs im Reichsjustizministerium und späteren Reichsministers der Justiz unter Brüning, Curt Joël, dessen Persönlicher Referent schon Hans v. Dohnanyi war, leitete von 1949 bis 1964 die Abteilung III (Handels- und Wirtschaftsrecht) im Bundesministerium der Justiz, in der im Reichsjustizministerium auch mein Vater war und die zu leiten seit 1970 ich selbst die Ehre habe. Beide, Walter Strauß und Günther Joël, trotz ihrer jüdischen Herkunft Preußen im besten Sinne des Wortes, haben mir für mein berufliches Leben mehr als irgend jemand sonst mit auf den Weg gegeben. Sie waren als Repräsentanten des

...

"anderen Deutschland" prägende Vorbilder für mich und nach ihrer Tradition und Lebenserfahrung wie an die Stelle meines oft schmerzlich vermißten Vaters getreten. Ich habe ihnen unendlich viel zu verdanken und werde Zeit meines Lebens versuchen, etwas weiterzugeben von dem, was sie mir auf meinem Weg mitgegeben haben.

V.

Von Christen und Juden ist in diesem Bericht wiederholt schon die Rede gewesen. Aber diese Juden waren alle Christen! Sie waren Juden nur im Sinne der Definition des Nationalsozialismus, und es ist erschreckend, sich darüber klar zu werden, daß wir auch heute noch immer in dieser Terminologie denken und reden. Ich bin im Laufe der Jahre im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit manchen Juden begegnet, die einmal Deutsche waren, Patrioten im besten Sinne des Wortes, denen es nicht im Traum eingefallen wäre, Deutschland, ihre angestammte Heimat, zu verlassen, wenn sie nicht von den Nationalsozialisten dazu gezwungen worden wären - allein ihrer jüdischen Abstammung wegen, ohne daß sie auch nur danach gefragt worden wären, ob sie jüdischen oder christlichen Glaubens waren.

Ich denke an die erste erschütternde Begegnung dieser Art 1958 während einer Diplomatischen Konferenz in Lissabon mit Dr. Reinhold Cohn, Tel Aviv, aufgewachsen in Berlin, der sich erst nach einem stundenlangen Gespräch bis tief in die Nacht hinein dazu überwinden konnte, mir gegenüber seine Muttersprache, und das hieß Deutsch, zu benutzen, obwohl er sich geschworen hatte, dies nie wieder zu tun. Mit seinem Sohn Dr. Michael Cohn ergab sich später ein völlig

...

unbefangenes Verhältnis, er hat uns sogar in Deutschland besucht und blieb mit uns freundschaftlich verbunden, auch nachdem sein Stiefsohn im Yom-Kippur-Krieg gefallen war.

Unvergeßlichen Eindruck haben auf mich immer die wiederholten Begegnungen mit Professor Rudolf Callmann gemacht, dem glänzenden, brillianten Anwalt aus Köln, der, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, deshalb noch bis 1936 in Deutschland bleiben konnte, dann sich aber doch gezwungen sah, sein Vaterland zu verlassen, sich in New York zu einem der bedeutendsten Wirtschaftsanwälte durchkämpfte, nach dem Kriege es zunächst nicht über sich brachte, seine Heimat wiederzusehen, und dann Jahre brauchte, bis er sich dazu durchringen konnte, erstmals wieder in das Land zu kommen, das ihn so grausam verstoßen hatte. Er ist später von seinen Freunden in Deutschland durch die Stiftung der Rudolf-Callmann-Medaille in besonders würdiger Weise geehrt worden.

Erwähnen möchte ich ferner die Begegnungen mit Ze'ev Sher, der erst 1938 als Vierzehnjähriger aus Wien flüchten mußte, später Attorney General der israelischen Regierung in Jerusalem war und im Juni 1967 nur deshalb verspätet zu einer internationalen Konferenz in Genf erschien, weil er noch wenige Tage zuvor während des Sechs-Tage-Krieges mit dem ersten israelischen Panzer in Hebron eingefahren war. Er hat seine gesamte Familie in Auschwitz verloren und ließ sich doch keinerlei Ressentiments gegenüber uns Deutschen anmerken.

In unauslöschlicher Erinnerung ist mir auch das Zusammentreffen mit Rechtsanwalt Eric Offner aus New York, ebenfalls 1938 aus Wien geflüchtet, im Mai 1982

...

in Peking, wo ich zusammen mit ihm, einem Engländer und einem weiteren Amerikaner auf Einladung der Regierung der Volksrepublik China Vorträge zu halten hatte und der mir in einer langen Nacht bis in den Morgen hinein auf seinem Hotelzimmer die erschütternde Geschichte seiner Vertreibung aus Deutschland erzählte und sichtlich dankbar dafür war, dies einmal aussprechen zu können gegenüber einem Deutschen, der ihm eine ganze Nacht lang zuhörte. Es war eine denkwürdige Nacht, zugleich aber bedrückend zu erfahren, wie man bis in die entferntesten Winkel dieser Erde und noch 40 Jahre danach von den in deutschem Namen begangenen Verbrechen und eigener Schuld eingeholt wird.

Und schließlich möchte ich auch Ernst C. Stiefel nicht unerwähnt lassen, den renommierten Anwalt und Professor aus New York, der in mehreren Etappen über Straßburg und London in die Vereinigten Staaten flüchtete, nach dem Kriege aber sich auch in Düsseldorf wieder als Anwalt zulassen ließ und nun in Deutschland faszinierende Vorträge hält über die tief betroffen machende Geschichte der Emigration führender deutscher Juristen in die USA und ihren maßgeblichen Einfluß auf die amerikanische Rechtsentwicklung. Er hat mir im übrigen erzählt, wie sehr er sich immer wieder auf die subtile und bis zur Grenze des damals Möglichen hilfreiche Argumentation meines Vaters in dessen Kommentar zur Feindvermögens-Gesetzgebung stützen konnte, als es für ihn darum ging, während des Krieges im Auftrag der amerikanischen Regierung von Stockholm aus zu beobachten, was in dieser Zeit mit dem Vermögen von Ausländern und Emigranten in Deutschland geschah.

Jeder einzelne von diesen hier nur beispielhaft erwähnten Persönlichkeiten, die nicht mehr Deutsche sein durften, nur weil sie Juden waren, machte gerade auch in der persönlichen Begegnung in erschreckender Weise immer wieder deutlich, welche unschätzbare Substanz an Geist und Kultur weit über die bekannten Nobelpreisträger hinaus wir in Deutschland nicht verloren, sondern bewußt und planmäßig hinausgejagt haben - auch in unserem Namen in einer Aktion intellektueller und

physischer Barbarei, vor der man nur fassungslos verstummen kann. Sie alle wurden Opfer der Jahre des Unheils in Deutschland, und niemand wird ganz die Tiefen ermessen können, die dies für sie bedeutete: wieviel Bitterkeit, Kränkung, Entwürdigung, Verletzung im Innersten, Ausgestoßenheit, Kälte und Einsamkeit mußten selbst diese Menschen, die auswandern konnten und deshalb überlebten, ganz persönlich erfahren angesichts der bornierten Brutalität des Ungeistes, mit der Menschen zerbrochen werden sollten. Wir heute sollten uns nicht wundern, wenn dann tatsächlich etwas zerbrach, wir können nur tiefe Betroffenheit darüber empfinden und sollten es in Ehrfurcht und Respekt annehmen, daß es nach dem Zusammenbruch des Reiches, das man besser nicht das "Dritte" nennen sollte, wie es selbst dies tat, dann oft Jahre dauerte, bis sie sich dazu durchkämpfen konnten, ihren Fuß wieder auf deutschen Boden zu setzen und dort alte Freunde und Gleichgesinnte wiederzusehen.

In vielen Gesprächen mit ihnen stand immer wieder die Frage nach dem "Warum" und dem "Wie war das möglich" beherrschend im Vordergrund und mußte doch trotz aller Erklärungsversuche unbeantwortet bleiben. Ein Holländer, der ehemalige Präsident des niederländischen Patentamts, Dr. de Haan, war es, der mich angesichts dieser Frage auf Heinrich Heines Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland (1833) verwies. Die geradezu prophetische Dimension seiner Vision am Ende des Dritten Buchs (Von Kant bis Hegel) genau hundert Jahre vor dem Ausbruch der Barbarei in Deutschland kann einen nur noch betroffener machen:

> "Laßt euch nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantsche Kritik, der Fichtesche Transzenden-

talidealismus und gar die Naturphilosophie voraus-
ging. Durch diese Doktrinen haben sich revo-
lutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages
harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit
Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es
werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch
in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas
wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und
Beil den Boden unseres europäischen Lebens durch-
wühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergan-
genheit auszurotten. Es werden bewaffnete
Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in
ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch
durch Eigennutz zu bändigen sind;...Doch noch
schrecklicher als alles wären Naturphilosophen,
die handelnd eingriffen in eine deutsche Revo-
lution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst
identifizieren würden. Denn wenn die Hand des
Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein
Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt
wird; wenn der Fichteaner mutvoll jeder Gefahr
trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar
nicht existiert; so wird der Naturphilosoph da-
durch furchtbar sein, daß er mit den ursprüng-
lichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt,
daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen
Pantheismus beschwören kann, und daß in ihm jene
Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen
finden, und die nicht kämpft, um zu zerstören
noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen.
Das Christentum - und das ist sein schönstes
Verdienst - hat jene brutale germanische Kampf-
lust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch
nicht zerstören, und wenn einst der zähmende
Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt

...

wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen. Jener Talismann ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten, steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome ... Der Gedanke geht der Tat voraus wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: Der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die Französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte ... Und die Stunde wird kommen ..."

Sie ist gekommen.

VI.

Über das Verhältnis von Christen und Juden im Sinne ihrer biblischen Herkunft, ihres Bekenntnisses zu dem einen Gott der Bibel, des Alten und Neuen Testaments, habe ich ernsthaft erst nachzudenken begonnen, als

ich in der Landessynode der Ev. Kirche im Rheinland nach dem Yom-Kippur-Krieg des Jahres 1973 in die Auseinandersetzung über dieses Thema geriet.

Vorausgegangen war die unmittelbare Begegnung mit Volk und Staat Israel während einer dreiwöchigen, vom Nes-Amin-Verein organisierten Studienreise durch das ganze Land von den Jordan-Quellen am Hermon-Gebirge bis nach Sharm el Sheik an der Südspitze der Halbinsel Sinai im März 1973. Diese Reise war erfüllt von unvergeßlichen Eindrücken. Der Besuch der erschütternden Gedenkstätte Yad Vashem war im Bewußtsein der eigenen Schuld kaum zu ertragen, der Eindruck von den Kunstwerken Chagalls im Krankenhaus Hadassah und in der Knesset überwältigend, die Begegnung mit so vielen deutsch sprechenden Israelis trotz all ihrer vorbehaltlosen Freundlichkeit bedrückend, die Identifizierung der Israelis mit ihrem Staat und Volk und ihrer Geschichte faszinierend. Im Gespräch über die Klagemauer des Tempels in Jerusalem machte uns ein Israeli darauf aufmerksam, daß diese Mauer nun die "Westmauer" heiße: "Es gibt keinen Grund zum Klagen mehr, die Söhne Israels sind heimgekehrt". Dies war der beherrschende Eindruck dieser Reise.

Die Diskussion in der Landessynode im Januar 1974 stand zunächst eindeutig unter dem Akzent des Lebensrechts Israels. Ich erinnere mich noch sehr deutlich der Empörung, die die Erklärung des damaligen Außenministers Walter Scheel im Zusammenhang mit der Verweigerung von Landerechten für amerikanische Transportflugzeuge auf dem Weg in das vom Krieg bedrohte Israel damals auslöste, die Bundesrepublik Deutschland habe "besondere Beziehungen zu Israel, aber auch zu den arabischen Staaten". Schon in seinem Bericht zur Lage der Kirche vor der Landessynode 1974 hatte Ober-

...

kirchenrat Quaas an die Verpflichtung der Christen erinnert, "wach im Gedächtnis zu behalten, daß das Volk Israel in seiner Existenz die Menschheit daran erinnert, daß ein Gott ist, der sich in diesem Volk als Vater Jesu Christi offenbart hat", und daß darum "ein Eintreten der Christenheit für die Lebensexistenz des Volkes Israel geboten" sei (Verhandlungen der 22. außerordentlichen rheinischen Landessynode 1974, S. 20). Nach längerer Diskussion im Öffentlichkeitsausschuß und im Plenum der Synode wurde ein von mir vorbereiteter und eingebrachter Initiativantrag mit großer Mehrheit angenommen, in dem sich die Synode "angesichts der Gefahr einer weiteren Isolierung Israels in der Welt zu der Verpflichtung aller Christen" bekannte, "für das Lebensrecht Israels einzutreten" (Verhandlungsprotokoll, aaO, S. 132 ff.). Schon die Diskussionen über diesen Antrag waren jedoch gekennzeichnet durch die von mancher Seite geäußerten Zweifel, damit bestimmten Maßnahmen der israelischen Regierung pauschal zuzustimmen, und durch die Frage, ob nicht dann auch der Palästinenser gedacht werden müsse.

Einen neuen Anstoß erhielt die Diskussion durch das Auftreten des Palästinenserführers Arafat vor der Herbst-Generalversammlung 1974 der Vereinten Nation und ihren Beschluß zum Nahost-Konflikt, der das Lebensrecht Israels in gesicherten Grenzen nicht mehr erwähnte und bei dem sich die Bundesrepublik Deutschland der Stimme enthielt. Insbesondere diese Stimmenthaltung wurde unter den Freunden Israels allgemein als beschämend empfunden. Sie führte zunächst in der Kreissynode Bad Godesberg auf Grund eines von mir gestellten Initiativantrags am 2. Dezember 1974 zu einem Beschluß für einen Antrag an die Landessynode, in dem sie ihre Verbundenheit mit dem um seine Existenz

...

ringenden Volk Israel bekräftigen und an alle Gemeinden appellieren sollte, "das Lebensrecht Israels und seinen Anspruch auf gesicherte Grenzen nicht hinter die Sorge um die eigene Sicherheit zurückzustellen und sich zu unserer Verpflichtung als Christen zu bekennen, unbeschadet aller historischen und politischen Erwägungen für das Lebensrecht Israels einzutreten".

Über diesen Antrag kam es auf der 23. ordentlichen rheinischen Landessynode im Januar 1975 zu heftigen Auseinandersetzungen, in denen vor allem wiederum eine stärkere Berücksichtigung der Rechte der Palästinenser gefordert wurde. Gleichwohl wurde der Antrag der Kreissynode Bad Godesberg nach redaktioneller Überarbeitung im Öffentlichkeitsausschuß vom Plenum der Synode mit deutlicher Mehrheit angenommen (Verhandlungen der 23. ordnetlichen rheinischen Landessynode, S. 173 ff.), und es war für mich eine besondere Genugtuung, bei der Übergabe dieses Beschlusses an den israelischen Botschafter in Bonn, Meroz, durch Präses Immer am 2. Juli 1975 dabei sein zu dürfen. Hier ging es wirklich um das konkrete Bekenntnis der Christen zu den Juden auch und gerade angesichts des drohenden Ölboykotts der westlichen Industriestaaten durch die arabischen Länder.

Der Anti-Zionismus-Beschluß der Vereinten Nationen, in dem in einer fast blasphemischen Pervertierung des eigenen Schicksals des jüdischen Volkes Zionismus mit Rassismus gleichgesetzt worden war und den alle Freunde Israels nur mit spontaner Empörung zur Kenntnis nehmen konnten, führte dann auf der 24. außerordentlichen rheinischen Landessynode im Januar 1976 zu einem weiteren, von mir mit vorbereiteten Initiativantrag an die Landessynode mit dem Ziel, den Beschluß vom 23.Ja-

...

nuar 1975 nun erst recht zu bekräftigen, darüber hinaus aber auf der Grundlage der vom Rat der EKD inzwischen verabschiedeten Studie "Christen und Juden" einen Ausschuß zu diesem Thema einzusetzen und Juden um ihre Mitarbeit in diesem Ausschuß zu bitten. Beide Anträge wurden vom Plenum der Landessynode nach intensiven Diskussionen im Theologischen Ausschuß und im Öffentlichkeitsausschuß mit überwältigender Mehrheit angenommen (Verhandlungen über die 24. außerordentliche rheinische Landessynode, S. 86). In ihrem Beschluß erklärte die Landessynode, daß sie in dem Anti-Zionismus-Beschluß der Vereinten Nationen den Ausdruck der Feindschaft gegen den Staat Israel und einen massiven Angriff auf das Existenzrecht dieses Staates sehe, daß sie die Bestürzung derer teile, die angesichts dieses Beschlusses ihre Stimme erhoben haben, und ihr Ja zum Lebensrecht des Staates Israel bekräftige.

Auch dieser Beschluß wurde dem Botschafter des Staates Israel in Bonn und außerdem den Vereinten Nationen zugeleitet. Aber es war doch bedrückend zu sehen, welchen Einsatzes es bedurft hatte, um diesen Beschluß in der Synode durchzusetzen. Es gelang schließlich nur um den Preis des Zusatzes, nicht alle politischen Maßnahmen des Staates Israel zu billigen.

VII.

Wieviel schwerer es zunehmend wurde, das Existenzrecht Israels in gesicherten Grenzen vorbehaltlos durchzusetzen, erfuhr ich bedrückend auch in meiner beruflichen Tätigkeit. Im September 1979 war ich von der Generalversammlung der Weltorganisation für geistiges Eigentum in Genf, einer der 15 Sonderorganisationen

...

(Spezialized Agencies) der Vereinten Nationen, der damals 88 Staaten aus allen Teilen der Welt angehörten, für zwei Jahre zu ihrem Präsidenten gewählt worden. Schon am ersten Tag der zehntägigen Sitzung der Generalversammlung wurde erwartungsgemäß von der "Gruppe der 77", d.h. von den Entwicklungsländern der Antrag gestellt, Südafrika aus der Organisation auszuschließen. Wie in solchen Fällen üblich, wurde der Antrag von der "D-Gruppe", der Gruppe der sozialistischen Staaten, sofort unterstützt. Dabei war sich jedermann darüber im klaren, daß dem Ausschluß Südafrikas sofort der Antrag auf Ausschluß Israels folgen würde, wenn die Mehrheitsverhältnisse auf der Konferenz einem solchen Antrag Erfolgschancen bieten sollten, und es sich insoweit nur um eine Art Generalprobe handelte. Erst zwei Wochen vorher war auf der Generalversammlung des Weltpostvereins in Rio de Janeiro der Antrag auf Ausschluß Südafrikas mit einem Antrag auf Ausschluß Israels verbunden, im letzten Augenblick allerdings wieder zurückgezogen worden.

Der Ausschluß eines Mitgliedsstaates aus dieser Sonderorganisation der Vereinten Nationen war rechtlich gar nicht möglich, weil die Staatenkonvention über die Errichtung dieser Organisation einen solchen Ausschluß nicht vorsieht und deshalb auch nicht zuläßt. Für die "B-Gruppe", die Gruppe der westlichen Industriestaaten, war es also schon aus Rechtsgründen notwendig, die Annahme des Ausschlußantrags zu verhindern, weil sich andernfalls jeder Mitgliedstaat der Gefahr des Ausschlusses aus irgendwelchen politischen Gründen ausgesetzt hätte. Es ging also gar nicht um ein politisches Votum für oder gegen Südafrika, für oder gegen die Apartheid-Politik, und um dies deutlich zu machen, wurde die Apartheid-Politik auch von der B-Gruppe aus-

...

drücklich verurteilt. Es ging vielmehr um eine Rechtsfrage, auf die es bei Zugrundelegung des Völkerrechts und zivilisierter Maßstäbe nur eine Antwort geben konnte. Dies wurde auch daran deutlich, daß Südafrika im Vertrauen auf seine Rechtsposition vorsorglich gar nicht erschienen war, um nicht bereits durch seine bloße Anwesenheit die Debatte noch zusätzlich zu belasten.

Aber es ging in Wahrheit nur vordergründig um Südafrika und zumindest in gleichem Maße um Israel. Deshalb mußte vor allem um Israels willen die Annahme des Antrags verhindert werden. Jede andere Entscheidung wäre unvermeidlich zu einem unumkehrbaren Präjudiz zu Lasten Israels geworden.

Die Debatte über den Ausschlußantrag nahm von den zehn Tagen der Konferenz volle neun Tage in Anspruch. Sie wurde mit großer Erbitterung und unter Einsatz aller verhandlungstaktischen Instrumente geführt. Sie dauerte mit immer neuen Unterbrechungen für gesonderte Sitzungen der Gruppen jeden Tag bis tief in die Nacht, am vorletzten Tag bis 4 Uhr morgens. Die Chance der B-Gruppe bestand allein darin, daß für die Annahme des Antrags eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war. Aber die B-Gruppe hatte nur zwei Stimmen mehr als die äußerste Sperrminorität. Mit immer neuen Geschäftsordnungsanträgen (Points of Order) und allen Verfahrenstricks bis zu wiederholten namentlichen Abstimmungen (Roll Calls) und geheimen Abstimmungen (Secret Ballots) versuchten die Antragsteller, ihr Ziel zu erreichen. Der israelische Missionschef in Genf beschwor mich täglich mehrmals und immer drängender, nicht aufzugeben und trotz aller auch persönlichen Angriffe durchzuhalten. Ich hatte ihm noch vor Beginn der Debatte fest zugesagt, sein Land nicht im Stich zu lassen, und hatte dafür auch die volle Unterstützung

des Auswärtigen Amts und der Delegationen unserer wichtigsten Verbündeten, allen voran natürlich der USA. Aber Ländern wie Österreich, Schweden, Spanien und Portugal konnte ich mir keineswegs sicher sein. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, mit welchem Engagement sich vor allem die niederländische Delegation für Israel einsetzte.

Dann aber stellte sich heraus, daß die Debatte, die am Montagabend begonnen hatte, nicht mehr vor Freitagabend abgeschlossen werden konnte, sondern in der Nacht zu Sonnabend und am Sonnabend selbst fortgesetzt werden mußte. In diesem Augenblick teilte mir der israelische Botschafter zu meiner größten Überraschung mit, daß die israelische Delegation wegen des Sabbatgebots von Freitag 19.00 Uhr bis Sonnabend 19.00 Uhr nicht im Konferenzsaal anwesend sein dürfe. Auch auf deren Stimme aber kam es entscheidend an.

Ein Versuch, die Fortsetzung der Debatte auf Montag oder jedenfalls auf Samstagabend zu vertagen, scheiterte, weil die westlichen Industriestaaten die für einen solchen Verfahrensantrag ausreichende einfache Mehrheit nicht erreichen konnten und die beiden anderen Gruppen geschlossen dagegen stimmten. Meine Frage an den israelischen Botschafter, ob er nicht wenigstens seinen Fahrer oder ein Dienstmädchen aus seiner Residenz in den Konferenzsaal schicken könne, damit diese die israelische Stimme abgeben könnten, wurde von ihm mit verzweifeltem Bedauern mit nein beantwortet: das Außenministerium in Jerusalem würde einer solchen Umgehung des Sabbat-Gebots unter keinen Umständen zustimmen. So blieb gar nichts anderes übrig, als die Debatte unter Einsatz einer regelrechten Filibuster-Taktik bis zum Samstagabend hinzuziehen. Punkt 19.00 Uhr erschien der israelische Botschafter wieder mit

...

strahlendem Gesicht: er hatte ernsthaft befürchtet, der ganze Kampf hätte am Sabbat-Gebot scheitern können!

Aber die Debatte dauerte noch bis zum folgenden Dienstag. Dann gelang es, mit Hilfe der Rules of Procedure für das abschließende Votum die geheime Abstimmung durchzusetzen. Das Ergebnis war fast ein Triumph: nicht nur alle Staaten der B-Gruppe hatten gegen den Ausschlußantrag gestimmt, die unsicheren Kantonisten letztlich vielleicht sogar aus Sympathie für den völlig erschöpften Präsidenten der Konferenz, sondern darüber hinaus noch drei Staaten aus den beiden anderen Gruppen. Sie hatten es im Schutze der geheimen Abstimmung gewagt, aus der erzwungenen Solidarität der Entwicklungsländer und sozialistischen Staaten auszubrechen. Das Abstimmungsgeheimnis wird ihre Namen für immer verborgen halten.

Für mich waren diese neun Tage die schwierigste Aufgabe in meiner gesamten beruflichen Laufbahn, zusätzlich erschwert dadurch, daß Deutsch in den Organisationen der Vereinten Nationen nicht zu den Konferenzsprachen gehört. Aber ich hatte die unvergleichliche Genugtuung, durch die Verhinderung des Ausschlusses Südafrikas aus der Weltorganisation für geistiges Eigentum einmal konkret etwas für Israel getan zu haben. Und wenige Tage später erlebte ich die zusätzliche Freude, daß der israelische Botschafter in Bonn, Meroz, mir im Auftrag seiner Regierung für die deutsche Haltung während der Konferenz dankte. Es wird einem wohl nur selten zuteil, einen dienstlichen Auftrag in solchem Maße mit einem persönlichen Engagement verbinden zu können.

...

VIII.

Auf Grund des Beschlusses der Landessynode vom 15.Januar 1976 wurde ich am 20.Juni 1976 von der Kirchenleitung der Ev.Kirche im Rheinland in den landessynodalen Ausschuß "Christen und Juden" berufen. Ich habe diesem Ausschuß bis Ende 1983 angehört und insbesondere an der Vorbereitung der Thesen zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden mitgearbeitet. Ich habe als "theologischer Laie" zu dieser Arbeit Wesentliches kaum beitragen können, wenn es vielleicht auch gelegentlich nützlich oder gar notwendig war, aus nichttheologischer Sicht in die intensive Diskussion einzugreifen. Ich erinnere mich etwa an eine Debatte, in der ich - übrigens mit Erfolg - das aus meiner Sicht eher verharmlosende Wort "Mitschuld" (am Holocaust) durch das schlichte und um so mehr betroffen machende Wort "Schuld" zu ersetzen bat. Aber das Entscheidende an dieser Arbeit im Ausschuß "Christen und Juden" war für mich nicht der eigene nur allzu unzulängliche Beitrag, sondern die Erfahrung des gemeinsamen Suchens und Ringens von Christen und Juden, und das heißt von Menschen christlichen und jüdischen Glaubens, um die notwendigen Konsequenzen aus dem, was mit dem Stichwort von Holocaust umschrieben ist, für das künftige Verhältnis von Christen und Juden. Ich habe diese Arbeit, dieses Miteinander im Gespräch, immer wieder als faszinierend empfunden, faszinierend auch im Hinblick auf das Maß an Betroffenheit, die sich trotz aller persönlichen Erfahrungen während der Jahre des Unheils in dieser Arbeit nur immer noch steigerte. Ich habe viel gelernt, was ich nun weitergeben kann an alle, die es angeht (vgl.hierzu auch die vom Ausschuß "Christen und Juden" der Landessynode erarbeiteten Thesen zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, die von der Landessynode durch Beschluß vom 11.Januar 1980 auf ihre Verantwortung genommen worden sind):

- daß "Holocaust" nicht nur die schauerliche Einmaligkeit des Massenmords an Millionen von Juden meint,

...

von der Christenheit in Deutschland fast ausnahmslos schweigend hingenommen, sondern daß sich hinter diesem historischem Geschehen mahnend auftut die ganze Geschichte der Christenheit von ihren Anfängen an in ihrem Verhältnis zum Judentum, zu Israel, und daß es nun gilt, von dieser Erkenntnis aus eine Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden zu versuchen;

- daß der Gott, den das Neue Testament bezeugt, derselbe Gott ist, von dem das Alte Testament, die Hebräische Bibel, spricht;

- daß Juden sagen können, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs habe sich auch durch die christliche Verkündigung den Völkern bekannt gemacht, und Christen mit dem Neuen Testament bezeugen, daß der Gott, der Jesus vom Tod auferweckt hat, der in der Hebräischen Bibel bezeugte Gott ist;

- daß die Antinomie von Gesetz und Evangelium nicht mit dem Gegensatz von Altem und Neuem Testament identifiziert werden darf, sondern für die Hebräische Bibel ebenso wie für das Neue Testament das richtende und rettende Wort des einen Gottes gilt;

- daß das jüdische Volk und die christliche Kirche beide von dem einen Gott berufen sind, seine Zeugen in der Welt zu sein;

- daß die bleibende Berufung und Sendung Israels es der christlichen Kirche verbietet, ihr Zeugnis dem jüdischen Volk gegenüber in derselben Weise wie ihre Mission an der Völkerwelt wahrzunehmen;

- daß die Existenz des jüdischen Volkes, seine Heimkehr in das Land der Verheißung und auch die Errichtung des Staates Israel Zeichen der bleibenden heilsge-

schichtlichen Bedeutung Israels (Röm. 9 - 11) und Zeichen der Freude Gottes gegenüber seinem Volk sind;

- daß aus all diesen Gründen für unsere jüdischen Gesprächspartner die Studie "Christen und Juden" des Rats der EKD eben nicht ausreichen konnte.

Dies alles ist für mich das entscheidende und bleibende Erlebnis der Mitarbeit im landessynodalen Ausschuß "Christen und Juden" gewesen, für das ich allen Mitgliedern dieses Ausschusses nur dankbar sein kann. Und ich empfinde tiefe Genugtuung darüber, daß die Landessynode der Ev. Kirche im Rheinland dies alles und noch manches mehr am 11. Januar 1980 in ihrem Synodalbeschluß zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern ausdrücklich auf ihre Verantwortung genommen hat. Vielleicht hat dazu auch beigetragen, daß Eberhard Bethge in seiner dem Beschluß vorausgehenden Bibelarbeit Irving Greenberg (New York) zitiert hat: "Im Licht des Holocaust stirbt das 'klassische' Christentum, um zu neuem Leben wiedergeboren zu werden; anderenfalls wird es ungerührt fortleben, aber nur um vor Gott und vor den Menschen zu sterben."

IX.

Münster in Westfalen, im November 1983, Sonntagabend auf dem Hauptbahnhof. Alle Bahnsteige sind überfüllt, in Unterführungen und Treppenaufgängen drängen Menschen zu den Zügen. Da stürmt eine Gruppe von 12 bis 15 jungen Leuten mit kurz geschnittenen Haaren, uniformähnlich gekleidet, im Laufschritt durch die Menge mit immer wiederholten skandierenden Rufen: "Sieg Heil",

...

"Deutschland, Deutschland, NSDAP", "Ausländer raus". Die Menschen reagieren teilnahmslos, gleichgültig, allenfalls kopfschüttelnd, die meisten sind mit sich selbst beschäftigt. Niemand schreitet ein. Meinen daraufhin unternommenen spontanen Versuch, den Anführer empört zur Rede zu stellen und auf die Unverantwortlichkeit dieses Terrors hinzuweisen, beantwortet die Gruppe mit einer drohenden Zusammenrottung. Als es mir gleichwohl gelingt, zwei zunächst untätig herumstehende Bahnpolizisten zu veranlassen, wenigstens einen aus der Gruppe zur Feststellung seiner Personalien zu greifen, schleudert mir dieser, bevor er im Dienstraum der Bahnpolizei verschwindet, allen Umstehenden vernehmbar den haßerfüllten Ausruf entgegen: "Du Jude!".

Ich fühlte mich plötzlich wie um 40 Jahre zurückversetzt, und wieder einmal schob sich wie mit einem Schlaglicht ins Bewußtsein die schwere Last der unausweichlichen Haftung nicht nur meiner Generation für die im deutschen Namen begangenen Verbrechen am Volk der Juden, auch unabhängig von persönlicher Schuld.

Zugleich aber empfand ich tiefe Genugtuung darüber, in einem freiheitlichen Rechtsstaat leben und für diesen Rechtsstaat und seine Verfassung einstehen zu können - eine Verfassung, an deren Anfang ihre Väter in bewußter Abkehr von den zwölf Jahren des Unheils die ehernen Worte gesetzt haben:

> "Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen, ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt."

Wir haben wahrhaft Anlaß, dankbar dafür zu sein, dankbar auch für die mit diesen Worten auch gegebene Antwort eines Neubeginns an die im Holocaust Entwürdigten und Verbrannten.

Es war Herbert Wehner, der einmal gesagt hat: "Die Bundesrepublik Deutschland ist eine Gnade."

Aber wir müssen wachsam bleiben. Denn aus unserer Verpflichtung gegenüber den heimgekehrten Söhnen Israels kann uns niemand entlassen, und der freiheitliche Rechtsstaat darf seine Faszination nicht verlieren.

Resiermesser
Klingenlänge
Deutschland

---

beidseitig offen
hohl Mittelsteg
Klinge
mittig

Einleitung

Kein jüngst Ding mein ich

das Fegefeuer der Enigmatik

unter Zwang. Wenn das

einen Kontext, werden

die Rahmen Rahmungen

in

eine Psychologie noch ?

erfunden habe. Denken

den Tanz Die Rahmung

(Kopfkampfbahn)

Krap Vergewaltigung hat

ein paar Geschichten

die mehr oder kapitel

genauer

als ein

Lehrstück für immer
junge Juristinnen
und Juristen -

~~Stichwort~~

als Wegweiser für
die anwaltliche
Berufung - ausgerichtet
Dienstleistung.
zu weisen

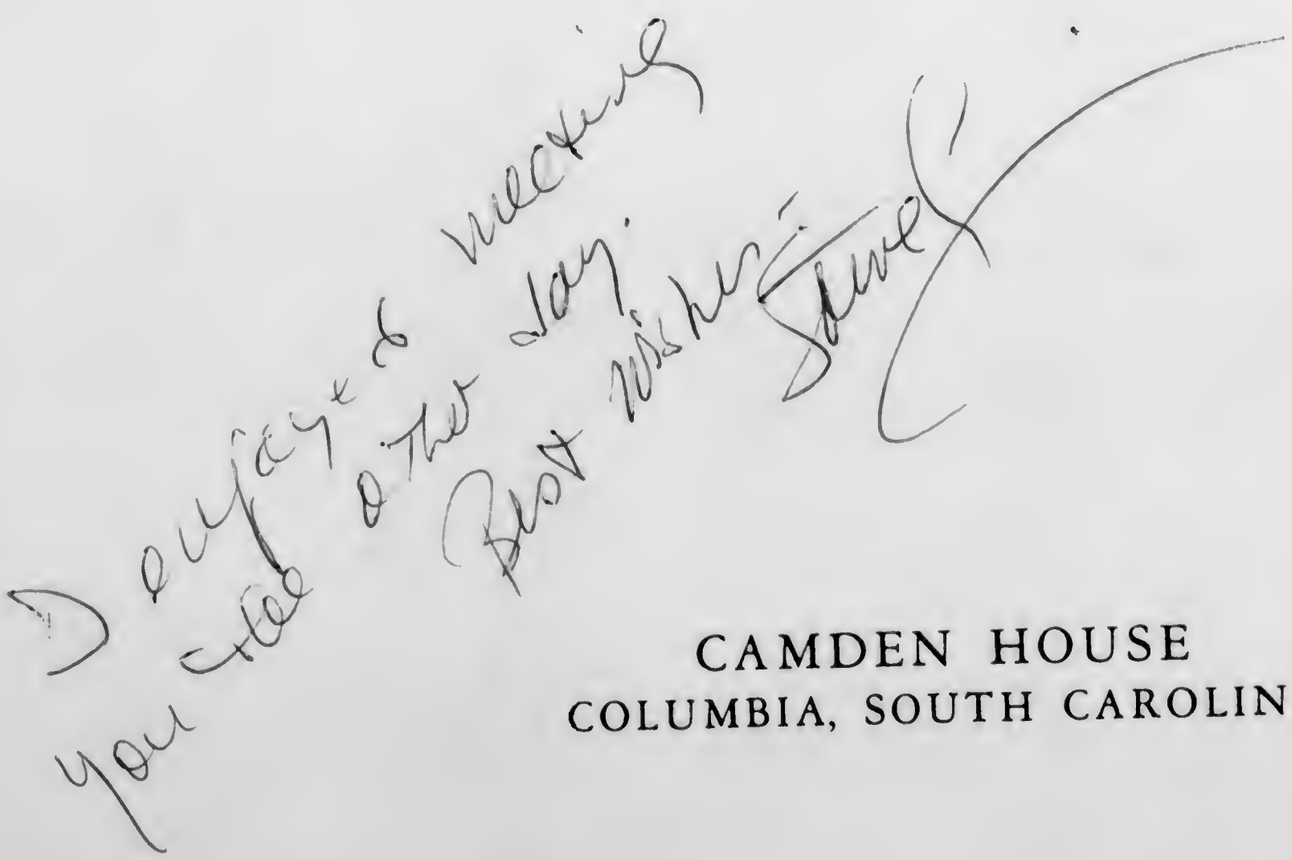
Ich bezweifle ob ich
ein Lehrstück für
die jungen Kollegen bin

DAS EXILERLEBNIS

VERHANDLUNGEN DES VIERTEN SYMPOSIUM ÜBER DEUTSCHE UND ÖSTERREICHISCHE EXILLITERATUR

HERAUSGEGEBEN
VON

DONALD G. DAVIAU LUDWIG M. FISCHER



CAMDEN HOUSE
COLUMBIA, SOUTH CAROLINA

STEPHEN GARRIN

Castellio gegen Calvin: Das Bekenntnis eines Humanisten im Exil

I.

TROTZ DER UNBEQUEMLICHKEITEN der Unterbrechung seiner schöpferischen Tätigkeit, verursacht durch die Ankunft des Nationalsozialismus, erholte sich Zweig schnell genug, um 1936 eine weitere seiner vielen historischen Studien zu veröffentlichen. Diesmal wählte er den Konflikt zwischen Johannes Calvin, dem Theologen und autokratischen Herrscher der Stadt Genf, und Sebastian Castellio, dem Humanisten und Professor für Theologie an der Universität Basel. Der Zankapfel war Miquel de Servetus, ein Mensch des faustischen Typs, der sich mit Philosophie, Theologie, Astrologie und Medizin beschäftigte. Calvin zufolge war Servetus ein gottloser Ketzer.

Ganz gewiß wies Zweigs Buch stilistische Mängel auf. Es war unorganisiert, der Vorabdruck fand statt, bevor geschichtliche Ungenauigkeiten bereinigt werden konnten. Und die englische Übersetzung ließ zu wünschen übrig.[1] Aber so, wie es nun nach *Tragik und Triumph des Erasmus von Rotterdam* (1933) erschien, im Exil verfaßt, von der Tragödie weit entfernt, die sich auf dem Kontinent abspielte, so macht es doch eine bedeutende Aussage über das Problem, das Zweig sein Leben lang beschäftigt hatte. Das Problem, das unter den vorliegenden Gegebenheiten eine Position von noch viel größerer Wichtigkeit annahm: die Funktion und Verpflichtung eines Humanisten.

In *Castellio gegen Calvin: Ein Gewissen gegen die Gewalt*, das zu Beginn von

nterbrechung seiner schöpferi-
s Nationalsozialismus, erholte
ere seiner vielen historischen
n Konflikt zwischen Johannes
errscher der Stadt Genf, und
ofessor für Theologie an der
Servetus, ein Mensch des fausti-
ogie, Astrologie und Medizin
ttloser Ketzer.
ngel auf. Es war unorganisiert,
ne Ungenauigkeiten bereinigt
ließ zu wünschen übrig.[1] Aber
rasmus von Rotterdam (1933)
eit entfernt, die sich auf dem
bedeutende Aussage über das
hatte. Das Problem, das unter
on noch viel größerer Wichtig-
ines Humanisten.
die Gewalt, das zu Beginn von

Zweigs Exil in England erschien, wählte er noch einmal ein sich kontrastierendes Charakterpaar, um dialektisch sein Sympathisieren mit der moralisch überlegenen Figur darzustellen. Der Schwache gegen den Starken, der ethisch verantwortlich Fühlende gegen den Skrupellosen, der Mächtige gegen den Unterdrückten, das sind die immer wiederkehrenden Themen, in der Tat, die mittel der epischen Konstruktion für Zweig, durch die er Partei nimmt für: "die Gestalt eines, der nicht im realen Raume des Erfolgs, sondern einzig im moralischen Sinne recht behält, Erasmus und nicht Luther, Maria Stuart und nicht Elizabeth, Castellio und nicht Calvin."[3]

Castellio ist in gewisser Weise Zweigs großes Testament, sein letztes Glaubensbekenntnis und die endgültige Formulierung seiner gereiften Ansichten über das Problem des Künstler-Humanisten und dessen Verhältnis zum politischen und sozialen Geschehen. Im Zusammenhang mit dem Erasmusband ist *Castellio* eine wichtige Ergänzung und gleichzeitig eine bedeutende Abweichung von der Studie über den Humanisten von Rotterdam. Fredricke Zweig verstand die beiden Werke als auf der gleichen philosophischen Basis fundiert. Sie schreibt: "Der Untertitel des Buches *Castellio gegen Calvin*: 'ein Gewissen gegen die Gewalt,' kann auch für Erasmus gelten. Diese beiden Bücher, die im Abstand von drei Jahren erschienen sind, haben den selben moralischen Hintergrund."[4] Natürlich wurde das spätere Werk als nur ein Pendant zum *Erasmus von Rotterdam* gesehen.[5] Tatsächlich sind die beiden Werke thematisch verbunden. Aber die Calvinstudie ist nicht nur die letzte Aussage des Autors; sie ist auch ein persönliches Glaubensbekenntnis.

Um die Bedeutung von *Castellio gegen Calvin* herauszustellen, ist es nötig, den Inhalt des Vorgängers zu diesem Band, *Tragik und Triumph des Erasmus von Rotterdam* (1933), kurz zusammenzufassen. Der Gedanke zur Erasmusbiographie kam Zweig beim Lesen von Huizingas Abhandlung über den holländischen Reformator. In der Person des Erasmus sah Zweig einen seiner Artgenossen. In *Die Welt von gestern* bekennt er seine Wahlverwandtschaft zu der Haltung des Erasmus, wenn es um die Nichteinmischung in hitzige Kontroversen geht. Zweig zog es gleichfalls konsequent vor, sich von diesen Dingen fernzuhalten. Selbst in dem Jahr, in welchem sein *Erasmus* durch die Bücherverbrennung in Deutschland begrüßt wurde. Zweig schreibt: "Meine natürliche Haltung in allen gefährlichen Situationen ist immer die ausweichende gewesen, und nicht nur bei diesem einen Anlaß mußte ich vielleicht mit Recht den Anwurf der Unentschiedenheit auf mich nehmen, den man meinem verehrten Meister in einem fremden Jahrhundert, Erasmus von Rotterdam, so häufig gemacht."[6] Da Erasmus nicht geneigt war, entschieden Stellung zu nehmen, wurde dem Holländer, so meinte Zweig, nie die Aufmerksamkeit zuteil, die er verdiente. Der gleichen Ansicht waren auch bis vor kurzem die meisten Wissenschaftler.

In seiner Erasmusbiographie betont Zweig den Sieg des Spirituellen im Kampf mit dem Materiellen, um dann zu zeigen, wie letzten Endes diese geistige Freiheit, dargestellt durch Erasmus, dem universellen Mitleid der Brüderschaft nachgibt: beides Ideale, die Zweig hoch schätzte. Der "große Europäer," wie Zweig ihn nannte, verkörperte den mitleidenden Humanisten par excellence. Seine Stärke war nicht physisch und auch nicht eine solche, die von dem Gebrauch und Mißbrauch der Gewalt herrührt. Es war die Kraft eines Hineinstürzens in den Bereich des universell Humanen, und die dadurch gewonnene Stärke kam aus der Gemeinschaft der Menschen und nicht aus dem Einzelnen.

So ist diese Darstellung denn auch wie Thomas Manns *Mario und der Zauberer* "a tale with political and moral implications." Sie ist gleichzeitig eine Warnung vor dem Fanatismus und ein Aufruf zum Idealismus und Pazifismus, sowie ein Selbstporträt des Künstlers.

In seiner Erasmusstudie hält Zweig sich nicht strengstens an die historischen Tatsachen zugunsten der erzählerischen Wirkung. Er war allerdings auch Schriftsteller und nicht Historiker, und die erzählerische Aufgabe mußte ihn verständlicherweise viel mehr faszinieren. Sein Verständnis für das 16. Jahrhundert basierte eher auf einer gefühlsmässigen Verbindung mit den Personen und Geschehnissen jener Epoche, als auf einem intellektuellen und kritischen Wahrnehmungsvermögen. Kurt Aland, in *Martin Luther in der modernen Literatur* , weist auf diese Unzulänglichkeit in Zweigs Monographie hin:

> Ihm fehlt der Zugang, ja selbst das Verständnis für die Tiefendimensionen des Glaubens wie des mit ihm als negativem Spiegelbild verbundenen Zweifels nahezu vollständig. Wer Erasmus als den ersten und eigentlichen Reformator bezeichnen kann und von allen anderen sagen kann, sie 'wären eher Revolutionäre als Reformatoren,' der hat zum 16. Jahrhundert, so wie es wirklich gewesen ist, keinen Zugang.[7]

So, wie Zweig in seiner naiven Überschwenglichkeit Fouché einmal den ersten Kommunisten nannte, so wird Castellio in dieser Studie als der erste Humanist bezeichnet. Solche offensichtliche Subjektivität und Nichtbeachtung der geschichtlichen Fakten machen sich immer wieder in Zweigs Werk bemerkbar. Aber er war, wie schon gesagt, hauptsächlich an einer guten Geschichte als an geschichtlichen Fakten interessiert. So ist es auch der Fall mit *Castellio gegen Calvin.*

II.

"Sonntag, den 21, Mai 1536, versammeln sich, feierlich von Fanfaren zusammengerufen, die Genfer Bürger auf dem öffentlichen Platz und erklären einhellig durch Händeerheben, daß sie von nun ab einzig 'selon l'evangile et la parole de

Dieu' leben wollten."[8] Die reformierte Religion, von dem Prediger Farel verkündet, wurde als der einzig gültige Glaube der Stadt festgesetzt. Farel selbst war ein Tyrann und religiöser Eiferer. Erasmus hatte über ihn gesagt: "Nie in meinem Leben ist mir so anmaßender und schamloser Mensch vorgekommen" (19). Aber Farel war nur der Katalysator für die Revolution. Die treibende Kraft war sein Schützling, Johannes Calvin. Zu dieser Zeit erst 26 Jahre alt, spielte der Franzose Calvin längst eine tonangebende Rolle in der Reformbewegung. Seine Parteinahme für die lutherische Lehre hatte ihn zur Flucht aus Frankreich gezwungen. Nicht ohne einen Hauch von persönlicher Ironie schreibt der Exilant Zweig: "Aber ihm wird im Gegensatz zu den meisten, die mit der Heimat auch die innere Kraft verlieren" (22). In Basel, wo sich die großen Straßen Europas kreuzten, schlug er das Hauptquartier seiner Macht auf. Mit der der Jugend eigenen Entschlossenheit und Begeisterung schrieb er seine *Institutio Religionis Christianae*, durch die er hoffte, das drohende Schisma der reformierten Kirche heilen zu können. Im Laufe der Zeit wurde dieses Werk dann die Grundlage für die Herrschaft über die Stadt Genf, vom "neuen Jerusalem."

Calvin wurde sich jedoch bald darüber klar, daß er seine Gemeinde nicht nur führen, sondern ganz unter seiner Kontrolle haben müsse, wenn er seine Statuten befolgt haben wollte. Zweig schreibt: "Jede Diktatur ist undenkbar und unhaltbar ohne Gewalt. Wer Macht bewahren will, braucht Machtmittel in Händen: wer gebieten will, muß auch das Recht besitzen, zu bestrafen" (28). Das Mittel, das Calvin anwandte, um seine Position zu verteidigen, war das stärkste, das ihm zur Verfügung stand: die Exkommunikation.

Calvins Härte, seine Unfähigkeit, einen Mittelweg zu finden, verärgerte die Bürger Genfs, die über den Ausländer unter ihnen irritiert waren. Am 23. April 1538 beschloß der Stadtrat, Calvin aus der Stadt zu weisen. Sein erster Versuch, die Macht zu ergreifen, war gescheitert. Aber "ein solcher Rückschlag bedeutet im Leben eines Diktators nichts Gefährliches. Im Gegenteil, beinahe zwanghaft gehört es zum endgültigen Aufstieg eines unbeschränkten Machthabers, daß er im Anfang einen solchen dramatischen Niederbruch erleidet" (34). Oft sind Niederlage und darauffolgendes Märtyrertum wichtige Zutaten für eine erfolgreiche Rückkehr. So war es auch bei Calvin.

In der Figur des Sebastian Castellio finden wir Calvins polaren Gegenspieler: "Legt man die Bilder der beiden Gegner Calvin und Castellio nebeneinander, so wird der Gegensatz, der sich später so entscheidend im Geistigen ausdrückt, schon im Sinnlichen klar: Calvins Gesicht ganz Gespanntheit, eine krampfhaft und krankhaft zusammengefaßte Energie, die ungeduldig und ungebärdig sich entladen will, Castellios Antlitz milde und voll wartender Gelassenheit. Ganz Feuer des einen Blick, ganz dunkel ruhig der des andern, die Ungeduld gegen die Geduld, der sprunghafte Eifer gegen die beharrende Entschlossenheit, der

Fanatismus gegen die Humanität" (65). Die wahre Konfrontation zwischen den beiden Männern fand nicht sofort statt. Aber im Anklang an die Servetusaffäre mit ihren tragischen Folgen gingen die Gegner im Ernst aufeinander los.

In seinen *Sternstunden der Menschheit* trägt Zweig sein Feingefühl für einmalige und doch einflußreiche Vorfälle in der Geschichte zur Schau. Die "Sternstunden" oder das Erscheinen von bedeutenden Persönlichkeiten im Laufe der menschlichen Geschehnisse, die letztlich das Schicksal beeinflußten, waren immer schon von Interesse für den österreichischen Schriftsteller. Eine solche Persönlichkeit war auch Miquel de Servetus, ein Spanier, der die bis dahin nur schwelende Glut der Streitigkeiten zwischen Castellion und Calvin anfachte. Servetus war wohl kaum eine außergewöhnliche Persönlichkeit, sondern befand sich eher zur wichtigen Zeit am rechten Ort. Zweig schreibt:

> Manchmal in den Zeiten wählt sich die Geschichte aus den Millionenmassen der Menschheit eine einzelne Gestalt, um an ihr eine weltanschauliche Auseinandersetzung plastisch zum Austrag zu bringen. Ein solcher Mann muß keineswegs immer ein Genius höchster Ordnung sein. Oft begnügt sich das Schicksal, einen ganz zufälligen Namen aus den vielen herauszugreifen, um ihn unauslöschlich in das Gedächtnis der Nachwelt zu schreiben. So ist auch Michael de Servet nicht Kraft eines besonderen Genius, sondern nur dank seinem fürchterlichen Ende eine denkwürdige Persönlichkeit geworden (82).

Servetus war ein unabhängiger Philosoph, Mediziner und Theologe, seine Leser oft mit verwegenen Feststellungen überraschend, um dann Äußerungen, die auf Quacksalberei hinauslaufen, zu machen. Dem Archetypen seiner Nation, Don Quixote, im körperlichen Aussehen und im Geist verwandt, glaubte Servetus selbst, daß er ein begabter Philosoph sei und gegen das anerkannte religiöse Dogma und die Theorien seiner Zeit ins Gefecht ziehen könne. An erster Stelle der kirchlichen Lehren, die er verachtete, stand die Idee der Dreieinigkeit.

Servetus' Angriff auf diese wichtige christliche Doktrin stieß auf Verachtung bei den Führern der Reformation, Bucer, Capito und Oeclampadius, die in dem Spanier die Verkörperung des Teufels sahen. Folgedessen war er gezwungen, sein Leben durch die Flucht nach Frankreich zu retten. Hier hielt er sich unter dem Decknamen Michel de Villeneuve auf.

Sein Drang, sich über die Dreieinigkeit äußern zu wollen, ließ sich nicht eindämmen. Ein unkluger und schließlich fataler Schachzug war es, daß er Calvins Unterstützung in der Verdammung dieser Lehre erlangte. Als jedoch Servetus die Unverschämtheit besaß, Calvin eine "korrigierte" Kopie der *Institutio* zu senden, da war der Genfer Theologe außer sich. Servetus attackierte nicht nur die Grundlagen der reformierten Kirche Genfs, sondern er verfaßte auch eine polemische Schrift in der Form eines "Gegentextes," den er *Christianismi*

Restitutio betitelte. Servetus hoffte, mit diesem Werk eine wahre Reformation und Verbreitung des Christentums da zu erlangen, wo Luther, Zwingli und Calvin gescheitert waren. Calvin war die Überzeugung von Servetus so verhaßt, daß er diesen vorlauten Gegner einzig und allein mit der Absicht verfolgte, ihn ein für alle Mal aus dem Wege zu schaffen. Nach Monaten auf der Flucht ließ sich Servetus schließlich in Genf nieder. Es ist seltsam, daß er sich am selben Ort ansiedelte, in dem auch sein Hauptgegner wohnte. Am 13. August 1553 wohnte Servetus dem Gottesdienst in der St. Pierre Kathedrale bei, wo sich die gesamte calvinistische Gemeinde ebenfalls zum Gebet versammelt hatte. In einer Stadt, wo nicht die geringste Möglichkeit der Anonymität bestand, war seine Festnahme unausweichlich. Und so wurde er auch nach dem Sonntagsgottesdienst in Ketten gelegt, eingekerkert und ohne daß eine Anklage gegen ihn vorlag, unter Auslassung einer ordentlichen Gerichtsverhandlung verurteilt. Der Fall Servetus war für Calvin nur eine Machtprobe. Am Beispiel des Spaniers suchte Calvin, die unfragliche Autorität seines Wortes zu beweisen.

Das vielleicht bedeutendste Kapitel des Buches überhaupt ist das Kapitel über "das Manifest der Toleranz." Hier beginnt Zweig mit dem Zitat einer Äußerung Castellios aus dem Jahre 1551, das als Motto für die ganze Angelegenheit dienen mag. "Die Wahrheit zu suchen und sie zu sagen, wie man sie denkt, kann niemals verbrecherisch sein. Niemand darf zu einer Überzeugung gezwungen werden. Die Wahrheit ist frei" (120). Mit der Verbrennung von Servetus auf dem Scheiterhaufen war dieses Prinzip verletzt worden, und die Reformation hatte ihren kritischen Punkt erreicht. Castellio war sich der inhärenten Heuchlerei dieses Massakers, das im Namen der Kirche ausgeführt wurde, klargeworden. Der Basler Humanist bemerkte: "Wären es, ich sage gar nicht Pferde, sondern nur Schweine gewesen, die da zugrunde gingen, so hätte jeder Fürst gemeint, einen großen Verlust erlitten zu haben" (120).

Als die Stadt Basel dem Freidenker Servetus hundert Jahre später ein Denkmal errichtete, versuchte sie vergebens, Calvin nicht als den Missetäter anzuklagen, sondern als das Opfer seiner eigenen Epoche zu entschuldigen. In der Tat behauptet Hulme in *The Renaissance, the Protestant Reformation, and the Catholic Revolution in Continental Europe*, daß nicht Calvin, sondern das 16. Jahrhundert Servetus auf dem Scheiterhaufen verbrannt habe.[9]

Castellio, ein Gelehrter durch Belesenheit und Erkenntnis, war nach Genf als Lehrer gekommen. Im Laufe der Zeit entwickelte er sich zum laut vernehmbaren Gegner von Calvins Schreckensregime. Er wollte im kirchlichen Amt tätig werden. Die Gelegenheit dazu wurde ihm jedoch vewehrt, da seine Auslegung der Bibel sich von der Calvins unterschied. Nach der Servetusaffäre zog er sich von Genf zurück nach Basel und schrieb unter dem Pseudonym Martinus Bellius eine Abhandlung mit dem Titel *De Haereticus*, in der er Argumente für die

religiöse Toleranz niederlegte. Das Werk gab Magdeburg anstatt Basel als falschen Erscheinungsort an. Calvin, der für Servetus' Tod verantwortlich war, wurde von Castellio im letzten Teil der Schrift verurteilt: "Unchristlich ist es, die von der Kirche Ausgestoßenen mit Waffen zu verfolgen und ihnen die Rechte der Menschlichkeit zu versagen."

III.

In der Einleitung zu *Castellio gegen Calvin* macht Zweig eine Anspielung auf eine bestehende Verbindung zwischen den dargestellten religiösen Kontroversen des 16. Jahrhunderts und dem Geschehen, das sich im Augenblick in Deutschland abspielte. Die Entwicklungen in Europa veranlaßten Zweig und viele seiner Zeitgenossen, Feuchtwanger, Arnold Zweig und die Gebrüder Mann, um nur einige zu nennen, zu Zufluchtnahme in der Geschichte. In einem Interview mit Robert van Gelder erklärte er 1940: "When war started, it seemed frivolous to represent the private fate of imaginary persons. I had no more courage to deal with private psychological facts and every 'story' appeared to me irrelevant in contrast to history."[10]

So wiederholt Zweig am Anfang seines Castelliobandes den Imperativ des Horaz, *Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet*. Aber anstatt von tua, "deine," setzt er nostra, "unsere." Dadurch spielt er auf die moralische Verpflichtung beider, des Autors sowie des Lesers, an. Wenn er "nos res agitur" schreibt, so spricht er deutlich von seiner Zeit. Weiterhin weist Zweig auf eine Verbindung mit Europa im allgemeinen und Deutschland im besonderen anno 1936 hin, als er schreibt: "Aber auch in ihrer innern Problemstellung überschwingt diese historische Diskussion weithin ihren zeitlichen Anlaß. Denn hier geht es nicht um ein enges Theologicum, nicht um den Menschen Servet und nicht einmal um die entscheidende Krise zwischen dem liberalen und orthodoxen Protestantismus: in dieser entschlossenen Auseinandersetzung ist eine viel weitläufigere, eine überzeitliche Frage aufgeworfen, nostra res agitur, ein Kampf ist eröffnet, der unter anderen Namen und unter anderen Formen immer neu wird ausgekämpft werden müssen" (10).

Der Verlauf des Geschehens im Falle Castellio und Calvin erinnert einen an das, was sich später in Europa unter dem Diktator Hitler abspielte. Das will jedoch nicht heißen, daß Calvin eine kaum verhüllte Karikatur Hitlers ist. Aber im Laufe der Erzählung findet man Parallelen zwischen Calvins Genf und Hitlers Deutschland, zwischen dem "neuen Jerusalem" und dem "tausendjährigen Reich."

Hitler sowie Calvin waren Ausländer, die sich als Herrscher in einem Land etablierten, in dem sie nicht beheimatet waren. Beide stießen am Anfang auf

Widerstand. In beiden Fällen wurde der negative Empfang überwunden. Der Tyrann wurde zum Opfer und Märtyrer, nur um später als Unterdrücker zurückzukehren.

Jedoch nur die Zügel der Macht in der Hand zu haben, ist für einen Diktator nicht ausreichend, wenn er seine Kontrolle aufrecht erhalten will. Totale Überwachung seiner Domäne und totale Macht über seine Untertanen ist nötig. Im Genf Calvins besuchte die "geistliche Polizei" Calvins die Heime ausgesuchter Bürger, gegen deren Willen und ohne ihr Wissen. Stundenlang wurden Unschuldige den Demütigungen und Befragungen der Inquisitoren, die sich ohne Grund in ihr Privatleben einmischten, unterworfen. Calvin suchte, seine Kontrolle über das Gebiet der Religion hinaus zu erweitern. Ähnlich wurde auch Hitlers Macht durch die geheime Staatspolizei aufrecht erhalten, die die gleiche Rolle spielte wie die Polizei Calvins.

Die Geschichte Europas hatte einen Tiefstand mit der Verbrennung von Servetus erreicht, gleichzeitig war diese jedoch auch der Höhepunkt der Entwicklung, die mit der Bücherverbrennung begonnen hatte. Die Vernichtung strittiger Schriften kann die Stimme des Gegners nicht zum Schweigen bringen. Wie auch Heime in seinem Drama *Almansor* andeutete: "Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch MENSCHEN."[11] Die Parallele zwischen der Verbrennung eines Einzelnen auf dem Scheiterhaufen im 16. Jahrhundert und der höchst technologisierten Einäscherung von Millionen von Menschen in den Krematorien in diesem Jahrhundert muß nicht weiter ausgeführt werden. In gewisser Weise haben die Gaskammern von Auschwitz ihren Ursprung im Scheiterhaufen, auf dem Servetus verbrannte. Die Flammen des Fanatismus haben Jahrhunderte lang gezüngelt, nur um in unserer Zeit zum allergrößten Feuer aufzulodern.

IV.

Im Rückblick auf die Geschichte wurde Zweig sich erst spät im Leben darüber klar, daß Tyrannei und Demagogentum mit einer größeren Macht als nur mit der der Feder bekämpft werden muß. Und, daß das Stillschweigen zu einer Zeit der Krisen noch viel unverzeihlicher ist. Sein Sichzurückziehen in die ferne Vergangeheit, "in die Welt von gestern," zeigt seine "Erasmische Haltung." Für einen Mann, der sich so in das Studium der Geschichte und ihrer Interpretation vertiefte, war Zweig in mancher Weise im Unklaren über ihre Folgen und Bedeutung. Wie sein "verehrter Meister," Erasmus, glaubte er, "the man who lives on the spiritual plane may not take sides; his sphere is justice, which is above the battle."[12] Und so entfernte ihn seine olympische Abgeschlossenheit von den

Realitäten seiner Zeit. Anstatt die Sensibilität eines Historikers für die Geschehnisse und Umwälzungen zu entwickeln, verweilte Zweig in der Vergangenheit. Nicht erst 1933, als seine Bücher als "entartete Literatur" verbrannt wurden, sondern schon in seiner Jugendzeit ignorierte er die soziale und politische Wahrheit, die sehr wohl ein Teil der Welt gewesen war, die er "die Welt der Sicherheit" nannte. Und später, als er zurückgezogen in seinem Haus auf dem Kapuzinerberg in Salzburg lebte, mit Ausblick auf Berchtesgaden, wurde er von der kulturellen Elite seiner Zeit besucht. Aber selten stieg er in "das Tal des Todes" hinab oder nahm Kenntnis von dem Bewohner des Berges auf der anderen Seite der Grenze. Er unterließ es zum Beispiel, von der Dreyfusaffäre in Paris Notiz zu nehmen oder von der Wahl eines Antisemiten zum Bürgermeister von Wien. Zweigs Kurzsichtigkeit hatte tragische Folgen. Der schließlich erfolgte Zusammenbruch war zu groß, als daß Zweig ihn hätte übersehen können.

Aus diesem Grund griff Hannah Arendt Zweigs Zurückgezogenheit in den Elfenbeinturm auch mit Recht an. In einer Besprechung seiner Autobiographie schreibt sie: "Not one of Stefan Zweig's reactions during all this period was the result of political convictions; they were all dictated by his supersensitiveness to social humiliation. Instead of hating the Nazis, he just wanted to annoy them."[13]

In dieser Beziehung unterscheidet er sich von seinem Protagonisten Castellio, der selbst Entbehrung und Armut, und dessen Familie viele Unannehmlichkeiten erlitt, um sich vor allem anderen der Sache selbst zu widmen. Castellio starb als armer und gebrochener Mann, aber er gab seinen Quälern nicht nach.

Zweig, andererseits, sah keine weitere Möglichkeit, als seinem Leben selbst ein Ende zu machen, trotz des Reichtums und der Unterstützung, die ihm im Exil geboten wurden, damit er seine Arbeit auch noch während des Krieges fortsetzen könne. Hier trifft ihn die größte Schuld. Natürlich war die Verbannung aus seiner "geistlichen Heimat," Europa, für ihn nur schwer hinzunehmen. Der Abbruch des Verkehrs mit seinen vielen Freunden konnte nichts anderes als eine Quelle des Schmerzes für Zweig sein, der seine Freunde und Bekannten sehr hoch schätzte. Diese Unannehmlichkeiten beschrieb er in einem Brief an Joseph Roth, der selbst im Exil in Paris lebte. Über die Castelliostudie und die Schwierigkeiten, auf die er damit stieß, schrieb er:

> In Deutschland hat *Castellio* seinen Schatten vorausgeworfen, auch die Auslieferung nach Ungarn, Polen, etc. die—Österreich hat kein Clearing mit diesen Staaten—bisher über dieses edle Land ging, ist unmöglich, und auch sonst kommt viel an kleiner Ärgerlichkeit zusammen—ich wundere mich, daß wir dabei noch arbeiten können. Hier lebe ich wie in einer Höhle, kenne ein Zehntel der Leute wie vor zwei Jahren, auch sonst fällt und raschelt viel Laub von alten Herzensbänden. Nun, man hat aber auch kräftig mit der germanischen Axt auf uns losgedroschen![14]

Aber als er seinem Leben ein Ende machte, nahm er anderen, unter weniger glücklichen Umständen arbeitenden Exilanten ein Symbol der Ausdauer und Hoffnung. Der Humanismus, zu dem er sich bekannt hatte, wurde als das gezeigt, was er wirklich war: Klischees und hohle Phrasen.

Sicherlich war Zweig ein sehr empfindsames Individuum, und in seinen Kurzgeschichten befindet sich eine enorm hohe Anzahl von Selbstmördern und Geisteskranken unter den Hauptpersonen, was auf einen Hang zum Selbstmord beim Autor schließen ließe. Als Humanist, Mann von Welt, Student der Geschichte, bekannter Repräsentant seiner Generation und als von der ganzen Welt verehrter Autor, hätte er die Verantwortung übernehmen müssen, seine Bürde weiter zu tragen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch um seiner exilierten Landsmänner und Glaubensbrüder willen. Es ist ironisch, daß er in einem letzten Artikel, "The Great Silence," der nach seinem Tode in der *Overseas News Agency* erschien,[15] sich seines Schweigens wegen als schuldig bekennt und sein Versagen, klar und deutlich Stellung zu nehmen, zugibt.

Zweig gibt in seiner Einleitung zu *Castellio gegen Calvin* seine persönliche Verbindung zur Gemeinde der Humanisten bekannt "Mit tragischer Hellsichtigkeit erkennen alle jene weisen und humanen Menschen das Unheil, das diese rasenden Rechthaber über Europa bringen müssen, schon hören sie hinter diesen eifernden Worten die Waffen klirren und erahnen in diesem Haß den kommenden, den fürchterlichen Krieg. Aber wenn auch um die Wahrheit wissend, wagen diese Humanisten doch nicht, für sie zu kämpfen" (14). Obwohl Zweig in Castillio eine tragische Persönlichkeit sah, die sich der Nichtigkeit ihres Kampfes bewußt war, "die Mücke gegen den Elefanten," wie Zweig es charakterisierte, so wußte er auch, daß Castellio der wahre Humanist war, nicht ein naiver Romantiker. Die andere Seite des "Erasmischen Typs," der Lehrer aus Basel verkroch sich nicht in der Hitze des Gefechts. Wie schon zu Anfang bemerkt, ist dieses geschichtliche Werk Zweigs letztes Testament. Dies wird besonders deutlich in dem Brief, den der Autor an Joseph Roth schrieb. Hier gibt Zweig zu: "daß ich mein Problem in *Erasmus* öffentlich gestellt habe und nur eines verteidige, die Unantastbarkeit der individuellen Freiheit. Ich verstecke mich nicht, schließlich ist *Erasmus*, in dem ich auch die sogenannte Feigheit einer konzilianten Natur darstellte, ohne sie zu rühmen, ohne sie zu verteidigen—als Faktum, als SCHICKSAL. Und ebenso der *Castellio*—das Bild des Mannes, der ich sein MÖCHTE."16

Anmerkungen

[1] Cf. Donald A. Prater, *European of Yesterday: A Biography of Stefan Zweig* (Oxford: The Clarendon Press, 1972), S. 249-50.

[2] See Donald G. Daviau, "Stefan Zweig's Victors in Defeat," *Monatshefte*, LI (1959) Number 1, S. 1-12.

[3] Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern* (Frankfurt/Main: S. Fischer Ver., 1978), S. 159.

[4] Fredricke Zweig, *Stefan Zweig: Wie ich ihn erlebte* (Stockholm: Neuer Ver., 1947), S. 272.

[5] Gerard M. Mertens, "Stefan Zweig's Biographical Writings as Studies of Human Types," Diss. University of Michigan 1950, S. 280.

[6] Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*, S. 212.

[7] Kurt Aland, *Martin Luther in der modernen Literatur* (Witten and Berlin: Eckart Ver., 1973), S. 446.

[8] Stefan Zweig, *Castellio gegen Calvin—Ein Gewissen gegen die Gewalt* (Frankfurt/Main: S. Fischer Ver., 1979), p. 19.

[9] Edward Maslin Hulme, *The Renaissance, the Protestant Revolution, and the Catholic Reformation in Continental Europe* (New York: The Century Company, 1914), p. 302.

[10] Robert Van Gelder, "The Future of Writing in a World at War: Summary of an Interview with Stefan Zweig," in: *Writers and Writing* (New York: Schribner, 1946), S. 87.

[11] Heinrich Heine, "Almansor," in: *Heinrich Heine, Werke und Briefe, Band 1* (Berlin: Aufbau Ver., 1961), S. 157.

[12] Richard Friedenthal, "Stefan Zweig and Humanism," in: *Stefan Zweig: A Tribute to his Life and Work* (London: W.H. Allen), S. 171.

[13] Hannah Arendt, "Portrait of a Period," in: *The Jew as Pariah* (New York: Grove Press, 1978), S. 113.

[14] Stefan Zweig, *Briefe an Freunde* (Frankfurt/Main: S. Fischer Ver., 1978), S. 291.

[15] Stefan Zweig, "The Great Silence," Overseas News Agency, March 9, 1942.

[16] Stefan Zweig, *Briefe an Freunde*, S. 286.

Exilerlebnis

Darian. eds
Fischer

Camden House
Columbia, S.C. 1982

n und unterschiedlicher
neuen Impulsen Raum
gpaß der politisch ver-
rbeitung des Exils wird
positivistischen Wert-
gabtausches behindert.
e nach methodologisch
xilspezifische Analysen
. In diesem Zusammen-
tung, einen intensiveren
ngszentren zu fördern.
rde durch die finanzielle
nen wir an dieser Stelle

of California, Riverside
of California, Riverside

Southern California,

Angeles

Ludwig M. Fischer

INHALT

I. EXIL IN FRANKREICH, LATEINAMERIKA, USA UND KANADA

GILBERT BADIA *(University of Paris, Vincennes)*
Deutsche Emigranten in Frankreich (1933-1939) 1

HÉLÈNE ROUSSEL *(University of Paris, Vincennes)*
Zur Geschichte der Pariser Niederlassung des Instituts für Sozialforschung und seiner Beziehungen zur Ecole Normale Supérieure 13

JEAN-PHILIPPE MATHIEU *(University of Paris, Vincennes)*
Die deutsche Universität im französischen Exil 24

ROLF SIMON *(Daly City, California)*
Umweltaspekte des lateinamerikanischen Exils 32

HILDE DAMUS *(Cleona, Pennsylvania)*
Deutsche Exilliteratur in Argentinien 41

GERALD D. TURBOW *(University of Southern California)*
Im Exil in den U.S.A. 1947: Es kann auch hier geschehen 47

CORNELIUS SCHNAUBER *(University of Southern California)*
Torberg und Kesten. Die Emigration in Los Angeles und New York 56

ALBERT H.E. BROWN *(University of Delaware)*
Exildramatiker am Broadway 64

HELMUT F. PFANNER *(Purdue University)*
In einer geborgten Heimat: Deutsche und österreichische Exilschriftsteller in New York nach 1945 74

MARTA MIERENDORF *(University of Southern California)*
William Dieterle - Vergessene Schlüsselfigur der Emigration. Seine Beziehungen zu exilierten Autoren 81

REINHARD K. ZACHAU *(University of the South)*
Stefan Heym als Herausgeber des kommunistischen *Deutschen Volksecho* (New York, 1937-1939) 101

ERNST LOEWY *(Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt)*
Rundfunk im amerikanischen Exil 109

II. LITERATURKRITISCHE ANALYSE VON EXILWERKEN

A. *Historische Romane*

BRUCE M. BROERMAN *(University of Illinois, Chicago Circle)*
Der Messias läßt auf sich warten: Erwartung und Gestaltung im historischen Roman deutscher Exilautoren 124

K. ECKHARD KUHN-OSIUS *(Columbia University)*
Zur Ehrenrettung der Solipsisten? George Lukács und der historische Roman im Exil 133

CARL STEINER *(George Washington University)*
Auseinandersetzung mit dem "Holocaust." Feuchtwangers Josephus-Trilogie 141

OTTO W. JOHNSTON *(University of Florida)*
Joseph Roths Pariser Exil. *Die Büste des Kaisers* als Glaubensbekenntnis eines Monarchisten 152

MARGARITA PAZI *(Tel-Aviv University)*
Die "freie" Tat im historischen und antifaschistischen Roman - Max Brod, Ernst Sommer und Ludwig Winder 162

B. *Antifaschistische Werke*

CHRISTOPH EYKMAN *(Boston College)*
Theorie der Masse als Kritik des Faschismus: Hermann Broch und Elias Canetti 169

DAGMAR C.G. LORENZ *(Ohio State University)*
Schweigen und Entfremdung. Canettis Reaktion auf Exil und Krieg 181

DAGMAR BARNOUW *(Brown University)*
Die Versuchung der Ferne: Broch und das Problem der Masse 192

MARIA LUISE CAPUTO-MAYR *(Temple University)*
Iven George Heilbuts Nachlaßroman "1933" 204

ROBERT F. BELL *(University of Alabama)*
Literarische Darstellungen vom Ende des Faschismus: Ferdinand Bruckners *Die Befreiten* und Anna Seghers' "Das Ende" 212

C. *Einzeluntersuchungen*

EGBERT KRISPYN *(University of Georgia)*
Jacobowsky: It's a Long Way to Broadway 224

WALTER H. SPEIDEL *(Brigham Young University)*
Freiheit und Macht in den Dramen Ferdinand Bruckners 231

KEN

e)
ng

124

133

141

152

man -

162

169

181

lasse 192

204

dinand

212

224

231

HENRY A. LEA *(University of Massachusetts)*
Franz Werfels Requiem für Österreich 242

THOMAS S. HANSEN *(Wellesley College)*
Bernard von Brentanos "Doppelter Salto Mortale" im Exil 253

ERICH A. FREY *(Occidental College)*
Real amerikanische Modelle und Vorlagen in
Thomas Manns Exilwerken 265

JOHN F. FETZER *(University of California, Davis)*
Faktisches und Fiktionales über Annette Kolb. Wechselbeziehungen zwischen ihrer Darstellung des Exillebens und der Darstellung ihres Lebens durch den exilierten Thomas Mann 280

SHEILA JOHNSON *(University of British Columbia)*
Oskar Maria Grafs *Die Flucht ins Mittelmäßige* und Thomas Manns *Doktor Faustus:* Einflüsse und Parallelen 289

G. BRUDE-FIRNAU *(University of Waterloo)*
Exil und Ethos: Zu Manes Sperbers Trilogie
Wie eine Träne im Ozean 297

HERBERT LEHNERT *(University of California, Irvine)*
Heinrich Manns Roman *Der Atem* 307

HEIDI KNIPE *(University of California, Riverside)*
Die Entstehung von Hermann Brochs Roman *Die Schuldlosen* aus der Bedrängnis der Exilzeit 315

DIETER SEVIN *(Vanderbilt University)*
Den Kindern des Geistes und der Nacht: *Ein Testament* von Joachim Maass oder Der Weg ins Exil 322

ERNST FEDERN *(Wien)*
Der "double-bind"-Konflikt und der Schriftsteller im Exil:
Einige sozial-psychologische Gedanken 332

III. ERBE UND FOLGE DES EXILS

WULF KOEPKE *(Texas A & M University)*
Probleme und Problematik der Erforschung der Exilliteratur 338

EHRHARD BAHR *(University of California. Los Angeles)*
Das zweite Exil: Zur Rezeption der Exilliteratur in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland
von 1945 bis 1959 353

FRANK TROMMLER *(University of Pennsylvania)*
Die 'wahren' und die wahren Deutschen:
Zur Nicht-Rezeption der Exilliteratur 367

REINHOLD K. BUBSER *(Syracuse University)*
Exilidealismus, Umerziehung und Restauration. Ein Beitrag zum Rollenverständnis deutscher Exilschriftsteller 376

SIEGFRIED MEWS *(University of North Carolina)*
Die Rezeption der Exilliteratur in der *Neuen Rundschau* (1945-1949) 385

ARNOLD HEIDSIECK *(University of Southern California)*
Der Einfluß des Exils auf die Frankfurter Kritische Theorie 396

SIGRID KELLENTER *(Union College)*
Hans Sahl und das Problem der Rückkehr 411

ALEXANDER STEPHAN *(University of California, Los Angeles)*
"...ausgesetzt auf dem Welt-Meer der Unendlichkeit": Exilliteratur in der SBZ 424

HAROLD VON HOFE *(University of Southern California)*
Feuchtwanger, die Sowjetzone und die frühen Jahre der DDR 434

THOMAS A. KAMLA *(University of Scranton)*
Bildhafte Variationen des Exil-Erlebnisses in vier deutschen Gedichten 443

MICHAEL WINKLER *(Rice University)*
Exil und Exildichtung in der deutschen Lyrik nach 1965. Philologische Anmerkungen zu einem Rezeptionsproblem 455

GERHARD PROBST *(Pädagogische Hochschule Berlin)*
Erwin Piscators Politisierung klassischer deutscher Dramen 465

GERTRAUD GUTZMANN *(Smith College)*
Anna Seghers' "Ausflug der toten Mädchen" als ein Beitrag der Literatur zur Neugestaltung Deutschlands 476

STEPHEN GARRIN *(University of Texas, Austin)*
Castellio gegen Calvin: Das Bekenntnis eines Humanisten im Exil 486

HANS FABIAN *(University of Michigan)*
Die Sprache bei Elias Canetti: Exil als Asyl 497

RICHARD E. ZIEGFELD *(University of South Carolina)*
Exilautor/Exilverleger: Uwe Johnson und Helen Wolff 505

Alfons Söllner

Januar 1987

Forschungsprojekt: "Wissenstransfer durch Emigration" - zweiter Jahresbericht zum Teilbereich "Politikwissenschaft"

Vorbemerkung

Das auf vier Jahre veranschlagte Forschungsprojekt zielt auf eine monographische Darstellung der Geschichte der deutschen Emigranten nach 1933, die sich unter der Kategorie "Staats- und Politikwissenschaft" isolieren lassen. Wie schon in meinem ersten Zwischenbericht vom Mai 1986 werde ich mich bei der Präsentation der bisher erreichten Ergebnisse an die dadurch vorgebene Gliederung halten, die im übrigen der ursprünglichen zeitlichen Dimensionierung durch Prof. Strauss weitgehend entspricht. Ebenso werden die Perspektiven der letzten beiden Jahre, also die noch zu leistenden Arbeitsschritte nicht am Ende, sondern jeweils an Ort und Stelle entwickelt. Daß die Gliederung im Wesentlichen beibehalten werden konnte, sich also zur Strukturierung eines komplexen Stoffgebietes zu eignen scheint, ist selber ein wichtiges Ergebnis der bisher geleisteten Arbeit. Die bisher vorgelegten Resultate sind Fallstudien, als Versuche, auf einer nur in Umrissen bekannten weißen Landkarte einzelne Felder auszufüllen, folgten sie nicht einem vorgebenen theoretischen Modell. Mittlerweile glaube ich jedoch, daß sich im Kontakt mit verschiedenen "Ecken und Enden" der politikwissenschaftlichen Emigration eine den Gesamtbereich umfassende Verallgemeinerung entwickeln läßt - sie soll einleitend angedeutet werden.

Einleitung: Die Entstehung des "political scholar" - ein Modell der politikwissenschaftlichen Emigration ?

In einer Zusammenschau von Politik-, Disziplin- und Lebensgeschichte hat Franz L. Neumann im Jahre 1952 die Auffassung vertreten, daß die aus Deutschland vertriebenen Sozialwissenschaftler drei Möglichkeiten hatten: sie konnten ihre mitgebrachte Identität verstärkt festhalten; sie konnten sich an den Wissenschaftsbetrieb des Gastlandes bruchlos anpassen; und sie konnten eine Synthese aus Altem und Neuen versuchen. Man kann diese Typologie als Andeutung eines dreigliedrigen Modells verstehen, das der Geschichte deutscher Wissenschaftler in den USA eine Gesamtperspektive vorgibt. Man wird dieses Modell in erster Linie als analytisches ausarbeiten müssen, ohne indes auf einen normativen Gesichtspunkt ganz zu verzichten, auch bei Neumann ist es die letztere der drei Haltungen, die Neumann auf bemerkenswerte Weise in der Schwebe bleibt zwischen einer glücklichen Lösung des Emigrantenschicksals und der Nennung faktischer Erfolgsbedingungen für eine professionelle Karriere. Der "Political Scholar", der diese Einheit verkörpert, ist ein ganz bestimmter Typus von Sozialwissenschaftler, der spezifisch "deutsche" akademische Traditionen mit spezifisch "angelsächsischer" Professionalität vermischt. Was auf diese Weise zustande kommt, ist eine neue Vermittlung von Politik und Wissenschaft, die einerseits jenseits des Weimarer Staatsrechtswissenschaft steht, andererseits aber auch nicht bruchlos aufgeht im amerikanischen Wissenschaftsbetrieb.

Diese Einschätzung läßt sich als eine interessante Fortschreibung der nach wie vor besten Untersuchung zur Geschichte der deutschen Universitätsprofessoren lesen, von Fritz Ringers "The German Mandarins", die bekanntlich mit dem Jahr 1933 endet. Ringer gibt an, daß sich seine Perspektive methodisch aus der Selbstreflexion von Weimarer Intellektuellen wie aus deren Kritik durch seine amerikanischen Lehrer bildete, die z.T. deutsche Emigranten waren. Der Idealtypus des "German Mandarin", der noch einmal in zwei Untertypen (in die "Orthodoxen und die "Modernisten") zerfällt, ist durch die Idee der "Bildung" und die des "Obrigkeitsstaates" charakterisiert: ihre eigentümlich Synthese zum "Kulturstaat" war apolitisch und gleichwohl nicht unpolitisch, sie fungierte als mehr oder weniger unbewußte idee fixe einer Akademikerkaste, die - auf der sozialen Basis einer unter Abstiegsängsten leidenden Mittelschicht - ihre intellektuelle und politische Identität auf charakteristische Möglichkeitsspielräume festlegte. Im übrigen spart Ringer in seiner Analyse jene Gruppe fast vollständig aus, aus der sich die Emigranten großenteils rekrutieren sollten und die im Zentrum meiner Untersuchung zu stehen kommt.

Die Geschichte der sozialwissenwissenschaftlichen Emigration, wie ich sie schreiben möchte, steht unter drei Vorzeichen: sie konzentriert sich auf eine einzige Disziplin, auf die Wissenschaft von der Politik; sie will den Wissenstransfer als exemplarischen Paradigmenwandel darstellen; und sie fragt nach den kollektiven (und nicht nur individuellen) Verlaufsformen, in denen sich dieser Wandel ereignete. Das bedeutet erstens, daß es um die Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen Weimarer Staatswissenschaft einerseits und angelsächsischer political science geht; es bedeutet zweitens, daß danach zu fragen ist, inwiefern die Emigrantenwissenschaftler gleichsam als ein Medium zwischen diesen beiden charakteristischen Phänomenen fungierten, was sie dabei transportierten bzw. auf dem Weg liegen ließen; und es bedeutet drittens, daß die Emigration als ein soziales und politisches Ereignis ganz spezifische Bedingungen setzte, die in der Wissenschaftsproduktion der Emigranten unverkennbare Spuren hinterließen. Es sind diese drei Prämissen, an die ich mich gehalten habe, als ich die für meine Untersuchung im Zentrum stehende Emigrantengruppe ausgewählt habe.

Ich unterscheide, da es um eine historische Verlaufsstudie geht, den terminus ad quem von einem terminus a quo: der erste schließt sämtliche Wissenschaftler ein, die in den Gastländern tatsächlich eine Position als Professoren der political science eingenommen haben; der zweite wählt diejenigen aus, die im Weimarer Wissenschaftssystem bereits "einen gefestigten Stand" hatten, eine Einschränkung, die ich dadurch definieren will, daß sie mindestens ein abgeschlossenes akademisches Studium an einer deutsch-sprachigen Univerität absolviert haben mußten. Zusammengenommen ergibt das diejenige Gruppe, die man als die politikwissenschaftlichen Emigranten der ersten Generation bezeichnen kann (im Unterschied zu denen, die erst im Gastland ein Studium absolvierten = zweite Generation). Orientiert man sich an diesen Minimalkriterien und forstet darauf hin das International Biographical Dictionary (IBD) durch, das derzeit den besten und vollständigsten quantitativen Überblick gestattet, so kommt man auf eine Gruppe von 62 Personen. Es sei hier eigens darauf verwiesen, daß diese Gesamtgruppe nicht durch die qualitative Hypothese von der Genese des "Political Scholar" prädisponiert ist, sondern lediglich durch die genannten rein formalen Zugehörigkeitskriterien. Der Zusammenhang besteht lediglich darin, daß ich vermute, daß der Idealtypus des "Political Scholar"

geeignet ist, gemeinsame Merkmale, aber auch interne wie externe Differenzen herauszuarbeiten.

Dazu eine methodologische Bemerkung: es liegt in der Natur idealtypischer Begriffsbildung, daß sie einzelne Züge überpointiert hervorhebt; dies hat nichts mit Idealisierung zu tun, sondern mit der Eigenart eines methodischen Instruments, das darauf angelegt ist, um beides: Übereinstimmungen und Abweichungen in der Wirklichkeit erfassen zu können. Mit dieser Einschränkung, auf die bekanntlich Max Weber großen Wert legte, gehe ich davon aus, daß es möglich ist, die Geschichte der politikwissenschaftlichen Emigranten als Genese des "Political Scholar" zu konzipieren. Metaphorisch gesprochen: ich möchte versuchen, eine kulturgeschichtliche Brücke zu schlagen, für die die Weimarer Staatswissenschaft gleichsam der eine Pfeiler, die angelsächsische political science der andere Pfeiler ist - die Gruppe der Emigranten aber das entscheidende Baumaterial abgibt. Das Bild trifft insofern den zentralen Aspekt des Gesamtunternehmens, als ich glaube, daß die wissenschaftliche Emigration (jedenfalls mehr als das künstlerische und politische Exil) in der Tat als ein Brückenschlag zwischer deutscher und angelsächsischer Kultur wirkte, der über den Strom von Vertreibung und Wanderung hinweg-, und dann sogar wieder zurückführte.

Hält man sich an ein solches Erkenntnisinteresse, erklärt man die Wissenschaftsemigration also zu einem Übungsfeld kulturgeschichtlicher Forschung, so ist damit auch gesagt, daß die Entstehung des "Political Scholar" als Prozeß der Akkulturation erforscht werden muß. Die Konstruktion eines Idealtypus des "Political Scholar" ist der Versuch, ein Instrumentarium und eine globale Perspektive dafür zu schaffen, also Begriffe der Akkulturationsforschung für den Bereich der Wissenschaftsemigration verwendbar zu machen. Die Vermutung, daß in ihm ein historisch neuer Typus der Vermittlung von Wissenschaft und Politik greifbar wird, stützt sich dabei nicht bloß auf disziplinäre Charakteristika der Staats- und Politikwissenschaften, sondern auf den genuin politischen Erfahrungsgehalt von Vertreibung, Wanderung und Integration generell. Gleichwohl scheint die engere Gruppe der politikwissenschaftlichen Emigranten am besten geeignet, diese neue Vermittlung von Politik und Wissenschaft als ein spezifisch intellektuelles Phänomen zu studieren. Gleichsam in bestimmter Negation von Ringers "German Mandarin" (und natürlich noch viel zu grob) ist zu erwarten, daß der "Political Scholar" durch eine weit direktere Beziehung zur politischen Praxis, durch eine weit positivere Einschätzung der westlichen Demokratie bestimmt war, was aber die Möglichkeit zu intensiver Kritik und extensiver Theoriebildung keineswegs abschwächte. So sehr es darauf ankommen wird, den "Political Scholar" als Typus des politischen Intellektellen herauszuarbeiten - nicht weniger wichtig ist es, den Machweis zu führen, daß er ein sozialer Typus ist, der durch die Integration in in neues Wissenschaftssystem erst geschaffen wurde. Und weil es um die Genese eines Phänomens geht, muß auch das Modell ein dynamisches sein.

Ich muß die Konstruktion dieses Modells der folgenden Darstellung überlassen. Genannt seien hier aber schon drei Datenreihen, die darauf hinweisen, daß mit unserer Untersuchungsgruppe ein relativ einheitliches Phänomen in Aussicht steht. Sie beziehen sich auf den Anfang, die Mitte und einen fortgeschrittenen Punkt im Zeitverlauf: nimmt man den für eine Generationskohorte üblichen Zeitraum von 25 Jahren und setzt die Eckwerte auf 1890 und 1915

fest, so sind von den 62 Personen unserer Gruppe allein 51 in diesem Zeitraum geboren; stellt man weiter fest, in welchen Fächern sie ihren akademischen Titel (in der Regel den Doktorgrad) erreicht haben, so zeigt sich eine für die disziplinäre Situation der Weimarer Staatswissenschaften typische Konstellation: weit mehr als die Hälfte studierte Jurisprudenz bzw. Staatswissenschaften (häufig in Verbindung mit Jura) und der Rest promovierte in philosophischen Fakultäten - eine für Weimar typische Mischlage und der Ausgangspunkt eines paradigmatischen Umbruchs, den erst die Emigration richtig an den Tag bringen sollte; schließlich findet mehr als die Hälfte ihre erste (nicht erst eine feste) Anstellung von vorne herein in den USA, eine Konzentration, die sich in den 40er Jahren noch einmal erhöht.

I.Das Weimarer Staatsrecht - ein "deutsches" Paradigma in der Krise

Wenn der durch die Emigration bewirkte Wissenstransfer tatsächlich ins Zentrum gestellt werden soll, dann darf die Weimarer Staatswissenschaft nicht bloß als Horizont erscheinen, vor dem die spätere Emigration zu stehen kommt. Sie muß vielmehr zum konstitutiven Faktor werden, der das intellektuelle und politische Profil der Emigranten entscheidend geprägt hat. Auf der andern Seite ist klar, daß die Vielfalt, ja Vieldeutigkeit, auf der nicht zuletzt das Faszinosum der intellektuellen Kultur der Weimarer Republik beruht, nicht wirklich zur Sprache kommen kann. Der Kompromiß, der sich anbietet, könnte darin bestehen, von einer einzigen Disziplin ausgehen, diese aber als einen Punkt zu nehmen, von dem aus das angrenzende intellektuelle und politische Umfeld strukturiert und in die Analyse einbezogen werden kann. Daß diese Disziplin das Staatsrecht zu sein hat und daß sie diesen Titel trägt, ist selber bereits eine eminent wichtige Aussage über die Möglichkeiten und Grenzen einer "Politikwissenschaft" in der Weimarer Periode, ebenso wie daran die Differenzen zur angelsächischen political science, aber auch zur bürgerlichen Gesellschaftstheorie der 19. Jahrhunderts deutlich gemacht werden können: "Staatsrecht" - das bedeutet positiv Konzentration auf das rechtliche Normengefüge, das staatliches Handeln anleitet, in letzter Instanz auf die Verfassung; negativ aber bedeutet es ein relatives Desinteresse an den politikgestaltenden gesellschaftlichen Kräften.

Die reichlich vorliegende Literatur zum Weimarer Staatsrecht ist in der Regel nicht wissenschaftsgeschichtlicher, sondern politikgeschichtlicher Art. So unterscheidet man die "antidemokratischen Staatsrechtler" (Sontheimer) von den "verfassungstreuen Hochschullehrern" (Dörig) und diese wiederum von den "sozialistischen Verfassungslehrern" (Luthardt). Solche politischen Zuordnungen sind durchaus zutreffend und nicht nur nachträglich sinnvoll, sie eignen sich aber für die Fixierung des lerngeschichtlichen Ausgangspunktes unserer Emigrantengruppe weniger gut als der Versuch, die Tendenzen des deutschen Staatsrechts nach Theorieschulen und methodischen Prämissen zu unterscheiden. Unter dieser Voraussetzung ist es dann wieder durchaus geraten, nach der Stellung zur Weimarer Verfassung zu fragen, deren Interpretation typisch verschieden ausfiel, je nachdem, welcher theoretischen Schule man anhing. Als eine "Verfassung ohne Entscheidung" (Otto Kirchheimer) legte dies das Grundgesetz von Weimar auch von sich aus nahe. Dieser Vorgang, daß hinter den theoretischen Differenzen politische Optionen sichtbar werden, wurde mit der Krise seit 1930 immer deutlicher, bis er sich geradezu umkehrte, also die Verfassungsinterpretion zum

politischen Kampfmittel degenerierte.

Folgende Tendenzen des staatsrechtlichen Denkens werden in der Ausarbeitung dieses Kapitels näher zu charakterisieren sein: die positivistische Tradition, wie sie von Gerber, Laband und Anschütz im Kaiserreich durchgesetzt worden war, sie reichte in die Weimarer Periode insofern herüber, als die rein logische Methode, die Rechtsdogmatik, zum selbstverständlichen Handwerkszeug jedes gelernten Juristen gehörte, aber auch insofern, als eine "allgemeine Staatslehre" rein axiomatisch, gewissermaßen voraussetzunslos für möglich und notwendig gehalten wurde - es war Kelsens "Reine Rechtslehre", die diesen Anspruch ins Extrem steigerte und damit den Umschlagspunkt sichtbar machte, an dem die anderen Richtungen ansetzten; die zweite Denkrichtung nahm - im Gegensatz zum Formalismus des juristischen Positivismus - wert-materiale Impulse auf, wie sie von der Lebensphilosophie, der Freirechtsschule oder der Phänomenologie kamen, sie formulierte z.B. eine Integrationslehre des Staates (Smend) oder eine politische Ontologie von Freund und Feind als materiale Voraussetzung der Staatslehre - für die letztere ist Carl Schmitt der prominenteste Vertreter, wahrscheinlich insgesamt der einflußreichste politische Denker der Weimarer Republik, gleichzeitig der scharfsinnigste Interpret der Weimarer Verfassung und ihr intellekteller Totengräber; schließlich die verschiedenen Varianten einer soziologischen Untermauerung der Staatslehre, von denen die am meisten elaborierte auf die Hegel-Marx-Tradition zurückgriff, während die Radikalisierung des ideologiekritischen Denkstils in Mannheims Wissenssoziologie vorläufig kaum staatstheoretische Resultate zeigte und auch Max Webers politische Soziologie eher im Schatten seiner heriosierten Person verblieb - die niveauvollste Synthese aller drei Ansätze findet sich in Hermann Hellers posthumer "Staatslehre", die aber nicht zufällig bereits in die Geschichte der Emigration gehört.

Dieses Bild des Weimarer Staatsrechts ist als solches noch nicht sonderlich originell, es könnte sich aber als Ausgangspunkt dafür eignen, . . die wissenschaftsgeschichtlichen Kontinuitäten und Diskontinuitäten genauer zu bestimmen, die in der Wissenschaftsemigration repräsentiert sind. Einmal kann der Versuch unternommen werden, die Gesamtgruppe dadurch zu untergliedern, daß Zuordnungen zu den drei genannten Tendenzen vorgenommen werden. Besser als alles andere eignen sich dafür die Arbeiten, die ein Lehrer-Schüler-Verhältnis erkennen lassen, also Doktor- und Habilitationsarbeiten - ich habe davon mehr als 10 bereits gesichtet, mit dem Resultat, daß vor einer unmittelbaren Gleichsetzung von intellektueller und politischer Position Abstand zu nehmen ist. Zweitens ist die Paradoxie zu demonstrieren, daß die rasche Politisierung, die für die Krisendynamik der Weimarer Kultur ausschlaggebend wurde, nur im Ausnahmefall dazu genutzt wurde, . die Ablösung des Paradigmas des Staatsrechts durch ein explizites Paradigma "Politikwissenschaft" ins Auge zu fassen. Diese Ausnahmen werden sich für den Wissenstransfer als besonders aufschlußreich erweisen: sie konzentrieren sich in der dritten der unterschiedenen Tendenzen (Heller, Mannheim) und werden vornehmlich außeruniversitär realisiert (Deutsche Hochschule für Politik). Schließlich ist auf die Ambivalenz zu verweisen, die in der unverkennbaren Theorie- und Methodenfixierung der Weimarer Diskussion lag - sie sollte sich im Prozeß des Wissenstransfers als ein durchaus zweischneidiger Faktor erweisen: als Medium der Identitätswahrung in einer fremden Wissenschaftskultur, aber auch als entweder erschwerender oder beschleunigender Faktor der Integration, je nachdem auf welchem Gebiet die Spezialisierung des einzelnen Wissenschaftlers zu liegen kam.

Die bisherige Skizze des Weimar-Kapitels hat auf eine politische Beurteilung weitgehend verzichtet. Sie ist aber so unvermeidlich wie sie eine nachträgliche Konstruktion, eine vom Ende her ist: die Ereignisse von 1933 und ihre Folgen haben nicht nur über die Geschichte des Exils, sondern über alles, was folgte und was vorausging, eine politische Farbe gegossen. Vor groben Vereinfachungen ist aber eher zu warnen. Zwar kann man immer noch davon ausgehen, daß den drei unterschiedenen Theorieschulen drei politische Optionen korrespondierten: die positivistische Richtung war bürgerlich-liberal, wobei allerdings auch hier die für den deutschen Liberalismus so typische Faszination für eine "plebiszitäre Führerdemokratie" dominierend war (Ausnahme: Kelsen neigte zu einem demokratischen Sozialismus); die wert-materialen "Überwinder" des positivistischen Formalismus bezogen ihre intellektuelle Energie aus autoritären und völkischen, jedenfalls aus totalisierenden Gesellschaftsbildern (daß sich etliche dann schnell zu Nazis mauserten, war vor 1933 kaum zu erkennen); die soziologischen Kritiker (wohlgemerkt: nicht Max und Alfred Weber, von denen das Konzept der plebiszitären Führerdemokratie stammt) waren in der Regel sozialdemokratisch orientiert. Gleichwohl sollte man das Spektrum des Weimarer Staatsdenkens zunächst einmal theoriegeschichtlich aufmachen -und nicht politisch. Umso deutlicher wird dann der für den Wissenstransfer charakteristische Ausgangspunkt: die Weimarer Staatswissenschaft war, was nur scheinbar eine Tautologie ist, insgesamt - und jenseits politischer Differenzen - erst einmal verfassungs-, rechts- und letztlich staatsfixiert. Und dies ist auch der entscheidende wissenschaftsgeschichtliche Punkt, an dem sich die Diskontinuität gegenüber der angelsächsischen Tradition der political science am stärksten manifestieren wird: Stichwort Paradigmenwechsel!

Die Verortung der späteren Emigranten in diesem Szenario, mit der das Weimar-Kapitel abschließen muß, wird mit Sicherheit einen falschen, durch die bisherige Forschungslage suggerierten Eindruck korrigieren: die aus rassistischen und politischen Gründen vertriebenen Wissenschaftler entstammten keineswegs nur der politischen Linken, sondern dem ganzen politischen Spektrum; genauer: nimmt man die staatstheoretischen Richtungen zum primären Kriterium und zieht von ihm her möglichst vorsichtige Schlüsse, so zeigt sich vielmehr, daß ein gewisser Teil politisch entweder nur schwer zu verorten ist oder sogar, von den Denkvoraussetzungen her, national-liberale bis autoritär-konservative Aspirationen hatte. Meine Untersuchung wird auf diesen Teil der Weimarer Staatstheorie verstärkten Wert legen müssen - nicht nur wegen der Forschungslage, sondern weil nur so eine bemerkenswerte Ambivalenz in der Wirkungsgeschichte der späteren Emigranten von ihren historischen Voraussetzugen her plastisch wird: die Tatsache, daß es eine explizit konservative Variante des "Political Scholar" gibt, die im Amerika der 50er Jahre vielleicht bessere Erfolgschancen hatte als alle anderen. Dazu noch eine Überlegung, die vorerst spekulativ bleiben muß: Da der Anteil der dem assimilierten Judentum entstammenden Emigranten hoch zu verschlagen ist (bzw. je nachdem, wie hoch er zu veranschlagen ist), entsteht der Eindruck, daß die sozialgeschichtlich gut bekannte und auch gut erklärbare Überidentifikation gerade dieser Schicht mit deutsch-nationalen Werten ihren Ausdruck auch in der Intelligenz fand. Setzt man diesen Teil meiner Untersuchungsgruppe ins Verhältnis zum größeren Teil linker und linksliberaler Intelligenz, so stößt man auf jene Spannungen in der deutsch-jüdischen Kultursynthese, die in Weimar noch eine pluralistische Lösung annehmen konnten, in der Emigation aber und vor allem dann angesichts des Genozids eine dramatische

Veränderung erfuhren. Es wird ein interessanter Aspekt des Wissenstransfers sein, ob und wie diese Veränderung zu einem Promotor nicht nur des Paradigmenwechsels in der Wissenschaft von der Politik wurde, sondern wie sich die deutsch-jüdischen Beziehungen durch die Amrika-Erfahrung der jüdischen Emigranten insgesamt veränderten. Um solche Zusammenhänge zu studieren, dürfte die konservative bzw. in Amerika neo-konservativ werdende jüdische Intelligenz fast noch aufschlußreicher sein als die linke und liberale Seite des Spektrums.

II. Die Sozialgeschichte des Wanderungs- und Integrationsprozesses 1933ff.

Für die Erforschung der Emigrationsgeschichte gibt es derzeit zwei extreme Alternativen, die m.E. nicht erst in der Darstellung, sondern schon in der Fragestellung tunlichst vermieden werden sollten. Die erste ist eine Hypothek der Tatsache, daß die bisherige Forschung in der Masse "Exilforschung" war und das künstlerische Exil bevorzugte. Was hier legitim war und ist, nämlich die Konzentration auf das Exil-"Schicksal" und seine ästhetische, meist höchst individuelle Verarbeitung, sollte bei der Wissenschaftsemigration nicht einfach nachgebildet werden. Ein durchaus respektables Werk wie das von Lewis Coser zeigt, daß die bloße Aneinanderreihung von Wissenschaftler-Biographien noch keine Wirkungsgeschichte der Wissenschaftsemigration ergibt. Eine ebenso einseitige Problemlösung wäre jedoch eine rein quantitativ verfahrende Kollektivbiographie - schon der Terminus scheint mir irreführend -, droht sie doch einen ebenso komplexen wie widersprüchlichen sozialen Prozeß in Zahlen und Statistiken aufzulösen. Der Zwischenbericht für die medizinische Emigration, über den ich mir sonst kein Urteil anmaße, zeigt diese Einseitigkeit nur zu deutlich: so wird die Geschichte der Emigration weder als Prozeß verstehbar noch wird sie "erzählbar"!

Ich möchte einen Weg beschreiten, der eine mittlere Linie zu finden versucht und dabei die beiden Hauptquellen sich sozusagen gegenseitig ergänzen läßt, über die ich im Augenblick verfüge: die Lebensgeschichten, die in autobiographischer, biographischer oder Interview-Form vorliegen, einerseits; die Wanderungs- und Karrieredaten, die sich im IDB finden, andererseits. Daß die letzteren Daten ihre größte Vollständigkeit und Zuverlässigkeit in der Nachzeichnung des Berufsweges erreichen, ist nicht der einzige Grund dafür, sich hauptsächlich auf diesen Aspekt zu konzentrieren; dafür spricht auch, daß es einer gewissen Strukturierung, einer "Rationaliserung" von so wohlfeilen wie unklaren Metaphern wie Heimatverlust, Entfremdung, neue Identität usf. bedarf; schließlich lassen die meisten der vorliegenden Lebensbeschreibungen zweifelsfrei erkennen, daß die berufliche Dimension eine zunehmend zentrale Rolle spielte, sobald die unmittelbarsten, existentiellsten Bedrohungen, die Flucht und Vertreibung regelmäßig auslösten, gebannt waren (vgl. dazu meine Fallstudie Nr.3). Professionalisierung scheint insgesamt eine Möglichkeit, um die Emigrationsgeschichte sowohl in die Perspektive der jüdischen Sozialgeschichte vor 1933 einzurücken (besonders interessant dafür ist Reinhard Bendix) als auch gewisse Parallelen zur Wissenschaftsentwicklung unterm Nationalsozialismus (vgl. die Studie von Geuter zur Psychologie) zu ziehen.

Auf der andern Seite muß man sich davor hüten, die Geschichte der wissenschaftlichen Emigration über den Leisten eines "normalen" Professionalisierungsprozesses zu schlagen - das hieße die

existentiellen, politischen und sozialen Sonderbedingungen eines Vorganges grotesk verkennen, der "bis ins dritte und vierte Glied" prägend war und ist. Vielmehr geht es darum, Vertreibung, Wanderung und Akkulturation als enorm komplizierende, verzögernde, aber auch als enorm verändernde, ja bereichernde Fakoren zu untersuchen, die den Typus des "Political Scholar" allererst hervorbrachten. Seine Geschichte wird als "Professionalisierung mit Widerständen" zu schreiben sein. Ich möchte nun vorschlagen, die im IBD verfügbaren Wanderungs- und Karrieredaten in einem ersten Zugriff so zu extrahieren, daß dieser Prozeß auf drei Dimensionen hin Konturen erhält: geographisch nach Ländern und Orten, die durchwandert werden; zeitlich von der Vertreibung bis hin zur ersten dauerhaften Anstellung; und institutionell auf die Stationen hin, die die Position innerhalb der Politikwissenschaft im engeren Sinne begründen. Die Stationen der Wanderungsbewegung erscheinen hier also als Unterbrechung, Verzögerung, Veränderung und Wiedergewinnung einer intellektuellen Berufsrolle, in die sich diese Stationen mehr oder weniger deutlich eingeprägt haben.

Das genaue, auch in Zahlen ausgedrückte Bild dieser Auswertung befindet sich derzeit in Arbeit. Es läßt sich - auch ohne Computer, dessen Verwendung mir ohnehin Rätsel aufgibt - im Sinne einer einfachen geographischen, zeitlichen und institutionellen Karte erstellen. Folgendes Bild ist für die Gruppe, die ich als die politikwissenschaftlichen Emigranten der ersten Generation ins Zentrum stellen will, zu erwarten: Mehr als zwei Drittel von ihr findet ihre erste (noch keineswegs schon feste) akademische Anstellung von vorne herein in den USA, ein Prozentsatz, der sich in den 40er Jahren noch einmal erhöht. Eine feste Anstellung erfolgt in vielen Fällen erst spät, bisweilen erst nachdem eine weitere akademische Ausbildung in den Gastländern absolviert wurde. Weiter fällt auf, daß häufig ein Beitrag zum "war-effort" der 40er Jahre geleistet wurde, der dann als eine Art Beschleuniger für die akademische Karriere wirkte. Insgesamt ergibt sich ein Eindruck, der sich deutlich unterscheidet von den bisherigen Arbeiten zur sozialwissenschaftlichen Emigration: während diese sich von vorne herein auf Institutionen konzentrierten, die eigens von oder für Emigranten geschaffen wurden (Krohn: New School; Jay: Institute for Social Research) und von daher die methodische Engführung von sozialer und intellekueller Geschichte leicht fiel, zeigt sich jetzt ein sehr viel diffuseres Bild. Es ist nicht zuletzt diese Diffusität, in der die spezifische Problematik einer disziplinbezogenen Emigrationsgeschichte liegt, in deren Bewältigung aber auch ein tatsächlicher Erkenntnisfortschitt zu erwarten steht.

Damit ist der Punkt bezeichnet, bis zu dem meine Überlegungen zur Sozialgeschichte der Wanderung und Integration bislang gediehen sind. Nur in einem Fall habe ich ihn deutlich überschritten: in meinen Studien zur Forschungs- und Beratungstätigkeit einer größeren Emigrantengruppe im OSS bzw. State Department 1942 - 1949 (vgl. Fallstudien Nr.1 und 6). Es handelt sich, wie ich glaube, um ein glückliches Beispiel, weil an ihm ein konstruktiver Zusammenhang - der zwischen politischen Ambitionen seitens der Emigranten und den praktischen Bedürfnissen der Aufnahmelander deutlich wird, der seine Integrationswirkungen zeigte, obschon sich die praktische Seite dieser Zusammenarbeit aus der Perspektive der Emigranten als ein Mißerfolg erwies. Die Konstellation ist geeignet, einen typischen Entwicklungsschritt des "political scholar"zu demonstrieren, der in einer Art Austauschprozeß bestand: die Emigranten stellten ihre Deutschland- bzw. Europa-bezogenen intellektuellen Kompetenzen zur Verfügung und erhielten dafür die Loyalitätsanerkennung seitens der Gastländer - aus "enemy aliens" wurden sozusagen kriegsbewährte Patrioten. Dieses do ut des ist

für einen nicht geringen Teil meiner Untersuchungsgruppe zum Sprungbrett für eine spätere akademische Karriere geworden. Das Beispiel stellt freilich für den Arbeitsprozeß gleichzeitig eine Warnung dar: der archivarische und forschungstechnische Aufwand war erheblich und wird sich, beim derzeitigen Forschungsstand, mit vergleichbarer Intensität für andere staatliche Institutionen kaum wiederholen lassen.

Die Beteiligung von Emigranten am war-effort ist insdes nicht nur ein gutes Anschauungsbeispiel, um die Integration von Emigranten in Institutionen der Gastländer als Gruppenprozeß zu analysieren - deutlich wird an ihm auch die ideologische Konstellation der Kriegsjahre und ihre spezifische Bedeutung für den Integrationsprozeß. Hier liegt ein idealer Punkt, an dem sozial- und wissenschaftsgeschichtliche Analyse im Medium des Politischen gleichsam enggeführt werden kann. Das für diese Analyse heranzuziehende Material ist gleichzeitig eine ausgesprochene Spezialität der politikwissenschaftlichen Emigranten. Gemeint sind die Arbeiten zum Nationalsozialismus, seiner Vorgeschichte, Verlaufsform und seinen Perspektiven. Sie sind nicht nur signifikant zahlreich - von rund einem Drittel meiner Gruppe wurden eigene Monographien zum Nationalsozialismus/Faschismus publiziert -, sondern fallen meist auch in das kritische Jahrzehnt zwischen 1940 und 1950 und empfehlen sich als Eintrittsbillet in die Fachwelt. Analysiert man diese Arbeiten indes als ein eigenes Genre von "Emigrantenliteratur" - gemeinsame Merkmale sind ein hohes Maß an "Betroffenheit" und Parteilichkeit und nicht selten ein totalisierender Gestus -, so erweisen sie sich als durchaus ambivalent, weil das politische Bekenntnis ihrem professionellen Wert nicht immer förderlich war: ein ideales Studienobjekt für die "Professionalisierung mit Hindernissen". Auf der andern Seite hat gerade dieses Genre auch professionelle Höchstleistungen hervorgebracht, etwa Franz Neumanns "Behemoth", eine Verbindung von politischer Theorie und Praxis, die eine schnelle Karriere geradezu prädisponierte. Vorerst muß noch offenbleiben, ob und wie die sog. Totalitarismusdebatte der 50er Jahre in diesen Kontext gehört - feststeht nur, daß ihre Dynamik sich dem Übergang von der internationalen Anti-Hitler-Koalition zum Kalten Krieg verdankt und daß auch sie stark von politikwissenschaftlichen Emigranten geprägt wurde.

Was die weitere Erarbeitung der Wanderungs- und Integrationsgeschichte betrifft, so habe ich meinen USA-Aufenthalt im April/Mai diesen Jahres eigens dafür geplant: ich möchte 1. das Archiv des Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars und 2. die Bestände des Leo-Baeck-Instituts durchsehen, 3. möchte ich eine schon begonnene Interview-Reihe weiterführen: nach John Herz und Karl Deutsch plane ich noch andere politikwissenschaftliche Emigranten wie Hans Speier, aber auch u.U. Schüler von Emigranten zu befragen. Bislang ist mir nicht bekannt, daß es eine Institution gab, die speziell Politologen förderte oder wenigstens sie betreffende Informationen sammelte. Es wird also in diesem Bereich 4. weiter darum gehen, Anhaltspunkte für die Strukturierung eines äußerst diffusen Prozesses zu sammeln. Mein USA-Aufenthalt dient 5. dem Zweck, Kontakte mit Wissenschaftlern herzustellen, die auf vergleichbaren Gebieten arbeiten. Am wichtigsten aber scheinen mir 6. Vor-Ort-Recherchen an einzelnen political science departments, die sich besonders um die Aufnahme von Emigranten bemüht haben. Daß die Wahl auf die Columbia University und auf die University of Chicago (einschließlich Notre Dame) gefallen ist, hat indes seinen Grund weniger in institutionen- als in wissenschaftsgeschichtlichen Überlegungen: sie sind die political

science departments, an deren Verhältnis in den 30er un 40er Jahren sich ein entscheidender, die Gesamtentwicklung der amerikanischen political science prägender Übergang darstellen läßt. Wenn meine bisherige Arbeit zeigt, daß die vorliegenden Überblicksdarstellungen der amerikanischen political science nicht ausreichen, um das Feld zu sichern, auf dem sich die politikwissenschaftlichen Emigranten getummelt haben, so erhoffe ich mir durch diesen "Anschauungsunterricht" auch Hinweise auf weitere wissenschaftsgeschichtliche Lektüre.

III. Die Wissenschafts- und Ideengeschichte der politikwissenschaftlichen Emigration

Meine Darstellung der Wanderung und Neuorientierung der politikwissenschaftlichen Emigranten hängt methodisch davon ab, wie der in Weimar-Deutschland begonnene Brückenschlag "das andere Ufer erreichen" kann. Klar ist, daß es - nach der Struktur meiner Untersuchungsgruppe - mehr oder weniger ausschließlich die amerikanische political science war, in die der Wissenstransfer einmündete; weniger klar aber ist, wie dieses komplexe Neuland so strukturiert werden kann, daß der Brückenschlag (um das Bild zu vollenden) sein sicheres zweites Fundament erhält. In den Fallstudien Nr.4 und 5 habe ich die Metapher der "Internationalisierung" verwendet, um den Paradigmenwechsel zu bezeichnen, der sich zwischen der Weimarer Staatswissenschaft und der angelsächsischen political science abspielte und für den die politikwissenschaftlichen Emigranten als Transmissionsriemen fungierten. So sehr dadurch ein durchgehender Zug des "Political Scholar" bezeichnet ist - der Begriff reicht nicht aus, um eine interne Differenzierung der Emigrantengruppe und deren Korrelation mit der kontemporären Entwicklung der political science zu erreichen.

Im Jahre 1948 machte die neu gegründete UNESCO - übrigens unter Leitung eines deutschen Emigranten, William Ebenstein - den Versuch einer internationalen Bestandsaufnahme der Politikwissenschaft. Auf der Basis eines deutlich an der amerikanischen political science orientierten Fragebogens kam man zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß es unmöglich sei, theoretische und methodische Kriterien für diese Standortsbestimmung aufzustellen, vielmehr ließen sich nur vier thematische Felder unterscheiden: politische Theorie; Innenpolitik bzw. politische Institutionen (policy); politische Kräfte (politics); internationale Beziehungen. Dieses Resultat ist mit dem die Blick auf die im Report ausführlich berücksichtigte deutsch-österreichische Staatswissenschaft, der gerade auch William Ebenstein entstammte, interessant: sie scheint, mit ihrer juristischen und verfassungspolitischen Orientierung, der Vergangenheit anzugehören und sich im amerikanischen Paradigma aufzulösen. Wie immer man dieses Ergebnis beurteilen mag - für mich stellt die autoritativ besetzte UNESCO-Studie ein repäsentatives Dokument für einen folgenreichen und übrigens zweideutigen wissenschaftsgeschichtlichen Wandel dar: die Internationalisierung der politischen Wissenschaften scheint sich mit einer Art Führungsrolle zu verknüpfen, die die USA mit dem Ende des 2. Weltkrieges für die westlichen Sozialwissenschaften an sich zogen - die zitierte Studie ist selbst der lebende Beweis dafür. Was in dieser verkürzten Form natürlich reichlich spekulativ klingen muß, halte ich gleichwohl für eine geeignete Hypothese, um das Feld zu vorzustrukturieren, in das die politikwissenschaftliche Emigration einzuordnen sein wird.

In der Fallstudie Nr. 7 bin ich dem Gedanken nachgegangen, ob sich der Wissenstranstransfer, den die Wissenschaftsemigration in Gang gesetzt hat, nicht als "Verwestlichung" deutscher Traditionen fassen läßt. Die Idee macht nur Sinn, wenn man sofort eine Einschränkung hinzufügt: es war keineswegs die Wissenschaftsemigration alleine, die diesen Wandel bewirkt hat - das wäre eine groteske Überschätzung gerade der von mir ausgewählten kleinen Emigrantengruppe; sinnfällig aber kann sie als ein ideales, weil überschaubares Studienobjekt genommen werden, um einen globalen und langfristigen Kulturwandel, seine intellektuelle Verlaufsform wie seine politische Dynamik zu verstehen. Dazu werden die wissenschaftlichen Produkte selber ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu treten haben: an ihnen muß sich ablesen lassen, worin der Paradigmenwechsel im einzelnen bestand, den ich als den zentralen Effekt des Wissenstransfers annehme. Damit ist der mögliche Endpunkt meiner Arbeit bezeichnet - vorläufig aber geht es erst einmal darum, einen geeigneten Weg dahin zu finden. Ein erster Schritt könnte in der Beantwortung der Frage bestehen, auf welche Gebiete sich die einzelnen Wissenschaftler spezialisiert haben und wie sich diese Spezialisierungen innerhalb der Gruppe verteilen. In einem zweiten, noch zu leistenden Arbeitsschritt wird es dann darum gehen, den größeren Kontext der amerikanischen political science aufzusuchen und die Wissenschaftsproduktion der Emigranten in ihm zu verorten.

Ordnet man unsere Emigrantengruppe nach den oben genannten Feldern, so ergibt sich folgendes Bild: die relativ größte Zahl der emigrierten Poltikwissenschaftler arbeitet auf dem Feld der internationalen Politik; an zweiter Stelle rangiert die Innenpolitik, also ein Feld, das noch am ehesten dem Weimarer Staatsrecht korrespondiert; an dritter Stelle kommt das Studium politischer Parteien und Gruppen und an vierter Stelle rangiert die politsche Theorie. Diese quantitative Auffächerung unserer Emigrantengruppe sagt freilich noch nicht viel über den tatsächlichen Einfluß deutscher Emigranten auf die political science - wie überhaupt z.B. eine Durchsicht der wichtigsten amerikanischen Fachzeitschriften beinahe auf ihre Nichtexistenz verweist: ihr Anteil an der Aufsatzproduktion beläuft sich auf ca. 2 %! Ihre Stellung in einem riesigen, auf den ersten Blick chaotischen Wissenschaftsbetrieb wird vielmehr erst abschätzbar, wenn man - entgegen der UNESCO-Studie - den Versuch unternimmt, Haupttrends und theoretische Schulen auch in der amerikanischen Poltikwissenschaft zu unterscheiden. Ich kann hier, der Kürze halber, nur auf die eine Haupttendenz verweisen, in der sich nach Auskunft der einschlägigen Darstellungen (Tanenhaus/Somit, Crick, Danto) die Entwicklungsdynamik der amerikanischen political science kristallisiert: die Durchsetzung einer "science of politics", die schon in den 20er Jahren beginnt, sich in der Chicago-Schule der 30er und 40er Jahre fortsetzt und in der "behavioral revolution" kulminiert. Nimmt man diesen mainstream als Bezugspunkt der Beurteilung, so zeigt sich eine überraschende Bedeutungsverschiebung sowohl bezüglich der politikwissenschaftichen Emigranten insgesamt wie gegenüber ihrer fachinternen Differenzierung.

Ich beschränke hier wiederum auf den überraschendsten Teilbereich, den ich bereits im Umriß überblicke: Es scheint die quantitativ kleinste Teilgruppe, die der politischen Philosophen gewesen zu sein, die eine beachtliche Aufmerksamkeit dadurch erweckte, daß sie konservative philosophische Traditionen der Weimarer Epoche reaktualisierte und auf diese Weise in der Lage

war, der "behavioral revolution" eine Art theoretischer Konterrevolution entgegenzuhalten: ein reines Theorieprogramm, das sich auf Antike, Christentum und Naturrecht berief und somit ein vormodernes Gedankengut in einer Kultur etablierte, die sich in den 50er Jahren auf dem Niveau einer "konservativen Liberalismus" (Gunnar Myrdal) zu stabilisieren begann. Es ist nicht verwunderlich - und ein Rückverweis auf die Wichtigkeit einer sozialgeschichtlichen Absicherung theoriegeschichtlicher Analysen - , daß dieses Programm sowohl örtlich wie institutionell konzentriert war: an der Chicago University und im benachbarten Notre Dame, wo seit dem Ende der 30er Jahre die neothomistische "Review of Politics" von deutschen Emigranten redigiert wurde. Das Beispiel, das prima facie nichts als Einwände gegen den Idealtypus des "Political Scholar" zu begründen scheint, fügt ihm gleichwohl einen interessanten Aspekt hinzu: eine rein philosophisch begründete political science wurde nur um den Preis des Ausstiegs aus der westlichen Wissenschaftsauffassung möglich. Ich halte diese Konstellation für so aufschlußreich, daß ich sie ins Zentrum einer eigenen Fallstudie zu stellen vorschlage.

Das Teilgebiet der internationalen Beziehungen ist mit Sicherheit dasjenige, in dem deutsche Emigranten mehr als eine marginale Wirkung ausübten. Mit Hans Morgenthau und Karl Deutsch stellten sie zwei Theoretiker, die geradezu Schulen begründet haben. Daneben steht eine Vielzahl anderer, die große Bedeutung vom Völkerrecht bis hin zu den sog.area studies erlangten. So disparat sich die theoretischen Grundlagen im einzelnen auch darstellen - die Gruppe der Internationalisten eignet sich mehr als jede andere für eine diachronische Zusammenschau von Wanderungsgeschichte und Wissenschaftsgeschichte: Wenn man davon ausgeht, daß das Völkerrecht bereits in Weimar ein sehr hohes, aber eben juristisch beschränktes Niveau aufwies, so lassen sich die Wanderungserfahrung und die mit ihr verbundene Überschreitung nationaler Horizonte als ein Medium verstehen, das den Übergang zu einer politischen Theorie der internationalen Beziehungen plausibel macht. Ich habe diesen Gedanken in der Fallstudie Nr. 5 bereits an einer Einzelkarriere durchgeführt - er ist jetzt auf eine größere Gruppe auszudehnen, wobei anzunehmen ist, daß hier ein verallgemeinerbarer Zug des "Political Scholar" greifbar wird: Internationalisierung bezeichnet nicht nur ein neues Arbeitsfeld, sondern geradezu eine methodische Veränderung und damit einen durchgreifenden Aspekt des Paradigmenwechsels insgesamt.

Die beiden restlichen Felder, deren Unterscheidung in policy und politics seit dem Zweiten Weltkrieg ein Gemeinplatz internationaler Wissenschaftssprache ist, sind mir im Augenblick noch am wenigsten geläufig. Sicher ist, daß sie in der Entwicklung amerikanischen und englischen political science nicht nur die Hauptmasse der Literaturproduktion umfassen, sondern gleichzeitig ihre traditionellen Kerngebiete. Ich möchte das Studium der Geschichte der amerikanischen political science vor allem auf diese Gebiete und ihr Verhältnis zueinander konzentrieren, nicht nur weil hier die paradigmatische Struktur greifbar wird, auf die die Emigranten zeitlich zuerst stießen, sondern ebenso weil hier ein interessanter (und meine Gesamtthese vom Paradigmenwechsel differenzierender) Kontinuitätsaspekt sichtbar, der zeitlich vor dem Eintreffen der Emigranten lag. Es war bekanntlich die preußische Staatswissenschaft des 19. Jahrhunderts, die für die Errichtung des ersten amerikanischen political science department überhaupt das Modell abgab, desjenigen an der Columbia University. Es ist diese wissenschaftsgeschichtliche Konstellation und die Tatsache, daß Columbia eine ganze Reihe eher juristisch orientierter Emigranten aufnahm, weshalb es mir geraten scheint,

hier - neben Chicago, das Columbia in den 30er Jahren den Rang ablief - einen zweiten Schwerpunkt meiner Vor-Ort-Recherchen zu legen.

Was die Emigrantengruppe betrifft, die dem Bereich policy/Innenpolitik zuzurechnen ist, so findet sich eine vergleichsweise hohe Konzentration auf dem Gebiet des comparative government, wie überhaupt die vergleichende Analyse, welcher Politikbereiche auch immer, eine Emigranten-Spezialität darstellte, für die analog gilt, was über die international relations gesagt wurde.

IV. Rücktransfer: der Einfluß von Emigranten auf die westdeutsche Politikwissenschaft

Die Darstellung des Einflusses, den emigrierte Wissenschaftler auf die westdeutsche Politikwissenschaft genommen haben, bietet die Möglichkeit zu einer Synthese der bisherigen Ergebnisse, führt aber gleichzeitig neue, komplizierende Faktoren in die Analyse ein. Einfach ist das wanderungsgeschichtliche Bild: von den ca. 60 politikwissenschaftlichen Emigranten kehrt etwa ein Drittel in eine feste akademische Position nach Westdeutschland zurück, und etwas weniger als ein weiteres Drittel nimmt intensivere akademische Kontakte, also etwa Gastprofessuren wahr, wobei bemerkenswert ist, daß mehr als die Hälfte der Rückkehrer schon vor 1950 zurückkommt, während die Mehrzahl der Gastprofessuren nach 1955 liegt. Diese Konstellation ist bemerkenswert, weil sie deutlich über der bei etwa 17% liegenden Rückkehrquote liegt, die für die wissenschaftliche Emigration insgesamt anzunehmen ist. Ich deute diese Differenz als weiteren Hinweis auf die Charakteristika des "Political Scholar": als Akademikertypus mit politisch-praktischen Neigungen nimmt er verstärkt Anteil an der Wiedererrichtung eines deutschen Demokratie, für deren ideologische Begründung bestimmte Tendenzen der political science wie geschaffen scheinen.

Die höhere Komplexität, mit der die Erforschung des politikwissenschaftlichen Rücktransfers fertig zu werden hat, zeigt sich nicht so sehr auf der institutionen-, sondern auf der wissenschaftsgeschichtlichen Ebene: der Einfluß der Emigranten traf keineswegs, wie die These von der "Stunde Null" zu suggerieren versuchte, auf eine tabula rasa, vielmehr ist mit einer Konfrontationssituation zu rechnen, die sich umso mehr polarisierte, je mehr die in Deutschland verbliebenen Wissenschaftler - seit der Verstärkung der Entnazifizierung an den Hochschulen im Jahre 1947 - unter Rechtfertigungsdruck gerieten. Dazu kam umgekehrt, daß die Emigranten sich häufig als die Vertreter des "anderen", vielleicht sogar des besseren Deutschland empfanden. Um diesen Konflikt in seiner ganzen Reichweite zu verstehen und als einen kulturellen Vorgang eigener Art analysieren zu können, ist die Kenntnis der Wissenschaftsentwicklung unterm Nationalsozialismus eigentlich unabdingbare Voraussetzung; gleichzeitig ist offensichtlich, daß diese Voraussetzung weder gegeben ist - gerade in den für uns relevanten Bereichen der Rechts- und Staatswissenschaft klafft eine größere Forschungslücke als etwa in der Psychologie oder der Rassenhygiene - noch rasch geschaffen werden kann. So gut man sich vorstellen kann, vom Weimarer Staatsrecht die Entwicklungslinie in den Nationalsozialismus hinein zu ziehen und womöglich ebenfalls als einen Paradigmenwechsel, als Akkulturation an ein totalitäres Regime zu analysieren - diese Aufgabe würde den Rahmen des vorliegenden Forschungsprojektes in unvertretbarer Weise ausweiten.

Als Kompromiß schlage ich eine Arbeitsperspektive vor, die, was die Emigrantengruppe betrifft, auf meinen eigenen Ergebnissen aufbauen kann; was aber die spezielle Entwicklung in Westdeutschland betrifft, so liegt jetzt die Arbeit von Arno Mohr vor, die die Entstehung der westdeutschen Politikwissenschaft außerordentlich detailliert nachzeichnet - die in ihr vorgenommene Trennung von Institutionalisierungsprozeß und Ideenentwicklung entspricht in gewisser Weise der von mir vorgeschlagenen Problemgliederung. Zunächst wird es darauf ankommen, die durch den Wissenstransfer sichtbar werdende größere Perspektive gleichsam in die speziellen Situation der deutschen Nachkriegsgeschichte einmünden zu lassen. Ein idealer Verknüpfungspunkt dafür wird in den Deutschland-Bildern greifbar, die der Beratungstätigkeit deutscher Emigranten für die amerikanischen Kriegs- und Besatzungsorganisationen zugrundelagen (vgl. dazu Fallstudie Nr. 1). Hier zeigt sich ganz deutlich der im weiteren Sinne kulturpolitische Horizont, vor dem auch die späteren Initiativen von Emigranten in Westdeutschland zu stehen kommen: ihre Einflußnahme auf die Wissenschaftsentwicklung, speziell ihre Bemühung um die Begründung einer politischen Wissenschaft gehört in den Kontext der re-education.

Was nun die erst um 1950 sich intensivierende Diskussion um die Institutionalisierung der Politikwissenschaft anlangt, so ist davon auszugehen, daß sie auf eine universitäre Landschaft traf, die die Stürme der Entnazifizierung mehr oder weniger unbeschädigt überstanden hatte. Wenn Arno Mohr zu zeigen vermag, daß der Einfluß der Emigranten ein marginaler blieb, so wird es für mich darauf ankommen, dieses Resultat in seiner politischen und sozialen Bedingtheit darzustellen. Folgende Arbeitsschritte, die auf eine methodische Isolierung der Emigrantenaktivitäten zielen, scheinen mir dafür geeignet: 1.möchte ich eine bereits begonnene Sammlung von Arbeiten komplettieren, die man als "Gründungsmanifeste einer deutschen Politikwissenschaft" bezeichnen könnte - an diesen Programmschriften, die sich vor allem im Umkreis der wiedererrichteten Berliner "Hochschule für Politik" finden, ist auffällig, daß sie tatsächlich die amerikanische political science mehr oder weniger zur Norm erheben, gleichzeitig aber auf das spezielle Defizit an demokratischer Kultur mit einem verstärkt demokratie-pädagogischen Impuls reagieren; 2. sind diesen Gründungsmanifesten die Abwehr-Haltungen und -Handlungen entgegenzustellen, die aus den juristischen Fakultäten und den pädagogischen Hochschulen kamen und die sich gegen die Politisierung der Wissenschaft im allgemeinen und gegen die Institutionalisierung einer selbständigen Politikwissenschaft im besonderen richteten - die in diesen Zusammenhang gehörende wissenschaftstheoretische Diskussion um die Alternative: Integrationswissenschaft versus "Wissenschaft von der Politik" war in Wahrheit eine politische Diskussion um die Möglichkeit, das nicht zuletzt von Emigranten eingebrachte Erbe, die von ihnen propagierte neue Verbindung von kritischer Wissenschaft und demokratischer Politik entweder anzunehmen oder auszuschlagen; 3. ist die Verschmelzung von Totalitarismuskritik und normativer Demokratietheorie als der paradigmatische Kern der frühen bundesrepublikanischen Politikwissenschaft herauszuarbeiten - hier dürfte der Punkt greifbar werden, an dem sich die Frage exemplarisch beantworten läßt, wie groß der Einfluß der Emigranten bei der langfristig erfolgreichen Institutionalisierung der Politikwissenschaft tatsächlich war.

Abschließend sei lediglich angedeutet, daß für die zeitlich später liegende Institutionalisierung der universitären Politikwissenschaft in Freiburg und München - nur im ersten Fall wird man von einer "Schulgründung" sprechen können - eine zweite Einflußwelle von Emigranten anzunehmen ist. Sie geht in charakteristischer Weise von jenen Vertretern meiner Untersuchungsgruppe aus,
die ich als konservative politische Theoretiker gekennzeichnet habe. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob meine Arbeitskapazität ausreicht, um diesen Zusammenhängen noch nachzugehen - sie scheinen sich der Restaurationsthese zu fügen, die von der Kulturforschung zur frühen Bundesrepublik in Aussicht gestellt, aber noch nicht gut begründet ist.

Alfons Söllner
Wissenstransfer durch Emigration - Teilbereich: Politologen
Fallstudien und Zwischenergebnisse - November 1986

I.Hrg. Alfons Söllner, Zur Archäologie der Demokratie in Deutschland, Band II: Analysen politischer Emigranten im amerikanischen Außenministerium, Frankfurt/M 1986, bes. S.7-58

2.Exilanten, Emigranten, Immigranten - ein literarischer Reisebericht, in: Exil, Jg.1984/2, S.5-16

3.Deutsch-jüdische Identitätsprobleme - drei Lebensgeschichten intellektueller Emigranten, in: Jahrbuch für Exilforschung, Jg.3/1986, S.

4.Otto Kirchheimer in Amerika - Emigrationserfahrung und Internationalisierung der Politikwissenschaft (Ms.17 S.), in: Journal für Sozialforschung, Heft 4/1986

5.Hans J. Morgenthau - ein deutscher Konservativer in Amerika?, 25 S., erscheint in: Festschrift für Herbert A. Strauss, Berlin 1986

6.Vom politischen Dissens zur wissenschaftlichen Integration - deutsche Emigranten im amerikanischen Staatsdienst 1942-1949, Ms.26 S., erscheint in: Hrg. Thomas Koebner, Was soll aus Deutschland werden?, Frankfurt/M 1987

7.Jenseits von Carl Schmitt - Wissenschaftsgeschichtliche Richtigstellungen zur politischen Theorie im Umkreis der Frankfurter Schule, Ms. 63 S., erscheint in: Geschichte und Gesellschaft,Heft 4/1986

8."The Philosopher not as King..."- Zur politischen Theorie Herbert Marcuses in den 40er und 50er Jahren, Ms. 29 S., erscheint in: Edition text + kritik, Autorenheft Herbert Marcuse, München 1987

RÜCKERSTATTUNG IN DEUTSCHLAND

GESETZE UND VERORDNUNGEN

in der amerikanischen, französischen und britischen Zone

KOMMENTAR

zum Gesetz Nr. 59 über die Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände in der amerikanischen Zone vom 10. November 1947

nebst Musterbeispielen für die Anmeldung

Herausgegeben

im Auftrag der American Federation of Jews from Central Europe, Inc., New York, N. Y.

von

Dr. HERMAN MULLER

With kindest regards and sincerest thanks for your valuable cooperation

cordially yours

Vorwort

Das Leid, das die zwölf Jahre der Hitlerherrschaft über die Welt gebracht haben, wird vergehen — im Laufe der Zeiten; es kann niemals wiedergutgemacht werden.

Die Hitlerzeit hat Unglück über die Juden Europas gebreitet; es spricht aus den Opfern zu uns. Wir Lebenden werden es niemals vergessen.

Das Hitlerreich hat Unglück über die Juden in Deutschland gebracht: Gewalt — oft unter dem Scheine des Gesetzes — hat sie aus ihrer Arbeit verdrängt und damit ausser Landes getrieben. Was uns Heimat war, ist verloren. Wir sind voll Dankes, eine zweite Heimat hier gefunden zu haben.

Und dankbar müssen wir mit allen anderen Opfern des Naziregimes bezeugen: unsere amerikanische Regierung war die erste, die durch das Rückerstattungsgesetz vom 10. November 1947 den Gedanken verwirklichen will: das geschehene Unrecht durch ein neues Recht zu beseitigen, das getane Schlechte durch ein Gesetz wiedergutzumachen.

Dies ist die grosse Bedeutung des Gesetzes. Daran ändert nichts, dass es zunächst nur für ein Teilgebiet, die Rückerstattung feststellbaren Vermögens, erlassen ist, und dass es da und dort verbesserungsfähig wäre.

Die American Federation of Jews from Central Europe, Inc., ist seit ihrer Gründung für die Rechte und für die Rechtsstellung der früheren deutschen Juden eingetreten. Sie hat sich — in Zusammenarbeit mit anderen jüdischen Organisationen — zu ihrem Teil für den Erlass eines Gesetzes, für die Fassung seiner Bestimmungen eingesetzt. Sie konnte sich dabei auf die Erkenntnis und auf die Erfahrung ihrer Mitarbeiter und Freunde stützen sowie auf die Anregungen, die ihr aus allen Teilen dieses Landes und aus vielen anderen Ländern zugingen.

Nun wird das Gesetz angewandt werden. Es ist Neuland. So bedarf es der Erklärung und der Auslegung, der Erläuterung seines Sinnes und seines Hintergrundes.

Dieser Notwendigkeit entstammt der vorliegende Kommentar. Die American Federation of Jews from Central Europe hat ihren bewährten Executive Vize-Präsident, Dr. Herman Muller, mit der Herausgabe beauftragt. Er hat den Werdegang des Gesetzes von seinen Anfängen an miterlebt und an den Vorarbeiten dazu aktiv teilgenommen. Wenige Monate nach dem Erlass des Gesetzes liegt das Werk nun vor. Auslegung und Rechtsansichten, die es enthält, binden die American Federation of Jews from Central Europe als solche nicht; sie sind persönliche Auffassung des Herausgebers und seiner Mitarbeiter gegründet auf deren Rechtsverständnis, auf ihre menschliche Einsicht und auf ihren Einblick in die Wirklichkeit der Dinge.

Die Federation ist voll Dankes für die Arbeit, die sie hiermit der Oeffentlichkeit vorlegt. Möge der Kommentar zum besseren Verständnis des Gesetzes und so dazu beitragen, dass den Entrechteten ihr "Recht" werde.

DR. NATHAN STEIN, *Präsident.*

Dem mir von der American Federation of Jews from Central Europe erteilten Auftrag bin ich gerne gefolgt. Die Neuartigkeit und, wie ich hoffen möchte, Einmaligkeit der Materie, die das Gesetz regelt, machen seine Auslegung ebenso schwierig wie interessant; sie machen sie aber vor allem notwendig im Interesse derer, denen das Gesetz dienen will. Der Wille des Gesetzgebers war es; der für den Kommentar neben dem Erklärungsinhalt des Gesetzes selbst Richtschnur und Leitung war.

Es wäre mir nicht möglich gewesen, innerhalb einer verhältnismässig so kurzen Zeit das Werk neben meiner übrigen beruflichen Arbeit zu vollenden, hätte ich mich dabei nicht der Mitwirkung einer Reihe von Kollegen und Freunden, ehemaliger deutscher Juristen, erfreuen dürfen. Sie mögen sich hier mit einem Gesamtdank begnügen.

Besonderen Dank schulde ich *Professor Dr. Otto Pfeiffenberger,* New York, früher Rechtsanwalt in Mannheim, der die Grundlage für die Gestaltung des Buches geschaffen, und der durch sein scharfes juristisches Denken, mit dem sich ein ausgeprägter Sinn für das praktische Bedürfnis verbindet, viel zur Klärung der Probleme, die das Gesetz aufwirft, beigetragen hat, sowie Dr. Ernst C. Stiefel, Attorney-at-Law in New York, Barrister-at-Law (London), Licencié-en-Droit (Paris), dessen Mitarbeit mir durch seine Kenntnisse auf dem Gebiet des internationalen Rechts und durch seine Vertrautheit mit dem Schrifttum besonders wertvoll war.

Auch *Edith Dosmar* sei an dieser Stelle für ihre bei der Redigierung des Manuskripts geleistete Mitarbeit herzlichst gedankt.

Der Unterzeichnete hat unmittelbar nach Erscheinen des Gesetzes Nr. 59 in einer Artikelserie, die im "Aufbau" erschienen ist, die Grundgedanken, die das Gesetz beherrschen, seine Systematik, seine Besonderheiten, durch die es sich von anderen, privatrechtliche Beziehungen regelnden Gesetzen unterscheidet, und seine Entstehungsgeschichte behandelt (siehe "Aufbau" Nr. 46 vom 14. November 1947, Nr. 47 vom 21. November 1947, Nr. 48 vom 28. November 1947 und Nr. 49 vom 6. Dezember 1947). Was ich am Schlusse jener Artikelserie gesagt habe, möchte ich hier wiederholen:

> "Ob ein Gesetz gut oder schlecht ist, bestimmt sich nicht nur nach seinem Inhalt. Von nicht minder grosser Bedeutung ist seine Auslegung und Handhabung. Ob sich das Gesetz Nr. 59 in der Praxis bewähren wird, hängt darum in erster Linie davon ab, wie es ange-

wendet werden wird. Ein Richter, der sich seiner Pflicht bewusst ist und sich den Willen des Gesetzgebers als Richtschnur dienen lässt, kann viel dazu beitragen, die Sünden "wiedergutzumachen", die das Hitlerregime nicht nur durch unmenschlichen Terror und Plünderung, sondern auch durch Beugung des Rechts auf sich geladen hat."

DR. HERMAN MULLER,
Executive Vice-President.

New York, April 1948

---

300 Years of Germans in America

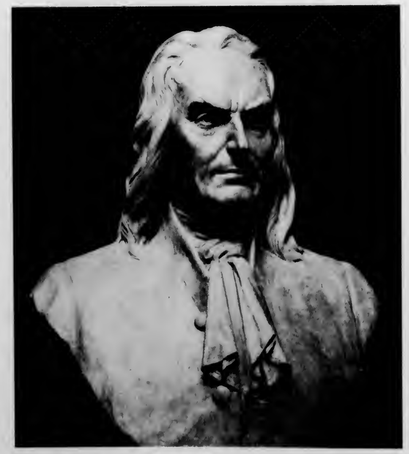
300 Jahre Deutsche in Amerika

From Krefeld to Philadelphia

The founding of Pennsylvania: William Penn concludes his negotiations with the Indians on 5 March 1681.

Die Gründung Pennsylvaniens: William Penn schließt am 5. März 1681 seinen Vertrag mit den Indianern ab.

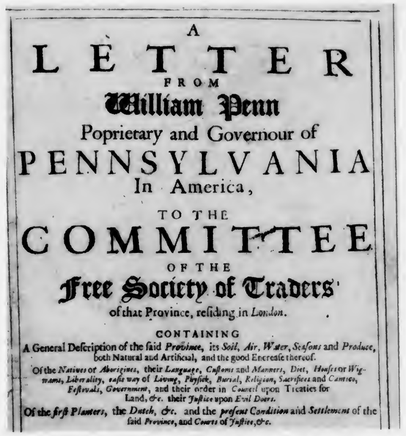
Following a 75-day voyage on the vessel "Concord", the thirteen Mennonite families from Krefeld arrived in Philadelphia, six miles from which they cleared a tract and founded the settlement which they named Germantown. Led by Franz Daniel Pastorius, a 30-year-old lawyer from Franconia, these first Germans to emigrate to the New World as a group included weavers, tailors, carpenters and a shoemaker. Their undertaking was the result of the efforts of the Quaker and colonial aristocrat William Penn's "Holy Experiment" to attract Europeans subjected to religious persecution to Pennsylvania, which, particularly in the 18th century, became a refuge for Pietists, Lutherans, Reformed and other victims of religious intolerance on the Continent, and where they now could lead a "quiet, honest and godfearing life" in liberty and free of animosity. One year after their arrival, those first German-Americans had already harvested their first crop of flax, built looms, set up their spinning wheels, and could hold their first sale in Philadelphia. Their community was incorporated as a town in 1689 with Pastorius as the first mayor. A year earlier he had written the first resolution against Negro slavery. Under his leadership a school system was established with evening classes for adults, and Germantown prospered steadily as the population increased with new arrivals from the Rhineland. Its administration, founded on self-government and civic responsibility, became a model for many new German settlements in America. The Germantown fair, first held in 1701, became a center for the display and sale of the products of their craftsmanship and industry in early Pennsylvania.



Franz Daniel Pastorius (1651-c. 1720), the organizer of the first group of German immigrants to North America. Bust by Otto Schweizer.

Franz Daniel Pastorius (1651-1719 oder 1720), der Organisator der ersten deutschen Auswanderung nach Nordamerika. Büste von Otto Schweizer.

Von Krefeld nach Philadelphia



A
LETTER
FROM
William Penn
Poprietary and Governour of
PENNSYLVANIA
In America,
TO THE
COMMITTEE
OF THE
Free Society of Traders
of that Province, residing in London.
CONTAINING
A General Description of the said Province, its Soil, Air, Water, Seasons and Produce, both Natural and Artificial, and the good Encrease thereof.
Of the Natives or Aborigines, their Language, Customs and Manners, Diet, Houses or Wigwams, Liberality, easie way of Living, Physick, Burial, Religion, Sacrifices and Cantics, Festivals, Government, and their order in Council upon Treaties for Land, &c. their Justice upon Evil Doers.
Of the first Planters, the Dutch, &c. and the present Condition and Settlement of the said Province, and Courts of Justice, &c.

William Penn advertises his "Holy Experiment": a handbill printed in London in 1683, to encourage immigration to Pennsylvania.

William Penn stellt sein „heiliges Experiment" vor: 1683 in London veröffentlichter Werbebrief, der zur Auswanderung nach Pennsylvanien aufrief.

Germantown, the earliest German settlement, long preserved its rustic character. Today it is a part of Philadelphia.

Germantown, die erste deutsche Siedlung, bewahrte lange ihren kleinstädtischen Charakter. Heute ein Stadtteil Philadelphias.

Nach 75tägiger Schiffsreise auf der »Concord« landeten die 13 Krefelder Mennoniten-Familien im Hafen von Philadelphia und gründeten unter der Leitung von Franz Daniel Pastorius (1651–1719 oder 1720) »Germantown«, wenige Kilometer von Philadelphia entfernt. Diese erste größere Gruppe deutscher Auswanderer (unter ihnen Weber und Schneider, Zimmerleute und ein Schuhmacher) hatten dem Ruf des englischen Adeligen William Penn Folge geleistet, der mit religiös verfolgten Glaubensbrüdern in Amerika ein »Heiliges Experiment« durchführen wollte:Pennsylvanien wurde vor allem im 18. Jahrhundert für viele auf dem Kontinent verfolgte Pietisten, Lutheraner und Reformierte zum Zufluchtsort, wo sie in Freiheit und religiöser Toleranz »ein ruhiges, ehrliches und gottgefälliges Leben« führen konnten. Schon ein Jahr nach ihrer Ankunft brachten die ersten Deutschamerikaner in Germantown die erste Flachsernte ein, hatten Spinnräder aufgestellt und Webstühle gebaut, und sie konnten ihre ersten Waren in Philadelphia verkaufen. Sechs Jahre nach der Gründung wurde Germantown zur Stadt erhoben und Franz Daniel Pastorius zum Bürgermeister ernannt. Pastorius, Theologe und Jurist, der ein enger Freund William Penns wurde, hat 1688 das erste Manifest gegen die Sklaverei verfaßt. Sein besonderes Interesse galt dem Aufbau eines Schulwesens mit Abendklassen für Erwachsene. Unter seiner Führung entwickelte sich Germantown zu einem blühenden Gemeinwesen, dessen Selbstverwaltungsmodell Vorbild für zahlreiche deutschsprachige Neuansiedlungen in Amerika werden sollte. Das handwerkliche Können und der Fleiß seiner Bewohner machten Germantown schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu einem Wirtschafts- und Handelszentrum im frühen Pennsylvania.

It began in Pennsylvania

Today everyone associates names like "Rockefeller" or "Astor" with America, with American wealth and economic power. Their ancestors were among the 200,000 German emigrants who set out for America in the 18th century, hoping to make their fortune in the New World. Even before the historic date of October 6, 1683, certain Germans had come to the American Colonies individually, usually in the employ of English or Dutch trading companies, as Peter Minnewit (or "Minuit") from Wesel, who led an expedition to the Hudson River for the Dutch West India Company, acquired Manhattan from the Indians in 1626, and established New Amsterdam (which was later to become New York in 1664). Jacob Leisler (1635–1691) holds a place in early American history as a martyr to the cause of civil liberty: following the English revolution of 1688, the Frankfurt-born merchant was locally chosen to replace the colonial governor of New York in 1689. In 1691, his opponents conspired to have him arrested, falsely convicted and executed on a charge of high treason. But he was posthumously rehabilitated by Parliament, for although he fought for more independence for the colony, he had still remained loyal to the Crown.

Early German immigrants settled in New York, New Jersey, Maryland and Virginia, but around the turn of the 18th century Pennsylvania was the most popular region, particularly for the many followers of separatist sects who had been persecuted because of their religious convictions by the princes who ruled the small German states. In 1708, the Lutheran pastor Joshua Kochertal went to London with 61 young Palatines; the Protestant Queen Mary paid for their transfer to the colony of New York. News of their successful move and amicable reception in the colonies traveled from mouth to mouth. One year later, 13,000 German emigrants reached England in hopes of receiving free passage overseas. The stampede-like exodus began in the Palatinate, but soon included swarms from Württemberg, Baden, Alsace and Franconia. It was not long before they were followed by more from Silesia, Hesse, Braunschweig, Westphalia, Salzburg and Saxony. Members of persecuted groups usually remained together after the ocean crossing, establishing settlements patterned after Germantown, self-governing and maintaining the language and customs of their homeland.

This sticking together in groups helped to preserve their character and traditions, but was a source of apprehension among the English colonists. Benjamin Franklin, in a famous appeal, urged Parliament to limit the immigration of these "Palatine Boors", lest the Anglo-Saxons "be not able to preserve our language, and even our government will become precarious." On his first encounter with German immigrants, young George Washington found them "as ignorant a Set of People as the Indians they would never speak English but when spoken to they speak Dutch." (sic) This type of negative impression was possibly reinforced by the fact that a German-language press was established very early in Germantown, where the first German newspaper in America appeared in 1739, and soon spread extensively. The Palatine emigrant Christopher Saur (1639–1758) had opened a printshop in Germantown in 1738; among other German-language books, he printed the Bible in 1743: the first complete Bible ever to be published in America. Johann Peter Zenger (1697–1746) from the Palatinate became famous as one of the first protagonists of freedom of the press in America. His *New York Weekly Journal,* established in 1733, branded the colonial government as corrupt; he was thrown in jail, but his court acquittal established for the press the right to criticize government. The printed media played a part in maintaining a certain cultural standard in the German communities, based on a well developed

Es begann in Pennsylvanien

Wo heute Namen wie Rockefeller oder Astor fallen, assoziiert wohl jeder Amerika, amerikanischen Reichtum, amerikanische Wirtschaftsmacht. Ihre Vorväter gehörten zu jenen 200 000 deutschen Auswanderern, die im 18. Jahrhundert nach Amerika aufbrachen, um in der Neuen Welt ihr Glück zu machen. Vereinzelt hatten Deutsche schon vor dem historischen Datum des 6. Oktober 1683 amerikanischen Boden betreten, meist im Dienst englischer, schwedischer oder holländischer Handelsgesellschaften wie Peter Minnewit (Minuit) aus Wesel, der 1626 den Indianern Manhattan im Auftrag der Dutch West India Company abkaufte, um dort das vormalige New Amsterdam, seit 1664 New York, zu gründen. Als einer der ersten Vorkämpfer für die Freiheit ging Jacob Leisler (1635–1691) in die amerikanische Geschichte ein: Dem aus Frankfurt gebürtigen Kaufmann wurde 1688 in New York die kommissarische Verwaltung der Kolonie übertragen. Drei Jahre später wurde er auf Betreiben seiner Gegner ungerechterweise wegen Hochverrats verurteilt und hingerichtet. Posthum rehabilitierte ihn das Englische Parlament, weil er trotz seines Kampfes um mehr Eigenständigkeit der Kolonien königstreu geblieben war.

Die folgenden deutschen Auswanderer ließen sich auch in New York, New Jersey, Maryland und Virginia nieder. Um die Jahrhundertwende war das Land Pennsylvanien zunächst der Hauptanziehungspunkt vor allem für zahllose protestantische Gruppen, die wegen ihrer Glaubenszugehörigkeit in den vielen deutschen Kleinstaaten von den jeweiligen Herrschern verfolgt wurden. 1708 ging der lutherische Pastor Joshua Kocherthal mit 61 jungen Pfälzern nach London, wo ihnen die protestantische Königin Maria die Überfahrt nach New York aus eigener Tasche bezahlte. Die Kunde von der geglückten Ankunft und der freundlichen Aufnahme der Emigranten in den Kolonien verbreitete sich schnell: Ein Jahr später fanden sich 13 000 deutsche Auswanderungswillige in der Hoffnung auf freie Überfahrt in London ein. Das Emigrationsfieber breitete sich aus: Den Auswandererströmen zunächst aus dem Oberrheintal, aus der Pfalz, aus Württemberg, Baden, Franken und dem Elsaß folgten bald Schlesier und Hessen, Braunschweiger und Westfalen, Salzburger und Sachsen. Soweit es sich um religiös verfolgte Gruppen handelte, blieben sie meist auch nach der Überfahrt zusammen und erschlossen sich nach dem Vorbild Germantowns gemeinsame Siedlungsgebiete, in denen sie sich selbst verwalteten, die Sprache beibehielten und ihr Brauchtum pflegten. So bewahrten sie ihre Eigenständigkeit in der neuen Heimat.

Nicht immer übrigens zur Freude der englischen Kolonisten: Angesichts der Massen deutscher Emigranten befürchtete Benjamin Franklin, daß es dem angelsächsischen Bevölkerungsanteil kaum gelingen werde, in Amerika die englische Sprache durchzusetzen, geschweige denn eine englische Regierung aufrechtzuerhalten. George Washington urteilte über die frühen Deutschamerikaner: »Ignorant wie Indianer, werden sie sich nie der englischen Sprache bemächtigen.« Zu diesen negativen Eindrükken mag beigetragen haben, daß sich, von Germantown ausgehend, sehr früh ein extensives deutschsprachiges Pressewesen ausbreitete: Bereits 1739 erschien dort die erste deutsche Zeitung. Christoph Sauer (1693–1758), ein gebürtiger Pfälzer, druckte 1738 in Germantown die ersten deutschsprachigen Bücher, unter anderem die erste Bibel, die in Amerika hergestellt wurde. Johann Peter Zenger (1697–1746) aus der Pfalz wurde der erste Vorkämpfer der amerikanischen Pressefreiheit; im New York Weekly Journal warf er 1733 der Kolonialregierung Korruption vor, kam deshalb ins Gefängnis, erhielt aber dann vor Gericht Recht – ein Präzedenzfall, der der Presse bis in unser Jahrhundert die Freiheit gibt, die Regierung zu kritisieren. Die ge-

Detail from a German baptismal certificate issued in Pennsylvania in 1873.

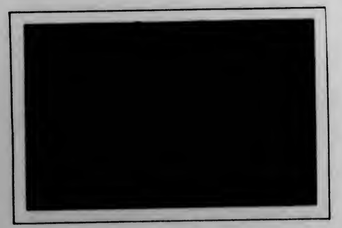
Detail aus einem 1873 in Pennsylvanien gedruckten deutschen Taufschein.

educational system, fostered mainly by religious groups such as the Lutherans and Moravians. The Mennonite schoolteacher Christopher Dock published his *Schulordnung*, the first American pedagogical work, in 1750. Herrnhut sectarians, better known as Moravians, first arrived in Georgia for the avowed purpose of converting Indians, but later moved to Pennsylvania, where they engaged in cultural activities of great significance and impact. German-born Conrad Weiser (1698–1760) became familiar with Indian languages, and with his general diplomatic ability became known as a skillful negotiator in Indian affairs for the governors of Pennsylvania and Virginia. There was a high degree of literacy and expert craftsmanship among the thousands of German immigrants, a factor which quickly made the German-speaking communities important centers of industry and trade. German artisans were especially fond of beautifying the useful things of everyday life, from tools and furniture to house façades. Carved and decorated products of folk art are today still considered typical of German-American tradition.

However, the 200,000 German immigrants who had settled in America by the outbreak of the Revolutionary War, farmers, tradesmen, craftsmen, clergymen and teachers, did not remain isolated in their communities, but became integrated in the multiplex elements of the population of their new homeland. This was demonstrated by their vigorous participation in the strugggle for independence, undoubtedly making Franklin and Washington revise their opinions of these "boors".

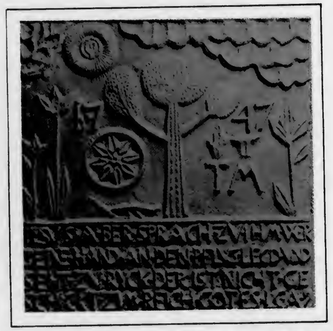
druckten Medien trugen dazu bei, einen gewissen kulturellen Standard in den deutschsprachigen Gemeinden aufrechtzuerhalten, deren Grundlage ein hochentwickeltes Erziehungswesen bildete, dem sich vor allem die religiösen Gruppen der Lutheraner und Moravier widmeten. Christopher Dock, ein mennonitischer Schulmeister, verfaßte 1750 die erste Schulordnung in Pennsylvanien. Die Moravier (der Herrnhuter Brüdergemeinde zugehörige Deutsche; die ersten kamen aus Mähren, deshalb Moravier genannt) hatten sich von Anfang an die Aufgabe gestellt, von Georgia aus, wo sie sich zunächst niederließen, die Indianer zu bekehren. Johann Conrad Weiser (1698–1760) wurde mit Hilfe seiner indianischen Sprachkenntnisse zu einem geschickten Vermittler und löste so im Auftrag der Gouverneure von Pennsylvanien und Virginia zahlreiche Konflikte, die immer wieder zwischen den Ureinwohnern Amerikas und den Neubürgern der noch jungen Kolonien ausbrachen. Unter den Tausenden deutscher Emigranten waren überdurchschnittlich viele Handwerker, deren Arbeitskraft und Kunstfertigkeit mit dazu beitrugen, die deutschsprachigen Siedlungen schnell zu wichtigen Produktions- und Handelszentren zu machen. Berühmt wurde vor allem die sogenannte Volkskunst: Gegenstände des täglichen Gebrauchs, vom Geschirr über Möbel bis zu Hausfassaden, zu verschönern, kunstvoll zu schnitzen oder mit Malerei zu versehen, blieb bis in unsere Zeit typisch deutschamerikanisches Brauchtum.

Die 200 000 deutschen Immigranten, die sich bis zum Ausbruch der Amerikanischen Revolution als Farmer, Kaufleute und Handwerker, Geistliche und Lehrer – vereinzelt oder in größeren deutschsprachigen Gemeinden – niedergelassen hatten, integrierten sich in der neuen Heimat. Dies und ihr Engagement im Unabhängigkeitskrieg zeigten, daß Franklin und Washington sie falsch eingeschätzt hatten.



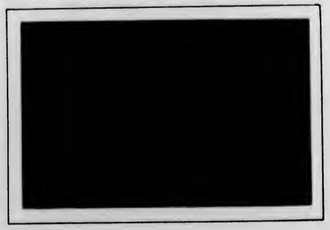
18th-century portrayal of German-American craftsmen.

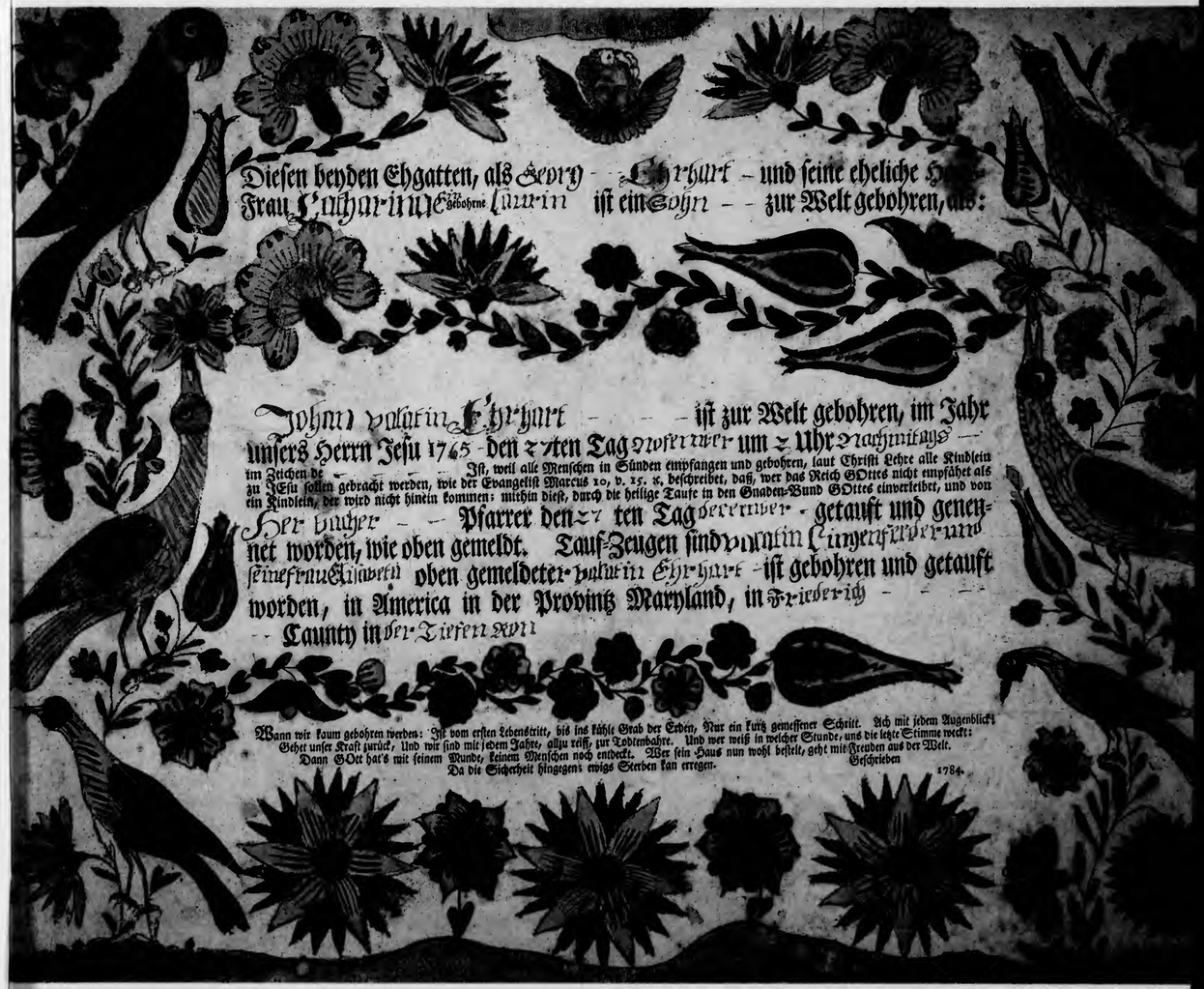
Deutschamerikanische Handwerker des 18. Jahrhunderts in einer zeitgenössischen Darstellung.



Stove plate of cast iron, Pennsylvania, 1747.

Eiserne Ofenplatte, Pennsylvanien, 1747.





© Historical Society of Maryland, Baltimore

An 18th-century baptismal certificate decorated in the "Pennsylvania Dutch" style, issued in the "Provintz Maryland".

Im Stil der Pennsylvania Dutch dekorierter Taufschein aus dem 18. Jahrhundert, ausgestellt in der „Provintz Maryland".

Serving freedom

By the time the Revolutionary War began, after the "Boston Tea Party" of 1773 and the Declaration of Independence of July 4, 1776, Germans in the Colonies were of such diverse interests and lived in such differing areas that no common attitude could be expected. Pacifist Mennonites and Dunkers supported Pennsylvania's Quaker policies, while western German settlers demanded vigorous military measures against Indians and French. Virginia Valley settlers complained about the English church tax while some of their affluent countrymen sat on Anglican vestries. However when the War of Independence broke out, when liberty, justice and equality were at issue, they rallied with fervor in support of the American revolt with very few exceptions. The vestries of the Lutheran and Reformed Churches of Philadelphia issued a call to arms to their fellow Germans in New York and North Carolina. Peter Muhlenberg (1746–1807), a grandson of Conrad Weiser, formed and commanded a German Regiment of Virginia volunteers during the early southern campaign against the English Redcoats. Later, he was promoted to major general for meritorious service at the siege of Yorktown, and after the war he became lieutenant-governor of Pennsylvania, where he pleaded for more humane immigration laws. Major-general Nicholas Herkimer personally raised 800 men into four battalions; he died a heroic death in battle at Oriskany Creek while trying to get reinforcements through to the Palatine forces in Fort Stanwix, to which the British had laid siege. After the subsequent British surrender at Saratoga, Washington agreed that "it was Herkimer who first reversed the gloomy scene". The former Prussian officer Friedrich Wil-

Im Dienste der Freiheit

Bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges nach der sogenannten Tea-Party in Boston 1773 und nach der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 unterschieden sich die deutschstämmigen Amerikaner in ihren Lebensumständen und ihren Lebensweisen bereits derartig, daß keine generalisierenden Aussagen mehr möglich waren: Religiöse Gemeinden, die den Eid untersagten und Kriegsdienste verweigerten, unterstützten die pennsylvanische Quäker-Politik, während deutsche Siedler im Süden und im Westen nach Militär im Kampf gegen Franzosen und Indianern riefen. Siedler in Virginia schimpften über Steuerabgaben an die anglikanische Kirche, wobei zur gleichen Zeit Landsleute in den anglikanischen Gemeindevertretungen saßen und die Steuern eintrieben. Als jedoch der Krieg um die Unabhängigkeit der Kolonien ausbrach, als es um Freiheit, Recht und Gleichheit ging, standen sie – mit ganz wenigen Ausnahmen – zur Sache. Reformierte und Lutheraner aus dem Süden riefen ihre Landsleute im Norden zu den Waffen: Peter Muhlenberg (1746–1807), ein Enkel Conrad Weisers, führte das legendäre »German Regiment«, das aus Freiwilligen aus Virginia bestand, in den frühen Kämpfen im Süden gegen die englischen Rotröcke. Seine Verdienste brachten ihm nach dem Unabhängigkeitskrieg den Posten des Vizegouverneurs von Pennsylvanien ein, wo er sich für eine Humanisierung der Einwanderungsbedingungen einsetzte. Nicholas Herkimer (1728–1777) aus Mohawk Valley bei New York wurde einer der ersten Helden der Amerikanischen Revolution: Er sammelte um sich 800 Freiwillige, die sich in der Schlacht beim Oriskany Creek den vorrückenden englischen Truppen entgegenstellten. Herkimer wurde tödlich

© Heinz Moos Verlag, Munich

18th century *(clockwise, starting at the top)* 18. Jahrhundert *(im Uhrzeigersinn, oben beginnend):*

Johann Peter Gabriel Mühlenberg (1746-1807), Johann de Kalb (1721-1807), Nicholas Herkimer (1728-1777), David Rittenhouse (1732-1796), Molly Pitcher (Maria Ludwig, 1754-1832), Friedrich Wilhelm von Steuben (1730-1794).

helm von Steuben wholeheartedly espoused the American ideals of liberty and independence. He landed at Portsmouth, New Hampshire, in December 1777, at America's lowest point of the war, when Washington's battered citizens' army was starving and freezing at Valley Forge. It was no wonder that morale was low and the outlook dim. The men had no military experience, and had only signed up for six to nine months of service, which resulted in massive fluctuation. Washington was quick to recognize Steuben's organizational and disciplinary abilities. Upon Washington's proposal, Congress appointed von Steuben inspector-general of the entire army. In only a few months Steuben managed to turn the troops into a disciplined and effective fighting force. The Revolutionary War also brought forth a celebrated German heroine: Maria Ludwig Hays McCauley, known as Molly Pitcher because she carried pitchers of water to her husband and other soldiers on the front line. She reportedly took over her husband's cannon when he was prostrated by the heat. Less spectacular but extremely important were the services performed by German-American civilians in the fight for freedom. Many who refused to take up arms for religious reasons provided goods and labor, established hospitals, or voluntarily paid double the amount of taxes due throughout the war. Christopher Ludwig was the famous chief baker of the Continental Army who, following the bloody battle of Yorktown, provided the victors and vanquished alike with the six thousand pounds of bread which he managed to get baked in a single day. His friendship with George Washington lasted long after the latter became President of the young Republic.

There were Germans fighting on the side of the British as well: 30,000 Hessian mercenaries hired by the King of England to support his decimated army. A number of them defected to the American side, and some 6,000 stayed behind when their regiments were repatriated, becoming a part of American democracy in no way different from the local Germans.

verwundet, hatte aber, wie George Washington später beschrieb, in dieser Schlacht mit seinen Bürgersoldaten den ersten Wendepunkt des Krieges herbeigeführt. Friedrich Wilhelm von Steuben (1730–1794), ehemals Rittmeister des preußischen Heeres, machte sich die Freiheitsideale Amerikas zu eigen. Als er im Dezember 1777 in Portsmouth, New Hampshire, landete, hatte der Krieg für die amerikanische Seite einen Tiefpunkt erreicht; Washingtons Truppen kampierten halb verhungert und erfroren, bar jeglicher Kampfmoral, im Valley Forge. Das muß nicht verwundern angesichts der Tatsache, daß es sich um engagierte Bürger handelte, die sich nur auf kurze Zeit verpflichtet und kaum militärische Erfahrung hatten. Es war Washingtons Verdienst, daß er den richtigen Mann zur richtigen Zeit an den richtigen Platz stellte: Steuben wurde Generalinspekteur des Heeres und schaffte es in wenigen Monaten, die Truppen mit preußischem Drill zu einem disziplinierten, kampffähigen Heer zu machen.

Zu einer Heldin des amerikanischen Revolutionskrieges wurde Maria Ludwig aus Carlisle, Pennsylvanien, genannt Molly Pitcher. Sie begleitete ihren Mann zu den Schlachtfeldern, versorgte die Soldaten mit Wasser und Munition und übernahm, laut Überlieferung, den Platz ihres Mannes an der Kanone, als er kampfunfähig zusammenbrach. Weniger spektakulär, aber besonders wichtig waren die zivilen Dienste, die Deutschamerikaner für den Kampf um die Freiheit leisteten. Wo sie aus Glaubensgründen den Kriegsdienst verweigern mußten, richteten sie Hospitäler ein, zahlten freiwillig höhere Steuern oder verpflegten die Soldaten. Berühmt wurde der Bäcker Christoph Ludwig aus Philadelphia, der nach der blutigen Schlacht von Yorktown an einem Tag 6000 Pfund Brot backen ließ, um Sieger und Besiegte zu versorgen. Er wurde nicht nur oberster Bäcker der Armee, sondern erwarb sich auch die Freundschaft Washingtons.

Auch auf der Seite der Engländer kämpften deutsche Truppen, 30 000 hessische Söldner, die der König zur Unterstützung seines dezimierten Heeres gekauft hatte. Viele von ihnen desertierten allerdings, um sich dem Freiheitskampf der Kolonisten anzuschließen, und nach dem Unabhängigkeitskrieg blieben über 6000 von ihnen in Amerika zurück, um wie alle Amerikaner am Aufbau der jungen Demokratie mitzuwirken.

An 18th century tragedy of German against German. Conscription of a Hessian to serve under the British flag in America.

Deutsch-deutsche Tragödie im 18. Jahrhundert. Aushebung eines hessischen Familienvaters zum Dienst unter britischer Flagge in Nordamerika.

Rewarding a Hessian deserter with 250 acres of land in Georgia.

Belohnung eines hessischen Überläufers mit 250 Acres Land in Georgia.

Geozgia.

To *John Gorham esquire* County Surveyor for the County of *Franklin*

YOU are hereby authorized and required to admeasure and lay out, or cause to be admeasured and laid out, unto *Jacob Bissett* — — — a Tract of Land, which shall contain *Two Hundred and Sixty* — Acres, in the said County of *Franklin* *a Bounty agreeable to Gov.r Martins Proclamation for Hessian Deserters.* — Taking especial Care that the same has not heretofore been laid out to any Person or Persons: And you are hereby also directed and required to record the Plat of the same in your Office, and transmit a Copy thereof, together with this Warrant, to the Surveyor General, within three Months from this Date. Given under my Hand, this *4th* Day of *February* 178 5

J Elbert

An das Publicum.

Im Sicherheits-Rath,

Philadelphia, den Ersten Jenner, 1777.

Gestern kamen in dieser Stadt bey Tausend Hessen an, welche Seine Excellenz der General **Washington** in seiner letztern glücklichen und wohlgelungenen Unternehmung nach Neu-Jersey, gefangen genommen hat. Der General empfiehlet diesem Rath, sie mit bequemen Quartieren zu versehen, und es ist sein ernstliches Verlangen, daß sie wohl behandelt und ihnen solche Grundsätze beygebracht werden mögen, so lange sie Gefangene bleiben, damit, wenn sie ausgewechselt werden, und zurück gehen, sie ihren Landsleuten im Dienst des Königs von Groß-Brittannien, die gegenwärtig nicht wenig eifersüchtig über ihre Englische Mit-Soldaten sind, die Augen völlig eröffnen mögen. Diese elende Geschöpfe erregen jetzt mit recht unser Mitleiden.——Sie haben keine Feindschaft gegen uns.——Nach den willkührlichen Gewohnheiten der tyrannischen kleinen Fürsten in Deutschland, sind sie aus ihrem Vatterlande weggeschleppt, und wie das Vieh an einen fremden König verkauft worden, ohne sie zu fragen ob sie Lust dazu haben, oder ihnen den Ort ihrer Bestimmung, oder die Feinde gegen welche sie zu streiten haben, oder die Art und Weise des Kriegs kund zu thun. Weil ihr Sold überaus armselig ist, so sind sie dadurch zum Plündern ermuntert und genöthiget worden, so daß es kein Wunder ist, daß sie grosse Unordnungen begangen haben, die aber keineswegs mit der viehischen Aufführung der Brittischen Truppen zu vergleichen sind. Allein von dem Augenblick an, da sie der Gewalt der Brittischen Officiers entrissen sind, solten wir sie nicht länger als unsere Feinde ansehen, zum wenigsten so lang als ihre Aufführung unsere günstige Gesinnung von ihnen rechtfertigen wird. Brittannien allein ist unser Feind. Die andern Machten von Europa sind es nicht anders als nur in sofern Brittannien zu dem Ende einen Einfluß über sie hat, und viele von den übrigen Europäischen Machten sind von den stärksten Beweggründen uns gewogen.—Die Brittischen Officiers und Soldaten sind es allein welche von Herzen in diesem ungerechten Kriege gegen uns sich brauchen lassen, aus Geldgeiz, Ehrgeiz und Herrschsucht dazu bewogen. Und ungeachtet der Mühe die sie sich gegeben haben die Deutschen mit Vorurtheilen gegen uns einzunehmen, so hoffen wir gleichwol sie werden es unmöglich finden sie zu überreden fortzufahren ihre Hände mit dem Blut der Americaner zu besudeln, von welchen viele ihre Landsleute sind. Es zeigt sich jetzt die günstigste Gelegenheit, die Macht unserer Feinde zu schwächen, dadurch daß wir ihre Hülfsvölker zu unsern Freunden machen; und wir bitten unsere Landsleute herzlich, diese Gelegenheit zu ergreifen, und einiger Nachbegierde so natürlicher Weise aufsteigen möchte gegen ihre letztherigen verübten Feindseligkeiten, zu unterdrücken, und die sehr benachtheiligten und betrogenen Hessen, welche jetzt in unserer Gewalt sind, auf die freundlichste Art zu behandeln, als ein Volk, von welchem wir wünschen, daß sie sich mit uns vereinigen wolten in Anbauung der fruchtbaren Waldungen von America, und Ausbreitung seiner Manufacturen und Handlung, und Vertheidigung seiner Freyheit und Unabhängigkeit wider alle Anfälle fremder und willkührlicher Gewalt.

Auf Verordnung des Raths,

Thomas Wharton, jun. Präsident.

Appeal to give Hessian deserters humane treatment.

Aufruf zur menschlichen Behandlung hessischer Überläufer.

Fascinated by the idea of America

Fasziniert von der Idee Amerika

Up to mid-19th century it was mainly craftsmen and small farmers from southern or southwestern German states who crossed the ocean to seek their fortune. Entire village communities in Bavaria or Württemberg sold all their goods and chattels and set out for America, taking pastor and schoolmaster with them. Their basic motives were of economic nature, yet religion continued to play a role. George Rapp, a weaver of mystic bent from Württemberg, brought a flock of his followers to American shores in 1804 and founded the successful community of Harmony in Pennsylvania. The first political refugees landed in the United States in the wake of the Restoration following the Napoleonic Wars. Liberal young professors, enflamed by the Enlightenment's ideals of liberty, equality and justice, had lost the political struggle in their native land. Charles Follen, Carl Beck and Franz Lieber were among them. Follen taught law, literature, philosophy and German at Harvard and introduced Friedrich Jahn's idealistic system of German gymnastics to America. Francis Lieber (1800–1872) produced the first edition of the *Encyclopedia Americana* based on the German Brockhaus *Conversations-Lexikon,* and later wrote the first systematic political theory of practical American democracy, *On Civic Liberty and Self-government* (1853). The influence which the many German refugee scholars had on American intellectual life is undisputed. However not all of them sought to pursue academic careers: the legendary "Latin farmers" (so-called because of their ability to read that language) turned their back on their former lives and set out west to settle in Missouri. Every now and then efforts were made by immigrant Germans to found a "New Germany" on the American continent, but in vain. The hopes of the *Adelsverein* under Prince Carl von Solms Braunfels (1812–1875) to found a German-ruled state in Texas were dashed upon annexation in 1845, but the enterprise's settlers stayed on to found the towns of New Braunfels and Fredericksburg.

Most of the German immigrants however, wished to become integrated in their new homeland as quickly as possible. In New York the authorities established Fort Castle Garden (later replaced by Ellis Island) as an immigration center where new arrivals could be processed and could receive information on regions advantageous for settlement and employment. Around the middle of the 19th century great masses of immigrants headed west: 21,000 Germans settled in southern Texas, 38,000 in Wisconsin; others caught the fever of the gold rush and set out all the way to California, where the first gold had been found in 1848 on the property of German-born J. Sutter. Following the Civil War, the number of immigrants from all over Europe increased by leaps and bounds: from 1880 on, the number arriving from Germany alone was over 100,000 per year. As American industry began to expand and the amount of available fertile land began to diminish, many thousands remained in large cities as factory workers, thus contributing to economic expansion. Around 1900 New York had a larger German-speaking population than Munich, Chicago more than Frankfurt. Their indefatigable industry was proverbial and their expertise was acknowledged, whether as craftsmen, teachers, scholars, tradesmen, farmers or technicians. Yet they were often viewed with suspicion in Puritan Anglo-Saxon circles. On that point, President John F. Kennedy made an interesting cultural observation: "To the influence of the German immigrants in particular – although all minority groups contributed – we owe the mellowing of the austere Puritan imprint in our daily lives. The Puritans observed the Sabbath as a day of silence and solemnity. The

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren es vor allem Handwerker und Kleinbauern aus den südlichen und südwestlichen deutschen Kleinstaaten, die ihr Glück jenseits des Ozeans suchten. Ganze Dorfgemeinschaften aus Bayern oder Württemberg verkauften Hab und Gut und schifften sich samt Pfarrer, Lehrer und Krämer nach Amerika ein. Wirtschaftliche Gründe bildeten wohl das Hauptmotiv, religiöse Anlässe spielten weiterhin eine Rolle: Unter der Führung von Georg Rapp (1757–1847), einem Weber aus Württemberg, landeten 1804 etwa 750 Glaubensbrüder, Rappisten genannt, in Amerika und gründeten die Siedlung Harmony. Als in Europa nach den Napoleonischen Kriegen die Restauration die Oberhand gewann, landeten die ersten politischen Flüchtlinge in den USA: junge liberale Professoren, die sich den aufklärerischen Gedanken von Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit verschrieben hatten und mit ihrem politischen Kampf im Mutterland gescheitert waren. Zu ihnen gehörten Karl Follen (1796–1840), Karl Beck und Franz Lieber. Follen lehrte an der Universität in Harvard Deutsch, Jura, Literatur und Philosophie und machte die Amerikaner mit den idealistischen Ideen des deutschen Turnvaters Friedrich Jahn bekannt. Carl Beck übersetzte die Werke Jahns 1828 ins Englische und trug mit dazu bei, daß Turnvereine in den deutschsprachigen Gemeinden des 19. Jahrhunderts bald zu einer wichtigen sozialen Einrichtung wurden. Sie dienten nicht nur der körperlichen Ertüchtigung, der, wie Jahn meinte, ein gesunder Geist folgen solle, sondern wurden zu kommunikativen Begegnungsstätten, die durch die Einrichtung von Bibliotheken auch der Bildung zu dienen hatten. Franz Lieber (1800–1872) schuf nach dem Vorbild des deutschen Brockhaus-Conversations-Lexikons die erste amerikanische Enzyklopädie und entwickelte später mit seinem Buch »On Civic Liberty and Selfgovernment« (1853) die erste systematische politische Theorie der Demokratie in Amerika. Der Einfluß, den die zahllosen geflüchteten deutschen Universitätsgelehrten auf das intellektuelle Leben in Amerika ausübten, ist unbestritten. Nicht alle strebten in den USA Universitätskarrieren an; legendär wurden die Latin-Farmers, so genannt wegen ihrer lateinischen Sprachkenntnisse, die sich dem Zug der Zeit folgend nach Westen aufmachten, um sich dort anzusiedeln. Immer wieder unternahmen deutsche Auswanderer den Versuch, in Amerika ein »Junges Deutschland« zu errichten – vergebens: Prinz Carl von Solms-Braunfels (1812–1875) gründete 1845 in Texas New Braunfels als separatistische Gemeinde im Auftrag des Mainzer Adelsvereins, Hans Otfried von Meusebach (1812–1894) wurde der Begründer von Fredricksburg. Als die Amerikaner 1845 Texas annektierten, wurde der Traum von einem deutschregierten US-Staat begraben.

Die Mehrheit der deutschen Auswanderer wollte sich in der neuen Heimat schnell integrieren. In New York richteten die Behörden das ehemalige Fort Castle Garden – später ersetzt durch Ellis Island – als Durchgangslager für Immigranten ein, wo sie sich über Siedlungsmöglichkeiten informieren und auch Arbeit vermitteln lassen konnten. Um die Mitte des Jahrhunderts zog es große Siedlerströme ins Landesinnere: Im Süden (in Texas) ließen sich 21 000 Deutsche nieder, im nördlichen Wisconsin waren es 38 000; und im Westen kamen auch Deutsche bis nach Kalifornien, wo 1848 der Goldrausch ausbrach, als auf dem Grundstück des in Baden geborenen Johann August Sutter (1803–1880) das erste Gold gefunden worden war. Als nach dem Bürgerkrieg im Zuge der sprunghaft wachsenden Einwandererzahlen aus allen europäischen Ländern – ab 1880 überstieg

Issued to Adolf the Duke of Nassau: stock certificate No. 1 of the *Texasverein*, a society founded in 1843 by members of the German nobility to encourage emigration to Texas.

Die von Herzog Adolf von Nassau persönlich gezeichnete Aktie Nr. 1 des *Texasvereins*, einer 1843 von deutschen Adeligen gegründeten Gesellschaft zur Förderung der Auswanderung nach Texas.

Georg Rapp (1757–1847), Founder of the Harmonite religious sect

Charles Follen (1796–1840), Harvard professor and pioneer of German gymnastics in the U.S.

Francis Lieber (1800–1872), Scholar, publicist, and proponent of abolition

© Heinz Moos Verlag, Munich

19th century *(clockwise, starting at the top):*
Carl Schurz (1829-1906), Johann Peter Altgeld (1847-1902), Johann August Roebling (1806-1869) and the Brooklyn Bridge, Leopold Damrosch (1832-1885), Friedrich Hecker (1811-1881); *center:* Ottmar Mergenthaler (1854-1899) and the Linotype machine.

19. Jahrhundert *(im Uhrzeigersinn, beginnend oben):*
Carl Schurz (1829-1906), Johann Peter Altgeld (1847-1902), Johann August Roebling (1806-1869) und die Brooklyn Bridge, Leopold Damrosch (1832-1885), Friedrich Hecker (1811-1881); *Mitte:* Ottmar Mergenthaler (1854-1899) und seine Linotype-Setzmaschine

The German Beer Garden in New York – one of many popular New York German eating establishments. The picture is dated 1825.

„Gemütlichkeit" in den USA: Deutscher Biergarten in New York im Jahre 1825.

Christmas in a nation divided: Civil War sentimentality as depicted by German-born Thomas Nast.

Weihnachtsfest im Bürgerkrieg: Dieses gefühlvolle Motiv von Thomas Nast wurde zu einer der populärsten Grafiken des 19. Jahrhunderts.

Germans clung to their concept of the 'continental Sunday' as a day not only of churchgoing, but also of relaxation, of picnics, of visiting, of quiet drinking in beer gardens while listening to the music of a band." "Gemütlichkeit" and "sauerkraut" were not the only German words to enrich the American vocabulary in the 19th century. And before long even puritanical Americans were taking over customs once held in contempt, such as celebrating Christmas in a merry way with exchange of gifts between relatives and friends. The now world-famous, fat, jolly, bearded Santa Claus figure was originally the creation of the Palatine-born political caricaturist Thomas Nast (1840–1902).

Civic and social organizations ("Vereine") played an important cultural role in German-American life. Joining these groups, athletic clubs, theatrical clubs, hunting associations or male choruses, provided an opportunity to get together and have a good time while carrying on age-old traditions of the old fatherland. Particularly the musical institutions started by Germans caught on and spread all across the country. Leopold Damrosch (1832–1885), born in Posen, founded the New York Oratorio and Symphony Societies; he and his sons Frank and Walter profoundly influenced the development of musical life in America as composers, conductors and educators. Two famous German-American 19th-century landscape painters were Emanuel Gottlob Leutze and Albert Bierstadt, both of whom were commissioned to paint works for the Capitol in Washington. They were members of the Düsseldorf School which attracted so many American artists between 1840 and 1860. At that time German universities also had many American students who later became prominent in American intellectual life, such as the historian George Bancroft and the philosopher Ralph Waldo Emerson.

A second wave of political refugees to the United States followed the crushing of the 1848 revolution in Germany. Friedrich Hecker, professor of law in Munich and leader of the revolutionaries in Baden was greeted by a welcoming crowd of 20,000 upon his arrival in New York. Many of the exiles were members of the educated classes which had long embraced the American

allein die Zahl der Deutschen jährlich 100 000 – fruchtbares Land knapp wurde und die amerikanische Industrie expandierte, blieben Tausende in den Großstädten und trugen als Fabrikarbeiter zum Aufstieg der Wirtschaftsmacht bei. Um 1900 hatte New York mehr deutschsprachige Einwohner als München, Chicago mehr als Frankfurt. Ihr Fleiß und ihre kenntnisreichen Fähigkeiten, ob als Farmer, Handwerker oder Arbeiter, Kaufleute, Lehrer oder Wissenschaftler, waren anerkannt, ihre Lebensart stieß dagegen anfangs auf Mißtrauen in englischamerikanischen Puritanistenkreisen. Später urteilte der amerikanische Präsident John F. Kennedy: »Besonders dem Einfluß deutscher Einwanderer verdanken wir es, daß unser tägliches Leben von dem strengen und ernsten puritanischen Gepräge befreit wurde. Die Deutschen hielten an ihren Vorstellungen vom ›kontinentalen‹ Sonntag fest: Das hieß nicht nur Kirchgang, sondern auch Erholung, Frühstück im Grünen, Familienbesuche und friedliches Biertrinken im Gartenlokal, während man der Musikkapelle zuhörte.« »Gemütlichkeit« und »Sauerkraut« blieben nicht die einzigen deutschen Worte, die im 19. Jahrhundert den amerikanischen Sprachschatz bereicherten. Es dauerte nicht lange, bis auch puritanische Amerikaner die anfangs beargwöhnte Sitte übernahmen, zu Weihnachten Geschenke unter Verwandten und Freunden auszutauschen. Der Symbolfigur Santa Claus verlieh der aus der Pfalz stammende Thomas Nast (1840–1902), ein berühmter Karikaturist seiner Zeit, freundlich-gütige Gestalt.

Eine wichtige soziale und kulturelle Rolle spielten in den deutschamerikanischen Gemeinden die Vereine. Man traf sich zur Geselligkeit, um sich zu bilden und, um deutsches Brauchtum zu pflegen, in Turnvereinen und Schützengilden, in Theatergruppen und literarischen Zirkeln, vor allem auch in den Gesangsvereinen, die sich als musikalische Massenbewegung über ganz Amerika ausbreiteten. Der in Posen geborene Leopold Damrosch (1832–1885) gründete in New York eine Oratorien- und eine Symphoniegesellschaft und hatte mit seinen Söhnen Frank und Walter prägenden Einfluß auf die Entwicklung der klassischen Musik in Amerika. Ebenso berühmt wurden deutschamerikanische Maler wie

ideals of civil rights and liberty, and some of them were soon to play a significant part in American politics, as Carl Schurz, in the army, as Franz Sigel, or in journalism and education. When the Civil War broke out, many of the "Forty-Eighters" heeded the call to arms, putting to use their military experience in the revolution as they led German contingents on American battlefields – not only on the side of the North. Sigel and Hecker became famous generals. Carl Schurz was an outstanding political figure, a friend of Lincoln, and as Secretary of the Interior under President Hayes, a proponent of civil service reform. Members of German-American *Turner* and rifle clubs were among the first to take up arms when hostilities commenced. About 177,000 German-born men were on the rolls of the Union Army; some served out of sheer patriotism, some to gain acceptance from their fellow Americans, and others might have found the enlistment bonuses irresistible, especially the poor among recent immigrants.

There are German-American names connected to America's rise to economic power following the Civil War in almost all fields, from finance, industry, trade and the press to science, technology and the labor union movement. Guggenheim, Steinway, Levi Strauss, Heinz and Loeb, to name only a few, contributed to America's becoming independent of continental imports around the turn of the century and industrially surpassing Europe. Ottmar Mergenthaler's invention of the linotype revolutionized the technique of printing newspapers. Johann August Roebling, born in Thuringia, invented the modern suspension bridge and together with his son Washington Roebling, constructed the spectacular Brooklyn Bridge over New York's East River. Many of the "Forty-Eighters" participated in the early labor movement, such as Wilhelm Weitling, who founded the New York *Arbeiterbund*. One tragic chapter of labor history concerned the Haymarket riots in Chicago in 1886, as a result of which three German-Americans were hanged and three others sentenced to life imprisonment. In 1893, the liberal democrat German-born Governor Johann Peter Altgeld pardoned the three survivors and branded the trial unjust, a courageous but unpopu-

Emanuel Gottlob Leutze (1816–1868), Albert Bierstadt (1830–1902) und andere. Sie hatten an der Düsseldorfer Kunstakademie gelernt und gelehrt, die im 19. Jahrhundert neben München bevorzugtes Reiseziel amerikanischer Künstler geworden war. Die deutschen Universitäten übten zur gleichen Zeit eine große Anziehungskraft auf zahllose junge Amerikaner aus, die in den USA später hohe Positionen im akademischen Leben einnahmen, wie etwa der Historiker George Bancroft und der Philosoph Ralph Waldo Emerson. Mit dem Scheitern der Revolution von 1848 in Deutschland setzte die zweite Welle politischer Flüchtlinge in die USA ein. Der Münchner Juraprofessor Friedrich Hecker, Anführer der badischen Revolutionäre, wurde bei seiner Ankunft in New York von 20 000 Menschen begeistert begrüßt. Ein großer Teil der rund 4000 Exilanten gehörte der gebildeten Schicht an, die den Freiheitsidealen der USA sehr nahe stand, und viele spielten bald eine bedeutende Rolle in der Politik, in der Armee, im Journalismus oder im Bildungswesen. Im blutigsten Krieg der amerikanischen Geschichte, dem Bürgerkrieg, setzten die »48er« ihr aus der Revolution gewonnenes militärisches Wissen ein und führten auf beiden Seiten – im wesentlichen für den Norden – deutsche Regimenter ins Feld. Sigel und Hecker wurden berühmte Generäle. Als politische Figur ragt Carl Schurz (1829–1906) heraus, ein enger Freund Lincolns, der sich später als Innenminister von Präsident Hayes große Verdienste um die Reform der Verwaltung erwarb. Die deutschamerikanischen Turner- und Schützenvereine gehörten im übrigen zu den ersten Freiwilligen, die sich zu den Truppen meldeten, als die militärischen Auseinandersetzungen ausbrachen, und kämpften mit großem Enthusiasmus im Norden wie im Süden – sei es aus reinem Patriotismus oder um als »Amerikaner« die Anerkennung ihrer Mitbürger zu gewinnen.

Mit dem Aufstieg Amerikas zur Wirtschaftsmacht nach dem Bürgerkrieg sind in nahezu allen Bereichen deutschstämmige Namen vertreten als Gründer von Finanz-, Industrie-, Handels- und Pressedynastien, als Wissenschaftler und Erfinder sowie als Wortführer der Gewerkschaftsbewegung.

Emanuel Leutze (1816–1868), influential painter of American historic themes

Franz Sigel (1824–1902) Civil War general

Levi Strauss (1829–1902) ,inventor of the now world-famous blue jeans

Wilhelm Weitling (1808–1871), founder of the New York "Arbeiterbund" labor organization

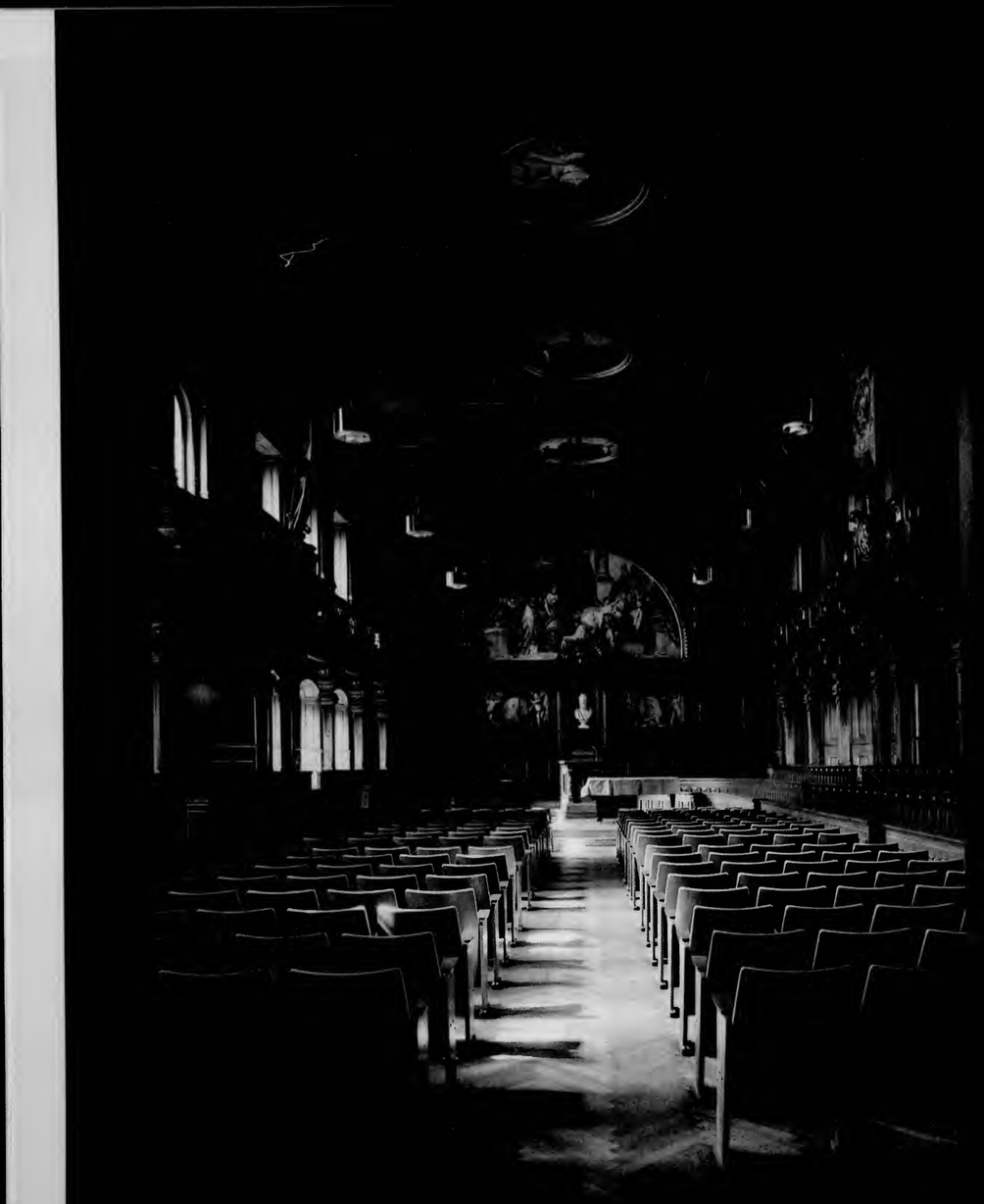
© The Butler Institute of American Art

"The Oregon Trail", painted in 1869 by Albert Bierstadt (1830-1902), one of the first and most significant landscape painters of Western motives.

„The Oregon Trail", 1869 gemalt von Albert Bierstadt (1830-1902), einem der ersten und bedeutendsten Landschaftsmaler des amerikanischen Westens.

The original of "George Washington Crossing the Delaware" by Leutze. This painting hung in the Kunsthalle in Bremen until a bomb attack in World War II destroyed it.

Urfassung von Leutzes „George Washington überquert den Delaware"; das Bild hing in der Bremer Kunsthalle, bis es im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.



© Foto Lossen, Heidelberg

George Westinghouse (1846–1914), Inventor of the air brake

Maximilian D. Berlitz (1852–1921) Founder of a new language-teaching method

Abraham Jacobi (1830–1919), founder of American pediatrics

Emil Berliner (1851–1929), inventor of the phonograph using disc records

Heinrich E. Steinweg (1797–1871), founder of the pianoforte company Steinway & Sons

Guggenheim, Steinway, Levi Strauss, Heinz und Loeb, um nur wenige zu nennen, trugen dazu bei, daß die USA um die Jahrhundertwende unabhängig von kontinentalen Importen wurden und das alte Europa industriell überflügelten. Die Erfindung der Linotype-Setzmaschine durch Ottmar Mergenthaler revolutionierte die Technik des Zeitungswesens. Der Ingenieur Johann August Roebling (1806–1869), in Thüringen geboren, erfand ein bahnbrechendes System der modernen Hängebrücken. Mit seinem Sohn Washington schuf er das »achte Weltwunder«, die Brooklyn Bridge über den East River in New York. Auf der Seite der Gewerkschaftsbewegung setzten sich viele 48er für sozialere Arbeitsrechte ein, so Wilhelm Weitling (1808–1871), Gründer des Arbeiterbundes in New York; freilich nicht immer mit Erfolg: Nach dem Haymarket-Aufstand in Chicago 1886 wurden drei Arbeiterführer gehenkt und drei andere zu lebenslänglichen Strafen verurteilt. Der Gouverneur Johann Peter Altgeld (1847–1902), ein liberaler Demokrat, hob 1893 die Strafe auf und verlor durch diese mutige, aber unpopuläre Entscheidung seinen politischen Einfluß in Illinois. Um die Jahrhundertwende erlebte die Masseneinwanderung ihren absoluten Höhepunkt, um dann mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs jäh unterbrochen zu werden.

lar action which put an end to his career in Illinois politics.
Around the turn of the century, mass immigration reached a high point, but ceased abruptly with the start of World War I.

Inscription
on the memorial tablet
on the Statue of Liberty:

Give me your tired,
your poor,
Your huddled masses
yearning to breathe free,
The wretched refuse
of your teeming shore,
Send these, the homeless,
tempest-tossed, to me:
I lift my lamp
beside the golden door.

Emma Lazarus
(1849–1887)

♦ The old assembly hall (1712) of the first university in Germany, Heidelberg (founded in 1386), one of the favorite European centers of learning among American students ever since the early 19th century. Mark Twain's sarcastic description rendered it even more popular. The ceiling panels depict allegories of the four classical academic disciplines: medicine, jurisprudence, theology, and (not in the picture) philosophy.

Die alte Aula (1712) der ältesten deutschen Universität, Heidelberg (gegründet 1386), die seit dem frühen 19. Jahrhundert und noch mehr seit Mark Twains sarkastischer Beschreibung zu den bevorzugten europäischen Studienzielen amerikanischer Studenten zählt. Die Deckenmedaillons stellen Allegorien der klassischen Fakultäten: Philosophie (nicht sichtbar), Medizin, Jurisprudenz und Theologie dar.

The hazards of crossing the Atlantic

When steamship lines opened regular passenger service in the middle of the 19th century, the duration of the voyage was reduced to two weeks. Up till then, the crossing took anywhere from two months to half a year: the ships were at the mercy of the winds. It was not seldom that only half the passengers, packed onto crowded decks, reached the New World. Thousands died of hunger or disease. Well into the early 19th century, impoverished German immigrants often fell prey to the "redemption" system practiced by unscrupulous shipowners, paying off their passage by years of indentured service. German-American humanitarian societies for the protection of immigrants, organized in various cities in the late 18th century finally led to the American government prohibiting such practices. Improved means of transportation, more rapid dissemination of information, and the fact that the United States as a young democracy promised political and religious freedom and a chance for economic betterment, made America seem like a "utopia for the little man": in 1854 as many German emigrants came to the United States in a single year as in the entire 18th century. Between 1850 and 1859 there were half a million altogether, and by the end of the century the German-American population numbered around six million – the largest ethnic group outside of the English, outnumbering those of Irish and Scottish heritage.

Von den Fährnissen der Überfahrt

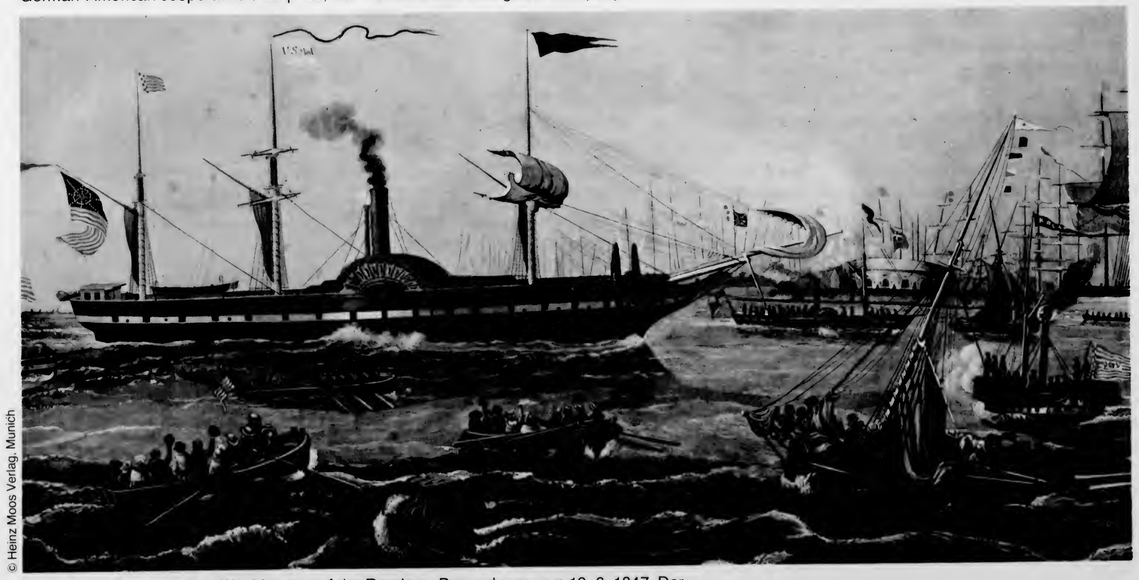
Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts regelmäßige Dampfschiffahrtslinien eingerichtet wurden, verringerte sich die Reisedauer auf zwei Wochen. Bis dahin waren die Amerika-Auswanderer oft zwischen zwei und sechs Monaten, abhängig von den Windverhältnissen, unterwegs: Eingepfercht in engen Kojen, erreichte nicht selten nur die Hälfte der Passagiere eines Segelschiffes die Neue Welt, Tausende starben an Hunger, an Seuchen oder anderen Krankheiten. Mittellose deutsche Auswanderer waren bis ins frühe 19. Jahrhundert häufig Opfer skrupelloser Geschäftemacher; in den amerikanischen Häfen wurden sie von den Schiffseignern verkauft, um die Kosten für die Überfahrt jahrelang abzudienen. Schutzorganisationen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in verschiedenen amerikanischen Städten von Deutschamerikanern gegründet worden waren, sorgten schließlich dafür, daß die amerikanische Regierung derartige Praktiken verbot. Verbesserte Verkehrsverbindungen, ein regerer Informationsaustausch und nicht zuletzt die Tatsache, daß die USA als junge Demokratie politische Freiheit und wirtschaftlichen Aufstieg versprach, hatte Amerika zur »Utopie des kleinen Mannes« werden lassen; allein im Jahr 1854 landeten so viele deutsche Auswanderer in den USA wie im 18. Jahrhundert insgesamt. Zwischen 1850 und 1859 waren es knapp eine Million, und bis zum Ende des Jahrhunderts lebten etwa sechs Millionen deutschstämmige Emigranten in Amerika. Sie bildeten nach den Engländern, noch vor den Iren und Schotten, die zweitgrößte ethnische Gruppe.

"The Steamship *Austria* goes up in flames with 538 persons aboard on the voyage from Hamburg to New York."

Embarking for North America: the pier at Bremen and the waiting room of the Lloyd North German Line, one of the most important ship companies during the era of immigration.

Einschiffung nach Nordamerika: Bremer Pier und Wartehalle des Norddeutschen Lloyd, einer der wichtigsten Schiffahrtslinien für die europäische Auswanderung.

The arrival of the packet ship *Washington* in Bremerhaven harbor on 19 June 1847. The paddle-wheeler was the first vessel to sail the Atlantic on a regular basis. She belonged to a German-American cooperative enterprise, the "Ocean Steam Navigation Company".



© Heinz Moos Verlag, Munich

Ankunft des Postdampfers *Washington* auf der Reede zu Bremerhaven am 19. 6. 1847. Der Raddampfer gehörte zu der unter deutscher Beteiligung gegründeten „Ocean Steam Navigation Company". Mit ihm wurde die erste regelmäßig befahrene Dampfschiffahrtslinie zwischen Nordamerika und dem europäischen Festland eröffnet.

In steerage – underdeck conditions on the way to the "promised land", flatteringly enhanced in a contemporary illustration.

Im Zwischendeck – eine beschönigende, zeitgenössische Darstellung der Überfahrt ins gelobte Land.

America, haven of refuge

As a rule, second-generation Americans were already so assimilated that only their names were an indication of their German ancestry. When the first World War began, the Anglo-Saxon majority stopped favoring the policy of integration, for most German-Americans (now insultingly called "hyphenated Americans") advocated American neutrality in the war. Yet when the United States entered the war in 1917, they fought for America just as well as other patriotic citizens. After the war, American relief organizations provided the German civilian population well into the 1920s with food, clothing and medicine. Meals supplied to German schools by the Quakers made the term "to quaker" a synonym for "to eat".

The great Depression – fifteen million Americans were victims of unemployment in 1932 – led to drastic immigration restrictions, which however were modified in 1934 by order of President Roosevelt with respect to refugees fleeing from Hitler's Nazi Germany. The victims of political and racial persecution included scientists, artists, musicians, writers, philosophers, doctors, architects and actors, particularly those who were Jewish. A million Germans left their country; 200,000 of them entered the United States, the intellectual elite from Thomas Mann to Albert Einstein among them. In 1938, the columnist Dorothy Tompson already could write, "Practically everyone whom the world considers to be representative of German culture before 1933, is now a refugee." They enriched many aspects of American culture, technology and politics. After Hitler declared war on the United States in 1941, they joined the effort to free Germany of the yoke of National Socialism, and later took part in establishing the foundations of postwar German-American friendship. Only few of them actually returned to live in Germany after the war; most of them had established themselves in the United States, where they stayed on to continue their work. The 1944 edition of *American Men of Science* listed 106 refugees of German birth who had already become prominent in American scientific endeavor – among them physicists, mathematicians, medical researchers, botanists, zoologists, chemists, biologists, geneticists, meteorologists and students of electrical engineering. A good dozen of them were or were to become Nobel prizewinners. No name among them is better known than Albert Einstein, the "pope of physics", but they are all representative of Germany's loss and decline in the natural sciences and America's rise to scientific pre-eminen-

Alfred Stieglitz
(1864–1946)
master of photography

Charles Proteus
Steinmetz,(1865–1923)
inventor and specialist
in electrotechnology

Arnold Schönberg
(1874–1951), originator
of the "twelve-tone"
method of musical
composition

Thomas Mann
(1875–1955), Nobel
prizewinning novelist

Robert F. Wagner
(1877–1953),
pioneer of federal
labor legislation

Fritzi Scheff
(1879–1954)
Musical comedy diva

Fluchtburg USA

Henry L. Mencken
(1880–1951) Writer,
journalist and editor

Walter Gropius
(1883–1969), architect
and founder
of the "Bauhaus"

Otto Klemperer
(1885–1973),
conductor

Lotte Lehmann
(1885–1976), star
of the opera and
concert stage

Paul Tillich
(1886–1965),
theologian

Ludwig Mies van der
Rohe (1886–1969),
pioneer architect, a di-
rector of the Bauhaus

In der Regel wurden die deutschen Einwanderer schon in der zweiten Generation zu »echten« Amerikanern, die nach der Anpassung ihrer Namen nur noch vermuten ließen, daß die Vorväter deutschen Ursprungs waren. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs änderte die angelsächsische Mehrheit ihre integrierende Haltung, als sich der überwiegende Teil der Deutschamerikaner für eine Neutralität der USA aussprach. Nach dem Kriegseintritt 1917 kämpften sie jedoch wie andere patriotische Landsleute für ihre neue Heimat. Amerikanische Hilfsorganisationen versorgten die deutsche Zivilbevölkerung bis in die 20er Jahre mit Nahrungsmitteln, Kleidung und Medikamenten; die Quäkerspeisungen an den deutschen Schulen machten den Begriff »quäkern« zu einem Synonym für Essen in jener Zeit. Die wirtschaftliche Depression (15 Millionen Amerikaner waren 1932 arbeitslos) führte zu drastischen Einwanderungsbeschränkungen, die 1934 auf Anordnung Präsident Roosevelts gegenüber politischen Flüchtlingen aus dem Hitler-regierten Nazideutschland möglichst großzügig ausgelegt werden sollten. Die politischen Verfolgungen, denen andersdenkende Intellektuelle, Wissenschaftler, Künstler aus Musik und Malerei, Schriftsteller, Philosophen, Mediziner, Architekten und Theaterleute, vor allem aber Juden ausgesetzt waren, führten zum größten Exodus der Geschichte. Eine Million Deutsche verließen ihr Land, 200 000 davon gingen in die USA. Die geistige Elite von Thomas Mann bis Albert Einstein sammelte sich in Amerika: »Praktisch alle, die in der Weltmeinung für das stehen, was vor 1933 als deutsche Kultur geläufig war, sind heute Flüchtlinge«, schrieb die Journalistin Dorothy Thompson 1938. Sie bereicherten die amerikanische Kultur, Wissenschaft und Politik auf fast allen Gebieten. Nachdem Hitler 1941 den USA den Krieg erklärt hatte, kämpften sie für die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus. Sie trugen andererseits auch zur deutsch-amerikanischen Freundschaft bei, wie sie sich nach dem Krieg erneut entwickelte. Nur wenige kehrten nach dem Krieg nach Deutschland zurück, die meisten integrierten sich und setzten ihre Arbeit in Amerika fort: Albert Einstein (1879 bis 1955), Nobelpreisträger und »Papst der Physik«, steht beispielhaft für die Talfahrt der deutschen Naturwissenschaften und den Aufstieg Amerikas zur naturwissenschaftlichen Vorherrschaft. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung emigrierte mit allen Mitarbeitern, Horkheimer, Adorno und Marcuse an die Columbia Universität in New York, wo an der New School für Social Re-

ce. Contributions of the immigrants to the natural sciences and technology were paralleled in the fields of the social sciences and the creative arts.
The Frankfurt School for Social Research moved to New York with its entire staff including Max Horkheimer, Walter Benjamin, Theodor Adorno, and Herbert Marcuse, where interdisciplinary work continued at Columbia University with men like the psychologist Max Wertheimer and the theater director Erwin Piscator. Ernst Lubitsch, Billy Wilder, Douglas Sirk and Marlene Dietrich were among those who continued their film careers in Hollywood. The influence of Walter Gropius and Mies van der Rohe on American architecture is still felt today. Psychoanalysis, associated with names like Erik H. Erikson and Erich Fromm, came into its own in America. Musical life in the United States profited by the presence of conductors and composers such as Bruno Walter, Otto Klemperer, Arnold Schönberg, and Kurt Weill.
In May 1945, the team of German rocket scientists from Peenemünde and their director, Wernher von Braun, were interned by the Americans and later flown to the United States, where they became a significant part of the American space program.
Those groups of immigrants of German ancestry must not go unmentioned who found a new homeland in America after having been expelled from Romania, Hungary, Yugoslavia, and other European countries in the disorder of the early postwar period. For the most part, their forefathers had settled in those countries over two and a half centuries earlier and were respected and thriving citizens of those regions.
When President Truman declared, after the war, that the United States had been fighting not against Germany but against Hitler, these words smoothed the way for a new beginning of cooperation between the two nations. Reconstruction aid provided by the Marshall Plan had its counterpart in the humanitarian aid of the over five million CARE packages financed by American citizens, which supplied the German population with much-needed food and clothing. Mention must be made of the Berlin Airlift, during which Allied freight planes flew 275,000 missions in order to break the Soviet blockade of the city and preserve the independence of West Berlin.
Today, as partners in the NATO alliance, closer relations exist between the Federal Republic of Germany and North America than at any time in the past three hundred years of history. Industry and trade have reached a new peak of internationalism, and experts feel that the economic interweavings of the multinational corporations portend a long-term reduction in the nationalistic industrial competitive type of mentality. The present lively international exchange of students, teachers, and scientists is a further factor in deepening mutual understanding between Germans and Americans, as is tourism as well in this jet age with transcontinental flights taking only hours. Millions of American and German television viewers were simultaneously able to watch the American astronauts' landing on the moon, and more recently, the blast-off and landing of the first space-shuttle. And we must not underestimate the extent to which the cultural exchange programs which flourish between the two countries today help dispel prejudices and motivate mutual understanding.

Kurt Wolff
(1887–1964),
publisher

Josef Albers
(1888–1976),
painter

Fritz Lang
(1890–1976),
film director

Reinhard Niebuhr
(1892–1970) Worker-
priest and professor
of Christian ethics

Erwin Panofsky
(1892–1968), art
historian and writer

Georg Grosz
(1893–1959), painter of
socially critical themes

Oskar Maria Graf
(1894–1967),
author

Babe Ruth
(1895–1948)
Baseball idol

Erich Maria Remarque
(1898–1970) Author of
All Quiet On the
Western Front

Kurt Weill
(1900–1950), composer
of Berlin music
theatre and
Broadway musicals

Marlene Dietrich
(b. 1901), film
actress and chanteuse

search Fachleute aller Fakultäten zusammenarbeiteten, von Psychologen wie Max Wertheimer bis hin zu Theaterleuten wie dem Regisseur Erwin Piscator. Ernst Lubitsch, Billy Wilder, Douglas Sirk und Marlene Dietrich machten amerikanische Filmkarrieren in Hollywood. Walter Gropius und Mies van der Rohe hatten prägenden Einfluß auf die amerikanische Architektur bis heute. Die Psychoanalyse, verbunden mit Namen wie Erik H. Erikson oder Erich Fromm, erlebt ihren eigentlichen Durchbruch in den USA. Die Komponisten und Dirigenten Arnold Schönberg, Kurt Weill, Bruno Walter und Otto Klemperer bereicherten die amerikanische Musikszene.
Wernher von Braun, zusammen mit seinem Peenemünder Team am 3. Mai 1945 von den Amerikanern zunächst interniert und später nach den USA überführt, ist aus der Geschichte der amerikanischen Raumfahrt nicht wegzudenken.
Für alle gilt, wie es Helmut Schmidt als Kanzler der Bundesrepublik Deutschland einmal formulierte: »Deutschland ist geistig und kulturell ärmer geworden, weil viele Emigranten nicht zurückkehrten.«
Unvergessen sind auch jene Gruppen deutschstämmiger Einwanderer, die in den Wirren der ersten Nachkriegszeit aus Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und anderen Ländern Europas vertrieben, eine neue Heimat in Amerika fanden. Ihre Vorväter waren meist vor über 250 Jahren in diese Länder ausgewandert, wo sie sich ihr Deutschtum erhielten und geachtete und erfolgreiche Bürger dieser Länder waren.
Als Präsident Truman nach dem Krieg erklärte, die USA hätten nicht gegen Deutschland, sondern gegen Hitler gekämpft, ebnete er den Weg zur Erneuerung freundschaftlicher deutsch-amerikanischer Beziehungen. Die Wiederaufbauhilfe durch den sogenannten Marshallplan hatte ihre humanitäre Entsprechung in den über fünf Millionen Care-Paketen, mit denen amerikanische Bürger die deutsche Bevölkerung mit den nötigsten Lebensmitteln versorgten. Erinnert sei auch an die »Luftbrücke«, welche die alliierten Flugzeuge nach Berlin schlugen, um die sowjetische Blockade der Stadt 1948 zu brechen und die unabhängige Existenz West-Berlins zu erhalten. In der Partnerschaft der NATO-Staaten ist die Bundesrepublik Deutschland heute mit den USA enger verbündet als je zuvor. Die Internationalisierung von Industrie und Handel hat zu engen Wirtschaftsverflechtungen geführt, die nach Meinung von Experten auf lange Sicht zum Abbau des nationalstaatlichen Konkurrenzdenkens beitragen können.
Der rege Austausch von Schülern, Studenten und Wissenschaftlern fördert das gegenseitige Verständnis und die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern ebenso wie die Touristenströme, die im »Düsenzeitalter« nur noch Stunden brauchen, um von Kontinent zu Kontinent zu fliegen. Hautnah erlebten gleichzeitig Millionen amerikanischer und deutscher Fernsehzuschauer die Landung der amerikanischen Astronauten auf dem Mond mit, sowie Start und Landung der ersten Raumfähre. Und nicht zuletzt fördert der kulturelle Austausch zwischen beiden Ländern den Abbau von Vorurteilen, das gegenseitige Kennenlernen und Verstehen.

© Heinz Moos Verlag, Munich

20th century *(clockwise, starting at top left):* 20. Jahrhundert *(im Uhrzeigersinn, beginnend links oben):*

Wernher von Braun (1912-1977), Albert Einstein (1879-1955), Bruno Walter (1876-1962), Hannah Arendt (1906-1975), Henry Kissinger (born/geboren 1923).

© Charles Moretz, New York, 1982

New York, 1626 and 1983: the history of the city, which became the most important immigration port and home of the largest German community in the United States, began with German-born Peter Minuit's legendary coup, buying the island of Manhattan from the Algonquin Indians for sixty guldens' worth of beads, necklaces and fabrics. Quite a bargain, considering Manhattan real estate values today!

New York, 1626 und 1983: die Geschichte der Stadt, die zum wichtigsten Einwanderungshafen und zur Heimat der größten deutschen Gemeinde in den USA wurde, begann mit dem legendären Coup des Peter Minuit aus Wesel am Rhein, der den Algonkin-Indianern die Insel Manhattan für Glasperlen, Ketten und Stoffe im Wert von 60 Gulden abkaufte. Besser hat sich nie ein Grundstückskauf amortisiert!

Chronology

1683 Encouraged by the American Quaker William Penn (1644–1718), Franz Daniel Pastorius (1651–c. 1720) organizes the immigration of 13 Mennonite families from Krefeld. On October 6, they sail into Philadelphia harbor on the Delaware River on the vessel "Concord", and subsequently establish Germantown.

1688 Pastorius writes the first manifesto condemning the institution of slavery.

1689 The community of Germantown is incorporated with Pastorius as the first mayor.

1691 Jacob Leisler (born 1635), governor in New York from 1689 to 1691, is falsely accused of treason and executed.

1694 Johann Kelpius (1673–1708) leads a group of German mystics to America and forms a brotherhood on Wissahickon Creek near Philadelphia.

1701 The first Germantown Fair, which later becomes a center for trade in crafted goods in colonial Pennsylvania.

1702 Pastorius establishes the first German-American school in Germantown; in Germany, Daniel Falckner (1666–1741) publishes his *Curieuse Nachricht von Pennsylvania,* stimulating migration of German sectarians.

1708 Joshua Kocherthal (1669–1719) brings 61 Protestant emigrants from the Rhenish Palatinate to America; thousands more from the region follow in 1709.

1710 A first group of German and Swiss immigrants settles in North Carolina.

1714 Christopher von Graffenried (1691–1744) brings ore miners from Siegen, Westphalia, to Virginia to work Governor Spotswood's iron mines.

1719 Peter Becker brings the first German Baptist "Dunkers" to Germantown; the founder of the sect, Alexander Mack (1679–1735), comes to America with another group ten years later.

1727 The German population of Pennsylvania already numbers around twenty thousand.

1730 Conrad Beissel (1696–1768), a Seventh Day Dunker from the Palatinate, has Benjamin Franklin print the first collection of Pennsylvania-German sacred songs.

1732 Benjamin Franklin publishes the first German language newspaper in America, the *Philadelphische Zeitung.* Beissel founds the Ephrata Cloisters near Lancaster.

1733 Members of the Schwenkfelder sect from Silesia settle in Montgomery County, Pennsylvania.

1735 The Herrnhuters or Moravians found their first settlement under the leadership of August Gottlieb Spangenberg (1704–1792).
Johann Peter Zenger (1697–1746), publisher of the *New York Weekly Journal,* is acquitted of the charge of libel: a first victory for freedom of the press.

1738 The eminent printer Christopher Saur (1693–1758) opens a printshop in Germantown.

1739 Caspar Wistar (1696–1752) builds a glass factory near Allowaystown, New Jersey.
Saur begins publication of the newspaper *Pennsylvanische Geschicht-Schreiber.*

1741 Hans Nicholas Eisenhauer, ancestor of President Dwight D. Eisenhower, emigrates from the Palatinate.

1742 Nikolaus Ludwig, Count of Zinzendorf and Pottendorf (1700–1760), founds the Moravian settlement of Bethlehem, Pennsylvania.

1743 Saur prints a German-language Bible, the first complete Bible ever to be published in America.

1744 The Moravian brotherhood found their *Collegium Musicum* orchestra in Bethlehem.

1746 The Moravians found their first school for girls.

1748 George Washington first encounters German immigrants in the Shenandoah Valley.
Ephrata monks complete their monumental 1514-page German edition of the *Martyrs' Mirror,* the largest book produced in the colonies.

1750 The schoolmaster Christopher Dock (died 1771) publishes his *Schulordnung,* the first American pedagogical work.

1759 Michael Hillegas (1729–1804) opens America's first music store in Philadelphia.

1762 Henry Miller begins publication of his newspaper *Staatsbote.* In 1776 it was the first paper in America to print the news of the Declaration of Independence.

1767 David Rittenhouse (1732–1796) of Germantown constructs the first planetarium; it can demonstrate astronomical phenomena over a period of five thousand years.

1774 Goethe's *Werther* enjoys popularity in America.

1778 Friedrich Wilhelm von Steuben (1730–1794) takes over the training of the Continental Army.

1779 As Inspector General, von Steuben completes the "Blue Book" of troop regulations for the Revolutionary Army.

1783 John Jacob Astor of Walldorf in Baden arrives in New York after studying commerce and the English language in London.

1785 The Treaty of Amity and Commerce is concluded between the young Union and Prussia.

1792 David Rittenhouse is appointed director of the newly established United States Mint.

1804 George Rapp (1770–1847), founder of a communal religious sect, establishes the settlement of Harmony in Pennsylvania.

1819 The first steamship crosses the ocean from America to Europe in 26 days, ushering in a new era of transatlantic travel.

1825 Charles Follen (1796–1840) introduces German language courses at Harvard, where he receives a professorship in 1830. Karl Beck (1798–1886) is co-founder of the first American gymnastics center fitted out with Jahn's equipment.

1827 Francis Lieber (1800–1872) comes to Boston to direct the Tremont *Turner Gymnasium* and begins editing his monumental 14-volume *Encyclopedia Americana* based on the Brockhaus *Conservations-Lexikon.*

1835 Frederick A. Rauch (1806–1841): *Psychology, A View of the Human Soul.*
Foundation of the Giessen Society, aiming at establishing a "new Germany" in the United States.
The male chorus "Männerchor von Philadelphia" is the first German-American "Gesangsverein" (choral society).
The Rappites sell New Harmony, Indiana, to the English socialist Robert Owen and trek back to Pennsylvania.

1838 Wilhelm Weitling (1808–1871): *Humanity as it is and as it Should be.*

1841 Publication of *Das Kajütenbuch (The Cabin Book)* by Karl Anton Postl (1793–1864) under his pseudonym Charles Sealsfield.

1844 Under the patronage of the "Mainzer Adelsverein", Prince Carl von Solms-Braunfels (1812–1875) brings the first German settlers to Texas; in the following year he founds the town of New Braunfels.

1848 Establishment of the first German-style gymnastics club in Cincinnati, Ohio; other American cities follow suit in the succeeding years.

The Forty-Eighter Friedrich Hecker (1811–1881) is greeted by a crowd of 20,000

Zeittafel

1683 Auf Anregung des amerikanischen Quäkers William Penn (1644–1718) organisiert Franz Daniel Pastorius (1651–1719 oder 1720) die Auswanderung der Krefelder Mennoniten. Sie treffen am 6. Oktober auf der »Concord« in Philadelphia ein und gründen Germantown.

1688 Pastorius verfaßt erste Resolution gegen Sklaverei.

1689 Germantown wird kommunale Körperschaft mit Pastorius als erstem Bürgermeister.

1690 Pastorius' Abhandlung *Vier Kleine und Doch Ungemeine und Sehr Nützliche Tractätlein* erscheint in Germantown, Pennsylvanien.

1691 Jacob Leisler (1635–1691), von 1689 bis 1691 Gouverneur von New York, wird aus politischen Gründen hingerichtet.

1694 Mit Johann Kelpius (1673–1708), einem Schüler Jacob Böhmes, hält das Rosenkreuzertum in Amerika Einzug.

1701 Erster Jahrmarkt in Germantown, der zu einer Art Handelsmesse des kolonialen Pennsylvanien wurde.

1702 Pastorius gründet die erste deutsch-amerikanische Schule in Germantown. Die *Curieuse Nachricht von Pennsylvania* von Daniel Falckner (1661–1741) veranlaßt viele Deutsche zur Auswanderung.

1708 Josua Kocherthal (1669–1719) bringt 61 protestantische Emigranten aus der Pfalz nach Amerika. Tausende von Pfälzern folgen im Jahr darauf.

1710 Die ersten deutschen und schweizerischen Einwanderer kommen in North Carolina an.

1714 Grubenarbeiter aus Siegen in Nordrhein-Westfalen folgen Christopher von Graffenried (1691–1744) nach Amerika und arbeiten dort in den Zechen von Gouverneur Spotswood.

1719 Peter Becker bringt die ersten Tunker nach Germantown. Der Gründer der Sekte, Alexander Mack (1679–1735), kommt 1729 mit einer weiteren Gruppe in Amerika an.

1727 In Pennsylvanien leben bereits ungefähr 20 000 Deutsche.

1730 Das erste Buch mit pennsylvanien-deutschen Liedern *Göttliche Liebes und Lobes Gethöne* von Benjamin Franklin für den Pfälzer Conrad Beissel (1696–1768) gedruckt.

1732 Die erste fremdsprachige Zeitung in Amerika ist die *Philadelphische Zeitung* von Benjamin Franklin.
Beissel trennt sich von den Tunkern und gründet Ephrata.

1733 Die Schwenckfelder aus Schlesien lassen sich in Montgomery County, Pennsylvanien, nieder.

1735 Unter der Führung von August Gottlieb Spangenberg (1704–1792) gründen die Herrnhuter die erste Moraviersiedlung.
Johann Peter Zenger (1697–1746), Leiter des *New York Weekly Journal,* wird von der Anklage übler Nachrede freigesprochen: ein erster Sieg für die Freiheit der Presse.

1738 Christoph Sauer (1693–1758) eröffnet in Germantown eine Druckerei.

1739 Caspar Wistar (1696–1752) baut Glasmanufaktur bei Allowaystown, New Jersey.
Der *Hoch-Deutsch Pennsylvanische Geschichtschreiber* von Sauer erscheint.

1741 Hans Nicholas Eisenhauer verläßt die Pfalz. Von ihm stammt Dwight D. Eisenhower ab, Präsident der Vereinigten Staaten von 1953 bis 1961.

1742 Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760) gründet die Herrnhuter Niederlassung Bethlehem

1743 Sauer druckt die erste deutsche Bibel in Amerika.

1744 Die Moravier gründen das »Collegium Musicum« zur Aufführung von Kammermusik. Erste Organisation dieser Art in Amerika.

1746 Die Moravier gründen in Bethlehem die erste Mädchenschule.

1748 George Washington begegnet im Shenandoah-Tal zum erstenmal deutschen Einwanderern.
Ephrata-Mönche drucken das umfangreichste Buch der Kolonien: *Martyrs' Mirror* mit 1514 Seiten.

1750 Christopher Dock (gestorben 1771) veröffentlicht die *Schulordnung,* das erste schulpädagogische Werk in Amerika.

1759 Am 3. Dezember eröffnet Michael Hillegas (1729–1804) die erste Musikalienhandlung Amerikas in Philadelphia.

1762 Henry Miller aus Waldeck gründet die Zeitung *Staatsbote.* Sie bringt am 5. Juli 1776 die erste Nachricht von der Unabhängigkeitserklärung.

1767 David Rittenhouse (1732–1796) aus Germantown baut das erste »Planetarium«. Es zeigt die Sonnenerscheinungen über einen Zeitraum von 5000 Jahren.

1774 Goethes *Werther* wird in Amerika zum Bestseller.

1778 Friedrich Wilhelm von Steuben (1730–1794) aus Magdeburg trifft am 23. Februar in Valley Forge ein und übernimmt die Ausbildung der Kontinental-Armee.

1779 Steuben verfaßt das »Blue Book«, das als offizielles Reglement der amerikanischen Armee anerkannt wird.

1783 Johann Jacob Astor (1763–1848) kommt in New York an und wird zum Prototyp des erfolgreichen Einwanderers.

1785 Abschluß des Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen der jungen Union und Preußen.

1792 David Rittenhouse wird erster Präsident der amerikanischen Münze in Philadelphia.

1804 Georg Rapp (1757–1847) und die Anhänger seiner Sekte gründen Harmony.

1819 In 26 Tagen fährt zum erstenmal ein Dampfschiff von den USA nach Europa. Eine neue Epoche der Transatlantik-Schiffahrt beginnt.

1825 Charles Follen (1796–1840) führt in Harvard das Fach Deutsch ein. 1830 erhält er die Professur.
Karl Beck (1798–1866) gründet das erste Turnergymnasium.

1827 Franz Lieber (1800–1872) wird Direktor des Tremont Turnergymnasiums in Boston und beginnt mit der Arbeit an der 14bändigen *Encyclopaedia Americana,* die auf dem Brockhaus-Konversationslexikon basiert.

1835 Frederick A. Rauch (1806–1841), *Psychology, A View of the Human Soul.*
Gründung der Gießen-Gesellschaft, die sich zum Ziel setzt, ein neues Deutschland in den USA zu verwirklichen.
Der »Männerchor von Philadelphia« konstituiert sich als erster deutsch-amerikanischer Gesangsverein.

1838 Wilhelm Weitling (1808–1871): *Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte.*

1841 *Das Kajütenbuch* von Charles Sealsfield (1793–1864), eigentlich Karl Anton Postl, aus Mähren erscheint.

1844 Auf Betreiben des Mainzer Adelsvereins bringt Prinz Carl von Solms-Braunfels (1812–1875) die ersten Deutschen nach Texas, wo er am 21. März 1845 New Braunfels gründet.

1848 In Cincinnati, Ohio, wird der erste amerikanische Turnverein nach deutschem Vorbild gegründet. In Jahresabständen folgen Boston, Philadelphia und Louisville.

20 000 Deutsch-Amerikaner begrüßen den 48er Friedrich Hecker (1811–1881) bei seiner Ankunft in New York.

German-Americans upon his arrival in New York.

1849 Mass emigration of political refugees, the so-called Forty-Eighters, to the United States. The first "Sängerfest" in the United States.

1850 Wilhelm Weitling (1808–1871) organizes a labor movement, the *Allgemeiner Arbeiterbund*, in New York.

1852 Carl Schurz (1829–1906) arrives in America.

1853 Heinrich Steinweg (1797–1881) founds the firm Steinway & Sons in New York.

1855 Castle Garden is opened as a processing center for immigrants in New York.

1861 Carl Schurz is United States envoy to Spain, where he tries to gain sympathy for the Union cause. German-Americans fight on both sides in the Civil War.

1867 Completion of the suspension bridge over the Ohio at Cincinnati, designed by Johann August Roebling (1806–1869).

1873 The violinst, conductor, composer, and M. D. Dr. Leopold Damrosch (1832–1885) from Posen founds the New York Oratorio Society.

1877 Carl Schurz (1829–1906) becomes Secretary of the Interior under President Rutherford B. Hayes (1822–1893) and holds this office until 1881. He pushes through the civil service reform and attempts to revise the prevailing policy towards the Indians.

1878 Leopold Damrosch founds the New York Symphony Society.

1883 Construction of the Brooklyn Bridge, designed by Roebling, is completed by his son Washington Augustus (1836–1927).

1884 Ottmar Mergenthaler (1854–1899) invents the Linotype in America. The *New York Tribune* is the first newspaper to use it, in 1886.

1887 Emil Berliner (1851–1929) invents the first sound recording on disc.

1892 On January 1, Ellis Island is opened as the new United States Immigration Center; in the 62 years till it was closed on November 12, 1954, approximately twenty million immigrants passed through its portals.

1903 Manager of the Metropolitan Opera House Heinrich Conried (1855–1909), born in Silesia, presents the first production of Wagner's *Parsifal* outside of Bayreuth.

1907 Conried invites Gustav Mahler (1860–1911) to conduct at the "Met". From 1909 to 1911 Mahler is musical director of the New York Philharmonic at what was then the largest salary ever paid a conductor ($ 30,000 per annum).

1914 "German-American Alliance": Mass meeting for the purpose of a resolution against American participation in the war.

1917 April 6: the United States declares war against the Central Powers.

1918 November 11: signing of the armistice. Carl Laemmle (1867–1939) produces the silent film *Blind Husbands*, directed by Erich von Stroheim (1885–1957). *The Devil's Passkey* followed in 1919, and *Foolish Wives* in 1921.

1919 June 8: the Versailles Peace Treaty.

1927 *Der Steppenwolf* by Hermann Hesse (1877–1962). Almost 40 years later, this novel experiences a renaissance through the American hippie movement.
Guest appearance in New York of Berlin's "Deutsches Theater" with its director, Max Reinhardt (1873–1943).

1928 Köhl, Hünefeld and Fitzmaurice are the first to fly over the Atlantic from east to west.

1933 Start of the emigration of German artists and intellectuals to the United States; among them, Paul Tillich (1886–1965), Billy Wilder (born 1906), Georg Grosz (1893–1959), and Albert Einstein (1879–1955), who joins the Institute for Advanced Studies at Princeton.

1935 The Labor Relations Act introduced by Senator Robert F. Wagner is signed into law by President Roosevelt (1882–1945).

1936 *Fury*, the first film directed in the United States by Fritz Lang (1890–1976), is a box-office success.

1937 The Bauhaus, prohibited in National Socialistic Germany, is carried on in Chicago as the "New Bauhaus" under the guidance of Laszlo Moholy-Nagy (1895–1946).

1941 December 11: Hitler declares war on the United States.

1944 The play *Jacobowsky and the Colonel* by Franz Werfel (1890–1945) receives its world premiere in New York.

1945 May 8: unconditional surrender of Germany to the Allies. On May 3, the team of German rocket scientists from Peenemünde and their director, Wernher von Braun (1912–1977) are interned by the Americans in Reutte, Austria, and later flown to the United States.

1947 Bertolt Brecht (1898–1956) presents a revised version of his play *The Life of Galilei* in Los Angeles, with Charles Laughton (1899–1962) in the leading role.

1951 *The Origins of Totalitarianism* by Hannah Arendt (1906–1975) is published.

1952 Following the signing of the German-American Culture Agreement, the Fulbright program includes exchange grants for professors, instructors, and students.

1953 The Nobel Prizes for Medicine and Physiology go to Dr. Hans A. Krebs, who emigrated in 1933, and Dr. Fritz Lippmann, who emigrated in 1941.

1968 Between 1949 and 1968 around 1800 scientists and 5000 technicians leave the Federal Republic of Germany for the United States.

1969 The American astronaut Neil Armstrong, member of the crew of Apollo XI, is the first man to set foot on the moon. Wernher von Braun's participation in the American space program was an important factor in its success.

1983 Tercentenary celebration of German immigration to the United States.

All rights including that of translation into other languages reserved by authors and publisher. No part of this book may be reproduced, stored in a retrieval system, or transmitted in any form or by any means, electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise without the prior written permission of Heinz Moos Verlag, Munich.

© Heinz Moos Verlag 1982

Emblem on front cover designed for the tercentenary © Heinz Moos Verlag 1981; black and white illustrations © Heinz Moos Verlag 1982; color plates as specified.

Printed in the Federal Republic of Germany

Heinz Moos Publishing
Rotunda Office Center
711 West Fortieth Street
Baltimore, Maryland 21211
U.S.A.

Heinz Moos Verlag
Rottenbucher Str. 30
8032 Gräfelfing vor München
Bundesrepublik Deutschland

1849 Massenauswanderung politischer Flüchtlinge nach den USA: die sogenannten 48er. Erstes Sängerfest in den Vereinigten Staaten.

1850 Wilhelm Weitling (1808–1871) organisiert in New York den »Allgemeinen Arbeiterbund«.

1852 Carl Schurz (1829–1906) kommt in Amerika an.

1853 Heinrich Steinweg (1797–1881) gründet in New York die Firma »Steinway & Sons«.

1855 Castle Garden wird als Durchgangslager für Immigranten in New York eröffnet.

1861 Ernennung von Schurz zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Spanien, wo er um Sympathien für die Union wirbt.

1867 Die von Johann August Roebling (1806–1869) geplante Hängebrücke über den Ohio bei Cincinnati wird vollendet.

1873 Der Geigenvirtuose, Dirigent und Komponist Leopold Damrosch (1832–1885) aus Posen gründet die New Yorker Oratorien-Gesellschaft.

1877 Carl Schurz wird während der Regierungszeit von Präsident Rutherford B. Hayes (1822–1893) bis 1881 amerikanischer Innenminister. Er führt eine Reform des öffentlichen Dienstes durch und beginnt eine Neuordnung der Indianerpolitik.

1878 Leopold Damrosch gründet die »New York Symphony Society«.

1883 Die von Roebling entworfene Brooklyn Bridge wird unter der Leitung seines Sohnes Washington Augustus (1836–1927) fertiggestellt.

1884 Ottmar Mergenthaler (1854–1899) entwickelt eine Schriftsetzmaschine im Zeilengußverfahren. Diese »Linotype« wird bei der »New York Tribune« erstmals 1886 zur Herstellung einer Zeitung verwendet.

1887 Emil Berliner (1851–1929) entwickelt das Schallplatten-Grammophon.

1892 Ellis Island wird am 1. Januar neue Einwanderungsstelle für Immigranten. Nach 62 Jahren wird sie am 12. November 1954 geschlossen. In diesem Zeitraum passierten ungefähr 20 Millionen Einwanderer die Insel.

1903 Der in Schlesien geborene Heinrich Conried (1855–1909) produziert, als Intendant der Metropolitan Opera, die erste Aufführung von Wagners Parsifal fern von Bayreuth.

1907 Conried holt Gustav Mahler (1860–1911) als Gastdirigent an die »Met«. Von 1909 bis 1911 ist Mahler Dirigent der New Yorker Philharmoniker und erhält dafür das bis dahin höchste Dirigentenjahresgehalt von 30 000 Dollar.

1914 »German-American-Alliance«: Massentreffen zur Resolution gegen die Teilnahme Amerikas am Krieg.

1917 6. April: Die USA treten in den Krieg gegen Deutschland ein.

1918 11. November: Waffenstillstand.
Carl Laemmle (1867–1939) produziert Erich von Stroheims (1885–1957) Film *Blind Husbands*, 1919 *The Devil's Passkey* und 1921 *Foolish Wives*.

1919 28. Juni: Friedensvertrag von Versailles.

1927 Hermann Hesse (1877–1962): *Der Steppenwolf;* dieser Roman erlebt fast vierzig Jahre später seine ›Renaissance‹ in der amerikanischen Hippie-Bewegung.
Max Reinhardt (1873–1943) gastiert mit seinem »Deutschen Theater« in New York.

1928 Köhl, Hünefeld und Fitzmaurice überfliegen am 12./13. April als erste den Atlantik in Ost-West-Richtung.

1933 Beginn der Emigration deutscher Künstler und Intellektueller in die Vereinigten Staaten, unter ihnen Prominente wie Paul Tillich (1886–1965), Billy Wilder (geboren 1906) und Georg Grosz (1893–1959). Albert Einstein (1879–1955) emigriert und wird Mitarbeiter des »Institute for Advanced Studies« in Princeton.

1935 Die von Senator Robert F. Wagner (1877–1953) verfaßte »Labor Relations Act« wird von Präsident Roosevelt (1882–1945) unterzeichnet.

1936 Fritz Langs (1890–1976) erster in den USA vollendeter Film *Fury* wird zu einem großen Erfolg.

1937 Das im nationalsozialistischen Deutschland verbotene Bauhaus wird in Chicago unter Leitung von Laszlo Moholy-Nagy (1895–1946) als »New Bauhaus« weitergeführt.

1941 11. Dezember: Hitler erklärt den USA den Krieg.

1944 Franz Werfels (1890–1945) *Jakobowski und der Oberst* wird in New York uraufgeführt.

1945 Am 3. Mai wird das Team der Raketenforscher aus Peenemünde mit ihrem Chef Wernher von Braun (1912–1977) in Reutte, Österreich, von Amerikanern interniert und später in die USA ausgeflogen.
8. Mai: Bedingungslose Kapitulation Deutschlands vor den Alliierten.

1947 Bert Brecht (1898–1956) inszeniert in Los Angeles eine Neufassung von *Leben des Galilei* mit Charles Laughton (1899–1962) in der Hauptrolle.

1951 *The Origins of Totalitarianism* von Hannah Arendt (1906–1975) erscheint.

1952 Im Rahmen des deutsch-amerikanischen Kulturabkommens wird auch die Bundesrepublik in das Fulbright-Programm einbezogen. Es fördert den Austausch von Professoren, Lehrern und Studenten.

1953 Die Nobelpreise für Medizin und Physiologie gehen an Dr. Hans A. Krebs, 1933 emigriert, und Dr. Fritz Lippmann, der 1941 emigrierte.

1968 Zwischen 1949 und 1968 gingen etwa 1800 Naturwissenschaftler und 5000 Techniker aus der Bundesrepublik in die USA.

1969 Am 21. Juli betreten drei Amerikaner erstmals den Mond. Maßgeblichen Anteil an dem Apollo 11-Unternehmen hatte Wernher von Braun.

1983 Dreihundertjahrfeier der deutschen Auswanderung nach Amerika.

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks, der Wiedergabe in jeder Form und die Übersetzung in andere Sprachen behalten sich Urheber und Verleger vor. Es ist ohne schriftliche Genehmigung des Verlages nicht erlaubt, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen oder unter Verwendung elektronischer bzw. mechanischer Systeme zu speichern, systematisch auszuwerten oder zu verbreiten (mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG ausdrücklich genannten Sonderfälle).

© Heinz Moos Verlag 1982

Das Emblem auf Umschlagseite 1 wurde für die 300-Jahr-Feier der deutschen Einwanderung entworfen, © Heinz Moos Verlag 1981; Schwarz-weiß-Abbildungen © Heinz Moos Verlag; © für Farbabbildungen wie unter und neben den Bildern ausgewiesen.

Gesamtherstellung in der
Bundesrepublik Deutschland

Heinz Moos Verlag
Rottenbucher Str. 30
8032 Gräfelfing vor München
Bundesrepublik Deutschland

Heinz Moos Publishing
Rotunda Office Center
711 West Fortieth Street
Baltimore, Maryland 21211
U.S.A.

is sitting one terminal down from me as I write the text of this newsletter, imputting a Shot List): we're all off tomorrow on a two-day shoot at the Rare Book Department of the Firestone Library at Princeton with our cameraman and soundman and production assistant.

We expect to have a rough cut of How to Operate a Book for showing at 6 pm on Monday, December 8th, in Room 508 Butler; I suggested a couple of months ago that you hold the date for festivities attendant upon the 10th anniversary of the establishment of the Friends of the Book Arts Press. The other videotape we plan to show on this occasion is a short black-and-white sequence on the mid-60s Silver Sale shot at Sotheby's in London, narrated by John Carter, with Anthony Hobson in the chair, antiquarian bookselling worthies such as Warren Howell and H P Kraus bidding around the table, and the infant Bill Towner in the audience. (We have our copy of this fascinating, 10-minute clip through the good offices of Mr Towner, who came by recently to show it to my descriptive bibliography students, and who was persuaded to let us make a copy).

The lights are up, then, on the first three Mondays in December, with Edwin Wolf on embossed bindings on the 1st, the videotapes on the 8th, and the Malkin Lecture on the 15th.

The Friends of the Book Arts Press support the rare book and related programs of the Columbia University School of Library Service. Information about the Friends may be obtained from the School, 516 Butler Library, Columbia University, New York, NY 10027; tel. 212/280-4734; if no answer, 212/280-2293.

The School of Library Service, Columbia University, announces the second Sol. M.

MALKIN

Lectureship in Bibliography: Bernard M.

ROSENTHAL

on The Gentle Invasion: The Impact of the Immigration of German & Austrian Booksellers in the 30's on the American

ANTIQUARIAN BOOK TRADE

at 6 p.m. on Monday, 15 December 1986, in Room 506 Butler Library, School of Library Service, Columbia University.

von Peter Engelbrecht

Neue Zürcher Zeitung

7./8.6.87

Der Fall Waldheim in der Retrospektive

Eine Betrachtung aus österreichischer Sicht

Von Prof. Dr. Norbert Leser, Wien

Nun, da die Wahl Kurt Waldheims zum österreichischen Bundespräsidenten, die am 8. Juni 1986 im zweiten Wahlgang und mit einer Mehrheit von fast 54 Prozent der Stimmen erfolgte, *genau ein Jahr zurückliegt*, ist es bereits möglich, mit einem gewissen zeitlichen und inneren Abstand auf diese Affäre zurückzublikken, obwohl sie noch keineswegs abgeschlossen ist, sondern durch die Entscheidung der amerikanischen Regierung, Waldheim auf die «*Watch List*» unerwünschter Personen zu setzen, eine internationale Dramatisierung und Akzentuierung erfahren hat, die auch in Österreich selbst nicht ohne tiefgreifende Wirkungen bleibt. Die Mehrheit der Österreicher hält diese Entscheidung für einen Affront nicht nur gegenüber dem amtierenden österreichischen Bundespräsidenten, sondern auch gegen das österreichische Volk. Doch diese neuerliche Wendung ändert nichts an der historischen Genesis dieses Falles und an dem Grundbefund, der schon vor Eintreten dieses Ereignisses feststand und im folgenden rekapituliert zu werden verdient.

Überzogene Vorwürfe

Die Vorwürfe des *Jüdischen Weltkongresses* und anderer ausländischer Institutionen und Medien, die Waldheim in die Nähe von *Kriegsverbrechen* rücken wollten und ihn wegen seiner militärischen Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg zur Zielscheibe vehementer Attacken machten, hatten naturgemäss in Österreich selbst von Anfang an ein lebhaftes und widersprüchliches Echo. Manche Sozialisten waren zunächst der Meinung, mit diesen Vorwürfen den aussichtsreichen Kandidaten treffen, ja tödlich treffen und aus der Bahn werfen zu können. Erst als sie nach dem ersten Wahlgang merkten, dass Waldheim durch die Angriffe auf seine Person und seine Vergangenheit *gestärkt* und nicht geschwächt wurde, schalteten sie auf Distanz zu dieser Kampagne, ohne den Eindruck verwischen zu können, dass ihnen diese Kampagne zumindest sehr gelegen kam. Ausserdem bot der Kandidat der SPÖ, der sympathische, aber von der Kandidatur für das höchste Amt überforderte Arzt und Mensch Dr. Kurt Steyrer, ein Bild der Schwäche; er war nicht imstande oder willens, auch nur den Wahlkampf seiner eigenen Partei mässigend zu beeinflussen, und viele Wähler fragten sich daher nicht ohne Grund, welche Aktivität von einem solchen Mann künftig zu erwarten sei. Waldheim mit seinem Anstrich von Überparteilichkeit machte sich demgegenüber die Massenstimmung des Verlangens nach einer «Wende» und nach einer stärkeren Amtsausübung des Bundespräsidenten zunutze. Damit lag er mehr auf der Linie der Mehrheit der Wähler als der den Status quo repräsentierende Dr. Kurt Steyrer, dem man nicht abnahm, dass er sich von den Befehlen und vom Apparat der SPÖ werde freispielen können. In der Hauptsache aber war es die *Kampagne* gegen Waldheim, die diesem zu einem überlegenen kämpferischen Auftreten und zur Rolle des bedrängten Ehrenmannes verhalf, was sich schliesslich auch in einem beachtlichen Vorsprung niederschlug.

In dieser Situation appellierte Waldheim an das Verständnis und Mitgefühl seiner Zeitgenossen, besonders seiner Kriegskameraden und ihrer Angehörigen, und verkündete im Brustton der Überzeugung, «*nur seine Pflicht*» getan zu haben, indem er als deutscher Soldat und Offizier diente. Es ist festzuhalten und anzuerkennen, dass sich Waldheim in einer schwierigen Situation befand und es sehr naheliegend, ja verführerisch war, so zu reagieren, wie er reagierte. Der Kandidat war von zwei Seiten her motiviert, sich hinter bequemen Formeln wie jener der Pflichterfüllung zu verschanzen und jede weitere «Trauerarbeit» als Zumutung abzulehnen. Zum einen waren die Attacken, vor allem des Jüdischen Weltkongresses, tatsächlich überzogen und übertrieben, ja sie entbehrten, was die konkreten Vorwürfe gegen Waldheim als Person anlangten, wie sich bald herausstellte, jedes sachlichen Substrats. Wenn man Waldheim aber zum andern als Repräsentanten einer Generation und einer Geisteshaltung anprangerte und vor das Tribunal des Weltgewissens zerrte, beschwor man in Österreich die Solidarisierung eben dieser *Kriegsgeneration*, die sich mit Waldheim identifizierte und in ihm wiedererkannte, herauf.

Kriegsteilnehmer gleich Kriegsverbrecher?

Der Umstand, dass es die gegen Waldheim gerichteten Angriffe vielfach an der notwendigen *Differenzierung fehlen* liessen und Kriegsverbrecher mit Kriegsteilnehmern beziehungsweise umgekehrt gleichsetzten oder doch in Nähe zueinander rückten, musste in Österreich Unverständnis, ja Empörung hervorrufen, denn obwohl die Mehrheit der Österreicher und auch der Kriegsteilnehmer mittlerweile eingesehen hat, dass der von Hitler begonnene Krieg ein verbrecherischer war, wollten und konnten sie sich mit der implizierten Logik, dass daher alle Kriegsteilnehmer auch Kriegsverbrecher seien, nicht anfreunden und abfinden, und zwar zu Recht nicht. Denn eine solche Gleichsetzung tut nicht nur der grossen Mehrheit derer, die unter Zwang und Druck ihren Kriegsdienst leisteten, unrecht, er verharmlost und verdeckt auch die eigentlichen Kriegsverbrecher, für die der Krieg

II

nicht eine unumgängliche Pflicht, sondern eine Gelegenheit zu verbrecherischen Exzessen war. Ausserdem wurde die Kampagne als ausländische Einmischung und durchsichtiger Versuch empfunden, die Wahl Waldheims zu verhindern; die gegen ihn erhobenen Vorwürfe wurden, da sie nicht bereits vorher, so bei der wiederholten Wahl Waldheims zum Generalsekretär der Uno, aufgetaucht waren, in Österreich gar nicht erst sachlich geprüft, sondern von vorneherein als Propaganda abgetan. Die mit den faktischen Vorwürfen verknüpften *moralischen Fragen* wurden erst recht nicht aufgenommen; man konnte sie leicht als blosse Begleiterscheinungen und Rationalisierungen einer böswilligen Absicht, die man merkte und über die man sich verstimmt zeigte, abtun.

Der bequeme Weg

Die Versuchung für Waldheim war also gross, auf die masslosen Angriffe seiner Ankläger dadurch zu reagieren, dass er auch auf die in den Übertreibungen enthaltenen echten und berechtigten Fragen gar nicht einging, dass er den *Übereifer* seiner Gegner durch ein *Unterspielen* zu kompensieren trachtete. Dieses Herunterspielen lag um so näher, als die Reaktion der Masse der Wähler ihm entgegenkam. Trotzdem wäre es besser gewesen und hätte es Format bewiesen, wenn Waldheim der *Versuchung widerstanden* hätte, in der bequemen und für seinen Wahlerfolg nützlichsten Art zu reagieren, und wenn er die Gelegenheit ergriffen hätte, auch eine unter unsachlichen Vorzeichen eröffnete und von aussen aufgezwungene *Diskussion aufzunehmen* und sie als Sprecher seines Volkes etwa so zu führen, wie sie der deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede vom 8. Mai 1985 geführt hat. Er hätte dann etwa sagen können, dass sich die Österreicher allzu lange hinter der bequemen Formel der Moskauer Deklaration, dass Österreich das erste Opfer Hitlers sei, versteckt und es versäumt hätten, den Schuldanteil, den zwar nicht Österreich als Staat, wohl aber viele Österreicher als verantwortliche Personen und Individuen auf sich geladen haben, zu reflektieren. Er hätte eine Menge Dinge sagen können und müssen, die seinen Stimmenanteil möglicherweise verringert, aber sein moralisches Gewicht vergrössert hätten.

Dass er diese erlösenden Worte einer wirklichen Aufarbeitung der Vergangenheit erst sehr spät in seiner Rede vom 19. Mai 1987 gefunden hat und sich vorher mit Annäherungen und Halbheiten begnügte, ist aber wiederum nicht ihm allein anzulasten; er befindet sich mit dieser Technik des Verdrängens und Bagatellisierens heikler, moralisch belastender Probleme in guter beziehungsweise schlechter Gesellschaft. Denn in Österreich ist die wirklich tiefgehende *Gewissenserforschung* über die eigene Vergangenheit, der sich die Deutschen nach 1945 einfach nicht entziehen konnten, nach der wiedergewonnenen Selbständigkeit des Landes, die aber noch lange keine Unabhängigkeit und Souveränität war, aus verschiedenen Gründen von allem Anfang an *zu kurz* gekommen.

Verständliches Stillschweigen nach 1945

Im Jahre 1945 und nachher herrschten nicht nur die Sorgen des Wiederaufbaus gegenüber moralischen Orientierungsfragen vor; es bestand auch die berechtigte Sorge, dass jedes offene Eingeständnis der wenn auch nur individuellen Mitschuld der Österreicher die Stellung Österreichs gegenüber den Alliierten und besonders gegenüber den Russen schwächen, ja letzteren willkommene Vorwände liefern würde, um Österreich den *Staatsvertrag*, den es dann erst 1955 in einer günstigen historischen Stunde erhielt, *vorzuenthalten*. Die Gefahr, dass Österreich als ganzes eine Volksdemokratie werden oder doch geteilt werden würde, erschien in der Nachkriegszeit als so vordringlich, dass man im Vergleich dazu die Auseinandersetzung mit einer äusserlich definitiv beendeten Vergangenheit für eine Cura posterior hielt. Es übersteigt in der Regel die Kapazität der Menschen und auch die der politisch Verantwortlichen, sich zwei schwierigen Aufgaben gleichzeitig und gleich intensiv zuzuwenden, und so kam denn nach diesem psychologischen Mechanismus auch die notwendige Bereinigung der österreichischen Vergangenheit zu kurz. Dies konnte um so leichter geschehen, als die politischen Führer des Jahres 1945, vor allem der erste frei gewählte Bundeskanzler *Leopold Figl*, als persönliche Opfer Hitlers und KZ-Häftlinge allen Grund hatten, sich mit der Opferrolle Österreichs, die in der Formel der Moskauer Deklaration vorgegeben war, zu identifizieren und sie nicht als blosse Lebenslüge zu empfinden.

Auch die *Entnazifizierung*, die in Österreich nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches stattfand, war nicht dazu angetan, besondere Schuldeinsicht zu erwecken. Sie wurde – analog zur Kampagne gegen Waldheim – als eine den Österreichern von den Alliierten *auferlegte Pflichtübung* angesehen, der man sich dementsprechend lustlos und halbherzig unterzog. Die formale Kategorisierung in «Schwerbelastete», «Minderbelastete» und «Unbelastete» wurde damals als ähnlich problematisch empfunden wie die Jahrzehnte später im Wahlkampf gegen Waldheim bemühten Kategorien. Die grosse Masse der Nichtparteimitglieder bekam es damals quasi schriftlich und amtlich, dass sie *mit dem System nichts zu tun* hatte und sich folglich auch nicht schuldig fühlen müsse, eine Selbsteinschätzung, die vielfach den erforderlichen Tiefgang an Ehrlichkeit vermissen liess. Schliesslich darf man, wenn man die Traditionen der Verdrängung der nazistischen Vergangenheit, die Waldheim zwar nicht völlig entschuldigen, aber starke Milderungsgründe für sein Verhalten beibringen, rekonstruiert, auch nicht vergessen, welchen Anteil Bruno Kreisky an der Vernachlässigung der moralischen Gewissensfragen hat: Mit der Aufwertung der Freiheitlichen Partei durch die Wahlrechtsreform 1970 und noch mehr mit der von Kreisky eingeleiteten *kleinen Koalition* zwischen Sozialisten und Freiheitlichen ging stillschweigend eine Ausklammerung heikler Fragen der österreichischen Vergangenheit Hand in Hand. Die schon 1949 unter massgeblicher Förderung der Sozialisten wieder ins politische Leben drängenden Angehörigen des dritten Lagers wurden umworben und integriert, und in der Regel spricht man, wenn man jemanden umwirbt, nicht von Dingen, die dem Umworbenen unangenehm sind.

III

Kontinuum der Verdrängung

Dies alles muss man wissen, um zu verstehen, warum Waldheim mit seiner Reaktion der Verdrängung im Kontinuum der österreichischen Geschichte steht, die ihm während des Wahlkampfes zu schaffen machte und auch noch in Zukunft, gerade angesichts des herannahenden fünfzigsten Jahrestages des Anschlusses Österreichs an Deutschland im März kommenden Jahres, zu schaffen machen wird. Auf der anderen Seite wäre es ungerecht gegenüber Waldheim und gegenüber Österreich, es so darzustellen, als ob die österreichische Nachkriegsgeschichte nur aus solchen Verdrängungen und Verlegenheiten bestünde und nicht auch, ja in erster Linie, echte Leistungen und Errungenschaften, auch moralischer Natur, aufzuweisen hat. Dies haben jene *linken Intellektuellen* und Künstler übersehen, die sich bis auf den heutigen Tag nicht genug daran tun können, Österreich als «faschistisch» zu diffamieren, und die damit der Sache Österreichs ebenso einen Bärendienst erweisen, wie sie während des Waldheim-Wahlkampfes im Sinne ihrer Intentionen *kontraproduktiv* gewirkt haben. Diese anarcholinksradikalen Künstler und Aktionisten haben es in Österreich fertiggebracht, die Wende, die sie eigentlich abwenden wollten, ungewollt zu unterstützen und zu einem Stimmungsumschwung nach rechts beizutragen, der bei den letzten Nationalratswahlen rechnerisch und auch atmosphärisch eingetreten ist, wenn auch nicht die Volkspartei, sondern die Freiheitliche Partei davon profitierte. Die Kampagne gegen Waldheim hat nicht nur ihm vordergründig genützt, sondern hat auch einer Polarisierung zwischen rechts und links, die erst in Zukunft voll sichtbar werden könnte, Vorschub geleistet.

Polarisierung zwischen links und rechts

Als historisch denkender Betrachter ist man versucht, eine Parallele zur Zwischenkriegszeit zu ziehen, in der die *sozialdemokratische Propaganda* ebenfalls wesentlich dazu beitrug, die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten, die man, statt sie zu umwerben, als «reaktionäre Masse» apostrophierte, zu einer *Einheitsfront gegen links* zusammenzuschweissen und in die Arme des Faschismus zu treiben. Besonders die Verletzung der Gefühle der ehemaligen Offiziere der Armee des alten Österreich, ja die Verunglimpfung Habsburgs und des alten Österreich überhaupt spielte in dieser Polarisierung eine verhängnisvolle Rolle. So ist es der sozialistischen Wahlkampfführung und dem aufgeregten Engagement linker Künstler und Literaten auch diesmal gelungen, die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Wähler, die nach dem Motto «Lieber rot als schwarz» bei früheren Bundespräsidentenwahlen dem sozialistischen Kandidaten zum Sieg verholfen hatten, diesmal in die Arme Waldheims zu treiben und in einer den Anlass überdauernden Weise nach rechts zu motivieren und zu verschieben. Die Selbstberauschung an Worten hat auch diesmal ihre negative Wirkung getan. Dazu kam noch, dass sich die Vertreter einer jüngeren Generation, der die Belastungen der älteren durch eine spätere Geburt erspart geblieben sind, zum Richter über die ältere und deren Verhalten während des Krieges aufschwangen und vielfach eben die Selbstgerechtigkeit an den Tag legten, die man Waldheim und den Seinen vorwarf. Denn wer, der sich selbstkritisch befragt und verhält, kann guten Gewissens behaupten und sicher sein, in einer vergleichbaren Situation anders und besser gehandelt zu haben als die auf die Anklagebank gesetzten Repräsentaten der Kriegsgeneration?

Umgekehrt muss man sagen, dass die Wahl Kurt Waldheims zum sofortigen Rücktritt des damaligen Bundeskanzlers Fred Sinowatz geführt hat, der zwar Vorsitzender der SPÖ geblieben ist, als Regierungschef aber Bundeskanzler *Franz Vranitzky* Platz gemacht hat. Dieser hat durch seine überzeugende Persönlichkeit und seinen auch für nichtsozialistische Wähler akzeptablen Kurs die Tendenz gegen die SPÖ gebremst, wenn auch nicht zum Stillstand gebracht, allerdings zum Teil dadurch, dass er sich Teile des konservativen Wendeprogramms *selbst angeeignet* und damit den bürgerlichen Parteien den Wind aus den Segeln genommen hat. Es bleibt allerdings abzuwarten, ob es ihm gelingen wird, diese inhaltliche Absetzung des österreichischen Sozialismus von seinen traditionellen Positionen auf die Dauer voranzutreiben, ohne das vergleichbare Schicksal Helmut Schmidts in der Bundesrepublik zu erleiden.

Gefahr für die SPÖ

Vranitzky handelt aber nicht nur aus Fairness und Gründen der Staatsräson, sondern auch aus solchen der Parteiräson und der persönlichen Karriere. Ein erzwungener Rücktritt Waldheims und ein ihr vorhergehender oder folgender Bruch der grossen Koalition könnten nämlich die relativ gute Position, in der sich die Sozialistische Partei trotz allen Rückschlägen unter der Führung Vranitzkys befindet, gefährden und sie gleich der Volkspartei in der Wählergunst unter die Vierzigprozentmarke herunterdrücken. Auch der Höhenflug Vranitzkys selbst, der sich in wenigen Monaten zum populärsten österreichischen Politiker seit Bruno Kreisky entwickelt hat, könnte jäh gestoppt werden. Denn nach Neuwahlen, die mit einem Rücktritt des Bundespräsidenten wahrscheinlich verbunden wären, hätte Vranitzky keine politische Option mehr. Eine Neuauflage der grossen Koalition wäre psychologisch nach einer solchen Vorgeschichte und Vorbelastung wohl kaum möglich, und auch eine Rückkehr zur kleinen Koalition mit der FPÖ wäre Vranitzky persönlich, der ja die Wahl des jetzigen Parteiobmanns Jörg Haider zum Anlass der Sprengung dieser Koalition nahm, so gut wie unmöglich. Auch für die Sozialistische Partei scheint dies schwer denkbar, schon deshalb, weil sie sich mit der nach rechts gerückten FPÖ unter Haider noch weniger als mit der ÖVP auf ein tragfähiges Programm, vor allem in Wirtschaftsfragen, einigen könnte. In einem solchen Fall bliebe die einzige bisher noch nicht durchgespielte Regierungsvariante die einer schwarzblauen Koalition. Vranitzky und die SPÖ wissen aber ganz genau, dass es im Falle einer Polarisierung zwischen links und rechts leicht zu einer *verstärkten Rechtsmehrheit* gegen die SPÖ kommen kann.

Der Fall Waldheim hat längst aufgehört, eine Auseinandersetzung über die juristische oder moralische Unschuld Waldheims zu sein. Ähnlich der Dreyfus-Affäre, die am Beginn dieses Jahrhunderts in Frankreich die Nation in zwei Lager spaltete, ist der Fall Waldheim zu einem *Katalysator* für Polarisierungsprozesse entlang der historischen Rechts-Links-Linie geworden. Vranitzky und die grosse Koalition verhindern vorläufig und hoffentlich auf Dauer, dass die Dämme brechen und der Kampf zweier unversöhnlicher Lager gegeneinander zum Schaden Österreichs losbricht.

IV

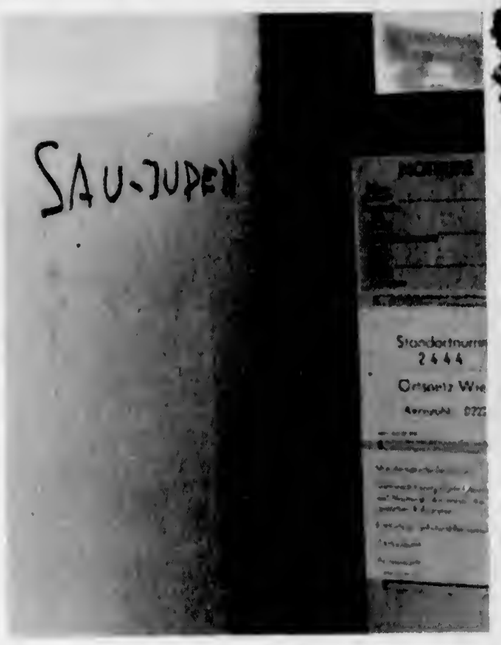
Mahnwache

Im Herzen von Wien, am Stephansdom rechts neben dem Riesentor, ist das Zeichen „05" eingeritzt, das Symbol einer bürgerlichen Widerstandsgruppe gegen den Nationalsozialismus aus der Endphase des Weltkriegs. Seit einem Monat sieht man am geschichtsträchtigen Ort ein Plakat: „Mahnwache für den österreichischen Widerstand", rundherum Blumen und Kränze und jeweils zwei Freiwillige, die Flugblätter verteilen und den Passanten Rede und Antwort stehen. Ohne Unterbrechung, Tag und Nacht, wird die „Mahnwache" gehalten, von Studenten, von unbekannten und bekannten Bürgern dieser Stadt, auch von Schriftstellern und Künstlern wie Elfriede Jelinek und André Heller, Gerhard Roth und Walter Pichler, Peter Turrini, Barbara Frischmuth und Axel Corti, von dem der politischen Radikalität völlig unverdächtigen Generaldirektor der Nationalbank Johannes Fürst Schwarzenberg. Was sie aus der Menge, die sich regelmäßig ansammelt, zu hören bekamen, ist eine seltsame Mischung aus Neugier, ein wenig Betroffenheit und viel Aggressivität – seit anno Waldheim gehen die Emotionen in Österreich eben hoch, höher als je zuvor in den letzten Jahrzehnten. Den Antisemitismus, der sich dabei unverhohlen äußert, zu leugnen oder zu bagatellisieren wäre töricht und gefährlich zugleich. Wozu das goldene Wienerherz fähig ist, kann bei Horváth oder Qualtingers „Herrn Karl" nachgelesen werden, aus der historischen Wirklichkeit weiß man es von den Märztagen 1938. Gleichwohl hat dieses – viele Wiener erstaunlich provozierende – demonstrative Erinnern, die Weigerung, zu vergessen, unzweifelhaft ein Positives: Der Bann des Schweigens ist gebrochen, man spricht miteinander, auch wenn heftig aneinander vorbeigeredet wird. Ein Versuch ist's jedenfalls – abzubauen, was das Österreich des Jahres 1987 im Inneren mehr bedroht als alle diplomatischen Schwierigkeiten: geistige Enge und Intoleranz, gehässige Larmoyanz, die nur in die Wagenburg des Provinziellen führt. Karl Schwarzenberg, der noch aus einem größeren Österreich kommt, hat das Motiv seiner Beteiligung an der „Mahnwache" mit sehr einfachen Worten auf den Begriff gebracht: „Denn nichts bedrückt mehr auf die Dauer, nichts zerstört mehr die Seele des Menschen und so auch eines ganzen Volkes als eine Schuld, für die man weder gebüßt hat noch sie sühnen will." u.we.

Vatikan empfängt den Bundespräsidenten mit höchsten Ehren:

Juden fallen wegen Einladung Waldheims über den Papst her

VATIKANSTADT, WIEN (Volksblatt, Ag) — Die überraschende Einladung Bundespräsident Kurt Waldheims zu einem offiziellen Besuch im Vatikan am Donnerstag kommender Woche hat in der jüdischen Welt ner von Rom von einem „Skandal" und die israelische Parlamentsabgeordnete Chaika Grossmann wirft der Kirche vor, die erste zu sein, „die den Mördern verzeiht". Papst Johannes Paul II. läßt sich durch die Vorwürfe jedoch nicht



Wiens Oberrabbiner Eisenberg, antisemitische Schlagzeilen und Schmierereien, Ausschreitungen zur Nazi-Zeit*, Mahnwache vor

Österreichs Juden haben wieder Angst

Sie erhalten Drohungen, werden beschimpft, gar tätlich angegriffen: die Juden in Wien. Gerade noch 6000 Mitglieder zählt die Gemeinde, einst waren es 180 000.

Während sich Bundespräsident Kurt Waldheim im Vatikan und in Jordanien als Staatsgast feiern ließ, denken viele Juden an Flucht aus dem Waldheim-Land.

Muriell Garfias war etwas mißtrauisch, als sie vor 14 Jahren nach Österreich flüchtete. Ein hoher Beamter des Innenministeriums beruhigte die linke Exil-Chilenin: „Der Antisemitismus ist hier überhaupt kein Problem."

Und tatsächlich, Muriell Garfias, von Beruf Tanzlehrerin, erlebte in Wien „nichts Schlimmes", obwohl sie den Davidstern offen am Halsband trug. „Doch seit der Waldheim-Wahl", erzählt sie, „hat sich viel verändert."

Voriges Jahr, als der Jüdische Weltkongreß in New York die Kriegsvergangenheit des neuen Staatsoberhaupts durchleuchtete, hörte sie bei einer Diskussion in der Straßenbahn erstmals das Wort „Saujud". Plötzlich riß der gute Kontakt zu den Nachbarn ab. Jetzt wird Muriell Garfias von den Mitbewohnern des Hauses nicht einmal mehr gegrüßt.

Ein 20jähriger, dem sie nicht gleich mit Kleingeld zum Telephonieren aushelfen konnte, nannte sie kürzlich eine „Scheißjüdin". Bislang hat die Chilenin die Demütigungen geduldig ertragen, aber sie gesteht: „Ich habe nun viel Angst."

Ihren Sohn Diego, einen Jurastudenten, beschlich vor zwei Monaten „erstmals ein mulmiges Gefühl". Gemeinsam mit einem Freund hatte er vor einem Einkaufszentrum im Arbeiterbezirk Donaustadt jiddische Lieder gespielt, als ein Mann von etwa 40 Jahren laut auf „die Juden" schimpfte.

So wie Muriell und Diego Garfias fühlen sich unzählige Juden „im Wien des Jahres 1987 auf den Straßen nicht mehr sicher", erklärte vorletzte Woche die Vereinigung Jüdischer Hochschüler.

Ein Jahr nach der Vereidigung Kurt Waldheims zum Bundespräsidenten erlebt Österreich etwas Unfaßbares: Der Antisemitismus, der in den Köpfen vieler Bürger überlebt hat, kommt ans helle Tageslicht – trotz des Holocaust, dank Kurt Waldheim.

Rund 40 Jahre nach dem Ende der Naziherrschaft „traut sich der altbekannte Antisemitismus wieder aus den Löchern hervor", beobachtete Regisseur Axel Corti, dessen erfolgreicher Film „Welcome in Vienna" aller Welt eindringlich vorführt, daß Judenverachtung seit jeher so zu Wien gehört wie die „Blunzn", die Blutwurst.

Meinungsbefrager ermittelten zwar jüngst in Österreich lediglich sieben Prozent Antisemiten – aber nur, weil sie den Begriff ganz eng faßten. Der Wiener Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg hält 50 Prozent der Österreicher für Antisemiten, Tendenz steigend. So haben sich, als Spontanreaktion auf bestimmte Sendungen, Anrufe antisemitischen Inhalts beim Staatssender ORF gegenüber 1976 vervielfacht. Auch nehmen Österreichs konservative Politiker immer seltener ein Blatt vor den Mund.

Schon im Wahlkampf hatte ÖVP-Generalsekretär Michael Graff von den „ehrlosen Gesellen" des Jüdischen Weltkongresses gesprochen und damit die antisemitische Lawine losgetreten.

Jetzt erlaubte sich der Linzer Vizebürgermeister Carl Hödl in einem Brief an den Weltkongreß-Präsidenten Edgar Bronfman den Vergleich, dessen Aussa-

* Nach dem „Anschluß" Österreichs wird ein jüdisches Kind gezwungen, das Haus seiner Eltern mit der Aufschrift „Jud" zu beschmieren.

dem Stephansdom: Das Unfaßbare kommt aus den Köpfen ans Tageslicht

gen über Waldheim seien „wie die Ihrer Glaubensgenossen vor 2000 Jahren, die in einem Schauprozeß Jesus Christus zum Tode verurteilen ließen, weil er in das Konzept der Herren von Jerusalem nicht paßte".

Oberösterreichs christdemokratischer Landeshauptmann Josef Ratzenböck, ein aussichtsreicher Anwärter auf die Nachfolge des angeschlagenen Parteichefs Alois Mock, verteidigte solche Aberwitz-Sprüche sogar noch. Vorletzte Woche, als die Wiener SPÖ Waldheim zum Rücktritt aufforderte und der Widerstandskämpfer Josef Hindels ihn einen „hinterhältigen Lügner" nannte, verglich der ÖVP-Generalsekretär Hindels mit dem Nazi-Blutrichter Roland Freisler, dem Chef von Hitlers „Volksgerichtshof".

Und als zahlreiche jüdische Organisationen gegen den Besuch Waldheims im Vatikan protestierten, komponierte die offizielle ÖVP-Parteizeitung „Neues Volksblatt" die Schlagzeile: „Juden fallen wegen Einladung Waldheims über den Papst her." Noch am selben Abend wurde für viele orthodoxe Wiener Juden der Heimweg zum Spießrutenlauf. Ein 50jähriger Mann grüßte den Rabbiner Zwi Ehrenberg und den Kaufmann Norbert Gang, die aus der Synagoge am Judenplatz kamen, mit „Heil Hitler".

Als Gang den Provokateur aufforderte, zu verschwinden, antwortete der: „Geh in Orsch, du Saujud."

In der Wiener Schmelzgasse drängten drei Jugendliche den Rabbiner Jacob Biedermann an die Wand und wollten ihn verprügeln. „Zum Glück", erzählt Biedermann, „waren die alle betrunken, und ich konnte entkommen."

Der Rabbiner berichtete den Vorfall weder der Polizei noch der Israelitischen Kultusgemeinde, er hält ihn für „nichts Besonderes". Früher sei er zwei-, dreimal im Monat beschimpft worden, jetzt eben zwei-, dreimal pro Woche: „Diese Leute sind arm und nicht gebildet. Wenn ihnen so etwas gefällt, ist es ihr Problem."

Vor allem die jungen Juden halten so viel Nachsicht für unangebracht. Häufiger als ihre Eltern, die den Holocaust zwar überlebt haben, davon aber oft nichts mehr wissen wollen, verweisen sie auf die Vergangenheit: 1938 lebten 180 000 Juden in Wien, heute zählt die jüdische Gemeinde gerade noch 6000 Mitglieder. In den anderen österreichischen Bundesländern sind es ein paar hundert.

„Wir haben viel zu lange geschwiegen", bedauert Martin Engelberg, Vorstandsmitglied der Vereinigung Jüdischer Hochschüler.

Er hält den Antisemitismus für „eine Krankheit, welche die österreichische Gesellschaft in ihrer Mehrheit befallen hat, quer durch alle Altersgruppen und Schichten".

Als Krankheitserreger bezeichnet Rechtsanwalt Daniel Charim einen besonderen „Fundus an Vorurteilen und die halbgemütliche Bösartigkeit" in der Alpenrepublik. Jahrzehntelang habe dieses gefährliche Gemisch einen „Antisemitismus ohne Juden" genährt, doch nunmehr, seit den Angriffen des Jüdischen Weltkongresses, „können viele Österreicher ihren Judenhaß auf persönliche Erfahrungen stützen" (Charim).

Und die leben sie jetzt aus. Ohne Mühe konnte Martin Engelberg vergangene Woche zehn üble Vorfälle dokumentieren – gemeine Beleidigungen und gefährliche Drohungen. Längst hat sich im Wien Waldheims das Klima so gewandelt, daß nicht nur Beschimpfungen alltäglich sind; auch brutale Übergriffe häufen sich.

Juden werden von Taxifahrern aus dem Wagen geworfen oder auf offener Straße bespuckt – etwa der US-Staatsbürger Ernst Bernstein, als er seine ehemalige Wohnung in der Wiener Krummbaumgasse besuchen wollte.

Bei einer Veranstaltung der Sozialistischen Partei fragte ein 70jähriger Jude den Bundeskanzler Franz Vranitzky besorgt, ob die Regierung am Mieterschutz festhalte. Er fürchte, von seinem antisemitisch eingestellten Hausbesitzer gekündigt zu werden.

In bestimmten Wohnungen sind Juden ausdrücklich „nicht erwünscht". Andererseits kennt die Wiener SPÖ-Abgeord-

nete Brigitte Ederer eine schöne Wohnung, in die niemand einziehen will: Sie liegt direkt neben einem jüdischen Bethaus.

Wie beängstigend die stetig wachsende Diskriminierung der Juden schon geworden ist, zeigte sich vorletzte Woche: Zwei jüdische Interviewpartner mochten sich im Fernsehen nur noch mit verdeckten Gesichtern über ihre Empfindungen äußern.

„Die Stimmung ist inzwischen so schlecht", sagt Martin Engelberg, „daß ich Schlimmes befürchte – nicht nur von Neonazis, sondern einfach aus der Bevölkerung heraus."

Österreichs Staatspolizei erwartet einen Anschlag auf die „Mahnwächter" am Wiener Stephansplatz. Dort erinnern seit dem 8. Juni, dem Jahrestag der Waldheim-Wahl, geschichtsbewußte Österreicher an die österreichischen Widerstandskämpfer im Zweiten Weltkrieg.

Tag und Nacht wird seither an dieser Mahnwache diskutiert, und die Antinazis hören da etwa: „Geht's nach Sibirien!" Oder: „Na, fürchten sich die Juden hier zu Recht? 42 Jahre ist ihnen nix geschehen."

Peter Huemer, Initiator der Mahnwache, wertet die Debatten als Beweis dafür, daß es Österreich „nicht mehr gelingt, unerkannt in die Geschichte zu entkommen". „Nicht zuletzt aus Angst vor einem Blutvergießen" (Charim) wird die Mahnwache schon am 8. Juli und nicht, wie geplant, erst zum Nationalfeiertag am 26. Oktober beendet.

Viele Juden haben das beklemmende Gefühl, in Wien einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Zwar hat die verschärfte Konfrontation der letzten Zeit auch „Solidarität in der Gefahr ausgelöst", betont Oberrabbiner Eisenberg. Doch wie der Kaufmann Norbert Gang stellen sich nicht wenige die Frage: „Muß ich dieses Land jetzt verlassen?"

Einige Dutzend, möglicherweise schon 100 Juden haben sich zu diesem Schritt entschlossen. „Man muß auswandern", sagt der Medizinstudent Doron Rabinovici, auch wenn dem Bundespräsidenten Waldheim, der sich vorige Woche als Staatsgast in Jordanien feiern ließ, „kein Blut an den Händen, sondern nur Schleim an den Spinnenfingern klebt".

„Es gibt viele Familien", weiß Diego Garfias, „die ihr Flugticket schon in der Tasche und ihre Wohnung in Israel bereits gekauft haben."

Besonders verbittert ist der KZ-Überlebende Leon Zelman, der sich als Wien-Liebhaber („Diese Stadt ist ein faszinierendes Denkmal") immer um die Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden bemüht hat. „Alles kaputt", meint er, „Waldheim hat die halbe Nation für sich als Geisel genommen."

Zelman wünscht sich nur noch eines: „Ich möchte morgen aufwachen, aufstehen und sagen können: Das war alles nur ein schlechter Traum."

SÜDKOREA

Entscheidender Stoß

Nach wochenlangen Straßenschlachten mußte Präsident Chun kapitulieren und einen demokratischen Neuanfang versprechen.

Chun Doo Hwan, ehemaliger Fallschirmjäger-General, Putschist und autoritärer Herrscher über 41 Millionen Südkoreaner, besann sich im achten und letzten Jahr seiner Präsidentschaft auf eine Weisheit von Konfuzius.

„Wenn der Führer das Vertrauen seines Volkes verliert", hatte der im koreanischen Denken von heute noch immer tiefverwurzelte Philosoph aus China einst gelehrt, „dann ist sein Recht zu herrschen verwirkt."

Oppositionsführer Kim, Präsidentschaftsbewerber Roh: „Geniale Geste"

An diese Erkenntnis aus der konfuzianischen Harmonie-Lehre schien Diktator Chun vergangenen Mittwoch anzuknüpfen. „Egal wie gut ein Regierungssystem ist, es ist nutzlos, wenn das Volk es nicht will", erklärte der Präsident in einer Rede, die, in Funk und Fernsehen live übertragen, von der Mehrheit der Südkoreaner als bedingungslose Kapitulation empfunden wurde.

Da die Opposition „nicht das geringste Zugeständnis zu machen bereit" sei, so ein „nach vielen schlaflosen Nächten" sichtlich übermüdeter Chun, müsse eben „das Regierungslager" zurückstecken, „um den politischen Knoten zu entwirren . . . und die Nation zu retten". Der Präsident versprach, alle Bedingungen zu erfüllen, um den seit 26 Jahren von Militärdiktatoren beherrschten Südkoreanern eine demokratische Regierungsform zu bescheren. Wenige Stunden später wurden bereits die ersten politischen Gefangenen freigelassen.

Für die Opposition und ihre Anhänger (nach inoffiziellen Umfragen sprachen sich über 80 Prozent der Bevölkerung gegen Chun aus) war es ein sensationeller Triumph: Der Autokrat hatte früher schließlich nie gezögert, die regelmäßig in den Städten des Landes ausbrechenden Massenaufstände mit Polizei- und Militärgewalt niederzuschlagen.

Es war wohl nicht nur philosophische Einsicht, die Chuns plötzlichen Sinneswandel bewirkt hatte; in Wirklichkeit sah der Präsident keine andere Chance mehr, als die Flucht nach vorn anzutreten.

Der entscheidende Stoß, der seine Macht ins Wanken brachte, wurde paradoxerweise nicht von der Opposition geführt, sondern von seinem engsten Getreuen, dem Mann, den Chun als seinen Nachfolger und politischen Erben auserwählt hatte: Roh Tae Woo, 54, Vorsitzender der regierenden Demokratischen Gerechtigkeitspartei, Ex-General und Vietnamkämpfer auch er.

Die Ernennung dieses langjährigen Kampfgenossen Chuns zum einzigen Präsidentschaftskandidaten am 10. Juni hatte die wüstesten Straßenschlachten seit 1980 ausgelöst. Denn Chun träumte zwar davon, im Februar 1988 als erster Herrscher in die Geschichte Südkoreas einzugehen, der sein Amt freiwillig und friedlich abgeben würde.

Aber die Opposition sollte dabei um jede Chance zum Machtwechsel betrogen werden: Statt seinen Nachfolger direkt vom Volk wählen zu lassen, wollte Chun ihn durch sorgsam verlesene Wahlmänner küren lassen. Der Präsident verbot, über eine Änderung des Wahlsystems auch nur zu diskutieren.

Wiener Interview mit Bruno Bettelheim:

"Die Österreicher verdienen ihren Waldheim"

Frage: Wie fühlen Sie sich nach diesem so bewegenden Symposion über die "Vertriebene Vernunft"?

Bettelheim: Müde.

Frage: Fanden Sie es bewegend?

Bettelheim: Das Wiedersehen mit alten Freunden ist ambivalent; wir sind doch alle älter geworden und haben so vieles erlebt. Im übrigen ist es sehr schwierig für einen emigrierten Juden, der von hier vertrieben wurde, nach Wien zurückzukommen.

Frage: Fanden Sie es besonders schwierig, gerade zu diesem Zeitpunkt nach Österreich zu kommen?

Bettelheim: Wegen Waldheim? Warum fragen Sie das denn nicht direkt? Nein, das würde ich nämlich nicht sagen, denn ich habe mir eigentlich von Österreich nichts anderes erwartet.

Frage: Das ist sehr weise. Für Kreisky haben Sie nicht sehr viel übrig?

Bettelheim: Nein. Er war ja immer antisemitisch. Ich weiss nicht, was er sich privat gedacht hat, aber in seiner politischen Kar-

Prof. Dr. Bruno Bettelheim

riere in Österreich hat er es für wichtig gefunden, mit Arafat sehr freundlich zu sein und eher distanziert gegenüber Israel.

Frage: Und wie stehen Sie zu den Reaktionen der Österreicher auf all dies und Ihre verzweifelten Versuche, diese antisemitische Welle jetzt wiedergutzumachen?

Bettelheim: Meiner Ansicht nach ist ja einer der Gründe für dieses Symposion, das zu konterkarieren, dagegen Strömung zu machen. Denn das ist ja löblich, aber ich glaube, es ändert nichts an der Tatsache, dass meiner Ansicht nach der Präsident der österreichischen Republik sich im Zweiten Weltkrieg sicherlich sehr fraglich benommen hat, um es höflich auszudrücken. Aber ich habe hier eigentlich nur mit solchen Menschen zu tun gehabt, die ich für anständig halte. Also es gibt meiner Ansicht und meiner Erfahrung nach sehr viele anständige Menschen in Österreich und in Wien.

Frage: Und es ist wunderbar, dass Sie sie unterstützt haben durch Ihr Kommen.

Bettelheim: Natürlich versucht man im kleinen Mass zu tun, was man kann. Aber ich habe zum Beispiel vorgestern einen Taxifahrer gehört, der ohne jede Provokation losgezogen ist, weil ihn ein Amerikaner über Waldheim gefragt hat. Das ist Volkes Stimme. Also es ist ein gemischtes Erlebnis, und ich komme natürlich nicht darum herum, dass Österreich, dem es ökonomisch recht gut geht, niemals einen Versuch der Wiedergutmachung unternommen hat.

Frage: Niemals ein Versuch der Renten, der Pensionen...

Bettelheim: Mir wurden ein grosses Vermögen, eine wertvolle Einrichtung, Kunstgegenstände, eine grosse Bibliothek, weggenommen, und wie ich nach dem Staatsvertrag nach Wien gekommen bin, um zu sehen, ob ich etwas zurückbekommen kann, hat mir der zuständige Referent gesagt, ja warum waren Sie so unvorsichtig, keine Dokumentation mitzunehmen, wo er wusste, dass ich direkt aus Buchenwald emigrieren musste und nichts mitnehmen konnte als was ich auf meinen Leib trug.

Frage: Was war es für ein Gefühl, damals als einer der ersten von diesen Greueln zu berichten?

Bettelheim: Ich habe es für meine Verpflichtung gehalten, darüber zu sprechen, und ich wurde davor gewarnt, weil ich klarerweise unter Verfolgungswahn leiden müsse, denn solche Dinge gibt es in Deutschland nicht, nicht wahr. Also ich habe schon meine Erfahrungen mit der Verneinung der ganzen Sache in Amerika gemacht, die sehr stark war damals, weil die Amerikaner keine Juden einwandern lassen wollten. Also mussten sie behaupten, dass es gar nicht so böse ist, denn sonst hätten sie eine moralische Verpflichtung gehabt, etwas zu tun. Also diese Verneinung hat schon fast sofort mit dem Nationalsozialismus begonnen. Churchill hat ja Hitler begrüsst, teilweise auch deshalb, weil die Idee war, dass Hitler gegen den Kommunismus Krieg führen werde.

Frage: Aber heute gibt es eine sehr grosse Rezeption und Aufarbeitung der Shoah in Amerika...

Bettelheim: Das ist alles sehr billig.

Frage: Zum Teil, wie Elie Wiesel sagte, Shoah Business.

Bettelheim: Denn trotz alledem sehe ich nicht, dass man besondere Anstrengungen unternimmt, um Israel zu helfen. Schauen Sie, die alten Römer haben schon gesagt: Homo hominem lupus. Also nichts Neues unter der Sonne. Aber in unserer Generation, in unserem Zeitalter ist eben Auschwitz, die Vernichtung der Juden, das grosse Ereignis, das die Destruktionstriebe des Menschen, die Freud als erster konstatiert und beschrieben hat, in höchstem Ausmasse zeigt. Was mich natürlich stört, ist, dass der Antisemitismus in Österreich so weit verbreitet, ich will nicht sagen vorherrschend, das weiss ich nicht, ist. Ich habe an den Universitäten alte Freunde und unter den Studenten sehr viele hochanständige Menschen gefunden, aber andererseits hat die Mehrheit Waldheim gewählt und ist mit ihm sehr zufrieden. Ich sehe in der Wahl Waldheims, dass die Österreicher, von denen viele dasselbe gemacht haben, was Waldheim gemacht hat oder es gemacht hätten, wenn sie in der Lage dazu gewesen wären, durch die Wahl Waldheims sich bestätigen, dass das alles vergeben ist, und dass das ihnen überhaupt nicht mehr im Wege steht in ihrer Karriere. Und das erklärt meines Erachtens diese positive Einstellung so vieler Österreicher zu Waldheim.

Frage: Sie haben Kreisky während des Symposions ungefähr so angesehen, wie man einen interessanten Patienten betrachtet. Was ist der psychologische Hintergrund seiner gesamten Einstellung, dass er hier den Antisemitismus salonfähig machte?

Bettelheim: Lange vor Hitler schrieb Theodor Lessing bereits ein Buch über den Selbsthass der Juden. Dieser Selbsthass der Juden ist ja leider ein sehr altes Phänomen, und viele sind davon beeinflusst. Ich glaube aber auch, dass Kreisky Karriere machen wollte, und dass er genau wusste, was er tun muss, um als Bundeskanzler den Österreichern akzeptabel und bei ihnen unerhört beliebt zu sein. Er hat den Österreichern gegeben, was diese wollten.

Frage: Einschliesslich den gegenwärtigen Sozialdemokraten?

Bettelheim: Scheinbar.

Frage: So wie für Freud ist auch für Sie die kulturelle und menschliche Bedeutung der Psychoanalyse wichtiger als ihre medizinische. Wo liegt heute, nach dem Abbruch dieser Tradition in Wien, ihr gesellschaftspolitisches und revolutionäres Potential?

Bettelheim: Ich habe irgendwie darauf geantwortet, indem ich von Freuds theoretischer Position des Todestriebs gesprochen habe. Ich glaube ja, dass man das ganze Phänomen Hitler ohne den Todestrieb nicht verstehen kann. Gott sei Dank hat sich der Todestrieb ja auch dann gegen Hitler gewandt. Wenn er nicht so vom Todestrieb motiviert worden wäre, hätte er den Krieg ganz anders geführt, denn er hat ja deutsche Soldaten vollkommen nutzlos aufgeopfert usw. Dieser ganze Rassismus war eine Wahnvorstellung, und wenn er ihr nicht verfallen wäre, hätten die Juden ihm sehr gerne als deutsche Soldaten gedient, und nicht nur das, sondern Polen, Ukrainer, Russen wären zu ihm übergelaufen, und er hätte die Welt erobert oder wenigstens Europa.

Es hat immer anständige Menschen gegeben, und immer unanständige, Bestien in Menschengestalt. Man muss sich eben aussuchen, mit wem man leben will, und man muss das Böse bekämpfen, so gut man kann. In früherer Zeit hat man die Hexenverbrennung bekämpft, und heute gibt es Menschen,

Fortsetzung Seite 20

Es bleibt bei weiteren 300 Millionen DM für Nazi-Opfer

Der Bundestag in Bonn hat mit der Mehrheit der Koalitionsparteien für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung zusätzliche Leistungen in Höhe von 300 Millionen Mark beschlossen. Die Leistungsverbesserungen sollen vor allem der Milderung von Härten dienen. Mit diesen Entschädigungsmaßnahmen soll jetzt eine endgültige Abschlussregelung im Bereich der Wiedergutmachung getroffen werden, sagte der Parlamentarische Staatssekretär im Finanzministerium, Friedrich Voss (CSU). Anträge der sozialdemokratischen Opposition und der Grünen für weitergehende andere Maßnahmen fanden keine Mehrheit.

Gedanken zum Tage:

Von den "Weisen von Zion" zur Universität Bologna

Von Hans Steinitz, Editor emeritus

Der italienische Schriftsteller Umberto Eco, der mit seinem Klosterroman *The Name of the Rose* Weltruhm erlangt hat (das Buch ist ja auch erfolgreich verfilmt worden), ist ein tapferer und unermüdlicher Kämpfer gegen Antisemitismus, faschistischen Rassenhochmut und Intoleranz, und man freut sich, diesen prächtigen Mann als Verbündeten zu haben; auch in Italien, das im allgemeinen kein fruchtbarer Boden für Antisemitismus ist, kann manchmal ein solcher Mann notwendig werden. Ein kürzliches Flugblatt, das anlässlich der Wahlen für eine Studentenvertretung an der Universität Bologna an dieser verbreitet wurde, bewies es.

Ausgerechnet an der Universität Bologna, der ältesten und würdigsten Universität Europas, ging dieses Flugblatt um; es forderte, dass "Kannibalen, Beduinen und Rabbiner" aus Italien verschwinden müssten, und eine reichlich plumpe Zeichnung, die den Text begleitete, zeigte einen Afrikaner, der ein Schild mit der Aufschrift AIDS trug und also die "Kannibalen" der "Dritten Welt" vorstellen soll, ferner einen Araber, der mit Gesichtsmaske und rauchender Bombe in der Hand die Terroristen treffen wollte (Bologna war vor ein paar Jahren Stätte eines grauenhaften Bombenattentats auf dem Bahnhofsplatz), schliesslich einen Rabbiner, wie ihn der *Stürmer* zu karikieren pflegte. Das Flugblatt erregte Aufsehen: linke Studentengruppen veranstalteten eine Protestkundgebung, es kam zu Zusammenstössen mit der Polizei und Unruhen auf den Strassen, und schliesslich musste der Rektor der Universität eingreifen und Strafantrag gegen die Urheber des Flugblattes stellen, und zwar wegen Aufforderung zu Mord und Volksverhetzung...

Und da griff Umberto Eco ein. Es gelang ihm nach langen Bemühungen, mit seinem geschulten literarischen Scharfsinn, die geistige Urheberschaft dieses Flugblattes und daran anschliessend auch einiger anderer antisemitischer Äusserungen und Tendenzen in Italien aufzuspüren. Er stiess auf eine verborgene Quelle des Ungeists, und er konnte nachweisen, dass die Saat des Hasses, des Neides und der Missgunst zwar ursprünglich nicht aus Italien stammte, aber doch eine sehr weite internationale Verwurzelung und Verzweigung hatte. Am Anfang standen — wen wundert es? — die berüchtigten *Protokolle der Weisen von Zion*, jene vermutlich aus den Tiefen der Geheimakten der zaristischen russischen Geheimpolizei stammende Schmähschrift über eine angebliche jüdische Weltherrschaft: immer wieder totgeglaubt, von Gerichten vieler Länder als Fälschung erwiesen, hundertmal widerlegt — und doch immer wieder aufgetaucht.

All das ist nicht neu, weil alles über diese *Protokolle* längst bekannt ist, aber Umberto Eco ging eben einen Schritt weiter und fand etwas heraus, was niemand sonst wusste. Er entdeckte, dass im Jahre 1937 in Deutschland eine Neuauflage der *Protokolle*, in deutscher Übersetzung, erschienen war, offensichtlich mit Goebbels' Segen — und dass ein obskurer Italiener namens Julius Evola ein Vorwort dazu geschrieben hatte. Evola, ein italienischer Okkultist und drittklassiger Winkeljournalist, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lebte und wirkte, schrieb in diesem Vorwort eine Kette maßloser Gehässigkeiten gegen Freud und Einstein, Schönberg und Mahler, Wassermann und Döblin, Levy-Bruhl und Bergson, die er insgesamt jüdischer Zersetzungsabsicht zieh. "Sie alle erkannten kein Gesetz an ausser den eigenen; und diese führen vom Liberalismus über den Individualismus zur Freidenkerei und den Aufstand der Massen bis zum Kommunismus..." Niemand weiss etwas über diesen famosen Julius Evola, dessen Geschreibsel offensichtlich genau den Leitartikeln des *Stürmer* und dem Wortschatz von Goebbels' Propagandaministerium entlehnt war. Kein Nachschlagewerk weiss etwas über Evola zu sagen, nur Mussolinis *Encyclopedia Italiana* aus den dreissiger Jahren erwähnt seinen Namen kurz.

Aber heute, in einer Periode des "historischen Revisionismus", gibt es tatsächlich Leute, die diesen Mann Evola ausgraben und ideologisch aufwerten. Anscheinend nicht so sehr deutsche Neonazis wie vielmehr italienische Neofaschisten versuchen, Evola zu "einem zu Unrecht vergessenen grossen Philosophen unserer Zeit" hochzujubeln. Freilich ist der Erfolg dieser Bemühungen bisher nicht sehr ergiebig gewesen; Eco schreibt, dass Evola ein "operettenhafter Okkultist" gewesen sei, dessen sich "auch der billigste Jahrmarkts-Zauberer schämen würde". Aber irgendwie kam offenbar das Bild vom grossen Philosophen Evola dennoch durch, und Umberto Eco weist nach, dass es den anonymen Autoren des Flugblattes von Bologna als Vorbild gedient haben muss.

Eine arabische Ausgabe der kompletten *Protokolle der Weisen von Zion* zirkuliert heute ganz offen in den meisten arabischen Ländern und wird auch in deren Buchhandlungen angeboten. Die nordischen Helden des "Aryan Order", die im Nordwesten der USA ein unabhängiges arisches Reich errichten wollen (die meisten von ihnen sitzen heute im Gefängnis) sind ein anderes Beispiel: der Kampf gegen Ungeist und Antisemitismus ist niemals ausgekämpft.

Mörder an Frankreich ausgeliefert:

Im Fall Nakash unterliegt das Rabbinergericht dem weltlichen

William Nakash, der wegen Mords in Frankreich in Abwesenheit zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt wurde, ist drei französischen Polizeioffizieren übergeben worden, die ihn in einem El-Al-Flugzeug nach Paris brachten. Nakash, der nach seiner Festnahme in Frankreich entkommen konnte, kam mit gefälschten Papieren nach Israel und sass dort über zweieinhalb Jahre in Untersuchungshaft, während der Kampf zwischen den ordentlichen und Rabbinatsgerichten um seine Auslieferung schwebte.

Angeblich, so Nakash, wolle die PLO ihn im französischen Gefängnis umbringen, da er ein PLO-Mitglied ermordet habe. Ob dies der Wahrheit entspricht, ist fraglich. Jedenfalls konnte Nakash dank seiner einflussreichen Familie und der Tatsache, dass er im Gefängnis extrem religiös wurde, eine religiös-nationalistische Lobby bilden, die mit juristischen Ausflüchten seine Auslieferung verschieben konnte. Auch heiratete Nakash im Gefängnis. Seine Frau wurde mit seinem Samen künstlich befruchtet, und nun wollte er erst auf die Geburt seines Kindes warten, dann versuchte er, "bei seiner Familie zu bleiben". Er erreichte auch, dass das rabbinische Gericht eine Auslieferung vorläufig verbot, um seinen Fall nochmals zu überprüfen.

Schliesslich wurde es Nakash klar, dass die französischen Behörden für den immer wahrscheinlicher werdenden Fall seiner Auslieferung die Untersuchungshaft in Israel nicht anerkennen würden. So bestand er auf seiner Auslieferung, obwohl sein Anwalt mit immer neuen Argumenten kam.

Im Februar 1983 war ein arabischer Barbesitzer in Besançon ermordet worden. Einer der drei Mörder war der marokkanische Jude William Nakash. Alle drei wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus veruruteilt. Nakash war bei seinem Prozess abwesend. Er konnte fliehen, verschaffte sich falsche Papiere und kam als Neueinwanderer nach Israel.

Zwei Jahre später planten drei bewaffnete Räuber, in der Nähe von Jericho einem Auto der russisch-orthodoxen Kirche, mit Kirchenschätzen beladen und aus Jordanien kommend, aufzulauern. Durch eine Denunziation wurden die drei, bevor sie den Raubüberfall vollziehen konnten, von der Polizei gefasst. Einer von ihnen, der sich als Robert Atlan ausgab, behauptete, französischer Bürger und völlig schuldlos zu sein. Die Polizei schickte seine Papiere und Fingerabdrücke nach Paris; die Antwort kam umgehend. Es handelte sich um den flüchtigen Mörder William Nakash.

Der ersuchten Auslieferung stand theoretisch nichts im Weg, da ein Auslieferungsabkommen zwischen Frankreich und Israel besteht. Doch im Mittelalter, als Juden oft nur zu Erpressungszwecken eingekerkert wurden, beschlossen die Rabbiner, dass derjenige, der einen Juden an einen "Ungläubigen" ausliefert, sich des Mordes schuldig macht. Meistens war es damals so. Denn die unschuldig eingekerkerten Juden, wenn man sie nicht gegen Lösegeld freikaufte, schmachteten bis zu ihrem Tod im Gefängnis.

So besann sich Nakash auf die Religion, liess sich im Gefängnis von einem Rabbiner unterweisen und wurde sogar ultrareligiös. Den Rabbinern erzählte er, dass nicht eine Rauschgifthandelsfehde der Grund zu dem Mord war, sondern die antisemitischen Umtriebe des Ermordeten. Trotzdem beschloss das Gericht bereits vor zwei Jahren, dass Nakash auslieferungsfähig sei.

Doch nun mischten die Rabbiner mit, behaupteten, Nakashs Leben sei gefährdet, und beriefen sich auf den Rabbinerbann gegen Auslieferung an "Ungläubige". Auch der Justizminister liess sich überzeugen, dass Nakash gefährdet sei. Nun begann ein Sturm der linken Parteien, die sich an das Oberste Gericht wandten. Dieses beschloss, Nakash zur Auslieferung freizugeben, trotz eines entgegengesetzten Urteils des rabbinischen Gerichts im Juni. Erst jetzt konnte sich das weltliche Gericht gegen das rabbinische durchsetzen, und dies nur, weil Nakash schliesslich einsah, dass eine weitere Verzögerung seine Lage nicht verbessern würde.

Nach langem Ringen musste das rabbinische Gericht Israels eine Schlappe hinnehmen. Doch der Kampf auf juristischer Basis zwischen Gesetz und Religion ist noch lange nicht entschieden.

Schraga Har-Gil

Synagoge von Ichenhausen als Begegnungstätte eingeweiht

Die "Synagoge Ichenhausen", die nicht mehr als Gotteshaus, sondern als Begegnungsstätte dienen soll, wurde nach ihrer Wiederinstandsetzung am 4. Dezember feierlich eingeweiht. Die aus dem Jahr 1781 stammende Synagoge des Baumeisters Joseph Dossenberger gilt als das hervorragendste Beispiel für Barocksynagogen in Deutschland.

"Dieses Gotteshaus soll uns erinnern, dass wir im Glauben an Gott vereint sind und zusammengehören", erklärte der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauss in einer Grussbotschaft. "In diesem Gedanken finden wir zurück zu einer Haltung, die für redliche Menschen zu jeder Zeit selbstverständlich gewesen sein muss".

Während Ichenhausen, im schwäbischen Teil Bayerns unweit von Günzburg gelegen, vor 1933 fast ebensoviele jüdische wie christliche Einwohner hatte, gibt es dort seit 1943, als die letzten Juden zur Vernichtung deportiert wurden, keinen einzigen Juden mehr. Aus diesem Grund wird die Synagoge jetzt als Kultur- und Begegnungsstätte dienen.

Wie die meisten anderen deutschen Synagogen wurde auch die Ichenhausener in der Reichspogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 von den Nazis im Inneren zerstört, aber nicht in Brand gesteckt. Bis 1945 diente sie als Lagerhaus; nach dem Krieg wollte es die JRSO, an die es als Nachfolgeorganisation der nicht mehr bestehenden Jüdischen Gemeinde fiel, an Privatleute verkaufen, was wahrscheinlich den sicheren Abbruch bedeutet hätte. Die Gebäuderuine wurde jedoch Anfang der fünfziger Jahre von der Stadt Ichenhausen übernommen und war von 1958 an Spritzenhaus der Ichenhausener Feuerwehr, nachdem das Dach und der Aussenputz neu ausgeführt worden waren, ohne die künstlerische Ausmalung, den Stuck, die Frauenempore und andere Teile des Gebäudes anzutasten.

Im Jahre 1973 beschloss der bayerische Landtag auf Initiative des damaligen Kultusministers Dr. Hans Maier als erstes deutsches Bundesland ein Denkmalschutzgesetz, unter das die ehemalige Synagoge fiel. Bald danach konstitutierte sich ein "Aktionskreis Synagoge Ichenhausen", der die Restaurierung der Synagoge betreiben wollte. Ihm wurde die Synagoge von der Stadt kostenlos übereignet. Mit Mitteln der Bundes- und Landesregierung, des Landkreises Günzburg und privaten Spenden (insgesamt waren drei Millionen DM erforderlich) wurde die Restaurierung in dreijähriger Arbeit durchgeführt.

An den Einweihungsfeierlichkeiten nahmen neben Vertretern von Stadt und Landkreis u.a. der bayerische Wirtschaftsminister Anton Jauman, der ehemalige Kultusminister Hans Maier, Carl-Dieter Spranger, Staatssekretär im Bonner Innenministerium, Werner Nachmann, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Julius Spokojny, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Augsburg-Schwaben, der Ichenhausener Erste Bürgermeister Walfred Kuhn, Oberrabbiner Josef Schweitzer aus Budapest, der katholische Bischof Josef Stimpfle und Oberkirchenrat Johannes Merz, beide aus Augsburg, teil.

Die Anzündung des Ewigen Lichtes und die Einweihung der Synagoge wurden von Oberrabbiner Schweitzer, Bischof Stimpfle und Oberkirchenrat Merz vorgenommen. Im Anschluss daran sang der Jerusalemer Oberkantor Moshe Stern das "El Melech Rachamin" zum Gedenken an die Opfer des nationalsozialistischen Terrors. Weitere Gesänge wurden von ihm und dem Gittit-Chor des Rubin-Konservatoriums der Stadt Haifa dargeboten.

Am Nachmittag des Einweihungstages fand im Synagogensaal ein Konzert statt, das von Oberkantor Stern, dem Gittit-Chor sowie dem Chor des St. Thomas-Gymnasiums im benachbarten Wettenhausen bestritten wurde.

Interview mit Bruno Bettelheim

Fortsetzung von Seite 3

die Gott sei Dank die Überreste des Nationalsozialismus bekämpfen.

Frage: Wie kämpft man in Ihrer Meinung dagegen?

Bettelheim: Als Psychoanalytiker ist es ja klar, was ich mache. Man versucht, den Menschen zu helfen, mit sich selbst gut auszukommen, und wenn sie mit sich selbst gut auskommen, haben sie keinen Grund, gegen andere aggressiv zu werden.

Frage: Aber bedürfte es heute angesichts dieser Probleme nicht viel mehr? Freud schreibt doch, dass er sich vorstellen könne, dass die Anwendung der Psychoanalyse auf die Kultur noch viel weiter entwickelt werden könnte.

Bettelheim: Die Psychoanalyse ist eine individuelle Angelegenheit; man kann immer nur *einen* Menschen wirklich analysieren. Freuds Einsichten in die Gesellschaft sind ja von seinen Studien des Individuums ausgegangen. Die Gesellschaft kann man nicht analysieren; sie hat kein Unterbewusstes, kein Überbewusstes, kein Ich. Das sind Anwendungen, die ich für verfehlt halte. Andererseits aber, da uns die Psychoanalyse tiefe Einsichten in das Individuum gegeben hat und da die Gesellschaft aus Individuen besteht, kann man gewisse Einstellungen der Gesellschaft psychoanalytisch verstehen, aber nicht wirklich durchdringen. Die Psychoanalyse ist keine Soziologie.

Frage: Das heisst, dass Sie die ganze neue Richtung der Psychohistorie für verfehlt halten?

Bettelheim: Meiner Ansicht nach ja. Man kann einen Menschen nur analysieren, wenn man selbst seine Träume analysiert und von ihm seine Assoziationen zum Traum bekommt. Es ist also eine sehr zweifelhafte Angelegenheit. Das grosse Beispiel dafür ist Eriksons Studie über den jungen Luther; er versprach immer, sie weiterzuführen, und hat es nie getan.

Frage: Aber wenn man jemanden wie Hitler auch psychologisch und psychoanalytisch betrachtet, dann gibt das doch Aufschlüsse, wie sich gezeigt hat, die man sonst nicht bekommen würde?

Bettelheim: Schauen Sie, dass Hitler ein Monster, ein Unmensch war, ändert nichts daran, dass er aus seiner eigenen Psychologie heraus gedacht hat. Aber Hitler ist ja nicht das Problem; das Problem ist, dass 60 oder 80 Millionen Menschen ihm gefolgt sind. Solche Verrückte wie Hitler hat es immer gegeben.

Frage: Das Problem ist auch dieser perverse, aber doch echte Idealismus bei vielen Anhängern.

Bettelheim: Und sehr viel Selbstaufopferung. Aber da war auch sehr grosse Selbstsucht à la Waldheim dabei, man wollte Karriere machen. Ich würde sagen, wenn Waldheim zugegeben hätte, er war jung, er wollte Karriere machen, andere haben dasselbe gemacht, es tut ihm jetzt sehr leid, er habe es eben nicht besser gewusst, würde ich gar nichts gegen ihn einwenden. Man kann ja nicht von jedem Durchschnittsmenschen erwarten, dass er ein Held oder hochmoralisch ist. Aber die Österreicher verdienen ihren Waldheim.

Frage: Wurde Waldheim von den Russen erpresst?

Bettelheim: Ja, ich bin vollkommen überzeugt davon. Ich habe keine Beweise dafür, aber ich bin davon überzeugt, dass die Russen bei der Wahl zum Generalsekretär auf ihn eingegangen sind, weil sie ihn unter Druck setzten konnten.

Frage: Und sie haben ihn 1968 in Prag unter Druck gesetzt?

Bettelheim: Sicherlich, ja.

Frage: Ist für Sie Israel, dieses Wiedererstehen des jüdischen Volkes, ein bisschen ein Trost für das, was geschehen ist?

Bettelheim: Ich war nie ein Zionist, da der Zionismus in meiner Jugend eine der Unmöglichkeiten für intellektuelle Juden war. Ich habe mit den Zionisten geliebäugelt und einen zionistischen Schulkollegen gehabt, der ein Anhänger Jabotinskys war, aber wie er gesprochen hat, das hat mit nicht gefallen. Aber das war natürlich vor Hitler, und Hitler hat das alles geändert. Ohne Hitler wäre Israel wahrscheinlich nicht Israel geworden.

Frage: Aber Sie meinen, man soll es jetzt akzeptieren und ihm helfen?

Bettelheim: Jetzt, wo es existiert, muss man alles machen, um ihm zu helfen, natürlich. Die Kibbuzniks sind wunderbare Menschen, aber sie sind eine kleine Splittergesellschaft von Idealisten, die ihrem Ideal grosse Opfer bringen. Es ist schön, dass es so etwas gibt. Ich war im letzten Juli in Israel an einer Konferenz und habe das auch damals gesagt.

Frage: Ist der Kibbuz nicht eine der wenigen verwirklichten sozialistischen Utopien?

Bettelheim: Ja, doch was ist die Zukunft des Kibbuz in Israel? Was immer geschieht, die sephardischen Juden werden sehr bald die Mehrheit bilden. Also wird Israel meiner Meinung nach immer mehr ein levantinischer Staat werden, was von meiner Wertauffassung her sehr bedauerlich ist.

Frage: Sie schreiben auf vielfache Weise oft sehr schön über jüdische Themen. Was bedeutet Ihnen persönlich das Judentum, Ihr jüdisches Erbe?

Bettelheim: Meine Familie war vollkommen assimiliert, niemand ist in die Synagoge gegangen. Das heisst also, wenn Hitler nicht gekommen wäre, wären meiner Ansicht nach die deutschen und österreichischen Juden innerhalb von drei oder vier Generationen fast verschwunden.

Frage: Aber Sie gingen nie so weit, zu sagen, Sie gehören nicht dazu.

Bettelheim: Ich weiss doch, ich bin Jude, und meine Kinder wissen es, obzwar sie vollkommen amerikanisiert sind.

Frage: Ist nicht heute die Gefahr der Assimilation auch in Amerika gegeben, so wie damals in Deutschland?

Bettelheim: Gefahr für wen?

Frage: Für das Judentum.

Bettelheim: Ja, ich glaube schon. Die Religion spielt in Amerika zwar eine grosse Rolle, aber nur für gewisse Schichten. Freud in seinem Optimismus hat geglaubt, dass die Religion, diese Illusion, die sie ja ist, vollkommen verschwinden wird. Andererseits aber hat er *Moses and Monotheism* geschrieben. Das ist eben die Ambivalenz des assimilierten Juden. Man kommt eben nicht davon weg, dass man Jude ist.

Frage: Wollten Sie jemals davon wegkommen?

Bettelheim: Nein, eigentlich nicht. Das bin ich, das ist meine Geschichte, meine Entwicklung.

Frage: Das ist doch das Erbe?

Bettelheim: Eben. Als Psychoanalytiker weiss ich doch, dass man von seinen Eltern nie wegkommt.

Evelyn Adunka und Edwin Roth

Kleinanzeigen:
Telefon
(212) 873-7400

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität
Einführung in das Studium der
Politischen Wissenschaft
Frau Dr. B. Meyer
Wintersemester 1986/87

Tendenzen im Umgang mit dem Nationalsozialismus

Stella Ahlers
Rittershausstr. 16
5300 Bonn
1. Semester

Inhaltsverzeichnis

		Seite
	Einleitung	3
1.	Drei Positionen zum Umgang mit der national=sozialistischen Vergangenheit	4
1.1.	"Entsorgung der Vergangenheit" - ein Aufsatz von Hermann Lübbe	4
1.2.	Über die Ursachen der nationalsozialistischen Verbrechen - die Vorstellungen von Ernst Nolte	7
1.3.	Die Situation im Osten des Deutschen Reiches am Ende des Krieges oder Lobpreis des deutschen Heeres - ein Essay von Andreas Hillgruber	11
2.	Anmerkungen zur Vergangenheitsbewältigung	15
	Literaturverzeichnis	

The American tour of "Jews in Germany Under Prussian Rule" was initiated by the New York Leo Baeck Institute, a research center devoted to the life and history of the Jews in German-speaking lands. The Institute is housed in a beautiful turn-of-the-century townhouse on Manhattan's Upper East Side. Its 50,000 volume library is rich in rarities; its archive is considered the outstanding documentation center of its kind in the western world. Thousands of family, business, institutional and community records, as well as a unique collection of 30,000 photographs touch upon virtually every phase of German-Jewish life. Visitors are welcome.

FORTHCOMING SPECIAL LBI PROGRAMS

CONCURRENT EXHIBIT
Jewish Family Life in Germany

UPCOMING LECTURES
October: Professor Victor Lange, Princeton University, will speak on "Humanists in Exile: Einstein, Broch and Kahler in Princeton." Lecture supported by the Frederick H. and Edith Brunner Fund of the Leo Baeck Institute. (At the Leo Baeck Institute.)

November 19: Professor Saul Friedlander, University of Tel Aviv and the University of California at Los Angeles, will deliver the *31st Annual Leo Baeck Memorial Lecture* on "Confrontation of Memories: The New German Debate About Nazi Policies toward the Jews." (At Park Avenue Synagogue, 50 East 87th Street, New York City.)

December: Professor Steven M. Lowenstein, University of Judaism, Los Angeles, will speak on " 'Frankfurt on the Hudson' — The German-Jewish Community of Washington Heights, 1933-1983." Lecture supported by the Frederick H. and Edith Brunner Fund of the Leo Baeck Institute. (At the Leo Baeck Institute.)

Leo Baeck Institute
129 East 73rd Street
New York, New York 10021
212/744-6400

THE PICTURE ARCHIVES OF THE PRUSSIAN CULTURAL FOUNDATION, BERLIN
IN COOPERATION WITH THE
LEO BAECK INSTITUTE, N.Y.
PRESENT
JEWS IN GERMANY UNDER PRUSSIAN RULE
AN EXHIBITION AT THE
NEW YORK PUBLIC LIBRARY
FIFTH AVENUE AT 42ND STREET
(42ND STREET ENTRANCE)
JUNE 26 — AUGUST 22, 1987
MONDAYS THROUGH SATURDAYS,
10 A.M. — 6 P.M.

Leo Baeck Institute
129 East 73rd Street
New York, New York 10021

THE PICTURE ARCHIVES OF THE PRUSSIAN CULTURAL FOUNDATION, BERLIN
IN COOPERATION WITH THE
LEO BAECK INSTITUTE, N.Y.
PRESENT
JEWS IN GERMANY UNDER PRUSSIAN RULE
AN EXHIBITION AT THE
NEW YORK PUBLIC LIBRARY
FIFTH AVENUE AT 42ND STREET
JUNE 26 — AUGUST 22, 1987
MONDAYS THROUGH SATURDAYS,
10 A.M. — 6 P.M.

THE MOST COMPREHENSIVE PICTORIAL EXHIBIT EVER PRESENTED IN THE UNITED STATES DOCUMENTING 1000 YEARS OF JEWISH LIFE IN GERMANY.

Albert Einstein with Jewish students, Berlin, 1924.

"Jews in Germany Under Prussian Rule" is not just an exhibit on Jewish history but a tribute to human tenacity and achievement.

Conceived by Dr. Roland Klemig, director of the Picture Archives of the Prussian Cultural Foundation in Berlin, and compiled in cooperation with the Leo Baeck Institute, this important pictorial exhibit recreates the social, cultural and religious life of Jews in Germany from the time of the Crusades to the Holocaust.

"Jews in Germany Under Prussian Rule" is the story of the centuries-long relationship — sometimes nurturing and creative, sometimes appallingly destructive — between the Jewish people and what is now the German nation.

This panel exhibit of over 1000 photographs and documents is accompanied by narrative text, slides and video presentations. It details Jewish contributions to art, science, industry and trade. It documents periods when there was a flowering of Jewish participation in German life and portrays the discrimination, anti-Semitism and persecution that German Jews endured.

April 1, 1933 Nazi boycott of Jewish shops.

Jewish sports club, Berlin, 1902.

The exhibit opened in 1981 in West Berlin and subsequently travelled throughout Germany. The New York showing marks the culmination of a two-year tour in the United States. Since 1984 "Jews in Germany" has been on view to wide acclaim in Detroit, Minneapolis, Pittsburgh, Baltimore, Chicago, San Francisco, Los Angeles, Milwaukee, Boston and Philadelphia.

"A powerful show, filled with beauty and horror . . ."

The Milwaukee Journal

"It cannot have too wide circulation, for every land and every people need this reminder of how readily stereotypes, prejudice, hatred and suspicion can be translated into barbarity."

Los Angeles Times Editorial

". . . More than a record of Jewish-German history, this exhibit demonstrates the determination of the Jews to preserve their unique culture despite the presence of anti-Semitism from medieval times . . ."

Helene Fortgang, Director, Jewish Community Museum of San Francisco

Jewish homage to King Frederick I of Prussia, 1701.

The New York showing is made possible by the Leo Baeck Institute with major funding from the Foreign Office of the Federal Republic of Germany. Transatlantic transportation for the exhibit has been provided by Lufthansa German Airlines.

Generous support was also received from:
Eva Brunner Cohn
Gertrude Feuerring
Gerald M. Friedman
Fred W. Lessing
Siemens Capital Corporation, N.Y.
Curt C. Silberman
Peter M. Toczek
Otto L. Walter
John Weitz
Franz Winkler
New York Council for the Humanities

A richly-illustrated exhibit catalogue can be purchased at The New York Public Library and the Leo Baeck Institute.

The Leo Baeck Institute will provide guided tours through the exhibit. Group tours can also be arranged through the LBI.

Tribüne, Mai 1985

Niels Hansen

Ungewöhnliche Partnerschaft

Erfahrungen als deutscher Botschafter in Israel

Ernst Stiefel
in Freundschaft und Verbundenheit
Niels

Seit fast vier Jahren bin ich nun in Israel tätig. In keinem anderen Land habe ich mich während meiner über dreißigjährigen Zugehörigkeit zum Auswärtigen Dienst so gefordert gefühlt. Dies ist Ausdruck der Problematik, aber auch – gewiß damit zusammenhängend – der Intensität der deutsch-israelischen Beziehungen. Es liegt nicht in erster Linie daran, daß sich Israel im Kern des Nahost-Konflikts befindet, der auch für uns Europäer so bedeutungsvoll ist, und daß es die Bundesregierung umfassend über dessen Entwicklung aus israelischer Sicht zu unterrichten gilt. Vielmehr hat es mit dem zu tun, was wir – euphemistisch – die Vergangenheit nennen. Sie stellt nach wie vor in vielfacher Hinsicht einen wesentlichen Bezugspunkt des Verhältnisses unserer beiden Länder dar.

Mit dieser Dimension meiner Tätigkeit wurde ich noch in Deutschland konfrontiert, als meine Ernennung zum Botschafter in Israel bekannte wurde. Man fragte, ob es nicht möglich gewesen wäre, diesen Posten einem Jüngeren anzuvertrauen. Das Auswärtige Amt erwiderte im wesentlichen zweierlei: Für die Aufgabe benötige man jemanden mit längerer Berufserfahrung (die ich im jüdischen Bereich auch während meines zehnjährigen Dienstes in den USA erwerben konnte). Und: Vielleicht komme es der Arbeit des deutschen Vertreters in Israel zugute, daß er an die zwölf Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft eine persönliche Erinnerung besitzt, wenn auch als sehr junger Mensch: Ich war acht Jahre alt, als die Nazis an die Macht kamen, und zwanzig, als die Katastrophe vor vier Jahrzehnten zu Ende ging. In der Tat kann ich mich an vieles sehr gut erinnern, an den 9. November 1938 etwa oder an die erzwungene Auswanderung von Schulkameraden. Und daran, was ein solches unmenschliches Regime allgemein bedeutet.

Die deutsch-israelischen Beziehungen haben sich trotz des Unfaßlichen, das damals geschah, in den letzten zwanzig Jahren zunehmend positiv entwickelt. Israel hat auf vielen Gebieten zu keinem anderen Land so enge Bindungen wie zur Bundesrepublik Deutschland. In der »Tribüne« habe ich darüber im Herbst 1983 unter dem Titel »Fortgeschrittene Partnerschaft« berichtet. Diese Entwicklung ist seither weitergegangen, obwohl das politische Umfeld der Lage im Nahen Osten mit seinen ungelösten Fragen, die für das Image Israels auch in den westlichen Staaten Schwierigkeiten aufwerfen, dafür nicht unbedingt günstig war.

Neue Verbindungen zwischen Gemeinden (u. a. Tel Aviv – Bonn und Rehovot – Heidelberg) sind hinzugekommen oder stehen bevor. Der Jugendaustausch geht trotz der Haushaltsprobleme beider Länder ungeschmälert weiter, und er wird durch die kürzliche Gründung des Jugendforums der Israelisch-Deutschen Gesellschaft zusätzliche Impulse erhalten. Der Tourismus aus Deutschland – wir liegen unter den Europäern an der Spitze – hat in der letzten Zeit im Gegensatz zu demjenigen aus anderen Ländern spektakuläre Steigerungsraten aufzuweisen. Die Zusammenarbeit zwischen den Ge-

werkschaften wurde ausgebaut, und es ist bezeichnend, daß die erste Auslandsreise des neuen Histadrut-Generalsekretärs Kessar 1984 nach Deutschland führte.

Die kulturelle und wissenschaftliche Partnerschaft hat sich vertieft: Die Ausstellung deutscher Expressionisten 1983 war, um nur ein Beispiel zu nennen, die erfolgreichste des Museums in Tel Aviv überhaupt. An den israelischen Hochschulen konnten mit deutscher Unterstützung weitere wissenschaftliche Institute errichtet werden (z. B. Carl-Melchior-Lehrstuhl für internationale Währungspolitik und zwei weitere wichtige Lehrstühle der Hebräischen Universität, Richard-Willstätter-Zentrum für Fotosynthese des Weizmann-Instituts, Georg-Sachs-Zentrum für Materialforschung des Technion Haifa). Neue Parnerschaften zwischen deutschen und israelischen Hochschulen wurden geschlossen. Bei der Fünfzigjahrfeier des Weizmann-Instituts, die in Anwesenheit des Bundesministers für Forschung und Technologie, Dr. Riesenhuber, stattfand, erklärte Präsident Sela, Deutschland stehe hinsichtlich der Zusammenarbeit nach den USA mit Abstand vor allen anderen an zweiter Stelle. Das von der Konrad-Adenauer-Stiftung und anderen deutschen Stellen geförderte Konrad-Adenauer-Zentrum in Tel Aviv-Jaffa wird neue Wege der kulturellen Kooperation erschließen. Das Interesse am Erlernen der deutschen Sprache in Israel nimmt zu, und unser Goethe-Institut wird insoweit neue Konzepte entwickeln.

Der sechstägige Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl im Jahre 1984, der zweite eines deutschen Regierungschefs, und der bevorstehende Staatsbesuch von Bundespräsident von Weizsäcker in Israel symbolisieren und verdeutlichen mit ihrem reichen Programm die Dichte der bilateralen Beziehungen.

Die aus den orientalischen Ländern stammenden Juden, denen auch politisch wachsende Bedeutung zukommt, sollten für unser Verhältnis eine angemessene Rolle spielen, was ich mir besonders angelegen sein lasse. Sie werden z. B. zunehmend am Jugendaustausch beteiligt. Der Bundeskanzler ist – wohl als erster ausländischer Politiker von Rang – mit einer Gruppe von ihnen, der jemenitisch geprägten Vereinigung für Gesellschaft und Kultur, in Jerusalem an einem bewegenden Abend zusammengetroffen.

Der deutsche Botschafter besitzt wie kaum ein zweiter einen Überblick über das enge Geflecht dieser Partnerschaft, um deren Mitgestaltung er bemüht sein muß. Dies gilt auch für den ständigen Strom wichtiger – amtlicher und privater – deutscher Besucher seitens Exekutive, Legislative und Judikative, aus Bund, Ländern und Gemeinden, von Wissenschaftlern, Künstlern, Gewerkschaftlern, Rotariern usw. Meine Vergleichsmöglichkeiten sind natürlich begrenzt, die berufliche Erfahrung nicht zuletzt auch in den Vereinigten Staaten bestätigt mir jedoch, daß es in kaum ein zweites Land einen so breiten Reisefluß gibt wie nach Israel. Dies spiegelt die Intensität unserer Beziehungen wider – und schafft gelegentlich für eine mittelgroße Botschaft in einem relativ kleinen Land arbeitsmäßige und sonstige Probleme.

Die außerordentliche Engmaschigkeit dieses Netzes, die davon unabhängig ist, welche Parteien jeweils die Regierungsverantwortung tragen, stellt ein Phänomen ungewöhnlicher Art dar. Sie hat sicherlich mit der Vergangenheit zu tun: Für die Bundesrepublik Deutschland gehört der Wunsch nach guten, vertrauensvollen Beziehungen zu Israel zum Selbstverständnis unserer staatlichen Ordnung, die wir nach der Katastrophe aufzubauen vermochten. Dies ist bei allen demokratischen Kräften unbestritten. Daß diese Intensität, über die gesetzliche Wiedergutmachung und die finanzielle Zusammenarbeit hinaus, mit beachtlichen Zuwendungen an Israel – etwa im Rahmen der Städtepartnerschaften, der Aktivitäten der nunmehr sämtlich in Israel vertretenen vier politi-

schen Stiftungen oder der wissenschaftlichen Kooperation sowie seitens Privater, vor allen Axel Springers – einhergeht, gehört dazu.

Dies ist um so beachtlicher, als die jüdische Gemeinschaft in Deutschland mit knapp 30000 formellen Mitgliedern im Vergleich zu anderen Staaten – und im Vergleich zu früher – leider nur noch sehr klein ist. Daß die deutschen Juden sich zunehmend unbefangen für eine enge deutsch-israelische Partnerschaft engagieren und dabei auch den deutschen Botschafter einschalten, ist in der Tat ein positives Zeichen. Werner Nachmann hat den Bundeskanzler, Heinz Galinski den Regierenden Bürgermeister von Berlin auf ihren jüngsten Besuchen begleitet. Jüdische Politiker, wie Ludwig Rosenberg und Herbert Weichmann, um nur diese zwei zu erwähnen, spielten beim Aufbau der Bundesrepublik Deutschland schon vergleichsweise früh eine bedeutende Rolle. Unsere jüdische Gemeinschaft scheint mir jedoch nunmehr ein gesteigertes Selbstverständnis zu gewinnen, das heute auch in Israel anerkannt wird.

Liegt diese bemerkenswerte Dichte auch an einer gewissen Affinität zwischen Israelis und Deutschen? Ich glaube, sie zu spüren. In keinem anderen Land fühlte ich mich mit meiner Familie so wohl wie in Israel, nirgendwo sonst begegneten wir so vielen Menschen, zu denen sich engere Bindungen gelohnt und wirkliche Freundschaften ergeben haben. Und es gehört zu den Frustrationen meines Aufenthalts in Israel, daß es die »Forderung des Tages« nicht zuläßt, diese menschlichen Kontakte stärker zu pflegen und auszubauen – oder etwa die vielen Autorenexemplare von wichtigen Büchern so zu lesen, wie es ihnen gebührte.

Diese komplexe und vielschichtige Affinität näher zu analysieren, ist hier nicht der Platz. Für die Zukunft unserer Beziehungen scheint sie mir bedeutsam zu sein. Sie hatte in der sogenannten deutsch-jüdischen Symbiose vor 1933 ihren Ausdruck gefunden; sie ist nach allem, was geschah, unwiederbringlich vorbei, doch haben wir im Rahmen unseres kulturellen Austauschs an sie anknüpfen können. Ist die Aussage berechtigt, daß ein wesentlicher Aspekt unseres Verhältnisses das Spannungsfeld zwischen den Ereignissen der schlimmen zwölf Jahre und einer solchen Affinität darstellt? Ich neige dazu, es zu bejahen.

Die Vergangenheit ist in Israel nach wie vor gegenwärtig, stärker als man dies bei uns in Deutschland gemeinhin annimmt. Es leben hier ja noch viele Menschen, die in den Lagern Unvorstellbares erleiden mußten und die dort Kinder, Eltern und Geschwister verloren haben. Das Auschwitzmal, das ich schon in den USA gelegentlich mit Betroffenheit gewahrte, sehe ich in Israel häufig, zum erstenmal bei der Übergabe des Beglaubigungsschreibens am Arm der Frau, die den Sekt servierte.

Gewiß, die unmittelbar Betroffenen werden in absehbarer Zeit nicht mehr leben. Indessen hat kein Volk ein so enges Verhältnis zu seiner Geschichte wie das jüdische. Staatspräsident Navon erläuterte dies 1982 einer Gruppe deutscher Jungen und Mädchen, als er darauf hinwies, seine kleine Tochter habe ihm Vorhalte gemacht, weil er mit dem italienischen Botschafter zu Mittag aß – dem Vertreter des Volkes, das vor zweitausend Jahren den Zweiten Tempel zerstörte. Es ist eine oft leidvolle Geschichte, und der Holocaust ist Teil davon. Wie könnte er je »vergessen« werden – ganz abgesehen vom politischen Interesse Israels, das sich als Schutz- und Heimstätte für alle Juden versteht, die Erinnerung daran wachzuhalten?

Der Holocaust ist präsent, nicht zuletzt bei den Jüngeren, die darüber auch im Schulunterricht erfahren. Dies gilt nicht nur für die aus Europa stammenden Israelis und

ihre Nachkommen, sondern auch für die aus dem Orient eingewanderten, die – von Ausnahmen abgesehen – dem Holocaust nicht ausgesetzt waren.

Es liegt an uns Deutschen, zur Aufhellung der Schatten beizutragen und in Israel das Bewußtsein zu stärken, daß es wieder ein besseres Deutschland gibt, dessen politische Ordnung Bestand hat. Eine wesentliche Aufgabe des Botschafters ist es, dies – etwa in ungezählten Vorträgen – zu erläutern. Es ist nicht immer leicht, denn die Reizschwelle in Israel liegt begreiflicherweise niedrig.

Ein besonderes Kapitel ist dabei die – historisch nur zu gut erklärliche – Besorgnis vieler Israelis über den Antisemitismus in der westlichen Welt und damit auch in Deutschland. Ich mache die Erfahrung, daß in Israel vieles als Antisemitismus gedeutet wird, das meiner Überzeugung nach damit in der Substanz nichts zu tun hat, wie z. B. ablehnende Reaktionen auf die Intervention im Libanon. Auch die Grünen habe ich gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen. Mit der Unterstellung von Antizionismus gilt es m. E. ebenfalls behutsam umzugehen; sachliche Kritik etwa an bestimmten Aspekten der israelischen Westbankpolitik, die man ja auch in Israel selbst erhebt, wird nur bei recht weiter Auslegung dieses Begriffs darunter subsummiert werden können.

In Deutschland ist der Antisemitismus, wie auch sonst im Westen, gewiß nicht ganz ausgestorben. Er hat indessen – zumindest politisch – nur höchst marginale Bedeutung. Das im internationalen Vergleich einmalig schlechte Abschneiden der extremistischen Parteien von rechts und links bei unseren Wahlen ist, wenn auch kein schlüssiger Beweis, so doch immerhin ein gewichtiger Hinweis darauf. Heute gibt es ganz andere »Feindbilder«. Die religiöse Wurzel des Antisemitismus, die lange Zeit hindurch so wesentlich war, spielt jedenfalls in Deutschland nur noch eine untergeordnete Rolle. Christentum und Judentum werden sich im Gegenteil zunehmend ihrer Gemeinsamkeiten bewußt, und mir fällt auf, daß gute Christen Israel gegenüber meist besonders positiv eingestellt sind. Enthüllungen über angeblich alarmierende Ausmaße eines sogenannten latenten Antisemitismus überzeugen mich nicht.

Wirklicher Antisemitismus muß jedoch an der Wurzel kompromißlos bekämpft werden, und wir verfügen zum Glück wie kaum ein zweites Land über das erforderliche gesetzliche Instrumentarium dazu. Das seit 1982 unter der Leitung von Prof. Herbert A. Strauss bestehende Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin ist ein eizigartiges Institut zur Erforschung dieser komplexen Fragen in Vergangenheit und Gegenwart.

Letztlich gilt es darzutun, daß wir Deutsche nichts anderes als normale Menschen sind. Manchen aus Osteuropa stammenden Israelis, die uns nur als die Aufseher von Ghettos und KZs kennen, ist es lange schwergefallen, es zu glauben.

In diesem Zusammenhang ist es auch wesentlich zu betonen, daß das Schreckliche zwar durch Deutsche und im deutschen Namen, nicht jedoch durch »die Deutschen« begangen wurde. Es sollte auch erläutert werden, daß wir als Soldaten die SS mit einer Mischung aus Furcht und Verachtung zu meiden suchten. Israels Staatspräsident Chaim Herzog hat hierzu kürzlich jenen deutschen Besuchern ein Erlebnis mitgeteilt, das mir wegen seines versöhnlichen Charakters berichtenswert erscheint: Als britischer Offizier hatte er im Mai 1945 eine Marineeinheit zu entwaffnen, deren Kommandant ihm eröffnete, er sei und bleibe Nationalsozialist. Auf den Vorhalt von deren Untaten meinte er, dies seien bloße Propagandalügen; falls sie ihm bewiesen werden könnten, werde er seine Männer an Deck versammeln und ihnen erklären, er schäme sich, unter einem

solchen Regime als Soldat gedient zu haben. Nachdem Herzog ihn in Bergen-Belsen mit der Wirklichkeit konfrontiert hatte, hielt er Wort.

Ich bemühe mich gezielt darum, in Yad Vashem mehr Deutsche als »Gerechte der Völker« anerkennen zu lassen. Günther B. Ginzel schreibt in seinem neuen ergreifenden Buch »Jüdischer Alltag in Deutschland 1933 bis 1945« hierzu mit Recht: »Es gehört zu den unbegreiflichen Entwicklungen der deutschen Nachkriegsgeschichte, daß der häufige Widerstand im Sinne einer lebensgefährlichen Hilfe für Juden . . . nicht systematisch erforscht wurde.«

Es gilt aber auch, den Israelis überzeugend klarzumachen, daß wir Deutsche die Vergangenheit nicht verdrängen wollen, so schwer dies für die Jüngeren auch sein mag, die mit den Verbrechen ja nichts zu tun haben konnten und für die sie ebenfalls ein – indessen ganz anders geartetes – Trauma darstellen, mit dem sie fertigwerden müssen. Bei den deutsch-israelischen Schulbuchgesprächen wurden in diesem Zusammenhang keine Beanstandungen erhoben. In den letzten Jahren hat sich die deutsche Publizistik in deutlich gesteigerter Weise mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung auseinandergesetzt.

Die Komplexität des Themas wurde beim Besuch von Bundeskanzler Kohl deutlich. Dieser, 1930 geboren, hat sich unbefangener damit auseinandersetzen können. Er hat die Vergangenheit, wie es am Wortlaut seiner Reden nachgelesen werden kann, gleichwohl in aller Deutlichkeit angesprochen und sich zu ihr bekannt. Eine weitere Frage ist es jedoch, welche Folgerungen die deutsche Nahost-Politik, die in diejenige unserer EG-Partner eingebettet ist, in bestimmten Einzelfragen daraus ziehen kann und soll. Das hat beim Besuch Kohls für das Problem möglicher deutscher Rüstungsausfuhren nach Saudi-Arabien ja eine besondere Rolle gespielt. Ich habe dieses schwierige Thema häufig – bei Vorträgen, im Radio und Fernsehen – erläutern müssen und dabei im übrigen dafür plädiert, es bei aller begreiflichen Wichtigkeit für Israel nicht in den Mittelpunkt unserer engen und vertrauensvollen Beziehungen zu rücken.

Auch der Nahost-Konflikt allgemein und die deutsche Nahost-Politik besitzen für die Israelis eine Vergangenheitsdimension. Die Konsequenzen, die sie für ihre Sicherheitserfordernisse bei einer als feindlich empfundenen geopolitischen Umwelt aus der Geschichte ziehen, werden im Westen oft als übertrieben eingeschätzt. Sie sind jedoch Ausfluß jahrtausendealter leidvoller Erfahrungen, bei welchen der Holocaust nur als ein – wenn auch in seinen Ausmaßen besonders tragisches – Stadium angesehen wird. An die deutsche Adresse verwendet man das Argument, daß die Sicherheitsprobleme Israels würde nur ein Bruchteil der sechs Millionen im Holocaust Ermordeten und ihrer potentiellen Nachfahren hier leben, sich sehr viel günstiger darstellten.

Um so wichtiger ist es für uns, zu verdeutlichen, daß die gesicherte und anerkannte staatliche Existenz Israels ein entscheidendes Axiom unserer Nahost-Politik ist, daß deren Ausgewogenheit jedoch auch im israelischen Interesse liegt, weil sie den westlichen Einfluß in den arabischen Ländern stärkt und damit einer einvernehmlichen Friedensregelung förderlich ist.

Je stärker die Israelis das Gefühl haben, mit Freunden zu sprechen, desto mehr werden sie geneigt sein, sich derartigen Erläuterungen nicht zu verschließen. Nach wie vor ist es jedoch so, daß auch gutgemeinte öffentliche Ratschläge von deutscher Seite in Israel leicht als taktlos empfunden werden und kontraproduktiv wirken, indem sie »Tauben« und »Falken« im Abwehrreflex solidarisieren. Der »Aufruf deutscher Intellek-

tueller« nach der Libanon-Intervention am 6. Juni 1982 und das Auftreten der Grünen in Israel im Dezember 1984 sind Beispiele dafür.

Die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern werden auf absehbare Zeit ein Element der Besonderheit aufweisen. Gleichwohl werden sie sich in die Zukunft – wie bisher – laufend »normalisieren«, mit welchem Begriff ein Prozeß gemeint ist. In der Tat gibt es auch heute Israelis, die aus Prinzip nicht nach Deutschland reisen oder dies erst vor kurzem getan haben. Amos Oz etwa hat sich vor zwei Jahren dazu entschlossen, der Maler Alexander Bogen wird 1986 zum ersten Mal in Deutschland ausstellen. Der Cherut hat immer noch nicht einen parteiinternen Beschluß aus den fünfziger Jahren aufgehoben, demzufolge man mit Deutschland nichts zu tun haben will; das ändert zwar nichts daran, daß Cherut-Politiker gelegentlich unser Land besuchen, doch ist z. B. der einzige Abgeordnete dieser Partei, welcher der israelisch-deutschen Knesset-Gruppe angehört, ein Druse (Nasr-El-Din).

Der deutsche Botschafter wird als einziger Missionschef immer noch nicht zur Gedenkfeier am Holocaust-Tag in Yad Vashem eingeladen. Das Eigentümliche – und Mißverständliche – dieses Umstands erhellt daraus, daß ich 1984, nachdem ein Bild von meiner Teilnahme an einer gesonderten Mahnveranstaltung nahe unserer Botschaft veröffentlicht worden war, aus England eine Ehrenurkunde dafür erhielt. Die bisherige Praxis kann nur durch eine einstimmige Entscheidung des über zwanzigköpfigen Leitungsgremiums abgeändert werden, was bis heute nicht möglich war. Auch daß die beschriebene Breite und Tiefe der bilateralen Beziehungen in Israel – sozusagen nach dem Heine-Wort »und grüß mich nicht unter den Linden« – nicht immer angemessen gewürdigt wird, gehört in dieses Bild.

Der Normalisierungsprozeß geht jedoch weiter: Ein Beispiel dafür, das ausgedehntes Echo fand, stellt der Briefwechsel der Primaner des Gymnasiums Hochdahl mit verschiedenen Israelis aufgrund eines 1981 in der »Jerusalem Post« veröffentlichten Leserbriefes dar, dessen Autor versichert hatte, er »hasse noch die Deutschen und alle, die sich mit ihnen abgeben« und der dann seine Meinung nach der Begegnung mit den jungen Leuten in Israel änderte. Ich könnte über viele weitere ähnliche Fälle berichten.

Wir sollten alles tun, um mit den zwölf beschämendsten Jahren der deutschen Geschichte in konstruktiver, in die Zukunft gerichteter Weise »ins Reine zu kommen« (das scheint mir noch der am besten geeignete Ausdruck für diesen schwierigen Vorgang zu sein – »überwinden«, »bewältigen« geben ihn nur mißverständlich wieder). Die in mehrfacher Hinsicht ungewöhnliche deutsch-israelische Partnerschaft muß über die Vergangenheit hinausreichen und sich, jenseits von ähnlichen oder gleichgerichteten Interessen, auf moralische und geistige Gemeinsamkeiten gründen. Im politischen Bereich gehören demokratische Ordnung und pluralistische Gesellschaft dazu, die es hier und dort zu verteidigen und zu stärken gilt. Die angedeuteten kulturellen und intellektuellen Affinitäten können dabei ebenso wie die Verwandtschaft der Religionen hilfreich sein.

Recollection Of 'Jews In Germany'

By RICHARD F. SHEPARD

The remembrance of things past is running strong in the large room just past the 42d Street entrance of the New York Public Library at Fifth Avenue. The exhibition that opened last night is a recollection, mostly bitter, but with its sweet flavorings, of the thousand-year Reich in which the German Jews survived, sometimes even thrived, until the Nazis, whose own thousand-year Reich never materialized, put period to their story.

"Jews in Germany Under Prussian Rule" hangs on the wall of what was once the building's main circulation room. It is a historically heavy hanging, more than a thousand photographs, illustrations, montages, documents. The viewer who never knew the life in the flesh can almost recreate in the mind the place of the Jews, often called by other Jews "more German than the Germans" in the northern, imperial center of Germany.

The Jews, you will learn, first came, or at least, were first referred to, in 975, when the region was known as Mark Brandenburg. They were permitted to settle, although the welcome wagon was rarely rolled out to receive them. In the course of centuries they were accused of poisoning wells, of stealing holy wafers, and they were taxed and super-taxed because they were Jews; Frederick II in 1763 required every Prussian Jew to buy royal Prussian porcelain to mark marriages, births, deaths, openings of businesses, purchases of homes.

It is a history whose abominations are, if not balanced, at least softened by the later emancipation of the Jews, the rise of many to positions of eminence and service in the arts, government, science, business — all fields that Germans addressed themselves to. There is a Berlin Jewish community now, but it is different from the one that began Sept. 10, 1672, with "Letters of Protection" to two Jewish families from Vienna and ended with the hideous deracination of the 1930's. It is by no means an exhibition of unmitigated oppression. Its history has its tranquil backwaters and one may see how the Prussian Jews lived at home, how they participated in the general life of their country, fought in its wars, enjoyed its pleasures.

Perennial Prejudice

The thoughtful observer, making the rounds of these dramatically [redacted] will realize that it [redacted] constant persecution that [redacted]ted the daily life as much as the perennial indignity of prejudice, each pebble of bigotry adding to another lump of hatred and all of them culminating in the fireball of Auschwitz. The show is German-made, actually the inspiration of a non-Jewish Prussian, Dr. Roland Klemig, who, until the end of last year was director of the Bildarchiv, the Picture Archives of the Prussian Cultural Foundation in West Berlin. Dr. Klemig germinated the idea in 1979 and compiled the exhibition in cooperation with the New York Leo Baeck Institute, a research center that concentrates on the life of the German-speaking Jews. The show became reality with the support of the German Federal Republic's Foreign Office. The public library has made the space available.

Fred Grubel, director of the New York Leo Baeck Institute (there are others in London and Jerusalem), said that the show had been traveling for two years through the United States and that this is its last stop before heading home to West Berlin, where it opened in 1981 before touring through Germany.

"I must pay a compliment to the Germans that they exhibited all this material, which is not complimentary to them," said Mr. Grubel, himself a refugee from Hitlerism.

Poignant Display

Dr. Klemig started working on this exhibition after he learned that only two Jews had been acknowledged in a project to celebrate a "Prussian year." He found a mass of items that had survived the war and he urged his foundation to mount the show to illustrate what Jews had done for the state.

"He said, 'Enough of generals,'" Mr. Grubel said. "Germans who I have spoken with thought the show might be counterproductive, that it might somehow add to the anti-Semitism. Mr. Klemig stuck to his main theme, that there was always an undercurrent of anti-Semitism in Prussia. I and other Jews had to restrain him; in the beginning it was one big charge against the German church."

The exhibition at the library's Room 80 will be open free, through Aug. 22, from 10 A.M. to 6 P.M. Mondays through Saturdays. Information: 744-6400. That is the phone number of the New York Leo Baeck Institute, which has a 50,000-volume library and occasionally mounts its own exhibitions in its town house at 129 East 73d Street.

Perhaps the most poignant display of all is on the wall along the staircase leading up from the ground floor of the Baeck Center. It is lined with the pictures of the two-dozen German-speaking Jews who have won Nobel Prizes. So many from among a people who were relatively so few.

EXILFORSCHUNG

EIN INTERNATIONALES JAHRBUCH

Band 2
1984
Erinnerungen ans Exil – kritische Lektüre der Autobiographien nach 1933 und andere Themen

Herausgegeben im Auftrag der
Gesellschaft für Exilforschung / Society for Exile Studies
von Thomas Koebner, Wulf Köpke und Joachim Radkau

edition text + kritik

041315

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber		7
Helmut Koopmann	*Von der Unzerstörbarkeit des Ich* Zur Literarisierung der Exilerfahrung	9
Erich Kleinschmidt	*Schreiben und Leben* Zur Ästhetik des Autobiographischen in der deutschen Exilliteratur	24
Richard Critchfield	*Einige Überlegungen zur Problematik der Exilautobiographik*	41
Lieselotte Maas	*Verstrickt in die Totentänze einer Welt* Die politische Biographie des Weimarer Journalisten Leopold Schwarzschild, dargestellt im Selbstzeugnis seiner Exilzeitschrift »Das Neue Tage-Buch«	56
Joachim Radkau	*Der Historiker, die Erinnerung und das Exil* Hallgartens Odyssee und Kuczynskis Prädestination	86
Anthony Glees	*Eine Lücke in Hugh Daltons und Friedrich Stampfers Memoiren und die Entfremdung zwischen Labour Party und Exil-SPD*	104
Thomas Lange	*Sprung in eine neue Identität* Der Emigrant Ernst Erich Noth	121
Eberhard Lämmert	*Lion Feuchtwanger und das kalifornische Exil*	143
Reinhard M. G. Nickisch	*Da verstummte ich . . .* Kreativitätsschwund als Folge der Exilierung – das Beispiel des Expressionisten und Publizisten Armin T. Wegner	160
Hélène Roussel	*Die emigrierten deutschen Künstler in Frankreich und der Freie Künstlerbund*	173

Cordula Frowein	*The Exhibition of 20th Century German Art in London 1938 – eine Antwort auf die Ausstellung »Entartete Kunst« in München 1937*	212
Ernst Loewy	*Freier Äther – freies Wort?* Die Rundfunkarbeit deutscher Autoren im Exil 1933–1945	238
Jan Christopher Horak	*Wunderliche Schicksalsfügung: Emigranten in Hollywoods Anti-Nazi-Film*	257
Willi Jasper	*Entwürfe einer neuen Demokratie für Deutschland Ideenpolitische Aspekte der Exildiskussion 1933–1945* Ein Überblick	271
Paul Michael Lützeler	*The City of Man (1940)* Ein Demokratiebuch amerikanischer und emigrierter europäischer Intellektueller	299
Guntram Vogt	*Robert Musils ambivalentes Verhältnis zur Demokratie*	310
Michael Neumann	*Lektionen ohne Widerhall* Bemerkungen zum Einfluß von Remigranten auf die Entwicklung der westdeutschen Nachkriegssoziologie	339
René Geoffroy	*Ernst Glaeser und der »Schweizer Schutzengel«*	358
Albrecht Betz	*»Gegen die vordringende Barbarei«* Zu einigen unveröffentlichten Briefen von Heinrich Mann und Franz Werfel an Louis Gillet	381
Marc A. Weiner	*Der Briefwechsel zwischen Hans Pfitzner und Felix Wolfes 1933–1948*	393
Die Autoren		412

(EXILFORSCHUNG

EIN INTERNATIONALES JAHRBUCH)

Band 1
1983

Stalin und die Intellektuellen und andere Themen

Herausgegeben im Auftrag der
Gesellschaft für Exilforschung / Society for Exile Studies
von Thomas Koebner, Wulf Köpke und Joachim Radkau

edition text + kritik

PT

Inhalt

040548

Vorrede der Gesellschaft für Exilforschung		7
Vorrede der Herausgeber		9
Iring Fetscher	*Der »Totalitarismus«*	11
Heinz Abosch	*Von der Volksfront zu den Moskauer Prozessen*	27
Willi Jasper	*Heinrich Mann und die »Deutsche Volksfront«* Mythos und Realität intellektueller Ideenpolitik im Exil	45
Wulf Köpke	*Das dreifache Ja zur Sowjetunion* Lion Feuchtwangers Antwort an die Enttäuschten und Zweifelnden	61
Joachim Radkau	*Der Emigrant als Warner und Renegat* Karl August Wittfogels Dämonisierung der »asiatischen Produktionsweise«	73
Thomas Koebner	*Arthur Koestlers Abkehr vom Stalinismus*	95
Carel ter Haar	*Ernst Tollers Verhältnis zur Sowjetunion*	109
James K. Lyon	*Brecht und Stalin – des Dichters »letztes Wort«*	120
Frithjof Trapp	*»Ich empfehle, die ›Prawda‹ über (die) West-Ukraine nachzulesen«* Zwischen Formalismus-Debatte und deutsch-sowjetischem Grenz- und Freundschaftsvertrag (28. September 1939): Gustav von Wangenheims Schauspiel *Die Stärkeren*	130
G. P. Straschek	*Stalin, Heinz Goldberg und ГЕНРИХ ГЕЙНЕ*	147
Lew Kopelew	*Zur Situation der deutschen Emigranten in der Sowjetunion* Aus einem Gespräch	159

Patrik von zur Mühlen — *Säuberungen unter deutschen Spanienkämpfern* — 165

Peter Seibert — *»Dann werden das Blatt wir wenden . . .«* Verbannte Autoren im Kampf um die Saar (1933–1935) — 177

Klaus Briegleb und Walter Uka — *Zwanzig Jahre nach unserer Abreise . . .* — 203

Lieselotte Maas — *Die »Neue Weltbühne« und der »Aufbau«* Zwei Beispiele für Grenzen und Möglichkeiten journalistischer Arbeit im Exil — 245

Gilbert Badia und René Geoffroy — *Ernst Glaeser, ein Antisemit?* Eine kritische Untersuchung des in der Emigration gegen Ernst Glaeser erhobenen Vorwurfs des Antisemitismus — 283

Gert Sautermeister — *Thomas Mann: Volksverführer, Künstler-Politiker, Weltbürger* Führerfiguren zwischen Ästhetik, Dämonie, Politik — 302

Lutz Winckler — *Klaus Mann: Mephisto* Schlüsselroman und Gesellschaftssatire — 322

Heinz-B. Heller — *»Ungleichzeitigkeiten«* Anmerkungen zu Ernst Blochs Kritik des »Massenfaschismus« in *Erbschaft dieser Zeit* — 343

Michael Winkler — *Exilliteratur – als Teil der deutschen Literaturgeschichte betrachtet* Thesen zur Forschung — 359

Fritz Hackert — *Die Forschungsdebatte zum Geschichtsroman im Exil* Ein Literaturbericht — 367

Die Autoren — 389

THE BUSINESS LAWYER

Vol. 42 • No. 2

February 1987

Section of Corporation, Banking and Business Law, American Bar Association

1x

07-275

ARTICLES

The International Void in the Law of Multinational Bankruptcies
Richard A. Gitlin and Evan D. Flaschen

Glass-Steagall and a Deregulated Banking Environment
Joseph Jude Norton

The Risks and Exposures Associated with Franchise Noncompliance
M. Stuart Sutherland

Delaware Supports Directors with Limited Liability, Indemnification, and Insurance
E. Norman Veasey, Jesse A. Finkelstein, and C. Stephen Bigler

Poison Pill Defensive Measures
Suzanne S. Dawson, Robert J. Pence, and David S. Stone

Collateral Estoppel Implications of SEC Adjudications
Edmund H. Kerr and Robert J. Stillman

Eroding Protection of Customer Lists Under the Uniform Trade Secrets Act
Henry J. Silberberg and Eric G. Lardiere

Effects of *Lowe* on Application of Investment Advisers Act
Lani M. Lee

Directed Brokerage and "Soft Dollars" Under ERISA
Donald J. Myers

REPORTS

Model Business Corporation Act: Implications for Takeover Contests

Technical Changes in Model Business Corporation Act

REVIEWS

Securities Law Techniques: Transactions and Litigation
Reviewed by Donald E. Schwartz

Recent Literature
Edited by Bernard G. Helldorfer

It would seem that the need for bankruptcy treaties is not generally w understood. There may be a lesson in the Treaty of Rome. Article 2 required negotiations to abolish double taxation within the community a to provide for a bankruptcy treaty. It is somewhat surprising that m governments are diligent in negotiating taxation treaties to protect citiz against double taxation when they make profits and are apparently obli ous to the opposite side of the coin or at least reluctant to negoti bankruptcy treaties to protect citizens from the cost of concurrent proce ings and the uncertainty and frustration arising out of international ins vencies when enterprises fail.[92]

This again brings into focus the important role that practitioners can play. I the United States, groups such as the international committees of the ABA, th American Bankruptcy Institute, and the National Bankruptcy Conference ca use their influential lobbying powers to focus governmental attention on th need for international bankruptcy cooperation. In conjunction with interna tional business organizations and the academic community (the importan contributions of Kurt H. Nadelmann, J.H. Dalhuisen, and Stefan A. Riesenfel cannot be overemphasized), bankruptcy practitioners can raise the awareness o the need for bankruptcy treaties.

CONCLUSION

The International Bankruptcy Subcommittee is currently conducting a survey f bankruptcy practitioners in various jurisdictions around the world. The eventy-five practitioners in the United States and Canada who responded to the urvey have reported that more than fifty "cross-frontier cases" have been frustrated by procedural weaknesses."[93] The early consensus from practition- rs in the United Kingdom, Channel Isles, Ireland, Italy, and Japan is that the quality of mechanics for cross-frontier case insolvency aid" is "poor" and the [d]esire for new treaty/treaty expansion, or study" is "unanimous."[94] Clearly, e need for international bankruptcy cooperation is increasing virtually on a ily basis.

The first step to increased international bankruptcy cooperation is domestic gislation providing for the general recognition of foreign bankruptcy proceed- gs. Section 304, although somewhat vaguely drafted, fits that description. The cond step is bilateral understandings. A small number of bilateral accords ve been reached, but many more are needed. The third step is multilateral nventions. The Scandinavian and Latin American conventions have survived many years; the future of an EEC convention is uncertain. In short, some nited progress has been made toward improved international bankruptcy

92. Honsberger, *supra* note 3, at 46.
93. Minutes of Meeting of Int'l Bankr. Subcomm. of the Bus. Bankr. Comm., Baltimore, Md., B (Apr. 5, 1986).
94. *Id.*

operation, but greater awareness and effort will be needed before we can truly fill the international void in the law of multinational bankruptcies.

10/14 EXILE RESEARCH - NEWSPAPER CLIPPINGS 1965-1994

Exil forschung
generally

ANZEIGE

Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie
Hrsg. von Prof. Dr. Winfried Hassemer, Prof. Dr. Wolfgang Hoffmann-Riem und Prof. Dr. Manfred Weiss

Band 5
Ekkehard Klausa
Deutsche und amerikanische Rechtslehrer
Wege zu einer Soziologie der Jurisprudenz

Die Wissenschaftssoziologie, die bisher fast nur Natur- und Sozialwissenschaften im Blick hatte, vereinigt sich hier mit der Rechtssoziologie zu einer empirischen Vergleichsuntersuchung deutscher und amerikanischer Rechtslehrer: Wie wirkt sich die unterschiedliche »Sozialorganisation« beider Fachgemeinschaften auf deren Wissensproduktion und Ideologie aus, insbesondere auf politisch kristallisierte »Schulenbildung«? »Sozialorganisation« bedeutet die stärker akademisch oder rechtspraktisch bestimmte Rekrutierung, Sozialisation, Rollensegmentierung und Kommunikationsstruktur. All diese Aspekte werden aufgrund von Befragungen ausführlich dargestellt. Dagegen können Wissensproduktion, Ideologie und Schulenbildung zum Zweck einer empirischen Überprüfung der wissenschaftssoziologischen Leithypothese (»Je stärker akademisch die Sozialorganisation, desto stärker die ideologische Schulenbildung«) nur punktuell operationalisiert werden. Es zeigt sich, daß bestimmte akademische Wertmaßstäbe – nämlich das Urteil über die Qualität juristischer Fachbereiche – in Deutschland stärker »politisiert« ist als in den USA. Eine unter experimentellen Bedingungen angestellte Inhaltsanalyse von Rechtslehrertexten erweist, daß die (durch Befragung festgestellte) politische Richtung der Autoren sich in Deutschland sehr viel leichter im Text ermitteln läßt als in Amerika, obwohl deutsche Rechtslehrer viel stärker an den überparteilichen Charakter ihrer Wissenschaft glauben. Dies Experiment ist zugleich ein Beitrag zur Entwicklung inhaltsanalytischer Methoden für die Rechtssoziologie.
Das Interesse der Gesamtarbeit gilt der alten wissenssoziologischen Frage nach dem Zusammenhang von Sein und Bewußtsein, wobei aber das in der Wissenssoziologie häufig zu wolkig gebliebene »Sein« mit den Mitteln der Wissenschaftssoziologie präzisiert ist.

1981, 350 S., 15,3 x 22,7 cm, Salesta brosch., 89,– DM
ISBN 3-7890-0650-5

Nomos Verlagsgesellschaft
Postfach 610 · 7570 Baden-Baden

NEUE TRENDS DER FEDERAL TRADE

Marx Das Schicksal der jüdischen Juristen
in Würtemberg 1933–1945
Die Justiz 1965, 179

Robert M. W.
Kempner "Das Dritte Reich im Kreuzverhör"
München 1969

deal" zulässig war, soweit keine zusätzlichen Umstände ("plus factors") auf ausdrückliches oder stillschweigendes Zusammenwirken zwischen Hersteller und Händler hinwiesen ("bilateral agreements"), ferner kein Monopolisierungsversuch vorlag und der Hersteller seine Kündigungsabsichten zuvor als allgemeine Geschäftspolitik angekündigt hatte (vgl. US v. Parke, Davis & Co., 362 US 29 (1960)). Dennoch entschied die FTC in Einschränkung der Colgate Doktrin, daß Stovers Kündigungsdrohung ein "per se" Verstoß gegen § 1 Sherman Act und § 5 FTC Act sei. In einer ausführlichen und, wie die FTC zugab, nicht unbestrittenen Analyse der Rechtsprechung zur Colgate Doktrin, schälte die FTC das Merkmal des Zwangs ("coercion") als das seit 1919 entscheidungsbestimmende Element heraus. Die Ausübung von Zwang produziere auf der Händlerseite eine, wenn auch unfreiwillige Befolgung, und damit ein zweiseitiges Verhalten, das für die Annahme eines "agreements" ausreiche. Mit dieser auf objektiven Verhaltenskriterien beruhenden Auslegung ersparte sich die FTC die Feststellung subjektiver Willenselemente und öffnete sich zugleich die Möglichkeit, ein

ANZEIGE

Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie

Hrsg. von Prof. Dr. Winfried Hassemer, Prof. Dr. Wolfgang Hoffmann-Riem und Prof. Dr. Manfred Weiss

Band 5

Ekkehard Klausa

Deutsche und amerikanische Rechtslehrer

Wege zu einer Soziologie der Jurisprudenz

Die Wissenschaftssoziologie, die bisher fast nur Natur- und Sozialwissenschaften im Blick hatte, vereinigt sich hier mit der Rechtssoziologie zu einer empirischen Vergleichsuntersuchung deutscher und amerikanischer Rechtslehrer: Wie wirkt sich die unterschiedliche »Sozialorganisation« beider Fachgemeinschaften auf deren Wissensproduktion und Ideologie aus, insbesondere auf politisch kristallisierte »Schulenbildung«? »Sozialorganisation« bedeutet die stärker akademisch oder rechtspraktisch bestimmte Rekrutierung, Sozialisation, Rollensegmentierung und Kommunikationsstruktur. All diese Aspekte werden aufgrund von Befragungen ausführlich dargestellt. Dagegen können Wissensproduktion, Ideologie und Schulenbildung zum Zweck einer empirischen Überprüfung der wissenschaftssoziologischen Leithypothese (»Je stärker akademisch die Sozialorganisation, desto stärker die ideologische Schulenbildung«) nur punktuell operationalisiert werden. Es zeigt sich, daß bestimmte akademische Wertmaßstäbe – nämlich das Urteil über die Qualität juristischer Fachbereiche – in Deutschland stärker »politisiert« ist als in den USA. Eine unter experimentellen Bedingungen angestellte Inhaltsanalyse von Rechtslehrertexten erweist, daß die (durch Befragung festgestellte) politische Richtung der Autoren sich in Deutschland sehr viel leichter im Text ermitteln läßt als in Amerika, obwohl deutsche Rechtslehrer viel stärker an den überparteilichen Charakter ihrer Wissenschaft glauben. Dies Experiment ist zugleich ein Beitrag zur Entwicklung inhaltsanalytischer Methoden für die Rechtssoziologie.

Das Interesse der Gesamtarbeit gilt der alten wissenssoziologischen Frage nach dem Zusammenhang von Sein und Bewußtsein, wobei aber das in der Wissenssoziologie häufig zu wolkig gebliebene »Sein« mit den Mitteln der Wissenschaftssoziologie präzisiert ist.

1981, 350 S., 15,3 x 22,7 cm, Salesta brosch., 89,– DM
ISBN 3-7890-0650-5

Nomos Verlagsgesellschaft

Postfach 610 · 7570 Baden-Baden

NEUE TRENDS DER FEDERAL TRADE COMMISSION BEI VERTIKALEN WETTBEWERBSBESCHRÄNKUNGEN

In zwei kürzlich ergangenen Entscheidungen nahm die Federal Trade Commission (FTC) Stellung zu vertikalen Wettbewerbsbeschränkungen. Im Ergebnis läßt sich eine Verschärfung im Bereich vertikaler Preisbindungen und eine Liberalisierung für nicht preisliche Beschränkungen feststellen. Beide Entscheidungen sind veröffentlicht in Heft 1072 des BNA, Antitrust & Trade Regulation Report, Bd. 43 (8. Juli 1982).

Preisbindungen des Einzelhandels waren Gegenstand in Russel Stover Candies, Inc. (Docket 9140, slip opinion vom 1. Juli 1982, aaO; ebenfalls abgedruckt in CCH, Trade Regulation Reporter, Bd. 3, No. 21.933). Dazu muß gesagt werden, daß "resale price maintenance" in den Vereinigten Staaten grundsätzlich unzulässig ist. Lediglich im engen Rahmen der unter dem Namen Colgate Doktrin (US v. Colgate, 250 US 300 (1919)) zusammengefassten Sachverhalte bestand die Möglichkeit, daß ein Hersteller die Aufrechterhaltung seines Endpreises anstrebte, soweit er dabei strikt einseitige ("unilateral") Methoden anwandte. Genau dies tat Russel Stover. An mehr als 18.000 Einzelhändler richtete er Preisempfehlungen mit der Drohung, bei Zuwiderhandlung bestehende Geschäftsverhältnisse zu kündigen und potentielle Preisbrecher von vornherein gar nicht erst zu beliefern. Darüber hinaus jedoch wiesen die Tatsachen, auf die sich die Parteien geeinigt hatten ("stipulated facts"), auf nichts hin, das als ein gemeinsames Vorgehen zwischen Stover und den Einzelhändlern, und daher als bilaterales Verhalten, hätte gedeutet werden können. Damit bewegte sich Stover strikt im Rahmen der Colgate Doktrin, wonach ein "unilateral refusal to deal" zulässig war, soweit keine zusätzlichen Umstände ("plus factors") auf ausdrückliches oder stillschweigendes Zusammenwirken zwischen Hersteller und Händler hinwiesen ("bilateral agreements"), ferner kein Monopolisierungsversuch vorlag und der Hersteller seine Kündigungsabsichten zuvor als allgemeine Geschäftspolitik angekündigt hatte (vgl. US v. Parke, Davis & Co., 362 US 29 (1960)). Dennoch entschied die FTC in Einschränkung der Colgate Doktrin, daß Stovers Kündigungsdrohung ein "per se" Verstoß gegen § 1 Sherman Act und § 5 FTC Act sei. In einer ausführlichen und, wie die FTC zugab, nicht unbestrittenen Analyse der Rechtsprechung zur Colgate Doktrin, schälte die FTC das Merkmal des Zwangs ("coercion") als das seit 1919 entscheidungsbestimmende Element heraus. Die Ausübung von Zwang produziere auf der Händlerseite eine, wenn auch unfreiwillige Befolgung, und damit ein zweiseitiges Verhalten, das für die Annahme eines "agreements" ausreiche. Mit dieser auf objektiven Verhaltenskriterien beruhenden Auslegung ersparte sich die FTC die Feststellung subjektiver Willenselemente und öffnete sich zugleich die Möglichkeit, ein

Kommentar

Wir kommen seit dreihundert Jahren

Von Hans Steinitz

In diesen Tagen wird mit sehr viel Aufwand und amtlichen Proklamationen in Deutschland wie in den Vereinigten Staaten ein historisches Jubiläum gefeiert: vor genau dreihundert Jahren kamen die ersten deutschen Auswanderer, Pietisten aus Krefeld, in die englische Kolonie Pennsylvania und gründeten eine Siedlung, der sie den Namen ''Germantown'' gaben. Das war gewiss ein grosses Ereignis, gleichsam der Beginn des grossen und permanenten amerikanischen Schmelztiegels, und angesichts der unleugbar grossen Bedeutung, die das Millionenheer deutscher Einwanderer und ihrer Nachkommen in der Wirtschaft, dem Kulturleben, im intellektuellen und im politischen Bereich in diesem Land gespielt haben, ist es durchaus berechtigt, der Pioniere des Jahres 1683 würdig zu gedenken.

Freilich soll nicht ganz vergessen werden, dass nach Südamerika, dem heutigen Venezuela und dem heutigen Chile, Einwanderer aus Deutschland schon sehr viel früher gekommen waren, um das Jahr 1530 herum, meist Agenten der grossen deutschen Handelshäuser Fugger und Welser, die sich in den Expeditionen des Spaniers Pissarro vertraglich Geschäftsrechte gesichert hatten.

Hierzulande finden zahlreiche Feierlichkeiten statt, die dem Jubiläum gewidmet sind; ein offizieller Besuch des deutschen Bundespräsidenten Professor Carstens, jetzt im Oktober, in Amerika (mit einer Begegnung mit Präsident Reagan im historischen Germantown) und einer Reise durch das Land als Höhepunkt. In der Bundesrepublik feiert man das Jubiläum noch intensiver als hier; aber immerhin gibt es auch hier ein ''Festkomitee'' aus privaten Bürgern, meist deutsch-amerikanischer Abstammung, und ein ''deutsch-amerikanischer Garten'' ist für die Bundeshauptstadt Washington vorgesehen, in Sichtweite des Weissen Hauses. Das hat freilich auf der anderen Seite böses Blut gemacht: warum ein Garten für die Deutschen, warum nicht auch für Iren, Italiener, Hispanos und, vor allem, für die indianische Urbevölkerung?

Natürlich kann man es niemals allen Leuten recht machen; die vielen kleinen deutschamerikanischen Vereine im Lande haben sich beschwert, dass Präsident Reagan in sein Festkomitee nur ein paar Grossindustrielle deutscher Herkunft ernannt hat, die sich sonst nie um deutschamerikanische Angelegenheiten gekümmert hatten: — und ''Aufbau'' hatte bemängelt, dass bei aller Würdigung der deutschen Einwanderung hierzulande niemand des deutschjüdischen Elements gedenkt, das ja eine sehr erhebliche Rolle in diesem Schmelztiegelprozess gespielt hatte. Beiden Kritiken ist dann etwas stattgegeben worden; ''Aufbau'' kann sich heute mit dem sehr fairen Balanceakt in dieser Hinsicht zufrieden geben.

* * *

Wenn alles das gesagt und niedergeschrieben ist, bleibt doch eine fundamentale Tatsache von gigantischer Bedeutung bestehen: dass das Millionenheer von Einwanderern aus Deutschland (und einigen deutschsprachigen Nachbarländern) für die Entwicklung der jungen USA unerhört wichtige Pionierarbeit geleistet hat. Aus Deutschland kommend wurden hierzulande das Brauereigewerbe, das Druck- und Graphikgewerbe, die Konservenindustrie, die Textilindustrie und unzählige handwerkliche Berufe eingeführt, und jedermann kennt die Namen von deutschamerikanischen Familien, die es hier zu führenden Positionen auf allen Gebieten gebracht haben (Rockefeller, Woolworth, Eisenhower, Kresge, Weyerhäuser, Drexel, Carl Schurz und zahlreiche andere). Städtenamen wie Bismarck, Frankfurt oder Berlin zeugen für ihre Siedlertätigkeit, grosse Teile des nördlichen Mittelwestens wurden von ihnen landwirtschaftlich ausgewertet; St. Louis hatte Mitte des vorigen Jahrhunderts eine deutschsprechende Bevölkerungsmehrheit, an einem südlichen Uferstück des Mississippi erinnert heute noch eine ''Cote des Allemands'' genannte Landschaft nördlich von New Orleans an die ersten Siedler, — und die Stadt New York hatte noch bis zum ersten Weltkrieg nicht weniger als sechs Tageszeitungen in deutscher Sprache.

Es ging nicht immer alles glatt und reibungslos. Chroniken berichten von Pioniersiedlungen deutscher Einwanderer, deren Hoffnungen vernichtet wurden, als Indianer auf dem Kriegspfad deren Häuser niederbrannten und deren Kinder verschleppten. Es gab vielfach Spannungen innerhalb der deutschen Bevölkerung, gewöhnlich zwischen älteren und gut etablierten Generationen und später eintreffenden Neueinwanderern, und es gab, wie bekannt, in den Nazi-Jahren die bitteren Spannungen zwischen Hitler-Anhängern, die sich willig der ''Auslandsorganisation der NSDAP'' unterstellt hatten, und den nichthitlerischen ''allen anderen'', deren einziger Wunsch war, gute amerikanische Bürger zu werden und in dem Schmelztiegel aufzugehen. Und es gab früher ja auch zahlreiche aus Deutschland herübergekommene religiöse Sekten, deren Versuche, in Gemeinschaftssiedlungen ein gottgefälliges Leben zu führen, gewöhnlich nur eine Generation lang anhielten. Hier und da konnten sie allerdings, so die ''Amischen'' oder die ''Herrnhüter Brüder'', viele ihrer Traditionen in die Gegenwart hinüberretten.

Der Einwandererstrom hatte ständig angedauert; allerdings gab es die drei politischen Flüchtlingswellen, die Höhepunkte der Immigration darstellten: die geschlagenen Revolutionäre von 1848, zahlenmässig die grösste deutsche Immigration von allen; dann eine sozialistisch orientierte in der Zeit des Bismarckschen Sozialistengesetzes, und dann die Anti-Hitler-Massenemigration der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts.

* * *

Soviel man weiss, waren die ersten deutschen Juden auch bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Amerika eingetroffen; es scheint, dass sie sich mehrheitlich in Pennsylvania (Philadelphia und Lancaster) niedergelassen hatten. Der Beruf des wandernden Trödlers (der in dem dünnbesiedelten Land ohne grössere Marktzentren eine wirtschaftliche Notwendigkeit erster Ordnung war) zog offensichtlich viele von ihnen an und erlaubte ihnen den Aufstieg zu gutbürgerlichem Wohlstand. Aber der grosse Reichtum entstand erst später, nachdem viele Juden aus Bayern (denen dort die Gesetzgebung die Gründung von Familien erschwert hatte) von 1820 an in Amerika (New York und Cincinnati) eingewandert waren.

Es begann die grosse Zeit der Familien Seligmann und Belmont, Guggenheim und Lewison, Loeb und Schiff: kurzum das, was man ''Our Crowd'' zu nennen begann. Diese Familien erwarben Riesenvermögen und bauten sich prachtvolle Villen an der New Yorker Fifth Avenue und blieben dabei fanatische deutsche Patrioten: in ihren Synagogen wurde deutsch gebetet, sie gründeten deutsche Freimaurerlogen und Turnvereine, sie führten deutsche Protokolle auf den Sitzungen der B'nai-B'rith-Logen (die sie mitbegründen halfen) und sie finanzierten deutsche Schulen, Wohlfahrtsunternehmungen und Krankenhäuser. Die ganze jüdische Reformbewegung wurde von Rabbinern aus Deutschland getragen; der führende, berühmte Rabbiner Einhorn bestand bis zu seinem Tod darauf, immer nur deutsch zu predigen. Erst der Beginn der Hitlerschen Hass-Propaganda entfremdete die amerikanischen Juden deutscher Herkunft ihrer deutschamerikanischen Umgebung und liess sie dann eigene Wege gehen.

Aber schon lange vor der Emigrationswelle der Hitler-Jahre hatte das deutschjüdische Element hierzulande enorme Leistungen aufzuweisen; die Musiker Damrosch, Vater und Sohn, begründeten das New Yorker Philharmonische Orchester, die Familie Ochs aus Fürth in Bayern schuf die ''New York Times''; Emil Berliner aus Hannover war der Erfinder des Mikrophons und der Schallplatte, Abraham Jacobi, Pionier der amerikanischen Kinderfürsorge, Nathan Strauss aus der Pfalz, erster jüdischer Kabinettsminister... die Aufzählung lässt sich fortsetzen, schier bis ins Unendliche. Erwähnt werden aber muss, was diese Menschen in ihrem sozialen und kulturellen Verantwortungsbewusstsein vollbrachten: die Zahl der von ihnen gestifteten Altersheime, Kinderheime, Museen (wie das Guggenheim-Museum in New York und viele andere), Schulen und Akademien ist Legion. Es war eine grosse Generation, und es waren grosse Leistungen: aus der jüdischen wie der amerikanischen Geschichte nicht wegzudenken.

Ihnen folgte dann eine jüdische Masseneinwanderung aus Deutschland (und später aus Österreich etc.) in unserer Zeit. Was Albert Einstein, Henry Kissinger und viele Tausende anderer, ebenfalls verdienstvolle Immigranten, auf allen Gebieten hier geleistet haben, braucht man den Lesern dieses Blattes nicht näher zu erzählen; unterstrichen werden soll aber, dass es in dieser jüdischen Immigration bis zum heutigen Tag praktisch keinen einzigen Fall von Kriminalität gegeben hat, wenn auch vereinzelt Angehörige dieser Gruppe hier gescheitert sein mögen. Aber diese Generation pflegte sich nicht mehr mit den nichtjüdischen Deutschamerikanern zu identifizieren — das hatte die Hitler-Propaganda gründlich verdorben. Erst heute beginnen sich die Gegensätze der dreissiger und vierziger Jahre etwas abzuschleifen, so dass sich, zum Beispiel, im New Yorker Goethe House (und den entsprechenden Instituten in anderen Städten) Kinder der einen wie der anderen Gruppe zu begegnen beginnen.

Aber man soll über den tausend Einzelerscheinungen nicht den grossen Überblick verlieren. Dreihundert Jahre lang sind Menschen aus Deutschland hier eingewandert und haben ihre Beiträge zu Amerikas blühender Entwicklung geleistet, — Menschen aller Konfessionen und aller politischen Schattierungen. Diese Bereicherung und Erweiterung der USA muss und soll auf ewige Zeiten anerkannt und gewürdigt werden.

New York: Erhöhte Wachsamkeit gegenüber antisemitischem Terror

Die Polizei bezeichnet es als Selbstjustiz, die Jewish Defense League (JDL) verwahrt sich dagegen und verweist, dass man sich immer innerhalb bestehender Gesetze bewegt. Wie immer, wenn die Jewish Defense League auf den Plan tritt, geht der Blutdruck mancher Menschen in die Höhe. Je nach politischer Anschauung aus Freude oder aber aus Ablehnung. Vor einiger Zeit war das in West Hartford so, als nach einigen Brandlegungen an Synagogen und Häusern prominenter jüdischer Bewohner die JDL mit bewaffneten Patrouillen zur Sicherung jüdischer Einrichtungen in dieser Stadt begonnen hatte.

Die gleiche Reaktion ist jetzt aus New York zu vernehmen, nachdem die Organisation letztes Wochenende die Bewachung der Yeshiva-Universität in Washington Heights aufgenommen hatte.

Auslösendes Moment war die letzte Schiesserei am 18. September, bei der ein Yeshiva-Student auf der Heimfahrt von einer Sportveranstaltung auf einer Autobahn in der Bronx von einer Kugel getroffen wurde. Die aus einem fahrenden Auto abgefeuerte Gewehrsalve verletzte ausserdem eine 37jährige Frau tödlich. Die Polizei ist sicher, dass dieser Mord nicht eingeplant war und die Kugeln dem mit einigen jüdischen Studenten besetzten Auto gegolten haben.

Die Schiesserei ist die bislang letzte in einer Serie von Attentaten auf jüdische Einrichtungen New Yorks. Die offensichtlich antisemitisch motivierten Anschläge nahmen am 7. Juni ihren Anfang, als aus einem fahrenden Auto mehrere Schüsse auf das Verwaltungsgebäude der Yeshiva-Universität abgefeuert wurden. Zwei Tage später wurde ein Feuerüberfall auf das in der Nähe liegende Jewish Memorial Hospital verübt, und am 22. Juni gab es die ersten Verletzten.

Das von Yeshiva-Studenten frequentierte Restaurant B'Teavon wurde mit einer Feuersalve belegt. Wie in den vorhergegangenen Überfällen konnten auch hier die Täter entkommen. Drei Studenten mussten damals ins Krankenhaus eingeliefert werden. Aufgrund ballistischer Tests konnte die Polizei einwandfrei eine Verbindung aller Vorfälle herstellen, was wiederum die schon nach dem ersten Anschlag aufgestellte Theorie von antisemitischen Motiven erhärtete.

Nach dem ersten Anschlag verstärkte die Universität ihre Sicherheitsmassnahmen, wehrt sich aber entschieden gegen den JDL-Einsatz. Zusätzlich wurde eine Sondereinheit der Polizei zur Aufklärung der Anschläge geschaffen, und Bürgermeister Koch sagte nach der jüngsten Schiesserei, das Gebiet um die Yeshiva-Universität werde nur so von Polizeibeamten wimmeln.

Nach Ansicht der Polizei sind alle Anschläge denselben Tätern zuzuschreiben. Nicht nur, dass die Kugeln aus demselben Gewehr abgefeuert wurden, auch liefen die Attentate nach dem gleichen Schema ab. Immer wurde aus einem fahrenden Auto geschossen, nach Zeugenaussagen war es auch jedesmal derselbe Wagen. Über die Täterschaft konnte die Sondergruppe der Polizei bis jetzt nichts ermitteln. Die erste Annahme, dass es sich um einen entlassenen Angestellten der Universität handeln könnte, wurde fallengelassen. Alle in Frage kommenden Personen hatten einwandfreie Alibis.

Da die New Yorker Polizei zwar mit Hochdruck, aber relativ erfolglos arbeitet, sah die Jewish Defense League die Stunde ihres Eingreifens gekommen. Denn — so sagen ihre Mitglieder — es ist offensichtlich, dass die Polizei im Dunkeln tappt. ''Wenn die Behörden nicht imstande sind, jüdisches Leben und Eigentum zu schützen, müssen wir das selbst übernehmen''. Der Einwand, dass die Bewaffnung ihrer Mitglieder doch gegen das Gesetz verstösst, trifft nach Auffassung der JDL-Rechtsanwälte nicht zu. ''Dass wir als Bürger dieser Stadt dem Terror ausgesetzt sind, wirft ein trauriges Licht auf unsere Polizeibehörden'', sagte ein JDL-Sprecher gegenüber dem AUFBAU. ''Konfrontationen sind wir gewohnt''.

David Joel

Bonn will Kampf gegen Umweltzerstörung verschärfen

Unter dem Eindruck der zunehmenden Gefährdung der Umwelt halten Bundestag und Bundesregierung in Bonn weitere Schritte vor allem zur Luftreinhaltung sowie zum Schutz von Boden und Gewässern für dringlich. In einer Umweltdebatte des Bundestags wies Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann (CSU) in einer Regierungserklärung insbesondere auf die besorgniserregende Zunahme des Waldsterbens hin und nannte einen umfassenden Abbau der Luftverschmutzung als entscheidendes Gegenmittel. Eine wesentliche Rolle soll dabei die 1986 geplante Einführung bleifreien Benzins spielen.

Ziel sei es, die Abgasschadstoffe um bis zu 90 Prozent zu verringern. Die angestrebten Abgasgrenzwerte könnten nach heutigem Stand der Technik nur mit der Katalysatortechnologie erreicht werden.

Berliner Brecht-Tage 1983

Brechts Verhältnis zum Marxismus war das Thema einer internationalen Konferenz, die zum Gedenken des 85. Geburtstags des engagierten Autors und Klassikers des modernen Dramas im Brecht-Haus in Ost-Berlin stattfand.

Der Zugang Brechts zu Marx war nach seiner eigenen Meinung erst spät erfolgt. Für ein Stück, das an der Weizenbörse von Chicago spielen sollte, waren politökonomische Kenntnisse nötig: Brecht studierte damals, 1926, "Das Kapital" von Marx und verstand, wie er schrieb, danach erst seine eigenen Stücke: "Man wird verstehen, dass ich eine ausgiebige Verbreitung dieses Buches wünsche."

Dieser Zugang Brechts zu Marx und unmittelbar danach zu Lenin stand beim ersten Problemkomplex der Brecht-Tage 1983 im Mittelpunkt des Interesses. Dabei wurde insbesondere die Intensität des Studiums von Marx (Dr. Marxhausen, DDR) untersucht, Brechts Besuch der Marxistischen Arbeiterschule Neukölln am Ende der 20er Jahre (Prof. Schlenstedt, DDR), die Beschäftigung mit Werken Lenins für das Prosawerk "Meti" (Dr. Knopf, Bundesrepublik).

Der schon 1930 vorgetragene Standpunkt, dass Fortschritt "nicht Fortgeschrittensein, sondern Fortschreiten" bedeutet, also ein Prozess ist, wirkte sich folgenreich auf Brechts Werke aus. Es reichte ihm nicht mehr aus, die Veränderungsbedürftigkeit ungerechter Verhältnisse darzustellen, sondern seine Kunst sollte anregen zu notwendigen Veränderungen. Mit Problemen, die diese Realismusauffassung Brechts näher analysierten, beschäftigten sich zahlreiche Experten in Detailuntersuchungen (Dr. Klatt, DDR, Prof. Chiarini, Italien, Prof. Hermand, USA, Dr. Class, Bundesrepublik Deutschland, und andere).

Grosse Bedeutung spielte bei dieser Konferenz das Thema Frieden, Brechts Forderung, über die Zukunft der Kultur nicht die Atombombe entscheiden zu lassen.

Wichtige Ergebnisse der Brecht-Tage 1983 waren nicht nur neue Forschungsergebnisse, sondern auch neue Fragestellungen für die Forschung. Es war gelungen, auch Fachwissenschaftler, die bisher nicht direkt an der Brecht-Rezeption beteiligt waren, wie zum Beispiel Philosophen, Politökonomen und Juristen, mit Literatur- und Theaterwissenschaftlern an einen Tisch zu bringen und zu interdisziplinärer Auseinandersetzung anzuregen.

Werner Hecht

Lufthansa Airport Express fährt nun bis Flughafen Düsseldorf

Der bisher zwischen dem Frankfurter Flughafen und Düsseldorfer Hauptbahnhof pendelnde Lufthansa Airport Express wird seit Beginn des Sommerflugplans am 27. März in Düsseldorf bis zum Flughafen weitergeführt. Er wird damit für Düsseldorfer Lufthansa-Passagiere eine interessante Alternative zum Flug, weil sie sich direkt am Flughafen noch kurzfristig zwischen Flugzeug und Bahn entscheiden können. Fluggäste aus Bonn und Köln, die einen internationalen Lufthansa-Flug ab Düsseldorf benutzen wollen, können (ohne Aufpreis) nun mit dem Airport Express anreisen; sie erhalten auf Wunsch bei der Ticketausstellung den entsprechenden Flugschein. Passagiere aus dem Raum Düsseldorf, die internationale Flüge der Lufthansa oder ihrer Poolpartner ab Köln/Bonn gebucht haben, können mit dem Airport Express nach Köln fahren.

Emigration und Exil deutschsprachiger Ingenieure 1933-1945

Seitdem wir im Februar 1982 zum letzten Mal im "Aufbau" über das vom Verein Deutscher Ingenieure und der Deutschen Forschungsgemeinschaft in der Bundesrepublik Deutschland durchgeführte Projekt zur Erforschung der Schicksale deutschsprachiger Ingenieur-Emigranten berichteten, hat die Arbeit an dem Projekt grosse Fortschritte gemacht. Wenn auch vorerst nur diejenigen Ingenieur-Emigranten untersucht wurden, die sich in Grossbritannien niederliessen, so ist doch daran gedacht, die Schicksale derjenigen, die nach Israel, wie vor allem auch nach den Vereinigten Staaten, emigrierten, in die Untersuchung einzubeziehen. Allein für den Bereich Grossbritannien ist es bisher gelungen, fast 50 noch lebende Ingenieure ausfindig zu machen, und bisher konnten von diesen rund 30 interviewt werden. Darüber hinaus liessen sich aus der Literatur und in verschiedenen britischen Archiven zusätzliche, wenn auch spärliche Informationen über weitere 50 Ingenieur-Emigranten finden.

Auf der Grundlage dieser Information von Ingenieuremigranten sind bereits erste Überlegungen und Ergebnisse veröffentlicht worden (Exil, Jg. 1982, Nr. 2 und Technikgeschichte 3 1983), so zur Frage der Intergration der Ingenieuremigranten in Grossbritannien und zum Problem des "Know How"-Transfers nach Grossbritannien durch deutsche Ingenieure. Hier konnte gezeigt werden, dass das von deutschen Ingenieuremigranten mitgebrachte Wissen in vielen Bereichen — z.B. der Elektrotechnik, dem Maschinenbau und der Fertigungstechnik — einen wichtigen Beitrag zur technischen Entwicklung in Grossbritannien leistete. Die bisher gewonnene Information macht jedoch auch die Schwierigkeiten deutlich, mit der die betroffenen Ingenieure zu kämpfen hatten; aber trotz zeitweiliger Internierung und Arbeitslosigkeit lässt sich immer wieder ein grosser Wille erkennen, sich auch in dieser fremden Welt durchzusetzen.

Zusätzliche Informationen sind jedoch noch immer notwendig. Deutschsprachige Ingenieure, die nach 1933 Deutschland, Österreich oder die Tschechoslowakei verlassen mussten, werden deshalb gebeten, sich an die unten angegebene Adresse zu wenden. Die beiden erwähnten Publikationen für Interessenten sind ebenfalls unter dieser Adresse erhältlich.

Dr. Wolfgang Mock, Verein Deutscher Ingenieure, Bereich Technikgeschichte, 4000 Düsseldorf 1, Graf-Recke-Str. 84, Bundesrepublik Deutschland.

Aus den Gemeinden

Congregation Habonim, 44 West 66 Street. Friday Evening, April 1, 8:15 p.m.; Saturday Morning, April 2, 10:15 a.m.; Monday Morning, April 4, 10:00 a.m.; Tuesday Morning, April 5, 10:00 a.m., Memorial Service; Friday Evening, April 8, 8:15 p.m., Yom Hashoa Memorial Service, 40th Anniversary of Warsaw Ghetto Revolt; Saturday Morning, April 9, 10:15 a.m.

Congregation Machane Chodosh, 67-29 108th Street, at 67th Road, Forest Hills, N.Y. 11375. Rabbi Manfred Gans. SCHEDULE OF SERVICES: Friday, April 1st, Light Shabbath candles at 6:01 p.m., Minchah-Kabalath Shabbath 6:10 p.m.; Shabbath, April 2nd, 8:30 a.m., Shabbath Chol Hamo'ed, Shir Hashirim, Minchah 6:30 p.m., Shabbath ends 7:12 p.m.; Sunday, April 3rd 8:00 a.m., Light Yom Tov candles at 6:03 p.m., Minchah-Kabalath Yom Tov 6:10 p.m.; Monday, April 4th 8:30 a.m., Seventh Day Pesach, Minchah 6:30 p.m., Maariv 7:15 p.m., Light Yom Tov candles at 7:14 p.m.; Tuesday, April 5th 8:30 a.m., Eighth Day Pesach, YIZKOR 10:30 a.m., Minchah 6:30 p.m., Yom Tov ends 7:15 p.m.; Friday, April 8th, Light Shabbath candles at 6:08 p.m., Minchah-Kabalath Shabbath 6:15 p.m.; Shabbath, March 9th 8:45 a.m., Sidrah: Sh'mini, M'vorchim Hachodesh Iyar, Mishna Class 6:00 p.m., Minchah 6:30 p.m., Perek I, Shabbath ends 7:19 p.m.; Sunday, April 10th 8:00 a.m., Minchah-Maariv 6:30 p.m.; Wednesday, April 13th 6:45 a.m., first Day Rosh Chodesh Iyar; Thursday, April 14th 6:45 a.m., Second Day Rosh Chodesh Iyar.

Congregation Beth Hillel, 571 West 182nd Street, New York, N.Y. 10033. Rabbi Shlomo Kahn. SCHEDULE OF SERVICES: Friday Eve, April 1, 6:05 p.m., Shabos Chol Hamoed; April 2, 8:30 a.m., Sermon, Mincho 6:20 p.m., End 6:58 p.m.; 7th Day Pesach Eve, Sunday, April 3, 6:05 p.m.; 7th Day Pesach, Monday, April 4, Morning 8:30 a.m., Mincho 6:30 p.m., Maariv 7:00 p.m.; 8th Day Pesach, Tuesday, April 5, YIZKOR-SERMON, 8:30 a.m., Mincho 6:30 p.m., End 7:00 p.m.; Friday Eve, April 8, 6:10 p.m.; Shabbos Shemini, April 9, Blessing of Month of Iyar Sermon, Morning 8:45 a.m., Mincho 6:25 p.m., End 7:06 p.m.; Weekday: Mincho 6:30 p.m., Maariv 7:15 p.m., Mornings, Sundays & Legal Holidays 8:00 a.m.; Mondays & Thursdays 6:55 a.m., Tuesdays, Wednesdays, Fridays, 7:00 a.m.; Wednesday, April 13, Rosh Chodesch Iyar, 6:45 a.m.; Evenings to April 14 6:00 p.m.

Der Wochenabschnitt

das Wasser von einem Ende der Welt zum andern sich erstreckt, wie es heisst: "Der die Erde auf Wasser ausgebreitet hat" (Psalm 136,6), so gilt die Thor

ist des Wassers die Menge unter dem Himmel" (Jeremia 10,13), so kommt auch die Thora vom Himmel, wie es heisst: "Ihr habt gesehen, dass ich vom Himmel herab mit euch geredet habe"

Aus der Zei

Helmut
"Zeit"

Gerd
geber
zeitun
kannt
kanzl
Chefr
ist. S
aktiven
schen B
Ernennun
Chefredak
seit vielen
eine der imp
der deutschen
"Die Zeit" zu
Organ geworden
kannt wird. Gräf
jetzt seltener zur
immer noch eine gel
kommene Gast-Mitar

Der Verleger Buce
Jahren als Christdemok
destag an und galt dama
und Sprachrohr von Konrad
sich jedoch seither dem libe
Wochenzeitung niemals wid

Wie wir hören

Nahezu 45 ehemalige Berliner
Bürger, alle in vorgeschrittenem Al
vor Jahrzehnten unter dem Druck de
nalsozialistischen Verfolgung nach A
lien (und Neuseeland) verschlagen w
folgten kürzlich einer Einladung des
Senats zu einem zehntägigen Besuc
Regierenden Bürgermeister, vom Ge
vorsitzenden und vom Präsidenten d
ordnetenhauses willkommen gehei
solvierten sie ein grosszügiges,
und anregendes Programm von
Besichtigungen und Rundfahrten
dung durch die Stadt erfolgte im
West-Berliner Besucherprogr
diesem haben — beginnend im
— bisher über 1.300 ältere jüdische Emi-
granten, vornehmlich aus Amerika und Is-
rael, Gebrauch gemacht.

Eine weitere Besuchergruppe gleicher Art wird für die zweite Aprilhälfte in Berlin erwartet.

Westküste

s Angeles

'Unter-
nuni-
ffisch
oleum
mmer
n Ver-
Kohle-
s Projekt
ächst etwa
n. Nach er-
Volksrepublik
e und Hammer

idental Petroleum
ood war kürzlich
stration. Aus Protest
ertrag (Volumen: 20
der Sowjetunion und
kung jüdischer Auswan-
ommunistischen Land ver-
nstranten eine sowjetische
zu keinen Zwischenfällen.

* * *

Jahre hindurch gastierte die
r City Opera jeweils im Herbst
ngeles Music Center. Damit ist es
m Jahr zu Ende. Finanzielle Erwä-
— so die Leiterin der Oper, Beverly
– gaben den Ausschlag. New York
ennoch in Los Angeles vertreten sein.
ffrey-Ballett nimmt die Stelle der New
City Opera ein.

* * *

Broschüre für Ehepaare die ver-
n Konfessionen angehören, wurde
"Commission on Outreach for
rriages" des Jewish Federation
nter dem Titel "As you begin"
cht. Der Obmann der Commis-
er Lennard Thal, erklärte, dass
schwierige Probleme darstel-
wenn es sich um die Erziehung
von Kindern handelt. Die Broschüre wird in Synagogen, Jewish Centers und Jewish Agencies verteilt werden.

* * *

Der australische Filmproduzent Bob Weis beginnt Mitte dieses Jahres mit den Vorarbeiten für einen Fernsehfilm zum Thema Raoul Wallenberg. Der Film entsteht in Zusammenarbeit mit dem Wiesenthal Center und wird in acht Ländern gedreht. Neben Ungarn und Schweden als Schauplätzen wird auch Australien als Drehort dienen, einfach deswegen, weil sich viele von Wallenberg gerettete Juden auf dem fünften Kontinent angesiedelt haben.

* * *

Die vorwiegend aus eingewanderten deutschen und österreichischen Juden gebildete Israel Lodge Nr. 1793 der B'nai B'rith feierte am 6. März den 35. Jahrestag ihrer

sische Juden statt. Als Sprecher fungierten die Kongressabgeordneten Henry Waxman und David Dryer. Zusätzlich kamen die Lokalpolitiker Bert Margolin, Zev Yaroslavsky und Joel Wachs zu Wort. Der sowjetische Einwanderer Leonid Feldman schilderte der Versammlung das Schicksal der russischen Juden, die oft jahrelang auf ein Ausreisevisum warten müssen.

* * *

Das Jewish Federation Council plant die Errichtung eines neuen Gebäudes im San-Fernando-Tal. Die von den Architekten Abraham Shapiro und Herbert Nadel geplante Anlage (22262 Vanowen Street) soll 1985 bezugsfertig sein.

* * *

Mit einer sechs Monate dauernden Ausstellung unter dem Titel "New and Renewed" feiert das Skirball Museum sein zehnjähriges Bestehen. Die Leiterin des Museums, Nancy Berman, konnte im Lauf der Jahre etwa 1500 Ausstellungsobjekte erwerben.

Robert Schreier

Theater in Kalifornien:

Der Therapeut als Witzfigur

Mein Freund Max sammelt seit Jahren illustrierte Witze, die Schiffbrüchige auf einer kleinen Insel mit Palmen zeigen. Er könnte geradesogut andere Witzsituationen sammeln, wie den überraschten Liebhaber oder die Schwiegermutter auf Besuch. Er weiss nur nicht, was er mit seinen Palmenmenschen anfangen soll.

Er könnte etwas von Christopher Durang lernen, dessen Komödie "Beyond Therapy" im Berkeley Repertory Theatre aufgeführt wird. Durang hat seine Sammlung von Witzen über Therapeuten in ein Theaterstück umgeformt, in dem die Scherze sich so jagen, dass man manche gar nicht versteht, weil das Publikum noch über den vorherigen lacht. Die Handlung ist so konstruiert, dass man Witze daranhängen kann wie an einen übermässig geschmückten Weihnachtsbaum. Bruce und Prudence (von Charles Dean und Judith Marx mit feinem Humor dargestellt) lernen sich durch ein Heiratsinserat kennen. Beide haben ihre Psychiater, die bei weitem verrückter sind als ihre Patienten — eine Gelegenheit zur Kleinkunstparodie, die von David Booth und Shirley Jac Wagner voll ausgenützt wird. Und dann gibt es noch Bob, den männlichen Liebhaber (Brian Thompson) des vielseitigen Bruce. An dieses Quintett hängt Durang alle seine Witze und trifft oft ins Schwarze, ins Erotische und ins Neurotische, und auch zuweilen ins Obszöne, wie das heute so unvermeidlich ist wie der Ödipuskomplex. Aber die Parodie geisselt auch die heute so weitverbreiteten psychologischen Dogmen. Die Parole des einen Therapeuten, "Alles, was du sagst, ist der Schlüssel zu etwas anderem", hat schon viel Unheil angerichtet, und die Überzeugung des anderen, dass man all seinen Gefühlen freien Lauf lassen soll, führt zu einer Situation, in der der Patient auf seine Psychotherapeutin schiesst, worauf diese erfreut ausruft: "Das ist der Beginn deiner seelischen Genesung!" Die Regisseurin Joy Carlin hat ihre Freude an dieser Sammlung von Scherzen und fügt einige ihrer eigenen Einfallskraft hinzu.

* * *

Die vier Schwestern

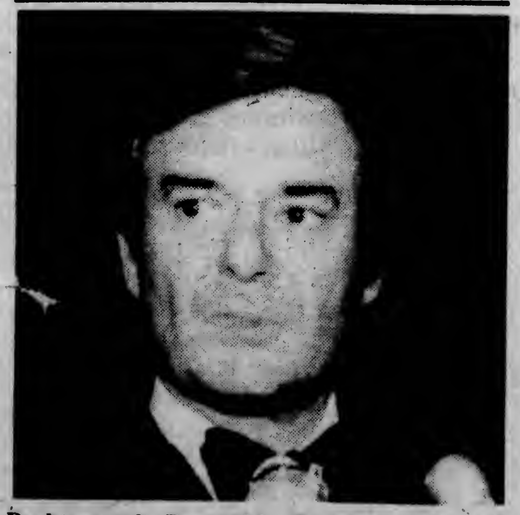
Paul Osborns "Morning's at Seven" handelt von vier Schwestern in einer amerikanischen Kleinstadt während der dreissiger Jahre. Das Stück hatte bei seiner Uraufführung vor 45 Jahren nur einen mässigen Erfolg. Seine Wiederentdeckung verdankt es der Tatsache, dass die Frage, die es stellt, heute in weiten Kreisen ernst genommen wird, während sie damals als "schrullig" abgetan wurde. Die Frage, mit der sich die Hauptpersonen des Stückes plagen, ist die: "Jetzt, da mein Leben dem Ende entgegengeht, hat es überhaupt einen Sinn gehabt?"

Die Versuchung, sich über Personen lustig zu machen, die sich mit solchen Dingen den Kopf zerbrechen, war damals gross. Allen Fletcher, der Regisseur des American Conservatory Theaters, an dem das Stück nunmehr zur Aufführung gelangt ist, nimmt die Personen ernst, und dadurch gewinnt es an Bedeutung für den Zuschauer. Drei der Schwestern leben in zwei Vorstädthäusern nebeneinander. Ida, von Carol Teitel mit rührender Hilflosigkeit gespielt, ist mit Carl verheiratet, für den die Frage nach dem sinnlosen Leben zu einer zentralen geworden ist. Sydney Walker spielt ihn menschlich, ohne eine Spur der Karikatur. Zwei andere Schwestern leben im Nachbarhaus. Cora (Anne Lawder) ist mit Theodor (Ray Reinhardt) verheiratet und meint, dass sie ihr Leben nicht voll ausleben kann, weil sie das Haus mit ihrer Schwester Aari teilen muss. Aari, die frustrierte alte Jungfer — eine schwere Rolle, von DeAnn Mears meisterhaft unterspielt — ist in ihren Schwager verliebt, und es hatte vor vielen, vielen Jahren eine kurze romantische Episode zwischen ihnen gegeben. Marrian Walters, die vierte Schwester,und William Paterson als ihr Professor-Gatte, typisieren vortrefflich zwei Menschen, deren Ehe zur Routine

Kalifornien: Unwetter richtet Schaden in Höhe von 600 Millionen Dollar an

Als grösste Naturgefahr für Kalifornien gelten nach wie vor die Erdbeben, aber auch Stürme und Regenfälle können verheerende Wirkungen haben, wie der soeben zu Ende gegangene Winter bewies.

Mit selten verzeichneter Vehemenz tobten die Wellen des Pazifiks gegen die Küste, von Eureka bis San Diego. Das Meer biss sich im wahrsten Sinne des Wortes in die Ufer fest, und Boote, kleine Schiffe, Häuser und Hafenanlagen wurden zerstört oder schwer beschädigt. Der TV-Star Johnny Carson bemerkte dazu treffend: "Wenn Sie daran denken, an die Küste zu kommen, tun Sie es nicht. Die Küste kommt zu Ihnen."



Rechtsanwalt Bruce M. Ramer aus Beverly Hills wurde zum Vorsitzenden des 77. Jahrestreffens des American Jewish Committee, das in der Zeit vom 11. bis 15. Mai in New Yo

Auf dem Festland verursachten die wochenlangen Regenfälle Dammbrüche, Überschwemmungen, Hochwasser und beschädigten Strassen, Wasser-, Telefon- und Elektrizitätsleitungen.

Als zum Katastrophengebiet erklärte der neue Gouverneur George Deukmejian zuerst 32 Landkreise und später noch weitere acht, so dass also 40 von den 58 Landkreisen des Staates Kalifornien sowohl lokale als auch bundesstaatliche Hilfe bekommen werden.

Diese in Aussicht gestellte Hilfe, meistens Darlehen zu einem günstigen Zinssatz oder Beiträge für den Wiederaufbau, wird aber nicht ausreichen, denn man schätzt die angerichteten Schäden auf rund 600 Millionen Dollar. Nach Meinung der Behörde für Notdienste in Sacramento belaufen sich bisher die Schäden an Privateigentum auf rund 375 Millionen Dollar, und die Landwirtschaft wird einen Verlust von mehr als 200 Millionen Dollar zu tragen haben. Bei den Einbussen für die Landwirte sind aber die verlorenen Ernten nicht einkalkuliert, was auf längere Sicht der Verbraucher an den höheren Preisen für Obst und Gemüse merken wird.

Man nimmt an, dass die Reparaturen von Strassen und öffentlichen Anlagen mindestens 28 Millionen Dollar kosten werden.

dem sieht man mit Bangen d

So waren die Juden in Deutschland

Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945

MONIKA RICHARZ (Hrsg.): *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 495 Seiten, Abbildungen, 48 Mark.*

In Zusammenarbeit mit dem Leo-Baeck-Institut legt Monika Richarz den dritten Band der Selbstzeugnisse zur Geschichte des deutschen Judentums vor. Nach der Zeit von 1780 bis 1871 und des Kaiserreichs wird das Leben in der Weimarer Republik und im Dritten Reich geschildert. In der sehr informativen Einführung beschreibt die Herausgeberin wesentliche Merkmale der deutschen Juden: soziale Struktur, kulturelle Situation, politisches Verhalten. Über ihre Aufgabe bemerkt sie: „Die nationalsozialistische Judenverfolgung ist von Historikern fast immer aus dem Blickwinkel der Verfolger geschrieben worden, und dabei wurden die Juden zu namenlosen, passiven Opfern einer übermächtigen Vernichtungsmaschinerie. In der vorliegenden Dokumentation schreiben die Verfolgten selbst, hier werden die Verfolger zu Teilen eines anonymen Apparats, und in den Vordergrund tritt der individuelle Teil und kollektive Kampf der Juden um ihre menschliche Selbstbehauptung und physische Rettung."

Deutlich wird, was die zum Schlagwort Degradierten eigentlich waren: eine überwiegend dem Klein- und Mittelbürgertum angehörende religiöse Minderheit, in der Spannung lebend zwischen Assimilation und Verstoßung, zumeist in Großstädten, ein Drittel davon in Berlin. Konzentriert waren die Juden in einzelnen Berufen, so daß Monika Richarz sogar von „einem eigenen jüdischen Wirtschaftssektor" spricht. Dazu zählten die Bekleidungsindustrie und der Pelzhandel, aber jüdische Unternehmer fanden sich auch in Webereien und Spinnereien, in der Chemie, in Druckereien, im Verlagswesen, doch in der so wichtigen Schwerindustrie fehlten sie ganz. Fast die Hälfte aller Privatbanken waren jüdisch, ein Großteil der Warenhäuser, aber nur ein Prozent der Aktienbanken. Ein Drittel waren Angestellte. Einflußreich waren sie in der Kultur, ökonomisches Gewicht hatten sie in einzelnen Branchen, keineswegs insgesamt.

Doch die sichtbare Profilierung da und dort diente der antisemitischen Propaganda als Ansatzpunkt, um vor einer „Gefahr" zu warnen. Wirtschaftskrisen wie 1923 und 1930 verschärften das Angriffspotential, indem die Juden als Schuldige gebrandmarkt wurden. Als Angehörige der Mittelschicht waren sie zumeist liberal, wählten die Demokratische Partei; erst deren Niedergang erweckte größere Sympathie für die SPD. Intellektuelle neigten der KPD zu oder dem Zionismus. Aber das deutsche Judentum, so Monika Richarz, war „weder abgeschlossen noch homogen". Es „wies vielmehr eine deutliche Klassenstruktur auf, war von weltanschaulichen, religiösen und regionalen Gegensätzen durchfurcht und verlor ständig Mitglieder durch Mischehe und Taufe".

Wie groß die Differenzierung war, belegen die Zeugnisse. Da sprechen Intellektuelle und Kaufleute, ein Bühnenbildner und ein Pädagoge der Hamburger Lichtwark-Schule, Frauen und Journalisten. Das ergibt keine Einheit, das antisemitische Schlagwort zielt daneben; aber ihm ging es nicht um Wahrheit, sondern um agitatorische Wirkung, und sie verlangte nach summarischer Vereinfachung. Kaum verbindet etwas den Münchner sozialdemokratischen Anwalt Philipp Löwenfeld mit dem Berliner Arzt Bruno Ostrowski, der schon 1926 nach Palästina auswandert. Beträchtlich sind die Unterschiede zwischen dem Redakteur der „Vossischen Zeitung" Max Reiner, der ausgezeichnete Beziehungen zu Stresemann unterhält, und dem Kommunisten Wolfgang Roth, der am Theater mit Piscator und Brecht arbeitet. Berufliche Interessen, Umwelt, Anschauungen: alles war anders.

Die Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft war so stark, daß sie den mal an- und abschwellenden Antisemitismus als Episode beurteilten. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, war 1933 eine Überraschung. Der Klempner Edwin Landau erwachte aus einem Traum: „Dieses Land, und dieses Volk, das ich bisher liebte und schätzte, war mir plötzlich zum Feinde geworden. Ich schämte mich über dieses Vertrauen..." Der ehemalige Frontsoldat, national gesinnt, wandert nach Palästina aus. Aber insgesamt war der Entscheidungsprozeß langsamer, zögernder; unendlich schwer war es, das Unglaubliche zu glauben. So berichtet Elisabeth Freud noch über die Stimmung in den Kriegsjahren, als beängstigende Informationen durchsikkerten: „Die Nazis können doch die Leute nicht zu Tausenden umbringen! Das ist doch unvorstellbar – deutsche Menschen ihre eigenen Mitbürger, mit denen sie 1914 Seite an Seite gekämpft haben."

Solche Überlegungen wirkten beruhigend, lähmend. Entgegen der These Hannah Arendts war das Böse gar nicht banal; es war ungeheuerlich, gerade deshalb erschien es undenkbar. Es gab Akte der Menschlichkeit, so lesen wir: „Die Judensterne waren nicht populär." Aber entschlossenes Handeln war zu selten. Die antisemitischen Strangulierungsmaßnahmen wurden von der Öffentlichkeit, insbesondere von den Kirchen, toleriert. Im Rückblick erweist es sich, daß sie die für den Massenmord unerläßliche Isolierung der Opfer schufen. Der Anwalt Bruno Blau berichtet von Protesten „arischer" Frauen gegen die Deportation jüdischer Ehemänner, die erfolgreich verliefen: „Wenn die verhältnismäßig geringe Zahl von Frauen jüdischer Männer es zuwege gebracht hat, deren Schicksal zum Guten zu wenden, so hätten diejenigen Deutschen, die sich jetzt in so großer Zahl als Gegner des Nationalsozialismus bezeichnen, auch die von ihnen angeblich nicht gewollten oder gar verabscheuten Greueltaten verhindern können, sofern sie es ernstlich gewollt hätten." Inmitten allgemeiner Verurteilung des Antisemitismus hätte es den Holocaust nicht geben können. Blau berichtet auch vom Ende des berühmten Journalisten Theodor Wolff.

Ersichtlich wird, daß die Opfer nicht passiv reagierten. Jüdische Organisationen waren helfend tätig, stärkten das Selbstvertrauen, ermöglichten die Auswanderung. Bis 1939 waren 300 000, mehr als die Hälfte, ausgewandert. Im Klima der Verfolgung war dies eine ungewöhnliche Leistung. Übrig blieben die Älteren, Witwen, die am meisten Hilflosen. Die Zahl der Selbstmorde war erschreckend hoch, zehn Prozent der in Württemberg zur Deportation Bestimmten, ein Viertel aller jüdischen Toten in Berlin. Hier ist der ergreifende Bericht über den würdevollen Freitod einer alten Dame, die bis zuletzt Stärkung findet bei klassischer Lektüre. Zehntausend gingen in die Illegalität, ein Drittel überlebte.

Die Fülle der Informationen, von höchstem Wert, ist erstaunlich. Zum Verständnis des dunkelsten Teils der deutschen Geschichte ist die Kenntnis dieses Buches unerläßlich.

HEINZ ABOSCH

Aufbau Feb 11, 1983

Diskriminiert oder integriert?

Juden in Deutschland 1983

Frankenthal ist eine mittlere Industriestadt bei Ludwigshafen bzw. Mannheim. Einer der wichtigsten Arbeitgeber sind die Pegulanwerke. Sie produzieren u.a. Fussbodenbeläge und andere Kunststoffartikel. Der Gründer der Firma heisst Fritz Ries — ein Mann mit einer tiefbraunen Vergangenheit. Er hat sich brutal am Raub jüdischen Eigentums zu Beginn der Nazizeit beteiligt. Im Krieg versuchte er, in Auschwitz ein Zweigwerk zu errichten. In der Nähe des Todeslagers beschäftigte er zahllose weibliche jüdische Häftlinge. Sie mussten 14 Stunden täglich schuften. Die von der SS verlangte Leihgebühr für jene Sklaven musste vorher bezahlt werden. Konnten die Frauen den Lohn nicht abarbeiten, weil sie mittlerweile im Gas erstickt worden waren, forderte Ries das Geld von der SS zurück.

Bei Kriegsende verlagerte der enge Freund eines Goebbelsvertrauten sein geraubtes Vermögen und die Betriebseinrichtungen zuerst nach Leipzig. Als klar wurde, dass Sachsen zur sowjetischen Besatzungszone geschlagen würde, wanderte Ries gen Westen, eben nach Frankenthal, und stampfte die Pegulanwerke aus dem Boden. Der enge Intimus von CSU-Chef Strauss und Bundeskanzler Kohl nahm sich im Sommer 1977 das Leben, nachdem seine Nazivergangenheit und geschäftliche Misswirtschaft Schlagzeilen zu machen begannen.

Frankenthal Ende Januar 1983: Im Albert-Einstein-Gymnasium versammeln sich Juden und Christen, um ein Wochenende lang Antworten auf die Frage zu finden "Juden in Deutschland '83 — integriert oder diskriminiert?" Dieter H. Vogel ist Vorstandsvorsitzender der Pegulanwerke. Im privaten Gespräch räumt er ein, dass dieses Symposion auch als ein Stück Wiedergutmachung verstanden werden kann. Ich nehme das dem Manager — 40 Jahre jung — ab.

Prominenz ist reichlich vertreten. Bei den Juden der Soziologe Pinchas Lapide, Erik Blumenfeld vom Europaparlament, Hans Lamm als Vorsitzender der israelitischen Kultusgemeinde München, Peggy Parnass aus Hamburg, Alphons Silbermann aus Köln, bekannt durch seine Antisemitismusstudie. Unter den Christen der Heidelberger evangelische Theologe Rolf Rendtorff und sein katholischer Partner Franz Mussner aus Passau, Jürgen Schmude, unter Bundeskanzler Helmut Schmidt fortschrittlicher Bundesjustizminister, und andere mehr.

Wer kann amerikanischer Präsident werden?

Der demokratische Senator Thomas Eagleton aus Missouri hat eine Abänderung der amerikanischen Verfassung, ein zusätzliches "Amendment", vorgeschlagen, um eine von ihm bemängelte Schwäche dieses Gesetzes zu eliminieren. Bekanntlich darf nach der Verfassung nur ein gebürtiger Amerikaner Präsident werden, also kein Bürger, der das Bürgerrecht durch Naturalisierung gewonnen hat. Das möchte Eagleton ändern.

"Wir diskriminieren dadurch gegen unzählige Personen, die voll und ganz qualifiziert wären, ins Weisse Haus einzuziehen, wenn sie nicht naturalisierte Bürger wären; und damit schwächen wir unser Land und schaden uns selber." Als Beispiele hervorragender Mitbürger, die im Ausland geboren wurden und "First Generation"-Amerikaner sind, zählte Eagleton auf: John Kenneth Galbraith, der aus Kanada stammt, der grosse Gewerkschaftsboss Douglas Fraser, ein gebürtiger Schotte, dann zwei Flüchtlinge aus Deutschland, Henry Kissinger und Michael Blumenthal, beides Regierungsmitglieder unter Präsident Ford bzw. Präsident Carter, und endlich Felix Rohatyn, der (sehr erfolgreiche) Finanzberater der Stadt New York.

Die Schwierigkeiten beginnen bereits bei der Frage, wieviele Juden in Westdeutschland leben. Es dürften um die 30.000 sein, vielleicht ein paar mehr, gegenüber einer halben Million zu Beginn der Nazizeit. Die meisten Gemeinden sind überaltert, aber die Jugend wächst wieder nach. Jedenfalls eine Gemeinschaft von 30.000 Individuen. Man sucht nach Gemeinsamkeiten, findet auch einige. Der Holocaust selbstverständlich, aber auch die Existenz des Staates Israel. Doch da werden schon unterschiedliche Standpunkte deutlich. Weitgehend Einigkeit darin, dass deutsche Juden — oder Juden in Deutschland? — immer dann angesprochen werden, wenn den anderen Bürgern etwas an der Politik Israels nicht passt. Vergleiche zwischen dem Massaker in den Palästinenserlagern und Auschwitz werden gezogen, etwa durch den Bürgermeister von Frankenthal, Peter Popitz. Michael Shiloh von der israelischen Botschaft in Bonn widerspricht. Popitz merkt nicht, welch unsinnige und unzulässige Parallele er gezogen hat. Im Protokoll, das als Buch erscheinen soll, wird man's demnächst nachlesen können.

Welche Rolle spielt die Religion im jüdischen Leben in Deutschland? Keine einmütige Antwort. Integriert und doch Schutzmassnahmen mit Polizei und Sicherheitszonen an jeder Synagoge?! Sicher nicht integriert. Gemeinsam aber doch die Geschichte des Leidens. Hans Lamm widerspricht.

Jürgen Schmude bedauert nachdrücklich, dass sein Gesetzentwurf, durch den das Leugnen des Holocausts strafbar werden sollte, von der neuen Bundesregierung offenbar eingemottet worden ist. "Für Auschwitz kann es keine Entschuldigung geben", sagt er. Rolf Rendtorff ergänzt: "Ich akzeptiere es nicht, wenn junge Deutsche sagen, wir haben mit Auschwitz nichts zu tun."

Pinchas Lapide macht klar, woran es bei vielen christlichen Theologen noch fehlt: Der Anerkenntnis, dass Christus Jude war.

Eine nützliche Begegnung, deren zweiter Tag nicht zufällig auf den 30. Januar 1983 fiel. Fünfzig Jahre zurück, da dröhnten die Stiefel von Nazis durchs Brandenburger Tor in Berlin: Der Massenmörder Hitler nahm seine erste Fackelparade ab..

Ohne Auschwitz hätte es das Frankenthaler Symposion nicht gegeben, wäre es wohl auch nicht nötig gewesen. Dass Juden und Christen heute in Deutschland den Dialog suchen, stimmt hoffnungsvoll. Von einer Integrierung in rechtlicher Hinsicht darf längst gesprochen werden, ob diese auch menschlich, sozial, gesellschaftlich vollzogen ist, muss bezweifelt werden. Dass es zu dem Symposion kommen konnte, hat Pegulan ermöglicht — trotz oder wegen Fritz Ries.

Heiner Lichtenstein

SCHWEIZ

BERNER OBERLAND

WORLD-WIDE
TRAVEL SERVICE
Sea & Air — Tours & Cruises
Complete Immigration Service
Gift Parcels – Remittances

HANSA-LLOYD
TRAVEL BUREAU, Inc.

221 EAST 86th STREET
NEW YORK, N.Y. 10028
Phones:
SA 2-3092, 3093, 8872

Sie fliegen nach Deutschland? Profitieren Sie doch bei Ihrer

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Dialog mit Hindernissen

Smithsonian-Sammelwerk zur. Emigration in den Hitlerjahren

Zu den bedeutungsvollsten Ereignissen der Einstein-Jahrhundertfeier im Jahr 1980 gehörten zwei Symposien an der Smithsonian Institution in Washington. Jetzt haben viele Einleitungsreferate zu diesen Diskussionen einen permanenten Niederschlag in einem Sammelband gefunden (*The Muses Flee Hitler. Cultural Transfer and Adaptation 1930-1945*. Edited by Jarrell C. Jackman and Carla M. Borden. Smithsonian Institution Press, Washington, D.C.).

Es ist, der Washingtoner Tagung entsprechend, ein breit aufgefächertes Werk, in dem die Rolle des Schrifttums lediglich eine Facette darstellt. Daneben stehen die Wissenschaften, Architektur, Malerei, Musik. Und das Bild der Emigration in den USA wird durch Abhandlungen über die Situation der Flüchtlinge in Kanada, England, Shanghai, in der Karibik, in Südamerika und in der Schweiz ergänzt.

Aber gerade die Tatsache, dass es sich um eine Gesamtschau handelt, macht die Publikation besonders wertvoll. Ebenso die äusserste Sachlichkeit, mit der die positiven und negativen Seiten des Phänomens gegeneinander abgewogen werden: hier Angleichung und Einschaltung in das Leben des neuen Landes, eine fruchtbare Symbiose, dort Isolation, Verdrängung auf Seitengeleise, Enttäuschung und Agonie.

Das von Jarrell C. Jackman in einem Essay über die deutsche Emigration in Südkalifornien gezogene Fazit wirft ein Licht auf das Gesamtproblem. ''Aus unserer jetzigen historischen Perspektive'' — so Jackman — ''erkennen wir allmählich die Bedeutung der deutschen Immigration in Südkalifornien während der dreissiger und vierziger Jahre. Einerseits stimulierte sie das Kulturleben der Gegend: wieder einmal zeigte sich die Fähigkeit Amerikas, fremde Kulturen zu absorbieren und Nutzen aus ihnen zu ziehen. Die deutsche Migration schlug eine Brücke zwischen zwei durch tausende Meilen voneinander getrennten Kulturen. Es ergab sich eine Wechselwirkung zwischen der Jahrtausende alten Kulturtradition der Alten Welt und der zukunftsorientierten Kultur der Neuen Welt in Südkalifornien. Oberflächlich gesehen, waren die beiden Kräfte einander schroff entgegengesetzt. In Wirklichkeit aber wurden die verbindenden Fäden zwischen ihnen immer stärker, eine Art Kultursynthese entwickelte sich, manifestiert in der Arbeit von Komponisten für Hollywood, in den Romanen Frederick Kohners und in dem Werk des Regisseurs Walter Wicclair. Auf der anderen Seite jedoch ist die Minusseite zu buchen: eine Reihe von Karrieren zerbrach, und das Potential der Emigranten wurde nicht voll genützt''.

Autoren, die in Amerika wenig bekannt waren, wie etwa Heinrich Mann, Alfred Döblin und Bert Brecht, kämpften hart um ein kümmerliches Dasein, während Arrivierte wie Lion Feuchtwanger ''ein Luxusleben führten''. Igor Strawinsky wurde mit offenen Armen aufgenommen. Arnold Schönberg dagegen stiess während seiner kalifornischen Jahre auf Missachtung und Missverständnis. Erst nach seinem Tod drehte sich das Rad. Ironie der Geschichte: heute hegt und pflegt das Schönberg-Institut der University of Southern California sein Erbe (''hier der Welt zur Einsicht, zum Vergnügen und zur Inspiration offen... vielleicht der reichste Nachlass, den je ein Musiker der Nachwelt geboten hat'').

In den zwanzig Essays des Buches wird ein weit verstreutes Material verarbeitet, das die künftige Forschung erleichtern sollte. Alfred Kazins Betrachtung über die exilierten Schriftsteller spricht besonders anregend über Thomas Mann und Hannah Arendt. Boris Schwarz schildert die Bereicherung, die die amerikanische Musikkultur den Emigranten dankt (deren Rolle in der Kammermusikpflege und in der Musikforschung sollte weiter untersucht werden), Christian F. Otto die revolutionierende Rolle Mies van der Rohes und anderer emigrierter Architekten, Herbert A. Strauss die Internationalisierung der wissenschaftlichen Forschung (er prägt das Wort von einer ''atlantischen Zivilisation'').

Manche analytische Bemerkung wird Widerspruch auslösen (so etwa die Behauptung auf S. 17, die Mehrheit der Deutschen habe seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine ''hypernationalistische'', ''rassistische'' und ''rechtsradikale'' Haltung eingenommen). Aber die Absicht hinter dieser Publikation ist es ja, die Diskussion zu fördern. Das dürfte den Herausgebern gelungen sein.

Ein paar faktische Irrtümer sollten bei einer Neuauflage korrigiert werden: Theodor Lessing wurde nicht, wie es auf S. 123 heisst, in Prag ermordet, sondern in Marienbad (am 31. August 1933), und Fritz Busch kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ''nach Deutschland zurück'' (S. 310) — er betrat deutschen Boden erst in seinem Todesjahr (1951) und starb in London.

Bei einem Werk solchen Ausmasses sind Fehler dieser Art entschuldbar. Hoffentlich wird das Buch die verdiente grosse Leserschaft finden.

Will Schaber

Carla M. Borden und Jarrell C. Jackman, die Herausgeber des Sammelwerks ''The Muses Flee Hitler''.

Courtesy Smithsonian Institution

Dealing With Rejection

By Art Buchwald

This month is the moment of truth for a lot of students. They are being informed by the colleges and universities they applied to whether they have been accepted or rejected. For high school students it is a particularly traumatic experience, because, for many teen-agers, it's the first time that anyone has turned them down for anything.

How do you deal with rejection when you get a letter that says you can't come to a school you had your heart set on?

One of the ways is to write to the admissions director pretending you did not receive his or her letter.

It could go something like this:

Dear Sir,

It is with deep regret that I ask you to withdraw my application to your school. After careful consideration and investigation I have discovered that your institution does not provide the educational experience I am looking for.

I have discovered that your exorbitant tuition fees have no correlation with the quality of your faculty, or the living facilities that you are providing for your students.

I was shocked to discover, in a recent visit to your campus, how many of your buildings are rundown and covered with ivy. Your athletic facilities are second rate and your student activity programs leave much to be desired. I also can't see spending what should be the four happiest years of my life at a school that does not have adequate parking space for those of us whose parents are making such a great financial sacrifice to see that we get the best education that money can buy.

In withdrawing my application from your school I am not personally blaming you for not maintaining a first-class university plant.

Your job is to provide the school with warm bodies, and fill the freshman class. In order to hold on to your position (the college job market being what it is), you can't level with student prospects as to what the catalog says about the institution, and what the facts really are.

But in selecting a school, I have to put my own self-interest before your interest, which is finding outstanding applicants to raise the standards of your university.

In my original letter to you I expressed a *desire, after completing my undergraduate work, to attend your law school. I did this* under the impression that you had one of the top ones in the country. But in talking to my uncle, who is a lawyer, I discovered that you were living on a reputation from the past, and there are now many law schools in the nation far superior to yours, which only charge half as much in tuition.

I could go on with many other reasons why I have lost interest in attending your university, but it would serve no useful purpose for either of us.

I hope you don't take my rejection personally. We high school graduates must make this decision on the basis of the number of excellent institutions available to us at this time. The fact that you failed in recruiting me should not be considered as a black mark against your school.

I wish it were in my power to go to every school that wanted me. But I can only choose one, and unfortunately the criteria my parents and I have set up for my education has forced me to eliminate your institution as one of our preferred choices.

I am certain you will find other students who are less demanding than we are when it comes to investing their money and time. They may even have better academic high school records and higher S.A.T. scores than I have. I hope for your sake that a majority of them will find what they are looking for in a higher education, because this country needs every college graduate it can get.

I appreciate that you would want me to be a part of your student body. I know you had high hopes for the school when you received my application, but your failure to recruit me does not mean the end of the world for your admissions office. The toughest job of being a high school graduate is to say no to a university who had its heart set on a student's going there.

If it will make you feel any better, you were originally my sixth choice, which isn't bad considering all the schools I had to pick from in the country.

Good luck and God Bless.

Vicotira Hackett

Bethesda Chevy Chase High School

© 1983, Los Angeles Times Syndicate

AUFBAU

Die grösste, reichhaltigste Zeitung für anspruchsvolle Leser

ABONNEMENTS–AUFTRAG

Das schönste Geschenk — ein AUFBAU-Abonnement

USA $38.00 (½ Jahr $30.00),
Kanada-Mexico $42.00
Südamerika (Schiff) $42.00
(Luft) $98.00
Israel $50.00
Europa & übriges Ausland $60.00
Alle Abonnements für ein Jahr zahlbar in US-Dollar an eine US-Bank

Name _____

Strasse _____

Wohnort _____

Staat _____ Zip Code _____

Anbei mein Scheck ☐
Money Order ☐

AUFBAU
Circulation Dept.,
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023

Lufthansa German Airlines
NACH EUROPA UND ISRAEL

Für das Krankenzimmer

Besichtigen Sie unsere Ausstellung von Krankenbetten, Badewannen Sicherheitsstangen, Krankenstühlen, Zimmertoiletten, Krücken, Wagen, Walkers.
MEDICARE ZAHLT BIS 80% FÜR MIETE UND KAUF VON KRANKENAUSSTATTUNGEN.
Wir senden die Rechnungen an Medicare für Sie.

A. WITTENBERG
STÜTZKORSETTEN; BANDAGEN und ORTHOPÄDIE

1400 MADISON AVE., Ecke 97. Str.
NEW YORK, N.Y. 10029
Von Washington Heights nehmen Sie No. 4 Bus bis East 96. Strasse

WE CATER TO MEDICAID AND MEDICARE
Tel.: 876-7023 — nach 6 Uhr abends: BO 3-5931
Täglich von 9:30 bis 5:30 Uhr geöffnet – Samstags geschlossen.

BRILLEN
FÜR JEDEN GESCHMACK

ALFRED P. POLL
LIC. OPTICIAN

40 WEST 55th STREET
N.Y.C. – Tel.: CI 6-4453

Aus den Gemeinden

Congregation Habonim, 44 West 66th Street. Friday Evening, May 13, 8:15 p.m.; Saturday Morning, May 14, 10:15 a.m., Service Honoring the Members of the Thursday Club-Open House and their Volunteers; Wednesday Morning, May 18, 10:00 a.m., Confirmation Service; Thursday Morning, May 19, 10:00 a.m., Memorial Prayers; Friday Evening, May 20, 8:15 p.m.; Saturday Morning, May 21, 10:15 a.m.

Congregation Machane Chodosh, 67-29 108th Street, at 67th Road, Forest Hills, N.Y. 11375. Tel.: 793-5656. Rabbi Manfred Gans. SCHEDULE OF SERVICES: Friday, May 13, Kabalath Shabbath 7:00 p.m.; Shabbath, May 14, 8:45 a.m., Sidrah Bamidbar, Mishna Class 7:35 p.m., Minchah 8:10 p.m., Shabbath ends 8:56 p.m.; Tuesday, May 17, Erev Shavuoth, Light Yom Tov candles 7:48 p.m., Minchah-Kabalath Yom Tov 8:00 p.m., Tikkun Lel Shavuoth 9:30 p.m.; Wed. May 18, First Day Shavuoth, 8:30 a.m., Minchah 8:15 p.m., Light Yom Tov candles 9:00 p.m., Maariv 9:00 p.m.; Thursday, May 19, Second Day Shavuoth 8:30 a.m., Yizkor 10:30 p.m., Minchah 8:15 p.m., Yom Tov ends 9:01 p.m.; Friday, May 20, Kabalath Shabbath 7:00 p.m.; Shabbath, May 21, 8:45 a.m., Sidrah: Nasso, Mishna Class 7:45 p.m., Minchah 8:20 p.m., Shabbath ends 9:03 p.m.; Weekdays: 7:00 a.m. — 8:00 p.m.

Congregation Ohav Sholaum, 4624 Broadway, NYC. Rabbi Ralph Neuhaus. Fr. May 13, 7:10 p.m.; Sa. May 14, 8:45 a.m.; Mincha 8:20 p.m.; Ausgang 8:55 p.m.; Di. May 17, Erster Tag Shovuos, 8 p.m., "Lernen" 10:00 p.m.; Mi. May 18, 8:30 a.m., Mincha 8:35 p.m.; Zweiter Tag Shovuos: Mi. May 18, 9:00 p.m.; Do. May 19, 8:30 a.m., YIZKOR, Mincha 8:35 p.m., Ausgang 9:00 p.m.; Fr. May 20, 7:10 p.m.; Sa. May 21, 8:45 a.m., Mincha 8:25 p.m., Ausgang 9:00 p.m.; So. 7:45 a.m., 7:30 p.m.; Wo. 6:45 a.m., 7:30 p.m.; Golden Age Club, Di. 2:00 — 5:00 p.m.; Büro, Mo., Mi., Do. 3:00 — 5:00 p.m.

Ausstellung: "Denkmalschutz an Gebäuden und Denkmälern der Juden in Hamburg"

1979 hat die Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg ein Programm zum "Denkmalschutz an Gebäuden und Denkmälern der Juden in Hamburg" in Gang gesetzt. 16 Objekte sind dafür ausgewählt worden.

In einer kleinen Ausstellung im Foyer des Sendesaals des Norddeutschen Rundfunks in der Oberstrasse wies die Kulturbehörde auf dieses Programm hin. Anlass war der Festabend zum 35. Jahrestag der Unabhängigkeit des Staates Israel. Im Mittelpunkt steht der Entwurf von Doris Waschk-Balz für ein Erinnerungsmal an diesem Gebäude, das ja nichts anderes ist als die 1930/31 erbaute und 1938 profanierte Synagoge des Israelitischen Tempelverbandes.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts lebten in Hamburg und den heute zum Staatsgebiet der Freien und Hansestadt gehörenden Nachbarstädten Altona und Wandsbek Juden. Ihre bedeutenden Beiträge zur Hamburger Geschichte, zu Wirtschaft und Kultur fanden auch Ausdruck in bedeutenden Kulturdenkmälern. Viel mehr Zeugnisse, als in der Öffentlichkeit bekannt, sind noch immer in Hamburg anzutreffen. Häuser und Denkmäler, Stätten und Orte künden von der Geschichte der Hamburger Juden — aber auch von ihrer Verfolgung und Vernichtung.

Durch die Restaurierung bedeutender Einzeldenkmäler, die denkmalgerechte Erneuerung von Gebäuden und die Sicherung von anderen materiellen Spuren der Geschichte der Juden in Hamburg soll diese Geschichte wieder erfahrbar werden.

Lake Placid, N.Y.

Shavuot Services at the **Lake Placid Synagogue, 30 Saranac Avenue** will be held on Tuesday evening, May 17th, at 8:15 p.m., and will be followed by a traditional Shavuot Night Lernen. Services on both days of Shavuot, May 18th and 19th, will be conducted at 9:30 a.m. and will be followed by a Kidush. Rabbi Dr. Selig S. Auerbach will preach on both mornings of Shavuot. Yizkor on the 2nd Day of Shavuot. Minhah and Maariv Services on Wednesday and Thursday, May 18th and 19th, at 8:15 p.m.

Beginning Friday evening and Shabat morning May 20th and 21st, Friday evening Services will be held at 8:15 p.m., followed by an Oneg Shabat, and Shabat morning Services at 9:30 a.m., followed by Kidush.

For further information, please contact Rabbi Dr. Selig S. Auerbach at 30 Saranac Avenue, Lake Placid, N.Y. 12946 (518-523-3876).

2121 BROADWAY
NEW YORK. N.Y. 10023

KLEINANZEIGEN

Telefon
(212) 873-7400

N.Y.C. SERVICE DIRECTORY

TEPPICHE

Brücken, Läufer, Bodenbelag
IN GROSSER AUSWAHL
Teppich- und Polstermöbel-REINIGUNG
PREISWERT
ALWA
jetzt 4712 BROADWAY
nahe Dyckman St., N.Y. 10040
Tel.: (212) WA 7-6438
Walter Weinberg (Res.) 942-7525

LEO BLAU Jewelers since 1937
Special order work
Repairs — Insurance Appraisals
Estates etc.
At 180 MADISON AVE. (33-34 Str.)
N.Y. 10016, Suite 900
By Appointment (212) 696-5814

FIELD'S
FAMOUS SINCE 1920
(212) 391-2233
41 EAST 42nd STREET (near Madison Ave.), N.Y.C. 10017
Room 1600 (16th Floor)
OPEN 7 DAYS
Free Consultation and Booklet
INTRODUCTIONS — 18 to 80
for FRIENDSHIP, LOVE and MARRIAGE. Professional, business, all wealthy, looking for ladies to marry soon. Fine American and European Clientele. MY SUCCESSFUL SERVICE was discussed on many famous TV and Radio Shows. We make arrangements for your sons and daughters in strictest confidence—without their knowledge. Also it was written up in MANY newspapers through the UNITED PRESS INTERNATIONAL. Our service is speedy, with happy results.
FIELD'S EXCLUSIVE SERVICE, INC.

DAUNENDECKEN
Gefüllt mit prima europäischen Daunen. — Auch Umarbeiten und Neubeziehen, sowie Kopfkissen.
Draperies, Bedspreads and Slipcovers
MADE TO ORDER
KOMME INS HAUS
LEE KAUFMANN
Now: Bergenfield, N.J. 07621
78 RALPH STREET
(201) 385-8730
NYC (212) WA 8-5368

Zuverlässige, Geschulte und Höfliche Arbeiter
MAX LOEB INC.
MOVING • STORAGE
SW 5-1100
Reliable, Experienced and Courteous Moving Men

WANTED TO PURCHASE

ZAHLE 15% MEHR
als jeder andere für
PERSER-TEPPICHE & TAPESTRIES
jeder Grösse, auch wenn reparaturbedürftig.
AUCH BILDER JEDER ART, SILBER, PORZELLAN
VEISSID, früher Berlin
Telefon jederzeit: (212) 873-7150

Haushaltsauflösung
Silber, Porzellan, Kristall, Zinn, Bronzen, Schmuck, Bilder, Judaica, Möbel, Teppiche usw. Antike und nicht so alte Haushaltsgegenstände.
Höchste Preise zahlt
ALICE REISS' TOCHTER
(212) 229-2490

Allerhöchste Preise
für Antiquitäten, Porzellan, Silber, Kristall, Zinn, Möbel, Schmuck, Teppiche, Bronzen, verschiedene Haushaltsgegenstände zahlt
I. ZENNER
371 FORT WASHINGTON AVENUE
(212) 928-0995 oder
(212) 781-8218

SITUATIONS WANTED

NURSE
lic. practical, available for long term sleep-in position. Good ref. — Queens or Manhattan.
(212) ST4-9242

Deutscher Historiker, 35 Jahre, fliessend Englisch, stellt sich für Juli für 1 bis 2 Personen für Mittel- und Westeuropa als **privater Fremdenführer** zur Verfügung.
Peter Meissner, Humboldtstrasse 6, 3280 Bad Pyrmont, West Germany.
Telefon 011 49-5281-2113

FOR RENT

Fleischmanns NEW LORRAINE
Beautiful Apartments for rent, private bath, T.V.
(212) 923-7107
(914) 254-5632

TANNERSVILLE, N.Y.
Cozy 3 Br. Cottage — very pvt., lovely view — nr. lake and shops, shady grnds., adj. golf. $700. mo/$1750 3 mos.
(516) 475-2308

ROOM WANTED

LOOKING FOR
Furnished Room, W. 79th to W. 92nd Street, for lady.
Call after 5 p.m.
(212) 724-0091

MISCELLANEOUS

ACUPUNCTURE
Experienced
Acupuncturist and Internist,
LING SUN CHU, M.D.
107 East 73rd St., N.Y. 10021
(212) 472-3000
For the treatment of Arthritis, Neuralgia, Backpain, Asthma, Allergies, Headaches, Pain Control, Hearing Loss, Weight Loss, and for Facial Rejuvenation.

Floor Scraper
Für die beste, sauberste und fachmännisch ausgeführte Arbeit rufen Sie an:
RAAP FLOOR SERVICE
FOrdham-7-6133

HELP WANTED

CASEWORKER and/or SECRETARY
with experience in indemnification (BEG) full or part time.
Box # TP 1920 M-AUFBAU

HOUSEKEEPER
full charge, live-in, also mother's helpers. No Fee.
(203) 226-3456
(212) 679-5670

GESUCHT WIRD

GESUCHT WIRD
WERNER EINSTÄDTER, Sohn von ALBERTINE EINSTÄDTER, geb. EGER, verstorben am 18.04.1945 in Nürnberg und ERNST EINSTÄDTER, geb. 9.12.1893, der am 12.12.1946 von Nürnberg nach San Francisco, Cal. ausgewandert ist. Letzte bekannte Adresse in 1964 war: ERNST EINSTÄDTER, 519 Ellis Street, San Francisco, Cal. Antworten bitte an **STADT WALLENFELS,** Postfach 1180, 8641 Wallenfels, West Germany zu richten.

PREISE ALLER ANZEIGEN
(ausser Todesanzeigen u. Glückwünsche)
RATES FOR CLASSIFIED ADS
(except Obituaries and Birthday Wishes)
MINIMUM GRÖSSE (SIZE)
1 inch x 1 Spalte (Column) — $20.00

1½ inch	1 Spalte breit (1 column wide)	$27.00
2 inch	1 Spalte breit	$37.00
1 inch	2 Spalten breit (2 columns wide)	$37.00
1½ inch	2 Spalten breit	$55.00
2 inch	2 Spalten breit	$73.00

Chiffregebühr (fee for box number) in USA (Porto eingeschlossen-postage incl.) $4.00. Im Ausland (abroad): (Luftpostgebühr eingeschlossen-air mail postage included) $6.00.

Anzeigen müssen im voraus durch Scheck oder Money Order bezahlt werden und werden NUR SCHRIFTLICH (in Druckschrift oder mit der Schreibmaschine aufgesetzt) angenommen. Keine telefonische Aufträge bitte.

Ads must be paid for in advance by check or money order. Only **written** copy (typed/neatly printed) will be accepted. No phone orders, please.

AUFBAU ADVERTISING
2121 BROADWAY, NEW YORK, N.Y. 10023 (212) 873-7400
Anzeigen-Annahmeschluss Dienstag 11 Uhr
Advertising Deadline Tuesday 11:00 A.M.

March 1983

READING AND WRITING
By D. J. R. Bruckner

From the German

Elliott Banfield

During the last few years the number of German books in translation has risen steadily, and they now outnumber translations from French literature, which had been by far the largest body of foreign literature available in this country for a generation. What effect this resurgence of German writers will have is an open question. One thinks of the popularity of Thomas Mann in the past. Could an entire army of writers not equal that now?

If one looks for best sellers, of course, the list may begin and end with Günter Grass. A Nobel Prize helps, as the publishers of Heinrich Böll or Elias Canetti have found. A cult, like that around Hermann Hesse, is beyond prediction. But the long list of novelists and playwrights writing in German and available in new translations suggests that publishers think there is a market for them, and it is not unusual to find in literary magazines discussions of the work of Christa Wolf, Peter Handke, Botho Straus, Alfred Döblin, Hans Erich Nossack, Max Frisch, Walter Kempowski or Rolf Schneider. Translations of German scholarly and critical work have also increased suddenly. It may not be surprising to find new translations of Walter Benjamin; he had an American following even when he had to be read in German. But it is a portent that Princeton University Press is translating the entire works of the 19th century philosopher Wilhelm Dilthey; a project of that magnitude suggests that German thought is no passing fancy in this country.

There is something of a tradition of translating from the German among a handful of publishers. Alfred A. Knopf still has most of Mann in print, and it continues to publish contemporary writers like Mr. Kempowski, Mr. Schneider and Thomas Bernhard. Mr. Grass and Mr. Frisch are published by Harcourt Brace Jovanovich, which also produces a number of translations in the Helen and Kurt Wolff Books series. Pantheon, which was started by the Wolffs during the war, still has the Wolffs' first project, "Grimm's Fairy Tales," in print, as well as other titles. Farrar, Straus & Giroux probably has the largest number of German titles available now, representing authors from both East and West Germany, including Mr. Handke, Miss Wolf, Robert Walser, Siegfried Lenz, Carl von Weizacker and Wolfgang Hildesheimer. The German firm Surkamp has published translations here, and Fromm International, a German publisher, has established a New York office specializing in translations. Continuum has begun a 100-volume German Library, which includes not only classic writers like Heine, Schiller and Brecht, but many more recent volumes of philosophy, sociology, politics and criticism.

It is possible that in the past the tenacity of the German language among the largest group of immigrants to this country discouraged translation. But the language is disappearing among Americans, and the translations now being made appeal in any case to people who have no German roots.

Werner Mark Lenz, the president of Continuum, says the declining number of Americans who speak German had some bearing on his decision to publish The German Library. Continuum has sold 10,000 copies of its first 10 volumes, but a series done in cooperation with New York University will have institutional customers: college libraries and the like.

An interest in German classics is natural enough. But why current German writing has suddenly become so prominent is difficult to explain. Leo V. Fromm, president of Fromm International, says that if there is any one reason for the appeal of German works here, it is probably the acculturation of millions of American soldiers and their families who have lived in Germany since 1945: "They have become acquainted with how Germans think, and many of them want to know what Germans are reading." Roger Straus, president of Farrar, Straus, thinks it is simply a matter of quality: "Since the 70's there have been more good books from Germany than from anywhere in the world except Latin America, and they're running neck and neck." The phenomenon, he says, "is like mushrooms. You couldn't explain the little Gruppe 47 — Grass and a few others — who came along after the war, or the flowering of writers in poor ravaged Italy at the same time, and you can't explain this." Volkmar Sander, the general editor of The German Library, thinks a new kind of political awareness in Germany has stimulated writers and that the literary renaissance there is related to what happened in the Nazi period, when virtually the entire artistic community left Germany. In a sense, the new generation of German writers are artistic orphans, who had little personal contact with their liberal predecessors.

Whatever caused the flowering — or mushrooming — the new interest in translations from the German is hardly unwelcome to the translators. To some extent, they are helped by a program of the West German, Austrian and Swiss Governments to subsidize translations, but most of the bigger publishers are taking their own chances with their own money. Helen Wolff, whose career in the publishing of translations stretches over 40 years, says, "The number of titles is very impressive; whether the impact will be so great in the long run, we wait to find out." ■

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Lutz Winckler, ein Privatdozent der Universität München, hat die seit Jahren laufende Diskussion über Klaus Manns "Mephisto" kräftig neuangefacht. Zur Erhellung der Genesis des Romans verweist er auf einen bisher unveröffentlichten Brief des Exilverlegers Fritz Landshoff an Klaus Mann. "Meine Vorstellungskraft versagt", schreibt Landshoff; "ein heikles Thema, das ganz gross zu sehen ist ... oder ein richtiger 'Versager' sein kann ... Es ist ein gefährlicher Stoff. Überlege es noch einmal — und noch einmal". Bereits früher hatte Hermann Kesten seinem Freund Klaus Mann einen "Theaterroman" vorgeschlagen, der das Schicksal eines "homosexuellen Karrieristen im Dritten Reich" porträtieren solle. Kesten dachte an ein Werk nach dem Muster der historischen europäischen Gesellschaftssatire.

Klaus Mann wurde durch die Argumente Landshoffs und Kestens überzeugt. Er sah das Risiko, aber auch eine grosse Möglichkeit: das Problem der moralischen Verantwortung der deutschen Intelligenz künstlerisch zu gestalten. Und er wählte als Schlüsselfigur den ihm wohlbekannten Mann, der während der Hitlerjahre die Hoffnung äusserte, dass "einmal aus einer Hitlerjugend, Arbeiterdienstgruppe oder einer anderen neuen Gemeinschaft der neue Dramatiker wachsen wird". Auf diese und ähnliche Weisen hatte Gustaf Gründgens sich als Trabant des Nationalsozialismus erwiesen. Lutz Winckler erinnert daran, dass die kompromittierendsten Bekenntnisse Gründgens' zum Nazistaat in den Nachkriegsveröffentlichungen "kommentarlos gestrichen oder umformuliert wurden".

Der Analytiker betrachtet als das Entscheidende der Klaus-Mann-Konzeption die Verbindung von Faschismus und Komödiantentum; "der Teufelspakt, den Höfgen (der Protagonist des "Mephisto") mit dem Faschismus eingeht, ist ein Pakt unter Komödianten". Winckler, der in dem Roman Klaus Manns den Einfluss des Onkels Heinrich Mann ("Untertan") spürt, wittert in dem Werk auch eine tiefe persönliche Tragödie: der Hass auf den gesellschaftlichen Gegner wurde zum Selbsthass. Und gerade der moralische Impuls, der Klaus Mann in der Zeit des Hitlerregimes konsequenter handeln liess als es viele seiner Zeitgenossen taten, hat den enttäuschten Dichter in der restaurativen Nachkriegszeit zugrunde gerichtet.

* * *

Wincklers Eassay steht in einer lange erwarteten Publikation: *"Exilforschung/Ein Internationales Jahrbuch/Band I"* (Verlag: edition text & kritik, München). Sie ist eine Schöpfung der Gesellschaft für Exilforschung, die vor einigen Jahren bei der Jahrestagung der Modern Language Association in New York gegründet wurde. Präsident der Organisation ist John M. Spalek, Vizepräsident Guy Stern, Sekretär und Schatzmeister Wolfgang D. Elfe. Herausgeber des Jahrbuchs sind Thomas Koebner (Universität Marburg), Wulf Köpke (Texas A & M University), und Joachim Radkau (Universität Bielefeld).

Die Wartezeit hat sich gelohnt. Der 391seitige Band kurbelt die Exilforschung in vielen Richtungen an. Kernstück ist eine Folge von Aufsätzen zum Thema "Stalin und die Intellektuellen". Eingehend behandelt wird die Position Heinrich Manns, Lion Feuchtwangers, Arthur Koestlers, Karl August Wittfogels, Ernst Tollers, Bert Brechts, Gustav von Wangenheims und Heinz Goldbergs. Einleitend definiert Iring Fetscher den "Totalitarismus"; ein Interview mit Lew Kopelew beschliesst die Serie. Patrik von zur Mühlen beleuchtet eines der trübsten Kapitel der dreissiger Jahre, die "Säuberungen unter den Spanienkämpfern", Peter Seifert den Saar-Kampf.

Gilbert Badia und René Geoffroy untersuchen den Vorwurf des Antisemitismus, der gegen Ernst Glaeser erhoben wurde. Der Verfasser von "Jahrgang 1902" wird mit Glacéhandschuhen angefasst. Die beiden Autoren bestehen darauf, dass Glaeser, "wenn man sein Leben und sein Gesamtwerk betrachtet, kein *überzeugter* Antisemit gewesen ist." Die hässlichen antijüdischen Bemerkungen, die der Renegat als Redakteur eines Luftwaffenorgans machte, werden als "weisungsgebunden" entschuldigt!

Fragwürdig ist auch der Kommentar über den Kongress "Das Freie Wort" am 19. Februar 1933 in Berlin. Fragwürdig im Inhalt, aber auch in der Sprache, deren Kauderwelsch selbst Fachleute kaum begreifen werden.

Erfreulich ist die Arbeit von Lieselotte Maas über die "Neue Weltbühne" und den "Aufbau". "Zwei Beispiele für Grenzen und Möglichkeiten journalistischer Arbeit im Exil" heisst der Untertitel ihrer Untersuchung, deren wohlinformierte Objektivität drei Leistungen des "Aufbau" herausstellt: Reaktivierung des jüdischen Bewusstseins und Öffnung des Blicks für ein neues Leben im Neuen Land; Pflege der Sprache und Kultur ("die Zukunft sehen, ohne die Vergangenheit zu hassen"); Vermeidung jeder doktrinären Zwangsjacke.

* * *

Für die Zukunft ist von der Gesellschaft für Exilforschung auch ein zweimal jährlich erscheinender Nachrichtenbrief geplant (Redaktion: Ernst Loewy, Bernadottestrasse 32, 6000 Frankfurt 50).

In toto: ein guter Start.

Will Schaber

Ein gewichtiges Jahrbuch

Die erste Publikation der "Gesellschaft für Exilforschung"

15 Milliardäre in USA

15 Amerikaner verfügen nach Angaben der Wirtschaftszeitschrift "Forbes Magazine" über ein Privatvermögen von mehr als einer Milliarde Dollar, unter ihnen auch zwei Frauen. Reichster Amerikaner ist Gordon Peter Getty. Der Erbe des Ölmagnaten Paul Getty nennt laut dem Magazin 2,2 Milliarden Dollar sein Eigen. Die vier Kinder des Texaners Howard Hunt verfügen je über mehr als eine Milliarde. Der Bankier David Rockefeller hält auf der Liste den 12. Platz.

The Candidate's Hu

By Art Buchwald

As more women go into politics, the public becomes increasingly curious about their spouses. I found Horace Manley, the husband of Agatha Manley, who was running for Congress for the second time, at home the other day.

He was flustered. "I wish I'd known you were coming," he said. "The house is a mess."

"Don't worry, Mr. Manley. I'm not here to write about your housekeeping. Is the candidate home?"

"No, she's out talking to the United Metalworker's Union. She told me I could have a day off."

"Is it hard to be the husband of a political figure?"

"It has its pluses and minuses. But I've known ever since Agatha completed law school she wanted to go into politics, and as long as she's happy I'm willing to put up with our public life."

"What's the toughest part of it for you?"

"Smiling all the time, and being nice to people because Agatha says they're important to her. I also have to worry about my appearance and wonder if I'm wearing the right suit and if my shoes are shined."

"You mean the voters care what the husband of a candidate looks like?"

"Oh definitely. A husband plays a very important role in a candidate's election. Agatha says even though she does the talking, the electorate is always studying me."

"What do they ask you?"

"They want to know if Agatha is a good mother, and what she really is like at home. I always say she is a real peachy wife."

"You don't sound like you mean it."

"There are times when I get discouraged.

AUFBAU

Die grösste, reichhaltigste Zeitung für anspruchsvolle Leser

ABONNEMENTS–AUFTRAG

Das schönste Geschenk — ein AUFBAU-Abonnement

USA $38.00 (½ Jahr $30.00),
Kanada-Mexico $42.00
Südamerika (Schiff) $42.00
(Luft) $98.00
Israel $50.00
Europa & übriges Ausland $60.00
Alle Abonnements für ein Jahr zahlbar in US-Dollar an eine US-Bank

Name _____
Strasse _____
Wohnort _____
Staat _____ Zip Code _____
Anbei mein Scheck [ ]
Money Order [ ]

AUFBAU
Circulation Dept.,
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023

Lufthansa
German Airlines
NACH EUROPA UND ISRAEL

Für das Krankenzimmer

Besichtigen Sie unsere Ausstellung von Krankenbetten, Badewannen Sicherheitsstangen, Krankenstühlen, Zimmertoiletten, Krücken, Wagen, Walkers.
MEDICARE ZAHLT BIS 80% FÜR MIETE UND KAUF VON KRANKENAUSSTATTUNGEN.
Wir senden die Rechnungen an Medicare für Sie.

A. WITTENBERG

STÜTZKORSETTEN, BANDAGEN und ORTHOPÄDIE

1400 MADISON AVE.,
Ecke 97. Str.
NEW YORK, N.Y. 10029
Von Washington Heights nehmen Sie No. 4 Bus bis East 96. Strasse

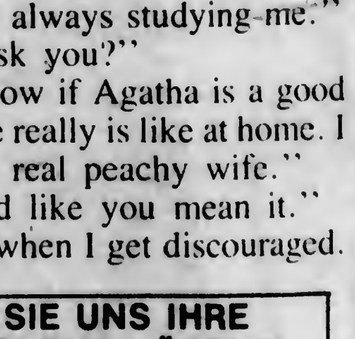
WE CATER TO MEDICAID AND MEDICARE
Tel.: 876-7023 —nach 6 Uhr abends: BO 3-5931
Täglich von 9:30 bis 5:30 Uhr geöffnet – Samstags geschlossen.

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
Orthopädische Vorschriften striktest in unserem Geschäft befolgt: "Ihr Doktor weiss es!"

Joseph's (212) 923-9066
Absolut passende Schuhe
Gegr. 1921

CUSTOM MOLDED SHOES
also custom molded supports

Sämtliche orthopädische Vorrichtungen für Erwachsene und Kinder
Schuhwerk– auch für die schwierigsten Fälle
WIDTHS AAA EEEEEE auf Lager



Einlagen—Gummistrümpfe, etc.
719 West 181 Street, N.Y.C. 10033

Zum Deutschland-Bild der Exilanten

Was sich in den modern-funktionellen Gebäuden der jahrhundertealten Universität Marburg letzten Monat abspielte, war im engeren Sinn kein Exilkongress oder, besser gesagt, nicht nur ein Exilkongress. Der Marburger Ordinarius Thomas Koebner, verdienter Mitherausgeber des *Jahrbuchs für Exilforschung*, sowie seine Mitveranstalter Gert Sautermeister (Bremen) und Sigrid Schneider (Münster) hatten für ihr diesjähriges Symposion das Thema "Was soll aus Deutschland werden? Zukunftsprogramme und Vergangenheitsbewältigung in Literatur, Presse und Politik 1939-1949" gewählt. Dabei erbrachten die Vorstellungen der Exilanten zwar den gewichtigsten Ideenkomplex, sie überdeckten sich aber auch z.T. mit innerdeutschen Denkmodellen während und nach dem Zweiten Weltkrieg und standen selbstverständlich dem "völkischen", von den Nationalsozialisten propagierten Missions- und Sendungsgedanken sehr fern.

Gerade diese Gegenüberstellungen aber liessen die Haltung der Exilanten klarer hervortreten und — bedürfte es heute noch einer solchen Beweisführung — demonstrierten noch einmal, wie intensiv und einfallsreich sich die Exilanten nach wie vor mit einer Heimat beschäftigten, die sie vertrieben hatte. Dass dabei ihre Meinungen stark kontrastierten — man könnte bei ihnen fast von einer Falken- und Taubenmentalität gegenüber Deutschland sprechen —, konnte kaum verwundern. Aber was bei der Tagung immer wieder verblüffte, war die damalige Anteilnahme an diesem Problem von seiten so vieler Exilanten, vom kleinen Gewerkschaftler bis zu Thomas Mann. Über die Gewerkschaftler sprach einer der Schreiber dieser Zeilen (Wayne State University), über Thomas Mann Helmut Koopmann (Augsburg).

Was erhofften und erdachten sich die Exilanten für ein neuerstandenes Deutschland? Von Anfang an schieden sich die Meinungen schon an einer grundlegenden Prämisse. Sollte man Hitler und Deutschland gleichsetzen oder zwischen ihnen unterscheiden?

Albrecht Betz (Aachen) zeichnete diese sich oft vor- und nachher wiederholende Debatte anhand einer typischen Auseinandersetzung zwischen Exilanten im bedrohlichen Pariser Sommer 1939 nach, die von einem Artikel Leopold Schwarzschilds, "Am Tag danach", ausgelöst worden war. Wie man sich zu dieser Frage stellte, bestimmte oft eine an die späteren Vorstellungen von Vansittart bzw. Morgenthau gemahnende Einstellung oder ein weniger pauschales Konzept (d.h. Bestrafung der Schuldigen, aber Normalisierung der Beziehungen mit einem demokratischen Deutschland).

Wulf Köpke (Texas) erstellte aus den Schriften Emil Ludwigs ein Paradebeispiel für erstere Einstellung, eine Position, die durch die Mitverfasserin dieses Artikels unter Heranziehung des bisher ignorierten Exil-Journalisten Johannes Steel erhärtet wurde. Andererseits legte Paul Merker, ein überraschend undoktrinärer exilierter Kommunist, wie Lieselotte Maas (Frankfurt) ausführte, ein "unerschütterliches Vertrauen in den guten Kern unseres Volkes" an den Tag.

Im Verlauf der viertägigen Konferenz wurde es immer klarer, dass auch einander nahestehende Gruppen keinesfalls immer konform gingen — so Patrick von zur Mühlen nach seiner sorgfältigen Abtastung links-orientierter Gruppen in Südamerika.

Sowohl Thomas wie Klaus Mann (über den letzteren sprach der Tübinger Lutz Winkler) kamen zu ambivalenten Deutschlandvorstellungen, als sie versuchten, zugleich ein dämonisches Nazideutschland zu beschreiben und ein besseres "anderes" Deutschland zu postulieren. Hierher gehört auch das Referat Wolfgang Elfes (South Carolina) über "linke Leute von rechts". Am Beispiel Karl O. Paetels machte er deutlich, wie verwirrend die ideologischen Fronten mitunter verliefen,wie sich hinter ähnlichen Begriffen ganz verschiedene weltanschauliche Lager und Traditionen verbargen.

Nicht nur mit der politischen Struktur nach Kriegsende befassten sich die Exilanten. Ursula Langkau-Alex (Amsterdam) deckte den Beschäftigung mit einem zu erhoffenden, das Weimarer Modell leicht modifizierenden Erziehungsmodell auf. Alfons Söllner (Berlin) sprach in einem methodologisch originellen Beitrag über damalige neue Schemata der politischen Umerziehung, und Michael Winkler (Houston) entnahm den isolierten Stellungnahmen Hermann Brochs seine Überzeugung, dass politische Entwicklungen auf ethische und religiöse Ursprünge zurückzuführen seien. Ebenso individualistisch gestaltete sich die Selbstanalyse des in die Bundesrepublik zurückgekehrten Exilpublizisten Ernst Loewy. Seine sich damals im palästinensischen Asyl formenden Vorstellungen standen im Zeichen seiner so empfundenen gebrochenen Identität — als Jude und als Deutscher.

Alle diese und weitere Darstellungen der verschiedensten Denkweisen der Exilanten wurden umrahmt von Referaten, die gleichsam Auftakt und Ausklang der auch in den Diskussionen ungemein ergiebigen Tagung darstellten.

Wolfgang Benz (München) stellte ein Spektrum von Konzeptionen für die Nachkriegsdemokratie vor, die von Widerstandsgruppen, Exilierten und Gruppierungen nach 1945 vorgetragen wurden. Frank Trommler (Philadelphia) beschäftigte sich mit der desinteressierten bzw. defätistischen Haltung der deutschen Bevölkerung gegenüber ihrer Zukunft nach Hitler und unter dem Stichwort "Arbeitsexistentialismus" mit den verdeckten ideologischen Vorbereitungen für die Durchsetzung der sozialen Marktwirtschaft.

Die Abschlussvorträge wandten sich der Situation im Nachkriegsdeutschland zu: Arnold Sywottek (Hamburg) betrachtete unter dem Stichwort "Tabu und Anpassung" die Haltung der deutschen Bevölkerung zu der ihr oktroyierten Demokratie. Über verschiedene Zeitschriftengründungen der jungen bürgerlichen Intelligenz, etwa *Die Fähre*, den *Ruf*, *Ende und Anfang* sprach Gert Sautermeister (Bremen), der hier eine allgemeine Skepsis gegenüber der notwendigen Trauerarbeit konstatierte. Gert Mattenklott (Marburg) entwarf ein historisches Bild der Integrierungsversuche deutscher Juden innerhalb eines zunehmenden nationalen, ja hypernationalem Bewusstseins in Deutschland. Notgedrungen zeichneten sich diese inneren und äusseren geistigen Nöte auf das jüdische Deutschlandbild nach dem Krieg ab.

Indem die Veranstalter den Beitrag der Exilierten in den Rahmen eines umfassenden Themas stellten, hoben sie dieses konzeptuelle Denken noch einmal hervor. In der heutigen Zeit mit ihrer pragmatischen, kurzatmigen politischen Denkweise täte uns jene gründlichere Art des Denkens als Basis und Ausgangspunkt neuer Prognosen bitter not.

Sigrid Schneider
Guy Stern

AUFBAU

HERITAGE FOUNDATION

A Further Appeal

How often have you been guilty of taking certain facts for granted? Life styles. Family ties. Bonds of friendship. The inevitability of each new dawn. Our very existence.

And yet how suddenly do we realize with renewed awareness that, in the final analysis, nothing and no one is forever. Our pleasant, comfortable, complacent world can be upset, disrupted, torn asunder all too quickly. It really happened to us once, and only a few, recent decades ago. Remember?

And when it took place, there to help you weather the transition, to settle down, to adjust in so many ways was another, regular fact of life. The weekly that would become America's leading German-language newspaper. AUFBAU. The voice of the "heritage generation". AUFBAU. Remember?

AUFBAU helped you fit smoothly into your new environment. AUFBAU provided a means of finding the missing and reuniting families and friends scattered far and wide by holocaust and war. AUFBAU pioneered legislation to enable you to file restitution claims against the German government and showed you how to go about it. AUFBAU was vigilant on your behalf, when the voices and actions of anti-Semites among us were heard and felt throughout the world.

AUFBAU. A pillar. A support. A friend.

AUFBAU — a weekly part of your life for the past 51 years — can no long

Aufgaben der Exilliteratur-Forschung

In eigener Sache

Zu einer Studie über die Exiljournalisten in den USA

Sie waren eine Gruppe unfreiwilliger, oft gehetzter Wanderer, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent getrieben. Es gab für sie keine Zeit, Tagebücher zu führen. Der Kampf um die physische Existenz und um die Erwerbung von Papieren und legalem Status absorbierte ihre Energien. Keinem von ihnen kam es in den Sinn, sich um Material für die Geschichtsbücher der Zukunft zu kümmern.

Michael Groth hat es unternommen, die Chronik der Gruppe — der aus Berlin kommenden Exiljournalisten in den USA — aufzuzeichnen. ''Zum Bedauern der Kommunikationshistoriker'', stellt er fest, ''sind Journalisten notorisch nachlässig in der Aufbewahrung von Notizen, Briefen, Karteien und anderen persönlichen und beruflichen Dokumenten''. Aber der junge Deutsche versteht, dass die Exiljournalisten in den Hitlerjahren Wichtigeres zu tun hatte. Und er fand einen Weg, für das Versäumnis der ''Nachlässigen'' wenigstens teilweise eine Kompensation zu schaffen. Groth betrieb ''Oral History''.

Vier Jahre hindurch hat er als Student an der University of Iowa die Überlebenden der Gruppe und Angehörige der Verstorbenen interviewt. Die Tonbandgespräche lieferten ihm solide Bausteine zu seiner umfassenden Studie. Nicht die einzigen allerdings: Groth weiss, dass ''reduziertes Gedächtnis und eine Tendenz zur autobiographischen Schaustellung'' auf seiten der Gesprächspartner die Präzision solcher Erinnerungen beeinträchtigen können. So hat er in acht grossen Archiven auf beiden Seiten des Atlantiks eine Fülle von Dokumenten aufgespürt, die die mündlichen Zeugnisse ergänzen, bestätigen oder auch modifizieren.

Was der Arbeit ihren besonderen Wert verleiht, ist ihr weit gespannter zeitgeschichtlicher Rahmen: die deutsche Publizistik der Vorhitlerjahre wird innerhalb des Gesamtphänomens der deutschen Kultur gesehen. Groth zitiert den inzwischen verstorbenen ''Aufbau''-Mitarbeiter Henry Pachter, der prägnant erklärte, dass alle lebendigen Strömungen innerhalb der Weimarer Republik — mochten sie nun marxistisch oder rechtsradikal, realistisch oder romantisch sein — entfernt von der traditionellen Kultur oder im Gegensatz zu dieser verlaufen mussten. Die Folge war, dass namentlich die Intellektuellen der Linken utopische politische Konzeptionen verfolgten, die weder die Träger der politischen Macht noch die Massen des Volkes beeinflussten. Eine Zwielichtstimmung, eine ''seltsame Mischung von Zynismus und Zuversicht, Revolution und Demokratie'' herrschte im Kreis dieser geistigen Führer. Ihre Isolation machte die Gleichschaltung der linksgerichteten Presse durch die Nationalsozialisten 1933 zu einem Kinderspiel.

* * *

Ausführlich wird von Groth das Leben der Exiljournalisten in der Tschechoslowakei dargestellt. Die dortige politische Atmosphäre war für die Flüchtlinge relativ günstig. Es gab eine Reihe deutscher liberaler Zeitungen, allen voran das ''Prager Tagblatt'', das im Lauf der Zeit Artikel von 22 Exiljournalisten druckte. Und es gab Gründungen der Exilierten wie den ''Gegenangriff'', die ''Arbeiter-Illustrierte'' (später ''Volks-Illustrierte''), den satirischen ''Simplicus'' (später ''Simpl''), der regelmässig Karikaturen Ludwig Wronkows brachte, und selbst eine Zeitungsagentur, Hans Jaergers ''Aeropress''. Aber die alten einheimischen Blätter wurden von Artikelangeboten der emigrierten Journalisten überschwemmt, während die Exilblätter für die Beiträge der Emigranten nur winzige (oder gar keine) Honorare bieten konnten.

Wie das Leben der Nichtprominenten unter den Journalisten aussah, wird am Beispiel Max Barths gezeigt. Barth wohnte am Anfang in einem ''Kollektiv'' mit anderen Emigranten in einem Prager Vorort. Neun Männer waren in zwei Räumen untergebracht. An dem Tisch, an dem Barth seine Artikel schrieb, nahmen gleichzeitig andere ihre Mahlzeit ein oder spielten Karten. Hatte Barth ein Manuskript fertig, musste er vier Stunden, oft mit hungrigem Magen, ans andere Ende Prags zur Redaktion der ''Neuen Weltbühne'' gehen. (Endlich entdeckte ein Exilhistoriker den zu Unrecht vergessenen Autor, der von sich sagte, dass er ''die ganze Zeit auf einem Bahnhof stand und auf den nächsten Zug nach Deutschland wartete'').

* * *

In dem New Yorker Kapitel der Studie wird die Entwicklung des ''Aufbau'' mit reichem, oft unbekanntem Material beleuchtet. Groth sieht den Hauptgrund der rapiden Zunahme der Leserschaft (rund 5.000 im April 1938 — über 30.000 im September 1944) wohl mit Recht in dem redaktionellen Geschick Manfred Georges, der Politisches, Kulturelles und Literarisches mit der Betrachtung des nüchternen Alltags zu verbinden wusste. Kurz: das Blatt wurde für Menschen der verschiedensten Art und Interessengebiete eine Notwendigkeit. Michael Groth berührt damit einen entscheidenden Punkt, für den einem anderen Exilhistoriker, Hans-Albert Walter, das Verständnis abging.

Michael Groth

* * *

Die Dissertation (*The Road to New York — The Emigration of Berlin Journalists, 1933-1945*), die dem Gedenken an Ludwig Wronkow gewidmet ist, soll sehr bald der breiten Öffentlichkeit zugänglich werden. Groth, gebürtiger Düsseldorfer (Jahrgang 1955), jetzt in der Redaktion der ''Frankfurter Allgemeinen Zeitung'' tätig, wollte, wie er sagt, mit seiner Chronik der Exiljournalisten eine Chronik des Überlebens des menschlichen Geistes schreiben. Das ist ihm in erstaunlichem Mass gelungen.

Will Schaber

Neubau für Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main

Der umstrittene Neubau für die Deutsche Bibliothek in Frankfurt ist nach achtjährigem Tauziehen jetzt endgültig beschlossene Sache. Der sechsköpfige Verwaltungsrat der bundeseigenen Institution hat einstimmig den Entwurf eines Stuttgarter Architektenteams abgesegnet; das im zweiten Anlauf eines Wettbewerbs als Sieger hervorgegan-

The Computer Is Down

By Art Buchwald

The most frightening words in the English language are, ''Our computer is down.'' You hear it more and more as you go about trying to conduct your business.

The other day I was at the airport attempting to buy a ticket to Washington and the attendant said, ''I'm sorry, I can't sell you a ticket. Our computer is down.''

''What do you mean your computer is down? Is it depressed?''

''No, it can't be depressed. That's why it is down.''

''So if your computer is down just write me out a ticket.''

''I can't write you out a ticket. The computer is the only one allowed to issue

computer, and since it's down it won't answer us.''

''Don't you have a backup computer, when the main computer goes down?''

''I doubt it. Do you know what one of these things costs?''

''Let's forget the computer. What about your planes? They're still flying, aren't they?''

''I couldn't tell without asking the computer, and as I told you....''

''I know, it's down. Maybe I could just go to the gate and ask the pilot if he's flying to Washington,'' I suggested.

''I wouldn't know what gate to send you to.''

''I'll try them all,'' I said.

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Krönung eines Monumentalwerks

Das Röder-Strauss-Lexikon der Emigration verzeichnet rund 9.000 Persönlichkeiten

Drei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils des "Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration seit 1933" werden jetzt die abschliessenden drei Bände — Folianten wäre die richtigere Bezeichnung — vorgelegt. Und damit wird der erste Eindruck bestätigt: hier ist der wichtigste, substantiellste, weitest ausgreifende Beitrag zur Geschichte der Hitler-Emigration. Die beteiligten Körperschaften auf beiden Seiten des Atlantiks, das Institut für Zeitgeschichte in München und die Research Foundation for Jewish Immigration in New York, der Forschungsstab unter der Leitung von Werner Röder und Herbert A. Strauss und der Verleger Klaus G. Saur (München) haben ihre gigantische Aufgabe mit hohem Verantwortungsgefühl und aussergewöhnlicher Akribie gelöst.

Während der erste Band des Werks in der Hauptsache Persönlichkeiten der Politik, Wirtschaft und des öffentlichen Lebens behandelte, werden jetzt in zwei Bänden die Vertreter der Künste, Wissenschaften und der Literatur dargestellt (der abschliessende vierte Band ist ein Register, mit einem Gesamtverzeichnis und Einzelgruppierungen je nach den endgültigen Emigrationsländern, nach den Berufen und nach der Mitgliedschaft in Parteien, Parlamenten und Regierungen).

Die insgesamt rund 9.000 Einträge sind nicht auf äussere Daten beschränkt. Sie skizzieren auch, wo möglich und geboten, die innere Entwicklungsgeschichte der einzelnen Persönchkeiten.

So rollt zum Beispiel das Leben des Schauspielers Alexander Granach in minutiöser Genauigkeit ab: Hinweise auf die kinderreiche galizische Familie, aus der er stammte; seine Tätigkeit als Bäcker, Portier, "Hinauswerfer" in einem Bordell; die Flucht nach Berlin (zusammen mit der Wochenkasse einer Bäckerei); Anschluss an jüdisch-anarchistische Gruppen; Gelegenheitsarbeit in einer Fässerfabrik; Bühnenausbildung, am Ende in der Max-Reinhardt-Schauspielschule; Freiwilliger in der K.u.k.-Armee; Abitur in Wien, und dann die vielen Stadien von Granachs Theaterlaufbahn bis zu seiner Emigration in die USA und seinem frühen Tod in New York 1945.

Oder das Phänomen Thomas Mann: die "Buddenbrooks" als Symbol der verunsicherten Mittelklasse; der Konflikt zwischen Vitalität und Dekadenz; die Einflüsse von Schopenhauer, Wagner und Nietzsche; sprachschöpferische Ironie; mystische und nationalistische Untertöne; "Zauberberg" als geistige Kampfarena; Hinwendung zu einem "europäischen Humanismus", aber sehr verspätete öffentliche Stellung gegen das Hitlerregime; Betrachtung des Nationalsozialismus als eine Form der Entartung romantischer Züge der deutschen Mentalität ("Dr. Faustus"); schliesslich die schwankende Haltung des Dichters gegenüber den politischen Erscheinungen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Auf nur zwei (allerdings grossen und dichtgedrängten) Seiten werden alle entscheidenden Elemente in der Metamorphose Thomas Manns festgehalten. Und die Schilderung anderer Spitzenfiguren des Jahrhunderts unter den Emigranten, wie Albert Einstein und Sigmund Freud, ist nicht weniger gelungen.

* * *

Bei einem Werk solchen Ausmasses sind, selbst bei wachsamster kritischer Überprüfung durch die Redaktion, gewisse Mängel unvermeidlich. Man mag die relative Länge einzelner Beiträge beanstanden, finden, dass eine Persönlichkeit zuviel, eine andere zu wenig Raum erhält. Das ist eine Sache individuellen Urteils. Stärker ins Gewicht fallen eine Reihe von Auslassungen. Die gravierendste, die ich entdeckte, betrifft H.G. Adler. Wie konnte der Autor von "Der verwaltete Mensch — Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland" übersehen werden? Viele Leser werden auch eine Reihe anderer Namen vermissen: darunter der Lyriker Friedrich Bergammer, dessen Verse dem Gefühl der Emigration so starken Ausdruck verleihen, der frühere Berliner Architekt Heinz Reifenberg, der erfolgreich in England tätig war, der aus der Tschechoslowakei stammende Musikforscher Hans Hollander und sein Landsmann, der Industrielle und politische Essayist Fritz Jellinek, der preisgekrönte Romancier Karl Eska (Kurt Stein) und der Maler Reinhold Nägele. Ein bedeutender Mediziner, Gustav Bucky, ist zwar im Register genannt, aber biographisch nicht vertreten.

* * *

Ohne Zweifel wird diese Publikation zu einem Kompass für Geschichtschreiber der Gegenwart und Zukunft werden. Das Material der Sammlung wurde zu einem Zeitpunkt zusammengetragen, da die Hitlerjahre bereits in hisotrischer Distanz gesehen wurden, aber immerhin ein grosser Teil der verzeichneten Persönlichkeiten (und ihrer Verwandten, Freunde und Kollegen) noch am Leben war und befragt werden konnte.

Mit der Auswertung ihrer Daten haben die Herausgeber und ihre Mitarbeiter selbst bereits begonnen. Im zweiten Teil ihres Werks bringen sie als Vorspann Essays von Herbert A. Strauss ("Juden in der Geschichte Deutschlands", "Die Emigration der akademischen Intellektuellen" und "Demographische und berufliche Charakteristika") und Horst Möller ("Von Weimar nach Bonn").

Zufällig und fast symbolisch endet das Gesamtwerk mit einem schneidenden wortlosen Kommentar. Er liegt in der Liste der dreissig von Hitler vertriebenen deutschsprachigen Männer, denen der Nobelpreis verliehen wurde.

Will Schaber

Bei der Präsentation des Biographischen Handbuchs in der Bayerischen Landesvertretung Bonn (von links nach rechts): Verleger Klaus G. Saur, die Herausgeber Herbert A. Strauss und Werner Röder, Dr. Manfred Briegel von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Prof. Dr. Walter Fabian, der die Festrede hielt, und Prof. Martin Broszat, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München. Vinxel-Foto Brigitte Sellbach

German Antiques
WANTED
There is a very strong market for everything we brought with us in the 30's and 40's
Paintings — Silver — Porcelain
Furniture, Jewelry
Oriental Rugs, Prints
and anything else of beauty and value.
WE PAY VERY HIGH PRICES!
HARRY RODAY
(früher Berlin)
Please call: (914) 354-7949
41 Winesap Lane,
Monsey, N.Y. 10952
in FLORIDA: (305) 389-5679,
16657 Redwood Way,
Ft. Lauderdale, Fla. 33326
MEMBER INTERNATIONAL SOCIETY OF APPRAISERS

AUFBAU
Die grösste, reichhaltigste Zeitung für anspruchsvolle Leser
ABONNEMENTS–

Kanadas Papierhersteller: Probleme mit der EG

Für das Krankenzimmer
Besichtigen Sie unsere Ausstellung von Krankenbetten, Badewannen Sicherheitsstangen, Krankenstühlen, Zimmertoiletten, Krücken, Wagen, Walkers.
MEDICARE ZAHLT BIS 80% FÜR MIETE UND KAUF VON KRANKENAUSSTATTUNGEN.
Wir senden die Rechnungen an Medicare für Sie.
A. WITTENBERG
STÜTZKORSETTEN, BANDAGEN und ORTHOPÄDIE
1400 MADISON AVE.,
Ecke 97. Str.
NEW YORK, N.Y. 10029
Von Washington Heights nehmen Sie No. 4 Bus bis East 96. Strasse
WE CATER TO MEDICAID AND MEDICARE
Tel.: 876-7023 —nach 6 Uhr abends: BO 3-5931
Täglich von 9:30 bis 5:30 Uhr geöffnet – Samstags geschlossen.

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
...hriften striktest in

Literatur

Die Lehrjahre der Menschlichkeit

„Frauen im Exil" — ein materialreicher Band von Gabriele Kreis

„Die meisten unserer großen Autoren", heißt es in Ernest Bornemanns Erfahrungsbericht über die Emigration, „wären im Exil verreckt, wenn die Frauen sie nicht irgendwie durchgefüttert hätten." Es ist das Hohelied der Selbstlosigkeit und der Fürsorge, das hier prosaisch umschrieben wird, und es kommt vielleicht keiner Frau mehr zu als Karola Bloch, die ihrem Mann Ernst Bloch während des amerikanischen Exils das Schreiben ermöglichte, indem sie — obwohl von Beruf Architektin — als Kellnerin und Versicherungsagentin arbeitete, ehe sie in einem Architekturbüro unterschlüpfen konnte.

Das Exil der Jahre zwischen 1933 und dem Kriegsende ist längst kein leeres Blatt mehr in den Annalen der Wissenschafts-, Kultur- und Literaturgeschichte. In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich den frühen Pioniertaten, wie sie etwa Walter A. Berendsohn in Schweden leistete, Arbeiten von Historikern der verschiedensten Fächer angeschlossen. Aber ein Buch über „Frauen im Exil" war bisher nicht darunter. Hier das Nötige nachzuholen und den ins Exil getriebenen Frauen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen ist Zweck der Publikation von Gabriele Kreis.

Manche Frauen freilich sind selbst aus dem Schatten, in den die bekannten Namen ihrer Männer sie verbannten, herausgetreten und haben durch ihre Autobiographien Licht auf sich selbst geworfen: neben Karola Bloch vor allem Marta Feuchtwanger, aber auch Elsbeth Weichmann, die Frau Herbert Weichmanns, des langjährigen Hamburger Bürgermeisters.

Lion Feuchtwanger, der als bereits weltbekannter Schriftsteller nach Kalifornien kam, wäre gewiß, wie sehr ihn auch die Lebenstüchtigkeit seiner Gefährtin entlastete, ohne sie nicht eben „verreckt". Und wir kennen ja auch die Fälle der umgedrehten Regel — so war Salka Viertel als Drehbuchautorin in Hollywood weitaus erfolgreicher als ihr Mann Berthold. Andererseits haben auch Schriftstellerinnen, ob ledig oder verheiratet, das ganze Elend des Exils zu spüren bekommen, so Charlotte Beradt, die sich mit Haarefärben in einem New Yorker Frisiersalon über die schlimmste Zeit hinwegrettete.

Über der leichten Hand, mit der Gabriele Kreis' Buch geschrieben ist, soll[l] man die Leistung des Recherchie[rens] die dahintersteckt, nicht vergessen. Ergiebiger als die Funde im Leo-Baeck-Institut (New York) und in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt sind manchmal die persönlichen Gespräche mit den Frauen, zu denen die Autorin durch Europa und die Vereinigten Staaten reiste.

Einige exemplarische Lebensläufe heben sich heraus: neben den genannten der gelungene Emanzipationsversuch der Literaturprofessorin Hedda Korsch oder das Beispiel der Philosophin Hannah Arendt, die sich englisch schreibend ihr Publikum gewann. Über die Sprache der deutschschreibenden, von der lebendigen Entwicklung abgeschnittenen Schriftstellerinnen drohte sich, zumal wenn die Autorinnen nach dem Kriege das Exilland nicht verließen, die Patina eines leicht musealen Tons zu legen.

Von der prägenden Kraft des Exils berichten fast alle Frauen. Manche fanden erst hier zu ihrer „eigentlichen Person", manche werden „politisiert". Von den Exiljahren als den „Lehrjahren der Menschlichkeit" spricht Elsbeth Weichmann. „Es hat einen bereichert oder kaputtgemacht", sagt Magdalena Marcuse-Grünberg. In solchem Zusammenhang ist übrigens auch an die Hilfsaktionen der amerikanischen Präsidentengattin, an die Rettung so vieler Emigranten durch Eleanor Roosevelt zu erinnern.

Über Katja Mann oder Helene Weigel, über Nelly Sachs oder Rose Ausländer hört man in diesem Buch so gut wie nichts. Das mag sich allenfalls damit rechtfertigen lassen, daß die Ehefrauen von Thomas Mann und Bertolt Brecht bisher unter mangelnder Publizität wahrlich nicht litten, daß Nelly Sachs mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, und Rose Ausländer inzwischen durch eine Gesamtausgabe ihrer Werke geehrt wird. Wenigstens ein paar Sätze hätten aber in solcher Darstellung die von soviel familiärer Mißachtung getroffene Frau Heinrich Manns, Nelly (geborene Kroeger), oder die im russischen Exil verschollene Schauspielerin Carola Neher verdient.

Mit einem Ausschnitt aus Lion Feuchtwangers Roman „Exil" und mit einer Charakterisierung von Frauenfiguren in Exilromanen beginnt das Buch, mit biographischen Skizzen zu den Schriftstellerinnen Anna Seghers, Irmgard Keun, Adrienne Thomas und Gertrud Isolani schließt es. Dazwischen werden die Ergebnisse der Recherchen und der Interviews mitgeteilt, und zwar in außerordentlich lockerer Form.

Wissenschaftlichem Interesse kommt das Buch wenig entgegen — dafür fehlt ihm das Systematische, die klare Gliederung. Im Mittelteil nähert sich Gabriele Kreis mit Frauenporträts der „Wirklichkeit" des Exils; immer neue Aufsätze führen zu Wiederholungen. Die Darstellung bewegt sich zwischen Dokumentation und assoziativem Erzählen. Was sich literarisch gibt, ist manchmal nur saloppe, plätschernde Rede.

Doch langweilt das Buch den Leser an keinem Punkt; und das durch Stil und Methode bedingte Ungenügen wird entschädigt durch reichhaltige Information. Gabriele Kreis hat ihr Buch über die exilierten Frauen mit Engagement geschrieben. Sie hat die Partei derer die bisher im dunkeln der Exilge[schichte] standen, nicht aber die Fanfa[re] des unversöhnlichen Feminismus e[r]griffen.

WALTER HINC

Gabriele Kreis: „Frauen im Exil. Di[chtung] und Wirklichkeit". Claassen Ver[lag] Düsseldorf 1984. 240 S., geb., 34,— DM.

Parzival als Baseballstar

Ein früher Roman von Bernard Malamud

Bernard Malamuds erster Roman erschien 1952; er hieß „The Natural" (was soviel wie „Das Naturtalent" bedeutet) und handelte vom Schicksal eines amerikanischen Baseballspielers. Dieser Roman ist kürzlich, mit Robert Redford in der Hauptrolle, verfilmt worden, was den Deutschen Taschenbuch-Verlag bewogen haben mag, eine Übersetzung auf den Markt zu bringen — sie heißt „Der Unbeugsame" (was mit „The Natural" nicht das geringste zu tun hat) und ist eine qualvolle Lektüre: das Deutsch, das Walter Hasenclever hier verwendet, ächzt und knarrt i[n] Fugen. Aber womöglich ist da[s] Absicht, vielleicht wollte der [A]zer dem metaphysischen Ehr[geiz] Autors durch eine gedrechselte[...] entgegenkommen. Wie dem au[ch] es geht in diesem Buch nich[t] um die Abenteuer eines Bas[e]lers, sondern um die Ähnlich[keit] nes Lebensweges mit dem [be]rühmten mythischen Figu[r] aus der Gralssage.

Viele amerikanische R[o]fünfziger Jahre neigten da

Bonn kritisiert Washingtons Wirtschaftspolitik

Lambsdorff: Hohe Zinsen und Protektionismus / Keine Sicherheit vor drastischen Dollarschwankungen

K. B. BONN, 17. Februar. Hohe amerikanische Zinsen und amerikanischer Protektionismus wären ein doppelter Schaden für die Weltwirtschaft, der unbedingt verhindert werden müsse. Mit diesem Hinweis hat Bundeswirtschaftsminister Lambsdorff am Freitag vor der Universität Mannheim die amerikanische Haushaltspolitik und ihre Folgen scharf kritisiert. Lambsdorff äußerte seine Befürchtung, daß sich aus den riesigen Handelsdefiziten als Ergebnis der großen Haushaltslöcher in den Vereinigten Staaten und des hohen Dollars verschärfte protektionistische Maßnahmen entwickeln könnten. In einigen Tagen will Lambsdorff in Washington auf diese Gefahren für die Weltwirtschaft aufmerksam machen. Der Wirtschaftsminister kündigte an, daß er in seinen Gesprächen mit Nachdruck an die wirtschaftspolitische Verantwortung erinnern werde, die die Vereinigten Staaten gegenüber der Welt hätten. In Bonn wird erwartet, daß in Washington nicht nur die sicherheitspolitische Führungsrolle, sondern auch eine wirtschaftspolitische Führungsaufgabe wahrgenommen wird. Lambsdorff begrüßt es, daß sich Präsident Reagan in seiner Haushaltsrede eindeutig gegen protektionistische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten ausgesprochen hat.

Durch das Defizit im amerikanischen Bundeshaushalt sieht Lambsdorff die Weltwirtschaft immer stärker belastet. Davon gingen Verunsicherungen aus, die sich dämpfend auf die Entfaltung der Weltkonjunktur auswirkten, sagte Lambsdorff. Es sei vor allem das Defizit im amerikanischen Bundeshaushalt, das die Zinsen in den Vereinigten Staaten hochhalte. Durch die hohen amerikanischen Zinsen würden einerseits Kapitalimporte in die Vereinigten Staaten angeregt, der Dollarkurs nach oben getrieben und die Zinsen weltweit aufgebläht. Das verzögere die interne Anpassung in der Weltwirtschaft. Die Verschuldungslast der Entwicklungsländer werde noch größer. Auf den internationalen Finanzmärkten schaffe das hohe Budget-Defizit Unsicherheit, so daß man vor drastischen Dollar-Bewegungen nach unten — wie gerade in diesen Tagen — nicht sicher sein könne. Da vor allem die alten Industrien in den Vereinigten Staaten wegen des hohen Dollarkurses an Wettbewerbsfähigkeit einbüßten, nehme von unten her der politische Druck auf Washington zu, handelspolitische Abwehrmaßnahmen gegen ausländische Wettbewerber einzuführen. Für Europa sei zu befürchten, daß sich aufgrund des hohen Dollars Handelsstrukturen einstellten und verfestigten, die bei einer realistischen Bewertung der amerikanischen Währung keinen Bestand haben könnten, meint Lambsdorff.

Der Bundeswirtschaftsminister will jedoch die Schuld für die hohen Zinsen auch nicht einseitig Washington zuschieben. Die Vereinigten Staaten trügen sicherlich die Hauptverantwortung, sagte Lambsdorff, aber die hohen Zinsen seien in Europa mitverursacht. Zinssenkungen wären in Europa unabhängiger von der amerikanischen Haushaltspolitik möglich, wenn konsequenter Stabilisierungspolitik betrieben werde und Haushaltsdefizite abgebaut würden. Das ist aus Lambsdorffs Sicht keine Restriktionspolitik, sondern eine glaubwürdige Wirtschaftspolitik mit einer kräftigen Prise Marktwirtschaft. Das heiße, die Anpassungsfähigkeit der Wirtschaft müsse überall in Europa gefördert werden.

Fliegen nach Amerika wird billiger

Ho. BONN, 17. Februar. Die Flugtarife im sogenannten „Holiday-Verkehr" zwischen einigen ausgewählten deutschen Flughäfen und bestimmten amerikanischen Zielorten werden im kommenden Sommer zum Teil erheblich billiger werden. Wie das Bundesverkehrsministerium mitteilt, hat Minister Werner Dollinger jetzt die Tarifgenehmigungspraxis des Ministeriums auf den Nordatlantik-Routen zwischen der Bundesrepublik und den Vereinigten Staaten geändert. Danach können auf Antrag der Lufthansa und der amerikanischen Luftfahrtgesellschaften vom 15. Juni an die bisher schon relativ günstigen „Holiday-Tarife" in einzelnen Fällen um bis zu 19 Prozent gesenkt werden. Dies gilt freilich lediglich für solche Flughäfen, die bisher nicht über Direktverbindung zwischen den Flughäfen beider Länder verfügten und die in verkehrsschwächeren Regionen liegen. Dies gilt zum Beispiel für die Verbindung Hamburg—Boston: Sie soll künftig im Holiday-Tarif 1514 DM statt wie bisher 1804 DM kosten. Der Flug von Nürnberg nach New York, der bisher 1734 DM gekostet hat, wird in Zukunft für 1 644 DM angeboten. Allerdings sind sogenannte „ABC-Flüge" mit Vorausbuchung und Vorausbezahlung noch billiger als die Holiday-Flüge.

„Auch Kündigungsschutz lockern"

Ho. BONN, 17. Februar. Die selbständigen Unternehmer haben die Absicht von Bundesarbeitsminister Blüm begrüßt, zahlreiche arbeitsrechtliche Vorschriften, die sich als Hemmschuh für die Neueinstellung von Arbeitskräften erwiesen hätten, aufzulockern. Sie kritisieren aber, daß der Minister dabei wesentliche Bereiche wie etwa den Kündigungsschutz nicht angesprochen habe. Statt dessen wolle Blüm neue Reglementierungen für die Überstunden im Betrieb einführen. Die Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer (ASU) vertritt die Auffassung, daß die Vorschläge Blüms nur der Anfang einer „umfassenden Überprüfung" des gesamten Arbeitsrechts sein könnten. Weil Entlassungen nur schwer möglich seien, scheuten viele Unternehmen vor Neueinstellungen zurück. Neben der Lockerung des Kündigungsschutzes schlägt die ASU vor, die Vorschriften über den Sozialplan aufzuheben. Die vorgeschriebenen Abfindungsbeträge erschwerten die Strukturanpassung der Unternehmen über Gebühr.

Arbeitskämpfe werden belasten

BERLIN, 17. Februar (Reuter). Mit einer langsameren konjunkturellen Aufwärtsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland im ersten Quartal dieses Jahres nach einem besonders raschen Anstieg Ende 1983 rechnet das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW). Im jüngsten in Berlin veröffentlichten DIW-Wochenbericht heißt es, eine harte Konfrontation der Tarifpartner und ausgedehnte Arbeitskämpfe würden die weitere konjunkturelle Entwicklung beeinträchtigen.

Computer weiter im Vormarsch

Klr. FRANKFURT, 17. Februar. Der Zentralverband der Elektrotechnischen Industrie sagt, daß ein Ende des Wachstums der Computerindustrie nicht ab-

Frauen leben sieben Jahre länger

Steigerung der Lebenserwartung stößt jetzt an biologische Grenze

Sch. FRANKFURT, 17. Februar. Fast die Hälfte aller Männer, die im Alter zwischen 15 und 24 Jahren sterben, kommt bei Autounfällen ums Leben, geht aus einer neuen Veröffentlichung von „Wirtschaft und Statistik", der Zeitschrift des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden, über die Entwicklung der Sterblichkeit hervor. Nach der neuesten Sterbetafel beträgt in der Bundesrepublik die Lebenserwartung eines Mannes 70,2 und die einer Frau 76,9 Jahre. Frauen leben hierzulande also im Durchschnitt fast sieben Jahre länger als Männer. Dieser Unterschied hat sich nach „Wirtschaft und Statistik" in den letzten hundert Jahren immer mehr herausgebildet. Zur Zeit der deutschen Reichsgründung (1870/71) lag die durchschnittliche Lebenserwartung der Frauen bei 38,5 und jene der Männer bei 35,6 Jahren.

Die ständig gestiegene Lebenserwartung ist vor allem auf die Verringerung der Säuglingssterblichkeit zurückzuführen. 1870/71 sind noch 25 Prozent der männlichen und 22 Prozent der weiblichen Säuglinge im ersten Lebensjahr gestorben. Heute sind es nur noch 1,3 beziehungsweise 1,01 Prozent. Auch bis zum Erreichen des zehnten Lebensjahres war die Sterblichkeit sehr hoch. Damals hatte ein zehnjähriges Kind eine etwa gleich hohe Lebenserwartung wie ein einjähriges Kind.

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes haben von 1 000 männlichen (weiblichen) Lebendgeborenen 1870/71 nur 178 (219) ein Alter von 70 Jahren erreicht. Dieser Anteil ist bis heute auf 610 (786) gestiegen. Während sich also die durchschnittliche Lebenserwartung in dieser Zeit fast verdoppelt hat, hat sich der Anteil derjenigen, die 70 Jahre alt werden, mehr als verdreifacht. Trotz der augenfälligen Zunahme der Lebenserwartung in den vergangenen Jahrzehnten habe sich heute die Erkenntnis durchgesetzt, heißt es, daß einer weiteren positiven Entwicklung eine biologische Grenze (bei etwa 90 bis 100 Jahren) gesetzt sei, die nur in Ausnahmefällen überschritten werden könnte. Nach Meinung von Medizinern könnten medikamentöse Maßnahmen das Leben nicht mehr in dem Maße verlängern, wie dies in der Vergangenheit der Fall gewesen sei.

Butterschiffe endgültig an die Kette gelegt

Reeder fürchten um ihre Existenz / Bonn muß entscheiden

Fü. HAMBURG, 17. Februar. Die Reeder von Ausflugsdampfern an der deutschen Nord- und Ostseeküste waren mit großen Hoffnungen ins neue Jahr gegangen. Obwohl schon seit dem 1. Januar 1983 die Zoll- und Abschöpfungsfreiheit für den Verkauf von Waren auf den sogenannten „Butterschiffen" aufgehoben worden war, gingen die Geschäfte weiterhin gut. Denn betroffen von dieser Einschränkung waren vor allem Agrarprodukte wie Butter, Wurst und Fleisch, nicht aber Tabak und Alkoholika. Wegen der hohen Tabak- und Branntweinsteuer blieben die Einkaufsfahrten nach Informationen der Zollämter deshalb interessant. Auch im vergangenen Jahr dürften etwa 10 Millionen Fahrgäste billig auf den Ausflugsdampfern eingekauft haben; die Umsätze haben nach Schätzungen zwischen einer halben und einer Milliarde DM betragen.

Die jüngsten beiden „Butterschiff-Urteile" des Europäischen Gerichtshofes haben die Reeder aus ihren Träumen gerissen. Der Gerichtshof bestätigte sein erstes Urteil und damit die Unzulässigkeit von Kurz- und Stichfahrten, wenn im Ausland kein wirklicher Landgang stattgefunden hat (F.A.Z. vom 15. Februar). Von Reisenden eingekaufte Waren dürfen dann nicht von Umsatz- und Sonderverbrauchsteuern

Nach dem zweiten Spruch des Gerichtshofes sieht das ganz anders aus. Jetzt fürchten die Reeder wieder um den Bestand ihrer „Butterflotte". Zur Zeit stechen etwa 170 kleine und große Schiffe von den Häfen der Ost- und Nordsee aus zu Verkaufsfahrten in See. Bedroht sind auf den Butterschiffen nach Angaben der Reeder etwa 2000 Arbeitsplätze; an Land sollen noch einmal mehrere tausend Arbeitsplätze gefährdet sein. Indirekt sind auch Bus-Unternehmer, Schiffsausrüster und Reiseveranstalter betroffen. Aber auch die Fremdenverkehrsvereine müssen finanzielle Einbußen befürchten.

Begrüßt wird das Verbot der Einkaufsfahrten vom küstennahen Einzelhandel. Die Geschäfte sehen in den Butterfahrten eine Wettbewerbsverzerrung. Der norddeutsche Einzelhandel und seine Verbände hatten deshalb in den letzten Jahren immer wieder gegen den „Zollumgehungs-Tourismus" geklagt und damit die Gerichtsentscheidungen in Gang gebracht. Zuletzt wurde sogar Verfassungsbeschwerde gegen die Bundesregierung und den Bundesfinanzminister erhoben. Die durch den abgabenfreien Verkauf von Waren verursachten Steuerausfälle werden vom Einzelhandel und vom Gerichtshof auf 250 Millionen DM im Jahr geschätzt.

„Ob dies nun der letzte Akt im Tauzie-

EG erhöht Preise und Quoten für Stahl

BRÜSSEL, 17. Februar (Reuter). Die Kommission der Europäischen Gemeinschaft (EG) will die Mindestpreise und Produktionsquoten für Stahl für das zweite Quartal 1984 anheben. Ein Kommissionssprecher sagte, die verbesserte Wirtschaftslage in den Ländern der Gemeinschaft habe einen solchen Schritt ermöglicht. Die Kommission wolle die EG-Mindestpreise für Stahl im zweiten Quartal um durchschnitlich zwei Prozent erhöhen. Die Produktionsquoten sollen im Schnitt um sechs Prozent über denen des ersten Quartals liegen. Demnach würden die Mindestpreise für die verschiedenen Stahlprodukte, die zur Zeit zwischen 660 und 960 DM liegen, um durchschnittlich 20 DM je Tonne angehoben. Die EG-Stahlproduktion würde nach den erhöhten Quoten im zweiten Quartal um eine Million Tonnen auf 18,4 Millionen Tonnen steigen, sagte der Sprecher.

Bund senkt Zinsen

BONN, 17. Februar (AP). Der Bund senkt die Renditen für seine Obligationen und Finanzierungsschätze. Wie das Finanzministerium in Bonn am Freitag mitteilte, wird der Kurs von 8,00-Prozent-Bundesobligationen, Serie 45 von 1984, am Montag von 100,80 Prozent auf 101,20 Prozent hinaufgesetzt. Die Rendite sinkt von 7,80 Prozent auf 7,70 Prozent. Die Verkaufszinssätze von Finanzierungsschätzen mit einem Jahr Laufzeit werden von 5,50 Prozent auf 5,40 Prozent gesenkt, die Renditen von 5,82 Prozent auf 5,71 Prozent. Bei zweijähriger Laufzeit sinkt der Zins von 6,35 Prozent auf 6,20 Prozent.

Druck-Schlichtung beginnt

Klr. FRANKFURT, 17. Februar. Der Bundesverband Druck geht in das am Montag beginnende Schlichtungsverfahren mit seinem von der Gewerkschaft abgelehnten Konzept einer neuen Lohnstruktur. Es basiert auf der 40-Stunden-Woche und sieht, so der Vizepräsident Dr. Beltz Rübelmann, keine Minderung der bisherigen Effektivlöhne aus Anlaß der Einführung der neuen Lohnstruktur vor. Wegen der finanziellen Auswirkungen sei es nur folgerichtig, alle Gewerkschaftsforderungen, die in diesem Jahr wirksam werden, als Gesamtpaket zu betrachten. Auf ihrem Gewerkschaftstag in Nürnberg habe die IG Druck und Papier selbst Manteltarif und Lohnstruktur gekoppelt. Unabhängiger Schlichter ist Dr. Manfred Kemter, der Präsident des Landesarbeitsgerichts Berlin.

Arbed-Beratungen gehen weiter

hof. SAARBRÜCKEN, 17. Februar. In Saarbrücken und Bonn dauern die internen Beratungen über Arbed Saarstahl auch über das Wochenende an. Das mit seinen Finanzproblemen ringende Stahlunternehmen, dem durch die 30-Millionen-DM-Ausfallbürgschaft des Saarlandes einige Luft verschafft worden ist, muß offenbar auf der Auszahlung der zweiten Tranche von 45 Millionen DM der ihm für 1984 zugesagten öffentlichen Mittel in Höhe von insgesamt 100 Millionen DM in nächster Zeit bestehen. Die Frage ist, ob sich die Bundesregierung zur Auszahlung dieses Betrags noch im Februar bereit findet; eine erste Tranche von 40 Millionen DM war bereits im Januar geflossen. Diese Entscheidung müßte vor der nächsten Beratung der deutsch-luxemburgischen Ministerrunde über die sogenannte „Paketlösung" getroffen sein; bislang sollte am 24. Februar in Bonn über das „Paket" der Übertragung des deutschen Beteiligungskreises der Arbed S. A. auf Arbed Saarstahl verhandelt werden.

Forschungsprogramm kommt an

K. B. BONN, 17. Februar. Ein neues Programm des Bundesforschungsministeriums stößt auf großes Interesse in der Wirtschaft. Für Entwicklungsarbeiten in der fertigungstechnischen Industrie, durch die die betriebliche Anwendung von computerunterstützten Systemen beschleunigt werden soll, stellt das Ministerium in den Jahren 1984 bis 1988 rund 350 Millionen DM zur Verfügung. Der Andrang sei so stark, daß bisher bereits mit 628 Anträgen Förderungsmittel in einer Größenordnung von 210 Millionen DM angefordert worden sind. Das Ministerium steht

Ein amerikanisches Zentrum der Deutschland-Forschung

Die Jesuiten-Universität Georgetown / Ständig auf der Suche nach Geldquellen / Carola Kaps berichtet

WASHINGTON, 17. Februar. Für amerikanische Privatuniversitäten ist das „Fundraising", die ständige Suche nach neuen Geldquellen und Geldgebern, so wichtig und so selbstverständlich wie das tägliche Brot. Ob die finanziellen Mittel in den Vereinigten Staaten selbst oder im Ausland aufgetrieben werden, spielt dabei kaum eine Rolle. Auch die Georgetown-Universität in Washington D.C., die älteste 1789 von Jesuiten gegründete katholische Universität der Vereinigten Staaten, hat im Inland und Ausland Geld aufgetrieben. Aufmerksamkeit fand dabei im letzten Jahr die Verbindung zu Ferdinand Graf Galen, dem ehemaligen Gesellschafter der „alten" SMH-Bank, also der Privatbank Schröder, Münchmeyer, Hengst & Co. Graf von Galen ist jedoch mit einem über mehrere Jahre verteilten Gesamtspendenbetrag von weniger als 50 000 Dollar nur eine Randfigur im finanziellen Leben der Universität gewesen, die bei einem Jahresbudget von derzeit 360 Millionen Dollar rund vierzig Prozent ihrer Kosten durch Spenden decken muß. „Wir sind gezwungen, immerfort die Hand aufzuhalten. Wir akzeptieren Spenden von jedermann, vorausgesetzt, sie werden ohne irgendwelche Auflagen oder Bedingungen gegeben", bekennt einer der Georgetown-Professoren im vertraulichen Gespräch. Galen ist darüber hinaus keineswegs der einzige deutsche Freund und finanzielle Förderer der Jesuitenhochschule. Seit der Gründung des Konrad-Adenauer-Lehrstuhls im Jahr 1973 haben deutsche Privatpersonen, Unternehmen und Stiftungen rund eine halbe Million Dollar an Georgetown überwiesen; davon 400 000 Dollar seit Mai 1982. Zu diesem Zeitpunkt startete die Universität eine fünfjährige Spendenkampagne mit dem Ziel, 115 Millionen Dollar aufzubringen. Heute sind bereits 73 Millionen Dollar *fest zugesagt*. Nähere Angaben über Größe und Herkunft der Spenden will die Privatuniversität jedoch nicht preisgeben.

Respekt vor der „Efeu-Liga"

Der derzeitige Präsident der Universität, der Jesuit und Philosophie-Professor Pater Timothy Healy, mag zwar für einen frommen Mann ungewöhnlich geschäftstüchtig sein. Doch ein solches Verhalten ist für kirchlich oder weltlich ausgerichtete Privatuniversitäten in den Vereinigten Staaten keineswegs ungewöhnlich. Die hohen Kosten eines erstklassigen und vielfältigen Lehrbetriebs (in Georgetown sind zur Zeit rund 12 000 Studenten immatrikuliert) haben in den letzten zehn Jahren zu einer völligen Umschichtung in der Organisation amerikanischer Hochschulen geführt. Während vor zehn Jahren rund 60 Prozent der rund 30 000 amerikanischen Hochschulen Privatstatus hatten und nur 40 Prozent unter staatlicher Verwaltung standen, ist heute das Verhältnis genau umgekehrt. Eine Hochschule wie Georgetown muß daher, wenn sie ihren Privatstatus, aber auch ihren akademischen Ruf behalten will, ohne Unterlaß die Spendentrommel rühren und darf in der Annahme von Geldern nicht genierlich sein.

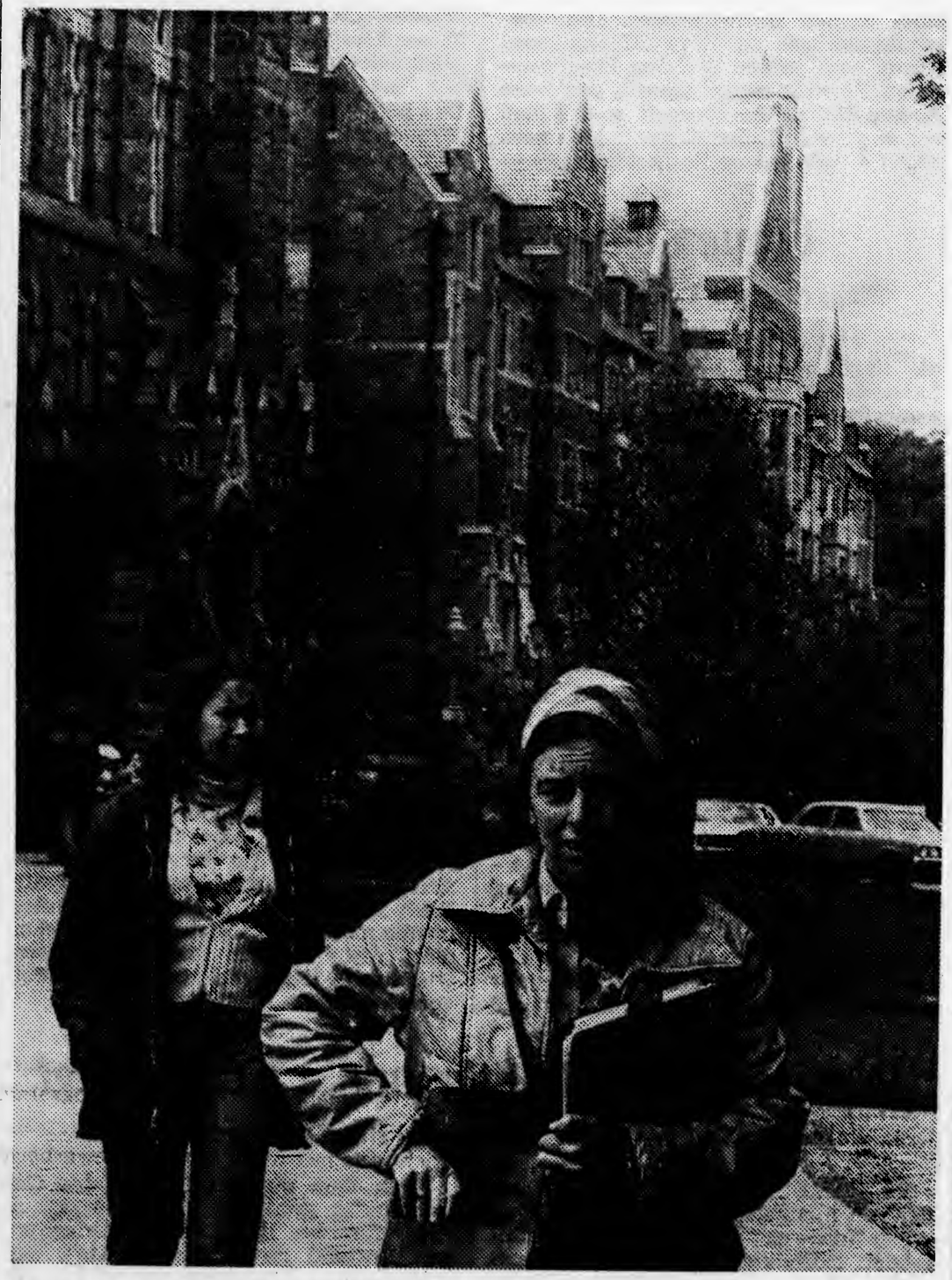
Die Finanzbasis (Endowment) von Georgetown ist mit einem derzeitigen Marktwert von knapp 100 Millionen Dollar verhältnismäßig klein, gemessen an den weltbekannten Hochschulen wie Harvard, Yale oder Princeton. Dennoch möchte die Universität, zumindest was die Undergraduate-Ausbildung und die bekannte „Foreign Service School" betrifft — mit den anderen Universitäten der ehrwürdigen „Efeu-Liga" durchaus konkurrieren. Die „Efeu-Liga" bezeichnet alle jene traditionsreichen Universitäten, deren Gebäude schon durch reichlichen Efeubewuchs Respekt erheischen. Trotz einer daraus erwachsenden ständigen Geldnot soll es jedoch, wie in Georgetown immer wieder betont wird, keine Einflußnahme der Spender auf Lehre und Forschung und die freie Meinungsäußerung der Hochschullehrer geben. Pater Healy hat zum Beispiel, wie er sagt, eine arabische Millionenspende wegen unerfüllbarer politischer Forderungen zurückgewiesen.

Die Jesuiten von Georgetown haben weit zurückreichende Beziehungen zu Deutschland, sie knüpften in der Nazizeit enge Kontakte zum katholischen Widerstand gegen das Nazi-Regime und boten deutschen Professoren, vor allem dem Frankfurter Juristen Heinrich Kronstein, Unterschlupf und die Gelegenheit zur Lehre. Schon vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs vertraten die Jesuiten von Georgetown den Standpunkt, daß die Deutschen als natürliche Verbündete Amerikas gegen die Sowjetunion gewonnen und vor einer Eingliederung in das sowjetische Imperium bewahrt werden müßten. Sie wandten sich mit Nachdruck gegen den Morgenthauplan, der Deutschland zum Agrarland machen wollte, und konnten sich dabei auch Gehör verschaffen, da in Georgetown zahlreiche in der Nachkriegspolitik führende amerikanische Diplomaten ausgebildet worden waren. Daß die Bundesrepublik Deutschland mit massiver amerikanischer Hilfe zum politisch und ökonomisch starken Mitglied des westlichen Bündnisses aufgebaut wurde, ist sicherlich solch einflußreichen Professoren wie Pater Walsh und Pater Edward B. Bunn mit zu verdanken. Ihre Überlegungen, daß nicht Bestrafung, sondern eine Art Generalabsolution mit dem Ziel erteilt werden müsse, die Bundesrepublik zum Bollwerk gegen den Kommunismus und zum wichtigsten Bestandteil der Politik des „Containment" zu machen, flossen auch in die Stuttgarter Rede des damaligen amerikanischen Außenministers Byrnes ein, mit der 1946 die Tür für die Wiedereingliederung Westdeutschlands in die westliche Staatengemeinschaft geöffnet wurde. Georgetown unterstützt eine Außenpolitik, die von deutlichem Antikommunismus und starkem westlichem Allianzdenken geprägt ist. Ebenso wie eine Vielzahl amerikanischer Diplomaten ist nach dem Kriege auch eine ganze Generation junger Deutscher in diesem Geist in Georgetown erzogen worden. Zu ihnen gehören unter anderen Professor Kurt Biedenkopf, der Rechtswissenschaftler Karl Mestmäcker und der Verfassungsrichter Helmut Steinberger.

Ganz im Sinne dieser atlantischen Bindung war Pater Bunn, der Präsident der Universität nach dem Kriege, auch darum bemüht, Georgetown zum Platz der deutsch-amerikanischen Begegnung und zum Zentrum der Forschung über Deutschland zu machen. Auf seine Initiative hin wurden auch regelmäßig Vertreter des öffentlichen Lebens aus der Bundesrepublik zu Vorträgen an die Universität eingeladen. Als erster Deutscher kam Walter Hallstein 1948 auf diesem Wege nach Georgetown. Auch Erich Ollenhauer gehörte zu den ersten Besuchern nach dem Kriege. Im Rahmen der mittlerweile als „Bunn-Lectures" bekannten Vortragsreihe, die auch heute noch großen Zulauf hat, sprachen während der letzten Jahre Willy Brandt, Helmut Kohl, Egon Bahr, Gerhard Stoltenberg und General Wolf Graf Baudissin vor amerikanischem Publikum über die neuesten politischen und geistigen Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland.

Der Gedanke, einen deutschen Lehrstuhl zum Herzstück der Deutschland-Forschung in Georgetown zu machen, um der jungen Generation auf beiden Seiten des Atlantiks das notwendige Verständnis und die zum Verständnis notwendigen Kenntnisse zu vermitteln, geht auf die beiden letzten Präsidenten der Universität, Pater Henle und Pater Healy, zurück. In enger Zusammenarbeit mit Heinrich Kronstein und dem damaligen deutschen Botschafter in Washington, Rolf Pauls, gelang ihnen die Einrichtung eines Lehrstuhls für deutsche Gegenwartskunde, der für eine Probezeit von drei Jahren vom Volkswagenwerk und dem Deutschen Stifterverband finanziert wurde. Aus Anlaß der 200-Jahr-Feier der Vereinigten Staaten und des hundertsten Geburtstags Konrad Adenauers schenkte die deutsche Regierung der Universität 1976 eine Million DM für die Errichtung eines Konrad-Adenauer-Lehrstuhls. Dieser wird im jährlichen Wechsel von deutschen Professoren der verschiedensten Fakultäten besetzt.

Neben diesem Lehrstuhl und den „Bunn-Lectures" gibt es als drittes Element der Deutschland-Kontakte seit 1972 das deutsch-amerikanische Forum, das von Zeit zu Zeit deutsche und amerikanische Politiker, Wissenschaftler und Ökonomen zum intensiven Gedankenaustausch über aktuelle Fragen der Zusammenarbeit versammelt. Bis heute haben sechs dieser Konferenzen stattgefunden, die letzte 1980 unter der Schirmherrschaft des Berliner Senats mit dem Thema „Deutsch-amerikanische Ansichten über die Rolle Amerikas in den achtziger Jahren".



Georgetown: Studium hinter Efeu und alten Mauern — Fotos Barbara Klemm

Auch Graf Galen hatte Ambitionen

Für die Finanzierung dieser Aktivitäten muß sich die Universität jeweils um Spenden bemühen, da die Mittel des deutschen Lehrstuhls, die selbst bei günstigster Anlage nur knapp das Gehalt des Professors und seines Assistenten decken, für weiterführende Veranstaltungen nicht ausreichen. In diesem Zusammenhang ist auch Graf Ferdinand von Galen angesprochen worden und hat für einige Jahre die Mittel des Lehrstuhls aufgebessert. Seine angebliche Absicht, die Georgetown-Universität und ihre traditionellen deutschen Verbindungen für persönliche Ambitionen zu nutzen, steht dabei auf einem anderen Blatt. In der Georgetown-Universität wird darüber höflich geschwiegen. Ebenso zu dem angeblichen Plan, mit Geldern von Galen einen Lehrstuhl im Kennedy Center für Bioethik zu Ehren seines Onkels einzurichten, des in der Nazizeit Widerstand leistenden Bischofs von Münster, Kardinal von Galen. Die Finanzverwaltung der Universität stellt dazu nüchtern fest, es habe nie irgendwelche Vorschläge oder Gespräche, geschweige denn Verhandlungen über einen derartigen Lehrstuhl gegeben. Pläne dieser Art scheinen nur im persönlichen Gespräch zwischen Pater Healy und Galen entwickelt worden zu sein. Bis zum Zusammenbruch der SMH-Bank waren sie jedoch noch nicht weit genug gediehen, um den Verwaltungsorganen zur Bearbeitung übergeben werden zu können. Man kann voraussetzen, daß Pater Healy solche Überlegungen erfreut aufgenommen hat. In einer Universität, in der jedes Gebäude den Namen eines Spenders trägt, und es neben dem deutschen auch noch einige andere mit ausländischem Geld finanzierte Lehrstühle gibt, kann dies nicht verwundern. Darüber hinaus hat Georgetown großes Interesse an einem weiteren Ausbau des von der Familie Kennedy gestifteten Instituts für Bioethik, da dort in einer bislang einmaligen Kombination auf theologischem, medizinischem und ethisch-philosophischem Gebiet Forschung betrieben wird.

Über Adenauer zu Scheel

Die im letzten Jahr kolportierten Gerüchte, Galen habe bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an den Präsidenten der Deutschen Bundesbank, Karl Otto Pöhl, eine maßgebliche Rolle gespielt, weisen Universitätsangehörige allerdings weit von sich. Unbestritten ist, daß Graf von Galen in seiner Funktion als Mitglied des Verwaltungsrates der Universität Pöhl vorgeschlagen hat. In Georgetown wird aber betont, daß Pöhl sich nahtlos in die Reihe verdienter deutscher Politiker einfüge, die, angefangen von Walter Hallstein über Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und Heinrich von Brentano bis hin zu Walter Scheel, für ihre Verdienste im Aufbau und in der Erhaltung der Bundesrepublik Deutschland als wertvolles Mitglied der Gemeinde demokratischer Staaten geehrt worden sind. Außerdem — so heißt es mit Nachdruck — lasse sich der Präsident der Universität in diese Entscheidung nicht hineinreden.

Entscheidender als alle Spendenfragen ist, daß sich die Jesuiten-Universität in Georgetown, die aufgrund ihres Standortes führende amerikanische Politiker zu ihren Professoren zählt und in ihrer weltbekannten Schule für Diplomatie kommende amerikanische Politiker ausbildet, nach wie vor darum bemüht, dem deutsch-amerikanischen Verhältnis feste Grundmauern zu geben. In der gegenwärtigen Phase des gegenseitigen Zweifel, der zunehmenden Entfremdung und wachsender Unkenntnis zwischen beiden Staaten ist dies sicherlich ein auch von deutscher Seite förderungswürdiges Unterfangen.

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Vor kurzem ging in der Deutschen Bibliothek die *Aufbau*-Ausstellung zu Ende, die grosse Besucherscharen anzog und ein weites, positives Presseecho fand. Jetzt bereitet die Frankfurter Institution eine Veranstaltung vor, die den Themenkreis in seiner breitesten Form darstellen soll. Unter dem provisorischen Titel "Die deutsch-jüdische Emigration 1933-1941" sollen rund 800 Dokumente in den Schauräumen der Bibliothek gezeigt werden.

Äusserer Anlass ist der 50. Jahrestag der Nürnberger Gesetze, Ausgangsquelle das Deutsche Exilarchiv der Bibliothek. Zahlreiche Leihgaben von öffentlicher und privater Seite werden diesen Grundstock ergänzen. Dabei spielen das New Yorker Leo-Baeck-Institut und das Bundesarchiv in Koblenz eine hervorragende Rolle. Zu den privaten Mitarbeitern gehören das letzte noch lebende Mitglied aus der Leitung der "Reichsvertretung", Dr. Friedrich S. Brodnitz in New York, und der langjährige *Aufbau*-Mitarbeiter Dr. Robert M.W. Kempner.

"Wir wollen, von der Lage der Juden in der Weimarer Republik ausgehend, die Verfolgungsmassnahmen des nationalsozialistischen Regimes beleuchten", erklärt die Frankfurter Archivarin Dr. Brita Eckert; "und von da spannt sich der Bogen über die Tätigkeiten der Reichsvertretung, der Jugend-Alijah, des Hilfsvereins der deutschen Juden und des Palästina-Amts zu den Aufnahmeländern der deutsch-jüdischen Emigration — Palästina, Europa, USA, Lateinamerika, Südafrika und Schanghai".

Sie gibt zu, dass es ein ambitiöses Vorhaben ist, die Emigration der 450.000 vertriebenen Juden zu belegen, glaubt aber, dass sich durch das Zusammenwirken verschiedener Stellen und Persönlichkeiten ein authentisches Bild ergeben wird. (Die Eröffnung der Ausstellung ist für Anfang November vorgesehen).

* * *

Ohne Zweifel ist die Deutsche Bibliothek — in vieler Hinsicht das bundesdeutsche Äquivalent der Library of Congress — die ideale Stätte, das Projekt zu verwirklichen. Denn hier wurden seit Jahren systematisch Dokumente der deutschen Emigration gesammelt. Antiquariate, Autoren und literarische Nachlassverwalter in allen Teilen der Welt trugen zur Schaffung der grössten Bibliothek deutscher Exilliteratur bei. Gewiss, sie ist auch heute noch nicht vollständig, aber von Jahr zu Jahr werden bestimmte Lücken geschlossen, bestimmte Aspekte ausgerundet.

Manches, was der Forschung lange Zeit hindurch verschlossen blieb, ist in Frankfurt ans Licht gekommen. So ein unveröffentlichtes Manuskript von Alexander Moritz Frey "Der Gefallene steht auf". Es war eines der Angebote in dem literarischen Wettbewerb der von Hubertus Prinz zu Löwenstein geleiteten Hilfsorganisation, der American Guild for German Freedom. Sämtliche Manuskripte gingen an die Einsender zurück; Freys Werk ist das erste bisher unpublizierte Manuskript, das der Öffentlichkeit zugänglich wurde.

Wenige erinnern sich an die Tätigkeit des Vita-Nova-Verlags in Luzern, einer Gründung des deutschen Emigranten Rudolf Roessler. Eine Reihe von Exilwerken erschien unter seinem Signum und ist jetzt in Frankfurt einzusehen. Dasselbe gilt für Exemplare von drei abseitigen Zeitschriften: Irene Harands von 1933 bis 1938 erschienenes Blatt "Gereehtigkeit" (150 Nummern sind erhalten), die "Tribüne" in Schanghai (8 Originalexemplare) und die möglicherweise einzige Nummer von "Freiland", einer "Zeitschrift für jüdische Grosskolonisation", die in Paris erschien (unter der Mitarbeit Alfred Döblins).

Ernst Tollers Autobiographie "Eine Jugend in Deutschland" landete nach jahrelanger Suche endlich in Frankfurt in der Erstausgabe (Amsterdam 1933). Als "besondere Rarität" verzeichnet das Archiv die Erwerbung einer Ausgabe von Joseph Roths "Die Geschichte der 1002. Nacht" (Bilthoven 1937), von der, wie es scheint, nur fünf Exemplare verteilt wurden; Roth hatte die Schrift nicht zum Druck freigegeben.

Von grossem zeitgeschichtlichen Interesse sind die Publikationen aus dem englischen Kriegsgefangenenlager in Fanara, Ägypten, die dem Archiv von einem ehemaligen Mitarbeiter Adolf Sindlers zur Verfügung gestellt wurden. Ein Konvolut von 27 Briefen Max Brods an Franz Goldstein gibt wichtige Aufschlüsse über Brods Jahre in Palästina, wo er als Journalist, Dramaturg und Komponist wirkte.

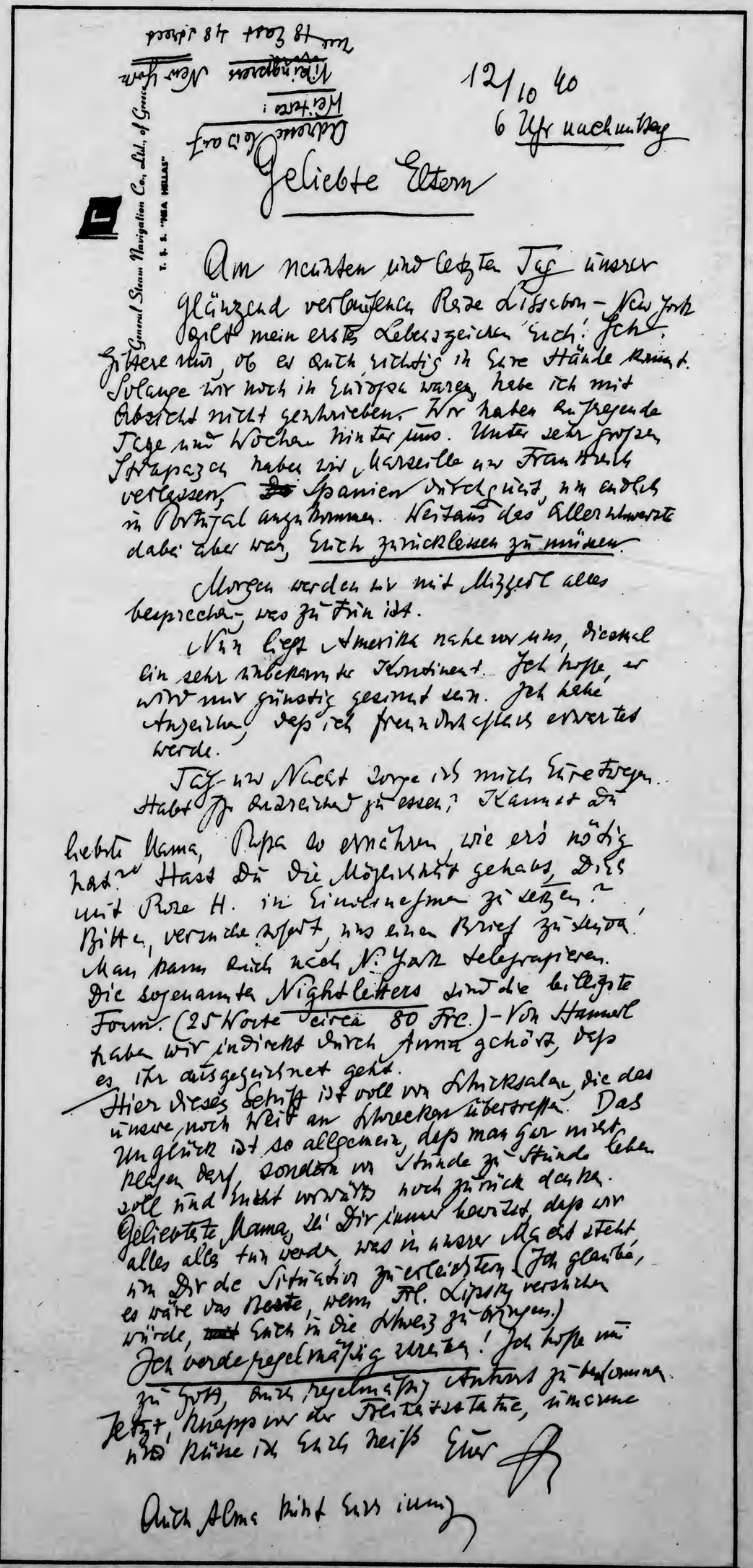
Bereits früher hatten Papiere des bedeutenden Geologen Hermann Korn (er lebte im Exil in Südwestafrika) ihren Weg nach Frankfurt gefunden. Neuerdings wurde dieser Bestand durch weitere Briefe, Fotos, Zeichnungen und persönliche Dokumente ergänzt.

"Die Tätigkeit der exilierten deutschen Gelehrten ist noch sehr unzureichend dokumentiert", bemerkt Brita Eckert in diesem Zusammenhang. "Wir sind uns dessen bewusst. Hier liegt eine unserer Hauptaufgaben für die kommenden Jahre".

Will Schaber

Frankfurter Aktivitäten:

Deutsche Bibliothek plant neue Emigrations-Ausstellung



Ein von der Deutschen Bibliothek erworbener Brief, den Franz Werfel am letzten Tag seiner Überfahrt von Portugal nach New York 1940 an seine Eltern schrieb.

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
Orthopädische Vorschriften striktest in unserem Geschäft befolgt: "Ihr Doktor weiss es!"
Joseph's
Absolut passende Schuhe
Gegr. 1921
CUSTOM MOLDED SHOES
also custom molded supports
Sämtliche orthopädische Vorrichtungen für Erwachsene und Kinder
Schuhwerk– auch für die schwierigsten Fälle
WIDTHS AAA EEEEEE auf Lager
Einlagen—Gummistrümpfe, etc.
719 West 181 Street, N.Y.C. 10033

AUFBAU
ABONNEMENTS–AUFTRAG
Amerikas führende deutschsprachige Zeitung
USA $38.00 (½ Jahr $30.00)
Kanada-Mexiko $42.00
Südamerika (Schiff) $42.00
(Luft) $98.00
Israel $50.00
Europa und übriges Ausland $60.00
Alle Abonnements für ein Jahr zahlbar in US-Dollar an eine US-Bank
Name _____
Strasse _____
Wohnort _____
Staat _____ Zip Code _____
Anbei mein Scheck ☐
Money Order ☐
AUFBAU
Circulation Dept.,
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023
Lufthansa
German Airlines
NACH EUROPA UND ISRAEL

Für das Krankenzimmer
Besichtigen Sie unsere Ausstellung von Krankenbetten, Badewannen Sicherheitsstangen, Krankenstühlen, Zimmertoiletten, Krücken, Wagen, Walkers.
MEDICARE ZAHLT BIS 80% FÜR MIETE UND KAUF VON KRANKENAUSSTATTUNGEN.
Wir senden die Rechnungen an Medicare für Sie.
A. WITTENBERG
STÜTZKORSETTEN, BANDAGEN und ORTHOPÄDIE
1400 MADISON AVE., Ecke 97. Str.
NEW YORK, N.Y. 10029
Von Washington Heights nehmen Sie No. 4 Bus bis East 96. Strasse
WE CATER TO MEDICAID AND MEDICARE
Tel.: 876-7023 —nach 6 Uhr abends: BO 3-5931
Täglich von 9:30 bis 5:30 Uhr geöffnet – Samstags geschlossen.

New York University
A private university in the public service

Deutsches Haus at NYU

42 Washington Mews
New York, N.Y. 10003

PRESORTED FIRST CLASS

NEW YORK
JAN 11 '85
N.Y.
U.S. POSTAGE
17
METER
752664

ERNST C STIEFEL
COUDERT BROTHERS
200 PARK AVE
NEW YORK NY 10017

Anthony Heilbut

author of "Exiled in Paradise",
(Beacon Press, 1984) will speak on

Cassandras with a German accent

a lecture on
Einstein, Thomas Mann, Hannah Arendt,
and their generation

Monday, February 4, 1985
8:00 p.m.

DEUTSCHES HAUS

New York University
42 Washington Mews

TAZ 25.1.85

Die ausgebürgerte Elite

Zur Wissenschaftsemigration im Dritten Reich

Mitte Juni 1933, zwei Monate nach Erlaß des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums", das unter anderem alle Personen jüdischer Abstammung vom Beamtendienst im Deutschen Reich ausschloß, verließ Hans Krebs, einer der damals bedeutendsten deutschen Biochemiker, seine Heimat. Mit einigen Koffern und sechzehn Holzkisten, angefüllt mit wissenschaftlichem Gerät, reiste er nach England. Hier hatte man ihn schnell entschlossen an die Universität Cambridge eingeladen, noch bevor ihm die neuen deutschen Machthaber seine Professur in Freiburg entzogen hatten. Zwei Wochen nach der Ankunft waren die mitgebrachten Apparate in der biochemischen Abteilung der Universität aufgebaut, und Krebs konnte seine kurz unterbrochenen Untersuchungen zur Glutamin-Synthese weiterführen. Für die englische Biochemie wurde seine Anwesenheit zu einer spürbaren Bereicherung sowohl durch die neue biochemische Schule, die er aufbaute, als auch durch seine Forschungen: Unter anderem entdeckte er 1937 den Zitronensäurezyklus, wofür er 1953 mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Wie die Mehrzahl seiner nach England emigrierten Kollegen kehrte Krebs nach dem Kriege nicht mehr nach Deutschland zurück.

Insgesamt verloren aufgrund des Gesetzes etwa ein Drittel aller Hochschullehrer in Deutschland ihre Lehrbefugnis. Die wissenschaftliche Elite war in besonderem Maße betroffen. Mit den Folgen der daraufhin einsetzenden Auswanderungswelle deutscher Wissenschaftler beschäftigen sich die Beiträge des kürzlich erschienenen siebten Bandes der „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte", die auf ein Symposium der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte" zurückgehen (Leitung: F. Krafft/Mainz).

Allein nach Großbritannien flüchteten etwa 500 deutsche Gelehrte. Wie Gustav Born (London), der Sohn des ebenfalls nach England emigrierten Physikers und Nobelpreisträgers Max Born, auf der Tagung berichtete, fanden die eingewanderten Naturwissenschaftler einen florierenden, hochleistungsfähigen Wissenschaftsbetrieb vor. Unter solch günstigen Umständen konnten sie ihre Forschungen schnell wiederaufnehmen, für die ihnen im Laufe der Zeit 15 Nobelpreise verliehen wurden.

Ähnlich reibungslos verlief auch die Eingliederung der in die USA ausgewanderten deutschen Kernphysiker (R. Stuewer/Minneapolis). Unter den schätzungsweise 1100 in die Vereinigten Staaten eingewanderten Wissenschaftlern befanden sich über einhundert Physiker. Angesichts der wirtschaftlichen Depression und der hohen Arbeitslosigkeit unter amerikanischen Hochschullehrern gab es zunächst erhebliche Proteste gegen die Anstellung ausländischer Wissenschaftler. Deshalb wurden hauptsächlich die prominenteren Europäer übernommen, darunter einige der genialsten Kernphysiker ihrer Zeit wie die späteren Nobelpreisträger Eugene Paul Wigner, Felix Bloch, Hans Bethe, Otto Stern und Wolfgang Pauli, daneben John von Neumann, Victor Weisskopf und Edward Teller, der Erfinder der Wasserstoffbombe.

Als die Rassengesetze 1938 auch in Italien wirksam wurden, folgten Emilio Segrè (Nobelpreis 1959) und Enrico Fermi, der auf dem Weg in die Vereinigten Staaten in Stockholm einen Zwischenstopp einlegte, um seinen Nobelpreis abzuholen. Auf einem Treffen der „American Physical Society" waren bereits so viele und hochkarätige deutsche Physiker anwesend, daß die amerikanischen Teilnehmer nur geringe Unterschiede zu einer Tagung der „Deutschen Physikalischen Gesellschaft" feststellen konnten.

Als 1939 die Nachricht der in Deutschland geglückten Kernspaltung nach Amerika kam, beschleunigte die Angst vor einer möglichen Atomwaffe in deutscher Hand die Integration der Einwanderer. Von „feindlichen Ausländern" wurden sie zu amerikanischen Staatsbürgern, die maßgeblich an der Entwicklung der amerikanischen Atombombe beteiligt wurden. Los Alamos, wo man das Geheimprojekt fieberhaft vorantrieb, war, wie der emigrierte Physiker Victor Weisskopf formulierte, „eine Stadt der Ausländer".

Auch ihrem Gefühl nach wurden die deutschen Physiker Amerikaner. So lehnte Hans Bethe 1947 das ehrenvolle Angebot ab, die Nachfolge auf dem Lehrstuhl Arnold Sommerfelds in München zu übernehmen: „Unglücklicherweise ist es nicht möglich, die letzten 14 Jahre ungeschehen zu machen." Auch die übrigen Kernphysiker kehrten nicht mehr in ihr Geburtsland zurück.

Am Beispiel der in die Vereinigten Staaten eingewanderten Ärzte wird jedoch deutlich, daß nicht allen Emigranten die Eingliederung leicht gemacht wurde. Zwanzig der 48 Staaten forderten als Voraussetzung für die Berufsausübung neben der amerikanischen Staatsbürgerschaft, die mindestens fünf Jahre Wartezeit erforderte, die Wiederholung des Studiums oder zumindest der Prüfungen. Nicht zuletzt auf Betreiben der amerikanischen ärztlichen Standesverbände haben auf diese Weise 21 Staaten nie einem Ausländer die Approbation erteilt.

Auch die wenigen nach Schweden eingewanderten deutschen Geisteswissenschaftler hatten mit Integrationsschwierigkeiten zu kämpfen. Die Flüchtlinge fanden in Schweden ein Klima vor, das weniger von Solidarität als von Mißtrauen geprägt war. Einer der Gründe für diese Haltung, so vermutet der schwedische Referent G. Korlen (Stockholm), war das traditionell positive Deutschland-Bild der schwedischen Geisteswissenschaftler, die daher die neuen Verhältnisse in Deutschland weitgehend falsch einschätzten. Kennzeichnend für diese Ahnungslosigkeit ist die symbolträchtige Veränderung einer in Schweden weitverbreiteten Schulgrammatik der deutschen Sprache. Den Beispielsatz für den korrekten Gebrauch des Verbums „schaffen": „Gott hat die Welt geschaffen", ersetzte ein schwedischer Germanist — zugleich sozialdemokratischer Oberbürgermeister in Uppsala — durch den Satz: „Der Führer hat Ordnung geschaffen."

Für die emigrierten deutschen Literaturwissenschaftler — anerkannte Kapazitäten wie Käte Hamburger und Walter Berendsohn — kam erschwerend hinzu, daß ihre Wissenschaft in Schweden gar nicht existierte. Die schwedische Germanistik beschäftigte sich ausschließlich mit Sprachgeschichte und hatte, wie einer ihrer prominentesten Vertreter zugeben mußte, „nichts Wesentliches über Goethe, Hölderlin oder Thomas Mann zu sagen". Käte Hamburger, die nach dem Urteil von Thomas Mann zu den „begabtesten und denkschärfsten Germanisten der jüngeren Generation" zählte, fand daher in Schweden keine feste Universitätsanstellung. Walter Berendsohn erhielt erst 1952 mit 68 Jahren einen Lehrauftrag. Daraufhin betreute er eine lange Reihe literaturwissenschaftlicher Dissertationen und Staatsexamensarbeiten und hat so in den beinahe zwei Jahrzehnten seines Wirkens das Gesicht der Germanistik in Schweden verändert.

Eine ähnlich bedeutsame Rolle wie Berendsohn für die Literaturwissenschaft in Schweden spielte die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, die 1933 vor dem Zugriff der Nazis nach England verlagert wurde, für die englische Kunstgeschichte (D. Wuttke/Bamberg). Die berühmte Bibliothek war aus der Büchersammlung des Kunst- und Kulturhistorikes Aby M. Warburg hervorgegangen. Warburg, der aus einer alten jüdischen Bankiersfamilie stammte, hatte im Alter von 13 Jahren zugunsten seines jüngeren Bruders auf sein Erstgeborenenrecht verzichtet, das Hamburger Bankhaus eines Tages zu übernehmen. Dagegen erhielt er das Versprechen des Bruders, sich Bücher in beliebiger Menge kaufen zu können. Als Warburg 1929 starb, umfaßte seine auf diese Weise zusammengekommene Bibliothek ungefähr 60 000 Bände, 25 000 Fotografien sowie ein kleines Gelehrtenteam und war als privat getragenes, überaus leistungsfähiges Forschungsinstitut Teil der Hamburger Universität. Um das Institut vor der Zerstörung zu bewahren, verfrachtete die Familie Warburg im Jahre 1933 die gesamte Bibliothek mitsamt dem personellen Stab in zwei kleinen Dampfern nach London.

Elf Jahre später wurde das Warburg-Institut der Universität London übereignet — als „der Nation größtes Weihnachtsgeschenk", wie sich der „Observer" in der Weihnachtsausgabe 1944 spöttisch bei Nazi-Deutschland bedankte. In England, wo Kunstgeschichte als Universitätsfach bis dahin kaum eine Rolle gespielt hatte, trugen die Wissenschaftler des Warburg-Institutes in erheblichem Maße dazu bei, der Kunsthistorie als akademischem Fach den Boden zu bereiten.

Auch die amerikanische und die englische Wissenschaftstheorie erfuhr durch deutsche und österreichische Emigranten eine außerordentliche Belebung (Ch. Thiel/Erlangen). Fast die gesamte wissenschaftliche Elite dieser Disziplin, die im Jahrzehnt vor der Machtergreifung vor allem in Deutschland und in Österreich enormen Aufschwung genommen hatte, wanderte aus. Nachdem unter anderen die im „Wiener Kreis" zusammengeschlossenen Gelehrten, darunter die Philosophen Rudolf Carnap und Karl Popper sowie der Mathematiker Kurt Gödel, der Philosoph Hermann Weyl aus Göttingen sowie Hans Reichenbach und Carl Gustav Hempel aus Berlin, das Land verlassen hatten, hatte die zuvor blühende Philosophie der Naturwissenschaften in Deutschland aufgehört zu existieren. Von den im Jahre 1948 herausgegebenen 305 wissenschaftstheoretischen Publikationen erschienen gerade 29 in deutscher Sprache. Nach dem Kriege mußte die Wissenschaftstheorie durch Studienaufenthalte deutscher Wissenschaftler im Ausland sowie durch die Einfuhr von Lehrbüchern, Zeitschriften und Forschungsliteratur buchstäblich „reimportiert" werden. Sie gilt auch heute noch als eine typisch angelsächsische Wissenschaft.

Aber auch umgekehrt hatte die neue Umgebung der Aufnahmeländer Auswirkungen auf die Arbeit der eingewanderten Wissenschaftler. Ein gutes Beispiel sind die in die Vereinigten Staaten eingewanderten Historiker (P. Th. Walther/Berlin). Die Mehrheit der deutschen Geschichtswissenschaftler besaß eine konservative, deutschnationale Einstellung und konnte sich mit dem Ende des Bismarckschen Reiches nicht abfinden. Überwiegend Anhänger einer autoritären Staatsform, sahen sie in der Weimarer Republik nur eine Übergangslösung. Unter dem Eindruck der politischen Kultur der Vereinigten Staaten revidierten die Emigranten diese antidemokratischen Auffassungen, die auch die Haltung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten bestimmt hatten. Gerhard Masur zum Beispiel, ehemals Privatdozent in Berlin, vermerkte in seinem Tagebuch den schmerzlichen inneren Prozeß, der ihn zur Anerkennung einer demokratisch verfaßten Gesellschaft führte. Hans Rothfels, früherer Ordinarius in Königsberg, der bis zu seiner erzwungenen Emigration den Vorgängen in Deutschland wenig kritisch gegenüberstand, sprach sich nun in einer Untersuchung über den deutschen Widerstand für rechtsstaatliche anstelle der vorher vertretenen machtstaatlichen Prinzipien aus.

Die politische Identifikation der Emigranten mit ihrer neuen Heimat war auch daran abzulesen, daß sich einige Historiker mit Beginn des Krieges der amerikanischen Regierung als Deutschland-Experten zur Verfügung stellten. Wie Herbert Marcuse arbeitete eine Reihe deutscher Wissenschaftler in der Abteilung für Forschung und Analyse des „Office for Strategic Services", dem Vorgänger der CIA. Sie hatten die Aufgabe, die nichtmilitärischen Entwicklungen in Deutschland und in Italien zu beobachten, auszuwerten und waren außerdem mit der Planung für das Nachkriegs-Deutschland beauftragt — ein Land, das seinen ehemaligen wissenschaftlichen Rang seither nicht mehr wiederherstellen konnte.

ISABELLA MILCH

Jüdisches Leben in Deutschland

Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte

Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte, Bd. 3: 1918—1945. Herausgegeben und eingeleitet von Monika Richarz. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1982. 495 S., Abb., geb. 48,— DM.

Die Historiker des Nationalsozialismus haben in den letzten Jahren den Alltag entdeckt. Durch Befragung noch lebender Normalbürger der damaligen Zeit, durch Auswertung von damals geschriebenen Stimmungsberichten und aus anderen Quellen versuchen sie nachzuvollziehen, was es für die große Mehrheit der kleinen Leute wirklich bedeutete, im Dritten Reich zu leben. Dabei stellt sich heraus, daß für die meisten zwischen Alltag und Politik auch damals ein großer Spalt klaffte. Arbeit und Familie, Konsum und Freizeit waren wichtiger als die nationalsozialistische Politik. Ihren Alltag erlebten die meisten als unpolitisch, jedenfalls in der Erinnerung. Bis zum Weltkrieg verlief er für viele, so scheint es, schrecklich „normal".

Um daraus keine falschen Schlüsse über das Wesen des Nationalsozialismus zu ziehen, empfiehlt es sich, einmal den Alltag seiner Opfer nachzuvollziehen. Die hier vorzustellende Sammlung von 37 Berichten deutscher Juden über ihr Leben in der Weimarer Republik und im Dritten Reich gibt dazu beste Gelegenheit. Es sind jüdische Normalbürger, durchweg nicht-berühmte Leute meist aus der Mittelschicht, alles Emigranten, die ihre persönlichen Erinnerungen zwischen 1945 und 1979 niederschrieben; im New Yorker Leo Baeck Institut wurden sie neben vielen anderen gesammelt, und dort hat sie die Herausgeberin, Historikerin in Berlin, ausgewählt. Dies ist der dritte und letzte Band einer Reihe; die vorangehenden Bände versammelten Selbstzeugnisse deutscher Juden 1780—1871 und 1871—1918. Jeden dieser Bände hat die Herausgeberin mit einer ausführlichen und sachkundigen Einleitung versehen, die, zusammengenommen, eine ausgezeichnete, knappe und gut lesbare Einführung in die neuere Geschichte der deutschen Juden bietet, in ihre wirtschaftliche Tätigkeit und soziale Situation, in ihre Kultur, ihr politisches Verhalten und vor allem auch in ihre Behandlung durch die Mehrheit.

Wenig mehr als 500 000 Juden lebten in Deutschland, als Hitler zur Macht kam: weniger als ein Prozent der Gesamtbevölkerung. Ihre Zahl nahm seit Jahren ab, ihr innerer Zusammenhalt lockerte sich, ihre rechtliche Gleichstellung hatte die Weimarer Republik vollendet. Aber mit dem Niedergang des Liberalismus und der sich verschärfenden gesellschaftlich-politischen Krise nahm der Antisemitismus zu. Wie er verletzte, geht aus den abgedruckten Memoiren ebenso hervor wie seine Unterschätzung durch viele liberale Juden, die ihn als absterbendes, unter aufgeklärt-modernen Verhältnissen überholtes Phänomen betrachteten.

Als dann der Rassenantisemitismus 1933 zur offiziellen Regierungspolitik wurde und die erste Welle der antisemitischen Gesetze und Terrorakte folgte, traf das die meisten ganz unvorbereitet. Einige legten nach dem Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 ihre Orden aus dem Ersten Weltkrieg an, um zu zeigen, daß hier gute deutsche Bürger und Patrioten diskriminiert wurden. Die abgedruckten Erinnerungen zeigen die verschiedenen Reaktionen der deutschen Juden auf die sich nun schrittweise verschärfenden Verfolgungen: zunächst Ungläubigkeit und die Hoffnung, der Spuk werde bald vorbei sein; dann bald solidarisches Zusammenrücken, Besinnung auf die eigene Identität, Stärkung des Zionismus, Aufbau von Selbsthilfeeinrichtungen als Antwort auf den allmählichen Entzug der rechtlichen, sozialen und ökonomischen Existenzmöglichkeiten — bis schließlich nach dem Pogrom vom November 1938 auch dies ihnen verboten wurde. Die Auswanderung und ihre Organisation waren langfristig am wichtigsten: Etwa die Hälfte der deutschen Juden konnte so ihr Leben retten, die große Mehrheit ging nach den Vereinigten Staaten, Palästina und England, oft über abenteuerliche Zwischenstationen etwa in Kuba oder Schanghai, wo keine Quoten die Einreise verhinderten, aber auch keine Lebensmöglichkeiten zu finden waren. Widerstand blieb absolute Ausnahme; selbst in kommunistischen Widerstandszirkeln wurden Juden nicht gern gesehen, denn sie erhöhten die Gefahr des Entdecktwerdens. Seit 1940 begannen die Deportationen, seit 1941 begann die gezielte Massenvernichtung.

Das ist bedrückend zu lesen, geht unter die Haut, aber ausführlicher, eindringlicher und aufschlußreicher noch behandeln die Memoiren das, was der physischen Vernichtung voranging: die Vernichtung der ökonomischen und sozialen Existenz, die Erfahrung massiver Diskriminierung und bodenloser Machtlosigkeit, also den Alltag der Judenverfolgung aus dem Blickwinkel der Opfer vor dem Holocaust. Man erfährt, wie die Betroffenen auf die Haßpropaganda im öffentlich ausgehängten „Stürmer" reagierten, auf den Verlust der Freunde und Bekannten, auf die ständig ausgeweiteten Berufsverbote und die erzwungene Betriebsschließung. Man kann die Verletzungen nachvollziehen, die jüdische Kinder in öffentlichen Schulen erlebten, solange sie diese noch besuchen durften. Doch man erfährt auch von kollektiven Selbsthilfeversuchen zur Ausbildung von jüdischen Jugendlichen in Handwerk und Landwirtschaft, als sie normal kaum noch Lehrstellen und Arbeitsplätze erhalten konnten. Die Herausgeberin bemüht sich, die Juden nicht nur als hilflose Objekte der Verfolgung erscheinen zu lassen, sondern auch ihre aktiven Reaktionen zu dokumentieren.

Wie die Minderheit das Verhalten der Mehrheit erlebte, gehört zum Wichtigsten, was dieses Buch zu sagen hat. Freundschaftliche, nachbarliche und kollegiale Kontakte zwischen Juden und Nichtjuden waren in der Weimarer Zeit stark entwickelt: vor allem im Bildungsbürgertum, weniger im Bereich der Wirtschaft. Die Zahl der „Mischehen" stieg an. In Berlin heiratete 1930 jeder vierte, in Hamburg sogar jeder dritte Jude einen nichtjüdischen Partner. Für die Zeit nach 1933 berichten viele der abgedruckten Erinnerungen über fortdauernde Freundschaften, Hilfestellungen und Sympathiebekundungen von seiten nichtjüdischer Deutscher. Doch in der Regel reagierte die Mehrheit der Deutschen anders: durch Abbruch der sozialen Beziehungen und Kontakte zu den jüdischen Mitbürgern aus Angst vor Repression.

Die verbreitete Duldung der gegen Minderheiten gerichteten Verfolgungen durch die große Mehrheit der Deutschen läßt sich aus Angst vor Repression allein nicht erklären. Der Protest blieb auch aus, solange man damit noch nicht die eigene Existenz riskierte. Die Herausgeberin berichtet, daß es nur eine einzige Demonstration in Deutschland gegen die Deportationen gegeben hat: als 1943 überraschend auch jüdische Zwangsarbeiter, die nichtjüdische Ehepartner hatten, abgeholt wurden und abtransportiert werden sollten, demonstrierten täglich mehr als 200 Ehefrauen über eine Woche lang vor dem entsprechenden Sammellager in Berlin und erreichten die Freilassung ihrer Männer. Daß die Emanzipation der deutschen Juden und ihre weit fortgeschrittene Integration in die deutsche Gesellschaft, Prozesse eines Jahrhunderts, in wenigen Jahren so glatt ohne größere Zeichen öffentlicher Empörung rückgängig gemacht werden konnten, gehört noch heute zu den bestürzendsten und weiterhin erklärungsbedürftigen Elementen des Alltags unter dem Nationalsozialismus.

JÜRGEN KOCKA

kehrt findet, in der die
dreht sind. Und Dante sch
die gespalten sind: „Zwei wa
und eines zweie, wie das so möglich,
liegt bei höhern Winken.“ Wie ließe

...natrie in einer vernünftige...
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Mai...
1983 (st. 879). 255 S., br., 10,— DM.

Die Lust, das aufzuschreiben

„Selbstzeugnisse deutscher Juristen“ — Eine kommentierte Bibliographie

Juristen sind in Gegensatz zu vielen anderen akademischen Berufen professionelle Schreiber. Was Wunder, wenn viele sich auch an die Darstellung ihres Lebens gemacht haben. Niemand jedoch hat bislang gewußt, in welcher Fülle Erinnerungen deutscher Juristen seit dem 15. Jahrhundert existieren. Die Bibliographie von Jessen bringt das nunmehr an den Tag, wobei er über 1000 Autobiographien nachweisen kann.

Nach kurzen Angaben zur Person wird der Titel der Selbstdarstellung mit dem Erscheinungsjahr angegeben, verschiedentlich ergänzt durch kurze Hinweise, wodurch sie sich auszeichnet. Sinnvollerweise sind auch Tagebücher und Briefsammlungen erfaßt und vor allem auch Bestände, die in Archiven noch auf einen Auswerter harren.

Der Bearbeiter dieser Bibliographie hat den Begriff des Juristen weit ausgelegt. Man mag zweifeln, ob beispielsweise auch Autoren hätten erfaßt werden sollen, die wohl mit einem juristischen Studium begonnen, später aber davon keinen Gebrauch gemacht haben (wie etwa Heinrich Heine) oder deren Bedeutung sich in anderen als typisch juristischen Berufen erwies. Diese großzügige Behandlung des Begriffes Jurist eröffnet allerdings soziologische Aspekte zur Frage, was aus Juristen alles werden kann. Zur Gretchenfrage, was denn ein deutscher Jurist sei, wird keine Erklärung gegeben. Der Autor zählt dazu alle, die in deutscher Sprache geschrieben haben. Das ist sinnvoll, weil einerseits ein Teil der genannten Autoren noch im Heiligen Römischen Reich gelebt hat, andererseits aber österreichische und schweizerische Juristen im gesamten deutschen Sprachraum tätig gewesen sind. Richtigerweise werden auch solche Juristen als deutsche verstanden, die ihre Lebensgeschichte nicht in deutscher Sprache aufgezeichnet haben, deren Leben aber in Deutschland begonnen hat, ehe sie Hitler zur Auswanderung zwang, wodurch ihr eigentliches rechtswissenschaftliches Wirken anderen Völkern zugute kam.

Eine Bibliographie ist kein Lesebuch, wenn sie auch wie ein Antiquariatskatalog schon beim Durchstöbern ein intellektuelles Interesse weckt. Sie hat ihre eigentliche Bedeutung durch die Zusammentragung einzigartigen Quellenmaterials für eine künftige rechtswissenschaftliche Forschung, die ihm bislang keine Beachtung geschenkt hat. Manchem Erinnerungswerk mag darüber hinaus auch eine literarische Bedeutung zukommen. Vielleicht führt das sich verstärkende Interesse an der Geschichte dazu, ihnen den gebührenden Platz einzuräumen.

HILDEBERT KIRCHNER

Jens Jessen: „Die Selbstzeugnisse der deutschen Juristen“. Erinnerungen, Tagebücher und Briefe. Eine Bibliographie. P. Lang Verlag, Frankfurt am Main, Bern 1983. 287 S., geb., 77,— Sfr.

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Begegnung mit Amerika

Ein neues Symposium der ''Gesellschaft für Exilstudien''

Ein Stück Geschichte zirkuliert im Saal. Die Teilnehmer der Tagung erhalten Ablichtungen des Programms eines denkwürdigen Abends, der am 3. April 1943 unter den Auspizien des AUFBAU in New York stattfand. Die Veranstaltung im Hunter College gedachte der Bücherverbrennungen, mit denen Nazideutschland zehn Jahre vorher der Welt sein Gesicht enthüllt hatte. Sprecher waren damals der ''Engel der Emigranten'', Varian Fry, der Dichter Fritz von Unruh, die Schauspieler Josef Schildkraut, Erwin Kalser und das Komikerpaar Voskovec und Werich. Das Hörspiel ''They Burned the Books'' von Stephen Vincent Benet wurde in der deutschen Bearbeitung Walter Mehrings aufgeführt. Emanuel List und Lotte Lenya (mit Kurt Weill am Klavier) sangen. Geleitet wurde das Programm von dem damaligen AUFBAU-Chefredakteur Manfred George und dem Theatermann Ernst J. Aufricht.

Der demonstrative Abend wurde bei dem Symposium der ''Gesellschaft für Exilliteratur'' in New York am Jahresende zitiert. Der Referent, Guy Stern (Wayne State University, Detroit), stellte das seinerzeitige amerikanische Echo auf die Bücherverbrennungen in vielfach neuer Perspektive dar. Er erinnerte daran, dass bereits drei Tage vor dem barbarischen Ereignis die Union of Orthodox Jewish Congregations in Amerika zu einem Protestgottesdienst gegen den Plan der Nationalsozialisten aufgefordert hatte; dass noch am Tag der Schmach die blinde und taube Autorin Helen Keller die deutschen Studenten in einem offenen Brief warnte (''Wenn ihr glaubt, dass ihr Gedanken umbringen könnt, habt ihr nichts aus der Weltgeschichte gelernt''); dass die ''New York Times'' über das Manifest Oskar Maria Grafs (''Verbrennt mich!'') berichtete; und dass der Journalist Walter Lippmann in dem Autodafé die Vorandeutung eines Krieges erblickte.

Stern fand, dass die Erinnerung der amerikanischen Öffentlichkeit an die Bücherverbrennungen einige Zeit nach dem Ereignis zu verblassen drohte und dass es in erster Linie die Emigranten waren, die dafür sorgten, dass die Barbarei nicht vergessen wurde. Möglicherweise sei der amerikanische Präsident Dwight D. Eisenhower dadurch angeregt worden, als er im Hinblick auf die McCarthy-Hetze der fünfziger Jahre in einer Ansprache am Dartmouth College warnend ausrief: ''Don't join the book burners!''

* * *

Die Position der Exiljournalisten in den USA war das Thema eines deutschen Gastes, Sigrid Schneider (Institut für Publizistik, Westfälische Wilhelms-Universität, Münster). Sie hatten es, wie die Rednerin betonte, nicht leicht. Rund 50 Prozent der 682 deutschen und österreichischen Journalisten, die zwischen 1933 und 1941 hierher kamen, waren gezwungen, mindestens zunächst in nichtjournalistischer Arbeit ihren Lebensunterhalt zu suchen. Und jene, die zur Presse und den Medien Zugang fanden, mussten sich den ungewohnten spezifisch amerikanischen Bedürfnissen anpassen (Kurt Singer entdeckte das Interesse an Spionagefällen und wusste es durch Veröffentlichungen über Nazispione zu befriedigen). Wenige eroberten führende Stellen wie W.S. Schlamm, der Redakteur am Magazin ''Fortune'' und Berater des mächtigen Verlegers Henry R. Luce wurde. Ein gegensätzlicher Fall ist der des heutigen Musikkritikers des AUFBAU, Robert Breuer, der sich damals gezwungen sah, in einer Speditionsfirma zu arbeiten.

Die Rednerin bemerkte, dass von den Exiljournalisten in den USA insgesamt 26 Blätter gegründet wurden, 22 davon allein in New York, aber abgesehen von fünf waren es ''Eintagsfliegen''.

Der Einfluss der Exiljournalisten auf die amerikanische Politik ist, wie Sigrid Schneider glaubt, schwer abzuschätzen: ''Direkte Einwirkungen mögen minimal gewesen sein. Aber die Diskussionen zwischen den exilierten und amerikanischen Intellektuellen dürften die amerikanische Öffentlichkeit indirekt beeinflusst haben. Das beste Beispiel dafür ist Dorothy Thompson, die Fritz Kortner und Hermann Budzislawski als 'ghost writers' beschäftigte. Emigranten haben auch eine gewisse Rolle im Kampf gegen die isolationistischen Tendenzen in den USA gespielt. Und einige von ihnen (wie etwa Guenther Reimann und Gustav Stolper) sind wichtige politische und wirtschaftliche Berater amerikanischer Regierungsstellen geworden''.

* * *

Die Tagung, die wieder in Verbindung mit der Jahreskonferenz der ''Modern Language Association'' gehalten wurde, brachte auch Vorträge über den Einfluss Amerikas auf Albrecht Schaeffer, dessen Nachlass grossenteils unveröffentlicht im Deutschen Literaturarchiv Marbach liegt (Sprecherin: Heidi E. Faletti, Pennsylvania State University, Erie); über die emigrierten Komponisten Arnold Schönberg, Paul Hindemith und Ernst Toch (Diane Jezic, Towson State University); über Erwin Piscator (Hans H. Rudnick, Southern Illinois University, Carbondale); über die politischen Utopien Thomas Manns und Hermann Brochs; und über die bereits von Sigrid Schneider gestreiften Beziehungen zwischen Dorothy Thompson und den Emigranten (Reinhold Karl Bubser, University of Northern Iowa).

Wolfgang Elfe (University of South Carolina, Columbia), der neue Vorsitzende der Gesellschaft für Exilstudien, schlug als Thema für die nächste Zusammenkunft die Betrachtung der Zukunftsvisionen der literarischen und künstlerischen Emigration vor.

Will Schaber

Juden sollen in der Bundeswehr dienen

Sollten die Bemühungen der jüdischen Gemeinschaft der Bundesrepublik Deutschland von Erfolg gekrönt sein, werden in Zukunft jüdische Jugendliche im wehrpflichtigen Alter zum Dienst bei der Bundeswehr eingezogen werden. Bisher waren Juden einer Vereinbarung mit dem Verteidigungsministerium zufolge von der Wehrpflicht befreit.

Der Grund für die Freistellung ist moralischer Art. Jüdischen Jugendlichen konnte wegen der deutschen Vergangenheit ein Waffendienst bei den Streitkräften Deutschlands nicht zugemutet werden. Dieser lange gültigen Auffassung haben sich Deutschlands Juden in den letzten Jahren immer stärker entgegengesetzt. Ihr Argument: als vollwertige deutsche Staatsbürger müssen auch wir — so wie alle anderen — unseren Pflichten nachkommen. Eine dieser Pflichten ist die Landesverteidigung.

Auch ein anderes Argument wird in

They Won't Say It

By Art Buchwald

Here are some of the things I doubt you'll hear said in 1984.

From John McEnroe: ''Sir, my ball was out, and you called it in. Jimmy Connors deserves the point.''

From Jesse Jackson: ''I have no intention of making waves in the Democratic Party. The system as it now operates is fair to all the candidates.''

President Ronald Reagan: ''I received a touching letter from a little girl in Madison, Wisconsin, but I have no desire to read it to you.''

Secretary of Defense Caspar Weinberger: ''We overestimated our defense needs, and we're asking Congress to cut our budget in half.''

An IRS agent (any IRS agent): ''You're right and we're wrong.''

Frank Sinatra: ''Look at all the photographers. Let's go over and have our picture taken.''

John DeLorean: ''I believe we have the finest Drug Enforcement Agency in the world.''

Yuri Andropov: ''I think I'll jog around the Kremlin for a few hours.''

Henry Kissinger: ''I have no comment.''

there should be a little more fat in our social programs.''

The editor of Pravda: ''When we're wrong we're wrong, and we should admit it. The Soviets overreacted when the United States placed Pershing II missiles in Europe. They're not the threat to the Warsaw Pact nations that we thought they would be, and we would like to return to Geneva as quickly as possible.''

James Watt: ''If I had it to do all over again, I would have kept my mouth shut and taken time to smell the flowers.''

Anne Gorsuch Burford: ''We all make mistakes, but the EPA was my department and I take full blame for the chaos.''

Johnny Carson: ''I believe a wife deserves every penny she can get when she feels she's been wronged.''

A power company executive: ''We have just discovered that our new nuclear plant was built with cheap materials and shoddy labor. This is no fault of our customers and therefore we intend to pay for our mistakes without passing on any cost to the consumer.''

The Japanese Minister of Commerce: ''Japan can no longer export more than it

Jun 1, 1983

Books of The Times

By Christopher Lehmann-Haupt

EXILED IN PARADISE. German Refugee Artists and Intellectuals in America from the 1930's to the Present. By Anthony Heilbut. 506 pages. Viking. $20.

IT'S a highly complex story that Anthony Heilbut has undertaken to tell in his ironically titled "Exiled in Paradise," an account of the artists and writers who fled to America because of the rise of Nazism. Mr. Heilbut's cast of characters includes such disparate types as Thomas Mann, Lotte Lenya, Peter F. Drucker, Billy Wilder, Fritz Perls and Hans Bethe, to name just a handful of the dozens of people covered in this group portrait and social history.

And the experiences they lived through were equally various — not only exile from the old world and adjustment to the new, but also World War II, the Bomb, the birth of Israel, the cold war, McCarthyism, the Vietnam War and the shocks and dislocations that they all provoked. The risk of incoherence and superficiality in trying to cover so much material would seem to be high.

But as it turns out, Mr. Heilbut's subjects have more in common than they do to separate them. The large majority came from Berlin and Frankfurt. They were Jewish or married to Jews. They were writers, artists, teachers, scientists and film makers. And the curve of their experience in America rose from shock and disorientation to gratitude and celebration, and then descended to skepticism, fear and, in a few cases, sufficient disenchantment either to make them uneasy about America or to drive them back to Europe.

•

So with a little selectivity — a profile of Berlin in the 1920's to begin with; a survey part way through of such Hollywood directors as Fritz Lang, Otto Preminger, Billy Wilder, Douglas Sirk and Max Ophuls; and a concluding joke about two refugees in the middle of the Atlantic, heading in opposite directions and shouting at each other as they pass, "Are you crazy?" — Mr. Heilbut, himself a teacher and the child of émigrés from Berlin, has managed to put together a coherent, insightful marrative instead of merely gathering statistics and impressions.

More significantly, Mr. Heilbut's artists and intellectuals were almost all profoundly defined by their state of exile and exceedingly articulate on the subject. One among their number, the philosopher and writer Hannah Arendt, went so far as to suggest that citizenship and language were the two of the most precious attributes that human beings could possess.

So in order to distill the essence of what his subjects were about, Mr. Heilbut needs only to describe their work — whether it is Theodor W. Adorno's critique of America's mass culture as a potential device for totalitarian manipulation, or Billy Wilder's film comedy on the postwar German economic revival, "One, Two, Three!" For, having been exiled once, the émigrés became obsessed, understandably enough, with the conditions that might reproduce the experience.

Not that this distillation is always a simple matter, considering the variety and complexity of the work in question. And in fact, when Mr. Heilbut tries to cover a great deal of ground in a single chapter, his writing often sags under the weight of too many facile transitions. But when the issues have scope and are clearly defined — such as the contrast between the pragmatism of the New School of Social Research on the one hand and the highly theoretical bent of Max Horkheimer's Institute of Social Research (or so-called Frankfurt institute) on the other; or the ideological warfare carried on over the years by Bertolt Brecht against Thomas Mann — then Mr. Heilbut's narrative is positively exciting.

And when an individual is important enough to deserve a whole chapter to himself, "Exiled in Paradise" is at its best. For it is here that the vast accumulation of detail pays off and Mr. Heilbut can demonstrate in depth the contributions of an Adorno, a Brecht, a Mann. It is in the chapter called " 'I Somehow Don't Fit': Hannah Arendt" that he can dramatize in detail how the real message of "Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil" got distorted by the reaction of its critics. And it is in "The Scientists and the Bomb" that he can underline the wisdom and moral courage of Albert Einstein.

•

The one thing I missed was an assessment of how deeply the German émigrés really touched America. This may seem like a silly point when every page of "Exiled in Paradise" seems to offer evidence — when everything from best-selling books to unforgettable films to the development of nuclear weapons can be credited, at least in part, to the efforts of the exiled.

Yet there remain some observers — ranging from promoters of indigenous culture to Tom Wolfe writing in his architectural critique "From Bauhaus to Our House" — who have argued that what the German émigrés offered was not deeply pertinent to our society. Or to put the matter in its most nativist terms, New York and Los Angeles are not the real America. Perhaps it's not that the question of influence is too trivial, but rather that a separate book would be required to attempt an answer.

Meanwhile, Mr. Heilbut has given us a valuable and stimulating overview. For some readers, especially the children of generations of émigrés, the book will provide a background to their most basic intellectual assumptions.

Director Will Retire At Hirshhorn Museum

WASHINGTON, May 31 (UPI) — Abram Lerner, the founding director of the Hirshhorn Museum, will retire next May, it was announced yesterday by S. Dillon Ripley, secretary of the Smithsonian Institution, of which the Hirshhorn is a part.

Mr. Lerner, who is 70 years old, oversaw the transfo[illegible]ation of Joseph [illegible]ollection into a

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Eine breite Tribüne

Edita Koch über ihre Zeitschrift "Exil"

"*Exil* ist eine Zeitschrift zum Arbeiten", schrieb Hans Kühner-Wolfskehl in der Baseler *Jüdischen Rundschau*. Und dieser Kommentar bringt die Funktion der unregelmässig (zwei- oder dreimal jährlich) in Maintal bei Frankfurt erscheinenden Hefte auf die prägnanteste Formel.

Die Zeitschrift, 1981 von Joachim Koch und seiner Frau Edita im Selbstverlag gegründet, erfüllt in jeder Hinsicht das Versprechen ihres Untertitels ("Forschung — Erkenntnisse — Ergebnisse"). Sie ist ein bemerkenswertes Phänomen. Ihren Ursprung hatte sie in dem Idealismus und der Opferbereitschaft des Ehepaares. Sie entstand aus dem Nichts. Plötzlich war sie da, und niemand bezweifelte ihre Notwendigkeit. Die deutsche Presse und werdende wie etablierte Germanisten und Zeitforscher äusserten sich begeistert darüber.

Joachim Koch hatte zwar Erfahrung als Abteilungsleiter einer Frankfurter Werbeagentur. Aber Redaktion und Vertrieb einer Zeitschrift waren Terra incognita für ihn wie für seine Frau, die dabei war, ihr germanistisches Studium an der Frankfurter Universität zu beenden.

Sie hatten Glück. Bereits die erste Rezension in dem Hamburger Wochenblatt *Die Zeit* brachte ihnen Dutzende von Bestellungen, und der Abnehmerkreis wuchs in den Folgen stetig. Abend für Abend sass das Ehepaar bis in die spätesten Stunden zusammen, um Adressen zu schreiben, Werbezirkulare und die Zeitschrift selbst zu verschicken, Korrespondenzen zu besorgen und Korrekturen zu lesen.

Vielleicht war es die übermässige Anspannung durch diese Arbeit, die Joachim Kochs frühen Tod Ende 1982 (er wurde nur 45 Jahre alt) mitherbeigeführt hat. Kurz vorher hatte er mich noch angerufen, um mir erfreut mitzuteilen, dass die Einnahmen des Blattes wohl bald die Ausgaben decken würden.

Seit dem Ableben ihres Mannes besorgt Edita Redaktion, Vertrieb und Werbung allein weiter. Sie trägt eine schwere Last auf leichten Schultern. Die jetzt dreissigjährige Witwe ist trotz ihrer zarten, schmalen Figur mit stahlharter Beharrlichkeit ausgerüstet. Das zeigte sich bereits vor Jahren, als sie, im Verfolg ihrer Magisterarbeit über den Exilautor Ernst Weiss, nicht lockerliess, bis sie die genauen Umstände des Todes und der Bestattung des Dichters ermittelt hatte. Sie fand sogar die Nummer des Hospitalbettes heraus, in dem Ernst Weiss starb, und die Nummern der Parzelle und Reihe des Pariser Friedhofs, auf dem er ursprünglich bestattet worden war.

* * *

Edita Koch war, wie berichtet, als Vortragende zu dem zweitägigen Ludwig-Wronkow-Symposion des "PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland" nach New York gekommen. Seit längerer Zeit besteht eine enge Verbindung zwischen ihrer Zeitschrift und der Organisation: *Exil* druckt regelmässig die Bulletins der PEN-Gruppe ab.

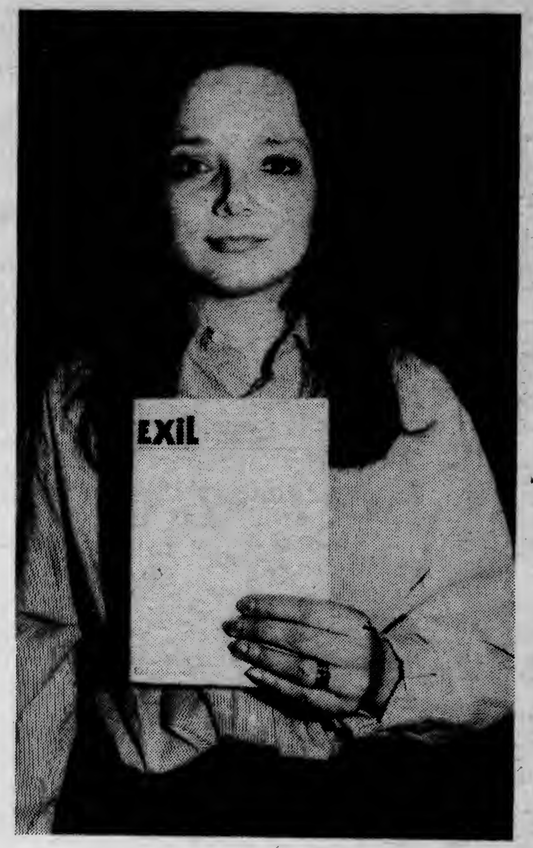
"Der Hinweis auf die Unbekannten bleibt unsere Hauptaufgabe", erklärt sie in einem Gespräch mit *Aufbau*. Ein Blick auf die bisherigen Hefte der Zeitschrift zeigt, dass in ihren Spalten bereits viel für die vergessenen Autoren getan wurde. Wiederentdeckt wurden Carl Einstein, Gustav Regler und Ernst Erich Noth, die Lyrikerin Stella Rotenberg, Anselm Ruest und der in Brasilien verstorbene Bankier Hugo Simon. Des berühmten Polyhistors und Reiseschriftstellers Arnold Höllriegel wurde nachdrücklich gedacht (und man sollte annehmen, dass sich daraufhin ein Verleger seines Werks, vor allem auch der im deutschen Original bisher unveröffentlichten Robert-Louis-Stevenson-Biographie, annehmen wird).

Noch stärker als bisher will die Herausgeberin aus ihrer Zeitschrift eine "Tribüne" machen, die Laien wie Fachleuten offen steht. Alle Aspekte und Probleme der Exilforschung sollen beleuchtet werden. Ost und West sollen sich in der grossen Aufgabe der intellektuellen Wiedergutmachung vereinigen. Edita Koch sieht besonders auch die Notwendigkeit, weitere Kreise der ausserdeutschen Germanistik zu gewinnen. Und: die Diskussion soll nicht auf Figuren und Werke der Literatur beschränkt bleiben. Malerei und Skulptur, Wissenschaft und Philosophie, Theater, Photographie und Film, Musik, Kabarett und Rundfunk werden in den Themenkreis der Zeitschrift einbezogen werden.

* * *

Fur ihre verantwortungsreiche Aufgabe ist die Herausgeberin durch Herkunft, Bildung und Erfahrung wie vorbestimmt. Edita Koch ist die Tochter eines Gablonzer Kaufmanns, der im Konzentrationslager dauernden Gesundheitsschaden erlitt. Viele Angehörige der väterlichen Familie slowakisch-ungarischer Rabbiner kamen unter den Nazis um.

Edita Koch ist ein Kind verschiedener Länder. Sie wuchs in Prag auf, übersiedelte mit den Eltern nach Frankfurt, ging für ein Jahr nach Israel, dann nach England, schliesslich zurück nach Frankfurt, wo sie das Abitur ablegte und Germanistik, Judaistik und Slawistik studierte. Neben ihrer Arbeit für die Zeitschrift *Exil* ist sie als Lektorin beim Suhrkamp-Verlag tätig.



Edita Koch
Foto: Carin Drechsler-Marx

Eine willkommene Mitteilung beschliesst das Gespräch: die Vorträge auf dem New Yorker Symposion werden gesammelt in Form einer *Exil*-Sondernummer erscheinen.

Will Schaber

"Du Schaltfehler" — Computer-Terminologie in der deutschen Umgangssprache

"Depp" ist ein geläufiges Schimpfwort. Für jeden verständlich gehört es neben "Idiot" und dem bekannten Zitat des Götz von Berlichingen zu den beliebtesten Schimpfwörten der deutschen Sprache. In den Gebrauch dieser "Evergreens" mischt sich neuerdings eine ganz andere Sorte von Wörtern, die sich hauptsächlich unter Jugendlichen steigender Beliebtheit erfreuen. "Du Schaltfehler" heisst es jetzt, oder noch schlimmer, "du führst ein total falsches Programm". Wer bisher "nichts im Kopf" hatte, verfügt nun über einen "leeren Speicher".

Der Computer hinterlässt erste Spuren auch in der deutschen Alltagssprache. Zu Hause am Micro-Computer oder am Terminal in der Schule lernen die "Computer-Kids" nicht nur die verschiedenen Computer-Sprachen, sondern sie [illegible]

Die im Umgang mit Computern erforderliche Logik und Präzision wirken sich vor allem bei sehr jungen Benutzern negativ auf die Sprachentwicklung aus, heisst es. Von emotionaler Verkümmerung ist die Rede und von der Verarmung der sprachlichen Kommunikation überhaupt.

Erzeugt aber der Umgang mit den Kleinstrechnern wirklich das befürchtete Übermass an rationalem Denken, Sprechen oder gar Handeln bei den jugendlichen Benutzern? Was die einen mit Schrecken beobachten, ist für die anderen ein Segen. Wovon ganze Lehrergenerationen geträumt haben, scheint einzutreten: die beinahe spielerische Vermittlung.

Bei der rasenden Verbreitung von Micro-Computern unter Jugendlichen kann der Traum für Eltern und Lehrer schnell zum

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
Orthopädische Vorschriften striktest in unserem Geschäft befolgt: "Ihr Doktor weiss es!"
Joseph's
Absolut passende Schuhe
Gegr. 1921
CUSTOM MOLDED SHOES
also custom molded supports
Sämtliche orthopädische Vorrichtungen für Erwachsene und Kinder
Schuhwerk– auch für die schwierigsten Fälle
WIDTHS AAA EEEEEE auf Lager
Einlagen—Gummistrümpfe, etc.
719 West 181 Street, N.Y.C. 10033

AUFBAU
ABONNEMENTS–AUFTRAG
Amerikas führende deutschsprachige Zeitung

Rückseite beachten !

Ansprache zur Eröffnung des Symposiums «Juden in der deutschen Wissenschaft»

Von Dr. NIELS HANSEN

Auf Ansuchen der Redaktion stellte der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland die nachfolgende Ansprache zum Abdruck frdl. zur Verfügung.

Lieber Professor Grab, meine Damen und Herren,

es ist heute das dritte Mal, dass ich ein wichtiges Symposium des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv miteröffne — und leider ist es die letzte Veranstaltung dieser Art unter Ihrer bewährten Ägide, lieber Herr Grab. Das ist sehr schade, und es ist Anlass, Ihnen zum Abschied ein Wort herzlichen Danks zu sagen: Für Ihre engagierte — und erfolgreiche — Leitung des Instituts in seiner schwierigen Anfangsphase, für den Beitrag, den es zu den komplexen Beziehungen unserer beiden Länder und Völker geleistet hat, und nicht zuletzt für die vorzügliche Zusammenarbeit mit unserer Botschaft. Sie dürfen mit Genugtuung auf vierzehn Jahre wissenschaftlicher Tätigkeit zurückblicken, die sich sehen lassen kann — weiss Gott keine "Flachware", um einen amüsanten, einprägsamen Ausdruck von Ihnen zu benutzen — und die sich gelohnt hat.

Sichtbarer Ausdruck Ihrer so erfolgreichen Arbeit sind nicht zuletzt die Jahrbücher und Beihefte des Instituts. Im Vorwort zum ersten Jahrbuch ,das vor dreizehn Jahren herauskam, hatten Sie versprochen, die Redaktion werde alles in ihren Kräften Stehende tun, damit das nächste einen Beitrag zur Vertiefung des gegenseitigenVerständnisses unserer beiden Völker leistet. Diese Zusage haben Sie nicht nur für jenes, sondern für alle folgenden Jahrbücher eingehalten. Unter Ihrer Herausgeberschaft und mit der von Ihnen entwickelten Konzeption sind diese Veröffentlichungen zu wichtigen Pfeilern jener Brücke geworden, die heute d. Geschichtsforschung in Deutschland und Israel verbindet. Im Interesse unserer beiden Länder müssen solche Stützen auch für die Zukunft erhalten und gestärkt werden.

Ich hoffe, dass wir auch künftig auf Ihren Sachverstand und Ihren Rat zu zählen vermögen. Zu Ihren bleibenden Leistungen gehören auch Ihre Symposien. Sie haben stets das zum Gegenstand ... jüdisch-deutsch... au... wohl ei... habe, de... denn wi... ht — — ...disch en... das se... Was- de... d Ju- un... , das "Ju... gt — dir... Aller- ge... dazu Jah... zwölf sc... deut- der... mag un... men, det... llten aus... hin- Na... dar. ver... Vort- ner... n ei- ein... e zu ab... her- An... die ...igen

SYMPOSION ÜBER JUDEN IN DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT

An der Universität Tel Aviv fand vom 2. bis 4. April ein internationales Symposium zum Thema "Juden in d. deutschen Wissenschaft" statt, das vom Institut für Deutsche Geschichte zusammen m. dem Historischen Institut der Universität Mannheim veranstaltet wurde. Das Seminar wurde am 2. April von Professor Yoram Dinstein, Rektor der Universität Tel Aviv, Professor Gabriel Cohen, Dekan der Fakultät für Geisteswissenschaften, Professor Walter Grab, dem Leiter des Instituts für Deutsche Geschichte, sowie Botschafter Dr. Niels Hansen eröffnet.

Geist" in "Dem deutschen Geist" am Portal der Ruperto Carolina in Heidelberg und daran, dass der jüdische "Brain drain" dieser unheilvollen Zeit das Abgleiten von der Hochblüte in die Provinzialität beschleunigt hat.

Also: Juden in der deutschen Wissenschaft. Ein faszinierendes Thema, mit dem sich Bibliotheken füllen liessen, jedenfalls mit den Büchern, die deutschjüdische Wissenschaftler oder erst recht deutsch schreibende jüdische Wissenschaftler verfasst und ausgelöst haben. Dass die Thematik des Symposiums zeitlich und sachlich nicht begrenzt ist, erhöht dessen Reiz.

Jedermann weiss, dass der Beitrag der Juden zur Wissenschaft in Deutschland äusserst bedeutungsvoll gewesen ist — zunehmend stärker als es ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprach. Dies gilt für die Naturwissenschaften — man braucht hier nur an die vielen jüdischen Nobelpreisträger zu denken — sowohl wie für die Geisteswissenschaften.

Viele Fragen stellen sich: Warum war der Beitrag so unverhältnismässig hoch? Ergab sich dies etwa aus einem gewissen Spannungsverhältnis? Hier bietet sich der geisteswissenschaftliche Bereich naturgemäss eher zur Analyse an als der naturwissenschaftliche. Oder sind im Gegenteil herausragende wissenschaftliche Leistungen nicht eher ein Hinweis auf sehr weitgehende "Integrierung"? Jedenfalls bei den Naturwissenschaften liegt es nahe, die letztere Frage zu bejahen, denn hier setzt ja Forschung meist einen Apparat voraus, den der einzelne sich nicht selbst aufzubauen vermag, den die Gesellschaft, die öffentliche Hand zur Verfügung stellen muss. Sie ist auf Teamwork angewiesen. Und hier kommen wir zur oft diskutierten Frage, inwieweit es eine deutschjüdische "Symbiose" gegeben hat.War sie, wie Gerschom Scholem gemeint hat, nur eine Illusion? Ist der Begriff überhaupt scharf? Setzt er nicht den Bindestrich voraus?

Gibt es, damit zusammenhängend, ein besonderes jüdisches Element in der Wissenschaft? Kann man hier von bestimmten jüdischen Affinitäten sprechen? Lassen sich typische Begabungs- und Leistungsmuster ausmachen? Aber auch: Verfügen wir nach der Katastrophe der Nazijahre überhaupt über die erforderliche Objektivität, um diese Probleme rein wissenschaftlich aufzuarbeiten?

Meine Damen und Herren, der Laje vermag solche Fragen wohl unbefangener zu stellen. Gewiss unterliegt er auch eher der Illusion, dass es unzweideutige Antworten darauf gibt. Erlauben Sie mir als Botschafter hinzuzufügen: All diese Probleme lassen sich natürlich auch in einen politischen Zusammenhang stellen und nicht zuletzt daraufhin prüfen, was sie für die aktuellen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel bedeuten. Nicht nur für die viel berufene — und in der Tat sehr enge — wissenschaftliche und technologische Zusammenarbeit unserer beiden Länder, sondern auch in einem allgemeineren Sinn und im psychologischen und menschlichen Bereich.

Wie dem auch sei: Unsere Botschaft begrüsst Ihr bedeutsames Symposium und die damit verbundenen persönlichen Kontakte. Sie begleitet es mit lebhaftem Interesse und wünscht ihm den verdienten vollen Erfolg.

Alba... unverbesse...

Der Titel des Buches wird ... de erstaunen; er bezieht sich ... BERG, dessen 100. Geburtstag ... welt in diesem Jahre feiert. A... damit seine Richtigkeit, denn Be... selbst so in einem Freundesbri... net. Das Buch, im Österreichis... desverlag Wien soeben erschie... vom Neffen des Komponisten, ... 80jährigen Erich Alban Berg. Vo... nen wir schon ein im Jahre 197... Verlag veröffentlichtes Buch "A... — Leben in Daten und Bildern... das neue Buch eine wertvolle ... bildet. "Sie schlagen ein Buc... keinen musikwissenschaftlichen... erhebt. Es ist ein persönliches ... wollen, ein emotionelles Buch ... sten noch lebenden Angehörig... Bergs, entstanden, um des 100. ... ges und 50. Todestages des W... ponisten zu gedenken" — sag... im Vorwort, und es gelingt ih... zeugender Weise, seinen Vors... führen.

Das Buch besteht aus drei ... denen der erste die bisher unve... te Biographie des Komponisten... ben von dem Jugendfreund Herm... hauer enthält, revidiert von A... selbst und kommentiert vom Au... ches. Der zweite Teil enthält Br... Bergs. Er war ein unermüdlic... schreiber, allein an seine Frau ... er mehr als tausend Briefe ge... von denen natürlich hier nur e... Teil veröffentlicht ist. Die ande... sind an den grossen Dirigenten ... ber, den Dirigenten der denkwü... aufführung des "Wozzeck" an de... Staatsoper am 14. Dezember 192... dolf Kolisch, an den Dirigenten B... denhoff, an die Schwester Smar... an Freunde. Der dritte Teil de... aber enthält als "Erlebtes und ... tes" Nachträge zu Berg-Biograph... Abschluss des ungewöhnlich fe... Buches bilden eine Stammtafel d... Berg, ein Werkverzeichnis und d... nenregister.

Es ist dem Autor gelungen, d... SCHEN Alban Berg uns nahe zu... in seinem unermüdlichenLebenska... vieler Krankheiten und Enttäus... Man erkennt, dass dieser Mann, ... che Meisterwerke wie "Wozzeck" ... und das Violinkonzert als Requie... junge Manon Gropius, Tochter v... Mahler-Werfel, geschrieben hat, ... bedeutender Mensch und starker ... ter war, der es verstand, sich viel... de aus allen Kreisen zu gewinnen. ... zahl von Fotos, Zeichnugen, Partitu... das Buch schmücken, machen es ... wahren Kostbarkeit.

Darüber hinaus aber ist das B... Stück Wiener Geschichte und Wie... sellschaftslebens um die Jahrhun... de, Kulturgeschichte im besten Si...

Ist er w...

Eine in...

Natürlich ist er kein Springinsfeld mehr. Recht bedächtig geht Heinz Orgler täglich in der ... in Tel Aviv zu seinem ... schen ... vieren. ... Desh... schloss...

737

Rückseite beachten!

Ansprache zur Eröffnung des Symposiums «Juden in der deutschen Wissenschaft»

Von Dr. NIELS HANSEN

Auf Ansuchen der Redaktion stellte der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland die nachfolgende Ansprache zum Abdruck frdl. zur Verfügung.

Lieber Professor Grab, meine Damen und Herren,

es ist heute das dritte Mal, dass ich ein wichtiges Symposium des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv miteröffne — und leider ist es die letzte Veranstaltung dieser Art unter Ihrer bewährten Ägide, lieber Herr Grab. Das ist sehr schade, und es ist Anlass, Ihnen zum Abschied ein Wort herzlichen Danks zu sagen: Für Ihre engagierte — und erfolgreiche — Leitung des Instituts in seiner schwierigen Anfangsphase, für den Beitrag, den es zu den komplexen Beziehungen unserer beiden Länder und Völker geleistet hat, und nicht zuletzt für die vorzügliche Zusammenarbeit mit unserer Botschaft. Sie dürfen mit Genugtuung auf vierzehn Jahre wissenschaftlicher Tätigkeit zurückblicken, die sich sehen lassen kann — weiss Gott keine "Flachware" [illegible] amüsanten Ihnen hat. reichen er und ersten auskam, werde damit ung des beiden e nicht en Jahrsgeber- ckelten gen zu vorden, eutschunsetützen stärkt Ihren ver- n gestets das zum Gegenstand, was man die deutsch-jüdischen Beziehungen nennt. Wie ich wohl auch an dieser Stelle schon gesagt habe, ein nicht ganz befriedigender Begriff, denn deutsch und jüdisch brauchen ja nicht — wie deutsch-israelisch oder christlich-jüdisch — Alternativen zu sein. Denken wir an das ergreifende Bekenntnisbuch von Jakob Wassermann "Mein Weg als Deutscher und Jude". Das gilt erst recht für das Thema, das uns in den nächsten Tagen beschäftigt — "Juden in der deutschen Wissenschaft". Allerdings: Nach allem, was geschah (und dazu gehört auch, dass in den schlimmen zwölf Jahren ab 1933 keine Juden mehr in der deutschen Wissenschaft geduldet wurden), mag derBindestrich manchen sinnvoll vorkommen, und einige Zeit schien es sogar, als stellten deutsch und jüdisch über die Alternative hinaus einen wesensmässigen Gegensatz dar. Nach jenen zwölf Jahren, in denen die Wortverbindung "deutsche Wissenschaft" von einem zutiefst unwissenschaftlichen Regime zu einem Begriff eigener Mittelmässigkeit herabgewürdigt wurde. Wir erinnern uns an die Änderung des Wahlspruchs "Dem ewigen Geist" in "Dem deutschen Geist" am Portal der Ruperto Carolina in Heidelberg und daran, dass der jüdische "Brain drain" dieser unheilvollen Zeit das Abgleiten von der Hochblüte in die Provinzialität beschleunigt hat.

Also: Juden in der deutschen Wissenschaft. Ein faszinierendes Thema, mit dem sich Bibliotheken füllen liessen, jedenfalls mit den Büchern, die deutschjüdische Wissenschaftler oder erst recht deutsch schreibende jüdische Wissenschaftler verfasst und ausgelöst haben. Dass die Thematik des Symposiums zeitlich und sachlich nicht begrenzt ist, erhöht dessen Reiz.

Jedermann weiss, dass der Beitrag der Juden zur Wissenschaft in Deutschland äusserst bedeutungsvoll gewesen ist — zunehmend stärker als es ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprach. Dies gilt für die Naturwissenschaften — man braucht hier nur an die vielen jüdischen Nobelpreisträger zu denken — sowohl wie für die Geisteswissenschaften.

Viele Fragen stellen sich: Warum war der Beitrag so unverhältnismässig hoch? Ergab sich dies etwa aus einem gewissen Spannungsverhältnis? Hier bietet sich der geisteswissenschaftliche Bereich naturgemäss eher zur Analyse an als der naturwissenschaftliche. Oder sind im Gegenteil herausragende wissenschaftliche Leistungen nicht eher ein Hinweis auf sehr weitgehende 'Integrierung'? Jedenfalls bei den Naturwissenschaften liegt es nahe, die letztere Frage zu bejahen, denn hier setzt ja Forschung meist einen Apparat voraus, den der einzelne sich nicht selbst aufzubauen vermag, den die Gesellschaft, die öffentliche Hand zur Verfügung stellen muss. Sie ist auf Teamwork angewiesen. Und hier kommen wir zur oft diskutierten Frage, inwieweit es eine deutschjüdische "Symbiose" gegeben hat.War sie, wie Gerschom Scholem gemeint hat, nur eine Illusion? Ist der Begriff überhaupt scharf? Setzt er nicht den Bindestrich voraus?

Gibt es, damit zusammenhängend, ein besonderes jüdisches Element in der Wissenschaft? Kann man hier von bestimmten jüdischen Affinitäten sprechen? Lassen sich typische Begabungs- und Leistungsmuster ausmachen? Aber auch: Verfügen wir nach der Katastrophe der Nazijahre überhaupt über die erforderliche Objektivität, um diese Probleme rein wissenschaftlich aufzuarbeiten?

Meine Damen und Herren, der Laie vermag solche Fragen wohl unbefangener zu stellen. Gewiss unterliegt er auch eher der Illusion, dass es unzweideutige Antworten darauf gibt. Erlauben Sie mir als Botschafter hinzuzufügen: All diese Probleme lassen sich natürlich auch in einen politischen Zusammenhang stellen und nicht zuletzt daraufhin prüfen, was sie für die aktuellen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel bedeuten. Nicht nur für die viel berufene — und in der Tat sehr enge — wissenschaftliche und technologische Zusammenarbeit unserer beiden Länder, sondern auch in einem allgemeineren Sinn und im psychologischen und menschlichen Bereich.

Wie dem auch sei: Unsere Botschaft begrüsst Ihr bedeutsames Symposium und die damit verbundenen persönlichen Kontakte. Sie begleitet es mit lebhaftem Interesse und wünscht ihm den verdienten vollen Erfolg.

Die Kont

Am 14. September 1982 erm
Johannes Paul II. im Vatikan
Chef Yassir Arafat. Der Mo
dessen Terroristen gerade v
aus West-Beirut vertrieben wo
war so gnädig, seine Pistole in
zu lassen. Am selben Tag wur
lichen Ost-Beirut der gewählt
sident Beschir Gemayel mit 21
ten durch eine Bombe ermor
Hintermännern desAnschlags
el Hol, ein Freund Arafats u
heitscher" der Fatah-PLO.

Man muss an diese Zus
erinnern, um die Frage zu st
und zu wessen Nutzen der
dem Arafat-Besuch Kontakte
terhält, wie jetzt offiziell best
Die Sorge um die Christen i
schen Welt kann es [illegible]

Alba
unverbesse

Der Titel des Buches wird
de erstaunen; er bezieht sich
BERG, dessen 100. Geburtstag
welt in diesem Jahre feiert. A
damit seine Richtigkeit, denn Be
selbst so in einem Freundesbri
net. Das Buch, im Österreichis
desverlag Wien soeben erschie
vom Neffen des Komponisten,
80jährigen Erich Alban Berg. Vo
nen wir schon ein im Jahre 197
Verlag veröffentlichtes Buch "A
— Leben in Daten und Bildern
das neue Buch eine wertvolle
bildet. "Sie schlagen ein Buc
keinen musikwissenschaftlichen
erhebt. Es ist ein persönliches
wollen, ein emotionelles Buch
sten noch lebenden Angehörig
Bergs, entstanden, um des 100.
ges und 50. Todestages des W
ponisten zu gedenken" — sagt
im Vorwort, und es gelingt ih
zeugender Weise, seinen Vors
führen.

Das Buch besteht aus drei
denen der erste die bisher unve
te Biographie des Komponisten
ben von dem Jugendfreund Hern
hauer enthält, revidiert von A
selbst und kommentiert vom Au
ches. Der zweite Teil enthält Br
Bergs. Er war ein unermüdlic
schreiber, allein an seine Frau
er mehr als tausend Briefe ge
von denen natürlich hier nur e
Teil veröffentlicht ist. Die ande
sind an den grossen Dirigenten
ber, den Dirigenten der denkwü
aufführung des "Wozzeck" an de
Staatsoper am 14. Dezember 192
dolf Kolisch, an den Dirigenten B
denhoff, an die Schwester Smar
an Freunde. Der dritte Teil de
aber enthält als "Erlebtes und
tes" Nachträge zu Berg-Biograph
Abschluss des ungewöhnlich fe
Buches bilden eine Stammtafel d
Berg, ein Werkverzeichnis und d
nenregister.

Es ist dem Autor gelungen, d
SCHEN Alban Berg uns nahe zu
in seinem unermüdlichenLebenska
vieler Krankheiten und Enttäus
Man erkennt, dass dieser Mann,
che Meisterwerke wie "Wozzeck"
und das Violinkonzert als Requie
junge Manon Gropius, Tochter v
Mahler-Werfel, geschrieben hat,
bedeutender Mensch und starker
ter war, der es verstand, sich viel
de aus allen Kreisen zu gewinnen.
zahl von Fotos, Zeichnugen, Partitu
das Buch schmücken, machen es
wahren Kostbarkeit.

Darüber hinaus aber ist das B
Stück Wiener Geschichte und Wie
sellschaftslebens um die Jahrhun
de, Kulturgeschichte im besten Si

Ist er w

Eine in

Natürlich ist er kein Springinsfeld mehr. Recht bedächtig geht Heinz Orgler täglich in der [illegible] in Tel Aviv zu seinem

schen
vieren.
Desh
schloss

Leicht war es nie für die Deutschen in Australien

6. Dez 1983

Hundert Jahre Einwanderung / Ressentiments dauerhaft / Als Volksgruppe nicht präsent / Wandel bahnt sich an / Von Erhard Haubold

SYDNEY, im Dezember. Die Kinder des deutschen Generalkonsuls in Sydney werden in der Schule gefragt, warum der Vater (er war bei Kriegsende sechzehn Jahre alt) Juden umgebracht habe. Die Tochter eines Freundes, zwölf Jahre alt, möchte ihren Namen geändert und möglichst auch noch einen Schweizer Paß haben — damit sie auf der Straße nicht immer „Nazi" oder „Kraut" gerufen wird. In Australien, so scheint es, halten sich die Ressentiments länger als selbst in den von Hitlers Truppen überrannten europäischen Ländern. Das mag mit der Entfernung der Antipoden vom alten Kontinent zu tun haben, möglicherweise aber auch mit einer „Lawine antideutscher Bücher und Filme", die, wie die „Australische Union für bürgerliche Freiheiten" klagt, „den Rassenhaß gegen 500 000 Australier schüren, die entweder in Deutschland geboren wurden oder deutscher Abstammung sind". Etwa 500 Filme und viele Fernsehserien, so die „Union" weiter, hätten in den vergangenen Jahren Negatives vom Deutschen geprägt. In Melbourne seien allein in einer Woche sieben Fernsehfilme mit Titeln wie „Hogan's Heroes", „Von Ryan's Express" oder „Odessa File" zu sehen gewesen.

Hat es damit zu tun, daß einige Hundertjahrfeiern zur deutschen Einwanderung — im Jahre 1883 wurde in Sydney die „Concordia", der größte deutschsprachige Club Australiens, gegründet, dazu in Queensland der „Deutsche Turnverein" sowie die „Apostolische Kirche" — von den großen Zeitungen mit kaum einem Wort erwähnt wurden? Oder liegt die Erklärung dafür eher in der Gleichgültigkeit eines Landes gegenüber kontinentaleuropäischen Dingen, eines Landes, das viel mehr britisch orientiert ist, als es Amerika je war? Jener Generalkonsul Pagenstert, der sich um die Jubiläen mit einiger Emsigkeit gekümmert hat, weist dagegen auf die freundliche Unterstützung von seiten führender australischer Politiker hin. So war der Generalgouverneur (und Vertreter der Königin) bei einer deutschen Feier in Brisbane anwesend; der Premier von Neusüdwales war bereit zu der politisch eher heiklen Einweihung eines Gedenksteins im botanischen Garten von Sydney, auf dem die deutsche Abstammung (väterlicherseits) Arthur Phillips festgehalten wird. Das war jener britische Kapitän, der die erste Flotte nach Australien brachte, Gouverneur wurde und den Kontinent der weißen Besiedlung öffnete.

Doch das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Ansehen der Deutschen in Australien bestenfalls diffus ist und in keinem Verhältnis zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung steht. Bei fünfzehn Millionen Australiern sind sie mit etwas mehr als vier Prozent (600 000 Menschen) die nach den Italienern zweitstärkste nichtangelsächsische Volksgruppe (mehr als 77 Prozent kommen aus Großbritannien). Man kennt Mercedes-Benz und BMW, und unter Intellektuellen war es eine Zeitlang schick, sich an Worten wie „Berufsverbot" die Zunge zu wetzen. Doch kaum einer weiß, daß ein Deutscher, Charles Rasp aus Stuttgart, in Broken Hill die größten bis dahin bekannten Silbervorkommen entdeckte, sehr reich wurde und den Grundstein legte für den größten australischen Stahlkonzern BHP. Oder daß ein anderer Deutscher, Ludwig Leichhardt, einen wichtigen Part spielte bei der Erforschung des tropischen Nordens und im Jahre 1848 bei dem Versuch verschollen ist, Australien von Ost nach West zu durchqueren.

Das Ausmaß des deutschen Beitrags werde viel zu oft übersehen, sagte Außenminister Hayden vor einigen Jahren, als er noch Oppositionsführer war. Eine Ausnahme machen die Wein-Kellereien im südaustralischen Barossatal, mit Namen wie Henschke, Seppelt, Grampp oder Büering, die andererseits in beiden Weltkriegen „nicht immer leichte Zeiten zu durchstehen" hatten. So schrieb es Staatsminister Alois Mertes in einem Grußwort. Möglicherweise erhielt das vordem „ungetrübte Selbstbewußtsein der Deutschaustralier im Ersten Weltkrieg einen Stoß, von dem es sich nie ganz erholen sollte" (Johannes H. Voigt: Neuanfänge. Deutsche in New South Wales und Queensland. Stuttgart 1983). Damals wurden die Weinbauern, und nicht nur sie, interniert. Sie mußten die Namen ihrer Siedlungen ändern. Aus Gruenthal wurde Verdun, als Lobethal wurde Tweedvale, aus Hahndorf machten sie Amblside. Deutsche Vereine mußten aufgelöst werden, deutsches Firmenkapital wurde beschlagnahmt in einer „Atmosphäre von Kriegshysterie und -propaganda" (so wieder Voigt), die der einigermaßen bekannte Maler Hans Heysen noch im Jahre 1940 mit den Worten beklagte, als Deutscher in Australien werde man ständig an den Zufall seines Geburtsortes erinnert.

Das gilt bis heute. Es hat allerdings seit Beginn des „Tausendjährigen Reiches" sehr viel triftigere Gründe: Zehntausende aus rassischen und politischen Gründen in Europa Verfolgte sind nach 1933 auf den fünften Kontinent gekommen. Viele sind zu Erfolg und Ansehen gelangt, aber als „New Australians", nicht als Deutsche. Heinz Arndt, Professor für Wirtschaftswissenschaften an der australischen National-Universität in Canberra, hat sein schriftliches Abitur noch in der Weimarer Republik, das mündliche im Dritten Reich abgelegt. Seiner Frau Ruth indes wurde das Reifezeugnis verweigert, weil ihr Deutschaufsatz sie „als nicht geeignet für führende Stellungen im nationalsozialistischen Staat" qualifizierte.

Muß man sich wundern, daß solche Einwanderer nicht jenes Deutschtum zeigen wollten, das sie soeben hinausgeworfen hatte? Heinz Arndt, der Deutschland im Jahre 1933 verließ, war lange Zeit antideutsch eingestellt und hat in 42 Jahre währender Ehe Deutsch nur dann gesprochen, wenn die

Fortsetzung auf Seite 8

Kinder nicht mithören sollten. Er hegt nostalgische Gefühle für Europa, aber eher für Italien als für die Heimat der Vorfahren, vor allem aber für England, wo er an der London School of Economics hat studieren können, wo Freunde auch seiner Frau, ohne Abitur, zu einem Stipendium in Oxford verhalfen.

Andere haben das Trauma anders überwunden. Charles Berg zum Beispiel, der in Sydney eine große Wirtschaftsberatungs- und Steuerkanzlei betreibt und die Schweizerische Bankgesellschaft vertritt, hat seine gesamte Familie in deutschen Gaskammern verloren. Er spricht heute wieder häufiger Deutsch, hat neulich beim Besuch von Wirtschaftsminister Lambsdorff die Dankrede gehalten und ist der Hauptverantwortliche dafür, daß im Opernhaus von Sydney zum erstenmal Wagners gesamter „Ring" zu sehen sein wird — über mehrere Jahre verteilt und mit finanzieller Unterstützung Bonns.

Im Ersten und im Zweiten Weltkrieg hätten die Australier auf die Deutschen genauso reagiert wie die Briten, meint Heinz Arndt. Seit der großen Einwanderungswelle nach 1945, die bis in die sechziger Jahre währte, habe sich die Einstellung geändert, freilich nicht unbedingt zum Vorteil der Deutschen. Obwohl mit Einwanderern und Investitionen kaum vertreten, sei Frankreich als Vorbild für die australische Elite sehr viel bedeutender. Und wenn es um wirtschaftliche Modelle gehe, sei Japan angesehener als die Bundesrepublik.

Wer die Deutschen nicht mag, brauche darob kein schlechtes Gewissen zu haben, hat eine kluge Beobachterin in Sydney formuliert. Denn die „Hunnen", wie sie eine Zeitung noch im Jahr 1983 nennt, integrierten sich gut und verdienten gut, beeindruckten Arbeitgeber durch Fleiß und handwerkliches Geschick. „Wir Facharbeiter waren Könige", erzählt ein Stahlwerker aus Düsseldorf, der im Jahre 1958 einwanderte. Seine Frau backt sonntags noch immer drei Kuchen — „damit wir Australien auch einmal vergessen". Diese Eigenschaften, verbunden mit Ehrgeiz und oft mit Besserwisserei, erzeugen freilich nicht selten ein gewisses Frösteln bei Leuten, die sich auf ihrem sonnigen Kontinent auf Egalität und auf eine gemächliche Gangart eingerichtet haben. Und so kommt es, daß manch deutscher „Hochleistungsakrobat" Neid und Mißtrauen seiner australischen Kollegen spürt, daß Besucher unter den Dozenten einer großen Universität Feindseligkeit gegenüber den deutschen Lehrkräften feststellen. Ein Oberschüler hat als Gast eine Woche lang die Deutschkurse an der Macquarie-Universität in Sydney besucht und artikuliert sein Unbehagen gegenüber den Deutschen so

„I
sc er großen Intellekt (der Dozenten) m hien das unmöglich zu machen, was B an normalerweise ein ausgeglichenes il etragen nennt. Möglicherweise hilft m nen ihr Humor, einigermaßen w enschlich zu bleiben ... Zum Schluß ti urden wir zwei Stunden lang mit sentimentalen deutschen Liebesliedern traktiert. Auch die Deutschen können ziemlich schmalzig sein. Die meisten von A as gingen vor dem Schluß hinaus. Aber ich glaube, daß wir einiges gelernt haben für das weitere Studium der deutschen Sprache."

„Leicht war es nie für die Deutschen k m äußersten Erdrand" (Karl Wolfsehl im neuseeländischen Exil). Manche verkriechen sich hinter der Arbeit, haben wenig Kontakt mit Australiern und isolieren sich einsamen im Alter, sprechen Englisch schlecht und kaum noch Deutsch. Hans berichtet die Sozialarbeiterin Irmgard Beinssen. Mit „den Italienern" oder „den Griechen" kann man in Sydney einiges verbinden — bestimmte Bezirke, ganze Stadtteile etwa. Nicht so mit den Deutschen. Sie sind als Volksgruppe nicht präsent. An gemeinsamen Aktionen und an Zusammenhalt offenbar wenig interessiert, haben sie bis sa te keine eigene Schule — im Gegensatz zum anderen ehemaligen Kriegsgegner Australiens, den Japanern. Tourismus-Werbung und eine provinzielle fast deutschsprachige Presse verstärken das Klischee, auch in anderen Ländern abgenutzte Image von Lederhosen und Gemütlichkeit. Änderungen aber sind in Sicht, wenn auch langfristig: die jüngste Generation deutscher Einwanderer, Nazis weder vertrieben wurde von den Nazis noch dem Hunger entflohen ist nach 1945, tritt selbstbewußter und gelassener auf; sie zuckt nicht gleich zusammen, wenn die Kinder in der Öffentlichkeit Deutsch reden. Mehr als Gschaftlhuber, Fußball-Übertragungen, Weinproben und Einweihungen haben in den letzten Jahren Bertolt Brecht und der Filmmacher Fassbinder das Deutschland-Bild verändert, und zwar zum Positiven. Vor allem die jüngeren unter den australischen Intellektuellen und Künstlern kennen heute — und da haben die Goethe-Institute einen nicht geringen Anteil — ein anderes, sensibleres Deutschland.

Diebe stehlen Treibstoff in britischer Marinebasis

GLASGOW, 5. Dezember (AP). Dieselkraftstoff im Wert von 24 Millionen Mark haben Diebe in einem Treibstoffdepot der britischen Marine an der Schottischen Westküste gestohlen. Ein Sprecher des britischen Verteidigungsministeriums teilte am Montag mit, die Sicherheitsbehörden ermittelten zur Zeit noch, wie es dazu hat kommen können.

Literatur

Ehrenhain und Denkmal des Exils

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933

Fraglos ein dokumentarisches Ereignis. Möglich gemacht hat es, in zehnjähriger Arbeit, eine gemeinsame Anstrengung zweier renommierter Forschungseinrichtungen. Das Münchner Institut für Zeitgeschichte und die New Yorker Research Foundation for Jewish Immigration erschlossen dabei einen Kontinent der Entbehrung und des Leids, der Einsamkeit und der Verzweiflung — einen Weltteil des Widerstands und des Überlebens zugleich. Und wären die Begriffe nicht gleichermaßen auch geprägt vom hohlen Pathos der Begeisterung wie von der Tradition der nationalen Selbstfeier, man könnte die drei umfangreichen, auf vier Bücher verteilten Bände des „Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration" noch unbefangener als das bezeichnen, was sie jenseits aller wissenschaftlichen Akribie und jenseits einer fast an Selbstverleugnung grenzenden Nüchternheit in Darstellung und Stil denn doch vor allem sind: ein Ehrenhain der Ausgestoßenen, ein Denkmal des Exils.

Es spricht für die Initiatoren, die Bearbeiter und Beiträger dieses nach Art und Umfang wohl einzigartigen Werks der Zeitgeschichte, daß Martin Broszat und Curt C. Silberman bereits in ihren Geleitworten die unabweisliche Notwendigkeit der Aufnahmebeschränkung nicht nur als methodisches, sondern vor allem als moralisches Problem des Forscherteams kenntlich machen. Etwa 500 000 Menschen deutscher Staats- oder Sprachzugehörigkeit sahen sich von 1933 an gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, um zunächst (und häufig genug nur vorläufig) der unmittelbaren Verfolgung zu entgehen, um für und vor sich selbst Glaubwürdigkeit zu bewahren, um ihrer Gegnerschaft zu Hitlers Regime Ausdruck zu verleihen. Angehörige aller Schichten und Stände gehörten dazu, Arbeiter und Akademiker, Geschäftsleute und Handwerker, Politiker, Priester und Professoren — Juden also und andere Deutsche.

In den Archiven des Münchner Instituts hat man die Daten von etwa 25 000 Emigranten gesammelt, nahezu 9000 Kurzbiographien finden sich in dem 1983 mit einem Registerband abgeschlossenen Handbuch: immerhin knapp zwei Prozent der deutschsprachigen Emigration während der Herrschaft des Nationalsozialismus. Und dennoch bloß ein geringer Bruchteil des gesamten Geschehens, das seinerseits, so Werner Röder in der Einleitung des ersten Bandes, wiederum nur „etwa ein Zehntel der europäischen Fluchtbewegungen zwischen den beiden Weltkriegen" umfaßt: Das Massenzeitalter hat es mit sich gebracht, daß auch und gerade über seine Greuel die Statistik herrscht, daß die Sprache immer bloß an Weniges und Wenige rühren kann, Vieles und Viele immer verschweigen muß.

Gleichwohl ist dieses Lexikon der Exilierten mehr als ein „Who is Who" der Emigrationsprominenz. Mehrere zahlenmäßig kleinere Berufsgruppen, die Künstler jedweder Gattung zumal, dürften nahezu vollständig oder wenigstens in kaum zu übertreffender Repräsentanz versammelt sein; einzig im Bereich des Films hat man sich in Erwartung der noch für dieses Jahr angekündigten Arbeit von Günther Peter Straschek über die „Kinematografie im Exil" auf einige Aufnahmen und manchen Hinweis beschränkt. Ansonsten jedoch scheint das kulturelle und wissenschaftliche Exil, dem sich der zweite, in englischer Sprache verfaßte Band widmet, auf eine Weise zusammengefaßt, die vorbildlich genannt werden muß. Ausgehend von einzelnen Lebensläufen entsteht da gleichsam Seite für Seite noch einmal das gesamte Spektrum der Weimarer Kulturepoche und zugleich die tatsächliche, weil an biographischen Fakten ablesbare Bilanz jener Katastrophe, die das erzwungene Ende der vielbeschworenen deutsch-jüdischen Kultursymbiose für das Geistesleben hierzulande bis heute bedeutet.

Nur in wenigen Fällen, im Bereich der Exilliteratur etwa, trafen die Verfasser des Handbuchs überdies auf quellenkundlich gesicherte Vorarbeiten; meist also ging der Darstellung des Gefundenen die mühsame Suche voraus — Grundlagenforschung im großen Stil wurde geleistet, zeitraubende Studien, die das Auswerten einer internationalen Fragebogenerhebung bei den noch lebenden Emigranten und ihren Nachkommen mit einzuschließen hatte. Vorab die Bereiche Politik, Wirtschaft und Öffentliches Leben, die gemäß der Arbeits- und Aufgabenteilung zwischen München und New York im ersten Band und in deutscher Sprache sich finden, haben von diesen Studien profitiert. Das biographische Fundament für eine noch zu schreibende, angesichts der immensen Schwierigkeiten aber vielleicht nie zustande kommende Gesamtgeschichte des deutschsprachigen Exils jedenfalls ist erstellt.

Ein übriges leistet der Registerband. Neben einem Gesamtverzeichnis der aufgenommenen Emigranten bietet er auch deren Zuordnung zu all jenen Ländern, die sie bei ihrer Odyssee durchwandert, in denen sie sich vorübergehend oder auf Dauer niedergelassen haben. Den einzelnen Personen zugeordnet werden ferner die Berufe und Tätigkeiten, die sie ausgeübt, sowie die Parteien und Verbände, denen sie angehört haben: Jeder Einzelabschnitt birgt da für sich eine Leistung, die künftige Forschung erheblich erleichtern, in vielen Fällen überhaupt erst ermöglichen wird.

Vermessen wäre es, ein *Urteil* zu fällen über die fast 9000 Einzelbiographien, deren Umfang zwischen wenigen Zeilen und mehreren Seiten schwankt und die neben den Lebensdaten eine strikt berichtende, jede Wertung vermeidende Charakteristik liefern. Ein *Eindruck* bestenfalls läßt sich vermitteln auf der Basis von vielleicht hundert ein wenig genauer geprüften Namen: Demnach fehlt nicht eine Biographie, die man im Rahmen dieses Unternehmens erwarten darf, die gewählten Abkürzungen sind rasch zu erschließen, die Angaben zu Person und Werk zudem scheinen durchwegs zuverlässig.

Dieses Handbuch ist mithin ein wahrhaft Musilsches „Generalsekretariat der Genauigkeit", dem freilich angesichts der kalt und finster gewordenen Zeit, über die es Rechenschaft zu geben hat, die kakanische „Seele" abhanden kam. An ihre Stelle tritt der Telegrammstil, dessen ebenso unbestechliche wie ungerührte Sachlichkeit der Würde des Individuums aber wohl eher zu entsprechen vermag als ein gewiß unerträglicher, weil vieltausendfacher Versuch, so etwas wie „Betroffenheit" zu zeigen: „11. Dez. 1941 zus. mit Breitscheid Auslieferung an Gestapo . . ., auf der Fahrt in das Pariser Gef. Santé schwer mißhandelt, die wirkl. Todesursache blieb ungeklärt", heißt es, ein Beispiel nur, über Rudolf Hilferding, den Verfasser des „Finanzkapitals".

„Byzanz ist nicht ferner, fremder in unserer Gegenwart. Dieser Sachverhalt läßt verstehen, warum das deutsche Exil mit einem Mal populär ist." Stimmt, was Egon Schwarz, als Emigrant nun selbst Gegenstand des biographischen Handbuchs, am 4. Mai 1974 in dieser Zeitung schrieb? Trifft sein Vorwurf an die Exilforschung, sie sei bloß noch „Mode" und „akademisches Geschäft", auch die deutsch-amerikanische Koproduktion, die zweifellos einen der Höhepunkte dieses Wissenschaftszweiges bildet? So manches Mal ist man beim Blättern in den Bänden geneigt, der Diagnose zuzustimmen. Geschichte scheint hier mit besessener Ordentlichkeit registriert, zu den Akten gegeben und zugleich stillgestellt. Eine melancholisch stimmende Lektüre fürwahr. Und doch eine notwendige Abwehr gegen die Bereitschaft zu vergessen.

JOCHEN HIEBER

„Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 / International Biographical Dictionary of Central Europe Émigrés 1933—1945".

Band 1: „Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben". Leitung und Bearbeitung: Werner Röder und Herbert A. Strauss. 1980, 875 S., geb., 298,— DM.

Volume II: „The Arts, Sciences and Literature". General Editors: Herbert A. Strauss und Werner Röder. 1983, 1361 S., geb., 448,— DM.

Band III: „Gesamtregister/Index". Unter der Leitung von Werner Röder. 1983, 281 S., geb., 198,— DM; Gesamtausgabe 3 Bde. zus. 820,— DM.

Alle Bände im K. G. Saur Verlag, München/New York/London/Paris.

Geburtstagsschrift für Max Brod

Ein Porträt in Skizzen und Streiflichtern

Als erste deutsche Gabe zum hundertsten Geburtstag (vgl. F.A.Z. vom 24. Mai 1984) liegt nun Bernd W. Wesslings Max-Brod-Porträt als Taschenbuch vor, nach 15 Jahren neu aufgelegt, aber ohne Modifikationen und Zusätze und von unberechtigter Herablassung gegen die Versuche anderer, Brods Werk ordnend zu prüfen (einschließlich der verdienstvollen Monographie von Margarita Pazi).

Wesslings Geburtstagsschrift verfährt nicht so sehr biographisch als skizzierend, in Streiflichtern und Interviews. Es ist der Denker und Religionsphilosoph, der deutlicher wird als der Lyriker und Romancier.

Die wiederkehrenden Motive seiner Spekulation sind mit Klarheit dargestellt; die unverlierbare Verbindung des Gottesglaubens mit dem notwendigen Aktivismus des Menschen, der sich an der Schöpfung mitzuarbeiten verpflichtet fühlt; die Unterscheidung zwischen „edlem Unglück" (die Kleinheit vor Gottes Walten) und dem „unedlen" (das Historische und Physiologische der Existenz); Brods Vertrauen in die Möglichkeit, die „Kausalkette zu durchbrechen", also die in sich zerfleischte Welt, und einen Augenblick der Gnade, der Liebe und des Schöpferischen zu erleben.

Wessling verfällt leider gelegentlich in einen schwärmenden Legendenton, der den nüchternen Leser irritiert; und es wäre, auch in literarischen Dingen, nützlicher gewesen, die Bemerkung Alma Mahler-Werfels, der „Prager Kreis" sei eigentlich eine liebenswürdige Fiktion, nicht ganz in den Wind zu schlagen und Brod rasch zu einem „Praeceptor des Prager Kreises" zu befördern. Die Freundesgruppen in den vielen Prager Kaffeehäusern, im „Arco", „Union", „Slavia", „Louvre" und später „Palace", die Wagnerfans und Verdianer, die Dekadenten, Zionisten, Empfindsamen, Anarchisten, Flaneure und Marxisten sind ja nicht ohne Gewalt in einem einzigen Kreise, selbst metaphorischer Art, unterzubringen.

PETER DEMETZ

Berndt W. Wessling: „Max Brod. Ein Porträt zum 100. Geburtstag". Bleicher Verlag, Gerlingen 1984. 140 S., br., 12,80 DM.

Zentrum für Antisemitismusforschung

Krisenzeichen, die nicht erkannt wurden

Die biographischen Daten seines Direktors lesen sich wie ein Leitmotiv für die Aufgaben des „Zentrums für Antisemitismusforschung" an der Technischen Universität in Berlin. Herbert Arthur Strauss, 1918 in Würzburg als Sohn eines jüdischen Werkzeugmaschinenhändlers geboren, der im Oktober 1938 wegen „widerspenstigen Verhaltens" denunziert und einige Jahre später in Treblinka ermordet wurde, mußte in Berlin, durch den Judenstern gekennzeichnet, Straßen fegen, schaffte es aber 1942 doch noch, sein Abitur zu machen. Davor war er einer der letzten Schüler der von Leo Baeck geleiteten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" in Berlin, wo er zum Rabbiner und Religionslehrer ausgebildet wurde.

Nach neun Monaten im Berliner Untergrund, in denen er seine spätere Frau kennenlernte und von der Gestapo gesucht wurde, gelang Strauss im Juni 1943 die Flucht in die Schweiz. Drei Jahre später promovierte er in europäischer Geschichte an der Universität Bern; während des Studiums kümmerte er sich um jüdische Flüchtlinge. Die Schwester von Strauss hatte eine neue Heimat in einem israelischen Kibbuz gefunden; er selbst emigrierte in die Vereinigten Staaten. In New York machte Strauss als Historiker eine Universitätslaufbahn. Im Jahre 1972 wurde er Mitbegründer und Forschungsdirektor der „Research Foundation for Jewish Immigration" in New York, eines Universitätsinstituts, das inzwischen ein Handbuch der deutschsprachigen jüdischen Emigration nach 1933 herausgegeben hat, in der rund 8000 Biographien verzeichnet sind. Daneben engagierte sich der inzwischen Eingebürgerte in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung.

Im Jahre 1982 wurde Strauss vom Berliner Kultursenator mit dem Aufbau eines damals in seiner Art einmaligen Zentrums für Antisemitismusforschung (Anfang Juni 1985 wurde an der Hebräischen Universität in Jerusalem eine ähnliche Institution gegründet) beauftragt, das vier Jahre vorher vom damaligen Bürgermeister Stobbe, dem seinerzeitigen Präsidenten der Technischen Universität, Berger, und dem Vorsitzenden der Berliner Jüdischen Gemeinde, Galinski, angeregt worden war. Eine Welle antisemitischer Vorfälle in Berliner Schulen Ende der siebziger Jahre hatte sie aufgeschreckt. Das Zentrum wurde dem Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften der Technischen Universität auch deshalb zugeordnet, weil dort bereits ein Fachmann für die Erforschung des Antisemitismus des 19. Jahrhunderts, der Historiker Professor Reinhard Rürup, tätig war. Mitarbeiter des Zentrums sind der Ansicht, daß wohl nur die „offene Stadt" Berlin für eine solche Institution in Frage gekommen sei.

In seiner Antrittsvorlesung am 9. November 1982, dem Jahrestag der „Reichskristallnacht", nannte Strauss die Gründung des Zentrums „eine außerordentliche wissenschaftliche und kulturpolitische Tat", die das Ende einer Epoche bezeichne. Zwar hatte der Professor, angesprochen auf den Neonazismus in der Bundesrepublik, in einem Interview erklärt: „Für uns (Juden) ist die Bundesrepublik heute kein Problem, das mehr Aufmerksamkeit verdient als die (Aufmerksamkeit) der Deutschen selbst." Dennoch, so führte er in der Vorlesung aus, bestehe die „uralte Plage der Gruppenvorurteile und Gruppenspannungen, der Stereotypen und der Aggression, bis hin zum Terror" weiter; die Behauptung einer Kollektivschuld sei „eine jener vielen archaischen Irrationalismen", die auch das Schicksal des jüdischen Volkes unheilvoll beeinflußt hätten.

Professor Strauss will Geschichte als „Gegenwartserhellung", als „Kollektivverantwortung" verstanden wissen; eine seiner wichtigsten Thesen in der Antrittsvorlesung war, daß dem Antisemitismus als Anzeichen einer Krise eine Alarmfunktion zukomme, die aber während des Nazi-Regimes versagt habe. Der extreme Antisemitismus, den der 9. November 1938, das „erste gesamtdeutsche Pogrom seit dem 14. Jahrhundert", bewiesen habe, sei kein Zufall der deutschen Geschichte, aber auch nicht zwangsläufig gewesen. Der moderne Antisemitismus des Westens wurzele „in der Religion der westlichen Welt"; das christliche Bild von Juden und Judentum sei bis heute von „zutiefst irrationalen Vorstellungen" bestimmt. Dennoch sei der moderne Antisemitismus über Rassismus und Sozialdarwinismus gerade in nicht- oder antichristlichen Utopiebildungen wirksam geworden. „Der Nationalsozialismus (hätte) nicht so schnell Bildungsbürgertum und Kirchen neutralisiert oder zur Mitarbeit an der Politik des Dritten Reiches gebracht, wenn der Boden dafür nicht durch die alte antijüdische Tradition des Christentums und seiner säkularen Ausformungen vorbereitet gewesen wäre."

Das Zentrum für Antisemitismusforschung soll nach dem Auftrag der Technischen Universität Entstehung und Ursachen des modernen Antisemitismus untersuchen, also die Formen und Spielarten des Antisemitismus, die vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts an bis in die Gegenwart wirksam gewesen sind. Professor Strauss sagte in seiner Antrittsvorlesung, das Zentrum müsse einmal durch theoretische und wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten die Grundlagenforschung über den Antisemitismus, die auf dem Stand der fünfziger Jahre stehengeblieben sei, wieder aufnehmen; dies könne auch zum Verständnis der Gastarbeiterproblematik beitragen. Zum anderen möchte Strauss gemeinsame Bemühungen der Sozialtheorie und der empirischen Sozialwissenschaften in Form einer interdisziplinären Forschung nach dem Vorbild seiner amerikanischen Erfahrungen erreichen.

In zwei Forschungsprojekten des Zentrums, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Volkswagenstiftung, werden die Ideen von Strauss derzeit in die Wirklichkeit umgesetzt. An dem Thema: „Das Judenbild in der deutschen Gesellschaft des Vormärz" arbeiten ein Kunsthistoriker (die Darstellung des Juden im Bild), eine Literaturwissenschaftlerin (subliterarische Schriften), ein Religionssoziologe (religiöse Bräuche) und ein Volkskundler (Bräuche, Witz). Der wissenschaftliche Mitarbeiter des Zentrums, Norbert Kampe, erläutert die Arbeitshypothese so: Um die Judenemanzipation wäre es schlecht bestellt gewesen, hätte es damals eine Volksbefragung über sie gegeben.

Das andere Projekt, „Wirkungsgeschichte der Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933—1945 in ihrem sozial- und lehrwissenschaftshistorischen Bedingungszusammenhang", soll den Wissenschaftstransfer durch die Emigration (nicht nur jüdischer) Forscher nach 1933 behandeln. Vor allem Psychologie, Soziologie und Politikwissenschaften wurden durch diese Immigranten in die Vereinigten Staaten, in die Türkei und nach Israel stark beeinflußt. An dem Projekt arbeiten sechs Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, darunter zwei Mitarbeiter in der Türkei und Israel.

Das Zentrum veranstaltet jährlich „Lerntage", auf denen in- und ausländische Referenten miteinander und mit interessierten Bürgern diskutieren. Im Jahre 1983 war das Thema: „Der Antisemitismus und dessen Abwehr"; „Der Holocaust in der politischen Kultur der Gegenwart" wurde im Vorjahr behandelt, unter anderen von Referenten aus der Sowjetunion und aus Polen. Die Referate werden in einer Schriftenreihe veröffentlicht. Hinzu kam im Jahr 1984 eine Ringvorlesung über „Das Bild des Juden in der Literatur", die als Taschenbuch erscheinen soll. Das Thema der Ringvorlesung im Sommer dieses Jahres ist „Der Holocaust im Licht der Wissenschaften".

Geplant werden im Zentrum wissenschaftliche Projekte über die Haltung der deutschen Bürokratie während der jüdischen Auswanderung nach 1933, ein internationaler Vergleich antisemitischer Bewegungen, die jüdische Immigration während der Nazizeit in den Vereinigten Staaten und Direktbefragungen von jüdischen Überlebenden des Holocaust über die Umstände ihrer Verfolgung und Rettung sowie über den jüdischen Widerstand im Dritten Reich; in Berlin sollen mehrere tausend Juden im Untergrund überlebt haben.

Im Wintersemester 1984/85 besuchten rund fünfzig Studenten verschiedener Fachrichtungen eine vom Zentrum veranstaltete Vorlesung. Angeboten wurden außerdem ein Seminar und Übungen, für die sich jeweils zehn bis zwanzig Studenten einschrieben. Die Vorlesung des Zentrums wird möglichst als „Überblicksvorlesung", interdisziplinär, gehalten; denn Professor Strauss lehnt es ab, jüdische Geschichte aus größeren historischen Zusammenhängen herauszulösen. Seit dem Sommersemester dieses Jahres wird im Zentrum auch über sozialpsychologische Vorurteilsforschung gelesen. Für Studenten steht ein Stipendienprogramm zur Verfügung, das Volontärarbeit in amerikanischen Bürgerrechtsorganisationen und Studien an der City University of New York, wo Strauss zuvor lehrte, sowie an der Hebräischen Universität in Jerusalem anbietet. Kontakte gibt es zur Ausländerbeauftragten des Berliner Senats; man möchte herausfinden, ob Erfahrungen, die Studenten in Amerika sammeln, in Berlin für eine positive „Imagepflege" von ausländischen Gruppen ausgewertet werden können.

Angestrebt werden für das Zentrum zwei ständige Professoren und eine Gastprofessur; zwei wissenschaftliche Mitarbeiter und eine Diplombibliothekarin wurden bereits eingestellt. In der erwähnten Drittmittel-Forschung sind zusätzlich noch einmal neun Mitarbeiter beschäftigt. Strauss wurde 1982 für vier Jahre als Direktor verpflichtet. Dem Zentrum gelang es 1983, die in Europa einzigartige Sammlung des Wiener Antiquars Löcker zu erwerben. Die Sammlung umfaßt 3500 Titel europäischen antisemitischen Schrifttums, das inzwischen durch einige hundert neuere Titel erweitert wurde. Vom Leo-Baeck-Institut in New York werden auf Mikrofilm vor allem deutsche jüdische Zeitschriften der letzten hundert Jahre bezogen.

KNUT BARREY

Martin Schmidt und Günther Esser vom Zentralinstitut für seelische Gesundheit (ZI) in Mannheim haben den Hermann-Simon-Preis erhalten. Der von einem Münchner Pharmaunternehmen gestiftete und mit 20 000 Mark dotierte Preis wird alljährlich für hervorragende wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Sozialpsychiatrie vergeben. Schmidt, Direktor der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik des ZI, und Esser erhielten die Auszeichnung für eine Untersuchung über die psychischen Leiden achtjähriger Kinder. dpa

Mehr als ein Vorurteil

Ein Sammelwerk zum Thema des Antisemitismus

Eine Flut von Literatur zum Thema Antisemitismus macht es gegenwärtig immer schwieriger, sich unter den Publikationen zurechtzufinden. Es scheint an der Zeit, ein Resümee zu ziehen, auf welchem Stand der Erkenntnis wir uns befinden. Herbert A. Strauss, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin, und sein Mitarbeiter Norbert Kampe unternehmen einen solchen Versuch in einem Sammelband über „Antisemitismus", der auf eine Ringvorlesung in Berlin aus dem Jahre 1982 zurückgeht.

Die Herausgeber versuchen dabei, den Antisemitismus nicht als isoliertes Phänomen darzustellen. Denn gerade die Abhängigkeit antisemitischer Vorstellungen und Taten von ihrem jeweiligen geschichtlich-gesellschaftlichen Hintergrund erschwert ihre Erkenntnis. Dieser wichtigen sozialwissenschaftlichen Einsicht wird nahezu in allen Beiträgen Rechnung getragen. Der Band beginnt mit dem 11. und 12. Jahrhundert, einer Periode der religiös begründeten Judenfeindschaft, die das Modell lieferte, die Judenfeindschaft als Verhältnis von Juden und Christen zu beschreiben. Es ist außerordentlich wichtig, den Zusammenhang zwischen mittelalterlicher Judenfeindschaft und modernem Antisemitismus nicht aus den Augen zu verlieren; aber dennoch scheint es fragwürdig, wenn man die heutigen Beziehungen in Europa noch immer als die zwischen Juden und Christen charakterisiert. Die Epoche der Säkularisierung kann nicht einfach unter den Teppich der Kontinuität gekehrt werden.

Mit historisch notwendigen Aufräumarbeiten beschäftigt sich der Beitrag Wolfgang Fritz Haugs. Zunächst erfahren die allzu schnell zurechtgemachten Kolportagen über den angeblichen Antisemitismus von Karl Marx eine gründliche Zurechtweisung. Mit Recht kritisiert Haug die zum Teil ökonomistisch verzerrten Ansätze marxistischer Antisemitismusanalysen. Besonders — das wird auch im Vorwort von Strauss und Kampe kritisiert — hat der traditionelle Marxismus den manipulativen Charakter des Antisemitismus gewaltig überinterpretiert.

Die Auseinandersetzung mit Horkheimer und Adorno vermißt man in diesem Antisemitismus-Band. In einer etwas eigenartigen Bemerkung heißt es in der „Einleitung", daß der Zusammenhang von autoritärer Persönlichkeit und antisemitischer Einstellung „nicht vollständig bewiesen" worden sei. Man fragt sich, wie denn das geschehen solle? Was ist ein vollständiger Beweis sozialwissenschaftlicher Wahrheit? Auch die formalisierten Erkenntnismodelle von Vorurteilen, die Strauss und Kampe vorstellen, überzeugen nicht wirklich. Kommt es doch gerade bei der Erzeugung von Vorurteilen auf die Reflexion des Verhältnisses von Wirklichkeit und Wahrnehmung an.

Der Band teilt nicht den naiven Optimismus, der Antisemitismus wäre durch rationale Aufklärung einfach aus der Welt zu schaffen. Der Beitrag von Arnold Paucker „Die Abwehr des Antisemitismus in den Jahren 1893—1933" konfrontiert einen mit der deprimierenden Tatsache, wie hilflos eine antiantisemitische Aufklärung gegenüber den Gewalten bleibt, zu denen der Antisemitismus gehört. Ausgesprochen beunruhigend wirkt gerade die Schlußfolgerung von Strauss und Kampe, daß die „Verbreitung des Antisemitismus im Zustand der Latenz" das Hauptproblem von heute darstelle.

Der abschließende Aufsatz von Klaus-Henning Rosen über „Vorurteile im Verborgenen" folgt gerade dieser Erkenntnis. Doch am Ende stellt sich die Frage, ob die Konzeption der Vorurteilsforschung überhaupt ausreicht, um den Zusammenhang von Antisemitismus und Gesellschaftsstruktur zu durchschauen; ob man sich gar mit dem pauschalen Titel „Antisemitismus" nicht doch etwas übernommen hat. Denn alle Beiträge beziehen sich bis auf die Aufsätze von Strauss über „Juden und Judenfeindschaft in der frühen Neuzeit" und „Der Holocaust, Reflexionen über die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung" auf Antisemitismus und Juden in Deutschand. Wie sie aber zeigen, läßt sich die nationalsozialistische Vernichtungstat nicht allein als Endpunkt deutsch-jüdischer Geschichte fixieren. Mit der Frage nach den Schuldigen von damals steht und fällt die Frage nach verantwortlichem Denken und Handeln heute. Das Verhältnis von aktiv Beteiligten und passiver Unterstützung des Tötens wirkt als Erbe auch auf die Nachgeborenen. Adorno sprach von einem neuen kategorischen Imperativ, sein Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe. Um diesem Imperativ zu folgen, bedarf es aber des Wissens, was Auschwitz ermöglichte und was Auschwitz war. Das Buch „Antisemitismus" von Strauss und Kampe hilft hier weiter. Wer es gelesen hat, wird mehr wissen wollen.

DETLEV CLAUSSEN

Herbert A. Strauss, Norbert Kampe (Hrsg.): *„Antisemitismus"*. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust. Campus Verlag, Frankfurt am Main 1985. 288 S., kt., 24,— DM.

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Hochbegabte fördern?

Fk. Die schulische Förderung von hochbegabten Kindern ist in diesem Lande seit je ein heikles Thema. Nahezu jeder Kultusminister rechnet es sich zur Ehre an, Förderungseinrichtungen für Lernbehinderte zu schaffen (und darin wird ihm niemand widersprechen). Aber er hat zugleich ein Dutzend Gegengründe parat, warum es nicht ratsam sei, zugleich auch den umgekehrten Weg zu gehen und Hochbegabte besonders zu fördern. Auch in den Ausführungen der Bonner Bildungsministerin Willms auf dem Hamburger Kongreß über das begabte Kind spiegelt sich diese Einstellung wider. Breitenausbildung für alle bleibe die zentrale bildungspolitische Aufgabe, sagte sie. In der Förderung von Hochbegabten sehe die Bundesregierung nur eine zusätzliche, ergänzende „Zukunftsaufgabe". NichtsAktuelles also, nichts, was auf den Nägeln brennen könnte angesichts der auf Mittelmaß und intellektuellen Heckenschnitt angelegten sozialdemokratischen Schul- und Hochschulpolitik. Das Christliche Jugenddorfwerk betreibt in Braunschweig seit Jahren mit Beharrlichkeit und Erfolg ein Begabten-Förderungssystem an einem seiner Gymnasien. Sympathien der Schulbehörden haben dieses Werk nie begleitet, heute genausowenig wie gestern. Ein Beitrag zum Thema „Wende".

Bonner Dramolett

Ho. BONN, 6. August

Die schrecklich-schöne Zeit der Bonner Sommerpause bringt Skandale hervor, die bei näherer Betrachtung keine sind. Ein solches Dramolett scheint die Nachricht aus dem Bonner Postministerium zu sein, daß Minister Schwarz-Schilling auf Wunsch einiger Länder die technischen Möglichkeiten prüfen lasse, auf lokaler Ebene schwache Sender zu installieren, die private Fernsehprogramme nicht per Kabel, sondern über den Äther verbreiten sollen. Nun weiß fast jedes Schulkind, daß im dichten Mediennetz der Bundesrepublik kaum Lücken für zusätzliche Frequenzen für derartige Sender vorhanden sind. Dennoch bleiben Fragen offen. Warum will Schwarz-Schilling prüfen, wenn die technischen Möglichkeiten für die Wünsche der Länder eng begrenzt sind? Ein „Zwischenergebnis" liegt jedenfalls schon vor, und dies läßt das Endergebnis bereits ahnen: an der Ver- [illegible] wohl kaum ein[illegible] Stadt

„Ko[illegible]

Ein[illegible]

WARSCHAU, im August

Es wird immer schwerer, Leute zu finden, die Flugblätter drucken und verteilen wollen. Manche lähmt Furcht, die meisten nur Erfolglosigkeit. Das Risiko ist größer als der Gewinn. Früher war Anerkennung einziger Lohn. Jetzt wollen manche Drucker und Verteiler sogar Geld sehen. Eine der besten regelmäßig erscheinenden Untergrund-Publikationen, der „Tygodnik Wojenny", hat ihr Erscheinen eingestellt. Solange noch aktuelle Informationen aus dem gesamten Land vorlagen, lohnte sich die Lektüre. Dann ließ die Begeisterung nach. Das Blatt konnte nicht mehr präzise informieren. Zwar gibt es weiterhin allenthalben Bürgerrechtsverletzungen. Aber die erregen kein Aufsehen mehr. Das Netz der Informanten ist dünner geworden. Die Publikationen müßten aber qualitativ immer besser werden, um ihre Leser zu halten. Auch in den früher so kämpferischen Zirkeln der „Solidarität" macht sich Apathie breit. Man ist der Gefahren illegalen Lebens müde. Die programmatische Diskussion, die stets weniger von den Machern im Untergrund geprägt wurde als von den Ratgebern am Rande, ist ins Stocken geraten. Meinungsvielfalt hemmt, und nichts drängt. Man hat sich auf eine lange Zeit der innenpolitischen Bewegungslosigkeit eingerichtet.

Genau fünf Jahre nach der Gründung der „Solidarität" ist das ein trauriges Bild. Die Struktur der einmal Polen prägenden Bewegung hat Mühe zu überleben. Nicht nur das Kriegsrecht und verhärtete Strafbestimmungen haben dazu geführt. Die „Solidarität" kann nur so stark sein, wie die Gesellschaft politisch aktiv ist. Das ist sie in diesen Monaten gerade nicht. Stumpfe Teilnahmslosigkeit kennzeichnet die polnischen Bürger. Es sind ja nicht nur die strahlenden Monate der Bewegung in Erinnerung geblieben. Genauso deutlich bleiben die Tage gegenwärtig, wo plötzlich — und ganz offensichtlich, um politischen Druck auszuüben — in den Läden kaum mehr als Essig zu kaufen war. Der Staat bestrafte Unbotmäßigkeit mit Fleischentzug. Derzeit hat die Versorgung ein Maß erreicht, mit dem man sich abfinden kann. Alles ist teuer, aber irgendwie kommt man dran. Die polnische Gesellschaft ist auch deshalb still. Manche fühlen sich an den ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag der ersten Gierek-Jahre erinnert: Geben die oben uns genügend Fleisch, dann lassen wir die auch ihre Politik betreiben. Aber so gut und billig wie in

den
nich
W
tät"
also
von
Die
bei
Wah
noc
nal
jet
sei
je
m
P
V

Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung:

Exil und Exilliteratur

Als der Journalist Jürgen Serke im Jahre 1977 sein Buch *Die verbrannten Dichter* herausgab, waren die Medien voll des Lobes. *Die Zeit* nannte den Band ein "Wiederentdeckungsbuch", das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt* formulierte "Ein Memento zur rechten Zeit", in der *Frankfurter Rundschau* hiess es, die Erforschung des Exils, der Flucht des Geistes vor Hitler, stehe trotz der Arbeit Serkes "erst am Anfang", die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* dankte Serke für sein Buch, "das Partei nimmt für Autoren, die von einer schnellimbissbesessenen Gesellschaft kaum beachtet, vergessen oder richtiger: verdrängt worden sind", die *Neue Zürcher Zeitung* bescheinigte dem Journalisten, "das Interesse und die Erinnerung an diese Schriftsteller und ihre Schicksale wieder zu erwecken", der *Aufbau* nannte Jürgen Serkes Werk "ein würdiges Denkmal für jene Schriftsteller und Dichter, deren Werke vor 45 Jahren der Bücherverbrennung zum Opfer fielen".

Sechs Jahre nach Serke, nämlich 1983, erschien der dritte Band des *Biographischen Handbuches der deutschsprachigen Emigration nach 1933* mit den Namen und Daten von etwa 8.700 Emigranten aus vielen Lebensbereichen: Politiker, Juristen, Schriftsteller, Journalisten, Architekten, Musiker. Das Handbuch ist mittlerweile zu einem Standardwerk geworden, obwohl es lückenhaft ist, lückenhaft sein muss. Das Exil ist nämlich auch heute, 41 Jahre nach der Befreiung, keineswegs erforscht. Deshalb war es seitens der Friedrich-Ebert-Stiftung verdienstvoll, in ihre Schule in Bergneustadt nahe Köln zum Thema "Exil und Exilliteratur" einzuladen. Zwei Tage lang gab es vom 6. bis zum 8. Juni Vorträge von Experten für Laien und Fachleute. Zwar wurde nicht nur das Exil während der Naziherrschaft behandelt, sondern auch die Flucht oder Ausbürgerung von Schriftstellern aus der DDR oder der CSSR heute. Der Schwerpunkt lag aber eindeutig auf der Nazizeit, was bewies, dass hier einerseits grosses Interesse besteht, andererseits vieles unerforscht ist.

In dem erwähnten Handbuch wird in unterschiedlicher Vollständigkeit das Leben von 8.700 Hitlerflüchtlingen nachgezeichnet. Tatsächlich haben aber mindestens 25.000 Deutsche aus politischen, rassischen oder anderen Gründen von 1933 an ihre Heimat Deutschland verlassen müssen, und nur wenige sind zurückgekehrt.

Peter Mertz vom Österreichischen Rundfunk aus Wien, ein Fachmann in der Exilforschung, nannte die wichtigsten Gründe. Viele Intellektuelle hatten sich den Hitlergegnern zur Verfügung gestellt, um bei der Befreiung der Heimat zu helfen. Als sie 1945 zurückkehrten, trugen sie die Uniformen der Sieger. Etwa Alfred Döblin, Stefan Heym, Hans Habe, Oskar Maria Graf, Golo Mann. Die Bevölkerung sah in ihnen aber nicht die Befreier, sondern die Besatzer, mochte mit ihnen nichts zu tun haben. "Man wollte sie alle nicht", formulierte Mertz und beschrieb damit einen Zustand, der auch für die meisten deutschen Politiker zutraf.

Unbequeme Emigranten

Emigranten sieht man in Deutschland nicht gern, damals nicht und heute nicht. Als 1951 die Bevölkerung der Bundesrepublik in einer demoskopischen Umfrage sagen sollte, welche Zeit sie für die schlimmste in der jüngsten Vergangenheit halte, nannten 70 Prozent die Jahre zwischen 1945 und 1949, nicht die Nazizeit. Die Identität zwischen Hitler und der Mehrheit der Bevölkerung war eben am 8. Mai 1945 nicht zu Ende. Das bekamen die Emigranten zu spüren, was sich auch in der Politik auswirkte. Kein Bundespräsident und kein Bundeskanzler hat jemals Hitlerflüchtlinge aufgefordert, nach Hause zu kommen. Auf der anderen Seite waren jene, die Hitler und seinem Regime bis zum Schluss treu gedient hatten, bald wieder in führender Position tätig. Das galt nicht nur für Leute wie Adenauers Staatssekretär Hans Globke, den Kommentator der Nürnberger "Rassengesetze", es galt ebenso für die Kunst. Gustav Gründgens war schnell Intendant in Hamburg, Hilpert in Göttingen, Müthel Schauspieldirektor in Frankfurt. Der Schriftsteller Hermann Kesten bemerkte dazu Anfang der fünfziger Jahre: "Die Verdienste um den Nationalsozialismus sind keineswegs eine Vorbedingung, um in der Bundesrepublik, in der DDR, in Österreich literarische Ehren zu erhalten. Sie sind aber auch kein Hindernis".

Zusätzlich erschwert wurde den Emigranten die Rückkehr durch die Teilung Deutschlands. Sie konnten nicht einfach sagen, wir fahren heim, sie mussten sich auch politisch entscheiden: DDR oder Bundesrepublik. Unter den Flüchtlingen gab es viele Linke. Sie wären lieber in die DDR gegangen, doch der Stalinismus schreckte sie ab. In die restaurative Bundesrepublik mochten sie aber auch nicht, und so blieben sie eben in ihrer neuen Heimat, der sie sich eng verbunden fühlten. Schliesslich waren sie dort aufgenommen worden.

Heute ist das Geschichte. Nur noch wenige Emigranten sind noch am Leben. Das kann aber kein Grund sein, dieses Kapitel deutscher Geschichte weiter zu vernachlässigen. Die Tagung in Bergneustadt hat der Forschung neue Anstösse vermittelt. Vieles spricht dafür, dass gerade Studenten sich dieses Themas intensiver denn je annehmen.

Ob eine solche Forschung auch staatlicher Förderung teilhaftig werden wird, steht freilich auf einem anderen Blatt. Die Rückkehrer, die von einem antifaschistischen neuen Deutschland träumten, sahen sich spätestens im Jahre 1955 schwer enttäuscht, als die Bundesrepublik Mitglied der NATO wurde. Peter Mertz verwies auf die Proteste gegen den Beitritt in das Militärbündnis durch Hans Henny Jahn, Günther Anders, Kurt Hiller, Thomas Mann, Oskar Maria Graf, Fritz von Unruh, Alfred Döblin und viele andere. Sie wurden vielerorts diffamiert, als Söldlinge Moskaus beschimpft. Es war eine vergiftete Zeit, die der Bundesrepublik nicht zum Ruhm gereicht und von vielen deshalb lieber vergessen und verdrängt wird. Aber gerade deshalb muss sie erforscht werden, deshalb sollte auch der Staat Forschungsmittel bereitstellen.

Exil damals und heute

Im anderen deutschen Staat, in der DDR, hat man bald nach der Staatsgründung damit angefangen, was kaum verwundern kann. Schliesslich standen dort an der Spitze des Staates drei Emigranten: Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl, Walter Ulbricht. Inzwischen ist der Abstand in der Forschung kleiner geworden. Im Westen ist eine neue Generation nachgewachsen, die vieles wissen will, was vorher lieber verschwiegen, verdrängt, unter den Teppich gekehrt wurde. Bei der Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung wurde das deutlich. So recherchiert derzeit eine junge Frau das deutsche Exil in Schanghai, andere kümmern sich um die USA. Allein in Schanghai sollen 20.000 deutsche Juden Zuflucht gefunden haben. Anregungen gab es genug, ob auch Geld zur Verfügung stehen wird, das muss sich erst noch zeigen.

Deutschland zur Zeit der Nazis — das war ein Land, das viele verlassen mussten. Die Bundesrepublik dagegen ist ein Staat, in dem immer mehr Intellektuelle Zuflucht suchen. Tomas Kosta war als Jude in Auschwitz. Nach der Befreiung kehrte er zurück nach Prag. Nach dem Ende des Prager Frühlings musste er fliehen, ging über die Schweiz in die Bundesrepublik, ist heute Geschäftsführer des Kölner Bund-Verlages. Gefragt, was sich innenpolitisch seit damals in der Bundesrepublik gegenüber Exilanten geändert habe, antwortete er, damals sei den Flüchtlingen eine Welle der Sympathie entgegengebracht worden. Arbeitslose habe es nicht gegeben. Heute könne von Sympathie nicht mehr die Rede sein, wobei sich am schlimmsten das Arbeitsverbot auswirke. Oft würden die Emigranten gar gefragt, warum sie überhaupt kämen, sie seien doch nicht an Leib und Leben gefährdet. Wer so frage, begreife nicht, was geistige Unfreiheit, Zensur, Staatskontrolle bedeutet.

Alles in allem scheint die Bundesrepublik zu keiner Zeit Flüchtlingen gegenüber gezeigt zu haben, dass die Erfahrungen der Nazizeit sie zu einer anderen Haltung verpflichtet. Das gilt vielleicht weniger für den Bürger, die Bürgerin, wohl aber für die Repräsentanten. Fremdenfeindlichkeit lautet das Stichwort. Und die nimmt zu — zu Lasten der Exilanten, der Flüchtlinge.

Verschiedene Auffassungen gab es zur Frage nach den Unterschieden zwischen Hitlerflüchtlingen und dem Exil von heute. Eine Auffassung lautete, die Hitlerflüchtlinge hätten nur das Ende des Krieges abzuwarten brauchen, um wieder nach Hause zurückkehren zu können. Flüchtlinge heute seien demgegenüber dazu verurteilt, ihr Exil als endgültig zu betrachten, weil innenpolitische Veränderungen in ihrer Heimat nicht zu erwarten seien. Das löste Widerspruch aus. Wer, so wurde zu Recht gefragt, habe bis zum Sommer 1944, der Landung der Westalliierten in der Normandie, wissen können, ob Hitler den Krieg nicht vielleicht doch noch gewinnen werde. Für die Flüchtlinge habe sich das Exil damals gleichfalls als endgültig dargestellt.

Dem Leser mag aufgefallen sein, dass bisher nur Männer im Exil bei Namen genannt worden sind. Dies spiegelt den Verlauf der Tagung in Bergneustadt wider, wo ausser Anna Seghers keine Frau erwähnt wurde, die vor Hitler fliehen musste. Nicht Else Lasker-Schüler, Claire Goll, Irmgard Keun, Vera Lachmann, Margarete Kollisch, Gertrude Urzidil. Die Organisatoren der Tagung haben inzwischen allerdings darüber nachgedacht, ob ein Seminar dem Exil der Frauen gewidmet werden soll.

Am Rande der Tagung sagte mir ein Forscher, der sich vor allem mit dem deutschen Exil in Italien beschäftigt hat, dort hätten deutsche Intellektuelle nur deshalb arbeiten könen, weil ihre Frauen mit Putzen das nötige Geld verdienten. Das gilt gewiss nicht nur für Italien. Die Rolle der Frau im amerikanischen Exil hat vor einiger Zeit die Publizistin Gabriele Kreis (*Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit*) untersucht; ihr Buch ist zum gleichen Ergebnis gelangt.

Heiner Lichtenstein

DIE EMIGRANTEN SCHLAGEN ZURÜCK: Zu den zahllosen Aktionen der ins Exil gezwungenen Intellektuellen und Künstler gehörte auch dieser Verkauf von Manuskripten und Kunstwerken zur Unterstützung der amerikanischen Kriegsführung. Das Schild der New Yorker Auktion (links im Bild der Operettenkomponist Robert Stolz, rechts der damalige *Aufbau*-Chefredakteur Manfred George) lautet: "Refugees, back the Attack! Part of the collection of original manuscripts und art works contributed by noted European authors, artists and others who have found freedom in America — to be used to promote the sale of War Bonds".

AUFBAU
AUFTRAG FÜR JAHRESABONNEMENT
Amerikas einzige deutschjüdische Zeitschrift

USA $38.00 (½ Jahr $30.00)
Europa und Israel (Luft) $45.00
Kanada und Mittelamerika $42.00
Südamerika (Schiff) $42.00
(Luft) $98.00
Übriges Ausland $60.00

Alle Abonnements zahlbar in US-Dollar an eine US-Bank

Name _____
Anschrift _____
_____
_____

Anbei mein Scheck ☐

AUFBAU
Circulation Dept.
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023

Lufthansa German Airlines
NACH EUROPA UND ISRAEL

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
Orthopädische Vorschriften striktest in unserem Geschäft befolgt: "Ihr Doktor weiss es!"

Joseph's
Absolut passende Schuhe
Gegr. 1921

CUSTOM MOLDED SHOES
also custom molded supports
Sämtliche orthopädische Vorrichtungen für Erwachsene und Kinder
Schuhwerk– auch für die schwierigsten Fälle
WIDTHS AAA EEEEEE auf Lager
Einlagen—Gummistrümpfe, etc.
719 West 181 Street, N.Y.C. 10033

Die Juden — Subjekte oder nur Objekte der Geschichtsschreibung?

Von Ernst G. Lowenthal

Wie bereits mitgeteilt, hat unser langjähriger Berliner Mitarbeiter Prof. Dr. Ernst G. Lowenthal von der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen, zusammen mit Dr. Christoph Albrecht, den Dr. Leopold-Lucas-Preis erhalten. Aus diesem Anlass hielt er unter obigem Titel einen Vortrag, dem wir die folgenden Auszüge entnehmen.

Mein Thema befasst sich mit der Problematik, die sich aus der Tendenz bei der Darstellung des deutsch-jüdischen Verhältnisses in diesen Jahrzehnten ergibt. Wenn ich dabei weniger auf wissenschaftliche Publikationen eingehe, dann liegt das daran, dass ihre Tendenz im allgemeinen zu Kritik wenig Anlass bietet. Aufgrund meiner Beobachtungen erschien es mir wichtiger, die Tendenz in der breiten nichtwissenschaftlichen und der populären Literatur sowie in den Medien, kurz, in einer grösseren Öffentlichkeit darzustellen.

Gefragt werden muss beispielsweise, ob das schreckliche Geschehen des Holocausts, in dem jüdische Menschen in unvorstellbarer Weise zu Objekten des Geschehens — und damit der Geschichtsschreibung — wurden, wirklich dazu führen darf, die Zeiten *vor* diesem Ereignis entweder zu vernachlässigen oder, wie dies nicht selten geschieht, totzuschweigen. Es scheint für nicht wenige Menschen heute nur schwer vorstellbar zu sein, dass Juden in fast allen Bereichen des deutschen politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens als aktiv Handelnde — eben als Subjekte des Geschehens — zu finden waren. Vielleicht kennt man noch die Namen einiger vielgerühmter Grössen jeglicher Provenienz, die einem einfallen, wenn von deutschen Juden die Rede ist, aber damit hat es dann schon sein Bewenden.

Deshalb geht es mir immer um weniger oder kaum bekannte Juden, die dennoch an ihrem Platz ihren Mann oder ihre Frau gestanden haben, und so bedeutet meine Arbeit in vielen Fällen eigentlich eine "Suche nach den unbekannten deutschen Juden", die deshalb auch zu "vergessenen deutschen Juden" wurden.

In der Epoche, die hier vor allem Gegenstand der Betrachtung sein soll, haben Juden in mannigfacher Weise zur allgemeinen Entwicklung beigetragen. Mir ist immer noch ein Wort von Ernst Simon im Ohr, diesem klugen Erziehungswissenschaftler, heute emeritierter Professor in Jerusalem, der sich wiederholt mit der Problematik der Emanzipation der Juden kritisch auseinandergesetzt hat. Er sagte einmal sinngemäss, die Juden hätten nach der Befreiung aus dem Getto oder dem Ende der blossen Duldung in nur wenigen Generationen vieles von dem rasch auf- und nachholen müssen, wofür Nichtjuden jahrhundertelang Zeit hatten. Dass aus einer solchen Entwicklung Spannungen mit der Umwelt entstanden seien, dürfe nicht verwundern.

Daran ist viel Richtiges, aber man sollte nicht übersehen, dass diese Spannungen nicht nur negative, z.B. antisemitische, Folgen zeitigten, sondern auch positive, indem durch und mit den jüdischen Emanzipationsbestrebungen auch andere emanzipatorische Strömungen beeinflusst und vorwärtsgetrieben wurden — die Emanzipation mit dem Kampf um das Wahlrecht der Frau und die freie Entfaltung und staatsbürgerliche Anerkennung der arbeitenden Klassen.

In ihrer unmittelbaren Umwelt waren auch Juden nicht selten das vorwärtsdrängende, das fortschrittliche Element, sie spielten für die Entwicklung ihres Berufes oder ihrer politischen oder religiösen Gemeinden eine wichtige Rolle. Desto unbegreiflicher erscheint, dass die Stellung und Bedeutung der Juden in der Periode vor der sog. Machtergreifung in der Nachkriegs-Gedenkliteratur häufig höchst stiefmütterlich behandelt werden. Ausnahmen bestätigen die Regel.

So hat das Land Baden-Württemberg und, in gewisser Weise, auch Tübingen vor einiger Zeit diese Aufgabe vorbildlich gelöst. Da wurde nicht nur das Endschicksal der Juden in ihren Gemeinden festzuhalten, sondern auch, nach Städten geordnet, die Zeit vor der Verfolgung, nämlich die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts nachzuzeichnen versucht.

Hingegen fehlt es namentlich in vielen deutschen Grossstädten, in denen einst blühende jüdische Gemeinden waren, noch an lückenlosen und modernen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Gesamtdarstellungen über die Geschichte ihrer jüdischen Mitbürger; ich nenne hier nur Berlin, Köln, München, Hamburg und Düsseldorf.

Zwar gibt es gewisse Ansätze, wie der in Hamburg 1965 erschienene Band, in dem, nach Deportationslisten der Jahre 1941 bis 1945 geordnet, die Lebensdaten von über 6000 jüdischen Opfern des Nationalsozialismus sorgfältig festgehalten wurden — aber: das ist nur eine notwendige und wichtige Vorarbeit für eine Geschichte der Hamburger Juden, jedoch nicht die Geschichte selbst.

Unterlassungssünden

In besonderem Maß ist sich Berlin seiner Verpflichtungen gegenüber den ehemaligen jüdischen Mitbürgern und ihrer Geschichte bewusst. Bestand doch in Berlin die grösste jüdische Gemeinde. Ich erwähne nur das aufwendige Besuchsprogramm des Senats und die jüdische Abteilung des stadthistorischen Berlin-Museums, aus der ein Jüdisches Museum entstehen soll. Die Historische Kommission hat in ihre Publikationen auch wichtige Einzelschriften zur Geschichte der Juden aufgenommen. Sie plant, für das Jahr 1987, in dem Berlin seinen 750. Geburtstag feiern kann, auch eine Geschichte seiner jüdischen Bevölkerung.

Als jedoch das Presse- und Informationsamt der Stadt Berlin 1971 eine Broschüre *300 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin* publizierte, wurden die Jahre, über die hier hauptsächlich gesprochen wird, in einen einzigen Satz "komprimiert": "Ihre grossen Jahre hatte die jüdische Gemeinde von etwa 1860 bis zum Unheilsjahr 1933", hiess es da.

Dies ist ein eklatantes Beispiel für das Weglassen einer bedeutungsvollen Epoche deutsch-jüdischen Lebens, aber leider nicht das einzige. Wenn z.B. die *Frankfurter Rundschau* vor einigen Jahren in einem "Abriss der Geschichte der Frankfurter Juden" nur etwa zehn von rund 200 Zeilen dem "imponierenden Aufstieg der jüdischen Frankfurter in den Jahrzehnten nach 1864" widmete, und wenn der gesamte Beitrag noch den Untertitel hatte: "Von früher Benachteiligung bis zu ihrer Ausrottung", dann geschieht dies, obgleich es in der Mainstadt die rührige *Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden* gibt, die nicht wenige grössere und kleinere Teilveröffentlichungen herausgebracht hat.

Hierher gehört auch ein Zitat aus einem 1984 erschienenen Katalog des Kölner Stadtmuseums zur Fotodokumentation *Juden in Köln*. Da konnte man in der Einleitung lesen, das "20. Jahrhundert ist durch die Abschnitte Zionismus und Antisemitismus dokumentiert". Und am Ende stand lapidar: "Was wir wissen, ist, dass hier eine traditionsreiche blühende Gemeinde von 20.000 Mitgliedern mit weit über die Stadt hinausreichenden Aktivitäten auf sozialem, pädagogischen, kulturellen Gebiet für immer ausgelöscht worden ist".

Im Katalog vertreten waren nur wenige Familien, fast wie "Dynastien" dargestellt, während Bilder und Berichte aus dem Bereich des kaufmännischen und akademischen jüdischen Bürgertums fehlten — wie auch Hinweise auf die, auch in Köln, grösste Gruppe der Juden, nämlich die politisch und religiös liberale. So entstand ein historisch unvollkommenes, ja schiefes Bild von der wirklichen Struktur der Kölner jüdischen Bevölkerung.

Da lobe ich mir den ebenso kurzen wie inhaltsreichen Abriss, von einem aus Köln stammenden, langjährigen Kibbuzbewohner verfasst: "Die Juden in Köln 1925-1933" in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums, *Germania Judaica*. Hier werden mit wohltuender Objektivität, bei allem persönlichen Engagement, die Situation und die Stimmung im Köln der unmittelbaren Vor-Nazizeit zutreffend und ohne Beschönigung eingefangen.

Lokalgeschichte

Lassen Sie mich etwas bei Publikationen verweilen, die in ihrer Thematik zumeist regional begrenzt sind, die aber — gerade weil sie sich beschränken — in ihrem Bereich einen nicht unwesentlichen Einfluss haben. Ich meine damit Veröffentlichungen, die aus einem bestimmten Anlass, z.B. einem Stadtjubiläum, entstehen und die dann auch ein Gedenken an die früheren jüdischen Bürger miteinschliessen. Herausgeber oder Förderer sind meist die Stadtverwaltungen, die Magistrate, die Kreise und, vor allem, die Stadtarchive oder ähnliche Einrichtungen: von Elmshorn im Norden bis Memmingen im Süden, und von Aachen im Westen bis Celle im Osten der Bundesrepublik.

Im Vordergrund und oft im Mittelpunkt des Interesses steht all das, was mit der sog. Endlösung zusammenhängt, das heisst, mit der brutalen Durchführung und den Folgen der Judenvertreibung und -vernichtung, wie sie sich seit 1938 vollzogen hat. Das liegt nicht nur am Interesse, das diesem schrecklichen Geschehen entgegengebracht wird, und nicht nur daran, dass hier eine besondere Chronistenpflicht obwaltet, sondern in den meisten Fällen auch daran, dass für die Schilderung der Verfolgungszeit die "Quellenlage" ungleich günstiger ist als für die Jahre davor. Für die Endzeit kann man verhältnismässig einfach auf antijüdische Bestimmungen und Maßnahmen zurückgreifen, z.T. liegen noch Deporationslisten vor. Aber eine Schilderung der Zeit davor erweist sich als schwierig.

"Aktenkundig", wie man in Archivkreisen zu sagen pflegt, waren die meisten jüdischen Bürger nicht als Juden — es sei denn, sie waren innerhalb ihrer Gemeinden oder jüdischen Organisationen tätig. "Aktenkundig", wenn überhaupt, wurden sie in ihren beruflichen und bürgerlichen Lebensbereichen, z.B. in den Akten von Industrie- und Handelskammern, von Gewerbevereinen und Handwerkerverbänden. Wer sich in seinen Forschungen nur mit "Judensachen" bezeichneten Archivakten beschäftigen will, wird nur wenig zutage fördern. Vielmehr bedarf es einer sorgfältigen Untersuchung beispielsweise der örtlichen oder regionalen Presse — auch Familien- und Geschäftsanzeigen sind eine hilfreiche Quelle.

Hier muss viel Detailarbeit geleistet werden, um das Bild einer jüdischen Gemeinschaft zu rekonstruieren, um die Juden als Nachbarn, Geschäftsfreunde oder Konkurrenten, als Ärzte, Kaufleute, eben als Bürger unter Bürgern ins Gedächtnis zu rufen. Gerade das Miteinander von Juden und Christen darf in diesen Schilderungen nicht fehlen. Auch eine Beschäftigung mit dem jüdischen Mäzenatentum und den Sozialstiftungen gehört hierher; zeigten sie doch den Bürgersinn wohlhabender Juden.

Als erfreuliches Positivum ist in diesem Zusammenhang zu vermerken, dass neuerdings in kleineren Orten mit ehemals verhältnismässig beträchtlicher jüdischer Einwohnerschaft, und zwar auf Anregung und unter Anleitung von Junglehrern oder jüngeren Geistlichen aus dem Kreis der christlich-jüdischen Zusammenarbeitsbewegung, Umfragen und Nachforschungen, fast Enquêten zu nennen, über das Schicksal ehemaliger jüdischer Bürger durch Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen durchgeführt werden.

Als Beispiele nenne ich Aurich, Schwetzingen, Krefeld und Usingen. Hier geschieht das, was für ein Begreifen der Geschichte notwendig ist: aus Opfern werden Persönlichkeiten, Zahlen gewinnen Leben. Solche Untersuchungen sind oft schwierig und langwierig. Denn die Mauer des Schweigens, die nach dem Krieg gerade in kleineren Orten aus Angst, auch aus Scham über das Geschehen errichtet wurde, ist schwer abzutragen. Und auch nicht alle emigrierten Juden finden sich ohne weiteres bereit, ihre Erlebnisse wiederzugeben.

Sogar die relativ wenigen, von Juden ausserhalb Deutschlands verfassten Darstellungen aus dem örtlichen und regionalen Bereich leiden oft unter einem deutlichen Mangel an innerjüdischer Objektivität. Damit ist die häufige Überbetonung zahlenmässig kleiner, z.B. streng orthodoxer oder ostjüdischer Gruppen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft gemeint, bei gleichzeitiger Unterschätzung oder sogar Auslassung der wirtschaftlich und auch gemeindepolitisch wichtigen Gruppen. Der nichtjüdische Leser muss daher ein schiefes Bild von der Struktur der früheren jüdischen Gemeinschaft gewinnen.

Friedhöfe und Grabstätten

Soviel zu Stadt- und Gemeindegeschichten. Ich möchte auch etwas über eine "Quelle", wenn man es so nennen darf, zur Geschichte der Juden berichten, die eigentlich erst in den letzten Jahren in ihrer Bedeutung richtig erkannt worden ist, nämlich über die jüdischen Friedhöfe und Grabstätten.

In Deutschland lebten vor 1933 rund 565.000 Glaubensjuden; es gab, im ganzen genommen, jüdische Gemeinden in mindestens 1500 Orten des Reiches. In den meisten Fällen sind als einzig sichtbare Zeugen und Zeichen die jüdischen Friedhöfe mit vielen hunderttausend Grabstätten und -steinen, soweit sie nicht zerstört oder verschwunden sind, übriggeblieben. Sie müssen nach jüdischem Religionsgesetz auf Ewigkeit erhalten bleiben; denn die Ruhe der Toten darf nicht gestört werden. Im Bereich des heutigen Bundesgebiets zählte man einst rund 1200 jüdische Gemeinden mit etwa 1500 teilweise uralten Friedhöfen, das heisst, es gibt auch Orte mit mehr als einem Friedhof.

Mancherorts geht man nun daran, die Grabsteininschriften, soweit sie noch lesbar sind, zu entziffern, um daraus Material zumindest für die deutsch-jüdische Geschichtsschreibung der letzten hundert Jahre zu erlangen. Untersuchungen sind an verschiedenen Orten unternommen oder eingeleitet worden. Angestrebt werden sollte eine Vereinheitlichung bzw. eine Koordinierung dieser wichtigen, wenn auch sehr mühseligen Arbeit durch Experten insbesondere für hebräische Inschriften.

Lassen Sie mich hier von einem mir unvergesslichen Erlebnis berichten: Als im Juni 1948 auf dem jüdischen Friedhof meiner Geburtsstadt Köln ein Denkmal für die umgekommenen 11.000 Kölner Juden enthüllt wurde, hatte auch ich, als Leiter der Jewish Relief Unit, einer jüdischen Sozialarbeiter-Hilfstruppe aus Grossbritannien, die Ehre, bei der Enthüllung öffentlich zu sprechen. Ich entsann mich des Kölner Stadtwappens, das im oberen Drittel drei Kronen zur Erinnerung an die Heiligen Drei Könige zeigt, im unteren, grösseren Teil elf schwarze Flammen, die den legendären Tod der 11.000 Gefährtinnen der Heiligen Ursula versinnbildlichen sollen.

Nunmehr, so erklärte ich, habe der untere Teil des Stadtwappens gleichsam eine neue Sinngebung und damit Mahnung erhalten. Nach der Feier zog mich der Rektor der Kölner Universität, Professor Kroll, in ein längeres Gespräch. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Schicksal meiner Familie, die, wie ich ihm erzählte, teils aus Köln und vom Niederrhein, teils aus dem Bergischen Land, aus Westfalen und dem bayerischen Franken stammte. Ich glaube, hier wurde ihm klar, was es bedeutet, mit einem der wenigen Überlebenden einer — unnatürlich — dezimierten jüdischen Familie gesprochen zu haben.

Ich erwähne diese Episode auch deshalb, weil sie wiederum zeigt, dass ein Einzelschicksal das ungeheuerliche Geschehen der Vertreibung und Vernichtung stärker in das

Bewusstsein dringen lässt, als Statistiken und Ziffern. Darin lag auch die grosse Wirkung, die der amerikanische Holocaust-Film hatte. Er stellte in seiner vereinfachenden, jedoch ungemein wirksamen Art das Unvorstellbare auch in Deutschland vor die Augen einer breiten Öffentlichkeit.

Er führte aber auch dazu, dass bei vielen, vor allem bei vielen Jugendlichen, der Eindruck entstand, als ob das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in Deutschland, auch vor dem Nationalsozialismus, ausschliesslich aus Hass und Verfolgung bestanden habe, als ob die sogenannte Endlösung eine vorhersehbare, logische Folge dieser Entwicklung gewesen sei.

Dies geht dann soweit, dass die emanzipatorische Entwicklung von Jahrzehnten als illusionistisch bezeichnet wird, d.h. man bezichtigt die deutschen Juden der Selbsttäuschung. Sie hätten in der Illusion einer Gleichberechtigung, des Dazugehörens gelebt, aus der sie durch die Realität des Nazismus gerissen worden seien.

Ich möchte hier dem Wort von der "Illusion" widersprechen — obwohl ich weiss, dass ich damit Widerspruch herausfordere. Das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in Deutschland war eine Realität, die jahrzehntelang das Leben bestimmte. Wir wissen, dass es an Spannungen und an Konflikt nicht mangelte, aber sie gab es auch zwischen anderen Gruppierungen oder Klassen. Diese Realität, die der allgemeinen Entwicklung eines kulturell angesehenen und zivilisierten Landes entsprach, wurde durch ein Verbrecherregime zerstört, das in dieser grausigen Konsequenz nicht voraussehbar war. Ich wehre mich dagegen, dass man Generatonen von redlichen Männern und Frauen, dass man auch Kämpfern für Rechte und Freiheiten das Etikett von Illusionsgläubigkeit anhängt. Und man versperrt sich, wenn man diese Zeit nur unter dem Gesichtswinkel des Antisemitismus betrachtet, den Blick dafür, wie gegenseitig fruchtbar jenes Zusammenleben war...

Ich habe schon von der angeblichen "Illusion" der Juden im Hinblick auf das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden gesprochen und dabei betont, dass der Nationalsozialismus in seiner letzten Konsequenz nicht voraussehbar war. Es gibt nur noch wenige, die sich daran erinnern, wie es einmal war, wie Juden und Christen als Mit-Bürger lebten, wie lebendig das Miteinander und auch Gegeneinander war, bevor die Atmosphäre endgültig vergiftet war und der staatliche Terror allem ein Ende setzte.

Heute wird in diesem Zusammenhang Juden nicht selten der Vorwurf gemacht, sie hätten es besser wissen müssen, und das heisst dann: sie hätten vorher auswandern sollen. Wer jedoch Emigration selbst erlebt hat, weiss, dass zum Auswandern auch Einwandern gehörte, und dass die Schwierigkeiten, vor allem in Zeiten einer Weltwirtschaftkrise, wie sie zu Beginn der dreissiger Jahre herrschte, zumeist riesengross waren.

Dies bringt mich zu einem letzten Gesichtspunkt. In steigendem Maß wird heute der Fremdenhass mit dem Antisemitismus gleichgesetzt. Auf eine primitive Formel gebracht heisst dies: die Türken — um nur eine Gruppe zu nennen — sind die Juden von heute. Aber eben diese Formel vermittelt einem einfacheren Gemüt den Rückschluss, die Juden seien eben auch "Fremde" gewesen. Und damit werden die deutschen Juden in der Erinnerung der breiten Öffentlichkeit ein zweites Mal "ausgebürgert", ihr Andenken als ehemals deutsche Bürger wird vernichtet...

Ziel der Nationalsozialisten war es, die Juden nicht nur physisch zu vernichten, sondern auch aus der Geschichte auszulöschen. Das ist ihnen nicht gelungen. Als Aufgabe bleibt jedoch bestehen, in objektiver Weise an die Vergangenheit zu erinnern. Man hat einmal gesagt, es könne nach Auschwitz keine Gedichte mehr geben — aber selbst Auschwitz darf nicht das Geschehen in der Vergangenheit verzerren. Wer im Juden nur das potentielle Opfer, nur das leidende Objekt sieht, wird all denjenigen Juden nicht gerecht, die, über lange Zeit, ihr Schicksal in Deutschland meisterten und damit diesem Land unendlich viel gegeben haben.

Dass sie und ihre Leistungen und Errungenschaften nicht vergessen werden, dazu habe ich versucht, ein kleines Stück beizutragen. Auch das nenne ich, um ein Wort von Bundespräsident Richard von Weizsäcker zu zitieren, "der Wahrheit ins Auge schauen".

Deutsch-amerikanischer Austausch wird ausgebaut

Der Koordinator für deutsch-amerikanische Zusammenarbeit, der frühere deutsche Botschafter in Washington, Berndt von Staden, hat vor der Presse in Bonn den Jahresbericht *Austausch über den Atlantik 1985* vorgestellt. Der Bericht enthält eine Auflistung staatlicher Stellen, Ministerien, Stiftungen, Institutionen und privater Initiativen, die sich um eine Zusammenarbeit über den Atlantik bemühen. Ferner werden Ziele und Arbeit dieser Stellen geschildert. Wie aus dem Bericht hervorgeht, haben sich am staatlichen Jugendaustauschprogramm über 6.000 deutsche und amerikanische Jugendliche beteiligt. Das Bonner Familienministerium hat in der Berichtszeit 250 Austauschprogramme beiderseits des Atlantiks mit 2,4 Millionen Mark gefördert. Von amerikanischer Seite wurden 400.000 Dollar für 25 Programme ausgegeben.

Herausragendes Ereignis des vergangenen Jahres sei die Aufstockung der Mittel für den German Marshall Fund um 100 Millionen Mark gewesen, sagte von Staden. Diese für die vielen transatlantischen Projekte des Marshall-Funds bereitgestellten Gelder seien als Dankesgeste für die grosszügige amerikanische Hilfe nach dem Zweiten Weltkrieg gedacht.

Besonders zu begrüssen sei — so von Staden — auch die positive Weiterentwicklung des parlamentarischen Patenschaftsprogramms. 1985 habe die Zahl der von einem deutschen oder amerikanischen Abgeordneten für einen Schüler oder jungen Berufstätigen des anderen Landes übernommenen Patenschaften von 581 im Vorjahr auf über 1.000 gesteigert werden können.

Weit ist der Horizont:

Wanderungen und Wandlungen in Israel

Auch der wohlwollendste und enthusiastischste Beobachter der israelischen Szene wird sich nicht immer Rechenschaft ablegen können über die Wandlungen, die sich im Charakter und im Bild des noch kein halbes Jahrhundert alten jüdischen Staates vollziehen. Wir mögen aufmerksam politische Spannungen an Israels Grenzen und in seiner Innenpolitik verfolgen und Zeugen des gigantischen Unternehmens der Regierung Peres sein, die Wirtschaft des Landes von der Riesenbürde der uferlosen Inflation zu befreien (ein Versuch, der zu gelingen scheint), — aber was sich sonst noch in den Städten und Dörfern des Landes zuträgt, wissen wir nicht. Und doch ereignet sich gerade in den Städten, vor allem den beiden grössten Städten des Landes, sehr viel Neues. In Jerusalem regiert der Exösterreicher Teddy Kollek, der zu bekannt ist, als dass man noch viel über diesen hervorragenden Städteverwalter zu sagen hätte; aber der (zur Liberalen Partei gehörende) Bürgermeister von Tel Aviv ist viel weniger bekannt.

Shlomo Lahat wurde vor 59 Jahren in Berlin geboren und hiess damals Salo Lindner. Seit 1957 in seinem jetzigen Amt, ist er auch Reservegeneralmajor in der israelischen Armee. Er ist ein Einzelgänger, der sich weder um das Programm seiner Partei noch um das Programm der mit den Liberalen verbündeten konservativen Likud-Partei viel kümmert und auch im Rathaus von Tel Aviv, einem mächtigen und eindrucksvollen neuen Hochhaus, recht eigenwillig regiert, — vielleicht noch eigenwilliger als sein sozialdemokratischer Kollege Kollek in Jerusalem.

Die drittgrösste Stadt des Landes, Haifa, geht seit der britischen Mandatszeit immer schon ihre eigenen Wege: teils Hafen und Industriestadt, teils Villenviertel und Ferientraum hoch auf dem Hügel, gibt es dort seit jeher öffentliche Verkehrsmittel, die auch am Sonnabend verkehren, — was anderswo nicht der Fall ist.

Aber auch in Tel Aviv ist der traditionell ruhige und — wenigstens theoretisch — dem Gebet geweihte Sabbat schon längst nicht mehr, was er früher einmal war. Natürlich geht die gesamte Jugend der Stadt samstags im Mittelmeer baden, was man angesichts des örtlichen Klimas niemandem übelnehmen kann. Darüber hinaus aber ist Bürgermeister Lahat auch in anderer Hinsicht seine eigenen Wege gegangen; er hat zum Beispiel der Autobusgesellschaft mit einem zugekniffenen Auge erlaubt, ohne viel Fanfaren am Sabbat einen Pendelverkehr zwischen einigen ärmeren Stadtvierteln und dem Meeresstrand zu betreiben. Das widerspricht der Gemeindeordnung, aber Lahat sagt: "Die armen Leute müssen auch Gelegenheit haben, im Meer zu baden" — und das hat er auch erreicht.

Lahat weiss auch, wo man unter der Hand "weisses Fleisch" (Schweinefleisch) im Laden kaufen kann, was an sich verboten ist. "Meine Polizei hat mehr zu tun, als auf die Metzgermeister aufzupassen", sagt er. Und sein grösster Durchbruch war, am Sabbat für Unterhaltung der Bewohner zu sorgen: von den 31 Kinos der Stadt sind am Freitagabend 26 geöffnet, sieben lassen am Samstagmorgen Kinderprogramme laufen. Auch das weltberühmte Habima-Theater veranstaltet ein "kulturelles Sabbatprogramm", das trotz Protesten von orthodoxer Seite ständig ausverkauft ist. Nur muss man sich die Eintrittskarten früher in der Woche besorgen — die Theaterkasse bleibt am Sabbat geschlossen.

In Jerusalem, das eine heilige Stadt für mindestens drei Religionen ist, muss Kollek andere Wege gehen. Sein Stadtbild weist heute, was an sich dem religiösen Charakter einer heiligen Stadt widerspricht, hochmoderne neue Hotelpaläste für die Touristen auf, neue Bürohäuser, neue elegante Wohnhäuser und Respekt erheischende Behördenbauten. Aber im Gegensatz zu Tel Aviv hat Jerusalem eine sehr starke und einflussreiche orthodoxe Minderheit, die sich bei Versuchen, Neuerungen einzuführen, nicht leicht geschlagen gibt. Und eine wirkliche Neuerung, die jetzt bevorsteht, wird man mit sehr gemischten Gefühlen betrachten.

Der in den USA sattsam bekannte Reverend Jerry Falwell von der berüchtigten "Moral Majority" und Intimfreund von Präsident Reagan, will in der Jerusalemer Altstadt, direkt vor dem in die innere Stadt führenden Damaskustor, ein Riesengelände aufkaufen, wo sich jetzt das arabische Autobusterminal befindet. Es grenzt an das "Gartengrab", in dem nach protestantischer Auffassung Christus begraben wurde. Falwell will dort eine neue Autobus-Endstation errichten in Verbindung mit einem gewaltigen modernen "Shopping Center" amerikanischen Stils.

Sein Plan hat heftige arabische Opposition lautwerden lassen, während er auf jüdischer Seite auch hier und da Zustimmung gefunden hat. Angeblich verfolgt Falwell auch einen Hintergedanken: er hofft, bei den notwendigen Ausschachtungen und Ausgrabungen für sein Projekt den Nachweis zu erbringen, dass das sog. Gartengrab wirklich die Grabstätte Christi war und somit die berühmte Grabeskirche in der Altstadt, von allen christlichen Bekenntnissen ausser den Protestanten als Grabstätte ("Golgatha") anerkannt und verehrt, als Betrug zu entlarven. Aber ob diese Hoffnung Falwells ausreichender Grund ist, vor dem Damaskustor die Anlage eines Shopping Centers zu erlauben, darf wohl für die jüdische Bevölkerungsmehrheit der Stadt einigermassen angezweifelt werden.

H.St.

Vor 50 Jahren im

Den Antisemitismus in Deutschland bezeichnet der französische Parlamentsabgeordnete Samuel Grumbach als ein "internationales Problem". "Es handelt sich nicht nur um eine jüdische Frage, ... (sondern) um die gemeinsamen Interessen aller Staaten und Nationen. Von dieser Seite aus muss die durch die Nürnberger Gesetze geschaffene Lage in Genf behandelt werden, will man 'das Problem an seiner Wurzel fassen'! Dann wird die Welt begreifen, dass das durch die Hitler-Barbarei in aller Grausamkeit aufgeworfene jüdische Problem an die moralischen und materiellen Interessen aller Völker rührt".

* * *

Unsere Stellenvermittlung ist täglich zwischen 1 und 2 Uhr (mit Ausnahme von Sonnabend und Sonntag) geöffnet... Der Klub braucht dringend Arbeitsstellen für seine Mitglieder. Wir bitten alle, die von irgendwelchen Arbeitsmöglichkeiten hören, dies sofort zu berichten.

* * *

Tanz im Freien (am 11. Juli) auf dem Dachgarten des Hotel Delano, 108 West 43. St. In der tropischen Gluthitze New Yorks dürfte ein Dachgartentanz eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben. Eintritt: Mitglieder 40 Cent, Gäste 60 Cent.

* * *

Anzeige: Zu Geschäfts- und Vergnügungsreisen nach Europa die modernen, schnellen und bequemen Dampfer der French Line. Wöchentlich Abfahrten von New York. Mindestpreise nach Le Havre, Rundreise: Kabinenklasse 314 Dollar, Touristenklasse 213 Dollar, Dritte Klasse 157 Dollar.

* * *

Bücher und Zeitschriften der Emigration: *Die Neue Weltbühne*, *Das Neue Tagebuch*, *Europäische Hefte*, *Neue Deutsche Blätter*, u.a.m.

Antisemitische Propaganda auf Hochtouren

Lage der Sowjetjuden unter Gorbatschow erheblich verschlechtert

Im Februar d.J. wurde dem bekannten sowjetjüdischen Aktivisten Jakow Gorodezky ein Ausreisevisum bewilligt. Gorodezky, der jetzt seinen Wohnsitz in Jerusalem hat, kam vor kurzem als Gast der amerikanisch-jüdischen Organisation *Student Struggle for Soviet Jewry* (SSSJ) in die USA. Kurz vor seiner Rückkehr nach Israel gewährte Gorodezky einem Mitarbeiter des SSSJ ein Interview, in welchem er sich zur gegenwärtigen Lage der Sowjetjuden äusserte (das Gespräch fand auf russisch statt).

Als Gorodezky 1980 einen Auswanderungsantrag stellen wollte, weigerten sich die Beamten der Leningrader Pass- und Visenbehörde (OVIR), seine Papiere in Empfang zu nehmen. "Lassen Sie sich hier nicht mehr blicken. Ihr Unterfangen ist sinnlos", wurde ihm gesagt.

Gorodezky, der fest entschlossen war, nach Israel auszuwandern, studierte Hebräisch und machte sich mit jüdischem Kulturgut vertraut. Am 17. Mai 1981 wurden die Teilnehmer des Seminars, an dem der Auswanderungswillige teilnahm, von KGB-Leuten bedroht. Dem Leiter des Seminars Kanowitsch wurde die Auswanderung nach Israel bewilligt. Mehrere Aktivisten, die ständige Besucher des Seminars waren, wurden verhaftet. Gorodezky setzte nun Kanowitschs Arbeit fort. Ungeachtet der Verfolgung durch die Sicherheitspolizei wurde er Leiter des neuen Seminars, das dem Hebräisch-Studium und den Problemen des Judaismus gewidmet war. Ende 1983 richteten Gorodezky und seine Frau an das Präsidium des Obersten Sowjets ein Schreiben, in dem sie auf ihre sowjetische Staatsangehörigkeit verzichteten. Die Gorodezkys begründeten ihren Schritt damit, dass in der Sowjetunion die nationalen und kulturellen Rechte der Juden nicht gewährleistet seien. Kurz darauf schlug der Leningrader OVIR den Gorodezkys vor, ihre Auswanderungspapiere einzureichen. Der KGB hatte offenbar beschlossen, die unerschrockenen Aktivisten ins Ausland abzuschieben. Es dauerte jedoch etwa ein Jahr, bis Gorodezky mit Frau und Kind auswandern durfte.

Im Verlauf seines Interviews schilderte der Emigrant die heutige Situation der sowjetjüdischen Aktivisten sowie die allgemeine Lage der Sowjetjuden unter Gorbatschow.

In Leningrad und in vielen anderen Städten weigert sich der OVIR, Auswanderungspapiere entgegenzunehmen. Unlängst hat der Leningrader OVIR eine massive Kampagne gestartet, deren Ziel es ist, die jüdischen Refuseniks zur Rücknahme ihrer Auswanderungsgesuche zu bewegen. Ihnen wird geraten, ihrem Wunsch, nach Israel auszuwandern, ein für allemal zu entsagen. Falls sie darauf eingehen, wird ihnen versprochen, ihnen eine mehr oder weniger qualifizierte Arbeit zu verschaffen. Beharren jedoch die Refuseniks auf ihrer Absicht, nach Israel zu emigrieren, so versucht man, sie einzuschüchtern. Ihnen wird gesagt: "Lassen Sie sich hier nicht mehr blicken. Sollten Sie aber auf Ihrem Willen bestehen, wird es Ihnen schlimm ergehen".

In Moskau, berichtet Jakow Gorodezky, akzeptiert der OVIR Auswanderungsgesuche, verweigert aber letztlich die Ausreisevisen.

Auf die Frage, wie viele Refuseniks es in Leningrad gebe, antwortet Gorodezky: "Falls man all die Juden mitzählt, die in den letzten sechs bis sieben Jahren Auswanderungsanträge gestellt haben, handelt es sich um etwa 20.000 Personen. Viele dieser Leute haben es aber wegen der fast aussichtslosen Lage — wenigstens vorübergehend — aufgegeben, aktiv um die Auswanderung zu kämpfen. Wenn man nur diejenigen Leningrader Aktivisten berücksichtigt, die sich durch die Schikanen der Behörden nicht kleinkriegen lassen und gewillt sind, ihren Kampf fortzusetzen, sind es nicht mehr als 4.000 Personen. Mehr als 15.000 Leningrader Refuseniks warten einen günstigen Zeitpunkt ab, wenn es weniger riskant ist, sich um die Auswanderung erneut zu bemühen.

Gorodezky wurde auch gefragt, ob sich die Situation der Sowjetjuden unter Gorbatschow gewandelt habe. Die Antwort lautete: "Die offizielle antizionistische Kampagne hat unter Gorbatschow nicht nachgelassen. Der Antisemitismus hat sich im sowjetischen Alltag verschärft. Juden werden oft auf der Strasse angepöbelt. Viele Sowjetbürger lassen sich von der antizionistischen (de facto antisemitischen) Hetzpropaganda beeinflussen. Am Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Getto veröffentlichten mehrere Sowjetblätter Berichte über das 'palästinensische Getto' ".

In jüngster Zeit ist es zu einer Aufgabenteilung zwischen der Moskauer Zentralpresse und den Provinzblättern gekommen. Die hauptstädtische Presse bringt jetzt weniger Hetzartikel. Umso gehässiger ist der "Antizionismus" der zahlreichen Provinzzeitungen geworden. So veröffentlicht beispielsweise die *Leningrader Prawda* (Leningradskaja Prawda) besonders bösartige Elaborate.

Wenn ein Jude ein Verbrechen begeht, wird häufig zu diesem Thema ein TV-Film gedreht. In solchen Filmen wird die "maßlose Habgier" und die "kriminelle Natur" des "zionistischen Söldlings" den Fernsehteilnehmern vor Augen geführt.

Während des in sämtlichen Sowjetbehörden obligaten Politunterrichts wird systematisch wiederholt, dass die "zionistische Weltverschwörung" die Sowjetunion unmittelbar bedrohe. Die Politik der Reagan-Administration sei angeblich nur ein Aspekt der zionistischen Verschwörung. Die Richtlinien der US-Politik werden angeblich nicht von Amerikanern, sondern von Zionisten bestimmt. Dieser Taktik liegt die Berechnung zugrunde, dass das Feindbild des Amerikaners nicht wirksam ist. Der Erzfeind des Sowjetvolkes ist also der Welt-Zionismus.

Ein Teil der Sowjetjuden, heisst es in den Propagandareden, stände leider unter dem Einfluss zionistischer Ideen. Sowjetjüdische Auswanderungswillige seien Antikommunisten, Verräter, abgefeimte Schurken. Was die überwältigende Masse der Sowjetjuden betrifft, die zurzeit nicht zu emigrieren gedenkt, lasse sich künftig nicht ausschliessen, dass auch diese Leute zionistische Sympathien an den Tag legen würden. Somit wird — im Verlauf von Politseminaren — das gesamte Sowjetjudentum als fünfte Kolonne dargestellt.

Im Sommer vergangenen Jahres fand eine Konferenz der Moskauer Architekten statt. Allen Ernstes wurde in einigen Reden behauptet, Baumeister jüdischer Abstammung hätten sich zum Ziel gesetzt, das architektonische Gesamtbild Moskaus zu verunstalten. Hierbei handle es sich natürlich um "zionistische Umtriebe".

Die von Gorbatschow gestartete Antialkoholkampagne wird nicht nur in den Sowjetmedien betrieben. So werden u.a. bei sämtlichen Leningrader Behörden und Lehranstalten Broschüren verteilt, die das Trinkerunwesen verdammen. Diese Agitationsschriften enthalten Aufsätze bekannter sowjetischer Gelehrter und Ärzte. So enthalten die Leningrader Broschüren u.a. einen Aufsatz Prof. Uglows, eines prominenten Chirurgen. In seinem Aufsatz, den Millionen Sowjetbürger zu lesen bekommen, heisst es: "Schon jahrhundertelang verleiten die Juden das russische Volk zum Trunk. Es waren die Juden, die den Russen Wodka verkauften, selbst aber nüchtern blieben". Am Alkoholismus in der UdSSR seien — Uglow zufolge — die russischen Juden und der amerikanische Imperialismus schuld.

Unter Gorbatschow hat sich die Situation der Sowjetjuden in der Tat noch mehr verdüstert. Jüdische Gewissenshäftlinge werden in Gefängnissen und Arbeitslagern misshandelt. "Wenn sich die amerikanische Öffentlichkeit nicht aktiver für die Auswanderung der Sowjetjuden einsetzt, wird sich die Lage der Sowjetjuden weiter verschlechtern", meint Jakow Gorodezky.

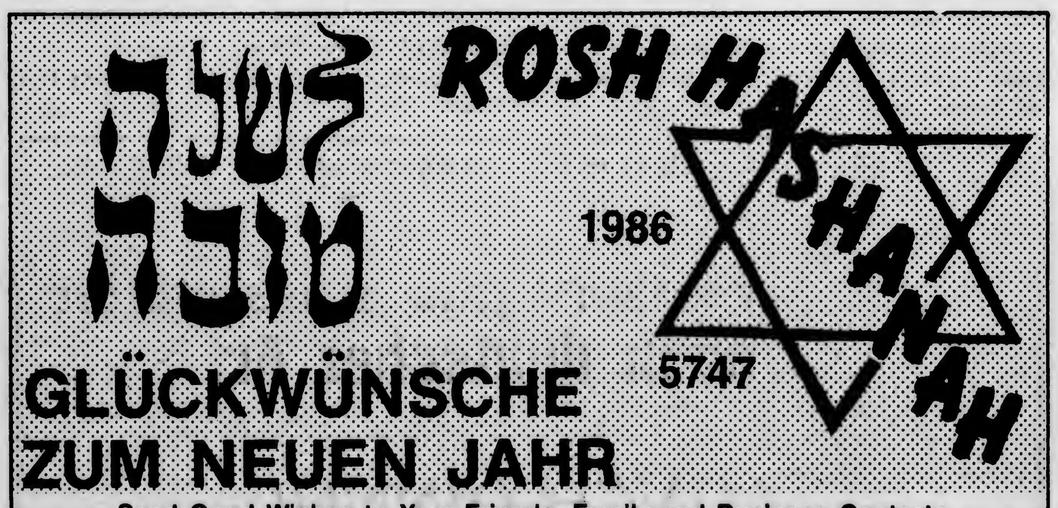
L.K.

Situation der ausreisewilligen Deutschen hat sich verschlechtert

Die Situation der ausreisewilligen Deutschen in Osteuropa hat sich nach Darstellung der Unionsparteien rapide verschlechtert. Wie die Kommission für Volksgruppenrecht und Aussiedlerfragen der CDU/CSU-Bundestagsfraktion bei einer Tagung in Nürnberg erklärte, seien in den letzten fünf Jahren von den 3,3 Millionen Deutschen in Osteuropa zwar über 260.000 vom Deutschen Roten Kreuz als ausreisewillig registriert worden, die Zahl der genehmigten Ausreiseanträge stagniere aber oder gehe in manchen Ländern sogar zurück. So habe die Sowjetunion im vergangenen Jahr nur 460 Personen ausreisen lassen. Von den rund 1.800 polnischen Aussiedlern hätten 1985 nur noch elf Prozent mit einer Genehmigung das Land verlassen, die anderen seien als Touristen in die Bundesrepublik gekommen. Auch das Leben in Ost- und Südosteuropa werde den Deutschstämmigen immer schwerer gemacht.

DEUTSCH-ISRAELISCHE FORSCHUNGSSTIFTUNG: Der israelische Minister für Wissenschaft und Entwicklung, Gideon Patt, und sein Bonner Partner Heinz Riesenhuber haben in der bundesdeutschen Hauptstadt ein Abkommen über die Einrichtung einer deutsch-israelischen Stiftung für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung unterzeichnet. Die Vereinbarung sieht vor, dass beide Länder innerhalb von vier Jahren jeweils 75 Millionen DM in die Stiftung einzahlen, deren Erträge als Fördermittel für gemeinsame zivile Projekte bereitgestellt werden. Bundeskanzler Helmut Kohl (im Foto links hinten) erklärte während der Unterzeichnungszeremonie, die gemeinsamen Forschungsvorhaben sollten vornehmlich Objekte betreffen, die aufgrund der geographischen Lage und der natürlichen Gegebenheiten Israels von vorrangiger Bedeutung seien — beispielsweise biomedizinische Forschung, Pflanzen- und Wasserforschung. — Auf unserem Foto im Vordergrund Gideon Patt und Heinz Riesenhuber (rechts).

Foto: Renko Thiemann



— — — Send Good Wishes to Your Friends, Family and Business Contacts: — — —

Size A 2 inch + 1 col.	US$40.00	Size F 3 inch + 2 col.	US$110.00
Size B 2½ inch + 1 col.	$49.00	Size G 3½ inch + 2 col.	$130.000
Size C 3 inch + 1 col.	$55.00	QUARTER PAGE	$275.00
Size D 2 inch + 2 col.	$77.00	HALF PAGE	$523.00
Size E 2½ inch + 2 col.	$94.00	FULL PAGE	$1000.00

4 columns to the page; 200 lines per column. Publication Date: September 26, 1986

AUFBAU THE LEADING AMERICAN GERMAN JEWISH NEWSPAPER

2121 BROADWAY, NEW YORK, N.Y. 10023 • (212) 873-7400

Circle Size Desired and Enclose Text & Check

Deadline for Advertising September 12, 1986

Name _____

Address _____

City, State _____

Zip _____

Literatur

Eine notwendige Diskussion:

Der Einfluss der eingewanderten Intellektuellen auf die USA

Die Besprechung des 1984 in der Yale University Press erschienenen Buches *Refugee Scholars in America: Their Impact and Their Experience* von Lewis A. Coser nimmt Professor Wilfred M. McClay von der Johns Hopkins University in Baltimore in der angesehenen Zeitschrift *American Scholar* (Band 55, Nr. 1, 1985-86) zum Anlass, die grundsätzliche Frage aufzuwerfen, ob dieser Einfluss vom amerikanischen Standpunkt aus gesehen durchwegs gut war oder ob auch negative Aspekte zu entdecken sind. Bisher ist von wissenschaftlicher, sich jeglicher Ideologiefärbung enthaltenden Seite dieses Problem unseres Wissens noch nie behandelt worden und kommt sicherlich als eine Überraschung für viele, die verständlicherweise vom positiven Einfluss der intellektuellen Flüchtlinge aus den deutschsprachigen Ländern überzeugt sind.

McClay beginnt mit der Feststellung, dass in diesem Jahrhundert wenige Ereignisse das intellektuelle Leben der Vereinigten Staaten so verändert haben wie die Einwanderung einiger tausend deutschsprachiger Intellektueller in den dreissiger und vierziger Jahren — eine verschwindend kleine Zahl gemessen an der Masseneinwanderung. Die amerikanische Zivilisation stand von jeher in der Schuld von Einwanderern für deren Beiträge, aber in den dreissiger Jahren war dies ein so massiver Beitrag, wie er sich vorher nur einmal in der Geschichte ereignet hat — mit der Einwanderung der englischen Puritaner und der Gründung der Kolonie Massachusetts.

Im Gegensatz zu den Puritanern hatten die geflüchteten deutschen Einwanderer, "die meisten Säkularjuden und viele von ihnen mit linksradikalen Tendenzen, eine eher weltliche Mission: bei ihnen ging es um das blosse Überleben". Nicht wenige — so McClay — seien mit tiefem Misstrauen gegenüber dem kapitalistischen Amerika hierhergekommen. Da McClay es unterlässt, genauer zu definieren, was er unter "linksradikalen Tendenzen" versteht, erscheint uns solche Pauschalcharakterisierung für die eingewanderten Intellektuellen als reichlich unfair, vor allem, wenn sie in Verbindung mit "viele" gebracht wird. Aber geben wir Prof. McClay das Wort:

"Selbst als widerwillige Einwanderer sollten sie einen deutlichen Einfluss haben, denn ihr Empfindungsvermögen war durch eine aussergewöhnlich hochentwickelte (sophisticated) intellektuelle Kultur in einem Land geformt worden, dessen hoher geistigen Bildung und fortschrittlichem Erziehungswesen der Neid der ganzen Welt galt. Sie brachten daher in die Vereinigten Staaten einen sehr hohen Standard intellektueller Arbeit mit und leisteten eindrucksvolle Beiträge auf fast allen vorstellbaren Gebieten. Unter ihnen befanden sich politische und soziale Denker wie Hannah Arendt, Leo Strauss, Karl Wittfogel, Herbert Marcuse, Theodor Adorno, Paul Lazarsfeld und Erich Fromm; die Psychoanalytiker Kurt Lewin, Erik Erikson, Bruno Bettelheim, Wilhelm Reich, Heinz Hartmann und Karen Horney; der Theologe Paul Tillich; die Architekten Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius; die Maler Hans Hofmann und Josef Albers; die Musiker Arnold Schoenberg, Paul Hindemith und Kurt Weill; die Filmemacher Otto Preminger, Fritz Lang und Billy Wilder; sowie eine erstaunlich grosse Zahl begabter Naturwissenschaftler, von denen Albert Einstein, Hans Bethe, Leo Szilard und Edward Teller lediglich die bekanntesten sind. Selbst diese kurze Liste kann nur einen schwachen Eindruck davon vermitteln, wie eindrucksvoll diese Phalanx importierten Geistes war, denn notwendigerweise werden viele hervorragende Wissenschaftler nicht erwähnt, die ausserhalb ihrer Fächer wenig bekannt sind, noch können wir hier von der beträchtlichen Zahl begabter Menschen Notiz nehmen, die aus den verschiedensten Gründen nicht imstande waren, den ihnen zustehenden Platz im intellektuellen Leben Amerikas einzunehmen".

Somit dürfte es scheinen, fährt der Historiker fort, als sei die deutsche Tragödie für das geistige Leben Amerikas ein grosser und eindeutiger Glücksfall gewesen. "Und in diesem Licht wird sie auch allgemein gesehen", fügt er hinzu. Dies sei noch verstärkt worden durch die postume Romantisierung der Weimarer Kultur. Die Vereinigten Staaten seien gewissermassen Erbe eines beträchtlichen Teils des kulturellen Vermächtnisses der kurzlebigen Weimarer Republik gewesen.

Geschichte fordert einen Preis

"Die Geschichte ist jedoch viel zu schlau, um ihre Gaben zu verteilen, ohne dafür einen hohen Preis zu verlangen", erklärt McClay in seiner Überleitung zum negativen Einfluss der geflüchteten Intellektuellen. "Indem wir uns damit zufriedengeben, die Äpfel anderer Länder zu ernten statt unsere eigenen zu kultivieren, haben wir damit nicht die passive, abgeleitete, 'archivalische' Mentalität gestärkt, die Kritiker von Ralph Waldo Emerson bis zu George Steiner als einen beharrlichen Fehler unserer nationalen Kultur angesehen haben?"

Zur Beantwortung dieser Frage, so meint McClay, wäre eine leidenschaftslose Analyse der intellektuellen Einwanderung von einem ausdrücklich amerikanischen Standpunkt aus nötig. Ein solches Buch sei bisher noch nicht geschrieben worden; McClay sieht den Grund dafür in der Tatsache, dass nahezu alle Behandlungen dieses Themas von den Flüchtlingen selbst, ihren Schülern oder Freunden stammen, denen er die Fähigkeit zu einer solch unparteiischen Arbeit abspricht. Da etwa Ende der siebziger Jahre die meisten der in den dreissiger und vierziger Jahren eingewanderten Intellektuellen gestorben waren, sollte — McClay zufolge — eine neutralere und historische Perspektive bei einer solchen Untersuchung möglich sein. Auch bei Cosers Buch vermisst er diese Neutralität.

Wir können hier nicht die volle Argumentation wiedergeben, aber auf einige seiner Ansichten soll eingegangen werden: Mit dem wachsenden Einfluss von Gropius und Mies van der Rohe sieht er eine Zurückdrängung der Amerikaner Frank Lloyd Wright und Louis Sullivan; Schoenbergs serielle Musik habe die bis dahin von amerikanischer Kultur begeisterten Komponisten wie Aaron Copland und Roy Harris beherrscht; das Theoretisieren von Hofmann und Albers und nicht das Vorbild amerikanischer Maler wie Eakins, Sloan und Hopper habe die Phantasie der begabtesten jungen Künstler angeregt. McClay stellt diese Argumente in den Raum, bleibt aber den Beweis dafür schuldig, dass diese Einflüsse der Einwanderer schlecht oder negativ seien, lässt nur durchblicken, dass er sie für "unamerikanisch" hält. (Der weitgehend in Europa bei Nadia Boulanger ausgebildete Copland und Harris sind im übrigen denkbar schlechte Beispiele, weil sich gerade bei ihnen der Einfluss der Zwölftonmusik in engen Grenzen hält. Und hätte das Werk eines Impressionisten wie Thomas Eakins oder eines Vertreters der "Ashcan"-Schule wie John Sloan jemals zum abstrakten Expressionismus hinführen können, der ersten international bedeutenden Manifestation amerikanischer Kunst? Das müsste untersucht, nicht nur gesagt werden.)

Psychoanalyse ist das nächste Gebiet, das sich McClay vornimmt. Unter Bezugnahme auf H. Stuart Hughes', Buch *Sea Change* führt er die Krise der Psychoanalyse in Amerika darauf zurück, dass Hartmann und die übrigen sich weigerten, "etwas von dem intellektuellen Gepäck über Bord zu werfen, das sie aus Europa mitbrachten", was zu einer immer grösseren Kluft zwischen orthodoxer, d.h. Freudscher Theorie, und klinischer Praxis führte. Aber mit Ausnahme Hartmanns war keiner der von McClay genannten Psychoanalytiker ein Freudianer; Horney und Reich wurden sogar "exkommuniziert", und Bettelheim wie Erikson gingen gerade in Amerika ganz andere Wege.

Weitere Gebiete

Ausführlich beschäftigt sich McClay mit den aus Deutschland stammenden Politologen und Soziologen, von denen er pauschal sagt, ihre politischen und sozialen Erkenntnisse seien weitgehend vom "Weimarer Geist" geprägt gewesen, wobei er allerdings in den in Amerika häufig zu beobachtenden Fehler verfällt, die Bezeichnung "Weimarer Republik" darauf zurückzuführen, dass sie nach Goethes Stadt benannt worden sei, in der Hoffnung, sie werde eine politische Inkarnation seines Geistes sein. Tatsächlich hat sie den in Deutschland übrigens weitaus seltener als in den USA benutzten Namen daher erhalten, dass die verfassunggebende Nationalversammlung in Weimar tagte: der als symbolisch angesehene Zusammenhang mit Goethe als sozusagen dem Gründungsvater der Republik wird hierzulande viel mehr beschworen als in Deutschland selbst.

Gegen Hannah Arendt, Herbert Marcuse und Theodor Adorno richtet sich dann die ganze Schärfe von McClays Beweisführung. Bei ihnen, die im Alter von 27, 35 und 31 Jahren Deutschland als weitgehend "unbeschriebene Blätter" verliessen und erst hier einen Grad von Prominenz erlangten, die etwa Arendt instandsetzte — so McClay —, "in gleicher Weise Konservative, Liberale und Radikale in Amerika zu beeinflussen", wäre sehr gründlich zu untersuchen, inwieweit ihre Reifung und Persönlichkeitsentfaltung in den USA eher von amerikanischen Einflüssen geprägt wurde als durch die radikalen Ideen in den frühen Jahren der Verirrung und Verwirrung der Republik — von denen sie im übrigen während ihrer Universitätsausbildung abgeschirmt waren. Auch das ist bisher noch nicht geschehen.

Bis dahin müssen die Schlussfolgerungen Prof. McClays mit gebührender Zurückhaltung aufgenommen werden: "Amerikanische Kultur hat immer das Glück — und Unglück — gehabt, mit einer Vielzahl verlockender Abkürzungswege konfrontiert zu werden. Nirgends ist diese Amerika eigene Lage deutlicher in Erscheinung getreten als in dem zweideutigen Erbe der berühmten deutschen Einwanderer".

Zweifellos hat McClay mit seinem Aufsatz im *American Scholar* eine notwendige Debatte in Gang gebracht, die gründlicherer Stellungnahme bedarf, als in einem Zeitschriftenaufsatz möglich ist. Wer daran teilnimmt, muss sich freilich davor hüten, in blossen Fremdenhass zu verfallen, den wir trotz einiger missverständlicher Äusserungen — dies sei ausdrücklich betont — McClay nicht unterstellen.

Henry Marx

Dichten

Ich möchte meine Rosen röter singen
dann wäre Unahnbares ahnbar
aber lasch macht
und stumm
der Tag.

Es war einmal wir nannten Nennbares namens
— o hilf singen — die Rosen die Röte!
aber still macht
und klein
die Zeit..

Zur Nichtzeit erahnst du was benannt war einmal
und sammelst, und ich lese auf: bleiche Blätter.
Der Wind blies stark
in der Zeit
am Tag.

Irmgard Elsner Hunt

Mit der Kamera auf Tucholskys Spuren

Hartmut Urban (Hrsg.): "Auf Tucholskys Spuren — 'Ein Pyrenäenbuch' ". Fotos von Hermann Dornhege. Ellert & Richter Verlag, Hamburg. 48 Seiten mit 22 vierfarbigen Abbildungen (Grossformat, broschiert). Originalpreis: DM 19,80.

Die Erstausgabe von Kurt Tucholskys *Pyrenäenbuch*, die 1927 (unter dem Pseudonym Peter Panter) im Verlag "Die Schmiede" erschienen ist, gehört heute zu den gesuchtesten Objekten auf dem antiquarischen Büchermarkt. Tucholsky widmete dieses charmante Reisebuch seinem Mentor Siegfried Jacobsohn, für dessen *Weltbühne* er im Frühjahr 1924 als Korrespondent nach Paris gegangen war. Dieser Stadt gehörte seine ganze Liebe: "Hier ist es hübsch./Hier kann man ruhig träumen./Hier bin ich Mensch — und nicht nur Zivilist".

1925 unternahm Tucholsky, um neue Eindrücke zu gewinnen, eine zweimonatige Reise nach Südfrankreich in die Pyrenäen, wo er von der Landschaft tief beeindruckt war. So entstand ein Reisebuch, das sogar mit den *Reisebildern* Heinrich Heines verglichen worden ist.

In dem soeben erschienenen Buch *Auf Tucholskys Spuren — "Ein Pyrenäenbuch"* können wir die Eindrücke des Autors mit der "Wirklichkeit" auf Grund von 22 meisterhaften farbigen Grossaufnahmen vergleichen, die Hermann Dornhege gemacht hat. Seine Fotografien gestätigen, was Tucholsky beschreibt: "Die Pyrenäen sind wie mit einem Messer in den blauen Himmel geschnitten, so klar stehen sie da". Der Herausgeber Hartmut Urban gibt zunächst einen einführenden Text über Tucholskys Aufenthalt in Paris in dem Kapitel "Wie Gott in Frankreich" und beschreibt dann seine Reise auf den Spuren Tucholskys.

Jedoch kann in den künstlerisch hervorragenden Fotos nur das Visuelle der Landschaft und der Menschen sichtbar gemacht werden, während Tucholsky in seinem Buch schrieb: "Jeder kann ... photographieren, damit hat er alles gesagt und nichts", und er meinte, dass man nicht sagen dürfe: "Reise durch die Pyrenäen" sondern man müsse sagen "Reise durch mich selbst".

Während in diesem Buch nur vier kurze Kapitel aus Tucholskys Werk nachgedruckt werden, beschäftigt sich Tucholsky in seinem fast 300 Seiten umfassenden Werk ganz ausführlich mit Lourdes, "Wo das Geschäft mit der Hoffnung, dem Glauben und dem Leid der Pilger blüht", und er erkennt die wirkungsvolle Suggestivkraft auf die Massen: "Lourdes ist lediglich ein Phänomen der Massen-Suggestion. Lourdes ohne die Massen ist nicht Lourdes".

Dieses Buch *Auf Tucholskys Spuren* kann zwar in Bild und Wort den "Wegspuren" dieses Schriftstellers nachgehen, es kann aber nicht die Empfindungen, die Betrachtungen und Gedanken, "die kleinen Nebenumstände im Wohlbefinden an einem sonnenbeglänzten Nachmittag" wiedergeben. Und an anderer Selle schreibt Tucholsky: "Ich kann auch nicht solche Beschreibungen von den Pyrenäen geben, in denen es nur so braust von ungewöhnlichen Adjektiven — denn ich habe das nicht empfunden". Am Ende der Reise atmet er auf: "Erlöst vom Gebirge — erlöst vom Steigen und Klettern. In meinem Herzen liegt eine kleine Flocke ... Sehnsucht nach den Pyrenäen".

Festzustellen bleibt noch, dass Tucholskys "Pyrenäenspuren" eine grosse Anziehungskraft haben müssen, denn auch im Rowohlt Verlag erschien kürzlich ein Buch von Fritz J. Raddatz: *Pyrenäenreise im Herbst — Auf den Spuren Kurt Tucholskys*.

Das uns vorliegende Buch von Dornhege und Urban will und kann kein Ersatz für die unterhaltende und geistreiche Lektüre von Tucholskys *Ein Pyrenäenbuch* sein. Es stellt aber durch die verständnisvolle Einleitung von Hartmut Urban und die hervorragenden Fotografien, zu denen er Zitate aus Tucholskys Buch ausgewählt hat, einen Beitrag zur wachsenden Tucholsky-Literatur dar.

Henry G. Proskauer

Aug 1, 1986

Amerika und die Deutschen

Frank Trommler und Joseph McVeigh (Hrsg.): "America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred-Year History". Zwei Bände. XXXII & 376 Seiten, XVIII & 369 Seiten. University of Pennsylvania Press, Philadelphia. Preis: Beide Bände zusammen $35,00; jeder Band einzeln $19,95.

In zwei Bänden und auf fast 800 Seiten werden 49 Vorträge veröffentlicht, die auf der von den Herausgebern organisierten Veranstaltung anlässlich der 300-Jahr-Feier deutscher Einwanderung in Amerika gehalten wurden. Fachleute fast aller Gebiete, die sich mit den Fragen deutscher Einwanderung, Akkulturation, der Beiträge zur Entwicklung der Vereinigten Staaten usw. befasst haben, sind hier vertreten, so dass der Leser ein gutes Bild des Gesamtproblems deutscher Einwanderung bekommt, wobei positive wie negative Aspekte berührt werden.

Während im ersten Band Einwanderung, Sprache und Ethnizität abgehandelt werden, ist der zweite Band ausschliesslich der Behandlung deutsch-amerikanischer Beziehungen im 20. Jahrhundert gewidmet, wobei freilich die willkürlich gezogene Grenze bis 1950 nur in einem Abschnitt überschritten wird, der den "Stand des Bündnisses" im Jahre 1983 zum Thema hat. In diesem Band sind auch die Referate enthalten, die sich mit der Einwanderung während der Nazi-Zeit befassen: Von Herbert A. Strauss stammt die zusammenfassende Darstellung über deutschjüdische Einwanderer seit 1933, Anthony Heilbut steuert einen Beitrag, sehr journalistisch "Kassandras mit deutschem Akzent" betitelt, bei; Paul Breines untersucht die Frage der eingewanderten linksgerichteten deutschjüdischen Intellektuellen als repräsentative Juden für die Einwanderergeneration; Andrew Arato diskutiert die Rezeption der Frankfurter Schule in den USA, und Prof. John M. Spalek stellt fest, dass eine defi[illegible] Bewertung der Bedeutung intel- [illegible] bisher noch nicht [illegible] des seither erschienenen Buches *Refugee Scholars in America* von Lewis A. Coser noch immer aussteht). Prof. Peter Gay berichtet unter dem Titel "Freud's America" über den Beitrag der eingewanderten Psychoanalytiker — eine ausgezeichnete Detaildarstellung, wie sie natürlich für andere Wissensgebiete im Rahmen dieses weitgespannten Unternehmens nicht möglich war.

Die fast als enzyklopädisch zu bezeichnende Übersicht, die in diesen beiden Bänden gegeben wird, macht es unmöglich, auf die einzelnen Beiträge einzugehen. Festgehalten werden muss, dass die Probleme, die die Einwanderung mit sich bringt — für das Land ebenso wie für die Einwanderer, in diesem Fall die deutschen —, hier mit wissenschaftlicher Akribie leidenschaftslos dargestellt werden, so dass die Auswüchse früherer Historiographie, die vor allem von deutscher Seite eine schwere Belastung für die anzustrebende Objektivität bildeten, vermieden wurden.

Einige bisher nur spärlich behandelte Aspekte finden auch in diesen beiden Bänden nicht die notwendige Beachtung, so vor allem die Rolle der deutschen Diplomaten in den USA während des Ersten Weltkriegs, von der Reinhard Dörries, der Verfasser der Studie über deutsch-amerikanische Beziehungen vor 1917, erklärt, dass sie noch umfassender Behandlung harrt, ohne aber selbst diese Lücke auszufüllen. Ganz vernachlässigt wurde das deutschsprachige Theater in Amerika, dessen siebzig Jare von 1850 bis 1920 bisher ebenfalls noch nicht die längst überfällige Gesamtdarstellung gefunden haben.

Aber das sind nur kleine Mängel angesichts der Fülle des Materials — bekanntem, wenig bekanntem und unbekanntem —, das in diesen beiden Bänden zusammengefasst ist, deren Benutzbarkeit durch zwei getrennte Register wesentlich erleichtert wird. Die Gesamtheit der hier abgedruckten 49 Referate erweist sich durchaus als des Anlasses würdig.

"Ich habe überall zu tun"

Texte von Egon Erwin Kisch aus dem Nachlass

Egon Erwin Kisch: "Gesammelte Werke in Einzelausgaben", Band 10 ("Läuse auf dem Markt"). Aufbau-Verlag, Berlin (Ost). 784 Seiten. Peis DM 21,50.

Was lange währt, wird endlich gut: 1960 erschien der erste Band der Gesammelten Werke Egon Erwin Kischs. Die ursprünglich von Bodo Uhse und Gisela Kisch herausgegebene Edition ist nach dem Tod der Herausgeber von Fritz Hofmann und Josef Polácek fortgesetzt worden. Jetzt, 1986, liegt endlich der abschliessende zehnte Band mit Arbeiten aus dem Nachlass vor.

Sicherlich werden weitere Veröffentlichungen bislang unbekannter Manuskripte und Abdrucke erscheinen, denn der umfangreiche Nachlass im Literatur-Archiv des Museums für tschechische Literatur in Prag ist noch nicht völlig erschlossen. Kisch verfolgte übrigens bis zu seinem Tod am 31. März 1948 grosse Pläne, Erinnerungen an die zwanziger und dreissiger Jahre, neue Gettogeschichten, einen zweiten Band seiner *Erinnerungen an Mexiko* sowie Reportagen über die Tschechoslowakei.

Der vorliegende Band vereinigt unter dem Titel *Läuse auf dem Markt* meist kürzere Reportagen, Kritiken, Feuilletons aus verschiedenen Schaffensjahren sowie mehrere Aufzeichnungen über das mexikanische Exil. Fritz Hofmann steuerte ein Nachwort bei, das durch Anmerkungen und ein Personenregister für die Gesamtausgabe ergänzt wird. Nur schade, dass viele Beiträge nicht mehr datiert werden konnten.

Die Auswahl beginnt mit persönlichen Erinnerungen, die typisch sind für Ki[illegible] Spürsinn als Reporter. 1913 war e[illegible] korrespondent der Prager *Boh[illegible]* Balkankrieg. Die etablierten Wie[illegible] reporter behandelten ihn als "Provi[illegible] ferl" mehr als herablassend. Ohne [illegible] dung zu Diplomaten und Militä[illegible] Kisch auf verlorenem Posten, tr[illegible] emsig Hintergrundmaterial samm[illegible]

Egon Erwin Kisch
Zeichnung: B. F. Dolbin

trüglich zwischen dichterischer Substanz und vordergründiger Sensation zu unterscheiden, wie[illegible] über Grabbes *Napo-*

einige Pariser Ku… Provinz begeben.

Die Schreie jagender Schwalb… konnten noch Turbulenzen in die Ouvertüre des „Barbier von Sevilla" tragen, dann wurde es ernst. Gian-Luigi Gelmetti dirigierte großartig einen …nin… kann … …eine sehr gute Ensembleleistu… …scheinigen, nichts aber, leistungssektors, der Geistesarbeiter aus Not, in einem roten Luxusfräck-

Zentrum in Berlin FAZ 6.8.84

Antisemitismusforschung

„Eine Frage der gesellschaftlichen Gesundheit einer Demokratie" nennt Herbert Strauß den Kampf gegen den Antisemitismus. Der heute Sechsundsechzigjährige ist seit zwei Jahren Leiter des neugegründeten Zentrums für Antisemitenforschung an der Technischen Universität Berlin. Strauß hat als Jude die Schrecken der Naziherrschaft am eigenen Leib erfahren, ehe er sich 1943 illegal in die Schweiz absetzen konnte. Seither ist ihm der Kampf gegen Unter…drückung, Rassismus und Judenverfo… …m Lebensziel geworden. …sieht er, der sich während seiner langjährigen Tätigkeit als Professor für Geschichte in New York aktiv für die Rechte der Schwarzen eingesetzt hat, die Aufgabe des Berliner Instituts: eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen für die Auseinandersetzung mit antijüdischen Vorurteilen.

Das Zentrum ist einzigartig auf der Welt. Zusammen mit seinen Mitarbeitern erforscht Strauß die Ursachen des modernen Antisemitismus seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Dabei wolle man gezielt an das Problem der latenten antijüdischen Einstellung herangehen, sagt Strauß. Denn der offene, verbal geäußerte Antisemitismus sei längst einem versteckten gewichen. Der Schwerpunkt seiner Forschung liege deshalb im Bereich der Mentalitätsgeschichte.

Das Institut wolle einen Schritt über die Sozialgeschichte hinaus wagen, in den Bereich der Kulturanthropologie. Erforscht werden soll dabei das Bild des Juden in der Karikatur und Malerei, in politischen Pamphleten und die Vorstellung des Juden als eines ökonomischen Stereotyps. Mit dem Bild des Juden in der Literatur beschäftigen sich im Moment bekannte Wissenschaftler, Journalisten und Dichter im Rahmen einer Ringvorlesung, die sich auch unter Studenten anderer Fachrichtungen großer Beliebtheit erfreut. Jedoch gibt es mit dieser Lehrtätigkeit noch Schwierigkeiten, da die Antisemitismusforschung noch nicht fest in den Studienplan der Geschichtsstudenten eingebaut ist und sich diese Leistungsnachweise des Zentrums noch nicht anrechnen lassen könnten. F.A.Z.

Die Lust, das aufzuschreiben

„Selbstzeugnisse deutscher Juristen" — Eine kommentierte Bibliographie

F.A.Z.
8/9/83
Seite
8

Juristen sind in Gegensatz zu vielen anderen akademischen Berufen professionelle Schreiber. Was Wunder, wenn viele sich auch an die Darstellung ihres Lebens gemacht haben. Niemand jedoch hat bislang gewußt, in welcher Fülle Erinnerungen deutscher Juristen seit dem 15. Jahrhundert existieren. Die Bibliographie von Jessen bringt das nunmehr an den Tag, wobei er über 1000 Autobiographien nachweisen kann.

Nach kurzen Angaben zur Person wird der Titel der Selbstdarstellung mit dem Erscheinungsjahr angegeben, verschiedentlich ergänzt durch kurze Hinweise, wodurch sie sich auszeichnet. Sinnvollerweise sind auch Tagebücher und Briefsammlungen erfaßt und vor allem auch Bestände, die in Archiven noch auf einen Auswerter harren.

Der Bearbeiter dieser Bibliographie hat den Begriff des Juristen weit ausgelegt. Man mag zweifeln, ob beispielsweise auch Autoren hätten erfaßt werden sollen, die wohl mit einem juristischen Studium begonnen, später aber davon keinen Gebrauch gemacht haben (wie etwa Heinrich Heine) oder deren Bedeutung sich in anderen als typisch juristischen Berufen erwies. Diese großzügige Behandlung des Begriffes Jurist eröffnet allerdings soziologische Aspekte zur Frage, was aus Juristen alles werden kann. Zur Gretchenfrage, was denn ein deutscher Jurist sei, wird keine Erklärung gegeben. Der Autor zählt dazu alle, die in deutscher Sprache geschrieben haben. Das ist sinnvoll, weil einerseits ein Teil der genannten Autoren noch im Heiligen Römischen Reich gelebt hat, andererseits aber österreichische und schweizerische Juristen im gesamten deutschen Sprachraum tätig gewesen sind. Richtigerweise werden auch solche Juristen als deutsche verstanden, die ihre Lebensgeschichte nicht in deutscher Sprache aufgezeichnet haben, deren Leben aber in Deutschland begonnen hat, ehe sie Hitler zur Auswanderung zwang, wodurch ihr eigentliches rechtswissenschaftliches Wirken anderen Völkern zugute kam.

Eine Bibliographie ist kein Lesebuch, wenn sie auch wie ein Antiquariatskatalog schon beim Durchstöbern ein intellektuelles Interesse weckt. Sie hat ihre eigentliche Bedeutung durch die Zusammentragung einzigartigen Quellenmaterials für eine künftige rechtswissenschaftliche Forschung, die ihm bislang keine Beachtung geschenkt hat. Manchem Erinnerungswerk mag darüber hinaus auch eine literarische Bedeutung zukommen. Vielleicht führt das sich verstärkende Interesse an der Geschichte dazu, ihnen den gebührenden Platz einzuräumen.

HILDEBERT KIRCHNER

Jens Jessen: „Die Selbstzeugnisse der deutschen Juristen". Erinnerungen, Tagebücher und Briefe. Eine Bibliographie. P. Lang Verlag, Frankfurt am Main, Bern 1983. 287 S., geb., 77,— Sfr.

Heinrich Wölfflin heute

Von Georg Germann

VOR ZWANZIG JAHREN

Zum hundertsten Geburtstag des Kunsthistorikers Heinrich Wölfflin (1864—1945) hielt sein Schüler Joseph Gantner eine Gedenkrede vor den zum 21. Internationalen Kongress für Kunstgeschichte in Bonn versammelten Fachkollegen, und in einem Joseph Gantner (geb. 1896) gewidmeten Zeitschriftenheft warf Eduard Hüttinger wenig später die Frage auf, ob und wie Wölfflins Werk nachwirke.[1]

Gantner stellte «mit Befriedigung fest, dass im Jahre des hundertsten Geburtstages alles, was Wölfflin selbst vollendet hat und zum Druck hat bringen wollen, in gültigen Ausgaben seiner Hand vorliegt», «dass die Bücher Wölfflins in die meisten Kultursprachen der Welt übersetzt worden sind» und dass «dasjenige Buch, das Wölfflin selbst als sein wichtigstes betrachtet hat», die «Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe» von 1915 in der 13. deutschen Auflage vorliege und in zehn Sprachen übersetzt worden sei. Er wies auf die Wirkung hin, welche dieses Buch auf das eigene Fach und auf Gelehrte der Nachbardisziplinen ausgeübt habe, und fragte sich: «Auf welchen Elementen aber beruht diese Wirkung?», ohne eine schlüssige Antwort geben zu wollen.

Eduard Hüttinger aber sprach damals von der «Indifferenz» seiner Studenten dem Werk Wölfflins gegenüber und klagte: «Die lebendige Zwiesprache der gegenwärtigen Kunstwissenschaft mit Wölfflin ist, wohl nicht zu deren Vorteil, abgebrochen.» «Wölfflins Werk ist indessen lediglich in Betracht seines Systemcharakters fragwürdig geworden.» Seine fortdauernde Wirkung beruht auf anderen Werten: «Unverlierbar hat Wölfflin gegen allen entwicklungsgeschichtlichen Relativismus die Gegenwart des Kunstwerks beschworen, im Medium einer Prosa, die ihn unter die grossen wissenschaftlichen Prosaisten der deutschen Sprache reiht. Daher überschreitet sein Werk weit die Dimension des Fachlichen: es gehört in einen säkularen Zusammenhang hinein, der durch die Namen von Dürer, Winckelmann und Goethe vorgeprägt ist; als Mensch, Forscher und Schriftsteller ist Heinrich Wölfflin eine Erscheinung im Sinne der Klassik, wie er sie geschildert hat.»

MODERNE DARSTELLUNGEN

Aber wie gelang es Wölfflin, die «Gegenwart des Kunstwerks zu beschwören»? Joseph Gantners Basler Kollege Hans Reinhardt (geb. 1902) *pflegte Wölfflins Vorlesungsstil durch jenen Satz zu kennzeichnen*, den er vor Albrecht Dürers Stich «Der hl. Hieronymus im Gehäuse» aussprach: «Wenn der Deutsche in ein Wirtshaus kommt, dann setzt er sich in die Ecke.» Einen anderen Kommentar zu demselben Blatt, und zwar zum gemaserten Holz der Fensterlaibungen, überliefert Benno Reifenberg: «Das Deutsche daran: Dürer wusste, wie es der Materie zu Mute ist.»[2] In beiden Sätzen verhilft Wölfflin dem Zuhörer zur Einfühlung in das Wie der Darstellung. Doch seine Strategie der Beschwörung umfasst nicht allein die Taktik der Einfühlung, sondern viele andere Stratagemata.

Obgleich Wölfflin im Laufe seines Lebens immer deutlicher zur Einsicht gelangte, dass seine einzigartige Gabe eben in der «Analyse» des Kunstwerks bestehe, haben die modernen Darstellungen weniger diese als den Systemcharakter seines Werkes zum Gegenstand genommen und sind dadurch auf teils längst bekannte, teils erst heute sichtbar werdende innere Widersprüche gestossen.[3] Sie verfügen damit über Wölfflins Werk und fügen es in die Geschichte der Kunstgeschichtsschreibung oder in die deutsche Geistesgeschichte ein, während der soziale und didaktische Erfolg Wölfflins und mit ihm wohl auch der Kunstgeschichte als Institution am Rande des Gesichtsfeldes bleiben.

Für den an der University of Essex lehrenden Michael Podro steht Wölfflin in einer Reihe mit Kant, Schiller, Hegel, Rumohr, Schnaase, Semper, Göller, Riegl, Springer, Warburg und Panofsky; Meinhold Lurz untersucht eingehend Wölfflins Rezeption von Gedanken Schopenhauers, Friedrich Theodor und Robert Vischers sowie die seiner Lehrer Heinrich von Brunn und Johannes Volkelt, und zwar auf Grund von zwei Prämissen: dass Wölfflin vor allem Kunsttheoretiker sei und «dass sein theoretisches Niveau zunehmend verflachte». (Was für ein Bildungetüm!)

Ebenfalls nahe bei den Quellen bleibt die Untersuchung von Joan Hart, 1981 als Dissertation in Berkeley als Dissertation eingereicht und in bereinigter Form vor dem Druck stehend; wo es Lurz um die Biographie einer Kunsttheorie geht, hat sie, dem Menschen Wölfflin näher, «an intellectual biography» geschrieben, von der man nur bedauert, dass sie den alten Wölfflin ausser acht lässt.

Die beiden letzten geben zusammen auch wichtige Hilfsmittel zum weiteren Wölfflin-Studium: Lurz ein Verzeichnis der Lehrveranstaltungen, Joan Hart eine Uebersicht über den Nachlass und eine Bibliographie von Wölfflins Schriften, Aufsätzen, Besprechungen und Zeitungsartikeln sowie wichtige Rezensionen seiner Bücher. Beide benutzen den unter Joseph Gantners Aufsicht stehenden von der Universitätsbibliothek Basel verwalteten «Nachlass», der neben den Familienbriefen und den Tagebüchern oder Notizbüchern auch später hinzugekommene Briefschaften und Kollegnachschriften und manche andere Wölffliniana enthält.

WÖLFFLINS INNERE BAHN

Joseph Gantner hat diese Papiere zuerst im Verein mit Ernst Wölfflin, dem Augenprofessor und Bruder des Kunsthistorikers, zusammengetragen und durch die Kunsthistorikerin Helmi Gasser transkribieren lassen. Sie war auch seine Helferin in der entsagungsvollen, selbst gewählten, beharrlich durchgeführten Absicht, alle irgendwie erreichbaren handschriftlichen Zeugnisse von und über Heinrich Wölfflin im Original oder in Kopie dem Nachlass beizugesellen, um ihn zu einem umfassenden Wölfflin-Archiv zu machen.

Gantner selbst hat das Andenken Wölfflins durch Teilpublikationen wachgehalten und neuerdings Wölfflins nur drei Buchseiten zählende Autobiographie mit Auszügen aus Tagebüchern und Briefen vereinigt, die nach der Zeitfolge geordnet und mit einem auf das Notwendige beschränkten Apparat versehen sind.[4] Auch darin zeigt sich eine bewundernswürdige Treue des Schülers, der seit wenigstens 50 Jahren der Schülerrolle entwachsen und selbst zu hohem Ansehen gekommen ist.

Um die Strenge der Auswahl zu ermessen, mit der Gantner in dem neuen Band Wölfflins Selbstzeugnisse vorstellt, vergleiche man folgende Zahlen: aus Tagebuch 6 bringt Gantner ein Zitat, Lurz zwölf Stellen, Joan Hart dreizehn Stellen; Tagebuch 7 erscheint bei Gantner siebenmal, bei Lurz vierzehnmal, bei Joan Hart vierundzwanzigmal.

Was Gantners Auszüge zeigen, ist die innere Bahn des Gelehrten und des Menschen Wölfflin. Wenige vermochten diesem nahezukommen, unter den Lebenden Joseph Gantner selbst und Michael Stettler (geb. 1913, dessen Erinnerungsbüchlein den meisten Bibliographen entgeht). Für diese Unnahbarkeit, aus der Wölfflin immer nur kurz heraustrat, stehe die Anekdote, die wir Kurt Gerstenberg verdanken: Auf einem Münchner Faschingsfest liess sich Wölfflin von Ricarda Huch zur Verbrüderung hinreissen. Anderntags begrüsste sie ihn: «Lieber Heinrich, wie geht es dir?» Darauf Wölfflin: «Wollen wir nicht lieber wieder zu dem vertrauten Sie zurückkehren?»[5]

Enthüllungen wird man von Gantners Auszügen nicht erwarten; aber beim Lesen rücken der Gelehrte und der Mensch zusehends zusammen. Wir belächeln die Selbstüberschätzung des Studenten aus Professorenhaus, werden durch seine Selbstironie entwaffnet, lesen bald «Auf der Höhe», bald «Katzenjammer» (9. 8.1903; 21.11.1903), hören von Modellen, die Wölfflin in Dürerschen Posen zeichnet (22. 9.1922; 27.11.1903; 5.12.1903), von vagen Heiratsgedanken (14.12.1900), später, in einem umfassenden Sinn, von «Entsagung» (9. 8.1929).

Die Zeitereignisse erscheinen zuweilen; von dem Kriegsenthusiasmus umbrandet, sehnt er sich von München nach der Schweiz, die ihm als Insel erscheint und wohin er 1924 tatsächlich zurückkehrt, um den Münchner Lehrstuhl mit einer Professur in Zürich zu vertauschen, wo er am liebsten gleich das Alfred-Escher-Denkmal beseitigen würde (6. 7.1925). Wölfflin besteigt das Flugzeug (1. 6.1926) und ärgert sich in Rom über die «Autobelästigung» (14.12.1930). Der berühmte Kathederredner notiert: «Die Analyse als Kunst ausbilden. Völlig suggestiv wirkend, das Bildwerk erstehen lassen» (Anfang Juni 1903). Er träumt «mit aller Deutlichkeit das *Malerische*», nämlich «Leute, die in einer Ofenecke sitzen», ein Traum, den er dann offenbar in die Analyse von Dürers «Hl. Hieronymus im Gehäuse» übergeführt hat (8.12.1912).

In solchen Sätzen und Satzfragmenten erscheint Intimes, doch ohne dass die von Joseph Gantner kunstvoll zusammengestellten Auszüge jemals die Diskretion verletzten. In die Sphäre des Privaten einzudringen war aber notwendig, um zu zeigen, wie sehr sich bei Wölfflin Leben und Kunsterlebnis durchdringen und wie sehr seine Art von Wissenschaft auf dem Kunsterlebnis beruht. Mehr noch: Die wenigen Worte Wölfflins, die auf diesem Blatt abgedruckt sind, vermögen vielleicht zu zeigen, dass zu seinen Leistungen auch das exemplarische Leben gehört.

[1] Joseph Gantner: Gedenkrede für Heinrich Wölfflin (1864—1964), in: Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft, 11/1, 1966, S. 7—20. — Eduard Hüttinger: Wölfflins Werk — heute, ebd., 12/1, 1967, S. 104—116.

[2] Reichsausgabe der Frankfurter Zeitung, 2. 6.1935, zit. nach Gotthard Jedlicka: Heinrich Wölfflin, Erinnerungen an seine Jahre in Zürich (1924—1945). Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft 1965, S. 22.

[3] Joan Goldhammer Hart: Heinrich Wölfflin: An Intellectual Biography, Diss. University of California, Berkeley 1981, ungedruckt; vgl. Joan Hart: Reinterpreting Wölfflin: Neo-Kantianism and Hermeneutics, in: Art Journal, 42, 1982, S. 292—300. — Meinhold Lurz: Heinrich Wölfflin, Biographie einer Kunsttheorie, Worms 1981. — Michael Podro: The Critical Historians of Art, New Haven/London 1982.

[4] Heinrich Wölfflin (1864—1945), Autobiographie, Tagebücher und Briefe, hrsg. von Joseph Gantner, Basel/Stuttgart 1982, verlegt bei Schwabe, der auch die meisten Schriften Wölfflins wiederaufgelegt hat.

[5] Zit. nach Udo Kultermann: Geschichte der Kunstgeschichte, der Weg einer Wissenschaft, Wien/Düsseldorf 1966, S. 319. — Nach mündlicher Ueberlieferung soll sich der Wortwechsel in Zürich abgespielt haben; freundliche Mitteilung von Dr. Conrad Ulrich.

Georges Braque: Maison à l'Estaque; Gemälde, 1908; Kunstmuseum Bern.

Malerei im Zeitalter des «wahrscheinlichen Lebens»

Zur laufenden Revision des Kubismus

Von Marcel Baumgartner

Wenn die Intensität der wissenschaftlichen Bemühungen um ein historisches Phänomen als Mass für seine «Aktualität» gelten darf, dann kann heute — im Rückgriff auf den Titel eines Aufsatzes, den Pierre Dufour 1969 in der Zeitschrift «Critique» veröffentlichte — mit grösserem Recht vielleicht denn je von einer *«actualité du cubisme»* gesprochen werden. Denn zweifellos gründet das Interesse, das in jüngster Zeit dem Kubismus neu entgegengebracht wird, tiefer als in der blossen Zufälligkeit von Zentenarveranstaltungen um Picasso (*1881) und um Braque (*1882).[1]

Œuvre-Kataloge erschliessen seit kurzem das gemalte Werk (zu dem, weil es eine sinnvolle Trennungslinie nicht gibt, mit Recht auch die Papiers collés und die Assemblagen gerechnet werden) der beiden Kubisten der ersten Stunde.[2] Gleich zwei Ausstellungen innerhalb von zwölf Monaten versuchten — ein gutes Jahrzehnt nach der letzten grossen Uebersicht («The Cubist Epoch», Los Angeles und New York 1970/71) —, neu Bilanz zu ziehen.[3] Und genau zwischen diesen beiden Veranstaltungen schliesslich, im Herbst 1982, erschien ein Buch, das, zwar nicht in allen seinen Teilen gleichermassen geglückt, dennoch — vor allem wegen der differenzierten (in erster Linie auf die Ergebnisse von William Rubins Forschungen sich abstützenden) Analyse der komplexen Beziehungen zwischen Cézanne, dem Fauvismus und dem frühen Kubismus, wegen der präzise abwägenden Nachzeichnung der ersten Wegstrecke, die Braque und Picasso gemeinsam gingen, und wegen der detaillierten Darstellung der Pariser «Szene» — in Zukunft neben den grundlegenden Werken von John Golding (London 1959), Robert Rosenblum (New York und Stuttgart 1960) oder Douglas Cooper (London/Los Angeles/New York 1971) genannt zu werden verdient: Pierre Daix' «Journal du Cubisme».[4]

Durch diese *neue Phase in der Forschung*, die eine Fülle an neuen Erkenntnissen über die Chronologie der Ereignisse und an oft überraschenden Einsichten in bisher unbekannt gebliebene Zusammenhänge der formalen Entwicklung brachte, haben sich unsere Vorstellungen über den folgenreichsten unter den Ismen des 20. Jahrhunderts in wichtigen Punkten präzisiert und gewandelt. Und als besonders erfrischend empfindet man dabei die stillschweigend vollzogene Ausklammerung oder — wie etwa in Reinhold Hohls Beitrag zum Katalog der Sammlung Marina Picasso — die ausdrückliche, kategorisch formulierte Ablehnung all jener «Erklärungen» und Spekulationen, die in der Vergangenheit den Kubismus mit Theorien aus dem Bereich der exakten Wissenschaften in Verbindung zu bringen suchten[5] oder in ihm das Ergebnis konkreter philosophischer Ueberlegungen und gedanklicher Konzeptionen sehen wollten.

*

Liegt aber, bei näherem Bedenken, in dieser nüchternen Beschränkung auf «die Fakten» nicht auch eine *fragwürdige Eingleisigkeit?* Denn so problematisch, so verstiegen und oftmals absurd sie im einzelnen auch erscheinen mögen: Sind nicht jene Interpretationen, die die Werke von Picasso und von Braque, von Léger und von Gris, aber auch (und vielleicht besonders) von Gleizes und von Metzinger oder von Férat und von Lhote als bewusste «Verarbeitung» der Einsteinschen Relativitätstheorie, als Reflexe von der Lehre einer nichteuklidischen Geometrie oder als Visualisierung der «Vierten Dimension» deuteten, ein unglücklicher und untauglicher Versuch, das konkreter zu fassen, was andere in allgemeiner Formulierung (und deshalb unwidersprochen) als ihre Ueberzeugung vortrugen?

Zum Beispiel, 1923, Carl Einstein: «Ich weiss schon sehr lang, dass die Sache, die man „Kubismus" nennt, weit über das Malen hinaus geht. (. . .) Ich glaube nicht, dass der Kubismus nur eine optische Specialität ist; wenn dies, dann wäre er falsch, da nicht fundiert. Er umfasst als gültige Erfahrung sehr viel mehr und ich glaube, es ist nur Frage unserer Energie, ihn zu fassen.» Oder, zwei Jahre später, Juan Gris: «Le cubisme, n'étant pas un procédé mais une esthétique et même un état d'esprit, doit avoir forcément une corrélation avec toutes les manifestations de la pensée contemporaine. On peut inventer isolément une technique, un procédé, on n'invente pas de toutes pièces un état d'esprit.»

Bedeutet also das ausschliessliche Insistieren auf formalen Werkanalysen und auf «sachlicher» Rekonstruktion der Chronologie (deren hoher Erkenntniswert damit in keiner Weise bestritten werden soll) nicht auch — eben weil es ihn als «optische Specialität» behandelt — den *Verzicht* auf die Klärung der Frage nach jener Fundierung, die nicht nur in Carl Einsteins Augen den Kubismus so bedeutsam macht?

Und die Vorstellung, der Kubismus wolle «das Wesen und die Permanenz von Wesenheiten offenbaren» (Jacques Rivière, 1912), er strebe danach, «die Wahrheit» zu zeigen, statt

[1] Im Zusammenhang mit dem Kubismus seien besonders erwähnt: Pablo Picasso: A Retrospective, New York 1980. — Pablo Picasso. Sammlung Marina Picasso, München, Köln, Frankfurt und Zürich 1981/82. — Der zerbrochene Kopf. Picasso zum 100. Geburtstag, Hamburger Kunsthalle 1981/82. — Georges Braque en Europe, Bordeaux und Strassburg 1982. — Georges Braque. Les Papiers collés, Paris 1982.

[2] Pierre Daix/Joan Rosselet, Le cubisme de Picasso. Catalogue raisonné de l'œuvre peint 1907—1916, Neuenburg 1979. — Nicole Worms de Romilly/Jean Laude, Georges Braque: Le cubisme. Fin 1907—1914, Paris 1982 (=Catalogue raisonné de l'œuvre de Braque, tome VII).

[3] Kubismus. Künstler, Themen, Werke. 1907—1920, Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln 1982. — The essential Cubism, Tate Gallery London 1983. — Zu nennen ist ferner die Ausstellung Zeichnungen und Collagen des Kubismus: Picasso, Braque, Gris, Kunsthalle Bielefeld 1979.

[4] Pierre Daix, Journal du Cubisme, Genf 1982. Deutsch: Der Kubismus in Wort und Bild, Genf, Stuttgart 1982.

[5] Eine knappe «Ueberprüfung» dieses «Wunschtraumes» gab Adolf Max Vogt unter dem Titel Kubismus und exakte Wissenschaften, in: NZZ Nr. 199, 28./29. August 1982.

«den banalen Illusionen der blossen optischen Wahrnehmung zu huldigen» (Olivier-Hourcade, 1912): Lässt sie sich im Ernst abtun mit einem Hinweis auf die neoplatonisch beeinflussten «Denk- und Sprachmoden aus der Zeit um 1910» und im besonderen auf «die mit Charles Blancs „Grammaire des Arts" aufgewachsene Pariser Kunstpublizistik» (R. Hohl), wenn — ganz abgesehen davon, dass die Wesensschau-Theorie ihre konsequenteste Ausarbeitung erst in Kahnweilers Gris-Monographie von 1946 und ihre Kanonisierung erst durch Arnold Gehlens «Zeitbilder» von 1960 erfuhr — noch 1957 bei Werner Hofmann zu lesen ist: «Für den frühen Kubismus bedeutet Definition des Wirklichen die Bevorzugung unumstösslicher, körperlicher Dinggewissheiten» (in: «Zeichen und Gestalt. Die Malerei des 20. Jahrhunderts») oder wenn in Ulrich Weisners (im übrigen sehr differenzierten) «Ueberlegungen zur revolutionären Struktur der kubistischen Periode Picassos» (im Katalog Bielefeld 1979) der Satz steht: «Picassos Bilder sind nicht „ungegenständlich", sondern in hohem Mass gegenständlich, allerdings im Sinne nicht einer besonderen, individualisierten, sondern allgemeinen, wesentlichen Gegenständlichkeit»?

Oder gehörte es nicht vielmehr mit zu den Aufgaben der laufenden Revision des Kubismus, sich mit diesen offensichtlich tief verwurzelten, philosophisch begründeten Interpretationen *kritisch auseinanderzusetzen*, statt sie stillschweigend auszuklammern oder pauschal zu verwerfen?

*

In der Tat drängt sich eine Auseinandersetzung mit eben der Konzeption, die die *kubistische Malerei als «Wesensschau»* apostrophiert, geradezu gebieterisch auf — glauben wir doch heute, in den Bildern vor allem von Braque und Picasso das genaue Gegenteil von dem sehen zu dürfen, was dort ausgemacht wurde. Nichts mehr von «objektiver Wesenheit» vermögen wir zu erkennen, nichts «Absolutes» und kein «Streben nach dem Konstanten», nichts von einer «Garantie der Gewissheit an sich» oder von «absolut reiner Wahrheit», sondern — und eine Pionierfunktion beim Herausarbeiten solcher Qualitäten kommt Robert Rosenblums 1960 erschienenem Buch «Cubism and Twentieth Century Art» zu — vielmehr: Doppelsinn, Widersprüchlichkeit, Diskontinuität, Paradoxie, Vielschichtigkeit.

Selbst in einem Werk wie Braques «Maisons à l'Estaque» scheinen uns die «absoluten», stereometrisch geschnittenen Formen des zentral die Komposition beherrschenden Hauses allein zum Zweck ihrer Infragestellung in die Mitte des Bildes gesetzt. Denn harte Ecken und Kanten bilden zwar eine Struktur, welche sich über die ganze Fläche hin ausbreitet und in einem raffinierten Spiel von Entsprechungen, Parallelen und Kontrapunkten die formale Geschlossenheit des Bildes bewirkt. Nirgends aber ausser im zentralen Motiv schliessen sich diese Elemente zu einem geschlossenen Körper, zu einer «unumstösslichen, körperlichen Dinggewissheit» zusammen.

Im Gegenteil: Wo immer möglich wird eine solche in Frage gestellt. Dachschrägen fallen, statt dass sie von Mauern aufgefangen würden, ab und verschwinden im Unbestimmten. Wandflächen werden nicht gegeneinander abgegrenzt, sondern in bewusster Verunklärung zu einem vieldeutigen polyvalenten Gefüge verschmolzen. Selbst in den festgefügten Block des dominierenden Baus ragt eine unbestimmte und unbestimmbare Fläche und bezieht damit auch ihn ein in das (trotz den meist kristallinisch klaren Detailformen) mehrdeutig Fluktuierende der ganzen Komposition.

Nicht also die «Bevorzugung unumstösslicher, körperlicher Dinggewissheiten» zur «Definition des Wirklichen» bildet die gestalterische Grundlage für dieses Bild, sondern es ist genau umgekehrt: Die Möglichkeit, «unumstössliche, körperliche Dinggewissheiten» darzustellen, wird hier *bildnerisch bezweifelt*. Diese «Dinggewissheit», körperhaft fassbar in der Bildmitte exponiert, wird sogleich wieder systematisch und von allen Seiten her in Frage gestellt, ihrer greifbaren «Wahrheit» wird ein aufgelöstes Geflecht von vieldeutigen Beziehungen entgegengesetzt. Dem Endgültigen, Festgefügten und Definitiven werden unsichere Hypothesen entgegengehalten, der statisch ruhenden Gewissheit dynamisch bewegte Unsicherheit. Die hermetische Abgeschlossenheit des zentral sich behauptenden Kubus wird relativiert, indem rundherum die schroffen «Gegensätze» der harten Detailformen «in Reihen von Uebergängen sich auflösen».

Damit führt Braque in seinen «Maisons à l'Estaque» ein Wirklichkeitsverständnis vor Augen, wie es, nach Robert Musil («Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste», 1922), dem «denkenden Menschen ansteht» in einer Zeit, von der nicht nur er glaubt: «(...) die Grundfrage, welches Wesens das Wahrscheinliche ist, scheint (...) immer mehr an die Stelle der Frage nach dem Wesen der Wahrheit treten zu wollen (...) Es hätte sich alles auch mit den Worten ausdrükken lassen, dass nach und nach der „wahrscheinliche Mensch" und das „wahrscheinliche Leben" anstelle des „wahren" Menschen und Lebens emporzukommen begännen, die eitel Einbildung und Vortäuschung gewesen seien.» («Der Mann ohne Eigenschaften»)

Hinter dem Pathos jener Interpreten aber, die im Kubismus das Streben nach der «absolut reinen Wahrheit» zu sehen vermeinten, öffnet sich für uns jene Leere, die in der fatalen Ironie der Beteuerung von Ulrich, dem «Mann ohne Eigenschaften», zum Ausdruck kommt: «„Ich schwöre Ihnen", erwiderte (er) ernst, „dass weder ich noch irgend jemand weiss, was der, die, das Wahre ist; aber ich kann Ihnen versichern, dass es im Begriff steht, verwirklicht zu werden!"»

*

Drang, die festen Körper in ihrer Abgeschlossenheit in Frage stellend, in den «Maisons à l'Estaque» von 1908 die Erforschung der Dinge in ihren gegenseitigen Beziehungen sozusagen von den Rändern her ins Bild ein, so war damit ein Prozess eingeleitet, in dessen Verlauf die Kubisten Braque und Picasso das «unveränderliche Bild der Welt» — Kahnweiler hatte vom «unveränderlichen Bild der Welt» gesprochen und gesagt, das Ziel des Kubismus sei es gewesen, dieses festzuhalten — durch immer komplexere «Systeme von Zusammenhängen» (Musil) ersetzten. Ein ständig dichter werdendes Gefüge erfasste im «analytisch» genannten Kubismus die gesamte Bildstruktur. Parallel dazu wurden die Dinge in ihrer fassbaren Körperlichkeit mehr und mehr aufgelöst und in ein «Formelsystem von möglichen Bedeutungen» (Musil) verwandelt. Die eindeutig fixierten Tatsachen wurden überflutet von den unbeschränkten und unbestimmten Kombinationsmöglichkeiten einer fragwürdig gewordenen Realität. Das Entgleiten der Wirklichkeit wurde zu einem zentralen Inhalt der Bilder; die Unmöglichkeit, die «Aussenwelt» (und damit erst recht das «Wesen» der Dinge) zu fassen, wurde thematisiert.

Der Gefahr des völligen Sich-Verlierens in einem scheinbar nirgends Halt bietenden «Chaos» begegnete dann der synthetische Kubismus, indem er das verwirrende Geflecht der «unendlich verwobenen Fläche», das unübersehbar gewordene «Gefilz von Kräften», das keine Beurteilung mehr zulässt darüber, «was oben und unten» ist — Musils Worte, mit denen er die Struktur des «wahrscheinlichen Lebens» umschreibt, lassen sich lesen als Charakterisierung der Struktur auch der Bilder aus der analytischen Phase des Kubismus —, ersetzte durch ein geklärtes, reduziertes und dadurch übersichtliches System von Beziehungen. Ein System von Beziehungen allerdings, das keineswegs Abwendung von der Optik einer irritierenden Wirklichkeitsbefragung und Rückkehr zum Glauben an eindeutig definierte Wirklichkeit bedeutet: Vielmehr bildet es die Grundlage, auf der die Polyvalenz dieser Beziehungen um so prononcierter und deutlicher zum Ausdruck gebracht werden kann.

*

Zwei Folgerungen drängen sich auf angesichts eines so fundamentalen Wandels in der Beurteilung des Kubismus.

Erstens: Ein Hauptgrund für die Tatsache, dass das Wesensschaukonzept sich über Dezennien hinweg so hartnäckig halten konnte, ist zu suchen in einem bestimmten Aspekt seiner *historischen Bedingtheit*.

Aus dem Insistieren auf Begriffen wie «Wesen» und «Wahrheit» nämlich spricht nicht zuletzt ein ständiges Bemühen, den Kubismus gegen jene Kritiker zu verteidigen, die ihn (und nicht nur ihn) aus christlicher Sicht als ein «dämonisches Jasagen zur Zerfetztheit allen Seins» und damit als einen entscheidenden Schritt auf dem Weg «hinab ins Chaos» und hin zum «Verlust der Mitte» (Hans Sedlmayr) beklagten oder aber aus marxistischer Perspektive in ihm den «trüben, gurgelnden, bodenlosen Strom» jener «Selbstzersetzung des bürgerlichen Denkens» (Alfred Kurella) erkannten, die den «Verlust der bürgerlichen Mitte» (Konrad Farner) anzeigt.

Wenn aber diese Kritiker den Ausdruck der neuen Kunst gleichsetzen mit dem Zustand der Wissenschaften, der sich ihnen darbot als ein «wahrer Hexensabbat immer neuer, immerfort einander ablösender und aufhebender Theorien» und den sie kritisieren als «richtungslos, multivalent, vieldeutig» (Kurella): Fällt dann nicht ein Licht auf die Gründe für die neue Aktualität des Kubismus, gleichzeitig aber auf die historische Bedingtheit auch der neuen Position? Denn es ist doch weit mehr als Zufall, wenn «Vieldeutigkeit» und «Multivalenz» als positive Kriterien des Kubismus gerade in einer Zeit entdeckt werden, die auch in den Wissenschaften sich wendet «Wider den Methodenzwang» (Paul Feyerabend), die sich einsetzt für «Pluralismus als Erkenntnismodell» (Helmut Spinner) und der das Konzept eines Stilpluralismus als Möglichkeit eines Auswegs aus den festgefahrenen Denkmodellen der Stilepochen-Kunstgeschichte erscheint.

Und zweitens: Das Ungenügen des Wesensschaukonzepts beruht in erster Linie darauf, dass dabei eine These, die in Teilbereichen sehr wohl ihre Gültigkeit hat, auf eine ganze Bewegung, die *so geschlossen keineswegs ist*, übertragen wurde. Kahnweiler etwa entwickelte seine Theorie anhand des Werks von Gris, den das «komplizierte Liniengewirr» in den Bildern von Braque und Picasso nach seinen eigenen Worten abstiess. Ihm mag es tatsächlich darum gegangen sein, «das Wesentliche so klar, so eindeutig wie möglich zu sagen» (Kahnweiler).

Den gleichen Fehler aber beginge, wer «Diskontinuität», «Paradoxie» und «Doppelsinn», ihre ebenfalls *beschränkte Gültigkeit* verkennend, als Kriterien für «den» Kubismus zu reklamieren versuchte. Denn — und aus diesem Grund ist die diskussionslose Eliminierung der alten Vorstellung zum mindesten voreilig — erst die Antinomie von Gefühl der Zersplitterung und Fragmentierung einerseits und Streben nach Gestaltung einer Einheit anderseits kennzeichnet die *Spannweite* des Kubismus.

Und nur weil jeder in ihm das holte, was er wollte, konnte er zu einem entscheidenden Durchgangsstadium für das Werk von Paul Klee *und* von Piet Mondrian, von Kasimir Malewitsch *und* von Marcel Duchamp werden: zum Bezugspunkt sowohl für das erste «Ready made» von 1913 wie auch für das «Schwarze Quadrat» aus dem gleichen Jahr — und damit für die beiden extremsten Verwirklichungen jener «grossen Realistik» und jener «grossen Abstraktion», die Kandinsky 1912 theoretisch gefordert hatte.

Bibliothek im Exil

50 Jahre Warburg Institute in London

Von Ulrich Raulff

DAS BUCH DANEBEN

Zu besichtigen gibt es nichts. Das Institutsgebäude am Woburn Square ist einer von vielen älteren Kompaktbauten im Umkreis der Londoner Universität. Einlass in die Bibliothek, dem Herzstück des Hauses, erhält nur, wer sich an der Pforte entsprechend ausweisen konnte. Und sollte der Besucher das lateinische Wort an der Schwelle zum Lesesaal *(Otiosus locus hic non est, discede morator)* übersehen, so wird ihn die Atmosphäre intensiven Studiums drinnen bald belehren, dass dies keine Stätte des Müssigganges ist: einer jener Bibliotheksräume, die man zögert, «Räume» zu nennen, so sehr drängen Benutzereifer und Gelehrtenfleiss den Raum, die architektonische Schale, in den Hintergrund. Die Kamera bleibt ungenutzt in der Tasche. Was soll man photographieren? Touristen haben hier nichts verloren.

Ueber dem Lesesaal erhebt sich die eigentliche Bibliothek, vier Stockwerke mit über 200 000 Bänden füllend, vier Stockwerke wie im einstigen, von Warburg konzipierten Hamburger Bibliotheksbau. Wie in jenem, so sind auch hier alle Bücher dem Benutzer frei zugänglich; weiterhin gilt das von Warburg formulierte «Gesetz der guten Nachbarschaft», demzufolge es stets das Buch *daneben* ist, in welchem der Suchende seinen entscheidenden Fund macht.

Zur Bequemlichkeit der solcherart sich Fort- und Festlesenden findet sich neben den Regalen ausreichend Gestühl, und unwillkürlich fragt sich der Besucher, wie man diesen Garten bibliomaner Lüste je wieder wird verlassen können: gibt es doch einen Punkt, an dem Leseparadies und Spielhölle sich berühren. Vergeblich sucht man in London den ovalen Lesesaal des Hamburger Domizils, und auch die Warburgsche Manier, die Bücher zusätzlich zur numerischen Signatur durch dreifarbige Etiketten zu kennzeichnen, hat man fallenlassen, allerdings erst vor einem Jahr. Am Ende sei er selbst, erklärt Professor Trapp, heutiger Direktor des Instituts, wohl der einzige gewesen, der diesem System noch gefolgt sei.

Bereitwillig berichtet Trapp von den vielfältigen Tätigkeitsbereichen des Instituts, Symposien, Forschungen, Publikationen, seinem Unterrichtsbetrieb im Rahmen der Universität. Das weitere lässt sich den Jahresberichten des Instituts entnehmen: die Vielzahl renommierter Gelehrter, die das Institut jährlich besuchen, Vorträge, Stipendien, ein weiter Hof von Aktivitäten. Eine enorme geistige Ausstrahlung besass bereits die Hamburger Bibliothek Warburg in den zwanziger Jahren, zu Lebzeiten ihres Gründers. Diesen Nimbus nicht verspielt, sondern durch geschickte Einbettung des Instituts in das englische Unterrichtswesen und die anglophone Scholarenkultur gerettet und befestigt zu haben, so dass heute das Warburg-Institut synonym für Spitzenforschung in den Geisteswissenschaften steht, ist das Verdienst der Schüler und Nachfolger.

Daran hat auch der Fall Blunt, jenes späteren Sir Antony Blunt, der jahrzehntelang für die Sowjets spionierte und seinen Kumpanen Burgess und MacLean die Flucht ermöglichte, nichts zu ändern vermocht, obgleich Blunt seit 1937 zum Stab des Warburg-Instituts gehörte und bis zu seinem Tode vor einem Jahr, weit über seine Enttarnung hinaus, im *Editorial Board* des Warburg-Jahrbuches, zu dem er im Laufe der Jahre weit über ein Dutzend Beiträge lieferte, namentlich erschien.

RETTUNG IM EXIL

Ein wohletabliertes Institut von hohem intellektuellem Prestige. Das hätte vor fünfzig Jahren wohl niemand zu prophezeien gewagt, im Dezember 1933, als zwei kleine, mit mehr als 60 000 Büchern, mit Regalen, Bindetischen, Katalogen und Photos beladene Schiffe Hamburg in Richtung London verliessen. Fritz Saxl, Bibliotheksassistent seit 1913 und seit dem Tode Warburgs im Jahre 1929 Leiter der mittlerweile in ein öffentliches Institut umgewandelten Bibliothek, hatte auf die politischen Entwicklungen in Deutschland ahnungsvoll und rasch reagiert.

Unter Ausnutzung bereits bestehender Kontakte zu englischen Fachkollegen und Instituten, unterstützt durch Spenden englischer Gönner und der Familie Warburgs, hatte Saxl die Bibliothek vor dem vernichtenden Zugriff der Nazis gerettet. Doch ihr weiteres Schicksal im Exil stand gewissermassen in den Sternen — ironisches Geschick einer Bibliothek, deren Initiator nicht zuletzt durch seine Forschungen zum Sternenglauben der Renaissance hervorgetreten war.

Dass die *Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg* mehr als eine gutsortierte Büchersammlung zu Fragen der Kunst- und Religionsgeschichte war, stand und steht ausser Zweifel. Gertrud Bing und Fritz Saxl, Warburgs Assistenten in dessen letztem Lebensjahrfünft und beide später Direktoren des Londoner Instituts (Saxl bis zu seinem Tode 1948, Gertrud Bing von 1954—1959), haben sie als Warburgs eigentliches Lebenswerk und als materiale Ausformulierung seines prismatischen Denkens bezeichnet.

In gewisser Weise ebenfalls Fragment wie die Schriften, die Aby Warburg (1866—1929), genialer Begründer der modernen Ikonologie und bedeutendster Nachfahre Jacob Burckhardts hinterliess, bot die Bibliothek doch — anders als die verstreuten Schriften, anders als der möglicherweise unpublizierbare Nachlass — die Möglichkeit zur Weiterführung und Einbindung in breit angelegte Forschungen. Die hierin liegende Chance wurde von Saxl bereits um 1920 erkannt und mit der Transformation der Bibliothek in ein öffentliches Forschungsinstrument realisiert.

In der Zusammenarbeit mit so ausgezeichneten Kunst- und Kulturtheoretikern wie Panofsky, Wind und Cassirer (später sollten Historiker wie Huizinga, Schramm und Kantorowicz hinzukommen) gewann das junge Institut eine erste Breitenwirkung und, noch vor dem fatalen Jahr '33, erste Kontakte zur anglophonen Gelehrtenwelt.

Noch in Hamburg, kurz nach Warburgs Tod, fand eine Vorlesungsreihe über «England und die Antike» statt, gleichsam ein Vorspiel zu jener grossen Ausstellung über «British Art and the Mediterranean», die Saxl und Wittkower 1943 organisierten — gewiss ein kulturpolitisch couragiertes Unternehmen zu einer Zeit, da englische Soldaten in Italien kämpften und starben. Ein Unternehmen ganz im Sinne Warburgs, der seine Bibliothek auch als ein Werkzeug im Kampf gegen die Mächte der Unvernunft und des Massenwahns und für die Erhaltung des «Denkraums der Besonnenheit» geschaffen hatte.

Diese auch in anderen, bewusst populär angelegten Ausstellungen Ende der dreissiger und Anfang der vierziger Jahre betriebene Bilderpädagogik einerseits, die entschlossene Zuwendung zu «englischen» Themen in der Kunst- und Kulturgeschichte anderseits sorgten dafür, das Institut in England bekannt zu machen und zu verankern.

Zwei weitere Dinge kamen hinzu. Zum einen war die Warburgsche Methode der Ikonologie, die zur Deutung des Kunstwerks Ideengeschichte, Literaturwissenschaft, Religions- und Wirtschaftsgeschichte, Kenntnis von Magie und Astrologie verband, geeignet, die bis dahin relativ isolierte englische Kunstgeschichte in ein anderes Fahrwasser zu bringen.

Zum anderen erwiesen sich die Bestände der von Warburg angelegten Bibliothek als genügend reich und originell, um selbst zu denen des British Museum noch eine wertvolle Ergänzung zu bieten — einer der ausschlaggebenden Gründe für die University of London, Ende 1943 für die endgültige Eingliederung des Instituts in die Universität zu optieren. Damit war die 10 Jahre zuvor exilierte Bibliothek endgültig gerettet, zumindest institutionell und finanziell. Dass sie auch von den Bomben des Krieges weitgehend verschont blieb, war schon zuvor durch die rechtzeitige Auslagerung aus London gesichert worden.

WANDLUNGEN

Innerhalb der Gesamtgeschichte deutschen Geistes im Exil stellt der Werdegang des Warburg-Instituts ein zwar kleines, aber aufschlussreiches Kapitel dar. Um es zu erschliessen, sollte man sich auch die Frage stellen, was wohl aus Institut und Bibliothek geworden wäre, hätten sie nicht in die Emigration gemusst. Möglicherweise wären sie ein wenig mehr von dem spekulativen Geist ihres Begründers geprägt geblieben, der unter dem Einfluss der Neuplatoniker um Panofsky und der Skeptiker um Gombrich, um nur diese zu nennen, ein wenig ausser Sicht geriet und der heute, da man erneut zur Legendenbildung und zur Mythologisierung von Gestalten wie Benjamin und Warburg neigt, von manchen überstrapaziert wird. Ebenso leicht aber hätte ihnen ohne die Herausforderung und Befruchtung durch den angelsächsisch-skeptischen Typ von Gelehrsamkeit über kurz oder lang in Deutschland ein knöchern akademisches Schicksal blühen können.

Gewiss lässt sich manches von dem, was damals ins Exil getrieben wurde, heute durch Rückübersetzung und Reedition wieder in den deutschen Sprachraum importieren. Anderes, wie etwa jener humanistische Typus des *Gelehrten*, der ehedem zwischen dem wissenschaftlichen Experten und dem publizistischen Allbesprecher stand und den Ernst Gombrich ebenso treffend schildert wie verkörpert, scheint aus der deutschen Geisteskultur für immer vertrieben.

Deutsche Exilliteratur 1933–1950

Zum 2. Band von Hans-Albert Walters Darstellung

Von Konrad Feilchenfeldt

Unter den Projekten, die seit etwa einem Vierteljahrhundert die Erforschung der deutschsprachigen Emigration nach 1933 zum Ziel haben, ist der monographische Darstellungsversuch von Hans-Albert Walter nach wie vor ein in seiner Grössenordnung und in seiner Anlage einmalig gebliebenes publizistisches Ereignis. Von der in ihrer jetzigen Konzeption auf sechs Bände veranschlagten Darstellung liegt nach dem zuletzt erschienenen vierten Band über die Exilpresse aus dem Jahr 1978 inzwischen ein neuer Band vor, der als Band 2 der Gesamtfolge die Emigration während der Appeasement-Phase und die überseeische Asylpraxis behandelt. Inhaltlich und chronologisch schliesst dieser Band an den ehemaligen zweiten Band von Walters Exilgeschichte an, die in einer ersten, Fragment gebliebenen und inzwischen vergriffenen Ausgabe der Taschenbuchreihe «Sammlung Luchterhand» 1972 zu erscheinen begonnen hatte.

Die Anfänge der von Walter in Buchform geplanten und jetzt zu einem Drittel abgeschlossenen Geschichte der deutschen Exilliteratur liegen schon mehr als ein Jahrzehnt zurück, und dieser Umstand ist bei der Beurteilung des neuesten Bandes zu bedenken. Walter war und ist nach wie vor der erste und einzige «Exilforscher», der trotz aller ihm gewährten materiellen und geistigen Unterstützung letztlich im Alleingang eine umfassende Exilgeschichte zu schreiben versucht, und für diese nicht gerade unbescheidene Zielsetzung liefert der vorliegende Band eine erstmals vom empirischen Befund her nachvollziehbare Grundlegung. Walter hatte sich seinerzeit nicht gescheut, seine Bemühungen in der Exilforschung als Modell für eine methodische und ideologische Erneuerung der Germanistik als Fachwissenschaft vorzustellen und sich selbst damit als Forscher der Öffentlichkeit zu empfehlen versucht. Walter hatte sich nicht gescheut, in trivial-marxistischen Klischees die angebliche «Verdrängung» der deutschen «Exilliteratur» in der neugegründeten Bundesrepublik Deutschland aus der Restauration der «alten Gesellschaftsstrukturen und Besitzverhältnisse» zu erklären und seinen Beitrag zur aktualisierenden Wiederentdeckung der Exilliteratur als geistigen Kampf gegen den Faschismus zu verfechten. Von solchen ideologischen Grundsatzgedanken ist der vorliegende Band frei.

ASYLLÄNDER UND ASYLPRAXIS

Die Darstellung beginnt nach einer «Editorischen Vorbemerkung» ohne Umschweife mit den weltpolitischen Veränderungen des Jahres 1938, das in Europa mit der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich im Frühling und des Sudetenlands im Herbst und schliesslich mit der «Reichskristallnacht» vom 8./9. November für das Schicksal der deutschen Emigration eine folgenreiche Wende bedeutete. Eine neue Emigrationswelle aus den annektierten Gebieten und aus Deutschland selbst konfrontierte damals die noch intakten Asylländer mit einer Verschärfung des Flüchtlingsproblems, die wiederum zu einer Verschärfung der Asylbestimmungen führte. Walter analysiert das Verhalten der einzelnen Asylnationen übersichtlich gegliedert, zuerst in alphabetischer Reihenfolge die europäischen (Belgien, Dänemark, Frankreich, Grossbritannien, Niederlande, Norwegen, Schweden, Schweiz), dann in einem eigenen Kapitel die Sowjetunion und schliesslich ebenfalls als Kapitel die überseeischen Einwanderungsgebiete (britische Kolonien, China, Nord- und Südamerika).

Den Kapiteln über die Asylländer und ihre Asylpraxis ist ein weiteres Kapitel über die internationalen Bemühungen zur Lösung des Flüchtlingsproblems vorangestellt, seine Behandlung durch den Völkerbund, die Konferenz von Evian und das Intergovernment Committee on Refugees. Den Band beschliesst ein Personenregister, das auch die verwendete Sekundärliteratur erfasst sowie unveröffentlichtes Material, von dem die Darstellung Gebrauch machen konnte. Die Quellen und Informationen zur Geschichte der deutschen Emigration sind jedoch nach wie vor ungleich erschlossen und darin auch für die Beurteilung der Asylpraxis in den einzelnen Asylländern keine einheitliche Grundlage. Ehemalige Asylländer wie die Schweiz oder die USA, in denen das Verhalten der eigenen Nation den Flüchtlingen gegenüber bereits erforscht und in Publikationen kritisch diskutiert worden ist, stellen sich bei einer vergleichenden Betrachtung der Asylpraktiken in den einzelnen Staaten weniger vorteilhaft vor als andere, in denen wie in Frankreich oder in der Sowjetunion belastende Quellen nach wie vor der Öffentlichkeit verschlossen bleiben. Walter ist sich dieses Umstands zwar durchaus bewusst, ohne jedoch substantiell etwas dagegen ausrichten zu können.

KEIN HISTORISCHES VERSTÄNDNIS

Walter schreibt keine distanziert abgeklärte Exilgeschichte. Er hat auch für das menschliche Versagen der Verantwortlichen in den Asylnationen, für die Tragik aller emigrantenfeindlichen Massnahmen und Entscheidungen kein historisches Verständnis, sondern er verficht mit berechtigter Entrüstung uneingeschränkt die vitalen Interessen der Emigranten. Er entwickelt in seiner Darstellung ein vom Standpunkt unbedingter Moralität zwar ernsthaftes, jedoch zu apodiktisches Urteil und Beurteilungsraster bei der Bewertung der einzelnen Länder als Asylnationen und ihres menschlichen oder in der Regel meistens unmenschlichen Verhaltens den Emigranten gegenüber. Walter praktiziert dabei eine moralische Bewertung der Asylnationen, die ihre Massstäbe programmatisch aus der in der deutschen Ideengeschichte bekannten Divergenz von «Geist» und «Macht» bezieht und für den «Geist» streitet. Das Fazit lautet daher bei Walter in der Regel: Das Volk im Asylland war den Nöten der Emigranten gegenüber aufgeschlossen, die Regierungen dagegen versagten oder verhielten sich unmoralisch. Protektion, Bestechung, Bevorzugung der Prominenz ist bei Walter immer wieder als Vorwurf den verantwortlichen Behörden gegenüber zu vernehmen, wohingegen der kleine Mann der Emigration in der Regel seinem ausweglosen Schicksal überlassen und kaum zu retten war.

Walter scheut sich nicht vor konkreten Vorwürfen an die Adresse der Regierungen und ihrer Repräsentanten, zu wenig für die Flüchtlinge und ihre Rettung vor dem Nationalsozialismus getan zu haben. Gelegentlich klingen seine Wertungen wie nachträgliche Ratschläge, deren Befolgung manches Leid verhindert oder wenigstens gemildert hätte. Die eingeschränkte, an der Asylpraxis und -gesetzgebung der einzelnen Länder orientierte Darlegung und Kritik ist dabei insofern auch schlüssig, als sie gerade den kleinen Mann, um den es Walter immer wieder geht, in seiner funktionalen Abhängigkeit als Opfer der Bestimmungen zur Geltung bringt. Sie verkennt jedoch im Verlauf der Beispiele, die sie aneinanderreiht, die Rahmenbedingungen, unter denen das Verhalten der Asylnationen historisch einzuordnen ist. Sie verkennt die realpolitische Seite im «Geist»-«Macht»-Konflikt, die für das Verständnis der Emigrationsgeschichte erheblich folgenreicher gewesen ist als das juristische Moment der Asylbestimmungen, die – wie Walter selbst immer wieder zeigt – auch umgangen werden konnten.

AKZENTVERSCHIEBUNG

Zieht man die Summe aus Walters neuestem Band seiner geplanten Exildarstellung, so dokumentiert der Überblick über die sich weltweit bemerkbar machende emigrantenfeindliche Politik der ehemaligen Asylländer eine gelegentlich befremdlich anmutende Akzentverschiebung in der Beurteilung der deutschen Emigration und ihrer Probleme. Walters Buch erweckt den Eindruck, als ob die Tragödie der deutschen Emigration eine Folge primär der Asylbestimmungen der einzelnen Exilländer gewesen sei und nicht des Nationalsozialismus und seiner politischen Ziele. Immer wieder verweist der Autor auf die antisemitische Eigentradition in den Asylländern, wodurch die deutsche Variante in der Geschichte des Antisemitismus – die eigentliche Ursache der sogenannten jüdischen Massenemigration aus Deutschland – kaum noch vom internationalen Antisemitismus zu unterscheiden ist. Walter entlastet damit Deutschland von einem Schuldanteil der deutschen Emigration gegenüber, dessen Vergegenwärtigung vor einem Vierteljahrhundert noch die geistige Voraussetzung für die Aktualisierung der Exilliteratur und ihrer Geschichte gewesen war. Seine Exildarstellung spiegelt inzwischen in ihren verschiedenen Publikationsphasen ein Stück jüngster deutscher Geistes- und Zeitgeschichte, deren Wandlungen oder Wenden auch in diesem Kontext wahrgenommen werden sollten.

Hans-Albert Walter: Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Band 2: Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1984.

Zivilbevölkerung einzuschleusen. Es geht um die Lebens- und Überlebensnöte der kleinen Leute, um die Menschenschinderei im Krieg, um Versorgungsschwierigkeiten und um die Kriegsgewinnler – kurz um alle jene Themen, die das Alltagsbewusstsein der Deutschen im Krieg beschäftigten.

Während Hirnschals Kameraden zunehmend an der forcierten Siegeszuversicht zweifeln und über die Widersprüche zwischen der erlebten Realität und dem Weltbild der Propaganda in Wut geraten, bleibt Hirnschal unerschütterlich in seinem Glauben an die Phrasen des «Führers» und seiner Spiessgesellen. Wie das unverkennbare Vorbild dieser Satiren, Haseks braver Soldat Schwejk, sichert der Gefreite Hirnschal sein Überleben im Hexensabbat des Nazikrieges durch bedingungsloses Einverständnis. Er befolgt dabei verschiedene Strategien.

VERSCHIEDENE STRATEGIEN

Einmal hängt er den Versatzstücken der NS-Propaganda und ihren Durchhalteparolen auch dann naiv-gläubig an, wenn seine eigene aktuelle Situation sie nachhaltig dementiert. Eine Niederlage, die das Oberkommando der Wehrmacht nicht bekanntgibt, ist keine Niederlage, eine militärische Aktion, die so gedeutet werden könnte, hat nicht einmal stattgefunden. Die wache Situationswahrnehmung des simplen Soldaten kontrastiert aufs schärfste mit der konsequenten Uminterpretation der Wirklichkeit nach den Vorgaben der Herrschenden und Vorgesetzten. Manchmal genügt es schon, die Parolen von gestern über den Tag hinaus festzuhalten, um ihre Lügenhaftigkeit ans Licht zu bringen.

So erzählt Hirnschal die Geschichte eines Bademeisters, der sich aus Begeisterung für Hitler und dessen Feldherrenkünste alle Siegesund Sondermeldungen des Russlandfeldzuges auf den Körper tätowieren liess:

> «Und dann ist eine Vernichtungsschlacht nach der andern gekommen, zuerst auf dem rechten Arm und dann auf dem linken Arm, und auf dem Rücken hat er sich nicht weniger als achtmal tätowieren lassen: „Die russische Armee ist vernichtet." Am 3. Oktober hat er sich ganz gross auf den Bauch hinmalen lassen: „Der Führer hat erklärt: dieser Gegner ist bereits gebrochen und wird sich nie wieder erheben." Aber dieser Wundrisch hat grosses Pech gehabt, denn wie sie dieses Frühjahr die Badeanstalt aufgemacht haben, ist es zu einem grossen Skandal gekommen wegen der Tätowierungen, weil jetzt die Leute geglaubt haben, er macht sich über den Führer lustig ...»

Und schliesslich demontiert Hirnschal das hohle Pathos der NS-Phrase, indem er sie unmittelbar mit den Banalitäten des Soldatenalltags verbindet. So gerät das gemeinsame Läusesuchen zu einem drastischen gestischen Kommentar zur gleichzeitig übertragenen Hitlerrede.

Die halsbrecherische Mimikry des Adolf Hirnschal ist seine Überlebenstechnik und zugleich subversiv. Die ständige Berufung auf Zitate von Nazigrössen macht ihn unangreifbar. Gleichzeitig aber wird die Lüge eben dadurch kenntlich, dass Hirnschal sie unter völliger Aufgabe eigenen Denkens beim Wort nimmt. Die Wahn- und Phrasenwelt der nationalsozialistischen Herrschaft wird so gleichsam von innen heraus zerstört. Lächerlichkeit tötet die Knallchargen des Regimes, die auf Hirnschals treuherzig vorgebrachte Erklärungen nur mit hilflosem Gebrüll reagieren können.

Dem Leser von heute bleibt manchmal allerdings das Lachen im Halse stecken. Wer das ganze Ausmass des nationalsozialistischen Vernichtungswillens kennt, der sieht die Grenzen dieses satirischen Verfahrens.

Robert Lucas: Teure Amalia, vielgeliebtes Weib! Briefe des Gefreiten Adolf Hirnschal an seine Frau in Zwieselsdorf. Mit einem Nachwort von Uwe Naumann. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a. M. 1984.

Auch ein Schwejk im Zweiten Weltkrieg

Die Radiosatiren gegen Hitler-Deutschland von Robert Lucas

Von Heribert Seifert

Die Wiederentdeckung von Werken der deutschsprachigen Exilliteratur erfolgt nur zu oft erst nach dem Tode der Autoren. Auch hier ist wieder ein solcher Fall anzuzeigen. Am 19. Januar 1984 ist in London der aus Wien stammende Journalist und Schriftsteller Robert Lucas (eigentlich Robert Ehrenzweig) gestorben. Er war 1934 vor dem Dollfuss-Regime nach England geflohen und hatte seitdem dort als Publizist gearbeitet. Nach dem Krieg ist er mit seinem Buch über Frieda Lawrence, die Frau von D. H. Lawrence, und als Mitarbeiter bei Radio und Presse auch in der Bundesrepublik ein wenig bekannt geworden. Gänzlich unbekannt und unzugänglich blieben dagegen lange Zeit seine Satiren gegen die nationalsozialistische Herrschaft, die der Fischer-Taschenbuch-Verlag neu vorlegt: *«Teure Amalie, vielgeliebtes Weib. Briefe des Gefreiten Adolf Hirnschal»*, so heisst diese Auswahl aus den Texten, die Lucas zwischen 1940 und 1945 ursprünglich für den deutschsprachigen Dienst der BBC London geschrieben hat und die 1945 im Zürcher Europa-Verlag zuerst als Buch erschienen sind. Die Taschenbuchausgabe bietet jetzt eine etwas erweiterte Auswahl.

GRUNDMUSTER

Es sind Texte für den publizistischen Kampf gegen die Nazidiktatur, bestimmt für das Medium, das wie kein anderes den totalen Zugriff der Goebbels-Propaganda auf die Köpfe der Menschen in Deutschland und in den besetzten Gebieten verhindern konnte. Denn das Publikum der ausländischen Sender war trotz den brutalen Strafandrohungen gross, vor allem während des Zweiten Weltkrieges.

Das Grundmuster dieser kurzen Briefe ist immer dasselbe. Adolf Hirnschal, Gefreiter der deutschen Wehrmacht, der zunächst an der Ost-

Illustration aus der Originalausgabe.

front, seit 1944 dann im Westen kämpft, schreibt seiner Frau daheim Briefe. Er berichtet aus seinem Soldatenalltag, von seinem Leben mit den Kameraden und Vorgesetzten. Der Briefkontakt mit der Heimat erlaubt zugleich, Stimmungen und Themen aus dem Alltag der

Die Mitarbeiter dieser Beilage

Prof. Dr. Anna Amalie Abert, Universität Kiel.

PD Dr. Konrad Feilchenfeldt, Universität München.

Dr. Silke Leopold, Musikhistorikerin, Berlin.

Prof. Dr. Paul Michael Lützeler, Washington University, Saint Louis.

Dr. Rolf Urs Ringger, Musikwissenschafter, Zürich.

Dr. Willi Schuh, Musikschriftsteller, Zürich.

Heribert Seifert, Studiendirektor, Recklinghausen.

Lic. phil. Joseph Willimann, Musikwissenschafter, Zürich.

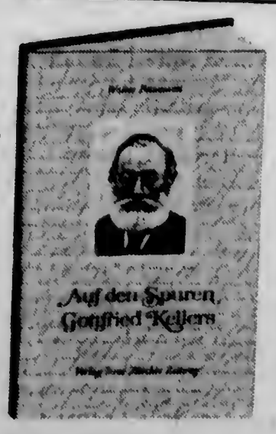
Walter Baumann

Auf den Spuren Gottfried Kellers

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Gottfried Keller, der kaum über 140 Zentimeter gross war und nie über das deutsche Sprachgebiet hinauskam, wurde zu einem Grossen der Weltliteratur. Erfundene Anekdoten und falsche Anbiederung haben den empfindsamen, zugeknöpften «Göpfi» heute zu einem launigen Original abgestempelt. Sein Leben war voller persönlicher Tragik, die ihn aber nie bitter machte. Abgebrannt, doch zum Dichter gereift, kehrte er erst in der Mitte des Lebens – nach Jahren des Suchens in München, Heidelberg und Berlin – nach Zürich zurück. Zum Trost der Mutter, die seinetwegen ihr Haus verkaufen musste, wurde er Staatsschreiber, was ihn anderthalb Jahrzehnte am dichterischen Schaffen hinderte. Erst in den folgenden 15 Jahren schrieb er als freier Schriftsteller seine Hauptwerke.

136 Seiten mit zahlreichen Schwarzweiss-Abbildungen. Leinen Fr. 29.50.



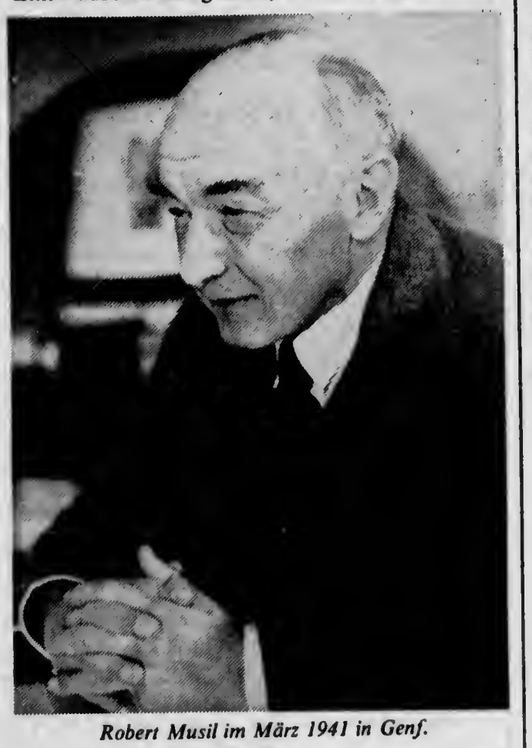
Aus dem Inhalt

Lob des Herkommens
Der ist nicht zu brauchen
Kummerjahre in München
Zwischen Pinsel und Poesie
Heidelberg, du feine ...
Berliner Episoden
Der Herr Staatsschreiber
Der kleine Gottfried und die holde Weiblichkeit
Gottfried Kellers Tafelrunde
Hinauf aufs Bürgli und hinunter ins Thalegg
Von Feuerbach zur Feuerbestattung
Auf dem Abendfeld

«Nicht Loge, sondern Mausefalle»

Thomas Mann, Musil, Kaiser und Brecht im Schweizer Exil

haj. Anknüpfend an Max Frischs «Büchner-Rede» 1958, in der dieser auf die besondere Lage der in die Schweiz emigrierten Schriftsteller vor allem während des Zweiten Weltkriegs – «nicht Loge, sondern Mausefalle» – hinwies, die «mit uns in eine Symbiose geraten sind, die von beiden Seiten nicht vorgesehen war», hat sich der Literaturhistoriker *Rolf Kieser* unter dem Titel *«Erzwungene Symbiose»* mit dem Schicksal von «Thomas Mann, Robert Musil, Georg Kaiser und Bertolt Brecht im Schweizer Exil» auseinandergesetzt, wobei es ihm vor allem darum ging, «die möglichen Einflüsse des Exilerlebnisses auf das Werk dieser Autoren zu begreifen».



Robert Musil im März 1941 in Genf.

Kieser, mit dessen mitunter betont subjektiven Wertungen und Darstellung in Details zu rechten wäre, gibt eingangs ein Bild der politischen und geistigen Lage der Schweiz während des Dritten Reiches, die er als «Sondermodell eines Exillandes» bezeichnet. Wenn Kieser auch feststellt, dass «in keinem anderen Exilland der damaligen Zeit der emigrierte Dichter so sehr isoliert» war «wie in der Schweiz», und wenn – mit wenigen Ausnahmen – praktisch kein Kontakt zwischen den Exilierten und Schweizer Schriftstellern bestand, so verdient anderseits ein Umstand Erwähnung, der allzu oft übersehen wird: «Tatsache ist, dass ein deutscher antifaschistischer Schriftsteller in der Schweiz Möglichkeiten besass wie sonst nirgendwo. Für viele, die anderswo im Exil lebten, war die Schweiz der einzige Ort, wo ihre Werke veröffentlicht, ihre Stücke aufgeführt werden konnten.»

Dem an sich nicht gerade glücklichen Stichwort der «erzwungenen Symbiose» entziehen sich allerdings zwei der hier evozierten vier Schriftstellerschicksale. Für Thomas Mann war die Schweiz ein Durchgangsland und ein Ort, wo sich gut arbeiten liess: «Er hatte die Mittel, den Ruhm, die Verbindungen, die ihm eine freie Wahl ermöglichten, und er wählte schliesslich mit Amerika die grössere Sicherheit.» Wenn Kieser dennoch Thomas Manns Schweizer Exiljahre vor allem auf Grund von Briefen und Tagebüchern – die auch in den andern drei Fällen als Hauptquellen dienen – ausführlich darstellt, so vermittelt er zwar ein anschauliches, wenn auch keineswegs neues Bild des Dichters. Unangenehm und dem Thema nicht adäquat berührt eine fortgesetzt spürbare Kritik an Manns komfortablem Dasein und an seiner Rolle als repräsentativer Schriftsteller seiner Epoche; wenn der Autor bekennt, dass er ohne Thomas Manns Schriften, nicht aber ohne jene etwa von Robert Walser, Jahnn und Ludwig Hohl leben könnte, so ist das höchstens für ihn selber kennzeichnend (und bedauerlich).

Auch Bert Brecht, der 1933 wenige Wochen und 1947/48 einige Monate in der Schweiz lebte, benützte diese als blosse Zwischenstation, die ihn immerhin mit Max Frisch ins Gespräch brachte, ihm im übrigen aber vor allem dazu diente, mit Misstrauen und Vorsicht seine künftige Position in Ostberlin zu erkunden. Ihm ist ein kurzes abschliessendes Kapitel gewidmet.

Von «erzwungener Symbiose» darf man im Falle von Robert Musil und Georg Kaiser sprechen. Gemeinsam ist ihnen, dass die Zwänge der Exilsituation in der Schweiz keine grundsätzliche Änderung ihres Lebensstils mit sich brachten und dass beide mehr aus materiellen als aus politischen Gründen auswanderten. Gemeinsam ist ihnen aber auch, dass ihre schwierige Exilsituation nicht primär durch äussere Umstände bedingt war, sondern durch «den leid'gen Stein zum Anstoss in sich selbst». Beide genossen weiterreichende Privilegien als «gewöhnliche Flüchtlinge», und für beide gilt, was Ignazio Silone 1965 schrieb: «Es ist auch an der Zeit, die Scherereien zu entdramatisieren, die wir Flüchtlinge – und Musil mit uns – durch die schweizerische Fremdenpolizei zu erdulden hatten.»

Verständlicherweise ist der breiteste Raum des Buches Robert Musil gewidmet, der ein äusserst schwieriger, egozentrischer, im Gespräch nicht nur anstrengender, sondern unangenehmer Partner gewesen sein muss, der sich in ausfälligen Bemerkungen gerade über jene Kollegen erging, die sich für ihn verwendeten, etwa Thomas Mann und Hermann Broch, die er als Konkurrenz empfand. So kam es, dass Musil, der «noch niemals imstande gewesen war, von dem zu leben, was ihm die schriftstellerische Arbeit einbrachte», der auch in der Schweiz ständig von finanziellen Sorgen geplagt wurde und als einzigen Freund den Zürcher Pfarrer Robert Lejeune hatte, in eine tiefe Vereinsamung und Isolation geriet, die nicht so sehr mit der Entfremdung durch die schweizerische Umgebung, als vielmehr mit seinem eigenen komplizierten Charakter und seiner Konzeption des Dichtertums zu tun hatte, die dazu führten, «dass ihm zu Lebzeiten nicht zu helfen war», wie Kieser schreibt. Sein Vorwurf ist deshalb unfair, Musil sei «für die reichen Schweizer Kunstfreunde ein Investitionsrisiko» gewesen, «und als gute Kaufleute entschieden sie, ihren Namen nicht mit dem ungedeckten Wechsel auf den möglichen Erfolg dieses Dichters in Verbindung zu bringen».

Dem mimosenhaft empfindlichen Musil ging der hemmungslose Geschäftssinn Georg Kaisers ab, der 1938 aus finanziellen und familiären Gründen in die Schweiz kam und den Kieser wohl zu Recht als «einen Schnorrer grossen Stils, einen Hochstapler sowohl im Hinblick auf sein Werk wie auf seine materiellen Bedürfnisse» bezeichnet. Der schweizerischen Mentalität war das arrogante und monomane Wesen Kaisers völlig konträr, für den einzig Cäsar von Arx ein gewisses geduldiges Verständnis aufbrachte, und angesichts des überheblichen Verhaltens des Dramatikers dem Zürcher Schauspielhaus und dessen Dramaturgen Kurt Hirschfeld gegenüber kann es nicht verwundern, dass Kaisers primäre schweizerische Beziehung jene zu seinem Verleger Friedrich Witz war, dem er unter Vorspiegelung falscher Tatsachen stets neue Beträge entlockte, was nicht hinderte, dass er bei seinem Tode 300 000 Franken Schulden hinterliess; eine eigene Form erzwungener Symbiose.

Gegenüber den bisherigen Publikationen über die Schweiz als Exilland bringt Rolf Kiesers Studie keine grundsätzlich neuen Wertungen und Perspektiven. In manchen Einzelzügen aber wird das Relief verschärft, wird vor allem gezeigt, dass es bei Schwierigkeiten nicht immer nur an dem kritisierten Exilland, sondern auch und vor allem an dem involvierten Schriftsteller lag.

Rolf Kieser: Erzwungene Symbiose. Thomas Mann, Robert Musil, Georg Kaiser und Bertolt Brecht im Schweizer Exil. Verlag Paul Haupt, Bern 1984.

Österreichische Exilliteratur

Eine Dokumentation

Von Paul Michael Lützeler

«Gar so natürlich ist es nicht, keines Landes Inländer und aller Länder Ausländer zu sein», replizierte Werfels mit allen Emigrationswassern gewaschener Jacobowsky, als ihn ein Brigadier bei der Ausweiskontrolle anraunzt: «Ausländer natürlich!». Werfel wusste, wovon er sprach. Er selbst hatte den Leidenskelch des Exils bis zur Neige getrunken: Als Jude aus dem von Hitler annektierten Österreich nach Frankreich vertrieben, folgte wenige Jahre später die lebensgefährliche Flucht über Spanien in die USA. Werfels Schicksal ist in mancher Hinsicht charakteristisch für die Stationen und Erfahrungen von Hitlerflüchtlingen aus Österreich.

Die Besonderheit des österreichischen Exils und seiner Literatur wird erneut deutlich durch die von *Ulrich Weinzierl* herausgegebene Dokumentation über Österreicher im französischen Exil. Der Band enthält eine kurze, aber präzise Einleitung von Kristina Schewig-Pfoser und Ernst Schwager über die Asylpraxis, die politischen Gruppen, über Literatur und Kunst sowie die Beteiligung von Österreichern an der Résistance in Frankreich zwischen 1938 bzw. 1940 und 1945. Initiiert wurde dieses Buch durch Herbert Steiner, den Leiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Steiner hatte bereits 1975 – gemeinsam mit Viktor Suchy – ein internationales und interdisziplinäres Symposium zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945 in Wien einberufen. Weinzierls Dokumentation kann als Fortsetzung dieser Tagung angesehen werden. Es wird hier nicht *die* umfassende Geschichte des österreichischen Exils in Frankreich geschrieben, aber es werden wichtige Materialien zu einer solchen Arbeit zusammengetragen.

PARIS ALS ZENTRUM

Deutlich wird, wie Paris vom März 1938 an zu einer Art Hauptstadt der österreichischen Emigration wird; für viele Deutsche war sie es schon seit 1933. Den Österreichern wurde die Flucht nach Frankreich erschwert: Mit dem Sturz der Volksfrontregierung unter Léon Blum im April 1938 änderte sich die französische Asylpolitik zuungunsten der Exilierten, und das neue Kabinett Daladier ordnete die Ahndung auch der kleinsten Verstösse gegen die nun verschärften Immigrations- und Aufenthaltsparagraphen an. Hermann Broch zum Beispiel war im April 1938 noch ein französisches Visum erteilt worden, doch nach dem Wechsel der Regierung erhielt er es in Wien nicht mehr ausgehändigt. Nur mit Mühe konnte er im letzten Augenblick englische Ausreisepapiere erhalten, die ihn vor dem sicheren Tod bewahrten. An persönlicher Hilfsbereitschaft mangelte es in Frankreich nicht, und hatte man einmal die Grenze passiert, liess sich vieles einrichten.

Dies nicht zuletzt wegen der verschiedenen österreichischen Exilorganisationen, die sich Ende 1938 zu einer «Zentralvereinigung österreichischer Emigranten» (ZV) zusammenschlossen. Als Hitler ein Dreivierteljahr später den Zweiten Weltkrieg entfesselte, begann die erste Internierung der Emigranten in Sammellagern, und die zweite Internierungswelle setzte im Mai 1940 nach dem Einfall der Deutschen in Belgien ein. Das Elend in diesen Lagern war unbeschreiblich; eine Ahnung davon erhält man beim Lesen der Berichte, die Weinzierl in seine Dokumentation aufgenommen hat. Hier findet sich auch ein Gedicht des – dann 1942 in Auschwitz ermordeten – österreichischen Arbeiterdichters Adolf Unger abgedruckt. Sein Titel ist «Gurs» (Gurs war eines der berüchtigtsten Internierungslager): «Sie liegen wie Klötze aus Schlamm, / Auf Säcken mit Stroh gefüllt. / Gegen ihr Leid ist kein Damm / Gebaut, Not wird nicht gestillt. / Sie hoffen und beten nicht mehr. / So liegen und warten sie auch. / Ihr Leben ist schal und leer, / Ein Nichts, ein Hauch. / Manchmal schrecken sie auf, / Gedrückt vom Alb der Nacht. / So liegen sie da, zu Hauf. / Was hat man aus ihnen gemacht.»

Im französischen Exil versuchten die verschiedenen politischen österreichischen Parteien, ihre Arbeit irgendwie fortzusetzen. Die Sozialisten hingen trotz der Hitlerschen Annexion weiterhin an ihren «Heim ins Reich»-Vorstellungen. Sie verloren allerdings in Otto Bauer, der am 7. Juli 1938 in Paris starb, ihren profiliertesten Kopf und erfahrensten Politiker. Die Kommunisten gaben sich betont patriotisch und strebten für die Zukunft wieder ein unabhängiges Österreich an. Hierin – und nur hierin – trafen sie sich mit den Legitimisten, die Otto Habsburg als Haupt einer restaurierten Monarchie in Österreich bzw. in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Kaiserreiches sahen. Alle diese Gruppen besassen ihre eigenen Publikationsorgane: die Legitimisten die «Österreichische Post», die Kommunisten die «Nouvelles d'Autriche». Ferner gab es kulturelle Exilvereinigungen wie die «Liga für das geistige Österreich», der es darum ging, das österreichische Nationalbewusstsein zu pflegen bzw. zu wecken. Elisabeth Freundlich, Alfred Polgar, Joseph Roth und Franz Werfel waren in der «Liga» aktiv. Insgesamt hielten sich im Mai 1940 etwa 24 000 österreichische Flüchtlinge in Frankreich auf.

SPIEGEL DER LITERATUR

Die österreichische Exilliteratur ist vielgestaltig: Sie umfasst jene Dichtungen, die von deutschen Hitlerflüchtlingen zwischen 1933 und 1938 in Österreich als dem Gastland geschrieben wurden; genannt seien Autoren wie Ulrich Becher, Bruno Frank, Oskar Maria Graf, Wieland Herzfelde, Walter Mehring, Jesse Thoor, Friedrich Wolf, Hedda Zinner und Carl Zuckmayer. Allerdings war Österreich für sie nur eine Durchgangsstation – «Transitania», wie Werfel das nannte. Zur österreichischen Exilliteratur gehören ferner die Werke österreichischer Remigranten, die 1933 Hitlerdeutschland verliessen, um nach Wien zurückzukehren (wie Ferdinand Bruckner, Albert Ehrenstein, Julius Hay, Ödön von Horváth, Robert Musil, Hermynia zur Mühlen, Hertha Pauli und Alfred Polgar). Und zu ihr zählt vor allem die Literatur der 1938 aus ihrer Heimat vertriebenen Schriftsteller: Richard Beer-Hofmann, Felix Braun, Hermann Broch, Elias Canetti, Hans Flesch, Erich Fried, Theodor Kramer, Ernst Lothar, Adrienne Thomas, Friedrich Torberg, Johannes Urzidil, Ernst Waldinger, Franz Werfel, Martina Wied, Guido Zernatto sowie die erwähnten Remigranten. Diese Autoren verschlug es in die Schweiz, nach Frankreich, England, in die USA oder sonstwohin.

Die Situation der österreichischen Exilliteratur wird noch dadurch verkompliziert, dass Österreich selbst ein Land war, das seit 1934 von vielen Schriftstellern geflohen oder zumindest gemieden wurde und in dem eine Reihe von Daheimgebliebenen (wie Hermann Broch und Robert Musil) in die Isolation gerieten. Nicht nur sozialistische Politiker verliessen den austro-faschistisch regierten Staat, auch Robert Neumann, Hilde Spiel und Stefan Zweig gingen ins Ausland. Der Emigrantenzustrom nach Österreich wurde seit 1934 merklich kleiner. Immerhin aber siedelte ein Teil des S.-Fischer-Verlags unter Gottfried Bermann-Fischer im Sommer 1936 nach Wien um. Einer der bedeutendsten Exilverlage hatte somit für zwei Jahre sein Domizil in der österreichischen Metropole.

WERKE

Die österreichische Exilliteratur ist reich an historischer und menschlicher Erfahrung, und wem das europäische Schicksal nicht gleichgültig ist, sei ihre Lektüre empfohlen. Da ist Stefan Zweigs 1936 in Zürich erschienener historischer Bericht «Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt», in dem von der «Machtergreifung Calvins» die Rede ist. Es ist keine Schrift gegen den Calvinismus, sondern gegen die Intoleranz der Tyrannei eines Alleinherrschers; eine indirekte Kampfschrift gegen den Faschismus. Es fallen einem Hermann Brochs Bücher ein: sein Roman «Die Verzauberung» (1935), in dem eine Hitlerfigur den Massenwahn auslöst; seine antifaschistische «Völkerbund-Resolution» von 1937 und sein Buch «Der Tod des Vergil» (1945), in dem der Sinn von Kunst und Dichtung in einer Phase des Kulturtodes in Frage gestellt wird. Zu nennen ist Robert Neumanns Epos vom Judentum «An den Wassern von Babylon», 1939 auf englisch erschienen.

Man denkt an Friedrich Torbergs meisterhaften Roman «Hier bin ich, mein Vater» (1948), dessen Grundproblem das «Phantom eines Führers» ist, der einer Generation «den eigenen Vater ersetzt» und dessen «Phantom einer höheren Gemeinschaft» an die Stelle der «eigenen Moral» tritt. Dazu gehört auch Ödön von Horváths Roman «Ein Kind unserer Zeit», 1938 in Amsterdam bei Allert de Lange verlegt, ein Buch, in dem ein deutscher Hauptmann erkennt: «Wir sind keine Soldaten mehr, sondern elende Räuber.» Soma Morgensterns zu Unrecht vergessener Roman «Der Sohn des verlorenen Sohnes» (1935) war als erster Band einer Reihe gedacht, die das jüdische Schicksal zum Gegenstand haben sollte. Ferdinand Bruckners Drama «Die Rassen» (Oprecht & Helbling, Zürich 1934) spielt in einer deutschen Universitätsstadt im März und April 1933; hier wird Hitlers Rassenideologie ad absurdum geführt. (Die Uraufführung des Stückes fand bereits am 30. November 1933 im Schauspielhaus Zürich statt.)

In Robert Musils Essay «Über die Dummheit» – 1937 bei Bermann-Fischer in Wien erschienen – heisst es unmissverständlich: «Namentlich ein gewisser unterer Mittelstand des Geistes und der Seele ist dem Überhebungsbedürfnis gegenüber völlig schamlos, sobald er im Schutz der Partei, Nation, Sekte oder Kunstrichtung auftritt und Wir statt Ich sagen darf.» Polgar ist ein Geistesverwandter Brochs, wenn er in seinem 1935 in Amsterdam herausgebrachten Buch «In der Zwischenzeit» fragt: «Ist es heute nicht aufreizend, zu betrachten und zu erörtern, zu erfinden und zu phantasieren, [...] wo so vielen die Sprache genommen und ein Schweigen auferlegt wurde, in dem Seele und Geist ersticken?»

Franz Werfel hat uns mit seiner «Komödie einer Tragödie» «Jacobowsky und der Oberst» (deutschsprachige Uraufführung im Stadttheater Basel am 17. Oktober 1944) eines der aktuellsten und spielbarsten modernen Theaterstücke hinterlassen. Hier wird nicht nur eine vielschichtige Überwindung faschistischen Wahns vorgeführt, hier finden sich – aus der Enttäuschung über die Appeasement-Politik der westlichen Staaten heraus – auch harsche Worte über die Demokratie, wenn sie definiert wird als jene Ordnung, in der «die Politiker gute Geschäfte machen und die Geschäftsleute schlechte Politik» bzw. als «die Korruption der Einen dividiert durch die Korruption der Andern». Werfel hat auch in einer Reihe von zeitkritischen Gedichten die Erfahrung seiner Generation verarbeitet. Erinnert sei an «Der grösste Deutsche aller Zeiten» von 1938. 1942 erschien in der Pazifischen Presse von Los Angeles seine Erzählung «Die wahre Geschichte vom wiederhergestellten Kreuz», die während der Tage des «Anschlusses» spielt. In Julius Hays Tragödie «Gerichtstag» von 1944 heisst es: «Vorne Hiob, hinten Attila. – Im Familientheater der Modernen Zeit ist uns Deutschen diese Doppelrolle zugefallen. Und wir spielen sie, ohne ein einziges Mal aus der Rolle zu fallen. Von Lüttich 1914 bis Compiègne 1918; von Versailles 1919 bis München 1938; von Wien 1938 bis Stalingrad 1943.» Erwähnt seien schliesslich Elias Canettis und Hermann Brochs politologische bzw. psychologische Studien zum Phänomen des Massenwahns.

DIE NICHTJUBELNDEN

Ulrich Weinzierls Edition ist ein Stück Vorarbeit zu einer künftigen Darstellung der österreichischen Exilliteratur zwischen 1933/34 und 1945. «Den Jubel, mit dem man Herrn Hitler empfing, können Sie in jeder Wochenschau sehen», hielt ein Franzose Hertha Pauli nach ihrer Flucht aus Wien im März 1938 entgegen. «Vom Schicksal der Nichtjubelnden sah und hörte man nichts», erinnert sie sich in ihrer Autobiographie. Die Geschichte jener Nichtjubelnden zu schreiben, ist eine zeitige Aufgabe. Bruno Kreiskys Geleitwort zu Weinzierls Dokumentation kann man nur zustimmen: «Nicht durch die Verdrängung, sondern durch Aufhellung der Zusammenhänge können wir für die Zukunft lernen, können – in Abwandlung eines Burckhardt-Wortes – zwar nicht weise für immer, aber klug für ein andermal werden.»

Österreicher im Exil – Frankreich 1938–1945. Eine Dokumentation. Herausgeber: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Auswahl und Bearbeitung: Ulrich Weinzierl. Mit Beiträgen von Kristina Schewig-Pfoser und Ernst Schwager. Österreichischer Bundesverlag, Verlag Jugend und Volk, Wien 1984.

4.3.1984

Neue Zürcher Zeitung

Mit Recht das Seinige nennen

Eine Studie über die Rolle der Juden in der britischen Politik

Die Geschichte der politischen und konfessionellen Toleranz ist erstaunlich eng verknüpft mit dem Bemühen der bürgerlichen Gesellschaft, dem Einzelnen das zu erhalten, was er als seinen Besitz ansieht. Bereits *Cromwell* will in einer Rede aus dem Jahr 1656 dafür sorgen, dass die Nation sich der «civil and religious liberties» erfreue, und verspricht, «not to rob any man of what is justly his». Es war auch Cromwell, der den Juden erlaubte – nach einer Vertreibung, die beinahe 400 Jahre gedauert hatte –, englisches Land zu betreten und dort religiöse Gemeinschaften zu bilden, wenn auch unter Auflagen. Er ahnte wohl, dass es sich *für den Staat lohnt*, Bürger zu haben, bei denen es etwas zu schützen gibt. Es waren gewiss nicht die geistigen Güter, die Cromwell den Juden und so auch seinem Land erhalten wollte. Ein langer Weg war noch zurückzulegen, bis man einsah, dass Menschenrechte nicht ausschliesslich vom Besitzstand abhängig sein können.

Tradition des niederen Profits

Vor beinahe 15 Jahren schrieb *Stephen Aris*, Wirtschaftskolumnist bei der «Sunday Times», ein Buch mit dem etwas provokanten Titel *«But There Are No Jews in England»*. Kein Scherz sollte dies sein, sondern darauf hinweisen, dass es in England nicht üblich war, Menschen nach ihrer religiösen oder ethnischen Herkunft zu fragen; dass es anderseits in den jüdischen Gemeinschaften ein grosses Bemühen gab, so wenig wie möglich von sich reden zu machen. Aris wollte ein Buch über jene Juden schreiben, die die Wirtschaftsgeschichte Englands entscheidend mitgeprägt haben. Er wusste, dass er dabei gegen Vorurteile und Halbwissen anzuschreiben hatte. Nicht nur die jüdische Minderheit muss die Eigenbedeutung nach aussen mit einer anderen Wertigkeit versehen, als sie es nach innen tun darf. Die Geschichte hat die Juden aber besonders schmerzlich die Vorteile davon spüren lassen, sich nicht unnötig ins Gespräch zu bringen. Erfolge sind gefährdet, ja gefährlich, wenn sie zu sichtbar werden. Besitz ist kein ausreichender Schutz vor Unrecht und war oft genug Anlass zu solchem.

Vorbehalte gegen offene Teilnahme

Wäre das hier anzuzeigende Buch* nicht von einem Politologen, sondern von einem politischen Journalisten geschrieben, könnte es in der erwähnten Arisschen Manier heissen: «There Is No Jewish Vote in England.» Es stellt nämlich die Frage, ob ein von dem anderer Bevölkerungsteile verschiedenes *Wählerverhalten* unter britischen Juden feststellbar sei oder nicht. *Geoffrey Alderman*, der an der University of London lehrt, recherchierte minuziös und nicht nur zur Freude der offiziellen Vertreter der jüdischen Organisationen in den einschlägigen Archiven, beobachtete selbst zwischen 1974 und 1979 das jüdische Wahlverhalten in London und legt nun eine Analyse von hohem Interesse für jeden vor, der sich um das Verständnis einer von Gruppeninteressen geprägten politischen Realität bemüht. Die Emanzipationsgeschichte des Judentums auf britischem Boden wird hier aus dem besonderen Blickwinkel geschildert, welche *Hindernisse* für eine Minderheit zu überwinden waren, um offen und eigenem Selbstverständnis gemäss am politischen Geschehen zu partizipieren. Wer England für ein seit Jahrhunderten tolerantes und minderheitenfreundliches Land hält, kann sich hier belehren lassen, welche Verrenkungen des Eigenprofils man bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts auch in England jenen zumutete, die man nicht oder nicht ganz als genuine Subjekte ansah. Allerdings waren es nicht rassische oder politische Vorbehalte, die man den Juden gegenüber hegte. Wer sich taufen liess oder wenigstens zur christlichen Eidesformel sich zu bekennen vermochte, fand bei sonst hinreichenden Voraussetzungen den Weg zur führenden Schicht, wie ja einige glänzende Karrieren von Politikern jüdischer Herkunft belegen. Ein *dogmatischer religiöser Traditionalismus* setzte aber in bestimmten Fragen die Liberalität auch dann noch ausser Kraft, als diese das ökonomische und politische Leben längst dominierte. Es ist in der Erforschung der Geschichte des Unrechts entscheidend, nach dem genauen Verursacher von Inhumanität zu fragen. Alderman tut dies in nüchtern-abwägender Weise.

Divergenzen und Solidarität

Doch liegt, wie mir scheint, die Bedeutung dieser Studie noch anderswo. Die drei grossen politischen Parteien Grossbritanniens, die Konservativen, die Liberalen und die Sozialisten, verkörpern ein sehr reiches Ideengut, an welchem natürlicherweise auch Randgruppen partizipieren. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass eine ideologisch relativ einheitliche, sozioökonomisch jedoch stark diversifizierte Gruppe wie die Juden nicht nur in *einem* politischen Lager zu finden ist, sondern der eigenen Ausgangslage entsprechend sich zur jeweiligen Wertehierarchie der ihr nahen Partei bekennt. Jede der drei Parteien hat ihre eigene Geschichte im Umgang mit den jüdischen Wählern. Hier sind überraschende *Fluktuationen* festzustellen, für die es historisch nennbare Ursachen gibt. Das Studium der jüdischen Anhängerschaft in den politischen Parteien Grossbritanniens erweist sich als ein hervorragendes Demonstrationsfeld, um jenes heikle Kräfteparallelogramm von Eigenwert und übergeordneten Leitideen aufzuzeichnen.

Der jüdische Einwanderungsstrom ins britische Königreich, insbesondere als Folge von Pogromen in Russland und Polen, schliesslich als Folge der Naziherrschaft, hat nicht nur die Toleranz der nichtjüdischen Briten auf die Probe gestellt; auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaften gab es nicht nur helle Begeisterung über *Neuankömmlinge*. Alderman liefert in seinem Buch ein faszinierendes Bild dieser *gruppeninternen Gegensätze*, deren Abbau manchmal eine lange Zeit in Anspruch nahm. Die Parteien nutzten dabei ihre Chancen, indem sie die konträren Anliegen von Reichen und Armen, von West- und Ostjuden, von Etablierten und Neubeginnern zu ihren eigenen machten. Es brauchte dann jeweils die «grossen Ereignisse», Überlebensfragen wie die Palästinafrage oder den Sechstagekrieg, um zu einer einheitlichen Position zurückzufinden. Es wundert niemanden, dass ein jüdischer Bankier und ein Führer der jüdischen Arbeiterbewegung über die Lösung der meisten politischen Probleme nicht einer Meinung sind.

Schliesslich sollte noch vermerkt sein, dass Alderman auch das Phämomen der «doppelten Loyalität» von britischen Juden zu ihrem Land und zu *Israel* durch die Analyse des Wahlverhaltens zu klären sucht. Als das Parlament während des Jom-Kippur-Krieges über ein Waffenembargo gegen Israel zu beschliessen hatte, war für jüdische Parlamentarier eine jener kritischen Situationen erreicht, in welchen die Gewissenspflicht doppelter Loyalität den Einzelnen in schwere Konflikte verwickeln kann. Es ist nicht überraschend, dass politische Gegner dies zum Angriff auf den in ihren Augen «defekten Patriotismus» der jüdischen Mitparlamentarier nutzten.

Von einem «Jewish Vote» im Sinne eines durchgehend einheitlichen Wählerverhaltens der jüdischen Bevölkerung lässt sich in England bis heute nicht sprechen. Dennoch hat es in Fragen, auf die diese Gruppe «empfindlich» ist, immer wieder jene auf alle Parteien und Gesellschaftsschichten übergreifende Solidarität gegeben, die Ausdruck ist für das Bewusstsein, Teil einer besonderen Schicksalsgemeinschaft zu sein. Offen und deutlich sich dazu bekennen, bestimmte *Werte* seine eigenen nennen zu können: das ist der eigentliche Beweis, dass ein Staat den teuersten Besitz seiner Bürger zu schützen vermag, das Recht nämlich, so sein zu dürfen, wie es für die Integrität des Einzelnen und das Wohl seiner Nächsten förderlich ist.

Iso Camartin

* Geoffrey Alderman: The Jewish Community in British Politics. Clarendon Press, Oxford 1983.

Deutsches Exil in den Vereinigten Staaten

Zu dem Sammelband «The Muses Flee Hitler»

Von Ulrich Seelmann-Eggebert

Nicht erst vor Hitler waren die Musen geflüchtet, sondern seit den Tagen der «Mayflower» war Nordamerika das fast klassische Land der Auswanderer und des Exils gewesen, in dem nicht nur europamüde Abenteurer oder auch strebsame Handwerker ein neues Aufgabenfeld gesucht und gefunden hatten, sondern auch Maler und Dichter neuen Motiven und Idealen begegnet waren. Bereits vor Lenau, Gerstäcker und Sealsfield hatte eine Frau, Friderica Henriette Frölich (1768–1833) aus dem Havelstädtchen Zehdenick, mit ihrem 1820 erschienenen zweibändigen Briefroman «Virginia oder Die Kolonie von Kentucky» gleichsam das geistige und politische Fazit aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der Französischen Revolution gezogen, unbelastet von der katholisierenden Romantik aus Chateaubriands «Attala», ein idealisiertes Zeitbild von Freiheit, Gleichheit und Demokratie gestaltet, eine der frühesten sozialistischen Utopien in der deutschen Literatur.

Unter den mehreren hunderttausend Juden und Nichtjuden, die von 1933 an sich auf die Flucht hatten begeben müssen, haben einige wie Ernst Weiss und Walter Hasenclever sich in Frankreich selbst den Tod gegeben, als sie keinen Ausweg mehr hatten sehen können. Nur wenige wie Alfred Einstein und Thomas Mann hatten fast mühelos ein Affidavit für die Vereinigten Staaten erhalten und sind alsbald in der Neuen Welt zu höchsten internationalen Ehren aufgestiegen. Trotz dem so unterschiedlichen Ausgang ist das Exil ein Kollektivschicksal gewesen, aus dem die Exilforschung bisher am gründlichsten das der Literaten erforscht hat, während man die, die im Schatten geblieben waren oder hatten bleiben müssen, bis heute noch nicht gesehen hat.

In dem hier anzuzeigenden Buch «The Muses Flee Hitler» sind zwar die Schriftsteller, Musiker und Architekten in einzelnen Kapiteln besonders herausgehoben, doch ist es mit den im Buchtitel angesprochenen «Musen» bei einer Darstellung von «Cultural Transfer and Adaptation 1930–1945» allein noch nicht getan: Unter den neun Musen hatte es nur eine für die exakten Wissenschaften gegeben, Urania für die Astronomie, während die gleichfalls in Einzelkapiteln abgehandelten Physiker, Chemiker und Architekten keine speziellen Musen zugesprochen erhalten hatten. Die wohl schwierigste Hürde, die zu nehmen war, hatte die Sprachbarriere dargestellt. Und gerade unter denen, deren Material die Sprache dargestellt hatte, den Schriftstellern, sind so manche an ihr gescheitert.

Ausgangspunkt des Bandes war ein Kolloquium gleichen Titels gewesen, das im Februar 1980 von der Washingtoner Smithsonian Institution durchgeführt worden war und von dessen dort gehaltenen Vorträgen eine Anzahl in diesen Sammelband aufgenommen worden sind, durch Anmerkungen und Literaturhinweise ergänzt. Zwar ist etwa der thematisch überaus interessante und erhellende Beitrag «The Linguistic Adaptation of the Refugees to the American Milieu» von Helmut Pfanner (University of New Hampshire) nicht abgedruckt worden, dafür jedoch von dem gebürtigen Österreicher Pfanner eines der kenntnisreichsten Länderkapitel dieses Bandes, «The Role of Switzerland for the Refugees». Dem international namhaften Literarhistoriker Alfred Kazin sind bei seinem Beitrag «European Writers in Exile» einige Irrtümer oder Ungenauigkeiten unterlaufen, die sich durch simples Nachschlagen in zuverlässigen Lexika oder Handbüchern hätten vermeiden lassen: So war Theodor Lessing nicht, wie es hier heisst, 1933 auf seinem Schreibtischstuhl in Prag, sondern von einem gedungenen Mörder im Bett seiner Wohnung in Marienbad erschossen worden, und Simone Weil war nicht an Unterernährung in London, sondern 1953 in einem Tuberkulosespital in Ashford (Kent) gestorben. Das sind zwar Kleinigkeiten, doch könnten sie Misstrauen gegen die Exaktheit anderer Angaben wecken.

Offizieller Anlass des Kolloquiums in Washington war – etwas verspätet – die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Alfred Einstein gewesen, der nicht nur wegen des ihm 1921 verliehenen Nobelpreises der prominenteste deutsche Wissenschafter in den Vereinigten Staaten war. Er war im Januar 1933 gerade auf einer Amerikareise gewesen, zuerst noch nach England gefahren, jedoch bald, als seine Wohnung und sein Sommerhaus in Deutschland beschlagnahmt worden waren, endgültig in die Vereinigten Staaten übergesiedelt. 1934 wurde ihm offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Ausser Einstein sind zwischen 1933 und Amerikas Kriegseintritt mehr als eintausend Physiker über den Ozean geflüchtet. Zumindest die Rockefeller Fellowships wurden sehr bald auch ausländischen Studenten der Naturwissenschaften gewährt und erleichterten ihnen ihr Studium in den Vereinigten Staaten. Gegen Ende der dreissiger Jahre war freilich eine gewisse Restriktion gegenüber aus Deutschland gekommenen Studenten eingetreten, da vor allem bei den jungen Physikern, seit der Heidelberger Radiologe Philipp Lenard sein Buch «Deutsche Physik» veröffentlicht hatte und über die von «Nichtariern» gemachten Erfindungen und Entdeckungen nichts mehr gelehrt werden durfte, die wissenschaftliche Qualifikation des deutschen Physikernachwuchses immer mehr abgenommen hatte.

Steht auch das amerikanische Exil im Mittelpunkt der Darstellungen, so ist die Untersuchung doch weltweit erfolgt und unterscheidet sich damit von der deutschen Exilforschung, die allzuoft die dafür notwendigen Fremdsprachen nicht beherrscht. In dieser amerikanischen Publikation sind ausser der Schweiz auch noch Grossbritannien, Kanada, Schanghai mit China, die Staaten der Karibik und diejenigen Südamerikas detailliert behandelt. Und im Vorwort erinnert S. Dillon Ripley, der Sekretär der Smithsonian Institution, bereits daran, welche Anzahl an Flüchtlingen seit 1941 aus Mexiko, Vietnam, Kuba, Korea, Israel, Haiti, China und Äthiopien sich wieder im Schatten der Freiheitsstatue angesammelt hat und bei denen, die keinen Albert Einstein als Aushängeschild aufweisen können, die Einwanderungspolizei vor wohl noch viel grösseren Schwierigkeiten und Hindernissen steht als bei früheren Immigrationswellen, die aus Hitler-Deutschland eingeschlossen.

Farrell C. Jackson und Carla M. Borden (Hrsg.): The Muses Flee Hitler. Cultural Transfer and Adaptation 1930–1945. Smithsonian Institution Press, Washington D. C. 1983.

Deutsche Nachlässe in Los Angeles

Von Cornelius Schnauber

Als zwischen 1933 und 1945 eine grosse Zahl deutscher oder österreichischer Emigranten gezwungen war, sich in Los Angeles niederzulassen, hinterliessen sie Dokumente, die zum Teil von grösster kulturgeschichtlicher Bedeutung sind. Da waren zunächst die Grossen der Literatur, wie Thomas und Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Franz Werfel, Alfred Döblin, um nur einige zu nennen, oder die Grossen der Musik wie Arnold Schönberg, Ernst Krenek, Hanns Eisler, Erich Wolfgang Korngold oder die Grossen von Film und Theater, wie Erich Stroheim, Ernst Lubitsch, Wilhelm Dieterle, Friedrich Wilhelm Murnau, Max Reinhardt, Fritz Lang, Otto Preminger, Fred Zinnemann und Billy Wilder, um auch hier nur einige zu nennen, von denen die Erstgenannten schon vor 1933 nach Los Angeles gekommen waren.

Sie alle hinterliessen Nachlässe, die von Bedeutung sind und von denen einige davon bereits in Archiven in Europa liegen: so Thomas Manns Nachlass in Zürich und Bertolt Brechts Nachlass in Ostberlin. Viele dieser Nachlässe sind aber in Los Angeles geblieben, und nicht alle davon sind der Forschung weltweit bekannt.

Bekannt sind zum Beispiel das Arnold-Schönberg-Archiv oder der Nachlass von Lion Feuchtwanger und Franz Werfel; doch schon weniger bekannt sind die Kollektionen von Fritz Lang und Erich Pommer, die zusammen mit anderen Nachlässen berühmter Emigranten ebenfalls in Los Angeles liegen.

UNBEKANNTE SCHÄTZE

Ausserdem gibt es wertvolle Schätze im Besitz von Emigranten, die sich noch keinen Namen für die Forschung gemacht haben; und diese Nachlässe werden meistens völlig übersehen.

So lebt in Pasadena, einem wohlhabenden Vorort von Los Angeles, eine ältere deutsche Emigrantin, in deren Besitz sich nicht nur wertvolle Gemälde oder Zeichnungen von Rembrandt, Adolf Menzel, Max Liebermann oder Lovis Corinth befinden; sie besitzt auch noch unveröffentlichte oder bereits veröffentlichte Briefe von Friedrich Nietzsche, Otto von Bismarck, Kaiser Wilhelm II., Jacob Grimm, Gerhart Hauptmann, Emile Zola sowie handgeschriebene Einladungen des Herrn Hofrat von Goethe zu Tischparties. Dazu handgeschriebene Gedichte von Paul Verlaine, Gerhart Hauptmann, Rainer Maria Rilke oder Ernst von Wildenbruch; und dies ist nur eine kleine Auswahl genannter Originale, die hier erwähnt werden können.

Doch ist diese deutsche Emigrantin in Pasadena nicht die einzige von der Forschung bisher kaum registrierte Besitzerin wervoller Dokumente, auch wenn vielleicht ihr Besitz der unvergleichlichste ist. Viele der aus Deutschland stammenden Emigranten haben, sofern es ihnen noch möglich war, Schätze mitgenommen, die heute unbezahlbar sind: Erstausgaben mit den persönlichen Widmungen der Autoren oder Korrespondenzen mit berühmten Zeitgenossen der Weimarer Republik oder des Exils.

Denn vergessen wir nicht: als 1933 Hitler die Macht in Deutschland übernahm, waren viele Menschen, die bis dahin zum deutschen und darunter zum jüdischen Bildungsbürgertum gehörten, in grösste Bedrängnis geraten. Viele von ihnen hatten aber schon während der Weimarer Republik Kontakt zu den grossen Zeitgenossen von Kunst, Musik und Literatur gesucht und hatten dann diesen Umgang, sofern es ihnen gelungen war zu fliehen, im Exil fortgesetzt. Und wer von ihnen sogar noch Glück hatte oder rechtzeitig wachsam war, konnte auch noch wertvolle Dokumente mit ins Ausland retten.

LION FEUCHTWANGER

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gab es dann noch eine andere, nicht unbedeutende Entwicklung bezüglich deutscher Kulturschätze in Kalifornien. Europa war zerstört; die Menschen litten unter Not und Hunger. Diese Situation nutzten einige Kunstliebhaber in den USA aus, um gegen Dollars oder Esspakete wertvolle Bücher, Gemälde oder Manuskripte aus europäischem Privatbesitz für sich zu erwerben. Unter diesen Käufern war zum Beispiel der 1933 erst nach Frankreich emigrierte, dann in Los Angeles lebende deutsche Schriftsteller Lion Feuchtwanger. Allerdings hatten es nur wenige Emigranten zu einem derartigen Wohlstand wie Lion Feuchtwanger gebracht. Eher waren es Amerikaner selbst gewesen, denen es nach 1945 gelang, aus Europa Kulturschätze zu erwerben, die heute unbezahlbar oder kulturgeschichtlich von grösster Bedeutung sind.

In Pacific Palisades, einem am Pazifischen Ozean gelegenen Stadtteil von Los Angeles, steht auf einem der hohen Berghügel das im spanischen Stil erbaute, palastartige Riesengebäude Lion Feuchtwangers. In diesem Haus befindet sich der Nachlass des 1958 verstorbenen Dichters: Manuskripte, Korrespondenzen, Bücher. Es ist eine der grössten und wertvollsten Privatsammlungen Amerikas: noch mit Hand verfasste Bücher, Inkunabeln, Erstdrucke. So findet man neben der «Nürnberger Chronik» ein altes Textbuch mit Shakespeare als Regisseur und Schauspieler verzeichnet oder neben einem Buch mit Randbemerkungen, die vermutlich von Michelangelo stammen, die von Beaumarchais gedruckte vollständige Ausgabe der Werke Voltaires, die dem adeligen Beaumarchais beim Einrücken der revolutionären Truppen Frankreichs das Leben gerettet haben soll.

Bücher, Manuskripte und Korrespondenzen gehören ebenso wie Haus, Grundstück und Einrichtungen seit dem Tode Lion Feuchtwangers der in Los Angeles gelegenen University of Southern California, genannt U. S. C. Sie bilden das sogenannte Lion Feuchtwanger Institute.

ARNOLD SCHOENBERG INSTITUTE

Ebenfalls zur University of Southern California gehört das Arnold Schoenberg Institute. Es befindet sich in einem mit der Unterstützung der Stadt Berlin eigens dafür errichteten architektonisch preisgekrönten Gebäude, das im Gegensatz zum Feuchtwanger-Grundstück direkt auf dem Universitätsgelände liegt. Es enthält neben einer Konzerthalle sowie Seminar- und Büroräumen den grössten Teil des gesamten Nachlasses des Komponisten, wozu auch die Einrichtung seines letzten Arbeitszimmers in Brentwood-Los Angeles gehört.

Geht man durch das Archiv, so findet man neben der ehemaligen Bibliothek des Meisters, der ursprünglich aus Österreich stammte, aber lange in Berlin wirkte, die verschiedensten Fassungen seiner Kompositionen, Notizen, Reflektionen, Aufsätze und Kommentare. Dabei sammelte er jede Skizze, auch die, die er im Unterricht verwendete. Ausserdem findet man selbstentworfene Spielkarten und Schachfiguren, selbstentworfene Figurenspiele sowie selbstgebasteltes Anschauungsmaterial, um die von ihm entwickelte Zwölftontechnik anschaulich zu machen.

Wir erfahren dabei auch sehr viel über die verschiedenen Schwierigkeiten, die Schönberg mit seiner «Methode des Komponierens mit zwölf Tönen» noch zu Lebzeiten hatte. So finden wir Notizen, in denen er sich dagegen wehrt, dass der Künstler für das Publikum schaffe; denn der Künstler schaffe für die Kunst und müsse deshalb zuerst seinen eigenen Weg gehen. Interessant und faszinierend ist dabei auch die zum Teil öffentliche und zum Teil briefliche Auseinandersetzung mit Thomas Mann wegen des im Jahre 1947 in den USA erschienen Romans «Doktor Faustus». Denn in diesem Roman lässt Thomas Mann im zweiundzwanzigsten Kapitel den an den Folgen der Syphilis erkrankten Komponisten Adrian Leverkühn im Anfall von Kopfschmerz und Migräne das «zerebralkonstruktive» System der Zwölftonmusik entwickeln. Schönberg beschwert sich dabei, dass Mann diese Technik nicht nur einfach von ihm «gestohlen» habe, sondern diese sich nicht einmal von ihm persönlich, sondern von dem damals ebenfalls in Los Angeles lebenden Theodor W. Adorno hat erklären lassen, und dass jetzt viele Menschen dächten, er, Schönberg, sei ähnlich wie Leverkühn erkrankt gewesen. Dabei führt dieser im Schoenberg Institute dokumentierte Disput freundschaftlicher und zugleich verärgerter Beziehungen zwischen den beiden Grossen der Emigration auch in andere Bereiche und Probleme.

FRITZ LANG

Lion Feuchtwanger, Arnold Schönberg, das sind aber nicht die einzigen Nachlässe deutscher oder österreichischer Emigranten, die sich an der University of Southern California befinden. Auch Fritz Lang, der grosse Pionier und Meister des Filmes, der in Wien geboren war und bis 1933 in Berlin wirkte, ist dort vertreten. Die Dokumente und Manuskripte seiner deutschen Filme wie «Metropolis», «M», «Der müde Tod» befinden sich zwar in der Cinémathèque française in Paris, doch sein amerikanisches Schaffen ist in Los Angeles dokumentiert. Darunter finden wir Drehbücher, Briefe, Treatments, Entwürfe.

Besonders interessant und besonders auch für die Brecht-Forschung aufschlussreich ist dabei die Dokumentation über die Zusammenarbeit Fritz Langs mit Bertolt Brecht an dem Film über die Ermordung des Nazi-Führers Reinhard Heydrich «Hangmen Also Die» (1942). Hinweise auf Copyright-Fragen, Dispute mit dem Produzenten Arnold Pressburger und dem Co-Autor John Wexley sowie die Auseinandersetzung, wie sehr ein Film der Brechtschen Form der Lehrstücke folgen darf, werden dabei sichtbar. Fritz Lang wollte zum Beispiel nach wie vor das Publikum eher durch das emotionale Mitgehen «aufklären», gab aber schon damals Brecht Anerkennung für dessen Eigenständigkeit.

Ebenfalls interessant sind ausserdem die Dokumente, wie noch 1935 der schon weltweit anerkannte Regisseur Fritz Lang in seinen Drehbuchentwürfen von den mächtigen Filmbossen wie David O. Selznick von Metro Goldwyn Mayer zurechtgewiesen und zu drastischen, Selznicks ganz persönlichen Vorstellungen entsprechenden Änderungen gezwungen werden konnte, bis dann dieses zum Teil schon vorfinanzierte Projekt völlig aufgegeben wurde. Ausserdem finden wir in diesem Nachlass – und dies alles sind nur wenige Beispiele – jene Briefe an Organisationen, Filmstudios und einflussreichen Privatpersonen, in denen sich selbst der in den USA politisch immer vorsichtig gewesene Fritz Lang während der sogenannten McCarthy-Zeit rechtfertigen musste, dass er nie Kommunist gewesen sei und auch nie wissentlich eine kommunistisch beeinflusste Organisation unterstützt habe.

WEITERE DOKUMENTE

Ein anderer, nicht minder interessanter, wenn auch weder Film noch Literatur noch McCarthy-Zeit betreffender Briefwechsel liegt im berühmten Norton Simon Museum von Pasadena. Es ist die mehrere hundert Briefe umfassende Korrespondenz zwischen der 1924 aus Deutschland nach Los Angeles ausgewanderten Kunstagentin Galka Scheyer und ihren in Deutschland oder Europa zurückgebliebenen Künstlerfreunden Wassily Kandinsky, Paul Klee, Alexej von Jawlensky und Lion Feininger. Notrufe, persönliche Verzweiflung und Urteile über andere Künstler lesen wir in diesen Briefen, und diese geben somit ebenfalls wichtige Hinweise über die damaligen sozialen Zustände oder künstlerischen Richtungen in Deutschland und Europa.

Es sind aber nicht nur die Nachlässe der Grossen aus der Zeit der deutschen Emigration, die interessant und für die Forschung bedeutend bleiben; auch die Nachlässe der weniger bekannten Künstler bieten wichtige soziologische, historische und kulturelle Hinweise. So hat sich das *Max Kade Institute for Austrian-German-Swiss Studies* an der University of Southern California, das schon den Fritz-Lang-Nachlass und einen kleinen Teil eines Wilhelm-Dieterle-Nachlasses mitbetreut, zum Ziel gesetzt, auch solche Dokumente zu sammeln und zu erforschen, die zwar nicht mit Namen wie Thomas Mann oder Bertolt Brecht verbunden sind, die aber dennoch Aufschlüsse geben, welche Probleme, gelegentliche Erfolge und noch grössere Misserfolge alle diejenigen Künstler erlitten haben, die es in den USA nicht zum Welterfolg bringen konnten. Ein wichtiger Bestandteil dieses Institutes ist dabei die Martha-Mierendorff-Kollektion, die zum Beispiel den gesamten Nachlass des Kaberettisten Elow enthält, der mit seinem «Kabarett der Namenlosen» im Berlin der Weimarer Republik Erfolg hatte und dann im Exil mit seiner Art Kunst nur noch im internen Kreise der Emigranten eine gewisse Zuhörerschaft fand. Briefe von Claire Waldoff oder Gedichte von Erich Kästner sind dabei einige der Raritäten seines Nachlasses.

Ausserdem gibt es in dieser Kollektion Schriften und Dokumente über Künstler wie Blandine Ebinger, Viktor Palvin oder Friedrich Holländer, um nur einige Emigranten der heiteren Kunst zu nennen, die zu studieren ebenfalls ein lohnendes Unterfangen ist. Dazu finden wir im Max Kade Institute eine vollständige Dokumentation der Veranstaltungen des noch heute existierenden *Jewish Club of 1933*, in dem in regelmässigen Abständen solche bedeutende Persönlichkeiten oder Künstler wie Thomas Mann, Ernst Deutsch oder Leopold Jessner sprachen oder lasen, und wir finden Originaldokumente über die Auseinandersetzung der Emigranten (einschliesslich Brecht, der Brüder Mann, Feuchtwanger), wie Deutschland nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus aussehen sollte.

Los Angeles, die Stadt am fernen Pazifik, ist zur Erforschung der jüngeren deutschen Kulturgeschichte eine Reise wert. Auch wenn wichtige Nachlässe der deutschen Emigranten wieder in Europa sind oder von Archiven in Europa angekauft werden, eine grössere Zahl der wichtigsten Nachlässe wird in Los Angeles bleiben. Ausserdem liegt noch so mancher Schatz für die Forschung nach wie vor im verborgenen. In Kürze könnten diese Dokumente durch nichtwissende Erben verlorengehen oder durch Auktionen in alle Welt verstreut werden. Dieser Gefahr sollte so bald als möglich entgegengewirkt werden.

Der Roman des Lebens

Zum 90. Geburtstag von Ernst Jünger (29. März)

Von Martin Meyer

«Wie der Roman eigentlich erst dort beginnt, wo er gemeinhin endet . . .»
(Afrikanische Spiele)

Die grosse, von Klett-Cotta betreute Ausgabe der «Sämtlichen Werke» von Ernst Jünger enthält vier Bände «Erzählende Schriften». Neben weniger bekannten Arbeiten finden sich die Romane und Erzählungen des Schriftstellers, die Spuren hinterlassen haben. «Auf den Marmorklippen», die Parabel des Widerstands gegen die Diktatur. «Gläserne Bienen», ein Werk, das weit in die Räume des technischen Geists vordringt. Der zweite Band der Abteilung ist «Heliopolis» gewidmet, in den dritten ist «Eumeswil» aufgenommen worden. Beide Romane handeln von einer halb utopisch, halb real gezeichneten Zukunft.

Der vierte Band – zugleich Band 18 in der durchlaufenden Numerierung – enthält die autobiographisch inspirierte Geschichte «Die Zwille» und die späte Erzählung «Aladins Problem». Auch ist ein Text zu finden, dessen Bedeutung offen bleibt. Er enthält, unter dem Titel «Eine gefährliche Begegnung», drei kürzere Kapitel. Am Ende des dritten Kapitels – oder bloss am vorläufigen Ende? – steht der Vermerk: «Wird fortgesetzt.»

Ein unvollendetes Prosastück. Ein Fragment, der Form nach novellistisch; der Inhalt weist, merkwürdig genug, in die Richtung einer Kriminalgeschichte. Ferner ist dem chronologischen Werkverzeichnis zu entnehmen, dass das erste Kapitel in zwei Privatdrucken vorgestellt wurde, 1954 und 1956; dass das zweite Kapitel 1960 erschien; und dass der erste Teil des dritten Kapitels im Jahr 1973, der zweite Teil jedoch zehn Jahre später veröffentlicht wurde – im Band 18 eben, zusammen mit den früheren Stücken.

*

Und nun, seit wenigen Wochen, liegt uns das Ganze vor – die Erzählung. Die Erzählung, die gleichwohl wie aus einem Guss wirkt, die eine Kriminalgeschichte ist und noch mehr, und die sich auf eigentümliche Weise von den Romanen und Novellen des Autors unterscheidet.*

Denn sie spielt nicht in der Gegenwart und auch nicht in künftigen Welten, sondern im September 1888 in Paris. Frühherbst, die Farben werden stärker. Gerhard zum Busche, ein junger Botschaftsattaché, geht durch die Strassen, sonntäglicher Müssiggang, als er einem älteren Mann begegnet, den er kennt. Ducasse, so heisst der Dandy, dem das Leben nur noch wenig zu bieten hat, lädt Gerhard zum Mittagessen ein. – Und Jünger genügen einige Striche, damit das Bild zu sprechen beginnt. Das Leuchten der Jahreszeit, dann die Porträts der Figuren, angedeutet in Charakterzügen, die ahnen lassen, wie die Handlung sich entwickeln könnte. Dann die Seitenblicke: Strassenszenen, später das Restaurant.

Wie bei Balzac – oder Zola, oder den Goncourts – wächst eine Geschichte, die zur Affäre wird. Ducasse entdeckt im Lokal die Gräfin Kargané. Ein Vertrauter der höheren Kreise, weiss er, dass die schöne, doch unruhige Irene wieder Streit hat mit ihrem Mann, dem zügellosen Kapitän. Ein Meister der Intrige, versucht er zwischen Gerhard und Irene eine Liaison herzustellen; wobei ihn besonders reizen muss, dass zum Busche trotz seinen 25 Jahren naiv, in erotischen Dingen unerfahren ist.

Ducasse, der Zuschauer; der Zyniker, der müde Geniesser. Ein Mann, der eine späte Gesellschaft über den Geschmack belehrt. Unmerklich erhält sein Porträt ein paar Linien in die Tiefe – nicht nur der Person, sondern auch der Zeit, der er verbunden ist und doch nicht mehr ganz zugehört. Anders aber als in den Romanen seit den «Marmorklippen» erscheinen die Gestalten weniger starr; weniger aus der Typologie geschnitten.

*

Der Plan wird Wirklichkeit, die Affäre läuft. An einem Nebelabend treffen sich Gerhard und Irene in einem Etablissement hinter der Madeleine. Umständliche Annäherung – als plötzlich jemand schreit. Gerhard findet auf dem Korridor die Leiche einer jungen Frau. Die Polizei trifft ein, doch längst ist Irene verschwunden, und auch ihr Begleiter hat sich davongemacht. Der Mord wird bekannt. Die Angst breitet sich aus, in der Stadt gehen Gerüchte, dass der Londoner Frauenmörder das Terrain gewechselt habe. Ein Inspektor, Dobrowsky, ermittelt; ihm ist Etienne, ein junger Stabsoffizier, zugeteilt.

Und wie die Erzählung begonnen wurde, wird sie beendet. Indem sich der epische Bogen von selbst trägt, wirkt der Stoff dicht und geschlossen – ohne dass sich dabei Welten der Einbildungskraft mitteilten. Die Übergänge freilich sind von einem Autor geebnet, der sein Metier wie wenige beherrscht.

Das Ende? Gerhard meldet sich bei der Polizei. Er berichtet, was er weiss, Dobrowsky glaubt ihm. Wieder in seiner Wohnung, besucht ihn ein Abgesandter des Kapitäns; Kargané, beleidigt, verlangt Genugtuung im Duell. Gerhard bestimmt einen älteren Rittmeister zu seinem Sekundanten, doch dieser, fürchtend, dass zum Busche der Sache nicht gewachsen sein könnte, teilt die Forderung dem Inspektor mit. Nun findet Dobrowsky bestätigt, was auch der Leser längst erkannt hat: Kargané tötete das Mädchen, das er in der Dunkelheit mit Irene, seiner Frau, verwechselt hatte. Dobrowsky fährt zum Treffpunkt, unterbricht das Duell; der Kapitän begeht Selbstmord. Der Epilog schliesslich fasst zusammen und ordnet, was noch der Klärung bedurfte.

* Ernst Jünger: Eine gefährliche Begegnung. Klett-Cotta, Stuttgart 1985.

*

Eine Kriminalgeschichte. Allerdings ist ihr Muster so einfach gewoben, die Handlung so offen geführt, dass das Besondere der Erzählung an anderem Ort zu suchen ist. Nämlich in der Weise, wie eine Epoche im Widerspiel der Figuren zur Wendezeit wird. In der Art, wie ein Ereignis – eine wenig tiefgründige Begebenheit – an Symbolik gewinnt. Vor allem in der Kunst, wie einige entscheidende Dinge bloss angedeutet, nicht ausgesprochen werden.

Wichtig sind Raum und Zeit. Die Zeit läuft aus. Die langen Traditionen, die Überlieferungen: noch sind sie gegenwärtig. Oder sie werden vergegenwärtigt, von einer Gesellschaft, die am Alten ängstlich sich festhält. Aber gleichzeitig drängt das Neue und duldet keinen Aufschub. Als Kargané, von dem es heisst, er wäre lieber hundert Jahre früher geboren worden, aus dem Fenster blickt, sieht er das Gerippe des Eiffelturms; der gewaltige Bau steht kurz vor der Vollendung, düster und drohend.

Sich zurechtfinden? Die Zeit verstehen? Das Thema bestimmt als Leitmotiv die Werke Jüngers – und ist hier in eine Epoche zurückgespiegelt, die geschichtlich zwischen Herkunft und Zukunft schwankt, moralisch das Zweideutige, die Ambivalenzen begünstigt. Und die Dekadenz. In Ducasse findet sie einen geistigen Repräsentanten; den Dandy, dessen Kenntnis «ausgewählter Vergnügungen» so sehr verfeinert ist, dass er «Lebensmosaike» auslegt. In Irene findet sie die Gestalt des Affekts, der ruhelosen Gefühle und Wünsche. Weshalb die Gräfin besonders geeignet ist, ihre Rolle in dem Mosaik zu übernehmen. Gerhard aber ist der Mann ohne Eigenschaften, unsicher, träumend. Weshalb er wie ein Schlafwandler in die Affäre gerät.

*

Dann der Raum – die Stadt. «Schicksalsstoff» hat sich in ihr abgelagert, ein «namenloses Leben». Als zum Busche an jenem Sonntag vormittag durch die Strassen vor Paris geht, empfindet er ein «Mysterium». «Als ob er durch Fluchten und Flure eines grossen, unbekannten Hauses schritte oder Schächte durchirrte, die durch geschichtetes Gestein geführt waren.»

Die Stadt ein Haus; ihre Viertel die Zimmer, ihre Passagen Korridore. Der Gedanke ist bedeutsam. Er klingt ein zweites Mal an im folgenden Kapitel, und nicht zufällig. Jünger beschreibt das Quartier der Madeleine; das alte Quartier, dem geheime organische Verbindungen eignen. An einem Nebelabend – es ist die Stunde, die Gerhard und die Gräfin zusammenbringt – scheint alles Trennende aufgehoben. «Der Nebel verleiht den Städten eine intime Note, einen Kammerton. Tagsüber mildert er die Formen und dämpft das grelle Licht. Bei Nacht verwandelt er die Quartiere in grosse Häuser, in denen sich Flur an Flur und Zimmer an Zimmer schliesst.» – Die Architektur als Ganzes.

Die Architektur, deren Ordnung der Lebensordnung der Gesellschaft zu entsprechen scheint. Ein Raum, der nicht teilt und auseinanderrückt, vielmehr bindet. Ein letztes Mal wirkt die grosse Stadt in dieser Spätzeit als Organismus; als Einheit der Begegnungen, die möglich sind.

*

Wenn ein Verbrechen geschieht, dann folgt die Tat daher den Regeln, denen auch die Gesellschaft noch gehorcht. Sie findet statt in «Zimmern» und «Fluren», der Akzent liegt auf dem «Kammerton». Die Interieurs, weiche Beleuchtung. Die Figuren bleiben ihrer Umgebung verbunden, den Traditionen; und dem Ritual – bis zum Mord, dessen Aufklärung nicht eine Frage des Zufalls ist, sondern der Ableitung. Auch da das Lebensmosaik.

Zu den bedeutenden Partien der Erzählung gehören die Gespräche zwischen dem Inspektor und dem Offizier. Etienne, der Jüngere, leidet an der Zeit; «nur halb konform», fühlt er «Augenblicke der Entfremdung», Momente der Melancholie. Dobrowsky aber, ein Mann mit vielen Gesichtern, überspielt die Epoche. Seine Theorie des Bösen erfasst das Menschenmögliche – Wünsche und Begierden, die keiner Ordnung mehr sich fügen wollen; Triebe, die keinen Plan mehr kennen; Regungen, die tief im Irrationalen beheimatet sind.

Darin ist er ein moderner Geist. Er weiss, dass die schwierigsten Fälle dort sich ereignen, wo die Absicht des Täters verschwimmt, wo Laune das Ziel bezeichnet. Einfach ist deshalb der Fall, der ihn beschäftigt. Vorgeprägt in der Physiognomie eines Schuldigen, dessen Charakter deutlich ist, dessen Wille entschieden sich äussert und dessen Moral ein Gerüst, eine Struktur hat. Kargané liebt die festen Konturen. Er liebt die Bilder von Vernet; Gemälde, die Licht und Schatten trennen. Die Bilder von Turner bleiben ihm fremd in ihrem prophetischen Glanz: Auflösung, Bewegtheit.

*

So sind die Gegenwelten der Welt, von der die Erzählung berichtet, nur skizziert. Turners Visionen, der Eiffelturm. Auch ein Theater, in dem unheimliche Stücke gegeben werden; «grausige Motive», «marionettenhafte Starre». Die Zeichen der Zukunft leuchten im Dunkel. Der Stoff jedoch, die «gefährliche Begegnung», lebt aus Vergangenheit. Aus einer Vergangenheit, die mit dem Ende der Geschichte auch ihre Wirkung verliert: sie füllt sich auf, als Dobrowsky das Ritual des Todes unterbricht. Das Duell findet nicht mehr statt.

Und der Epochenriss offenbarte sich denn – im Melodram? In einer Geschichte von Intrige und Leidenschaft, von Verbrechen und verletzter Ehre? Der Sinn des Ganzen führt vielleicht doch darüber hinaus, näher heran an Jüngers andere Werke. Kurz vor seinem 90. Geburtstag beendet der Autor diese Erzählung. Beendet er die einzige Erzählung, die in traditioneller Weise ein Thema gestaltet: eine Begebenheit aus dem 19. Jahrhundert.

Was für spätere Zeiten nicht mehr geht – oder doch nur mit grosser Anstrengung zu leisten ist –, ist hier noch möglich. Nämlich den «Lebensstoff» auszubreiten; in der Fülle seiner Muster; *und* in der Einheit einer Geschichte. Das Fin de siècle ist die letzte Ära der Moderne, die den Schriftsteller zum Erzählen einlädt, bevor die Zeit selbst zum Thema wird – und der Mensch sich in den Bewegungen des neuen Jahrhunderts verliert.

Jüngers Werk beginnt, wo seine Erzählung, «Eine gefährliche Begegnung», endet. Das gehört zum Hintersinn des Texts. Als der Schriftsteller in den zwanziger Jahren die erste Fassung der Aufzeichnungen vorlegt, die er «Das Abenteuerliche Herz» nennt, herrschen andere Wirklichkeiten. Die Gesellschaft hat sich aufgelöst, der Einzelne lebt nicht mehr in vertrauten Zusammenhängen, sondern in Situationen. Er erlebt die Vereinzelung, gleichzeitig den Aufmarsch der Massen. Die Technik beschleunigt die Veränderungen; unter ihrem Zugriff gewinnt die Kultur dämonische Züge – vor allem in der Grossstadt, deren Zeichen und Spuren zu folgen zum Abenteuer wird. Nicht mehr Begegnung, dafür Begegnungen. Nicht mehr das Mosaik, bloss noch Bruchstücke, Ausschnitte, feinste Splitter.

*

Dieser Welt, die das Erbe des 19. Jahrhunderts angetreten hat, gleichwohl die verborgene Signatur, den «Sinn» zu entlocken, ist die Absicht des Autors seit den frühen Tagebüchern über den Ersten Weltkrieg. Der Versuchung zu widerstehen, das Ganze allzu rasch in die grossen Vereinfachungen überzuführen – dazu hätte es manchmal eines schärferen Blicks bedurft, als er etwa in der Geschichtsphilosophie des «Arbeiter» (1932) dokumentiert ist.

Als aber Jünger im Jahr 1954 das erste Kapitel von «Eine gefährliche Begegnung» vorlegt, liegen die ersten Zeugnisse des Widerstands gegen die totalitäre Herrschaft – die Pariser Tagebücher, die «Marmorklippen» – schon lange vor, und die geistige Auseinandersetzung mit der Zeit hat ein Fundament gewonnen. Im selben Jahr veröffentlicht der Autor eine essayistische Schrift, «Das Sanduhrbuch». Und während er die Geschichte ruhen lässt, dann wieder zu ihr zurückkehrt, erscheinen in schneller Folge eine Arbeit über den französischen Moralisten Rivarol (1956), die bedeutende Erzählung «Gläserne Bienen» (1957) und die philosophische Abhandlung «An der Zeitmauer» (1959).

Vier Werke, in welchen der Schriftsteller von den Entwicklungen und Konstellationen spricht, die in der «Gefährlichen Begegnung» bloss angedeutet, kaum wahrnehmbar sind. Von mächtigen geschichtlichen Beschleunigungen innerhalb der modernen Kultur ist die Rede. Diese zeigen sich in verschiedenen Bereichen; in den vielen Verbindungen, die der Mensch eingeht, wo er tätig ist. Vor allem jedoch im Umgang mit der Zeit, deren Qualität zur Messgrösse wird. Das «Sanduhrbuch» rekonstruiert nicht nur die historischen Lineaturen, die von alten Weisen des Zeitempfindens zu den neuen Methoden der Bestimmung der Zeit führten; sondern auch die geistigen Bewegungen, die Ideen, die sich zugleich der Geschichte aufprägten. Gewinnung von Räumen, «in denen der Ablauf mechanisch wird» – wobei der Gewinn an Zeit mit dem Verlust der Anschaulichkeit, die Herrschaft der Mechanisierung mit der Einschränkung der Lebenswelt zusammenfällt.

*

Wenn Jünger in der «Gefährlichen Begegnung» von der «marionettenhaften Starre» berichtet, mit welcher ein zwielichtiges Theater «grausige Motive» darstellt, dann fällt nur ein Strahl der Zukunft auf eine verspätete Wirklichkeit. Und wenn es nur beim Gerücht bleibt, dass Jack the Ripper von London nach Paris gekommen sei, dann ist der Einbruch des Sinnlosen – noch einmal – abgewehrt.

In dem Essay «An der Zeitmauer» werden einige Gedanken erörtert, die dem Verhältnis der Spätzeit, der Décadence zur Moderne gewidmet sind. Wie eine Epoche allmählich müde wird; wie Werte und Ordnungen verschwinden. In der Arbeit über Rivarol heisst es, dass der Versuch, eine Zeit bloss mit den von ihr geliehenen Mitteln – immanent, ausblicklos – zu bewältigen, nicht durchdringen könne. Und in «Gläserne Bienen» schildert Jünger die Gegenwelt; die reale Utopie der Technik, die Starre der Automaten. Herkunft, Zukunft. Doch in der Erzählung, die nun, nach dreissig Jahren, endlich als ganze vorliegt, greift er spielerisch, leicht – und etwas ironisch? – hinter die *eigene* Zeit zurück. Neunzig Jahre reichen gerade aus.

Ernst Jünger

Eine Gesamtschau der Ära Adenauer

R. M. Von der vorerst auf fünf Bände geplanten und von namhaften Historikern (Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest und Eberhard Jäckel) herausgegebenen «Geschichte der Bundesrepublik Deutschland» ist jetzt der dritte Band erschienen. Sein Verfasser, der Kölner Politologe *Hans-Peter Schwarz*, schildert darin den zweiten Teil der Ära Adenauer, von der Erringung der absoluten Mehrheit für die Unionsparteien im Jahre 1957 bis zum Rücktritt des ersten Bundeskanzlers 1963. Den ersten Teil der Ära Adenauer, also die «Gründerjahre» 1949–1957, hatte der gleiche Autor im vor drei Jahren erschienenen zweiten Band dieser schwergewichtigen Editionsreihe dargestellt. Damit liegt nun die bisher schon volumenmässig umfassendste und zweifellos auch ehrgeizigste *Gesamtschau von Adenauers vierzehnjähriger Regentschaft* vor, die die politische Gestalt Westdeutschlands und seine internationale Einordnung bis auf den heutigen Tag fundamental geprägt hat.

Ein Standardwerk

Natürlich ist damit noch längst nicht das letzte und schon gar nicht das allein gültige Wort über Adenauer und seine Zeit gesprochen. Doch der zweibändigen Darstellung von Schwarz kommt ohne Zweifel der Rang eines Standardwerkes zu, mit dem sich – allein wegen der darin verarbeiteten immensen Materialfülle – jede weitere Forschung auf diesem Feld wird auseinandersetzen müssen. Dabei ist das Ganze aber nicht primär als Nachschlagewerk konzipiert, sondern vielmehr als erzählte Zeitgeschichte, flüssig und streckenweise temperamentvoll geschrieben. Zahlreiche gut ausgewählte Illustrationen tragen dazu bei, den atmosphärischen Hintergrund der Adenauer-Ära zu vergegenwärtigen. Sympathischer allerdings hätte es der Rezensent empfunden, wenn man für diese Geschichtsreihe eine weniger pompöse Aufmachung (Glanzpapier, Grossformat und entsprechend stolzer Preis) gewählt hätte. Der Kreis der wirklichen Leser wäre dadurch bestimmt nicht kleiner geworden.

Erfolge in der zweiten Hälfte der Kanzlerschaft

Nachdem die CDU/CSU bei der Bundestagswahl 1957 zum ersten und bisher einzigen Mal die absolute Mehrheit gewonnen hatte, befand sich der damals 81jährige Adenauer auf dem Zenit seiner Macht und seines Ansehens. Die grundlegenden Entscheidungen für die *Westintegration* der Bundesrepublik waren bereits erfolgreich verwirklicht, es galt, das Erreichte weiter auszubauen und nach akzeptablen Lösungen für die *unerledigte Wiedervereinigungsfrage* zu finden. Was die Einbettung in die westliche Staatengemeinschaft betrifft, so blieben Adenauer auch in der zweiten Hälfte seiner Kanzlerschaft neue Erfolge nicht versagt. Insbesondere gelang es ihm, zu dem ebenso grossen wie schwierigen Nationalisten *de Gaulle* ein «produktives Verhältnis» herzustellen. Im deutsch-französischen Freundschaftsvertrag, wenige Monate vor Adenauers Rücktritt unterzeichnet, fand die *Aussöhnung* zwischen den beiden so lange verfeindeten *Nachbarländern* ihren glanzvollsten Ausdruck. Im Kern hat sich auch dieses Werk als erfreulich dauerhaft erwiesen.

In der *Ostpolitik* allerdings kam Adenauer nicht weiter. Die von Chruschtschew 1958 mit seiner ultimativen Forderung nach Umwandlung Westberlins in eine «Freie Stadt» (unter Abzug der westlichen Schutztruppen) ausgelöste Berlin-Krise stellte die Bonner Politik auf Jahre hinaus vor schwere Belastungen. Adenauer war ständig in Sorge, die westlichen Verbündeten – insbesondere London und teilweise auch Washington – könnten sich gegenüber dem Kreml in Sachen *Berlin* allzu kompromissbereit zeigen. Er war regelrecht erleichtert, als Chruschtschew wegen des Abschusses eines amerikanischen U-2-Spionageflugzeuges die 1960 nach Paris einberufene Gipfelkonferenz der Grossmächte buchstäblich in letzter Minute zum Platzen brachte. Seinem Pressesprecher Felix von Eckhardt vertraute der alte Herr damals seine Gefühle in rheinischem Dialekt wie folgt an: «Wir haben nochmals fies Jlück jehabt.»

Mauerbau und Ostpolitik

Adenauers behutsame, auf Wahrung der inneren Ruhe bedachte Reaktionen auf den überraschenden Berliner Mauerbau im August 1961 sind lange – und nicht nur von den parteipolitischen Gegnern – heftig kritisiert worden. Schwarz indessen wertet aus heutiger Sicht jene Zurückhaltung der Bonner Regierung als Beweis «überlegener Friedensfähigkeit». Der Kanzler fürchtete, dass ein zusätzliches Anheizen der aufgewühlten Atmosphäre durch improvisierte Gegenmassnahmen in eine kriegerische Situation hineinführen würde, die von keiner Seite mehr hätte kontrolliert werden können. *Willy Brandt* plädierte übrigens damals als Berliner Bürgermeister und SPD-Kanzlerkandidat für eine sehr viel *forschere Haltung* gegenüber dem Osten. Langfristig aber scheint die Enttäuschung über die westliche Ohnmacht, den Mauerbau zu verhindern, bei Brandt die innere Wende zum späteren Entspannungspolitiker vorbereitet zu haben. Unbestreitbar war ja durch das brutale *fait accompli* der zementierten Teilung die bisherige Bonner Politik der strikten Nichtanerkennung der DDR in eine Sackgasse geraten, aus der sich ohne neue Ansätze kaum noch ein Ausweg erkennen liess.

Golo Mann hat einmal die Frage gestellt, ob Adenauer zehn oder fünfzehn Jahre später wohl ebenfalls eine Art *«Normalisierung»* mit dem kommunistischen Machtbereich vollzogen hätte, wie sie dann unter Brandts Kanzlerschaft verwirklicht worden ist. Er bejahte die Frage grundsätzlich, denn die Ostverträge entsprächen letztlich der Logik der europäischen Situation – zumindest ab den sechziger Jahren. Golo Mann fügt allerdings hinzu, dass der *Realist Adenauer* diesen Schritt wohl nüchterner und ohne «das sentimentale Beiwerk, die messianischen Töne» von Brandts Regierungszeit in Szene gesetzt hätte. Zum Vergleich zwischen «alter» und «neuer» Ostpolitik meint Schwarz – in diesem Punkt wohl etwas zu einseitig oder vereinfachend –, letztlich habe ja auch der Weg der Anerkennungs- und Entspannungspolitik in eine «ähnliche unfruchtbare Wüste geführt» wie Adenauers vorhergehende Politik der Stärke.

Schwarz weist in seiner Darstellung aber auch nach, dass Adenauers Ostpolitik insgesamt *elastischer und phantasievoller* war, als dies seine Kritiker zuzugeben bereit sind. So waren gegen Ende der fünfziger Jahre in Bonn einige Überlegungen im Gange, durch die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit verschiedenen osteuropäischen Ländern den wegen der sogenannten Hallstein-Doktrin praktisch blockierten ostpolitischen Manövrierraum aufzulockern. Freilich verliefen solche Ideen dann bald wieder im Sande. Doch es war dann Adenauer selbst, der dem Bonner Sowjetbotschafter *Smirnow* die Anregung unterbreitete, im Rahmen eines umfassenden Friedensvertrages der DDR einen *ähnlichen Status* zu gewähren wie drei Jahre zuvor dem *neutralisierten Österreich*, was immerhin die Anerkennung von zwei deutschen Staaten bedeutet hätte. Im Kreml zeigte man jedoch keinerlei Gehör für eine solche Österreich-Lösung.

Innere Vorgänge und «Spiegel»-Krise

Die Lektüre jener Kapitel, die von den *innenpolitischen* und *regierungsinternen Vorgängen* in der zweiten Hälfte von Adenauers Kanzlerschaft handeln, hinterlässt beim Rezensenten vor allem den Eindruck, dass sich trotz allem gesellschaftlichen Wandel seither am politischen Betrieb in Bonn so viel nicht verändert hat. Die Rivalitäten zwischen CDU und CSU, der mühsame Koalitionszusammenhalt mit der FDP nach dem Verlust der absoluten Mehrheit, die verschiedenen Ministerkrisen, die Spekulationen und Sondierungen über neuen Regierungsbündnisse und die sie stets begleitenden aufgeregten Wellenschläge in der Presse erinnern durchaus an vertraute Gegenwartsmuster.

Nachhaltige Folgen schreibt Schwarz in seiner Darstellung der «Spiegel»-Krise vom Herbst 1962 zu. Sie führte nicht nur zum Rücktritt des damaligen Verteidigungsministers *Strauss*, sondern leitete gleichzeitig den Durchbruch ein zu einem breiteren *Stimmungswandel* in Richtung eines kritisch-liberalen Staatsverständnisses. Der konservative Mehrheitskonsens der Ära Adenauer begann sich allmählich aufzulösen.

Bilanz der Leistungen

Zu den wichtigsten Leistungen Adenauers zählt Schwarz dessen Fähigkeit, den nach dem Krieg zutiefst verunsicherten Deutschen das Gefühl gegeben zu haben, «diesmal zuverlässig geführt zu werden». Der erste Bundeskanzler erfüllte die Sehnsucht nach einer vertrauenerweckenden Vaterfigur. Und er nutzte seine strenge Autorität und sein mitunter listenreiches innenpolitisches Durchsetzungsvermögen für eine «pädagogisch kluge Erziehung zur Demokratie», wie der Publizist Sebastian Haffner bemerkt hat. Die Begründung einer dauerhaften Demokratie in Deutschland wiederum war für Adenauer untrennbar mit der vorbehaltlosen Integration in die westliche Staatengemeinschaft verknüpft. Diese Entscheidung war für ihn kein taktisches Kalkül, vielmehr verstand er sie als gleichsam historische *Absage an die Vorstellungen eines deutschen Sonderweges* und einer unruhigen Schaukelpolitik zwischen Ost und West. Dass sich diese fundamentale Weichenstellung mit dem Ziel der Wiedervereinigung unter den gegebenen Machtverhältnissen nicht vereinbaren liess, war Adenauer besonders in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit schmerzlich bewusst.

Wenn ein Historiker das *Wagnis* unternimmt, ein so aktualitätsnahes zeitgeschichtliches Kapitel wie die Ära Adenauer in all seinen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Abläufen zu schildern und aus dieser Chronik gleichzeitig die grossen Grundlinien herauszuarbeiten, dann wird ein solches Unternehmen natürlich nie allen Wünschen und Vorstellungen gerecht werden können. Diese Binsenwahrheit hat Schwarz auch beim Erscheinen des ersten Bandes seiner Gesamtschau erfahren. Bei allem grundsätzlichen Lob war für den einen Kritiker die Beurteilung Adenauers allzu wohlwollend, für den andern aber übermässig kühldistanziert ausgefallen, ein dritter wiederum wünschte sich weniger Detailfülle und dafür schärfere interpretatorische Konturierung der Stoffmasse.

Gerade dem letzteren Anspruch wird Schwarz nun mit der grossen *Schlussbetrachtung* seines zweiten Bandes, in dem er Bilanz über die Ära Adenauer zieht, zweifellos in hohem Masse gerecht. Sein insgesamt positives Urteil über die Politik des ersten Bundeskanzlers überzeugt um so mehr, als es weit davon entfernt ist, sich in kritikloser Bewunderung zu erschöpfen. Ebensowenig verliert Schwarz die Tatsache aus den Augen, dass Adenauer zwar der überragende Protagonist des nach ihm benannten Abschnitts deutscher Geschichte war, aber keineswegs ihr alleiniger Beweger und Gestalter.

* Hans-Peter Schwarz: Die Ära Adenauer 1957–1963. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1983.

Sowjetische Strategie und Operationsführung

Das Ringen um militärische Überlegenheit

Lz. Noch bis vor wenigen Jahren gehörte *Marschall Sokolowskis «Militärstrategie»* zum Grundstock der Bibliotheken von Fachleuten, die sich mit Streitkräften und Aussenpolitik befassten. Das in mehreren Auflagen immer wieder überarbeitete Werk trug wesentlich zu einem besseren Verständnis der sowjetischen Militärpolitik bei. Mit Hilfe dieses Buches war es möglich, Operationsführung und Taktik in einen grösseren Zusammenhang zu stellen.

Obschon die russische Militärdoktrin fest im Gedankengebäude des *Marxismus-Leninismus* verankert ist, haben sich seit geraumer Zeit Wandlungen vollzogen, die zu einem Überdenken der hergebrachten Vorstellungen führen müssen. Dieser Entwicklung, die durch eine ganze Reihe von Artikeln und Aufsätzen in der russischen militärischen Fachpresse begleitet wird, trägt eine nun auch in deutscher Übersetzung vorliegende amerikanische Publikation Rechnung. Unter Verwendung von sowjetischem Quellenmaterial versucht *Joseph D. Douglass Jr.** die neue Orientierung im russischen Militärwesen nachzuzeichnen.

Militärpolitische Veröffentlichungen sind heute an der Tagesordnung. Die Auswahl gestaltet sich schwierig und ist oft vom Zufall abhängig. Was in dieser Beziehung beispielsweise in amerikanischen Instituten produziert wird, kann nur zu einem verschwindend kleinen Teil erfasst und beurteilt werden.

Der Umstand aber, dass namhafte Spezialisten für strategische Fragen ein Vorwort zum vorliegenden Buch verfasst haben, lässt zumindest aufhorchen. So haben *Fred C. Iklé*, Untersekretär für Verteidigung im Pentagon, und General a. D. *Franz-Joseph Schulze*, ehemaliger Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte Europa-Mitte, in kurzen Vorworten die Problemstellung umrissen. *Hans Rühle*, Leiter des Planungsstabes im Bonner Bundesministerium für Verteidigung, hat seinerseits in einem knapp gehaltenen Überblick das Thema in grundsätzlicher Art und Weise verdichtet.

Westliche Optik

Die Beurteilung der sowjetischen Militärstrategie ist insofern kein einfaches Unterfangen, als dieser Komplex in der Sowjetunion zwar diskutiert wird, aber letztlich doch immer im Unverbindlichen bleibt. Russische Doktrin und Strategie sehen wir nach wie vor durch die Brille westlicher Analytiker. Während auch unser Land regelmässig Offiziere an ausländische Militärschulen kommandieren kann, ist der *Kontakt* mit der sowjetischen militärischen Praxis *ausgeschlossen*. Es gilt deshalb, aus der zur Verfügung stehenden Literatur die wesentlichen Elemente herauszuschälen. Auch wenn man davon ausgeht, dass *Propaganda und Desinformation* entscheidende Faktoren im politischen Kampf sind und die Linie zwischen Wirklichkeit und Täuschung nicht klar gezogen werden kann, darf man annehmen, dass das umfangreiche Schrifttum doch mehr oder weniger verlässlich das militärische Denken in der Sowjetunion widerspiegelt.

Hingegen wäre es verhängnisvoll – diesen Aspekt betonen sowohl Douglass als auch Rühle –, mit unseren Denkmodellen und unseren Vorstellungen von der Führung einer militärischen Auseinandersetzung an diese Publikationen heranzugehen und sie in diesem Sinne umzusetzen. Indem der Autor in ausgedehntem Masse die sowjetischen Autoren im Wortlaut sprechen lässt, erliegt er dieser Gefahr nicht.

Kampf der verbundenen Waffen

Joseph Douglass ist der Auffassung, dass die Sowjetunion auf Grund der Struktur ihrer Streitkräfte in der Lage ist, den Kampf sowohl unter nuklearen als auch unter rein konventionellen Bedingungen zu führen. Er ist davon überzeugt, dass im Falle eines Angriffs des Warschaupaktes in Europa die heutigen Friedensstandorte die *Bereitstellungsräume* für die einleitenden Operationen der *Verbände der ersten Staffel* sind.

Die sowjetischen Streitkräfte in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung sind das Resultat der seit etwa 1960 eingeleiteten grundlegenden Modernisierung. Die Konzeption des *Kampfes der verbundenen Waffen* der Teilstreitkräfte wurde damals entwickelt und in den vergangenen rund zwanzig Jahren ständig verfeinert. Es ist klar, dass vor diesem Hintergrund der Entscheidungsfindung mit modernsten Hilfsmitteln und der Echtzeitinformation auf dem Gefechtsfeld ein hoher Stellenwert zukommt. Nicht von ungefähr nehmen deshalb *Entschlussfassungsübungen* in der Führerschulung einen wichtigen Platz ein.

Atomare Auseinandersetzung?

Die Frage, ob sich ein Konflikt zwischen den beiden Militärblöcken in Europa begrenzen lässt, sollte einmal die nukleare Schwelle überschritten sein, kann nicht beantwortet werden. Der Autor meint, dass in der sowjetischen Optik jeder Krieg die Gefahr einer Eskalation zum Nuklearkrieg und damit auch zur allumfassenden atomaren Auseinandersetzung in sich berge. Die Sowjetunion betrachte deshalb auch die *Nato-Strategie der «flexible response»* als eine *Variante des allgemeinen nuklearen Krieges*. Rühle ist ebenfalls davon überzeugt, dass der grundsätzliche Entscheid der Sowjetunion zum Angriff auf die Nato den Willen zum Einsatz von Kernwaffen miteinschliesse, obschon auch er der Ansicht ist, dass die sowjetische Führung ein politisches Interesse an der Vermeidung einer nuklearen Auseinandersetzung hat. Hier werden die etwas apodiktischen Auffassungen des amerikanischen Politikwissenschafters leicht korrigiert. Auch neueste Publikationen russischer Fachleute, die Douglass für seine Studie noch nicht berücksichtigen konnte, scheinen darauf hinzudeuten, dass man offenbar glaubt, einen Konflikt durchaus auch auf der konventionellen Ebene begrenzen zu können.

Neuorientierung des Nato-Konzepts

Das Buch von Joseph D. Douglass will mit seiner dramatischen Schilderung der sowjetischen Mittel und Möglichkeiten Reaktionen provozieren. Wer ein solches Ziel verfolgt, greift oft zum Hammer und formuliert seine Gedanken in einer absoluten Weise. Hier liegt eine Schwäche dieses sonst sehr verlässlichen Werkes. Abgesehen davon ist es auch wenig geschickt, der *Nato praktisch nur Schwächen* vorzuwerfen und ihr vorzuhalten, über keine strategischen Autoren vom Zuschnitt der Altmeister der Vergangenheit zu verfügen.

Gerade die jüngsten Diskussionen über Wandlungen im Nato-Konzept, an denen sich *General Schulze* massgeblich beteiligt, zeigen, dass das westliche Bündnis die Gefahren erkannt hat und ihnen auch gezielt begegnen will. In verschiedenen Aufsätzen hat der ehemalige Kommandant Europa-Mitte darauf hingewiesen, dass es künftig gelte, durch die Ausdehnung des Gefechtsfeldes das für den Angriffsschwung wesentliche Nachführen von Kräften der *zweiten Staffel* zu *unterbinden*. In diesem Zusammenhang hat er in einem Vortrag anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Wehrtechnik im vergangenen Jahr Flussübergänge in Osteuropa als mögliche Ziele für ausgreifende Aktionen der Nato im Ernstfall genannt.

Die Publikation des Amerikaners Douglass gibt den Forschungsstand der mittleren siebziger Jahre wieder. Somit konnte die seit 1976 erscheinende sowjetische *Militärenzyklopädie* sicher nur noch in Teilen mitberücksichtigt werden. Obschon das vorliegende Buch, das als willkommenes Hilfsmittel im Kampf für die Nachrüstung begrüsst wurde, noch geraume Zeit nützliche Dienste erweisen wird, sollte in einer neuen Auflage die jüngste Entwicklung ebenfalls verarbeitet werden.

* Joseph D. Douglass Jr.: Sowjetische Militärstrategie in Europa. Verlag für Wehrwissenschaften, München 1983.

Auskunftei im Taschenformat

Sechste Ausgabe des Schweizer Almanachs

rr. Fast alles, was auf Schweizer Territorium in Zahlen oder Erlassen zum Ausdruck kommt, kann aus dem *Schweizer Almanach* herausgeholt werden. Die sechste Ausgabe per 20. Januar dieses Jahres ist mit 308 Seiten noch umfangreicher ausgefallen als die fünfte, der Aufbau des von Agathe und Stanley Salmen bei Transbooks, Baden, herausgegebenen Werkes blieb sich gleich.

Der *Abstimmungskalender* wurde nachgeführt bis zum Urnengang vom 4. Dezember 1983, und enthalten sind selbstverständlich auch sämtliche 1983 gewählten *Parlamentarier*. Sogar Pierre Savary figuriert bereits als Waadtländer Volksvertreter, obwohl er erst am 5. März 1984 vereidigt wurde. Das *statistische Material* mit wertvollen Angaben vor allem im Finanzbereich wird zu einer brauchbaren Grundlage für Diskussionen, etwa über die Neuverteilung der Aufgaben zwischen Bund und Kantonen oder über die Strassenrechnung des Bundes.

Gleichzeitig enthält der Almanach eine Übersicht über die Bundesverwaltung. Dabei werden die Chefbeamten einzeln aufgeführt, und zu jeder Sparte sind auch gleich die Erläuterungen zu wichtigen Gesetzesregelungen beigegeben. So findet sich beim Departement des Innern eine Orientierung über Belange der AHV und beim Justiz- und Polizeidepartement eine Übersicht über Alarmsignale.

Ausser diesem «erzählenden Staatskalender» bietet der Band *Hilfen* wie eine Nährwerttabelle, Zollvorschriften oder eine Liste von Sehenswürdigkeiten.

Rechtswissenschaft: Feldanzug

Die ausgebürgerte Elite

Zur Wissenschaftsemigration im Dritten Reich

Mitte Juni 1933, zwei Monate nach Erlaß des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums", das unter anderem alle Personen jüdischer Abstammung vom Beamtendienst im Deutschen Reich ausschloß, verließ Hans Krebs, einer der damals bedeutendsten deutschen Biochemiker, seine Heimat. Mit einigen Koffern und sechzehn Holzkisten, angefüllt mit wissenschaftlichem Gerät, reiste er nach England. Hier hatte man ihn schnell entschlossen an die Universität Cambridge eingeladen, noch bevor ihm die neuen deutschen Machthaber seine Professur in Freiburg entzogen hatten. Zwei Wochen nach der Ankunft waren die mitgebrachten Apparate in der biochemischen Abteilung der Universität aufgebaut, und Krebs konnte seine kurz unterbrochenen Untersuchungen zur Glutamin-Synthese weiterführen. Für die englische Biochemie wurde seine Anwesenheit zu einer spürbaren Bereicherung sowohl durch die neue biochemische Schule, die er aufbaute, als auch durch seine Forschungen: Unter anderem entdeckte er 1937 den Zitronensäurezyklus, wofür er 1953 mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Wie die Mehrzahl seiner nach England emigrierten Kollegen kehrte Krebs nach dem Kriege nicht mehr nach Deutschland zurück.

Insgesamt verloren aufgrund des Gesetzes etwa ein Drittel aller Hochschullehrer in Deutschland ihre Lehrbefugnis. Die wissenschaftliche Elite war in besonderem Maße betroffen. Mit den Folgen der daraufhin einsetzenden Auswanderungswelle deutscher Wissenschaftler beschäftigen sich die Beiträge des kürzlich erschienenen siebten Bandes der „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte", die auf ein Symposium der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte" zurückgehen (Leitung: F. Krafft/Mainz).

Allein nach Großbritannien flüchteten etwa 500 deutsche Gelehrte. Wie Gustav Born (London), der Sohn des ebenfalls nach England emigrierten Physikers und Nobelpreisträgers Max Born, auf der Tagung berichtete, fanden die eingewanderten Naturwissenschaftler einen florierenden, hochleistungsfähigen Wissenschaftsbetrieb vor. Unter solch günstigen Umständen konnten sie ihre Forschungen schnell wiederaufnehmen, für die ihnen im Laufe der Zeit 15 Nobelpreise verliehen wurden.

Ähnlich reibungslos verlief auch die Eingliederung der in die USA ausgewanderten deutschen Kernphysiker (R. Stuewer/Minneapolis). Unter den schätzungsweise 1100 in die Vereinigten Staaten eingewanderten Wissenschaftlern befanden sich über einhundert Physiker. Angesichts der wirtschaftlichen Depression und der hohen Arbeitslosigkeit unter amerikanischen Hochschullehrern gab es zunächst erhebliche Proteste gegen die Anstellung ausländischer Wissenschaftler. Deshalb wurden hauptsächlich die prominenteren Europäer übernommen, darunter einige der genialsten Kernphysiker ihrer Zeit wie die späteren Nobelpreisträger Eugene Paul Wigner, Felix Bloch, Hans Bethe, Otto Stern und Wolfgang Pauli, daneben John von Neumann, Victor Weisskopf und Edward Teller, der Erfinder der Wasserstoffbombe.

Als die Rassengesetze 1938 auch in Italien wirksam wurden, folgten Emilio Segré (Nobelpreis 1959) und Enrico Fermi, der auf dem Weg in die Vereinigten Staaten in Stockholm einen Zwischenstopp einlegte, um seinen Nobelpreis abzuholen. Auf einem Treffen der „American Physical Society" waren bereits so viele und hochkarätige deutsche Physiker anwesend, daß die amerikanischen Teilnehmer nur geringe Unterschiede zu einer Tagung der „Deutschen Physikalischen Gesellschaft" feststellen konnten.

Als 1939 die Nachricht der in Deutschland geglückten Kernspaltung nach Amerika kam, beschleunigte die Angst vor einer möglichen Atomwaffe in deutscher Hand die Integration der Einwanderer. Von „feindlichen Ausländern" wurden sie zu amerikanischen Staatsbürgern, die maßgeblich an der Entwicklung der amerikanischen Atombombe beteiligt wurden. Los Alamos, wo man das Geheimprojekt fieberhaft vorantrieb, war, wie der emigrierte Physiker Victor Weisskopf formulierte, „eine Stadt der Ausländer".

Auch ihrem Gefühl nach wurden die deutschen Physiker Amerikaner. So lehnte Hans Bethe 1947 das ehrenvolle Angebot ab, die Nachfolge auf dem Lehrstuhl Arnold Sommerfelds in München zu übernehmen: „Unglücklicherweise ist es nicht möglich, die letzten 14 Jahre ungeschehen zu machen." Auch die übrigen Kernphysiker kehrten nicht mehr in ihr Geburtsland zurück.

Am Beispiel der in die Vereinigten Staaten eingewanderten Ärzte wird jedoch deutlich, daß nicht allen Emigranten die Eingliederung leicht gemacht wurde. Zwanzig der 48 Staaten forderten als Voraussetzung für die Berufsausübung neben der amerikanischen Staatsbürgerschaft, die mindestens fünf Jahre Wartezeit erforderte, die Wiederholung des Studiums oder zumindest der Prüfungen. Nicht zuletzt auf Betreiben der amerikanischen ärztlichen Standesverbände haben auf diese Weise 21 Staaten nie einem Ausländer die Approbation erteilt.

Auch die wenigen nach Schweden eingewanderten deutschen Geisteswissenschaftler hatten mit Integrationsschwierigkeiten zu kämpfen. Die Flüchtlinge fanden in Schweden ein Klima vor, das weniger von Solidarität als von Mißtrauen geprägt war. Einer der Gründe für diese Haltung, so vermutet der schwedische Referent G. Korlen (Stockholm), war das traditionell positive Deutschland-Bild der schwedischen Geisteswissenschaftler, die daher die neuen Verhältnisse in Deutschland weitgehend falsch einschätzten. Kennzeichnend für diese Ahnungslosigkeit ist die symbolträchtige Veränderung einer in Schweden weitverbreiteten Schulgrammatik der deutschen Sprache. Den Beispielsatz für den korrekten Gebrauch des Verbums „schaffen": „Gott hat die Welt geschaffen", ersetzte ein schwedischer Germanist — zugleich sozialdemokratischer Oberbürgermeister in Uppsala — durch den Satz: „Der Führer hat Ordnung geschaffen."

Für die emigrierten deutschen Literaturwissenschaftler — anerkannte Kapazitäten wie Käte Hamburger und Walter Berendsohn — kam erschwerend hinzu, daß ihre Wissenschaft in Schweden gar nicht existierte. Die schwedische Germanistik beschäftigte sich ausschließlich mit Sprachgeschichte und hatte, wie einer ihrer prominentesten Vertreter zugeben mußte, „nichts Wesentliches über Goethe, Hölderlin oder Thomas Mann zu sagen". Käte Hamburger, die nach dem Urteil von Thomas Mann zu den „begabtesten und denkschärfsten Germanisten der jüngeren Generation" zählte, fand daher in Schweden keine feste Universitätsanstellung. Walter Berendsohn erhielt erst 1952 mit 68 Jahren einen Lehrauftrag. Daraufhin betreute er eine lange Reihe literaturwissenschaftlicher Dissertationen und Staatsexamensarbeiten und hat so in den beinahe zwei Jahrzehnten seines Wirkens das Gesicht der Germanistik in Schweden verändert.

Eine ähnlich bedeutsame Rolle wie Berendsohn für die Literaturwissenschaft in Schweden spielte die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, die 1933 vor dem Zugriff der Nazis nach England verlagert wurde, für die englische Kunstgeschichte (D. Wuttke/Bamberg). Die berühmte Bibliothek war aus der Büchersammlung des Kunst- und Kulturhistorikes Aby M. Warburg hervorgegangen. Warburg, der aus einer alten jüdischen Bankiersfamilie stammte, hatte im Alter von 13 Jahren zugunsten seines jüngeren Bruders auf sein Erstgeborenenrecht verzichtet, das Hamburger Bankhaus eines Tages zu übernehmen. Dagegen erhielt er das Versprechen des Bruders, sich Bücher in beliebiger Menge kaufen zu können. Als Warburg 1929 starb, umfaßte seine auf diese Weise zusammengekommene Bibliothek ungefähr 60 000 Bände, 25 000 Fotografien sowie ein kleines Gelehrtenteam und war als privat getragenes, überaus leistungsfähiges Forschungsinstitut Teil der Hamburger Universität. Um das Institut vor der Zerstörung zu bewahren, verfrachtete die Familie Warburg im Jahre 1933 die gesamte Bibliothek mitsamt dem personellen Stab in zwei kleinen Dampfern nach London.

Elf Jahre später wurde das Warburg-Institut der Universität London übereignet — als „der Nation größtes Weihnachtsgeschenk", wie sich der „Observer" in der Weihnachtsausgabe 1944 spöttisch bei Nazi-Deutschland bedankte. In England, wo Kunstgeschichte als Universitätsfach bis dahin kaum eine Rolle gespielt hatte, trugen die Wissenschaftler des Warburg-Institutes in erheblichem Maße dazu bei, der Kunsthistorie als akademischem Fach den Boden zu bereiten.

Auch die amerikanische und die englische Wissenschaftstheorie erfuhr durch deutsche und österreichische Emigranten eine außerordentliche Belebung (Ch. Thiel/Erlangen). Fast die gesamte wissenschaftliche Elite dieser Disziplin, die im Jahrzehnt vor der Machtergreifung vor allem in Deutschland und in Österreich enormen Aufschwung genommen hatte, wanderte aus. Nachdem unter anderen die im „Wiener Kreis" zusammengeschlossenen Gelehrten, darunter die Philosophen Rudolf Carnap und Karl Popper sowie der Mathematiker Kurt Gödel, der Philosoph Hermann Weyl aus Göttingen sowie Hans Reichenbach und Carl Gustav Hempel aus Berlin, das Land verlassen hatten, hatte die zuvor blühende Philosophie der Naturwissenschaften in Deutschland aufgehört zu existieren. Von den im Jahre 1948 herausgegebenen 305 wissenschaftstheoretischen Publikationen erschienen gerade 29 in deutscher Sprache. Nach dem Kriege mußte die Wissenschaftstheorie durch Studienaufenthalte deutscher Wissenschaftler im Ausland sowie durch die Einfuhr von Lehrbüchern, Zeitschriften und Forschungsliteratur buchstäblich „reimportiert" werden. Sie gilt auch heute noch als eine typisch angelsächsische Wissenschaft.

Aber auch umgekehrt hatte die neue Umgebung der Aufnahmeländer Auswirkungen auf die Arbeit der eingewanderten Wissenschaftler. Ein gutes Beispiel sind die in die Vereinigten Staaten eingewanderten Historiker (P. Th. Walther/Berlin). Die Mehrheit der deutschen Geschichtswissenschaftler besaß eine konservative, deutschnationale Einstellung und konnte sich mit dem Ende des Bismarckschen Reiches nicht abfinden. Überwiegend Anhänger einer autoritären Staatsform, sahen sie in der Weimarer Republik nur eine Übergangslösung. Unter dem Eindruck der politischen Kultur der Vereinigten Staaten revidierten die Emigranten diese antidemokratischen Auffassungen, die auch die Haltung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten bestimmt hatten. Gerhard Masur zum Beispiel, ehemals Privatdozent in Berlin, vermerkte in seinem Tagebuch den schmerzlichen inneren Prozeß, der ihn zur Anerkennung einer demokratisch verfaßten Gesellschaft führte. Hans Rothfels, früherer Ordinarius in Königsberg, der bis zu seiner erzwungenen Emigration den Vorgängen in Deutschland wenig kritisch gegenüberstand, sprach sich nun in einer Untersuchung über den deutschen Widerstand für rechtsstaatliche anstelle der vorher vertretenen machtstaatlichen Prinzipien aus.

Die politische Identifikation der Emigranten mit ihrer neuen Heimat war auch daran abzulesen, daß sich einige Historiker mit Beginn des Krieges der amerikanischen Regierung als Deutschland-Experten zur Verfügung stellten. Wie Herbert Marcuse arbeitete eine Reihe deutscher Wissenschaftler in der Abteilung für Forschung und Analyse des „Office for Strategic Services", dem Vorgänger der CIA. Sie hatten die Aufgabe, die nichtmilitärischen Entwicklungen in Deutschland und in Italien zu beobachten, auszuwerten und waren außerdem mit der Planung für das Nachkriegs-Deutschland beauftragt — ein Land, das seinen ehemaligen wissenschaftlichen Rang seither nicht mehr wiederherstellen konnte.

ISABELLA MILCH

Der Herbergsvater

Günter Grass hat vor einigen Jahren zur Unterstützung heranwachsender Prosawerke ein Arbeitsstipendium eingerichtet, das unter dem Namen „Alfred-Döblin-Preis" in Berlin verliehen wird. Die Anwärter sind Autoren, die sich mit einem halbfertigen Manuskript als förderungswürdig ausweisen können. Was sie der Jury vorlegen, muß über die Talentprobe hinaus so weit gediehen sein, daß die Konturen des Romans oder der Erzählung sichtbar erscheinen. Der Preis will weder vage Versprechungen noch ein Fait accompli honorieren, sondern diejenigen voranbringen, die den Anfang verheißungsvoll geschafft haben, aber vom Ziel noch eine gute Wegstrecke entfernt sind. Der Vorschuß an Vertrauen ist für den Wanderer mehr als nur eine finanzielle Hilfe. Die krasse Verzagtheit wird ihn von nun an bei seinem Einsamkeitsgang weniger leicht einholen. An der Strapaze selber ändert sich nichts. Die Gefahren bleiben naturgemäß dieselben, die in der Sache von vornherein angelegt sind. Aber die Aufforderung, ihnen zu trotzen, ist unmißverständlich ergangen. In diesem Sinn erfüllt der Döblin-Preis die Aufgabe eines väterlichen Behüters und setzt dabei voraus, daß der Empfänger in seiner Selbständigkeit unbeirrt bleibt. Eine Nummer Sicher will die Auszeichnung nicht sein.

Die Schriftsteller-Herberge, die Günter Grass jetzt in Wewelsfleth anbietet, entspricht genau dem Geist der Preis-Stiftung. Der Aufenthaltsort bedeutet Zurückgezogenheit. Er gibt Geborgenheit und verlangt dafür Entsagung. Wewelsfleth in Schleswig-Holstein — das klingt jedenfalls nach Stille. Die Attraktion besteht in dem Mangel an Abwechslung. Die sechs Monate, die jeweils drei Stipendiaten dort verbringen sollen, werden bestimmt viel länger sein als dieselbe Zeitspanne innerhalb einer städtischen Betriebsamkeit. So verbindet sich mit dem Angebot die Herausforderung der langen Weile. Der Herbergsvater hat das klug und streng bedacht. Unter sein Dach gehört keiner, der sich allein mit der Schreibarbeit langweilt.

S. W.

Grass-Haus

Schenkung an die Stadt Berlin

Der Schriftsteller Günter Grass hat Berlin sein Haus in Schleswig-Holstein geschenkt, damit dort künftig junge Schriftsteller arbeiten können. Das Haus in Wewelsfleth auf einem 1600 Quadratmeter großen Grundstück soll für 115 000 Mark renoviert und eingerichtet werden. Das Berliner Abgeordnetenhaus bewilligte für einen Zeitraum von zehn Jahren Bewirtschaftungskosten von jährlich 48 000 Mark. Dadurch sollen bei einer Betreuung durch die Stiftung „Alfred-Döblin-Preis" jeweils drei Schriftsteller für ein halbes Jahr in dem Haus arbeiten können. Der Döblin-Literaturpreis war von dem Autor gestiftet worden und soll im Frühjahr in Berlin zum fünften Male vergeben werden.

dpa

Villa versiegelt

Auf Antrag der Neruda-Stiftung

Die Villa des chilenischen Dichters Pablo Neruda in Isla Negra an der Pazifikküste ist auf Ersuchen der Neruda-Stiftung amtlich versiegelt worden. Die endgültige Schließung des Hauses erfolgte auf Ersuchen der Stiftung, nachdem Nerudas Ehefrau Matilde Urrutia am 5. Januar im Alter von 68 Jahren an Krebs gestorben war. Sie hat ihr sämtliches von Neruda stammendes Erbe der von ihr eingesetzten Stiftung vermacht. Ursprünglich sollte der Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1971, der kurz nach dem Militärputsch vom 11. September 1973 gestorben war, in seiner Villa beigesetzt werden. Die chilenische Militärjunta hatte dies jedoch mit der Begründung abgelehnt, daß sein Haus Besitz der verbotenen Kommunistischen Partei sei. Seine Ehefrau erhielt lediglich das Recht, die in der Villa befindlichen Sammlungen alter Bücher und Kunstwerke zu verwalten, über die jetzt ein Nachlaßverzeichnis aufgestellt wird. Die Neruda-Stiftung will eine ähnliche Maßnahme für das zweite Haus des Dichters in Santiago beantragen.

AFP

Josef Dahmen

Hamburger Schauspieler gestorben

Der Hamburger Schauspieler Josef Dahmen ist im Alter von 81 Jahren gestorben. Dahmen, der noch bis kurz vor seinem Tod auf der Bühne des Schauspielhauses stand, war seit seinen Lehrjahren bei Erich Ziegel an den Hamburger Kammerspielen eng mit der Hansestadt verbunden. Von 1929 bis Kriegsende spielte er in Berlin, zunächst an der Volksbühne, dann am Lessingtheater und schließlich an Heinz Hilperts Deutschem Theater.

Seit seinen Berliner Jahren und bis in sein Alter hinein hat Dahmen in mehr als hundert Filmen und Fernsehproduktionen mitgewirkt. Nach dem Kriege wechselte er ans Hamburger Schauspielhaus, gehörte einige Zeit dem Ensemble des Thalia-Theaters an und wurde schließlich von Gustaf Gründgens, den er von Ziegels Kammerspielen her kannte, an die Kirchenallee zurückgeholt. Seine gedrungene, Knorrigkeit und zugleich Vitalität ausstrahlende Erscheinung mit dem unverwechselbaren Charakterkopf hat unzählige Aufführungen dieser „seiner" Schauspielerbühne mitgetragen und noch über scharf ausgearbeitete Nebenrollen akzentuiert. Josef Dahmen hat aber auch die Stürme, die seit Jahren und nun schon Jahrzehnten um das Hamburger Schauspielhaus toben, treu und immer verläßlich durchgestanden, als eine der unersetzlichen Stützen des Ensembles, die allen Turbulenzen und Intendantenwechseln zum Trotz Kontinuität sichern. Die Hamburger Theaterfreunde haben ihn geliebt.

k. w.

Business

BOARD ROOMS, CLUBS AND IDENTITY

Jews in the Corporate Establishment

By G. WILLIAM DOMHOFF and RICHARD L. ZWEIGENHAFT

Jay A. Pritzker, left, Laurence A. Tisch, below, left, and Irving S. Shapiro discuss current trends.

The New York Times / Fred R. Conrad, Douglas Mellor

WHEN sociologists and social psychologists look at the American business community, their focus is on such things as status-seeking, gamesmanship, organizational maintenance, and above all, power — that all-pervasive and elusive something whose basic mechanisms are inclusion and exclusion.

Inclusion and exclusion can be painful words. What follows is a progress report on the inclusion and exclusion of Jews within a predominantly Protestant corporate establishment. With minor differences, their situation probably mirrors what happens to other minorities — and women — as they try to make their way in the world of large corporations.

Are Jews excluded from boardrooms and elite social clubs? Or have they made it? And what about those who have made it? Are they still considered Jews? Or do they become indistingishable from their non-Jewish counterparts?

Interviews with some 30 prominent Jewish businessmen and lawyers, along with studies of corporate boards, clubs and standard biographical sources, have allowed us to provide some answers to these touchy questions.

On the Board

"I don't see many Jews on gentile boards, and my guess is there are no more Jews on boards in general than there were 10 or 20 years ago, at least not in Chicago," said Jay A. Pritzker, the 61-year-old chairman of the Hyatt Corporation and the Marmon Group.

Actually, our study of corporate boards, where more than 85 percent of all directors have protestant backgrounds, showed that Jews are not underepresented on the nation's largest public corporations, but they are distinctly absent from certain types of boards, and they get to the board rooms through different routes than most other board members.

"If you look at most of the commercial banks you will not find a Jewish name at all, maybe a rarity here and there of late, but almost none," said Simon H. Rifkind, 81, a partner in the Chicago law firm of Paul, Weiss, Rifkind, Wharton & Garrison, who has sat on several corporate boards. "The same is true of most of the bigger corporations. I'm very sure that you will find that the Jews are members of firms which are of Jewish origin."

Our search through corporate reports and biographical sources suggested that Mr. Rifkind is right. Jews are part of the corporate elite, but they are unlikely to be in commercial banking or insurance. And they are less likely to be on the top 100 industrial companies than on the smaller ones.

The surest route onto the boards of the largest companies for a Jew is to start his own company, be the descendant of the founder, or work for the founder. About one-third of the 116 directorships held by the 75 Jewish directors in one of our studies were in such companies. And the few elected to be directors of banks, public utilities and large industrial corporations are likely to be from these Jewish companies.

The second path to the corporate board room has been through investment banking, where such famous Jewish names as Schiff, Lehman, Loeb, Weinberg and Rohatyn established their reputations.

A partnership in a corporate law firm is a third stepping stone to a directorship, and one that is increasing in importance. Our interviews suggest that, after a long history of anti-Semitism, these firms have opened up much more than the corporations.

One blocked pathway to the corporate elite for Jews is the climb up the corporate ladder, the most typical pathway for gentiles. We looked long and hard for Jews who had worked their way up in a non-Jewish company, asking everyone we interviewed for examples, but all the seeming exceptions fit the rule.

Irving S. Shapiro, chairman and chief executive officer of E. I. du Pont de Nemours & Company from 1974 to 1981, began his career as a government lawyer, was hired into Du Pont's legal department, and came to the attention of higher management when he was picked as the liaison between the legal team and top executives.

W. Michael Blumenthal, 57, now chairman of Burroughs, earned his Ph.D. in international economics at Princeton, served in the Kennedy Administration in tariff negotiations with Europe, and then moved into a high-level post at Bendix.

The careers of such men suggest that non-Jewish business leaders are willing to promote Jewish executives once they have established themselves elsewhere.

In the Clubs

Elite social clubs such as the Somerset in Boston, the Piedmont Driving in Atlanta and the Pacific Union in San Francisco are considered an important part of the corporate community. After interviewing and surveying several hundred businessmen on the West Coast, sociologist Reed Powell from Ohio State University concluded that "the clubs are a repository of the values held by the upper-level prestige groups in the community and are a means by which these values are transferred to the business environment."

One thing is certain when it comes to Jews. There still are not very many of them in these clubs. Of more than 4,000 Jews we studied as directors of prestigious Jewish community organizations or members of elite Jewish social clubs, only 24 were members of the 40 elite corporate clubs we examined around the country. Among 127 Jews who were corporate directors, only nine were members of one or more of these clubs.

Does the exclusion matter in the eyes of Jewish businessmen? It didn't to Jay Pritzker, but he thinks it does in general: "Having attained the position we have, it's hard to recall the earlier importance of clubs. But, yes, being excluded from clubs is a restraint because you don't meet the people you need to know on a social level."

Mr. Shapiro, 66, saw things differently. He referred to some of those who think exclusion is a hindrance in corporate advancement as "second and third raters who use it as a crutch."

The former Du Pont chairman took a hard-line stance when he was asked to join social clubs upon his ascendancy to the top position at Du Pont. "As soon as my designation to this position was announced I was invited to join one of the local country clubs that until then made it a practice not to admit Jews, and I simply declined the invitation," he said.

Mr. Shapiro finally decided he would join the local city club. "The line I drew is very simple," he said. "I'll do whatever is appropriate that relates to our business interests — a downtown club is that kind of thing." But he also made it clear that he would only join with the agreement that other Jews would become members as well.

Whether the exclusion influences careers or not, it does rankle many Jews. "I'm on some pretty good boards, as you can see," said Joseph F. Cullman 3d, 71, who sits on the board of Philip Morris. "It would have been normal with the connections I've got to have been asked to join one of those clubs, but I wasn't. And, you know, I survived very well without it. But it didn't go unnoticed."

But not all Jews were bothered. Laurence A. Tisch, 60, a first-generation member of the super-wealthy class who along with his brother Robert parlayed their father's small hotel chain into control of the giant Loews conglomerate, said he "never had any interest" when we asked if he would accept an invitation to join an elite New York club.

Assimilation

What happens to those Jews who get through the discrimination that still exists in some corporations and many social clubs and become part of the corporate establishment? Mr. Tisch thinks they become less and less Jewish.

"I think that's the tragedy of the Jews," he said. "Once they get affluence, and mingle in the non-Jewish world, they think there's something socially more desirable perhaps over there. I don't think so, and it concerns me as far as the future of the Jewish community in America."

At the other end of the spectrum are those such as Sidney F. Brody, 68, who sits on the board of the Security Pacific Corporation, the nation's ninth-largest bank holding company, and is a former chairman of the Los Angeles County Museum. Mr. Brody seems to favor Jews being more involved in a cross-section of business and corporate life and thinks that they need not be overly concerned about maintaining their Jewish identity. "It doesn't really mean anything," he said.

Between Mr. Tisch and Mr. Brody there is a broad spectrum of ideas about how Jews should blend or not blend with the corporate world. It was revealing to examine what Jews include in their biographies in "Who's Who in America." Do they mention their religion, their involvement in Jewish organizations? Or do they fail to write down anything that relates to their Jewishness?

Generally speaking, Jews who sit on corporate boards and belong to non-Jewish social clubs are less likely to list their Jewish affiliations than Jews not serving on boards. In 1978, for example, only 45 percent of the directors of the American Jewish Committee who were also corporate directors listed their A.J.C. affiliation. This compared with 76 percent of A.J.C. directors not on corporate boards who listed their A.J.C. affiliations.

While Jewish consciousness for many is important, most Jews in the corporate establishment do not think of themselves as religious. This seems to be somewhat ironic because the most basic definition of Jewishness encompasses membership in an historic religious community. Even Mr. Tisch, referred to by many as one of the businessmen most active in the Jewish community, was quick to distinguish between being Jewish and being religious.

Finally, it may be that sociologist E. Digby Baltzell, at the University of Pennsylvania, an expert on religion and social class in America, is right when he says that "the overwhelming factor of class" comes into play when a member of a religious or ethnic minority enters into the higher circles.

Mr. Tisch agrees that affluence may undermine a sense of Jewish identity, and he thinks that full assimilation is a "disaster." "The joke of it is that they're still Jews no matter what they do in the non-Jewish world, even though they may not consider themselves Jews," he said.

Mr. Tisch referred to an old story about Otto Kahn, the wealthy Jewish New York investment banker and partner at Kuhn Loeb in the early 1900's, and a hunchback. "They were walking in front of Temple Emanuel in Manhattan Mr. Tisch said, "and Kahn says to the hunchback, 'You know, I used to be Jewish.' And the hunchback says, 'You know, I used to be a hunchback.' " ■

G. William Domhoff is professor of psychology and sociology at the University of California, Santa Cruz, and Richard L. Zweigenhaft is associate professor of psychology at Guilford College in Greensboro, N.C. Both are authors of "Jews in the Protestant Establishment," published by Praeger in 1981.

«Verboten — verfolgt»

Eine Ausstellung des Wilhelm-Lehmbruck-Museums

Seit einem halben Jahrhundert ist bekannt und wurde auch zur Zeit der Fakten nie geheimgehalten, dass die zeitgenössische Kunst während der Dauer der Nazidiktatur in Deutschland verboten war. Im Gegenteil: aus der halsschreierischen Verkündigung der Ziele, die 1933 mit der Entsendung von Schlägertrupps in Malerateliers begonnen und erst fünf Jahre später ihre «Legalisierung» durch ein Gesetz gefunden hatte — nachdem die Museen der entsprechenden Werke bereits enteignet waren —, ist sogar jenes öffentliche Vokabular entstanden, mit dem heute sich auseinanderzusetzen man sich schämt. Und da «Verboten — verfolgt» — so der Titel der Ausstellung — weder ein Kriterium für Kunst noch ein ordnendes Band abgeben kann, ist man von vornherein darauf vorbereitet, ein Sammelsurium vorzufinden, wie es dazumal die unrühmliche Ausstellung «Entartete Kunst» ja auch gewesen ist.

Würde man aus der Riesenmenge der in den dreissiger Jahren mit Spott, Hohn und Wortgift übergossenen Kunstwerke die damals exponierten Glanzstücke gewissermassen als historische Rekonstruktion zu einer nunmehr geordneten Ausstellung auslesen und zusammenführen, dann wäre das eine Sache, zu der sich sowohl der Kunsthistoriker wie der Kunstkritiker ohne Bedenken und innere Widerstände äussern könnte. Eine solche Veranstaltung ist aber nicht möglich. Manches ist verschollen, und den potentiellen Leihgebern wäre eine Unterstützung der Sache auch kaum zuzumuten. So kann die jetzige Ausstellung, die im Lehmbruck-Museum der *Stadt Duisburg* begonnen hat und anschliessend nach *Hannover* und *Wilhelmshaven* gehen wird, nur eine «Bebilderung» der im Katalog zusammengetragenen und kommentierten Archivalien (aus erster Quelle) sein. In erster Linie wird ein zeitgeschichtliches und ein moralisches Interesse berührt. Und so ist hier der Katalog einmal wirklich das, woran man sich halten muss, und es kann weniger das Kunstwerk hervortreten als der Terror, dem es unterlegen war. Und doch ist hier auch nahezu Unbekanntes aufzufinden, das mehr bekannt zu werden durchaus verdiente.

*

Das Thema, über dessen Berechtigung man zunächst sich fragt, bedingt die Uneinheitlichkeit, mit der hier beispielsweise ein Liebermann, den man als «Haag'se School» («Die Kartoffelernte» von 1875) bezeichnen könnte, einem lichten und pastos gemalten, liebermannisch-impressionistischen «Strandreiter» von 1904 gegenübersteht. Man begegnet dann plötzlich einem der charmanten grau-weiss, grau-grünen, dem Kubismus entronnenen Mädchenbilder der Marie-Laurencin (aus der Luzerner Auktion an das Kunstmuseum Lüttich gegangen), findet ein selten beachtetes, geschmeidig modelliertes «Sitzendes Mädchen» von Lehmbruck oder die «Grosse Schweizer Kuh» von Ewald Mataré, dieses deutschen Pompon — und man stellt beinahe mit Befriedigung, man verstehe es richtig, fest, dass dieser im übrigen unbehelligt schaffende Bildhauer die Ehre erhielt, zu den «Entarteten» gezählt zu werden. Eine Entdeckung könnte auch der so gut in diesem Zusammenhang sich darstellende, sagen wir «konstruktive Futurismus» von Johannes Molzahn werden, obwohl der Maler nicht zu den direkt Unbekannten gehört. «Der Verwundete» von Gert Wollheim (1919) könnte den Anstoss geben, sich mit diesem 1973 in New York gestorbenen Maler mehr zu beschäftigen. Das Bild ist grossartig in seiner Verbindung von expressionistischem Realismus mit surrealistischen Elementen, die manches hochgeschätztes Surrealistisches, das nur «Trick» geblieben ist, in den Schatten stellt. Der Dresdner Maler war in Düsseldorf Mitglied des «Jungen Rheinland» und gehörte zum «Kreis um Mutter Ey», der Düsseldorfer Lokalbesitzerin, die im Katalog mehrmals als schlichte Sammlerin und Förderin gewürdigt wird. «Der Verwundete» (jetzt Privatbesitz Berlin) gehörte ihr, und es wird gesagt, dass sie «darüber zuerst einmal nicht schlafen konnte». Die nur wenig in Erinnerung gebliebene Vereinigung «Das junge Rheinland» kommt hier in den Vordergrund.

Marie Laurencin ist ausschliesslich dadurch in die «Entartung» geraten, dass sie dem «Jungen Rheinland» nahegestanden hat, denn aus den Akten (Stadtarchiv Düsseldorf, Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Düsseldorf und Bundesarchiv Koblenz) geht die Verfügung hervor, dass die «Entartung» von Ausländern mit aller Vor- und Nachsicht, aus diplomatischen Gründen, versteht sich, zu behandeln wäre. Die Museen sollten sie in aus dem Itinerarium abgeschiedene und ungünstige Räume in möglichster Unordnung hängen und die Wirkung verhindern. Dennoch: auch ein kubistisches Stillleben von Braque (einst Berliner Nationalgalerie, jetzt Stedelijk-Museum Amsterdam) figuriert in der Duisburger Ausstellung.

Der Ausstellungsort ist prädisponiert. Er ruft die Bedeutung des Niederrheins für die Rezeption der damals neuen Strömungen und ihre eigene Verarbeitung in Erinnerung. Den Katalogverfassern ist auch zu danken, dass die Sammlung der Kunstkritikerin Frau Klaphek zu Wort kommt, der Witwe des Kunsthistorikers der Düsseldorfer Akademie (Verfasser der «Kunstreise auf dem Rhein» in den Publikationen der Rheinischen Denkmalpflege, wo erstmalig die zeitgenössische Architektur gewürdigt wird) und Mutter des Malers Konrad Klaphek. Gehört es zum Gewinn, dass «Randfiguren» wie Walter Dexel, Davringhausen gebührend erscheinen und Werke von ihnen abgebildet sind, so ist zu bedauern, dass von Rudolf Levy nur ein Werk genannt und nicht im Bild erscheint. Ein Gemälde von ihm in der Pfalzgalerie Kaiserslautern, das zum Schönsten der «deutschen Matisse-Schule» gehört, wäre doch leicht als Leihgabe erhältlich gewesen. Es bleibt eine Aufgabe, über das Werk des Malers zu forschen, der während des Krieges in Rom mit dem (der frühchristlichen Kunst obliegenden, aus den Berliner Museen entlassenen) Kunsthistoriker F. W. Volbach befreundet war, sich unvorsichtigerweise aus dem Gehege entfernte und in Florenz verhaftet und dann in Auschwitz ermordet wurde.

*

Die Geschichte der Verfolgung ist gut dargestellt. Drei Kategorien der Verdammung von Kunst und Künstlern kristallisieren sich heraus: Darstellungen, in denen der Krieg verunglimpft wird; Deformation der Naturform; jüdische Abstammung des Künstlers. Letzteres auch, wenn eins und zwei nicht zutreffen. Die Korrespondenz zwischen Museen und Behörden zeigt, dass man in den Museen um den Verbleib des einen oder anderen Bildes gerungen hat. Nicht so, wenn die rassistische Indikation gegeben war. Düsseldorfs neuer Museumsleiter, der den «unzuverlässigen» Vorgänger ablöste, wollte Liebermanns «Kartoffelernte» gegen einen Slevogt eintauschen; die «Kartoffelernte», die so artig ist, dass man sie 1875 (Entstehungsjahr) als sehr konservativ ansehen musste. «Auf dem Gebiet der Museumspolitik lassen sich einige Grundstrukturen aufzeigen: die Entlassung der Leiter der Abteilung moderner Kunst traf für alle deutschen Museen mit zeitgenössischen Sammlungen zu» (zitiert aus dem Katalog).

Die neuen Leute waren oft radikalster Sorte, andere lavierten. Beispielsweise konnte ein Franz Marc gerettet werden, weil der Deutsche Offiziersbund gegen die Entfernung Einspruch erhob. Während 130 Werke von Marc aus den Museen beschlagnahmt wurden, konnte das eine zurückgegeben werden, weil Marc als Kriegsoffizier den Heldentod vor Verdun gefunden hatte (in der Ironie der Geschichte, dass der Kriegsfreiwillige Franz Marc kurz vor dem Krieg mit dem Kriegsdienstverweigerer Robert Delaunay persönliche und künstlerische Freundschaft geschlossen hatte).

Schwierig wurde es, wenn keine Naturdeformationen zu finden waren, die Werke noch dem 19. Jahrhundert angehörten, der Urheber aber Jude war, wie im Fall des Düsseldorfer Akademiedirektors Bendemann, der in der Korrespondenz von unten nach oben vorkommt. Fragen und Antworten zwischen Museum und Säuberungskommission bzw. Ministerien erweisen eine solche Stupidität (dazu in einem miserablen Deutsch), dass man statt Kostproben es am besten so charakterisiert: man würde sich nicht wundern, auf die Anfrage zu stossen, ob Hans von Marées, der durch seine Deformationen «den deutschen Menschen beleidigt» (aus der Terminologie der Korrespondenz) vielleicht ein deutscher Offizier hugenottischer Herkunft und dabei arisch wäre.

Auch ein Rätsel enthält der Katalog. Von dem Bildhauer Ernesto de Fiori (geb. 1884 Rom — gest. 1945 São Paulo) ist ein Selbstbildnis abgebildet. Ueber den Autor wird gesagt, dass er mehrere Jahre in der Schweiz lebte und dann nach Brasilien emigrierte, «zu seinem Bruder, der durch besondere Aktivitäten für die Auslanddeutschen in der Nazi-Partei hervortritt». Da zudem das abgebildete Werk durchaus der offiziell «gut gearteten» Kunst entspricht, fällt es schwer, sich aus allem einen Reim zu machen, wenn nicht daraus, dass er in der Galerie Flechtheim ausgestellt hat.

*

«Verboten — verfolgt» eine unnötige Ausstellung, weil das Thema abgedroschen wäre? Das lässt sich denken, zunächst. Ein Konglome-

Anzeige REX286194L

Ein Hinweis?

rat? Gewiss. Ein notwendiges Memento? Ganz bestimmt für eine jüngere Generation. Wie verschwommen die politischen Ereignisse dort bereits sein können, zeigen selbst die Katalogbearbeiter. Da heisst es bezüglich Oskar Kokoschka: «1938 nach der Besetzung des Sudetenlandes durch Reichswehrtruppen am 1. 10. 38 Flucht nach London». Wahrlich: eine «Besetzung» war das nicht, ein «Sudetenland» gab es nich und die «Reichswehr» existierte schon seit eini gen Jahren nicht mehr — und hätte auch kaum einen gewaltsamen Einmarsch in die Tschechoslowakei unternommen. Kunstgeschichte oder Zeitgeschichte? Erstere sollte auf die Ausstellung verzichten, letztere hat sie ganz einfach nötig.

Curt Schweicher

«Der Magnet ist Schönheit»

Heinz Martis Komposition in Salzburg

Im Rahmen der «Aspekte Salzburg», einer in diesem Jahr zum siebentenmal durchgeführten Veranstaltungsreihe mit zeitgenössischer Musik, erhielt der Schweizer Komponist Heinz Marti Gelegenheit, die schon 1969 entstandene, 1972 in Wetzikon ZH uraufgeführte Komposition für Sopran und sechs Instrumente «Der Magnet ist Schönheit» vorzustellen. Der Text stammt von Daniel Caspar von Lohenstein (1635—1683) und bestimmt in seinem Aufbau die zentralsymmetrische Formidee der Komposition. Im Zentrum der acht Metaphern findet sich die Zeile «Der Magnet ist Schönheit» als Bedeutungsbrennpunkt. Als solchen sucht ihn Marti fruchtbar zu machen, indem — so zumindest führt er es im Einführungstext aus — die Musiker aus einer zunächst weiten Aufstellung immer näher zusammenrücken. Die entgegengesetzte Bewegung bei Entfernung aus dem Kraftfeld des Magneten wird durch eine allmähliche Ausweitung der Spielorte bis zur Ausgangsposition dargestellt.

Wenn in Salzburg das *Oesterreichische Ensemble für Neue Musik* unter der Leitung von *Klaus Ager* und im Verein mit der Sopranistin *Marianne Becker* davon absah, die räumliche Dramaturgie einzuhalten, so dürfte das an aufführungspraktischen Schwierigkeiten nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Rundfunkaufnahme gelegen haben. Vielleicht könnte Martis musikszenische Komponente am besten in einer filmischen Version beachtet werden, in deren Verlauf man das Aufeinanderzurücken und Auseinanderstreben der Spieler durch raffinierte Schnitte überbrückt. Die Hörer im vollbesetzten Publikumsstudio des Oesterreichischen Rundfunks blieben somit auf die pure kompositorische Leitung Martis und auf die stationäre Qualität der Wiedergabe verwiesen.

Die Instrumente werden subtil gelegentlich mit Anklängen an impressionistische Valeurs, eingesetzt. Dynamische Massierungen bleiben begrenzt und ereignen sich nur im Zusammenhang mit textlichen Verschärfungen. Insgesamt vermittelt der Instrumentalbereich Martis ausgeprägtes Gespür für kammermusikalische Zuordnungen, wodurch die vokale Linienführung, durchaus melodisch im traditionellen Sinn, niemals überlagert wird. Die Kraft der Lohensteinschen Sprachbilder könnte durch eine technisch versiertere und dadurch in der Mitteilung suggestivere Sopranistin noch stärker zum Ausdruck kommen. Insofern mochte man die Salzburger Aufführung als gediegenen Hinweis auf eine Spielart gegenwärtigen schweizerischen Komponierens begrüssen, nicht aber als Beispiel unwiderlegbarer Durchdringung.

Peter Cossé

Kulturnotizen

Walter-Gropius-Würdigungen

ba. b. Walter Gropius, Architekt und Gründer des Bauhauses, wurde am 18. Mai 1883 in Berlin geboren. Zum Gedenken an Gropius und sein Werk veranstaltete das *Bauhaus-Archiv* in *Berlin* kürzlich ein *internationales Symposium*, das die architektonischen und erzieherischen Aspekte dieses Werkes beleuchtete. Zugleich gedachte man der Schliessung des Bauhauses vor fünfzig Jahren. Es ist vorgesehen, die Ergebnisse dieses Symposiums noch in diesem Sommer zu veröffentlichen. Gropius gehörte bereits vor dem Ersten Weltkrieg zur Avantgarde der modernen Architektur. 1919 gründete er das Bauhaus, das er bis zu seinem Weggang 1928 leitete. Zu Beginn der Nazi-Herrschaft emigrierte er 1934 zunächst nach England und 1937 in die Vereinigten Staaten. Dort fand er am Architekturdepartement der Harvard University in Cambridge/Massachusetts einen neuen Wirkungskreis. Eine ganze Generation von Architekturlehrern genoss seinen Unterricht und verbreitete seine Ideen. Ueber diese Lehrtätigkeit berichtet ein Aufsatz von Reginald Isaacs, den das Bauhaus-Archiv zum 100. Geburtstag vorlegen wird. Ausserdem wird im Bauhaus-Archiv eine kleine biographische Gropius-Ausstellung zu sehen sein. Eine ursprünglich geplante *Gropius-Retrospektive* muss aus konservatorischen Gründen auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Dresdner Musikfestspiele

nd. Die 6. Dresdner Musikfestspiele finden vom 21. Mai bis zum 5. Juni statt. Das Programm sieht etwa hundert Veranstaltungen vor.

Unter den Gastspielen befindet sich auch die in Ungarn heftig diskutierte Aufführung von Mozarts «Don Giovanni» in der Inszenierung von Juri Ljubimow. Aus Budapest kommen auch Verdis «Lombarden». Die sich aus Solisten der Staatsoper zusammensetzende Kammeroper Budapest zeigt Pergolesis «Magd als Herrin», Nicolò Piccinis (1728—1800) «Das Fischermädchen oder Die wiedergefundene Erbin» und Pietro Chiarinis «Eifersucht schafft Leiden», ein Intermezzo, das lange Zeit Pergolesi zugeschrieben wurde.

Die Kammeroper Blagoewgrad führt «Die Kutsche» des zeitgenössischen sowjetischen Komponisten Alexander Cholminow auf und die aus dem 18. Jahrhundert stammende Oper «Der Philosoph auf dem Lande» von Baldassare Galuppi sowie «Renard»/«Mavra» von Igor Strawinsky. Die nach dem Bolschoi-Theater zweitgrösste Musikbühne, das Stanislawski-Nemorowitsch-Dantschenko-Musiktheater, bringt Rimsky-Korssakows «Mainacht» und Tichon Chrennikows «Frol Skobejew» aus Moskau mit.

Ausserdem gastieren verschiedene Bühnen der DDR während der Musikfestspiele in Dresden. Die Leipziger Oper kommt mit Udo Zimmermanns Oper «Die wundersame Schustersfrau», das Landestheater Halle mit dem musikalischen Lustspiel «Des Königs Datsche» von Hattwig/Winter/Eidam, das Tanztheater der Komischen Oper Berlin mit einem Foyer-Abend, «Tanz — ein Leben».

Die Dresdner Staatsoper bringt als Premiere Mozarts «Cosi fan tutte», inszeniert von Joachim Herz, heraus und zeigt aus dem Repertoire Aufführungen des «Fidelio», «Lohengrin» und der «Ariadne auf Naxos».

Kafka-Symposion in Mainz

-c- Nach den Kafka-Tagungen in Bari und in Wien findet vom 29. Juni bis zum 2. Juli in Mainz ein Symposion unter dem Titel *«Kafkas Diagnose des 20. Jahrhunderts»* statt, das von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Verbindung mit der österreichischen Botschaft in Bonn anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters veranstaltet wird. An den Vorträgen und Diskussionen nehmen Kafka-Forscher und Kritiker aus Europa und den Vereinigten Staaten teil: Wilhelm Emrich, Walter H. Sokel, Ruth Link-Salinger-Hyman, Gerhard Neumann, Peter Beicken, Wolfgang Kraus, Marcel Reich-Ranicki, Hartmut Binder, Karlheinz Fingerhut und Jost Schillemeit.

«Der eisige Regenbogen», ein Stück des Oesterreichers *Hans Falár*, wird unter der Regie von Fritz Zecha in der zweiten Mai-Hälfte als Gemeinschaftsproduktion des Wiener Volkstheaters mit den Wiener Festwochen zur Uraufführung kommen. Falár, derzeit als Schauspieler und Regisseur am Nationaltheater Mannheim tätig, debütiert damit als Dramatiker. *(my)*

Anzeige

MIT DELTA AIR LINES KÖNNEN SIE ZWISCHEN FRANKFURT UND ATL

Schlafsessel in der Ersten Klasse. In unseren neuen, verbesserten Sesseln können Sie entspannen, wenn Sie sich zurücklehnen und ausstrecken möchten. Das ist der besondere Komfort für Sie auf jedem Kilometer Ihres Fluges.

Priorität beim Verlassen des Flugzeuges und bei der Gepäckabfertigung. In der Ersten und Medallion-Business-Klasse werden Sie als einer der ersten das Flugzeug verlassen, Ihr Gepäck in Empfang nehmen und als einer der ersten beim Zoll abgefertigt.

Menüauswahl in der Medallion-Business-Klasse. Serviert auf feinem Porzellan, und darüber hinaus haben wir auch eine große Auswahl an Desserts, Weinen, Champagner und Likören.

Delta fliegt täglich – Abflug 11.45 Uhr – nonstop von Frankfurt nach Atlanta.

Für I
rufen Sie
Air Lines i
(0049611)
Delta-Buc
str. 7, 6000

Tarife und Flu
Ankündigung

DELTA. PROFIS AUF DER GANZEN LINIE.

April 16, 1987

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Nietzsche und die Folgen

Hat der deutsche Geist die Amerikaner verdorben?

NEW YORK, im April

Daß es mit dem deutschen Geist eine besondere Bewandtnis hat, muß wohl wahr sein. Wie sonst könnte ihm das Grimmsche Wörterbuch nicht weniger als 118 Spalten widmen? Eine ganz andere Frage ist, ob der deutsche Geist die Welt in wohltätigem oder in schädlichem Sinne beeinflußt hat: Sie ist heute umstrittener denn je.

In seinem Pamphlet „Die Meisterdenker" (1977) hat André Glucksmann bekanntlich Hegel, Fichte, Marx und Nietzsche für die totalitären Systeme, die GULags und Endlösungen des zwanzigsten Jahrhunderts verantwortlich gemacht. Allan Bloom, Professor der Philosophie in Chikago, geht nicht ganz so weit. Er begnügt sich mit einem einzigen Hauptangeklagten: In seinem soeben erschienenen, von der Kritik enthusiastisch begrüßten Buch „The Closing of the American Mind" (Simon & Schuster, New York) führt er den Niedergang des intellektuellen Niveaus an den amerikanischen Universitäten auf den verderblichen Einfluß Nietzsches zurück. Die Degeneration der Universität zur Berufsschule, das Fehlen eines Bildungskanons, die Leseunlust der Studenten, die Vernachlässigung der klassischen Lehrstoffe zugunsten vordergründiger, meist tagespolitisch motivierter Modethemen – all das sei letztlich Frucht von Nietzsches „Umwertung aller Werte", seines Relativismus und Irrationalismus. Bloom bestreitet keineswegs, daß Nietzsche einer der anregendsten Denker des Abendlandes war. In Amerika sei er jedoch aus seinem geschichtlichen Zusammenhang gerissen, umgedeutet und als Ausrede dafür mißbraucht worden, es sich im Hause des Geistes zu geringen Unkosten bequem zu machen. Als amüsante Parallele zur Nietzsche-Rezeption beschreibt Bloom die Umdeutung des „Todes in Venedig": Was von Thomas Mann als subtiles Gegeneinander von Kunst und Leben, von Sublimation und Trieb angelegt wurde, sei in Amerika ganz direkt und naiv als Beschreibung einer sexuellen Emanzipation, eines „coming out of the closet" verstanden worden. Die Trivialisierung der deutschen Philosophie in Amerika vergleicht er mit René Clairs Film „Ghost Goes West": Dort geht es um einen Millionär, der ein schottisches Schloß abreißt, es in Florida wieder aufbaut und „wegen des Lokalkolorits" mit Kanälen und Gondeln umgibt.

Karl Marx – so Bloom weiter – sei unter den amerikanischen Intellektuellen passé. Wer die Zeichen der Zeit nicht mitbekommen habe und „Das Kapital" oder das „Kommunistische Manifest" wörtlich nehme, werde als „Vulgärmarxist" belächelt. Toleriert werde marxistisches Gedankengut nur in völlig veränderter Form. In dem Kapitel „The Nietzscheanization of the Left" beschreibt Bloom, wie sich der „neue Mensch" der kommunistischen Eschatologie in Nietzsches Züchtungsvision vom „Übermenschen" verwandelt hat. Die von Marx behauptete „Entfremdung" des Arbeiters werde im Sinne Freuds als Neurose, als gestörte Balance zwischen „Ich" und „Es" interpretiert. Neben Nietzsche und Freud seien Max Weber und Heidegger die hellsten Gestirne am amerikanischen Geisteshimmel. Heideggers Philosophie bezeichnet Bloom als „die stärkste gedankliche Kraft unserer Zeit". Gerade deshalb zeige Heideggers Kapitulation vor dem Nationalsozialismus, wie groß die Gefahr sei, die auch den amerikanischen Universitäten drohe.

Die Philosophie des in den sechziger Jahren ungeheuer populären Herbert Marcuse nennt Bloom „billige Kulturkritik mit deutlich sexuellem Beigeschmack". Nicht viel anders urteilt der amerikanische Historiker Wilfred McClay. In der Winter-Nummer 1985/86 der Zeitschrift „The American Scholar" stellt er die These auf, die von den Nazis vertriebenen deutschen Intellektuellen hätten das amerikanische Kultur- und Geistesleben zwar ungemein bereichert, zugleich aber auf zweifelhafte Abwege geführt.

Dreihundert Jahre zurück

Den Flüchtlingsstrom der dreißiger Jahre vergleicht McClay mit der Landung der Pilgerväter: „Um einen Kulturschock zu finden, wie er mit der Einwanderung der Hitler-Flüchtlinge verbunden war, müssen wir in der amerikanischen Geschichte dreihundert Jahre zurückgehen, bis zur Ankunft der englischen Puritaner, die die Massachusetts Bay Colony gründeten. Man braucht sich nur den bis heute anhaltenden Einfluß der Puritaner vor Augen zu führen, um die Bedeutung einer derartigen Blutzufuhr zu ermessen." Die deutschen Musiker und Architekten, Soziologen und Psychologen hätten sofort die strategischen Höhen erobert und ihre amerikanischen Kollegen ins Abseits gedrängt. An die Stelle einer autochthonen, natürlich gewachsenen amerikanischen Kultur seien Bauhaus, Zwölftonmusik und Frankfurter Schule getreten. Insbesondere der Einfluß der letzteren habe sich als verhängnisvoll erwiesen: Unter dem Eindruck der politischen Entwicklung in ihrer deutschen Heimat hätten die Adorno und Marcuse auch in Amerika überall autoritäre Strukturen und „repressive Toleranz" gewittert. Die von ihnen systematisch betriebene Dämonisierung der amerikanischen Gesellschaft habe sich schließlich so weitgehend durchgesetzt, daß die Studentenrebellion der sechziger Jahre fast ausschließlich mit deutschen Argumenten geführt worden sei – der klassische Fall einer „self-fulfilling prophecy".

Aus der Sicht der deutschen Emigranten stellt sich die Sache natürlich ein klein wenig anders dar. Nicht nur für die Sozialisten und Kommunisten unter ihnen, sondern auch für viele liberale Intellektuelle verwandelten sich die USA nach dem Krieg – vor allem in den Jahren 1950-54, als Senator McCarthy die Szene beherrschte – vom dankbar begrüßten Retter in der Not zum Polizeistaat mit beängstigend faschistoiden Zügen. „Wenn der Faschismus kommt", schrieb Thomas Mann schon 1946 in einem Brief, „so kann ich ja geltend machen, daß ich einmal Senator Tafts Tischgast gewesen bin. Dann entgehe ich vielleicht dem Konzentrationslager." Wir finden diese bezeichnende Anekdote in der wohl besten Darstellung der deutschen Emigranten in Amerika – „Exiled in Paradise" von Anthony Heilbut (Beacon Press, Boston 1983). Warum dieses glänzend recherchierte, leserfreundliche Buch noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, bleibt ein Rätsel. Heilbut kommt zum entgegengesetzten Ergebnis wie McClay. Wenn wir ihm glauben wollen, so ist es mit dem Einfluß der deutschen Emigranten im intellektuellen Leben Amerikas längst vorbei: „Amerikas Rache an den Flüchtlingen hat einige der Prominentesten unter ihnen auf das Maß schrulliger Charakterköpfe reduziert. Einstein mag der erste gewesen sein, der diese Herablassung zu spüren bekam. Es war schließlich viel einfacher, ihn als liebenswerten Exzentriker abzutun, als seine Kritik ernst zu nehmen."

Sidney Hook, lange Jahre Dekan der Philosophischen Fakultät an der New York University und einer der Wortführer der amerikanischen Liberalen, ist weit davon entfernt, Einstein als liebenswerten Exzentriker abzutun. In seinen Lebenserinnerungen „Out of Step" (Harper & Row), die vor wenigen Wochen erschienen sind, veröffentlicht der vierundachtzigjährige Emeritus seine Korrespondenz mit dem weltberühmten Nobelpreisträger, die diesen zwar nicht gerade als stalinistischen „fellow-traveler" erscheinen läßt, aber auch nicht allzuweit davon entfernt.

Je unschuldiger sie sind

So nennt Einstein „die Errungenschaften der Sowjetregierung auf den Gebieten der Erziehung, der Gesundheit, der Sozialfürsorge und der Wirtschaft beachtlich". Die Unterdrückung der individuellen Freiheitsrechte hält er für legitim, „soweit die Planwirtschaft dies erfordert". Hingegen sieht er „mit großer Beunruhigung eine weitreichende Analogie zwischen dem Deutschland von 1932 und den USA von 1954". Während die beiden Hochschullehrer trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten stets korrekte Umgangsformen wahren, verliert Hook mit einem anderen deutschen Emigranten die Geduld. Als Bert Brecht 1935 den Schauprozeß gegen Sinowjew und Kamenew mit den kühlen Worten kommentiert: „Je unschuldiger sie sind, desto mehr verdienen sie, erschossen zu werden", wirft ihn Hook hinaus: „Ich stand auf, ging in das nächste Zimmer und holte seinen Hut und Mantel. Als ich zurückkam, saß er immer noch auf seinem Stuhl mit einem Drink in der Hand. Er sah mich überrascht an, setzte das Glas ab, nahm mit einem matten Lächeln seinen Hut und Mantel und verschwand. Keiner von uns sagte ein Wort. Ich habe ihn nie wieder gesehen." JÖRG VON UTHMANN

Die Lüge d

Spaniens Hat

MADRID, im April

Kino sei nie Wahrheit, aber auch nicht Lüge – es sei Faszination. Das sagt ausgerechnet Basilio Martin Patino, der einige der besten spanischen Spielfilme mit viel Dokumentarmaterial gemacht hat und sich immer wieder wehren muß, als Dokumentarfilmer eingeordnet zu werden. Über Lüge und Wahrheit des Bildes, dessen faszinierende und informative Effekte denkt ein deutscher Fernsehreporter, Protagonist von Patinos neuem Film, der ganz einfach „Madrid" heißt, ausgiebig und eindringlich nach. Seine Reflektionen und ihre unsicheren, stets von neuem angezweifelten Resultate sind eines der Themen dieses vielschichtigen, von verschiedenen Motivationen her interessierenden und von mehreren Ausgangspositionen her zu erschließenden Films.

Basilio Martin Patino hat mit „Neun Briefe an Bertha", „Geliebte Henker" und „Caudillo" einige für die Geschichte des modernen spanischen Kinos und auch für die Entwicklung neuspanischer Denkweisen entscheidende Filme gedreht. Jetzt, als Mittfünfziger, macht er sich Gedanken über Wirkung und Nutzen, Wahrheit und Lüge, Ethik und Unmoral beim künstlerischen oder kunstfertigen Umgang mit dem Bild. Er tut das vor allem über das recht eigenwillige Nachdenken des Reporters Hans (Rüdiger Vogler) und dessen Auseinandersetzung mit der nachgereisten bürokratisch-engstirnigen Fernsehdirektorin (Mechthild Zeul).

Der Fernsehreporter wurde nach Madrid geschickt, um einen Bericht zum fünfzigsten Jahrestag des Bürgerkriegsbeginns zu liefern. Die Spuren des Bürgerkriegs im heutigen Spanien, oder so ähnlich. Der Reporter Hans beschäftigt sich ausgiebig mit den Menschen des heutigen Madrid und gelangt über sie, vor allem über seine spanische Cutterin (Verónica Forqué) und deren Verwandten- und Bekanntenkreis nach und nach zum Bürgerkrieg.

Patino, einer der besten Kenner des Filmmaterials aus der Franco-Zeit, zeigt seinem Publikum neben ergreifenden Bildern aus dem Krieg auch die komischsten Aufnahmen vom Diktator selbst und charakteristische Szenen aus einer schwülstigen, frömmlerischen und unterwürfigen

Der ungerechte Zorn des Dichters

Literaturgeschichte contra Persönlichkeitsschutz?

*Von Prof. Dr. iur. Bernd Rüthers (Universität Konstanz)**

Literatur und Recht haben gemeinhin nur wenige Berührungspunkte. Das gilt zumindest dann, wenn man ihr gegenseitiges Verhältnis unter dem Aspekt des Sprachstils betrachtet. Mancher Literat wird sich beim Anblick juristischer Formulierungen mit Schaudern abwenden. Fühlt sich ein Schriftsteller aber bemüssigt, mit spitzer Feder über seine Kollegen zu schreiben, so zeigen sich bald die Grenzen, die das Recht für die Veröffentlichung abwertender Äusserungen vorsieht, seien sie auch literarisch oder literaturgeschichtlich bedeutsam. Diese Schranken können sogar nach dem Tod des Angegriffenen fortwirken.

1948 veröffentlichte der Basler Literaturwissenschafter *Walter Muschg* die erste Auflage seiner *«Tragischen Literaturgeschichte»* (Francke-Verlag, Bern). Das Buch voller eigenwilliger Wertungen – auch bekannte, noch lebende Schriftsteller betreffend – erregte Aufsehen und Anstoss. Über *Thomas Mann* steht darin der Satz:

> «In der deutschen Literatur verkörpert Thomas Mann diesen geistigen Bankrott des Bürgertums unübertrefflich.»

An anderer Stelle:

> «Die Parodie ist die List, mit der er sein Unvermögen verdeckt, die Sprache des Dichters zu reden.»

Der Zorn des Dichters

Hermann Hesse – ebenso wie Thomas Mann lange Jahre Autor zuerst beim Fischer-Verlag, dann beim neuen Suhrkamp-Verlag – war über den Angriff auf seinen befreundeten Kollegen empört. Vielleicht war ein anderer Aspekt der «Tragischen Literaturgeschichte» für ihn noch empörender: Er selbst kam in Muschgs Buch an keiner einzigen Stelle vor. Seine Reaktionen waren heftig. In einem Brief vom 21. 1. 1949 an Heilbut, den Herausgeber einer Anthologie mit Lyrik aus der «Inneren Emigration», steht der Satz:

> «Warnen kann ich Sie vor Walter Muschg, Ordinarius in Basel für Literaturgeschichte, ein Nazi und Antisemit.»

Bereits am 17. 1. 1949 hatte Hesse an *Walther Meier* (damals Schriftleiter der «Neuen Schweizer Rundschau» und Begründer der Manesse-Bibliothek) geschrieben:

> «Ob wohl der Basler Professor Muschg irgendwo von einem anständigen Germanisten die richtige Abfuhr für sein eitles, dummes und unverschämtes Buch findet?»

Ebenfalls noch im Januar 1949 schreibt Hesse erneut an Walther Meier, der ihm auf den ersten Brief vom 17. 1. 1949 umgehend geantwortet hatte, und doppelt nach:

> «... dann sollten Sie, was ja Ihr eigener Gedanke ist, wirklich eine Blütenlese der dümmsten und gemeinsten Sprüche dieses Dilettanten zusammenstellen und kommentarlos bringen.»

Dieser private Briefwechsel mit weiteren abwertenden Urteilen über Person und Werk Walter Muschgs wurde der Öffentlichkeit erst 1986 durch die Herausgabe des *vierten Bandes der Hesse-Briefe* im *Suhrkamp-Verlag* bekannt. Der Herausgeber, *Volker Michels*, hat den einzelnen Briefen zahlreiche erläuternde Anmerkungen zu einzelnen Personen oder Aussagen hinzugefügt. Der Satz mit der Äusserung, Muschg sei «Nazi und Antisemit», ist nur mit einer Fussnote versehen, die auf den geschilderten Schriftwechsel zwischen Hesse und Meier hinweist. Zur Erläuterung des harten Unwerturteils und seiner Berechtigung fehlt jedes Wort.

Die politische Rolle Walter Muschgs

Wichtig für das Verständnis des Vorgangs ist die literaturwissenschaftliche und politische Rolle, die Walter Muschg (1898–1965) als Schweizer Literaturhistoriker gespielt hat. Wissenschaftlich bekannt wurde er vor allem durch die genannte, in vier Auflagen (1948–1969) erschienene, *teilweise polemisch* geschriebene «Tragische Literaturgeschichte». Die fraglichen Briefe Hesses wurden – das kennzeichnet den Zusammenhang – kurz nach dem Erscheinen der ersten Auflage geschrieben. In Deutschland wurde auch Muschgs Arbeit «Die Zerstörung der deutschen Literatur» (1956, 1958) stark beachtet. Der in Witikon (Zürich) geborene Schweizer engagierte sich während des «Dritten Reiches» in seiner Heimat auch politisch; er wurde während des Krieges in den *Nationalrat* gewählt und hat sich eindeutig gegen die «Frontisten» und für eine *liberale Flüchtlingspolitik* eingesetzt. Unter diesen Umständen erscheint die Bemerkung Hesses über Muschg als ein gezielter politischer Abwertungsversuch. Es handelt sich nicht etwa nur um einen polemischen Ausrutscher in einem Freundesbrief, der literarisch-ästhetische Geschmacksfragen betraf. Die Äusserungen Hesses sollten den moralischen Persönlichkeitskern Muschgs in einer möglichst breiten Öffentlichkeit treffen. Er sollte als ein Anhänger der Nazis und ihrer Judenvernichtung gekennzeichnet werden.

Hesse stellt in seinem Brief vom 21. 1. 1949 an Heilbut die These auf, Walter Muschg sei «ein Nazi und Antisemit». Solange eine derartige Äusserung nur in dem privaten Schriftwechsel eines bereits Verstorbenen enthalten ist, ergeben sich keine juristischen Streitfragen von praktischer Bedeutung. Wie ist die Rechtslage aber dann, wenn solche unzutreffenden und ehrenrührigen Äusserungen 1986 in einer Ausgabe der Hesse-Briefe einem *breiten Publikum* bekanntgemacht werden? Ist es nicht angebracht, den noch lebenden *nahen Angehörigen* (der Witwe und den Kindern von Walter Muschg) juristische Ansprüche oder Abwehrmittel gegen den Verlag bzw. gegen den Herausgeber des Briefbandes zu gewähren?

Juristische Unterscheidung von Tatsachenbehauptungen und Werturteilen

Für die rechtliche Beurteilung kommt es darauf an, ob es sich bei der Äusserung Hesses um eine Tatsachenbehauptung oder um ein Werturteil handelt. Falsche Tatsachenbehauptungen können einen Anspruch auf Widerruf auslösen, ehrverletzende und deshalb rechtswidrige Werturteile dagegen nicht. Es kommt nur ein Anspruch auf Unterlassung ihrer Verbreitung in Betracht.

Die Abgrenzung der Tatsachenbehauptung von dem Werturteil richtet sich danach, ob der Inhalt der Äusserung einer objektiven Klärung als etwas tatsächlich Geschehenes zugänglich ist, also bewiesen werden kann. Die Einordnung einer Äusserung in die genannten Kategorien kann oft schwierig sein, wenn sie sowohl tatsächliche als auch wertende Elemente enthält. Bei derartigen *«zusammengesetzten» Äusserungen* kommt es dann darauf an, inwieweit der tatsächliche Gehalt überwiegt oder gegenüber der subjektiven Wertung in den Hintergrund tritt.

Im vorliegenden Fall ist vom genauen Aussagegehalt der Wörter «Nazi» und «Antisemit» auszugehen.

> Nazi: (abwertend) Kurzform von Nationalsozialist.
>
> Nationalsozialist: Anhänger des Nationalsozialismus, Mitglied der NSDAP.
>
> Nationalsozialismus: (nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland aufgekommen) extrem nationalistische, imperialistische und rassistische Bewegung (und die darauf basierende faschistische Herrschaft in Deutschland von 1933 bis 1945).
>
> Antisemit: Judengegner, -feind.

Danach enthält die Bezeichnung als Nazi und Antisemit – auch wenn sie wertende Elemente einschliesst («Nazi») – *überwiegend eine Behauptung von Tatsachen*. Gerade diese Bezeichnungen sind vor dem Hintergrund der jüngeren deutschen Geschichte zu sehen (zum Zeitpunkt der Behauptung – 1949 – war das Dritte Reich gerade erst überstanden). Der Hörer oder Leser verbindet mit ihnen ganz bestimmte, objektiv nachweisbare, nach aussen erklärte Gesinnungen und politische Betätigungen.

Aus der Sicht aller Kritiker, die sich zu Hesses Behauptungen über Walter Muschg geäussert haben, sind diese falsch. Muschg hat sich während der NS-Herrschaft für politische und jüdische Flüchtlinge aus Deutschland in der Schweiz mit Nachdruck eingesetzt, und zwar auch öffentlich in seiner Rolle als Nationalrat (Alfred A. Häsler: Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945. Zürich und Stuttgart 1967, S. 160, 175 und 353; vgl. auch R. Mächler: Briefe schreiben als Dienst und Kunst des Alters; in: «Schweizer Monatshefte», 66. Jahrg., Heft 12/1986, S. 1074 ff.; R. Stumm, Hesse, Suhrkamp, Fischer; Literaturgeschichten, «Basler Zeitung» v. 12. 1. 1987, S. 29). Die Unwahrheit der Behauptung Hesses wird für die rechtliche Würdigung der durch die Veröffentlichung des Briefes entstandenen Rechtslage als beweisbar vorausgesetzt.

Ansprüche gemäss deutschem Recht

Rechtliche Ansprüche der Angehörigen von Muschg richten sich, da das Buch in der Bundesrepublik Deutschland erschienen ist und von dort aus verbreitet wird, nach deutschem Recht. Ähnlich wie das *Schweizer Zivilrecht* in *Art. 47, 49 OR* sieht auch das *deutsche bürgerliche Recht in § 847 BGB* einen weitgehenden Anspruch auf den Ersatz des immateriellen Schadens vor. Ein Anspruch auf Geldentschädigung wird bei Verletzungen des Persönlichkeitsrechts aber nur dann zuerkannt, wenn die eigene Persönlichkeitssphäre unmittelbar betroffen worden ist. Das ist bei einem verletzenden Angriff auf das Ansehen eines verstorbenen Angehörigen nicht der Fall.

Es kommen daher nur *Unterlassungs-* und/oder *Beseitigungsansprüche* (§ 1004 BGB) in Betracht. Sie erfordern eine objektiv rechtswidrige Beeinträchtigung des geschützten Rechts der persönlichen Ehre.

Gibt es ein Persönlichkeitsrecht auch nach dem Tode? Die zentrale Problematik des vorliegenden Sachverhaltes liegt in der Frage, ob das Persönlichkeitsrecht überhaupt nach dem Tode fortbestehen kann. Aus sozialethischer Sicht kann hieran kein Zweifel bestehen. Der Mensch bedarf auch nach seinem Tod des Schutzes gegen *grobe Entstellungen seines Lebensbildes*. Mit dem heutigen Verständnis der menschlichen Würde liesse es sich nicht vereinbaren, wenn das durch Verdienste zu Lebzeiten erworbene Ansehen, das im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt, Eingriffen Dritter schutzlos preisgegeben würde.

Die elementare Bedeutung der Menschenwürde ist im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (Art. 1 GG) ebenso wie in den Verfassungen aller anderen westlichen Demokratien verankert. In der Rechtswissenschaft mag man sich daher darüber streiten, ob mögliche Schutzrechte aus der Menschenwürde des Verstorbenen selbst folgen (so der Bundesgerichtshof BGHZ 50, 133, 135 «Mephisto» – nicht zulässige, da verfälschte Persönlichkeitszeichnung des Schauspielers Gustav Gründgens in Klaus Manns Roman) oder ob nur eine Verletzung von Rechten der Angehörigen in Betracht kommt. Im Ergebnis steht nach beiden rechtsdogmatischen Lösungsansätzen den engen Angehörigen das Recht zu, *Unterlassungsansprüche* und gegebenenfalls *Beseitigungsansprüche* geltend zu machen, wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, um einen erheblichen Angriff auf die Ehre des Toten handelt.

Dauer des postmortalen Ehrenschutzes

Der Persönlichkeitsschutz nach dem Tode – sei es als «Recht des Toten», sei es als Recht der Angehörigen – kann nicht unbegrenzt bestehen. Das Schutzbedürfnis schwindet in dem Masse, in dem die Erinnerung an den Verstorbenen verblasst und im Laufe der Zeit auch das Interesse an der Nichtverfälschung des Lebensbildes abnimmt. Eine zeitliche Grenze ergibt sich schon vom Tatsächlichen her. Nur solange nahe Angehörige da sind, kann das Persönlichkeitsrecht wahrgenommen werden bzw. kann – nach dem anderen Ansatz – überhaupt jemand insoweit verletzt sein. Von daher scheint es plausibel, ein Menschenalter als Grenze in Erwägung zu ziehen. Die Festlegung auf eine bestimmte zeitliche Begrenzung wäre aber zu starr. Eine *konkrete Güter- und Interessensabwägung im Einzelfall* ist flexibler und damit sachgerechter.

Bei der fraglichen – jetzt veröffentlichten – Behauptung Hesses ist die Sensibilität der Bevölkerung auf Fragen des Dritten Reiches, insbesondere wenn ganz bestimmte Personen damit in Verbindung gebracht werden, zu beachten. Zumindest solange noch Opfer der Naziherrschaft leben, ist die Verletzung des Persönlichkeitsrechtes derart schwer, dass der postmortale Schutz sich über einen eher längeren Zeitraum erstreckt. Deshalb ist in diesem Fall – Walter Muschg ist 1965 gestorben – die *Fortdauer des Ehrenschutzes* eindeutig zu bejahen.

Verlag und Herausgeber als mögliche Verletzer des Persönlichkeitsrechts

Verletzer ist immer der Einwirkende selbst, aber auch derjenige, der die störende Einwirkung Dritter zurechenbar veranlasst hat und sie verhindern kann. Der Veranlasser muss beweisen, dass er alle zumutbaren Abstellungsmassnahmen versucht hat.

Im vorliegenden Fall ist der *Suhrkamp-Verlag*, der den vierten Band – und damit auch den umstrittenen Brief – veröffentlicht hat, als Störer Verfahrensgegner. Er hat die Veröffentlichung mit sachlichen und persönlichen Mitteln ermöglicht. Die mögliche Beeinträchtigung Walter Muschgs ist wenigstens *mittelbar* auf den Willen des Verlegers zurückzuführen, da dieser die Möglichkeit hat, auf den Inhalt der Druckschrift Einfluss zu nehmen (so die Kriterien des Bundesgerichtshofes BGHZ 3, 270, 276 f., BGH, NJW 1976, 1198; BGHZ 14, 163).

Aber auch der *Herausgeber* Volker Michels ist als Klagegegner in Erwägung zu ziehen. Er trägt die *Mitverantwortung* für den Inhalt der Veröffentlichung, da er sie, wenn nicht ins Werk gesetzt, so immerhin massgebend mitveranlasst hat (vgl. BGH; NJW 1977, 1288). Das gilt jedenfalls dann, wenn die abgedruckten Briefe mit erläuternden Fussnoten versehen sind. Der Herausgeber entscheidet hier zum einen über den Inhalt der Erläuterungen, zum anderen aber auch darüber, an welchen Stellen Erläuterungen angefügt werden. Der Verleger kann in diesen Bereich nicht eigenmächtig eingreifen und Erläuterungen einfach weglassen oder anbringen.

Voraussetzung für Ansprüche gegen beide Personen ist eine objektiv rechtswidrige Beeinträchtigung des geschützten Rechts, hier also des allgemeinen Persönlichkeitsrechts. Das Persönlichkeitsrecht umfasst unzweifelhaft auch den hier tangierten *guten Ruf* Walter Muschgs. Die Wertvorstellungen, die heute allgemein mit den Bezeichnungen eines Menschen als «Nazi» und «Antisemit» verbunden werden, sind eindeutig negativ. Menschenverachtung, Völkermord und ganz allgemein die Missachtung ethischer Gesichtspunkte sind typische dabei auftretende Assoziationen. Wird eine solche Kennzeichnung unzutreffend oder gar bewusst falsch verwendet, so liegt darin eine schwere Verletzung des allgemeinen Persönlichkeitsrechts des Betroffenen. Da Walter Muschg sich in der Hitler-Zeit – wie schon dargelegt – gerade entgegengesetzt verhalten hat, entstellen diese Bezeichnungen in grob ehrverletzender Weise sein Lebensbild.

Die Äusserung Hermann Hesses bedeutete damit zweifellos eine Verletzung des allgemeinen Persönlichkeitsrechts von Walter Muschg, wenn er sie heute (würde er noch leben) öffentlich kundtäte. Stellt aber auch der nun erfolgte Abdruck in dem vierten Band der «Gesammelten Briefe» in gleicher Weise eine Verletzungshandlung dar? Die Walter Muschg verletzenden Äusserungen in dem Brief Hesses vom 21. 1. 1949 stehen in einem kurzen und klaren Satz. Es bedarf nicht irgendwelcher Spitzfindigkeiten, um den diffamierenden scharfen Aussagegehalt zu erkennen. Durch die *Knappheit und Deutlichkeit der Behauptung* erhält diese eine Prägnanz, die jeden Leser aufmerksam lässt. So haben zwei Autoren, die sich mit dem Buch beschäftigt haben, gerade diesen Punkt (als unrichtig) angesprochen (vgl. R. Mächler: Briefeschreiben als Dienst und Kunst des Alters; in: «Schweizer Monatshefte», 66. Jahrg., Heft 12/1986, S. 1074 ff.; R. Stumm, in: «Basler Zeitung» vom 12. 1. 1987, S. 29).

Die fragliche *ehrverletzende Behauptung* fällt aus diesen Gründen jedem unbefangenen Leser sofort ins Auge. Das gilt für das Erkennen ihrer Unrichtigkeit gerade nicht. Die Leser des Buches werden die politische Rolle Muschgs in der Hitler-Zeit in der Regel nicht kennen. Schon hieraus ergibt sich, dass die Veröffentlichung des abgedruckten Briefes eben nicht nur die Wiedergabe der historischen Tatsache ist, dass Hermann Hesse diesen Brief genauso geschrieben hat. Die Leser werden – auch durch die literarische Autorität Hesses – zu falschen Vorstellungen über Walter Muschg verleitet.

Die Rechtswidrigkeit der Veröffentlichung

Nicht jede Verletzung des allgemeinen Persönlichkeitsrechts erweist sich notwendig bereits als rechtswidrig. Sie muss vielmehr für jeden Einzelfall anhand einer Güter- und Interessensabwägung besonders festgestellt werden. Das bedeutet, dass hier das Interesse des Verlegers bzw. des Herausgebers an dem kommentarlosen Abdruck des Briefes gegen den sich daraus ergebenden Nachteil für Walter Muschg bzw. sein Lebensbild *abzuwägen* ist. Es gilt die Grundrechte der *Meinungsfreiheit* (Art. 5 GG) und der *Menschenwürde* (Art. 1 Abs. 1 GG) gegeneinander abzugrenzen.

Auf Grund der Bedeutung der verwendeten Begriffe liegt ein Eingriff in das allgemeine Persönlichkeitsrecht von *erheblicher Schwere* vor. Das Interesse der Allgemeinheit und der Wissenschaft an historischer Aufklärung kann zwar sehr wohl den kompletten Abdruck auch dieses Briefes erfordern. Die Zeit- und Literaturgeschichte muss die Tatsache, dass Hesse eine solche (objektiv falsche) Äusserung getan hat, berichten und verbreiten dürfen. Daran besteht im Hinblick auf ein realistisches und vollständiges Persönlichkeits- und Zeitbild Hermann Hesses und seiner Korrespondenz ein auch rechtlich schutzwürdiges Interesse. Diesem stehen aber ebenso schutzwürdige Interessen Muschgs und seiner nahen Angehörigen gegenüber.

Nachdem, wie erwähnt, über Muschgs engagiertes Wirken in der damaligen Zeit berichtet worden ist, hätte ein kleiner Hinweis hierauf genügt, um die Wirkung der Veröffentlichung wesentlich zu verändern. Nicht einmal eine eigene Stellungnahme des Herausgebers wäre nötig gewesen. Die Schwere des Eingriffs, die hier von einer *kommentarlosen Verbreitung des Briefes* drohte, hätten Verlag und Herausgeber leicht abschätzen können und müssen. Treffend schrieb ein Literaturkritiker unmittelbar nach dem Erscheinen des Bandes:

> «Der postume Rufmord wiegt um so schwerer, als der Urheber einer der meistgelesenen Schriftsteller dieses Jahrhunderts ist» (R. Mächler, a. a. O., S. 1075)

Das erklärte Missverhältnis zwischen der Schwere des Eingriffs und der einfachen Möglichkeit, ihn zu vermeiden, ohne den Zweck der Veröffentlichung zu gefährden, führt vorliegend zur Rechtswidrigkeit der Ehrverletzung. Ein *schuldhaftes Verhalten* setzen Unterlassungs- und Beseitigungsansprüche *nicht* voraus.

Unterlassungs- und Beseitigungsansprüche

Dem Verleger und dem Herausgeber die Veröffentlichung dieses Briefes grundsätzlich zu untersagen, hiesse, von ihnen mehr zu verlangen, als zur Vermeidung einer (erneuten) Ehrverletzung nötig ist. Ein Anspruch auf generelle Unterlassung der Veröffentlichung dieses Briefes scheidet deshalb aus.

Denkbar wäre jedoch ein Anspruch auf Unterlassung des Abdruckes zur Veröffentlichung ohne einen klarstellenden, zumindest erläuternden Zusatz. Das Vorschreiben derartiger Zusätze stellt kein Novum dar (vgl. BGHZ 78, 9 [20] = GRUR 1980, 1105 [1110]; Palandt, § 823, [15] F). Die für eine Unterlassungsklage nötige *Wiederholungsgefahr*, d. h. die Besorgnis künftiger Wiederholung des Eingriffs, ergibt sich daraus, dass mit jedem Neuverkauf – sei es aus der ersten oder einer weiteren Auflage – mindestens ein weiterer Leser des Briefes hinzukommt. In bezug auf die Exemplare, die noch nicht ausgeliefert sind, ist deshalb ein Anspruch der Angehörigen Walter Muschgs gegen den Suhrkamp-Verlag und Volker Michels auf *Unterlassung der weiteren Veröffentlichung (Verkauf, Vertrieb usw.) dieses Briefes ohne einen den fraglichen Satz betreffenden Zusatz* zu bejahen. Bei einer *Neuauflage* kann dies durch Aufnahme in den Druck geschehen, bei bereits gedruckten Exemplaren durch das Beifügen eines entsprechenden *Hinweiszettels*.

Bezüglich der Exemplare, die den «Machtbereich» des Verlegers bzw. des Herausgebers verlassen haben, deren Besitzer *(Buchhändler)* aber noch unschwer ermittelbar bzw. erreichbar sind, ist dementsprechend ein Beseitigungsanspruch anzunehmen. Verleger und Herausgeber haben dafür zu sorgen, dass den im Handel befindlichen Exemplaren vor dem Verkauf ein Anmerkungsblatt mit einem Hinweis auf die Fehleinschätzung beigefügt wird.

* Der Autor legt Wert darauf, zu betonen, dass es sich bei diesem Beitrag nicht um eine Arbeit im Auftrag von Angehörigen des Betroffenen handelt.

ALE!
es on
ADITIONAL
ING ROOM
ful Mahogany
on all pieces
is is a classic
imported from
Italy.
ESIGN SERVICE
Beautiful Little
N. 10-6 / MON.
236-2400
OCKVILLE
& THURS.
ZA.
ON. TUES.,
oth
881
to
ino
ssi
ges
li
n
dus
elli
o
l
rsche
rami
lis
i
sace
ue
wn
di
EAR
SEY

Many Refugees Founder in New York Job Market

By ELIZABETH NEUFFER

In El Salvador, 50-year-old Luis Dominguez directed a government agency of 3,000 employees, but in Westchester County he finds himself behind the steering wheel of a car, ferrying executives to the airport.

In Ethiopia, Abebe Lema delivered babies and treated tropical diseases during 19-hour days as a village doctor, but today — yearning to practice medicine here — he pores over the medical textbooks that he was able to buy after four years of swabbing up after operations as a hospital orderly.

In Iran, Kyoumarce Maghsoudlou was a civil engineer, a partner in a company that brought him a six-figure income, but now he manages a Quick-Photo shop in Manhattan — barely able to make $30,000 a year, he says.

All three are fugitives from political repression or turmoil in their homelands, grateful for the refuge offered to them here, thankful for their new life. But along with countless other political refugees in the New York area, they have found that the sanctuary offered here has an exacting price: in leaving their countries for this one, they have left behind not only their friends and their culture — but also their career.

The New York Times/Larry C. Morris

Luis Dominguez next to car he uses to drive executives to the airport.

'Here I Am Cleaning Up Garbage'

Doctors, lawyers, engineers, academics and teachers in their homelands, political refugees in America's competitive job market must often work in jobs far below their professional abilities — sweeping floors or driving taxis while they struggle to meet American standards in their profession or even to find a new career.

"I worked for three years as a doctor — here I am cleaning up garbage," said Dr. Lema. "You have the ability and you are not working. You get disappointed. You ask yourself the question — what am I doing here?"

But for many of today's political refugees — Southeast Asian, Eastern European, Iranian, Ethiopian and Afghani — there is no choice but to adapt to the professional opportunities the United States offers. Unlike immigrants — who seek their fortunes here with the knowledge they can return home should they fail — the political refugee has no such certainty, facing reprisal or even death on his return.

Many refugees do succeed in re-establishing their careers, and even bettering them. But most find that despite their skills, underemployment or an entirely new career is their only option.

'Make Their Lives Anew'

"What's a lawyer from Afghanistan or Poland to do here?" said Alton Kastner, the Deputy Director of the International Rescue Committee, one of the many refugee resettlement groups in New York City that helps refugees find employment.

Some of those who flee here are illegal aliens, who will apply for legal status under the new immigration law. Most have entered the country legally, classified as refugees by immigration authorities. Others come here and petition for political asylum, which when granted, starts them on the road to citizenship. Still others, who are waiting for their legal status to be determined, linger in a legal netherworld.

For these, obtaining a job in their profession can be even more acute. Not recognized by the law as refugees, they, in the interim, cannot turn to the network of resettlement agencies that offer refugees assistance, as the Federal aid those groups receive restricts it to refugees.

"Like pioneers, they are obliged to make their lives anew and start at the bottom," said Arthur Helton, Director of the Political Asylum Project of the Lawyer's Committee on Human Rights, who tells of a Guatemalan surgeon who turned to painting houses. "Lawyers, doctors, professionals — who are forced to enter our culture at low levels."

Doctors and lawyers face the hardest challenge.

To practice medicine in this country, foreign-trained physicians, like Americans who study medicine overseas, must pass two tests to qualify for a residency in the United States and, at its completion, take another exam, according to an American Medical Association spokesman.

> 'You have the ability and you are not working.'

'Indirectly They Hinder Us'

For Dr. Lema — a name he has chosen to protect his family in Ethiopia — the obstacles to succeeding are many.

Trained in the Soviet Union under a program of scholarships offered by the deposed Ethiopian ruler Haile Selassie, Dr. Lema acknowledges the need to learn American medicine. But the exams themselves, he added, hold foreign-trained doctors to a higher standard than Americans in order to pass.

"They didn't officially say they don't want a foreigner," said Dr. Lema, "but indirectly they hinder us."

Even when refugees successfully pass exams, hurdles remain. "It's almost impossible for refugees who have recently arrived to get medical residency positions," said Avi Dogim of the New York Association of New Americans, a group that has a medical retraining program for refugees.

For lawyers, the competition is keen to find a position in law school — even those with special programs for foreign lawyers — and the price is high once they have been accepted.

3 Credits at a Time

'The big problem is — it's not easy to get some savings," said Phat Mau, a former Cambodian lawyer and judge. "If you don't study law, how can you go to the bar?"

Mr. Phat Mau, 47, joined Cambodia's mission to the United Nations in New York, but found himself without work when it closed after the capture of Cambodia's capital by Communist Khmer Rouge forces in 1975.

In the last decade, he has earned a living as a refugee counselor and has worked toward practicing law again by studying for the bar and taking graduate law school courses at New York University — three credits at a time, all that he can afford.

Professions that prove competitive for Americans — such as university teaching — are even more so for refugees.

'A Huge Price to Pay'

Since arriving in the fall of 1985, a Soviet scholar, Vitaly Barbash, has applied to 50 universities in the United States and Canada to continue his research on the effect that the gradual warming of the atmosphere would have on the Antarctic ice sheet.

"It's a huge price to pay" Mr. Barbash said of driving a taxi instead. "I lost a lot. But then I've got a lot — freedom, an opportunity to travel, to manage my life without restrictions."

Not all political refugees, however, feel that "freedom" applies to their professional job-hunt.

"It's not exactly freedom — there is some kind of discrimination," said Mr. Dominguez, who left his job as Director General of Centa, the national agricultural agency in El Salvador, following what he said were death threats from that country's paramilitary forces.

"They don't evaluate you in terms of the knowledge you've got," Mr. Dominguez said. "They evaluate you on where you got the knowledge."

Many of the 90 applications he sent in seeking a job as an agricultural engineer have been unsuccessful, Mr. Dominguez believes, because he is 50 and lacking an American college degree. Mr. Maghsoudlou, also 50, similarly believes age has proved an obstacle in finding work as a civil engineer.

Unrealistic expectations of how quickly they can achieve their professional goals and unfamiliarity with the American job market are also a hindrance to finding a job, refugees say.

"I didn't get used to looking for a job like American people do," said Mr. Barbash, noting that he knew little about résumés. "I wasn't optimistic about my life abroad, but a lot of people are really disappointed. Their dream didn't come true."

That disappointment is often compounded by other losses. "It is not just a financial loss, but also a loss of dignity, self-worth and pride," said Sharon Bernstein, who administers the American Friends Service Committee's Cambodian Women's Project.

Help Is Available

Programs to help refugees find jobs and even to retrain, largely sponsored by refugee resettlement organizations, do exist in New York City. But none specifically help refugees cope, they say, with the gap between what they had hoped to achieve professionally and what they actually can.

But there are many success stories, like Ezmary Plang, an Afghani who is using a pseudonym to protect his family. He found his skills as a former employee of Afghan Commercial Bank in Kabul welcomed by Irving National Trust on Wall Street.

But for many, success and survival are achieved at great personal cost.

"It's a fight and a struggle," said Mark Handelman, the executive vice-president of the New York Association for New Americans, "It's a hard thing for someone who is a lawyer to come here and work as a file clerk."

Mr. Dominguez agrees. He has more or less abandoned the hunt for a job in his profession, he said, to make a future for his children.

"I had to get a job, any job." said Mr. Dominguez, "You have to feed your family. I have to survive. That is the name of the game in this country."

Presidential Scholars Named

WASHINGTON, May 23 (AP) — One hundred forty high school seniors have been chosen 1987 Presidential Scholars, Education Secretary William J. Bennett announced this week.

Most were chosen for academic achievements, leadership and community and school activities. Nineteen were selected for accomplishments in the arts, including music, dance, theaPENNSYLVANIA: Lisa Park of Radnor High School and Eric A. Youngstrom of Penncrest High School, Media.

RHODE ISLAND: David L. Gehrenbeck of Classical High School, Providence, and Susan M. Pitocchi of Cranston High School West.

VERMONT: Allan H. Andrews of South Burlington High School and Maitrayee Bhattacharyya of the [illegible] Educational Center.

CITY CHILDREN/COUNTRY FUN:
GIVE TO THE FRESH AIR FUND

Paria und Parvenu

Über Hannah Arendts politisches Denken — Aus Anlaß einer Publikation

Hannah Arendt: Das Urteilen. Texte zu Kants politischer Philosophie. Hrsg. u. mit einem Essay von Ronald Beiner. Aus dem Amerikanischen von Ursula Ludz. Piper Verlag, München 1985. 224 Seiten, 38 Mark.

Der Kern der theoretischen Überlegungen Hannah Arendts zum Politischen läßt sich nicht ohne Blick auf die Erfahrungen darstellen, zu denen sie durch die Ereignisse gebracht wurde, die Wahrnehmungen, die sie dabei geleitet haben, und wiederum die Wahrnehmungen, die sie aus den Erfahrungen gebildet hat. Nur, wenn diese Erfahrungen und Wahrnehmungen aufgenommen werden, läßt sich beurteilen, ob und in welchem Maße die Konstellation ihres politischen Denkens für die einsichtig sein kann, die nicht diese Erfahrungen gemacht und diese Wahrnehmungen gebildet haben oder sie zumindest anders gemacht und gebildet haben.

Die Schülerin von Martin Heidegger und Karl Jaspers, der beiden Außenseiter der deutschen Universitätsphilosophie in den zwanziger Jahren, war ursprünglich überhaupt nicht an Politik interessiert. Nach der Vollendung ihrer Dissertation 1928 über den Liebesbegriff bei Augustin, die sie mit von Heidegger belehrtem Blick bei Jaspers geschrieben hatte, wandte sie sich der Arbeit an einer Biographie Rahel Varnhagens zu. Die Perspektive dieses später veröffentlichten Werkes ist durchaus nicht die politische; sie ist — eng verbunden mit einer ganz persönlichen, so daß Rahel durch Hannah Arendt, diese durch Rahel spricht — die gesellschaftliche in einem weiten Sinne. Es ist zumal die Problematik der Zugehörigkeit der deutschen Juden zu und ihres Ausschlusses von der gemeinsamen Welt, nicht nur der Kultur. In die Vollendung dieses Buch bricht der aktive Antisemitismus; die Machtübernahme Hitlers. Ihre Reaktion darauf schilderte Frau Arendt 1964 so: „Wenn man als Jude angegriffen wird, muß man sich als Jude verteidigen", also mit anderen Juden sich zusammenschließen und tätig werden.

So wie sie es verstand, ist das die politische Antwort oder die Antwort des Politischen. Nach Lage der Dinge kam nur die Zusammenarbeit mit den Zionisten in Frage, mit deren führendem Kopf, Kurt Blumenfeld, sie befreundet war. Sie hat ihr Verhältnis zum Zionismus später sehr viel distanzierter geschildert. Jedenfalls akzeptierte sie den Zionismus als die bislang einzige politische Antwort auf die Bedrohung durch den Nationalstaat und seine imperialistische Entartung. Mit der Geschichte und Kultur des osteuropäischen Judentums war sie als assimilierte Jüdin wenig vertraut. Sie war der Ansicht, daß die Juden auf ihre Diskriminierung nie oder selten politisch, sondern nur kulturell und gesellschaftlich durch Selbstausschluß geantwortet hätten — ob zu Recht oder Unrecht, stehe hier nicht zur Frage. Nach Beendigung ihrer kurzen Untergrundarbeit flüchtete Hannah Arendt nach Frankreich, wo sie im Auftrag der zionistischen Jugend-Aliyah Kinder auf das Leben in Palästina vorbereitete. Nach der Niederlage Frankreichs und der Internierung in Gurs gelangte sie zusammen mit ihrem zweiten Mann Heinrich Blücher, einem ehemaligen Kommunisten, im Mai 1941 nach New York. Von Blücher stammt Frau Arendts Idee der Räte, in nichtbolschewistischer Version, versteht sich. In New York veröffentlichte sie von Oktober 1941 an in der jüdisch-deutschen Zeitschrift „Aufbau" eine Reihe von Artikeln: nach der Dissertation und abgesehen von wenigen Aufsätzen der Jahre 1930 bis 1933 ihre ersten publizierten Äußerungen.

Die „Aufbau"-Artikel sind in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. In ihnen wird die Aufstellung einer jüdischen Armee gefordert, die zusammen mit den Alliierten, aber nicht in ihrem Verband (wie die „Hebrew Brigade"), gegen den nationalsozialistischen Totalitarismus kämpfen sollte: wieder die politische Antwort. Hannah Arendt spricht dies in einem Artikel „Ein Mittel zur Versöhnung der Völker" aus, der 1942 an ganz abgelegener Stelle erschien, in einer jüdisch-deutschen Zeitschrift in Buenos Aires. Dort faßt sie die Möglichkeit ins Auge, daß der aktive Kampf der Opfer und Widerständler, also ihre politische Vereinigung, nach der Zerstörung des Hitler-Regimes zu einer neuen Art des Zusammenlebens in Europa führen könnte, in die auch das deutsche Volk einbezogen werden könne.

Ganz abgesehen von der Realisierungsmöglichkeit des Projekts einer jüdischen Armee, die bezweifelt werden kann, hatten sich Frau Arendt und die kleine Ihud-Gruppe in Palästina, als deren Sprachrohr in Amerika sie angesehen werden kann (zu ihr gehörte Martin Buber), damit von der offiziellen Politik der Zionisten abgetrennt, die eine enge Zusammenarbeit mit den Alliierten verfolgten, um unter deren Schutz ihr politisches Ziel der Gründung eines israelischen Nationalstaates in Palästina zu verfolgen. Noch schärfer war der Gegensatz in der Frage der Behandlung der palästinensischen Araber. Die Ihud-Gruppe favorisierte eine nichtnationalstaatliche Lösung der Palästina-Frage, und Hannah Arendt hat diese Ansicht in einer Reihe von Artikeln in jüdischen Zeitschriften in Amerika verbreitet.

Das kategoriale Gerüst, auf das sie ihre Ausführungen zur jüdischen Frage stützt, ist eine von dem französischen Zionisten Bernard Lazare (gestorben 1903) herrührende Unterscheidung von „Paria" und „Parvenu". Frau Arendt machte ihn durch Übersetzung und Veröffentlichung einiger seiner Artikel in Amerika bekannt. Lazares Thesen, die sie übernahm und weiterentwickelte, sind diese: auf die Diskriminierung der Juden durch die nichtjüdische Welt können sie individuell und kollektiv in zweifacher Weise antworten: entweder durch Kollaboration Protektion erwirken („Parvenu"). Dann nehmen sie an der Diskriminierung anderer als Paria teil; sie reagieren „gesellschaftlich", nicht politisch. Oder sie akzeptieren ihre Diskriminierung durch andere. Dann ergeben sich wieder zwei Möglichkeiten. Entweder führt das Akzeptieren zum Selbstausschluß aus der gemeinsamen Welt — auch das wäre eine „gesellschaftliche" Reaktion. Oder sie führt zu einer Solidarisierung unter den Diskriminierten, die darin ihre politische Handlungsfähigkeit konstituieren. Von dieser Position aus kritisiert Hannah Arendt die offizielle zionistische Politik bei der Staatsgründung Israels, die sie prinzipiell bejaht. Ihr Vorwurf lautet im Kern, daß die zionistischen Staatsgründer gleichsam in Fortsetzung der Politik der Hofjuden das jüdische Volk als „Parvenus" und die palästinensischen Araber wie „Parias" behandelten. Hier liegen die Ursprünge des Konflikts, der in der Eichmann-Kontroverse so heftig ausbrach.

Hannah ARENDT, 1906—1975
Foto Archiv

Die Urteilskraft – Gestalt der weltlichen Vernunft

Das angezeigte Konzept wendet Hannah Arendt nicht nur auf die Lage der Juden an. Es ist das gleiche, unter dem sie den Widerstand der europäischen Völker gegen den nationalsozialistischen Totalitarismus begreift und von dem her sie eine politische Neuordnung der europäischen Verhältnisse erhofft: den spontanen Zusammenschluß der europäischen Völker, die das Opfer des nationalsozialistischen Überfalls geworden sind, zu einer freien, aus ihrer eigenen Mitte sich selbst begründenden Vereinigung. Sie schließt darin, wenn auch mit zögernder Zurückhaltung, das deutsche Volk ein, sofern es sich von seiner Kollaboration befreit hat. Es ist wiederum eine politische Antwort, und sie besteht für Frau Arendt darin, daß eine Menge von Menschen in den existentiellen Fällen der Bedrohung ihren Standort in der Welt nur gründen und bewahren kann durch freie Entscheidung zum gemeinsamen Handeln. Das ist ihr Konzept einer Republik. Es ist ein universeller, wenn auch enthusiastischer Begriff des Politischen, der nicht dadurch falsch wird, daß er im Tagesgeschäft der Politik nicht rein auftritt.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bringt die schockierende Einsicht, daß das Regime des Terrors noch viel fürchterlicher gewesen ist als schon geahnt: die Entdeckung, daß nicht die Konzentrationslager, sondern die Vernichtungslager sein wahres Signum darstellen. Die Herausforderung ist jetzt die des Verstehens, das nicht durch Verzeihen kompromittiert ist. Hannah Arendt hat von ihrer philosophischen Herkunft her stets dem Verstehen, das sie von der objektiven Erkenntnis unterscheidet, einen hohen Rang unter den geistigen Tätigkeiten zugesprochen. In einer ihrer ganz seltenen Ausführungen zu dem, was man „Methodenverständnis" nennen könnte, heißt es: „Verstehen ist die spezifisch menschliche Art des Lebendigseins. Das Verstehen versöhnt uns mit einer Welt, in der solche Dinge — wie die Konzentrations- und Vernichtungslager — möglich sind." Sie verwendet dabei einen an das Verständnis Kants angelehnten Weltbegriff als des „Daseins eines Ganzen anderer, mit mir in Gemeinschaft stehender Wesen" (aus Kants Anthropologie-Vorlesung).

Das Verstehen ist jenes Vermögen, das weltliche Wesen benötigen, um miteinander leben zu können in einer ihnen gemeinsamen Welt, in der jeder seinen Platz hat und beanspruchen kann. Es richtet sich bei Hannah Arendt, von ihren Erfahrungen und Wahrnehmungen geleitet, zunächst auf das Geschehene und seine „Ursprünge". Die Verbindlichkeit dieser Herkünfte, die Tradition ist ein für allemal zerstört. Das trifft nicht nur für die kompromittierten Elemente zu, sondern auch für die traditionellen kulturellen Annahmen, etwas die des politischen Denkens und seiner Kategorien. Es handelt sich um, wie der Titel einer Essaysammlung lautet, „Fragwürdige Traditionsbestände im politischen Denken der Gegenwart". In ihren Schriften werden die kulturellen und politischen Ordnungs- und Wertmaßstäbe der Tradition in politischer Hinsicht kritisch dargestellt, denn auch noch als zerbrochene stellt die Tradition das einzige Licht dar, in welchem die Gegenwart zu erkennen vermöchte, wohin ihre Wege in Zukunft führen könnten. Im Versuch, das Geschehene zu begreifen und [illegible] Ausweg zur Neubegründung des Politischen zu finden, entdeckt Hannah Arendt in der „Urteilskraft" dasjenige Vermögen, welches der Weltlosigkeit des authentischen Denkens und der Gedankenlosigkeit des zum Spießer gewordenen Alltagsmenschen entgegengesetzt werden könnte, um die bedrohte Welt wahren zu können. Sie beginnt mit der Ausarbeitung derjenigen Vorlesung, deren Übersetzung ins Deutsche jetzt vorgelegt worden ist. Das Modell einer weltlich urteilenden Vernunft findet sie in Kants Theorie der reflektierenden Urteilskraft. Die Vorlesung ist ein erster Durchgang durch diese Theorie Kants unter einem weltlich-politischen Gesichtswinkel.

Die Urteilskraft ist jene Gestalt der Vernunft, welche die Welt als eine gemeinsame von und für Menschen zu ihrem Standort gemacht hat und ihre Reflexion gemäß denjenigen Regeln vollzieht und daran kontrolliert, die sie von diesem Standort her als ihre Bedingungen vorgeschrieben bekommt. Es handelt sich nicht mehr um das einsame und weltlose Denken der Philosophen, sondern um ein Denken in der — auch wenn nur vorgestellten — Gemeinschaft der anderen, daher um ein Denken, das allen zugemutet werden kann.

Der Vorstoß in neues Terrain ist stets mit großen Schwierigkeiten verbunden. Dazu braucht gar nicht so sehr gezählt zu werden, daß Kant es in der „Kritik der Urteilskraft" gar nicht mit weltlich-politischen Dingen zu tun hat, sondern mit Fragen des ästhetischen Geschmacks. Herkunftsgeschichtlich und phänomenal ist der Geschmack ein gesellschaftliches Phänomen. Ein anderes Motiv, die reflektierende Urteilskraft in ihrer weltlichen Funktion in Anspruch zu nehmen, liegt in ihrer Verwandtschaft mit der „alten Klugheit", der aristotelisch-stoischen Phronesis und der lateinischen Prudentia. Hannah Arendt hat die Urteilskraft stets mit diesem Konzept in Verbindung gebracht. Man kann sagen, daß das Konzept und die mit ihm verwandten (Geschmack, Takt, Gemeinsinn) seit alters her für die Vernünftigkeit des weltlich-politischen Bereiches in Anspruch genommen worden sind. Das ist in der anglo-amerikanischen politischen Kultur weitaus mehr der Fall als in der deutschen. Zwar herrscht auch hier bis ins 18. Jahrhundert das Konzept der „alten Klugheit", einer politischen Klugheit, zu der es als Gegenstück die Privatklugheit gibt. Aber es ist ausgerechnet Kant gewesen, der diese „alte Klugheit" als das Vermögen diskriminiert hat, andere Menschen zu seinen Zwecken zu gebrauchen, also zu mißbrauchen. Die Schwierigkeit besteht darin, von Kants Begriff der Urteilskraft her ein Vermögen zu rehabilitieren, das von Kant selbst herabgesetzt worden ist. Das geht schon, aber nur, wenn die Differenzen zwischen der „alten Klugheit" und Kants Konzept der Urteilskraft schärfer erkannt werden.

In der anglo-amerikanischen politischen Kultur, deren Typus sich von der deutschen erheblich unterscheidet, was bis in die jüngste Gegenwart zu tiefgehenden gegenseitigen Mißverständnissen führt, war das Konzept der „alten Klugheit" in unumstrittener Geltung. Hannah Arendt lernt sie in ihrer Eigenart erst verhältnismäßig spät und dann auch nur partiell kennen. Sie stieß auf das Denken der Gründungsväter, vor allem James Madisons und des „Federalist", ein in Deutschland wenig bekanntes und wenn, dann gründlich mißverstandenes („Gibt nur über praktische Organisationsfragen Auskunft", so Carl Schmitt) politisches Denken von hoher Qualität. Sie nahm es in ihr eigenes Denken auf. Man kann dessen Typus, den sie niemals vollständig ausgearbeitet hat (ihr vorzeitiger Tod hinderte sie daran, den geplanten dritten Teil „Urteilen" ihres Buches „Vom Leben des Geistes" zu schreiben), so bestimmen: Es ist der Versuch, die Momente des Konzepts der „alten Klugheit" mit dem Reflexionstyp zu vereinigen, den die Urteilskraft bereitstellt. Über die Schwierigkeiten dieser Vereinigung war sie sich nicht vollkommen im klaren, auch überblickte sie das Feld noch nicht, auf das sie sich zubewegte. Aber wenn in der Tristesse der altgewohnten Rezepte und der quick angebotenen Moden ein Rat gehört werden sollte, dann der ihre, für das Verstehen des Geschehenen und für die Beurteilung des Künftigen die Urteilskraft als eine Gestalt der weltlichen Vernunft einzusetzen. Auch die Urteilskraft kann nicht einfach Anweisungen zum Handeln geben, so daß dieses sich nun planmäßig abspielt. Es ist sicher richtig, daß, wer in ein Handlungsgeschehen verwickelt ist, niemals das Ganze so überblicken kann wie der Zuschauer eines Theaterstückes. Aber eine andere vernüftige Möglichkeit als die Urteilskraft, zu einer solchen Beurteilung zu gelangen, gibt es nicht in den Dingen dieser Welt.

ERNST VOLLRATH

The Jews, the French and the Nazis

THE BURDEN OF CONSCIENCE
French Jewish Leadership During the Holocaust.
By Richard I. Cohen.
Illustrated. 237 pp. Bloomington:
Indiana University Press. $27.50.

By Bernard Wasserstein

A QUARTER of a century ago, at the time of the trial of Adolph Eichmann, Hannah Arendt wrote a blistering critique of the role played during World War II by the Nazi-appointed Jewish councils in occupied Europe. "The whole truth," she wrote, "was that if the Jewish people had really been unorganized and leaderless, there would have been chaos and plenty of misery but the total number of victims would hardly have been between four and six million people."

More recently, historians have modified that harsh verdict. Isaiah Trunk, in his 1972 book "Judenrat," arrived at more charitable conclusions about the behavior of the Jewish councils in Eastern Europe. Now an Israeli historian, Richard I. Cohen, has investigated the role of the Jewish leadership in France under Nazi rule. In "The Burden of Conscience" he seeks to portray the "dilemmas of the Jewish leaders from their vantage point, shorn of the wisdom of hindsight."

Following the German conquest in the summer of 1940 France was divided into two parts: the north and west, which were subject to direct Nazi rule, and the southeastern rump, governed by the quasi-independent Vichy regime headed by Marshal Pétain. It was not, however, until late 1941 that the Germans and their French collaborators set up the Jewish representative organization, UGIF (l'Union Générale des Israélites de France). There were, in fact, two UGIFs, UGIF (North) in the German sector and UGIF (South) in the unoccupied zone. This regional division, which persisted even after the Germans extended their occupation to the south in November 1942, reflected deeper social and ideological rifts within the Jewish community.

In general UGIF has had a bad press. After the war its leaders were stigmatized as collaborators and accused of helping to expedite the murderous work of the Nazis. Historians have tended to join in the chorus of opprobrium. Political bias may, however, have been at the back of some of these attacks; in particular, former resistance fighters, many of them leftist immigrants to France, tended to impugn the good faith of the native French-Jewish elite from among whom the leadership of UGIF was drawn. Mr. Cohen's achievement is to reexamine these contentious issues on the basis of voluminous archival documentation and with admirable disinterest and dispassion.

The picture that now emerges is factually more clear, if morally more blurred. Most UGIF leaders, as portrayed by Mr. Cohen, were neither knaves nor fools. They were prisoners of an impossible situation, conscious of their responsibilities and often tormented by their inability to shape the torrential flow of events. A crucial question left unanswered by Mr. Cohen's account is when exactly an awareness of the genocidal objective of the Nazis became imprinted on the minds of the Jewish leaders. Some of their alleged overcompliance with Nazi and Vichy orders in the early phases of the war may perhaps be explained as a failure to recognize that the Nazis were intent on mass murder. It is easy to leap retrospectively to judgment in condemning their lack of foresight. But the Nazis themselves probably did not decide until the middle of 1941 to perpetrate what came to be known as the "final solution." And it was only a year or more later that news of this began to filter out.

FROM "THE BURDEN OF CONSCIENCE"

An early 1940's Vichy postcard showing France as a house tottering under the influence of Jews and Freemasons, at left, and supported by the foundations of the "National Revolution": work, family, motherland.

UGIF leaders were probably guilty of wishful thinking, exaggerated legalism, unfounded confidence in the robustness of French liberal traditions and, in some cases, readiness to sacrifice the interests (which often meant the lives) of immigrant Jews in order to safeguard those of native-born French citizens. UGIF was certainly not a resistance organization, but neither can it fairly be characterized as a body of collaborators. The awkward truth is well expressed by Mr. Cohen when he writes that there was a "precarious duality within UGIF."

Mr. Cohen penetrates to the heart of UGIF's horrifying dilemma in his discussion of the role of André Baur and Raymond-Raoul Lambert, heads respectively of UGIF (North) and UGIF (South). Baur, who operated under direct Nazi supervision, perforce hewed more closely to the occupiers' line, but he balked at becoming an accessory to mass murder. In mid-1943 he protested vehemently against the deportation of Jews from Paris. Shortly afterward he was arrested and dispatched to Auschwitz.

In the case of Lambert, Mr. Cohen draws on a remarkable source — Lambert's private diary, which survived the war and was published in France in 1985. Although written with the circumspection necessary under conditions of occupation, the diary reveals Lambert's efforts to save at least a remnant of his flock. UGIF (South) winked at the activities of resistance activists among its staff who used the organization as a cloak to conceal their work. Their most notable achievement was the hiding of children entrusted to UGIF's care, many of whom thereby survived the war. Lambert may seem a less than heroic figure, but he may well have saved more lives than many more demonstrative *résistants*. Seventy-five thousand French Jews were killed during the war (a quarter of the community). Some of those who survived were sheltered by individual Frenchmen or in convents and monasteries. But there is no recorded instance of the French resistance movement derailing a deportation train to Auschwitz or seeking to impede the destruction process in any other significant way. Against that background Lambert's record seems not unimpressive. He, together with his four children, died in Auschwitz.

Mr. Cohen, an assistant professor of modern Jewish history at Hebrew University, writes cogently but makes few concessions to his readers. The organization of the book is confusing, the prose is less than distinguished and the general historical context into which these events fit is too thinly sketched. The author relies heavily on French and Jewish, rather than German, sources, with the result that the central question of how the Nazis viewed UGIF is not really answered. Occasionally, perhaps, his revisionism goes a little too far, as in his attempt to rehabilitate (or "re-evaluate") the Vichy Commissioner-General for Jewish Affairs, Xavier Vallat.

This sober and restrained work nevertheless carries conviction by dint of its measured tone and its depth of archival research. It provides a welcome corrective (though not an apologia) to be set against Arendt's ill-considered indictment. □

Bernard Wasserstein, a professor of history at Brandeis University, is the author of "Britain and the Jews of Europe, 1939-1945."

They Never Wanted to Be Themselves

YOU CAN'T GET LOST IN CAPE TOWN
By Zoë Wicomb.
185 pp. New York: Pantheon Books.
Cloth, $10.95; Paper, $6.95.

By Bharati Mukherjee

IN the title story of Zoë Wicomb's superb first collection of stories, "You Can't Get Lost in Cape Town," the narrator, a young "coloured" South African woman who is winding up a relationship with a white man, visits an abortionist in Cape Town. The abortionist, a middle-aged white woman who doesn't want trouble with the law, asks, "You're not Coloured, are you?" "No," the first-person narrator lies. "Good," says the abortionist. "This is a respectable concern . . . you can trust me. No Coloured girl's ever been on this sofa." After the abortion, the woman counts up the coins the narrator has given her, and, satisfied, "plants the kiss of complicity" on the patient.

These connected stories, written by a native South African now living in England, turn on just such real or imagined collusions in racial crimes. The main characters are mixed-race South Africans. They accept their Government's equation of self-worth with racial classification. As "coloured," they occupy a solid middle position, with whites above and blacks below. They long for flickable straight hair and sharp noses. They heat metal combs on primus stoves hidden in back rooms. Ruthlessly, obsessively, they bind their nape-curls or beat them down with Vaseline. Even the weather can let the "coloured" down: "Cape Town with its damp and misty mornings is no good for the hair." The narrator, Frieda, escapes these myriad petty tyrannies through expatriation. The deeper scars may call her back.

Race is inescapable in Cape Town. (The all-pervasive classification law "saves" one from getting lost anywhere in the country.) A train ride to a girls' boarding school, a bus ride in the city, an overnight visit with an old school friend now a married Cape Town version of yuppie — race, and its attendant humiliations and paranoias, intrude into every ordinary, private activity. Yet the political points are scored delicately. Race is always, in Nadine Gordimer's words, "something out there." Race laws are most cruelly operative when unseen and presumably unenforced, internalized — the test of the artist lies in exploring the varieties of self-imposed oppression. (One is reminded of astronomers' calculations, their ability to plot the exact size and position of unseen bodies from the mild deviations of objects at hand. Apartheid, the white world and the coming racial collision are the unmoved movers in nearly all these stories.)

In "When the Train Comes," Frieda, the first nonwhite to be allowed into a previously all-white Anglican school, has to board the train for school in dust-coated new shoes because the paved section of the station is for whites only. No soapbox hysteria here. Not even when, in the title story, Frieda describes the thrills of her unlawful interracial affair with Michael, a blond fellow student at her university. "We do not fear the police with their torches," Frieda confesses, what she fears is trapping the decent Michael into marriage and exile.

Ms. Wicomb's characters — mostly Frieda's relatives and neighbors — do not condone the system of racial classification, even if some of them go along with

Continued on next page

Bharati Mukherjee, whose latest book is "Darkness," is working on a new collection of stories.

Being Themselves

Continued from preceding page

the segregated seating in buses and the segregated waiting rooms in doctors' offices. In "Bowl Like Hole," Frieda's mother remarks, "We all have to put up with things we don't understand." She forces her child to speak English rather than Afrikaans, because she looks on English as the language of self-improvement. She doesn't expect the English language to satisfy her sense of justice or logic. When she discovers, accidentally, that "bowl" does not rhyme with "howl" and "scowl" and "fowl," she (unlike her husband, an English teacher) corrects her own mispronunciation promptly.

A FEW others subvert the apartheid system. In the title story, a maid brags on a public bus that she steals chicken legs from the family she cooks for in order to even out the systemic injustice. In "Ash on My Sleeve," Moira, a beautiful "coloured" housewife and mother who lives in a suburban house with a stoop and a garden, regularly provides secret asylum to black men caught in town without passes. In "Behind the Bougainvillea," Henry, an intimidating black man in reflector sunglasses, revives Frieda from her fainting spell in a doctor's office, carries her off to the room of one of his girlfriends, allows her to see the contents of his bag (a revolver, a map and a hip flask), reminds her that he had deep-kissed her as a schoolchild, then makes love to her. Frieda, who as a schoolgirl had disavowed enjoying his kiss and writing letters to him ("Would I be writing to a native?"), now accepts Henry's crudely vengeful justice. She confesses: "I have always miscalculated the currency of sex." Henry is rumored to be both a guerrilla and a Government agent.

Some flee the racial crucible of their country. They settle in Canada — which one of Frieda's uncles describes in "Home Sweet Home" with unintentional irony as "really . . . the land for the white man" because it is cold and snowy. Frieda exiles herself to Britain. "I will not come back," she promises herself bitterly. "I will never live in this country again."

Ms. Wicomb's subject isn't — as American readers might expect — simple apartheid. It is the desperate search of the "coloured" for identity in a harshly hierarchical society. In this "acceptance" of apartheid and the desire to see beyond it, Ms. Wicomb follows Faulkner and certainly echoes her black countryman Njabulo Ndebele, who (in his recent collection, "Fools and Other Stories") wrote: "Our literature ought to seek to move away from an easy preoccupation with demonstrating the obvious existence of oppression. It exists. The task is to explore how and why people can survive under such harsh conditions."

Moira, the housewife-activist, articulates this necessity: "Coloureds haven't been around for that long, perhaps that's why we stray. Just think, in our teens we wanted to be white, now we want to be full-blooded Africans. We've never wanted to be ourselves and that's why we stray . . . across the continent, across the oceans and even here, right into the Tricameral Parliament, playing into their hands. Actually . . . it suits me very well to live here."

Ms. Wicomb's prose is vigorous, textured, lyrical. An alien landscape — the veld riotous with proteas, the tangled bush, the clearings for dingy townships, the hills aglow with light from the Southern Cross — is rendered vividly. The smallest gestures — the gyre of yellow mealiemeal boiling in a pot or a cook's fingers kneading pastry — are invested with arresting images. "Desire is a Tsafendas tapeworm in my belly that cannot be satisfied."

This is a sophisticated storyteller who combines the open-endedness of contemporary fiction with the force of autobiography and the simplicity of family stories. In "A Fair Exchange," Frieda, who has become a writer, comments on narrative strategies without the archness of conventional metafiction. Ms. Wicomb tackles familiar expatriate themes — growing up in a racist and traditional culture, breaking away and coming back — without the self-inflicted ironies of most nonwhite expatriate writers. Her characters struggle through language (English, Afrikaans, Xhosa) and in the end come to terms with who they are. (There is a glossary for the appropriated Afrikaans words.)

In the last story, "A Trip to the Gifberge," Frieda confides to her mother that she is considering coming back to Cape Town to live. "With something to do here at home," her mother teases, "perhaps you won't need to make up those terrible stories hey?" One hopes Ms. Wicomb herself will continue to make up her terrible and wonderful stories. □

The 'Snob Value' of English

Zoë Wicomb.

"My parents were both Afrikaans speakers, but they were rather ambitious and wanted their children to speak English," Zoë Wicomb said in a telephone interview from England, where she has lived for most of the last 16 years. "So they taught us, but it was an English they weren't very sure of themselves — no one within 200 miles spoke it."

Ms. Wicomb was a child living in a remote settlement in Cape Province, South Africa, when she first encountered the "snob value" of the English language. By age 22, after attending the University of the Western Cape, the young woman designated "coloured" in the official Government lexicon was restless for change. "I left partly for adventure, partly because there wasn't much opportunity in South Africa," said Ms. Wicomb, who became a teacher in England. "And then there was always the sense that life in Europe would be so much better — one felt that racism had to do with apartheid."

Now 38, she finds sadness in her self-imposed exile. "I acquired British citizenship and then I found it difficult to go back," she said. "I was terribly naïve, and I didn't realize the implications."

Though not autobiographical, "You Can't Get Lost in Cape Town" is infused with the author's anger at the patina of egalitarianism in a society that had been held out to her as the world's most civilized. "England is deeply racist," she said, "but at the same time there is this extraordinary rhetoric which denies racism — the thing about the English is that they won't ever talk about anything unpleasant."

The stories also reflect Ms. Wicomb's efforts to come to terms with the many years away from home. "I feel desperately homesick — perhaps that's why I wrote the book," she said. "And with that is the guilt that I left in the first place; I've written about a place that I actually abandoned."

KIM HERON

12 Minutes of Stalinism

THE CORPSE DREAM OF N. PETKOV
By Thomas McGonigle.
133 pp. Elmwood Park, Ill.:
The Dalkey Archive Press. $20.

By Andrei Codrescu

BEN NEUHART

NIKOLA PETKOV, leader of the Bulgarian Agrarian Party, dangles from a rope during the entirety of this short novel. His last 12 minutes on earth are spent spewing brief sentences inspired by his sentence. The connection is not coincidental; it describes Thomas McGonigle's search for phrasing suited to a dying man. In his New York apartment, surrounded by his Bulgarian in-laws, the author strains to imagine an elusive man and an alien history. The tones of his writerly despair mingle with the agonized notes of his subject. It is a worthwhile collage, though we learn nothing or next to nothing, unless the old saw that man is dust can pass for news.

The historical Petkov was executed by the Communists in a rigged trial in Sofia in 1947. Identical trials took place in all the countries of Eastern Europe after the Soviet takeover. After carving up the Balkans at Yalta, the great powers ceased to concern themselves with the fates of human beings outside their spheres of influence. The noise of *pro forma* official pronouncements filtered now and then through the silence of geopolitics. Mr. McGonigle reproduces a number of these, mainly from American under secretaries of state protesting brutality and unfairness. There are other documentary bits that float through the story — quotations from the trial, a statement by the Communist Party boss defending Petkov's execution, an interview with an old Bulgarian woman who cannot, even in America, bring herself to talk about or to remember the height of Stalinist terror.

Documents are no help, just as the author's Bulgarian connection is no help. The act of imagining a life about to be extinguished is an impossible task. The politics of the situation do not make the job any easier, particularly since Mr. McGonigle is determined not to give in to the temptations of philosophy, mysticism or ideology. He attempts to stay entirely within the anguished frame of the physical being about to die, and he succeeds. The dying man is not concerned with ideas any longer either — he notes the impatience of the hangman, who fears that he might be next if he botches the job.

• • •

In his idealistic youth, Petkov had been to Paris. He could have stayed there. He came back to Bulgaria instead, to certain death. Why? Neither he nor the author ventures an answer. "The Corpse Dream of N. Petkov" could have foundered on the rocks of this uncertainty, just as it could have on some of its other conceits. The deliberately physical language of the story does occasionally grate, and the reader has to come up for air. Nonetheless, there is a remarkable moral force at work here, and it gives the jagged prose a dense and illuminating quality.

Why a young American writer in the 1980's chose to imagine seriously the end of a Bulgarian revolutionary is cause for wonder in itself. That he also seriously employs new narrative techniques to do so is doubly impressive. One comes away from this little book with a bitter taste at the back of the throat, a taste that may very well be that of recent Eastern European history.

I found myself tempted to become inarticulate as well, to speak in hesitant little phrases, as if truth was a matter of holding back rather than holding forth. This sort of influence marks Mr. McGonigle as something more than talented: he is willfully intelligent as well. □

"Occasionally the reader has to come up for air."

Andrei Codrescu is the editor of Exquisite Corpse: A Monthly of Books and Ideas. His latest books are "A Craving for Swan" (essays) and "Comrade Past and Mister Present" (poetry).

Für die individuelle Revolution

Hannah Arendt 60 Jahre / Von Iring Fetscher

Hannah Arendt eignet sich schlecht zur Jubilarin. Ihr Denken ist frisch, kühn, originell, provozierend wie je, nichts ist da von abgeklärter Weisheit resignierenden Alters. Man scheut sich fast, ihr zum sechzigsten Geburtstag zu gratulieren. Hannah Arendt ist in Hannover geboren und in Königsberg aufgewachsen. Ihre Eltern — vor allem die Mutter — gehörten dem Kreis um die Sozialistischen Monatsblätter an. Die Atmosphäre war so emanzipiert und areligiös, daß erst antisemitische Bemerkungen von Kindern die Mutter veranlaßten, die Schülerin über ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Volk aufzuklären. Apolitisch-literarisch interessiert — vielleicht im Gegensatz zur Familie —, studiert die Heranwachsende bei den bedeutendsten Philosophen und Theologen: bei Heidegger und Bultmann in Marburg und schließlich bei Husserl in Freiburg. Die Promotion aber erfolgt bei Karl Jaspers (1929), dem sie später in verehrender Freundschaft verbunden ist.

Der heraufziehende Nationalsozialismus veranlaßt schon vor 1933 ein zunehmendes Interesse für Politik; aber den eigentlichen Anstoß zur Beschäftigung mit politischer Theorie bringt die Emigration und die niederschmetternde Erkenntnis der „Gleichschaltbarkeit" der deutschen Intellektuellen. In einem instruktiven Gespräch mit Günter Gaus hat Hannah Arendt als ihre erschütterndste Erfahrung das Verhalten der nichtnazistischen deutschen Intellektuellen nach 1933 bezeichnet. Daß sich intelligente Menschen dazu überreden konnten, der Herrschaft brutaler geistfeindlicher Dummheit differenzierte Gedankengebilde zum Schmuck zu verfertigen, um sich am Ende in ihren Argumenten zu fangen, hat Hannah Arendt mit einem tiefen Mißtrauen gegenüber der Intelligentsia erfüllt.

Was sie erfuhr, war nichts anderes als die Käuflichkeit des Geistes in ihrer häßlichsten Gestalt. Es mag für die intellektuelle Jüdin charakteristisch sein, daß sie mehr über die Käuflichkeit der Köpfe als über die der Arme erschrickt. Geist nämlich, daran hält sie in ihrer Philosophie fest, sollte höheren und besseren Zwecken dienen als der Steigerung der Produktions- (und Destruktions-)Mittel. Arbeit kann nicht Sinnerfüllung des Lebens sein. Daher das tiefe Erschrecken, wenn der seinem Wesen nach freie Geist sich selbst entmannt, um in den Dienst der totalitären Herrschaft zu treten.

In die Emigration nahm Hannah Arendt nicht viel mehr mit als die deutsche Sprache, der sie sich verbunden fühlt, auch wenn es eher heute schwerer geworden sei, mit Deutschen zu sprechen als kurz nach Kriegsende. Was hierzulande vielfach schnell wieder vergessen wurde, bleibt als bohrende Frage für Hannah Arendt lebendig, weil sie sich die theoretischen Antworten auch der subtileren Marxisten versagt. Ihr erstes großes Buch „Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft" (1951 engl., 1955 dt.) stilisiert die nationalsozialistische und stalinistische „Herrschaftsordnung" zu einem neuen Typus der Tyrannis, ohne die historische Dynamik — im Falle des Sowjetregimes — hinlänglich zu berücksichtigen. Dennoch wurde das Buch ihr eindeutigster wissenschaftlicher Erfolg. Es hat entscheidend die Diskussion beeinflußt und behält, auch wenn es partiell überholt ist, seine Bedeutung.

Der ungarische Aufstand vom Herbst 1956 mußte die Verfasserin dieses Buches brennend interessieren. Aus der Distanz der Zuschauerin hat sie — trotz eifriger Informationssuche — doch ein mythisch-überhöhtes Bild von diesem Aufstand entworfen. Sie ist dem begreiflichen Fehlschluß erlegen, daß alles, was gegen ein ungerechtes Regime sich erhebt, uneigennützig und gut sein müsse. Sie übersah blinden Fanatismus und überschätzte die Massenaktivität. Auch das Buch über „Eichmann in Jerusalem" (1964), das in seinem ersten Teil eine so eindrucksvolle Analyse der „Banalität des Bösen" gibt, ist nicht frei von Einseitigkeit, die aus dem Bedürfnis entspringt, ohne Ansehen der Person, die Geschichte der Deportationen und Tötung der Juden in Europa zu rekonstruieren. Hannah Arendt springt hier gelegentlich zu schnell von den unzulänglich etablierten Fakten zu moralischen Reflexionen, die allzu abstrakt mögliche richtige Haltungen in Grenzsituationen konstruieren, die niemand voraussehen konnte, und die viele noch nicht einmal erkannten, als sie da waren.

Die Polemik gegen dieses Buch Hannah Arendts ist oft übers Ziel weit hinausgeschossen, hat ihr unredliche Motive unterstellt, sie zu diffamieren gesucht. Mir scheint, daß die eben erwähnten Verirrungen mit der eigentümlichen literarischen Gattung zusammenhängen, der die meisten von Hannah Arendts Schriften angehören: Es sind logische Konstruktionen bestimmter Situationen, verbunden mit moralischen Erörterungen.

Wer Hannah Arendt einmal in einer Diskussion erlebt hat, weiß, daß sie sich nicht von ihrer Überzeugung abbringen läßt, selbst wenn es nur philologische Detailfragen betrifft. Ihre eigenwillige Auffassung der Antike kann aber ebensosehr in Frage gestellt werden wie ihre seltsam schematisierte Darstellung der Lehre von Marx in dem Essayband „Fragwürdige Traditionsbestände im politischen Denken der Gegenwart" (1958) und in „Vita Activa" (1960). Erstaunlich, daß der Essayband dem Andenken eines so subtilen Kenners von Marx wie Walter Benjamin gewidmet ist, dessen Schriften doch Hannah Arendt über den Unterschied von Arbeit und schöpferischer Praxis hätten aufklären können, den sie offenbar im Werk von Marx übersieht.

Wahrscheinlich sind die beiden großen Arbeiten über „Die Revolution" (1963 engl., 1966 dt.) und „Vita Activa, vom tätigen Leben" (1960) die bedeutendsten und dauerndsten, die sie bisher veröffentlicht hat. In Vita Activa wird kritisch gegen das Überhandnehmen technizistischen Denkens in der zeitgenössischen Welt das „Handeln" freier in der Polis vereinter Bürger als Ausdrucksform höherer Menschlichkeit beschworen. In einer Argumentation, die sich — nicht immer mit Erfolg — darum bemüht, den Anschein des Esoterischen zu vermeiden, wird das Eindringen des banausischen Denkens ins politische Leben beklagt.

Das Machen-Können, die Orientierung an den Artefakten der menschlichen Hand erscheint als verhängnisvoller Ursprung der Irrlehren unserer Zeit und der Entmenschlichung des Daseins im Totalitarismus. Die Verherrlichung der Technik und der Produktion, wie sie namentlich für die Sowjetunion seit den ersten Vierjahresplan typisch ist, wird auf Marxens Deutung des Menschen als Produkt seiner eigenen Tätigkeit zurückbezogen; der Verlust des Sinns für Kontemplation und für „Handeln", aus dem kein materielles Resultat hervorgeht, wird bedauert und die Wiederbelebung der antiken Tradition erhofft.

In dem Buch über die Revolution erscheint die amerikanische Revolution als Muster erfolgreichen politischen Handelns bewußter Bürger, an dem unsere Gegenwart sich sinnvollerweise neu orientieren sollte, statt der verhängnisvollen Tradition der Französischen und russischen Revolution zu folgen. Während jene ältere Revolution freie Gemeinschaften zu stiften suchte, wollten die späteren — orientiert am Modell des Arbeitens — das einheitliche Ganze zerstören und neu bauen.

Gemeinschaften, in denen handelnd von Menschen Freiheit gelebt werden könnte, müßten aber kleine, unabhängige Organisationen sein, wie sie John Adams und Jefferson im „Ward-System" forderten, wie sie vorübergehend sogar Marx — am Beispiel der Pariser Kommune — begrüßt hat und wie sie in den so oft mißbrauchten und verkannten Räten lebendig waren.

Hier, in ihrem Buch über die Revolution, glaubt Hannah Arendt endlich — wenn auch große Hoffnung auf Realisierbarkeit —, jene Institution andeuten zu können, in der Handeln und damit freies Menschsein im Zeitalter der Massen und gegen es wieder möglich werden könnte. Sie ist skeptisch und selbstkritisch genug, um den Vorwurf romantischer Illusion zurückweisen zu können. Aber es berührt sympathisch, daß die so sehr auf Unangreifbarkeit bedachte, die so Kritische sich hier einmal für etwas engagiert hat, ohne zu wissen, wie es Wirklichkeit werden könnte.

In ihrem Gespräch mit Günter Gaus hat Hannah Arendt die affektive Bindung an eine Organisation abgelehnt. Liebe könne sie nur für Freunde, für Individuen niemals für Kollektivitäten empfinden. Das schließt aber, wie sie ausdrücklich hinzufügt, den Beitritt zu einer Organisation nicht aus, die bestimmte Interessen oder Ziele anstrebt. Jene Organisation aber, die Hannah Arendts Revolutionsidee verwirklichen möchte, wird es vermutlich nicht so bald geben. Und so bleibt sie, was sie seit Beginn ihrer öffentlichen Tätigkeit gewesen ist, eine einsame, anregende, provokative Gestalt, ohne die unser Leben weit ärmer und farbloser wäre. Ich glaube, das ist mehr, als man von den meisten verdienten Jubilaren sagen kann.

Die Banalität des Bösen

Neue politische Taschenbücher

Saul Friedländer: Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus. Vom Autor durchgesehene und überarbeitete Ausgabe. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1986. dtv 10621. 132 Seiten, 7,80 Mark.

Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Mit einem einleitenden Essay von Hans Mommsen. Piper Verlag, München 1986. Serie Piper 308. 358 Seiten, 17,80 Mark.

Ernst Klee: Was sie taten – Was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986. Band 4364. 355 Seiten, 16,80 Mark.

„Nach wie vor ist der Nazismus Tummelplatz aller Leidenschaften und Faszinationen, Gegenstand zahlloser Schriften, Dutzender Filme, einer nicht abreißenden Debatte. Das Dritte Reich", schreibt Saul Friedländer, „bleibt auch weiterhin das entscheidende Thema der Zeitgeschichte und für Millionen ein unverdauter, ein unverdaulicher Brokken." Schon vor Jahren diagnostizierte der Professor aus Tel Aviv einen „neuen Diskurs über den Nazismus", der weniger in ideologischen Kategorien geführt werde, sich vielmehr auf der „imaginären Ebene, im Bereich der Bilder und Gefühle" abspiele. In den Filmen Viscontis, Syberbergs und Fassbinders spiegele sich die ästhetische Faszination des Faschismus auf gefährliche Weise wider: „Was in diesen Werken wirksam wird, ist die Juxtaposition entgegengesetzter Bilder von Kitsch und Tod, mithin das unmittelbare Nebeneinander hart widerstreitender Gefühle von Rührung und Entsetzen." Der Stoff, aus dem man Mythen macht: Selbst Hitler werde mitunter bis zu den äußersten Grenzen des Kitsches stilisiert, zur Heldenlegende verklärt.

Der Widerschein des Nazismus werfe aber auch in der Wissenschaft seltsame Schatten. Unser Bild der Vergangenheit sei durch viele der historischen Interpretationen verharmlost und geglättet, der Nationalsozialismus so letztlich neutralisiert. „Das grundlegende Charakteristikum dieses Exorzismus besteht darin, die Vergangenheit auf erträgliche Dimensionen zurückzudrängen, sie in die nüchterne Abfolge ‚normaler' Geschichtsereignisse einzufügen." Doch weder Relativierung noch Revisionismus können die Schatten der Geschichte bannen: „Die Nazi-Vergangenheit ist zu massiv, um vergessen, und zu abstoßend, um auf ‚normale' Weise in die kollektive Erinnerung einbezogen zu werden." Was tun? Auch Friedländer weiß keine Antwort, läßt seine Leser ratlos. Wir müssen also weiter mit der Last der Geschichte leben.

Die meisten Mörder von damals sind tot wie Adolf Eichmann. Vor seiner Hinrichtung rief er seinen Richtern zu: „In einem kurzen Weilchen, meine Herren, sehen wir uns ohnehin wieder. Das ist das Los aller Menschen. Gottgläubig war ich im Leben. Gottgläubig sterbe ich." Unglaubliche letzte Worte; zugleich zeugt dieses Fazit von der „Banalität des Bösen, vor der das Wort versagt und an der das Denken scheitert", wie Hannah Arendt in ihrem Bericht über „Eichmann in Jerusalem" schreibt. Als Beobachterin einer amerikanischen Zeitschrift verfolgte sie das Verfahren monatelang, reflektierte in vielen Artikeln über die Probleme des Prozesses. Oft galten Hannah Arendts Angriffe dabei dem Gericht, vor allem der Anklage, die sich in eine unhaltbare Position begeben hatte. Denn der Staatsanwalt wollte Eichmann unmittelbar mit sadistischen Verbrechen in Verbindung bringen und verkannte so vollkommen die Mentalität eines Schreibtischtäters. Hannah Arendt hingegen war der Auffassung, daß allein Ehrgeiz und Pflichtgefühl Eichmanns Überlegungen lenkten. Als beflissener Bürokrat betrieb der vorbildliche Familienvater die Vernichtung eines Volkes: „Das Beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, daß er war wie viele und daß die vielen weder pervers noch sadistisch, sondern erschreckend normal waren und sind." Diese Normalität sei schrecklicher als alle Greuel zusammengenommen, denn sie mache es dem Täter unmöglich, sich seiner Untaten bewußt zu werden.

Ein verzweifelter Versuch des Verstehens

Diese Darstellung Eichmanns rief einen Sturm der Empörung hervor, als Hannah Arendt ihre Betrachtungen 1963 als Buch veröffentlichte. Das Bemühen um größtmögliche Objektivität gegenüber dem Angeklagten im Glaskasten wurde ihr vielfach als einseitige Parteinahme ausgelegt. „Indessen war sie weit davon entfernt, irgendwelche Sympathien für Eichmann zu hegen", schreibt Hans Mommsen in seiner Einleitung, die sich ausführlich mit der Geschichte ihres Berichtes befaßt. Hannah Arendt mußte mit manch hartem Tabu brechen, um unbefangen in einem Verfahren zu sein, in dem Neutralität nur schwer möglich war. Die kritische Essayistin nahm Eichmann auf diese Weise viel präziser wahr, als es das Tribunal jemals vermocht hätte. Das Buch ist ein verzweifelter Versuch des Verstehens: Hannah Arendts Gedanken über Schuld und Sühne greifen tiefer als die Überlegungen des Jerusalemer Juristen. So sind ihre Betrachtungen auch heute noch aktuell, vielleicht sogar aktueller als damals. Denn was bleibt von der Schuld der Deutschen, wenn Täter wie Opfer nicht mehr am Leben sind?

Nur selten wurden die Verantwortlichen für die Massenmorde wie Eichmann unter Anklage gestellt. So gut wie nie erhielten sie ihre gerechte Strafe. Ernst Klee erinnert im letzten Teil seiner Trilogie über die Euthanasie-Prozesse an ein dunkles Kapitel westdeutscher Geschichte. Der Journalist kommt nach akribischen Recherchen zu einem erschütternden Ergebnis: „Rehabilitiert wurden die Täter und die Helfer. Sie machten Karriere, lebten gesellschaftlich anerkannt, wohldotiert, gut versorgt." Ärzte konnten weiter praktizieren, Professoren durften wieder forschen, Juristen im Namen des Volkes Recht sprechen. Einige exemplarische Fälle hat Klee in seinem Buch vorgestellt. Da ist der Aufstieg des „Irrentöters" Professor Werner Heyde, eines der Planer kalten Massenmords. Nach dem Krieg tauchte er unter, lebte fortan unter falschem Namen und wirkte als Gutachter in Flensburg. Die wahre Identität des „Dr. Sawade" war den meisten seiner Kollegen bekannt. Dennoch dauerte es mehr als zehn Jahre, bis er enttarnt wurde. Erst dann klagte man ihn an, „heimtückisch, grausam und mit Überlegung 100 000 Menschen getötet zu haben". Ein anderer nachdenklich stimmender Fall ist der des Juristen Dr. Gerhard Bohne. Obwohl gegen ihn ein Verfahren eröffnet wurde, erhielt er wegen eines ärztlichen Gutachtens Haftverschonung und konnte so nach Argentinien fliehen. Als er Jahre später ausgeliefert wurde, war er verhandlungsunfähig – das Verfahren mußte eingestellt werden. Noch unglaublicher ist ein drittes Beispiel: Auch Dr. Hefelmann, als Referent in der Reichskanzlei zuständig für die Euthanasie, besaß das Attest eines Arztes, das ihm eine Lebenserwartung von zwei Jahren bescheinigte. Doch die mit solchen Mitteln erwirkte Einstellung seines Verfahrens beschleunigte auf wundersame Weise die Genesung Hefelmanns, der sich selbst zwanzig Jahre später noch bester Gesundheit erfreut. So wie er schlüpften viele der Mörder mit Geschick durch die Maschen des Rechtsstaates. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute unbehelligt.

FLORIAN SCHMIDT

Prof. Dr. Herbert Strauss über bundesdeutsche Verhältnisse:

Antisemitismus kein akutes Problem, aber unter Beobachtung zu halten

Professor Herbert Strauss, Begründer und Leiter des Zentrums für Antisemitismus-Forschung an der Technischen Universität Berlin, sprach auf einer vom Jewish Philanthropic Fund abgehaltenen Veranstaltung im New Yorker Omni Hotel über "Antisemitismus in Deutschland und dem übrigen Europa", wobei er aufgrund der in seinem Institut einlaufenden Berichte sowie der in letzter Zeit durchgeführten Forschungsvorhaben zu der Schlussfolgerung kam, dass der Antisemitismus in Deutschland, obwohl man ihn wachsam im Auge behalten müsse, kein akutes Problem sei.

Drei Arten von Antisemitismus seien zu unterscheiden: der der Alt- und Neonazis, vom rechten politischen Spektrum ausgehend; der latente Antisemitismus, der zweifellos bei vielen Deutschen vorhanden sei, ohne dass er sich aggressiv äussere; und der Antisemitismus von links, der mit Kritik an Israel, vor allem wegen der vermeintlichen Unterdrückung der Araber beginnt und im weiteren Verlauf die Juden mit Israel gleichsetzt: Antizionismus werde so zum Antisemitismus.

Die Altnazis, die in der Bundesrepublik nur deshalb eine Rolle spielen konnten, weil Adenauer davon ausging, dass auf die Nazi-Intelligentsia beim Aufbau des neuen Staates nicht verzichtet werden könne, veschwinden allmählich von der Bildfläche und sind, politisch gesehen, bereits bedeutungslos. Und auch die Neonazis, deren Partei, die NPD, bei den Bundestagswahlen im Januar 0,6% der abgegebenen Stimmen erhielt, hat nicht vermocht, Einfluss zu gewinnen. "Die organisierte Nazi-Lobby ist nur minimal".

Er bedauert, dass es in der Bundesrepublik seit deren Bestehen keine offene, ehrliche Diskussion über den Antisemitismus gegeben habe, weil ein solches Thema tabuisiert ist. Die Mehrzahl der Deutschen habe es als unnötig empfunden, sich der Herausforderung zu stellen, die durch das Dritte Reich und seine Schandtaten ausgelöst wurde. Die jungen Deutschen vor allem wollten sich von dem Trauma der Schuld und Scham befreien, das es unmöglich mache, mit Freuden und vollem Herzen sich als Deutscher zu bekennen, fänden aber für eine entsprechende Diskussion mit ihren Eltern und Grosseltern oder auch dem Grossteil der Lehrer wenig Verständnis. Angefangen mit dem Film *Holocaust* und vielen anderen seither im deutschen Fernsehen ausgestrahlten Antinazifilmen sei das Thema des Massenmords an Juden stark emotional aufgeladen.

Bitburg sei so etwas wie eine Wende gewesen: der unglückselige Besuch von Präsident Reagan und Bundeskanzler Kohl auf dem Soldatenfriedhof, der auch Gräber von Angehörigen der Waffen-SS aufwies, habe den Anstoss zu erneutem Nachdenken über das Verhältnis von Deutschen zu Juden gegeben, wobei natürlich anzumerken sei, dass die meisten Deutschen angesichts eines jüdischen Bevölkerungsanteils von weniger als einem Promille kaum einmal mit einem Juden Kontakt gehabt hätten.

Kurz auf den im letzten Jahr schwelenden Historikerstreit eingehend, den er als einen altmodischen, dem 19. Jahrhundert entspringenden Versuch bezeichnete, zu einer Revision der Nazi-Geschichte zu kommen, meinte Prof. Strauss, er könne wohl als erledigt angesehen werden, da dessen Hauptbefürworter ziemlich isoliert seien. Revisionismus sei auch ein Schlagwort während des Waldheim-Wahlkampfs um die österreichische Präsidentschaft gewesen, wobei sich wieder herausstellte, dass die Österreicher sich mit der Lebenslüge eingerichtet haben, das erste Opfer von Hitlers Aggressionspolitik gewesen zu sein, was ihnen vor Kriegsende nur aus propagandistischen Gründen von den Alliierten zugebilligt worden sei. Feststehe immerhin, dass man in Österreich vielleicht mehr antisemitische Worte höre als anderswo, bestimmt mehr als in Deutschland, wo Antisemitismus, seitdem ihn auch erstmals die Kirchen konsequent bekämpfen, nicht mehr Mode sei.

Immerhin bestünden noch die stereotypen Vorurteile gegen Juden, wie sie sich im Schoss der Familie, unter Kollegen, in Sportklubs und an Stammtischen äussern und den latenten Antisemitismus ausmachen. Dieser sei übrigens bei den aus den Ostgebieten ausgesiedelten Deutschen am stärksten ausgeprägt; wie man dieser Einstellung Herr werden kann, sagte Prof. Strauss, sei eines der Forschungsgebiete seines Zentrums. Auf jeden Fall habe man es hier mit einer ungefährlichen Form des Antisemitismus zu tun, weil er unpolitisch sei. Solche Vorurteile würden in ähnlicher Form auch gegen andere Minderheiten gehegt, vor allem auch in Frankreich und England, die früher frei davon waren. Was wir jetzt erleben, erklärte er, sei eine allmähliche Auflösung des Nationalstaatsgedankens, wie er in Europa früher bestand.

Material über Bad Kreuznacher und Birkenfelder Juden erbeten

Geschenke aller Art
in allen Preislagen
Special Discount für
PESSACH
STERLING SILBERWAREN
in grösster Auswahl
eigener Fabrikation und importierte
Besonders grosse Auswahl an
Leuchtern
Kandelabern
Obstschalen
Sederplatten
Wir kaufen alte Silberwaren und machen Reparaturen in unserer eigenen Fabrik zur grössten Zufriedenheit.
EASTERN SILVER CO.
Manufacturers & Importers
54 CANAL STREET
(Nähe Essex Street, N.Y.C.)
(212) CA-6-5708 Sonntags offen
im ersten Stock — Elevator Service.
"F" train to East Broadway Station.

Brite Glo Prod.
Please note NEW ADDRESS
4710 BROADWAY (near Arden St.)
New York, N.Y. 10040
(212) 569-3390
Closed Saturdays, open Sundays
THE PLACE FOR THE FINEST SELECTION OF IMPORTED FOODS, CHOCOLATES, CANDIES, GIFT & HOUSEWARE ITEMS, JENAER GLASS, ETC.
FOR PASSOVER
WE STOCK FOOD AND CHOCOLATES HADAR and SCHMERLING PRODUCTS ELITE, KOPPERS, GROUND NUTS etc.
Mr. & Mrs. Seidman and Mr. & Mrs. Terner
their friends and customers

H

E A

Entnazifizierung und Wiedergutmachung in Österreic

Beiträge zu einem Thema verdrängter Vergangenheit

Nicht allein die Bundesrepublik Deutschland, auch Österreich sieht sich regelmässig mit einer *Vergangenheit* konfrontiert, die voller unangenehmer Erinnerungen steckt. Hatte im Vorjahr die *Affäre Reder* reichlich Gesprächsstoff geboten – Verteidigungsminister Frischenschlager hatte den seinerzeit als Kriegsverbrecher verurteilten ehemaligen SS-Major nach der Entlassung aus italienischer Haft begrüsst –, so waren es 1986 die Lücken im Lebenslauf *Kurt Waldheims*, die für schrille Dissonanzen bei seiner Wahl zum Bundespräsidenten sorgten. Gerade Waldheims Wahl signalisierte eindrücklich, wie stark in der Nation die Neigung verwurzelt ist, *Unangenehmes* wie die Jahre des Nationalsozialismus unter den Tisch zu kehren. Dass sich der Schatten der Vergangenheit noch 40 Jahre später so nachhaltig auf den *politischen Alltag* legen konnte, hängt nicht zuletzt damit zusammen, wie Österreich seine Entnazifizierung betrieben hat. Dieses sehr facettenreiche Thema gab genügend Stoff für ein *Symposion* ab, das 1985 in Wien stattfand. Die Tagungsbeiträge liegen nunmehr auch gedruckt vor.* Von zwei Ausnahmen abgesehen, haben an diesem Symposion nur Historiker der jüngeren Generation mitgewirkt, die erst nach dem Kriege geboren und persönlich nicht weiter tangiert wurden von der inneren Aufräumarbeit der Zweiten Republik. Das mag die bemerkenswerte *Unbefangenheit* erklären, mit der die Autoren sich der Materie angenommen haben.

Im Mittelpunkt des Sammelbandes stehen die *Entnazifizierungspraxis* in der öffentlichen Verwaltung einschliesslich der Hochschulen, die *Strafverfolgung* von NS-Verbrechen und die *Wiedergutmachung*. Weitere Schwerpunkte bilden die Säuberungen in Wirtschaft, Presse, Verlagswesen und Literatur. Diesen längsschnittartig angelegten Profilen folgen ergänzend zwei Überblickskapitel über die Bewältigung der nationalsozialistischen Epoche in den alten «Hochburgen» *Salzburg* und *Tirol*. Im ganzen zeichnet der Band ein recht detailgetreues Bild von der Entnazifizierung und deren Folgen. Anzumerken wäre allenfalls, dass gelegentlich des Guten zuviel getan wurde. Längst nicht alle Beiträge erreichen, vorsichtig ausgedrückt, das gleiche Niveau. Insbesondere die modischen «Fallbeispiele» und den sehr aus der Erlebnisperspektive angelegten Bericht eines «zweimal Ehemaligen» hätten die Herausgeber streichen können, ohne einen Substanzverlust befürchten zu müssen.

Harte Gesetze – milde Praxis

Charakteristisch für die Entnazifizierung in Österreich war die äusserst rigorose Gesetzgebung, der eine mehr als grosszügige Gnadenpraxis des Bundespräsidenten gegenüberstand. Den Rest besorgten sukzessive die verschiedenen *Amnestien*. Der Grossteil der registrierten Nationalsozialisten (537 000) profitierte bereits von der Minderbelastetenamnestie 1948. Dem «harten Kern» schliesslich kamen die beiden Amnestien von 1955 und 1957 zugute. Die Gnadenakte lassen sich zwanglos erklären mit dem *Interesse der politischen Parteien* an dem brachliegenden Stimmenpotential, das immerhin 15 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung ausmachte. Hinzu kam die Pflege des Mitgliederbestandes: «Seit 1947 wurde es immer mehr üblich, dass der Preis für ein erfolgreiches Entregistrierungsverfahren eben der *Parteibeitritt* war», bemerkt *Ernst Hanisch* dazu. Vor allem die Sozialisten legten sich wenig Zurückhaltung auf. Der Mangel an qualifizierten Mitgliedern, welche für die der SPÖ vorbehaltenen Pfründen in Frage kamen, veranlasste die Partei, «auf das Reservoir ehemals... nationalsozialistischer Führungskräfte zurückzugreifen, um dem Expertenmangel begegnen zu können». Über allem schwebte noch der Vorrang des Wiederaufbaus, den man durch die «künstliche Arbeitslosigkeit von mehr als 500 000 potentiell Berufstätigen» ernsthaft gefährdet sah. Als exogener Faktor kam schliesslich der heraufziehende *kalte Krieg* hinzu. Der Spielraum der österreichischen Regierung gegenüber den Kontrollmächten erfuhr durch den Ost-West-Antagonismus eine beträchtliche Erweiterung. So weist *Robert Knight* darauf hin, dass den Russen die österreichische Entnazifizierung «nahezu gleichgültig war», sobald es um reale sowjetische Interessen ging. Auf der anderen Seite wiederum deckte der im Zeichen eines strammen Antikommunismus erwachte nationale Konsens die Sünden der Vergangenheit zu.

Zweierlei Opfer

Denkwürdig bleibt auch die österreichische Wiedergutmachungspraxis, mit der sich *Brigitte Galanda* auseinandersetzt. Nicht genug, dass Österreich eine Schuld gegenüber den Opfern der NS-Verfolgung «nur zögernd» anerkannte. Man warf die Verfolgten auch noch in einen Topf mit den von der Entnazifizierung Betroffenen, für die sich frühzeitig der Terminus *Opfer* eingebürgert hatte. Während auf der einen Seite minimale, noch dazu an das Einkommen der Anspruchsberechtigten gebundene Haftentschädigungen gezahlt wurden, für die die Opfer der NS-Verfolgung bis in die sechziger Jahre hatten kämpfen müssen, kam mit der Amnestie von 1957 selbst der harte Kern der Entnazifizierungs-«Opfer», soweit sie zu weniger als acht Jahren schweren Kerkers verurteilt worden waren, in den Genuss einer Nachzahlung sämtlicher Bezüge, wobei alle Zeiten im öffentlichen Dienst angerechnet wurden.

Ignaz Miller

---

* Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Hrsg. von Sebastian Meissl u. a., München 1986.

Von Weimar zu Hitler

Der Untergang der ersten deutschen Demokratie

Über die Ursachen des Untergangs der Weimarer Republik und der Errichtung der Hitler-Diktatur gibt es noch immer kontroverse Ansichten. Wer waren die Verantwortlichen? War dieser Ablauf überhaupt zu verhindern, Hitlers Aufstieg unaufhaltsam? *Gotthard Jaspers* Darstellung der so wichtigen Phase des Übergangs von der Demokratie zur Diktatur erlaubt es, eine Antwort zu geben.[1] Ohne Enthüllungen zu bringen, lenkt sie das Augenmerk auf einzelne Vorgänge, denen eine zentrale Bedeutung zukommt. Jasper betont die «Offenheit der Situationen», die einer Determinierung der Geschichte entgegensteht. Nichts sei notwendig gewesen, auch nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 hätte noch vieles korrigiert werden können. Gewiss, doch scheint die Aussage müssig; fruchtbarer ist die Frage, warum die Geschehnisse den bekannten Verlauf nahmen und keinen anderen. Jaspers Abhandlung vermittelt das Verständnis dafür.

Autoritärer Übergang

Die hauptsächliche These ist, dass Hitler nicht das Erbe einer Demokratie übernahm, sondern aus einem Regime hervorging, das *seit 1930* immer stärker *autoritäre Merkmale* trug und kaum noch als parlamentarisch zu betrachten war. Hier wird das Übergangsregime beleuchtet, das im Zeichen der Macht des Reichspräsidenten *Hindenburg* ein Interregnum bis zur Errichtung der Diktatur bildete. Am 27. März 1930 trat der sozialdemokratische Kanzler Hermann Müller zurück, das Datum wird von Jasper als «Todestag der ersten Demokratie auf deutschem Boden» bezeichnet. Die SPD war der Hauptträger der Republik, die von den bürgerlichen Parteien nur als Provisorium angesehen wurde. Der neue Kanzler, *Brüning,* Mitglied des katholischen Zentrums, hatte den Auftrag erhalten, «sozialistenrein» zu regieren. Sein wichtigstes Kapital war das Vertrauen Hindenburgs, mit dessen Hilfe er sich immer mehr vom Parlament abwandte. Brüning stützte sich auf eine Mehrheit von der rechten Mitte bis zur SPD. Aber er pflegte geheime Kontakte mit Hitler, und dem Deutschnationalen Hugenberg versicherte er, dass es sein «Wunsch gewesen sei, eine dauernde Koalition im Reich und in Preussen mit der Rechten zustande zu bringen».

Brünings *Sparpolitik* verschärfte die Wirtschaftskrise, so dass sich das Heer der Millionen von Arbeitslosen noch vermehrte. Jasper meint, dies sei auch mit einem Blick auf das Ausland betrieben worden, um finanzielle Hilfe zu erlangen. In der Absicht, die Republik zu retten, gaben sich die Sozialdemokraten der Tolerierung hin bis zur Selbstaufgabe, «faktisch auf verlorenem Posten». Als «entscheidende Schwäche der SPD» betrachtet Jasper, über keine «Alternative zu Brünings Deflationspolitik» verfügt zu haben. Auch an einem Arbeitsbeschaffungsprogramm fehlte es, die Wirtschaftskrise hatte den Sozialstaat erschüttert – dies verwirrte und lähmte die SPD.

Gescheiterter Bändigungsversuch

Mit der extensiven Anwendung der Notverordnungen hatte Brünings Präsidialkabinett «das parlamentarische Regierungssystem durchbrochen». Im September 1930 gelang Hitler der Durchbruch von einer Splittergruppe zur Massenbewegung, die 18 Prozent der Wähler hinter sich brachte; zwei Jahre später wird es das Doppelte sein. *Papen* und *Schleicher* sind weitere Wegmarken der Übergangszeit, kennzeichnend für das Bemühen, die NS-Bewegung in einen autoritären, der Kontrolle der Armee unterworfenen Staat zu integrieren. Diese Versuche misslangen, Hitler wollte die ganze Macht. Als er sein Ziel erreicht hatte, blieben die Illusionen erhalten; die Konservativen wähnten, den Diktator hinreichend «eingerahmt» zu haben. Sie glaubten, schreibt Jasper, «im Bündnis mit Hitler sich auf dessen plebiszitäre Massenbewegung stützen zu können, ohne sich an ihn verkaufen zu müssen». «Moralisch korrumpiert» nennt der Autor die *Wehrmacht,* die am 30. Juni 1934 dem Massenmord Beistand leistete; Kirchen und Hochschulen standen nicht zurück. – Die Abhandlung, durch statistische Übersichten und eine Zeitchronik ergänzt, besticht durch vorzügliche Klarheit.

Theorie des sozialen Rechtsstaats

Wolfgang Luthardt untersucht das Denken der *sozialdemokratischen Staatsrechtler* in der Weimarer Republik.[2] Im Mittelpunkt stehen Hermann Heller, Hugo Sinzheimer, Franz Neumann, Ernst Fraenkel, Otto Kirchheimer und der ihnen nahestehende Hans Kelsen. Referiert werden Beurteilungen und Deutungen der Weimarer Verfassung, wobei ein grundsätzliches Einverständnis manche Differenzen nicht ausschloss. Einigkeit bestand in der Ansicht, dass die Verfassung gesellschaftliche Konflikte erlauben und ihnen Rechnung tragen müsse. Die Möglichkeit zum Ausbau sozialer oder sozialistischer Komponenten wurde desgleichen als unabdingbar angesehen. Das markiert die Differenz zum konservativen Standpunkt, der «vom Staat als einer sogenannten neutralen dritten, über den gesellschaftlichen Gruppen und Konflikten ruhenden, statischen Institution ausgeht». Die Weimarer Verfassung wurde als ein Kompromiss zwischen verschiedenen Klassen definiert, der in der Folge zugunsten der Arbeiterschaft verbessert werden sollte. Dahin kam es nicht. «Der liberale Rechtsstaat ist den heutigen Aufgaben nicht mehr gewachsen, die politische Form eines sozialen Rechtsstaates ist aber erst im Werden», schrieb Hermann Heller 1932 – illusionär genug, denn damals ging der Rechtsstaat seinem Untergang entgegen.

Nicht die Linke vermochte die Republik zu gestalten, sondern die Rechte im Sinn einer Zerstörung. Tragisch ist, dass *Franz Neumann* sich am Ende zum Eingeständnis gezwungen sah, Carl Schmitts Theorie habe sich als zutreffend erwiesen, da Weimar in einem «ungeheuren Misserfolg» gestrandet sei. Freilich: nicht der Vernunft hatte Schmitt Ausdruck gegeben, wohl aber der Realität der deutschen Machtverhältnisse. «Die deutsche Demokratie hat Selbstmord verübt und ist gleichzeitig ermordet worden», schrieb Neumann 1933. Die Untersuchung der Ursachen dieser Fehlentwicklung führte in die Frühzeit der Republik, die es versäumt hatte, Behörden, Justiz und Armee mit ihren Anhängern zu besetzen. In Amt und Würden blieben die Träger der *Monarchie.* Das Dritte Reich war das Resultat der frühen Fehler.

Heinz Abosch

[1] Gotthard Jasper: Die gescheiterte Zähmung. Wege zur Machtergreifung Hitlers 1930–1934. Edition Suhrkamp, Frankfurt.

[2] Wolfgang Luthardt: Sozialdemokratische Verfassungstheorie in der Weimarer Republik. Westdeutscher Verlag, Opladen.

Strategische Analysen zum Golfkrieg

vk. Als die amerikanische Flotte in den Persischen Golf einfuhr und die Drohungen aus Teheran immer schriller wurden, ist wohl das Interesse für den scheinbar endlosen irakisch-iranischen Krieg wieder gewachsen. *Ralph King,* ein früherer Mitarbeiter des Londoner Instituts für strategische Studien, der in Australien Politologie lehrt, hat eine handliche Analyse des Konflikts vorgelegt, die auf englisch und französisch greifbar ist.[1] Auf 150 Seiten verficht er die (nicht revolutionäre) These, dass der Krieg eine Folge der «Islamischen Revolution» in Iran sei; durch eine sorgfältige Ausleuchtung der inneren und äusseren Umstände der beiden Gegner kom[illegible] dass

Die EG im Blickpunkt der

Zwei Bestandesaufn

Zr. Die Suche der Europäischen Gemeinschaft nach neuen integrationspolitischen Impulsen hatte 1985 auf der Ebene des Europäischen Rates (des EG-Gipfelgremiums) die *Einheitliche Europäische Akte* entstehen lassen. Sie wurde im Februar 1986 unterzeichnet und Mitte 1987 in Kraft gesetzt. *Rechtlich* brachte sie eine Teilrevision der Verträge von Paris (1951, Montanunion) und von Rom (1957, EWG und Euratom), *sachlich* eine Erweiterung der Aktionsspielräume der Gemeinschaft, *institutionell* namentlich den Ausbau des Prinzips qualifizierter Mehrheitsbeschlüsse des Ministerrates. Hinzu kam die erstmalige völkerrechtliche Kodifizierung der *aussenpolitischen Kooperation* zwischen den Mitgliedstaaten (Europäische Politische Zusammenarbeit, EPZ).

Zusammen mit dem dreissigjährigen Bestehen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft hat die Einheitliche Akte innerhalb des integrationspolitischen Schrifttums schwerpunktmässige Beachtung gefunden. Vielfältig wird dabei die Tragweite etwa des *Binnenmarktprogramms,* des mit diesem verknüpften innergemeinschaftlichen *Wohlstandsausgleichs* oder der Forschungs- und der Umweltpolitik sichtbar gemacht. Doch ist mit der Akte noch keineswegs die Erreichung jenes umfassenden Unionsziels verbürgt, das immer wieder feierlich proklamiert worden ist.

Ernüchternd realistisch klingt in diesem Zusammenhang beispielsweise die in einem von *Prof. Jürgen Schwarze* herausgegebenen Sammelband[1] enthaltene Feststellung von *Hans Joachim Glaesner* (früher Generaldirektor des Juristischen Dienstes des EG-Ministerrates), der Text der Einheitlichen Akte enthalte «mit Sicherheit nicht diejenigen grundsätzlichen Merkmale, die für eine Europäische Union im Lichte der Geschichte dieses Begriffs gefordert werden müssen. Er sieht weder eine wesentliche Erweiterung der Zuständigkeiten der Gemeinschaft vor, noch werden die Entscheidungsstrukturen der Gemeinschaft derart umgestaltet, dass man von einer verstärkten Autonomie der Gemeinschaftsinstanzen gegenüber der Mitwirkung der Mitgliedstaaten sprechen könnte.»

[1] Jürgen Schwarze (Hrsg.): Der Gemeinsame Markt. Bestand und Zukunft in wirtschaftsrechtlicher Perspektive. Nomos-Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1987.

[2] Werner Weidenfeld: 30 Jahre EG. Bilanz der europäischen Integration. Europa-Union-Verlag, Bonn 1987.

Die Schreckensherrschaft der Roten Khmer

Please return to Ernst

„Komm, wir gehen für unser Volk"

Edith Stein und die Deportation der katholischen Juden aus den Niederlanden / Von Privatdozent Dr. Ulrich von Hehl

Die bevorstehende Seligsprechung der jüdisch-katholischen Philosophin und Ordensschwester Edith Stein findet inner- wie außerhalb der Kirche und über die Landesgrenzen hinaus weit mehr Aufmerksamkeit, als dies bei „gewöhnlichen" Kanonisationen der Fall zu sein pflegt. Zahlreiche Publikationen sind bereits erschienen oder angekündigt, Rundfunk und Fernsehen bereiten Sendungen vor, der Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Höffner hat Edith Stein einen eigenen Hirtenbrief gewidmet, und auch auf jüdischer Seite hat der Seligsprechungsprozeß ein lebhaftes Echo gefunden. Das hängt zunächst mit der überragenden Persönlichkeit Edith Steins zusammen. Als Jüdin und Konvertitin, hochbegabte Phänomenologin und demütig-schlichte Ordensfrau verband sie in seltener Weise überragende Gaben des Geistes mit tiefer Gläubigkeit, Bescheidenheit und dem, was Antoine de Saint-Exupéry die „Augen des Herzens" genannt hat. Edith Stein war nicht nur eine bedeutende Frau, sondern ein großer Mensch. Allein das rechtfertigt schon unser Interesse. Man wird aber kaum fehlgehen, einen wesentlichen Grund unserer Betroffenheit in den Umständen ihres Todes zu suchen: Edith Stein ist wie Millionen Juden ein Opfer des Holocaust geworden, dieser grauenvollsten aller Hypotheken, die das NS-Regime hinterlassen hat. Vergeblich hatte sie nach dem Novemberpogrom 1938 dem Verhängnis zu entkommen versucht, indem sie aus dem Kölner in den niederländischen Karmel von Echt übersiedelte. Gemeinsam mit ihrer Schwester Rosa wurde sie am 2. August 1942 an ihrem Zufluchtsort aufgespürt, mit vielen hundert Leidensgefährten nach Auschwitz deportiert und dort wohl bald nach ihrer Ankunft mit Gas getötet. Ihr genaues Todesdatum ist unbekannt; es wurde amtlicherseits auf den 9. August 1942 festgesetzt.

Edith Stein ist somit ein Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns. Sie wurde ermordet, weil sie Jüdin war; ihre Konversion zum Katholizismus änderte daran nichts. Ebensowenig läßt sich jedoch übersehen, daß sie zugleich auch Opfer eines antikatholischen Racheakts wurde, denn ihre Verhaftung und „Abschiebung" war Teil einer Blitzaktion gegen die katholischen Juden in den Niederlanden. Die NS-Behörden reagierten damit auf einen öffentlichen Protest der holländischen Bischöfe gegen die Massendeportationen der Juden, die im Juli 1942 auch in den Niederlanden begonnen hatten.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen im Mai 1940 übertrug das NS-Regime seine Judengesetzgebung schrittweise auch auf die Niederlande. Die holländische Bevölkerung, die ihren jüdischen Mitbürgern durchweg mit großem Respekt, den Besatzungsbehörden dagegen mit unverhohlener Feindseligkeit begegnete, verfolgte dies mit rasch wachsendem Unbehagen. Auch die christlichen Kirchen waren selbstverständlich eingebunden in eine weithin geschlossene Front der Ablehnung. Ihr religiös motivierter Widerspruch war nur Teil des allgemein-nationalen Widerstands. Anders als für die Kirchen in Deutschland gab es für sie keinen „Konflikt zwischen glaubensmäßiger und vaterländischer Pflicht". Das allgemeine Solidarisierungsbedürfnis erwies sich im Gegenteil als so stark, daß es sogar die tiefen konfessionellen Gräben zwischen den protestantischen und der römisch-katholischen Kirche überbrückte. Ende 1941 schlossen sich die Kirchen im „Interkerkelijk Overleg" zusammen, um gemeinsame Protestschritte zu beraten.

War dieser Schulterschluß nicht zuletzt unter dem Eindruck ständig verschärfter judenfeindlicher Maßnahmen geschehen, so konnten die katholischen Bischöfe sich überdies von der Autorität des Vatikans getragen fühlen. Papst Pius XI. hatte in seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge" vom 14. März 1937 die NS-Rassenlehre als Verfälschung der „gottgeschaffenen und gottbefohlenen Ordnung der Dinge" verworfen und ein Jahr später, am 13. April 1938, alle katholischen Universitäten und Fakultäten aufgefordert, den Rassismus in Wort und Schrift zu bekämpfen. Die NS-Monatshefte sprachen zutreffend von einem „Syllabus gegen die nationalsozialistische Rassenlehre" und rechneten das Reskript zu den zwölf wichtigsten Anordnungen des Pontifikats Pius' XI.

Im Frühjahr 1942 spitzte sich die Lage auch in den Niederlanden bedrohlich zu. Anfang Juli erfuhren die Kirchen von unmittelbar bevorstehenden Massendeportationen, ohne daß freilich ihnen wie den Opfern die wahre Natur der angeblichen „Arbeitslager" im Osten bekannt gewesen wäre. Jedenfalls protestierten sie am 11. Juli bei den Spitzen der Besatzungsbehörden. Das Telegramm war von der katholischen und neun protestantischen Kirchen unterzeichnet. Wider Erwarten erhielt daraufhin einer der Unterzeichner, der Vertreter der Nederlandsche Hervormde Kerk, im Namen von Reichskommissar Seyß-Inquart die – nicht erbetene – Zusicherung, daß die vor dem 1. Januar 1941 getauften Juden von der Deportation ausgenommen blieben.

Diese Zusage war bei SS und SD nicht unumstritten. Aber da sie nach Erhebungen der Sicherheitspolizei nur einen vergleichsweise kleinen Personenkreis von 1061 evangelischen und 694 katholischen Juden betraf und überdies mit dem Mentalvorbehalt gegeben worden war, „bei nächster Gelegenheit, die politisch paßt, auch die letzten christlichen Juden nach dem Osten (zu) verpflanz(en)", ergingen die entsprechenden Rückstellungsverfügungen an die untergeordneten Dienststellen. Eigenem Bekunden zufolge hoffte Seyß-Inquart mit seiner Taktik „die christlichen Kirchen ... zum Schweigen bringen (zu können)"; er ordnete aber für die nächsten Sonntage vorsorglich Kanzelüberwachung an, wenngleich auch die Sicherheitspolizei zunächst annahm, „daß keine Kanzelabkündigung mehr erfolgt".

Unterdessen hatten aber neun der im Interkerkelijk Overleg verbundenen Kirchen beschlossen, ihren telegraphischen Protest den Gläubigen zur Kenntnis zu bringen. Die katholischen Bischöfe wählten hierfür die Form eines Hirtenworts, worin sie ihre Anklage mit der Gerichtspredigt Jesu über das unbußfertige Jerusalem verbanden und mit der Fürbitte schlossen, „daß Er das Volk Israel, das in diesen Tagen so bitter geprüft wird, stärken und es zur wahren Erlösung in Christus Jesus bringen möge".

Zwei Tage vor der geplanten Verlesung jedoch, die für den 26. Juli angesetzt war, wurde aufs neue ein Vertreter der Nederlandsche Hervormde Kerk ins Reichskommissariat einbestellt und vor dem inzwischen ruchbar gewordenen Kanzelwort gewarnt. Die Algemeene Synode dieser Kirche beschloß daraufhin, von der Verlesung abzusehen, und teilte dies noch am Abend des 24. Juli den Besatzungsbehörden und den übrigen Kirchen mit. Neben der katholischen hielt aber zumindest auch die größte der protestantischen Kirchen, die Gereformeerde Kerken in Nederland, an der ursprünglichen Absicht fest, zumal die Vorbereitungen inzwischen so weit gediehen waren, daß sie kaum noch hätten rückgängig gemacht werden können. So wurde der Hirtenbrief weisungsgemäß am Sonntag, dem 26. Juli 1942, in allen (katholischen) Gottesdiensten verlesen.

Die Antwort kam prompt. Schon am nächsten Tag fand beim Reichskommissar eine Lagebesprechung statt, an der neben Seyß-Inquart der Höhere SS- und Polizeiführer Rauter, die Generalkommissare Schmidt und Wimmer sowie der Befehlshaber der Sicherheitspolizei Harster teilnahmen. Das Ergebnisprotokoll hält als vorrangige Anordnungen fest: „1.) Durch den Befehlshaber der Sicherheitspolizei so schnell wie möglich feststellen, in welchen evangelischen Kirchen die Kanzelabkündigung mit dem Reichskommissar-Telegramm verlesen worden ist." Unter Punkt 2.) heißt es dann: „Da die katholischen Bischöfe sich – ohne beteiligt zu sein – in die Angelegenheit gemischt haben, werden nunmehr die sämtlichen katholischen Juden noch in dieser Woche abgeschoben. Interventionen sollen nicht berücksichtigt werden. Generalkommissar Schmidt wird am Sonntag, den 2.8. 42, in einer Parteiveranstaltung in Limburg die öffentliche Antwort an die Bischöfe geben." Damit war das Todesurteil auch über Edith Stein gesprochen.

In der Tat ging Schmidt in seiner Rede, die ganz im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem Judentum als dem „Erbfeind des Abendlandes" stand, ausführlich auf die Vorgänge ein. Ohne sich durch korrekte Ermittlung des tatsächlichen Hergangs weiter aufhalten zu lassen, rechnete er mit den Bischöfen ab, denen er vorwarf, sich für die „Rassegenossen" der „wahren Drahtzieher des Bolschewismus und die Vernichtung der Religion und Mörder der Priester" eingesetzt zu haben. Zwar fügte er einschränkend hinzu, daß auch in einigen protestantischen Kirchen Kundgebungen stattgefunden hätten, doch hätten – pars pro toto – „die Vertreter der evangelischen Kirche" (sic!) mitgeteilt, „daß die vollständige Verlesung nicht in ihrer Absicht gelegen hätte und durch technische Schwierigkeiten nicht überall verhindert werden konnte". Dann folgte der Bannfluch: „Wenn sich aber die katholische Geistlichkeit so über Verhandlungen" – die in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden hatten – „hinwegsetzt, dann sind wir unsererseits gezwungen, die katholischen Volljuden als unsere ärgsten Gegner zu betrachten und für ihre schnellste Abführung nach dem Osten zu sorgen. Das ist geschehen."

Edith STEIN Foto Werek

Vergeblich protestierte Erzbischof de Jong von Utrecht namens des niederländischen Episkopats am 23. August 1942 gegen diese Darstellung und ersuchte den Reichskommissar, „die günstigen Ausnahmebestimmungen, welche für die angehörigen Voll-Juden der übrigen Kirchen getroffen worden sind, auch für die katholischen Voll-Juden gelten zu lassen" und deren „Verschiebung" rückgängig zu machen. Er konnte nicht ahnen, daß Edith Stein und ihre Leidensgefährten zu diesem Zeitpunkt bereits tot waren, eine Rückführung also, wie es mit unüberbietbarem Zynismus in einer Aktennotiz des Generalkommissars hieß, nicht mehr möglich war.

Wenn die Besatzungsbehörden indessen gehofft hatten, durch ihr gezieltes Vorgehen den niederländischen Episkopat aus der „Einheitsfront" der christlichen Kirchen „sprengen" zu können, so trog diese Annahme. Nachdem sich eine unverkennbare Verärgerung der Bischöfe über das folgenreiche Ausscheren gelegt hatte, wurde die Zusammenarbeit der christlichen Kirchen fortgesetzt, ohne daß dadurch freilich die nationalsozialistischen „Entjudungsmaßnahmen" nennenswert hätten behindert werden können. SS-Gruppenführer Rauter konnte dem Reichsführer SS Heinrich Himmler am 24. September 1942 mitteilen, daß die „Abschiebung der Juden" nach Plan verlaufe, die katholischen Juden inzwischen deportiert, die protestantischen dagegen „noch" im Lande seien. Insoweit letztere noch in das holländische Auffanglager Westerbork verbracht worden waren, erging am 13. Oktober 1942 die Anweisung, sie „unter keinen Umständen vorläufig nach Auschwitz" abzuschieben. Diese Verfügung kam indes für 54 Personen zu spät; sie waren bereits „mit verschiedenen Sammeltransporten nach Auschwitz abgeschoben".

Die weitaus meisten evangelischen Juden hingegen gewannen durch die Zurückstellung lebensrettende Zeit. Sie wurden zwar im Laufe des Jahres 1943 in holländischen Lagern zusammengezogen, konnten dort jedoch geistlich betreut werden und verblieben im Land. Gemeinsam mit anderen jüdischen Gruppen oder Einzelpersonen, die aus unterschiedlichen Gründen einstweilen vor der Deportation zurückgestellt oder untergetaucht waren, hofften sie, „sich bis zum erhofften Sieg der Alliierten durchzuschlagen". Einem Vermerk aus dem Reichssicherheitshauptamt vom 20. September 1943 zufolge sollten die protestantischen Juden „bis zuletzt in den Niederlanden verbleiben und dann nach Theresienstadt abgeschoben werden", das kein Vernichtungslager war. Im September 1944 wurde eine Gruppe von etwa 350 Betroffenen nach Theresienstadt verbracht, doch konnten die meisten nach der Befreiung in die Niederlande zurückkehren.

Kehren wir abschließend noch einmal zum Schicksal Edith Steins zurück. Sie war, wie gezeigt wurde, nicht allein Opfer des verbrecherischen Rassenwahns der Nationalsozialisten, sondern auf tragische Weise zugleich Opfer eines Rache- und Einschüchterungsaktes, der sich gegen katholische Juden gerichtet hatte. So liegt die Frage nahe, inwieweit der Kanzelprotest vom 26. Juli 1942 sich – entgegen seiner eigentlichen Intention – zu Lasten der Betroffenen ausgewirkt hat, ob also „Schweigen" in der Öffentlichkeit in diesem Fall das nicht allein Klügere, sondern auch für die Betroffenen Hilfreichere gewesen wäre. Allem Anschein nach ist diese Frage zumindest in dieser prinzipiellen Zuspitzung von den Zeitgenossen nicht erörtert worden. Die Bischöfe wußten sich bei ihren Protesten von breiter Zustimmung in der Bevölkerung, auch der betroffenen Juden getragen. Anne Frank etwa notierte Ende Februar 1943 in ihrem Amsterdamer Versteck über einen neuerlichen Hirtenbrief: „Er ist großartig und feuert die Menschen an." Als Richtschnur seines Handelns hatte der Episkopat darin einen Satz zitiert, den er auch den Gläubigen zur Gewissenspflicht machte: Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Edith Stein selbst nahm ihr Geschick in einer Ergebenheit an, die nur im Glauben nachvollziehbar ist. Noch ehe sie die grauenvolle Wirklichkeit der „Endlösung" ahnen konnte, hatte sie bereits von der „Dringlichkeit des eigenen holocaustum" gesprochen. Sie empfand ihren „Kreuzweg" als Opferung für andere. Von ihrer Verhaftung ist das Wort an ihre Schwester Rose überliefert: „Komm, wir gehen für unser Volk" – jenes Volk der Juden, dem sie sich trotz, nein gerade wegen ihrer persönlichen Glaubensentscheidung so tief verbunden fühlte. Auf ihrer Gedenktafel im Kölner Karmel heißt es denn auch: „Sie starb als Märtyrerin für ihr Volk und ihren Glauben."

*

Der Autor ist Geschäftsführer der Kommission für Zeitgeschichte, Bonn

FAZ 28.1.87

Deutsche Studien in Amerika

Das Max-Kade-Institut für deutsch-amerikanische Studien wurde 1983, genau drei Jahrhunderte nach der ersten deutschen Siedlung in Amerika, gegründet. In diesem Zeitraum wanderten mehr als sieben Millionen Emigranten aus Deutschland und anderen deutschsprachigen Ländern ein. Das in Wisconsin in Madison angesiedelte Institut, benannt nach dem Mediziner Max Kade – das Institut wurde durch eine Schenkung seiner Stiftung ins Leben gerufen – dient dem Studium der deutschen Einwanderung und ihrer Kultur.

Die bislang aufwendigste und wissenschaftlich ergiebigste Veranstaltung des Max-Kade-Instituts war im vergangenen Jahr das Symposion über „Die Beiträge der deutschsprechenden Achtundvierziger zu dem kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Leben in den Vereinigten Staaten". Nach dem Scheitern der Revolutionen von 1848 kamen etwa 70000 deutschsprechende Einwanderer nach Amerika. Im Rahmen des Symposions berichteten amerikanische und deutsche Historiker, Politologen, Literaturwissenschaftler und Kunsthistoriker über die Aktivitäten der als Folge der Revolutionen Ausgewanderten, ihre Beiträge zur kulturellen Entwicklung ihrer neuen Heimat und über die Bedeutung der aus den Vereinigten Staaten nach Europa zurückgekehrten Auswanderer. Die Vorträge wurden durch eine Ausstellung über die Achtundvierziger in Watertown, einer Stadt, die als beispielhaft für die deutsche Einwanderung gelten kann, ergänzt. Während im Jahre 1843 fünf der fünfhundert Einwohner Watertowns deutscher Herkunft waren, hatte sich 1885 die Zahl der Einwohner deutscher Abstammung auf über siebzig Prozent erhöht. Unter ihnen spielten die nach 1848 Emigrierten eine einflußreiche Rolle. Sie gaben eine eigene liberale Zeitung, den „Weltbürger", heraus, regten Watertowner Inszenierungen von Wagneropern und Mozarts „Zauberflöte" an, und 1856 gründete Margarethe Schurz nach den Prinzipien des Pädagogen Froebel den ersten amerikanischen Kindergarten.

Abgesehen von der Organisation von Symposien werden im Max-Kade-Institut schwer zugängliche Quellen, vergriffene Spezialuntersuchungen und neue Forschungsergebnisse veröffentlicht und Materialien für den Schulunterricht und die Erwachsenenbildung erarbeitet. Dank seines günstigen Standortes, die Staatliche Historische Gesellschaft von Wisconsin in Madison, mit der das Institut zusammenarbeitet, ist eine der wichtigsten amerikanischen Institutionen für die Erforschung der amerikanischen Geschichte, konnte das Institut zum interdisziplinären Forschungszentrum und öffentlichen Informationszentrum werden.

lie.

Die Ausbürgerung Albert Einsteins nach den Akten des Auswärtigen Amts

Wir sind in unserer letzten Ausgabe kurz auf die beiden Bände "Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45" eingegangen. Unter den einleitenden Beiträgen befand sich eine Darstellung des Falls Albert Einstein, wie er aus den Akten des Auswärtigen Amts rekonstruiert wurde. Wir möchten diesen Beitrag des verdienstvollen Herausgebers unseren Lesern zur Kenntnis bringen.

Von Michael Hepp

Ein sehr "hoher Grand von Unerwünschtheit" lag offensichtlich bei Albert Einstein vor. Eine umfangreiche Akte belegt, dass hier auch noch das Element der Rache mitspielte. Bereits am 9.8.1933 ordnete das Reichsinnenministerium in einer Art Lex Einstein an: "Sollten Personen, welche ein Vorgehen gemäss § 2 des Gesetzes zu gewärtigen haben, dem Aberkennungsverfahren dadurch zuvorkommen wollen, dass sie die Entlassung aus der Staatsangehörigkeit beantragen, so bitte ich, dafür Sorge zu tragen, dass die Entscheidung über den Entlassungsantrag zurückgestellt wird, bis wegen der Aberkennung der Staatsangehörigkeit eine Entschliessung der zuständigen Reichsministerien gefasst ist".

Vorausgegangen war eine ziemlich heftige Kontroverse um Einstein. Gestapa und Innenministerium wollten ihn unbedingt auf die 1. Liste setzen, das Auswärtige Amt wehrte sich dagegen, da es internationale Proteste befürchtete. In der Sitzung vom 16. August 1933 prallten die unterschiedlichen Auffassungen hart aufeinander: vom Innenministerium wurde Einstein nach Georg Bernhard und Rudolf Breitscheid auf Platz 3 der Liste gesetzt:

"Die Vertreter des AA. schlagen vor, mit Rücksicht auf die nun einmal bestehende Weltgeltung E. ungeachtet des Umstandes, dass gegen ihn die gleichen Delikte sprechen wie bei allen anderen in der Liste aufgenommenen, die Aberkennung nicht oder wenigstens nicht sofort auszusprechen, sondern seinem Antrag auf Entlassung aus der preuss. Staatsangehörigkeit stattzugeben. Gründe: der für Deutschland zu befürchtende nachteilige Eindruck in anderen Ländern, namentlich in England, wo bereits Vorkehrungen für die Gewährung der englischen Staatsbürgerschaft im Falle seiner Ausstossung getroffen werden. Die Vertretungen der Politischen Abteilung des RM.d.J. und der Gestapa widersprechen mit dem Hinweis darauf, dass E. einer der stärksten Hetzer sei. Die Bedenken wegen der Beschlagnahme seines Vermögens, besonders seines wissenschaftlichen Eigentums würden dadurch hinfällig, dass die Beschlagnahme bereits am 10. Mai d.J. erfolgt sei. Da E. seinen weltbekannten Namen zur Deckung der Lügenpropaganda hergebe, würde seine Herauslassung aus der 1. Liste in Deutschland nicht verstanden und schärfstens kritisiert werden. Von den Vertretern des AA. wurde nochmals auf die aussenpolitischen Bedenken hingewiesen und erklärt, dass weisungsgemäss die Zustimmung zur Aufnahme E.s in der Liste der Vorzuschlagenden nicht gegeben werden könnte. Min. Dir. Gaus erklärte unter Betonung, dass dies eigentlich gegen seine Instruktion ginge, dass vielleicht ein Ausweg darin gefunden werden könnte, dass E. selbst ausgebürgert würde, aber dass gerade in diesem Falle sein wissenschaftliches Eigentum ausdrücklich freigegeben würde. Der Vorsitzende erklärt sich für die Zurückstellung des Falles E. zwecks nochmaliger Überprüfung des belastenden Materials und schlägt vor, die Entscheidung über diesen Einzelfall den beteiligten Reichsministerien selbst zu überlassen. Der Vertreter des Gestapa wiederholt seinen Wunsch, dass die Zurückstellung nicht so weit reichen dürfe, dass E. im Falle seiner Ausbürgerung nicht mehr in die 1. Liste aufgenommen werden könnte".

Reichsaussenminister von Neurath, der gerade in Leinfelden auf Urlaub war, schaltete sich zwei Tage später in die Diskussion ein. In einem Brief an Staatssekretär von Bülow schrieb er:

"Wie ich Ihnen schon gestern telephonisch sagte, scheint es mir mit Rücksicht auf die internationale Geltung von Professor Einstein erforderlich, gegen ihn mit einer gewissen Vorsicht vorzugehen, so wenig er es an sich durch sein Verhalten gegenüber seinem ursprünglichen Vaterlande verdient hat. Ich möchte ausdrückich bemerken, dass die Einstellung des mir persönlich bekannten Professors Einstein zu Deutschland (er stammt aus meiner engeren Heimat) schon früher keineswegs einwandfrei war und dass von einer Anhänglichkeit an seine alte Heimat nicht gesprochen werden kann. Immerhin möchte ich vorschlagen, dass man bei ihm den Ausweg nimmt, seine bereits beantragte Ausbürgerung unter Freigabe und Übersendung seines wissenschaftlichen Eigentums beschleunigt zuzulassen".

Was dann folgt, kann man bestenfalls als Schmierenkomödie bezeichnen. Von Bülow schrieb an seinen Kollegen Pfundtner im Innenministerium, man könne doch in Verbindung mit der Veröffentlichung anderer Namen "durch W.T.B. eine amtliche Verlautbarung" verbreiten:

"Von einer formalen Anwendung des Gesetzes auf Einstein sei abgesehen worden, weil dieser dem Verfahren durch einen Antrag auf Entlassung aus der durch Ernennung zum Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften erworbenen preussischen Staatsangehörigkeit zuvorgekommen sei". Zugleich sollte noch der Hinweis gegeben werden, dass Einstein Mitglied zahlreicher kommunistischer Organisationen sei und durch seine feindliche Haltung gegenüber dem "nationalen Deutschland... gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk verstosse und die deutschen Belange schädige", und dass er "mit seinem Antrag selbst anerkenne, dass er nicht würdig sei, deutscher Staatsangehöriger zu bleiben".

Ende Oktober fragte der Preussische Minister des Innern an, ob nun der am 4.4.1933 gestellte Antrag Einsteins auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft "beschleunigt entschieden werden kann".

Sechs Tage später landete im Auswärtigen Amt ein Telegramm des Botschafters Luther aus Amerika: "...Einstein von Präsidenten Roosevelt zum Frühstück eingeladen... Einladung wird... als Demonstration gegen Deutschland ausgewertet werden". Am 18. November betonte das AA nochmals, dass es einer Ausbürgerung Einsteins nicht zustimmen könne. Und am 7. Dezember machte auch Inneminister Frick seinen Standpunkt noch einmal deutlich:

"Angesichts der besonders gehässigen und herausfordernden Propaganda, die Einstein gegen die nationalsozialistische Regierung entfaltet, halte ich es nach wie vor für richtig, dass man ihn aus der Volksgemeinschaft ausschliesst... Gerade wegen des Rufes, den Einstein als Gelehrter im Ausland geniesst, halte ich seine hetzerischen Auslassungen für besonders verwerflich und bin daher dagegen, dass seinem Antrag auf einfache Entlassung stattgegeben wird... Er würde dies eher als einen persönlichen Erfolg gegenüber der Deutschen Regierung buchen. Dieser aber würde die Schonung dieses hervorragenden (sic!) und herausfordernden Verräters nur als unverständliche Schwäche ausgelegt werden".

Im Januar 1934 wollte der Reichsfinanzminister "aus den vom Preussischen Staatspolizeiamt beschlagnahmten Guthaben" die Reichsfluchtsteuer bezahlt bekommen. Laut Urteil des Finanzgerichtes beim Landesfinanzamt Brandenburg vom 3. Nov. 1933 betrug diese Reichsfluchtsteuer 15.675 RM. Beschlagnahmt waren etwa 46.000 RM und "der Inhalt des Tresorfaches der Frau Einstein". Da aber das Geheime Staatspolizeiamt eine Abdeckung aus dem eingezogenen Vermögen ablehnte, erliess der Präsident des Landesfinanzamtes Brandenburg im Januar einen "Steuersteckbrief" gegen Einstein.

Bei einer Ministerbesprechung gab von Neurath seinen Widerstand offensichtlich auf. Albert Einstein wurde am 24. März 1934 auf die 2. Liste gesetzt und ausgebürgert (RA Nr. 75 vom 29. März 1934). Auch der Entlassungsantrag von Einsteins Frau wurde abgelehnt und Elsa Einstein am 5. April 1937 ausgebürgert. Aber damit war die Akte Einstein noch nicht abgeschlossen. Der ehemalige Reichskanzler Luther, der 1933-1937 Botschafter in Washington war, teilte am 6. April 1934 dem Auswärtigen Amt mit, dass im amerikanischen Repräsentantenhaus eine Gesetzesvorlage eingereicht worden sei, mit der Einstein die US-Staatsangehörigkeit verliehen werden sollte. Am 27. Juni 1934 konnte die Deutsche Botschaft mitteilen, dass die Vorlage gescheitert war. Erst sechs Jahre später, am 1. Oktober 1940, wurde "dem jüdischen Emigranten und früheren Universitätsprofessor Albert Einstein" durch das Einbürgerungsgericht in Trenton (New Jersey) die amerikanischen Staatsangehörigkeit verliehen.

Laut Bericht der Deutschen Botschaft in Washington erklärte der "jüdische Einbürgerungsrichter Philip Forman... bei der Aushändigung der Bürgerpapiere, dass Einsteins Anwesenheit hier 'ein Gewinn für Amerika wäre' ". Mit einigen Presseausschnitten dazu schloss das Auswärtige Amt die Akte Einstein endgültig.

Washington wirbt um "Mr. Goethe"

Vor ein paar Monaten, so berichtete die Zeitschrift *Die Zeit*, erhielt das Goethe Institut in Boston, Massachusetts, einen Brief nicht gerade alltäglicher Art. Die Goethe-Institute, deren es in den Vereinigten Staaten zehn gibt, sind überaus nützliche kulturelle Sendboten, parallel zu den deutschen diplomatischen Botschaften und Konsulaten. Warum der erwähnte seltsame Brief nur in Boston eintraf und nicht auch bei einem anderen Institut, wissen wir nicht und wusste offenbar auch nicht die Redaktion der "Zeit"; vielleicht liegt es an der Unzuverlässigkeit eines Computers, der mit der Abfertigung dieser Briefe beauftragt war.

Der Brief war adressiert an "Mr. Goethe, 170 Beacon Street, Boston" und lud den Adressaten ein, nach Washington zu kommen und sich einem "republikanischen Zirkel" anzuschliessen. Der Unterzeichner dieses Briefes, Senator Dole aus Kansas, Vorsitzender der republikanischen Senatsfraktion, versuchte "Mr. Goethe" zur Annahme des Angebots zu bewegen; er würde, wenn er ja sage, sich "grosse Verdienste um die Zukunft unseres Landes erwerben", denn dieser "Zirkel" mache sich ernste Gedanken um die Zukunft; er würde auch in Washington zahlreiche Einladungen zu Dinners in den Häusern führender republikanischer Persönlichkeiten erhalten. Der in herzlichem Ton gehaltene Brief des Senators schloss mit den Worten: "Meine Frau Elizabeth (bekanntlich als Verkehrsminister Mitglied von Präsident Reagans Kabinett) und ich freuen uns, Sie bei uns zu begrüssen zu können".

Der Senator erhielt, trotz seiner aufrichtigen Bemühungen, keine Antwort. Darum folgte dem Schreiben einige Zeit später ein zweiter Brief nach, noch herzlicher als der erste, unterzeichnet von einem anderen republikanischen Senator, John Heinz aus Pennsylvania, — der, da er einer deutsch-amerikanischen Familie entstammt, eigentlich besser Bescheid wissen sollte: "Lieber Goethe", so lautete die formlose und persönliche Anrede, "wir bedauern zutiefst, dass Sie auf den Brief meines Senatskollegen Bob Dole noch nicht geantwortet haben; vermutlich waren Sie zu beschäftigt, um sich die Zeit dafür zu nehmen... Darum mache ich mir Sorgen und möchte Sie noch einmal bitten, der Einladung zu unserem Zirkel Folge zu leisten. Ich füge diesem Brief auch die Kopie eines Textes von Präsident Reagan an, der die Ernennungen zu dem "inneren Zirkel" betrifft. Deswegen sollte Ihre Antwort nicht aus Versehen oder Nachlässigkeit hinausgezögert werden... Und, Goethe (!!!), ich weise ausdrücklich darauf hin, dass die Mitgliedschaft bei uns auch eine Einladung in das Haus von Vizepräsident Bush einschliesst; er wie auch seine Frau werden sich sehr freuen, Sie kennenzulernen ... Meine Frau Teresa und ich lassen grüssen usw., Ihr John Heinz".

Diesmal kam eine Antwort an den Senator; irgendein Spassvogel hatte einen Brief in die Schreibmaschine diktiert: "Ich war bekanntlich ein grosser Verehrer der Vereinigten Staaten, wie mein Gedicht: 'Amerika du hast es besser als unser Kontinent, das alte, hast keine verfallenen Schlösser, und keine steinernen Basalte' ja bezeugt. Aber vermutlich erhielt ich nicht deswegen Ihre Einladung, sondern weil ich jahrelang der sehr konservative Staatsminister eines freilich nur kleinen Ländchens war, Sachsen-Weimar, dessen Landesherr mich freilich davongejagt hätte, wäre innerhalb von vier Jahren das Staatsdefizit verdoppelt worden... Aber da ich seit 153 Jahren tot bin, sehe ich mich nicht in der Lage, eine Reise nach Washington finanzieren zu können... Ich verbleibe mit freundlichen Grüssen und allen guten Wünschen für Sie selbst, Ihre Gattin und Ihre Partei, Ihr Johann Wolfgang von Goethe".

Die Redaktion der "Zeit" behauptet nicht, dass der "Liebe Goethe" darauf noch einen weiteren Brief erhalten hat; aber auch so hat die Glosse in dieser vielgelesenen Zeitschrift praktisch in ganz Deutschland eine Welle von Gelächter ausgelöst und vermutlich den Respekt vor den prominenten Briefschreibern nicht gerade gesteigert. Aber natürlich darf man das wichtigste nicht vergessen: woher soll ein blöder Computer, der mit den Einladungen zum "Zirkel der Republikaner" betraut ist, wissen, wer jener Herr Goethe ist, der offenbar, laut Telefonbuch, im Hause 170 Beacon Street in Boston wohnt und dort sein Büro hat?

Viel bedenklicher ist freilich, dass auch der zweite Brief die Dummheit des ersten nicht korrigiert hat. Selbst wenn man leider unterstellen muss, dass auch der zweite Brief von demselben Computer in Serienfabrikation verschickt wurde, muss man sich doch fragen, ob denn niemand, keine einzige Menschenseele, die Empfängerliste dieses wichtigen Briefes, der die Namen der prominentesten Funktionäre unseres Landes enthält, überprüft hat. Wenn man genügend über diese Dummheit gedacht hat, bleibt doch eine tiefe Trauer über die Ersetzung des menschlichen Gehirns durch den seelenlosen Computer.

H.St.

Angelpunkte der Exilliteratur-Forschung

Autoren schreiben im Lager

Dokumente zur britischen Internierungspolitik im Zweiten Weltkrieg

Nach rund 45 Jahren ist die Erinnerung an die traumatischen Erfahrungen vieler Emigranten in England noch nicht verblasst. "Es waren Tage fürchterlicher Spannung nach dem Fall von Frankreich 1940", sagt die in London lebende 84jährige Witwe eines deutschen sozialdemokratischen Redakteurs der Weimarer Zeit. "Aus Furcht vor Nazispionen verhafteten die Engländer damals blindlings viele ihrer besten politischen Freunde. Es war die Angst vor der sogenannten Fünften Kolonne".

Die springlebendige alte Dame fügt hinzu: "Gewiss, wir Emigranten haben die Pa-

Richard Friedenthal

nikstimmung der Engländer begriffen. Wir kannten ja viel besser als sie die Nazis, ihre Mentalität und ihre Methoden. Und nun ja, Krieg ist eben Krieg, und da kann man die Dinge nicht mit den Maßstäben normaler Zeiten messen. Dennoch: die damalige Internierung vieler politischer Flüchtlinge aus dem Hitlerreich ist kein Ruhmesblatt für die englische Demokratie".

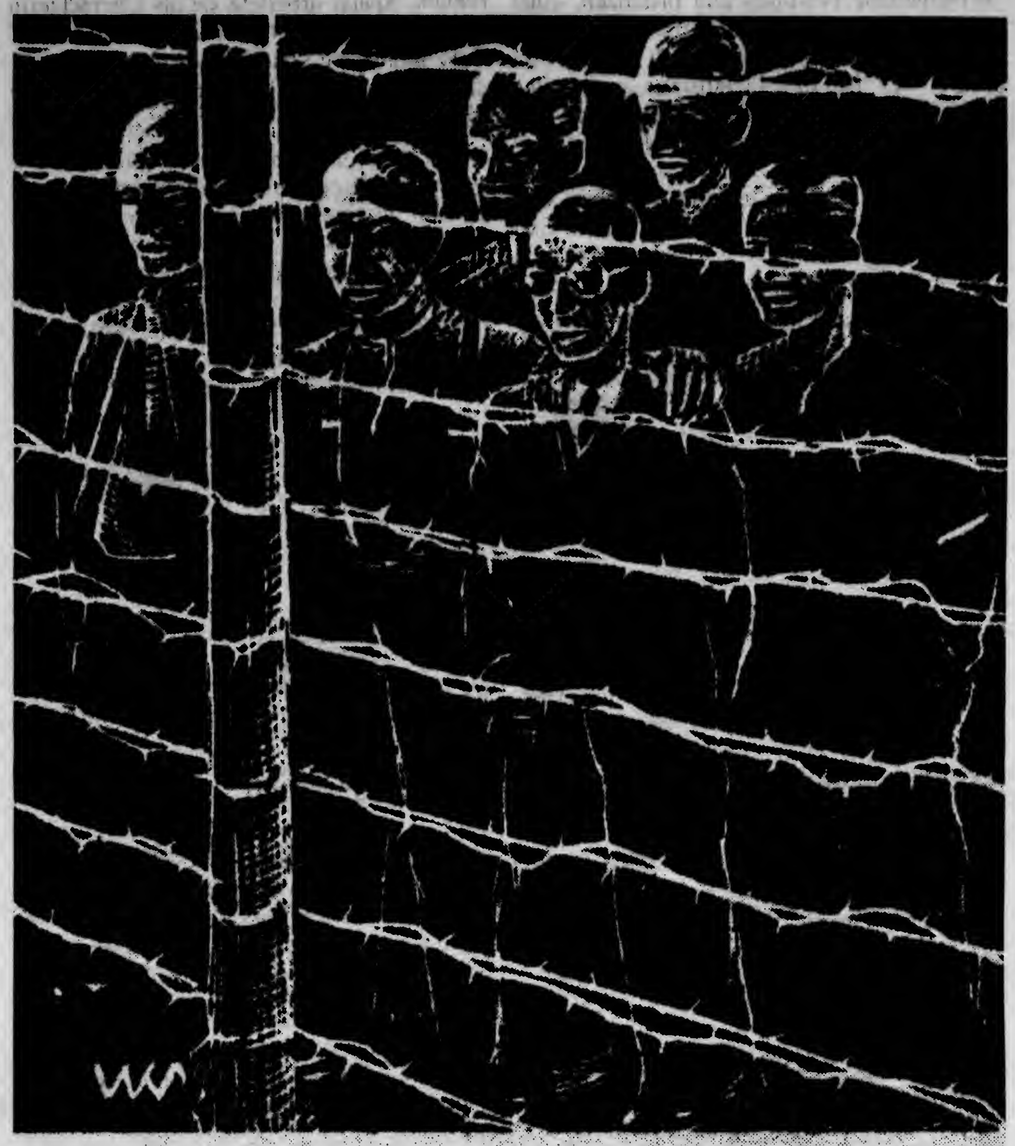
Der Mann meiner Gesprächspartnerin war im Sommer 1940 interniert worden. Briefe an das britische Parlament führten zu einer relativ frühen Entlassung Weihnachten 1940. Und später — Ironie jener Tage! — wurde der ehemalige Häftling als Anti-Nazi-Spezialist ein geschätzter Mitarbeiter im Political Intelligence Department des britischen Kriegsministeriums.

Bereits am 11. Mai 1940 hatte das britische Kabinett unter Churchills Vorsitz beschlossen, alle männlichen Ausländer von 16 bis 60 Jahren internieren zu lassen. Bis Anfang Juli 1940 waren 27.000 Flüchtlinge verhaftet worden.

Ein grosser Teil der englischen Presse billigte die Internierungen. Merkwürdigerweise tat dies auch ein prominenter Emigrant, der frühere führende Theaterkritiker Berlins, Alfred Kerr ("die Nazis verkleiden ihre Spione oft als Auswanderer", erklärte er). Aber Stefan Zweig sprach für die Mehrheit der Flüchtlinge: man habe diesen geradezu ein "Nessushemd" des Hasses übergestreift. Und der grosse britische Autor H.G. Wells war nicht weniger deutlich ("Skandalöse Misshandlung der Anti-Nazi-Ausländer... Ich glaube, dass es sich hier im Kern um bewusste faschistische Sabotage handelt"). Die Proteste gegen die Masseninternierungen wurden schliesslich so laut, dass die Regierung Churchill ihre Einstellung stufenweise immer mehr moderieren musste. Mitte Januar 1941 waren 8.700 der Internierten entlassen.

Diese Fakten finden sich in einem neuen Buch, Michael Seyferts *Im Niemandsland* (Verlag: Das Arsenal, Berlin, 248 Seiten). Die Studie ist durch umfassende Recherchen unterbaut und überaus klar geschrieben (wie wohltätig setzt sich ihr Stil von einem gewissen neudeutschen Soziologen- und Germanisten-Kauderwelsch ab!). Der Untertitel des Werks lautet: "Ein unbekanntes Kapitel der Kulturgeschichte des Zweiten Weltkriegs". Dank der brillanten Arbeit Seyferts ist es jetzt nicht mehr unbekannt.

Natürlich, das macht Seyfert deutlich, waren die Internierungslager in England und auf der Isle of Man (ebenso wie jene in Kanada und Australien, wohin viele Flüchtlinge deportiert worden waren) keineswegs auch nur entfernt mit den Nazi-Konzentrationslagern zu vergleichen. Physische Ver-



Titelblatt einer englischen Prostestbroschüre gegen die Masseninternierung der Flüchtlinge.

hältnisse und Verpflegung waren im allgemeinen durchaus tolerabel, und die Häftlinge hatten die Freiheit, zu lernen und zu lehren. Es gab Kabaretts, Theateraufführungen, Konzerte, Rezitationen und Lagerzeitungen (typisch die Worte Robert Neumanns auf der Titelseite der *Mooragh Times*: "Wir wünschen dieser Zeitschrift ein kurzes Leben. Sie sterbe bald, mit ihrem Anlass").

Kurt Schwitters schuf im Lager Porträts von Mitgefangenen und Wachoffizieren. Der Stuttgarter Fred Uhlmann zeichnete, fertigte Linolschnitte, schrieb Gedichte und führte ein Tagebuch (beides bisher unveröffentlicht).

Die Lyrik gedieh in allen Lagern. Manchmal war sie parodistisch, wie in Cony Weils Heine-Anlehnung:

Ich weiss nicht, was soll das bedeuten,
dass ich im Camp noch sitz';
ich bin hier seit uralten Zeiten,
und werd' und werd' nicht released.

Ein Dichter blickt sehnsüchtig und neiderfüllt auf die Möwe:

Oh! that the sea-bird's wings were mine!

Ein anderer artikuliert britischen Superpatriotismus:

Free, free, free we shall be...
One, two, three cheers for thee,
Thou British Commonwealth.

Richard Friedenthal dagegen, auf der Isle of Man festgehalten, äussert tiefe Resignation:

Auf einer Insel sind wir hier gefangen,
vom Land vertrieben und im Meer verloren,
umzäunt mit Draht und galgenhaften Stangen.

Während seiner Internierung begann Richard Friedenthal, der später als Goethe-, Luther- und Karl-Marx-Biograph weit bekannt wurde, seinen 1956 veröffentlichten Roman *Die Welt in der Nußschale*, der von Seyfert in einem besonderen Abschnitt des Buchs gewürdigt wird. Unter der Rubrik "Texte aus den Camps" erscheint als Erstveröffentlichung eine Skizze Friedenthals, die mit spielerischem Humor das wild Deutsch mit Englisch mischende Lager-Vokabular schildert. "Ich versuche immer wieder", bemerkt Friedenthal, "mich von dieser Terminologie schon rein sprachlich zu emanzipieren. Im Künstler-Café schlug ich vor Weihnachten vor, die beiden Worte release und Weihnachten zu bannen. Man stimmte zu. Schwitters aber fragte, ob man nicht wenigstens Rehnachten und Weihlease sagen dürfe".

Das Buch erweckt den Wunsch, eine Anthologie des Lagerschrifttums im Druck zu sehen.

Will Schaber

PETER TUMARKIN
FINE BOOKS, INC.
310 EAST 70 ST., NEW YORK, N.Y. 10021
(212) 737-8783
KAUFT GEGEN SOFORTIGE BARZAHLUNG
ALTE UND SELTENE BÜCHER
aus allen Gebieten
DEUTSCHE LITERATUR IN ERSTAUSGABEN
und WERTVOLLE ILLUSTRIERTE BÜCHER
des 16.-19. Jh.

Adressenänderungen

Für die ununterbrochene Lieferung des *Aufbau* müssen Adressenänderungen mindestens vier Wochen vor Inkrafttreten schriftlich unserer Vertriebsabteilung mitgeteilt werden. Bei vorübergehenden Änderungen erheben wir eine Bearbeitungsgebühr von $5,00 für die Zustellung innerhalb der USA, im restlichen Ausland $10,00 für den Zeitraum von je zwei Monaten. Vorübergehende Änderungen von weniger als vierwöchiger Dauer können nicht durchgeführt werden. Permanente Adressenänderungen werden kostenlos vorgenommen. **Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, dass aus technischen Gründen, auf die wir keinen Einfluss haben, absolut keine Änderung ohne vierwöchige Benachrichtigungsfrist und/oder ohne Bearbeitungsgebühr vorgenommen werden kann. Ausnahmen leider nicht möglich.**

---------- Bitte abzutrennen ----------

***Aufbau* Circulation Dept., 2121 Broadway, New York, N.Y. 10023**

BITTE SENDEN SIE UNS DEN ADRESSENZETTEL IHRER ZEITUNG ZURÜCK.

Ändern Sie meine Anschrift wie folgt (Druckschrift erbeten):

□ **Dauernd** □ **$5,00 Scheck anbei** □ **$10,00 Scheck anbei**

Vorübergehend von: ..... bis: .....

.....

.....

State ..... Zip Code .....

Wir haben noch viele Exilierte heimzuholen

Ein fächerübergreifendes Kolloquium zur Exilforschung in Hamburg

Die Teilung Deutschlands begann im Jahre 1933; sie war also nicht erst eine Hinterlassenschaft des „Dritten Reichs", sondern schon eine unmittelbare Folge der „Machtergreifung" Hitlers. Mit diesem frappierenden Gedanken eröffnete Eberhard Lämmert ein Kolloqium zur Exilforschung, dessen Gastgeber die Deutsche Forschungsgemeinschaft war, und zwar in der Universität Hamburg, die auch die einzige institutionalisierte Arbeitsstelle für Exilforschung in der Bundesrepublik beherbergt. Von einer Art Teilung der Nation läßt sich sehr wohl sprechen, setzte doch 1933 der große Exodus der Deutschen jüdischer Herkunft und auch der demokratischen Politiker — soweit sie der Verhaftung entgehen konnten — ein, kam es doch zur Spaltung der „Kulturnation", von der ein Teil in die Verbannung gezwungen wurde.

Verhältnismäßig spät erst hat in der Bundesrepublik die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Exil zwischen 1933 und 1945 eingesetzt. Das hängt mit jenen Schwierigkeiten zusammen, denen zunächst auch die aus dem Exil zurückkehrenden Schriftsteller begegneten: mit einem eher in Abwehr sich äußernden Schuldgefühl, aber auch damit, daß im öffentlichen Bewußtsein die Einbürgerung der Ostvertriebenen das Exilproblem überlagerte, wenn nicht gar verdrängte. Um die verstreuten Ansätze zu sammeln und neue Anregungen zu bündeln, entschloß sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Einrichtung eines „Schwerpunkts Exilforschung", der zehn Jahre lang bestand (1974—1983) und sich nun, weiterhin betreut von Manfred Briegel, wieder in Einzelvorhaben verzweigt.

Ziel der Förderung ist es, das Exil — seine Voraussetzungen, Erscheinungen, Wirkungen und Folgen — fest im historischen Bewußtsein, im allgemeinen Gedächtnis zu verankern. Was geleistet wurde, ist wahrlich nicht wenig. Ein massives Fundament wurde gelegt mit dem dreibändigen „Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933", herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte in München und dem Forschungsinstitut für jüdische Immigration in New York (Walter Röder, Herbert A. Strauss), sowie mit dem dreibändigen „Handbuch der deutschen Exilpresse 1933—1945" von Lieselotte Maas. „Grundforschung" wie diese hält ihre Ergebnisse immer abrufbereit, legt aber auch Köder für neue Spezialuntersuchungen.

Beteiligt sind vor allem die Geschichts- und Kulturwissenschaften, mit Untersuchungen über emigrierte Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, Historiker, Techniker, Pädagogen oder Künstler, über das Exil der Politiker und der politischen Bewegungen, mit Arbeiten zur Literatur (etwa Hans-Albert Walters noch unabgeschlossene Geschichte der Exilliteratur), zu Theater und Musik, Rundfunk und Film. Fragen der „Literarisierung von Exilerfahrungen" (Helmut Koopmann), Probleme der Integration im Gastland oder der Rückkehr und der Wiedereinbürgerung sind nur ein paar der Themen, die sich aufdrängen.

Das Hamburger Kolloquium sollte Bilanz ziehen, wenn schon keine Abschluß-, so doch eine Zwischenbilanz. Nicht zu vermeiden war die Streitfrage, ob alle Exilierten und Exilgruppen als wissenschaftlicher Gegenstand gleichrangig zu behandeln seien, wofür als Sozialhistoriker Herbert A. Strauss plädierte, oder ob nicht auch, zumal bei der literarisch-künstlerischen Emigration, Wertungen angebracht seien. Gilt nur die Achtung vor dem Exilschicksal, kann man ein kritisches Urteil einfach beurlauben? Zitiert wurde der Satz einer Exilierten selbst, Hilde Spiels Wort über organisationsbeflissene Schriftsteller, die sich im eigenen Lande wie Dackel, im Exil dagegen wie Dobermänner fühlten. Sicherlich aber ist in der Exilforschung besonderer Takt vonnöten.

Über die Härte der Exilbedingungen und über die Praxis aller Aufnahmeländer, die Einwanderer unter Kontrolle zu halten, besteht seit langem Übereinstimmung. Um so stärker heben sich Fälle, die von den Erwartungen abweichen, oder gar die Ausnahmen ab. So sprach Klaus Voigt (Berlin) über das Exil in Italien, also einem faschistischen Land. Selbst unter Mussolinis Regierung besaßen, jedenfalls bis 1938, Juden die vollen bürgerlichen Rechte, und eine erstaunliche Liberalität machte Italien zu einem günstigen Einwanderungs- oder doch Durchgangsland für Emigranten (daß die deutsche Besetzung im Jahre 1943 die Lage vollends veränderte, versteht sich). Auch nach der Einrichtung von Internierungslagern gab es keine Zustände wie in französischen Lagern oder gar den Konzentrationslagern auf deutschem Boden. Immer wieder haben Emigranten das Fehlen jeglichen Fremdenhasses in Italien gerühmt.

Von einem Sonderfall berichtete Uwe Henrik Peters (Köln) in der Vorschau auf sein Buch zur Emigration deutschsprachiger Psychiater. Ein Drittel aller Vertreter der Psychiatrie ging ins Exil, die Gruppe der Psychoanalytiker fast ausnahmslos, weil die Nationalsozialisten die Psychoanalyse als eine jüdische Wissenschaft betrachteten und verfolgten. Aber begünstigt durch die Wirkung Sigmund Freuds, trafen die Psychoanalytiker in den angloamerikanischen Ländern auf eine „glückliche" Situation, nämlich eine ungewöhnliche Aufnahmebereitschaft. Sprunghaft stieg in Amerika die Zahl der Institute. Hier kehrte sich das Gesetz der Anpassung oder „Akkulturation", der Angleichung an die Bedingungen des Gastlandes, geradezu um. Amerikanische Fachvertreter paßten sich sprachlich den Emigranten an, denn ein Psychoanalytiker mit deutschem Akzent galt mehr.

Psychoanalytiker vor allem hatten sich mit den seelischen Folgeschäden des Exils oder der „Endlösung" (des „Holocaust") zu befassen und waren auch als Gutachter für Wiedergutmachungsanträge tätig — übrigens kaum mit Erfolg. Von einer Erschwerung der Quellenforschung auf diesem Gebiet war zu sprechen. Die Archive der Wiedergutmachungsämter sind noch nicht zugänglich, in Amerika gar droht den Akten zur Wiedergutmachung der Reißwolf.

Von der Sache her stehen bei der politischen Emigration Studien zu den verfolgten Parteien oder Gruppen im Vordergrund, so die Arbeiten über die Volksfrontbewegung und über die Sozialdemokraten im Exil (Ursula Langkau-Alex, Amsterdam), die Untersuchungen einer Mannheimer Arbeitsgruppe zum sozialistischen und kommunistischen Exil in Westeuropa oder das Buch über die deutsche Beteiligung am spanischen Bürgerkrieg, auf seiten der Republik (Petrik von zur Mühlen, Bonn).

Neu sind Forschungen zur christlichen Emigration, die Dieter Marc Schneider (München) vorstellte, zur Exilgeschichte der 1938 geschlossenen Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck, deren jesuitischem Lehrkörper in Sion (Schweiz), und des „Anthropos-Instituts" (Mödling bei Wien), dem im Kanton Fribourg Asyl gewährt wurde. Was sich hier an zwei Fallstudien zeigen ließ, war schon Gegenstand eines Symposions an der Katholischen Universität Eichstätt. Dessen Ergebnisse faßte Wolfgang Frühwald lapidar in dem Satz zusammen, es habe kein „christliches Exil" gegeben, wohl aber ein Exil von Christen, von Einzelkämpfern.

Methodische Fragen beherrschten die Schlußdiskussion. Exilforschung kann ja, bei der Verschiedenartigkeit ihrer Gegenstände, keine selbständige Wissenschaft mit eigener Methode sein; sie ist angewiesen auf die wechselseitige Ergänzung, auf etwas wie die „konzertierte Aktion" von Einzelwissenschaften. Vorschläge, sie auszudehnen auf die Insassen der Konzentrationslager in Deutschland, auf Gruppen des Widerstands oder auf die sogenannte Innere Emigration, sind problematisch, weil eben die Besonderheiten der Exilsituation fehlen, die vielfachen Spannungen zur Kultur des Gastlandes, in die der Exilierte gerät. Interessantes gerade hierzu verspricht ein Buch von Albrecht Betz (Paris/Aachen) über deutsche Schriftsteller im Frankreich der dreißiger Jahre.

Marcel Reich-Ranicki hat einmal in dieser Zeitung davor gewarnt, Exilschriftsteller und ihr Werk aus dem Zusammenhang deutscher Literaturgeschichte zu reißen und sie so erneut ins „Exil" zu verbannen. Das ist gewiß eine bedenkenswerte Mahnung, zumal bei Schriftstellern unterhalb der Bekanntheitsebene von Autoren wie Thomas und Heinrich Mann, Bertolt Brecht oder Lion Feuchtwanger. Aber auch das Umgekehrte ist richtig: Erst die genauere Beschäftigung mit ihrer Exilsituation läßt vielen Vertriebenen Gerechtigkeit widerfahren. Das demonstrierte mit ihrem Vortrag und mit einer Musikaufnahme Claudia Zenck am Beispiel des bei uns — zu unserer Schande — völlig vergessenen Komponisten Erich Itor Kahn. Wir haben noch viele Exilierte heimzuholen.

WALTER HINCK

Unbekannter Mantegna?

Heilige Familie

Einen bisher unbekannten Mantegna will das Londoner Auktionshaus Sotheby's entdeckt haben. Es handelt sich um eine Darstellung der „Heiligen Familie mit St. Johannes", die vermutlich um 1500 entstanden ist. Das Gemälde wurde in Temperafarbe auf Leinwand gemalt, später mit Ölfarbe überdeckt und noch mit einer zusätzlichen dicken Lackschicht versehen. Bisher ist unklar, ob das Bild Mantegnas jemals wieder an die Oberfläche gebracht werden kann, ohne daß das ganze Gemälde dabei zerstört wird. Sotheby's wird das Bild in seinem jetzigen schlechten Zustand bei einer Auktion in Monte Carlo am 22. Juni anbieten, um dem künftigen Käufer die Entscheidung zu überlassen, ob das Bild restauriert werden soll. dpa

Die Eröffnung des neuen Hauses für die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf am letzten Wochenende wird begleitet von einer Fülle von Publikationen und Katalogen. Werner Schmalenbach, der Direktor des Hauses, edierte und schrieb das Hauptwerk, einen Katalog des Museumsbestandes. Die rund hundertundachtzig Bilder werden in einem fortlaufenden Text behandelt, der zum Teil ältere Kataloge repetiert, aber eine Fülle von Vergleichsbeispielen heranzieht (Prestel Verlag, an der Museumskasse 48,— Mark). Hinzu kommen zwei Veröffentlichungen Schmalenbachs zu den beiden Spezialsammlungen des Hauses. Die 88 Werke Paul Klees, 1960 aus der Sammlung Thompson in Pittsburgh erworben, werden samt der später hinzugekauften vier Bilder gleichfalls in einem beschreibenden Text vorgestellt (Prestel Verlag, 28,— Mark). Schließlich ist Schmalenbachs Monographie über Julius Bissier von 1974 in einer neuen Ausgabe erschienen, die freilich nur peripher das Bissier-Vermächtnis für das Düsseldorfer Museum von 1968 berührt (DuMont Verlag, 38,— Mark). Unsere Abbildung gibt ein Gemälde der Klee-Sammlung aus dem Jahre 1937 wieder: „Schicksal eines Kindes".

Bilder für Bilder und optische Musik

Zeichnungen von Richard P. Lohse und Camille Graeser in Zürich und Winterthur

ZÜRICH, im März

Eine Kette von Zufällen hat zwei Ausstellungen zusammengebracht, die thematisch gleich sind, aber weit auseinandergehen, was Konzept, Darstellung und vor allem künstlerische Haltung betrifft. Das Kunstmuseum Winterthur zeigt eine kritische Auswahl des zeichnerischen Werkes von Camille Graeser (1882—1980), im Graphischen Kabinett des Zürcher Kunsthauses stellt sich Richard P. Lohse (geboren 1902) als Zeichner vor. Vergleichen kann man die beiden Veranstaltungen kaum, dafür aber wieder feststellen, daß die konstruktive Kunst als Gesinnung offen für Analytiker, Generalisten, ja sogar Poeten ist. Nur eines duldet sie nicht: geistige Basteleien. Eine sehr aktuelle Lektion für frisch gebackene Post- und Neokonstruktivisten und eine inspirierende Fundgrube für die Kunstwissenschaft, die sich bis jetzt kaum Gedanken über die rationale Zeichnungsweise machte.

Lohse, der Erfinder und Begründer der „Modularen und seriellen Ordnungen", hat einige Zeichnungen als Dokumentationsmaterial in der 1973 erschienenen Werkmonographie (DuMont Verlag) veröffentlicht, aber er hatte sie nie in der Schweiz ausgestellt. Auch galten die Arbeiten auf Papier lange als verschollen, erst „ein Fund im alten Kasten", so Lohse, hat sie wieder ans Tageslicht gebracht. Für die Premiere im Kunsthaus hat Richard P. Lohse über siebzig Blätter aus den Jahren 1935 bis 1985 ausgewählt, die thematisch für seinen bildnerischen Kodex stehen. Rein optisch geht von diesen Zeichnungen eine ungewöhnliche Intimität aus, die nur bedingt mit dem Kleinformat und der „weichen" Farbstift-Technik zu tun hat. Sogar die völlig nüchterne Art „historische Rückblick" wird manchmal mit neuen Zeichnungen konfrontiert, die sich ganz selbstverständlich in den logischen Aufbau als Einheiten in die Einheitlichkeit einfügen: Lohse, ein reifer Maler mit einem systematischen Früh- und Spätwerk.

Auf billigem Papier zeichnet er mit Farbstiften „Bilder" für Bilder. Wenn er sorgfältig die kleinsten Quadratflächen auf dem Quadratraster ausfüllt oder die von dem Farbkreis bestimmten Farbwerte nur andeutungsweise in schnellen Strichen „skizziert" oder diese mit Zahlen ausdrückt, ist für ihn die Richtigkeit seines Systems wichtiger als ästhetische Reize.

Maßgebende Bildformationen von der „Fuge" (1945) bis zu den „Seriellen Reihenthemen" für die Kasseler documenta 1982 finden in den Zeichnungen ein Vis-à-vis. Wer Lohses Bilder nur als ein malerisches Ganzes aufnimmt, ohne ihre Kombinatorik verstanden zu haben, wird nochmals gründlich belehrt, wie eine Gruppe zur Serie wird, wieviel Bezugsmöglichkeiten ein in die Bildordnung fest eingegliedertes Einzelelement hat und welche „Sprünge" gestattet sind. Schließlich führt der Farb-Feldherr den Besucher auf die „Entwicklungslinien 1943—1986", ein sich stets erweiterndes ideologisches Substrat seines Schaffens, welches unmißverständlich festhält: „Es gibt keine Definition der Ästhetik ohne Definition ihrer gesellschaftlichen Basis. Das serielle Prinzip ist ein radikales Demokratieprinzip."

Die erste und letzte monographische Zeichnungsausstellung bestritt Camille Graeser 1949 in der Mailänder Buchhandluig Salto. Später wurden nur kleine Werkgruppen im Zusammenhang mit den Bildern publiziert. Die damaligen Mißverhältnisse der Kunstszene zwangen den auch sonst sehr selbstkritischen Graeser in eine beinahe ängstliche Bescheidenheit. Das Frühwerk, behauptete er mit bedeutend-unschuldigem Lächeln, ging entweder verloren oder wurde vernichtet, bevor er 1933 fluchtartig Deutschland verließ. Sein Nachlaß dagegen verbirgt manche Überraschung: 300 autonome Zeichnungen, in einem Œuvrekatalog bearbeitet, dienen als Grundlage für die Winterthurer Retrospektive, die anhand von 75 Arbeiten den schöpferischen Werdegang der Jahre 1913 bis 1973 rekonstruiert. Die Präsentation ist sinngemäß auf das „deutsche und „zürcherische" Kapitel geteilt, die sich durch die innere Logik des Lebenswerkes ergänzen.

Schon von der Ausbildung her an der Kunstgewerbeschule Stuttgart bei Bernhard Pankok war Graeser ein Zeichner, der dieses Medium strikt „klassisch" verstand und das „Handwerk" bis in die feinsten Nuancen beherrschte. Skizzen oder Bilderentwürfe, die es bei ihm haufenweise gibt, schließt der Purist aus dem Werk aus und läßt nur selbsttragende, definitive Realisationen zu, die dem Charakter des Mediums entsprechen. Folgerichtig entscheidet er sich auch für die „härtesten", schwierigsten Ausdrucksmittel — Tusche und Aquarell —, die keine zusätzlichen Korrekturen oder „Verbesserungen" ermöglichen.

Der junge Graeser geht von einer räumlich reduzierten Expressivität aus, liebt Kandinsky, begreift als Privatschüler von Adolf Hölzel viel von dem Abstrahierungsprozeß. Dennoch wechseln sich bis in die vierziger Jahre rationale Abstraktionen mit figurativen Tendenzen ab, welche in der formalen Umsetzung Anhaltspunkte zu seinen Generationsgenossen Oskar Schlemmer und Willi Baumeister enthalten. Eine sehr individuelle Auseinandersetzung mit dem Kubismus, welche 1916 beginnt, bringt ihn sukzessiv zu seinem Wunschziel, der „Form ohne Ornament". Graeser will „konstruieren und messen, nach dem Goldenen Schnitt arbeiten", klärt die Verhältnisse zwischen Raum und Fläche und baut seine Zeichnungen wie Möbelstücke von Flächen zu Kanten.

Erst diese Dimension dinglicher Wahrheit öffnet die Dimensionen zum genuin konstruktiven Zeichnen. Der reife Graeser bereinigt radikal die Gestaltungsmethode und zeichnet ausschließlich mit Reißfeder und Lineal. Den Arbeitsmitteln nach sollten die Zeichnungen äußerst kühl wirken, entfalten sich aber in einer beneidenswerten Serenität und wohltuenden Luftigkeit, von rationalistischem Schweiß und Krampf keine Spur. Die Perfektion erscheint als Voraussetzung einer gültigen Mitteilung, die mittels Worten objektiv beschreibbar ist, bildnerisch aber auf Gesetzmäßigkeiten reiner Empfindung gründet. Die gestalterischen Operationen, Progressionen und kombinierten Teilungen lassen sich zwar nachträglich berechnen, sind aber nur Mittel für die ästhetische Botschaft: Graeser selbst vergleicht sein „streng logisches Schaffen" mit „optischer Musik".

Während der vierziger Jahre gelangt seine konstruktive Phantasie zu einer luziden Klarheit. Aus elementar geo-

Jüdisches Kulturzentrum

sten sei jedoch abgelehnt worden mit dem Hinweis, sonst müßten auch die

Jahresversammlung der *Gesellschaft für Exilforschung*

Die *Gesellschaft für Exilforschung*, die vor kurzem ihre Mitgliederversammlung in Frankfurt abhielt, stellt sich ausdrücklich dem Versuch entgegen, mit Phrasen ("Gnade der späten Geburt") die Geschichte und ihre Verpflichtungen wegzureden. Als Organisation, die die verschiedenen Formen der Exilforschung in der Bundesrepublik koordinieren könnte, betreibt sie notwendige Gedächtnisarbeit.

Die bedeutenden kulturellen Leistungen der zwischen 1933 und 1945 Vertriebenen in den Bereichen Literatur, Kunst und Wissenschaft sollen im Kontext ihrer oft erbärmlichen Entstehungsbedingungen untersucht und möglichst umfassend wieder zugänglich gemacht werden. Das gerade zum vierten Mal erschienene Jahrbuch *Exilforschung* zeigt beeindruckend die Resultate dieser interdisziplinär angelegten Arbeit. Der daneben ebenfalls von der Gesellschaft herausgegebene *Nachrichtenbrief* dokumentiert die Vielfalt der Initiativen und Veranstaltungen zum Thema.

Einblicke in laufende Forschungsvorhaben bildeten auch den Schwerpunkt der diesjährigen Jahresversammlung unter Leitung von Ernst Loewy. In einer sehr gut besuchten öffentlichen Abendveranstaltung bot Karsten Witte eine Analyse von Werken Siegfried Kracauers. Er präsentierte eine Lesart, die in den Texten Kracauers Weg ins Exil aufscheinen liess.

Im Gebäude der Deutschen Bibliothek wurden in 16 Kurzberichten laufende Projekte vorgestellt. Die Spannweite ist gross: neben Länderstudien gibt es biographische Forschungsvorhaben und Untersuchungen zur Exilpresse sowie zur Soziologie des Exils. Die Fragen sind nach Abschluss einer Phase der Grundlagenforschung differenzierter geworden und tragen dem Umstand Rechnung, dass es im Grund nicht ein Exil gab, sondern "viele verschiedene Exile" (so Hans Keilson, selber ein exilierter Schriftsteller, der heute als Präsident des *PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland* in den Niederlanden lebt).

Die besondere Situation österreichischer Exilschriftsteller untersucht ein Projekt am Beispiel der Niederlande. Der Frage nach der (oft auch bewusst verweigerten) Akkulturation der Emigranten in den Gastländern gehen Studien nach, die sich mit dem Exil in Schanghai und Mexiko befassen.

Die Besonderheiten des jüdischen Exils wurden in verschiedenen Projekten skizziert. Unter den Resultaten einer Forschungsreise durch Lateinamerika zeichnet sich ab, wie sehr gerade die jüdischen Flüchtlinge ihre Bindung an Mitteleuropa, an Sprache und Kultur ihres Herkunftslandes bewahrten. Auf ähnliche Abgrenzungen gegen das Gastland stösst auch ein Pariser Forscher, der das jüdische Exil in Frankreich bearbeitet. Studien zur bibliographischen Erschliessung des *Pariser Tageblatts* sowie zur Strategie der Literaturkritik in dieser Zeitung stehen im Vordergrund der Arbeit einer anderen Pariser Forschungsgruppe.

Berichte von Verlegern über die Schwierigkeiten, Neuauflagen von Exilliteratur beim Publikum durchzusetzen, und Hinweise auf internationale Symposien zum Thema rundeten das Bild eines höchst lebendigen und bedeutsamen Forschungsgebiets ab, in dem es an Ideen und Plänen nicht mangelt, wohl aber oft an Geld.

Heribert Seifert

Westliche Dekadenz beim östlichen Bruder

...ter Gorbatschow

Das Ende der Emanzipation

Jüdisches Leben in Deutschland 1918–1943

May 29, 1987

Walter Grab / Julius H. Schoeps (Herausgeber): Juden in der Weimarer Republik. Studien zur Geistesgeschichte, Band 6. Burg Verlag, Stuttgart und Bonn 1986. 386 Seiten, 38 Mark.

Arnold Paucker (Herausgeber): Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany 1933–1943 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, 45). Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1986. 426 Seiten, 98 Mark.

Hundert Jahre etwa nach Erlaß der Emanzipationsedikte war das Ziel erreicht: In der Weimarer Republik hatten die Juden die volle rechtliche und soziale Gleichberechtigung; sie waren Deutsche wie die anderen. Niemand konnte sich vorstellen, daß nach 1933 innerhalb von zehn Jahren dieser Zustand verschwunden, die Emanzipation rückgängig gemacht sein würde, die Juden bedroht waren, Heimat und Leben zu verlieren. Wenig wissen wir bisher, wie die Betroffenen Duldung und Anerkennung, dann Ausschluß durch die Gesellschaft erlebten, ob und wie sie auf den Umschlag reagierten und ihre Aussichten für die Zukunft einschätzten.

Zwei Tagungen haben dieses Thema in den letzten Jahren aufgenommen, die eine 1984 in Arnoldshain, veranstaltet von den Universitäten Duisburg und TelAviv, die andere 1985 in Berlin, veranstaltet vom Leo-Baeck-Institut, das in Jerusalem, London und New York wirkt. Die Vorträge liegen nunmehr im Druck vor.

Die Substanz des Buches über die Juden in der Weimarer Republik besteht aus 13 Aufsätzen über Personen: über die Schriftsteller Wassermann, Döblin, Kisch und Rudolf Frank, die Philosophen Nelson, Jonas Cohn, Theodor Lessing, zwei jüdische Religionswissenschaftler (Franz Rosenzweig, Gershom Scholem), einen Geschäftsmann (Epstein), einen Verleger (S. Fischer), den linkssozialistischen Politiker Paul Levi und den Beamten Bernhard Weiß, Vizepolizeipräsident von Berlin. Die Lebensbilder sind recht interessant; für die Fragestellung nach dem Selbstverständnis der Juden während der Weimarer Republik geben die meisten nichts her. Die Identität fast aller läßt sich nicht einmal (wie bei der Tagung vorgeschlagen) mit „Doppelzugehörigkeit" fassen, denn sie hatten sich so weit von ihrem Herkommen und der „Schicksalsgemeinschaft" gelöst, das sie sich schlicht als Deutsche empfanden. Am sinnfälligsten wird die Schwierigkeit – selbst unter den denkbar günstigsten Umständen Weimars – beim Vergleich zwischen Rosenzweig und Scholem, den Michael Brocke anstellt. Beide wollten die Erneuerung des jüdischen Glaubens, beiden erwuchs sie aus der schriftlichen Überlieferung. Aber während Rosenzweig sich dadurch in seinem „Deutschjudentum" bestätigt fühlte, ist es Scholem gewiß, daß Judentum nur „drüben", in Palästina, wieder lebendig werden könne. Ein frommer Jude konnte also entweder Deutscher oder Zionist sein und nur sich auf dem rechten Wege sehen.

In dem Buch über die Juden im nationalsozialistischen Deutschland wird mit geschichts- und sozialwissenschaftlichen Methoden versucht, den Überlebensstrategien der bedrohten Minderheit nahezukommen. Es besteht aus den 12 Hauptreferaten der Tagung und etwa 10 ihnen zugeordneten Fallstudien. Die Hälfte der Beiträge ist in englischer Sprache mit (allzu) kurzer Zusammenfassung in Deutsch abgedruckt. In einem Rückblick auf die zwanziger Jahre, als die Juden sich „in Deutschland zu Hause" und als Bürger der Republik fühlten, wird besonders die seit Generationen vererbte Anhänglichkeit an das Geburtsland, werden aber auch die verschiedenen Weisen der Verteidigung gegen den zunehmenden Antisemitismus herausgearbeitet, zu denen eine Umorientierung zur politischen Linken hin gehörte.

Die Teile „Entrechtung" und „Vernichtung" enthalten Darstellungen zu den wichtigsten Aspekten jüdischen Lebens unter dem Hakenkreuz: zur Selbstverwaltung und zur Reichsvereinigung der Juden, zum wirtschaftlichen Existenzkampf und zur Sozialfürsorge, zur Jugend und zur Erziehung, zu den unterschiedlichen Reaktionen auf die Verfolgung bei Männern und Frauen (die ein besseres Gespür für die Gefahr hatten und darum eher für Auswanderung waren), zum jüdischen Kulturbetrieb und zur „Judenfrage" in der deutschen öffentlichen Meinung. Unter den Fallstudien geben die über die orthodoxen und ausländischen Juden, über Juden auf dem Lande in einem fränkischen Bezirk, über die Sportvereinigungen und den jüdischen Pfadfinderbund „Haschomer Hazair" als gut gelungene Momentaufnahmen unmittelbaren Zugang zu der aus Demütigung und Selbstvertrauen gemischten Alltagswirklichkeit.

Selbsthilfe, kulturelle Autonomie, „Muskeljudentum"

In seinem Schlußwort meint Peter Gay, daß im Verlauf der Tagung Vielschichtigkeiten und Widersprüche zutage getreten seien. Diese Merkmale wird die Diskussion über das Thema Juden unter dem Nationalsozialismus sicher lange behalten. Strittig ist schon, ob die „Entjudungspolitik" der Nationalsozialisten geradlinig auf die Vernichtung hinauslief oder ob die Diskriminierung und Verdrängung keinem festen Plan folgte, die „Endlösung" eher das Ergebnis einer ungesteuerten Radikalisierung und Brutalisierung während des Krieges gewesen ist. Reinhard Rürup hat auf der Tagung den Standpunkt eingenommen, daß es zwar keinen umfassenden und konkreten Aktionsplan gab, daß aber auch von vollständiger Planlosigkeit der antijüdischen Maßnahmenpolitik nicht die Rede sein könne. Er nennt die Art des Vorgehens der Nationalsozialisten eine kalkulierte Improvisation und stellt entgegen gängigen Forschungsmeinungen vom relativen Mißlingen der Judenpolitik in den dreißiger Jahren fest, daß es dem Regime bis zum Kriege in einem atemberaubenden Tempo gelungen sei, seine Ziele zu verwirklichen.

Ähnlich kontrovers wird das Verhalten der Juden diskutiert. – Eine Seite wirft ihnen vor, daß sie sich ohne weiteres unter dem Ausnahmezustand einrichteten, die andere stellt dagegen die erbrachten Leistungen. Herbert A. Strauss sieht in der bewahrten Autonomie der jüdischen Gemeinden eine solche Leistung. Er versteht diese Autonomie als Gemeinschaft, die frei von Verfolgungsdruck erfahren werden konnte. Erst 1938 wurde der juristische Status der Gemeinden als Körperschaften öffentlichen Rechts aufgehoben. Bis dahin bestand die Tradition der Staat-Kirche-Beziehung wie in Weimar fort. Die nationalsozialistischen Machthaber verhielten sich sogar korrekt und mischten sich nicht in die innere Organisation jüdischen Lebens ein. Da nicht alle hätten emigrieren können, sei die Erhaltung des Judentums „eine Komponente seines Lebenswillens" gewesen. Zum Lebenswillen gehörte auch, daß es den Juden gelang, parallel zur völligen Verdrängung aus dem deutschen Wirtschaftsleben bis 1938 so etwas wie einen eigenen jüdischen Wirtschaftssektor aufzubauen. Noch eindrucksvoller ist der Ausbau der jüdischen Selbsthilfewerke, deren Kosten fast ausschließlich von den deutschen Juden alleine getragen wurden.

Eine große Vitalität entfaltete man auf dem kulturellen Sektor: Juden schrieben, spielten Theater, machten Musik, malten – alles nur für Juden. Um die Massenkultur kümmerten sich jüdischen Gruppen und Vereine. Sportlich etwa strebte man danach, Olympiareife zu erreichen, hielt sich doch lange das Gerücht, daß jüdische Sportler 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin dabeisein würden. Dieses „Muskeljudentum", wie Spötter es nannten, stand in eigentümlicher Nähe zu der von den Nationalsozialisten forcierten körperlichen Ertüchtigung. Überhaupt weisen viele Einstellungen und Handlungen überraschende Wesensverwandtschaften mit denen der nationalsozialistischen Rechten auf: so etwa die Pflege des Fronterlebnisses durch den Verband der jüdischen Kriegsteilnehmer, die bündischen Ideale der Jugendgruppen, die im „Haschomer Hazair" schon die totale Verpflichtung des Jugendlichen einbegriff, sogar der Drang nach einer eigenen „nationalen Erhebung" ist hinter den vielfältigen Aktivitäten spürbar.

Über das Verhalten der Juden, die in Deutschland blieben, hat es auf der Tagung unterschiedliche Urteile gegeben. Es dürfte auch weiter unumstritten bleiben, ob Trägheit, Bequemlichkeit, Hoffnungen und Spekulationen zum Bleiben und Dulden bestimmten oder ob nicht „die deutsche Hochkultur ein wertvoller, unersetzlicher Teil ihres Lebens selbst geworden war", wie Peter Gay es andeutete, den zu verlieren undenkbar schien. Gewiß hat auch dazu beigetragen, daß der Extremismus der Nationalsozialisten wie vieler Antisemiten vorher unglaubwürdig erscheint; am meisten aber wohl die ererbte Haltung der „Selbstbehauptung im Chaos", die aus der Geschichte gewonnene Überzeugung, daß die Juden alle Verfolgungen überstehen würden.

KARLHEINZ DEDERKE

May 27 1987

Der Widerstand der Ingenieure

Wolfgang Mock: „Technische Intelligenz im Exil" – Ihre Aufnahme in Großbritanien

Trotz der Fülle an Literatur, die zum Thema „deutsche Emigration nach 1933" vorliegt, ist die Zahl der Untersuchungen, die sich mit der Erforschung des Schicksals einzelner Berufsgruppen beschäftigen, sehr gering. Wenn von Emigration oder Exil die Rede ist, denkt man zunächst und in erster Linie an die politische, literarische und künstlerische Emigration. Selten ist von den Menschen die Rede, die nicht „prominent" waren, sondern ganz „normalen" Berufen nachgingen und die aus zumeist rassischen Gründen Hitlers Deutschland verlassen mußten.

Es ist deshalb um so mehr zu begrüßen, daß jetzt im Auftrag des Vereins Deutscher Ingenieure ein Buch erschienen ist, das die „Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945" dokumentiert. Wolfgang Mock, der Autor dieser äußerst lesenswerten Studie, war schon deshalb für diese Aufgabe besonders prädestiniert, weil er als Historiker selber mehrere Jahre in England geforscht und gearbeitet hat und mit der modernen britischen Sozialgeschichte bestens vertraut ist. Auch wenn Mocks Buch nur einen schmalen Ausschnitt der deutschen Emigration zum Gegenstand hat, dürfte es nicht übertrieben sein, von einem exemplarischen Werk zu sprechen, das wichtige Hinweise auch auf das gibt, was in der Emigrationsforschung bis heute vernachlässigt wurde.

Mocks Arbeit ist allein schon deshalb von herausragendem Interesse, weil sie sich mit dem Schicksal der technischen Intelligenz befaßt, einer Gruppe, die nicht nur in der Emigrationsforschung, sondern in der historischen Literatur traditionellerweise ein Schattendasein führt. Da Ingenieure und vergleichbare Berufsgruppen als unpolitisch und überhaupt wenig auffällig gelten und da sie in der Regel nicht mit bedeutenden Werken oder sonstigen spektakulären Leistungen vor eine große Öffentlichkeit treten, ist das Interesse an ihrem sozialen Schicksal gering. Solches Desinteresse steht freilich in krassem Widerspruch zu der großen Bedeutung, die der technischen Intelligenz in entwickelten Industriegesellschaften tatsächlich zukommt. Gerade die Studie von Mock belegt eindrucksvoll die wichtige gesellschaftliche Funktion von Individuen, die „technischer Intelligenz" zugerechnet werden.

Rund vierzig Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft ist es nicht leicht, über die verstreuten schriftlichen Quellen hinaus glaubwürdige Zeugnisse zu erschließen, die über das Schicksal der zur Emigration gezwungenen deutschsprachigen Ingenieure Auskunft geben. Mock ist es gleichwohl gelungen, die Namen von insgesamt 191 Ingenieuremigranten zu ermitteln, die nach 1933 Deutschland verließen und Zuflucht in Großbritannien fanden. 38 beantworteten einen von Mock ausgearbeiteten Fragebogen, einige von ihnen wurden zusätzlich interviewt. Alles in allem konnte der Autor die Lebensdaten von 135 Ingenieuremigranten rekonstruieren. Dieses statistische Material bildet die Grundlage für Mocks Darstellung.

Der Autor geht davon aus, daß es Mitte der dreißiger Jahre in Deutschland und Österreich 250000 bis 270000 Ingenieure gab. Etwa 3000 davon, so schätzt Mock, dürften Juden gewesen sein, von denen wiederum die große Masse, rund 2500, emigrierte. Unter den 65000 deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Emigranten, die in Großbritannien Aufnahme fanden, waren nach Mocks Berechnungen zwischen 800 und 1400 Ingenieure. Deren Emigrantenschicksal ist Gegenstand des hier angezeigten Buches.

Ehe Mock die beruflichen und sozialen Umstände darstellt, unter denen die deutschsprachigen Ingenieuremigranten in England zu existieren hatten, umreißt er im ersten Teil seiner Studie die allgemeinen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, die für die Emigration so vieler Ingenieure nach England ausschlaggebend waren. Daß sich die meisten von ihnen so relativ rasch und problemlos in ihre neue Umgebung zu integrieren vermochten, begründet Mock unter anderem damit, daß in England – ganz im Gegensatz zu Deutschland – die Professionalisierung des Ingenieurberufs ziemlich spät einsetzte und daß es dort deshalb so etwas wie einen Nachholbedarf an qualifizierten Ingenieuren gab. Während in Deutschland vor allem seit der verheerenden Wirtschaftskrise, die 1929 einsetzte, der Arbeitsmarkt für Ingenieure gesättigt war, galt in Großbritannien das Umgekehrte. Mock schreibt: „Das Gefälle zwischen beiden Ländern insbesondere auf dem Arbeitsmarkt – Arbeitslosigkeit in Deutschland und Ingenieurmangel in Großbritannien – ebenso wie die Hochschätzung, die deutschen Ingenieuren vielfach entgegengebracht wurde, bilden die wichtigsten Rahmenbedingungen für die Integration deutschsprachiger Ingenieuremigranten in Großbritannien."

Schon in den Jahren der Weimarer Republik mit ihrem zunehmenden Antisemitismus war die Lage so manches jüdischen Ingenieurs oder Ingenieurstudenten in Deutschland schwierig. Noch vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung" hatte sich das politische Klima derart radikalisiert, daß es in Teilen der deutschen Industrie zu einer schleichenden „Entjudung" kam. Jüdische Hochschulabsolventen klagten darüber, daß es unmöglich sei, eine Stellung in der Industrie zu bekommen. Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, war es um die beruflichen Chancen der jüdischen Ingenieure endgültig geschehen, zumal sich die Ingenieurverbände den ideologischen Imperativen der neuen Herren sehr schnell anpaßten und den jüdischen Kollegen, von Ausnahmen abgesehen, keinen Schutz boten."

Eine erste Welle jüdischer Ingenieure verließ Deutschland bereits 1933, eine zweite folgte nach den Nürnberger Rassegesetzen, die letzte und größte 1938/39. Wer danach in Deutschland blieb, entging nur selten der Vernichtung.

Die Aufnahme von Emigranten in Großbritannien gestaltete sich nicht ohne Probleme. Anders als etwa die Franzosen verfolgten die Briten eine relativ restriktive Einwanderungs- und Asylpolitik. Die englische Regierung betrachtete die Flüchtlingsfrage aus einer reinen Kosten-Nutzen-Perspektive, wie Mock anmerkt; man nahm nur Emigranten auf, die entweder bekannte Intellektuelle oder Wissenschaftler waren oder sich als „nützliche Personen" auszuweisen vermochten. Zu dieser bevorzugten Gruppe gehörte offenbar auch die technische Intelligenz. Mock kommt deshalb zu dem Resultat, daß es die nach England geflüchteten deutschsprachigen Ingenieure alles in allem ziemlich leicht hatten, in ihrer neuen Umgebung Fuß zu fassen und beruflich wie sozial integriert zu werden.

Ohne gewisse Friktionen verlief dieser Integrationsprozeß freilich nicht. Hatte die britische Regierung im Angesicht des anschwellenden nationalsozialistischen Terrors in Deutschland Ende der dreißiger Jahre ihre Einstellung zur Flüchtlingsproblematik gelockert, so änderte sich mit dem Eintritt Englands in den Krieg gegen Hitler die Situation für die Emigranten beträchtlich. Nach der Besetzung Dänemarks, Norwegens, der Niederlande und Frankreichs durch die Wehrmacht wurden die Emigranten als eine Art „5. Kolonne" der Nazis betrachtet und massenhaft interniert. Viele Menschen, eben auch Ingenieure, verloren ihre Stellungen im Beruf und wurden als nationales Sicherheitsrisiko eingestuft. Allerdings währte diese feindselige Haltung nicht sehr lange. Die britische Öffentlichkeit erkannte rasch die Unsinnigkeit einer Politik, die technisch und wissenschaftlich hochqualifizierte Individuen aus dem Produktionsprozeß ausschloß. Unter dem Kriegspremier Churchill, der den glücklosen Chamberlain ablöste, schlug das allgemeine Klima recht bald wieder zugunsten der Emigranten um.

Im Maße, wie England seine gesamten personellen und materiellen Reserven für die Kriegführung gegen Hitler zu mobilisieren gezwungen war, gelang es den Ingenieuremigranten, sei's in ihre alten Stellungen zurückzukehren, sei's neue Positionen zu besetzen. Mit ihrem Know-how auf vielen kriegswirtschaftlich wichtigen Gebieten – Flugzeug- und Marinetechnik, Radar- und Richtfunktechnik, Energieversorgung oder auch Energieeinsparung – waren sie für das kriegführende Großbritannien unersetzlich und trugen ihren Teil dazu bei, daß der Zweite Weltkrieg, der mehr noch als der Erste ein „Krieg der Ingenieure" war, siegreich beendet werden konnte. Die berufliche Integration der Emigranten bestärkte zugleich den Prozeß ihrer sozialen Integration. Die meisten von ihnen blieben auch nach dem Krieg in England und ließen sich naturalisieren. „Der Wille zur Identifikation mit der neuen Heimat", schreibt Mock, „hatte bei den meisten Ingenieuremigranten in dem Moment der Arbeitsaufnahme, spätestens aber mit Kriegsausbruch begonnen. Viele sprachen deshalb schon damals bewußt untereinander nur Englisch."

Mocks Studie dokumentiert einen Aspekt der deutschen Emigration unter Hitler, der bis heute aus dem öffentlichen Bewußtsein weitgehend ausgeblendet geblieben ist. Man kann nur wünschen, daß dieses verdienstvolle Buch – dessen Ladenpreis allerdings bedauerlich hoch ist – weitere Untersuchungen ähnlicher Art und Qualität anzuregen vermag.

HANS-MARTIN LOHMANN

Wolfgang Mock: „Technische Intelligenz im Exil". Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945. VDI Verlag, Düsseldorf 1986. 208 S., Ln., 68,– DM.

The War Against the Jews in Fascist Italy

By Claudio G. Segre

What was Italy's experience with the Holocaust? Did the Italians, who had a long history of toleration and virtually no tradition of anti-Semitism, behave any better toward their fellow Jewish citizens (and thousands of Jewish refugees who sought asylum in Italy) than other nationalities?

A study of the period by American historian Susan Zuccotti, "The Italians and the Holocaust: Persecution, Rescue, Survival" (Basic Books, 334 pages, $19.95) and Dan Vittorio Segre's recently translated "Memoirs of a Fortunate Jew: An Italian Story" (Adler & Adler, 273 pages, $16.95) shed welcome light on a neglected corner of the war against the Jews.

In her remarkably evenhanded study, Ms. Zuccotti concludes, on the basis of archival research and dozens of interviews with survivors and rescuers, that in Italy "worthy behavior outweighed the unworthy." Nevertheless, the Holocaust in Italy was, according to her, "a twisted legacy—a blend of courage and cowardice, nobility and degradation, self-sacrifice and opportunism."

The persecution of the Jews, she makes clear, was not something imposed on Mussolini or on Fascism by the Nazis. It was an official policy, sanctioned by the Italian government; Italian bureaucrats and police implemented it, especially the vicious laws passed under the puppet Salo Republic in December 1943.

High churchmen, including Pius XII, failed to speak out clearly against persecution of the Jews; but so, for different reasons, did the leaders of the Roman Jewish community, who might have warned community members and destroyed membership lists. On the other hand, rescuers turned up in the most unlikely places. The author recounts dozens of stories of lower clergy—even chaplains in the most fanatic Fascist organizations—who sheltered Jews.

Ms. Zuccotti also explores the options available to Jews who plotted to escape the Holocaust. Was it better to seek remote villages in the countryside? (No. Local residents immediately noticed strangers.) How difficult was it to flee across the Swiss border and how much did it cost? (A lot. Guides charged from 5,000 to 9,000 lire for each individual; the average daily wage of an industrial worker in 1944 was about 45 lire.)

Fifteen percent of the Jewish population perished in camps like Auschwitz. Italian Jews had one of the highest survival rates in Europe, the author points out, for a number of reasons.

There were only 47,000 Jews in Italy at the beginning of the war, or about 0.1% of a population of 45 million. They were highly assimilated. The period of their persecution was relatively short compared with Eastern Europe. And they benefited from the war weariness of their countrymen and from Italian resentment of the German occupation.

Ms. Zuccotti tells her story fairly and carefully, without false rhetoric or sentimentality, in the tradition of the best writing about the Holocaust. The book is studded with dozens of anecdotes and stories—many of them heartbreaking, others full of ironies and black humor. Ms. Zuccotti's book will remain a standard history for years to come.

Still, readers hankering for more of the flavor of life than Ms. Zuccotti's general approach permits, can turn to Israeli diplomat and journalist Dan Vittorio Segre's memoir.

Mr. Segre (no relation to me) grew up in a highly assimilated patriotic family in the northern region of Piedmont. He was typical of the middle-class Jews Ms. Zuccotti discusses in her early chapters. He escaped the Holocaust in 1939, emigrating at the age of 16 to Palestine. There he worked on a kibbutz, then joined the British army's propaganda services division for the duration of the war.

In a brilliant and often breathtaking juggling act, Mr. Segre manages to tell his own story, provide a critical history of Italian Jewry under Fascism, offer vivid glimpses of Israel in the pre-independence period, and comment on the great moral problems of our time. He also entertains. The book is worth reading just for the humorous parts.

Mr. Segre is steeped in the learning of the Jewish sages who loved paradoxes and ironies. In this book things are never what they seem—beginning with the title, "Memoirs of a Fortunate Jew." Mr. Segre was indeed fortunate. He escaped the Holocaust in Europe and survived to build the modern state of Israel. But at what price?

Is he proud of the Jewish state he helped build and of the Jewish heritage he personally reclaimed at great sacrifice? Apparently so, but ultimately he is elusive. Most readers will wonder where he really stands as they wrestle with this prickly, disquieting, yet immensely rewarding and entertaining book.

Mr. Segre teaches history at the University of Texas at Austin.

Bookshelf

"The Italians and the Holocaust"
By Susan Zuccotti

"Memoirs of a Fortunate Jew"
By Dan Vittorio Segre

© 1987 Dow Jones & Company, Inc. All Rights Reserved.

Eric Meredith
writes bestsellers.
He also destroys people.
Tony Silver is his agent.
Has he just sold his soul to
a devil...or a genius?

WORKS OF GENIUS
A NOVEL BY
RICHARD MAREK

"**[Richard Marek's] tale of a literary agent and the evil genius of a writer** with whom his life becomes horribly intertwined ... is a kind of relationship that is new to fiction, and Marek has made it agonizingly real.... Very real suspense and dread, and page-turning readability... A thoroughly original premise and great narrative drive."
—*Publishers Weekly*

"**The president of Dutton Books, Richard Marek, exposes the 'dark side' of the publishing world** in ... a compelling and terrifying story ... Meredith is an extraordinary creation—incredibly manipulative, repulsive, and fascinating at the same time."
—*Booklist*

"**Admirable ... thoughtful and wonderfully engaging** ... Mr. Marek has written an entertaining and worthwhile story."
—*N.Y. Times Book Review*

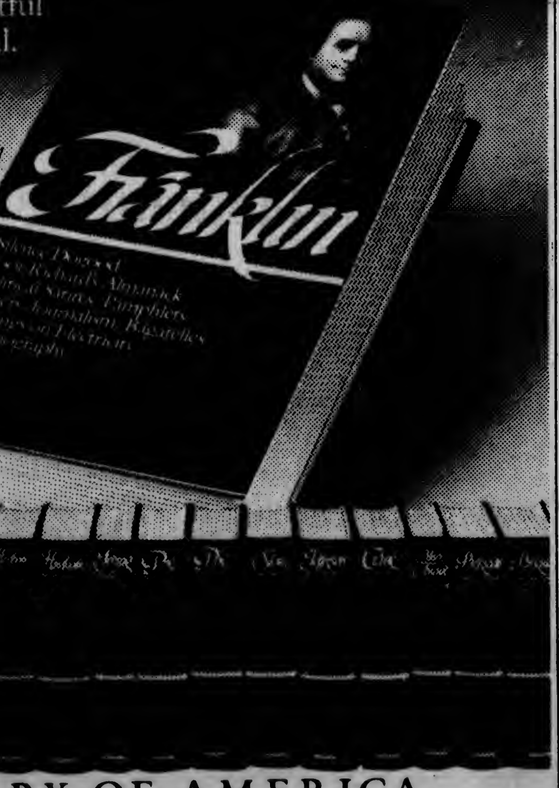
"**Marek's insight into the darker side of genius** and his knowledge of the inner works of publishing combine to make this first novel fascinating."
—*Library Journal*

"**There's hilarity, pathos and suspense** ... exceptionally original."
—*Los Angeles Times Book Review*

Atheneum
At all bookstores
An imprint of Macmillan Publishing Company

American original

Scientist, humorist, businessman, journalist, pamphleteer, statesman—the range of Benjamin Franklin's interests and achievements is reflected in his writings. And the most comprehensive one-volume collection of his work is being published by The Library of America, on the occasion of the Bicentennial of the U.S. Constitution. Included are essays and satires, personal letters, *Poor Richard's Almanack*, and the famous *Autobiography*, in a new edition based entirely on Franklin's own manuscript, bringing us the original words of a delightful American original.



37 volumes in the Library of America have been published and are available at better bookstores, or call 1-800-631-3577 to order, in NJ: 201-933-1460.

THE LIBRARY OF AMERICA
The only definitive and comprehensive collection of America's greatest writers.
Distributed by Viking Penguin. Write for free catalog:
The Library of America, 14 East 60 St., NY, NY 10022

Compliance or Resistance?

THE JEWS OF PARIS AND THE FINAL SOLUTION
Communal Response and Internal Conflicts, 1940-1944.
By Jacques Adler.
310 pp. New York: Oxford University Press. $32.50.

By Herbert R. Lottman

WHEN the Germans occupied France in June 1940, they established firm control in Paris but offered a portion of France south of the Loire to an ostensibly autonomous French regime headed by Marshal Henri Philippe Pétain in Vichy. From the beginning there was a time lag between persecution of Jews in the two zones. Vichy ideologists invented their own anti-Jewish legislation, at times broader in its application than that of the Germans, and with a different set of priorities. Many Pétainists genuinely hoped to maintain a distinction between French-born Jews, especially veterans of World War I, and the recently arrived refugees from central Europe; they also wished to keep the property of French Jews out of the Nazis' reach — because it was French property. In preparation for the Final Solution, the Nazis' experts on Jews, answering to Adolf Eichmann, used Jewish community leaders to do much of their paper work.

That is a much-simplified summary of "The Jews of Paris and the Final Solution," a book that grew out of Jacques Adler's fact-laden doctoral thesis about Nazi tactics, Vichy responsibility and the internecine conflicts that discouraged and sometimes paralyzed Jewish resistance. The duty of a doctoral candidate to tell all doesn't always coincide with a general reader's capacity for absorption, but the effort is worth it in the end. This sober, sometimes ungainly book is the first comprehensive account of what happened inside the French Jewish community.

The determination of Nazi occupation authorities to put all Jews under one umbrella was complicated by the lack of concern most French Jews — assimilated middle-class citizens — showed for the immigrants — working-class, small traders — who had found their way to France in the prewar years (only about half of the Jews in France at the war's beginning had been born in France). Mr. Adler, who teaches history at the University of Melbourne, offers a set of remarkable census tables on the Jewish population of France during the early months of the occupation (the Nazis were obviously quite thorough about such things). There were 150,000 Jews in Paris and its suburbs, of whom nearly half enjoyed what was then the shelter of citizenship. Because French Jews felt themselves to be relatively well protected by Vichy, some of the early brutal measures taken by that government didn't alarm them as much as they should have.

• • •

When the Germans and Vichy's General Commission for Jewish Affairs combined strategies to set up a single coordinating group with French Jewish leadership, men of good will could not decide whether cooperation or opposition would be the best response. Individual and organizational rivalry, above all the failure to accept the immigrant population and its representatives as equals, gave Jewish community leaders even less of a chance to protect their flock than they might otherwise have had. The U.G.I.F. — Union Générale des Israélites de France — was, willingly or not, a German tool, similar to the *Judenrat* councils introduced by the Nazis in other occupied countries; it differed from

SCHALL, PARIS

Jews in Paris under the Nazis.

them only because of the existence of Vichy, which had its own programs. It is to the author's credit that he avoids the easy charge that the U.G.I.F. officers were Nazi puppets, especially since, as the son of immigrants to France, he himself fought in the Jewish underground movement from the age of 14, after seeing his father (who was killed in Auschwitz) for the last time across barbed wire.

Mr. Adler's wide-ranging investigation — in New York and Jerusalem as well as Paris — gives this book an authority lacking in so much French-written history of World War II and its consequences — a priori history that often does not give facts a fair chance. One is reminded that the best books on contemporary France are usually written by non-Frenchmen.

FRANCE lost 25 percent of its Jewish population in the war, which means that French Jews fared relatively better than their counterparts in many other occupied European countries; the author gives some of the credit for this to Jewish organizations. By presenting a chronological account of the tightening of the vise by the Nazis and their French collaborators, he avoids suggesting a prescience the hapless Jewish leadership didn't enjoy. When the Germans asked the Jews to collect shoes and blankets — evidently for other Jews herded into detention camps — did compliance with the request mean helping the enemy? Jewish leaders at the time must surely have felt that failure to do so would mean the victims would be deprived of basic survival equipment. The dilemma got worse every day. To hide Jewish children would compromise the existence of the Jewish umbrella agency, and thereby (in the minds of its officers) cause the loss of an instrument that could protect all Jews. It was this dilemma that led to the U.G.I.F.'s abandonment of children to death camps just three weeks before the liberation of Paris.

One of the counts against Klaus Barbie in his recent trial for crimes against humanity arose from his role in a Gestapo roundup at the U.G.I.F. offices in Lyon; in summing up, his defense attorney Jacques Vergés sought to exploit Jewish collaboration as somehow attenuating the guilt of his client, a point that fell rather flat.

Fortunately, there were Jewish heroes — the men and women of the Jewish underground, often Socialists or Communists, usually refugees with little more to lose. When I was doing research for a book on the punishment of collaborators, I found that the only veterans of the resistance who were willing to talk about their roles in the summary executions of collaborators were Jewish members of a Communist-organized movement of refugee workers. Mr. Adler now tells us about Jewish fighting units of which he has firsthand knowledge — a minority of the Jewish minority, but one that is worth all the attention he gives it. □

Herbert R. Lottman is the author of "The Purge," about the punishment of French collaborators, and a biography of Henri Philippe Pétain.

Exilforschung oder Familientreffen?

Zur 4. Jahresversammlung der «Gesellschaft für Exilforschung»

«An der deutschen Exilliteratur könnte die Germanistik den Ausweg aus der Krise proben», so hatte Hans-Albert Walter 1970 zuversichtlich gehofft. Die Literatur, die zwischen 1933 und 1945 ausserhalb des NS-Machtbereichs von vertriebenen Schriftstellern geschaffen worden ist, galt Walter als ein Gegenstandsbereich, an dem «die Beziehungen von Kunst und Gesellschaft, Literatur und Politik» modellhaft verdeutlicht werden könnten. Solche Emphase liegt lange zurück und treibt wohl nur noch so monumentale Vorhaben von Einzelgängern wie Walters Darstellung «Deutsche Exilliteratur 1933–1950».

Auf der 4. Jahresversammlung der «Gesellschaft für Exilforschung», die am 26. und 27. Februar in Hamburg in den Räumen der «Arbeitsstelle für Exilliteratur» stattfand, war davon jedenfalls wenig zu spüren. Diese 1984 in der Bundesrepublik gegründete Gesellschaft, die mit der nordamerikanischen «Society for Exile Studies» zu einer internationalen Vereinigung verbunden ist, will interdisziplinäre «Gedächtnisarbeit» leisten. Sie will Motor der Forschung sein und zugleich auch das Erbe des Exils in der Öffentlichkeit bewusstmachen. Ihre Jahrestagungen verbinden Mitgliederversammlung und Symposion, auf dem über laufende Arbeitsvorhaben und über Forschungserträge berichtet werden soll. Daneben bieten sie Gelegenheit für Kontakte zwischen den Mitgliedern unterschiedlicher Herkunft: Wissenschafter, Studenten, Publizisten, Lehrer, interessierte Leser, Verleger und ehemals Exilierte kommen hier zusammen. Das in Hamburg gebotene Programm war insgesamt eher enttäuschend. Schon organisatorisch war es unzulänglich, eine solche Vielzahl von (zum Teil miserabel vorgetragenen) Arbeitsberichten in den zur Verfügung stehenden Zeitrahmen zu pressen. Das führte zwangsläufig zu unangenehmer Hektik, die viel zu wenig Zeit für die vertiefende kritische Aussprache liess. Das war um so ärgerlicher, als sich einige dieser Berichte ohne Schwierigkeiten auf knappen Informationspapieren hätten zusammenfassen lassen.

Inhaltlich wirkte die Revue der Beiträge konzeptionslos. Da wurde längst Publiziertes noch einmal vorgestellt; andere Berichte waren noch sehr vorläufig. Interessant dagegen die Arbeiten zu den Formen satirischen Kampfes gegen die NS-Herrschaft. Auffällig aber der Mangel an Kontroverse, obwohl dazu genügend Anlass gegeben war. So waren zwei Forscher anwesend, die unabhängig voneinander an demselben brisanten Thema (dem VolksfrontProjekt) arbeiten; der eine trägt vor, der andere schweigt. Kein Wort auch über die schon sprachlich greifbaren Unterschiede in den Darstellungen von Zeitgenossen des Exils und von Angehörigen der heutigen Wissenschaftergeneration. Darin stecken sehr verschiedene Einstellungen zum Gegenstand der Bemühungen, über die nachzudenken wäre.

Nur einmal wurde es spannend, als Professor Rotermund von der Universität Mainz darstellte, wie er in einem grossangelegten Untersuchungsvorhaben Formen oppositionellen Schreibens in den Texten der sogenannten inneren Emigration aufzeigen will. Plötzlich sind die politischen Implikationen der Exilforschung präsent. Namen wie Carossa und Jünger wirken wie Reizstoffe, die heftige Reaktionen auslösen: darf sich Exilforschung, weitgefasst, mit «nur» formalen Studien beschäftigen, oder muss sie immer auch politisch werten? Doch bevor dieser Streit richtig in Gang kommt, wird abgewiegelt. Es ist offensichtlich nicht erwünscht, dass die Atmosphäre des Familientreffens nachhaltig gestört wird. Dabei wären solche Auseinandersetzungen schon nötig. Der Gestus, mit dem immer wieder gewaltsam verdrängte Literatur «wiederentdeckt» wird, reicht allein zur Begründung von Exilforschung nicht aus. Er wird allmählich zum Klischee.

Ähnlich konzeptionslos wirkt leider auch der fast zur selben Zeit erschienene 5. Band des von der Gesellschaft herausgegebenen «Jahrbuchs». Eine triviale Variante von Paul Feyerabends «anything goes» regiert hier: neben materialreichen und sorgfältig gearbeiteten Studien zu aufschlussreichen Themen und wichtigen Autoren, die das Bild der Exilliteratur vielgestaltiger erscheinen lassen, steht gar zu Schlichtes oder andernorts schon Publiziertes. Geradezu peinlich ist der erste Aufsatz des Bandes, in dem der Politikwissenschafter Theo Stammen den «Versuch einer Theoretisierung» der Begriffe «Exil und Emigration» unternimmt. Resultat des prätentiösen Begriffsgeklingels, das mit Vorsatz kein modisches Galimathias auslässt: Exil und Emigration sind Reaktionen auf «eklatant defizitäre Zustände gesellschaftlicher und/oder politischer Ordnungen und Systeme». Wer hätte das gedacht? Mit solchen Tagungen und Publikationen (von deren nachlässiger Korrektur hier gar nicht einmal die Rede sein soll), fällt die Gesellschaft hinter frühere Leistungen zurück. Das ist gewiss kein attraktives Angebot an mögliche neue Mitglieder.

Heribert Seifert

Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Bd. 5/1987: Fluchtpunkte des Exils und andere Themen. Verlag Edition Text und Kritik, München 1987.

Christen und Juden

Persönliche Erfahrungen 1933 - 1983

Von Dr. jur. h.c. Albrecht Krieger
Ministerialdirektor
im Bundesministerium der Justiz

"anderen Deutschland" prägende Vorbilder für mich und nach ihrer Tradition und Lebenserfahrung wie an die Stelle meines oft schmerzlich vermißten Vaters getreten. Ich habe ihnen unendlich viel zu verdanken und werde Zeit meines Lebens versuchen, etwas weiterzugeben von dem, was sie mir auf meinem Weg mitgegeben haben.

V.

Von Christen und Juden ist in diesem Bericht wiederholt schon die Rede gewesen. Aber diese Juden waren alle Christen! Sie waren Juden nur im Sinne der Definition des Nationalsozialismus, und es ist erschreckend, sich darüber klar zu werden, daß wir auch heute noch immer in dieser Terminologie denken und reden. Ich bin im Laufe der Jahre im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit manchen Juden begegnet, die einmal Deutsche waren, Patrioten im besten Sinne des Wortes, denen es nicht im Traum eingefallen wäre, Deutschland, ihre angestammte Heimat, zu verlassen, wenn sie nicht von den Nationalsozialisten dazu gezwungen worden wären - allein ihrer jüdischen Abstammung wegen, ohne daß sie auch nur danach gefragt worden wären, ob sie jüdischen oder christlichen Glaubens waren.

Ich denke an die erste erschütternde Begegnung dieser Art 1958 während einer Diplomatischen Konferenz in Lissabon mit Dr. Reinhold Cohn, Tel Aviv, aufgewachsen in Berlin, der sich erst nach einem stundenlangen Gespräch bis tief in die Nacht hinein dazu überwinden konnte, mir gegenüber seine Muttersprache, und das hieß Deutsch, zu benutzen, obwohl er sich geschworen hatte, dies nie wieder zu tun. Mit seinem Sohn Dr. Michael Cohn ergab sich später ein völlig

...

unbefangenes Verhältnis, er hat uns sogar in Deutschland besucht und blieb mit uns freundschaftlich verbunden, auch nachdem sein Stiefsohn im Yom-Kippur-Krieg gefallen war.

Unvergeßlichen Eindruck haben auf mich immer die wiederholten Begegnungen mit Professor Rudolf Callmann gemacht, dem glänzenden, brillianten Anwalt aus Köln, der, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, deshalb noch bis 1936 in Deutschland bleiben konnte, dann sich aber doch gezwungen sah, sein Vaterland zu verlassen, sich in New York zu einem der bedeutendsten Wirtschaftsanwälte durchkämpfte, nach dem Kriege es zunächst nicht über sich brachte, seine Heimat wiederzusehen, und dann Jahre brauchte, bis er sich dazu durchringen konnte, erstmals wieder in das Land zu kommen, das ihn so grausam verstoßen hatte. Er ist später von seinen Freunden in Deutschland durch die Stiftung der Rudolf-Callmann-Medaille in besonders würdiger Weise geehrt worden.

Erwähnen möchte ich ferner die Begegnungen mit Ze'ev Sher, der erst 1938 als Vierzehnjähriger aus Wien flüchten mußte, später Attorney General der israelischen Regierung in Jerusalem war und im Juni 1967 nur deshalb verspätet zu einer internationalen Konferenz in Genf erschien, weil er noch wenige Tage zuvor während des Sechs-Tage-Krieges mit dem ersten israelischen Panzer in Hebron eingefahren war. Er hat seine gesamte Familie in Auschwitz verloren und ließ sich doch keinerlei Ressentiments gegenüber uns Deutschen anmerken.

In unauslöschlicher Erinnerung ist mir auch das Zusammentreffen mit Rechtsanwalt Eric Offner aus New York, ebenfalls 1938 aus Wien geflüchtet, im Mai 1982

...

in Peking, wo ich zusammen mit ihm, einem Engländer und einem weiteren Amerikaner auf Einladung der Regierung der Volksrepublik China Vorträge zu halten hatte und der mir in einer langen Nacht bis in den Morgen hinein auf seinem Hotelzimmer die erschütternde Geschichte seiner Vertreibung aus Deutschland erzählte und sichtlich dankbar dafür war, dies einmal aussprechen zu können gegenüber einem Deutschen, der ihm eine ganze Nacht lang zuhörte. Es war eine denkwürdige Nacht, zugleich aber bedrückend zu erfahren, wie man bis in die entferntesten Winkel dieser Erde und noch 40 Jahre danach von den in deutschem Namen begangenen Verbrechen und eigener Schuld eingeholt wird.

Und schließlich möchte ich auch Ernst C. Stiefel nicht unerwähnt lassen, den renommierten Anwalt und Professor aus New York, der in mehreren Etappen über Straßburg und London in die Vereinigten Staaten flüchtete, nach dem Kriege aber sich auch in Düsseldorf wieder als Anwalt zulassen ließ und nun in Deutschland faszinierende Vorträge hält über die tief betroffen machende Geschichte der Emigration führender deutscher Juristen in die USA und ihren maßgeblichen Einfluß auf die amerikanische Rechtsentwicklung. Er hat mir im übrigen erzählt, wie sehr er sich immer wieder auf die subtile und bis zur Grenze des damals Möglichen hilfreiche Argumentation meines Vaters in dessen Kommentar zur Feindvermögens-Gesetzgebung stützen konnte, als es für ihn darum ging, während des Krieges im Auftrag der amerikanischen Regierung von Stockholm aus zu beobachten, was in dieser Zeit mit dem Vermögen von Ausländern und Emigranten in Deutschland geschah.

Jeder einzelne von diesen hier nur beispielhaft erwähnten Persönlichkeiten, die nicht mehr Deutsche sein durften, nur weil sie Juden waren, machte gerade auch in der persönlichen Begegnung in erschreckender Weise immer wieder deutlich, welche unschätzbare Substanz an Geist und Kultur weit über die bekannten Nobelpreisträger hinaus wir in Deutschland nicht verloren, sondern bewußt und planmäßig hinausgejagt haben - auch in unserem Namen in einer Aktion intellektueller und

Das eigene Leben überhaupt entdecken

Gespräche mit Kindern von Überlebenden des Holocaust

Ihre Eltern trafen sich nach dem Zweiten Weltkrieg in ihrer Heimatstadt Prag. Sie hatten als Juden die Konzentrationslager überlebt. Der neu aufkeimende Antisemitismus in der Tschechoslowakei verschlug sie bald in die Vereinigten Staaten. So wuchs die Journalistin Helen Epstein in einer Umgebung auf, die ein doppelt gebrochenes Verhältnis zur Vergangenheit implizierte: Neubeginn nach dem erzwungenen Exodus, aber auch den Zwang, das ungelebte Leben der Vorfahren einzulösen. Abgetrennt von der Vergangenheit, die wie ein Fremdkörper in die Gegenwart reichte, bedrückt von einem Familiengeheimnis, das ständig präsent war und doch unantastbar schien, begann sie über Gespräche mit Kindern von Überlebenden des Holocaust, der eigenen Geschichte auf die Spur zu kommen.

Ihre Entdeckungen entsprechen zum Teil den Darstellungen von William Niederland und anderen Psychoanalytikern. Indem Epstein das Survivor-Syndrom als Stück Familiengeschichte schildert, bekommt man einen besonders intensiven Eindruck von der Geschichte, die in Deutschland ihren Ursprung nahm und deren Folgen noch immer weiterwirken. Den Kindern des Holocaust ist bei aller Verschiedenheit eines gemeinsam: sie möchten ein eigenes Leben leben. Für manche Eltern hatte es eine beinahe kosmische Bedeutung, nach den Jahren der Verfolgung und Vernichtung Kinder zu bekommen. Für andere waren sie Ersatz für Kinder aus einer früheren Ehe, die ermordet wurden, für eine Familie. Einigen Eltern waren sie Schutz in einer bedrohlich empfundenen Umwelt. Ihre Identität war geliehen, überladen, projektiv besetzt, ohne daß sie einen wirklichen Bezug zu sich entwickeln konnten. Es war ihnen nicht erlaubt, normale Aggressionen gegen die Eltern zu haben, sich abzulösen, alles konnte alte Wunden aufreißen. Empfanden sie psychischen Schmerz, wurde er mit erlittenen Qualen verglichen und für nichtig erklärt. In einem Gespräch wird das Klima im Elternhaus als „Schaut-was-ich-durchgemacht-habe-Atmosphäre" gekennzeichnet.

Die meisten Interviewpartner von Helen Epstein vermitteln zunächst den Eindruck eines relativ konfliktfreien Lebens. Behutsam spricht sie Probleme an, die im Leben der meisten von ihnen eine bestimmende Rolle spielten ohne je thematisiert worden zu sein. Erst im Gespräch wird vielen der Nachgeborenen bewußt, welch innere Last sie in ihren Kinderjahren trugen. Die oft vorgespielte Betriebsamkeit diente der Verleugnung der Sinnfrage, die fast alle beschäftigte. Epstein rührt an Fragen, die sehr tief gehen und emotional höchst belastend sind. „Ich wollte es hören, und ich wollte es doch wieder nicht hören", charakterisiert die Ambivalenz gegenüber einer Vergangenheit, die wesentlich Traumatisierung und Erniedrigung bedeutet.

Obwohl jede der aufgezeichneten Geschichten auch die Geschichte der Helen Epstein ist, gelingt es ihr, sich zurückzunehmen. Ihr Buch ist historisches Zeugnis. Es löst Erschrecken aus, ohne den Blick auf die Vergangenheit sentimental zu trüben. Im Umgang mit der eigenen Geschichte gibt es für uns noch viel zu lernen. Epsteins Buch könnte ein hilfreicher Wegweiser sein. RAINER APPELL

Helen Epstein: „Die Kinder des Holocaust". Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. Deutsch von Christian Spiel. C. H. Beck Verlag, München 1987. 335 S., 29,80 DM

POLITISCHE LITERATUR

Die USA und die Anfänge der Bundesrepublik

Mit der Rolle der Vereinigten Staaten bei der Gründung der Bundesrepublik Deutschland und den weiteren Beziehungen der beiden Länder zueinander haben sich im vergangenen Jahr zwei Symposien befasst, die in New York und – sinnigerweise – in Nürnberg stattfanden. Veranstalter war das *Goethe-Institut,* das für die Veranstaltungen eine Schar hochkarätiger Referenten zusammenbringen konnte, darunter auch einstige Besetzungsoffiziere und eine Reihe bekannter Historiker. Die nun veröffentlichten *Tagungsbeiträge,** teils thesenartig zusammengefasst, teils aber auch zur Überblicksdarstellung ausgebaut, eröffnen einen reichen Ausblick auf die ganze Spannweite amerikanisch-deutschen Nachkriegsmiteinanders. Der Bogen reicht von den Besetzungsjahren und dem Aufbau eines neuen Staates über das weite Feld der kulturellen Kontakte, einschliesslich der Presse- und Radiopolitik, bis hin zu den gesellschaftlichen Veränderungen, welche die Bundesrepublik unter dem Einfluss der Vereinigten Staaten durchmachte. Auch die tendenzielle «Abkühlung» der Beziehungen wurde, obschon jüngeren Datums, nicht ausgespart.

Der Weg zur Teilung Deutschlands

Die Beiträge unterscheiden sich nicht allein in der Form recht deutlich, sie weichen teilweise auch im Gehalt erheblich voneinander ab. Sicher nicht die schlechtesten sind diejenigen, die in der Rückschau auf eigenes Erleben entstanden; etwa der Bericht von *Shepard Stone,* der dem Stab des Hohen Kommissars der Vereinigten Staaten, John J. McCloys, angehört hatte, oder die knappen Zeilen *Joachim von Elbes* über die Grundsätze amerikanischer Besetzungspolitik. Besonders eindrücklich gerieten die Skizzen der beiden Berufshistoriker Craig und Baring. *Gordon A. Craig,* ein weit über Amerika hinaus bekannter Deutschlandkenner, zeichnet mit sicherer Hand den Weg zur Gründung der Bonner Republik nach. Unter Hinweis auf die entscheidenden Stationen im März 1947 und im Mai 1949 hält er fest, dass die Einheit des Landes an der absolut starren *Haltung der Sowjets* zerbrach, und widerlegt die modische These, wonach es die Amerikaner schon früh auf die Teilung Deutschlands abgesehen gehabt hätten. Die Bundesrepublik, so die Schlussfolgerung Craigs, «war weniger eine Schöpfung der USA und ihrer Verbündeten als eine Funktion (im mathematischen Sinne) der Ost-West-Beziehungen».

Verwestlichung

Arnulf Baring konzentriert sich ergänzend auf den *inneren Wandel* Westdeutschlands unter dem Einfluss der Vereinigten Staaten. Der Berliner Historiker weist auf zwei Kriegsfolgen hin, die der Bundesrepublik sicher eine Art «Startvorteil» verschafft haben: Der Grossgrundbesitz, vor allem jener ostpreussischer Provenienz, der in der Weimarer Republik einen bösen Einfluss ausgeübt hatte, und die «Kaste» der Militärs existierten nicht mehr. Und auf der anderen Seite gab das enge Verhältnis zu den Vereinigten Staaten «die Grundlage für eine der erfolgreichsten Umerziehungsaktionen der Geschichte» ab. Die bei Baring politisch zu verstehende «Amerikanisierung» drückte sich aus in der Hinwendung zu den Werten der westlichen Welt und im Verzicht auf das lang gepflegte «antiwestliche Sonderbewusstsein».

Nicht alle Autoren freilich mögen die engen Verbindungen Westdeutschlands zum transatlantischen Partner so uneingeschränkt positiv sehen. *Hans Magnus Enzensberger* spricht in einem emotional geladenen Beitrag von einer «Überidentifikation mit den USA» und von der Bundesrepublik als einem «Satelliten», der in seiner «schieren Unterwürfigkeit» nicht zwischen «Loyalität» und «Servilität» zu unterscheiden wisse. Als löbliche Vorbilder im Umgang mit dem Verbündeten empfiehlt der Schriftsteller Länder wie Griechenland und Malta. Anzumerken wäre dazu eigentlich nur, dass Uwe Johnson bereits im zweiten Band der «Jahrestage» Enzensbergers Verhältnis zur Wahrheit an den Pranger gestellt hat. Gleichfalls von persönlichem Ressentiment bestimmt, wenn auch nicht ganz so extrem pauschalisierend, lässt sich *Marion Gräfin Dönhoff* zum Aspekt «West-Integration contra Ost-Integration» vernehmen. Mit kräftigem Pinselstrich malt sie am Bild vom «Preussenhasser» Adenauer, dem es «wichtiger war, die westliche Integration zu vollziehen als die der DDR in das östliche Imperium zu verhindern». Wie nicht anders zu erwarten, wärmt die Mitherausgeberin der «Zeit» mit Blick auf Stalins Note von 1952 auch noch einmal die längst widerlegte These von der verpassten Gelegenheit für die deutsche Einheit auf.

Wiederbewaffnung – wozu und wie?

Neues bietet dagegen der amerikanische Historiker *David Large* mit seinem Beitrag über die Rolle der USA bei der deutschen Wiederbewaffnung: In ersten, vertraulichen Memoranden verwarfen die früheren Wehrmachtsgenerale Speidel, Heusinger und von Manteuffel die damalige Nato-Strategie, die im Konfliktfall einen raschen Rückzug hinter den Rhein vorsah. Die Aufgabe künftiger deutscher Streitkräfte sollte statt dessen darin bestehen, eine *«Vorwärtsverteidigung»* zu ermöglichen, die auch die «Rückgewinnung der Ostgebiete» miteinschloss. Lebhafte Unterstützung fanden die Pläne der Militärs bei *Kurt Schumacher,* dem Vorsitzenden der Sozialdemokraten und Oppositionsführer im Bundestag, dem die rasche Rückeroberung aller Ostgebiete einschliesslich seiner westpreussischen Heimat vorschwebte. Für weniger war Schumacher dagegen nicht zu haben: «Die deutschen Arbeiter würden es nicht hinnehmen, für alliierte Zwecke ausgenutzt zu werden.» Unnachgiebig beharrte er auf seinem Standpunkt, wonach eine Wiederbewaffnung nur bei voller nationaler Souveränität in Frage komme. Die Freien Demokraten beklagten dagegen bei der Beratung der Verträge für die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG), dass der Bundesrepublik die Produktion von ABC-Waffen verwehrt bleibe und somit technisches Know-how verlorengehe. Ursprünglich hatten die Amerikaner sogar geplant, wie David Large festhält, nur die Produktion leichter Waffen zuzulassen, mit dem Hintergedanken, auf diese Weise ihre überschüssigen Kriegsbestände günstig absetzen zu können.

Einen eher zwiespältigen Eindruck hinterliessen auf amerikanischer Seite die Bonner Bemühungen um eine *Demokratisierung* der Armee, die in Begriffen wie «innere Führung» und «Bürger in Uniform» ihren Ausdruck fanden. Den Offizieren der USA schienen die ehrgeizigen Reformpläne von Graf Baudissin «hoffnungslos weltfremd, wenn nicht gar gefährlich», so David Large. Für eine Militärstruktur, die von den traditionellen Grundsätzen soldatischen Handwerks radikal abwich, konnte die US-Army kein Vorbild abgeben. Das amerikanische Interesse an deutschen Streitkräften richtete sich weniger auf einen quantitativen Beitrag. Vielmehr gedachte man von jenen «Qualitäten» zu profitieren, die «sie so gefährlich gemacht hatten». Die wenig kaschierte Bewunderung für deutsches Militär, «die in dem Masse zunahm, wie die Kriegsgreuel in Vergessenheit gerieten», veranlasste die amerikanischen Armeeführer aber auch, sich dessen «Qualitäten» direkt nutzbar zu machen. So versuchten sie nach Ausbruch des Korea-Krieges, den früheren Kommandanten der Division Brandenburg, Alexander von Pfuhlstein, zur Mitarbeit beim Aufbau von Kommandoeinheiten zu bewegen, was dieser ablehnte – nicht zuletzt, weil ihn die Alliierten wegen solcher Kommandoaktionen hinter der Westfront als Kriegsverbrecher verurteilt hatten. Und während das Amt Blank im Jahre 1952 noch nach einem Modell für die künftigen Streitkräfte Ausschau hielt, kündigte der neugewählte Präsident Eisenhower an, dass die amerikanische Armee bei ihrer anstehenden Erneuerung zum Teil auf die Vorschläge des Panzergenerals Guderian zurückgreifen werde.

Ignaz Miller

* In der Vergangenheit nach Zukunftsperspektiven Ausschau halten. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland 1945–1950 und danach. Zeitschrift für Kulturgeschichte 2, 1987.

Sozialpartnerschaft mit Wurzeln im Obrigkeitsstaat

Besonderheiten der Entwicklung in Österreich

Erst kürzlich ist in der Schweiz des 50 Jahr[illegible] sondere für jene Gesellschaften, die – nicht aus alt gewordenen Friedensabkommens in[illegible]igkeitsstaatlich[illegible]achsen – tallindustrie gedacht word[illegible] einst, um [illegible]

Jüdische Flüchtlinge im Nachkriegs-Ö[illegible]

Wie die Vernunft vertrieben wurde

Zwei Sammelbände über die Emigration der Wissenschaft aus Deutschland und Österreich

Spät und überaus fragmentarisch sind wissenschaftliche Theorien genuin deutschen (oder österreichischen) Ursprungs zu uns zurückgekehrt: empirische Sozialforschung, „Kritische Theorie", der „Wiener Positivismus", die liberale Schule der österreichischen Ökonomie (Hayek), die diversen bahnbrechenden psychologischen und psychoanalytischen Schulen. Noch in den sechziger Jahren haftete Disziplinen wie der Soziologie und der Politologie in den Augen einer argwöhnischen, „geistig" gestimmten Öffentlichkeit der Geruch des Unstatthaften und Unerlaubten an. Bei diesem langen Schatten, den die Vergangenheit warf, nimmt es nicht wunder, daß die gründliche Erforschung eines zentralen Kapitels nicht bloß deutscher Geistes- und Wissenschaftsgeschichte erst in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren erfolgt ist.

Sowohl der von Ilja Srubar herausgegebene (und auf die Sozialwissenschaften beschränkte) Band „Exil, Wissenschaft, Identität" als auch die sehr viel umfangreichere, auf die spezifisch österreichische Situation bezogene Publikation „Vertriebene Vernunft" versuchen einen ersten allgemeinen Überblick zu dokumentieren.

Srubars Band umfaßt die bekannteren Namen, Autoren, die wie Martin Jay, Peter Rutkoff, William Scott durch umfangreiche Monographien über die „Frankfurter Schule" hervorgetreten sind. Dazu gehört auch Paul Neuraths Aufsatz über Paul Lazarsfeld, den erfindungsreichen Begründer der empirischen Sozialforschung sowie Irving Louis Horowitz' grundlegender Beitrag über das Dilemma deutscher Sozialwissenschaftler, die, antikapitalistisch eingestellt, angesichts ihrer durch und durch kapitalistischen Umgebung und der zunehmenden Ernüchterung über das sowjetische Experiment heimatlos wurden.

Es wäre ungerecht, demgegenüber dem Band von Friedrich Stadler den spürbaren Forschungsrückstand vorzuwerfen, liegt dieser doch in der allgemeinen, zum Teil recht dramatischen österreichischen Verspätung im Umgang mit der jüngsten Geschichte begründet. Die etwas positivistisch anmutende Anhäufung von Namen, Auswanderungsländern, von persönlichem Schicksal und Auflistung von Lehrstühlen ist Ausdruck einer Forschungssituation, in der man sich noch im Stadium eines Sammelns befindet. Auch der zweite auffällige Zug der österreichischen Publikation, die Mischung aus sentimentaler Nachtrauer und fundierter Kritik an einer Gesellschaft, in der es kaum das Bedürfnis gab, die „vertriebene Vernunft" heimzuholen, hängt unmittelbar mit dieser Sondersituation Österreichs zusammen, jenes Landes, das, wissenschaftlich ausgezehrt, diesbezüglich wirklich ein Opfer des Hitler-Regimes geworden ist.

Besonderes Interesse verdient in diesem Zusammenhang Hans-Joachim Dahms' Studie über die Emigration des Wiener Kreises. Nicht nur stellt der Verfasser überzeugend dar, daß auch der Wiener Positivismus im engen Kontext des bildungs- und sozialreformerischen „roten" Wien zu sehen ist und keineswegs eine herrschaftskonforme, weil wertfreie Theorie darstellte, wie es der von Adorno und Horkheimer geprägten Studentengeneration von 1968 erschienen war. Dahms untersucht stichprobenartig die Veränderungen der analytischen Philosophie im angelsächsischen Umfeld. Entpolitisierung, Liberalisierung und Akademisierung sind dabei die auffälligsten Tendenzen, wie sie übrigens auch in der linken empirischen Sozialforschung eines Lazarsfeld, wenigstens was die beiden ersten Punkte anbelangt, nachweisbar sind: Seine amerikanischen Untersuchungen über das Radio, die Markt- und Verbraucherforschung, die Entwicklung einer Wahlprognostik verraten unzweifelhaft den Einfluß des amerikanischen Pragmatismus,in gewisser Weise ein Gegenstück zur „Frankfurter Schule", die bewußt auf Distanz zur neuen geistigen Umgebung hielt.

Interessant ist Dahms' Hinweis, daß ein Philosoph wie Karl Popper erst nach dem „Anschluß" Österreichs Kritik am Marxismus übte, während er zuvor, aus Loyalität gegenüber der einzigen politischen Kraft, die zum Widerstand gegen Hitler entschlossen schien, geschwiegen hatte. Ob seine Totalitarismuskritik, wie er sie im „Elend des Historizismus" und der „Offenen Gesellschaft und ihre Feinde" vortrug, wirklich den „Lehren aller Mitglieder des Wiener Kreises" „entgegengesetzt" ist, diese These Dahms' wäre freilich zu überprüfen.

Das konfliktreiche Nebeneinander von universalistischer Soziallehre, liberaler Nationalökonomie und Austromarxismus an der Wiener Universität der Jahre 1925–1934 stellten Karl Müller, Anton Amann und insbesondere Christian Fleck in ihren Beiträgen heraus. So lehrten in den noch nicht streng separierten sozialwissenschaftlichen Bereichen so unterschiedliche Denker wie Othmar Spann, der Cheftheoretiker des Ständestaates, der Austromarxist Max Adler und der (damals) liberale Eric Voegelin: eine Vielfalt, die indes auch die feindlichen Lager des „Bürgerkrieges" von 1927 und 1934 verkörperte.

Die bereits am 22. April 1938 verfügten „Änderungen des Vorlesungsverzeichnisses" verdeutlichen den radikalen Schnitt, den das Dritte Reich vollzog. „Zersetzende" Disziplinen wie Soziologie und Psychologie wurden vom Lehrplan gestrichen. Das gilt auch für den zeitweiligen Hitler-Bewunderer Spann und seinen Umkreis. Wie sehr die Ablehnung nicht bloß der politischen Einstellung und der „Rassenzugehörigkeit" des einzelnen Wissenschaftlers, sondern der ganzen Disziplin galt, zeigt die Weigerung eines parteitreuen Grazer Professors, die psychologischen Kollegien Karl Bühlers weiterzuführen: „Was ich hier in den letzten Jahren nur getarnt treiben konnte, anthropologische Ganzheitspsychologie, Rassenpsychologie usw., muß nun auch in Wien eine Pflege finden."

Daß es vor allem die politik- und praxisnahen Sozialwissenschaften waren, die systematisch ausgetrieben wurden, braucht nicht zu verwundern, hatten sich diese doch in steter Berührung mit dem Phänomen gesellschaftlicher Modernisierung und mit sozialen Reformen herausgebildet. Soziologie, das provozierte, wie Wolf Lepenies anschaulich dargestellt hat, die Reaktion einer Rechten, die ihre traditionellen Werte und ihre patriotischen Gefühle bedroht sah.

Einige emigrierte Wissenschaftler, so etwa Hans Morgenthau, Hans Kelsen, Karl Deutsch, Hannah Arendt, haben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre neue geistige Heimat auszuüben vermocht; mancher Emigrant rückte in der Ära des New Deal und nach 1945 in verantwortliche Positionen auf. Hitlers Regime hat es nicht beabsichtigt, aber durch seine gewalttätige Politik indirekt entscheidend gefördert, daß Wissenschaft, speziell Natur- und Sozialwissenschaften, durch den erzwungenen „Wissenstransfer" internationalisiert worden sind wie kaum zuvor. Einer reflektierten „Emigrationswissenschaft" müßte es gelingen, die Brüche und Diskontinuitäten, die Mißverständnisse und Bereicherungen, die als Folge dieses zunächst durchaus unfreiwilligen Transfers zustande kamen, übergreifend zu beschreiben. Das Beispiel der psychoanalytischen und psychologischen Schulen etwa böte reiches Anschauungsmaterial. Beide Sammelbände liefern hierzu erst einen Zwischenbericht, die vorläufige Sichtung und Bewertung. WOLFGANG MÜLLER-FUNK

Ilja Srubar (Hrsg.): *„Exil, Wissenschaft, Identität"*. Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler 1933 – 1945. Suhrkamp Verlag, Frankfurt / Main 1988. stw, 383 S., 24,– DM.

Friedrich Stadler (Hrsg): *„Vertriebene Vernunft"*. Band I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930 – 1940. Verlag Jugend und Volk, Wien, München 1988. 584 S., 71,– DM.

Österreich nach dem Nationalsozialismus zwischen Opfertheorie und Antisemitismus

Dokumente zur Frage der Entschädigung von Juden

Als die Diskussion über die Kriegsvergangenheit des österreichischen Bundespräsidenten Kurt Waldheim fast nahtlos in eine Auseinandersetzung über die Rolle der Österreicher vor, während und nach dem Anschluss an das Deutsche Reich überging, erschien ein Buch,* das einem weiteren Kapitel unbewältigter österreichischer Vergangenheit gewidmet ist. In dem vom britischen Historiker *Robert Night* herausgegebenen Werk werden die *Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung* von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden veröffentlicht und in ausführlicher Weise die komplexe innen-, aussen- und wirtschaftspolitische Situation analysiert, in der sich die österreichische Regierung in den unmittelbaren Nachkriegsjahren befand.

Der Schatten des Dritten Reichs

Die Politik der Regierung – vom 27. April 1945 bis zum 20. November 1947 eine Koalition der Österreichischen Volkspartei (ÖVP), der Sozialistischen Partei (SPÖ) und der Kommunisten (KPÖ), nach deren Ausscheiden bis 1966 eine Grosse Koalition von SPÖ und ÖVP – und die in der Dokumentation enthaltenen Diskussionen können nur in einem breiteren Kontext verstanden werden. So kann der von Knight in erster Linie behandelte Problemkreis der *Rückerstattung* (österreichisch: Rückstellung) von «arisierten» Vermögen und Rechten nur als Teil einer äusserst *komplexen Bereinigung von Eigentumsverhältnissen* nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus verstanden werden – eine Angelegenheit, die auch den vorwiegend mit der sowjetischen Besetzungsmacht geführten Streit um das deutsche Eigentum umfasst.

Aber auch die Diskussion über die jüdischen *«Displaced Persons»* aus Osteuropa, die sich nach dem Krieg in der Hoffnung auf Weiterreise nach Palästina oder in die USA in Österreich befanden – der zweite Themenschwerpunkt der Autors –, kann keiner isolierten Betrachtungsweise unterzogen werden, handelt es sich doch um ein Teilgebiet innerhalb dieser Problematik mit verschiedenen anderen, zahlenmässig weit grösseren Gruppen (vertriebene Volksdeutsche, ungarische Kollaborateure bzw. politische Flüchtlinge, jugoslawische Königstreue, kroatische Ustaschi usw.).

Die Prioritäten der Westmächte

Der Autor begreift den durch die 25 Dokumente bestrichenen Zeitraum von sieben Jahren als einen politischen Entwicklungsprozess, der sich in vier Phasen vollzog. Die erste Stufe wird für Knight durch den Zerfall des brüchigen Besetzungskonsenses charakterisiert, der es Österreich ermöglichte, vom Objekt alliierter Planung über die Einsetzung der Regierung Renner zum Subjekt in einer gespaltenen Welt aufzusteigen, in der sich zunehmend die Frage nach der aussenpolitischen Orientierung des wiedererstandenen Staates stellte. In diesem Sinne wird auch der kalte Krieg weder als *Versuch einer Sowjetisierung* (traditionelle Interpretation) noch als *forcierte Westorientierung* (revisionistische Interpretation), sondern vorwiegend als ein Prozess verstanden, in dem Österreich *aus dem Schatten des Dritten Reiches* heraustreten und zum Status eines de facto westlichen Verbündeten aufsteigen konnte.

Diese Entwicklung wird im Buch durch den Wandel der westlichen Positionen in den zwei zentralen Fragen der *Entnazifizierung* sowie des *deutschen Eigentums* und der damit verbundenen sowjetischen Demontagepolitik besonders veranschaulicht. Im ersten Bereich rückten die Westmächte von ihren ursprünglichen, teilweise weitgehenden Vorstellungen ab, da diese nur durch die Umstrukturierung einer westlich orientierten Gesellschaft oder die Kritik an einer prowestlich orientierten Regierung erreichbar schienen. In der Wirtschaftspolitik verliessen die westlichen Alliierten wiederum den Pfad einer zögernden Hinnahme sowjetischer Forderungen nach Reparationen bzw. Ansprüchen auf in Österreich befindliches deutsches Eigentum, die das Land praktisch seiner gesamten Schwerindustrie beraubt hätten. Statt dessen setzte sich die Überzeugung durch, dass die sowjetische Kritik an der österreichischen Entnazifizierungspraxis, aber auch die sowjetischen Ansprüche nur zwei Aspekte eines weitergehenden Planes zur Sowjetisierung Österreichs waren. Mit den Worten eines britischen Diplomaten: «Unser *vorrangiges Ziel* ist es, zu verhindern, dass Österreich vom Sowjetkommunismus unterwandert wird, und alle anderen Überlegungen müssen dahinter zurückstehen.»

Abwehr sowjetischer Ansprüche

Die Politik der österreichischen Regierung zur Abwehr von sowjetischen Ansprüchen stützte sich auf die von der Völkerrechtsabteilung des Aussenamtes ausgearbeitete These, wonach der *Anschluss* eine rechtswidrige Okkupation gewesen und Österreich gemäss dem Moskauer Memorandum von 1943 als *erstes Opfer Hitlers* anzusehen sei. In diesem Zusammenhang griff die Regierung auch auf die Waffe des von Churchill veranlassten Londoner Memorandums von 1943 zurück, in dem sich die Alliierten das Recht vorbehalten hatten, Vermögensübertragungen während der deutschen Besetzung für «null und nichtig» zu erklären. Da sich die Regelung auch auf scheinbar legale Geschäfte bezog («Arisierungen», «selbst wenn vorgegeben wurde, dass sie freiwillig abgeschlossen seien»), sah das Aussenamt die Chance, diese Bestimmungen im Kampf gegen sowjetische Ansprüche einzusetzen. Da Österreich in den Kreis der Opfernationen aufgenommen war, liess sich vielleicht auch das für alle Vermögensübertragungen geltende Prinzip eines «allgemeinen Zwanges» während des Anschlusses geltend machen. Damit hätte sich nicht nur der Beweis des Zwanges schon allein aus der deutschen Besetzung ergeben; auch die Gefahr, das Ausmass von «normalen» kommerziellen Verkäufen und von «normalen» Kapitalzuwächsen enthüllen zu müssen – eine enorme Aufgabe –, wäre vermieden worden.

Innenpolitische Interessen

Wenngleich die Sowjetunion diese Auffassung nicht akzeptierte und auch die Westmächte sie nicht aus innerer Überzeugung, sondern im Sinne einer *Vermeidung* der Fehler von St-Germain und *Versailles* unterstützten, ergaben sich aus der österreichischen Haltung zweischneidige Konsequenzen für die Rückerstattung von «arisiertem» Vermögen, dessen Wert von der jüdischen Kultusgemeinde in Wien auf 1,2 Milliarden Dollar geschätzt wurde. Es sprachen angesichts der Tatsache von «arisiertem» Grossgrundbesitz und 60 000 «arisierten» Wiener Wohnungen *innen- und gesellschaftspolitische Interessen* dagegen. Auf der anderen Seite waren wegen der Opferrolle, die Österreich im wirtschafts- und aussenpolitischen Bereich beanspruchte, Massnahmen nicht zu umgehen. Das Problem ging aber weit über die interessenspolitische Ebene hinaus und rührte an die Grundschwäche der Opfertheorie, mussten doch gerade die zahlreichen Rückstellungen *österreichischer «Arisseure»* an österreichische Juden die These von der Opferrolle widerlegen. Demgemäss versuchte die Bundesregierung, möglichst viel deutsches Eigentum dem Staat zu sichern, aber auch die jüdischen Ansprüche weitgehend hintanzuhalten, wobei die drei bis zum März 1947 verabschiedeten *Rückstellungsgesetze*, vor allem das dritte, einen Kompromiss zwischen diesen widerstreitenden Interessen bildete.

In der vierten Phase verfolgt der Autor, «wie sich dieses Spannungsfeld nach und nach zugunsten der Befriedigung innenpolitischer Interessen verschob». So war durch die Wiederintegration der überwiegenden Zahl von «Entnazifizierten» ein rund *500 000 Personen umfassendes Wählerpotential* geschaffen worden, das die Vorgängerin der FPÖ, die ÖVP und die SPÖ nun zu gewinnen suchten. Nach Angaben der Kultusgemeinde waren im Jahre 1953 beim Grundeigentum – wegen der Grundbucheintragungen das Gebiet der am besten belegten und am effektivsten durchgeführten Rückerstattungen – nicht mehr als zwei Drittel des Wertes und bei Betrieben nicht mehr als ein Viertel zurückerstattet worden. Selbst der Einfluss des amerikanischen Hochkommissars reichte nicht aus, um die Regierung zu politisch heiklen Massnahmen wie der Rückerstattung von Mietrechten oder der Errichtung eines Fonds aus erblosem Vermögen zu bewegen. Im Gegenteil: 1954 wurde ein vom Alliierten Rat einstimmig abgelehntes «Vermögensverfallamnestiegesetz» verabschiedet, wodurch bestimmte Gruppen von «Entnazifizierten» wieder zu ihren verfallenen Vermögen gelangen sollten. Insgesamt war die Rückstellung durch eine Art *Pattsituation* gekennzeichnet: Die USA konnten zwar österreichische Revisionsversuche zu Fall bringen, die Regierung aber nicht zu den erwünschten weiteren Massnahmen bewegen. Diese Konstellation dauerte nach Abschluss des Staatsvertrages, wenn auch unter geänderten Rahmenbedingungen, bis in die frühen sechziger Jahre an.

«Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen»

Die Politik der Regierung, die einem Seiltanz zwischen der Aufrechterhaltung der Opfertheorie in der Aussenpolitik und dem Bemühen um Konsens in der Innenpolitik glich und laut Knight die Opfer- und Okkupationstheorie nur dort anwandte, wo es ihr ins Konzept passte, führt zur entscheidenden Frage nach der *politisch-historischen und moralischen Legitimation*, die der Zweiten Republik zugrunde liegt. Obwohl der staatliche und moralische Bruch nach 1945 unbestreitbar ist, erscheint die damit verbundene Opfertheorie als eindeutig zu formalistisch, um akzeptabel oder ausreichend zu sein. Auch die These von der tiefgreifenden Bewusstseinskluft zwischen politischer Elite und Bevölkerung, von einer Kluft zwischen einer antinazistischen Elite und einer Bevölkerung, die den NS-Staat mehr oder weniger aktiv unterstützt oder passiv hingenommen habe, kann angesichts der vorliegenden Dokumentation in puncto Antisemitismus nicht akzeptiert werden. Gestützt wird hingegen die Vermutung, dass eine aktive Bekämpfung des Antisemitismus durch die Regierung zu einer Beeinträchtigung ihres Vertrauens- und Loyalitätsvorschusses geführt hätte; «es gibt aber keine Indizien dafür, dass es sonst zu einer solchen Bekämpfung auf Regierungsebene gekommen wäre», hält Knight fest.

Die Dokumentation zeigt im Gegenteil eine gewisse *antisemitische Kontinuität* in sublimierter Form bis hinauf zur antinazistischen politischen Elite, die selbst in Konzentrationslagern gesessen hatte. So heisst es etwa in einem Memorandum der Staatskanzlei ganz im Sinne der einstigen NS-Propaganda: «Nicht umsonst hat man das Judentum als die 5. Weltmacht bezeichnet, an deren Gegnerschaft Hitler-Deutschland zugrunde gegangen ist.» Und im Protokoll über die 28. Kabinettssitzung (29. August 1945) stellt der damalige Staatskanzler *Karl Renner* in bezug auf die Absichten der Kleinbürger und Geschäftsleute beim Anschluss fest, dass sie «keine weitreichenden Absichten gehabt haben – höchstens, dass man den Juden etwas tut –, vor allem aber nicht daran gedacht haben, einen Weltkrieg zu provozieren».

Von besonderer Aussagekraft über die Einstellung gewisser Mitglieder der Regierung ist aber das unter Verschluss gehaltene Protokoll der Ministerratssitzung vom 9. November 1948. Zum Thema der erblosen Vermögen fallen folgende Aussagen: «Ich weiss aber nicht, wie gerade jetzt *eine Rasse besondere Privilegien* bekommen soll: Andere, die nicht weggingen, bekommen keine Unterstützung, die Juden aber sollen eine solche erhalten» (Minister Kraus). Und der sozialistische Innenminister Oskar Helmer sieht «überall nur jüdische Ausbreitung wie bei der Ärzteschaft, beim Handel vor allem in Wien» und empfiehlt dann, «die Sache in die Länge zu ziehen», ein einstimmig angenommener Vorschlag, der dem Buch seinen Namen gab, der aber den österreichischen Bundeskanzler *Leopold Figl* nicht davor zurückschrecken liess, am selben Abend bei einer Gedenkfeier der jüdischen Kultusgemeinde am zehnten Jahrestag der Reichskristallnacht den Anwesenden zu versichern, dass die Regierung dem «Geist der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Moral in unserem Staate wieder zum Durchbruch» verhelfen wolle.

Verdrängte Vergangenheit

Robert Knights Dokumentation verstärkt die Zweifel an der von den Alliierten vorgezeichneten und von der Regierung angewandten Opfertheorie, die der Republik die Gelegenheit bot, mit dem Ausstieg aus der deutschen Geschichte auch die *kollektive Verdrängung der NS-Zeit* einzuleiten. Nach der Waldheim-Debatte und dem «Bedenkjahr» 1988, die dieses Geschichtsbild auch in einer breiteren Öffentlichkeit mit den ersten grossen Fragezeichen versahen, sowie durch die mit dem Fall der Berliner Mauer eingeleitete Entwicklung stellt sich die Frage nach der historisch-politischen Identität des EG-beitrittswilligen Österreich in einer neuen Dimension. Ihre zukunftsorientierte Beantwortung wird nicht zuletzt davon abhängen, wie es das offizielle Österreich mit der Bewältigung jener von Knight dokumentierten Jahre von 1945 bis 1952 hält, die den ehrlichen Willen zumindest bei einem Teil der regierenden politischen Elite vermissen liessen, mit dem Antisemitismus österreichischer Prägung aus innerer Überzeugung heraus zu brechen.

Christian Wehrschütz

* Robert Knight (Hrsg.): «Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.» Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden. Athenäum-Verlag, Frankfurt am Main.

Die politische Versuchung der amerikanischen Verfassungsrichter

Robert Borks konservative Warnung

Robert H. Bork, dessen Berufung zum Verfassungsrichter der USA im Herbst 1987 nach ungewöhnlich langen, polemischen Hearings im amerikanischen Senat von den Demokraten verhindert worden war, hat seinen eigenen «Fall» zum Anlass für ein Buch genommen, das mit Leidenschaft und Brillanz sein juristisches Credo darlegt und denn auch prompt in zahlreichen Reaktionen und Rezensionen die alten Fronten wiederaufleben lässt. *«The Tempting of America»*,* die Versuchung Amerikas – nämlich durch «Die politische Verführung des Gesetzes», wie der Untertitel besagt –, ist eine glänzend und allgemeinverständlich geschriebene, mit einer Portion Polemik gewürzte Darstellung von Geschichte, Aufgabe und Rolle des *Supreme Court* in den Vereinigten Staaten und zugleich ein Plädoyer für die Entpolitisierung des Rechtsbereichs.

Progressiver Aktivismus

Borks Buch besteht aus drei Teilen, die sein Thema von verschiedenen Seiten angehen. Zunächst bietet es eine Geschichte der schrittweisen Entwicklung des amerikanischen Supreme Court von der ursprünglich intendierten «den politischen Rechten der Verfassung am wenigsten gefährlichen Gewalt» (Alexander Hamilton) bis zur heutigen Institution, die bestehende, auf demokratischem Wege zustande gekommene Gesetze in fünfzig Einzelstaaten durch einen einzigen Mehrheitsbeschluss ihrer neun Richter für null und nichtig erklären kann – so geschehen etwa im berühmten Fall «Roe vs. Wade», als 1973 eine liberale Abtreibungsregelung auf dem gesamten Gebiet der USA durchgesetzt wurde. Zustande gebracht hat diese Machterweiterung das Überhandnehmen der «Häresie» des «richterlichen Aktivismus» *(judicial activism)*, worunter Bork eine Verfassungsauslegung versteht, die mehr von den politisch-moralischen Überzeugungen des Richters als von einer buchstabengetreuen Erfüllung der Gesetze geleitet wird.

Dieser richterliche Aktivismus wurde im letzten Jahrhundert und noch bis in die zwanziger Jahre von konservativen Positionen aus betrieben, in den vergangenen fünfzig Jahren aber (mit einer Kulmination unter Oberrichter *Earl Warren* von 1953 bis 1969) ausschliesslich von progressiven Richtern, von den *«liberals»*. Im Sinne politisch und moralisch angestrebter Ziele wie der Rassenintegration, der Frauenrechte usw. haben liberale Richtermehrheiten die amerikanische Verfassung freizügig, «zeitgemäss» und manchmal mit Hilfe einer reichlich weit ausholenden Argumentation interpretiert und damit eine Reihe von politischen Entscheidungen gefällt, die *auf demokratischem Wege*, nämlich in den Legislativen der Einzelstaaten und des Bundes, wohl kaum Mehrheiten gefunden hätten. Bork nennt dies eine «richterliche Usurpation demokratischer Vorrechte», ihr gilt, jenseits aller politischen Präferenzen, sein Kampf.

Für die historische Auslegung

Im zweiten Teil diskutiert Bork die gegenwärtig in der amerikanischen Verfassungslehre konkurrierenden Theorien. Die von ihm selbst verfochtene Theorie des sogenannten ursprünglichen Verständnisses *(original understanding)* erscheint dabei, wie nicht anders zu erwarten, als die einzig haltbare, obwohl sie laut Bork heute allgemein als reaktionär abgetan wird. «Original understanding» heisst zunächst nicht mehr als eine Gesetzes- und Verfassungsanwendung «nach den Prinzipien derjenigen, die sie ratifizierten», also im Sinne der historischen Verfassunggeber und ihrer damaligen Wähler. Im (leider häufigen) Falle von Unverständlichkeit, Unklarheit oder Schweigen des Gesetzes verlangt die Doktrin des «original understanding» aber absolute «richterliche Zurückhaltung» *(judicial restraint)*: «Wo das Gesetz endet, kann der Gesetzgeber weitergehen und neues Gesetz schaffen; aber wo das Gesetz endet, muss der Richter enden.»

Die neun Richter des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten werden *vom Präsidenten auf Lebzeiten ernannt*, um sie der direkten Verantwortlichkeit zu entziehen. Gerade deswegen aber ist ihre strikte und absolute Unterordnung unter das Gesetz so entscheidend: «Wenn Richter nicht gewählt, nicht verantwortlich und nicht repräsentativ sind – wer soll uns vor ihrer Macht schützen? (. . .) Die Antwort kann nur sein, dass Richter sich selbst als von einem Gesetz gebunden betrachten müssen, das unabhängig ist von ihren eigenen Ansichten des Wünschbaren.» Weder die «richtige» Politik noch die «richtige» Moral, weder besseres Wissen noch höhere Bildung und schon gar nicht sein Gefühl für Gerechtigkeit dürfe den Richter leiten, sondern allein das Gesetz. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist nicht ein Instrument richterlicher Macht, sondern deren eigentliche und einzige Beschränkung.

In einem dritten und letzten Teil rekapituliert Bork die Geschichte seiner Nomination und der auf sie folgenden Kampagne. Dass er diese Geschichte spannend, zwar ohne Verbitterung, aber durchaus aus einem subjektiven Blickwinkel erzählt, war zu erwarten. Gegen Bork wurde damals tatsächlich ungewöhnlich schmutzig, mit schamlosen Verleumdungen und Unterstellungen operiert. Wie sehr es um eine machtpolitische Demonstration an die Adresse *Reagans*, der selber gehörig zu dieser Ideologisierung beigetragen hatte, und wie wenig um die Fähigkeiten und selbst die politische Haltung des Kandidaten Bork ging, wird schon daraus ersichtlich, dass der Senat dann an seiner Stelle einen ebenso konservativen (allerdings weniger offen artikulierten) Richter anstandslos bestätigte.

«Niedergang der juristischen Kultur»

Gegner der Theorie des «original understanding» machen gewöhnlich das Argument geltend, dass eine von den moralisch-politischen Positionen des Richters völlig unabhängige Rechtsprechung illusorisch und deswegen auch gar nicht anzustreben sei. In früheren Gerichtsentscheiden Borks finden sie, mit mehr oder weniger Häme, Indizien von dessen eigener, politisch konservativer Verfassungsinterpretation. Dies mag zutreffen – weder Schwierigkeiten noch frühere Abirrungen sprechen aber grundsätzlich gegen die Richtigkeit des von Bork gewiesenen Weges. Sein radikales Plädoyer für *richterliche Zurückhaltung* zugunsten der Grundpfeiler der amerikanischen Demokratie – Selbstbestimmung und Mehrheitsentscheid des Volkes mittels seiner gewählten Vertreter – bleibt ebenso glaubhaft wie überzeugend in einer Zeit, in der politische Demonstrationszüge in Washington immer häufiger direkt vor dem Supreme Court aufmarschieren.

Mehr den persönlichen Neigungen des Lesers mag der *kulturpessimistische Unterton* des Buches anheimgestellt bleiben, Borks Klage über den «Niedergang der juristischen Kultur». Ein Bereich nach dem anderen – Religion, Journalismus, Wirtschaft, das intellektuelle Leben überhaupt –, meint Bork, werde politisiert oder gerate in Gefahr, es bald zu werden. Nachdem die juristischen Fakultäten des Landes und die dort verwaltete Verfassungstheorie den Versuchungen der Politik längst erlegen seien, stelle das amerikanische Gerichtswesen nun deren nächstes Angriffsziel dar. (Auch den Streit um seine Nomination sieht Bork als eine Episode im grossen Kampf um die politische Kontrolle der amerikanischen Jurisdiktion.) «The Tempting of America» gleicht in diesen Beschwörungen den grossen Mahn- und Warnbüchern eines Allan Bloom oder Paul Kennedy.

Kathrin Meier-Rust

* Robert H. Bork : The Tempting of America. The Political Seduction of the Law. The Free Press, New York 1990.

Kaum Blessuren

Evangelische Kirche und Entnazifizierung

CLEMENS VOLLNHALS: *Evangelische Kirche und Entnazifizierung 1945 – 1949. Oldenbourg-Verlag München (= Studien zur Zeitgeschichte Bd. 36), 308 Seiten, brosch. 68 Mark.*

Die zeitgeschichtliche Forschung der letzten zwei Jahrzehnte hat Programm und Praxis der Entnazifizierung in den Westzonen gründlich untersucht (für die US-Zone vor allem Lutz Niethammer). Stark vernachlässigt wurde dabei die Frage, welche Rolle die Kirchen in dieser „Revolution auf dem Papier" (Rolf Steininger) spielten. Hier beackert Clemens Vollnhals' Monographie, eine Münchner Dissertation, lohnendes Neuland. Er hat mit seinem Buch ein wichtiges Stück westdeutscher Kirchen- und Politikgeschichte geschrieben, das nicht zuletzt der Diktion wegen über weite Strecken spannend zu lesen ist und eine beeindruckende Materialfülle sorgfältig und übersichtlich verarbeitet.

Am Beispiel der evangelischen Landeskirchen der US-Zone (also Bayerns, Hessens, Württembergs und Bremens) geht er zwei Fragen nach: Wie verhielten sich die Kirchen zur Entnazifizierungspolitik und -praxis, und wie handhabten sie das ihnen gewährte Recht, die Entnazifizierung der Kirchenbehörden und -gemeinden in eigener Regie durchführen zu dürfen?

In den Nachkriegsjahren verfügten die Kirchen, die – wie viele dachten –, die Jahre der Diktatur unkorrumpiert überstanden hätten, bei den Besatzungsbehörden und in der Bevölkerung über Ansehen und Autorität. Von Anfang an kritisierten die Kirchenführer in Gesprächen mit den Besatzungsbehörden und in öffentlichen Stellungnahmen Programm und Praxis der Entnazifizierung. Hinter diesen moralischen Anspruch, mit dem die hohen Geistlichen selbstbewußt auftraten, setzt Vollnhals ein kräftiges Fragezeichen, indem er daran erinnert, daß sich viele Kirchenmänner als Aktivisten, Claqueure und Marionetten schuldig gemacht hatten.

Für die Entnazifizierungskritik der Kirchen sieht er taktische und ideologisch-politische Gründe: Die Säuberungen bedrohten konservative Machtpositionen im öffentlichen Dienst und stärkten die kirchenkritischen Linken und Liberalen. Hinzu kam die weitverbreitete Überzeugung, daß die Kirche an Glaubwürdigkeit einbüße, wenn sie am Stuttgarter Schuldbekenntnis festhalte – es könne nicht, schrieb Hans Asmussen, einer der führenden Köpfe der EKD Anfang 1947, Wille der evangelischen Kirche sein, „an den Bemühungen teilzunehmen, welche dahingehen, die deutsche Schuld zu verewigen". Viele waren zudem überzeugt, „daß gerade die Idealisten, die ursprünglich im Nationalsozialismus eine Bewegung zur inneren und äußeren Gesundung des Volkes und zur Abwehr des drohenden Bolschewismus erblickten, die Opfer eines Irrtums und eines Betrugs geworden sind, und daß man sie heute zu Unrecht dafür zur Verantwortung zieht" (so der bayerische Landesbischof Meister in einem privaten Briefwechsel).

Die Kirchenkritik verstärkte sich mit der zweiten Phase der alliierten Entnazifizierungspolitik: Seit März 1946 wurde die Säuberung örtlichen Spruchkammern übertragen (in der US-Zone 545), politischen Sondergerichten, die den „Befreiungsministerien" unterstellt waren. Die Arbeit dieser Spruchkammern, die rasch zu „Mitläuferfabriken" (Niethammer) verkamen, wurde bald auch von jenen angegriffen, die die Entnazifizierung als solche für notwendig hielten. Der hessische „Befreiungsminister" Binder im September 1946 vor dem Länderrat: „Das Befreiungsgesetz dient der Befreiung des deutschen Volkes von militaristischen und nationalsozialistischen Einflüssen. Es dient nicht dazu, Mietstreitigkeiten, persönliche Feindschaften oder gar Ehekonflikte auszutragen. Es ist auch nicht dazu da, daß Geschäftskonkurrenten sich mit seiner Hilfe bekämpfen. Am allerwenigsten aber ist es dazu da, daß im innerpolitischen Kampf die eine Partei der anderen ihre führenden Köpfe und Kandidaten ‚abschießt'. Wenn die Denazifizierung dazu mißbraucht wird, in der jungen Demokratie politische Gegner zu beseitigen, dann ist beides verloren, dann ist die Denazifizierung erledigt und die Demokratie auch".

Die Kirchen drückten aus, was viele dachten: das neue Verfahren sei unpraktikabel, fördere das Denunziantentum, lade zur Willkür ein, begünstige jene, die sich ohne Mühe Entlastungsmaterial („Persilscheine") beschaffen könnten und verstärke den Eindruck, daß es hier nicht um Gerechtigkeit gehe, sondern um Rachejustiz. Im Kapitel „Die unterbliebene Selbstreinigung" analysiert Vollnhals die innerkirchliche Entnazifizierungspraxis. Die Militärregierung hatte den Landeskirchen das Recht eingeräumt, ihre personellen Interna ohne Eingriffe von außen zu regeln. Wie schwierig sich diese Regelung in der Praxis gestaltete, zeigen höchst instruktive Fallstudien zur Entnazifizierung der Erlanger Theologischen Fakultät und zur Politik der bayerischen Landeskirche. Hier wird deutlich, wie die Kirchenleitungen vielfach Verfahren gegen belastete Pfarrer massiv beeinflußten und in einer ideologisch-politischen Koalition mit dem zuständigen Ministerium die Revision unliebsamer Spruchkammerurteile erreichten.

Aufschlußreich sind auch Vollnhals' exemplarische Analysen einzelner Spruchkammerverfahren gegen Geistliche. Sie zeigen, daß viele Spruchkammern den Nationalsozialismus „auf eine Vereinigung krimineller und asozialer Elemente" verkürzten und „honorige bürgerliche Parteigänger weitgehend als verführte Opfer oder harmlose Mitläufer und mithin als entlastet galten." Nutznießer dieser Praxis waren auch solche Geistliche, die sich an führender Stelle für die deutschen Christen, für den Arierparagraphen und für die Übertragung des ‚Führerprinzips' auf Kirchen und Gemeinden engagiert hatten. Vollnhals' Recherchen belegen, daß viele dieser Aktivisten die Nachkriegsjahre ohne nachhaltige Blessuren überstanden hatten und bald wieder im kirchlichen Dienst arbeiteten.

Clemens Vollnhals' Kritik an der Rolle der Kirchen in der Entnazifizierungspolitik und -praxis ist überzeugend. Er spricht eine klare Sprache, meidet aber apodiktische Urteile, und seine Wertungen sind gut begründet.

DIETER MOHRHART

Einladungen deutscher Gemeinden an ihre jüdischen Flüchtlinge:

Missverständnissen Tür und Tor geöffnet

Von Wolfgang Benz

Auf der jüngsten Tagung der Gesellschaft für Exilforschung hielt der Mitarbeiter des Münchner Instituts für Zeitgeschichte den nachfolgenden Vortrag, den wir mit einigen unwesentlichen Auslassungen veröffentlichen, da er vielleicht auch andere Leser zu Stellungnahme veranlassen wird.

"Die Stadt Erlangen grüsst die ehemaligen jüdischen Mitbürger aus Erlangen und Jena zu Purim 5750 mit einem 'Gelobt sei Mordechai — verflucht sei Haman'!" Mit diesen Worten beginnt ein Brief an etwa 40 ehemalige jüdische Bürger der Stadt Erlangen, die heute in den USA und in Südamerika und sonstwo im Exil leben, in das sie sich nach 1933 retten konnten. Der Brief endet folgendermaßen:

"So wünsche ich Ihnen und Ihren Familien und Freunden fröhliche Purimtage in Erinnerung an die wunderbare Errettung der persischen Juden unter ihrem König Ahasveros und Königin Esther. Sicher werden Sie, wenn Sie an den G'ttesdiensten teilnehmen, das alte Purimlied Schoschanat-Ja'akov singen, und die Kinder werden beim Verlesen des Namens 'Haman' mit den Ratschen einen besonderen Krach machen. Lassen Sie sich auch die 'Hamantaschen' gut schmecken, so, wie Sie es auch in Ihrer alten Heimat Erlangen (mit Purim-Ball im Bahnhofshotel) einst taten".

Solche Briefe sendet "die Beauftragte für die Betreuung ehemaliger jüdischer Mitbürger" — so lautet der offizielle Briefkopf — zu den jüdischen Feiertagen; ausserdem schreibt sie persönlich zu allen Geburtstagen, und sie kondoliert mit einer ausführlichen Würdigung des Verstorbenen und der Familiengeschichte bei Trauerfällen. Die Betreuung der ehemaligen Erlanger Juden gilt in der ganzen Bundesrepublik als vorbildlich.

Trotzdem gibt und gab es Missverständnisse. In der Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung erschien Anfang 1989 ein Artikel über "die verräterische Macht der Worte", dort wurde als Beispiel "für hanebüchene Wortklauberei" die politische Revision der Worte "Gast" und "Mitbürger" angeführt: "Was es mit dem verräterischen Wörtchen 'Mitbürger' auf sich hat, darauf wies schon mehrfach in Reden und Publikationen der Direktoriumsvorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Heinz Galinski, hin. 'Mitbürger' ist eine Degradierung, eine Reduzierung des 'Bürgers', und es ist kein Zufall, dass der grosse sechsbändige Duden als Beispiel für den Gebrauch 'unsere alten, kranken Mitbürger' anbietet. Diejenigen also, die stets 'unsere jüdischen Mitbürger' im Munde führen, verraten dadurch, was sie über Juden denken".

Darauf schrieb die Beauftragte der Stadt Erlangen einen Leserbrief, in dem sie "diese vergiftende Formulierung und Unterstellung mit aller Schärfe" zurückwies und erklärte: "In den nunmehr neun Jahren, in denen ich als Beauftragte der Stadt Erlangen für die Betreuung ehemaliger jüdischer Mitbürger ehrenamtlich tätig bin, hat sich bei meiner weltweiten Korrespondenz — nicht nur mit unseren Erlanger ehemaligen jüdischen Mitbürgern — nur Adolf Diamant aus Frankfurt an meinem Titel 'gestossen', sonst niemand. Es ist mir auch ziemlich egal, was der Direktoriumsvorsitzende Heinz Galinski zu diesem Thema zu sagen hat. Wenn er das Wort Mitbürger als 'Degradierung' und 'Reduzierung' des Wortes 'Bürger' empfindet, dann ist das seine Sache..." Für sie, damit schloss der Leserbrief, der erst nach einigem Hin und Her publiziert wurde, stehe "der Mit-Mensch und der Mit-Bürger mit mir in der gleichen Reihe, in der gleichen Gemeinschaft".

Zwei Tage später meldete sich der Publizist Adolf Diamant, ehemaliger Chemnitzer Bürger, der von 1939 bis 1944 im Getto Lodz, dann in Auschwitz-Birkenau leben musste und der für seine Verdienste um die deutsch-jüdische Versöhnung 1988 das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik erhalten hatte. Adolf Diamant verlangte vom Erlanger Oberbürgermeister, die Beauftragte wegen ihrer unzumutbaren Äusserungen von ihrer Aufgabe zu suspendieren. Der Begriff "jüdische Mitbürger" sei verwerflich, die Beauftragte habe noch immer nicht erfasst, was es bedeute, ein "Mitbürger", also nur ein Geduldeter, zu sein. Im übrigen sei Bundeskanzler Kohl in seiner Ansprache am 9. November 1988 in der Frankfurter Synagoge wegen des Wortes "jüdische Mitbürger" ausgepfiffen worden.

Der Erlanger Oberbürgermeister antwortete unter mehrmaligem demonstrativem Gebrauch der inkriminierten Vokabel: "Der persönliche und enge Kontakt der ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger und ihrer Familien mit ihrer Heimatstadt Erlangen sowie vielfältige Korrespondenz aus dem In- und Ausland bestätigen immer wieder die positive und anerkannte Arbeit von Frau Ilse Sponsel. Für ihr engagiertes Wirken wurde sie mit dem Bundesverdienstkreuz, der Bürgermedaille der Stadt Erlangen und der Yad Vashem-Medaille ausgezeichnet. Ich bin sicher, dass Frau Sponsel auch künftig eine breite Anerkennung ihrer ehrenamtlich übernommenen Aufgaben erfahren wird, und kann auch im Hinblick auf ihre bisherigen Leistungen für die Stadt Erlangen Ihre Kritik nicht unterstützen".

Das Beispiel sollte deutlich machen, welch schwieriges Terrain betreten wird bei den Beziehungen zwischen ehemaligen deutschen Bürgern im Exil, den Repräsentanten einer versöhnungswilligen Bundesrepublik und den Offiziellen der Juden in Deutschland, die diese Aktivitäten aufmerksam beobachten, in vielfältiger Weise auch daran teilnehmen, aber — aus gutem Grund Distanz haltend — Tonart und Lautstärke, Melodie und Takt jeder Weise kritisch prüfen und im Licht der historischen Erfahrung werten. Es ist zu vermuten, dass die Anspannung den Kulminationspunkt erreicht, wenn jüdische Bürger im Exil sich zur Rückkehr auf Zeit entschliessen, wenn sie der Einladung ihrer früheren Heimatstädte folgen und als deren Gäste (oder auch aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten) Deutschland besuchen.

Um Aufschluss über die Emotionen ehemals deutscher Juden zu bekommen, war zunächst nach ihren Reaktionen (auf die Einladung) und Impressionen (anlässlich des Besuchs) zu fragen. Als Quelle dienten Zeitungsartikel mit Schilderungen des Aufenthalts in der Bundesrepublik und vor allem Briefe, die nach den Besuchen an die Gastgeber gerichtet waren und Interviews.

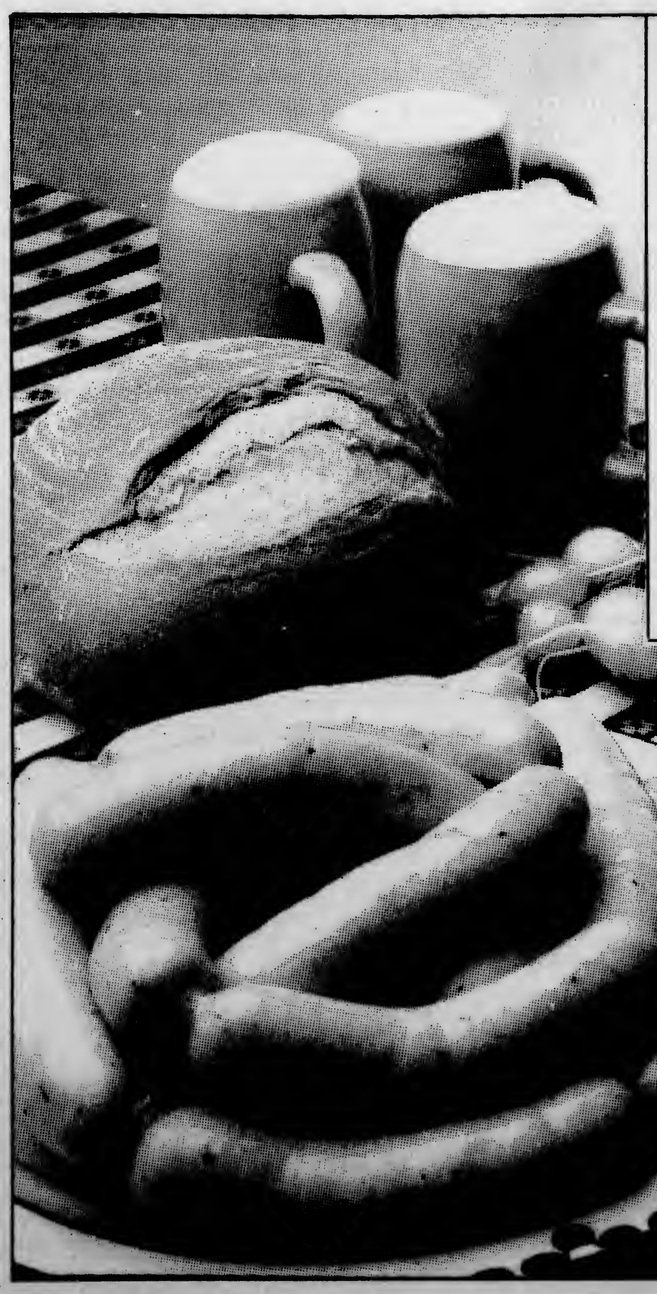
Allgemeiner Überblick

Zuvor noch ein Überblick über die organisierten Besuche, die auf Einladung von ungefähr 90 Orten in der Bundesrepublik bisher zustande kamen. Den Anfang machten Ende der 60er Jahre München und Berlin; in Berlin läuft das Besucherprogram noch auf lange Zeit. Da in der ehemaligen Reichshauptstadt zuletzt — vor der Emigration oder Deportation — der grösste Teil der deutschen Juden lebte, ist der Andrang hier so gross, dass Wartelisten existieren und 60jährige noch auf längere Sicht keine Chance haben, das einwöchige Gruppenprogramm mit Stadtrundfahrt, Theaterbesuch, Empfang beim Regierenden Bürgermeister usw. zu erleben. Zunächst kommen die 90- und 80jährigen an die Reihe.

Organisation und Betreuung sind in Berlin perfekt, auch nach dem Besuch wird der Kontakt gepflegt, vor allem durch regelmässige Informationen über Berlin und durch die Zeitschrift "Aktuell", die alle ehemaligen jüdischen Bürger erhalten, soweit sie dem beim Informationszentrum Berlin ressortierenden Referat zur Betreuung dieser Besucher bekannt geworden sind. Das Referat wurde im Herbst 1970 errichtet; damals standen 13.000 Bewerber auf der Warteliste, inzwischen sind 23.000 ehemalige Berliner aus aller Welt in ihrer früheren Heimatstadt gewesen. Aber die Warteliste existiert immer noch, 1987 waren 1775 Personen zu Besuch, 1201 potentielle Gäste teilten im gleichen Jahr erstmals ihren Besuchswunsch mit.

Daraus lässt sich auch schliessen, dass es vielen im wachsenden Abstand zum NS-Regime und mit zunehmendem Alter leichter fällt, den Wunsch nach einer Rückkehr auf Zeit überhaupt zu artikulieren. Der erste Gast, der nach dem Senatsbeschluss vom 10. Juni 1969 Berlin

Bitte umblättern



Schaller & Weber
Gold Medal Meat Products

Schaller & Weber Qualitäts-Fleisch- und Wurstwaren

Schaller & Weber ist der einzige amerikanische Hersteller von Fleisch- und Wurstwaren deutscher Art, der immer wieder Goldmedaillen bei internationalen Wettbewerben in Deutschland, Österreich und Holland erzielt.

Wir laden Sie herzlichst ein, die über sechzig verschiedenen Wurstsorten oder besser gesagt "Leckerbissen" zu kosten.

Schaller & Weber
Gold Medal Meat Products
22-35 46th Street, Long Island City, NY 11105

Nachdenklichkeit und befreiendes Lachen: Ehemalige Berliner beim Besuch der Heimatstadt (1987).

Foto: Hermann Pichler

besuchte, ein Ingenieur aus Kanada, war etliche Jahre zuvor noch nicht in der Lage gewesen, bei einer Zwischenlandung in Frankfurt das Flugzeug zu verlassen, weil er deutschen Boden (noch) nicht betreten konnte.

Dem Beispiel von Berlin und München sind viele andere Orte gefolgt, die Initiative zur Einladung ging teils von städtischen Honoratioren und Amtspersonen, oft auch von der lokalen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder von Kirchengemeinden aus. Einen Überblick, wieviele frühere jüdische Bürger einer Einladung gefolgt sind, gibt es ebensowenig wie Informationen, wo die Programme noch durchgeführt werden, wo sie als abgeschlossen gelten, und am wenigsten weiss man über die Wirkungen des Wiedersehens. Dass die Besuchsprogramme auf deutscher Seite als sehr befriedigend empfunden werden, ist allerdings evident.

Den Lokalzeitungen kann man entnehmen, wer kam, welches Programm geboten wurde und vor allem, was das Stadtoberhaupt beim festlichen Empfang gesprochen hat. In der Dokumentation, die von der gastgebenden Stadt in der Regel angefertigt wird, ist nachzulesen, dass die Deutschen aus ihrer Vergangenheit gelernt hätten, dass es "den überlebenden Leidtragenden des Nationalsozialismus jedoch nachzufühlen" sei, "wenn sie heute mit Vorbehalten ihre alte Heimatstadt besuchen". So hatte es der eloquente Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel im Juni 1983 ausgedrückt, als erstmals jüdische Gäste im Rathaus empfangen wurden. Von den Gästen erwartet die Lokalpresse Bekundungen der Versöhnungsbereitschaft, der Wiedersehensfreude; ausführlich werden rührende Szenen beschrieben, wie sich Schulfreunde in die Arme fallen, die sich seit fünfzig oder mehr Jahren nicht mehr sahen und auch sonst nichts voneinander gehört haben.

Die Reaktionen sind, folgt man der Presseberichterstattung landauf landab, erstaunlich stereotyp, und zwar auf beiden Seiten. Die jüdischen Gäste loben Gastfreundschaft, Organisation und Grosszügigkeit der früheren Heimatorte, sind offensichtlich in der Mehrzahl bewegt von Erinnerungen an die Orte der Kindheit, sind glücklich, das Elternhaus noch einmal gesehen zu haben. Manche benutzen die Einladung vor allem um die Pflicht zu erfüllen, am Grab von Familienangehörigen Kaddisch zu sprechen, sie wollen sonst nichts weiter und sind nur dankbar, dass ihnen die Möglichkeit zum Friedhofsbesuch geboten wurde.

Erstaunlich stereotyp sind auch die Briefe, die nach dem Besuch geschrieben werden: Dank für die freundliche Aufnahme, Bestätigung der Heimatverbundenheit, Versicherungen, dass es überhaupt keinen Missklang gegeben habe. Eine Ablehnung wie die folgende, die am 9. November 1989 im Bürgermeisteramt Stuttgart registriert wurde, gehört zu den absoluten Ausnahmen. Die Schulzeit im schönen Stittgart sei ihr in "leuchtendster Erinnerung", schrieb eine alte Dame aus dem Staat New York: "Die Schulschliessung durch das Naziregime 1938 war vielleicht der grösste Schmerz meines Lebens". Sie könne die Einladung nicht annehmen, schrieb sie weiter und begründete es auch: "Ich weiss nicht, was 1982 den Stuttgarter Gemeinderat bewog, 'ehemalige jüdische Mitbürger' einzuladen. Verfestigt man nach allem, was passiert ist, den Begriff Rassenzugehörigkeit dadurch nicht aufs Neue?"

Ebenfalls aus New York war im April 1987 eine Absage gekommen. "Es wäre nicht im Sinn meiner Familie, diese Einladung anzunehmen, wie gut sie auch gemeint ist. Meine Eltern... und ich haben aus moralischen Gründen nie 'Wiedergutmachung' oder irgendwie Kompensation verlangt für das, was wir im Dritten Reich verloren haben, insofern als mein Vater der Meinung war, dass kein Geld die Geschehnisse 'wieder gut machen' könnte. Nach unserer Flucht im Dezember 1937 hatten wir zwar sehr schwere, mit Sorgen gefüllte Jahre, aber konnten uns dann allmählich eine gute Existenz in der neuen Heimat aufbauen". Eine Sorge bewegte jedoch den Schreiber des Briefes, und sie veranlasste ihn zur Bitte an die Stadt Stuttgart, sich um die Gräber der beiden Grossväter zu kümmern und das Ruherecht dauernd zu gewährleisten: "Viel lieber, als dass die Stadt Stuttgart die Kosten einer Reise für mich bezahlt, wäre es mir, wenn solche Summen zu diesem Zweck benützt würden, was auch mehr dem Sinn meiner Grosseltern und Eltern entspricht".

Representativ für Absagen

Vielleicht ist dieser Brief auch repräsentativ für viele Absagen, die nicht begründet oder auch überhaupt nicht schriftlich artikuliert werden. Den Gastgebern sind Bekundungen, dass man durch den Besuch "den Frieden mit der alten Heimat gemacht habe", und die Versicherung, man "könne jetzt in Ruhe sterben" lieber, weil sie einen Erfolg der Aktion bestätigen. 30 bis 40 Prozent der Eingeladenen reagierten übrigens nach Auskunft des Stuttgarter Kulturamts auf das Einladungsschreiben nicht.

Das Ergebnis meiner Frage nach den Erfahrungen bei der Begegnung mit der früheren Heimat — um Berichte dazu hatte ich im Juni 1989 im New Yorker *Aufbau* gebeten — war ebenso positiv wie konventionell. "Wir haben keine Minute bereut, dort gewesen zu sein" (Koblenz) oder "über alle Veranstaltungen kann ich mich nur voll Lob äussern" (Esslingen) oder "die Aufnahme und Herzlichkeit war so echt und darf (ich) sicher im Namen der meisten ehemaligen Frankfurter sprechen, wenn ich sage, dass wir die ausgestreckte Hand mit gleicher Wärme entgegennahmen" oder, ein letztes Beispiel: "Zusammenfassend möchte ich sagen, dass der Besuch in Berlin mir noch mehr gab, als ich erwartete, und dass der Empfang, den die Mitarbeiter der Berliner Senatskanzlei uns bereiteten, ganz besonders herzlich war".

Stellvertretend für viele steht der Brief eines 84jährigen ehemaligen Bürgers von Konstanz, der jetzt in San Francisco lebt: "Ich war zuletzt im Herbst 1986 von der Stadt Konstanz eingeladen gewesen und hatte dort eine sehr schöne Woche. Amerika ist seit 1940 mein Vaterland geworden, aber die alte Heimat ist stets in meinem Herzen geblieben. Es war so schön, wieder die alte Wohnung zu sehen, wo man mit den Eltern gewohnt hatte, seine Jugend wieder zu erleben, wie man zum Gymnasium gegangen ist oder schöne Sonntagnachmittage verbracht hat... Ich weiss sehr, dass zum Beispiel meine Schwester nur in der Nachbarstadt Kreuzlingen (Schweiz) bleiben wollte und (nur) zu Fahrt oder Spaziergang nach Konstanz wollte... Ich weiss von einem alten Freund, der schon öfters in seiner Heimatstadt (Göttingen) war, wo er gross wurde bis zu seiner Auswanderung, dass er dort nur auf den Friedhof seiner Eltern geht, aber sonst mit niemandem sprechen will, weder frühere Mitschüler noch Angestellte seiner Eltern... Meine Sehnsucht wäre, wieder noch für den Rest meines Lebens in der alten Heimat zu leben und dankbar sein zu können, dass ich — zwar spät — aber lebend aus der grossen Katastrophe rausgekommen bin..."

Von Missklängen ist selten die Rede. Ein ehemaliger Berliner, der heute in Israel lebt, war 1983 eingeladen und begeistert. Der Empfang sei "einfach königlich" gewesen, schrieb er und fügte hinzu "Was wissen die Deutschen... in welchem herrlichen grundgesetzlichen Rahmen sie leben und arbeiten dürfen!" Aber: "Ein faux pas passierte, als ein Hotelangestellter, dem ich lobend über unsere Aufnahme sprach, erwähnte: "Aber was das alles kostet!". Ich antwortete ihm, "das stimmt, das kostet so viel jedes Jahr, wie das Leben eines vergasten Juden wert ist".

Auf die Vermutung, dass solche Misstöne wohl öfters vorkämen, antwortete er, das glaube er nicht. Er habe sich damals bei der Hoteldirektion schriftlich — ohne Angabe des Arbeitsplatzes des Missetäters — beschwert und eine "ausserordentlich befriedigende Antwort bekommen". Die Hoteldirektion habe sämtliches Personal aufgeklärt, "dass die Einladung ehemaliger Berliner mit der sogenannten Wiedergutmachung nichts zu tun" habe und dass "Gesten, die zum Aufbau einer Normalität gehören, eben keinen Kostenpreis kennen".

Ein anderer kritischer ehemaliger Berliner, der heute in Pittsburgh lebt, war mehrfach in der alten Heimat. Zuerst, auf eigene Kosten 1953 und 1956, mit dem Hauptzweck, die 1944 und 1949 geborenen Kinder dem in Berlin lebenden (nichtjüdischen) Grossvater vorzustellen. Er registrierte, dass die Gesprächspartner beim ersten Besuch oft das Bedürfnis hatten, sich für das unter dem Hitler-Regime Geschehene zu entschuldigen. Das war später nicht mehr der Fall, man habe über derlei ***nicht mehr geredet***...

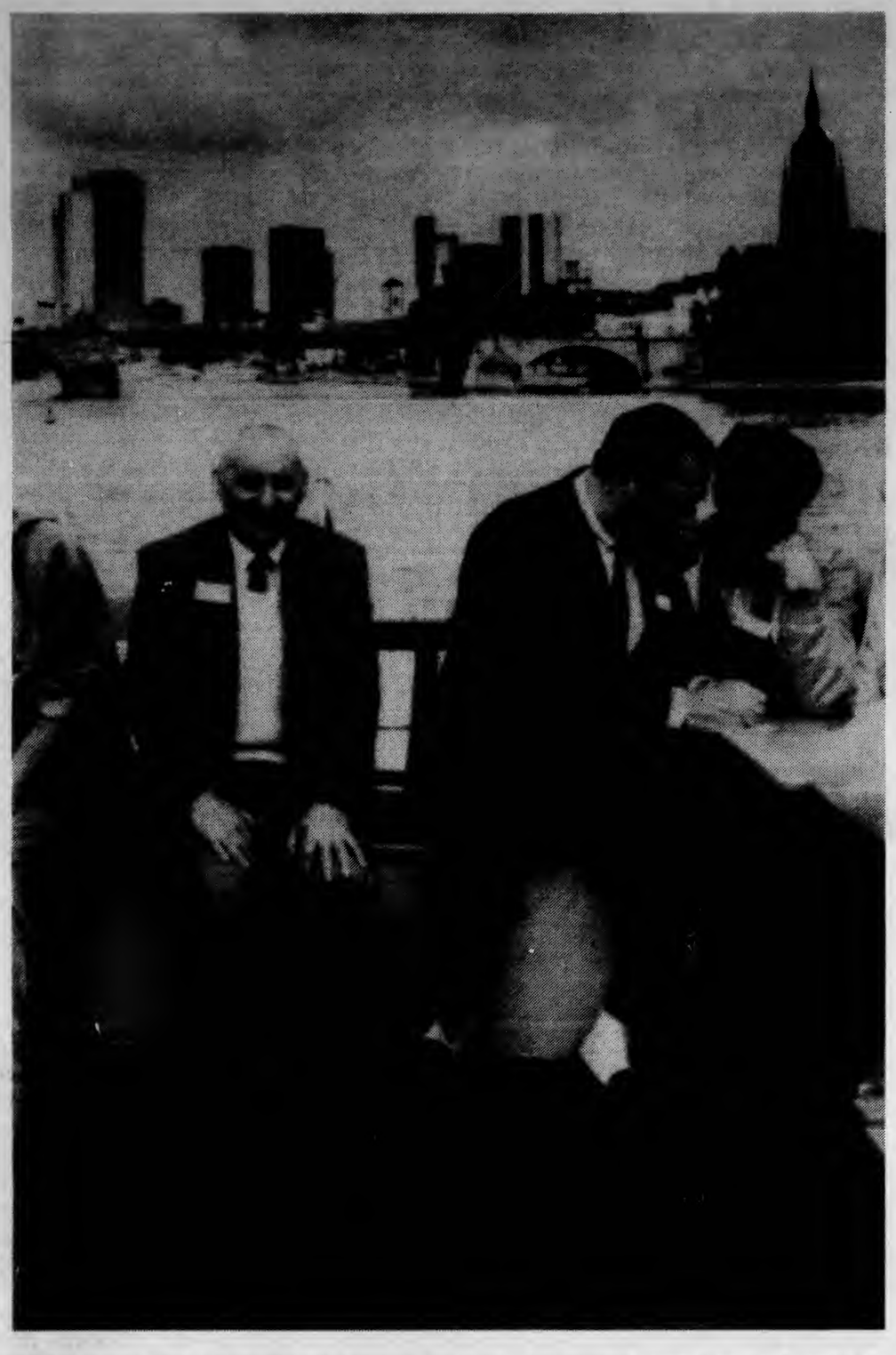
Identitätsprobleme

Abschliessend möchte ich zwei Beispiele anführen, die deutlich machen, welche Identitätsprobleme die jüdischen Rückkehrer auf Zeit haben, welchen Erwartungshorizont sie haben, wie schwierig der Dialog, wie problematisch die Wiederannäherung zwischen "Heimat" und Exil ist. Herbert Liffmann stammt aus Köln, seine Frau war Wienerin. Sie emigrierten nach Australien; Herbert Liffmann ist 1989 gestorben. Er hat sein Studium in Deutschland abbrechen müssen, hatte in Melbourne eine bescheidene Existenz als Betreiber eines Lesezirkels aufgebaut, fand aber im Alter wieder den erstrebten bildungsbürgerlichen Status als Dozent. Sein Bericht ist ebenso wie der nachfolgende im Zusammenhang mit meinem Projekt: "Exil der kleinen Leute" entstanden. Diese Wiederbegegnungen mit Deutschland fanden auf eigene Initiative statt. Herbert Liffman:

"Nach dem Krieg sparten wir jeden Pfennig, um eine Reise nach Europa zu ermöglichen. Diese Reise war eine dringende Notwendigkeit , besonders für mich, der ich noch schwer zu definierende Bindungen an Deutschland hatte. Wir fuhren mit gemischten Gefühlen, Freude auf Europa und mit völliger Unsicherheit über das, was wir in unseren ehemaligen Heimatländern zu erwarten hatten. Es waren die Länder, die wir beim Verlassen nie wiederzusehen glaubten. Es waren die Länder, deren Völkern das 'tausendjährige Reich' versprochen war. Nach zwölf Jahren bereits war der unheimliche und blutige Spuk vorüber. War er für uns vorüber?...

Nach dem Grenzübertritt stand ich zum ersten Mal wieder auf deutschem Boden. Ich fühlte nichts von der Erregung, die ich

Fortsetzung nächste Seite



EHEMALIGE FRANKFURTER IM HEUTIGEN FRANKFURT: Bei einer Fahrt auf dem Main der Erinnerung nachhängend. Foto: Meier-Ude

befürchtet und erwartet hatte. Wir kamen mit dem Auto von Amsterdam und fuhren direkt nach Köln, zu dem einzigen Menschen, den wir noch in Deutschland kannten, zu unserer alten Freundin Hilda. Sie hatte viel riskiert, um ihren jüdischen Freunden zu helfen, und ihre Wohnung war während der schlimmsten Zeit der einzige Platz gewesen, in dem meine Schwester und ich uns geborgen gefühlt haben... Wir hatten vor, nur englisch zu sprechen: dieses Vorhaben dauerte jedoch nicht lange. Die einzige 'Vereinbarung', die wir einhielten, war, keinen Kontakt mit Angehörigen unserer Altersgruppe aufzunehmen, deren Tätigkeit während der Naziregierung uns nicht bekannt war.

Ich hatte einige schwere Momente in Wuppertal und Köln, da sonderbarerweise alle Häuser, in denen wir gewohnt hatten, sowie das Geschäftshaus meines Vaters, unzerstört geblieben waren. Traurige Erinnerungen wurden in mir erweckt. Den Aufenthalt in Berlin und den Rest unserer Reise verbrachten wir als Touristen. Doris erlebte ihre Angst vor dem Wiedersehen mit Wien in München, wo wir in einem Hotel gegenüber dem Hofbräuhaus wohnten. Die Sprache und die Tracht der Menschen erinnerten sie so sehr an Wien, dass sie nicht lange dort bleiben wollte und wir am nächsten Tag abreisten. Nach diesem Schock in München fiel ihr das Wiedersehen mit Wien etwas leichter. Ich habe noch viele bezeichnende Erfahrungen gemacht, teils positive, teils negative... Den letzten, diesmal unerwarteten Schock erhielten wir, als auf der Reise nach Prag der Bus durch Theresienstadt fuhr... Zusammenfassend kann ich nur sagen, dass dieses erste Wiedersehen mit Deutschland meine Identitätsprobleme nicht gelöst, sondern verstärkt hat".

Doris Liffmann bestätigt, welch ein grosser Schock die erste Wiederbegegnung 1964 mit Wien für sie war. Bis heute bleibt das Verhältnis ambivalent; sie versucht, das Problem dadurch zu lösen, dass sie sich bewusst als Touristin, nicht als "Wienerin" fühlt. "Ich spreche hier vielleicht öfter englisch als deutsch, unbewusst".

Sophie Caplan war 1939 als sechsjähriges Mädchen aus Eschweiler bei Aachen zunächst nach Frankreich ins Exil gegangen, seit 1947 lebt sie in Australien. Sie bewahrt als Erinnerung: "Die Deutschen waren für mich das Volk, das meine vier Grosseltern, fast alle Onkel und Tanten und alle anderen Verwandten umgebracht hatte, die in Deutschland oder Polen geblieben oder nach Belgien, Holland oder Frankreich geflüchtet waren".

Sie meidet in der neuen Heimat den Umgang mit Deutschen, und wo er sich nicht vermeiden lässt, sind die Erfahrungen negativ. Sie beschreibt ihre Erinnerung und Gefühle selbst: "Ein kurzer Besuch 1956 in Deutschland half mir auch nicht, meine negativen Gefühle zu zerstreuen... Wir gingen von Holland aus einige Tage über die Grenze, hauptsächlich um meinen Geburtsort Eschweiler und das Grab meines Vaters in Aachen zu besuchen... Gegenüber meinem Geburtsort empfand ich keine sentimentalen Regungen, aber die Aussicht, vertraute Strassen, Gebäude, vielleicht sogar Gesichter wiederzusehen, versetzte mich in Unruhe".

Der Besuch wird zur Enttäuschung, die Eindrücke sind negativ, angefangen vom autoritären Jugendherbergsvater in Aachen bis zum missglückten Besuch beim ehemaligen Hausarzt; er war nicht zu Hause und die Frau mittleren Alters, seine Tochter oder Haushälterin, ist unfreundlich, schlägt die Tür zu, versteht die Andeutung der Sophie Caplan, sie sei "von sehr weit her", nicht, und sich mehr zu offenbaren wagt Sophie nicht. Ein nach Eschweiler endgültig zurückgekehrter Jude, dessen Adresse sie hat, erkennt sie nicht und erinnert sich auch nicht an die Familie, den Platz, an dem die Synagoge stand, findet sie nicht. "Einige Leute beschauten uns neugierig, aber niemand sprach uns an, und ich wusste nicht, wen ich ansprechen konnte".

Zwanzig Jahre nach der erfolglosen Begegnung mit den Stätten der Kindheit kehrt Sophie Caplan noch einmal nach Eschweiler zurück, "diesmal bürgerlich-komfortabel im Auto und in Begleitung meines Mannes und meiner drei Söhne. Diesmal war ich entschlossen, an die Tür meines Geburtshauses zu klopfen, mir die Wohnung anzusehen und sie meinen Kindern zu zeigen. Aber das Haus war geräumt und sollte abgerissen werden. Als mein Mann mich in den Eingang stellte, um Aufnahmen zu machen, öffneten sich einige Fenster und Leute blickten neugierig herunter". Von einer Frau aus dem Nachbarhaus wird sie erkannt, bald scharen sich andere um die Gruppe, jemand erklärt immer wieder aufs neue: "Die sind in der grossen Judenauswanderung aus Deutschland weg".

Die Verharmlosung des Sachverhalts macht Sophie Caplan sehr böse, aber sie kommentiert: "Wir haben uns viele Sorgen darüber gemacht, was mit ihnen überhaupt geschehen ist". Es war ein heisser Tag, ihr Mann und die drei Söhne verstehen kein Wort Deutsch, sie sind müde. Auf der Suche nach Getränken geraten die Caplans in ein Lebensmittelgeschäft: "Ich trat ein und bekam einen fast körperlichen Schock. Mir gegenüber stand eines der Kinder aus dem Photo vor 40 Jahren, jetzt eine Frau mittleren Alters mit Brille, wie damals, und dem gleichen sauren Gesichtsausdruck. Sie erkannte mich nicht..." Sophie verzichtet darauf, sich vorzustellen, sie erinnert sich, dass die Besitzerfamilie des Ladens zu den "echten" Nazis gehört hatte, zu denen, die von Anfang an dabei waren. Der Besuch in der Heimatstadt — sie setzt das Wort ironisch in Anführungszeichen — sei wieder ziemlich leer verlaufen, niemand habe sie in eine Wohnung gebeten.

Der Besuch in Eschweiler hat nicht dazu beigetragen, das Verhältnis zu Deutschland und zu den Deutschen zu klären. Kontakte ergeben sich Anfang der 80er Jahre auf beruflicher Ebene. Sophie Caplan nimmt an einer Konferenz zur Holocaust-Problematik in Polen teil, besucht zusammen mit deutschen Historikern die Vernichtungsstätten. "Seit dieser Konferenz ergaben sich freundliche, berufliche Verbindungen mit einigen deutschen Forschern und Historikern, mit denen ich sowohl auf der beruflichen wie auf der menschlichen Ebene gut auskomme. Trotzdem ist mir bewusst, dass ich gegenüber Deutschen immer eine grössere, anfängliche Reserve empfinden werde als gegenüber anderen. Solange ich nicht weiss, mit wem ich es zu tun habe, kann die Unterhaltung mit einem Deutschen Ähnlichkeit mit dem Gang durch ein Minenfeld, oder dem Legen von Minen, aufweisen".

"Exil" und "Heimat"

Die Begegnung zwischen "Exil" und "Heimat" ist schwierig und durch vieles belastet, auf deutscher Seite durch Befangenheit, durch mangelndes Einfühlungsvermogen und fehlende Kenntnis (so kam es vor, dass in einer Stadt die jüdischen Besucher in einem Hotel logieren sollten, das sie einst als lokales Gestapohauptquartier kennengelernt hatten), aber auch durch die Erwartungshaltung, es müsse zur grossen Versöhnungsgeste kommen, der Friede müsse sich deutlich sichtbar ausbreiten, die deutsche Anstrengung müsse honoriert werden.

Die Angst der Juden — und zwar im doppelten Sinne, lebensgeschichtlich anlässlich der Wiederbegegnung mit Kindheit und Jugend und generell vor der historischen Erfahrung als Gruppenerlebnis — wird oft nicht verstanden, das Misstrauen verübelt, denn die Gastgeber sind ja guten Willens, frei von individueller Schuld und oft auf hilflos-naive Weise bereit zur Versöhnung.

Die schon im amerikanischen Exil geborene Tochter deutschjüdischer Eltern, deren Grosseltern Opfer des Holocausts wurden, deren Eltern in der Bundesrepublik leben (sie selbst ist häufig in Deutschland), antwortet auf die Frage nach dem Verhältnis zu den Deutschen mit der Schilderung einer Vision, die sie manchmal hat, wenn sie in München U-Bahn fährt. Die Vorstellung befällt sie, sie sei in der Bahn eingesperrt, die Bahn fahre immer weiter, bis in ein Lager...

Adressenänderungen

Für die ununterbrochene Lieferung des *Aufbau* müssen Adressenänderungen mindestens vier Wochen vor Inkrafttreten unserer Vertriebsabteilung schriftlich mitgeteilt werden. Bei vorübergehenden Änderungen erheben wir eine Bearbeitungsgebühr von $5,00 für die Zustellung innerhalb der USA, im restlichen Ausland $10,00 für den Zeitraum von je zwei Monaten. Vorübergehende Änderungen von weniger als vierwöchiger Dauer können nicht durchgeführt werden. Permanente Adressenänderungen werden kostenlos vorgenommen. **Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, dass aus technischen Gründen, auf die wir keinen Einfluss haben, absolut keine Änderung ohne vierwöchige Benachrichtigungsfrist und/oder ohne Bearbeitungsgebühr vorgenommen werden kann. Ausnahmen sind leider nicht möglich.**

---------- Bitte abzutrennen ----------

***Aufbau* Circulation Dept., 2121 Broadway, New York, N.Y. 10023**

BITTE SENDEN SIE UNS DEN ADRESSENZETTEL IHRER ZEITUNG ZURÜCK.

Ändern Sie meine Anschrift wie folgt (Druckschrift erbeten):

□ **Dauernd** □ **$5,00 Scheck anbei** □ **$10,00 Scheck anbei**

Vorübergehend von: ..... bis: .....

.....

.....

State ..... Zip Code .....

Mr. Mecklenburg

Deutsche Juden in den USA

Abraham J. Peck (Hrsg.): "The German-Jewish Legacy in America 1938-1988". Wayne State University Press, Detroit, Michigan. 257 Seiten. Paperback: $ 17,50. Festeinband: $ 35,00.

Was ist das: deutschjüdisches Erbe in Amerika? Gibt es das überhaupt? Abraham J. Peck, Direktor der American Jewish Archives am Hebrew Union College in Cincinnati (Ohio), hat diese Frage rund 40 Autoren gestellt, die es wissen sollten: vorwiegend Emigranten der älteren Generation, aber auch deren (inzwischen längst erwachsene) Kinder.

Die Antworten sind keineswegs einheitlich. Sie unterscheiden sich nach Temperament und Perspektive des Verfassers. Zwischen den beiden Polen der von Sympathie getragenen Würdigung der deutschjüdischen Leistung in Amerika und der illusionslosen Negation eines besonderen Verdienstes oder Einflusses dieser Einwandererergruppe bewegt sich das ungemein vielfältige Spektrum der Wortmeldungen.

Immer wieder sind es Fachleute und/oder besonders exponierte Persönlichkeiten, die ihre aus eigenem Erleben erwachsene Meinung kundtun und sich nicht zuletzt mit der Frage des Bildungskonzepts als eines integralen Bestandteils deutschjüdischer Vorkriegsexistenz auseinandersetzen.

Während die Anerkennung einer Einflussnahme des deutschjüdischen Elements auf das amerikanische Judentum in den meisten Beiträgen nur zögernd und mit Vorbehalt erfolgt, wird die Bedeutung des Bildungskonzepts der deutschjüdischen Emigration vorwiegend positiv bewertet.

Das Besondere dieser Aufsatzsammlung liegt darin, dass es Opfer sind, die sich zu Wort melden, um eine Bilanz 50 Jahre nach dem Novemberpogrom zu versuchen. Eine solche Bestandsaufnahme fragt nicht nur nach den historischen Inhalten des deutschjüdischen Selbstverständnisses, sondern auch nach Schicksal, Verdienst und Versäumnis dieser spezifischen, nach Amerika gelangten Einwanderergruppe. Dabei wird das soziologische Anliegen dieses Unternehmens immer wieder durch die individuelle Erfahrung, die subjektive Äusserung verifiziert.

Die Sorgfalt dieser Untersuchung und die Vielfalt der Auffassungen dürften den Band schon bald in den Rang eines Standardwerks erheben.

Geoffrey Werner

KAUFE BRIEFMARKEN

KENNETH SCHOEN
KRAUS ANTIQUARIAN
Seeking
significant Libraries

Anything quotable for our book?
Any lawyers views in the book?
The book should be in our Bibliography??

Das Ende der Bürgerwelt

Politische Taschenbücher

Nicolaus Sombart: Jugend in Berlin. 1933 – 1943. Ein Bericht. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1991. 302 Seiten, 16,80 DM.

Elisabeth Heisenberg: Das politische Leben eines Unpolitischen. Erinnerungen an Werner Heisenberg. Piper Verlag, München 1991. 202 Seiten, 16,80 DM.

Wendelgard von Staden: Nacht über dem Tal. Eine Jugend in Deutschland. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1991. 121 Seiten, 7,80 DM.

Als der Soldat Nicolaus Sombart 1943 seine Eltern in Berlin besuchen wollte, bot sich ihm ein erschreckendes Bild: „Unser Haus war zu einer Ruine ausgebrannt, in deren Gemäuern noch einige kokelnde Balken zum Himmel qualmten." Die Familie hatte sich in Sicherheit gebracht, der zwanzigjährige Sombart stand vor einem Haufen Gerümpel, Kisten und Koffern. Doch er trauerte nicht, sondern gab seinem unwiderstehlichen Drang zum Lachen nach. Denn er fühlte sich plötzlich befreit von seiner „Jugend in Berlin", er kostete das „Lustgefühl der Zerstörung aller Bindungen an die Welt der Eltern". Das alte Europa – verkörpert durch die Eltern – erschien Sombart nur noch „verachtenswert, der Vernichtung würdig". Wie kam es dazu?

Nicolaus' Vater, der Soziologe Werner Sombart, hatte mit seiner rumänischen Frau seit 1933 ein Leben im „historischen Abseits" geführt. Ihr Haus im Villenviertel Grunewald war ein Treffpunkt des Berliner Großbürgertums, das sich nicht wehrte, als es von den Nationalsozialisten an den Rand gedrängt und politisch ausgeschaltet wurde. Dies mag die erstaunliche Reaktion des Sohnes vor den Trümmern des Familiensitzes erklären. Nicolaus Sombart hat die Eltern, die Gäste und sich selbst beobachtet und analysiert. Dennoch lesen sich seine Erinnerungen in Episoden wie eine „Plauderei am Kamin". Sombart führt uns in behagliche Salons, in denen wir stilvollen Gesprächen lauschen dürfen und – gleich bizarren Schattenrissen vom Schein des Kaminfeuers – die Widersprüche jener Welt betrachten können.

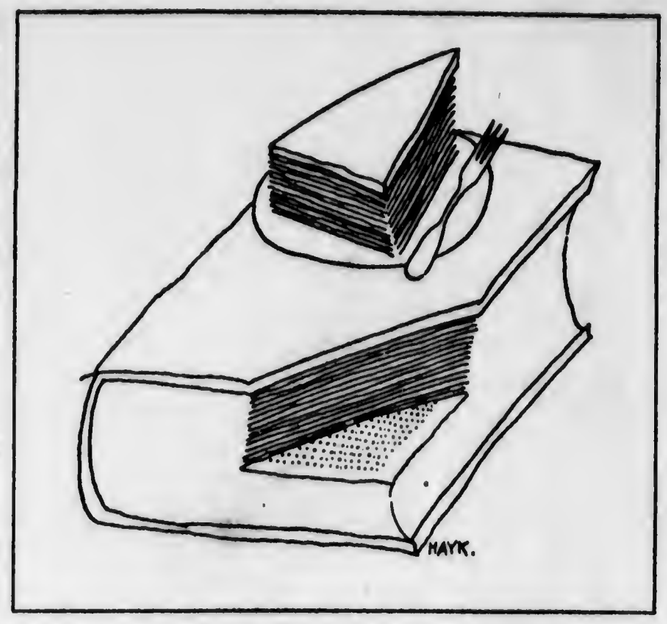
Der Alltag der Jahre nach 1933 drang nicht in die bürgerliche Idylle ein, so offen das Sombartsche Haus auch für Gäste war. Wie die meisten ihresgleichen standen die Sombarts dem „Primitivismus und dem Ungeist" der Nationalsozialisten mit Abscheu und Hilflosigkeit gegenüber. Der Name Hitler fiel nie. Vater Sombart nannte den herumfuchtelnden Führer „das Kasperle". Indem er Hitler karikierte, unterschätzte er ihn. Als ein nicht faßbares „Unheil aus dem Dunkel" wurden die Nazis von den Sombarts verdrängt. „Es geschah dort etwas, über unsere Köpfe hinweg", schreibt Nicolaus Sombart, „mit dem wir nichts zu tun hatten und nichts zu tun haben wollten."

In jener Zeit konnte der einzelne den Lauf der Dinge nicht beeinflussen, glaubte der deutsche Physiker Werner Heisenberg. Damals seien die „Menchen den gesetzmäßigen Abläufen des politischen Geschehens unterworfen gewesen so wie die Schachfiguren den Gesetzen des Spiels". Wie eine postume Rechtfertigung klingen die Worte, mit denen Elisabeth Heisenberg die Gedanken ihres verstorbenen Mannes wiedergibt.

Die Nähe zu Werner Heisenberg macht ihre Biographie zu einem Buch, das mehr von den Gefühlen der Heisenbergs berichtet als von historischen Zusammenhängen. Die Schilderung spiegelt wider, wie empfindlich die ausländische Kritik Heisenberg verletzt hat, und läßt ahnen, wie isoliert das Ehepaar nach dem Krieg lebte. Vor allem in den Vereinigten Staaten von Amerika wurde Werner Heisenberg scharf angegriffen, einige Zeitungen bezeichneten ihn gar als „Top-Nazi". Der Grund war die Entscheidung des deutschen Physikers, weder in den Widerstand noch in die Emigration zu gehen.

Heisenberg lehnte ab, als er von einem Vertrauten Stauffenbergs zur Mitarbeit aufgefordert wurde. Der Atomforscher verzichtete auch auf einen attraktiven Lehrstuhl an der Columbia-Universität in New York. Die Ablehnung dieses Angebots trug ihm das Mißtrauen seiner Freunde in der internationalen Physikerfamilie ein. Die Wissenschaftler hielten den Kontakt nach 1933 noch einige Jahre aufrecht. Warum, so fragten sie, verließ Heisenberg das nationalsozialistische Deutschland nicht wie Albert Einstein oder Felix Bloch? Ein Treffen mit dem Dänen Niels Bohr im September 1941 endete mit einem Eklat, als Heisenberg durchblicken ließ, Deutschland könne bald Atombomben herstellen. Bohr vermutete Heisenbergs Beteiligung an dem Projekt und brach den Kontakt ab. Heisenberg war isoliert.

Für seinen hartnäckigen Alleingang liefert Heisenbergs Frau eine Erklärung, die den zwiespältigen Eindruck seiner Rolle nicht entkräftet. Der Physiker arbeitete in Deutschland zwar nicht unmittelbar an der Atombombe mit, tüftelte aber immerhin an einem Reaktor. Mit seinem Bleiben habe er sich nicht für Hitler, sondern für Deutschland entschieden, versichert Elisabeth Heisenberg unermüdlich. Heisenberg habe nie an den Sieg der Wehrmacht über die Alliierten geglaubt. Den Widerspruch, dennoch für diesen Sieg zu arbeiten, habe er mit einer Wunschprojektion überwunden. Gerade weil er den Zusammenbruch des Reiches



vorausgesehen habe, schreibt die Autorin, habe er die Ergebnisse seiner Arbeit als Keimzellen des deutschen Wiederaufbaus verstanden, als Inseln des Bestands, den es galt, in die Nachkriegszeit hinüberzuretten. Das schreckliche Antlitz Deutschlands sei für den Physiker nur ein entstelltes Äußeres gewesen. „Er trug in sich ein anderes Bild, und für dieses andere Deutschland meinte er durchhalten zu müssen."

Viele Deutsche empfanden zunächst ähnlich für ihr Land. Wendelgard von Staden schildert in „Nacht über dem Tal", wie ihr „schönes Bild" von Deutschland, mit dem sie aufgewachsen war, im Krieg unterging: Das Schillerdenkmal auf dem Schulhof wurde eingeschmolzen, weil es aus „kriegswichtigem Material" bestand. Die von Stadens lebten in einem lieblichen Württemberger Tal; neben ihrem Hof wurde ein Konzentrationslager errichtet. Wo früher Kartoffeln, Gurken und Zuckerrüben bunt durcheinander wuchsen, zwangen SS-Aufseher jüdische Häftlinge, graue Baracken aus dem Boden zu stampfen. Für die von Stadens lag das Unheil nicht im Dunkel verborgen – es stand grell beleuchtet vor ihren Augen.

Diese unentrinnbare Konfrontation bestimmt den Charakter des Buches: Wendelgard von Staden kommentiert wenig; sie zeichnet auf, was sie gesehen hat; sie berichtet, wie radikal sich das Leben der Familie änderte. Die Mutter bat den Lagerkommandanten, einige Gefangene für Aushilfsarbeiten auf ihren Hof zu schicken. Hier gab sie den Ausgehungerten zu essen, schmiedete mit ihnen sogar Fluchtpläne. Doch es war ein aussichtsloser Kampf. Auch der Versuch der Mutter, in Gesprächen mit dem Lagerkommandanten die Deportation der Häftlinge in die polnischen Vernichtungslager zu verhinden, schlug fehl. Als die Internierten auf dem Bahnhof verladen wurden, erschien sie laut protestierend vor den Waggons und wurde um ein Haar von einem SS-Mann erschossen. „Meine Mutter hatte verloren", schreibt Wendelgard von Staden. Ihr Widerstand war würdig, aber ohne Wirkung. Aufstand im kleinen blieb die große Ausnahme.

MICHAEL THUMANN

Die ersten Nachkriegsjahre

Politische Taschenbücher

Wolfgang Benz: Zwischen Hitler und Adenauer. Studien zur deutschen Nachkriegsgesellschaft. Fischer Taschenbuch 10718, Frankfurt am Main 1991. 248 Seiten, 18,80 DM.

Clemens Vollnhals (Herausgeber): Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945–1949. dtv Dokumente 2962, München 1991. 360 Seiten, 17,80 DM.

Horst Wiener: Anklage: Werwolf. Die Gewalt der frühen Jahre oder Wie ich Stalins Lager überlebte. rororo aktuell 12928, Reinbek 1991. 155 Seiten, 9,80 DM.

Ingeborg Bruns: Als Vater aus dem Krieg heimkehrte. Töchter erinnern sich. Fischer Taschenbuch 10300, Frankfurt am Main 1991. 203 Seiten, 12,80 DM.

Die Deutsche Mark ist eine amerikanische Erfindung. Es sei eine Legende, schreibt Wolfgang Benz, daß Politiker der westlichen Besatzungszonen, allen voran Ludwig Erhard, 1948 mit der Währungsreform das Wirtschaftswunder möglich gemacht hatten. „Deutsche Instanzen und Fachleute waren an der Vorbereitung der Währungsreform fast gar nicht beteiligt."

Benz' Aufsatz über die Währungsreform ist einer von elf gescheiten Beiträgen, in denen er seine Studien zur Nachkriegszeit zusammenfaßt. Der Historiker, Autor zahlreicher Bücher über das Dritte Reich und über die Bundesrepublik, erweist sich dabei als akribischer Wahrheitssucher, der gleichsam in die Keller der Gedenkstätten und Museen hinabsteigt, um Unbequemes und Vergessenes zutage zu fördern. Verbreitete Ansichten und herrschende Meinungen reizen ihn offenbar zur Gegenrede. Die Nachkriegspläne einiger Widerständler des 20. Juli 1944 beispielsweise findet Benz „erschreckend reaktionär und patriarchalisch" – und das nicht allein, weil Beck und Goerdeler wieder einen Kaiser haben wollten.

Ihre Tat bleibt dennoch rühmlich, ebenso wie die Befreiung der Konzentrationslager durch alliierte Soldaten. Doch auch darüber schreibt Benz, der in Berlin das Zentrum für Antisemitismusforschung leitet, Bemerkenswertes: Jüdische Überlebende hätten nach dem Sieg der Alliierten noch monatelang mit Kriegsgefangenen, Nazis und ehemaligen KZ-Wächtern in den Lagern leben müssen. Ein amerikanischer Inspekteur berichtete im September 1945 nach Washington: „Wie es aussieht, scheinen wir die Juden wie die Nazis zu behandeln, mit dem Unterschied, daß wir sie nicht vernichten."

Mit dieser sonderbaren Methode wollten die Amerikaner verhindern, daß SS-Männer als KZ-Häftlinge verkleidet entkommen. Denn kein Nationalsozialist sollte seiner Bestrafung entgehen, das war eines der Hauptziele der Alliierten. Doch bald nach Kriegsende mußten sie ihre rigorose Politik der Entnazifizierung den komplizierten Verhältnissen anpassen. Schuld konnte nicht pauschal aufgrund der Zugehörigkeit zur NSDAP oder einer NS-Organisation beurteilt werden.

Die Entnazifizierung, schreibt Clemens Vollnhals, sei unzulänglich, aber nicht folgenlos gewesen. Die zeitweise Deklassierung und gesellschaftliche Demütigung habe tiefe Spuren bei den ehemaligen NS-Funktionären hinterlassen und sie wirksam zu politischer Mäßigung und Zurückhaltung gezwungen. Der amerikanische Militärgouverneur Clay urteilte in einem Anflug von Resignation, man habe im deutschen Haus nicht gründlich gesäubert, aber wenigstens den groben Schmutz ausgekehrt. Anhand der Dokumentensammlung, die der Münchener Historiker Vollnhals herausgegeben hat, kann man die einzelnen Etappen der Entnazifizierung nachvollziehen. Interessant sind dabei weniger die vielen trockenen Anordnungen der Alliierten als Berichte, Briefe und Artikel, die sich mit einzelnen Fällen und den Mängeln dieser „Revolution von oben" beschäftigen.

Eugen Kogon beispielsweise, selbst ehemaliger KZ-Häftling, kritisierte das Verfahren der Entnazifizierung und forderte in seinem Artikel „Das Recht auf den politischen Irrtum", all diejenigen wieder in die Gesellschaft aufzunehmen, die während der NS-Zeit nicht an Verbrechen beteiligt waren. Die Haft werde meist als Rache empfunden, schrieb er. Kogon bezweifelte, daß ein Nationalsozialist in einem Internierungslager zum Demokraten werden könnte. Wie in den westlichen Besatzungszonen gelangte man auch in der SBZ zu der Erkenntnis, daß ohne die vielen kleinen Parteimitglieder kein Staat zu machen sei, und stellte die Entnazifizierung 1948 ein. Doch wer den sowjetischen Besatzern und ihren Helfern mißliebig war, konnte weiterhin unter dem Vorwand des Kampfes gegen den Faschismus verhaftet, eingesperrt und sogar ermordet werden.

Einer, der unschuldig in Internierungslager und Gefängnisse gesperrt wurde, ist der Dresdner Arzt Horst Wiener. In einem beklemmenden Bericht erzählt er von seinem Schicksal. Im November 1945 verhafteten Rotarmisten den Achtzehnjährigen in der Thüringer Staatsbank. Es folgten Untersuchungshaft, schwere Mißhandlung, schließlich das erpreßte Geständnis, ein Werwolf zu sein. Von einem Militärtribunal wurde Wiener zum Tode verurteilt, später zu fünfundzwanzig Jahren Gefängnis „begnadigt". Fünf Jahre verbrachte er in qualvoller Haft, litt unter den Schlägen seiner Bewacher, fror, hungerte, erkrankte an Tuberkulose. Schließlich, zum ersten Jahrestag der DDR-Staatsgründung, wurde er freigelassen. Walter Ulbricht verkündete 1950 im Neuen Deutschland: „Die Internierungslager entsprachen nicht nur dem internationalen Recht, sondern waren erneut ein Beispiel sowjetischer Humanität." Wiener war vierzig Jahre lang zum Schweigen verurteilt und erlebte erst den November 1989 als wirkliche Befreiung.

Viele deutsche Kriegsheimkehrer zogen es vor, nicht über die Vergangenheit zu reden. Aber weder sie noch ihre Kinder konnten ihr ganz und gar entkommen. Ingeborg Bruns führte mit Töchtern Gespräche über die Heimkehr ihrer Väter. Die Männer waren, das entnimmt man den Erzählungen der Frauen, geprägt von militärischer Disziplin und den Härten des Krieges. Sie kamen besiegt und häufig gebrochen nach Hause zurück, wo sie eine ihnen fremd gewordene Familie vorfanden. Die Väter betrachteten ihre Frau und Kinder oft als eine Art verlottertes Regiment, das mit Strenge und auch Gewalt gefügig gemacht werden mußte. Eine der Töchter sagte: „Als er kam, war's mit dem Frieden vorbei."

Leider gewährt die Autorin ihren Lesern nur einen gefilterten Blick auf die Erlebnisse der Töchter. Statt die Frauen selbst schreiben zu lassen, hat Ingeborg Bruns die Gespräche zusammengefaßt. Auf diese Weise muß man sich mit der kurzatmigen, variationsarmen Sprache der Autorin begnügen, deren Vorliebe für mögliche, aber nicht wirklich erinnerte Gegebenheiten dem Leser Langmut abfordert: „Es könnte sein, daß wir mit Großmutter im Vorgarten in der Mittagssonne saßen", wird vermutet, oder „sie werden sich umarmt haben, nehme ich an." Was die Frauen von ihrer Kindheit wissen, ist interessant genug, ohne daß es ausschmückender Erfindungen bedurft hätte. Den Augenblick des Wiedersehens nach oft jahrelanger Trennung schildern die meisten Töchter als unglückliches, ja traumatisches Erlebnis: „Ich nannte ihn Vater und habe weiter auf meinen Vater gewartet."

PETER CARSTENS

Angelpunkte der Exilforschung

Neue Materialienquellen

Spaleks Band II veröffentlicht; Allert-de-Lange-Archiv wiedergefunden

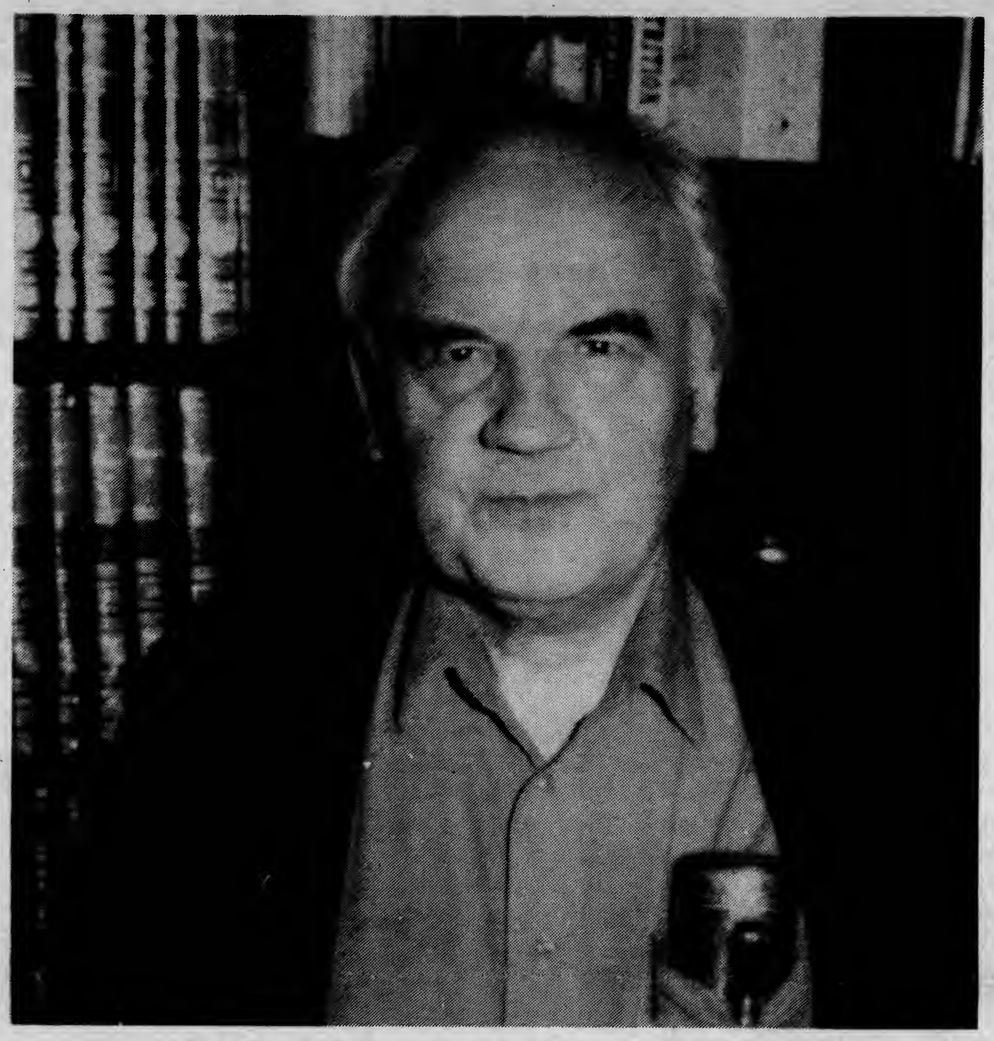
John M. Spalek, einer der führenden Germanisten der USA, hat zur Geschichte der Exilliteratur nicht nur biographisch, sondern auch bibliographisch wichtige Beiträge geleistet. Seine 1968 veröffentlichte nahezu 1000seitige Bibliographie "Ernst Toller and his Critics" öffnete einen neuen Blick auf den Dichter und sein Werk; ihre Akribie ging so weit, sogar den Nachweis von Fotos und Illustrationen von Aufführungen der Theaterstücke Tollers einzuschliessen.

Anfangs der siebziger Jahre begann Spalek mit einem ambitiösen breiten Projekt: der Erstellung eines Verzeichnisses der literarischen Nachlässe aller namhaften Exilanten in den USA — gleichgültig, ob sich ihre Papiere an öffentlichen Stellen oder in privater Hand befanden.

1978 erschienen die bis dahin zusammengebrachten rund 300 Berichte unter dem Titel *Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933*. Der Wert dieser Publikation mag daran ermessen werden, dass zum Beispiel nicht weniger als 55 Archive, Bibliotheken oder Privatpersonen in den USA erwähnt werden, die grössere oder kleinere Bestände von Thomas-Mann-Papieren besitzen.

Jetzt liegt ein Folgeband mit demselben Titel vor (Francke Verlag, Bern), der 420 weitere Nachlässe verzeichnet — beginnend mit dem Individualpsychologen Alfred Adler bis zu Stefan Zweig, von dem die Reed Library des State University College in Fredonia, New York, die gesamte Korrespondenz zwischen dem Schriftsteller und seiner ersten Frau Friderike (über 2.000 Briefe) und weitere 6.440 Briefe von anderen Schreibern besitzt.

Neben bekannten Persönlichkeiten sind — wie auch im ersten Band — Unbekannte einbezogen, die in ihren Berufsbezirken Hervorragendes geleistet haben, so etwa der Schauspieler Leon Askin, der Geiger und Komponist Stefan Frenkel, der Astrophysiker Gerhard Herzberg, der Anwalt Joseph Kaskell oder die Mathematikerin Olga Taussky-Todd.



John Spalek, New York State University, Albany.

Wie die Liste zustandekam? Zunächst durchforschten Spalek und seine Assistenten alle bedeutenden Bibliotheken und Archive in den USA. Besonders ergiebig erwies sich das Archiv der American Philosophical Society in Philadelphia.

"Ausserdem" — so Spalek — "halfen gewisse Nachschlagewerke, etwa ein neunbändiges über die Psychoanalytiker. Daraus kopierten wir die Namen der Deutschen, zwischen drei- und vierhundert. Diese legten wir emigrierten Experten mit der Bitte um Reduktion vor. Auf diese Weise schmolz die Zahl auf etwa 100. Und auf ähnliche Weise verfuhren wir auf anderen Gebieten".

Aber viele Adressen erwiesen sich als veraltet. Einzelne Personen waren umgezogen, andere hatten geheiratet und ihre Namen geändert, wieder andere waren gestorben. Tausende von Telefonaten waren nötig, um die nötigen Kontakte herzustellen und die gewünschten Informationen zu sichern.

Inzwischen bereitet Spalek einen dritten Nachlassband vor. Er soll weitere 300 Einträge bringen und damit das bedeutungsvolle Projekt abschliessen.

* * *

Von einer Materialienquelle anderer Art ist in dem neusten "Nachrichtenbrief" der Gesellschaft für Exilforschung (Nr. 13) die Rede. "Eine wundersame Heimkehr": unter diesem Stichwort berichtet Ursula Langkau-Alex (Amsterdam) über die Auffindung des Archivs der deutschsprachigen Exilabteilung des Allert-de-Lange-Verlags in Amsterdam. Das Archiv hatte als verloren gegolten. Nach dem Fall der Berliner Mauer stellte es sich jedoch heraus, dass die von der Gestapo gestohlenen wertvollen Papiere unversehrt existieren — im Zentralen Staatsarchiv der früheren DDR in Potsdam.

In den letzen Jahren hatte eine Studentin der ostdeutschen Humboldt-Universität, Kerstin Schoor, darüber in ihrer Dissertation zum Thema "Verlagsarbeit im Exil" geschrieben. Der Nachrichtenbrief berichtet über einen Amsterdamer Vortrag, in dem Frau Schoor interessante Details über das 149 Ordner umfassende Archiv mitteilte.

Sie verwies besonders auf die "Seele" der Exilabteilung von Allert de Lange, Walter Landauer, der in Bergen-Belsen kurz vor der Befreiung verhungerte. Landauer ist nicht einmal in dem 'Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933" registriert. Das wiedergefundene Verlagsarchiv sollte die Historiker der Emigration schleunigst zu einer Wiedergutmachung veranlassen.

Das Archiv war inzwischen, vorerst als Leihgabe, im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam) aufbewahrt, wo es von Forschern eingesehen werden kann. Die Exilabteilung des Allert-de-Lange-Verlags brachte vom Frühjahr 1933 bis Mai 1940 insgesamt 91 Bücher von 49 Autoren heraus.

Ein betrüblicher Zusatz des Nachrichtenbriefs: das Archiv des parallel wirkenden Exil-Querido-Verlagszweigs muss als verloren betrachtet werden.

Will Schaber

International Gourmet
& Gift Center
4797 Broadway, N.Y.C. 10034
(212) 569-2611
Israeli and European Products
Best Prices
Closed Saturdays Open Sundays

FELIX & CHRISTAL MEAT MARKET, INC.
SCHALLER & WEBER — Prime Meats and Cold Cuts • Groceries • Beef Products
740 West 181 St., New York 10033
(betw. Broadway & Ft. Wash. Ave.)
Tel. 923-3283

Die Wiederentdeckung Gustav Landauers

Kulturphilosoph, Literaturkritiker, Dramaturg und Romanschriftsteller, Sozialist und Anarchist, Freund Bubers und Kurt Eissners: das sind nur einige der Facetten des vielseitigen, zu Unrecht vergessenen deutsch-jüdischen Einzelgängers Gustav Landauer (1870-1919). Die Aufgabe, ihn der Vergessenheit zu entreissen und einer breiteren Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen, hatte sich die Universität Frankfurt (Professor Leonhard Fiedler) und das an sie angeschlossene Archiv Bibliographica Judaica (Dr. Renate Heuer) gestellt. Die aus dieser Absicht resultierende Konferenz: "Gustav Landauer: Eine Bestandaufnahme. Symposion zum Gedenken an (den Landauer-Forscher) Norbert Altenhofer" wurde dieser Zielsetzung in jeder Hinsicht gerecht.

Schon die Vorveranstaltung, die Eröffnung einer Landauer-Ausstellung in der Universitäts- und Stadtbibliothek Frankfurt, die seltene Manuskripte und Veröffentlichungen von Landauer und seinem Kreis zum ersten Mal an einer Stelle versammelte, stellte seine damalige und heutige Wirkung unter Beweis.

Erschütternd, was die ausgestellte damalige Presse teils bedauernd, teils hämisch über seinen Tod berichtete. 1918 hatte sich Landauer, zuvor kein politischer Aktivist, an der Nachkriegsrevolution beteiligt, die zur ersten anarchistischen Bayrischen Räterepublik führen sollte. Nach deren Zusammenbruch und "beim Einmarsch gegenrevolutionärer Regierungstruppen am 1. Mai 1919 wurde er verhaftet und tags darauf im Münchner Zentralgefängnis Stadelheim brutal ermordet".

Das Symposion selbst erbrachte einen Querschnitt fast aller Errungenschaften Landauers, die in einzelnen Referaten ausführlich und detailliert gewürdigt wurden. Thomas Regehly und Hanna Delf-von-Wolzogen referierten über ihn als Sprachkritiker, der manchmal mit Fritz Mauthner konform ging, dann wieder eigene Wege beschritt; Leonard Fiedler und Lorenz Jäger widmeten sich dem Literaturkritiker.

Über Gustav Landauer als menschheitsversöhnender Denker sprach Christine Holste, über ihn als Humanist Gert Mattenklott; und als politischen, antinationalistischen Theoretiker beschrieben ihn Christoph Knüppel, Andreas Seiferth sowie (mittels einer Tonbandaufnahme) der verstorbene Norbert Altenhofer. Der Verfasser dieses Berichts schliesslich widmete sich Landauer, dem Individualisten, der weder der Assimilation noch dem Zionismus gefolgt war. (All diese Refereate werden 1993 vom Archiv Bibliographica Judaica der Universität Frankfurt veröffentlicht.)

Beachtlich, dass diese Konferenz nicht nur Fachexperten, sondern auch einen weiten Interessentenkreis, wie die Kulturdezernentin der Stadt Frankfurt, den Kanzler der Universität, den bekannten Fernsehmoderator Schöller als Diskussionsteilnehmer anzog. Dass das durch diese Tagung neuerweckte Interesse an dem deutsch-jüdischen Denker Gustav Landauer nicht wieder erlischt, dafür soll eine Werkausgabe seiner Briefe und Schriften — so der Lektor Lothar Stiehm im Namen des Bleicher Verlags — in den folgenden Jahren sorgen.

Guy Stern

Nicht nur Hitlers Werk

Die Deutschen und die Judenverfolgung

Ursula Büttner (Herausgeberin): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Christians Verlag, Hamburg 1992. 394 Seiten, 45,– DM.

Gershom Scholem, der große jüdische Gelehrte, erinnerte in den frühen sechziger Jahren mit Blick auf die Zeit des Dritten Reiches daran, „wie einsam wir Juden unter all den Menschen im deutschen Lande waren, und wir selber ahnten es kaum. Nur einige wenige hatten wir ringsumher." Zu diesen wenigen zählte der Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg, der nach der Pogromnacht im Gottesdienst niederkniete und die Gläubigen bat: „Laßt uns beten für die verfolgten nichtarischen Christen und für die Juden. Was gestern war, wissen wir nicht, was morgen ist, wissen wir nicht, aber was heute geschehen ist, haben wir erlebt. Draußen brennt der Tempel, und das ist auch ein Gotteshaus." Lichtenberg war selbst bei seinesgleichen ein Rufer in der Wüste. Den bedrängten deutschen Juden erwuchs in der katholischen Kirche „kein zweiter Bischof Galen", und bei den Protestanten durften sie noch weniger auf Mitgefühl oder gar praktische Solidarität zählen.

Nachzulesen ist dies in einem Sammelband, den die Historikerin Ursula Büttner jetzt herausgegeben hat. Der Band faßt die Ergebnisse einer Tagung zusammen, die aus Anlaß der Erinnerung an die Deportation der deutschen Juden in Hamburg im Oktober 1991 stattfand. Ein Schwerpunkt des Bandes ist die Haltung der beiden Kirchen zur Judenverfolgung, doch die Autoren richten den Blick auch auf andere gesellschaftlichen Gruppen und Instanzen. Dabei wird einmal mehr deutlich: „Wer nur wollte im Deutschen Reich, konnte sich die Wahrheit der Judenverfolgung und -vernichtung zusammenreimen" (W. Benz). Während der SD nicht selten Mitgefühl und Sympathie der Deutschen für die ausländischen Zwangsarbeiter meldete, blieben solche Zeichen im Hinblick auf die Juden die Ausnahme (H. Boberach). Teilnahmslos und gleichgültig – nicht selten mit Haß und Häme – sah die deutsche Bevölkerung der Diskriminierung jüdischer Mitbürger zu und ließ sich auch nicht erweichen, wenn die Verfolgungsmaßnahmen jüdische Kinder betrafen (W. T. Angress).

Zehntausende Deutsche profitierten direkt und indirekt von der Judenverfolgung. Tausende wurden selbst zu Tätern. Die Verwaltung in Reich, Ländern und Gemeinden beteiligte sich auf vielfältige und häufig intensive Weise an der nationalsozialistischen Judenpolitik (H. Matzerath). Die Justiz tat es der Bürokratie gleich (W. Johe). Nicht wenige Berufsgruppen – namentlich Ärzte und Rechtsanwälte – unterstützten die Ausschaltung ihrer jüdischen Kollegen (J. Grenville). Banken und Wirtschaft gaben der staatlich befohlenen Arisierung ihre Durchschlagskraft (A. Barkai), und die deutsche Wehrmacht beteiligte sich – nach anfänglichem Zögern – aktiv am großen Morden, vor allem im Osten Europas (W. Petter). Die selbstverordnete gnadenlose Kriegsführung korrumpierte das Ethos preußischen Soldatentums und ließ es binnen kurzem zuschanden werden.

Soweit, so bekannt. Wirklich Neues erfährt man freilich nur dort, wo die Beiträge über 1945 hinausgreifen, etwa bei der Beleuchtung der Auseinandersetzungen über die Rückerstattung arisierten jüdischen Eigentums, in denen sich weder die Betroffenen und ihre „Bundesvereinigung für loyale Restitution" noch die Bundesregierungen, die das Problem dilatorisch angingen, mit Ruhm bedeckten (G. Goschler). Dieser Streit um die Rückgabe ehemaligen jüdischen Eigentums wirft kein günstiges Licht auf die historische Lernfähigkeit der Deutschen in den ersten Jahren nach dem Kriege. Doch schon bald änderte sich das Bild. Nach dem Jerusalemer Eichmann-Prozeß war nichts mehr wie vorher. Seit den frühen sechziger Jahren brannte sich die Erinnerung an Auschwitz in das Bewußtsein der Westdeutschen geradezu ein (C. Vollnhals). Die Aufarbeitung der Vergangenheit blieb freilich ein verschlungener Weg – mit vielen Hindernissen und mit Höhen und Tiefen; sie war Ausgangspunkt und Hintergrund für die große Auseinandersetzung der Generationen in den Jahren nach 1968, die eine gesellschaftliche und politische Wasserscheide der alten Bundesrepublik markierte.

Helfen und Vernichten

Die Beiträge des vorliegenden Bandes decken ein breites Spektrum von Fragen ab. Gleichwohl verharren sie insgesamt im Horizont des Bekannten. Das Verhältnis der Militärs und der Bürokraten zur „Judenfrage", das Verhalten der Geistlichen und der Unternehmer, der Ärzte und Rechtsanwälte, all das ist vergleichsweise gut erforscht. Gern hätte man deshalb mehr darüber erfahren, ob sich die ländliche und die städtische Bevölkerung, ob sich Männer und Frauen in ihrer Haltung zu den Juden unterschieden, wie die deutschen Arbeiter in dieser Beziehung dachten und wie es um das Verhältnis des „anderen Deutschland", vor allem der Widerstandsbewegung des 20. Juli, zur NS-Judenpolitik bestellt war. Außerdem konzentrieren sich die meisten Beiträge allein auf die Judenverfolgung. Ein solcher Frageansatz greift zu kurz. Das Ganze der nationalsozialistischen Gesellschaftspolitik gerät aus dem Blick und damit eine wesentliche Bedingung für die Ermöglichung des Holocausts. Mit Recht hat der polnische Soziologe Zygmunt Bauman darauf verwiesen (F.A.Z. vom 8. Dezember 1992), daß die Täter und ihre Sympathisanten die Endlösung der Judenfrage in einen größeren Rahmen stellten und sie als Teil eines „Genozids für eine schöne neue Welt" begriffen, in der Andersartiges, Abweichendes, Krankes und Schwaches keinen Platz mehr haben sollte. „Folgerichtig" ging insofern die Ermordung der Juden, die „Ausmerzung" von anderen Minderheiten, Systemgegnern und Kranken sowie die ebenfalls rassisch begründete Ausbeutung der östlichen Völker mit der für alle sichtbaren Vorzugsbehandlung der angepaßten Mehrheit der deutschen „Volksgenossen" einher. Privilegieren und Diskriminieren, Helfen und Vernichten waren in der nationalsozialistischen Gesellschaftspolitik zwei Seiten ein und derselben Medaille, und die Korrumpierung der deutschen Bevölkerung durch die braunen Machthaber tat durchaus ihre Wirkung. Namentlich in den ersten Kriegsjahren gab es faktisch so etwas wie eine „Volksgemeinschaft". Sie drückte sich in dem öffentlich artikulierten Willen oder auch nur in der gedankenlosen Selbstverständlichkeit vieler Deutscher aus, die Vorrechte eines „Herrenvolkes" auch tatsächlich auszukosten. Hier liegt eine ausschlaggebende Ursache für die allgemeine Teilnahmslosigkeit gegenüber dem jüdischen Leid; eine andere liegt darin, daß die Machthaber alles taten, um den Völkermord im verborgenen zu halten. Das Wegsehen und das Nichtwahrhabenwollen wurden dadurch wesentlich erleichtert; ebenso wie die hochgradige Arbeitsteiligkeit der Judenverfolgung es den meisten Tätern erlaubte, sich lediglich als ein Rädchen im Getriebe der Vernichtungsmaschinerie zu sehen und sich damit letztlich von der Verantwortung für das Geschehen freizusprechen. Schließlich bleibt als Begründung das wichtig, was die Autorinnen und Autoren des Bandes hervorheben: der Ehrgeiz und das Karrierestreben einzelner, der pervertierte Gehorsam und das irregeleitete Pflichtgefühl vieler und ein weitverbreiteter Antisemitismus, der sich aus religiösen Vorurteilen genauso speiste wie aus konservativ-kulturkritischen Stimmungen, die ihrerseits auf der Gleichsetzung von jüdischem Geist und europäischer Aufklärung gründeten. Als Ergebnis wird deutlich, daß die Judenverfolgung und -vernichtung nicht nur Hitlers Werk war und daß die allgemeine Gleichgültigkeit der Deutschen und ihre Bedenkenlosigkeit, sich an der Diskriminierung ihrer jüdischen Mitbürger zu beteiligen, zu jenen Grundbedingungen gehörten, die den Genozid an den Juden erst ermöglicht haben. Die vorliegende Bestandsaufnahme hat gewiß Lücken. Gleichwohl war es verdienstvoll, sie gewagt zu haben. ULRICH HEINEMANN

Wem gehört der Holocaust?

Blick in amerikanische und britische Zeitschriften: Die Geschichte wiederholt sich, aber jedesmal anders

Die Eröffnung des Holocaust-Museums in Washington hat in der amerikanischen Presse breite Aufmerksamkeit gefunden. Alle Kommentatoren sind sich darin einig, daß der in Deutschland geborene Architekt James Freed seine delikate Aufgabe meisterhaft gelöst hat. Die Vergleiche mit dem kurz zuvor eröffneten Gegenstück an der Westküste fallen durchweg zugunsten Washingtons aus: Leon Wieseltier, Feuilleton-Chef der „New Republic", nennt das Museum in Los Angeles kurzweg „grotesk". Miriam Horn („U.S. News & World Report") spricht angesichts der elektronischen Spielzeuge, an denen sich der Besucher in Los Angeles betätigt, von „Borniertheit, aufgemotzt für Fernseh-Kids".

Uneingeschränkt ist freilich auch das Lob gegenüber dem Neuling an der Mall nicht. Das Nachrichtenmagazin „Time" berichtet von hauptstädtischen Tischgesprächen: „Warum in Washington? Warum nicht in Berlin? Warum sollen die Deutschen diese Art von permanenter Anklage ertragen, als ob die deutsche Geschichte aus nichts anderem bestünde als aus den Hitler-Jahren? Und warum errichten die Amerikaner eine Gedenkstätte für den europäischen Holocaust, bevor sie der Sklaverei gedenken oder der Ausrottung der Indianer? Die Juden versuchen, sich mit ihren fremdländischen Erinnerungen in die amerikanische Mythologie zu drängen. Müssen wir das wieder einmal über uns ergehen lassen – das Händeringen, den Holocaust?"

Wieseltier wehrt sich in seinem achtseitigen Artikel gegen den Vorwurf, das Museum schüre antideutsche Gefühle. Von einer Kollektivschuld der Deutschen sei nirgendwo die Rede. Im Gegenteil: Das Museum ehre die Deutschen, die den Juden geholfen hätten. Andererseits räumt er ein: „Was die Vernichtung der Juden in Europa angeht, so sind die Juden in Amerika zu geräuschvoll. Sie brauchen das Thema zu sehr." Er zitiert den Hauptgeldgeber für das Simon Wiesenthal Center in Los Angeles, der ihm kühl die Spielregeln des *fund-raising* erläutert: „Israel, jüdische Erziehung und all die andern bekannten Stichworte scheinen nicht mehr überzeugend genug, um die Juden zur Solidarität anzuspornen. Nur der Holocaust funktioniert." Zum Widerspruch zwischen der pädagogischen Aufgabe des Museums und der „Unvergleichbarkeit" des Holocaust meint Wieseltier: „Es stimmt schon, daß der Holocaust in gewisser Weise einzigartig war. Aber er war nicht so einzigartig, um nicht bei jedem, der sich mit ihm beschäftigt, tiefe Eindrücke zu hinterlassen."

Hier hakt Zbigniew Brzezinski ein. Ihm klingt das Motto: „Nie wieder!" hohl. „Wenn damit nur ein Engagement gegen die mechanische Wiederholung der Geschichte gemeint ist", schreibt er in der „New York Times" vom 22. April, „so besagt das nicht viel. Die Geschichte wiederholt sich in immer anderen Varianten." Heute auf Churchill Loblieder zu singen sei kein Kunststück. Aber in ihrer Balkan-Politik folgten die Staatsmänner dem Beispiel Neville Chamberlains. „Geht es also um die Proklamation eines moralischen Imperativs? Oder nur um eine vollmundige Bekräftigung der Scheinheiligkeit?"

Charles Krauthammer will dagegen von einem allgemeinen Prinzip nichts wissen: „Wer sich Auschwitz nähert", schreibt er in „Time" vom 3. Mai, „muß zunächst seine Einzigartigkeit begreifen. Ein Verbrechen von einer solchen Besonderheit schafft besondere moralische Verpflichtungen. Vor allem die: Es muß verhindert werden, daß Hitler nach seinem Tode doch noch siegt. Hitlers Plan – die Vernichtung des jüdischen Volkes – darf nicht nachträglich gelingen." Da Israel der „Bewahrer des jüdischen Schicksals" sei, verpflichte der Holocaust die Welt, Israel vor seinen Feinden zu schützen und einen zweiten Holocaust zu verhindern.

Auch Jerzy Kosinski, der polnische Jude, der die Schrecken der deutschen Besatzung am eigenen Leibe erlebte, fürchtete einen „zweiten Holocaust". Doch verstand er darunter etwas ganz anderes. „Die Bemühungen, in Nordamerika würdige Gedenkstätten zur Erinnerung an den Holocaust zu errichten", schrieb er in einem der letzten Essays („Hosanna to What?") vor seinem Selbstmord vor zwei Jahren, „haben sich zu etwas entwickelt, was nur ein zweiter Holocaust genannt werden kann – eine zwar gutgemeinte, die Juden jedoch oft ungewollt erniedrigende Geschäftigkeit, die den schwersten Verfolgungswahn der jüngeren jüdischen Geschichte zur Folge hatte." Kosinski wehrt sich dagegen, „die tausendjährige Blüte der jüdischen Kultur in Polen und Litauen" zum mehr oder weniger nebensächlichen Vorspiel einer Leichenprozession herabzuwürdigen. Eine Auswahl seiner Essays ist soeben unter dem Titel „Passing By" (Random House) erschienen.

Miriam Horn stößt sich daran, daß der Rundgang im Washingtoner Museum mit der Befreiung der Lager durch amerikanische Truppen beginnt. Sie wittert in diesem Auftakt die Tendenz, den Holocaust als das genaue Gegenteil all der Werte zu stilisieren, die Amerika für sich in Anspruch nimmt. Für die Touristen auf der Mall, befürchtet sie, werde das Holocaust-Museum „eine Art böser Zwilling zum Luft- und Raumfahrt-Museum", das Amerikas Triumphe feiere. Auch Jonathan Rosen, Chefredakteur der jüdischen Zeitschrift „The Forward", erinnert in der „New York Times" vom 18. April an den Film „Liberators", der in bester pädagogischer Absicht die Befreiung eines KZ durch eine schwarze Einheit zeigte – die, wie später herauskam, ganz woanders eingesetzt war. „Das Amerikanischste an dem Museum ist der Optimismus, der dahintersteht, die frohgemute Überzeugung, daß selbst eine furchtbare Katastrophe praktisch nutzbar gemacht werden kann."

Ob das Museum antideutsche Vorurteile schürt oder nicht, wird sich bald zeigen. Einstweilen sind derartige Vorurteile in England verbreiteter als in Amerika. Das jüngste Beispiel ist eine von Bill Buford herausgegebene Essay-Sammlung mit dem marktschreierischen Titel „Krauts!" (Penguin), die die Wurzeln für die fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Rostock und anderswo wieder einmal in der Nazizeit sucht. „Bei den Deutschen ist eine Menge nicht in Ordnung", schreibt dazu der „Economist", „wie im übrigen Europa auch. Aber nur wenig davon hat mit der Vergangenheit zu tun." Der Rezensent gibt dem Verlag den ironischen Rat, die Serie mit weiteren Titeln dieser Art („Niggers!", „Kikes!") fortzusetzen und schließt mit der Bemerkung: „Ein Phantasie-Deutschland voller Freaks und Nazi-Gespenster ist nichts weiter als ein bequemes Märchen."

JÖRG VON UTHMANN

Die documenta-Skulptur „Man walking to the sky" des amerikanischen Künstlers Jonathan Borofsky bleibt in Kassel. Der Oberbürgermeister der Stadt und documenta-Aufsichtsratsvorsitzende Wolfram Bremeier teilte mit, der Ankauf des rund 640 000 Mark teuren, inoffiziellen Wahrzeichens der letzten documenta (1992) sei dank einer Spendenaktion, des Verkaufs eines limitierten Telefonkarten-Sets und von Zuschüssen des Landes finanziert. dpa

«Deutsche Intellektuelle im Exil»

Eine Ausstellung in Frankfurt am Main

haj. Als in den ausgehenden zwanziger und beginnenden dreissiger Jahren der deutsche und der europäische Himmel zunehmend durch die nationalsozialistische Bedrohung verdüstert wurden, gehörte zu den weitsichtigen Männern, welche die tödliche Gefahr dieser Entwicklung erkannten, *Hubertus Prinz zu Löwenstein* (1906–1984), der zusammen mit seiner Gemahlin Helga Maria Prinzessin zu Löwenstein und seinem Freund und Berater Richard A. Bermann (1883–1939) publizistisch Widerstand zu leisten suchte, dessen grösstes Verdienst indessen in der Gründung der «American Guild for German Culturel Freedom» lag, dem Versuch einer Deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil, die als Hilfsorganisation wirkte und deren Generalsekretär er war.

Das Werden und Wirken dieser Organisation, welcher international renommierte Schriftsteller, Wissenschafter und Künstler angehörten und die vielen bekannten und weniger bekannten deutschsprachigen Kollegen nicht nur moralischen Zuspruch, sondern nicht selten auch lebensrettende Hilfe leistete, wird nun erstmals umfassend in einer Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der *Deutschen Bibliothek* in Frankfurt am Main unter dem Titel «Deutsche Intellektuelle im Exil» dargestellt.

Aus den Beständen der Deutschen Bibliothek, in deren Besitz sich das reichhaltige Archiv der Akademie und der American Guild (mit 968 Personalakten, meist Korrespondenzen mit deutschsprachigen Exilierten, insgesamt 13 946 Objekte) befindet und einigen ergänzenden Materialien wird hier ein bisher noch nicht erschöpfend behandeltes Kapitel der Geschichte der deutschen Exilliteratur vergegenwärtigt. Zu sehen sind Manuskripte, Briefe, Gutachten, Arbeitsberichte, Zeugnisse, Affidavits, Photos und andere Dokumente, Broschüren und Zeitschriften. Der bis 5. Juni 1993 zugänglichen Ausstellung sichert ein umfangreicher, reich illustrierter *Katalog* über die Dauer der Schau hinaus eine starke Nachwirkung. *Werner Berthold, Brita Eckert* und *Frank Wende,* die für Ausstellung und Katalog verantwortlich zeichnen, haben hier einer grossen Leistung deutscher Geistigkeit ein imposantes Denkmal errichtet. Thomas Mann, zusammen mit Sigmund Freud Präsident der Akademie, sah deren Programm darin, «nach Möglichkeit die Schwierigkeiten zu mildern, unter denen die kulturell produktive deutsche Emigration heute, von ein paar begünstigten Prominenten abgesehen, ihr Werk tun muss, namentlich der jungen, noch namenlosen Generation Hilfe zu bringen in ihrem schweren Kampf, und zwar ohne diese Hilfe im individuell Karitativen sich verzetteln und erschöpfen zu lassen. [. . .] Die höhere Aufgabe der Akademie wird also eine Art von Schutzherrschaft sein über das bedrohte deutsche Geistesgut.»

In den wenigen Jahren ihres Bestehens, insbesondere in der Zeit von 1938 bis Ende 1940, konnten von der American Guild über 160 Intellektuelle und Künstler gefördert und aus bedrängendsten Lebenslagen gerettet werden. Zu ihnen gehörten, um nur einige wenige zu nennen, Heinz Politzer, Ernst Weiss, Albert Ehrenstein, Kurt Hiller, Siegfried Kracauer, Ernst Bloch, Robert Musil, Joseph Roth, Leonhard Frank, Fritz Hochwälder, Walter Mehring, Anna Seghers, Hans Sahl und Paul Zech.

Unter den 876 Exponaten finden sich zahlreiche, zum grossen Teil bisher unpublizierte Briefe und Dokumente, die in dem minuziös gearbeiteten Katalog ganz oder auszugsweise wiedergegeben werden, wodurch er zum unentbehrlichen Arbeitsinstrument wird.

Deutsche Intellektuelle im Exil. Ihre Akademie und die «American Guild for German Cultural Freedom». Eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Ausstellung und Katalog: Werner Berthold, Brita Eckert, Frank Wende. Verlag K. G. Saur, München 1993. 584 S., Fr. 67.70.

Neue Zürcher Zeitung

So 20. Nov 1994

Rückblick auf Sendungen der Woche

Vom Schicksal deutscher Emigranten in Frankreich

A. C. Die Generation der Menschen, welche die Schrecken der Hitler-Diktatur am eigenen Leibe erlebt haben, schwindet dahin. Es ist heute letzte Gelegenheit, die Aussagen von einst Verfolgten und Gejagten, die dem Verderben zu entrinnen vermochten, nochmals festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. *Carmen Börsch* ist für den deutsch-französischen Kulturkanal *Arte* den Spuren von Emigranten nachgegangen, die von den Nazis nach Frankreich flüchteten. Ihre Dokumentation unter dem Titel *«Wir sind die Letzten – fragt uns»*, erstmals im Februar dieses Jahres ausgestrahlt und nun von 3sat übernommen, stellt in den Mittelpunkt die Interviews mit vier einstigen Emigranten, die rückschauend ihre Erlebnisse schildern. Das zeitgeschichtliche und erläuternde Beiwerk ist sparsam gehalten: Einblendungen von Standbildern, gelegentlich eine Schrifttafel, knapper Kommentar.

Das Wort gehört den befragten Menschen, die heute alle über achtzig Jahre alt sind und nun nochmals den schicksalsschwersten Abschnitt ihres Lebens an sich vorbeiziehen lassen. Sie stehen in Bild und Wort im Mittelpunkt. Man hat Zeit, ihre Gesichter zu studieren, in welchen das Leben seine Spuren gezogen hat, erlebt ihre Versuche, sich nach so langen Jahren nochmals mit dem Vergangenen auseinanderzusetzen, mit den Zufällen und Unwägbarkeiten, die es ihnen ermöglichten, dem Zugriff der Häscher zu entkommen. Sie berichten leidenschaftslos und mit erstaunlicher Distanz. Alle vier Interviewten stammen aus intellektuell-künstlerischem Milieu. *Hans Sahl,* geboren 1902, der älteste und im Sommer dieses Jahres verstorben, war Schriftsteller und bereits als junger Mann im Berlin der zwanziger Jahre ein bekannter Film- und Literaturkritiker. *Steffi Spira,* heute 85jährig, trat seit 1928 an der Berliner Volksbühne auf. *Herbert Glanzberg,* geboren 1910, komponierte einst für die UFA in Neubabelsberg Filmmusik; der gleichaltrige *Albert Flocon* (mit ursprünglichem Namen Albert Mentzel und aus Köpenick stammend) studierte Architektur am Bauhaus in Dessau.

Ihre Schicksalswege beginnen gleich. Alle flohen kurz nach der Machtübernahme der Nazis nach Frankreich und schlugen sich vor dem Krieg mit Gelegenheitsarbeiten kärglich, stets nahe dem Existenzminimum durch. 1939 wurden sie durch einen ebenso stupid-widersinnigen wie unmenschlichen Akt der französischen Bürokratie zu «feindlichen Ausländern» erklärt und in Lagern interniert. Flocon entzog sich der Haft durch Meldung zur Fremdenlegion. Als die Wehrmacht im Sommer 1940 Frankreich überrannte, flohen die Lagerinsassen in die unbesetzt gebliebene freie Zone im Süden des Landes. Aber auch hier waren sie nicht sicher, denn Frankreich hatte im Waffenstillstand Hitler die Auslieferung aller Deutschen zugestehen müssen, sofern das verlangt werde. Französische Polizei und Gestapo arbeiteten nun zusammen in der Aufspürung der versteckten Nazi-Gegner.

Verzweifelt suchten diese einen Ausweg. Von den vier Befragten gelang es zweien, Frankreich noch während des Krieges zu verlassen. Der Schriftsteller Sahl kam in Marseille in Kontakt mit dem amerikanischen *Emergency Rescue Committee,* das Flüchtlingen zur Ausreise verhalf, und gelangte so in die USA. Die Schauspielerin Spira erhielt mit Unterstützung ihrer kommunistischen Gesinnungsgenossen im mexikanischen Exil ein Visum für dieses Land. Der nach dem Waffenstillstand aus der Fremdenlegion entlassene Flocon tauchte im westlichen Südfrankreich unter und entging nur knapp den Fängen der Gestapo, doch seine Frau und ein Kind wurden deportiert. Glanzberg, der Komponist, fand bei befreundeten Musikern ein Versteck an der Côte d'Azur. Er wie Flocon blieben nach dem Krieg in Frankreich, Spira kehrte nach Deutschland zurück, in die DDR. Sahl fand den Heimweg erst spät wieder, 1989; er wohnte bis zu seinem Tod in Tübingen.

Diese Erinnerungs-Statements hat Carmen Börsch mit geschickten Schnitten thematisch geordnet und zu einem spannenden, erschütternden Erlebnisbericht verdichtet. Bedrängnis, Leid und Angst werden physisch greifbar in den ohne Emotion vorgetragenen Schilderungen menschlicher Unzulänglichkeit und Niedertracht. Daneben aber stehen viele Zeugnisse mitfühlender Anteilnahme, gibt es grosszügige und uneigennützige Gesten der Nächstenliebe. Immer wieder finden sich Franzosen, die in den bedrängten Emigranten nicht den Feind, sondern den geängstigten und bedrohten Mitmenschen sehen und ihm Hilfe und Obdach gewähren. Aus einer Summe von Details, bedrückenden wie ermutigenden, formt sich ein plastisches Bild der Not und der schrecklichen Zukunftsungewissheit der Verfolgten.

Weniger gelungen war der Versuch, am Schluss der Sendung noch einen Sprung in die Gegenwart zu tun. Die Antworten auf die Frage nach den heutigen Anzeichen wachsender Fremdenfeindlichkeit lösten bei den Interviewten die zu erwartende Reaktion aus, schwankend zwischen Abwehrreflexen und sprachloser Betroffenheit. Die Aussagen bewegten sich notgedrungen im Allgemeinen, sie zu vertiefen blieb keine Zeit. Es wäre wohl besser gewesen, sich auf die Vergangenheit zu beschränken, die als Warnung und Mahnung eine deutliche Sprache spricht.

Ein beispielloser Aufstieg

Die Geschichte der Juden in Amerika

Arthur Hertzberg: Shalom Amerika! Die Geschichte der Juden in der Neuen Welt. Aus dem Amerikanischen von Sylke Tempel. Knesebeck Verlag, München 1992. 432 Seiten, 68,– DM.

Endlich ein informatives und zugleich unaufgeregtes Buch über die amerikanischen Juden. Arthur Hertzberg, Querdenker aus Leidenschaft und aus Leidenschaft unabhängig, Rabbiner und Gelehrter (als Professor an den verschiedensten Elite-Universitäten der Vereinigten Staaten), hat dieses wichtige, chronologisch gegliederte Buch geschrieben: von den „ersten amerikanischen Juden" bis zur unmittelbaren Gegenwart. Es ist ein vornehmlich erzählendes und in der Erzählung analysierendes, für ein breites Publikum geschriebenes Buch. Vom Fachmann, aber nicht allein für die Fachwelt. Die verschiedenen Einwanderungswellen der Juden in die Vereinigten Staaten, zum Beispiel die bayerisch-jüdische um 1848 oder auch die große Wanderung der russischen Juden nach Amerika als Folge der Pogrome seit 1881, werden zumeist persönlichkeitsorientiert dargestellt. Lebendigkeit und Anschaulichkeit werden auf diese Weise erzeugt – ohne Oberflächlichkeit. Das ist eine Tugend der amerikanischen Wissenschaftswelt, von der hierzulande viel zu lernen wäre. Die literarischen Interessen Hertzbergs werden oft erkennbar. Indem er bestimmte Bücher ausführlich erörtert, führt er den Leser in die jeweilige Epoche, die Lebenswelt des Autors, die jüdisch-amerikanische sowie die „allgemein"-amerikanische Welt ein. Als Beschreibung bestimmter Milieus ist dies auch ein Stück Sozialgeschichte – aber stets für jedermann.

Es ist ein Buch über „eine Saga der Armen: der jüdischen Armen Europas, ihres beispiellosen Aufstiegs und ihrer neuen jüdischen Identität" –, aber auch ihrer Schwächen – zum Beispiel in bezug auf die Reserviertheit Neuankömmlingen gegenüber –, eine Distanz, die schließlich meistens (auch aus Gewissensgründen, doch nicht nur) überwunden wurde. Das ist auch für deutsche Themen (zum Vergleich!) nicht unwichtig.

Die zentrale These des Buches: Für die jüdischen Flüchtlingsströme waren „Gründe der Klassenzugehörigkeit ausschlaggebend". Mag sein, aber weil sie als Juden verfolgt und deshalb wirtschaftlich schlechtergestellt waren, wanderten sie aus – was Hertzberg selbst schildert. Wichtig: „Die amerikanische ‚Jüdischkeit' (hat) ihren Zenit in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts" erreicht; diese Ära sei vorüber. Erst seitdem „begann der Antisemitismus zu verblassen" – und damit auch die jüdische Identität. Nicht nur, aber auch deshalb ist das amerikanische Judentum heute auf der Suche nach einer neuen Identität: der Holocaust wurde zur säkularisierten Ersatzreligion. Hier aber liest der Rezensent seine Gedanken in Hertzberg hinein; ohne ihm dabei Gewalt anzutun.

MICHAEL WOLFFSOHN

1991

C. W. Luzern, 26. Juli

In Luzern ist der *69. Auslandschweizerkongress* eröffnet worden, der im Kontext der 700-Jahr-Feier und angesichts des *75jährigen Bestehens der Auslandschweizerorganisation* (ASO) doppelten Jubiläumscharakter hat. Der thematische Teil der Versammlung steht am Samstag unter dem Titel «Die Fünfte Schweiz – gestern, heute, morgen»; die Feier am Freitag hatte den unkonventionellen Rahmen einer Zirkusvorstellung, deren Programm ebenso ungewöhnlich durch Grussansprachen und die von der Swiss Singing Society «Harmonie» aus Los Angeles gesungene Landeshymne ergänzt wurde.

Scharnier zwischen zwei Heimaten

Die ASO wirkt nach den Worten ihres Präsidenten, *Prof. Walther Hofer,* als Scharnier zwischen der Heimat und der Fremde (oder der neuen Heimat), als Beratungs- und Dienstleistungsstelle (mit Sekretariat in Bern) sowie als Interessenvertretung namentlich in sozialpolitischen Belangen und Bürgerrechtsfragen. *Michel*

Neue Zürcher Zeitung 15.6.93 FEUILLETON

Lesezeichen

Nationale Untugenden als Tugend

Der italienische Widerstand gegen den Holocaust

«Warum haben einige italienische Diplomaten und Militärs zu einer bestimmten Zeit und an bestimmten Orten Juden zu retten versucht, während ihre deutschen Kollegen sie zu ermorden halfen?» Diese Frage stellt sich der amerikanische Historiker *Jonathan Steinberg* in einem Buch, das minuziös Episoden der Verfolgung und Rettung von Juden im Balkan und in Südostfrankreich im Zweiten Weltkrieg untersucht, konzentriert auf den Vergleich zwischen den deutschen und italienischen Aktionen.

Zwei Drittel der Arbeit schildern unter Benutzung unbekannter und bekannter Quellen den Kampf um das Leben von einigen tausend Juden in italienisch besetzten Gebieten. Es sind Flüchtlinge oder Einheimische, darunter auch italienische Staatsbürger, deren Auslieferung der deutsche Achsenpartner im Zuge der Endlösung, des Holocaust, verlangt. Im letzten Drittel holt der Autor, Enkel jüdischer Einwanderer aus Osteuropa, zu einem grossen Vergleich aus, mit völkerpsychologischen, historischen und geistesgeschichtlichen Analysen. Die Fallstudie reicht aus für allgemeine Einsichten, die auch für die Entwicklung seit 1945 ihre Gültigkeit haben, vor allem was das heikle Feld nationaler Tugenden und Untugenden angeht.

Konsequente Hinhaltetaktik

Steinberg gibt in Faksimile die Mitteilung des Aussenministeriums vom 21. August 1942 an den Duce wieder, wonach die deutschen Stellen den Transfer der kroatischen Juden unter italienischer Kontrolle auf ihr eigenes Besatzungsgebiet fordern. «Nulla osta» schrieb Mussolini eigenhändig darauf, was immer «Kein Einwand» als Einwilligung in Deportation und Vernichtung im Detail bedeuten mochte. Jedenfalls gelang es untergeordneten italienischen Stellen, konsequent jede Auslieferung zu verhindern. Bis der Waffenstillstand vom 8. September 1943 der Partnerschaft der Achsenmächte ein Ende setzte, so heisst es in der Einleitung, «wurde kein Jude unter dem Schutz der italienischen Streitkräfte an die Deutschen oder die Franzosen oder die Kroaten oder sonst wen ausgeliefert».

Im Sommer 1943, als das faschistische Regime zu Ende ging, sassen unter dem Schutz der italienischen Armee und Polizei 2700 Juden in Lagern Jugoslawiens, fünf- oder sechsmal so viele im besetzten Südwesten Frankreichs, und Tausende von griechischen Juden konnten unter italienischer Besatzung ein normales Leben führen.

Wie war es Diplomaten wie Roberto Ducci, Luca Pietromarchi und Egidio Ortona, aber auch hohen Offizieren wie General Mario Roatta möglich, allen deutschen Demarchen und Interventionen, ebenso Opportunisten oder fanatischen Faschisten im eigenen Lager zu widerstehen? Sie wandten mit Ausdauer und mit immer neuen Argumenten eine Hinhaltetaktik an, in der es vor allem um Kompetenzen und Zuständigkeiten ging. Der dehnbare Begriff der «pertinanza» spielte darum eine zentrale Rolle. Bei der Kunst, Inaktivität mit einem Nebel von Worten zu verhüllen, erwiesen sich die Italiener laut Steinberg erneut als europäische Meister. Sie riskierten auch die offene Konfrontation mit deutschen Stellen, so in Südfrankreich, wo sie es den Behörden der Vichy-Regierung, Helfershelfern Hitlers, verweigerten, den Juden das Tragen des Davidsterns aufzuzwingen. Eine Note Ribbentrops forderte im März 1943 Schritte von Rom, die letztlich auf eine Auslieferung der Juden im italienisch besetzten Südosten Frankreichs hinausliefen. Doch sie blieben unter italienischem Schutz oder wurden auch sonst in vielen Fällen dem direkten französischen Zugriff entzogen.

Hilfreiche Untugenden

Steinberg gibt sich nicht zufrieden mit der Erklärung, dass die Rettung von Juden durch Italiener Ausfluss einer «alle Schichten erfassenden Humanität eines alten und zivilisierten Volkes» (Hannah Arendt) gewesen sei. Die primäre Tugend der Menschlichkeit sei aus dem Nährboden einer sekundären Untugend gewachsen: «Unordnung, Ungehorsam und Menefreghismo (Wurstigkeit) im italienischen öffentlichen Leben erleichterten die spezielle Unfolgsamkeit in der Judenfrage.» Und der Autor zitiert gleich danach eine erstaunliche Eintragung Marschall Cavalleros, immerhin Chef des italienischen Generalstabs, im Kriegstagebuch: «Unterdrückung der Gewohnheit, Befehle nicht zu befolgen.» Sicher einer der vielen Gründe, dass die italienische Armee ein schwacher und unzuverlässiger Partner der Wehrmacht war.

Dagegen war die «deutsche Unmenschlichkeit fest eingebunden in das System sekundärer Tugenden. Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Tüchtigkeit, Hingabe, Ehrlichkeit, Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein sind deutsche Tugenden und nicht zu verachten.» Es geht bis zum extremen Beispiel der abgedruckten Bilanz eines Stabsoffiziers der Wehrmacht über Vergeltungsmassnahmen in Serbien: er rechnet nach, dass im Endergebnis die Zahl der von Partisanen erschossenen Deutschen – laut Quote 1:100 für Tote und 1:50 für Verwundete – noch durch 20 174 «Sühnemassnahmen», das heisst durch diese Zahl toter Geiseln, ausgeglichen werden müsste.

Auch italienische Truppen begingen in ihren Gebieten Kriegsverbrechen, in viel geringerem Ausmass allerdings und ohne System. Die Passagen über die blutigen Massaker, die Untaten der Ustascha und Tschetniks im Jugoslawien von damals werden bei der Lektüre von den Schreckensbildern des Bürgerkriegs von heute überlagert: jeder Eingriff der Besatzer unter UN-Flagge könnte dort schwere Verwicklungen nach sich ziehen.

Das nächste Lesezeichen:

Jean Rouaud: «Die Felder der Ehre»

Tradition des Risorgimento

Der italienische Widerstand gegen die Endlösung hatte seine historischen Wurzeln. Italien war im letzten Jahrhundert gegen das Papsttum geeinigt worden, von national und liberal gesinnten Kräften. Die Juden Italiens, die eine winzige, zur Assimilierung bereite Minderheit darstellten, waren an diesem Kampf beteiligt. «Die Sache der jüdischen Wiedergeburt ist eng verbunden mit der italienischen Wiedergeburt, weil es nur eine Gerechtigkeit gibt», schrieb Massimo d'Azeglio, einer der führenden Männer des Risorgimento. In der italienischen Armee lebte diese liberale Tradition weiter, verbunden mit dem Freimaurertum und philosemitischen Neigungen. Auf seiten der engagierten Diplomaten gab es ähnliche Überlieferungen, und ausserdem stand im Hintergrund noch die Kirche, die sich immer deutlicher gegen die fanatische Rassenpolitik Hitlers wandte.

Die Diplomaten und Offiziere machten bei ihrer Rettung der Juden geltend, dass sich diese unter italienischen Schutz gestellt hätten, dass man ihnen das Ehrenwort gegeben habe und dass jedes Nachgeben dem Namen Italiens schade. Als sich das Kriegsglück zu wenden begann, wurde es immer wichtiger, sich gegenüber dem Achsenpartner Deutschland abzugrenzen, auch im Blick auf einen eventuellen Separatfrieden. Eine italienische Beteiligung an den Judenmorden wäre eine Belastung gewesen. Derartige taktische oder opportunistische Überlegungen kamen wohl später ins Spiel; sie waren aber nicht der eigentliche Beweggrund der humanitären Verschwörung gegen den Holocaust.

Steinberg spannt den Bogen seines deutsch-italienischen Vergleichs sehr weit, stellt die Kulturen und Armeen wie auch die beiden Diktatoren einander gegenüber und vergleicht die Stellung der Juden in der Geschichte beider Länder. Wenn er dabei Hegel zum Sündenbock der deutschen Fehlentwicklung macht, verirrt er sich allenfalls in der deutschen Philosophie. Doch derartige Missgriffe in seinen Erklärungen, die er selber als vergleichende Abrisse anbietet, ändern nichts am harten Kern seines spannenden Buchs. Es gelingt ihm, eine Lücke in der Forschung zu schliessen und an einem anscheinend peripheren Ereignis, der Rettungsaktion durch eine kleine Gruppe von Diplomaten und hohen Offizieren, Grössen und Schwächen, Tugenden und Untugenden in mörderischer Zeit aufzuzeigen.

Theodor Wieser

Jonathan Steinberg: Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust. Aus dem Englischen von Ilse Strasmann. Steidl-Verlag, Göttingen 1992. 373 S., Fr. 38.–.

Ubi Jarry – ibi «Ubu»?

Zum Abschluss der deutschen Alfred-Jarry-Ausgabe

Die deutsche Werkausgabe in elf Bänden des französischen Exzentrikers und Begründers der 'Pataphysik, Alfred Jarry (1873–1907), liegt nun abgeschlossen vor. Mit ihrer aparten Aufmachung, dem crèmefarbenen Einband, dem sorgfältigen Layout, den beredten Abbildungen, dem handlichen Format, editorischen «Extras» – etwa, dass nun auf einmal fünf Bände zusammen erscheinen oder dass die Edition in Deutschland lediglich «im Versand» zu beziehen ist –, haftet dieser Jarry-Ausgabe etwas Verschwörerisches an. Eine (übrigens gut lesbare und klug kommentierte) Übersetzung für Insider? Keineswegs! Im Gegenteil ein verdienstvolles Unterfangen, das vielen einiges bringen wird und einigen sehr viel. Und: das den Autor auch hierzulande von seinem Ubu-Mythus befreien dürfte, von einer ungerechten Reduktion auf «König Ubu».

Ein Skandalerfolg

Gleich mit der ersten Aufführung des «Ubu Roi» 1896 (mit dem von Ubu ins Publikum geschmetterten «Merdre!») hatte der unbekannte 23jährige Journalist und Theatersekretär Jarry im Pariser Theatre de l'Œuvre für einen Aufruhr gesorgt, der von heute aus gesehen etwa an den *coup de théâtre* von Hugos «Cromwell» erinnern mag. Seinerzeit ahnten wohl nur die wenigsten Zuschauer, dass dieses Stück auf (gewiss) brüske Weise die gesamte französische Theatertradition und insbesondere die banal-konventionelle Entwicklung des bürgerlichen Theaters in ihren [illegible] «dramatischen Komödie in fünf Akten» angewachsene Stück in seinem Theater aufzuführen.

Ein übergangenes Werk

Der Skandalerfolg des «Ubu Roi» liess Jarry öfter auf seinen «Ubu» zurückkommen, es entstand ein kleiner Zyklus, der später durch Doktor Faustroll – «Faust drôle»? – ergänzt wurde. Jarry war durch sein Stück bekannt geworden, aber es

Ein Ubu-Porträt aus Jarrys «Almanach illustré du Père Ubu».

[illegible] hängte bald einmal seinen Schöpfer und wird ke[illegible]

Ernest

Dodging the Burden of History

ONE, BY ONE, BY ONE
Facing the Holocaust.
By Judith Miller.
319 pp. New York: Simon & Schuster. $21.95.

By Eli N. Evans

JUDITH MILLER, the deputy media editor of The New York Times, has written a timely, provocative and in many respects deeply disturbing book about the ways in which five European countries and the United States are forgetting, distorting and politically manipulating the memory of the Holocaust. Traveling as a journalist in West Germany, Austria, France, the Netherlands and the Soviet Union, she explores the guilt, the fear, the cynicism that cloud this subject in countries that had a substantial Jewish population before World War II. She also assesses, in "One, by One, by One," how the United States, separate geographically and morally from the war, is meeting its special responsibility to history.

The book revolves around the uncomfortable truth that while every European country Ms. Miller visited seeks to blame the Nazis for the evil of those years, in each place local citizens collaborated in the destruction of the Jews.

In France, where the author attended the Klaus Barbie trial in 1987, she asks unsettling questions about the role not only of the Vichy Government but also of the French people as cooperative instruments of Nazi terror. She observes that the 44 Jewish orphans in the little town of Izieu were betrayed by a French neighbor and that the Resistance "never attempted to stop a single deportation train." In Austria, watching the people defiantly rally around President Kurt Waldheim, the former Secretary General of the United Nations, in the face of documented revelations about his Nazi past, she points out that "little Austria" supplied nearly 75 percent of the staffs of the concentration camps and about 80 percent of the entourage of Adolf Eichmann. During a visit to Kiev in the Soviet Union, she notes that 220,000 Ukrainians were fighting alongside the Nazis as late as 1944. Even in the Netherlands, according to Ms. Miller, the celebration of Anne Frank masks a terrible truth: the well-disciplined Dutch civil service was so cooperative that the Germans had to commit only a small number of troops to the job of rounding up the Jews. As a result, the Jewish death rate in the Netherlands was the highest in Western Europe — of the 140,000 Jews at the outbreak of the war, only 35,000, or 25 percent, survived.

The burden of such a complex legacy on the next generation in each of these countries requires a willingness to stare into the caldron of this history without flinching.

ASSOCIATED PRESS

"Judaism is criminalism" says an advertisement for "The Jew in Austria," a special edition of the newspaper Der Stürmer, on a tram in Vienna, 1938.

But Germans, Ms. Miller reports, seem to have "mastered the past" by using a number of techniques to relieve the burden of history. For example, by comparing the Holocaust to the bombing of Hiroshima or the Cambodian nightmare, they treat it as "just another manifestation of man's inhumanity to man." By pointing to the loss of life by German civilians during the Dresden bombing, they suggest that the world forgets that Germans suffered too. By emphasizing the normal life of their families during the war, they imply that Nazism was something terrible done by a few brutes who seized power. And finally, Ms. Miller points to what the Germans call *Schlusstrich*, that is, "drawing a line at the bottom of an account" to consign the Third Reich to history and make way for the new, democratic, reunified, prosperous "Fourth Reich."

Ms. Miller is particularly effective in examining the treatment of these issues in television and film. For instance, she notes the way the international image of Austria was immensely aided by the 1965 film "The Sound of Music." It portrayed Baron Von Trapp as an ardent nationalist who defies the Nazis by daring to sing "Edelweiss" at the songfest competition. The audience joins in on the line "Bless my homeland forever," and the Nazis in the film are furious. But, the author suggests, "history, as opposed to Hollywood, tells us that the overwhelming majority of Austrians preferred the German national anthem to their own," and the film, until the Waldheim affair awoke Austria from its amnesia, covered over "Austria's love affair with Nazi Germany [and] its vicious persecution of the Jews."

In the Soviet Union, the author visits a classroom in Minsk where an old woman is describing the suffering of Russia during World War II. This was "the Great Patriotic War" that unified the country at a cost of 20 million Soviet lives, more than 40 times the losses of Britain and 70 times the losses of the United States. No one in the class mentions, nor do the history books note, the Holocaust, the Hitler-Stalin pact of 1939 or the more than 700,000 Russian Jews who were killed. "Why divide the dead?" asks one Soviet official. "What's six million when you have lost twenty million?"

Yet, finally, Mikhail S. Gorbachev has allowed a slight ray of light onto this subject through an agreement granting Western scholars access for the first time to the Soviet archives on the Nazi occupation and through the easing of restrictions on Jewish culture and on emigration. "Despite the obstacles," Ms. Miller writes, "the Soviet Union has been doing what many European nations have been reluctant to do: it has been confronting its wartime experiences squarely and facing unpleasant truths about itself."

IN her chapter on this country, the author examines the difficult and acrimonious history of the United States Holocaust Memorial Museum in Washington and the struggle over what form the memorial should take. She quotes the concern of many critics about "vulgarization" and the "considerable threat to dignified remembrance." A museum setting must inevitably begin the "gentrification" of the Holocaust in an "unwitting effort to remove the component of horror and mystery from the event," Ms. Miller writes. Yet the risk in the other direction is turning the event into "chambers of horror" in a series of sound-and-light exhibits that will inevitably be "an American version of kitsch." Her own preference is for the quieter work of the scholarly community, and for video archives. She calls these oral history projects "among the most powerful ways of transmitting the memory of the Holocaust to those who did not experience it." The survivors' own voices and faces and stories remind us that "the Holocaust was not six million. It was one, plus one, plus one. . . ."

In light of the revolutionary events that have opened up the countries of Eastern Europe, one hopes that Ms. Miller will follow her quest to other countries with large prewar Jewish populations, including Poland, Hungary and Lithuania. The powerful questions she raises about West Germany should be met with a similar study of East Germany, with visits to its abandoned ghettos and schools and graveyards and interviews with its people and officials. The conscience of history suggests that a fuller, more honest understanding of the Nazi period needs to be reached by all of the countries involved, especially the two Germanys.

There are many issues of interpretation in "One, by One, by One" that will attract scholarly criticism. The journalist's trade — interviewing extensively, searching for the telling anecdote, talking to historians, sociologists and psychologists, who often speak more superficially than they write — has shortcomings. Yet Judith Miller has had access that few freelance writers could equal. She has taken her mission seriously and has written a troubling and thought-provoking exploration into a dark world of memory and redemption. □

Eli N. Evans, president of the Charles H. Revson Foundation, which deals with New York City and Jewish affairs, is the author of "Judah P. Benjamin: The Jewish Confederate."

The Importance of Anne Frank

"The independence of the [Anne Frank] foundation reflects the reverence that so many in this country feel for Anne Frank," said Abner Katzman, who has headed the Associated Press bureau in Amsterdam since 1982. "She has been canonized by the Dutch."

This sanctification, of course, is convenient and self-serving. "It enables the Dutch to alleviate their guilt and blame the Nazis for having decimated their Jewish population," said Katzman. "The Anne Frank lore says to the world: Look, we Dutch hid her; the terrible Germans killed her. They were evil and we were virtuous."

The reality, of course, is more complicated. Most Dutch citizens volunteer that Yad Vashem in Israel has honored more of their countrymen than any other European nationality for saving Jews from the Germans, and that resistance to the Nazis in this small, cramped country was earlier and more fervent than anywhere else on the continent. It was, in fact, the Germans' seizure of four hundred Jews in February 1941 that helped trigger the celebrated general strike throughout Holland later that month, for which the Dutch were severely punished. Yet Holland's record during the war is in many other respects appalling. And in no Western European nation has there been as large and enduring a gap between popular image and historical reality. . . . The important figure to note is the Jewish death toll: of the 140,000 Jews in Holland at the outbreak of the war, 35,000 survived, only 25 percent. *From "One, by One, by One."*

Geschichten aus Preußisch-Berlin

Epitaph und Dokument: Der Briefwechsel zwischen Betty und Gershom Scholem · Von Jürgen Kolbe

Als die Berliner Jüdin Betty Scholem, zweiundsiebzigjährig, im März 1939 den Nazis entkommen und nach Australien emigrieren kann, sind die „einzigen Bücher, die ich mitnahm, ... Fontanes Werke", schreibt sie an ihren Sohn Gershom in Jerusalem. Ihrer Schwiegertochter Fania, Gershom Scholems zweiter Frau, bekennt sie ihre Freude darüber, „daß Du Fontane mit Genuß liest...; da bist Du also durchaus nicht ganz östlich, wenn dieser Preuße mit seiner großen Liebe für den märkischen Adel u. seinem kleinen Schuß Antisemitismus Dir so wohl gefällt".

Nach der Lektüre der rund dreihundert Briefe zwischen Mutter und Sohn aus den Jahren 1917 bis 1946, wobei der Part der Betty Scholem der bei weitem umfangreichere ist, wird der Grund der Liebe zu Theodor Fontane klar: Betty Scholem und Fontane sind Wahlverwandte eines Tons, der mit der Berliner Herkunft zu tun hat, mit Lebensklugheit, mit einer bürgerlichen Variante von Aufgeklärtsein, auch damit, sich nicht unentwegt allzu wichtig zu nehmen – auf jeden Fall ist der Zauber einer gewissen Schwebe zwischen Gesagtem und Nichtgesagtem im Spiel. Betty dürfte die Briefe Fontanes, im Gegensatz zu den Romanen, kaum gekannt haben. Aber ihre Briefe an den Sohn Gershom (Gerhard) Scholem, den großen Historiker der jüdischen Mystik, sind nicht weniger Literatur als Fontanes Briefe, die zu den größten Schätzen der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts zählen.

Dieser Briefwechsel bezieht seine Bedeutung keineswegs nur aus seiner literarischen Qualität. Er ist ein dreifach einzigartiges Dokument: einer aus den Fugen geratenen Zeit – die Jüdin Betty Scholem wohnt bis 1939 unter lebensgefährdenden Umständen in Berlin; einer aberwitzigen Konstellation – der Sohn Gerhard arbeitet seit 1923 als Judaist in Jerusalem; und schließlich einer „privaten" Passion, die durch diese Edition öffentlich wird – beide tauschen nahezu wöchentlich Briefe aus, wenn auch leider nicht alle erhalten sind.

Die Schichten mischen sich und nehmen in zwei Korrespondenzpartnern Gestalt an, die sich als geistreiche Meister der deutschen Sprache erweisen – noch in der allertrivialsten Klatschbotschaft. In Wahrheit ist es, bei aller Chuzpe im Detail, eine todtraurige Geschichte, die die beiden von den großen Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens in ihren Briefen aufschreiben. Und noch trauriger wird es dadurch, weil diese Welt in Fontanes Sinne „unwiederbringlich" dahin ist. Wehmütig machen die Eleganz, der Fontane-Ton und die schön gekonnte, beiläufige Menschlichkeit dieser Prosa – Tugenden, die gefroren klirren, wenn Unmenschlichkeit sie starr macht.

Die Geschichte, eine jüdische Familiengeschichte in Deutschland, beginnt wie folgt: Der deutschnationale Berliner Druckereibesitzer Arthur Scholem verbietet seinem neunzehnjährigen Sohn Gerhard das Haus und warnt ihn, seiner „antideutschen Gesinnung irgendwie erkennbar Ausdruck" zu geben. Von Stund an tritt, bis zu ihrem Tod im Jahre 1946, die Mutter als Gerhards Partner für Korrespondenz in den Vordergrund und versorgt den jüngsten ihrer vier Söhne mit Klatsch aus der Mischpoche und dem Berliner Alltag; vor allem aber versucht sie seine nie versiegenden Geld-, Marzipan- und Bücherwünsche zu erfüllen.

Der unheildrohenden Zeitstimmung der zwanziger Jahre hat sich der junge bibliomane Gerhard konsequent und im Geist des Zionismus entzogen. Seine Mutter schreibt im November 1923: „In Berlin waren keine Pogrome. Aber der Antisemitismus hat das Volk so durchsetzt u. verseucht, daß man allenthalben auf die Juden schimpfen hört, ganz öffentlich, in so ungenirter Weise wie nie bisher." Da ist Gershom, wie er sich bald nennt, schon in Jerusalem, wo er eine Anstellung als Leiter der hebräischen Abteilung der Jerusalemer Nationalbibliothek erhalten hat – was die Mutter in die ziemlich meschuggene Rolle versetzt, das Schicksal der Familie Scholem in immer dunkler werdender Zeit erzählen zu müssen.

Das läßt sich anfangs ganz amüsant und unterhaltend an. Freunde und Verwandte sind mal „Nöhlsusen", mal „Mastferkelchen". Bettys Sottisen machen auch vor dem „lieben Kind" nicht halt, dessen begeistert betriebene Judaistik ihr auf die Nerven geht: „Hebräisch allein ist noch kein Beweis für geistigen Besitz u. Hochkultur! Ich finde, du bist blöd! Lern' man englisch." Aber der Politik, einer furchtbaren, können Mutter und Sohn nicht entkommen. Es ist beklemmend, zu verfolgen, wie sich allmählich und sehr zögerlich nur die Anzeichen des kommenden Verhängnisses ins Bewußtsein schleichen. Nach den Reichstagswahlen 1930 macht sich Gershom noch lustig mit einem ironischen „Heil!" vor den „schönsten Grüßen", und Betty bestreitet im selben Jahr, daß auch nur „ein einziger Jude" aus Deutschland geflohen ist, „warum denn auch?"

Sie sind ohne Arg. „Grippewelle und Hitler beherrschen den Markt", schreibt Betty noch im Februar 1933. Und: „Ich bin wirklich für meine Person ganz ruhig, aber ich stehe doch nicht allein u. die Sorgen für meine Kinder u. Enkel sind doch wirklich keine Einbildung oder Schwarzseherei zu der ich schon aus Anlage nicht neige. Ein wahres Glück, daß Du weit vom Schuß bist! Jetzt auf einmal möchten alle in Palästina sitzen!! Wenn ich bedenke, was für ein Geschrei sich in der deutschen Jüdischkeit erhob, als der Zionismus begann! Unser Vater u. ... der ganze Centralverein schlugen überzeugt an die Brust ‚Wir sind Deutsche!' Jetzt wird uns mitgeteilt, daß wir *keine* Deutschen sind."

Die euphemistische Formel vom „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" wird sich abermals als ein tödlicher Irrtum erweisen. Gershom Scholem hat das später, etwa in seiner Brüsseler Rede von 1966 über „Juden und Deutsche", illusionsfrei dargestellt. Betty scheint das jetzt, im April 1933, zu ahnen. Indizien gibt es ja genug. Auch in der Familie: Sohn Werner Scholem, 1924 für die KPD im Reichstag, später aus der Partei ausgeschlossener Kommunist, wird nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Ohne Grund. Er kommt trotz Freispruch nicht mehr frei und wird 1940 in Buchenwald ermordet. „Ich begreife nicht", schreibt Betty Scholem an ihren Sohn Gerhard am 9. April 1933, „daß sich nicht 10000 oder nur 1000 anständige Christen finden, die das nicht mitmachen und laut protestieren."

Fortan, markiert durch die Verhaftung von Werner und die jahrelangen verzweifelten Versuche, ihn freizubekommen, verklingt der schwingende Fontane-Ton in den Briefen von Betty Scholem mehr und mehr. Auch der Witz verschwindet, obschon ihr die herrliche Beiläufigkeit der Causerie förmlich im Handgelenk zuckt. Sie will sich auch nicht unterkriegen lassen. Und wenn sie einmal sagt: „Ich selbst ermangele jeder Fassung", dann ist genau die enorme Anstrengung spürbar, eben die Fassung zu wahren, und sei es um den Preis des Krampfes in der Schreibhand.

Doch die Bedrohung wird immer spürbarer. Diese großartige Frau „kratzt" zwar alles zusammen, „was ich an Gleichmut u. Heiterkeit mein Leben lang aufspeicherte", aber das Überleben gelingt nicht: „Ich bin am Ende." Das ist der furchtbare November 1938. Kurz darauf die Rettung: Am 13. April 1939 meldet sie sich von Bord des Dampfers „Comorin", vier Tage hinter Colombo auf dem Weg nach Australien. Sie drückt die Last, ihren Sohn Werner im KZ zurücklassen zu müssen, hoffnungslos. Gershom hat sie auf einem Kurzstopp, es sollte das letzte Mal sein, in Port Said gesehen. Aber sie ist frei. Und es kehrt die Lebendigkeit und die Präsenz im Stil ihrer Briefe zurück, der sie bis ans Ende ihrer Tage nicht verläßt, auch wenn die beengten Verhältnisse im australischen Exil, besonders an der Seite von Schwiegertochter Käte, für sie die Hölle gewesen sein muß. Ihr fühlt sie sich, auch wenn sie sich „pampig" zu wehren versteht, „nacktspatzig" ausgesetzt und würde, trotz Krieg, am liebsten zu Gershom nach Palästina fahren: „Ich fürchte mich mehr vor Kätens kaltem Gesicht als vor einem Torpedo."

Dieser Band mit Briefen ist nicht das Zeugnis des großen Historikers und bedeutenden Briefautors Gershom Scholem, des wichtigen Autobiographen und Geistesgefährten Walter Benjamins. Es ist ein Denkmal für Betty Scholem, die Mutter; zugleich ein Epitaph einer selbstbewußten und aufgeklärten jüdischen Bürgerlichkeit in Deutschland. Es schmerzt, diese Qualität verloren zu haben. Sie ist unersetzlich. Nebenbei auch deshalb, weil es diesmal nun nicht gerade die Tiefe des geistigen Raumes ist, der hier ausgemessen wird. Mit Sätzen wie dem folgenden hat sich Betty Scholem unvergeßlich gemacht: „Hab ich Euch genug schöne Geschichten aus Preußisch-Berlin erzählt? Es ist dies alles eigentlich nicht der Rede wert, aber aus solchem Murks besteht nun einmal unser Leben auf dem Asphalt..."

Betty Scholem/Gershom Scholem: „Mutter und Sohn im Briefwechsel 1917–1946". C. H. Beck Verlag, München 1989. 579 S., 13 Abb., geb., 58,– DM.

Britanniens Gedächtnislücken

In London werden die Akten der englischen Militärregierung für Deutschland ediert

LONDON, im Juli

Obwohl die Akten der vier Besatzungszonen, in die die Allierten das besiegte Deutschland von den Alliierten aufteilten, für die Entstehungsgeschichte der Bundesrepublik von hoher Bedeutung sind, haben sich Historiker bis vor kurzem mit den Quellen schwer getan. Das liegt im Falle der britischen Militärregierung vor allem daran, daß die Unterlagen zunächst auch über die übliche Sperrfrist von dreißig Jahren hinaus nicht zugänglich waren. Zudem hatten Umfang und Zustand des Materials eine eher abschreckende Wirkung. Zwar befaßt sich die Forschung seit zwei oder drei Jahren intensiver mit einzelnen Aspekten der Kontrollkomission, dennoch hat sich trotz der Bemühungen etwa des britischen Botschafters in Bonn, Sir Christopher Mallaby, noch kein Autor für eine längst fällige Gesamtdarstellung gefunden.

Einem solchen Vorhaben dürfte die Erschließung der zentralen britischen Unterlagen aus der Besatzungszeit Vorschub leisten, die seit 1987 in London unternommen wird und mit der eine Brücke zwischen Archiv und Forschung geschlagen werden soll. Das Projekt, ein weitgehend von der Stiftung Volkswagenwerk finanziertes Gemeinschaftsunternehmen des Deutschen Historischen Instituts London, des Bundesarchivs und der Archivverwaltungen der Länder der früheren britischen Besatzungszone und Berlins, soll bis 1992 abgeschlossen sein und als zwölfbändiges Corpus vom Sauer Verlag in München veröffentlicht werden. Die zu erschliessenden Bestände der Militärregierung werden an der Quelle, im britischen Staatsarchiv, von zwei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen des Deutschen Historischen Instituts in London bearbeitet. Ihre Aufgabe ist es, die Akten zu erfassen, zu ordnen, eine detaillierte Inhaltsanalyse vorzunehmen und einen Index zu erstellen, bevor die Daten nach Hannover geschickt und im Staatsarchiv auf Computer übertragen werden. Die Inventarisierung nach Sachgesichtspunkten soll einen gezielten Zugang zu den Quellen ermöglichen und dem Forscher das vergebliche Durchblättern unergiebiger Dokumente ersparen.

Während die Akten der amerikanischen Militärregierung Anfang der siebziger Jahre freigegeben und bereits 1976 in geordneter Form auf Mikrofiche verfilmt wurden, zierten sich die Briten, ihre weitaus unvollständiger erhaltenen Dokumente der Wissenschaft zu öffnen. Mitte der fünfziger Jahre, nachdem die Bundesrepublik ihre Souveränität erlangt hatte, gelangten 240 Tonnen Papier der Kontrollkomission nach London. Vieles war schon vor der Verschickung vernichtet worden, weitere Unterlagen wurden vom Foreign Office kassiert, so daß nur ein Bruchteil des ursprünglichen Materials erhalten geblieben ist. Die rund drei Millionen Akteneinheiten der „Control Commission for Germany/British Element" (CCG/BE) sind auf 29 000 geschrumpft. So fehlen zum Beispiel Personalakten, weil diese in England im allgemeinen nicht aufbewahrt werden. Die Lücken in der Überlieferung haben zur Folge, daß die britischen Unterlagen weniger ergiebig sind als erhofft. Sie sind denn auch, wie Adolf Birke, Leiter des Deutschen Historischen Instituts, hervorhebt, nur aussagefähig, wenn sie im Zusammenhang mit den deutschen Akten gelesen werden.

Da das Foreign Office die zum Teil willkürlich zusammengeworfenen, nach ihrer Herkunft (der archivalische Fachausdruck lautet Provenienz) geordneten Bestände bei Ablauf der Dreißigjahresfrist in den siebziger Jahren nicht vollständig gesichtet hatte, billigte der Lordkanzler seinerzeit einen Antrag, die Freigabe um fünf Jahre, bis spätestens 1985, zu verzögern. Die meisten Akten konnten schon vor diesem Termin dem Staatsarchiv im Londoner Vorort Kew sukzessive übergeben werden, das die Papiere nur treuhänderisch bewahrt, die stets Eigentum der jeweiligen Dienststelle bleiben. Einige als empfindlich klassifizierte Unterlagen der Militärregierung, etwa drei Prozent des Gesamtbestandes, sind bis heute nicht zugänglich; auch können die Akten jederzeit von den zuständigen Ministerien zurückgefordert werden. Dies geschah erst unlängst, als sich das Foreign Office im Zusammenhang mit dem Streit über die Oder-Neiße-Linie die alten Unterlagen zu diesen Grenzfragen kommen ließ. Es kann Jahre dauern, bis sie dem Staatsarchiv wieder übertragen werden, Jahre, in denen sie der Forschung vorenthalten bleiben.

Das Projekt der Erschließung ist, was die Arbeit im britischen Staatsarchiv betrifft, zu mehr als zwei Dritteln vollendet; es ist an der Zeit, eine Art Zwischenbilanz zu ziehen. Zu diesem Zweck veranstaltete das Deutsche Historische Institut in London kürzlich ein Seminar, an dem Archivare, Historiker und ehemalige Mitglieder der britischen Militärregierung teilnahmen, darunter Lord Annan, damals in der Politischen Abteilung in Berlin tätig und mitverantwortlich für die Rehabilitierung Adenauers nach dessen Entlassung vom Oberbürgermeisteramt Kölns durch den britischen Brigadegeneral Barraclough. In den Räumen des herrlichen klassizistischen Gebäudes in Bloomsbury, wo das Insitut Untermieter der Stiftung Volkswagenwerk ist, wurden aus Anlaß der Vorstellung des archivalischen Projektes verschiedene Referate über spezielle Aspekte der britischen Militärregierung gehalten.

Längst sind noch nicht alle Fragen gelöst. Weshalb etwa hatten die Engländer, anders als die Amerikaner, Vorbehalte gegen die Beschäftigung von deutschen Emigranten in der Kontrollkomission? Warum schwoll der Personalbestand der britischen Besatzungszone auf so unverhältnismäßige Weise an? In diesen Gesprächen wurde deutlich, wie die Geschichtsforschung durch die Perspektive des Zeitzeugen eine zusätzliche Dimension erhält. Archivalische Fertigkeiten und historische Kenntnisse allein reichen nicht aus, um die Vergangenheit lebendig zu machen. Ein früherer Offizier der Militärregierung war es denn auch, der auf die Parallelen hinwies zwischen dem jetzigen Neubeginn in der DDR und den Verhältnissen, die die Alliierten 1945 in Deutschland vorfanden. Heute, wie damals, steht man vor der Aufgabe, Kontinuität für das Leben im Alltag zu wahren, ohne dem abgesetzten Regime noch einmal eine Hintertür zu öffnen.

GINA THOMAS

eating clubs — until a scandal forces the clubs to admit, on a quota basis, the rejects, most of them Jewish.

By his senior year, Nathaniel has more or less shed the mantle of weeniedom to become a brilliant literature student, an inspired oarsman on the Princeton crew and a boy who knows his forks. He has also developed enough self-confidence to thumb his nose gently at the pretentiousness that surrounds him. The novel's title, "The Final Club," refers to a loose, non-exclusive senior-year assemblage that Nathaniel and his friends form, in mockery of the whole clubbing system.

Part Two, "What Came After," follows Nathaniel through the next 20 years as a Princeton alumnus — into marriage, parenthood and early middle age, as his son, Jake, and his daughter, Ginger, follow up on their Princeton legacy — she with sad results.

Geoffrey Wolff's eye for detail is perfect, his memory — of places, songs, fashion trends and the exacting techniques of rowing — impeccable. And despite its dismay over the glamorous and urbane nastiness of the snob world, this is a novel that loves Princeton. Compared to Yale, says the author, Princeton was quicker to laugh, "less popular with the serious girls, but more fun."

But for all its high-spirited flash, much of this novel doesn't hold together. Mr. Wolff cuts breezy rhetorical capers ("Nathaniel wished he'd called them 'ducats,' and then wished he'd wished no such wish"), goes off on tangents and inserts long parenthetical flashbacks between lines of dialogue, forcing the reader to backtrack.

When Mr. Wolff recounts Nathaniel's worst anti-Semitic snub, at the hands of "the senior partner of Hollingsworth, Coverdale & Quint" — really the moral center of the novel — he handles it like a stand-up comedy routine, hammering on the refrain "the senior partner of Hollinsgsworth, Coverdale & Quint" nine times.

In a novel that both celebrates and laments the boozy swagger of Tigertown, I suppose it is appropriate that the narrator should hold forth like a brilliant and well-traveled drunk at a college reunion — the kind of speaker to whom all details of his stories are equally interesting. Make no mistake; he has great stories — too many, perhaps. And he'll talk your ear off. □

Be Quiet, Father Is Writing

REMINISCENCES AND REFLECTIONS
A Youth in Germany.
By Golo Mann.
Translated by Krishna Winston.
338 pp. New York: W. W. Norton & Company. $25.

By Gordon A. Craig

TIMES WIDE WORLD PHOTOS

Thomas and Katja Mann, seated at center, with their children, from left: Monika, Michael, Golo, Elisabeth, Erika and Klaus, in the late 1920's.

WHEN Thomas Mann wrote his novel "Doctor Faustus" he intended the story of the composer Adrian Leverkühn and his pact with the Devil to symbolize not only the crisis of modern art, and indeed of all modern culture, but in a more specific sense the seduction of the German soul by Adolf Hitler. This poetic and mystical explanation of the victory of National Socialism in 1933, which made it easy to regard it as inevitable, was doubtless pleasing to those Germans who were reluctant to admit any responsibility for the dreadful events that followed. It could never have seemed convincing to Mann's second son, Golo, who is not a storyteller but a historian, and hence committed to the task of finding explanations for historical phenomena in concrete political, economic, sociological and psychological facts and circumstances. This is made abundantly clear in his memoirs, now excellently translated by Krishna Winston. The book is at once a personal record of growing up in Weimar Germany and a series of reflections on the politics of the time.

From what Golo Mann writes about his early years in "Reminiscences and Reflections," it is clear enough that to be a son of a novelist of growing reputation had its drawbacks. "We almost always had to keep quiet: in the morning because our father was working, in the afternoon because he first read, then napped, and toward evening, because he was again occupied with serious matters. And there would be a terrible outburst if we disturbed him, all the more hurtful because we almost never provoked him intentionally. . . . Our father's authority was tremendous; that of our mother, of which we felt the effects much more frequently, likewise not exactly inconsiderable; she had inherited her father's irate temper."

In 1931, Golo Mann visited the places in Munich where he and his brothers and sisters had gone sledding in the early 1920's and wrote in his diary: "What a wretched childhood we had! Sledding, being afraid of other children, of our parents, of school, melancholy evenings." He found refuge in reading — historical novels like "A Tale of Two Cities" and "The Last Days of Pompeii" and Schiller's "History of the Thirty Years' War," which inspired a lifelong interest in the 17th century that was to express itself years later in his splendid biography of Count Wallenstein, the commander of the Austrian imperial forces in that war. For a time he became a member of a Boy Scout troop and went on hiking trips to Nördlingen and Rothenburg and, on one occasion, as far as the Brenner Pass. But his first real escape from what he does not hesitate to call alienation from his parents came in 1922 when he set off for four years at Salem, the famous school founded by Kurt Hahn and Prince Max von Baden.

There he came under the influence of Hahn, a remarkable schoolmaster who had devised a curriculum based firmly on the humanities, but embodying a balanced athletic program, a strong element of student government and an emphasis on political education and civic responsibility. The son of a wealthy Jewish family, Hahn had studied history and classics at Oxford and during World War I had been a member of the Central Office of the Foreign Service, where he used what influence he possessed to urge a policy of moderation. As a teacher he hoped to create the human prerequisites for a new and better German politics. That was a noble but impossible dream, Mr. Mann points out, since Salem graduates were "grains of sand among sixty or eighty million Germans," despite the fact, which should be counted to Hahn's credit, that "proportionately more of them were involved in the resistance against Hitler . . . than members of other groups."

But certainly Hahn's influence on Golo Mann was great and lasting. His brilliance as a teacher laid the basis for Mr. Mann's lifelong interest in history and Roman literature; his encouraging the young student to post daily political bulletins in the school dining room helped him develop an interest in contemporary affairs; and his belief that graduates should be obliged to learn how less privileged classes lived persuaded Mr. Mann to work in a coal mine in Niederlausitz for a time in 1928. When Mr. Mann decided to leave Germany in 1933, he did not want to do so without visiting Hahn, who by that time had been despoiled by the Nazis of his school and all his other property and forbidden to have contact with his former students or their parents. He found Hahn in dreadful physical shape but passionately interested in Mr. Mann's plans and as optimistic as ever. On the eve of a long exile himself (he was to go to Britain, where he founded Gordonstoun School), he told his old student: "One must love one's fatherland even when it does not love one back."

Two other people had a decided influence on Mr. Mann's intellectual development. The first was Ricarda Huch, whom he met during his two semesters of study in Berlin. She was a distinguished nonacademic historian whose works included histories of the Holy Roman Empire and the Thirty Years' War, as well as novels and poetry, but above all she was a person of independent mind and courage. The latter she was to demonstrate in 1933, after the Prussian Academy, under Nazi dictation, had expelled from its membership the novelist Alfred Döblin and Golo's uncle, the dramatist and novelist Heinrich Mann. In a public letter, she declared: "What the present regime prescribes as 'national thinking' is not my idea of Germanness. Centralization, compulsion, brutal methods, defamation of those who think differently, boastful self-praise, I consider un-German and unhealthy. Since my attitude deviates so greatly from the officially sanctioned one, I consider it impossible to remain a member of a state academy." Golo Mann writes that he did not see this letter until long after World War II, but he places it above his own father's letter to the rector of Bonn University after that institution had rescinded his honorary degree, "for things were much more difficult for Ricarda Huch in Nazi Germany than for TM in neutral Zurich."

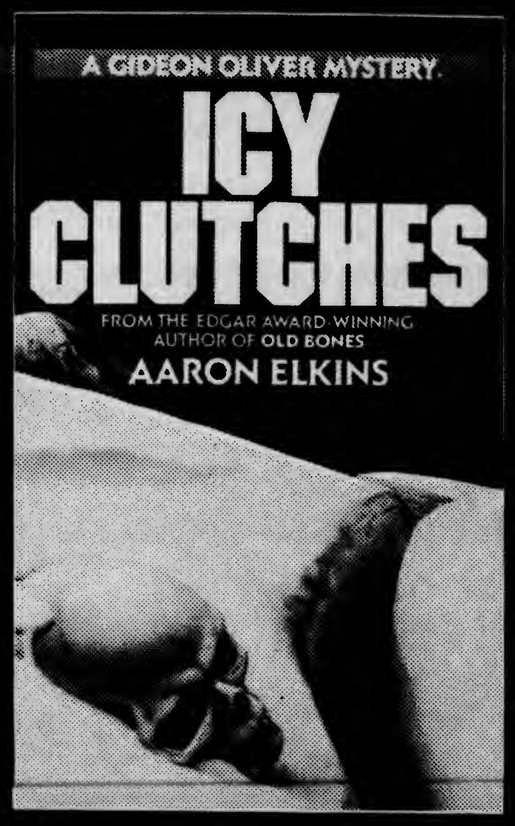
The second strong influence was that of Karl Jaspers, professor of philosophy at the University of Heidelberg, where Mr. Mann enrolled in 1929, although working with him was less a pleasant experience than talking about history with Ricarda Huch. Jaspers believed as a matter of pedagogical principle that promising students should be treated with a firmness that bordered on contempt. He began his association with Mr. Mann by demolishing an essay that the young man had written on Schopenhauer and continued it by treating him in seminar with unwonted harshness. Mr. Mann writes: "My life in Heidelberg became a struggle to win my teacher's favor, without my fully realizing it. I did what he wanted, spending the entire day working with iron self-control in the department library. . . . I would never claim that such a compulsive routine was really healthy or productive. It cannot be good for a young

Continued on next page

Gordon A. Craig's books include "Germany, 1866-1945" and "The Germans." He is writing a book about Theodor Fontane, the 19th-century German novelist.

FROM OLD BONES TO COLD BONES

From the author of the award-winning Old Bones, Aaron Elkins, here is the latest thrilling mystery for Gideon Oliver fans.



Four scientists die in an Alaskan avalanche. Thirty years later, the survivors and relatives of the victims meet at the avalanche site... and human bones are found. Anthropology professor Gideon Oliver is on what turns into a working vacation when the FBI asks for some expert analysis. Everyone finds it fortunate that Gideon is nearby—except for the person who thinks that murder is the best way to cover up the past.

PRAISE FOR AARON ELKINS AND GIDEON OLIVER:
"Aaron Elkins' archaeologist detective, Gideon Oliver, has dug out a niche all his own."
—Detroit News

A Selection of the Mystery Guild

AT BOOKSTORES NOW

MYSTERIOUS PRESS

© 1990 The Mysterious Press

THE *NEW YORK TIMES* BESTSELLER, NOW IN PAPERBACK

"Truly magnificent...the best military historian of our generation."
-Tom Clancy

JOHN KEEGAN
Author of *THE FACE OF BATTLE*

THE SECOND WORLD WAR

"A masterpiece of military history... exciting and continuously fascinating... Keegan brings to his stories a detailed knowledge of warfare, from a comprehensive understanding of weapons to an empathetic feeling for the men using them."
—Caspar W. Weinberger, *Wall Street Journal*

"Analytical, concise, and coherent... If you want to know how it happened, read Keegan's thoughtful, and elegant prose."
—Los Angeles Times Book Review

"Boldly written and fair-minded."
—New York Times Book Review

A Featured Alternate of the Book-of-the-Month Club
Selected by the History Book Club

For the best in paperbacks, look for the Penguin

Illustrated with maps and photographs

Father Is Writing

Continued from preceding page

mind to read philosophers first thing in the morning, most of whose works are strange mixtures of profound sense and nonsense. ... But something does come of this kind of serious effort in the end. After those three years in Heidelberg I was certainly more mature, more adept at thinking, and more skillful at writing than when I began."

One sign of this maturity was that Mr. Mann became both more independent and more critical of his teacher. In part this was because of the worsening political situation and the growing threat of National Socialism. Mr. Mann discovered that, when speaking or writing on other than philosophical subjects, Jaspers was inclined to be oracular but unrealistic. In his book "Man in the Modern Age," which was published in 1931, there was not a single mention of the Hitler movement (nor of the depression and the massive unemployment that was encouraging its growth). And in cases of practical politics — when, for example, his assistance was sought in behalf of a colleague being attacked by the Nazis — he categorically refused to intervene on the grounds that a professor must exercise restraint in political matters, lest politics destroy the fundamental ideal on which the university rested. This kind of detachment was not the least important cause of the fall of the republic.

MR. MANN is quick to point out that Jaspers atoned for this attitude. After the Nazi takeover he was deprived of the right to teach in the university or to publish his writings, because his wife was a Jew. He could logically have claimed later that, because of this, he had no part in the atrocities of the Third Reich. Instead, in his postwar writings and speeches about responsibility and guilt, he always insisted on his own culpability. Mr. Mann cites one of the most eloquent of these statements: "Thousands in Germany sought death in resistance to the regime, or found it, most of them anonymously. We survivors did not seek death. When our Jewish friends were hauled away, we did not go out into the streets; we did not scream until they liquidated us, too. We preferred to remain alive, for the feeble, if correct reason that our death would have done no good. The fact that we are alive constitutes our guilt. We know, in the eyes of God, what demeans us."

There was no premonition of the ghastly events to which that statement referred in the Germany of 1932, when Golo Mann received his doctoral degree in Heidelberg. In a marvelous chapter called "A Long Last Year," he writes that Germany had never had a year so "dominated and bedeviled" by politics as 1932, a year in which "everything hung by a thread ... a year so pregnant with fate." Yet, despite nightly battles in the streets and frequent elections and mounting unemployment, most people went about their affairs in the usual way. Gerhart Hauptmann, whom Thomas Mann regarded as his only peer, had a 70th-birthday celebration and dined at the Mann home in Munich; Erika Mann, the novelist's oldest daughter, opened a new nightclub; and Golo Mann toured Germany in a little car his father had given him to celebrate his doctorate, discovering "how beautiful and large the country was, how untouched the long stretches between cities."

There was still time for normal pleasures in the autumn of 1932, but with winter came the complete disintegration of the Weimar system, and before January was over Hitler was in power. Soon after that, Golo Mann, having abandoned his somewhat desultory search for a position as a Gymnasium teacher, was desperately trying to collect his father's bank deposits and the papers and manuscripts in his Munich house and smuggle them across the border to Switzerland, where the famous author was fretfully resigning himself to exile. On June 2, it having become dangerous to remain any longer, Golo Mann himself crossed into France, the first stage of a long journey that would eventually take him to Claremont College in California.

In his well-known "History of Germany Since 1789," Mr. Mann provides a balanced explanation of the fall of the Weimar Republic and the coming of the Third Reich. In these entertaining and instructive memoirs, he repeats some of his earlier arguments but places most of his emphasis on the role of personality. The salient fact, he insists, is that Hitler was by far the ablest politician on the scene, and, quoting a note he wrote in 1938, he adds: "There are many reasons for the fall of the German Republic. ... But if you happen to meet abroad the men who occupied the decisive positions at decisive moments, you have your answer; you need seek no further for reasons for the collapse." As for his own career, Hitler had made it possible for him to become the writer he is, first by preventing him from becoming a German schoolteacher in 1933 and then by starting a war in 1939 and losing it, making it possible for him to return to Europe and write for a German-speaking audience about the things that interested him. "If Hitler had not been Hitler," he says, "I would have spent the rest of my life in the United States, teaching at some college, occasionally publishing a scholarly article in a journal that no one read." □

...tionsschub. Denn nach inoffiziellen An- | ...lungsbetriebe ...
...Tourismuswirtschaft ist sehr viel ...

Wirtschaftsbücher

Japans Juristen denken anders

Die geistigen Rahmenbedingungen und die moderne Rechtsentwicklung

Guntram Rahn: Rechtsdenken und Rechtsauffassung in Japan. Verlag C. H. Beck, München 1990. 470 Seiten, 98 DM.

„In unserem Land wird gerühmt, wer bei einem Rechtsverstoß Nachsicht übt, wer sich – indem er tut, als habe er nichts gesehen – als in den Höhen und Tiefen des Lebens erfahrener, verständiger, warmherziger, empfindsamer Mensch zeigt. Wer aber zu allem seine Einwände hat, wird eher als unverständlicher, formalistischer, kalter und unempfindsamer Mensch schief angesehen." Diese Feststellung des japanischen Juristen Saburo Kurusu umreißt mit wenigen Worten die grundsätzlich andere Einstellung der allermeisten Japaner zum Recht.

Der besondere Wert der Arbeit von Guntram Rahn liegt vor allem darin, daß er sich in der Analyse wie auch in der Wertung vor allem auf japanische Quellen, den zitierten Kurusu und viele andere Rechtslehrer und -praktiker des Landes, stützt. Rahn hat einen wesentlichen Teil seiner Jugend in Japan verbracht und dort später auch japanisches Zivilrecht studiert.

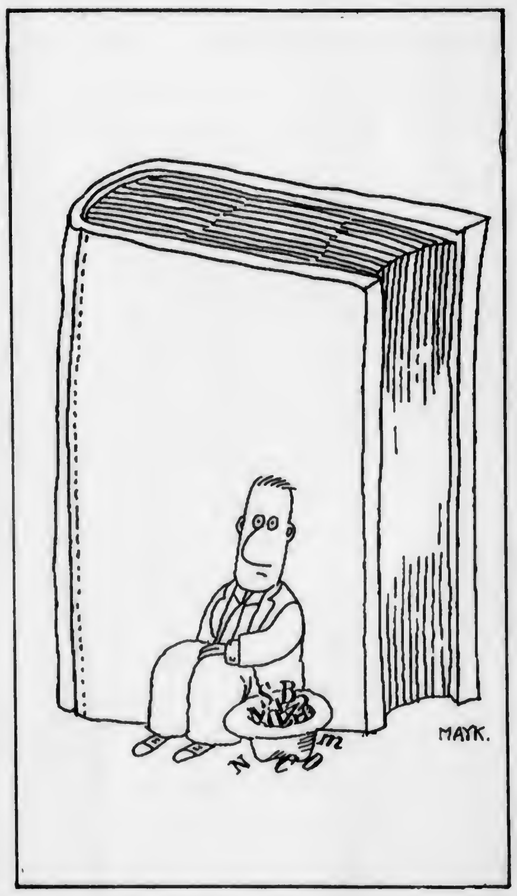
Dieser besonders enge, persönliche Bezug zu Japan schlägt sich in der Arbeit von Rahn in zweierlei Form nieder. Zum einen sind ihm japanisches Rechtsdenken und die Rechtsauffassung des Landes zutiefst vertraut. Das erleichtert ihm die Darstellung. Zum anderen bedient er sich in dieser Darstellung einer zwar wissenschaftlichen, aber nichtjuristischen Sprache. Das kommt der Lesbarkeit in besonderem Maße entgegen. Angesichts der Fremdartigkeit des Themas hat diese Lesbarkeit zwangsläufig – selbst für Juristen – erhöhte Bedeutung.

Neben der Schilderung der geistigen Rahmenbedingungen und der Entwicklung des modernen japanischen Rechts enthält das Buch eine eingehende Gegenüberstellung des japanischen und deutschen Zivilrechts. Für Praktiker unter den Juristen in der Bundesrepublik mögen auf den ersten Blick die Kapitel „Rechtsprechung und Zivilrechtsmethodik" sowie „Ergebnisse und abschließende Würdigung" am interessantesten erscheinen. Nachhaltiges Verständnis für die Rechtssituation in Japan leitet sich aber nur aus der Beschäftigung mit den geistigen Rahmenbedingungen des Rechts in diesem für Europäer immer noch so exotisch anmutenden Lande ab.

Wie wichtig dieses Verständnis aber ist, zeigt sich schon daran, daß interne Querelen deutscher Führungskräfte in Japan mit ihren Zentralen als wohl eindeutig häufigste Ursache die stillschweigende Übertragung deutschen Rechtsdenkens auf Japan haben. Das gilt gleichermaßen allgemein für die Rechtsabteilungen deutscher Stammhäuser wie auch die Steuerjuristen deutscher Unternehmen, deren wohlgemeinte Ratschläge und Empfehlungen vielfach in Japan (wie auch im übrigen Ostasien) fern jeder Realität – und damit Brauchbarkeit – wirken. Die von Rahn teilweise eingehend geschilderten Rechtsfälle aus dem modernen Japan dokumentieren diese Unterschiedlichkeit im Denken besonders. Letzteres schließt auch das heutige japanische Denken im Blick auf das „Recht auf Umwelt" ein.

Lediglich in einem Punkt hat Rahn ein wenig des Guten zuviel getan. Den Anfang seiner Arbeit bilden eine „Inhaltsübersicht", der sich sofort ein „Inhaltsverzeichnis" anschließt. Das verwirrt zwangsläufig zunächst einmal. Erst bei näherem Zusehen stellt der Leser fest, daß die „Inhaltsübersicht" eine Kurzfassung des „Inhaltsverzeichnisses" sein soll.

PETER ODRICH



Technik, Wirtschaft, Abenteuerlust

Ein historischer Roman aus den Tagen der Kontinentalsperre

Frank Gotta: Capitano. Eichborn Verlag, Frankfurt 1990. 566 Seiten, 38 DM.

Viele träumen und reden davon: einmal im Leben einen Roman schreiben. Frank Gotta – Journalist, Buchautor und Berufs-Frankfurter – hat sich den Wunsch erfüllt. Mehrere Jahre hat er an dem Manuskript gearbeitet; immer wieder hat er die Arbeit unterbrechen müssen – aus beruflichen Gründen. Doch schließlich, in einem bemerkenswerten Kraftakt, hat er das Projekt zu einem guten Ende gebracht. Dem Buch merkt man den hartnäckigen Widerstand des Autors gegen die feindlichen Bedingungen, unter denen es geschrieben worden ist, keineswegs an. Der Text fließt, die Sprachästhetik fordert vom Leser nichts Unzumutbares, die Geschichte ist unterhaltsam und kurzweilig. Der historische Roman, wie Gotta sein Buch „Capitano" nennt, fügt sich wie selbstverständlich in die große Tradition dieses Genres.

Die Geschichte, die Gotta als Stoff für seinen Roman-Erstling gewählt hat, ist keinesfalls das Ergebnis qualvollen Nachdenkens. Er hat sie gewissermaßen vorgefunden – im Fundus seiner privaten und beruflichen Interessen, in seinem Temperament, in seiner Art zu leben. Gotta, der Maschinenbau und Betriebswirtschaftslehre studiert hat, der vom Fernweh übermannt wird, wenn er einen Achtunddreißigtonner in Richtung Brenner rollen sieht, verquickt auf gekonnte Weise Technik, Wirtschaft und Abenteuerlust: Eine Schar italienischer Abenteurer – sechs Männer und eine Frau – schmuggelt während der Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre eine fünf Tonnen schwere englische Dampfmaschine von Genua über die Alpen nach Chur, die Donau abwärts, bis nach Gleiwitz, zu einem fortschrittlichen schlesischen Adligen, der erkannt hatte, welche verändernde Kraft in dieser englischen Erfindung steckte und der die „neue Elementarkraft Dampfmaschine" rechtzeitig nutzen wollte.

Obwohl dem Autor vor allem am Fortgang der (abenteuerlichen) Handlung gelegen ist, gelingt es ihm stets, die Schmuggelgeschichte mit Ernst, Sinn und historischer Bedeutung einzufärben, geschichtliche Zusammenhänge und Ereignisse zu vermitteln. Das Ganze wirkt plausibel, es hätte in der Tat so gewesen sein können – wenn Gotta zuweilen auch der Versuchung erliegt, die Grenzen des Glaubhaften und Denkbaren zu überschreiten (kein Geringerer als Kaiser Napoleon ist es, dem die einzige Frau in der Geschichte, die den Helden Capitano liebt, in einem Zelt erliegt: „Er hat mich genommen, und ich habe mich nicht gewehrt"). Der Verlag nennt Gottas historischen Roman einen „echten Schmöker". Das trifft die Sache gut.

HORST DOHM

... zum ... August angekündigt. Johnson, 41 Jahre alt, wird eine Professur antreten. Unmittelbare Auswirkungen auf die amerikanische Geldpolitik werden durch sein Ausscheiden nicht erwartet. Johnson war ein Vertreter einer eher lockeren Geldpolitik, hatte aber in letzter Zeit mit der Mehrheit der Notenbank-Gouverneure gegen eine Senkung der kurzfristigen Zinsen gestimmt. Johnson galt als der Fachmann der „Fed" für internationale Finanzfragen. Er hat in letzter Zeit mehrfach die Absicht der Regierung kritisiert, durch Interventionen in den Devisenhandel eine Abwertung des Dollar zu bewirken.

... Europa neue Emittenten an die Börse gebracht, deren Bonität für den Anleger nicht immer durchsichtig ist. Das wird sich mit der Öffnung Osteuropas fortsetzen. Die Deutsche Bank AG setzt sich deshalb für die Gründung einer unabhängigen Rating-Agentur nach amerikanischem oder japanischem Vorbild ein, die ihre Arbeit allerdings gleich „in europäischem Rahmen" aufnehmen soll. Ein nur national verankerter Kreditbeurteiler mache angesichts der etablierten Unternehmen keinen Sinn, meinte Rolf Breuer, im Vorstand der Bank für Kapitalmarkt-Fragen zuständig, in Wien.

In Frankreich, Belgien, Holland und Großbritannien hat Breuer nach seinen eigenen Worten schon Sondierungsge... Banken geführt. In der Bundesrepublik sei eine Projektgruppe, bestehend aus Banken, Industrieunternehmen und Großanlegern, mit den Vorarbeiten weit gediehen. „Auf keinen Fall" sollten die Banken die Rating-Agentur in die Hand nehmen. Im Bundeswirtschaftsministerium sei man bei einem ersten Gespräch nicht an diesem Projekt interessiert gewesen. In Europa gibt es bislang nur wenige kleinere Rating-Agenturen. Früher seien Finanzierungen eher über Kredit gelaufen denn über Aktien und Anleihen, so daß eine Einstufung der Bonität für das Publikum nicht notwendig gewesen sei. Das österreichische Finanzministerium will Emittenten in Zukunft verpflichten, sich durch eine „anerkannte und unabhängige Rating-Agentur" bewerten zu lassen.

„Die Importfähigkeit der Sowjetunion muß erhalten bleiben"

Verhandlungen über Handelsabkommen zwischen Moskau und Ost-Berlin sollen im Juli abgeschlossen werden

Ke. BERLIN, 10. Juni. Spätestens im Juli soll das neue Handelsabkommen zwischen der Sowjetunion und der DDR unterschriftsreif sein. Es soll dann vom 1. Januar 1991 an gelten und die Außenhandelsbeziehungen zwischen beiden Staaten auf der Grundlage aktueller Weltmarktpreise und konvertierbarer Währungen neu regeln. Ein zusätzliches Protokoll soll im September folgen. Es soll zwar nicht mehr wie in der Vergangenheit in jedem Detail, aber doch in den wesentlichsten Schwerpunkten die Warengruppen festschreiben, die jeder der Partner von dem anderen bezieht oder dem anderen liefert. Wichtigstes Ziel der Verhandlungen ist es, erläutert der Leiter der Außenhandelsabteilung im DDR-Wirtschaftsministerium, Eduard Schwierz, in einem Gespräch mit dieser Zeitung, den Außenhandel mit der Sowjetunion ungeachtet der wirtschaftspolitischen Veränderungen in beiden Staaten auf dem bisherigen hohen Niveau zu stabilisieren. Das liegt nicht nur im Interesse der Sowjetunion, die zum Beispiel nach wie vor wesentliche Teile ihres Bedarfes an Schienen-, Fischereifahrzeugen sowie Maschinen, aber auch in wachsendem Umfang an Gebrauchs- und Konsumgütern aus der DDR bezieht, sondern mindestens ebenso im Interesse der DDR. Immerhin machen die Exporte der DDR in die Sowjetunion fast 40 Prozent ihres gesamten Außenhandels aus.

Das setzt allerdings voraus, betont Schwierz, daß die DDR nicht nur ihre Exportanstrengungen verstärkt und zum Beispiel mit neuen Außenstellen in Leningrad und Kiew (in Minsk befindet sich eine solche im Aufbau) versucht, direkte Kontakte zu den mit ganz neuen Selbständigkeiten ausgestatteten Abnehmern, den Handels- und Industriebetrieben sowie den Sowjetrepubliken, herzustellen, sondern daß vor allem auch die Importfähigkeit der Sowjetunion erhalten wird. Eine ganze Reihe von Importwaren aus der Sowjetunion, darüber ist sich auch Ost-Berlin im klaren, werden nach der Wirtschafts- und Währungsunion mit der Bundesrepublik und damit unter den Bedingungen der Marktwirtschaft in der DDR nicht mehr abzusetzen sein. Der schon in diesem Jahr gegenüber dem bestehenden Handelsabkommen und den darin vereinbarten Planzahlen entstandene Lieferrückstand der Sowjets ist in weit stärkerem Maße darauf als auf Engpässe der dortigen Industrie zurückzuführen.

Weil die Zeiten vorbei sind, in denen die DDR-Regierung die Abnahme von sowjetischen Waren verordnen konnte, denkt man im Wirtschaftsministerium in Ost-Berlin schon intensiv über eine mögliche Alternative nach. Nach Ansicht der Experten könnte dies eine deutsch-sowjetische Handelsgesellschaft sein, deren Aufgabe in der internationalen Vermarktung sowjetischer Erzeugnisse besteht. „Wir sind mit diesen Überlegungen schon sehr weit", sagt Schwierz, „doch leider ist der Entscheidungsprozeß bei den Sowjets an diesem Punkt noch nicht abgeschlossen."

Das Interesse an der Erhaltung der Importkraft und damit auch der Zahlungsfähigkeit der Sowjetunion wirft aber noch eine andere Schwierigkeit auf: Wie soll der Aktivsaldo im Handel mit der Sowjetunion, der am Ende dieses Jahres schätzungsweise 2 Milliarden Transferrubel zugunsten der DDR erreicht haben dürfte, verrechnet werden? Die Abrechnung wird mit der Umstellung der Handelsbedingungen vom 1. Januar 1991 an notwendig.

Um die ihr daraus entstehende Belastung zu reduzieren, drängt die Sowjetunion, wie sie das im Fall Ungarn schon durchsetzen konnte, auf eine Abwertung des Kurses für den Transferrubel. Nach den in der Vergangenheit von der Moskauer Internationalen Bank für wirtschaftliche Zusammenarbeit (IBWZ), der für den RGW zuständigen Verrechnungsbank, festgelegten Kursen entspricht ein Transferrubel gleich 1,47 Dollar oder 2,48 DM. Moskau müßte also den Aktivsaldo der DDR mit fast 5 Milliarden DM ausgleichen. Eine Abwertung des Transferrubel könnte diesen Betrag stark verringern. Dagegen will die DDR den Transferrubel mit 2,34 DM berechnet wissen. Sie sieht einen Kompromiß darin, daß die Verrechnung des Saldos nicht mit einem Mal und nach Möglichkeit durch Warenlieferungen der Sowjets erfolgt.

... ter. Durch einen Beschluß am ... de ist jedoch zunächst einmal eine Spaltung verhindert worden. Das Präsidum hat beschlossen, eine Satzungskommission einzusetzen. Sie soll sich mit der umstrittenen Frage des Stimmrechts für Genossenschaften einerseits und nicht genossenschaftlich organisierter kleinerer und größerer Winzer andererseits befassen. Der Rheingauer Weinbauverband hat einen Antrag mit dem Hinweis eingebracht, daß das Übergewicht der Genossenschaften bei den Abstimmungen im Deutschen Weinbauverband beseitigt werden müsse.

Kurze Meldungen

Einen Nachfrageschub von 35 bis 40 Milliarden DM im ersten Jahr nach Inkrafttreten der Wirtschafts- und Währungsunion mit der DDR erwartet das Hamburger Institut für Wirtschaftsforschung (HWWA). dpa/vwd

Gegen eine Gewerbesteuer in der DDR hat sich Bundeswirtschaftsminister Helmut Haussmann ausgesprochen; sie sollte damit gar nicht erst anfangen. Reuter

Eine deutsch-polnische Wirtschaftszone, möglichst unter Einschluß Frankreichs, hat DDR-Finanzminister Walter Romberg vorgeschlagen, um ein zu starkes Wirtschafts- und Sozialgefälle zu verhindern. K.B.

Möglichst rasch privatisieren will die Tschechoslowakei alle Staatsunternehmen, hat der Finanzminister Vaclav Klaus angekündigt; beabsichtigt seien Anteilsscheine für die Bevölkerung. Reuter

„Gegenmaßnahmen bis hin zu Repressalien" hat Frankreich der Bundesrepublik wegen der geplanten Straßenbenutzungsgebühr für schwere Lastwagen angedroht. Der Verkehrsministerrat soll am 18. und 19. Juni nochmals eine Schlichtung versuchen. AFP

Einen Rückgang der Wirtschaftsleistung um zwei bis drei Prozent erwartet Brasilien für 1990; das wäre der erste seit 1983. Reuter

Die Rezession in Polen hält an: Die Industrieproduktion war im Mai um nahezu 29 Prozent niedriger als vor einem Jahr, bei weiter gesunkener Rentabilität. vwd

Den sozialen Frieden in Gefahr sieht der neue DGB-Chef Heinz-Werner Meyer, sollte in einem DDR-Grundgesetz die in der Bundesrepublik zulässige Aussperrung verankert werden. dpa

Dreißig Kilometer Film aus dem Reichspatentamt

Wissen als Kriegsbeute – Deutschlands „unsichtbare Reparationen" an Amerika

John Gimbel: Science, Technology and Reparations. Exploitation and Plunder in Postwar Germany. Stanford University Press, Stanford 1990. 280 Seiten, 29,50 Dollar.

Von den vier Siegern haben die Sowjets nach 1945 am rücksichtslosesten Reparationen aus ihrer Zone in Deutschland entnommen; sie haben das Land geradezu ausgeplündert. Seit der Konferenz von Jalta im Februar 1945 hatten sie Kriegsentschädigungen in Höhe von zehn Milliarden Dollar für sich gefordert; sie nahmen sich diese Reparationen – allerdings entgegen den Absprachen der Potsdamer Konferenz – aus der laufenden Produktion. Damit verhinderten sie die wirtschaftliche und auch die politische Einheit Deutschlands. Amerikaner und Briten haben gerade das den Sowjets damals immer wieder vorgeworfen. Als dagegen der sowjetische Außenminister Molotow seinerseits Briten und Amerikaner auf der Außenministerkonferenz im April 1947 beschuldigte, sie hätten insgesamt mehr als zehn Milliarden Dollar Reparationen aus Deutschland entnommen, und zwar in Form von Patenten und anderem technischem „Know-how", wies der amerikanische Außenminister Marshall dies entrüstet als geradezu „lächerlich" („fantastic") zurück.

Genauso wurde das auch in der amerikanischen Öffentlichkeit gesehen. Man glaubte, daß die Vereinigten Staaten als einzige Besatzungsmacht keine Reparationen für sich aus Deutschland entnommen hätten. Der amerikanische Historiker John Gimbel spricht davon, daß diese Auffassung später geradezu zu einem Mythos geworden sei – genährt nicht zuletzt von Präsident Truman selbst, der dies in seinen Erinnerungen wiederholt hat – und bis heute von offizieller Seite aufrechterhalten werde; er verweist in diesem Zusammenhang auf eine entsprechende Rede des früheren amerikanischen Botschafters in der Bundesrepublik, Richard Burt, vom Mai 1986 in Nürnberg.

Gimbel, wohl einer der besten Kenner der amerikanischen Nachkriegspolitik in Deutschland, zerstört mit seinem Buch diesen Mythos endgültig und gründlich: Nach zehnjähriger Forschungsarbeit kommt er zu dem Schluß, daß Molotow mit seiner Zahl – zehn Milliarden Dollar – ziemlich richtig lag. Es war Präsident Truman selbst, der am 25. August 1945 mit seiner Unterschrift unter die „Executive Order 9604" die Voraussetzungen schuf für das, was in einem geheimen Memorandum des amerikanischen Handelsministeriums im Januar 1947 euphemistisch als der „größte jemals stattgefundene Wissenschaftstransfer von einem Land in ein anderes" bezeichnet wurde. Truman ordnete an, daß „bestimmte wissenschaftliche und technische Informationen, die wir uns bereits vom Feind geholt haben oder noch holen werden, freigegeben und allgemein zugänglich gemacht werden sollen". Seine Anordnung wurde zum Freibrief für die „geistige Ausraubung der deutschen Industrie durch ausländische Firmenvertreter", wie ein Ausschuß der Ministerpräsidenten der amerikanischen Zone in Deutschland im März 1947 das nannte, was dann kam.

Gemeint ist nicht jene Operation „Büroklammer" („paperclip"), bei der etwa 1000 der besten Wissenschaftler mit ihren Teams in die Vereinigten Staaten gebracht wurden, um dort an ihren Projekten weiterzuarbeiten. (Jeder hat schon von Wernher von Braun und seinen Raketenbauern gehört.) Dieses „project paperclip", bei dem Wissenschaftler als eine Art Kriegsbeute behandelt wurden, war nämlich nur ein kleiner Teil eines viel weitergehenden und systematisch durchgeführten Programms, um Reparationen in Form von Know-how („unsichtbare Reparationen") zu entnehmen (Gimbel nennt das „intellectual reparations").

Berichte verhökert

Auf der Grundlage von Trumans „Executive Order 9604" wurde die „Field Informaion Agency Technical" („Fiat") aktiv. Die Organisation „Fiat", bereits im Juli 1945 vom stellvertretenden amerikanischen Militärgouverneur in Deutschland, General Lucius D. Clay, ins Leben gerufen, führte von Januar 1946 an ein gigantisches Mikroverfilmungsprojekt durch, bei dem etwa 100 Amerikaner mit 600 ihnen unterstellten Deutschen die wichtigsten wissenschaftlichen Forschungs- und Produktionsakten, Verfahrensvorschriften, Niederschriften über wissenschaftliche Fragen, Konstruktionspläne und vieles mehr von rund 400 ausgewählten Firmen und Forschungseinrichtungen verfilmten. Zunächst waren 20000 geplant gewesen, aber auch bei 400 kam noch etliches zusammen: bei den Leitz-Werken 198000 Seiten, bei Merck 4000, Degussa 14000, IG-Farben in Höchst 311000, Krupp in Essen 60000. Als eine Goldgrube im wahrsten Sinne des Wortes erwies sich das Reichspatentamt in Berlin: Mehr als 30 Kilometer Film benötigte man für die Verfilmung der wichtigsten Patente.

In Amerika stellte das Handelsministerium dieses Material interessierten einheimischen Firmen zur Verfügung. Dabei wurden einzelne Berichte geradezu verhökert: Am Anfang zu drei bis vier Dollar das Stück – das entsprach den Kopierkosten –, 2000 Stück die Woche, insgesamt 400000 Stück; später gab es sie schon für weniger als 1 Dollar. Offiziell wurde nur bis zum 30. Juni 1948 verkauft, inoffiziell über dieses Datum hinaus.

Die zweite große Aufgabe von „Fiat" bestand darin, Fachleuten bestimmter amerikanischer Firmen, die die Fertigungsmethoden ihrer ehemaligen Konkurrenten kennenlernen wollten, jede nur mögliche Unterstützung zukommen zu lassen. Es war „die Chance, die man nur einmal im Leben bekommt", wie es einer der Teilnehmer formulierte, oder, anders ausgedrückt, „die größte Schatzsuche, die die Welt je gesehen hat", wie es im Nation's Business, dem Blatt der US-Handelskammer, schon im Oktober 1945 hieß. Die deutschen Firmen wurden von sogenannten „Investigatoren" und „Missions" geradezu überschwemmt. Bei Degussa fanden zwischen April 1945 und März 1946 mehr als 200 und zwischen April und September 1946 noch einmal 50 solcher „Besuche" statt (neben Amerikanern auch Angehörige anderer Siegerstaaten); am Ende gab es hier wie auch bei den übrigen Unternehmen keine Betriebsgeheimnisse mehr. Das deutsche Wissen sollte, so Außenminister Marshall, „der ganzen Welt zur Verfügung gestellt werden"; tatsächlich profitierten in erster Linie amerikanische Firmen von dieser Form der Ausbeutung.

Sieger und Besiegte

Der beginnende Kalte Krieg leitet auch hier eine Änderung der amerikanischen Politik ein. Der Standard der deutschen Industrie war so hoch – auch dies eine Erkenntnis aus der Arbeit von „Fiat" –, daß ohne deutsche Beteiligung der Marshallplan nicht funktionieren würde. Auf Betreiben Clays und Befehl Washingtons wurde „Fiat" schließlich am 30. Juni 1947 aufgelöst. Das Mißtrauen auf deutscher Seite aber blieb, zumal es auch noch das Gesetz Nr. 25 des Alliierten Kontrollrates vom April 1946 gab, mit dem die wissenschaftliche Forschung kontrolliert werden sollte. Die Firmen mußten über ihre Forschungsarbeit alle drei Monate Berichte abliefern, für Zuwiderhandlungen sah das Gesetz sogar die Todesstrafe vor. Da man auf deutscher Seite das Gesetz als Grundlage zur Wirtschaftsspionage ansah und 1948 fürchtete, die Berichte würden wie die „Fiat"-Berichte benutzt, kam die Forschung nur langsam in Gang, mit den Worten eines Vertreters des hessischen Wirtschaftsministeriums im April 1948: „Eine Reihe von Firmen ist offensichtlich geneigt, mit Forschungsarbeiten zurückzuhalten." Dieses Mißtrauen wurde nur langsam abgebaut. Für viele Deutsche war es nur ein schwacher Trost, daß das Anknüpfen von Geschäftsbeziehungen durch die Aktivität von „Fiat"-Leuten erleichtert wurde.

Auf der Grundlage bislang unbekannten Materials erzählt John Gimbel eine spannende Geschichte; er beleuchtet ein Kapitel deutsch-amerikanischer Beziehungen, das zeigt, wer am Ende eines totalen Krieges und nach bedingungsloser Kapitulation Sieger und wer Verlierer war. Auf amerikanischer Seite zweifelte damals niemand an der Rechtmäßigkeit des eigenen Vorgehens. Nur einer, der Kongreßabgeordnete Karl Stefan aus Nebraska, hatte diese Zweifel; er kritisierte im Februar 1947 das Handelsministerium und stellte im Kongreß entsprechende Fragen. Die Antwort war bezeichnend und traf wohl den Kern der Sache: „Das ist das erste Mal in der Geschichte, daß sich eine Nation Reparationen in Form von Know-how und nicht in Form von Sachgütern genommen hat. Gerechtfertigt ist das grundsätzlich durch die Tatsache, daß wir und nicht die Deutschen den Krieg gewonnen haben. Hätten die Deutschen den Krieg gewonnen, dann wären die jetzt hier in Chicago, Detroit und Pittsburgh und würden genau dasselbe tun."

ROLF STEININGER

Hinweis

IM WIDERSTAND. General Carl-Heinrich von Stülpnagel spielte eine zentrale Rolle im Widerstand gegen Hitler. Schon seit 1934, als der Diktator in der Röhm-Affäre blutig mit seinen Gegnern abrechnete, gehörte er zur Opposition. Nach Kriegsausbruch drang er immer entschiedener auf Hitlers Beseitigung. Am 20. Juli 1944 ließ er als Militärbefehlshaber in Frankreich in Paris die gesamte SS- und Gestapo-Führung verhaften – die einzig erfolgreiche Aktion dieses Aufstands. Gleichwohl blieb über Stülpnagel vieles unbekannt. Schon um dem Sicherheitsdienst die Arbeit nicht zu erleichtern, hinterließ er wenig Geschriebenes. Doch der Soldatensohn, süddeutsch geprägt und humanistisch gebildet, war offenbar auch ein verschlossener Mann. Er neigte zur Reflexion. Für Gespräche über die Grundlagen der Physik empfing er 1944 den Physiker von Weizsäcker zum Vortrag vor seinem Stab. Pastor Damrath gab ihm ein Privatissimum zur Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts, über die Gottferne und Gottnähe bei Pascal. Er ließ sich in Satanologie unterweisen. Lektüre und Gespräch – von Ernst Jünger wissen wir viel über die Debatten im Quartier, dem Hotel Majestic – führten ihn in den aktiven Widerstand. Die klare Entscheidung gegen Hitler – wider den Eid, trotz aller Risiken, trotz der Anfeindungen im Offizierskorps – belegt die ethische Kraft dieses Soldaten. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war Stülpnagel Oberquartiermeister im Generalstab des Heeres, nach dem Frankreichfeldzug 1940 Leiter der deutsch-französischen Waffenstillstandskommission; von 1942 an als Nachfolger des Vetters Militärbefehlshaber in Frankreich. Am 30. August 1944 wurde er erhängt. Mit einem Pistolenschuß hatte er zuvor erfolglos versucht, sein Leben zu beenden. (*Heinrich Bücheler: Carl-Heinrich von Stülpnagel.* Soldat – Philosoph – Verschwörer. Mit einem Vorwort von Carl-Friedrich von Weizsäcker. Ullstein Verlag, Berlin 1989. 368 Seiten, S/W-Abbildungen, 38,– DM.) (jöb.)

FAZ 5.6.1990

Österreichs Rolle in der Flüchtlingshilfe gewürdigt

B'nai B'rith ehrt Bundeskanzler Franz Vranitzky

Drei Tage nach der Auszeichnungsflut durch jüdisch-amerikanische Organisationen für den deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in New York City kam auch der österreichische Bundeskanzler Franz Vranitzky nicht zu kurz. Am 6. Juni erhielt er bei einer Veranstaltung in Wien mit der Goldmedaille von B'nai B'rith International die höchste von dieser Organisation vergebene Ehrung. Die B'nai B'rith ist mit etwa 500.000 Mitgliedern weltweit die grösste jüdische Organisation.

Wie der Vorsitzende der B'nai B'rith, Syemour D. Reich, anführte, wurde mit Vranitzky ein Mann geehrt, der in "einer Zeit der Umwälzungen in Europa durch sein Bemühen um die jüdischen Flüchtlinge aus der Sowjetunion beispielgebend für österreichisches Humanitätsverständnis" steht. Den Worten Reichs zufolge verdiente Österreich für seine aufopferungsvolle Arbeit die Anerkennung aller Menschen guten Willens. Die Laudatio hielt der Vorsitzende der SPD, Hans Jochen Vogel. Lesen Sie anschliessend Auszüge aus der Dankesrede des österreichischen Bundeskanzlers.

* * *

Es ist für einen soeben Ausgezeichneten immer ein bisschen schwierig, die richtigen Worte zu finden — hin- und hergerissen zwischen einem Nestroy'schen "Es ist alles zuviel" und einem "Sprechen Sie nur weiter, Sie wissen gar nicht, wieviel Lob ich vertragen kann", läuft man leicht Gefahr, ins Unglaubwürdige abzusinken oder sich in komplizierten Dankestiraden zu verstricken.

Beides möchte ich vermeiden. Lassen Sie mich daher ein schlichtes "Danke" sagen. Ich bin überzeugt, dass diese Stunde nicht gut genutzt wäre, würden wir sie nicht auch gleichzeitig mit einigen ernsten und grundsätzlichen Überlegungen verbinden.

Lieber Hans Jochen Vogel, Du hast in Deiner Laudatio einen Absatz aus einer Rede zitiert, die ich bei einer Veranstaltung während des Gedenkens an den März 1938 gehalten habe, und daran möchte ich gern anknüpfen.

Ich habe in diesem vergangenen Jahr sehr viele Reden gehalten, ich habe an vielen Diskussionen teilgenommen und viele Gespräche darüber geführt, wie wir nun eigentlich mit unserer Geschichte umgehen sollten, und welche Lehren wir aus ihr für unser Wirken heute und in Zukunft ableiten sollten. Ich gehöre einer Generation von Österreichern an, die — zwar noch als Kinder, aber doch schon sehr bewusst und sehr eindringlich — die Greueltaten und Verbrechen der Naziherrschaft miterlebten und tief von ihnen geprägt worden sind.

Ich stehe hier gewissermassen stellvertretend für die erste Generation nach Auschwitz. Und zum Teil nehme ich auch diese heutige Ehrung stellvertretend für diese meine Generation entgegen — für alle jene, die so wie ich selbst versucht haben, so gut wie möglich die Wahrheit zu finden.

Österreich ist heute ein Land, das nach vielen harten und schmerzlichen Erfahrungen mit Einschränkungen mit sich selbst ins Reine gekommen ist.

Ich stelle das hier fest, weil wir trotz unzweifelhafter Erfolge und Leistungen noch immer — und das ist wohl eines der Erbstücke unserer Geschichte, und nicht nur unserer jüngsten Geschichte — mit einem Gutteil an Unsicherheit und zum Teil recht quälenden Fragen über uns selbst konfrontiert sind. Die beständige Auseinandersetzung mit dem "österreichischen Image", das beständige Suchen nach Anerkennung und Bestätigung ebenso wie emotionelle Überreaktion auf ausländische Kritik seien als Beispiele dafür genannt.

In diesem Sinne würde uns selbst etwas mehr Selbstvertrauen und auch etwas mehr Selbstverständlichkeit in unserer Projektion nach aussen wohl gut bekommen. Auch dabei gilt es, die nötige Balance zu wahren. Denn keinesfalls — und das möchte ich hier ausdrücklich betonen — darf die Sicherheit des Vertrauens in die eigene Leistungsfähigkeit in Selbstzufriedenheit oder Selbstgefälligkeit münden.

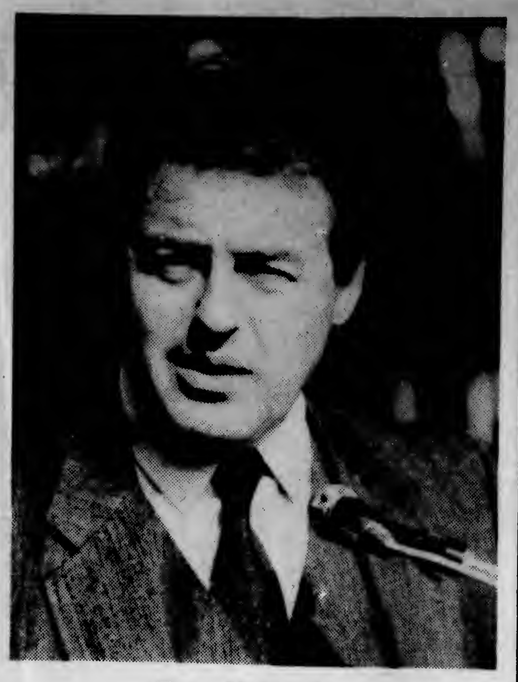
Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass man in gewissen grundsätzlichen Fragen keine Kompromisse machen darf, und dass Macht nicht um ihrer selbst willen angestrebt werden darf, wenn sie nicht in klar erkennbarer politischer Moral verankert ist und sich nicht auf klar erkennbare politische Werte berufen kann.

So sehr Österreich in vielen Facetten seiner Geschichte der Kompromiss gut getan hat, so sehr hat es darunter auch gelitten; und ist damit eine bisweilen tragische Schicksalsgemeinschaft mit so manchem seiner Exponenten eingegangen.

In meinem Geburtsjahr (1937) sagte Joseph Roth, jener notorische Inbegriff des Österreichischen — vor fast genau 50 Jahren zu Grabe getragen — über Schuschnigg, dass dieser, "der von Österreich nichts versteht", Österreich verraten wird, "weil er nicht will, dass Deutsche auf Deutsche schiessen".

So versank denn die Republik der Alpen und der Alpendollars und in bezug auf Joseph Roth wird der Satz Hellmut Himmels zitiert: "... die Idee Österreichs wurde gefunden, als der Staat, der sie tragen sollte, nicht mehr existierte".

Am 5. Juni 1939 wird in Paris bei der "Trauerfeier" des SDS (Schutzverband deutscher Schriftsteller) eine von Franz Werfel und E.A. Reinhardt unterzeichnete Würdigung Roths verlesen, in der es heisst: "Joseph Roth ist als guter Österreicher gestorben, zerbrochen vom Schicksal der Heimat".



Franz Vranzitzky

Und tatsächlich hat sich einige Tage vorher, am Grab Roths, die Heimat noch einen Streit geliefert: Trautmannsdorff, Vertreter des Hauses Österreich, wirft seinen Erdklumpen und sagt: "Dem treuen Kämpfer der Monarchie, im Namen seiner Majestät, Otto von Österreich". Unmittelbar darauf tritt Egon Erwin Kisch, mit seinem kommunistischen Kollegen Bruno Frei den Schutzverband vertretend, ans Grab und übertönt — einen Strauss roter Nelken werfend — alle anderen mit dem Ruf "Im Namen deiner Kollegen vom SDS".

So wie der Mann aus Brody ist diese Heimat mit all dem Potential zur Genialität einen Weg der Verhängnisse gegangen, von 1914 über 1918, 1927, 1933, 1934, 1938 bis hin zum Jahr 1945. Und seither zur Blüte, aber auch zu immer neuen Herausforderungen.

Es gilt, den bestmöglichen Kompromiss zu finden zwischen dem erforderlichen und dem abzulehnenden Kompromiss, um nicht bloss der Gewöhnung an die parlamentarisch-demokratische Staatsform zu unterliegen. Soweit ich das beurteilen kann, ist manches, das mich in meiner Arbeit bewegt, den geistigen Voraussetzungen verwandt, zu denen sich B'nai B'rith als Organisation immer bekannt hat.

Die Auszeichnung ist gleichzeitig die Bestätigung, dass es in der Bewältigung dieser grossen Aufgabe viele Freunde gibt, die sich ähnlichen Überzeugungen verschrieben haben.

Anne Frank

Fortsetzung von Seite 5

weil dies bedeutet hätte, den Kampf aufzugeben. "Wir glaubten einfach nicht, dass das Schreckliche wahr sein könnte, obwohl wir wussten, dass es wahr war".

Die vielen Fragen der zahlreich erschienenen Zuhörer liessen das starke Interesse an dem gesamten, über Anne Frank hinausgehenden Komplex erkennen. Ganz am Ende wurde eine Frage gestellt, die freilich unbeantwortet blieb: inwieweit der Kommerzialismus, der heute auch um Anne Frank spriesst, zu rechtfertigen sei — ein Thema, das in anderem Zusammenhang ein paar Tage zuvor in der *New York Times* Elie Wiesel aufgegriffen hatte, um vor der Trivialisierung der Judenvernichtung zu warnen (wir werden darauf noch zurückkommen).

* * *

Im *Newsletter* des New Yorker Anne Frank Center, das wir auf dem Heimweg von der Veranstaltung lasen, fanden wir dann gleich ein erschreckendes Beispiel für solche Kommerzialisierung. Einer der Artikel beginnt mit den Worten: "Das Gras ist grün in Bergen-Belsen. Aber es sollte blutrot sein. In jedem Frühling bricht, von der Natur vorgesehen, das grüne Gras durch den jetzt geheiligten Boden des berüchtigten Nazi-Vernichtungslagers — Gras, genährt von den Leichen Tausender Holocaust-Opfer in untiefen Massengräbern".

Nach dieser für unseren Geschmack etwas übersteigerten Prosa heisst es dann weiter ganz sachlich, dass Anne Franks Leiche sich in einem dieser Massengräber befindet — ohne Grabstein. Nun sei aber ein solcher Grabstein geschaffen worden von zwei der "sensationellsten Künstler", den Zwillingen Doug und Mike Stern. Dieses dreidimensionale Werk, jetzt in der Castelli-Galerie zu sehen, sei dem Anne Frank Center geschenkt worden und man werde nun davon einen Poster herstellen, "darunter eine handsignierte begrenzte Auflage, dazu bestimmt, in Zukunft ein Sammelobjekt zu werden. Und weiter heisst es, dass nach "Angaben von Kunsthändlern der derzeitige Marktpreis für Werke der Stern-Zwillinge sich zwischen 2000 und 60.000 Dollar beläuft".

Hier werden Tod, Gedenken und Geld in fast unverantwortlicher Weise miteinander vermischt. Nach den zahlreichen würdigen Veranstaltungen der Woche hinterlässt dies einen bitteren Nachgeschmack.

Henry Marx

Die Ausstellung "Anne Frank in the World: 1929-1945" ist noch bis zum 23. Juni in der City Gallery, 2 Columbus Circle, zu sehen; vom Montag, dem 26. Juni bis zum 31. Juli in den Cathedral St. John the [illegible] Avenue und 112. Stra-

An heißen Tagen

Wir wissen, dass viele unserer treuen Freunde den Asbach Uralt auf Grund seiner hohen Qualitaet nur pur aus dem Schwenker geniessen.

Wenn Sie aber den Asbach Uralt einmal in einem Cocktail probieren, werden Sie mit vielen bekannten Bartendern uebereinstimmen, dass Asbach Uralt sich auch hervorragend zum Mixen eignet.

Fuer die heissen Sommertage empfehlen wir Ihnen: 1 Teil Asbach Uralt, 3 Teile Soda — in einem Highball Glas mit einer Scheibe Zitrone garniert.

Versuchen Sie es einmal!

Asbach·Uralt·Soda

Eine soziologische Studie über Washington Heights:

Frankfurt am Hudson

Steven M. Lowenstein: "Frankfurt on the Hudson: The German-Jewish Community of Washington Heights, 1933-1983. Its Structure and Culture". Wayne State University Press, Detroit, Michigan. 347 Seiten. Festeinband. $34,95.

Die rund 20.000 deutschen Juden, die der Nazi-Hölle entrinnen konnten und sich in Washington Heights (im Norden Manhattans) niederliessen, sind der Gegenstand dieser bemerkenswerten Studie von Steven M. Lowenstein, Professor für jüdische Geschichte an der University of Judaism in Los Angeles, einem 1945 in New York geborenen Vertreter "unserer zweiten Generation".

Wer handfeste Dramatik, die grossen Paukenschläge des Schicksals erwartet, wird zunächst enttäuscht. An die nüchternen *Middletown*-Studien des Ehepaars Lynd gemahnend, stellt Steven Lowensteins Studie den Versuch dar, die deutschjüdische Gegend von Washington Heights als ein relativ geschlossenes soziales und kulturelles System zu verstehen. Woher kommen diese Menschen und was haben sie im wortwörtlichen und im übertragenen Sinn aus der alten Heimat mitgebracht? Wie verdienen sie ihren Lebensunterhalt? Wie gründen sie ihren Hausstand? Wie erziehen sie die Kinder? Wie gestalten sie ihre Freizeit? Wie kommen sie ihren religiösen Bedürfnissen nach? In welcher Weise nehmen sie an öffentlichen Angelegenheiten teil? Mit der Beantwortung dieser Fragen werden die entscheidenden zwischenmenschlichen Beziehungen des Gemeinwesens unter die Lupe soziologischer Analyse genommen.

Die Untersuchung basiert vornehmlich auf unmittelbarer Beobachtung, aber auch statistisches und historisches Material wird verwendet, so dass ein dynamisches Bild zustande kommt, das zugleich Entwicklung der Gegend seit den dreissiger Jahren enthält. Mit Geschick wendet sie Methoden an, die Anthropologen beim Studium primitiver Völkerstämme benutzen. Im Unterschied zu anthropolgischen Untersuchungen, die zumeist ein Bild vollständiger Integration des dargestellten Gemeinwesens ergeben, macht Lowensteins Studie auf das Nebeneinader von sich widersprechenden Ideologien und institutionellen Aktivitäten aufmerksam. Mikro-Analytiker und Makro-Analytiker in einem, spürt Lowenstein einer Unmenge Details nach, bis hinter der punktgenauen Einzelanalyse die Gesamtschau deutlich wird:

Die Juden von Washington Heights sind *nicht* repräsentativ für das Gros und den Typ der deutschen Juden, die seit Hitlers Machtergreifung in die Vereinigten Staaten kamen, am wenigsten für die Intellektuellen unter ihnen, die mit ihren Beiträgen zur Kunst und Wissenschaft das amerikanische Geistesleben in einem Ausmass bereichterten, das in den Annalen der Immigration ohnegleichen ist. Sie sind vorwiegend "Landjuden". Ihr Lebensstil ist kleinbürgerlich. Sie sind weniger intellektuell, weniger wohlhabend, dafür aber "jüdischer" und weniger "assimiliert" als die grosse Mehrheit der deutschen Juden. Religion und Volkstum sind bei ihnen enger miteinander verknüpft — wie das bei den vorwiegend aus süddeutschen und hessischen Dörfern und Städtchen stammenden "Landjuden" seit eh und je der Fall gewesen ist. Die dreizehn Synagogen, die sie in Washington Heights gründeten, legen beredtes Zeugnis davon ab.

Ihre Kultur — im Sinne der Lebenssphäre in ihrem gesamten Umfang, als Wirkungszusammenhang von Sitten, Bräuchen und Einrichtungen; also nicht vornehmlich als Inbegriff von Bildung, Wissen und Kunst — ist ein Amalgam aus deutschen und jüdischen Elementen. Amerikanische und amerikanisch-jüdische Elemente kommen allmählich hinzu, da keine Kultur sich völlig isoliert entwickelt und von den Winden und Stürmen fremder Lehren und Praktiken unbehelligt bleibt. Vieles an den Formen, in denen sich das Leben der Gruppe in der Kultur äussert, mag den aussenstehenden Beobachter der deutschen Juden als ausgesprochen deutsch berühren, etwa ihre Sprache und Gebärde, ihre Küche und ihr Geschmack, oder ihre Formalität und Pünktlichkeit. Sie selber empfinden sich indessen ihrem Wesen nach eher als Juden denn als Deutsche. Doch selbt in den jüdischsten ihrer Kulturzüge, in der Synagoge, in der Liturgie und im Brauchtum ist das deutsche Kulturmoment kaum völlig zu verkennen, auch nachdem die englische Predigt die deutsche längst verdrängt hatte.

Wie und unter welchen Begleitumständen das "Vierte Reich" oder die zahlenmässig grösste "deutschjüdische Gemeinde" oder wie der eigene oder ortsfremde Volksmund sonst noch die dichteste Siedlung deutscher Juden in den Vereinigten Staaten zu nennen beliebt, sich amerikanisierte, wirtschaftlich einrichtete und gesellschaftlich konsolidierte; welche Rolle der Krieg, die Vernichtung des europäischen Judentums, die Gründung des Staates Israel und die Wiedergutmachung bei der Entfaltung des deutschjüdischen Gemeinwesens spielte; schliesslich die Prozesse, die seit den sechziger und siebziger Jahren zur Krise und zur Auflösung im amerikanischen Gesamtjudentum hintreiben — das beschreiben die einzelnen Kapitel mit eindrucksvollen Statistiken, Interviews und Meinungsumfragen.

Was Steven Lowenstein über das "religiöse Spektrum" zu sagen hat, das reibungsvolle und spannungsreiche Miteinanderauskommen der Orthodoxen (die Vertreter der Breuer'schen "Austrittsgemeinde" und die nicht weniger "thoratreuen" Anhänger der "Einheitsgemeinde") und der liberalen Mehrheit der deutschen Juden, sowie das Verhältnis beider Gruppen zur ortsansässigen und benachbarten amerikanischen Judenheit, mag für den in der Geschichte der Frankfurter Juden weniger bewanderten Leser von besonderem Interesse sein. Zeigt es doch, dass jüdische Gruppen sich nicht viel anders verhalten als andere Gruppen, dass sie Innengruppe und Aussengruppe kennen, eine Wir-Gruppe, der "die anderen" gegenüberstehen. Die Innengruppe besteht aus all den Leuten, zu denen wir selber gehören und deren typische soziale Beziehungen Vertrautheit, Freundlichkeit, Sympathie und Zusammenarbeit sind. Die Aussengruppe besteht aus denen, die zu unserer Gruppe "nicht dazugehören"; sie sind die Aussenseiter, die wir meiden oder lächerlich machen.

Alle Ressentiments und Kollektivvorurteile, von denen die Welt voll ist, kommen hier zur Sprache, nur dass es sich hier um Juden untereinander und gegeneinander handelt, von den vergangenen Fronten zwischen Sephardim und Aschkenasim, zwischen "zelemköpfigen Litwaks" und "gestraften Galizianern", bis hinunter zur messbaren Distanz zwischen dünkelhaften doch höflichen deutschen Großstadtjuden und "Ostjuden" (oder ebenso herablassenden, doch ungeschlachten "Landjuden" und "Pollacken"), wobei die hochnäsigen und eingebildeten "Jeckes" zumeist den kürzeren ziehen. Unabhängig von ihrem verschiedenen geschichtlichen Ursprung, sind die meisten heutigen Kollektivvorurteile eher die Wirkung als die Ursache der sozial etablierten und kulturell gebilligten Praktiken der Diskriminierung. Wie ein Mensch handelt, so denkt und fühlt er auch. Es gibt keinen besseren Weg zur Bekämpfung von Kollektivvorurteilen, als die Praktiken der Diskriminierung abzuschaffen, gleich, in welchem Gebiet sie herrschen, ob in der Arbeitswelt oder der Freizeit, im Wohnwesen, der Erziehung oder den bürgerlichen Rechten.

Merkwürdigerweise ist es die zahlenmässig kleine Gruppe der extrem orthodoxen Breuer-Gemeinde, die das am deutlichsten erkannt hat und mit Geschick und Erfolg die praktischen Konsequenzen daraus zieht. Sollte dem deutschjüdischen Gemeinwesen in Washington Heights, meint Lowenstein, überhaupt noch eine absehbare, wie immer gewandelte Zukunft beschieden sein, dann nur dank der Ägide dieses rechten Flügels der Orthodoxie, der allein es verstanden hat, die physische Abwanderung zu dämmen und in seinen lebenswichtigsten Einrichtungen der jungen Generation den Platz zu gewähren, den sie zur eigenen Erfüllung braucht.

Neben den vielen Vorzügen des Buches

Das aktuelle Buch

von Steven Lowenstein darf jedoch ein ernsthafter Mangel nicht unerwähnt bleiben. Gibt es in der Kultur der deutschjüdischen Immigration, an der doch auch die "Landjuden" in Washington Heights teilhatten, nichts, was wert wäre, in der Kultur des amerikanischen Judentums aufgehoben, bewahrt und entwickelt zu werden? Was dem *K'lal Jisroel* zugute käme? Keinen deutschen und keinen jüdischen *Text*? Nichts als vielleicht Grünkernsuppe und einen altaschkenasischen *Minhag* hier und da? Lowenstein verliert kein Wort hierüber. Als hätten Buber und Rosenzweig, Leo Baeck und Herman Cohen, Samson Raphael Hirsch und Abraham Geiger, Zunz und Graetz, Freud und Kafka und viele andere nur für und von einer kleinen Elite geschrieben, nicht für und von uns allen?

Ich verstehe die ambivalente, im Grunde unkritische unobjektive Haltung mancher Vertreter der zweiten Generation unserem geistigen Erbe gegenüber nicht recht. Im Gegensatz zu ihnen verspreche ich mir Entscheidendes von der Erhaltung des deutschjüdischen Erbes in Amerika, und dies nicht so sehr im Sinne der Nachahmung als in dem des Maßstabes. Ich glaube, dass allen Menschen, denen Literatur und Philosophie noch eine der wenigen Möglichkeiten zur Aufhellung des Daseins bedeuten, das geistige Erbe des deutschen Judentums zu einem Besitz werden kann, dessen innerer Wert das finanzielle Opfer um ein Vielfaches übersteigt.

Steven Lowenstein hätte sicher gut daran getan, von den 50 Jahrgängen des *Aufbau* etwas mehr als nur die ersten sechs (und von diesen offenbar vornehmlich den Inseratenteil!) zu studieren. Er hätte dann bestimmt bemerkt, dass dieses Blatt, das doch auch für unsere Leute in Washington Heights geschrieben und von ihnen gelesen wurde, vom Geist und Ethos des deutschen Judentums erfüllt war. Wer der Forderung, die gewohnten Oberflächenzusammenhänge zu durchbrechen, die genauesten Namen für die Phänomene zu finden nicht gerecht wird, kann nicht den leisesten Hauch des Geistes verspüren, der das ganze Unternehmen in Bewegung hält.

Wie dem auch sei, jeder einzelne von uns ist in ein Netz von Beziehungen verstrickt, das ihn in subtiler Weise an ein grösseres Gebilde, von dem er nur ein Teil ist, bindet und von ihm abhängig macht.

"Einzelne Menschen und selbst ganze Völker denken wenig daran, dass, indem sie, ein jedes nach seinem Sinne und einer oft wider den andern, ihre eigene Absicht verfolgen, sie unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst unbekannt ist, als einem Leitfaden vorübergehen und an derselben Beförderung arbeiten, an welcher, selbst wenn sie ihnen bekannt würde, ihnen doch wenig gelegen sein würde" — diese Stelle aus Kants *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* drückt eine tiefe Wahrheit aus, die uns allen als Trost dienen möge.

Joseph Maier

International Gourmet
& Gift Center
4797 Broadway, N.Y.C. 10034
(212) 569-2611
Israeli and European Products
Best Prices
Closed Saturdays Open Sundays

PETER TUMARKIN
FINE BOOKS, INC.
310 EAST 70 ST., NEW YORK, N.Y. 10021
ALTE UND SELTENE BÜCHER
aus allen Gebieten
DEUTSCHE LITERATUR IN ERSTAUSGABEN
und
WERTVOLLE ILLUSTRIERTE BÜCHER
des 16.—19. Jh.
(212) 737-8783

KAUFE BRIEFMARKEN
gegen sofortige Barzahlung
SAMMLUNGEN, RARITÄTEN,
SPEZIALITÄT: DEUTSCHLAND,
WESTEUROPA, USA
Wir zahlen Höchstpreise
ARTHUR A. FALK
380 Broadway, Jericho, L.I., N.Y. 11753
(516) 433-0066

HAUSVERWALTUNGEN
An- und Verkäufe österreichischer
IMMOBILIEN —
FINANZIERUNGEN
Dkfm. Viktor A. Maier
A 1030 WIEN, Fasangasse 18
Tel.: 78-35-69

FELIX & CHRISTAL MEAT
MARKET, INC.
SCHALLER & WEBER — Prime Meats and
Cold Cuts • Groceries • Pollack Products
740 West 181 St., New York 10033
(between Broadway & Ft. Wash. Ave.)
Tel. 923-3283

Kein Rothschild und kein Liebermann

„Bürger auf Widerruf" – Die deutschen Juden / Von Peter Honigmann

FAZ 4.Okt 1989

Unter dem Titel „Bürger auf Widerruf" erscheint jetzt eine Auswahl aus der Memoirensammlung „Jüdisches Leben in Deutschland" (3 Bände, 1976 bis 1982). Sowohl die umfangreichere Edition als auch die Kürzung wurden von Monika Richarz besorgt, die heute die Kölner Bibliothek Germania Judaica leitet. Das Material stammt aus dem Archiv des New Yorker Leo Baeck Instituts, einer Gründung jüdischer Emigranten aus Deutschland.

Die inzwischen vergriffene dreibändige Ausgabe ist in der Fachwelt als Quellentext inzwischen hochgeschätzt. Fast alle Autoren, die sich mit speziellen Aspekten des jüdischen Lebens in Deutschland beschäftigen, finden in dieser umfangreichen Sammlung von Lebensberichten wertvolle Mitteilungen, die zur Präzisierung, Illustration oder Vervollkommnung der von ihnen zusammengetragenen Informationen dienen. Das im New Yorker Archiv lagernde Material hätte wohl ausgereicht, in akademischer Weise noch zehn weitere Bände mit Erinnerungsschriften zu füllen. Wenn statt einer Erweiterung jetzt eine Reduktion vorgenommen wurde, dann geht es offensichtlich nicht mehr um ein Quellenbuch, sondern in erster Linie um ein Lesebuch. Der Laie wird solch ein Buch nicht mehr als Reservoir fragmentarischen Rohmaterials ansehen. Für ihn verwandelt es sich in ein Album repräsentativer Lebensbilder.

In einer Auswahl von nur 51 Texten gelingt es Monika Richarz, den ganzen Facettenreichtum deutsch-jüdischen Lebens in der Zeit zwischen 1780 und 1945 darzustellen, dabei sowohl die wesentlichen Züge der historischen Entwicklung nachzuzeichnen als auch Einblick in die jeweilige soziale, politische und religiöse Vielfalt zu geben. Der Bogen spannt sich von der Beschreibung intakter Landgemeinden zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis hin zu Zeugnissen von Verfolgung, Flucht, Illegalität und Deportation in der Nazi-Zeit. Eine Frauenrechtlerin kommt ebenso zu Wort wie ein sozialdemokratischer Anwalt oder ein zionistischer Propagandaredner. Bankiers, Ladenbesitzer, Viehhändler, Ärzte, Schauspieler, Studenten, ostjüdische Einwanderer, alle wichtigen Gruppen sind vertreten. Auch die unterschiedlichen religiösen Strömungen werden berücksichtigt. Ein liberaler Rabbiner schildert sein Elternhaus, ein konservativer Rabbiner berichtet über seine Studienjahre, und die Enkelin eines orthodoxen Rabbiners erinnert sich an ihren Großvater.

Es ging der Herausgeberin nicht darum, das deutsche Judentum durch weithin bekannte Prominenz zu repräsentieren. Im Mittelpunkt steht der gute Bürger, strebsam, anständig, mäßig erfolgreich. Kein Rothschild, kein Einstein und kein Liebermann. Aber so unbekannt, wie es in der Ankündigung des Vorworts heißt, sind viele der in dem Sammelband vereinigten Memoirenschreiber auch wieder nicht. Es gibt unter ihnen eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die im Gemeindeleben oder in der Fachliteratur eine Rolle spielten. Da ist etwa der Oberrabbiner von Wien Moritz Güdemann, der Spezialist für jüdische Bevölkerungsstatistik Bruno Blau, der Generalsekretär des Hilfsvereins der Deutschen Juden Bernhard Kahn, der zionistische Agitator Sammy Gronemann oder auch der Schauspieler Kurt Katch, der vor seiner Emigration 1938 nach Hollywood Regisseur am Warschauer Jiddischen Theater war.

Das sind alles keine Namen von Weltruf, aber ihre Träger besaßen auch nicht dieselbe Anonymität wie Hänschen Cohn aus der Betstube um die Ecke. Bereits durch die Tatsache der Niederschrift von Erinnerungen bringen die Autoren zum Ausdruck, daß sie ihr Leben für etwas Besonderes hielten. Es mag richtig sein, daß viele Erinnerungen zunächst für den innerfamiliären Gebrauch bestimmt waren. Aber auch in diesen Fällen war, wie Monika Richarz bemerkt, das Motiv des Schreibens oft der Stolz auf den Erfolg. Mitunter täuschen die Namen der Autoren auch nur Anonymität vor. Denn manchmal handelt es sich nicht um die Beschreibung des eigenen Lebens, sondern um Mitteilungen über andere, wesentlich bekanntere Persönlichkeiten. So geht es in den Erinnerungen der Henriette Hirsch großenteils um das Leben ihres Großvaters, des Rabbiners Esriel Hildesheimer, einer der führenden Gestalten der deutschen Orthodoxie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wer nun aber um die Bedeutung dieses Mannes nicht aus anderen Quellen weiß, wird den Eindruck gewinnen, es habe sich nur um einen gemütlichen alten Herrn gehandelt, der viel über Büchern saß und sich ansonsten von den wohlhabenden Verwandten seiner Frau aushalten ließ.

Informationslücken dieser Art, die zwangsläufig bei der Präsentation sehr spezieller Erinnerungstexte vor einem breiten Publikum auftauchen, versucht die Herausgeberin durch einen einleitenden Gesamtüberblick zu schließen. Sie versteht es, auf knapp fünfzig Seiten alle wesentlichen Aspekte zur Sprache zu bringen. Monika Richarz gehört nicht nur zu den besten Kennern deutsch-jüdischer Sozialgeschichte, sie hat auch die Gabe, den Anspruch wissenschaftlicher Zuverlässigkeit in einem gut lesbaren populären Überblick durchzuhalten.

Warum sie jedoch das von ihrem Lehrer Adolf Leschnitzer mit so viel Überzeugung vertretene Konzept der „deutsch-jüdischen Symbiose" nun nicht mehr zur Beschreibung einer sozialen Realität verwendet wissen will, sondern darin nur noch ein innerjüdisches Kulturphänomen erblickt, bleibt etwas unklar. In der vorgelegten Anthologie jüdischer Lebensbeschreibungen finden sich jedenfalls zahlreiche Beispiele einer bis zur Symbiose gesteigerten Assimilation an deutsche Kultur. Die durchaus verständlichen Identifikationsschwierigkeiten der jüdischen Nachkriegsgeneration sollten nicht die wissenschaftliche Analyse zurückliegender Geschichtsabschnitte trüben. Heute gibt es freilich keine jüdischen Dorflehrer mehr, die den Vorstehern der christlichen Vereine ihre patriotischen Reden zu Kaisers Geburtstag entwerfen. Das gehört der Geschichte an. Aber ebenjene Geschichte kann man in einigen trefflichen Ausschnitten in dem von Monika Richarz herausgegebenen Sammelband nachlesen.

Monika Richarz (Hrsg.): „Bürger auf Widerruf". Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780 – 1945. Verlag C. H. Beck, München 1989. 609 S., geb., 39,80 DM.

Anmerkungen zum Thema "Einladungen"

Von Zeit zu Zeit veröffentlicht der *Aufbau* Leserberichte von Besuchen in der früheren Heimat. Ein Gros der Eingeladenen kehrt davon zurück mit von Gefühlen überquellendem Herzen. Das ist verständlich, es ist erfreulich; erfreulich und notwendig ist auch die Berichterstattung darüber.

Die wirft allerdings doch mehrere Probleme auf. Es ist unmöglich, allen Beteiligten gleichermassen gerecht zu werden. Die einladenden Gemeinden verdienten Lob, die Eingeladenen möchten über ihre Erlebnisse in "ihrer" Zeitung lesen. Theoretisch müssten deshalb nur die jeweiligen Daten und Namen geändert werden. Das Schreiben über die menschlich ergreifenden Vorgänge beim Wiedersehen mit der Geburtsstadt würde zur Routine erstarren. Niemandem wäre damit gedient. Denn gerade diese Einladungen stellen das bisher erfolgreichste Mittel der deutschen Gemeinden dar, mit ihren früheren Mitbewohnern wieder in Kontakt zu kommen.

Natürlich sind alle Bürgermeister der einladenden Städte, Dörfer und Marktgemeinden ausgesucht höflich zu ihren ehemaligen Bürgern; natürlich wohnen die einstmals Vertriebenen in schönen Hotels und bekommen das beste Essen vorgesetzt; natürlich sitzen sie auf den besten Sitzen im Theater. Vor 50 Jahren wurden sie (die in ihren Wohnstätten Verbliebenen kamen in den Gaskammern des Dritten Reiches um) mit Schimpf und Schande aus Deutschland und Österreich vertrieben; jetzt erfolgt die Einladung einer ohne Zweifel geläuterten Gesellschaft.

Selbstverständlich sind die Emigranten überwältigt. Wer wäre es nicht, nach den Erlebnissen der Nazi-Zeit? Jedem eingeladenen Hitler-Flüchtling ist *seine* Geschichte die wichtigste von allen. Menschlich selbstverständlich erklärbar. Man sucht die Anerkennung; man wird auch wieder anerkannt; und kehrt zurück als Triumphator in jene Stadt, in der man vor einem halben Jahrhundert bespöttelt und manchmal geschlagen wurde.

Besonders deutsche Gemeinden kümmern sich seit Jahren — Berlin machte vor 20 Jahren den Anfang — in vorbildlicher Weise um ihre jüdischen Bürger der ersten Flüchtlingsgeneration. Österreich hinkt da ein bisschen nach, wenn auch hier in der letzten Zeit ein wenig Leben ins morsche Gebälk gekommen zu sein scheint.

Man muss über die Einladungen nicht unbedingt jubeln. Man sollte vielleicht dankbar sein, dass menschliches Verhalten in der Gesellschaft den Sieg über Tyrannei davontragen konnte. Und in diesem Sinne — so meint der Verfasser — sollte die Berichterstattung der Zeitung über dieses so schmerzlich und erfreulich zugleich anmutende Thema zu verstehen sein.

Lesen Sie anschliessend drei Berichte aus der jüngsten Zeit und einen Nachtrag über die Gedenkfeiern zur sog. Kristallnacht in der deutschen Gemeinde Rimbach, von denen der Teilnehmer (Fred Oppenheimer aus New York City) meinte, dass sie "etwas ganz besonderes gewesen sind".

Hermann Pichler

* * *

Besuch in Hamburg

Auszug aus einem Bericht des *Hamburger Abendblatts* vom 22. Mai 1989 (eingesandt von Margot Meyer, New York City):

Viele der Gäste, [illegible] Hamburg seit [illegible] nicht mehr gesehen hen. "Ich bin das erstemal seit 1933 wieder hier", sagt John Herbert Cohn aus Buenos Aires bei dem Emfpang im Hamburger Rathaus. Der 80 Jahre alte heutige Argentinier gehört zu einer Gruppe von 42 ehemaligen Hamburgern jüdischer Abstammung aus Süd- und Nordamerika, aus Südafrika und den Niederlanden, die auf Einladung des Senats für eine Woche ihre Vaterstadt besuchen.

Für John Herbert Cohn ist der Besuch auch ein Familientreffen. In Hamburg traf er seinen Bruder Siegmund Cohn (72) aus New York, mit Frau Evelyn, seine Schwester Hertha van Thijn-Cohn (82) und seine Cousine Johanna Hartogson-Cohen (88), beide aus Rotterdam, wieder.

Natürlich lasten auf den Besuchern die Schatten der Vergangenheit. "Aber", sagt Gaby Schiff (74) aus New York, "Hass ist die unmenschlichste Art zu leben. Man muss immer auch das Positive bewahren." Frau Schiff hat sich nach dem Krieg um die Häftlinge aus den Konzentrationslagern gekümmert. Sie betreut immer noch die Überlebenden in den USA, als Deputy Director der Hilfsorganisation Selfhelp Community Services.

Edgar Hirsch, ebenfalls aus New York, zitierte im Hamburger Rathaus einen hebräischen Text. Übersetzt heisst er: "Wir danken Dir, lieber Gott, dass wir einer Gefahr entronnen sind."

Den Dank der jüdischen Gäste sprach auch Annemarie Wiesner (US-Staat Massachusetts) aus, die am Sonnabend 80 Jahre alt wurde: "Wir wollen nebeneinander, nicht gegeneinander gehen. Ich fühle mich hier jetzt als Freund unter Freunden."

Senatorin Elisabeth Kiausch dankte den Gästen, dass sie trotz des erlittenen persönlichen und familiären Leidens noch einmal den Weg nach Hamburg gefunden hätten. Gleichzeitig betonte sie: "Auch Sie tragen dazu bei, durch Ihren Besuch die Erinnerung wachzuhalten. Wir brauchen häufiges Erinnern und eine bedingungslose Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit."

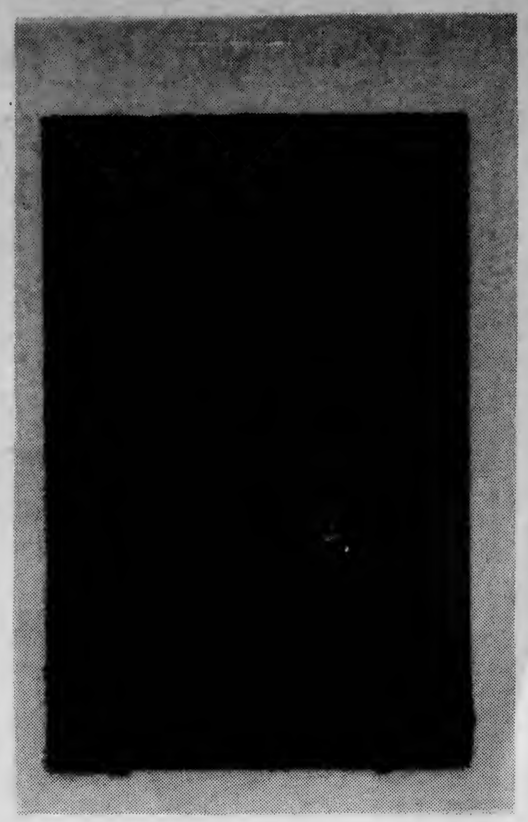
Für die Nachgeborenen dürfte es, auch wenn sie keine Schuld an den Verbrechen der Vergangenheit treffe, kein Vergessen und Verschweigen geben. Angesichts der Vergangenheit gebe es eine besondere Verpflichtung, dem Rechtsradikalismus entgegenzutreten. "Seine Anfänge müssen im Keim erstickt werden," sagte Senatorin Kiausch.

* * *

Besuch in Herford

Die Stadt Herford (Nordrhein-Westfalen) hat sich etwas Neues einfallen lassen. Nach einem Konzept des Stadtrates und des Stadtbeamten Siegfried Eckstein integrierte sie die von ihr eingeladenen ehemaligen Herforder in ihre zehntägige Jubi-

AUFBAU
ABSOLUTELY FREE.
FOR ONE FULL YEAR.
If you send a check for
$100 or more to the
AUFBAU-HERITAGE
FOUNDATION
today!
USA and CANADA only



DIE FRÜHERE SYNAGOGE RIMBACHS ging nach der 1938 erfolgten Schändung 13 Jahre später in den Besitz der Katholischen Kirche über, die das Gebäude (links) renovierte. Eine Gedenktafel (rechts) erinnert an die fast 150 Jahre alte Geschichte des Gotteshauses.

läumsfeier anlässlich des 1200jährigen Bestehens der Stadt. So würdigte Bürgermeister Gerhard Klippstein die Verdienste jüdischer Einwohner — etwa des Fabrikbesitzers Elsbach — gleich als Teil seiner Eröffnungsrede. Ebenfalls wurde der Beitrag der Jahrhunderte alten jüdischen Gemeinde bei der Buchübergabe einer Stadtgeschichte an prominenter Stelle erwähnt.

Somit erfuhren die etwa 2000 Anwesenden, darunter bemerkenswert viele Jugendliche, von der bevorstehenden Veröffentlichung einer jüdischen Stadtchronik durch das Ehepaar Brade, und nahmen teil an der Ehrung des langjährigen Vorstehers der jüdischen Nachkriegsgemeinde, Herbert Heinemann, der den Heiko-Plöger-Bürgerpreis zugesprochen erhielt.

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit wartete bei einem von Pastor Dr. Wolfgang geleiteten Gespräch mit einem Bericht über eine Israel-Reise auf und ein Abend unter dem Motto "Rückblick und Ausblick" wurde u.a. der positiven Bürgerreaktion auf eine Ausstellung zur jüdischen Lokalgeschichte gewidmet. Eine Neugründung, der "Verein für Kulturen der Region", die sich auch mit jüdischen Themen befassen wird, stellte sich bei der Veranstaltung vor. Friedhofsbesuche und Gottesdienste in der Nachbarstadt Minden vervollständigten das Programm.

Guy Stern

* * *

Besuch in Paderborn

Eine Gruppe ehemaliger Bürgerinnen und Bürger der Stadt Paderborn, die als Juden in der Nazizeit emigrieren mussten, wurde vom Bürgermeister der Stadt, Wilhelm Lüke, offiziell im Rathaus willkommen geheissen. Die 92köpfige Besuchergruppe, überwiegend aus den USA und Israel kommend, hielt sich auf Einladung der Stadt für eine Woche in ihrer einstigen Heimat auf. In Anwesenheit der Repräsentanten der Stadt, der Kirchen sowie der Bügerschaft und des israelischen Botschafters in Bonn, Benjamin Navon, wurden die Besucher willkommen geheissen. Eingestanden wurde dabei das "Bangen und Herzklopfen", mit dem die Gäste angesichts der deutschen Vergangenheit erwartet wurden. Bürgermeister Lüke wertete es als einen "mutigen Schritt", den die Besuchergruppe zurück in ihre [illegible] gewagt habe, An[illegible] ei," "das neue Paderborn" vorzustellen und damit zugleich Versöhnung zu ermöglichen.

* * *

Besuch in Rimbach

Als Höhepunkt aller im Zuge der Gedenkwoche zur 50. Wiederkehr der Reichspogromnacht abgehaltenen Veranstaltungen bezeichneten die in Rimbach weilenden jüdischen Gäste das Zusammentreffen mit Schülern der Martin-Luther- und Dietrich-Bonhoeffer-Schule im Informationszentrum letztgenannter Schule. Als Fazit dieser Veranstaltung stellten die jüdischen Gäste fest, dass sie erstaunt waren über das grosse Interesse der Jugend an jüdischem Leben und an den Ereignissen, die sich vor fünfzig Jahren zugetragen haben.

"Nach dem, was wir hier gehört haben, haben wir keine Angst, dass sich so etwas nochmals in Deutschland ereignen könnte." Dieser Satz drückte den positiven Eindruck aus, den Heinz Kaufmann, Fred Oppenheimer und Kurt Weichsel an diesem Vormittag gewonnen hatten. Man hoffe, dass sich diese Haltung auch auf andere im Dritten Reich unterdrückte Menschen, wie zum Beispiel Zigeuner, ausweiten werde.

Über die zu Beginn gestellte Frage: "Wie stellt ihr euch einen Juden vor?", ging es dann ins Detail. Die Schüler konnten gleich am Aussehen der anwesenden jüdischen Persönlichkeiten feststellen, dass die häufig vorherrschende Vorstellung keineswegs zutrifft.

Die abschliessende Frage des Gesprächsleiters, was sich an diesem Vormittag bei den Jugendlichen verändert habe, erbrachte eine ganze Reihe von Antworten. So wurde festgestellt, dass Juden nicht anders sind als alle anderen Menschen. Sie unterscheiden sich von diesen nur durch ihren Glauben. Manche Kinder fühlten sich an diesem Vormittag zum ersten Mal richtig mit dem Geschehen konfrontiert.

Von einer Konferenz des Fachbereichs II der Martin-Luther-Schule wurde einstimmig beschlossen, anlässlich des 9. November 1988 mit einer Gedenktafel an die Höhere Bürgerschule Rimbachs und an den 9. November 1938 zu erinnern. Die Bedeutung der Erinnerung an diesen Tag für den Erziehungsauftrag der Schule heute sollte mit dieser Gedenktafel herausgestellt werden. Lehrer, Schulverein und die Stadtgemeinde Rimbach brachten die erforderlichen Gelder auf. Seit November nun hängt die Bronzetafel mit der Überschrift "Erinnerung und Auftrag" an der [illegible]

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Juden in Osteuropa

Die jüdische Präsenz in Osteuropa geht ihrem Ende entgegen. Der Auszug aus dem zerfallenden Imperium der Sowjetunion ist in vollem Gange. Aus Polen wanderte die letzte größere Gruppe nach 1968 aus. Ceausescu hat die rumänischen Juden in seiner Herrschaftszeit fast vollständig nach Israel verkauft. Ein mehr als sieben Jahrhunderte umspannendes Kapitel jüdischer Geschichte gelangt zum Abschluß. Dem Bedürfnis nach historischem Rückblick kommt jetzt der Freiburger Historiker Heiko Haumann mit seinem als Einführung verstandenen Taschenbuch über die „Geschichte der Ostjuden" entgegen.

Es fällt heute schwer, sich Polen anders als antisemitisch vorzustellen. Aber es gab eine Zeit, da war Polen ein gelobtes Land für Juden. Im 14. Jahrhundert, als man die Juden aus Frankreich auswies und in Deutschland totschlug, öffnete Kasimir der Große ihnen weit die Tore Polens, und es begann ein „goldenes Zeitalter". Bis zum 17. Jahrhundert waren etwa eine halbe Million Juden aus dem Deutschen Reich in das damalige Großreich Polen-Litauen geflüchtet, das sich vom Schwarzen Meer bis an die Ostsee, von der Oder bis an den Dnjepr erstreckte. In der Wirtschaft hatten sie ihren Platz als Mittler zwischen Stadt und Land, sie waren Händler, Steuereintreiber, Gutsverwalter, Pächter von Mühlen oder Schankwirte. Die Gemeinden genossen fast vollständige Unabhängigkeit, das Talmudstudium blühte.

Bis dann im Jahre 1648 die große Katastrophe über sie hereinbrach. Der Kosakenaufstand unter Chmielnicki artete zu einem einzigen Pogrom aus. Mehr als 100000 Juden fielen ihm auf die grausamste Weise zum Opfer. Das polnische Judentum hat sich von diesem Schlag nie wieder erholt. Ein starker Hang zur Mystik war eine unmittelbare Folge. Im 17. und 18. Jahrhundert breiteten sich messianische Bewegungen aus. Sabbatai Zwi sagte die Erlösung für 1666 voraus, ein Jahrhundert später trat sein Nachfolger Jakob Frank erneut als Messias auf. Parallel dazu entwickelte sich der Chassidismus, dessen Masseneinfluß seinen Höhepunkt dann im 19. Jahrhundert erreichte.

In sozialer Hinsicht lebten die Juden in Polen bis ins 18. Jahrhundert hinein unter günstigeren Bedingungen als in Westeuropa. Sie waren in ihrer Berufsausübung nur wenigen Einschränkungen unterworfen. Unter dem Druck der Gegenreformation begann sich die Symbiose zwischen polnischem Adel und Juden jedoch allmählich zu lösen. Trotz fortbestehender Entfaltungsmöglichkeiten wurden die Juden langsam in eine eigene Kultursphäre abgedrängt. Im Unterschied zu den Juden in Deutschland nahmen sie nunmehr an der allgemeinen europäischen Kulturentwicklung nicht mehr teil. Diesen Vorgang bezeichnet Haumann als die Formationsphase des Ostjudentums im 18. Jahrhundert.

Nach der Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts kamen die Juden zum größten Teil unter russische und österreichische Herrschaft. Das Ostjudentum war jetzt nicht mehr mit Polen identisch, es gestaltete sich zu einem multinationalen Phänomen. In Rußland wurde seine weitere geographische Ausbreitung durch die gesetzliche Bindung an einen Ansiedlungsrayon verhindert, von dem das Buch auch eine übersichtliche Karte enthält. Innerhalb der österreichischen Monarchie kam es dagegen zu einer starken Wanderbewegung in das bis dahin relativ judenarme Ungarn. Auch nach Rumänien, das sich zunächst noch unter türkischer Herrschaft befand, wanderten im Laufe des 19. Jahrhunderts Ostjuden in großer Zahl ein.

Im Mittelpunkt von Haumanns Darstellung steht die wirtschaftliche und politische Situation vor allem während des 19. Jahrhunderts. Für diesen Bereich greift er auf eigene Forschungen und gründliche Studien zurück. Da, wo er aber im Interesse einer Abrundung des Bildes sowohl inhaltlich als auch zeitlich darüber hinausgeht, arbeitet er stärker aus zweiter Hand. Seine Exkurse über Kabbala, Chassidismus und religiöse Bräuche bleiben deutlich hinter den Ausführungen über die Folgen der polnischen Teilung, die zaristische Politik im Ansiedlungsrayon oder über den Aufstieg der jüdischen Textilindustrie in Lodz zurück. Abgesehen von den rein sachlichen Schwächen bei der versuchten Einführung in das religiöse Leben verschwimmen auch die Grenzen zwischen den prinzipiellen Anforderungen des jüdischen Gesetzes und der konkreten Ausformung eines bestimmten Lebensstils. Es könnte der Eindruck entstehen, daß die jüdische Religion an das Milieu des galizischen „Schtetls" gebunden ist.

Die sozialwissenschaftliche Behandlung des Judentums läuft leicht Gefahr, das Ephemere mit dem Bleibenden zu verwechseln. Die Religion wird zum folkloristischen Beiwerk und als Dreh- und Angelpunkt der jüdischen Geschichte erscheint das Wirtschaftsleben. Als ob die Juden am Sinai nicht auf ein Gesetz, sondern auf eine wirtschaftliche Funktion festgelegt wurden. Wenn man, wie Haumann, das Judentum auf Tradition, Kultur und Gewohnheit reduziert und ansonsten nur von „sinnlosen Normen", „spitzfindiger" Talmudauslegung und „verwirrend scholastischem" Denken spricht, hat man zum Schluß wirklich nicht viel mehr in der Hand als eine Gruppe von „ökonomischen Konkurrenten". Man kann eine Wirtschaftsgeschichte der Juden schreiben, aber man kann mit ihr weder das Judentum noch den Antisemitismus erklären.

PETER HONIGMANN

Heiko Haumann: „Geschichte der Ostjuden". Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1990. 213 S., br., 14,80 DM.

At 85, Shirer Rounds Out His Story

By RICHARD BERNSTEIN

William L. Shirer, now 85 years old and, by his own admission, slowing down a bit, gives this illustration of what he calls his lucky habit of being in the right place at the right time.

He was traveling by train in 1930 from Afghanistan to Europe and while going through Iraq he noticed a conspicuously biblical signpost identifying his train station as Ur Junction.

"I thought that there might be a story there," he said, remembering that Ur was the native place of the patriarch Abraham. He quickly interrupted his journey and found the famed British archeologist Sir Charles Leonard Woolley, who was in the process of discovering the first signs of Sumerian civilization. Mr. Shirer said he had stumbled entirely by good luck on an important event, which he duly reported for The Chicago Tribune, his employer in those days.

Mr. Shirer then resumed his travels, eventually to stumble — as he might put it — across such other "good stories" as the rise of Hitler, the appeasement at Munich, the fall of France, World War II and the trials at Nuremberg. Mr. Shirer is a man who knew Gandhi, attended press conferences by Goebbels, spoke to the French Prime Minister Eduard Daladier, and observed Hitler at close quarters, watching carefully his facial expressions, for example, at the 1936 Berlin Olympics when the American Jessie Owens left in ruins the Aryan theories of racial superiority. And so, not surprisingly, he has called his just-completed three-volume memoir of his life and times "Twentieth Century Journey." The last volume, "A Native's Return," will be published this month by Little Brown.

The Berkshire Eagle/Craig F. Walker

William L. Shirer, whose final installment of a three-volume memoir of his life and times is to be published this month.

'Egotism' With a Purpose

"It's certainly an act of egotism," Mr. Shirer said during an afternoon talk at his home in Lenox, Mass., referring to the practice of autobiography. "But in the back of my mind," he continued, "it was to make it a part of 20th-century history."

These days Mr. Shirer lives a quiet life, spending a part of the winter in Florida to escape the cold. Photographs in his earlier volumes show him stout and dark-haired with a bristling mustache. Now a white fringe of hair and a white beard give him a bit of the look of a 19th-century Russian novelist (appropriate since he is hard at work on a book about Tolstoy's last years).

"A Native's Return" covers what might be the least unusual period of his long life — from 1945, when he returned from Europe for good, to 1988 — though the last episode he describes in detail is a return trip he made in 1985 to Paris and Berlin, where he had passed so many years of his youth.

But even if the events of the latest volume are less turbulent and momentous than those of earlier volumes — particularly "The Nightmare Years," which covers his experience of the rise and fall of European fascism — it describes plenty of events. Mr. Shirer was dismissed from CBS in 1947 because, he suggests, he was too "liberal" in the Sunday radio commentary he gave every week. He was blacklisted during the MacCarthy years after he was listed, falsely, as a Communist in the journal known as Red Channels.

Drew on Nazi Archives

There followed several economically difficult years, during which Mr. Shirer lectured, wrote a couple of not very distinguished novels, and slowly depleted his savings. In the mid-1950's, he got the idea to write a history of Nazism, drawing on the vast numbers of German archives seized during the war and kept in various warehouses in this country.

The idea was rejected, Mr. Shirer says, by several publishers who seemed to believe that nobody was still interested in Nazism. But Simon & Schuster paid him a $10,000 advance and he spent five years in what he now calls a "delirium" of writing to produce — in 1960, with the creditors knocking on the door — his extraordinarily successful "Rise and Fall of the Third Reich." The book is still the standard volume on the history of Nazism for the general reader.

Mr. Shirer has in a sense lived the central episode of his long life, the Nazi experience, three times — the first as a journalist, the second as a historian and the third time as memoirist — and each time the experience was different.

"When you're there as a newspaperman you know that you're just scratching the surface," he said. Then, acknowledging that he was tempted at times to practice a bit of self-censorship as a CBS Radio reporter to avoid being expelled from Germany, he continued, "You often wonder, should I publish this or should I keep it to myself?"

> 'Take the Munich agreement, for example. I was there that day.'

As an example of scratching the surface, Mr. Shirer said that he and his colleagues often kept watch on Nazi Party headquarters, and when there was a large collection of cars outside they knew that some kind of meeting was being held. But the full madness of the Hitler years could be grasped only through scrutiny of the extraordinary Nazi archives — Mr. Shirer calls them "the greatest single historical find ever" — captured by the Allies after the war.

"Take the Munich agreement, for example," Mr. Shirer said. "I was there that day." Mr. Shirer was referring to the day in 1938 when the British Prime Minister, Neville Chamberlain, and the French Prime Minister, Edouard Daladier, attempted to appease Hitler by acceding to his demand to annex the German-speaking portions of Czechoslovakia.

"I attended two press conferences by Chamberlain and spoke briefly to Daladier, but I didn't get to the bottom of the agreement," Mr. Shirer said. "I didn't know how things had come about."

Years later, Mr. Shirer continued, "the minutes of the Munich meetings showed that Chamberlain and Daladier were over-anxious to give Hitler anything he wanted."

Asked if he could offer some insight into the meaning or spirit of the era he had lived through and chronicled so thoroughly, Mr. Shirer responded with a recollection of his father who, he said, was a devout Presbyterian from Chicago and a criminal prosecutor whose views of the world were utterly different from those of his wayward son. His father, he said, was a deeply religious optimist, a believer in progress who was in these respects a product of an optimistic time. Mr. Shirer himself, influenced by the worst horrors of history, emerged without religious conviction and, if not pessimistic — since that is a word he does not like — certainly more skeptical about human prospects.

Opposing Experiences

"My father lived through a period when there was peace in the world," Mr. Shirer said. "He took it absolutely for granted that life was getting better, more civilized."

"But it isn't true." Mr. Shirer said. "My experience was the opposite in the sense that I became aware of how savage men can be. Also the fact that we now have acquired the means of blowing up the world means that all thinking had to be radically changed. The bomb marks a great dividing line in history. You can't talk about wars anymore because of the atomic bomb."

"My father was an orthodox Presbyterian and I'm sure he believed in heaven and hell and that sort of thing," Mr. Shirer said. "For me all that is gone."

He hesitated at this point in the conversation, worried, he said, about sounding "pontifical." But when pressed to describe the images that remain brightest in his mind, he said, after a moment's thought:

"One of the things that has given me a tremendous amount of admiration is the indomitability of the human race. I remember the refugees from Nazi Germany who didn't know what tomorrow would bring. But they had some indomitable quality. They were not weeping. They were determined to survive. And they did."

...ames 3 Editors

...now succeeds Mitchel Levitas, also a senior editor, who is beginning a series of special writing and editing assignments.

Mr. Lewis, 51, joined The Times as an editor in 1978 after holding writing and editing positions at The Providence Journal, Newsday and The Boston Globe. He was deputy editor of The Week in Review from 1980 to 1985. For the last four months, on special assignment, he has supervised coverage of education and the environment. He succeeds Erik Eckholm, who becomes projects editor for enterprise reporting.

Mr. Kagay, 47, joined The Times in 1987, having been a polling consultant for the paper. He has a Ph.D. in political science from the University of Wisconsin and was a National Science Foundation postdoctoral fellow at the Institute for Social Research of the University of Michigan. From 1972 to 1982 he taught public-opinion and survey research at Princeton University. He then worked as a vice president at Louis Harris & Associates.

Applying for State Grants

Seminars to assist cultural organizations and individuals in obtaining grants from the New York State Council on the Arts are to be held on Tuesday and Thursday at the offices of the Arts Council, 915 Broadway, at 21st Street. The Tuesday seminar is to be open to new applicants; the Thursday session is for previous applicants. Both will be held from 6 to 9 P.M. Information: 614-2905.

★ Indicates shows equipped with infrared listening system

...ON'
...10:30
... Magazine

...0090
..., Mats.
...5850
...022

Today at 6 & 10, Sun at 3 & 7:30
"GO SEE THE PLAY — ONE OF THE BEST EVER OF ITS KIND!" —Liz Smith, 11/16/89
CHARGE TIX (212) 924-8782
STEEL MAGNOLIAS
Tue-Fri 8, Sat 6 & 10, Sun at 3 & 7:30
Ticketron (212) 246-0102/Groups 889-4300
LUCILLE LORTEL THEATRE
121 Christopher St.

ALL TICKETS ½ PRICE
Through January 18
Today at 5 & 9, Sun at 7
(Cocktails ½ hour before perfs)
TAMARA
Dinner, Open Bar & Play
...ues-Fri at 8, Sat at 5 & 9, Sun at 3 & 7
...all for Tickets Now! (212) 288-8900
...rk Ave. Armory 643 Park Ave at 66th

TODAY AT 2 & 8
George Bernard Shaw's
...E DOCTOR'S ...DILEMMA
...8; Mats Weds, Sat & Sun at 2
...oundabout Theatre Company
...st 17th St. 420-1883/420-1360

...T at 7 & 10; TOM'W at 3 & 7
...NER 2 OBIE AWARDS
...Y REVUE THAT SHOWS ...OMEN ARE SQUEEZED ...ES LIKE THICK THIGHS ...TIGHT JEANS!" —Solomon, V Voice

...THY & MO SHOW: Parallel Lives
...8; Sat 7 & 10; Sun 3 & 7
...4-8038/GROUPS: 889-4300
...ls Th. 43rd & 9th. 541-8394

...US WITH CHARM AND ... —R Shepard, N Y Times ...eous English Translation

...ND OF DREAMS ...Comedy Drama with Music ...hum Stutchkoff ...ic by R. Crystal ...rics by Miriam Kressyn ...by Bryna Wortman ...& 5:30 all seats $16.50 ...123 East 55 St. 755-2231

...8, TOM'W at 3 & 7:30 ..., POWERFUL." —UPI ...AN THEATRE CLUB ...PRESENTS ...NY NATHAN ...D LANE in ...RENCE McNALLY'S

...LISBON TRAVIATA ...by JOHN TILLINGER ...Sun. 7:30. Mats. Sat. & Sun. 3 ...one/Groups: (212) 580-1313 ...ETRON: (212) 246-0102 ...Sales: (212) 889-4300 ...Theatre, B'way & 76th St.

Joseph Papp presents
...UBLIC
...AY 2 & 8, TOM'W 3
MACBETH
...William Shakespeare ...ed by Richard Jordan
...distributed day of perf only ...PM Evgs Subject to avail
...598-7150/Groups: 398-8383 ...Theater, 425 Lafayette St

...NIGHT 7; TOM'W 2 ...WEDDING! GET YOUR- ...TED." —Joel Siegal, WABC-TV
...'TINA'S WEDDING ...s. thru Sat. 7; Sun. 2 ...St. John's, 81 Christopher St. ...Vinnie's, 147 Waverly Pl. ...entral: (212) 279-4200 ...p Sales: 889-4300

...at 7 & 10 • Sun at 3 & 7 ...ON'S SMASH COMEDY!" —Liz Smith, Daily News
...PIRE LESBIANS OF ...DOM ...8, Sat. 7 & 10, Sun. 3 & 7 ...8 • Ticketmaster 307-7171 ...wn P'house 133 MacDougal

TODAY'S NEW YORK TIMES WILL HELP YOU:
• PLAN YOUR WEEK
• CATCH UP ON THE SPORTS SCORES
• TAP A POOL OF GENERAL KNOWLEDGE THAT WILL MAKE YOU A SHARPER PERSON IN THE OFFICE, A MORE FASCINATING CONVERSATIONALIST AT DINNER. BUY
The New York Times
TOMORROW TOO.

TODAY AT 2 AND 8
TOM'W AT 2
ROD SERLING'S THE STRIKE
SOUTH STREET THEA. 424 W. 42 ST.
HIT-TIX 564-8038

Zuflucht in Metropolis

Eine Gesamtdarstellung deutschsprachiger Exilliteratur in New York

«Yorkvilles beliebter Treffpunkt: Kleine Konditorei. Beste deutsche Küche», so annonciert seit Jahren in jeder Nummer der deutsch-jüdischen Zeitung «Aufbau» (New York) ein Lokal, das zu den legendären Orten des Exils nach 1933 zählt. Das Café und Restaurant in der 86th Street East in einem Viertel Manhattans, das man lange Zeit das deutsche Viertel New Yorks genannt hat, war der Sitz eines Literatenstammtisches, den unter anderen Bertolt Brecht, Oskar Maria Graf und Hans Sahl besuchten. Noch heute versammeln sich hier deutschsprachige jüdische Emigranten und suchen im Ambiente des Lokals ein verlorenes Stück Heimat. Noch sind in New York solche Spuren der Epoche zu finden, die die Riesenstadt für zahlreiche Exilanten zur letzten Zuflucht vor Hitler werden liess. Nachdem die gewaltsame Ausbreitung des Dritten Reiches seit 1938 und besonders seit 1940 das Asyl in Europa fast völlig unmöglich gemacht hatte, blieb für die aus rassischen und politischen Gründen Verfolgten nur der Weg nach Übersee, der die meisten in die USA führte. New York, die ökonomische und kulturelle Metropole des Landes, die Stadt, die wie keine andere den Mythos des modernen Amerika verkörpert, empfing die Flüchtlinge, die oft nur knapp dem Zugriff der Nazis entkommen waren. Gerade für die Intellektuellen und die Künstler war dieser erste Kontakt häufig ein Schock, prallten doch kaum vereinbare Lebensweisen und Vorstellungswelten brutal aufeinander.

Eine umfassende Gesamtdarstellung dieses Kulturkontaktes unter prekären Umständen liegt nun in zwei umfangreichen Bänden vor, die die schon vor einiger Zeit erschienene Beschreibung des Exils in Kalifornien ergänzt zu einem verlässlichen Grundlagenwerk für die Beschäftigung mit der Exilliteratur in Nordamerika. Die Herausgeber *John M. Spalek* und *Joseph Strelka* (beide lehren an der State University in Albany) haben die Beiträge der über 80 (meist amerikanischen) Exilforscher zu einer Enzyklopädie zusammengestellt, die biographische Informationen, Werkanalysen und Studien zu den Kommunikationsverhältnissen im Literaturbetrieb des Exils zusammenführt.

Biographien

Den grössten Teil des Werkes bilden biographisch-monographische Darstellungen zu einzelnen Autoren, die z. T. auch in Sammelaufsätzen vorgestellt werden. Über 80 Autoren sind in Einzelstudien gewürdigt. Darunter sind bekannte Schriftsteller (H. Broch, O. M. Graf, K. Mann, E. Toller, C. Zuckmayer und S. Zweig, deren Werk hier auf spezifische Einflüsse des amerikanischen Exils untersucht wird. Es finden sich aber auch Namen, die kaum jemand mehr kennt: So werden Leben und Werke von Salamon Dembitzer, Heinrich Hauser, Arnold Höllriegel, Leo Lania, Hans Natonek oder Soma Morgenstern z. T. erstmals literaturwissenschaftlich analysiert und gewertet. Es sind Bestsellerautoren dabei, die wie Stefan Heym, Martha Albrand oder Edgar Maas rasch in englischer Sprache publizierten. Andere hielten an der deutschen Sprache fest, lebten in strikter Abgrenzung von der amerikanischen Umwelt unter oft erbärmlichen materiellen Verhältnissen und verkehrten überwiegend in Kreisen der Exilanten. Sie schrieben nicht selten nur für die Schublade, mit dem «Gesicht nach Deutschland», das sie bei ihrer Rückkehr nach 1945 wiederholt enttäuschte.

Der biographische Stoff dieser Literaturgeschichte ist überwiegend durch Bitterkeit und Verzweiflung über fehlende Anerkennung, durch Illusionen und Enttäuschungen bestimmt, die auch in Ressentiment gegen das Gastland umschlugen. Der Misserfolg von Autoren wie Joachim Maas, Max Barth oder Ulrich Becher ist durchaus nicht in erster Linie als Folge mangelnder Qualität ihrer Arbeiten zu verstehen. Es sind wohl eher Unterschiede in biographisch verfestigten Einstellungen und in grundlegenden soziokulturellen Orientierungen, die über Integration oder Nichtintegration in den Literaturbetrieb in Amerika entschieden. Autoren, die schon vor 1933 relativ erfolgreich waren und sich im Exil als Repräsentanten deutscher Kultur begriffen, hatten grössere Schwierigkeiten als jüngere, die sich stärker als Publizisten, nicht als Dichter verstanden. Ihnen fiel der bedeutsame Sprachwechsel leichter, ebenso die Einstellung auf die Erwartungen des neuen Publikums.

Die den einzelnen Autoren gewidmeten Beiträge zeigen, wie das Exil Inhalte und Art und Weise des Schreibens beeinflusste. Besonders die Aufsätze von Klaus Weissenberger zu den Lyrikern bemühen sich um den Nachweis eines «gebrochenen Wirklichkeitsverständnisses» in der Struktur der Texte.

Soziokulturelle Rahmenbedingungen

Zu den Vorzügen des hier angezeigten Sammelwerks gehört, dass die biographisch-monographischen Beiträge ergänzt werden durch Untersuchungen, die die Arbeit der Autoren in den Kontext soziokultureller Rahmenbedingungen in New York stellen. So werden die Besonderheiten der Verlagsbeziehungen der Exilautoren vorgestellt. Anders als im europäischen Exil zuvor gab es hier keinen nennenswerten Verlag, der deutschsprachige Bücher ins Zentrum seines Programms gestellt hätte. Auch exilierte Verleger (wie z. B. Gottfried Bermann-Fischer oder auch Kurt Wolff) gründeten Unternehmungen, die in erster Linie englische Titel verlegten. Freilich waren solche Verlage wichtige Vermittler deutscher und europäischer Kultur in die USA.

Nicht zu unterschätzen für die europäisch-amerikanischen Kulturbeziehungen ist auch die Tätigkeit deutschsprachiger Literatur- und Theateragenten, meist aus Osteuropa. Die Rolle des «Aufbaus» als Zeitung der deutschsprachigen jüdischen Einwanderung in die USA (und als eine Quelle kärglicher Einnahmen für mittellose Exilierte) wird beschrieben. Auch sind die Probleme der Übersetzungen von Exilliteratur behandelt. Den Niederschlag, den die Grossstadt New York in den Werken fand, untersucht Michael Winkler. Sein Urteil, die Exilschriftsteller hätten vor der «impliziten Aufgabe, die Erfahrungswelt New York fiktional zu bewältigen», versagt, ist allerdings nicht nur unhaltbar pauschal (in einer Reihe von Beiträgen wird das Gegenteil herausgearbeitet), sondern auch schulmeisterlich. Literatur als Kunst greift Stoffe nun einmal anders auf als so direkt, wie es etwa im Journalismus der Fall ist.

Theater

Eine ganze Anzahl von Aufsätzen ist den besonderen Problemen des Exiltheaters gewidmet. Auch hier war die Sprache eine entscheidende Hemmschwelle. Deutschsprachige Stücke hatten in New York bis auf wenige Ausnahmen keine Chance. Das bedeutete, dass auf die Erwartungen des US-Publikums sehr stark eingegangen werden musste, was besonders den früher Erfolgreichen unter den Stückeschreibern, Regisseuren und Schauspielern nicht leichtfiel. Weder Brecht noch Piscator, auch nicht Max Reinhardt und Fritz Kortner hatten am Broadway Erfolg.

Wissenschafter

Ungleich einflussreicher waren da viele deutsche Wissenschafter, die an verschiedenen Hochschulen der Ostküste Aufnahme fanden. Begünstigt vom Bemühen einzelner amerikanischer Hochschulreformer, den Lehrbetrieb zu verändern, wirkten deutsche Psychologen, Sozialwissenschafter und Kunstwissenschafter an der New School for Social Research, dem Institute for Advanced Study in Princeton, dem Blackmountain College und dem Institute for Social Research. Zu den Spätfolgen des Einflusses, den sie dabei auf ihre Schüler gewannen, gehört die scharfe Kritik, die heute an jener «Überfremdung» des amerikanischen Geistes in den USA artikuliert wird. Solche Wirkungen des Exils werden in den beiden vorgestellten Bänden nicht aufgegriffen, da die Aufsätze inhaltlich wohl überwiegend um 1980 abgeschlossen worden sind und jüngste Entwicklungen nicht berücksichtigen konnten. Die Position der Exilierten in der McCarthy-Ära hätte dagegen durchaus berücksichtigt werden können. Sie fehlt in dieser im übrigen äusserst komplexen Darstellung, die einen nachhaltigen Eindruck davon vermittelt, welchen folgenreichen Akkulturationsvorgang die Vertreibung aus Deutschland 1933 ausgelöst hat.

Weitere Forschungsvorhaben

Dass auch mit diesem Monumentalwerk die Exilforschung in bezug auf die USA noch nicht ihre Tätigkeit einstellen kann, macht die Skizze weiterer Forschungsvorhaben im Vorwort deutlich, die auch die Notwendigkeit weiterer biographischer Spurensicherung hervorhebt. Gewiss muss heute auch dem Exil der Frauen in den USA mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Hinweise wie der, dass die Frau von Johannes Urzidil zu Lebzeiten ihres Mannes auf die Veröffentlichung eigener Gedichte bewusst verzichtete, erschliessen eine sehr prekäre Dimension des Exils. Schliesslich gibt es auch noch das «Exil der kleinen Leute», das auf Grund der Quellenlage nur schwer zu rekonstruieren ist. In diesem Jahr erhält freilich die Public Library in New York die Aufzeichnungen von 2000 Interviews mit solchen Exilierten, Material für die Geschichte eines ganz anderen Exils.

Heribert Seifert

Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2: New York. Herausgegeben von John M. Spalek und Joseph Strelka. Francke-Verlag, Bern 1989.

«Musik als Botschaft»

Ein Buch von Constantin Floros

ab. Bei Breitkopf und Härtel in Wiesbaden ist ein Buch des 1930 in Griechenland geborenen Musikwissenschafters Constantin Floros erschienen, der seit 1967 als Professor für Musikwissenschaft an der Universität Hamburg lehrt. «Musik als Botschaft» ist zugleich eine zu empfehlende und eine wegen Einseitigkeiten zu kritisierende Veröffentlichung. Auf ihren etwa 180 Seiten unternimmt sie sozusagen einen Kurzstreckenlauf durch die Musik des 19. und des 20. Jahrhunderts. In diesem Parcours trifft man auf interessante Beobachtungen und Zitate, die alle jene Tendenzen von Kompositionen betonen, die sich auf teilweise oder ganz aussermusikalische Erscheinungen und Handlungen beziehen. Unter diesem Gesichtspunkt rücken die Werke von Beethoven und Berlioz, von Schumann und von Richard Wagner, von Bruckner und Mahler und von jüngern Komponisten enger zusammen, als das bei weniger zielstrebiger Behandlung der Fall wäre.

Geistige Welt

Floros, dessen dreibändige Mahler-Biographie nicht nur die offenen, sondern auch die vom Komponisten später vor allem für die rein instrumentalen Sinfonien wieder beseitigten Programme hervorgehoben hat, ist ein erklärter Gegner der Möglichkeit einer von Aussermusikalischem und Ausserbiographischem abgehobenen «absoluten» Musik. Einer seiner Kernsätze (im Kapitel «Von Beethoven zu Nono») lautet: «Die semantische Dechiffrierung der Musik setzt freilich stets eine eingehende Beschäftigung mit der Musiksprache des Komponisten, mit seiner Biographie und seiner geistigen Welt voraus.»

Von dieser Überzeugung ausgehend, schildert Floros einnehmend den «Beziehungszauber» der Musik in Wagners «Ring des Nibelungen» und «Wagners Idee der Kunstreligion». Auch der Charakterisierung von Mahlers «Symphonie der Tausend», seiner Achten, als «Botschaft an die Menschheit» stimmt man gerne zu. Indessen trifft man da auf eine so seltsame (um nicht zu sagen: falsche) Behauptung wie die, dass der Chor der Anachoreten, welcher einen ausgesprochen schwebenden Gesang pflegt, eine Vorausnahme von Schönbergs «Art Sprechgesang» sei. In einem solchen Fall hat ein biographisches Moment, die Verehrung Schönbergs für Mahler, dem Autor die Ohren verschlossen für den kategorischen Unterschied zwischen der Musik von Mahlers Achter und Schönbergs «Pierrot lunaire». Ein solcher Vorfall ist ein Argument dafür, dass Musikstile doch genauer an ihrer technischen Faktur zu behaften sind. Allerdings ist gerade auch die «geistige Welt» eines Werks wie «Pierrot lunaire» eine völlig andere.

Die Herkunft von Floros aus Saloniki äussert sich in der Herausstellung eines Gegensatzes zwischen der «Angst vor der Tiefe» und der heiteren «mediterranen» Musik. Früher Kronzeuge dafür ist natürlich Nietzsche. Dazu schreibt Floros: «(Es) scheint übersehen worden zu sein, dass zu den Leitideen von Busonis ‹Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst› der Wunschtraum Nietzsches von der überdeutschen oder übereuropäischen Musik gehört.» Einen solchen Satz von einem Autor zu lesen, der sich in der Sekundärliteratur gut auskennt, ist sonderbar. Denn gerade dieser Zug von Nietzsches «Entwurf» ist von einer ganzen Schar von Kommentatoren nicht übersehen worden. Der Umstand verdeutlicht, was sich gegenüber neuerer Musik stärker erweist: Floros ist bei all seiner grossen Belesenheit ein raffinierter, aber kein böswilliger «Ausleser», der dort eine Lücke bestehen lässt, wo ihre durchaus mögliche Ausfüllung nicht in die von ihm gewünschte Richtung weisen würde.

Musik nach 1945

Für die (vor allem bundesdeutsche) Musik nach 1945 ist dann Floros nur noch teilweise zuständig. Er kennt sich bei Henzes zeitbezogener und politisch engagierter Musik bestens aus – weil sie sich selber eben als «Botschaft» versteht. Aber er umgeht völlig die dodekaphonen Anfänge des Komponisten und jene von Nono (mit dem er ein einzelnes Gespräch geführt hat) auch. Er gelangt so zur vollen Ignorierung des Monopols der dodekaphonen Darmstädter Schule, die zwar noch einmal einen «Stil» begründen wollte, aber sich als rein strukturelle Kunst verstand. Die von Floros genannten Collagetechniken der neueren Zeit, besonders die Wiederanknüpfungen an die Romantiker, von Schubert über Schumann bis Mahler, stammen ja nicht aus der Zeit zwischen 1945 und 1970, sondern aus der neueren, gelegentlich «postmodern» genannten Zeit. Da ist man froh, dass Floros ausser Nono und Henze auch Ligeti (übrigens Träger des Hamburger Bach-Preises) nennt; aber Wolfgang Rihm, den entschiedensten und begabtesten Verfechter einer nichtpolitisch «engagierten» Musik, scheint der Hamburger Gelehrte nicht zu kennen. So liest man das Buch am besten als jenes eines Kenners der Musik des 19. Jahrhunderts, aber nicht als jenes eines mit der neueren Musik wirklich Vertrauten.

Constantin Floros: Musik als Botschaft. Breitkopf und Härtel, Wiesbaden 1989.

Ein unruhiger Geist

Ivan Malinowskis Gedichtband «Im Herz des Winters»

Leben – Tod – Bewegung sind die Grundmotive im Werk des letzten November verstorbenen dänischen Lyrikers Ivan Malinowski. Der vorliegende Band – die Gedichte sind von Lutz Volke herausgegeben und übersetzt, mit Anmerkungen und einem aufschlussreichen Nachwort versehen – zeigt einen Querschnitt durch sein Schaffen.

Malinowski, 1926 geboren, war Slawist und hervorragender Übersetzer von Neruda, Pasternak, Tschechow, Pound, Brecht, Enzensberger, Trakl. 1945 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband, 1958 gelang ihm der Durchbruch mit der Sammlung «Galgenfrist». «Galgenfrist», ein Hauptwerk des dänischen Modernismus, ist formal den schwedischen Dichtern der vierziger Jahre, allen voran Erik Lindegren, verpflichtet und weist Einflüsse des europäischen Expressionismus und Surrealismus auf.

Malinowski, der 1943 «wegen Beteiligung an illegaler Arbeit» nach Schweden flüchten musste, dort Abitur ablegte und auch später viele Jahre verbrachte, ist gegenüber den dänischen Dichtern der fünfziger Jahre, die sich zum sogenannten Heretica-Kreis zusammenschlossen, ein Aussenseiter. Im Gegensatz zu den Hereticanern war Malinowski das Leiden an den Schrecken der Welt Thema und Anlass zum Schreiben: sein Universum ist gespalten, Harmonie oder Einheitsgefühl nur im Traum oder in der Verdrängung der Welt erfahrbar, das Individuum Bedrohung und Tod ausgesetzt, das Ich auf seinen biologisch bedingten Lebenswillen reduziert.

Der instinktive Protest gegen Macht und Terror als Folge dieses Weltbildes – sein nihilistisches Bekenntnis, das unverändert Gültigkeit behalten sollte, legt Malinowski in dem ebenfalls 1958 publizierten Essay «De tomme sokler» («Die leeren Sockel») ab – ist Grundlage seiner politisch engagierten Lyrik der sechziger und siebziger Jahre. Während der 1965 erschienene Band «Poetomatic», in dem erstmals spontane Lebensfreude spürbar wird, Eindrücke einer zersplitterten Wirklichkeit in haikuähnlichen, aphoristisch zugespitzten Gedichten einfängt, steht seine übrige Produktion dieser Zeit im Zeichen kritischer Reflexion über die verschiedensten Themen aus der Sicht eines radikalen, auf dem linken Flügel angesiedelten Oppositionellen.

Der Wunsch, politisches Bewusstsein zu wekken und zum Handeln zu bewegen, gewinnt so sehr an Gewicht, dass Malinowski in den siebziger Jahren einer an ästhetischen Kriterien orientierten Dichtkunst jede Berechtigung abspricht. Der Sprache als Instrument der Vermittlung kommt in der Folge besondere Bedeutung zu: «Denk nach! Und lege die Sprache bloss, die zudeckt fundamentale Klüfte», fordert er in einem Gedicht aus der Sammlung «Kritik af tavsheden» (1974, «Kritik des Schweigens»). Sprach- und Gesellschaftskritik fallen hier zusammen, er entlarvt Halbwahrheiten, Vorurteile, Klischees in der alltäglichen Sprache, zeigt die herrschende Sprache als Sprache der Herrschaft (Ulla Hahn):

> Dass die Verluste nicht «nennenswert» waren,
> heisst nicht, dass die Hinterbliebenen
> keinen Grund haben,
> sie zu nennen.

In den Gedichten der achtziger Jahre, die von Welterfahrung und Einsicht in die unabänderlichen Bedingungen des Daseins geprägt sind, kehrt Malinowski von den kritisch-didaktischen Texten zur Poesie zurück. Doch die Unruhe, die aus der Spannung von Leben und Tod resultierte, ist noch immer spürbar:

> Rastlos reist
> der Wind in der Welt
> und traut nicht
> den eigenen Augen.

Christina Holliger

Ivan Malinowski: Im Herz des Winters. Gedichte. Herausgegeben, aus dem Dänischen nachgedichtet sowie mit einem Nachwort und Anmerkungen versehen von Lutz Volke. Verlag Volk und Welt, Ostberlin 1989.

Hindemith in neuen Perspektiven

Das Hindemith-Jahrbuch XV

nd. Das bei Schott in Mainz erschienene, vom Frankfurter Hindemith-Institut herausgegebene Hindemith-Jahrbuch XV enthält sechs informationsreiche Beiträge und eine von Günther Metz und David Neumeyer herausgegebene, die Jahre 1979 bis 1981 erfassende Bibliographie, welche auch Besprechungen neuer Bände der Gesamtausgabe und neuer Schallplatteneinspielungen erfasst. Da die anstehenden drei Jahrbücher XVI bis XVIII 1991 erscheinen sollten, werden dann auch die Bibliographien wieder mit der Zeit Schritt halten können.

Zwei Beiträge beschäftigen sich mit Hindemiths Reform des türkischen Musiklebens, die vor allem zwischen 1935 und 1937 auf Einladung des Staatspräsidenten Kemal Atatürk und seines Erziehungsministers Saffet Arikan gelang. Da verleumderisch behauptet worden ist, Hindemith sei im Auftrag der nationalsozialistischen Regierung nach der Türkei gereist, kommt der authentischen Darstellung durch den türkischen Fachmann Cevat Memduh Altar, für die Dieter Rexroth das Umfeld beschreibt, Gewicht zu. Anschliessend wird ein bisher wenig erhelltes Gebiet beleuchtet: die verschiedenen Ballettprojekte, die Hindemith zwischen 1936 und 1940 beschäftigten; auch spätere Ballettszenarien, die nie zur Ausführung gelangten, werden erstmals erfasst.

Wulf Konold stellt Hindemiths in der amerikanischen Emigration komponierte Sinfonie in Es von 1940 in einer dem Werk kongruenten Analyse und im Zusammenhang mit andern, durch amerikanische Spitzenorchester in Auftrag gegebenen Sinfonien emigrierter Komponisten, etwa Strawinskys , vor. Eckhart Richters englischer Aufsatz «Hindemiths Songs for American School Children» führt nicht nur in dieses bisher unerschlossene Gebiet der Musikpädagogik ein, sondern veröffentlicht auch gleich sieben bisher unbekannte Kinderlieder.

Hindemith-Jahrbuch (Annales Hindemith) XV. B. Schotts Söhne, Mainz 1990.

Erst Diffamierung, dann Ausgrenzung, schließlich Vernichtung

Vom Antijudaismus zum Antisemitismus / Von Professor Dr. Julius H. Schoeps

Das Verhältnis der Juden zu den Völkern ist heute von dem Trauma Auschwitz bestimmt. Nicht nur im jüdischen Denken und Fühlen hat der „Holocaust" tiefe Narben hinterlassen. Der Untergang der europäischen Judenheit, der von der Welt geduldete, durch Schweigen und durch mangelnde Hilfsbereitschaft unterstützte Massenmord an den Juden Europas wirkt nach, wird jüdische und nichtjüdische Existenz auch in Zukunft noch beeinflussen. Die Angst vor der Wiederkehr des Grauens, die Angst, daß das Unvorstellbare wieder Wirklichkeit werden könnte, sitzt tief. Verdrängen läßt sich diese Angst nicht, und zwar schon deshalb nicht, weil vieles bis heute ungeklärt blieb. Wie hatte es dazu kommen können, daß eine Kulturnation im Herzen Europas der Barbarei verfiel? War es nur die logische Konsequenz der biologisch begründeten Rassenideologie, die sich zu einer Art Rassenmythologie gesteigert hatte? Oder waren es schlicht die Wahnideen eines Verrückten, der Subalterne aller Ränge und Schichten dazu gebracht hatte, fabrikmäßig zu morden?

Gewiß hat es zu allen Zeiten auch Philosemiten gegeben, aber Normalfall ist doch die Ablehnung gewesen. Wer sich um eine wahrhaftige Antwort auf die Frage bemüht, was letztlich hinter der Ablehnung der Völker gegenüber den Juden steckt, muß den Mut haben, Fragen so radikal wie nur möglich zu stellen. Das Phänomen der Judenfeindschaft ist nicht zu begreifen, wenn man es nur von außen analysiert und interpretiert. Die Judenfeindschaft hat immer auch mit einem selbst zu tun, mit dem eigenen „Ich". Es fällt deshalb auch schwer, sich diesem Thema überhaupt zuzuwenden. Es ist lästig. Die Ahnung stellt sich ein, wenn man diesen Fragen auf den Grund geht, daß dann die eigene Identität ins Wanken geraten könnte. Und das ist etwas, wovor die meisten Angst haben, was die wenigsten wollen.

Die Vorstellung, die Juden seien von Gott verflucht und verworfen worden, weil sie Jesus nicht als Messias anerkannt und seine Kreuzigung veranlaßt haben, diese Vorstellung hat das christliche Judenbild durch die Jahrhunderte bestimmt – und bestimmt es weitgehend noch. Noch nach 1945 findet sich in dem „Wort zur Judenfrage" des Bruderrats der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) die Bemerkung: „Indem Israel den Messias kreuzigte, hat es seine Erwählung und Bestimmung verworfen."

Der an verschiedenen Stellen des Neuen Testamentes formulierte Gottesmordvorwurf ist über die Jahrhunderte erhalten geblieben und hat die Einstellung gegenüber den Juden bestimmt. Es gibt kein antijüdisches Argument, „das länger benutzt, häufiger vorgebracht, hartnäckiger beibehalten und tiefer internalisiert wurde" (Stefan Lehr). Der Vorwurf des Gottesmordes hat Haßgefühle erregt, Vorurteile gezeugt und das Verhältnis zwischen Christen und Juden vergiftet. Durch die Jahrhunderte stereotyp wiederholt, hat dieser Vorwurf den Juden im Volksbewußtsein zum Dämon stilisiert und ihn die Gestalt des Ahasver annehmen lassen, des ruhelosen Weltenwanderers. Man sah in ihm den blutsaugenden Vampir, den bocksfüßigen Teufel, den geschwänzten Satan – er wurde die Personifikation allen Unheils, die Inkarnation des Bösen schlechthin.

Das von den Kirchenvätern geschaffene Bild vom verworfenen und deshalb verderbten Juden ist Grundlage aller späteren Anfeindungen geworden. Dieses Bild erfuhr seine besondere Ausprägung durch die Fremdheitsgefühle, die die Juden bei den Nichtjuden bis zum heutigen Tage hervorrufen. Das hat zweifellos zum einen mit der religiös-nationalen Absonderung der Juden zu tun, die seit der Antike unverändert auf Ablehnung und Mißtrauen stößt, zum anderen mit dem unbeirrbaren Glauben an die Einzigkeit des unsichtbaren Gottes und insbesondere dem Anspruch auf Auserwähltheit, der bis heute von der Umwelt als hochmütiger Aberglaube, als Gottlosigkeit, wenn nicht sogar als Betrug angesehen wird.

Die Existenz der Juden als Belästigung

Es gibt für die Ablehnung des Anspruchs der Auserwähltheit durch die nichtjüdische oder christliche Welt eine sehr frühe jüdische Selbsterklärung in einem kalauernden Midrasch, der sich eines Wortspieles bedient: Am Sinai sei die Sina auf die Völker der Welt herabgestiegen. Damit ist gemeint, die Auserwählung des Volkes Israel zum Thoraempfang wird mit Neid, Haß und Wut der Völker zusammengesehen, daß sie nicht dazu ausersehen wurden. Zweifellos ist dies ein alter und auch starker Grund für die Judenfeindschaft, der bis heute anhält: der Glaube, Gott habe mit Abraham und dessen Nachkommen einen Bund geschlossen, einen Bund, der auf dem Sinai durch Moses erneuert worden sei; wodurch Israel das auserwählte Volk Gottes und von Gott als ein Werkzeug zum Segen der Menschheit vorgesehen wurde.

Über zweitausend Jahre hat man alles getan, „um das wirkliche Bild des Juden dem von der Kirche geformten möglichst anzugleichen" (Alex Bein). Die christliche Welt empfand die Existenz von Juden und des Judentums als eine Belästigung, als etwas Unerträgliches. Selbst ein so bedeutender protestantischer Theologe wie Karl Barth konnte sich von den Gefühlen der Abwehr nicht frei machen. „Die Existenz der Synagogen neben den Kirchen", so formulierte er einmal, „ist . . . so etwas wie eine ontologische Unmöglichkeit, eine Wunde, ja eine Lücke im Leib Christi selber, die schlechterdings unerträglich ist."

Letztlich ist es immer das gleiche Bild, das über die Jahrhunderte vermittelt wird – der Jude als „Antichrist", den es – um der eigenen Selbstvergewisserung willen – zu bekämpfen gilt. Die Mittel, die sich Kirchenfürsten und Politiker dazu aussannen, gleichen sich auf seltsam fatale Weise. Obgleich Jahrhunderte dazwischen liegen, ähneln zum Beispiel die Bestimmungen des I. Laterankonzils von 1215 den spanischen Gesetzen des 16. Jahrhunderts und den Nürnberger Gesetzen der Nationalsozialisten (Gesetz „zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" vom 15. September 1935) des 20. Jahrhunderts. Es ist offensichtlich, daß sich bestimmte Vorstellungen, wie man sich von den Juden abgrenzen könne, über die Jahrhunderte gehalten haben. So erfuhr zum Beispiel das Verbot der Eheschließung zwischen Juden und Christen 1935 nur in der Wortwahl eine Änderung, daß nämlich „Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes verboten sind". Das im Jahre 1215 erlassene Verbot, Dienstboten in jüdischen Häusern zu beschäftigen, lautete in der Version von 1935: „Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren nicht in ihrem Haushalt beschäftigen."

Selbst der gelbe Stern („Judenstern"), der den Juden zum Zwecke der Markierung angeheftet wurde, war nicht eine Erfindung der Nazis, sondern hatte eine uralte kirchliche Tradition. Schon auf dem Laterankonzil von 1215 war verfügt worden, Juden müßten durch besondere Kleidung oder Abzeichen erkennbar sein. Diese Politik der Markierung, die darauf zielte, die Juden in den christlichen Ländern vom Rest der Bevölkerung zu unterscheiden, ist von den Nazis wiederaufgenommen und

Brandstätte der Judengasse in Frankfurt am 16. Juli 1796

Foto Historisches Museum Frankfurt

sowohl als Mittel der Kennzeichnung als auch der Demütigung benutzt worden. Wie es dazu kam, daß sie die Farbe „Gelb" wählten, darüber läßt sich nur mutmaßen. Wahrscheinlich wußten sie – als beflissene deutsche Bildungsbürger vielleicht sogar aus Goethes Farbenlehre? –, daß diese Farbe negativ besetzt ist. Bekannt war ihnen jedenfalls, daß seit alters her die Farbe zur Kennzeichnung aller Geächteten benutzt wird, der Dirnen und Ketzer, der Schänder von Hostien – und eben auch der Juden.

Wie kann man aber jemanden identifizieren, der sich äußerlich nicht mehr von seinem Gegenüber unterscheidet? Antisemiten haben sich geradezu einen Sport daraus gemacht, über den Namen Juden zu markieren. In der Studie „Der Name als Stigma" des Kölner Linguisten und Kulturwissenschaftlers Dietz Bering kann man nachlesen, mit welcher Raffinesse hier verfahren wurde. Zahllos waren in der Zeit der Weimarer Republik die Witze, Verse und Spottlieder, in denen ein jüdisch klingender Name wie Cohn, Hirsch oder Katz zur Zielscheibe der Verhöhnung und Verachtung gemacht wurde. (Beispiele: „Mit meinem Hund hab ich e Zustand im Geschäft! Zuerst hatt ich einen Komis, der hieß Katz, natürlich hat der Hund den Katz immer gebissen. Dann hab ich den Katz entlassen und einen genommen, der hieß Eckstein, da war's noch schlimmer!" Oder: „Über allen Gipfeln Ozon. Unter allen Wipfeln sitzt Kohn.")

Goebbels, der Propagandaminister der Nazis, hat die Namenwaffe virtuos benutzt, um mit seinen Angriffen auf den stellvertretenden Berliner Polizeipräsidenten Bernhard Weiß, den er bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit dem Namen „Isidor" anredete, den Antisemitismus in der Bevölkerung anzufachen. Instinktiv wußte Goebbels, daß er mit seinen Attacken einen Punkt traf, der bei jedem Menschen konstitutiv ist: Der Name hat mit der jeweiligen Identität eines Menschen zu tun, und der gezielte Angriff auf diesen ist der Versuch der Persönlichkeitszerstörung, die in der Zeit der Weimarer Republik systematisch betrieben wurde, um die Juden zu stigmatisieren und ihre Ausgrenzung aus der Gesellschaft vorzubereiten.

Motor der Aus- und Abgrenzungskampagnen seit Beginn des letzten Jahrhunderts waren offensichtlich tiefsitzende Bedrohungsängste, die zu tun hatten mit den einsetzenden Modernisierungsprozessen, die gesellschaftliche Umwälzungen zur Folge hatten – und jeden einzelnen betrafen, ob er wollte oder nicht. Hinzu kam, daß die Kirchen und damit auch die christliche Religion im 19. Jahrhundert zunehmend nicht nur an Boden, sondern auch an Überzeugungskraft verloren. An ihre Stelle traten der Vernunftglaube und die Wissenschaft, die für Neuerer eine Ersatzreligion darstellten. Das traf jedoch nicht für die Masse der Bevölkerung zu. Sie litt darunter, daß scheinbar festgefügte Ordnungen nicht mehr galten und jahrhundertealte, bis dahin als gültig empfundene Bilder und Vorstellungen als obsolet empfunden wurden.

Der zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommende, auf Herder und Fichte zurückgehende neue romantische Volksbegriff, dazu die patriotischen Predigten von Ernst Moritz Arndt („Einmüthigkeit der Herzen sey eure Kirche, Haß gegen die Franzosen eure Religion, Freyheit und Vaterland seyen die Heiligen, bei welchen ihr anbetet!"), sowohl die Vorstellungen, das deutsche Volk sei das ursprüngliche, das unverfälschte, das „heilige Volk" (Turnvater Jahn), lassen in nuce christliches Sendungsbewußtsein und Heilsgewißheit erkennen, jene Strukturelemente also, die seit dem letzten Jahrhundert integrale Bestandteile des deutschen Nationalismus geworden sind.

Es war nur noch ein kleiner Schritt, die überkommene theologische Antithese Judentum–Christentum in die Antithese Judentum–Deutschtum umzudefinieren. Das tradierte Judenbild, das Stereotyp des dämonisch-antichristlichen Juden erfuhr im ausgehenden 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die entsprechende Modernisierung. Der Jude war jetzt nicht mehr der Antichrist, der von Gott Verdammte, sondern der Wucherer, der Preistreiber, der Bankrotteur, der Todfeind, eine Gefahr für die wirtschaftliche und politische Existenz Deutschlands und der Deutschen schlechthin.

Die christliche Judenfeindschaft war bis zum Beginn der Neuzeit auf Diffamierung, allenfalls auf Ausgrenzung, nicht aber auf Vernichtung abgestellt. Die Juden sah man als von Gott verflucht an, zur Knechtschaft verurteilt und über die Welt verstreut. Sie konnten sich aber jederzeit von dem göttlichen Fluch lösen, wenn sie die Taufe nahmen und zum Christentum übertraten. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommenden Rassenlehren ließen diesen Ausweg jedoch nicht mehr zu. Die religiöse Verfluchung und die Verwerfung durch Gott wurden durch den Topos des nicht veränderbaren Rassencharakters ersetzt, der im Falle der Juden als minderwertig erklärt wurde. Der Jude war nun nicht mehr eine vage Vorstellung, sondern „körperliche Wirklichkeit, ein feststehender Menschentyp, rassenmäßig bestimmt und in seinen Eigenschaften definierbar" (A. Bein).

Neben deutschtümelnden Patrioten wie dem Turnvater Jahn und dem Schriftsteller Ernst Moritz Arndt hat nicht unerheblich zur Durchsetzung antisemitischer Rassenlehren die sogenannte wissenschaftliche Religionskritik beigetragen, die sich zwar in erster Linie gegen das Christentum richtete, aber auch die Juden und das Judentum betraf. Der Linkshegelianer Bruno Bauer zum Beispiel war ein ausgemachter Judengegner und entwickelte sich im Verlauf seines Lebens zu einem Doktrinär des deutschen Konservativismus und zu einem Anhänger abstruser Rassenlehren. Bauer war es, der in Deutschland als einer der ersten vom „Racentypus" sprach, der eine „Raceneigentümlichkeit" konstatierte und einen scharfen Trennstrich zwischen Juden und Nichtjuden gezogen wissen wollte. „Die Taufe", so bemerkte Bauer einmal, „macht den Juden nicht zum Germanen."

Das von den Judenfeinden gezeichnete Bild des Juden war zweifellos das Spiegelbild der Zeit und ihres Bewußtseins. Man attackierte die Juden, ahnte gleichzeitig jedoch, daß es ein Angriff auf das eigene Denken war, ein Angriff auf das Menschsein überhaupt. Zunehmend war erkennbar, daß das Christentum an Einfluß auf das Leben verlor. Andererseits war nicht zu übersehen, daß die Menschen die im Kirchenglauben gebotenen Erklärungsmodelle beizubehalten gewillt waren und die tradierten Feindbilder ihr Handeln nach wie vor bestimmten. Der Text eines Flugblattes der Wiener Revolution von 1848 macht deutlich, daß man sich dieser Doppelbödigkeit durchaus bewußt war. Hellsichtig wird in diesem prophezeit, was die Juden in einer ungläubig gewordenen Welt zu erwarten hätten: „Die Christen, die keinen Christenglauben mehr haben, werden die wütendsten Feinde der Juden sein . . . Wenn das Christenvolk kein Christentum und kein Geld mehr hat . . ., dann, ihr Juden, laßt Euch Eiserne Schädel machen, mit den Beinernen werdet ihr die Geschichte nicht überleben."

Die Judenfeindschaft und der „Fall Wagner"

Der Übergang der religiösen Judenfeindschaft zum modernen Antisemitismus läßt sich sehr gut am Fall Richard Wagners exemplifizieren. Wagner, der sein musikalisches und publizistisches Werk als eine Einheit („Gesamtkunstwerk") verstand, war der Typus des Judenhassers, dem es nicht mehr allein um die Ausgrenzung der Juden, sondern um deren Vernichtung ging. In seiner 1850 erschienenen Kampfschrift „Das Judentum in der Musik" hatte Wagner dem Juden nicht nur jede Befähigung zu künstlerischer Schöpfung abgesprochen, sondern ihn darüber hinaus als parasitär, dunkelböse, hell und dunkel. Dem jüdischen Dämon steht der arische Lichtmensch gegenüber. Da findet sich der Topos vom „Dritten Reich" und Anspielungen auf die Apokalypse des Johannes. In „Mein Kampf" heißt es: „So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn." Deutlicher als mit diesen Worten kann eigentlich nicht belegt werden, wie sehr Christentum und Nationalsozialismus eine quasi symbiotische Beziehung eingegangen sind. Mit der Formulierung, „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn" hat sich Hitler mit der Rolle des Erlösers und Retters identifiziert, desjenigen also, der die Deutschen aus der Not befreien und ans Licht führen will.

Die antijüdischen Stereotypen prägten vor und nach 1933 zunehmend auch die Sprache. Ausgehend von der Erkenntnis, daß Sprache Vorstellungen und Gedanken widerspiegelt, daß Sprache das Bewußtsein und die Denkweise einer ganzen Epoche bestimmen kann, ist es in unserem Zusammenhang wichtig, die von Theologen, Politikern, Literaten und Publizisten über die Jahrhunderte auf die Juden angewendeten Worte und Wortbilder zu berücksichtigen. In der Zeit des Nationalsozialismus besonders beliebt und noch heute gerne verwendet ist das Bild des „Parasiten", das suggeriert, der Jude lebe auf Kosten anderer, erschleiche sich durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit Vorteile, ohne wirkliche produktive Arbeit zu leisten.

Hitler und seine Anhänger hatten das Bild des „Parasiten" verinnerlicht. In den Juden sahen sie eine parasitäre Rasse, die nur auf Kosten der „Wirte" und nur von der Ausbeutung anderer Völker und Rassen leben kann. Goebbels, Formulierungen Richard Wagners aufnehmend, faßte 1937 auf dem Nürnberger Parteitag die verschiedenartigen ineinander übergehenden Bilder und Vorstellungen vom Juden in folgenden Worten zusammen: „Sehet, das ist der Feind der Welt, der Vernichter der Kulturen, der Parasit unter den Völkern, der Sohn des Chaos, die Inkarnation des Bösen, der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit."

Mit Sicherheit haben die aus dem Arsenal der Biologie stammenden Sprachbilder und Vorstellungen mit dazu beigetragen, die letzten moralischen Hemmungen, den inneren Widerstand gegen Unrecht und Verbrechen bei Millionen von Menschen zu schwächen. Vermutlich hat sogar das Bild vom Juden in nicht geringem Maße die Methoden des organisierten Judenmordes mitbestimmt. So wie man im Mittelalter in ihnen den Antichrist und Satan erschlug und auf dem Scheiterhaufen verbrannte, so war die Methode des Vergasens in den Mordlagern Hitlers die logische Konsequenz, nachdem sich die Vorstellung von den Juden als Parasiten endgültig durchgesetzt hatte. Waren die Juden tatsächlich Schmarotzer, Bazillen und Ungeziefer, so war nicht nur geboten, sie auszurotten, es lag auch nahe, bei dieser Ausrottung das Mittel anzuwenden, mit dem man Bazillen und Ungeziefer vertilgt – nämlich Giftgas.

Nach 1945 hat man in Deutschland lange geglaubt, der Antisemitismus sei überwunden. Bis in die frühen siebziger Jahre war man davon überzeugt, das Wissen um den organisierten Massenmord habe die Deutschen geläutert, habe kathartische Wirkung gehabt. Das mag im Einzelfall so gewesen sein. Der eine oder andere hat vielleicht wirklich nichts vom ganzen Ausmaß des Schreckens gewußt. Andererseits läßt sich heute die immer wieder vorgetragene Behauptung nicht mehr aufrechterhalten, man sei nicht über das informiert gewesen, was mit den Juden geschah. Die Behauptung war und ist eine beliebte, zur Entlastung gerne benutzte Argumentationsfigur, die Schuldgefühle und schlechte Gewissen kaschieren soll.

Das antisemitische Vorurteil ist nach wie vor vorhanden. Die empirischen Untersuchungen der Sozialforscher belegen, daß in der deutschen Bevölkerung 15 Prozent offen antisemitisch eingestellt sind und bei weiteren 30 Prozent Antisemitismus in Latenz feststellbar ist. Das Bemerkenswerte an diesen Zahlen sind aber nicht so sehr die Zahlen als solche, sondern der Sachverhalt, daß der Antisemitismus nicht lebender Juden bedarf, um sich zu artikulieren. Ein rechtsradikaler Skinhead, der „Juden raus" brüllt und Grabsteine auf jüdischen Friedhöfen mit antisemitischen Parolen beschmiert, kennt meist weder einen Juden, noch weiß er etwas vom Judentum.

Der Antisemitismus hat wohl auch eine psychosoziale Funktion. Eine Bevölkerung, konfrontiert mit Schwierigkeiten mannigfacher Art, bedarf nach wie vor des Sündenbocks, um sich abzureagieren. Das war früher nicht anders als heute; mit dem Unterschied, daß lebende Juden kaum mehr zur Verfügung stehen, an denen sich die aufgestauten Neid-, Haß- und Frustrationsgefühle entladen könnten. Begriffe wie „Jude" und „Judentum" haben sich verselbständigt; sie sind gewissermaßen zu Metaphern des Bösen geworden. Pöbelnde Skinheads benutzen sie bewußt oder unbewußt, aber auch ehrbare Politiker, insbesondere dann, wenn sie in bestimmten Situationen sich hilflos fühlen und überzeugt sind, daß dafür ein Schuldiger gefunden werden müsse.

Juden spielen in der deutschen Gesellschaft des Nach-Holocaust-Deutschlands zahlenmäßig kaum noch eine Rolle, dennoch ist die Abneigung gegen sie nach wie vor fest verwurzelt. Dafür ist zweifellos das jahrhundertealte gezeichnete Zerrbild verantwortlich, das, in das Unterbewußtsein eingebrannt, nicht mehr der realen Erscheinung des Juden bedarf, um Wirkung zu haben. Es führt ein Eigenleben, das unbestimmbar geworden ist. Ludwig Börne meinte 1819, daß die Abneigung gegenüber den Juden „einem dunklen unerklärlichen Grauen" entspringe, das seine Wurzeln in der magisch-mystischen Vorstellungswelt der christlichen Bevölkerung habe. Ähnlich argumentierte der Odessaer Arzt Leon Pinsker sechzig Jahre später, der den Antisemitismus als eine „Gespensterfurcht" ansah, als eine Art erblicher Angstneurose, die er für nicht heilbar hielt.

Die Retheologisierung als ein Ausweg?

Für uns Heutige stellt sich die Frage, wenn das Bild vom Juden freischwebend ist, das antijüdische Vorurteil sich verselbständigt hat und integraler Bestandteil der deutschen Kultur geworden ist, kann man dann überhaupt noch etwas tun? Es reicht sicher nicht aus, jährlich eine „Woche der Brüderlichkeit" zu veranstalten. Sie ist eine zum Ritual erstarrte Veranstaltung, die der Selbstbeschwichtigung dient und von der die Öffentlichkeit so gut wie keine Notiz mehr nimmt. Auch Filme, Bücher und Theaterstücke, die eher Kultur spiegeln als diese beeinflussen, verändern nicht bestimmte Bewußtseinskonstellationen. Ein eingefleischter Antisemit hört im übrigen nicht plötzlich auf, ein Antisemit zu sein, wenn man es von ihm fordert. Warum sollte er auch? Jeder Psychoanalytiker kann bestätigen, daß ein Antisemit mit seinem Vorurteil bestens zufrieden ist: Weder wünscht er, davon befreit zu werden, noch ist er diesbezüglichen Aufklärungsbemühungen zugänglich.

Mit den üblichen Mitteln des Aufklärens ist dem Antisemitismus nicht beizukommen. Vielleicht ist eine denkbare Möglichkeit, das christlich-jüdische Verhältnis zu retheologisieren. Damit ist gemeint, die Christen sollten fortfahren, verstärkt über ihr Verhältnis zu den Juden nachzudenken. Einiges ist in den letzten Jahren auf diesem Feld geschehen. Es gibt beispielhafte Synodalbeschlüsse und Konzilserklärungen, die Hoffnungen wecken, gleichzeitig aber auch die Grenzen theologischer Arbeit zeigen. Streicht man nämlich den Antijudaismus aus den kirchlichen Dokumenten, verzichtet man auf die Judenmission und gesteht vielleicht sogar die christliche Verantwortung für die Leidensgeschichte der Juden ein, dann könnte es sein, daß es kein Christentum mehr ist, jedenfalls keines, das mit dem ursprünglichen noch etwas zu tun hat. Nicht wenige Geistliche und Laien fühlen sich deshalb durch theologische Erneuerungsbemühungen in ihrem Glauben und in ihrer Identität bedroht und weigern sich vehement, die vorgeschlagenen Veränderungen im christlich-jüdischen Verhältnis zu akzeptieren.

Mag sein, daß die Bekämpfung des Antisemitismus ein aussichtsloses Unterfangen ist. Die historischen Erfahrungen sind derart, daß man fast daran glauben möchte. Aber auch wenn wir die Aussichtslosigkeit akzeptierten, sollten wir aus der uns auferlegten Verpflichtung zur Humanitas und zur Toleranz uns dennoch bemühen, Vorurteile zu bekämpfen, wo immer wir sie antreffen. Die Einsicht, daß der Bekämpfbarkeit des Antisemitismus Grenzen gesetzt sind, darf uns nicht hindern, das Wort zu erheben, wo Unrecht geschieht und Vorurteile in ihren militanten Ausprägungen das Bewußtsein und das Handeln von Menschen bestimmen. Unabdingbare Voraussetzungen für die Bekämpfung von Unrecht und Vorurteilen sind freilich radikale Aufklärungsarbeit und wirkliches Wollen – in der Familie, im Religionsunterricht, in der Schule, in den Hörsälen der Universitäten, aber auch am Arbeitsplatz. Ob damit etwas bewirkt werden kann? Sicher ist das nicht. Aber – wir haben keine andere Wahl.

*

Eröffnungsvortrag einer vom Piper-Verlag in der Münchener Universität organisierten Vortragsreihe „Der neue alte Rechtsradikalismus". Die Vorträge sollen im Herbst, von Ulrich Wank herausgegeben, in einem Taschenbuch erscheinen. Der Autor leitet das Moses Mendelssohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam.

Die Justiz der Tribunale

Halbes Recht

„Die lokale Bevölkerung teilt sich in ebenso viele Bruchstücke, wie sie Nationalitäten enthält; und diese kämpfen untereinander, wobei eine jede das Ziel hat, die andere Volksgruppe zu ersetzen. Darum sind diese Kriege so blutrünstig, mit derartig hohen Verlusten an Menschenleben verbunden und führen zur Vernichtung der Bevölkerung und zum Ruin ganzer Landschaften." Diese politische Lagebeschreibung einer internationalen Untersuchungskommission gilt der Situation auf dem Balkan – und stammt aus dem Jahr 1914. Achtzig Jahre sind vergangen, und die Beschreibung dessen, was heute unter den Begriff der „ethnischen Säuberung" gefaßt wird, könnte zutreffender und aktueller nicht wirken.

Auch die Hilflosigkeit der Diplomatie scheint dieselbe geblieben zu sein. Dabei hüten sich die Großmächte heute – im Unterschied zu einst – davor, den Balkan zum Angelpunkt hegemonialer Ansprüche zu machen. Es geht diesmal allein um Schadensbegrenzung und um die Pazifizierung einer Region, die im übrigen zu nah liegt, als daß man die Risiken, die ein über Jahre sich hinziehender Bürgerkrieg mit sich bringt, hinnehmen wollte. Aber mit welchem Mandat und mit welchen Mitteln läßt sich ein Frieden erzwingen, wenn die, denen dieser Frieden gebracht werden soll, ihn nur zu ihren Bedingungen annehmen wollen? Welche Folgelasten zieht die humanitäre und diplomatische Intervention nach sich? Und nach welchen Grundsätzen sollen die Handlungen der Bürgerkriegsparteien beurteilt werden?

Es dürfte unwahrscheinlich sein, daß hier nach dem klassischen Verfahren der Friedensschlüsse des neunzehnten Jahrhunderts verfahren werden kann. Denn dieses Verfahren schloß alle Fragen der Kriegsverursachung, von „Kriegsschuld" ganz zu schweigen, aus dem Prozeß der Friedensfindung aus. Die Übereinkunft der ehemaligen Kriegsparteien sollte mit jenen Motiven nicht belastet werden, die zum Krieg geführt hatten. In reiner Form hat es diesen „unideologischen" Friedensschluß allerdings selten gegeben, wie etwa die Schaffung der „Heiligen Allianz" von 1815 zeigt.

Die großen Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts dagegen schienen nach der militärischen Niederlage einer der Kriegsparteien danach zu verlangen, daß diese moralisch-ideologisch und sogar gesetzlich verurteilt wurde. So hatten die Briten 1918 Wilhelm II. als Kriegsverbrecher anklagen wollen, konnten sich mit diesem Plan aber nicht durchsetzen. Immerhin konnte damals schon die Abschaffung der Monarchie in Deutschland als Kriegsziel formuliert werden, da man insbesondere die preußischen Monarchen für eine fortwährende Kriegsgefahr hielt. Die völkerrechtliche Grundlage dafür war allerdings höchst unsicher.

In welche Kalamitäten die internationale Staatengemeinschaft durch den Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien gerät, sobald sie gleichzeitig als Vermittler und Richter auftritt, untersucht der ungarische Historiker István Deák in einem Vergleich mit den Nürnberger Prozessen („Siegerjustiz? Die Nürnberger Prozesse und die Kriegsverbrechen auf dem Balkan", in: Transit. Europäische Revue, Heft 7, Verlag Neue Kritik, Frankfurt am Main 1994). Der historische Vergleich ist durchaus nicht abwegig. Zum ersten Mal nach den Nürnberger Prozessen von 1945/46 wurde 1993 vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ein internationales Kriegsverbrechertribunal für die im ehemaligen Jugoslawien begangenen Verbrechen eingerichtet.

Die moralische Emphase, mit der dies geschah, steht allerdings in einem Mißverhältnis zu der Bereitschaft der Staatengemeinschaft, das Tribunal mit den notwendigen Mitteln und Informationen auszustatten. Die Vereinten Nationen verhandeln statt dessen immer wieder mit jenen, die sich als Angeklagte vor dem Tribunal zu verantworten hätten. Deák bemerkt zu Recht, daß die Durchsetzung eines internationalen Rechtssystems mit entsprechenden Sanktions- und Strafmaßnahmen davon abhängen wird, ob die Vereinten Nationen dieses Tribunal als moralische Scheinveranstaltung betreiben oder nicht. Als Scheinveranstaltung würde es die Vereinten Nationen weiter diskreditieren; als ernstgemeinter Versuch aber würde es all jene Fragen wieder aufwerfen, die schon die Nürnberger Prozesse begleiteten.

Das Hauptproblem der Nürnberger Prozesse liegt für Deák darin, daß Deutsche nur als Angeklagte, nicht auch als Ankläger auftraten. Denn die Alliierten hatten sich mit der Konferenz von Casablanca im Jahr 1943 nicht nur auf die bedingungslose Kapitulation Deutschlands, sondern implizit auch auf die deutsche Kollektivschuld festgelegt. Damit schwächten sie die Chancen einer deutschen Widerstandsbewegung: Mit dem Widerstand gegen Hitler war von diesem Zeitpunkt an politisch nichts mehr zu gewinnen. Zugleich, meint Deák, sei die Chance vertan worden, die Deutschen selbst über ihre Führer urteilen zu lassen. Die Deutschen erlebten die Prozesse deswegen nur als eine zusätzliche Demütigung durch die Siegermächte. So kam es zu einer „stillschweigenden Verschwörung", die die westlichen Pläne durchkreuzte. Widerstandskämpfer erhielten keine Entschädigung durch bundesdeutsche Gerichte zugesprochen, während nationalsozialistische Verbrechen, wenn es überhaupt zur Anklage kam, eher milde bestraft wurden.

Deák meint gleichwohl, daß die Nürnberger Prozesse notwendig waren und eine andere Lösung kaum realistisch gewesen wäre. Trotzdem bleibe als Fazit, daß internationale Tribunale kein „fortschrittliches Instrument" der Politik seien, sondern nur ein „letzter Ausweg". Die „halbe Gerechtigkeit", die sie bieten, droht freilich gerade jenes Motiv zu desavouieren, aus dem heraus sie ins Leben gerufen wurden: den Wunsch nach einer neuen politischen Weltordnung. Es ist zu befürchten, daß man es auch heute bei einer nachträglichen Verurteilung der Barbarei bewenden läßt.

MICHAEL JEISMANN

768450 9-95
ERNEST C STIEFEL
1114 AVE OF AMERICAS
NEW YORK
NY 10036

AUFBAU

AMERICA'S ONLY GERMAN-JEWISH PUBLICATION – FOUNDED IN 1934

Vol. LX, No. 22 | New York, N.Y., Friday, October 28, 1994 | $2.00 in U.S.A.

Israel — Träume und Realitäten

Von Sylke Tempel

Der Nahe Osten ist eine Region, in der ungeheures Potential steckt, in der das Machbare viele Jahrzehnte unmöglich war, und das scheinbar Unmögliche nun machbar ist.

Nach dem Friedensschluß mit der PLO und dem vom Chefterroristen zum Staatsmann gemauserten Yassir Arafat schließen nun auch die Nachbarn Israel und Jordanien Frieden. Ein solcher Frieden könnte Prosperität bringen, eine Klärung der lebenswichtigen Verteilung von Wasserressourcen, die Nutzung israelischer Technik in Fragen der Bewässerung oder der Energieressourcen, einen Binnenmarkt, der, geht es nach den Vorstellungen des israelischen Außenministers Shimon Peres, die Länder des Nahen Ostens zu einer Art EU nach europäischem Vorbild verknüpft.

Doch der Nahe Osten ist auch eine Region, in der Träume und Realitäten manches Mal seltsame Allianzen eingingen, doch sich meistens nicht vertrugen.

Ohne Frage: König Hussein und Premierminister Rabin schließen Frieden, weil die Träume mancher Gruppen nicht in Erfüllung gehen sollen. Nicht die Träume der Hamas und islamischer Fundamentalisten, die die Israelis noch immer ins Meer werfen möchten, und nicht die Träume jüdischer Fanatiker, die ihr "Judäa und Samaria" am liebsten ohne ihre arabischen Nachbarn besiedeln würden.

Ohne Frage schlossen Arafat und Rabin, Rabin und Hussein Frieden, weil die Mehrheit ihrer Landsleute pragmatischer denken und schlichtweg die Nase voll haben von Krieg und Gewalt, weil sie lieber den Samstagnachmittag mit Freunden am Strand von Tel Aviv verbringen als sich in der West Bank mit Steinen bewerfen zu lassen.

Doch es gibt auch positive Träume, die längst auf eine Erfüllung warten. Als die ersten Zionisten in Palästina eintrafen, hofften sie, auch die arabische Bevölkerung, meist ärmliche Bauern, an ihrem Fortschritt teilhaben zulassen. Aber die meisten mögen sich noch immer selbst aussuchen, von wem sie sich belehren lassen. Die arabische Bevölkerung jedenfalls empfand die europäischen Juden schnell als Eindringlinge, die ihnen eine fremde, die abendländische, Kultur aufzudrängen versuchten.

Und so kann der Traum vom gemeinsamen Markt noch immer zerplatzen: Jordaniens Wirtschaft ist der Israels bei weitem unterlegen, Ägypten und Syrien sind totalitäre bzw. halbtotalitäre Armenhäuser; Yassir Arafat hat einen autonomen Saustall, der sich Gaza nennt — Gebiete, die kaum über eine funktionierende Müllabfuhr verfügen. Vor Israels Staatsgründung gab es Universitäten, Krankenhäuser und Rechtsanwälte, die Hühnerzüchter wurden. Arafat verfügt über eine ganze Menge nationaler Symbole und Hühnerzüchter, die heute einen Radiosender leiten müssen.

Es wird noch viel Kraft kosten, diese Unterschiede auszugleichen, ohne dem arabischen Nachbarn das Gefühl zu geben, daß er als ein "armer Verwandter" mitgezogen werde. Es wird noch viel Kraft kosten, Arafat und seine Polizei das Gesicht wahren zu lassen und Hamas-Terroristen selbst zu finden und unter Kontrolle zu bringen, auch wenn das Leben unschuldiger Israelis aufs Spiel gesetzt wird.

Die Busattacke in Tel Aviv, die mehr als 20 Israelis das Leben kostete, fand an einem Ort statt, an dem sie sich sicher fühlten. Sie war bisher wohl die schlimmste und erschütterndste Tat, aber sie könnte nicht die letzte gewesen sein.

Es bedarf großen Geschickes, Mutes, der Geduld und der Weitsicht, um arabische Sensibilitäten zu berücksichtigen, wohl wissend, daß israelische Sensibilitäten weit weniger berücksichtigt wurden.

Wer die Verhandlungen von Madrid und Oslo, und die Abkommen von Washington und Amman für eine Meisterleistung der Diplomatie hält, hat wohl recht. Doch jetzt fängt es erst richtig an.

* * *

Und zwar mit der Nahostmission von Präsident Clinton, die als bislang umfangreichste Reise eines amerikanischen Staatsoberhauptes in 20 Jahren gilt. Auf einen Abstecher nach Kairo (Besuch des Grabes von Anwar el Sadat) folgten Konsultationen in Jordanien, wo Clinton der Unterzeichnung des Friedensabkommens zwischen Israel und Jordanien beiwohnte. Anschließend traf er in Damaskus mit dem syrischen Präsidenten Assad zusammen. In Jerusalem sprach Clinton vor der Knesset, bevor er sich vor Ort in Kuwait über einen weiteren Krisenherd informierte. Nach Kuwait folgte Saudi Arabien.

Itzhak Rabin und Präsident Clinton in den Gängen des Weißen Hauses nach der Unterzeichnung des Abkommens zwischen der PLO und Israel im Vorjahr.

In eigener Sache

Nach der Sonderausgabe "60 Jahre Aufbau" vom 14. Oktober mit 48 Seiten halten wir für Sie erneut ein "Special" bereit. Diesmal beschäftigen wir uns mit dem Besuchsprogramm deutscher Gemeinden für ihre ehemaligen jüdischen Bewohner. Fast 120 Städte und Dörfer haben ein solches auf die Beine gestellt. Auf 56 der insgesamt 64 Seiten der vorliegenden Ausgabe hat der Aufbau die Bemühungen der einzelnen Orte dokumentiert.

Wegen der Fülle des Materials blieben deshalb Abstriche bei den regulären Kolumnen der Zeitung unausweichlich. In der nächsten Ausgabe (Nr. 23 vom 11. November) wird der Aufbau zu seinem gewohnten Format zurückkehren: Mit Kunst- und Literaturkritik; mit Film- und Theaterrezensionen, mit Berichten über das Jüdische Leben, — und, last but not least, mit einem umfangreichen Kreuzworträtsel!

Mit großem Bedauern erfuhr ich, daß Henry Marx, Chefredakteur des AUFBAU, verstorben ist. Dazu möchte ich Ihnen und der Redaktion des AUFBAU meine herzliche Anteilnahme zum Ausdruck bringen.

Für Sie und den Aufbau ist der plötzliche Tod von Henry Marx sicher ein großer Verlust. Die mir vorliegende Nümmer des AUFBAU legt davon Zeugnis ab. Dieser Verlust hat aber nicht nur Sie und den AUFBAU getroffen, sondern auch viele andere, die Henry Marx unabhängig von seiner Funktion als Chefredakteur gekannt und als Mann mit vielen herausragenden Eigenschaften geschätzt haben.

Er war nicht nur hoch kultiviert, sondern hatte auch ein gesundes politisches Urteil, Augenmaß und eine von einem stillen Humor getragene Menschlichkeit, die ihn zu einem idealen Brückenbauer zwischen dem aus Deutschland stammenden Judentum in den Vereinigten Staaten und dem nach dem Krieg gebildeten neuen Deutschland werden liessen.

Als ich Generalkonsul in New York war, war Henry Marx noch im Goethe-Haus tätig. Ich habe mich damals darüber gefreut, daß ein Mann seines Kalibers für das Goethe-Haus arbeitete. Noch größer war meine Freude, als ich 1985 — damals in Brüssel als Botschafter bei der EG tätig — vernahm, daß er Chefredakteur des AUFBAU geworden war. 1990 war es mir vergönnt, ihn in New York zu treffen. Das eingehende Gespräch ist mir in sehr guter Erinnerung geblieben.

Ich trauere mit Ihnen und hoffe, daß es Ihnen gelingt — oder schon gelungen ist — eine Persönlichkeit mit gleichwertigen Vorzügen als Nachfolger von Henry Marx zu gewinnen.

Der Oberbürgermeister

und die Bürger der

Stadt Köln

grüßen ganz herzlich Verlag und Leser des

AUFBAU

zum 60. Jahrestag der Zeitung.

KÖLN · COLOGNE

Gedenkfeier am 31. Oktober um 6 Uhr abends

im Goethe House New York

Hommage für Henry Marx

Mit meinen besten Wünschen für Ihr persönliche Wohlergehen und die Zukunft des AUFBAU bin ich

Dr. Werner Ungerer
Botschafter a. D.

* * *

Bei Rückkehr aus Europa erreichte mich die traurige Kunde von Henry Marx' Ableben. Sein Tod ist ein unersetzlicher Verlust für all diejenigen von uns, deren Aufgabe es ist, für die sozialen und kulturellen Belange der aus dem deutschen Sprachgebiet Zentral Europas nach USA ausgewanderten Juden zu sorgen. Der Verlust ist umso schmerzvoller, als der Kreis der Verantwortlichen altersbedingt zusehends schwindet.

Er war ein Journalist par excellence. Er schöpfte aus einem großen Wissen auf vielen Gebieten. Er kannte Europa und Amerika, deren beiden Welten. Er wußte um die Bewährung im Untergang der Hitlerverfolgten, um ihren Eingliederungsprozess und ihre Akkulturation. Er kannte das große Erbgut deutschen Judentums und die für uns daraus erwachsende Verpflichtung.

Er hatte Verständnis für die soziale Fürsorge unserer hilfebedürftigen Menschen und auf kulturellem Gebiet für die Präservierung unseres mitgebrachtem Kulturguts; er glaubte an den Brückenbau zwischen Juden und einer gesunden deutschen Demokratie; er blieb besorgt um die gesicherte Existenz von Israel. Er war nahbar durch seine Menschenfreundlichkeit und sein Bestreben anderen zu helfen und sie an seinem Wissen teilnehmen zu lassen. Für die American Federation war er ein wertvolles Mitglied ihres Vorstands in der leider nur zu kurzen Zeit seiner Teilnahme.

Dem Aufbau und seinen Lesern sprechen wir aufrichtiges Beileid aus um den Verlust eines Mannes, der zu uns und für uns sprach und mit einer Feder schrieb, der man trauen und vertrauen konnte.

Curt C. Silberman,
American Federation of Jews from Central Europe

* * *

Mit tiefer Bestürzung erhielten wir die Nachricht vom Tod unsres langjährigen Aufsichtsratsmitgliedes und Vizepräsidenten Dr. Henry Marx. In seiner damaligen Eigenschaft als Musikkritiker der New Yorker *Staatszeitung* hat Henry Marx Kurt Weill noch anläßlich der Uraufführung von Street Scene 1947 persönlich kennengelernt und mit ihm ein Interview durchgeführt.

Seit dem frühzeitigen Tod des Komponisten im Jahre 1950 hat Henry Marx sich unermüdlich, tatkräftig und visionär für dessen Werk und eine "Wiedergutmachung" an dessen Ruf — der besonders in Deutschland noch reichlich missverstanden war — eingesetzt. Als einer der allerersten "Weill Aktivisten" hat er, in seiner damaligen Position als Programmdirektor des New Yorker Goethe-Hauses, zum 75. Geburtstag Weills 1975 eine besonders einfallsreiche Ausstellung im New Yorker Lincoln Center geschaffen, die zu einer engeren Zusammenarbeit mit Lotte Lenya Anlaß gab. Zum ersten Mal erschien damals ein ausführlicher Katalog mit zuvor nie bekannten Bildmaterialien, die Henry Marx zum Teil selbst aus deutschen Archiven herüberzuholen verstanden hatte. In einem Vorwort zu diesem Katalog schrieb er:

"In spite of Weill's great importance for the musical theatre of Europe and America, very little has been published on either his work or his life. A major study has still to come before his place can be more securely defined than is possible now... We do hope that the present exhibit, the first one ever devoted to Weill, will convey some measure of his greatness and make clear the important contribution Lenya has made to it. We are all greatly indebted to her, for without her collaboration as guardian of her husband's materials, this exhibit could not have happened."

Als Lotte Lenya dann einige Jahre vor ihrem Tod die von ihr Jahre vorher gegründete Kurt Weill Foundation for Music neu organisierte, war Henry Marx einer der ersten, dem sie das Schicksal dieser Organisation anvertraute.

Henry Marx hat dieses Vertrauen wahrlich bis in die letzten Tage seines Lebens geehrt und um unsäglich Vieles bereichert. Wir vermissen ihn sehr schmerzlich und können Ihnen daher nachfühlen, was dieser Verlust für Sie speziell bedeutet.

Lys Symonette,
The Kurt Weill Foundation for Music

* * *

Sechzig Jahre *Aufbau*. Immer noch überlebt das Bedürfnis von mehr als 9000 Abonnenten unserer Zeitschrift, Nachrichten zum Gedankenaustausch auch in ihrer Muttersprache zu empfangen. So wie Goethe und Schiller der Jugendjahre im deutsch-jüdischen Geist verwurzelt bleiben, hält auch das Sprachgut den schwersten Betrübnissen der jüngsten deutschen Geschichte stand, indem es das Innerste immer wieder zum Dialog mit einem unbekannten Gegenüber auffordert.

Das Unterbewußtsein eines älteren Menschen deutsch-jüdischer Abstammung arbeitet mit geradezu jugendlicher Kraft, wobei es den indirekten Dialog durch jede neue *Aufbau*-Ausgabe in seiner vollen geschichtlichen These verlangt. Zu berücksichtigen hierbei ist der Umstand, daß doch praktisch alle ehemaligen deutsch-jüdischen Emigranten der Aufgabe des würdevollen Gedenkens der im Holocaust verlorenen Familienmitglieder und Freunde bis zum eigenen Ableben nachkommen.

Dies möge einer wesentlichen Feststellung dienen: Die Macht der Toten lebt in uns allen, im Diktat von Geschichte und Gedächtnis. Es ist diese Macht, welche die jüngsten Generationen unserer westlichen Welt mit einladender Wirkung zum Dialog der Rechtschaffenheit auffordert, und zwar auf allen Gebieten humanistischen Denkens und Handelns.

War es einmal die Aufgabe dieser Zeitung deutsch-jüdischer Emigranten, ihr Gedankengut zum Aufbau ihres zerrütteten Lebens zu erhalten, ja zu kräftigen, so durchdringt nach nunmehr sechs Jahrzehnten ein verklärter Umstand einer sich verändernden Welt die Beiträge... und nicht zuletzt die Auffassung ihrer Leser.

So wie die Rotation des Erdballs Tag und Nacht gebietet, so steuert die Macht der Zeit das Fortleben von Geschichte und Gedächtnis. Das nunmehr vereinte Deutschland von Ost und West erfährt die Konfrontation der Vergangenheit, sowohl durch den Angriff der radikalen Rechten als auch einiger konservativer Zuschauer einer strukturlosen Weltanschauung.

Dennoch! Lichterketten von über zwei Millionen Menschen in deutschen Städten geboten der von rechts zersetzenden Gewalt Einhalt. Mehr denn je ergibt sich ein sich stets erneuender Anlaß zum Aufbau eines belebenden Dialogs mit dem bereits erwähnten unbekannten Gegenüber, nämlich dem jeweiligen jungen Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks, da, wo Zeitgeschichte immerhin so viele Organisationen der notwendigen Zusammenarbeit schuf, seien sie politisch, kulturell oder ökonomischer Natur.

Henry Marx hat uns Leser nicht wirklich verlassen. Sein Vermächtnis bleibt die wertvolle Erkenntnis über uns selbst, unserer Anpassung innerhalb der fortschreitenden Weltgeschichte. Darüber hinaus aber zeigt er uns den Weg des positiven Handelns mit dem unbekannten Gegenüber.

Der Wert seines schon früh begonnenen Gedankenaustauschs mit Gymnasiasten in Städten des heutigen Deutschlands, bis in sein gesegnetes Alter, trotz seines sich schwächenden Gesundheitszustandes, trägt weiterhin Früchte. Die Suche vernünftiger junger Menschen deutscher Sprache und Kultur nach der schmerzlichen Aufklärung ihrer unmittelbaren Zeitgeschichte bedarf insofern der Milderung, als daß der Geist eines Vertreters der ehemaligen deutsch-jüdischen Symbiose ihnen bereits die Kraft verlieh, die Mischung von Politik und politischer Kultur immer rechtzeitig auf die Waage der Humanitas zu legen.

1992 hat Henry Marx vor Schülern in Berlin betont "Wir Zeugen der Zeitgeschichte gehen von dannen. Zum Schluß bleiben dann nur noch die Geschichtsbücher". Auch bei Martin Buber finden wir eine Bestätigung dessen, was Henry Marx uns allen vorexerziert hat; es ist der Wert einer deutsch-jüdischen Symbiose für die Zukunft einer politischen Kultur im vereinten Deutschland.

Zum historischen Ende der deutsch-jüdischen Symbiose erklärt Martin Buber bereits 1939 unter anderem folgendes: "Neben äußerer Anpassung gibt es doch

Fortsetzung Seite 6A

Our very best wishes for the 60th Anniversary

Robert & Selma Hess
150 Bennett Avenue
New York, NY 10040

Wenn eine Airline junge Flugzeuge hat, erfahrene Piloten, aufmerksame Flugbegleiter und sorgfältige Mechaniker - nur dann hat sie auch Zeit und Muße, sich um das Wichtigste zu kümmern:

Besuchen Sie Ihr Reisebüro oder rufen Sie uns an unter 1-800-645-3880.

"So wie es mal war"

SATURDAY, SEPTEMBER 22, 1945

EXPRESS AND STAR —PAGE 5

Parted by Nazis For Seven Years, Wed at Wolverhampton

After seven years separation and the trials which Nazi persecution and the misfortunes of war brought each of them, a young American soldier and his refugee bride, who has been living in Wolverhampton for the past three and a half years were reunited in Wolverhampton this week. This morning they were married quietly at the Wolverhampton Register Office, Staffordstreet.

In the early days of the Nazi regime, two members of the "English Club" in Breslau became attached to each other—a boy named Joseph Koppel and a girl in her teens, Edith Lachmann. Born in Germany but of Jewish race, they met as a result of their mutual interest in English life and letters. Their courtship was destined to be strangely prolonged.

Joseph Koppel and his bride, Miss Edith Lachmann

JOINED U.S. ARMY

As the persecution of their race reached frenzy they made their plans. Joseph was given admittance to the U.S.A., to which he succeeded in escaping in 1938. He duly acquired American citizenship, joined their army and was among the invaders.

He barely set foot in this country before sailing for France. His fiancée heard his voice on the long distance telephone and he was gone; it was weeks before she heard from him again by mail.

Speaking his native language, Joseph was of great value to his unit as interpreter and official interrogator, and after the German collapse there was a strange reversal of roles. Now the Jew interrogated the Nazi in his home town of Mönchen Gladbach.

FLIGHT FROM MUNICH

Near the outbreak of war Edith had escaped to Holland on the very last train on which Jews were permitted to travel. She was eventually admitted to this country, where she was befriended by relatives of Mrs. P. Temple, of Albert Road, and for the last three years she has shared their own home.

On Wednesday night, securing leave and permission to marry at long last, Joseph flew from Munich to Croydon, and arrived at Wolverhampton much the worse for rough air-travel. The following morning the two betrothed young people saw each other for the first time for seven years.

At Reynolds's restaurant today, where a quiet wedding party was held for the couple by the bride's friends after the civil ceremony. Joseph said: "Well, I've waited seven years, but I've got my Rachel and not been fobbed off with some Rebecca."

"Goodbye Yuppi
love,

und Steffie, Steven und Karen."

Unser
Ronald Clarence
kam am 24. Dezember 1948 an
Joseph u. Edith Koppel
geb. Lachmann
fr M. Gladbach-Breslau
128 Fort Washington Ave.,
New York, 32, N.Y.

HEAT the whole HOUSE... with a ceramic tile stove— KACHELOFEN

A $1,900- stove does it!
- heating capacity up to 6,000 square feet
- 75% to 90% fuel efficiency
- 10 different models available

KA-HEAT KACHELOFEN LTD.
R.R. 4 Roseneath,
KOK 2X0, Ont. Canada
Tel. 905-352-2670, Fax 905-352-3848
$5.- per catalog/Dealers Wanted

Highest prices paid for your WATCHES (any condition)
wrist watches and pocket watches, ca. 1900-1960, also earlier dates.
Call collect anytime
(212) 873-7150
We come to your home.

FELIX & CHRISTAL MEAT MARKET, INC.
SCHALLER & WEBER — Prime Meats and Cold Cuts ● Groceries ●Beef Products
740 West 181 St., New York 10033
(betw. Broadway & Ft. Wash. Ave.)
Tel. 923-3283

AUFBAU
AUFTRAG FÜR JAHRESABONNEMENT
Amerikas einzige deutschjüdische Zeitschrift

USA $48.50 (½ Jahr $40.00)
Europa (Luftfracht) $68.00
oder DM 125.00
Israel (Luftfracht) $58.00
Kanada und Mittelamerika $54.00
Südamerika: (Schiff) $56.00
(Luft) $125
übriges Ausland $74.00

Alle Abonnements zahlbar in US-Dollar an eine US-Bank oder an unsere europäischen Banken.

Zahlungen können auf das Konto Nr. 9 001 773 00 bei der Dresdner Bank Berlin AG., Uhlandstr. 9-11
10623 Berlin, Germany
BLZ 100 800 00
oder
auf das Konto Nr. 82-130 bei der Bank HUGO KAHN & CO., Stockerstr. 38, 8027 Zürich, Schweiz überwiesen werden.

Name _____
Anschrift _____
_____
_____

Anbei mein Scheck ☐

AUFBAU
Circulation Dept.
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023

Lufthansa German Airlines
NACH EUROPA UND ISRAEL

KOCH
World Wide Travel Service
Specializing in low airfares... USA, Europe, around the Globe.
Tours...Cruises...Hotels...Car Rentals...Amtrak...European Rail Tickets/Passes
Information/Reservations, call
KOCH TRAVEL BUREAU
157-161 E. 86 St.
New York, NY 10028
Tel: (212) 369-3800
Westchester branch
55 Church St.
White Plains, NY 10601
Tel: (914) 946-0002

ORIENTAL RUGS
WANTED:
Any condition, any size.
We pay Top Dollar.
Call collect anytime:
(212) 873-7150
We come to your home.

AUFBAU
A Division of the New World Club, Inc.
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023
Phone: (212) 873-7400
Fax Nr.: (212) 496-5736
Cable Address: Aufbau New York
Editor
Henry Marx
geb. 3. Nov 1911-
gest. 22. Juni 1994
Managing Editor
Hermann Pichler
Associate Editors
Monika Ziegler Will Schaber

Carol Stuart ..... *Advertising & Circulation*
Jerry A. Brunell ..... *President and Publisher*
Kurt B. Landsberger ..... *Executive Vice President*
Werner D. Wohl ..... *Vice President*
Werner A. Stein ..... *Treasurer & Chairman, "Aufbau" Committee*
Warner M. Goldsmith, Vernon Mosheim, *Committee Members.*

AUFBAU (ISSN 0004-7813) Second-class postage paid at N.Y., N.Y. Published bi-weekly. Copyright 1994 by New World Club, Inc., 2121 Broadway, New York, N.Y. 10023. Postmaster: Send change of address to Aufbau, 2121 Broadway, N.Y., N.Y. 10023

One year subscription: USA $48.50, Canada & Central America $54.00, South America $56.00 (air $125.00), Europe $68.00 (airfreight), Israel $58.00 (airfreight), other foreign countries $74.00. Six month subscription (USA only) $40.00. Single copy $2.00
New rates apply at renewal of current subscriptions.
Subscription cancellation fee $20.00

* * *

All articles in this issue reflect the personal opinion of their authors which is not necessarily that of the Publisher and the *Aufbau* Committee. — *Aufbau* does not assume any responsiblity for unsolicited material.

Vol. LX, No. 22 October 28, 1994

GERALD'S RESTAURANT
(former owner of *Kleine Konditorei* Hans-Georg Hoeft)
Simply Classic Cuisine
49 West 56th Street, New York City 10019
Tel.: 212-586-2775 Fax:: 212-586-3468
Grand Opening
November 2, 1994

NEW WORLD CLUB
congratulates Mr. and Mrs. Hoeft on the opening of their new restaurant
GERALD'S
We are happy to have scheduled a
Holiday Luncheon on December 13, 1994
and hope you will all be able to join us.
Please watch the next issue of AUFBAU for details.

BESUCH IN DER ALTEN HEIMAT

Eine Dokumentation des *AUFBAU* über Besuchsprogramme deutscher Gemeinden für ihre ehemaligen jüdischen Bewohner

Herausgeber: Aufbau–New World Club, 2121 Broadway, New York, NY 10023
Urheberrechte und Copyright beim Herausgeber

Fast 120 deutsche Städte laden ein

Einladungen deutscher Großstädte, Städte und Gemeinden an ihre ehemaligen jüdischen Bewohner, die durch rechtzeitige Flucht den Holocaust überlebten, sind keine Seltenheit. Zwar hat *Aufbau* mit einiger Regelmäßigkeit über den Verlauf mancher dieser Besuchsreisen berichtet; auf den folgenden Seiten wird aber zum erstenmal versucht, eine Gesamtdarstellung zu geben. Nahezu 120 Orte in den elf alten Bundesländern wurden von uns angeschrieben und ersucht, bemerkenswerte Einzelheiten über die Besuchsreise mitzuteilen. Nicht alle haben mit der gleichen Ausführlichkeit berichtet, weshalb gelegentlich vorkommt, daß in dieser Ausgabe über kleinere Orte mehr veröffentlicht wird als über manche grosse.

Was in den sechziger Jahren begann — 1966 war Hannover die erste große Stadt, die ein solches Besuchsprogramm durchführte — sich in den siebziger Jahren langsam weiterentwickelte, schwoll in den achtziger Jahren zu einem wahren Strom an, kalendermässig begründet durch den 50. Jahrestag des Pogroms vom 9. und 10. November 1938. In den neunziger Jahren setzte es sich in langsamerem Tempo fort; insbesondere hatten Kleingemeinden oft nicht mehr als 10 bis 15 überlebende Juden im Ausland ausfindig machen können, während die Großstädte immer noch eine Warteliste haben, allen voran Berlin, wo vor 1933 etwa ein Drittel aller deutschen Juden lebte, und das in diesem Jahr seinen 30.000. Besucher erwartete.

Henry Marx, Chefredakteur des *Aufbau* bis zu seinem Tod am 22. Juni 1994, hatte bereits vor vier Jahren die Idee, eine Dokumentation über die Besuchsprogramme deutscher Städte zu verfassen. Auf seinen Briefwechsel mit mehr als hundert Bürgermeistern geht die Beschaffung von Textmaterial und Büchern zurück. Ohne seine hartnäckigen Bemühungen um eine Finanzierung durch die deutsche Bundesregierung wäre das Projekt nie zustandegekommen.

Foto: Erich Hartmann/Magnum

Von Landeshauptstädten fehlt Saarbrücken ganz; München, das als zweite Stadt mit dem Besuchsprogramm 1967 begann, hatte bald das übliche Programm eingestellt, aber ehemals in München wohnenden Juden, die ohnehin in die Stadt kamen, Unterkunft und Kostgeld bezahlt; Kiel schließlich wird in dem Abschnitt über Schleswig-Holstein aufgeführt, das als einziges Land das Besucherprogramm landesweit durchführt.

Vielleicht wird ein Nachtrag zu den Besuchsprogrammen nötig sein, die die Städte der ehemaligen DDR organisieren werden. Bisher ist uns nur eine Initiative von Chemnitz bekanntgeworden, das einige ihrer jetzt in Israel lebenden Juden einlud. Eine zweite Stadt, die sich bemüht, im Ausland wohnende Juden ausfindig zu machen, ist Eisenach.

Kleinere Orte schreiben im allgemeinen nur eine einzige Einladung aus, weil nicht viele ihrer ehemaligen jüdischen Bürger die 50 bis 60 Jahre nach ihrer Flucht überlebt haben. Aber selbst manche größere Städte haben alle ihnen bekannten Juden auf einmal eingeladen: Fulda etwa zur Einweihung eines neuen jüdischen Gemeindehauses holte in einer Woche 350 Personen in die Stadt und fertigte dann von dem Besuch ein Video an, oder Karlsruhe lud alle der Stadt bekannten Juden in zwei aufeinanderfolgenden Monaten ein.

Die Initiative zur Einladung geht in den meisten Fällen von der betreffenden Gemeinde aus, die aber oft von engagierten Einzelpersonen oder Institutionen, wie der örtlichen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit veranlaßt werden, ein solches Programm durchzuführen. Aus verständlichen Gründen ähneln sie einander sehr: zahlreiche Empfänge, zumeist im Rathaus durch den Bürgermeister bzw. Oberbürgermeister, Stadtrundfahrten, Begegnungen mit Bürgern der Stadt, eine Gedenkstunde auf einem jüdischen Friedhof, Ausflüge zu Stätten der jüdischen Geschichte in unmittelbarer Nähe, Teilnahme am Sabbatgottesdienst in einer Synagoge am gleichen Ort oder in der Umgebung. Oft gehört auch eine Fragestunde mit Schülern zum Programm.

Dabei erwies es sich häufig, daß in kleineren Orten, die durch den Krieg nicht so in Mitleidenschaft gezogen wurden wie manche der Großstädte, mehr Bewohner an dem Programm teilnahmen und die Gäste aus dem Ausland sich auch besser zurechtfanden. Fast immer war die Schule noch vorhanden, die sie jahrelang besucht hatten und die Häuser standen noch, in denen sie wohnten oder ihre Geschäfte betrieben. Oft wurden 50 Jahre Geschichte mit der Frage eines ehemaligen Mitschülers überbrückt: "Ja, kennst du mich denn nicht mehr?" Das geschah in Großstädten weit seltener und man konnte dort nicht so in Jugenderinnerungen schwelgen.

Bemerkenswert ist auch, daß der weitaus größte Teil der Eingeladenen die Reise in die alte Heimat unternahm. Gewiß, manche lehnten ab, weil sie sich zu alt fühlten oder an Krankheiten litten. Und es waren auch immer einige darunter, die sich geschworen hatten, nie wieder deutschen Boden zu betreten, auf dem sie verfolgt und erniedrigt worden waren. Auch eine solche Einstellung wurde respektiert, zumal die jüdischen Gäste zumeist gekommen waren, um ihren Frieden mit der Geschichte zu machen.

Die Tausenden von Juden, die Nazi-Deutschland verlassen mußten, sind in seltensten Fällen heute noch aktiv in den Ländern, in denen sie Zuflucht gesucht und gefunden hatten. Die Einladung an sie ist eine Geste der Versöhnung, die von den meisten Gästen auch als solche empfunden wird. Ihre Nachkommen — und wir haben es bereits mit zwei Generationen zu tun — sprechen in den meisten Fällen nicht mehr Deutsch, interessieren sich aber in zunehmendem Maß für das Land, aus dem ihre Vorfahren stammen — ein Interesse das bisher in Deutschland noch nicht voll erkannt wird. Eine Erweiterung des Programms auf diese Gruppe sollte von den deutschen Städten ins Auge gefaßt werden, sobald einmal die Zahl der einzuladenden Überlebenden erschöpft sein wird. Hier wären Tausende von Menschen, die man dazu bringen muß, mit Stolz auf ihre deutsch-jüdische Abstammung zu blicken. Mit einer solchen Aufgabe sollten sich die deutschen Städte vertraut machen — eine Aufgabe für das 21. Jahrhundert, durch die Deutschland neue Freunde gewinnen könnte, die es dringend braucht.

Es ist erstaunlich, daß bisher keine einzige deutsche Stelle eine zusammenfassende Darstellung des Besucherprogramms erstellt hat. Weder der Deutsche Städtetag noch der Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Zentralrat der Juden in Deutschland, eine amtliche Stelle oder ein Soziologe für eine Magisterarbeit, vielleicht sogar eine Dissertation. Diese Aufgabe, die wir gern übernahmen, wurde uns in New York überlassen, weil wir vielleicht besser erkannten, welchen Stellenwert dieses Besucherprogramm hat. Wir sind dem deutschen Generalkonsulat in New York besonders dankbar, daß es sich unserer Ansicht anschloss und durch seine Förderung die vorliegende Ausgabe ermöglichte.

Auch die Begegnungen überlebender Mitglieder vernichteter jüdischer Gemeinden, die oft nur noch wenig Kontakt miteinander hatten, zumal sie über viele Länder verstreut leben, hat die Durchführung des Besucherprogramms gelohnt und gerechtfertigt. Über alle anderen Wirkungen lassen wir die Geschichte entscheiden.

Henry Marx

AUFBAU

A Division of the New World Club, Inc.
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023
Phone: (212) 873-7400
Fax Nr.: (212) 496-5736
Cable Address: Aufbau New York

Sonderausgabe
Idee: Henry Marx
Texte: Monika Gierig
Layout: Hermann Pichler

Carol Stuart ..... *Advertising & Circulation*
Jerry A. Brunell ..... *President and Publisher*
Kurt B. Landsberger ..... *Executive Vice President*
Werner D. Wohl ..... *Vice President*
Werner A. Stein ..... *Treasurer & Chairman "Aufbau" Committee*
Warner M. Goldsmith, Vernon Mosheim, *Committee Members*

Die in der vorliegenden Sonderausgabe abgedruckten Beiträge entsprechen jeweils der Meinung des (der) Verfasser, die mit der des Herausgebers und des *Aufbau*-Beirats nicht unbedingt konform gehen muss. Alle Rechte: New World Club, 1994.

Copyright: New World Club, 1994.
All articles in this issue reflect the personal opinion of their authors which is not necessarily that of the Publisher and the *Aufbau* Committee. —*Aufbau* does not assume any responsibility for unsolicited material.

BERLIN

Zwar hat nicht Berlin, wie vielfach angenommen, das Besucherprogramm für seine einstigen jüdischen Bewohner "erfunden", aber da in Vorkriegs-Berlin etwa ein Drittel der mehr als 500.000 deutschen Juden lebten, hat die Stadt mehr Menschen aus allen Teilen der Welt einladen können, zumal sie dafür — im Gegensatz zu anderen deutschen Städten — auch beträchtliche Zuschüsse von Seiten der Bundesregierung erhielt.

Wenn sich unter den für dieses Jahr eingeladenen Gästen der 30.000. Besucher befindet, so sind dies wahrscheinlich mehr Menschen als von den etwa 120 Städten der Bundesrepublik im Rahmen des Besucherprogramms in ihre alte Heimat gekommenen Juden zusammengenommen.

Es war am 10. Juni 1969 — Klaus Schütz, der spätere deutsche Botschafter in Israel, war damals Regierender Bürgermeister — als der Senat den Beschluß faßte, "in der nationalsozialistischen Zeit verfolgte und aus der Stadt emigrierte Mitbürger zu Berlin-Besuchen einzuladen". Daß dabei vor allem an die ehemals in Berlin lebenden Juden gedacht wurde, versteht sich von selbst. Etwa die Hälfte der in Berlin lebenden Juden — 90.000 von mehr als 170.000 — konnte sich durch rechtzeitige Auswanderung vor dem Nazi-Terror retten, dem die andere Hälfte zum Opfer fiel. (Die Zahlen sind mit Vorsicht zu bewerten, denn nicht wenige von denen, die Berlin in den ersten Nazi-Jahren verließen und somit als Auswanderer gelten, fielen später den Nazis in den von ihnen besetzten Ländern in die Hände.)

Immerhin bestanden in Berlin — wie auch in anderen Städten—Zweifel, ob die aus Deutschland vertriebenen Juden einer Einladung Folge leisten würden. Konnten sie nach alldem, was ihnen ihre einstigen Landsleute angetan hatten, über ihren Schatten springen, um ihre alte, aber doch sehr veränderte Heimatstadt wiederzusehen? Wie würden sie auf eine Einladung reagieren?

Aber kaum wurde das Einladungsprogramm bekannt, rissen die Anmeldungen nicht ab. Als am 1. Februar 1970 erstmals die Gesamtzahl festgestellt wurde, waren es 11.146 Ex-Berliner, die Berlin wiedersehen wollten — und täglich kamen neue Anmeldungen hinzu. Nach weiteren fünf Jahren war die Zahl der Anmeldungen, trotz der in der Zwischenzeit bereits betreuten mehr als 5000 Gäste, auf mehr als das Doppelte gestiegen. Erstmals wurden 1971 mehr als 1.000 Besucher gezählt und seit 1980 wurde diese Zahl regelmäßig überschritten — 1988 war bisher das Rekordjahr mit 1.500 Besuchern. Jeweils ein Drittel, manchmal sogar etwas mehr, kam aus den Vereinigten Staaten.

Die 1969 in Berlin begrüßte erste Gruppe umfasste ganze 126 Gäste! Einmal — im Jahre 1974 — kamen in einem Jumbo Jet 360 ehemalige Berliner aus den Vereinigten Staaten und Kanada nach Berlin; zugleich war auch eine Gruppe Israelis in der Stadt.

Die für das Berliner Besucher-Programm verausgabten Haushaltsmittel — in den letzten Jahren jeweils etwa 2 bis 3 Millionen DM) — dürften in den 25 Jahren seit Beginn auf mehr als 40 Millionen gestiegen sein. Angesichts der ideellen Ziele des Unternehmens wäre es eine müßige, vielleicht sogar falsche Fragestellung, ob sich diese Ausgaben "lohnen." Immerhin ergaben gelegentlich durchgeführte Befragungen das nicht unerwartete Ergebnis, daß die Mehrheit der Gäste mit "gemischten Gefühlen" nach Berlin kam, aber die überwiegende Mehrheit der Besucher erklärte, sie wären gerne noch länger als eine Woche geblieben.

Der Regierende Bürgermeister Dr. Richard von Weizsäcker empfängt am 24. April 1982 eine Gruppe ehemaliger Berliner im Hotel Schweizerhof (oben). Elisabeth Beck aus Haifa, die 20.000ste Besucherin, mit dem Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen. Besuch des ehemaligen Hamburger Bahnhofs am 19. August 1987 (unten).

Die Eindrücke in Berlin ließen die zum Teil bangen, ängstlichen Gefühle dahinschmelzen. Hier muß aber angeführt werden, daß nur die wenigsten Besucher den Wunsch äußerten, wieder in Berlin zu leben. Für viele war Berlin "eine fremde, neue Stadt" geworden. Aber alle empfanden sich als Gäste. "Was wir kannten, fanden wir nicht mehr", ließ sich ein Ehepaar vernehmen, "und was wir sahen, war eine amerikanische Weltstadt". Allerdings äußerte sich ein Besucher folgendermassen: "Obwohl das neue Berlin einen unerhörten Eindruck machte, ist es mit dem Berlin von damals nicht zu vergleichen".

Sehr gut schneiden im Urteil der Ex-Berliner die jetzigen Berliner ab, soweit

Empfang im Schloss Bellevue am 5. April 1989 durch den Regierenden Bürgermeister Walter Momper (oben). Empfang im Rathaus Schöneberg am 11. März 1981 durch den Regierenden Bürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel (unten).

In diesem Jahr kam der 30.000. Besucher

Wahrscheinlich in diesem Jahr hat Berlin den 30.000. Besucher aus dem Ausland erwartet, der seit dem 1969 begonnenen Programm für die Einladung ehemals in Berlin lebender Juden gekommen ist. Dies dürfte der Fall gewesen sein, falls in diesem Jahr die Besucherzahl etwa der der beiden letzten Jahre entsprach. Nachfolgend eine Statistik für das Vierteljahrhundert seit 1969.

Jahr	Gäste
1969	126
1970	522
1971	1297
1972	976
1973	911
1974	921
1975	843
1976	764
1977	1082
1978	926
1979	1423
1980	1447
1981	1204
1982	1157
1983	1211
1984	1304
1985	1443
1986	1506
1987	1775
1988	1500
1989	1426
1990	1256
1991	1076
1992	1329
1993	1387
1969-1993	28.812

sie Kontakte zu ihnen hatten: sie seien höflich, freundlich, aufmerksam, liebenswürdig und hilfsbereit. Insbesondere gelte dies für die jüngere Generation; bei den Älteren wurde oft die Arroganz kritisiert. Sollten sich nach Ansicht der Besucher die Berliner weniger verändert haben als die Stadt?

Kurz nach Beginn des Besucherprogramms erschien bereits erstmals im Frühjahr 1970 die Zeitschrift *Aktuell*, durch die Berlin hofft, daß die Kontakte, die durch die Besucher geknüpft wurden, aufrecht erhalten werden können. Diese viermal jährlich erscheinende Zeitschrift, die sowohl den Besuchern wie auch den noch auf der Warteliste stehenden Ex-Berlinern Information über das jetzt wieder vereinigte Berlin und die Vorbereitungen zur Hauptstadt Informationen zukommen läßt, als auch als Forum für einen Gedankenaustausch mit den Gästen seine Bedeutung hat. In der letzten Ausgabe von *Aktuell* fanden wir das folgende Gedicht von Ernst Herbert Farr aus Buenos Aires:

"Hab Dank allmächtiger Senat
für Deine wunderbare Tat.
Mit Freude hab' ich angenommen,
im Juli nach Berlin zu kommen.
Beglückt, bald in Berlin zu sein,
und ungeduldig ungemein,
wart' ich jetzt auf das Stelldichein.
Wenn ich dann atme Deine Luft
und spür' den einzigart'gen Duft,
erst dann fühl' ich mich ganz zuhaus
und will vielleicht gar nicht mehr 'raus.
Ganz gleich, jetzt flieg' ich erst mal hin,
von Buenos Aires nach Berlin.
Bleib' ich dann kurz, bleib' ich dann lang:
Ich bleib' Dir treu mein Leben lang."

Etwas erschüttert — auch das darf vielleicht hier angemerkt waren — waren wir über ein Foto in der letzten *Aktuell*-Ausgabe. Man sieht den U-Bahnhof Wittenbergplatz mit dem wahrscheinlich ältesten Mahnmal in Deutschland überhaupt: "Orte des Schreckens, die wir nie vergessen dürfen" mit den Namen der zehn berüchtigsten Konzentrationslager. Und dazu die Unterschrift "Auf dem Weg ins KaDeWe, August 1987". Wo war da die Sensibilität geblieben, die gerade das Programm für die Besucher auszeichnet?

Das Programm, das den Besuchern im allgemeinen geboten wird, ist ziemlich dicht gedrängt. Es sieht u.a. einen Empfang durch den regierenden Bürgermeister vor, ferner einen Besuch der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße und des Reichstags, einen Empfang mit Essen durch die Jüdische Gemeinde zu Berlin im Gemeindehaus in der Fasanenstrasse, Besuch einer Oper oder/und eines Sprechtheaters. Selbstverständlich fehlen auch nicht Stadtrundfahrten, die den Gästen einen raschen Eindruck von Berlin vermitteln sollen. Dabei fallen die Unterschiede zwischen Westen und Osten besonders auf. Sehr begrüßt werden von manchen der Besucher Kontakte zu ihrer alten Schule und zu Mitschülern, von denen meist nur wenige noch am Leben sind, und Gespräche mit den jetzigen Schülern, mit denen Vergangenes und Gegenwärtiges behandelt wird.

Übrigens wurde ein Besuch im Film festgehalten. "Begegnung mit der alten Heimat — ein Wiedersehen in Berlin" war der Titel jener Dokumentation, die anläßlich des zehnjährigen Jubiläums des Besucherprogramms im Jahre 1979 festgehalten wurde. Gäste und Ehrengäste aus den Vereinigten Staaten, Kanada, Israel, Südafrika, Australien und aus europäischen Ländern, insgesamt 750, kamen auf eine Woche nach Berlin. Nur das damals neue Internationale Congress Centrum (ICCO) war groß genug, um all die Gäste auf einmal zu begrüssen.

Trotz aller Bemühungen ist die Warteliste noch immer nicht wesentlich abgebaut. Tausende warten noch auf ihre Einladung, vor allem jüngere "Ehemalige", da, wie seinerzeit bei der Wiedergutmachung, die älteren Jahrgänge zuerst "drankamen." Im Durchschnitt sind auch die noch Wartenden um 75 Jahre alt. Pro Jahr gehen immer noch fast 1000 Neuanmeldungen, zumeist solch ehemaliger Berliner ein, die von Freunden auf diese Gelegenheit, Berlin wieder zu sehen, aufmerksam gemacht worden sind.

Henry Marx

BADEN-WÜRTTEMBERG

"Nicht hier begraben sind 50 Crailsheimer, die in den Jahren 1939 bis 1945 irgendwo in der Welt von einer verirrten Ideologie missachtet und einem furchtbaren Weltkrieg gelenkt umgebracht wurden." (OB Reu)

Baden-Baden

Auf Initiative von Oberbürgermeister Ulrich Wendt wurden für die Zeit vom 12. bis 20. September 1992 alle ehemaligen jüdischen Bürger der Stadt zu einer einmaligen "Woche der Begegnung" eingeladen. Die Organisation und Betreuung leitete Roland Seiter von der Städtischen Pressestelle. Insgesamt kamen 77 Menschen aus aller Welt. Die Stadt übernahm die Reise- und Aufenthaltskosten, auch für die Lebenspartner und Pfleger.

In Baden-Baden, wo heute noch 20 Juden leben, wurde die Woche der "Begegnung" von Stadtrat und Bürgern gründlich vorbereitet. In der Volkshochschule und bei der Deutsch-Israelischen Gesellschaft konnten Kurse und Vorträge zum Thema Judentum und Israel besucht werden. Vier Ausstellungen wurden fast gleichzeitig eröffnet: die "Anne-Frank-Ausstellung" aus Amsterdam im Alten Bahnhof, "Juden in Baden-Baden" im Jesuitensaal des Rathauses, "Der Davidstern", und eine Ausstellung jüdischer Künstler in einer Baden-Badener Galerie.

Das offizielle Programm, das für die Gäste erarbeitet wurde, konzentrierte sich auf den Besuch von Veranstaltungen zur deutsch-jüdischen Geschichte Baden-Badens und erst dann auf die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten des Kurorts. Wie in allen anderen Städten fuhr man auf den jüdischen Friedhof. Der Sabbat-Gottesdienst, mit Landesrabbiner Benjamin Soussan, fand im neuen Betsaal der erst im Juli wiedergegründeten jüdischen Gemeinde statt. Oberbürgermeister Wendt legte am Gedenkstein in der Sophienstraße einen Kranz nieder.

Wenn die Gäste wollten, konnten sie in Schulklassen gehen. Außergewöhnlich war das Angebot, Gespäche mit evangelischen und katholischen Religionslehrern im Gemeinderatssaal des Rathauses zu führen.

Neben dem Besuch der Ausstellungen waren zwei Abende der jüdischen Kultur gewidmet. Im Runden Saal des Kurhauses sangen und erzählten zunächst Oksana Sowiak und Salcia Landmann jüdische Lieder und jüdische Witze, dann trug Ruth Frenk Lieder unter dem Motto "The Jewish Connection" vor.

Erst vom fünften Tag an waren eine mehrstündige Stadtrundfahrt mit Bürgermeister Klaus Klein, den Leiterinnen der Städtischen Museen und des Stadtarchivs, und eine ganztägige Schwarzwaldrundfahrt angeboten. Der ganze Freitag und Samstag standen zur freien Verfügung, damit, nach den Worten von OB Wendt, "die früheren jüdischen Bürger Kontakte zu den Baden-Badenern knüpfen und nicht das offizielle Programm im Vordergrund steht."

Nach der Besuchswoche ist eine "Dokumentation" dazu und zur jüdischen Geschichte der Stadt erschienen: Angelika Schindler, *Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden.* (Sie stand bei der Abfassung des vorliegenden Textes nicht zur Verfügung).

1952 hatte sich die Jüdische Gemeinde zum ersten Mal neu gegründet, löste sich nach dem Tod von Dr. Wachsmann Anfang der 80er Jahre auf und konstituierte sich zum 2. Mal im Juli 1992 unter dem Vorsitz von Josef Marelus. Die Synagoge war nicht wieder aufgebaut worden. Zum Beten versammeln sich die heute wieder in der Stadt lebenden Juden in einem Betsaal unmittelbar hinter dem Kurhaus.

Zu erwähnen ist noch, daß es in den beiden Broschüren für die Kurgäste, "Baden-Baden Info" und "Baden-Baden life" keinen Hinweis auf die jüdische Kultur in der Stadt gibt: weder im chronologischen Abriß, noch im 'Leben' des Kurorts. Nur bei der Aufzählung "religiöser Gemeinden" ist die Israelitische Kultusgemeinde genannt.

* * *

Donaueschingen

Brief von Bürgermeister Dr. Everke an Aufbau:

"Die Stadt Donaueschingen hat aufgrund eines entsprechenden Beschlußes des Gemeinderates ehemalige jüdische Mitbürger zum Besuch in Donaueschingen eingeladen. (...) Dieses Angebot haben im September 1986 drei Geschwister (aus Frankreich und den USA) angenommen. Zu dem von der Stadt organisierten Besuchsprogramm gehörten u.a. ein Besuch im Rathaus, ein Ausflug in den Schwarzwald und ein Friedhofsbesuch in Gailingen.

Aus Anlaß der 1100-Jahr-Feier der Stadt Donaueschingen 1989 haben wir in vier Fällen uns bekannte ehemalige jüdische Mitbürger (3 aus den USA, 1 aus Frankreich) zum Besuch in Donaueschingen eingeladen. Die Besuche sind aber nicht zustande gekommen, weil offensichtlich das fortgeschrittene Alter eine Reise nach Donaueschingen nicht mehr zuließ (...) Presseveröffentlichunger. über den Besuch 1986 liegen uns leider nicht vor."

Die Stadt trug für die drei Besucher 1986 die Aufenthaltskosten (etwa 1.500 DM).

Crailsheim

"Sie sind alte Crailsheimer — und wir lernen Sie trotzdem erst jetzt kennen." Mit diesen persönlichen Worten begrüßte Maria Reiner-Richter vom Arbeitskreis "Juden in Crailsheim" die 27 ehemaligen Bürger, die mit 19 Familienmitgliedern auf Einladung von Oberbürgermeister Karl Reu in der Woche vom 14. bis 21. Mai 1987 gekommen waren. Auch in Crailsheim ging die Initiative für den offiziellen Besuch von der Volkshochschule und ihrer intensiven Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit aus. Mit einer Sammlung von 350 Unterschriften setzten sie ihr Anliegen bei der Stadt durch, die die gesamten Kosten von 97.710 DM trug.

Hans-Günther Hartleitner, auch im Arbeitskreis mitarbeitend, beschrieb in einem Artikel, wie ihm plötzlich bewußt wurde, daß noch viele Crailsheimer Juden im Ausland leben. Bis dahin gab es für ihn, wie für viele Deutsche, nur die Tatsache, daß — von 160 Juden um 1933 — durch die "Endlösung" heute kein einziger mehr in der Stadt wohnt und daß "in unserer Stadt ein Klima des — teilweise bewußten — Verdrängens" herrscht. Aus dem Wunsch, die Heimatgeschichte der 30er Jahre aufzuklären und mitzuteilen, entstand die Frage nach dem Schicksal jedes einzelnen Menschen.

Der Arbeitskreis organisierte die Vorbereitung des Besuches. Mitte der 70er Jahre hatte schon einmal eine Arbeitsgruppe der Volkshochschule über das Dritte Reich in Crailsheim gearbeitet, ihre Ergebnisse wurden nie veröffentlicht. In deren Unterlagen fand man fast alle Adressen. Noch früher hatte es Klassentreffen gegeben und private Besuche. Die *Crailsheimer Heimatpost* mit Berichten über jüdische Besucher wurde an manche ehemaligen Bewohner geschickt. Auch hier fand man Information.

Und es ist auch dem Arbeitskreis zu verdanken, daß der Besuch zu einer persönlichen Begegnung wurde. Während dessen Mitglieder es wagten, sich zu "schämen", was Crailsheimer mit Crailsheimern gemacht haben, und dankten, daß "die vertriebenen Nachbarn wiedergekommen sind", — hieß es in der Presseberichterstattung, daß sie "noch rechtzeitig, bevor Hitlers Schergen auch in Crailsheim die zurückgebliebenen Juden abholten, um sie sie in Konzentrationslagern umbringen zu lassen", geflohen sind. Als ob die Schergen aus Berlin auch in Crailsheim vorbeigekommen wären.

Auch Oberbürgermeister Reu schien vor allem seines Amtes zu walten. Die Geschichte, von der er in seiner Rede auf dem jüdischen Friedhof sprach, war nicht seine persönliche: "Nicht hier begraben sind 50 Crailsheimer, die in den Jahren 1939 bis 1945 irgendwo in der Welt von einer verirrten Ideologie mißachtet und einem furchtbaren Weltkrieg gelenkt umgebracht wurden." Nicht irgendwo in der Welt, auch in Crailsheim!

Und trotzdem: durch den "warmen Empfang" in der Stadt von ihren öffentlichen Repräsentanten, schrieb Teodoro Stein aus Buenos Aires, "darf ich wohl sagen, daß Ihre Arbeit nicht umsonst war, denn wir sind auf dem Wege der Wiederversöhnung ein beträchtliches Stück vorangekommen!"

Im Jahr 1986 stand zum ersten Mal eine Diskussion mit Schülern des Theodor-Heuss-Gymnasiums auf dem Programm.

Heilbronn

Die erste Anregung für ein Einladungsprogramm kam 1964 von dem damaligen SPD-Stadtratsmitglied Albert Großhans. Er richtete eine Petition an Bürgermeister Paul Meyle, die früheren jüdischen Bürger einzuladen, um "eine neue Basis des Vertrauens zu schaffen". Großhans schlug vor, den Journalisten Hans Franke zu einem ersten offiziellen Kontaktbesuch nach Israel zu schicken. Franke hatte schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg Namen und Adressen der Vertriebenen ausfindig gemacht und dann dem Schicksal der Überlebenden, und der Ermordeten, nachgeforscht. Bereits 1963 hatte das Heilbronner Stadtarchiv seine umfangreiche Dokumentation *Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn* veröffentlicht.

Bürgermeister Meyle hatte Großhans' Vorschlag angenommen, doch bevor der Plan verwirklicht werden konnte, starb Franke im Oktober 1964. Ein paar Jahre später begann die Stadt an Weihnachten einen Kalender und Bücher zu versenden. Kein Einladungsprogramm kam zustande, dem neuen sozialdemokratischen Bürgermeister Hans Hoffmann war es zu teuer.

Im Jahr 1978 war James May aus Florida auf ein paar Tage in seine frühere Heimatstadt gereist. Über seine unangenehmen Erlebnisse schrieb er in einem Brief an die Zeitung *Heilbronner Stimme:* Die Bürger Heilbronns "wollen sich nicht an die Juden erinnern. Sie versuchen, die Vergangenheit unter den Teppich zu kehren." Leserbriefe stellten sich Mays Kritik, dieser ließ weitere Briefe an die *Heilbronner Stimme* folgen. Ein Pensionär, der May 1982 Morddrohungen nach Florida sandte, wurde ausfindig gemacht und zu 4.200 DM Geldstrafe verurteilt. Im Jahr 1982 begann die Zeitung eine Serie über "Die Juden in Unterland" zu veröffentlichen.

Daß das Einladungsprogramm aber kurz darauf doch zustande kam, war der Initiative mehrerer ehemaliger jüdischer Bürger zu verdanken. Sie wiesen in Briefen auf Programme in den benachbarten Städten hin. Manfred Weinmann machte die Einladung zum Thema seines Oberbürgermeister-Wahlkampfs — auf Druck der Sozialdemokraten und einer Petition von Schülern der Fachhochschule Heilbronn. 1984 wurde endlich vom Stadtrat beschlossen, alle ehemaligen Bürger einzuladen, die die Stadt aufgrund der Verfolgung aus rassischen, religiösen oder politischen Gründen nach 1933 verlassen mußten. Unter den Gästen in den folgenden Jahren waren daher auch zwei politische Flüchtlinge, einer von ihnen Will Schaber, langjähriger Mitarbeiter des *Aufbau*.

Ein Bürgerkomitee wurde gegründet, bestehend aus Vertretern der drei großen Parteien, Repräsentanten beider Kirchen und eines Redakteurs der *Heilbronner Stimme*. Großhans flog nach Israel, um dort die Einladung persönlich zu überbringen. Am 15. September 1984 konnte die erste Gruppe von 34 ehemaligen Heilbronnern und 17 Begleitern von Oberbürgermeister Weinmann begrüßt werden. "Wir wollten ganz bewußt", sagte er beim offiziellen Empfang im Großen Rathaussaal, "aus grundsätzlichen, aber auch aus organisatorischen Überlegungen, die überschaubare, persönliche Gruppe und nicht eine 'Veranstaltung der Masse'. Daher wird sich diese Begegnungswoche auf vier Jahre verteilen."

Aus den vier Jahren wurden schließlich fünf, denn im Jahr 1988 kamen noch fünf Nachzügler mit fünf Begleitern dazu. Insgesamt waren dann 159 frühere jüdische Bürger und 88 Begleiter aus 13 verschiedenen Ländern auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 650.000 DM) für eine Woche in die Stadt gereist, aus der sie einst vertrieben wurden. Einige Juden nahmen mehrmals am Einladungsprogramm teil. Denn manchmal waren Freundschaften entstanden. Dorothy Evelyn Stanley, heute Virginia Beach, Kalifornien, war nicht die einzige, die bei ihrem zweiten Besuch nicht mehr im Hotel zu übernachten brauchte. 1985 wohnte sie zunächst zwei Wochen bei ihrem ehemaligen Klassenkameraden Dr. Erhard und seiner Frau, und dann wurde sie noch für eine Woche ins Haus der ehemaligen Rathausdolmetscherin Elisabeth Rahn gebeten.

Als Rabbiner Dr. Harry Hyman, heute in Huntington Park, USA, 1985 die Gründe nannte, warum er die Einladung angenommen hatte, war einer davon sein Dank für "ein wunderbares Restitutionsprogramm... Zum ersten Mal während der dreitausendjährigen Geschichte des jüdischen Volkes hat ein Land, in dem Juden verfolgt wurden, so ein Programm (eingeführt). Wir wurden aus verschiedenen Ländern, z.B. Spanien, vertrieben; wir wurden in anderen Ländern verfolgt, z.B. im zaristischen Rußland: Niemals hat man uns irgend etwas für unsere Verluste zurückgegeben!...Ich persönlich betrachte dieses Einladungsprogramm, das Heilbronn und andere Städte haben, als eine moralische und geistige Restitution."

Will Schaber kam nicht nur als einstiger Bürger Heilbronns, sondern auch als Vertreter der Zeitung *Aufbau*. Denn diese feierte ihr 50jähriges Jubiläum mit einer Ausstellung in der Stadtbücherei im Deutschhof, von Schaber mit dem Vortrag "Eine Zeitung als Heimat" eröffnet. Schaber kam im Oktober 1938 als Journalist auf Besuchervisum nach New York, war dort zunächst als Korrespondent verschiedener europäischer Zeitungen tätig, ehe er 1965 als Redakteur beim *Aufbau* anfing.

Das Bürgerkomitee hat in jedem Jahr ein Programm vorbereitet. Ein Höhepunkt war der Empfang der Gäste durch die christlichen Kirchen in der Kilianskirche. 1985 sprach hier zum ersten Mal ein Rabbiner von der Kanzel, und zwar der in Heilbronn geborene Rabbi Robert Lehmann (Washington Heights). Anschließend wurde am jüdischen Friedhof im Stadtteil Breitenloch ein Kranz niedergelegt. Daß die Gäste diesen Friedhof, ebenso wie den zweiten im Stadtteil Sontheim, in so gutem Zustand vorfanden, war dem Lehrer Hartmut Gräf und seiner 9. Klasse der Helene-Lange-Realschule zu verdanken, die seit 1984 jeden einzelnen Grabstein gereinigt, in einer Liste registriert und fotographiert hatten. Aus den 1027 Aufnahmen stellten sie eine Dokumentation zusammen und organisierten eine Ausstellung in ihrer Schule.

1986 standen zum ersten Mal Gespräche mit Schülern des Theodor-Heuss-Gymnasiums auf dem Programm. Diese Schüler hatten auch eine Ausstellung vorbereitet, "Die Geschichte der Juden in Heilbronn", die in der Kilianskirche eröffnet wurde. Im Jahr 1987 wurde gemeinsam ein Mahnmal auf dem jüdischen Friedhof in Breitenloch enthüllt. Die Idee dazu stammte von Anne Baer, die 1984 während ihres Besuches die Frage gestellt hatte, wo denn die Namen der Opfer stünden. Ein Bürgerkomitee sammelte daraufhin 40.000 DM und ermöglichte so, einen mit elf Granitplatten verkleideten Gedenkstein errichten zu lassen. Auf zehn dieser Platten sind Bronzetafeln mit den Namen von 235 Kindern, Frauen und Männern angebracht, die von den Nationalsozialisten umgebracht wurden. Die elfte Platte blieb zunächst unbeschriftet, um die Liste der Toten ergänzen zu können. In Heilbronn hatten um 1933 etwa 800 Juden gelebt, heute wohnen hier noch 30. Die im November 1938 zerstörte Synagoge war nicht wieder aufgebaut worden.

Hannah Goldrich war zwei Jahre alt, als ihre Eltern am 1. Mai 1937 mit ihr Deutschland verließen. Sie wuchs in New York auf, wurde Juwelierin und lebt heute mit ihrem Mann und vier Kindern in Oregon. Über ihre Erlebnisse im Juni 1985 beim Besuch von Heilbronn und ihre veränderten Gefühle gegenüber Deutschen sprach sie in einem Interview mit der Tageszeitung *Eugene Register Guard:*

"Eigentlich wuchs ich mit dem Bild auf, daß ich mit den Deutschen nichts zu tun haben wollte. Ich glaube nicht, daß das nur von meinen Eltern kam. Ich wuchs in einer jüdischen New Yorker Umgebung auf und hatte das starke Gefühl im Magen, daß die Deutschen mich töten wollten. Also wollte ich mit ihnen nichts zu tun haben.

Meine Eltern fuhren etwa zehn Jahre nach dem Krieg nach Deutschland, denn sie hatten noch viele Verbindungen dort. Sie sind mehrmals zurückgefahren, aber ich kam nicht mit... Es war gut für mich, daß ich 1985 gefahren bin, weil ich jenes Gefühl, daß alle Deutschen schlecht sind, nun nicht mehr habe und das ist sehr viel für mich. Ich hatte hinterher ein extrem starkes Friedensgefühl. So wie der Krieg einfach verrückt ist, völlig verrückt...

Ich denke, eines der Dinge, die sie tun konnten, war zu sagen, 'es tut mir leid'. Ich glaube, das ist selten. Ich kenne nicht viele Fälle in der Geschichte, wo Menschen das getan haben. Ich hätte niemals gedacht, sie würden sagen, 'vergebt uns' oder 'vergeßt es', aber sie taten es. Ich glaube nicht, daß man vergessen sollte. Es war zu grausam. Das kann man nicht vergessen..."

Zunächst einmal fand ich heraus, daß ich Deutsche bin... Es erscheint mir immer noch komisch, wenn ich es sage, aber ich fühlte mich dort wohl. Wir gingen zu dem Haus, in dem ich geboren wurde und aus irgendeinem seltsamen Grund steht es noch. Eine Frau bat uns herein und war außerordentlich nett zu uns. Das Ehepaar, das dort lebte, war jünger. Der Mann war gerade beim Joggen gewesen und sie hatten einen deutschen Schäferhund. Sie hätten ebensogut woanders leben können. Es war bewegend.

Während wir im Hof standen, schaute eine Frau aus dem Fenster des Nachbarhauses, wo sie seit 50 Jahren lebt. Sie kannte meine Mutter und meinen Vater und sie begann mit ihnen zu sprechen — 50 Jahre später waren sie noch immer Nachbarn...

Während wir auf dem jüdischen Friedhof waren, lud uns eine 78jährige Frau, die ehemalige Sekretärin meines Großvaters, zum Mittagessen ein. Sie gab jedem von uns ein Handtuch aus der Fabrik meines Großvaters und mir einen Briefständer, der vom Schreibtisch meines Großvaters stammte. Sie hatte auch noch einen Tintenlöscher, den sie meiner Schwester gab. Mein Großvater war 1934 gestorben und sie hatte diese Gegenstände die ganze Zeit aufbewahrt.

"Es war gut für mich, daß ich 1985 gefahren bin, weil ich jenes Gefühl, daß alle Deutschen schlecht sind, nun nicht mehr habe und das ist sehr viel für mich. Ich hatte hinterher ein extrem starkes Friedensgefühl."

An einem Abend wurde ein gemeinsamer Abend für uns veranstaltet und dieselbe erstaunliche Frau arrangierte einen Tisch für uns mit vielen alten Menschen, die alle wie mein Vater Arbeiter in der Fabrik gewesen waren. Sie weinten, als sie uns sahen und wir waren so gerührt. Man konnte sehen, was es für sie bedeutet hatte, nicht mehr von uns sprechen zu dürfen und zu sehen, daß ein Teil ihrer Arbeitsgemeinschaft plötzlich fehlte, als so viele Juden weggingen...

Ich wußte bis vor etwa fünf Jahren nicht, daß ich Narben hatte, was interessant ist. Ich wuchs mit vielen jüdischen kulturellen Bindungen auf, aber ich gab meinen Kindern keine jüdischen Unterweisungen. Nun glaube ich, Grund war das Gefühl, jüdisch zu sein bedeute getötet zu werden. Ich weiß, daß Krieg Kinder in vieler Hinsicht beeinflußt und ich weiß, daß jene Jahre meines Lebens wirklich Einfluß auf mich hatten. Die Ergebnisse dieses dummen Krieges reichen noch Generationen weit in die Zukunft. Die Reise gemacht zu haben, nimmt nichts davon weg, aber es hilft. Es hilft zu heilen."

Ankunft auf dem Flughafen in Stuttgart.

Stuttgart

Im Juni 1982 hatte der Gemeinderat der Landeshauptstadt Stuttgart einstimmig beschlossen, vom folgenden Jahr an die ehemaligen jüdischen Bürger zu einem vierzehntägigen Besuch einzuladen. Bis heute nahmen etwa fünfhundert Juden einschließlich Begleitpersonen das Angebot an, auf Kosten der Stadt (bisher etwa DM 1.6 Mill.) noch einmal zurückzureisen. Die Organisation des Programms und die Betreuung der alljährlich etwa fünfzig Besucher übernahmen das städtische Kulturamt, gemeinsam mit Vertretern der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Jüdischen Gemeinde.

Der erste Brief von Oberbürgermeister Manfred Rommel war zwar an alle, fast sechshundert bekannten, im Ausland lebenden Juden gerichtet. Doch als erste Gruppe im Juni 1983 wurden dann zunächst nur diejenigen begrüßt, die seit ihrer Auswanderung von sich aus noch nicht wieder den Boden Stuttgarts betreten hatten. Quelle der Anschriften waren vor allem das Buch des heute in New York ansässigen, ehemaligen Stuttgarters Dr. Walter Strauß *Lebenszeichen — Juden aus Württemberg nach 1933*, neben Briefen aus früherer Korrespondenz zwischen Stadtverwaltung und ehemaligen Bürgern, Hinweisen aus der Bevölkerung und Anzeigen in der Zeitung *Aufbau*.

Das vielseitige Programm ist heute noch fast genauso wie zu Beginn. Der Erste Bürgermeister empfängt die Gäste am Stuttgarter Flughafen, von wo aus sie in ihr Hotel Wartburg gebracht werden. Wenige Tage später erfolgt dann die offizielle Begrüßung im Großen Sitzungssaal des Rathauses durch den Oberbürgermeister. Von den Fahrten durch Stadt und das schöne schwäbische Land ist der Besuch in dem einstigen "Judendorf" Freudenstadt, wo zeitweise über die Hälfte der Einwohner jüdischen Glaubens waren, ein trauriger Höhepunkt. Denn an das blühende jüdische Leben erinnert heute nur noch der Jüdische Friedhof und eine verfallende Synagoge, um deren Erhaltung sich der Förder- und Trägerverein "Ehemalige Synagoge Freudental" bemüht.

Außer einem Treffen mit Stuttgarter Schülern und Privateinladungen von Mitgliedern der christlich-jüdischen Gesellschaft waren bisher keine Begegnungen mit der Bevölkerung eingeplant. Zur Feier des Sabbat-Gottesdienstes treffen sich ehemalige mit heutigen Stuttgarter Juden in der Synagoge. Das Gemeindezentrum war nach dem Krieg neu aufgebaut und im Mai 1952 eingeweiht worden. Um 1933 hatte die Gemeinde etwa 4.500 Mitglieder gezählt, heute gehören zu der nach dem Krieg neugegründeten Gemeinde etwa 700 Juden.

Während vor dem Holocaust fast die Hälfte der Juden Württembergs auf dem Lande oder in kleineren Städten lebte, konzentriert sich die heutige jüdische Gemeinschaft des Landes weitgehend auf die Stadt Stuttgart und ist in der "Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs" als einziger Gemeinde zusammengefaßt.

Auszug aus der Abschiedsrede, im Jahr 1983 gehalten von Julius Pick (84):

"Es ist eine unerhörte Fülle von Eindrücken, die auf uns prasselt, aber es ist wohltuend, einen Empfang zu finden, der seine Kulmination am Flughafen in den Worten des Ersten Bürgermeisters Dr. Thieringer fand: 'Wir freuen uns, daß Ihr da seid'. Es war schwer für manchen von uns, sich zum Gedanken durchzuringen, sollen wir diese Einladung annehmen, sollen wir sie ablehnen oder absolut negieren? Denn eine Fülle von Emotionen, Erregungen stand uns bevor. Der erste Gedanke, den ich bei dieser Einladung empfand, war ein Wort von Schiller: Spät kommt ihr, doch ihr kommt. Und unsere jüdische Religion sagt uns, verzeihen ist ein oberes Gebot. Wir müssen verzeihen, aber wir und Sie und Ihre Kinder und Kindeskinder dürfen nicht vergessen. Nicht nur, weil wir wie Unkraut ausgerottet wurden und viele von uns in jammerwürdigen Tod getrieben wurden, nicht deshalb, weil sechs Millionen unserer Glaubensgenossen, Millionen und Millionen anderer Völker einen ähnlichen Gewalttod fanden. Wir müssen daran denken, wir dürfen nicht vergessen, wir müssen den Gedanken weitertragen und weitertragen, daß ein solches Unheil in der Welt gegen irgendeine religiöse oder kulturelle oder ethnische Minorität sich nirgendwo ausbreiten darf, ohne daß die Welt aufsteht und mit flammendem Protest sich vor diese Menschen stellt...

Wir haben ein neues Land gefunden, wir sind ausgezeichnete Bürger dieses neuen Landes geworden. Aber wir sind ausgetrieben worden in der Blüte unserer Jahre, als wir unsere eigenen Existenzen und Familien gegründet hatten, und es gibt ein Wort: Einen alten Baum kann man nicht verpflanzen.

Wir lieben unser Land, aber in unseren Träumen und Gedanken tauchte immer die Stadt mit den Rebenhügeln auf, den hinaufwindenden Straßen, die Schönheit der Plätze und Bauten, unsere Wälder im tiefen Frieden, unsere Flüßlein und Bäche, die Berge der Schwäbischen Alb mit den Ruinen und Burgen, all dies war unvergeßlich für uns. Und das war unsere Heimat. Wir sind gute Bürger des neuen Landes geworden, aber Heimat gibt es nur eine...

Ich kann nur immer wieder sagen, es ist überwältigend: die Eindrücke, die wir haben, dieses Wiedersehen mit alten Freunden, die längst nur noch in schwacher Erinnerung von uns leben, die Freude dieser Menschen zu fühlen. Wir sind gekommen, weil wir verziehen haben. Wir sind gekommen, um eine Brücke der Verständigung zu schlagen zwischen alt und neu, und dafür danke ich Ihnen allen im Namen aller meiner Freunde von ganzem Herzen, und ich reiche Ihnen die Hand zur Verbrüderung."

Freiburg im Breisgau

Eines der wichtigsten Ereignisse und wahrscheinlich auch der Anlaß für die erste Begegnungswoche im Juni 1985 war die Grundsteinlegung des neuen jüdischen Gemeindezentrums in der Innenstadt Freiburgs. Die Synagoge am Werderring war am Morgen des 9. November 1938 von den Nationalsozialisten gesprengt worden. Da ein Wiederaufbau am ursprünglichen Ort wegen des dort errichteten Kollegiengebäudes der Universität nicht möglich war — eine Gedenktafel erinnert seit dem 10. November 1962 an die frühere Synagoge und ihre Zerstörung — hatte die Stadt bereits 1971 dem Zentralrat der Juden das Grundstück in der Engelstraße, nahe beim Freiburger Münster, geschenkt. 1 Mio. DM Zuschuß zu den Baukosten gewährte die Stadt, 3.5 Mio. kamen vom Land Baden-Württemberg.

Die Vorbereitung des ersten, von da an bis heute alljährlich wiederholten, Besuches war am schwierigsten. Eine Arbeitsgemeinschaft aus Vertretern der Stadt, der jüdischen Gemeinde, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft begann die langwierige Suche nach den Adressen. Über hundert Namen kamen zusammen, 26 ehemalige Freiburger Juden, sagten 1985 zu, eine Woche auf Kosten der Stadt in ihre frühere Heimat zu reisen. Von Oberbürgermeister Dr. Rolf Böhme wurden sie herzlich im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses empfangen.

Zum ersten Spatenstich für den Neubau der Synagoge kam es erst am Ende der Besuchswoche. Das vorbereitete Programm sah zunächst das erneute Kennenlernen von Freiburg und Umgebung vor. Die Stadt war durch einen Bombenangriff am 27. November 1944 fast völlig zerstört worden. War es für die Gäste noch leicht, beim Rundgang durch die Altstadt die "Bächle" und so manches Haus wiederzuerkennen, fiel das bei der Busrundfahrt durch das neue Freiburg schon schwerer.

Von Dompfarrer Gerhard Heck wurden sie zur Besichtigung des Münsters begrüßt, der sich ein Orgelkonzert anschloß. Auf einer Fahrt ins benachbarte Sulzburg wurden der jüdische Friedhof und die Synagoge aufgesucht, die in der Pogromnacht nicht geschändet worden war. Den Sabbat feierten die Gäste mit der jüdischen Gemeinde in dem an diesem Tag völlig überfüllten Betsaal an der Holbeinstraße. Landesrabbiner Dr. Nathan Peter Levinson und Oberkantor Schmuel Blumberg leiteten den Gottesdienst.

Freiburg hat heute eine kleine jüdische Gemeinde, die im Jahr 1990 etwa 180 Mitglieder zählte. Sie ist mit der Gemeinde Konstanz zur Dachgemeinde Südbaden zusammengeschlossen. Von den knapp 1200 Juden, die 1933 in Freiburg lebten, konnte über die Hälfte rechtzeitig auswandern. Am 22. Oktober 1940 wurden 350 Juden aus Freiburg nach Gurs (Südfrankreich) deportiert. Nach Angaben von Dr. Franz Hundsnurscher wurden von diesen Häftlingen "77 befreit, 32 starben in den 'Wartezimmern des Todes', 58 wurden in Auschwitz ermordet und die 183 Vermißten sind wahrscheinlich ebenfalls umgekommen. Am 20. August 1942 wurden 44 jüdische Einwohner nach Theresienstadt deportiert." 15 Juden kehrten im Jahr 1945 aus dem Osten nach Freiburg zurück. Von weiteren 78 Displaced Persons in Freiburg wanderten die meisten aus, so daß später nur noch 58 Juden dort lebten.

Als der Oberbürgermeister, in Anwesenheit zahlreicher Vertreter der jüdischen Gemeinde, der katholischen und der evangelischen Kirche, der Stadtverwaltung und der Universität, dann am vorletzten Besuchstag den ersten Spatenstich zur neuen Synagoge tat, gab er auch die beiden eichenen Portale der alten Synagoge an die Gemeinde zurück. Die meisten jüdischen Gäste kannten die Türflügel noch aus ihrer Jugend. Auf Wegen, die sich nicht genau rekonstruieren ließen, hatten die Türen mit ihren wertvollen Schnitzarbeiten den Krieg in einem Versteck, wahrscheinlich im Magazin des Augustinermuseums überstanden. Nach der Neugründung der jüdischen Gemeinde wurden die Türen zunächst in den städtischen Sammlungen belassen.

"Im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses, fand auch die Schlußveranstaltung statt", schrieb Stefan Popper in einem Bericht als 'nicht objektiver' Journalist, der fünf Jahre nach dem Krieg in Deutschland geboren wurde und seitdem in Freiburg lebt. Sein Großvater wurde in Auschwitz ermordet. Popper fuhr fort: "Reden wurden an dieser Stelle gehalten. Aber es waren andere Reden als sonst. Wärmer, ehrlicher, tiefer. Der Dank keine protokollarische Floskel, sondern von Herzen kommend. Als äußeres Zeichen des Dankes hatte die Besuchergruppe einen kleinen Wald in Israel pflanzen lassen. 54 Bäume insgesamt. Die Urkunden hierüber wurden Oberbürgermeister Böhme überreicht."

Auch im Jahr 1986 gab es einen besonderen Anlaß zur Einladung einer Gruppe von 18 ehemaligen jüdischen Bewohnern und 16 Begleitern. Im September wurde auf dem jüdischen Friedhof an der Elsässerstraße ein von Rolf und Dieter Hellstern aus Merzhausen geschaffenes Denkmal eingeweiht. Gestiftet war es von der Stadt Freiburg; Robert Speyer, Vorstand der Gemeinde, hatte es in Auftrag gegeben. Die sechs Quader der Skulptur, zu einem Davidstern zusammengefügt, symbolisieren die sechs Millionen ermordeten Juden. Die deutsche Inschrift lautet: "Den jüdischen Opfern der Gewaltherrschaft 1933 bis 1945". — Neu auf dem Programm von 1986 stand die Diskussion mit Schülern des Gundelfinger Kreisgymnasiums.

Im Jahr 1987 konnte die nun fertiggestellte Synagoge eingeweiht werden. Etwa 25 jüdische Gäste waren bei der religiösen Feier in der Synagoge und beim anschließenden Festakt im Kaisersaal des Kaufhauses dabei. Rabbiner Samuel Macner und Oberkantor Schmuel Blumberg leiteten den ersten Gottesdienst. Oberbürgermeister Böhme mahnte die "Nichtjuden", "diese Synagoge nicht (zu) mißbrauchen als ein Mahnmal für uns. Das soll sie auch sein, das muß sie auch sein. Wichtiger aber, lebenswichtig für uns, ist, daß hier jüdisches Leben existiert, jüdische Tradition gepflegt und jüdischer Glaube in dieser Stadt sichtbar und deutlich wird, weil auch wir davon leben, daß unsere Quellen nicht verschüttet werden dürfen."

Max Maier aus Herzlia (Israel), 1988 zum ersten Mal seit seiner Auswanderung wieder in Freiburg, schickte im Februar 1989 folgenden Brief an seinen früheren Schulkameraden Elmar Hartmann, der im März 1989 so in der *Badischen Zeitung* erschien:

"Meine liebe Frau und ich nahmen die herzlich gehaltene Einladung eigentlich mehr aus Neugier an, ob sich unsere negative Einstellung gegenüber Deutschland, insbesondere gegenüber Freiburg, ändern werde.

Kaum waren wir in Freiburg, wurden wir von sehr freundlichen Kontaktdamen empfangen, die uns betreuten, ich möchte schon fast sagen 'bemutterten'. Sie standen stets zu unserer Verfügung und ebneten uns alle Wege. Schon morgens erschienen sie, um uns das Tagesprogramm mitzuteilen und sich nach unseren Wünschen zu erkundigen. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben: Noch nie in unserem Leben wurden wir so behütet und beschützt, nicht weil sich die Damen irgendwie verpflichtet fühlten — nein, man spürte das warme, herzliche Gefühl, mit dem sie uns die sieben Tage der Begegnung betreuten.

Der Empfang bei Oberbürgermeister Böhme war einfach umwerfend — ich das ehemalige Mäxle aus Freiburg, das mit Schimpf und Schande aus Freiburg fliehen mußte, wurde mit allen Ehren, mit Musik und Dankesworten, daß ich überhaupt gekommen bin, empfangen. Ich mußte mich mehrmals in den Arm pfetzen, ob das wahr ist, ob ich nicht träume. Wo wir auch gegessen haben, in den Gaststätten, auf dem Schauinsland, überall wurden wir von den Obrigkeiten in allen Ehren empfangen, durften uns sogar ins "Goldene Buch" Freiburgs einschreiben. Wer hätte das je gedacht? Der Höhepunkt war wohl der ökumenische Gottesdienst im Münster, wo 2000 Menschen verschiedener Religionen um Vergebung baten. Uns beiden, meiner lieben Frau und mir, liefen die Tränen nur so runter.

Was uns auch zu Tränen rührte, war Folgendes: Meine Frau und ich standen am Rotteckring, da kam eine junge Frau auf uns zu, fragte, ob wir Juden seien und zu den eingeladenen Gästen gehörten, was wir bejahten. Darauf erzählte sie uns, mit Tränen in den Augen, daß ihre Mutter viele Jahre bei einer jüdischen Familie gearbeitet habe und mit ansehen mußte, wie diese so liebgewonnene Familie abgeführt worden sei. Ihre Mutter habe das nie vergessen können und erzählte es ihrer Tochter immer wieder. Wir sollten doch so gut sein, sie möchte uns zu einem Kaffee zu sich nach Hause einladen. So etwas ist doch rührend!

Unsere negative Einstellung schmolz immer mehr dahin! Und gänzlich, als uns Sissi Walther zum Abschied bis nach Basel mit ihrem Auto fuhr. Im Basler Flughafen blieb sie über eine Stune bei schlechtem und kaltem Wetter oben auf dem freien Dach der Flughalle stehen, abwartend, bis wir ins Flugzeug einsteigen konnten und sie uns so ein herzliches Aufwiedersehen zurufen konnte.

Wir kommen wieder!"

* * *

Ettenheim

Fast alle der angeschriebenen ehemaligen jüdischen Bürger, insgesamt elf Personen, hatten die im Jahr 1988 ausgesprochene Einladung von Bürgermeister Ruthard Hirschner angenommen, vom 27. Juni bis 4. Juli auf Kosten der Gemeinde den früheren Heimatort noch einmal zu besuchen. Die Initiative war von Frau Margret Oelhoff, Stadträtin und zugleich Mitglied des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises Ettenheim, ausgegangen.

Der Arbeitskreis mit seinem Vorsitzenden Robert Krais bemühte sich bereits seit einigen Jahren sehr engagiert um die Geschichte der Jüdischen Gemeinden Ettenheims, Schmieheims, Kippenheims und Rastatts. Auch bei Organisation des Besuchs, Erarbeitung eines Programms und bei der Betreuung der Gäste wirkten Arbeitskreismitglieder mit Vertretern des Gemeinderates und anderen interessierten Bürgern zusammen.

In Ettenheim leben heute keine Juden mehr, um 1933 zählte die kleine Jüdische Gemeinde 31 Mitglieder. Von der in der Pogromnacht zerstörten Inneneinrichtung der Synagoge war der Vorhang des Thoraschreins gerettet worden, der 1988 in der Ausstellung "Juden in Baden" gezeigt wurde. Diese Wander-Ausstellung wurde in Ettenheim bereits vor Anreise der jüdischen Besucher, zur Vorbereitung der Bevölkerung auf eine im Städtchen inzwischen unbekannte Kultur, eröffnet.

Nach dem offiziellen Empfang im Bürgersaal des Rathauses wartete auf die Gäste ein umfangreiches Programm mit einer Stadtführung, einer großen Schwarzwaldrundfahrt, der Teilnahme an der Abiturfeier des städtischen Gymnasiums, das die Gäste selbst früher bis zu einem bestimmten Zeitpunkt besuchten, einer Fahrt nach Freiburg mit Besuch des Münsters und Freitagabendgottesdienst in der Freiburger Synagoge. Beim Abschied im Bürgersaal sprach, wie bei allen vorherigen Gelegenheiten dieser Besuchswoche auch, im Namen der Gäste Dr. Siegmund Lion, heute in Paris lebend, "allen, die dazu beigetragen haben und auch bei der Durchführung dieses Programms mitgeholfen haben, unseren herzlichsten *Dank*" aus. "Sie haben wirklich Ihr Möglichstes getan, um unseren Aufenthalt *schön und* denkwürdig zu gestalten."

* * *

Hechingen

Anläßlich ihrer 1200-Jahr-Feier im Jahr 1986 lud die Stadt zum ersten Mal ihre ehemaligen jüdischen Bürger ein. Die erste Besuchergruppe von 21 Personen kam im September, die zweite von 8 Personen im November. Seitdem reist jedes Jahr einmal eine kleine Gruppe von Besuchern für eine Woche auf Kosten der Stadt (bis 1990 etwa 150.000 DM) in die frühere Heimat. Höhepunkte des Besucherprogramms sind ein Empfang im Rathaus durch Bürgermeister Norbert Roth, ein Konzert auf der Burg Hohenzollern, der Besuch des jüdischen Friedhofs und eine Einladung durch die Israelitische Kultusgemeinde Württemberg nach Stuttgart. In Hechingen leben heute, von etwa 150 Juden um 1933, noch zwei.

Im Jahr 1986 wurde auch die ehemalige Synagoge, die im November 1938 zwar beschädigt, aber nicht zerstört worden war, originalgetreu restauriert und als Begegnungsstätte und Kulturhaus der Stadt zur Verfügung gestellt. Seit 1982 hatte die sogenannte Hechinger Synagogen-Initiative alles darangesetzt, das ehemalige Bethaus wieder herzurichten. Zur Einweihung im November 1986 waren außer den jüdischen Besuchern aus aller Welt fast 300 Gäste anwesend. Der Vorsitzende der Synagogen-Initiative kommentierte: "So voll war es noch nie, und wird es wohl auch nie mehr sein."

1988 wurden erstmals ehemalige jüdische Karlsruher in ihre Heimatstadt eingeladen. 445 sagten zu. Heute zählt die jüdische Gemeinde der Stadt 339 Personen.

Foto: D. Hamel

Karlsruhe

Auf Initiative von Oberbürgermeister Professor Dr. Gerhard Seiler und des Gemeinderates begann die Stadt im Jahr 1983, ehemaligen jüdischen Bürgern die Möglichkeit zu geben, ihre frühere Heimatstadt zu besuchen. Sie mußten allerdings ihren Wunsch selbst an die Stadt herantragen. Die Reise bezahlen sie, außer in Härtefällen, selbst, für fünf Übernachtungen und fünf Tagegelder von je 50,- DM kommt die Stadt für je zwei Personen auf. Die Besucher können den Reisetermin frei wählen und werden individuell betreut. Ein Empfang im Rathaus gehört immer dazu. Viele Gäste bedauerten aber, daß es bei dieser Besuchsform nicht möglich war, Freunden und Nachbarn von damals zu begegnen.

Aus Anlaß des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht beschloß der Stadtrat im Oktober 1987 einstimmig, alle ehemaligen jüdischen Bewohner für eine Woche entweder im Oktober oder im November 1988 zusammen einzuladen. Auch wer schon vorher nach Karlsruhe gefahren war, konnte nun noch einmal auf Kosten der Stadt kommen. 445 gebürtige Karlsruher und Begleiter, insgesamt knapp 800 Gäste sagten zu. Dieses Mal kam die Stadt für sämtliche Kosten auf (für alle Jahre bis heute insgesamt über 2 Mio. DM). Die jüdische Gemeinde und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit unterstützten die Stadtverwaltung bei der Vorbereitung von Anreise, Unterbringung in 22 Hotels und eines umfangreichen Besuchsprogramms.

"Warum nicht früher? Zunächst kann ich darauf hinweisen", sagte Oberbürgermeister Seiler beim offiziellen Empfang, "daß schon manche ehemaligen jüdischen Karlsruher bei Einzelreisen unsere Gäste waren. Aber ich muß es ganz offen sagen: Die Schuld der Vertreibung und Ermordung der Juden zu erkennen und zu bekennen, haben wir Deutsche uns schwer getan, und die Karlsruher machten dabei keine Ausnahme." Zu den ehrlichen Worten des Oberbürgermeisters kam im Oktober die Eröffnung der Ausstellung "Juden in Karlsruhe" im Prinz-Max-Palais hinzu. Außerdem veröffentlichte das Stadtarchiv das gleichnamige, von zwanzig Historikern herausgegebene Buch, und von Josef Werner den Band *Hakenkreuz und Judenstern*. Am Ende dieses Bandes sind die Namen aller ermordeten Karlsruher Juden aufgeführt.

Am 22. Oktober 1940 hatte die Deportation aller badischen und pfälzischen Juden in das südfranzösische Lager Gurs begonnen. Bis 1940/41 waren von den ehemals 3.358 jüdischen Einwohnern 2.159 ausgewandert. 807 starben im Lager Gurs oder nach der Deportation in den Vernichtungslagern im Osten, insgesamt kamen mehr als 970 um. 39 Juden kehrten aus den Konzentrationslagern nach Karlsuhe zurück oder hatten in der Stadt selbst oder andernorts im deutschen Machtbereich den Nationalsozialismus überlebt. Am 4. Juli 1971 wurde eine neue Synagoge eingeweiht. Im Jahr 1988 zählte die jüdische Gemeinde Karlsruhe, zu der auch Pforzheim gehört, 339 Personen.

* * *

Konstanz

Einige Mitglieder der Konstanzer ehemaligen jüdischen Gemeinde hatten bereits schriftlich angefragt, ob ihre frühere Heimatstadt nicht dem Beispiel anderer Städte folgen wolle. Ab 1986 drei Jahre lang kam die Stadt dann nach einstimmigem Gemeinderatsbeschluß dieser Bitte nach und schrieb etwa hundert ehemalige Bürger an. Mehr als dreißig von ihnen nahmen die Einladung an, mit ihren Partnern und Kindern für eine Woche noch einmal zurück zu reisen. Im dritten Jahr 1988 kamen nur noch vier Personen, zwei davon, Howard Rothschild und seine Frau Helene, auf eigene Kosten zum zweiten Mal. Fast siebzig der Angeschriebenen sagten aus Alters- oder Gesundheitsgründen ab oder wollten keinen Fuß mehr nach Deutschland setzen. "Wenn Einzelreisende den Weg zu uns finden, so sind sie (weiterhin) herzlich willkommen", so der Leiter der städtischen Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit B. Schlegel in einem Brief an *Aufbau*. Die Stadt trug einen Teil der Reise- und Aufenthaltskosten (insgesamt etwa 80.000 DM).

Vorbereitet und durchgeführt wurde die Besuchswoche von der Konstanzer Stadtverwaltung und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG). Wesentlich unterstützt wurden sie von Erhard R. Wiehn, Professor für Soziologie an der Universität Konstanz und Vorsitzender der DIG. Neben mehreren Veröffentlichungen von Wiehn zur Judenverfolgung in Deutschland ist er einer der Hauptinitiatoren der Lion-Stiftung, der Stiftung des aus Konstanz stammenden und seit langem in der Schweiz lebenden Industriellen Kurt Lion, die den wissenschaftlichen Austausch zwischen den Universitäten Tel Aviv und Konstanz unterstützt. — Im September 1987 schrieb Wiehn in der *Jüdischen Rundschau Maccabi:*

"Der Besuch war Anlaß genug, sich wieder einmal an die lange und wechselvolle Geschichte des jüdischen Lebens in Konstanz zu erinnern, an den ersten urkundlichen Nachweis im Jahre 1241, [...] an die 'Kehilla Kedoscha Konstanz' — mit mehr als 500 Mitgliedern um die Jahrhundertwende, die Emigration seit Anfang der dreissiger Jahre, die Zerstörung der Synagoge im November 1938, die Deportation im Oktober 1940 über Gurs nach Auschwitz-Birkenau, die völlige Vernichtung der alten Gemeinde — von der nichts geblieben ist als ein gepflegter, melancholisch stimmender Friedhof in Konstanz und ihre computergespeicherte Geschichte im Diaspora-Museum Tel Aviv, das wieder ganz neue jüdische Leben seit 1945 und die Einweihung des neuen Betsaales 1966. Was Juden in Konstanz für die Stadt bedeuten und trotz allem immer wieder für sie getan haben, wäre in diesen Tagen durchaus einmal der Rede wert."

* * *

Kirchheim unter Teck

Auf dem Prospekt der Ausstellung "Jüdische Gemeinden in Württemberg" 1984 hatte Brigitte Kneher einen Strich für die ehemalige jüdische Gemeinde in Kirchheim entdeckt. Obwohl die Ausstellung von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, deren Mitglied Frau Kneher ist, vorbereitet worden war, wurde ihr zum ersten Mal bewußt, daß es auch in ihrer Wahlheimat ein reges jüdische Leben gegeben hat. (Von 29 jüdischen Bürgern 1933 lebt heute kein einziger mehr in Kirchheim). In mühevollen Nachforschungen im Kirchheimer und Stuttgarter Stadtarchiv spürte sie die Namen und Adressen von 13 heute im Ausland lebenden Kirchheimer Juden auf. Aus ihrer langjährigen Arbeit entstanden sowohl die Dokumentation *Chronik der jüdischen Bürger Kirchheims seit 1896*, als auch die offizielle Einladung seitens des damaligen Oberbürgermeisters Werner Hauser.

Ende Mai 1986 und 1987 reisten zwei kleine Gruppen für eine Woche in ihre frühere Heimatstadt, 1988 und 1989 holten einzelne einen Besuch nach. Brigitte Kneher hatte Anreise und Aufenthalt vorbereitet, für die Unterbringung bei Familien gesorgt und ein Programm zusammengestellt. Frau Knehers persönliche Betreuung der ehemaligen Bewohner, von vorher geführten und nach dem Besuch fortgesetzten Briefwechseln bis hin zu Einladungen zu ihr nach Hause und der tagtäglichen Begleitung durch die Stadt, scheint außerwöhnlich herzlich gewesen zu sein. Die Stadt trug die gesamten Kosten (insgesamt rund 41.000 DM).

Von 29. Mai bis 7. Juni 1986 kamen die ersten sechs Gäste. Die besondere Ehre, daß aus Anlaß des offiziellen Empfangs am Rathaus die Israel-Fahne wehte, erkannten sie dankbar an. Vor ihrer Flucht hatte an derselben Stelle die Flagge der NSDAP geflattert. Noch einmal aufgebaut worden war die Sonderausstellung "Jüdische Bürger Kirchheims 1896-1942".

Viele der gezeigten Stücke stammten aus dem Privatbesitz ehemaliger Bürger, die sie auf Anfrage von Frau Kneher zur Verfügung gestellt hatten. Das Collegium musicum judaicum aus Amsterdam unter der Leitung von Chaim Storosum konzertierte bereits zum dritten Mal in der Kirchheimer Martinskirche. Der jüdische Friedhof im Nachbarort Göppingen wurde aufgesucht und mehr als eine Fahrt in die schwäbische Umgebung unternommen. Die meiste Zeit war aber für private Unternehmungen und persönliche Begegnungen belassen.

Auch im Jahr 1987 bauten die Gastgeber oben genannte Sonderausstellung noch einmal auf. Neun Besucher weilten dieses Mal vom 28. Mai bis 6. Juni in der Kleinstadt. 1988 kam Erna Stern nach 55 Jahren zum ersten Mal. Erst nachdem ihr Sohn Harold Stern im Jahr zuvor alleine gereist war, konnte sie sich selbst zu einem kurzen Besuch überwinden. Viele Mitglieder ihrer Familie waren in den Konzentrationslagern ermordet worden. Auf ihren Wunsch wurde sie nur "halboffiziell" von dem neu amtierenden Oberbürgermeister Peter Jakob in seinem Dienstzimmer empfangen und anschließend zum Essen eingeladen. Brigitte Kneher nahm sie in ihrem Haus auf. Im Jahr 1990 kamen Erna und Harold Stern, nach einem einwöchigen Aufenthalt im Nachbarort Reutlingen, noch einmal für wenige Tage nach Kirchheim und trafen auch noch einmal den Oberbürgermeister, diesmal in noch persönlicherem Rahmen. Regelmäßige Besucher Kirchheims und private Gäste der Familie Kneher sind von 1986 an auch das Ehepaar Philipp und Margit Bernstein geworden.

Brief von Brigitte Kneher an Oberbürgermeister Jakob vom Dezember 1988:

"...mit dem Kartengruß von Frau Susie

Vollweiler (USA), den ich aus den übrigen Briefen ausgewählt habe, möchte ich Ihnen als 'Jahresabschlußbericht' aufzeigen, daß an der Brücke zu den früheren jüdischen Mitbürgern Kirchheims noch weitergebaut wird. Sie schreiben und sagen uns immer wieder, wie sehr sie sich nicht nur über die Veröffentlichungen der Schriftenreihe des Stadtarchivs, die ihnen wie allen 'Auslands-Kirchheimern' zugeschickt werden, freuen, sondern auch über den 'Schwäb.-Alb'-Kalender, den wir im Auftrag und auf Kosten von Herrn Stadtrat Dietmar Hoyler jährlich übersenden dürfen.

Ich habe im demnächst zu Ende gehenden Jahr unzählige Briefe und Berichte aus dem "Teckboten" (z.B. anl. des 9. November 1988) nach Kanada, USA, Argentinien und Israel geschrieben und aus den Antworten ersehen können, wie wichtig es den jüdischen Gästen der Stadt Kirchheim der Jahre 1986, 1987 und 1988 ist, das spät, aber nicht zu spät wiedergeknüpfte Band nicht aufs neue abreißen zu lassen."

* * *

Lahr (im Schwarzwald)

"Die Stadt Lahr/Schwarzwald hatte die große Freude und Ehre, im Mai (1987) ehemalige jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger begrüßen und empfangen zu dürfen. Ich räume ein, daß vor der Begegnung gemischte Gefühle auf beiden Seiten vorhanden waren. Der Wille, aufeinander zuzugehen, und die zahlreichen Gespräche zeigten, daß es möglich war, eine Brücke zu schlagen. Eine Brücke, von der alten in die neue Heimat. (...) Ich möchte dabei besonders hervorheben, daß die Hauptarbeit an diesem Bauwerk bei den ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern lag."

Oberbürgermeister Werner Dietz schrieb das Vorwort der vom Hauptamt der Stadt Lahr im Schwarzwald herausgegebenen Broschüre *Schalom*, eine Sammlung von Zeitungsartikeln und eigenen Berichten über die Besuchswoche vom 9.-17. Mai. Die Berichte sind Erinnerung an die Begegnung mit 13 ehemaligen Lahrern und sieben Begleitern. Sie messen dem eigenen Bauwerk der Brücke mehr Bedeutung zu als dem Abgrund, über den sie gebaut worden ist. Wie mögen die Gefühle vor dem Beschluß im Stadtrat und während der Vorbereitung gemischt gewesen sein? Und was hatte man sich in den zahlreichen Gesprächen erzählt?

Zum Beispiel bei der Stadtrundfahrt, die mit einem Besuch der Burgheimer Kirche endete? Oder in der Burgruine Hohengeroldseck? Das Münster in Straßburg wurde besucht und auch in Freiburg, wo es in Strömen regnete, "suchte man auf schnellstem Weg das Münster auf". Während der ganzen Woche gab es kein einziges Gespräch über die Rolle der Kirche in Lahr. Darüberhinaus findet in der Broschüre keine Ansprache eines geistlichen Vertreters Erwähnung.

Die idealisierende Berichterstattung widerspricht dem "tiefen Ernst" der Begrüßungsansprache von Werner Dietz. Dort nahm er das Ziel der Versöhnung nicht vorweg, im Gegenteil. Er dankte den Besuchern, "die es vermocht haben, nach langen Jahren wieder die Stätte aufzusuchen, von der Sie einst vertrieben, wo Sie einmal geächtet und verfolgt wurden". Für ihn und für die Lahrer Bürger seien die Begegnung und die Gespräche notwendig.

"Dieser Besuch muß gewiß nicht heißen, daß Sie 'mit offenen Armen' gekommen sind, aber wenn nur Ihr Herz nicht ganz verschlossen ist für Ihre alte Heimat und für die Menschen, die heute hier leben, dürfen wir dankbar und hoffnungsvoll sein."

Rolf D. Weglein, der in Los Angeles lebt, hatte sich schon vor dem Flug nach Lahr "nach der bleibenden Bedeutung solcher Gesten gefragt, nach dem therapeutischen Effekt für die einladenden Städte, wenn man davon überhaupt sprechen könne?" Für ihn bildete der Besuch "den Abschluß einer langen Untersuchungsreise nach zwei Wochen Aufenthalt in Israel mit

Schwarzwaldlandschaft

ähnlich widerstreitenden Gefühlen", wie er in einem Brief an *Aufbau* schrieb. Was bedeutete die Einladung, weniger für die ehemaligen jüdischen Bewohner, als für die Lahrer selbst? "Ich war nicht erstaunt, als ich mich mit diesen Gedanken während der ernsthaften Empfangsrede von Oberbürgermeister Dietz im Alten Rathaus beschäftigt fand, bei der viele Stadt- und Parteivertreter mit ihren Frauen anwesend waren."

Ein jüdisches Ehepaar hatte, hieß es in der *Lahrer Zeitung*, die Einladung aller Emigranten durch die Stadt angeregt. Dann dauerte es "einige Jahre", bis der Stadtrat zustimmte. Hildegard Kattermann, Gymnasiallehrerin i.R., half bei der Suche nach den Adressen. Sie war bereits in Kontakt mit Emigranten und hatte das Buch *Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden* verfasst. Die Besucher kamen aus Israel, den USA und fünf von ihnen aus Deutschland. Brigitte Klinkenberg lebt in Lahr, wohin sie nach dem Krieg aus England zurückgekehrt ist. Die Stadt kam für sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten auf, insgesamt 45.000 DM.

Was mögen die Argumente im Stadtrat für und wider die Einladung gewesen sein? Dort wurde schon einmal um die Gedenktafel am Friedrich-Ebert-Platz gestritten, die dann im Jahr 1983 angebracht wurde. "Man brauchte damals vier Jahre, um der besonderen Hervorhebung von Lahrs jüdischen Opfern des Holocaust auf dem Mahnmal zuzustimmen", schrieb Weglein.

dem Programm. Während die anderen Gäste mit OB Dietz und Frau Kattermann in das Ludwig-Frank-Haus, ein Altenheim, gingen, diskutierte Weglein zunächst mit Karolis Kollegen, dann mit seinen 15jährigen Schülern. Sieben von 200 Seiten im Schulbuch *Geschichte und Gegenwart* (Arbeitsbuch Realschulen in Baden-Württemberg) beschäftigten sich mit dem Kapitel "Verfolgung, Demütigung und Vernichtung der Europäischen Juden". "Im Gespräch mit den Lehrern wurde mir klar, daß sie zwar meine Anwesenheit und mein Interesse begrüßten. Aber ich sollte im selben Moment ihre Schwierigkeit anerkennen, daß sie bei der Stoffmenge den Holocaust zügig unterrichten müßten und nicht in die Tiefe gehen könnten."

Dann kam das Hauptargument der Lehrer: "Menschen der 'sensiblen Altersgruppe', d.h. Großeltern und manchmal sogar Eltern, die an Grausamkeiten teilnahmen, leben noch. Würden die Lehrer zuviel Gewicht auf das Thema legen, könnten die Schüler zu Hause für Aufregung sorgen." Vor dem Besuch der jüdischen Bewohner war also, so scheint es, über den Nationalsozialismus in Lahr nur ungern gesprochen worden. Doch das Gespräch mit Weglein und dessen Diskussion mit den Schülern hatte die Lehrer ermutigt. Am selben Abend waren Weglein, seine Frau Ruth und andere Geschichtslehrer zu Gast bei dem Direktor der Realschule. "Sie wollten unbedingt, daß ich in ihre Klassen käme und mit älteren Schülern spreche.

Der Denkmalstext ist ein Kompromiß: "Für alle Opfer der Gewaltherrschaft. In besonderem Gedenken der Leiden unserer jüdischen Mitbürger."

Die Begrüßungsrede des Bürgermeisters im Pflugsaal der Stadt Lahr brachte Weglein auf die Idee, sich nach dem Unterricht über den Holocaust an den Schulen zu erkundigen. Der Korrespondent einer kanadischen Zeitung brachte ihn noch am selben Abend mit Herrn Karoli, Geschichtslehrer an der Otto-Hahn-Realschule, zusammen. Am Ende eines langen Gesprächs lud Karoli Herrn Weglein für den nächsten Tag in seinen Unterricht ein.

Ein Schulbesuch stand offiziell nicht auf

Leider war unser Aufenthalt vorgeplant und ich mußte dankend ablehnen."

Nach dem Stadtrundgang und einer Fahrt durch das neue Lahr standen Ausflüge in den Schwarzwald, nach Freiburg und nach Straßburg auf dem Programm. Einen Tag besuchten die Gäste, begleitet von Werner Dietz, den jüdischen Friedhof in Schmieheim. Die gut erhaltenen Grabsteine erlaubten die "Begegnung mit der Vergangenheit", unter dessen Motto der neuntägige Aufenthalt stand.

Auf der Anreise nach Lahr, schrieb Rolf Weglein, entsprach seine Stimmung "dem Himmel, der mit schweren, grauen Wolken verhangen war". Beim Abschied schien die Sonne. "Unsere Gedanken beim Verlassen von Lahr waren viel besser als bei unserer Ankunft und wir hatten das Gefühl, bescheidene Erfolge erzielt zu haben." Der Besuch war, für beide Seiten, "lebender Geschichtsunterricht".

* * *

Laupheim

"Kleine Unstimmigkeiten am Rande — auch unter den Besuchern — blieben nahezu unbemerkt (...) Alles in Ordnung also!", lautete das Resumé am Ende der Besuchswoche in der *Schwäbischen Zeitung*. Und das ist der einzige Nebensatz in der von der Stadt erstellten Dokumentation, der auf tiefergehende Emotionen als Harmonie und Brücken und Gemütlichkeit schließen ließe. Wenn schon nicht die Geste der Einladung, was schwer zu beurteilen ist, so ist zumindest die offizielle Berichterstattung eine einzige Selbstbefriedigung der Stadt.

Oder vielleicht doch, von manchen Politikern, auch die Geste selbst? Denn nach den Begrüßungsworten von Landrat Dr. Wilfried Steuer hat "sich an diesem Gedanken (Konrad Adenauers) der Wiederaussöhnung bis auf den heutigen Tag in Deutschland nichts geändert. Wenn Sie vielleicht auch gelegentlich Pressestimmen und -berichte lesen und hören, die Ihnen anderes sagen; wir alle wissen, daß dies nicht stimmt (...) Unser Volk möchte die Wiederaussöhnung."

Diesen Versicherungen aus deutschem Gemüt, das Kritik aus tiefstem Herzen verabscheut, kann man nur, wie es die Broschüre selbst tut, aus der gekürzten Dankansprache von Prof. Dr. Ernst Bergmann hinzufügen: "Wir kamen hierher mit gemischten Gefühlen, aber Ihre großen Vorbereitungen, das schöne Wetter und die schöne Atmosphäre haben uns leichter gemacht, wieder in die alte Heimat zu kommen."

Um 1933 lebten in Laupheim 315 Juden, heute wohnt dort kein einziger mehr. Wohl der prominenteste Laupheimer, der je nach Amerika kam, war Carl Laemmle, mit Mary Pickford und Douglas Fairbanks Begründer der Universal Film Corp. Nach 1933 stellte er zahlreichen Laupheimern und anderen deutschen Juden Affidavits aus. In enger Verbindung mit Laupheim stand auch Dr. Herta Nathorff, die im vorigen Jahr hochbetagt in New York gestorben war.

Erst im 50. Gedenkjahr an die Zerstörung auch der Laupheimer Synagoge wurden an 60 ehemalige jüdische Bewohner Einladungsbriefe verschickt. 19 von ihnen sagten zu, mit 17 Begleitern auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 100.000 DM), in der Woche vom 25. bis 31. Mai 1988 zu kommen. Warum ist es so wichtig, zu betonen, daß *nur* aus Alters- und Gesundheitsgründen abgesagt wurde? Zählen

andere Empfindungen nicht? Solche nämlich, die Bürgermeister Otmar Schick in seiner feinfühligen Begrüßungsrede ansprach. Auch wenn das Wort "Heimat" ein wenig zu oft vorkam, Schick sagte deutlich, was nicht in den Kanon versöhnlicher Gefühle paßt:

"Eine menschenverachtende Schreckensherrschaft hat diese Gemeinde zerschlagen. Dieses grausame und entsetzliche Geschehen ist auch heute noch für uns unfaßbar und unbegreiflich. Es waren Laupheimer wie wir. Sie hatten in dieser Stadt ihre Heimat wie wir. Sie haben diese Stadt geliebt und für sie gelebt und gewirkt. Aus dem Buch der Geschichte unseres Gemeinwesens können und dürfen wir nicht diese dunklen Seiten heraustrennen."

Stadtpfarrer Bernhard Löffler von der katholischen St. Peter und Paul-Gemeinde hätte ein paar Worte zur Herkunft des Antisemitismus bei den Laupheimern sagen können — er unterließ es. Aufrecht katholisch hatte er stattdessen "gezittert, um Sie und um uns, ob der 'Bann' gebrochen werden kann". Das Wort "Erinnerung" kam oft über seine Lippen: an die Menschen, die die Erinnerung in Laupheim "wachgehalten haben". Einmal erinnerte er auch daran, daß die katholische

Mit den amerikanischen Besuchern war ein New Yorker NBC Team angereist.

Gemeinde "damals vielleicht als einzige Gruppe groß genug gewesen wäre, ein offenes Zeichen zu riskieren gegen das himmelschreiende Unrecht".

Wo bis zum 9. November 1938 die Synagoge stand, befindet sich heute die Kirche der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde Laupheims. "Aus Anlaß" des Besuches wurde an dieser Stelle ein Gedenkstein errichtet und vor den Gästen enthüllt. Sein Text, könnte man sagen, erinnert daran, daß dieser Ort immer ein heiler geblieben ist: "Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels."

Mit den amerikanischen Besuchern war ein New Yorker NBC Team angereist, die über die ganze Woche einen 3 1/2 minütigen Film produzierten. Mitgekommen waren sie, wie Kameramann Jon Alpert sagte, weil sie "um die Problematik des Besuches wußten". Und nun waren sie da und trafen "nur freundliche Leute". "Mir ist es völlig unverständlich", sagte Alpert zur *Schwäbischen Zeitung*, "daß unter dieser Oberfläche zumindest früher die Bereitschaft vorhanden gewesen sein mußte, mit diesem Terror-Regime gemeinsame Sache zu machen. Im Prinzip müssen das doch dieselben Leute gewesen sein."

Sophie Hillman, mit ihrem Sohn Robert aus New York gekommen, ärgert sich fünf Jahre später am Telefon über den NBC-Verschnitt und darüber, daß in Laupheim "jeder nur seinen Spaß zu haben schien". Sie kam während des Aufenthalts nicht darüber hinweg, daß sie von ihrem Hotelfenster aus **genau auf das frühere Elternhaus gegenüber schauen mußte.** Nach 2 1/2 Tagen, **nach dem gemeinsamen Fischdinner am Bodensee, nahm sie mit ihrem Sohn die Fähre zur Schweiz und blieb die restlichen Tage bei einem Cousin in Zürich. Sie hat "bis heute ambivalente Gefühle für Deutschland".**

Müllheim

Angeregt hatten die offizielle Einladung, die im Jahr 1987 zum ersten Mal zustande kam und in den beiden darauffolgenden Jahren wiederholt wurde, Ella Mayer aus Amsterdam und Margot Dreifuß aus der Schweiz bei einem privaten Aufenthalt im Jahr 1983. Im damaligen Gespräch mit Bürgermeister Hanspeter Sänger sprachen sie aus, daß sie von einigen ehemaligen Müllheimer Juden wüßten, wie gerne sie einmal die alte Heimatstadt wiedersehen würden. Danach kam ein Brief von Ernst Kahn aus Buenos Aires — der dann aus gesundheitlichen Gründen nicht dabei sein konnte — es sei "sein innigster Wunsch, nochmals Müllheim und das Grab seines verstorbenen Großvaters besuchen zu dürfen". Der Gemeinderat beschloß dann einstimmig, alle ehemaligen jüdischen Bewohner einzuladen.

Anreise und Programm für insgesamt 23 ehemalige Bürger und ihre Angehörigen wurde von Gemeinderat, Stadtverwaltung und vor allem auch von einer Bürgerinitiative vorbereitet. Die Kosten für die Reise mußten individuell getragen werden, für den Aufenthalt kam die Stadt auf (insgesamt 26.500 DM).

Im Mittelpunkt des Besuches im September 1987 stand die Enthüllung eines Gedenksteines auf dem jüdischen Friedhof. Die Bürgerinitiative hatte die Idee dafür gehabt und zur Realisierung beigetragen. Die achteckige Krone des Denkmals erinnert an die im Jahr 1968 abgerissene Synagoge. Sie ist ein übrig gebliebenes Bauelement, der Abschluß eines kleinen Türmchens. Heute leben nur noch drei Juden in der Kleinstadt, es gibt hier keine jüdische Gemeinde mehr. An die Synagoge erinnert auch noch ein eigener Gedenkstein. Günther Boll, Mitglied der Bürgergruppe und seit vielen Jahren die Geschichte der heimischen Juden aufarbeitend, las auf der Gedenkfeier die 21 Namen der ermordeten Müllheimer Juden vor. Sie sind in die vier Bronzetafeln des Mahnmals eingetritzt.

* * *

Reutlingen

Das Vorbild anderer Städte bewirkte den Entschluß im Stadtrat, im Jahr 1987 und dann wiederholt 1990 die ehemaligen jüdischen Bewohner Reutlingens offiziell einzuladen. In beiden Jahren hatten zwölf Personen einschließlich Ehepartnern zugesagt, auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 95.000 DM) zu kommen. Für Programm mit Fahrten durch Stadt und Umgebung und Begegnungsabenden, und für die persönliche Betreuung sorgten Mitarbeiter der Stadtverwaltung.

Zum Empfang im Rathaus durch Oberbürgermeister Dr. Manfred Oechsle kamen im Jahr 1987 als offizieller Termin noch die Einweihung einer Gedenktafel bei der Stadtbibliothek hinzu. Die gleichzeitig eröffnete Ausstellung "Reutlinger Schüler entwerfen eine Gedenktafel" dokumentierte den Gästen die Entstehungsgeschichte der Tafel, die im Rahmen eines Schülerwettbewerbs entstanden war. Nach dem Entwurf einer 12jährigen Reutlinger Schülerin war die Tafel zur Erinnerung an die ermordeten Reutlinger Juden gestaltet worden. In der Stadt leben nur noch wenige Juden, 1933 zählte die damals existierende Jüdische Gemeinde etwa hundert Mitglieder.

Pforzheim ist Ausgangspunkt zur Fahrt über die sog. Bäderstrasse. In fünf Jahren des Besuchsprogramms kamen 134 frühere Pforzheimer in die Stadt.

Pforzheim

Auf Initiative des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Willi Weigelt und nach Beschluß des Ältestenrates im Juni 1982 konnten vom 1. bis 6. September 1983 anläßlich der "Heimattage Baden-Württemberg" zum ersten Mal auch ehemalige jüdische Bürger in Pforzheim begrüßt werden. Bei den Vorbereitungsarbeiten für diesen Besuch wurden zahlreiche weitere Adressen bekannt. Daraufhin beschloß die Stadt, die Einladungen auch 1984 und von da an alljährlich bis einschließlich 1987 auszusprechen. In jenen fünf Jahren hatten 134 frühere Pforzheimer das Angebot angenommen, auf Kosten der Stadt (insgesamt 598.973 DM) noch einmal zurückzureisen. Leider konnte diese finanzielle Leistung nicht auch den Begleitern bewilligt werden, sie mußten für Reise und Aufenthalt selbst aufkommen.

Die Ermittlung der Anschriften war vor allem zwei Personen zu verdanken: dem Lehrer Gerhard Brändle, der dann später im Auftrag der Stadt auch ein Buch zur Geschichte der Pforzheimer Juden verfaßte, und dem langjährigen Stadtrat Karl Schroth, der selbst im Dritten Reich aus politischen Gründen verfolgt worden war und seit Jahren in Kontakt mit ehemaligen jüdischen Bürgern stand. Um Vorbereitung des Treffens und Erarbeitung eines Programms hatten sich dann der Leiter des Kulturamts, Dr. Alfred Hübner, und der Leiter der städtischen Pressestelle gekümmert.

Auf dem Besuchsprogramm stand immer der offizielle Begrüßungsempfang durch Oberbürgermeister Weigelt im Ratskeller des Neuen Rathauses, in Anwesenheit von Vertretern des Gemeinderates und der Kirchen, eine Stadtrundfahrt, Besichtigungen und Exkursionen, und ein Gesprächsabend in der Jugendbegegnungsstätte. Zum Sabbatgottesdienst fuhren die Gäste in die Karlsruher Synagoge. Im Jahr 1983 wurde beim Besuch des Jüdischen Friedhofs eine Gedenktafel enthüllt. "Mehr als 200 Pforzheimer Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft", lautet ein Teil der Inschrift, "sind in Gurs (Südfrankreich), Auschwitz oder anderen Konzentrationslagern begraben, verscharrt oder verbrannt worden."

* * *

Rastatt

Zwar lag in Rastatt bereits seit dem Jahr 1981 der Beschluß der Gemeinde vor, ihre ehemaligen jüdischen Bürger einmal einzuladen, doch umgesetzt wurde die Initiative erst 1991, als 12 Personen mit ihren Angehörigen fünf Tage lang zur "Woche der Brüderlichkeit" im März, und sogar 43 Personen mit Begleitern im August das Angebot angenommen hatten, auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa DM 100.000) noch einmal die frühere Heimat zu besuchen. Nur durch die Mühe des ehemaligen Rastatters Jules Wertheimer, der heute in Paris lebt — nicht durch die Stadtverwaltung — war es zehn Jahre nach dem Gemeinderatsbeschluß überhaupt möglich geworden, die Einladungsbriefe zu versenden, denn er hatte die vielen Adressen herausgefunden.

Unklar ist, von wem der Nachdruck zur Umsetzung des Gruppenbesuchs letztendes ausging. Die Stadt sagt, von ihr, doch der engagierte Vorsitzende des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises Ettenheim, Robert Krais, schrieb an *Aufbau*, daß die Initiative, wie schon vorher in Ettenheim und Schmieheim, auch in Rastatt von ihm ausgegangen war. Doch sei er hier bei der Stadtverwaltung auf taube Ohren gestoßen. Sein Brief an die Stadt im Jahr 1990 hatte, so viel steht fest, wütende Reaktionen wie "wir mögen es einfach nicht, daß Sie sich uns aufdrängen", aber zunächst keine Einladung ausgelöst. Fest steht auch, daß Robert Krais beim offiziellen Besuchsprogramm nirgends geladen und zugegen war. Im Brief an *Aufbau* führte er aus, daß vier von insgesamt siebzig bekannten im Ausland lebenden Juden seine, "gegen den ausdrücklichen Willen der Stadt" ausgesprochene persönliche Einladung zu einem fünftägigen Besuch im März und August 1991 angenommen hätten.

BAYERN

Augsburg

Als die Stadt im Jahr 1985 ihr 2000jähriges Jubiläum feierte, lud sie zu diesem Anlaß zum ersten Mal auch die ehemaligen jüdischen Bewohner aus aller Welt für eine Woche ein. Die Anregung, zu diesen Feierlichkeiten nicht nur alle früheren Augsburger Juden, sondern alle früheren bayrisch-schwäbischen Juden einzuladen, ging auf Gernot Römer, den Verfasser des Buches *Leidensweg der Juden in Schwaben* (1983) zurück. Zweihundert Emigranten einschließlich Begleitung weilten vom 29. August bis 5. September in ihren alten Heimatgemeinden Augsburg, Ichenhausen, Nördlingen, Lindau, Harburg, Fischach, Buttenwiesen, Neu-Ulm, Memmingen, Kempten und Binswangen. Da die einst Vertriebenen die Fahrtkosten selbst tragen mußten, hatten viele von ihnen

Gedenkstein für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem Friedhof Augsburg

abgesagt. Die Gemeinden kamen nur für Unterkunft und Verpflegung auf. Seit 1986 lädt Augsburg jeweils fünf Emigranten und einen Begleiter auf Kosten der Stadt ein; bisher gab die Stadt dafür insgesamt etwa 400.000 DM aus.

Zur 2000-Jahrfeier war auch die in der Reichspogromnacht stark beschädigte Synagoge wiederhergestellt worden, und es wurde ein Museum über die Juden in Bayern eröffnet. Da uns kaum Material über den Aufenthalt selbst vorliegt, soll an dieser Stelle ein Auszug aus der Erinnerungsrede Ernst Cramers, eines langjährigen Mitarbeiters Axel Springers, stehen, die er sieben Jahre später, zum 50. Jahrestag der Deportation der Augsburger Juden am 1. April 1992 in der restaurierten und wieder genutzten Synagoge gehalten hat. Die Augsburger jüdische Gemeinde hatte im Jahr 1985 noch 247 Mitglieder, um 1933 waren es 1.200. Cramers Rede liegt uns nur in seiner eigenen englischen Übersetzung vor:

"Fifty years ago today was the last day in their homes for my father, my mother, my brother and many others here in their hometown of Augsburg and in other places of Svabia and Bavaria. Exactly half a century ago tomorrow, on April 2nd, 1942, to be correct, they were picked up from their homes. In the course of the Nazis' "Final Solution of the Jewish Question in Europe" they were carted off to the East. They did not know whereto.

What can I say on such an occasion, was my first reaction. What can anybody say? (...)

With this in view we want to remember the misdeeds of yesteryear and not in the spirit of hatred. This evening we want to bear in memory and common sorrow all those who fifty years ago today were spending their last hours in their hometown.

Of course we mourn all victims of violence and terror, of injustice, of brutality. Everyone weeps especially over those who were closest to him. In these minutes, however, I ask you to jointly remember those dead who 50 years ago were humiliated, deported, tortured and finally murdered.

By the way: the day of deportation from Augsburg in 1942 was a Maundy Thursday. On Good Friday the way of passion for the Augsburg Jews began. During Easter, the Christian festival of joy over the salvation from sin, the train of the damned moved eastward. We do not know what happened to them thereafter.

Of course not a word of these deportations can be found in the newspapers of those days. But in the Easter edition of an Augsburg paper we find — between government ordered war-pathos — the following surprising words:

'Spring should be able to cover and overgrow wounds in living hearts, which the loss of loved ones tore open...For many there is no consolation...But even if there is no solace, there must be forbearance'. In this meaning of forbearing we now shall remember the dead in silence, before the cantor celebrates the prayers for the dead."

Aschaffenburg

Seit 1978, als die Stadt zum ersten Mal ihre ehemaligen jüdischen Bürger eingeladen hatte, nahm sie dafür ein besonderes Ereignis zum Anlaß. Es begann mit der für den 26. November 1978 geplanten Feier zum Gedenken an den Anfang der Judenverfolgungen vor 40 Jahren und an die Zerstörung der Aschaffenburger Synagoge in der Reichspogromnacht. Da das Auffinden der Adressen schwierig und langwierig war, sagten von den mit Hilfe des Stadtarchivars Helmut Reiserth angeschriebenen 104 Emigranten nur 17 zu, mit Begleitern zu kommen. Die Stadt bezahlte hier wie bei den nachfolgenden vier Besuchsaufenthalten den größten Teil der Reisekosten. Für Unterkunft, die mehr und mehr von Privatleuten bereitgestellt wurde, und Verpflegung kamen die Gäste selbst auf.

Im Mai 1980, zu den Aschaffenburger Gesprächen, die dem Thema "Deutsche und Juden" gewidmet waren, reisten bereits 85 ehemalige jüdische Bürger aus aller Welt für eine Woche an. Das positive Echo hing wohl auch mit der Anerkennung der Idee zusammen, die Einladung zu bestimmten Anlässen auszusprechen. In der Zeitung *Main-Echo* hieß es, daß die Gäste "sich durch diese Art der Einladung in besonderem Maß in Aschaffenburger Ereignisse einbezogen" fühlten. Einige hatten dem Bericht zufolge die Praxis anderer Städte kritisiert, wo der Besuch "zu einer Art kostenlosem Erholungsaufenthalt mit freiem Eintritt im Museum, mit Gratis-Theaterkarten und Standard-Programm" verkomme. Auch in Aschaffenburg wurde für jedes Besuchsjahr ein Programm mit Ausflügen und Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof erarbeitet. Das Fremdenverkehrsamt lernte dazu, plante mehr und mehr freie Zeit für eigene Unternehmungen ein und brachte, auf die Bitte der Besucher, immer mehr von ihnen in Privatquartieren unter.

Wie ungewohnt für die Planer von der Stadtverwaltung — trotz der wiederholten persönlichen Begegnungen — die jüdische Kultur war, zeigte sich bei der Einladung zur Wiedereröffnung des Stadttheaters. Mit dem Termin Anfang Oktober 1981 fiel sie genau in die Zeit zwischen Rosch Haschana und Yom Kippur. Trotzdem hatten immerhin etwa 40 frühere Bürger einschließlich Begleitern zugesagt. Die bereits für dieses Jahr versprochene Einladung zur Umgestaltung des Wolfsthalplatzes, dem Standort der ehemaligen Synagoge, konnte erst im Juli 1984 erfolgen. Denn die Stadt hatte es sich hier mit ihren Überlegungen nicht leicht gemacht!

Schon im Jahr 1979 war ein Schülerwettbewerb für historische Arbeiten zur Judenverfolgung und für Vorschläge zur Neugestaltung des Synagogenplatzes ausgeschrieben worden. 1981 schrieb die Stadt nochmals einen besonderen Wettbewerb zum Thema Zukunft des Wolfsthalplatzes aus. Ergebnis war dann der Wiederaufbau des ehemaligen Schul- und Rabbinerhauses. Ein Thora-Schrein wurde an der gleichen Stelle wie früher angebracht, als in jenem Raum nach der Zerstörung der Synagoge die Gottesdienste abgehalten wurden. Ein anderer Raum wurde zum Dokumentationszentrum eingerichtet, mit einer Dauerausstellung zur Geschichte der Aschaffenburger Juden. Anlaß des Einweihungstermins Ende Juli 1984, zu dem 94 ehemalige jüdische Bürger und 30 Begleiter gekommen waren, war der 40. Jahrestag des Hitler-Putsches am 20. Juli 1944.

Dieses Mal waren die meisten Emigranten angereist und es wurde am intensivsten der Vergangenheit der eigenen Stadt gedacht. Viele geschichtliche Vorträge wurden gehalten. Senator David Schuster (Würzburg), stellvertretender Vorsitzender des Landesverbandes der israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, verglich bei der Einweihung der Gedenkstätte die jüdischen Gemeinden Unterfrankens von einst und nach 1945. Nach seinen Ausführungen hatte der Regierungsbezirk Unterfranken in Bayern den stärksten jüdischen Bevölkerungsanteil. Vor dem Krieg lebten dort 9000 Juden in über hundert Gemeinden. Heute gibt es nur noch eine Gemeinde in Würzburg mit 176 Mitgliedern. In Aschaffenburg selbst hatten um 1933 707 Juden gelebt, 1984 wohnten hier fünf Juden.

Heute gibt es nur noch eine Gemeinde in Würzburg mit 176 Mitgliedern. In Aschaffenburg selbst hatten um 1933 707 Juden gelebt, 1984 wohnten hier fünf Juden.

Im Juni 1992 kam zum Dokumentationszentrum, einem älteren Gedenkstein und einer Erinnerungstafel noch die von der Stadt in Auftrag gegebene Brunnenplastik "Zeitwagen" des Laufacher Künstlers Rainer Stoltz hinzu. Wieder ein Anlaß, ehemalige jüdische Aschaffenburger für eine Woche einzuladen, von denen einige zum ersten Mal kamen. Am Wolfsthalplatz war inzwischen auch ein angelegtes Platanenwäldchen gewachsen. Zum Zeitpunkt des Besuchs war geplant, an diesen ruhigen Ort der Erinnerung ein Altenwohnheim zu bauen.

Rabbinergrab in Aschaffenburg-Stadt

Emmendingen

Als Harvey Richeimer aus den USA, zusammen mit 41 anderen Juden und ihren Begleitern, vom 29. Mai bis 5. Juni 1989 in seiner früheren Heimatstadt war, verabschiedete sich am Empfangsabend ein Mann von ihm mit den Worten: "Ich kann Ihnen meine Hand nicht reichen, weil ich weiß, daß Sie meine Hand nicht annehmen, wenn Sie wüßten, daß ich in der SS war. Ich schäme mich heute sehr". Richeimer staunte über den Mut: "Von diesem Moment an verstand ich, daß Ihre Einladung und unser Besuch nicht nur für uns gut ist, sondern auch für Emmendingen oder besser gesagt für viele Emmendinger."

Harvey Richeimer fühlte sich nach dem Aufenthalt "von dem Haß auf die Deutschen befreit". Ruth Wertheimer-Shurman aus den USA benutzte dieselben Worte. "Die offenen Gespräche", schrieb sie, "haben uns von dem Haß befreit, den wir so lange in uns hatten". Sie dankte in ihrem Brief, daß sie mit "so vielen Emmendingern, die den Mut hatten, uns aufzusuchen und uns in die Augen schauten, Dialoge haben konnte". Diesen offenen Begegnungen ging in Emmendingen eine zwar späte, aber nicht mehr unter den Teppich kehrende Debatte über die eigene Vergangenheit voraus.

Die Emmendinger Bürger begannen erst 1988, sich der Judenverfolgung im eigenen Städtchen zu erinnern. Versteckte Aggressionen kamen ans Licht, als um den Text der Gedenktafel für die zerstörte Synagoge und um die Haushalterhöhung gestritten wurde: Sollte die Stadt statt 50.000 DM, wie zunächst geplant, nun wirklich 260.000 DM ausgeben, damit die gesamten Reise- und Aufenthaltskosten für die ehemaligen jüdischen "Mitbürger" getragen werden konnten?

Diese Diskussionen zu führen, kommentierte Oberbürgermeister Niemann, war "wahrscheinlich wichtiger als deren Ergebnis". Es ist der ausgezeichneten Dokumentation zur Besuchswoche, im Auftrag der Stadt von Gerhard Behnke herausgegeben, und der offensiven Berichterstattung in der *Badischen Zeitung* zu verdanken, daß *Aufbau* die Auseinandersetzungen im Vorfeld und während der Begegnung von heutigen und ehemaligen Emmendingern wiedergeben kann.

Im Juni 1988 schlug der "Kulturkreis Emmendingen" vor, aus Anlaß des 50. Jahrestages der Novemberpogrome eine zweite Gedenktafel auf dem Schloßplatz anzubringen. Die erste aus dem Jahr 1968 erinnerte zwar an die einstige Synagoge, aber außer dem Satz "1938 zerstört" wies kein Wort auf Ursache und Urheber der Zerstörung hin. Trotzdem sei Pfarrer Karl Günter, auf dessen Initiative die Tafel entworfen worden war, damals von einem Anrufer gefragt worden: "wieviel haben Euch die Juden bezahlt, daß ihr das macht?"

Die Mitglieder des Kulturkreises, darunter die sieben heute in Emmendingen lebenden Juden, einigten sich für die Zusatztafel auf folgenden Text: "Die Synagoge wurde am 10. November 1938 von Emmendinger Bürgern demoliert und niedergerissen. Die jüdische Gemeinde wurde ausgelöscht. Zum Gedenken an die Leiden der Emmendinger Juden und als Warnung vor jedem Rückfall in Faschismus und Rassenwahn. Im Jahre 1988" — Im September desselben Jahres entschied

Ruth Wertheimer (links) und Käte Sondheim: "Die offenen Gespräche haben uns von dem Haß befreit, den wir solange in uns hatten."

der Sozial- und Kulturausschuß des Gemeinderates in öffentlicher Sitzung eine andere 'entschärfte' Version. Statt "von Emmendinger Bürgern" hieß es nun "unter der Herrschaft des Nationalsozialismus". Denn man wollte, begründete Werner Schneider (CDU), "keinen neuen Unfrieden stiften. Ein Mangel an Mäßigung könnte zu neuem Antisemitismus führen." Sein Fraktionskollege Gernot Wibel wollte heute angesehene Emmendinger Bürger schützen: "Da kann man nicht 50 Jahre danach darin rumrühren." Selbst aus den Reihen der SPD kamen Stimmen wie die von Eva-Maria Einert, die sogar den neuen Text zu hart fand.

Die *Badische Zeitung* provozierte eine Leserbrief-Diskussion über die Textvorschläge. Kritik an der "geglätteten Fassung" überwog. Dazu kam der schriftliche Antrag von zehn Stadträten, das Thema erneut zu debattieren. Noch im gleichen Monat September wurde, nun ohne Gegenstimme, die vom Kulturkreis vorgeschlagene erste Version gebilligt. Die *Badische Zeitung* titelte "Synagogen-Gedenktafel nennt 'Emmendinger Bürger' als Täter". Ebenfalls einstimmig beauftragten die Stadträte, auf Antrag der Grüne-Stadträtin Hannerose Amann, jetzt auch die Verwaltung, die Geschichte des Nationalsozialismus in Emmendingen lückenlos bis zum 400-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 1990 zu erarbeiten.

Vom Kulturkreis ging auch die Initiative aus, zu den Veranstaltungen im November 1988 die rechtzeitig aus Emmendingen Geflüchteten einzuladen. Erst im Januar 1989 erfolgte der entsprechende Beschluß des Stadtrats. Und der nächste Krach kam prompt: die Stadtverwaltung hatte nicht mit so vielen Zusagen gerechnet und sich im Budget vertan. 15 von 37 Stadträten, vornehmlich aus den Reihen der CDU, bekamen "aus finanziellen Gründen" Bedenken. Als dann in nichtöffentlicher Sitzung die Entscheidung fiel, 200.000 Mark mehr zur Verfügung zu stellen, meldeten sich aufgebrachte Bürger zu Wort. "Einige Räte haben nur Ohren für die elitären Gruppen. Die einen soll's versöhnen, und die anderen wiegelt es auf. (...) Muß unsere kleine Stadt 'zigtausend Mark für diese Versöhnungs-Einladung ausgeben?" schrieb Karin Herr in ihrem Leserbrief an die *Badische Zeitung*.

Gertrud Paasch, Mitarbeiterin eines Reisebüros, geriet "in Rage", daß "die Gäste nur bereit sind, mit den teuersten Anbietern anzureisen, nämlich Swissair und Lufthansa". In einem offenen Brief wetterte der Emmendinger Reisebüro-Inhaber Eberhard Schlebach. Bei ihm hatte das Verkehrsamt Flugangebote eingeholt. Als "erstaunlich" und "erschreckend" bezeichnete Schlebach, daß daraufhin nach Prozenten gefragt wurde, obwohl es sich um offizielle Flugtarife handelte. "Wenn das so bei der Verwaltung weiter einreißt und möglichst alles über Prozente laufen soll, dann Gute Nacht Deutschland."

Bis wenige Tage vor Ankunft der 'teuren Gäste' machten Emmendinger ihre Ansichten publik. Und die "beschämten" Äußerungen fehlten nicht. Wenn schon nur kapitalistisch argumentiert würde — mit dem implizierten Vorurteil gegen die 'Geldjuden'—dann sollte die Rechnung "nach 44 Jahren Zeit" wenigstens alle Posten enthalten. Günter Stein schrieb: "Ihr Hab und Gut wurde enteignet, versteigert oder besser gesagt geraubt. Ich will gar nicht nachrechnen, was die Stadt Emmendingen bis zum heutigen Tag daran verdient hat und noch verdienen wird

Zur Begrüssung am ersten Abend durch Oberbürgermeister Niemann war die Emmendinger Bevölkerung eingeladen. Erste, oftmals lebhafte Gespräche wurden geführt.

(einige Häuser sind noch bis heute im städtischen Besitz)."

Die Emmendinger diskutierten, mehr und weniger unnachgiebig, über ihre nationalsozialistische Vergangenheit. Endlich kamen die Themen zur Sprache und das genau zu der Zeit, als eine kleine Arbeitsgruppe aus Vertretern der Stadt, des ökumenischen Seniorenkreises und des Kulturkreises das Programm für die jüdischen Besucher vorbereitete. Klaus Teschemacher war einer von ihnen. Aus den Leserbrief-Kontroversen hatte er sich nicht herausgehalten. Als "Jude und Deutscher" schrieb er: "Die Vielzahl der positiven Leserbriefe und der persönlichen Ansprache", die er und seine Familie während der Gedenktafel-Debatte erhalten haben, "hat mir gezeigt, daß Emmendingen eine Stadt ist, in der man als Jude wieder leben kann. Ich bin stolz darauf, Bürger dieser Stadt zu sein."

Im November 1988 wurde Teschemacher — seine Eltern waren in einem Konzentrationslager ermordet worden — stellvertretender Vorsitzender im neugegründeten "Verein für jüdische Kultur und Geschichte": "Der 9. November 1988 (sollte) kein einmaliger Gedenktag sein und danach kommt 50 Jahre lang nichts." Neben anderen Initiativen trieb Teschemacher die Restaurierung der ehemaligen Mikwe voran. Das Gebäude des Ritualbades sollte mit Spendengeldern der Bevölkerung zu einem kulturellen und wissenschaftlichen Zentrum ausgebaut werden, nach dem Beispiel des Martin-Buber-Hauses in Heppenheim oder der Alten Synagoge in Freudental. Geplant war, die im November gezeigte Ausstellung "Juden in Emmendingen" — die erste Dokumentation jüdischen Lebens, der Emigration und Deportation in Emmendingen — dort zur Dauerausstellung auszubauen.

Bis zum Jahr 1933 lebten 296 Juden in Emmendingen. Am 22. Oktober 1940 wurden die dann noch in der Stadt wohnenden 71 Juden in das südfranzösische Gurs deportiert. Die Ausstellung zeigte, daß 20 dort oder in anderen Orten Frankreichs gestorben sind. 32 kamen nach Auschwitz. Rolf Weinstock überlebte als einziger und starb 1952 in Emmendingen an den Spätfolgen seiner KZ-Haft. Was Emmendinger Bürger in diesen Jahren mit eigenen Augen sahen oder sogar selbst veranlaßten, zeigten die beiden Historiker Gerhard Auer und Hans-Jörg Jenne in ihrem Dokumentarfilm. Sie hatten Interviews mit Zeitzeugen geführt. Widersprüchliche Aussagen standen nebeneinander, ohne Schuld zuzuweisen. Trotzdem war plötzlich präsent, was Oberbürgermeister Niemann in seiner "sehr persönlichen Ansprache" in die Worte faßte:

"Das Wissen um den November 1938 und das Wissen um menschliche Geschichte überhaupt sagt uns, daß nahezu jeder Mensch in der Lage ist, alle die beschriebenen Rollen selber auszufüllen. Wir müssen wissen, daß wir wohl alle fähig sind, Täter zu sein. Wir müssen wissen, daß wir ständig der Gefahr unterliegen, der angeblich unbeteiligte Zuschauer zu sein, der alles weiß und dennoch verzweifelt versucht, am Leid der Mitmenschen vorbeizusehen. Jeder von uns hat die Fähigkeit in sich, Zivilcourage zu zeigen, das Leid neben sich zu sehen und zu helfen. Und jeder von uns kann in die Lage kommen, Opfer zu sein. Jeder von uns ist Kain und Abel in einem."

Erlangen

Als wahrscheinlich einzige Stadt in der gesamten Bundesrepublik hat Erlangen seit 1980 in Ilse Sponsel, Witwe des früheren Erlanger Bürgermeisters, eine ehrenamtlich tätige "Beauftragte für die Betreuung ehemaliger jüdischer Mitbürger". 37 frühere Erlanger werden derzeit von Ilse Sponsel, die zugleich evangelische Vorsitzende der fränkischen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist, betreut. Für ihr Engagement wurde sie u.a. mit dem Bundesverdienstkreuz, der Yad Vashem Medaille und der Bürgermedaille der Stadt Erlangen ausgezeichnet.

In regelmäßigen Briefen gratuliert sie zu Geburtstagen, wobei sie als Motive der Geburtstagskarten, wenn möglich, Abbildungen der früheren Wohngegend aussucht. Über besondere Anlässe informiert Frau Sponsel durch Rundschreiben, so zum Beispiel 1984, als Justin Fränkel, der letzte jüdische Religionslehrer, Vorbeter und Schochet im Alter von 87 Jahren in Cincinnati verstorben war, oder wenn in den öffentlichen Gebäuden der Stadtverwaltung ein "Tag der offenen Tür" veranstaltet wird, oder an Pfingsten zum typischen Erlanger "Stadtfest", der 'Bergkerwa' (Bergkirchweih). Aus der Summe der Korrespondenz, einschließlich der vielen Rückbriefe, die in 37 Aktenordern aufbewahrt wird, und durch alljährliche Besuche, zu denen die Stadt Erlangen seit 1930 einlädt, entstand im Jahr 1982 ihre Publikation über *Das Schicksal der Erlanger Juden in der NS-Zeit*. Von einstmals 120 jüdischen Bewohnern lebt hier heute kein einziger mehr.

Wie sehr der jahrelange Kontakt zu Ilse Sponsel ehemaligen jüdischen Bürgern die Rückreise in die Stadt, aus der sie einst vertrieben wurden, erleichtert hat, zeigen zum Beispiel die Worte Marga Hahns, geb. Loewi, die im August 1992 nach 46 Jahren zum ersten Mal wieder den Boden ihrer Geburtsstadt betrat. 1982 hatte sie die Einladung des damaligen Oberbürgermeisters Dietmar Hahlweg abgelehnt. "Ich kann die Vergangenheit nicht vergessen und nicht das, was Erlanger Bürger meinen Angehörigen und mir angetan haben", schrieb sie zur Begründung. Marga Hahn war am 27. November 1941 zusammen mit ihrer Mutter zur Zwangsarbeit deportiert worden, zunächst ins Lager "Jungfernhof" in Stutthof, danach ins Rigaer Ghetto. Nach der Befreiung waren beide für ein Jahr nach Erlangen zurückgekehrt, bevor sie in die USA auswanderten.

Auf die Frage der *Allgemeinen* Jüdischen Wochenzeitung 1992, warum sie besuchsweise nach Erlangen zurückgekehrt sei, gab sie zur Antwort: "Ich wäre niemals zurückgekommen, aber ich wollte doch die Gräber auf dem Erlanger Friedhof sehen. (...) Und ohne den ständigen Kontakt mit der Beauftragten der Stadt Erlangen für die Betreuung ehemaliger jüdischer Bürger, die über viele Jahre hinweg bemüht war, einen Brückenschlag zu erreichen, wäre der Flug auch unterblieben."

* * *

Fürth

"Nach der Wahl von Uwe Lichtenberg zum Oberbürgermeister der Stadt Fürth im Mai 1984 wurde auf dessen Betreiben hin Ende 1984 vom Stadtrat beschlossen, künftig Einladungen an ehemalige jüdische Bürger(innen) auszusprechen. Nach einer Umfrageaktion unter etwa 350 adressmäßig erfaßten ehemaligen jüdischen Bürger(innen) in den Jahren 1985 und 1986 (dabei zeigten etwa 120 Interesse an einem Besuch) hat im Mai 1987 das erste Besuchsprogramm stattgefunden", schrieb Werner Kalb, persönlicher Mitarbeiter des Oberbürgermeisters und Organisator der Besuchsaufenthalte, an *Aufbau*. Mit einer Warteliste bis 1996 reisen seitdem alljährlich etwa 15 frühere Fürther mit einem Begleiter in die einst "das fränkische Jerusalem" genannte bayerische Stadt. Fürth war bis 1933 eines der wichtigsten Zentren jüdischen Lebens in Mitteleuropa. Die Reisekosten werden nur in Ausnahmefällen, z.B. für Kibbuzbewohner getragen, dafür jedoch alle Kosten des Aufenthalts, bis zum Jahr 1992 insgesamt 300.000 DM.

Mit einem liebevoll aufgemachten Programmheft, dessen Titelseite die 1831 neu eingerichtete Hauptsynagoge zeigt, werden die Eingeladenen jedes Jahr mit dem Ablauf ihres meist zehntätigen Besuches bekannt gemacht. Mitarbeiter der Stadtverwaltung, gemeinsam mit Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde, haben das Programm vorbereitet und betreuen die Gäste. Der Begrüßungsempfang im Kleinen Saal der Stadthalle durch Oberbürgermeister Lichtenberg sind fester Bestandteil der Aktivitäten, ebenso wie das Aufsuchen der alten und wiedererstandenen Stätten jüdischen Lebens in Fürth und seiner fränkischen Umgebung. Von annähernd 2000 jüdischen Bürgern um 1933 leben hier heute etwa hundert. In der Synagoge an der Hallemannstraße feiern die Gäste jedes Jahr mit der Gemeinde den Sabbat-Gottesdienst.

Leider ist es für die Besucher beim Stadtrundgang jedes Mal schwer, das Viertel am Gänsberg, früher das Zentrum jüdischen Lebens mit der Synagoge im Mittelpunkt, wiederzuerkennen. Außer den Straßennamen gibt es kaum Orientierungshilfen im Neubauviertel. Lichtenberg erinnert jedes Jahr beim Empfang im Rathaus und bei der Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof an die Schuld der Fürther Bürger bei der Judenverfolgung. Im September 1989 sagte er bei der Feier in der neu hergerichteten Aussegnungshalle des jüdischen Friedhofs an der Erlanger Straße:

"Es war ja im sogenannten 'Dritten Reich' nicht allein der Staatsapparat, der gegen alles Jüdische vorging, sondern, und das ist das eigentlich Entsetzliche, es waren die Nachbarn, die Mitschüler und Kollegen, die Menschen auf der Straße, die verhetzt und verblendet dem Terror folgten und ihre jüdischen Mitbürger beschimpften, belästigten und mißhandelten. Leider geschah dies auch in Fürth,

Seit Oktober 1991 diskutieren bei Besuchen jüdische Gäste mit Schülern des Helene-Lange-Gymnasiums Fürth. Hermann Lange aus Kanada hatte die Gespräche angeregt.

einer Stadt, die über Jahrhunderte hinweg vielen Juden, die anderswo vertrieben und verfolgt wurden, Zuflucht und Heimat gewährt hatte, in der sich ein beispielhaftes jüdisches Gemeindeleben entwickelt hatte, in der es jüdische Bürgermeister und jüdische Ehrenbürger gegeben hatte, in der das Miteinander von Juden und Christen Normalität gewesen war."

Im Oktober 1991 gab es zum ersten Mal eine Gesprächsrunde mit Schülern. Hermann Landau aus Kanada hatte die Diskussion angeregt, die dann mit einer 11. Klasse des Helene-Lange-Gymnasiums stattfand. Landau war nach langem Zögern nur deshalb nach Fürth gereist, um dort Jugendlichen zu begegnen. — Besonderes Ereignis war auch die Eröffnung einer Ausstellung von jüdischen Kult- und Haushaltsgegenständen. Werner Gundelfinger, in jenem Jahr zu Gast in Fürth, hatte sie zur Verfügung gestellt. Die Ausstellungsstücke sollten später Teil eines geplanten Jüdischen Regionalmuseums in der Stadt werden. Einen 1859 in Fürth erschienenen Band mit "religiösen Betrachtungen und Geboten für Israels Frauen und Mädchen" hatte Margarethe Meyers, Tochter von Thea Irene Midas, einer geborenen Nathan, bereits bei ihrem Besuch 1989 dem Oberbürgermeister geschenkt. Damals war er zunächt noch für die Judaica-Sammlung im Stadtarchiv bestimmt.

* * *

Kusel

Im Jahr des Gedenkens an die Novemberpogrome schrieb der Landkreis Kusel auch seine ehemaligen jüdischen Bewohner an. Zehn von ihnen mit sechs Begleitern nahmen die Einladung an, vom 27. August bis 3. September im Westrich, wo sie geboren waren, zu Gast zu sein. Dazu gehörten die Gemeinden Glan-Münchweiler, Konken, Odenbach, Steinbach und Ulmet. Die Reise- und Aufenthaltskosten wurden nicht getragen.

Zum von den Gemeinden gemeinsam

> ***Heute gibt es im Landkreis Kusel keine jüdische Gemeinde mehr. "Die wenigen Juden — es sind kaum eine Handvoll — leben still und zurückgezogen in der Stadt, aus der sie wie überall verjagt wurden".***
> ***(Zeitung* Rheinpfalz*)***

erstellten Programm gehörten Fahrten nach Landau, Speyer, Idar-Oberstein, Meisenheim, der Besuch der Burg Lichtenberg und der früheren Odenbacher Synagoge. Ein Höhepunkt war die Enthüllung eines Gedenksteins in der Ortsmitte von Steinbach am Glan, wo einmal besonders viele Juden lebten. Am 22. Juni 1940 hatte der Leiter des Gaues Westmark, Joseph Bürckel, die "judenfreie Pfalz" gemeldet. Heute gibt es im Landkreis Kusel keine jüdische Gemeinde mehr. "Die wenigen Juden — es sind kaum eine Handvoll — leben still und zurückgezogen in der Stadt, aus der sie wie überall verjagt wurden." (Zeitung *Rheinpfalz*)

Gut aufgearbeitet ist die Geschichte der einzelnen jüdischen Familien und der Machtausübung der Nationalsozialisten in Kusel. Besonders aktiv ist hier das Institut für Pfälzische Geschichte, das auch bei der Suche nach den Adressen hilfreich war. Seit 1986 existiert ein "Arbeitskreis für jüngere jüdische Geschichte". Von dessen Mitgliedern stammen die 14 Beiträge in dem von Alfred Kuby im November 1988 herausgegebenen Sammelband *Juden in der Provinz. Beiträge zur Geschichte der Juden in der Pfalz zwischen Emanzipation und Vernichtung*.

Im Herbst 1988 erschien auch die Dokumentation *Synagogen der Pfälzer Juden*, herausgegeben von Karl Fücks aus Edesheim —hauptberuflich bei einem Chemiekonzern tätig — und dem Buchhändler Michael Jäger aus Böblingen.

* * *

München

Als erste westdeutsche Stadt begann München im Jahr 1960 seine vertriebenen jüdischen Bürger einzeln einzuladen. Bürgermeister Christian Ude, stellvertretend für Oberbürgermeister Kronawitter, schrieb dazu an *Aufbau* im August 1990:

"...Der Stadtrat der Landeshauptstadt München hat bereits im Jahre 1960 beschlossen, ehemalige jüdische Mitbürger, die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft München verlassen mußten, zu einem maximal 14tägigen Besuch einzuladen. Dabei übernimmt die Landeshauptstadt München die Hotel- und Aufenthaltskosten, jedoch keine Reisekosten. Pro Jahr steht dafür ein bestimmter Etat zur Verfügung, es können jeweils ca. 35 Ehepaare eingeladen werden. Die Reisezeit steht völlig im Ermessen der Gäste.

"Bei ihrer Ankunft werden die Gäste im Hotel mit Blumen und einem Begrüßungsschreiben des Oberbürgermeisters willkommen geheißen. Die Stadt überreicht außerdem ein Gutscheinheft für eine Stadtrundfahrt oder einen Ausflug in das bayerische Oberland. Andere Gutscheine ermöglichen die Auffahrt auf den Fernsehturm, die Besichtigung des Tierparks, des Botanischen Gartens sowie verschiedener Museen. Außerdem gibt es zwei Konzert- oder Theaterkarten.

"Während ihres Aufenthaltes werden die Gäste auch zu einem Gespräch beim Oberbürgermeister oder einem Bürgermeister gebeten und alle bekunden übereinstimmend, daß sie die individuelle Art der Einladung einer organisierten Gruppenreise vorziehen."

* * *

Nürnberg

Seit 1980 lädt die Stadt regelmäßig ihre einst vertriebenen jüdischen Bürger ein. Jedes Jahr reist eine Gruppe von etwa dreißig Personen für zehn Tage auf eigene Kosten an, denn die Stadt kann nur für den Aufenthalt aufkommen. Aus diesem Grund war es offenbar für viele Juden, vor allem diejenigen, die heute in Südafrika, Südamerika oder Australien leben, unmöglich, die Einladung der Stadt anzunehmen. Manche von ihnen schrieben deshalb enttäuschte und auch wütende Briefe an die Stadtverwaltung, wie z.B. Inge Nathan aus Buenos Aires, Argentinien:

"Sie senden mir regelmäßig eine sehr schöne, auf Glanzpapier aufgemachte Zeitschrift, monatlich, von Nürnberg, in der Sie ja direkt PROTZEN, was Nürnberg alles macht, arbeitet und wieviel Geld Sie ja da verdienen. Das ist ja ein direkter Gegensatz zu dem, was Sie mir immer schreiben: kein Geld. Ich glaube Ihnen das einfach nicht. (...)"

Auffallend an Nürnbergs Programmgestaltung ist die perfekte touristische Organisation, um den Gästen ihre frühere Heimatstadt von der schönsten und besten Seite zu zeigen. Neben dem offiziellen Empfang von Oberbürgermeister Dr. Peter Schönlein im Rathaus sind die Tage mit Rundgängen durch die erhaltene mittelalterliche Altstadt und Ausflüge in das fränkische Land gefüllt. Keine Begegnungsabende mit der Bevölkerung, keine Diskussionen in Schulen. Es ist, als ob jeder den Aufenthalt verkomplizierende Kontakt mit heutigen Nürnbergern, der über den Betreuerkreis hinausginge, vermieden würde.

Deshalb soll an dieser Stelle die Rede von Betty Gradmann-Josefi, gehalten als Erwiderung auf dem Begrüßungsempfang im Juni 1989, abgedruckt werden. Sie sprach dort auch von einer Erfahrung, die sie bei ihrer ersten privaten Rückkehr nach

> ***"Ich habe alle vier Familien besucht. Zu jedem einzelnen bin ich hin und habe gesagt: 'Ich bin die Gansens Betty, erinnert Ihr Euch?' und sie haben alle eine große Freude gehabt, und jeder einzelne hat mir gesagt: 'und wir waren die einzigen im Haus, die nicht in der Partei waren'".***

Nürnberg im Jahr 1961 machte. Denn daß ihr solche Erlebnisse bei ihrem offiziellen Besuch erspart blieben, war vielleicht nur ein Planungserfolg der Stadtverwaltung.

"(...) Es ist für uns besonders schön, wie das hier für uns organisiert worden ist, wie uns viel interessantes Altes und Neues gezeigt wird. Wir sind zwar erst zwei Tage hier, aber wir haben schon einen Eindruck gewonnen. Ich glaube im Namen aller sprechen zu können, daß uns hier sehr viel geboten wird und wir sehr viel Schönes zu sehen bekommen. Schon allein dieser Rundgang hier über der Stadt, die sich in der Abendsonne gezeigt hat, war ein besonders hübscher Anblick.

Wenn ich etwas Persönliches sagen darf: Ich bin nicht das erste Mal wieder in Nürnberg. Ich war schon im Jahr 1961 hier gewesen, aber da habe ich nicht nur die schönsten Erinnerungen an diesen Besuch: Ich bin am Wodanplatz geboren und habe da meine ganze Jugend verbracht — und natürlich war einer meiner ersten Wege zu dem Haus, in dem meine Eltern gewohnt haben und in dem ich aufgewachsen bin. Ich habe mir die Tafel der Leute, die in diesem Haus wohnen, angeguckt, es waren noch vier Familien dort, die ich von früher kannte.

Ich habe alle vier Familien besucht. Zu jedem einzelnen bin ich hin und habe gesagt: 'Ich bin die Gansens Betty, erinnert Ihr Euch?' und sie haben alle eine große Freude gehabt, und jeder einzelne hat mir gesagt: 'und wir waren die einzigen im Haus, die nicht in der Partei waren'. Ich kann Ihnen nur sagen, ich habe das Haus nie wieder betreten. Es war eine sehr schmerzliche Erinnerung.

Darum begrüße ich es so, daß wir jetzt Schönes sehen und wirklich schöne Erinnerungen an Nürnberg mitnehmen dürfen. Wir danken Ihnen."

* * *

Schweinfurt

Auf Initiative der Stadt lädt Schweinfurt bereits seit dem Jahr 1961 seine ehemaligen jüdischen Bürger ein. Sobald jemand den Wunsch anmeldet oder der Stadt eine weitere Adresse bekannt wird, spricht der Oberbürgermeister die offizielle Einladung aus. Aus Anlaß der 1200-Jahr-Feier 1991 lud die Stadt erstmals alle früheren jüdischen Bewohner gemeinsam ein. Bis 1991 hatten 20 Juden mit ihren Ehegatten Schweinfurt besucht, im Jahr 1991 kamen dann allein etwa fünfzig mit Familienangehörigen.

Allen wurde und wird ein Reisekostenzuschuß von 2000 DM gewährt, wenn man zu zweit kommt, erhöht sich der Zuschuß auf 3000 DM. Für eine Woche lang ist der Aufenthalt dann umsonst. Ein Besuchsprogramm gab es nur im Jubiläumsjahr, doch im Rathaus wurden bisher alle Gäste offiziell empfangen. In Schweinfurt gibt es keine Jüdische Gemeinde mehr, wieviele Juden heute dort leben, ist unbekannt; um 1933 waren es 363. An die in der Reichspogromnacht verwüstete und bei Luftangriffen zerstörte Synagoge erinnert ein Gedenkstein.

* * *

Ulm

Schaut man sich an, wie eilfertig die Stadt Aktivitäten für das 50. Gedenkjahr an die Reichspogromnacht organisierte, scheint die Einladung der früheren jüdischen Bürger nur eine Maßnahme im Rahmen beflissener Erinnerung gewesen zu sein. Plötzlich beschloß der Stadtrat einen Auftrag zur Errichtung einer Skulptur am Ort der zerstörten Synagoge, die Einrichtung einer Ausstellung zur Geschichte der Ulmer Juden in der Stadtsparkasse — sie steht heute an der Stelle der ehemaligen Synagoge — und konnte dann diese Ausstellung aber leider nicht mit einer eigenen Dokumentation begleiten, da das Stadtarchiv dazu aufgrund personeller Not zeitlich überfordert war. Stattdessen legte man die bereits 1961 von Heinz Keil herausgegebene *Dokumentation über die Verfolgung der jüdischen Bürger von Ulm* rechtzeitig wieder auf.

Doch die offizielle Einladung selbst der damals vertriebenen jüdischen Bürger wurde mit viel Einfühlungsvermögen vorbereitet und durchgeführt. Davon zeugte bereits der Beschluß, die Gäste nicht im November, sondern zu einem fröhlichen Anlaß, nämlich zum einwöchigen Stadtfest während der sogenannten "Schwörwoche", vom 11. bis 18. Juli 1988 nach Ulm zu laden. Von 127 Angeschriebenen sagten 78 ehemalige Bewohner zu, zusammen mit ihren Ehepartnern oder Kindern zurückzureisen. Anders als im Jahr 1983, als die Stadt zum ersten Mal etwa 30 Besucher offiziell zu Gast hatte, trug sie nun nicht nur die Aufenthalts-, sondern auch die Reisekosten für eine Woche.

Etwa zwei Drittel der Adressen waren der Stadtverwaltung durch die alljährlich

Grete Moos, die älteste Teilnehmerin der Besuchsgruppe im September 1983, trägt sich ins Goldene Buch der Stadt Ulm ein. Links neben ihr Oberbürgermeister Dr. Lorenser.

an Weihnachten versandte "Schwörrede" des Oberbürgermeisters, in der er auf die Ereignisse des vergangenen Jahres zurückblickte, bekannt. Manche Anschriften erfuhren die Organisatoren von angeschriebenen Ulmern oder auch von eigenen Bürgern. Ulmer Zeitungen, die über Vorbereitung, Besuchswoche und einzelne Besucher ausführlich berichteten, druckten auch Auszüge aus Antwortbriefen ab, in denen Juden aus aller Welt ihre Emotionen und Gedanken vor ihrer Zu- oder Absage beschrieben.

Oftmals wurden in Gesprächen private Gründe für eine Zusage genannt. Suse Hirsch, die als elfjähriges Mädchen fliehen mußte und heute als Susan Rosen in Denver, Colorado, lebt, gab im Gespräch mit der *Neu-Ulmer Zeitung* offen zu, daß sie nicht gekommen wäre, hätte sie nicht zwei Jahre zuvor "ganz überraschend von einer Ulmerin einen Brief bekommen". Und Margot Adler Cohane aus Millburn, New Jersey, erklärte Schülern, daß in Ulm eine Cousine lebe, die sie seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen habe. "Ich glaube, ohne sie wäre ich nicht hergekommen."

Die Ulmer Stadtverwaltung, gemeinsam mit der Verwaltung der bayerischen Nachbarstadt Neu-Ulm, erarbeiteten ein umfangreiches Programm, auf dem viele Möglichkeiten zur Begegnung mit alten und jungen Ulmer Bürgern standen, die übrigens auch zu allen Veranstaltungen geladen waren. Eröffnet wurde die Woche mit dem offiziellen Empfang der insgesamt 145 Gäste im "Haus der Begegnung" durch Oberbürgermeister Ernst Ludwig und seinem Neu-Ulmer Amtskollegen Peter Biebl.

Nicht anwesend — sie werden auch in der gesamten Presse-Dokumentation nirgens erwähnt — waren Vertreter einer Jüdischen Gemeinde oder christlich-jüdischen Gesellschaft. Um 1933 existierte in Ulm eine größere Jüdische Gemeinde mit etwa 530 Mitliedern. 116 von ihnen wurden in Konzentrationslager deportiert, nur vier Häftlinge überlebten. Heute wohnen nur noch wenige Juden in Ulm, es gibt keine eigene Gemeinde und keine Synagoge mehr.

Neben der Teilnahme an den Stadtfesten anläßlich der "Schwörwoche" standen ein Stadtrundgang auf dem Programm, bei dem die ehemaligen Bewohner die nach dem Krieg fast völlig neu aufgebaute Stadt kaum wiedererkennen konnten. Das Ulmer Münster und der jüdische Friedhof wurden aufgesucht und Omnibusausflüge ins bayerische Land unternommen. Nicht alle Gäste nahmen am Gang auf den Kuhberg teil, wo im Dritten Reich ein Konzentrationslager betrieben worden war und heute ein Dokumentationszentrum eingerichtet ist. Im KZ Oberer Kuhberg waren vor allem politische und kirchliche Gegner interniert.

Höhepunkte des Programms waren eine Ausstellungseröffnung, die Begegnung mit Ulmer Schülern und das Treffen mit heutigen Bürgern. Die Ausstellung von Werken der ehemals in Ulm lebenden Maler Leo Kahn und Ludwig Moos im Künstlerhaus war von der Ulmer Künstlerin Myrah Adams-Rösing mühevoll zusammengetragen worden. Kahn (1894-1983) und Moos (1890-1967) konnten beide früh genug nach Palästina emigrieren. Frau Adams-Rösing hatte nicht nur deren Kunstwerke, sondern auch Fotos, Zeitungsberichte und Briefe zusammengetragen und diese, zusammen mit ausführlichen Begleittexten, in einem Ausstellungsführer "Assmimilation und Emigration" dokumentiert.

Außerhalb des Programms stand die Feier des Sabbat-Gottesdienstes. Einem Besucher, einem ehemaligen Offizier der amerikanischen Armee, war es gelungen, den amerikanisch-jüdischen Militär-Rabbiner Howard Schwartz aus Stuttgart nach Ulm kommen zu lassen, der dann in der "Wiley Barracks"-Kaserne in Neu-Ulm die Feier unter Anwesenheit von Juden und Christen zelebrierte.

* * *

Weiden (Oberpfalz)

Vom 10. bis 16. Juli 1989 feierten die Stadt Weiden und die Israelitische Kultusgemeinde gemeinsam das hundertjährige Bestehen der Synagoge. "In diesem Zusammenhang", schrieben Oberbürgermeister Hans Schröpf und Hermann Brenner, Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde, "ist auch daran gedacht, ein Treffen ehemaliger Weidener jüdischer Mitbürger durchzuführen. Hierzu möchten wir Sie recht herzlich als Gast der Stadt Weiden einladen."

Michael Brenner, Sohn des Gemeinde-Vorsitzenden, hatte bei seinen Reisen für das Buch *Am Beispiel Weiden. Jüdischer Alltag im Nationalsozialismus* (1983) immer wieder das Heimweh der Emigranten gespürt. Von ihm und seinem Vater kam die Anregung, an Jubiläum auch die damals von offizieller Seite "schändlich Vertriebenen" (Michael Brenner) auf Kosten der Stadt (insgesamt DM 68.800) teilnehmen zu lassen. Die SPD stellte 1987 den Antrag und im Sommer 1988 beschloß es der Stadtrat einstimmig.

Um 1933 lebten 168 Juden in Weiden, 57 von ihnen emigrierten bis 1937. Im April 1939, schrieb M. Brenner in der Regionalzeitung *Der Neue Tag*, habe es in der Zeitung *Bayerische Ostmark* unter der Überschrift "Die Juden wandern ab" höhnisch geheißen, daß auch der letzte Jude Weiden möglichst schnell verlassen solle. "Wir würden ihm keine Träne nachweinen." Dann sei in regelmäßigen Abständen gemeldet worden: "Wieder ein Geschäft weniger", "wieder ein jüdischer Hausverkauf". 1942 meldete man stolz, daß Weiden "endlich judenrein" war.

"Auch in Weiden wurden die Synagoge demoliert, die Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte und Wohnhäuser eingeschlagen, die jüdischen Frauen nachts vor das Rathaus gezerrt und ihre Männer am nächsten Morgen in das KZ Dachau gebracht." Nach dem 9. November 1938 gelang 49 von den 94 verbliebenen Juden die Ausreise. Mindestens 34 wurden in Theresienstadt, Lublin oder Auschwitz umgebracht.

Durch die unmittelbare Nähe des Konzentrationslagers Flossenbürg und weil einige der sogenannten Todesmärsche aus Konzentrationslagern in der Nähe Weidens ihr Ende fanden, wurde dieser Ort in der amerikanischen Besatzungszone kurz nach Kriegsende Durchgangsstation für etwa 1000 Juden vor der Ausreise, meist nach Israel oder Amerika. Im Jahr 1953 wurde die jüdische Gemeinde offiziell neu gegründet, sie nannte sich wenig später Israelitische Kultusgemeinde, deren Vorsitzender bis heute Hermann Brenner ist. Seit 1948 fanden ihre Gottesdienste wieder in der früheren Synagoge statt. 1989 zählte die Gemeinde nur noch 40 Mitglieder, die Hälfte von ihnen war über 60 Jahre alt.

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Städtchens, die Organisation der sogenannten "Jüdischen Woche" und die Vorbereitung des Besuchs gingen von den Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde und ihren Mitarbeitern aus. Michael Brenner kannte die Adressen der Emigranten und er bereitete die einzige Ausstellung mit Hilfe des Stadtarchivs vor, "100 Jahre Synagogenverein", die am ersten Besuchstag im Foyer des Neuen Rathauses eröffnet wurde. Den einzigen "Abend der Begegnung" veranstaltete die ein Jahr zuvor gegründete Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Wie offen die Bevölkerung auf die jüdischen Besucher zuging, ist schwer zu beurteilen. Stutzig macht die journalistische Schreibe in den Regionalzeitungen *Der Neue Tag* und den *Oberpfälzer Nachrichten*. Die Berichterstatterin Inge Roegner kündigte zum Beispiel im *Neuen Tag* die Rückgabe zweier Ölgemälde von Eduard und Fanni Kupfer an deren Urenkel Peter Cooper, heute New York, durch die Weidener Bürgerin Emma Fischer an,

Der Berliner Kantor Estrongo Nachama sang den Kaddisch bei der Einweihung eines Gedenksteines in Weiden.

wodurch "Peter Cooper wohl endgültig überzeugt sein wird, daß 'Holocaust' in der Geburtsstadt seines Vaters wenig Niederschlag hatte, wenngleich das KZ Flossenbürg nur wenige Kilometer entfernt war". Dieser Begründung folgt der nicht weniger irritierende Satz: "'Die Emma', obwohl rein arisch, genoß deren Vertrauen (...)". In ihrem Bericht über die Enthüllung des Mahnmals in der Konrad-Adenauer-Anlage kommentierte sie: "Der Vater von Peter Cooper wollte nichts mehr von Deutschland wissen, nachdem sein Vater in Theresienstadt gestorben war. Dem Sohn dürfte das Vergeben leichter fallen."

In den *Oberpfälzer Nachrichten* hieß es locker: "Die Fahrt der jüdischen Gäste ging zur KZ-Gedenkstätte nach Flossenbürg", wo "Senator Julius Spokojny, selbst früherer KZ-Insasse" eine Rede hielt. Daß Spokojny dort nicht nur seine Hochachtung vor den Verdiensten des Flossenbürgener Bürgermeisters Fred Lehner um die Restaurierung der Synagoge ausdrückte, sondern auch sein Unverständnis darüber, daß die Gedenkstätte in Flossenbürg einer schönen Parkanlage gleiche, stand in keiner der beiden Zeitungen, sondern in einem Erinnerungsbericht Michael Brenners.

Oberbürgermeister Schröpf begrüßte die 19 jüdischen Gäste und ihre Begleiter beim offiziellen Empfang im Alten Rathaus lässig als "Heimaturlauber", die sich "hier wohlfühlen sollen". Aber er drückte in seiner Funktion auch die Verantwortung für die Geschichte der Stadt aus, indem er das Alte Rathaus "Stein gewordene Erinnerung an eine Zeit, die verbunden ist mit dem Tod der Angehörigen, Verlust der Heimat und der Ungewißheit des Starts in der Fremde" nannte. Michael Brenner dankte ihm für sein "Interesse und Entgegenkommen", ohne die Einladung und Ausstellung nicht zustande gekommen wären.

Auf dem Programm stand die Enthüllung eines Gedenksteins in der Konrad-Adenauer-Anlage, auf dem geschrieben steht: "Dem Andenken an die 34 jüdischen Weidener Bürger, die in den Konzentrationslagern der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft von 1933 bis 1945 ermordet wurden als ewige Mahnung gegen Rassenwahn und Intoleranz". Unklar bleibt, im Text und in den Reden, der Anteil der damaligen Weidener Bürger an der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft.

Ein weiterer Programmhöhepunkt war der Besuch der restaurierten Synagoge in Floß, einmal Muttergemeinde auch der Weidener Juden. Der sogenannte "Judenberg" von Floß war das am längsten bestehende jüdische Getto in Bayern. Im 19. Jahrhundert hatte es die dortige Gemeinde auf 394 Mitglieder gebracht, 1942 wurden die letzten drei Familien nach Theresienstadt abtransportiert. Heute lebt hier kein einziger Jude mehr. Der Präsident der israelitischen Kultusgemeinden Bayerns, Dr. Dr. Simon Snopkowski, war anwesend, und der Oberkantor der Jüdischen Gemeinde Berlins, Estrongo Nachama, hielt hier, wie bei allen anderen Anläßen der "Jüdischen Woche", den Gedenkgottesdienst.

"Mit Spenden und Geschenken an die Israelitische Kultusgemeinde bedankten sich die Gäste aus aller Welt für die Gastfreundschaft. Diejenigen, die mit gemischten Gefühlen auf die Einladung reagiert hatten und nur zögernd gekommen waren, reisten voller Begeisterung ab. Einer von ihnen faßte die Gefühle vieler zusammen, als er sagte; "Ich möchte zwar nicht mehr nach Weiden zurückziehen, aber ich habe durch diese Woche ein neues, entkrampftes Verhältnis zu meiner Heimatstadt gewonnen." (Michael Brenner)

* * *

Bayreuth

Auf Anfrage von *Aufbau* im Rathaus der Richard-Wagner-Stadt erreichte uns folgende, von Amtsrat Haas gezeichnete, Antwort:

"(...) Die Stadt Bayreuth hat kein Besuchsprogramm für ehemalige jüdische Mitbürger. Lediglich auf Anfrage werden ehemalige jüdische Mitbürger von der Stadt Bayreuth auf 5-7 Tage eingeladen. Dabei werden die Kosten für Übernachtung und Vollpension in einem Bayreuther Gasthof für den Antragsteller und ggf. eine Begleitperson übernommen. Reise- und Flugkosten werden weder übernommen noch bezuschußt. Ein Aufenthaltsprogramm wird nicht geboten. Wir hoffen, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben."

Die Eheleute Arthur und Gertrude Strauß hatten im Jahr 1988 ihren 80. Geburtstag zum Anlaß genommen, nach 50 Jahren doch noch einmal von der neuen Heimat in New York nach Bayreuth zu reisen. Sie wurden von Oberbürgermeister Dr. Dieter Mronz im Rathaus empfangen. Auch die Familien Oster und Kochen hatten im Sommer 1988 Bayreuth besucht. Die Israelitische Kultusgemeinde gab den drei Ehepaaren zu Ehren einen Empfang.

"Reise- und Flugkosten werden weder übernommen noch bezuschußt. Ein Aufenthaltsprogramm wird nicht geboten. Wir hoffen Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben."

HESSEN

Die Arnsberger Gäste, vordere Reihe v.l.: Herr und Frau Lowenthal, Hilde Herz, Herr und Frau Steinmann, Milli und Henry Rosenthal. Dahinter v.l.: Herr Schnell, Frau Zanders, Frau Schnell, Herr Zanders, Herr Hamilton und Frau Irene, Frau Apt, Hans Walter Emmerich, Erich Jehu Apt. Es fehlt das Ehepaar Jakob.

Am Fenster des Alten Arnsberger Rathauses: Hilde Herz geb. Funke (links) und Ruth Schnell geb. Emmerich.

Arnsberg

Im September 1987 begann in der Volkshochschule der Kurs "Geschichtswerkstatt — Der Wiederaufbau in Arnsberg (Neheim)" unter der Leitung von Stadtarchivar Michael Gosmann und Museumsleiter Dr. Ernst Rehermann. Gleich in der ersten Stunde änderten die Teilnehmer das Thema. Es hieß nun "Verfolgung und Widerstand im Dritten Reich in Arnsberg". Denn die Mehrheit war der Meinung, daß die Jahre des Neubeginns "nur aus einer vorbehaltlosen Besinnung auf die zwölf Jahre der Nazidiktatur zu verstehen seien" (H. Herring, VHS-Direktor).

Am 15. Dezember desselben Jahres sprach Doris Tampier im Namen der Geschichtswerkstatt in einem Brief an Bürgermeister Alex Paust die Bitte aus, alle ehemaligen jüdischen Bürger zu einem Besuch in ihre Heimatstadt einzuladen. "Aus unserer umfangreichen Korrespondenz wissen wir um das Interesse der in Frage kommenden ehemaligen Bürger." Die Bitte war schon einmal Jahre vorher gestellt und nicht erfüllt worden. Im April 1988 schrieb Paust nach Amerika, Israel, Brasilien und Köln. Zehn frühere Bewohner mit elf Begleitern sagten zu, aus Anlaß der 750-Jahrfeier der Stadt "in der Zeit vom 18.-25. August 1988 in ihrer alten Heimatstadt zu Gast zu sein. Die Kosten für die Reise und Unterbringung in dieser Woche "werden von uns getragen", so Paust.

Die Teilnehmer der Geschichtswerkstatt organisierten die gesamte Vorbereitung des Besuches. Während sie besessen an ihrem Thema arbeiteten, nach Dokumenten im Stadtarchiv — die meisten Belege waren in den letzten Kriegstagen 1945 vernichtet worden — suchten, und Interviews mit Bürgern, die das Dritte Reich erlebt hatten, führten, wechselten sie auch zahllose Briefe mit den Emigranten. Sie baten um ihre Geschichten, Fotos, Zeitungsartikel, Schulhefte, Briefe und um ihre Wünsche während des Aufenthaltes. Ferdi und Hedi Franke besuchten das Ehepaar Apt in Bat Jam während ihrer Reise durch Israel.

Hans-Werner Emmerich, der nach 37 Jahren La Paz (Bolivien) in Köln lebt, traf sich mehrmals mit den Volkshochschülern und "erlebte, mit welchem Eifer und Begeisterung" sie sich "eingesetzt haben, um das Programm für die kommenden Tage zu organisieren." Das Ehepaar Steinmann, 1958 aus Israel zurückgekehrt und

heute die einzigen Juden in Arnsberg (75.000 Einwohner) — 1933 waren es 56 — nahmen selbst an der Geschichtswerkstatt teil. Auch Alice Steinmann bestätigte "Eifer und Hingabe" der Teilnehmer, durch "Erkenntnisse zu neuen Wegen in die Zukunft" zu gehen. "Bemühungen hierzu sind seit langem in Arnsberg sichtbar geworden, weshalb ich mich in dieser Stadt wohlfühle."

Erste Kontakte zwischen Emigranten und Stadt wurden 1950 aufgenommen. Seit die Steinmanns wieder in Arnsberg wohnten, "und dank ihres gastfreundlichen Hauses kamen mehr und mehr jüdische Bürger, vor allem zur Erledigung ihrer Wiedergutmachungsansprüche", schrieb Karl Föster, Mitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und einer der ältesten, engagiertesten und durch viele persönliche Begegnungen bestinformiertesten Teilnehmer an der Geschichtswerkstatt, in ihrer gemeinsam erstellten Dokumentation *Juden in Arnsberg* (1992). Damals fühlten sich nicht alle bereit, mit früheren Freunden, Nachbarn oder Mitschülern zu sprechen.

Im Jahre 1965 schickte der damalige Stadtdirektor Dr. Herbold, angeregt durch einen jüdischen Besucher, zum ersten Mal einen Brief und einen Bildband über die Entwicklung der Stadt an alle Emigranten. Die Antworten, so Herbold, waren "außergewöhnlich positiv (...) Negativ waren sie insoweit, als ich alle gebeten hatte, mir etwas über ihre persönlichen Schicksale in der NS-Zeit in Arnsberg mitzuteilen, um diese Mitteilungen für die Abfassung einer Geschichte der Stadt verwenden zu können. Auf diese Bitte habe ich keine einzige positive Antwort erhalten."

Es war noch zu früh, aber es bedurfte auch der herzlichen und ehrlichen Aktivität von Menschen, die fast alle nicht sehr viel jünger als die Flüchtlinge waren. Sie wollten ihre eigene Heimatgeschichte kennenlernen und bereiteten sich darauf vor, Menschen zu begegnen. Die einzige äußerliche Tat scheint die Benennung einer Straße gewesen zu sein. Und selbst die hat einen persönlichen Hintergrund. Als die Frankes Jakob (Jehu) und Ella Apt in Bat Jam besuchten, erinnerte sich Jakob Apt "insbesondere (...) an die Kinderschützenfeste von damals", schrieb die Zeitung *Westfälische Rundschau*. Auf Antrag der Bürgerschützengesellschaft wurde eine neue Arnsberger Straße nach ihrem ehemaligen Mitglied benannt.

Die Geschichtswerkstatt empfing die Gäste "mit Blumen und Wärme" (Herr Zanders aus San Carlos, Kalifornien) an den Flughäfen Frankfurt und Düsseldorf. Bei der Rast in einem Garten am Möhnesee, im Bus und später im Hotel Menge, das "vielen von uns mit seiner gastlichen Atmosphäre schon von früheren Aufenthalten bekannt ist", so Emmerich in seiner Begrüßung, fanden die ersten Gespräche statt. Deshalb gab es auch kein festes Programm. Schwerpunkt waren die "nicht geplanten Aktionen" und der Besuch des Friedhofs, den sich die Gäste wünschten. "Auf dem jüdischen Friedhof sind meine Wurzeln geschlagen", schrieb eine ehemalige Bewohnerin. Der städtische Gartenbaumeister Karl Föster pflegte ihn seit Jahren. Der Friedhof am Arnsberger Seltersberg war nie geschändet worden. Landesrabbiner Barsilay leitete die Gedenkfeier, an der viele Arnsberger Bürger teilnahmen.

"Gerade weil wir an diesem Staat Kritik üben dürfen, im Gegensatz zu 1938, ist er unser Staat". Dieses von Karl Föster ausgedrückte Heimatgefühl scheint in vielen Arnsbergern zu stecken, sonst wären all die privaten Besuche, offenen Klassentreffen, Begegnungen früherer Nachbarn und Freunde und die neuen Freundschaften nicht möglich gewesen. Chajim Jacob mit Frau und Sohn besuchten den Bauern Kurth, bei dem sein Vater, ein Viehhändler, 1939 das letzte Rind gekauft hatte. Irene Hamilton, geb. Rosenstrauch, aus Los Angeles, umarmte Otti Ebert, vor fünfzig Jahren ihre Freundin und Nachbarin: "Ich konnte mich vorher einfach nicht melden."

Nach 51 Jahren trafen sich auch Hilde Herz aus Kalifornien und Elisabeth Rocholl aus Neheim zum ersten Mal wieder. Elisabeth Rocholls Tochter Gerda, damals neun Jahre alt, hatte den Artikel über den Besuch in der *Westfalen Post* gelesen und erkannte ihre Tante. Sie hatten einander tot geglaubt. Hilde Herz, schon vorher zu Gast in Arnsberg, erinnerte sich erst dieses Mal, wie gerne sie hier gelebt hatte: "Es ist so, wie ich es als Kind gekannt habe, nur viel schöner."

Herr Zanders dankte am Abschiedsabend im Namen der Gäste seinen "Freunden". "Wenn wir diesmal von Arnsberg Abschied nehmen, so ist es Ihre Herzlichkeit und Wärme, die es uns mit dem Wunsch tun läßt, Arnsberg in Zukunft wieder besuchen zu wollen." Einige machten das bereits wahr. Die Einladung "in unsere neue Heimat" nahmen Marlis und Willi Kleine-Büning an. Zum Jahreswechsel 1988/89 trafen sie Ella und Jakob Apt in Jerusalem. Alice Steinmann bedankte sich "bei allen Beteiligten (...), daß es uns möglich gemacht wurde, einander wiederzusehen und Erinnerungen und Gedanken auszutauschen."

Wie persönlich auch die Dankesbriefe an Bürgermeister Paust und die Teilnehmer der Geschichtswerkstatt abgefaßt waren, soll im folgenden Auszug dokumentiert werden. Leider ist uns der Verfasser nicht bekannt:

"(...) überhaupt muß ich immer wieder sagen, vom ersten Moment unserer Ankunft bis zu unserer Abfahrt hatten wir, aber auch alle anderen, mit denen wir sprachen, nicht einen Moment, wo wir uns nicht wohl und von Güte und Liebe umgeben gefühlt haben. Bestimmt hatte es etwas damit zu tun, daß alles auf so persönliche Art getan wurde. Ich weiß von verschiedenen Freunden, die Einladungen hatten in größere Städte, wo die Menschen sich nicht von früher her kannten und sie auch keine jüdischen Freunde fanden, die erkannten zwar vollkommen an, was für sie getan und geplant war, aber sie hatten nicht das Gefühl von Freundschaft, mit dem wir alle wegfuhren. Auch das Bedürfnis, so wie es bei uns der Fall ist, weiter in Verbindung zu bleiben, ist nicht da, weil eben niemand aus der Vergangenheit da war. Es fing schon an mit der Einladung von Bürgermeister Paust und Dr. Cronau. Unsere jüdischen Freunde waren erstaunt, mit wie viel Verständnis sie verfaßt war, daß sie die schlimmste Vergangenheit nicht übergingen, die Schuld der Stadt und was man uns angetan hatte anerkannten, etc. Ich kann immer nur wiederholen, daß Ihr alle, die mit unserem Besuch etwas zu tun hattet, es in einer Weise getan habt, die einzigmalig ist (...)".

* * *

Bad Nauheim

In die hessische Kurstadt kamen sie in kleinen Gruppen. Im Frühjahr 1986 lud der frühere Bürgermeister Bernd Rhode zum ersten Mal ein, zunächst nur das Ehepaar Ursula und Kurt Steinhardt aus Gardenvale in Australien. Seitdem, bis 1991, waren jedes Jahr für zwei Wochen fünf bis zehn ehemalige jüdische Bürger in Bad Nauheim. Manchmal fuhr nur der Sohn, wie Professor Ernst Scheuer mit seiner Frau aus Kalifornien, die letzten Gäste im Jahr 1991, weil seine Eltern die weite Reise aus Altersgründen absagen mußten. Fast hundert hatte man angeschrieben, 46 sagten zu. Die Stadt bezahlte ihnen Reise und Aufenthalt, insgesamt etwa DM 190.000.

Studienrat Stefan Kolb hatte jahrelang das jüdische Leben der Stadt recherchiert, 1987 erschien *Die Geschichte der Bad Nauheimer Juden* als Buch. Er hatte Suchanzeigen in die deutschsprachigen Zeitungen Englands, Israels und den USA gesetzt, begann zu korrespondieren und flog zu Interviews nach Israel. Seine Arbeit hatte den Stadtrat zur Einladung angeregt und die Organisation möglich gemacht.

Die Stadt entwarf für ihre Gäste nur ein Rahmenprogramm, Stadtrundfahrt mit Pferdedroschke, eine Taunusrundfahrt oder die Teilnahme am traditionellen Weinfest im Sprudelhof. Wer Lust hatte, konnte zusammen mit Bürgermeister Rhode in einem Gymnasium mit Schülern sprechen.

Im Jahr 1986 hatte der frühere Stadtverordnete Hans Merle für das Ehepaar Steinhardt ein Treffen mit ehemaligen Schulkameraden organisiert. Über das festliche Ereignis im Hotel Gaudesberger berichtete Kurt Steinhardt der *Frankfurter Rundschau:* "Ich war freudig überrascht, keiner will etwas von Hitler wissen, jeder will die Zeit vergessen." Auf die Frage des Reporters, ob nicht darin gerade das Problem liege, antwortete er: "Ich will nichts nachtragen, das hat doch keinen Sinn, aber es darf nicht vergessen werden, damit so etwas nicht wieder passiert."

Jedes Jahr lud die jüdische Gemeinde Bad Nauheims die Besucher zum Freitagabend-Gottesdienst ein. Die Synagoge, 1929 eingeweiht, wurde 1938 nicht zerstört. Von den heute fünfzig Mitgliedern, (1933 waren es 350) gehen wenige regelmäßig zur Sabbatfeier nach orthodoxem ösüeuropäischem Ritus. Ursula Steinhardt kommentierte nach dem Besuch des Purim-Gottesdienstes: "Außer mir waren nur noch zwei Frauen da, es ist traurig, wenn man das sieht."

Die meisten Juden heute "haben ihre soziokulturellen Wurzeln in Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei, Rußland und Rumänien. Das Durchschnittsalter der Gemeinde liegt bei über 65 Jahren", schreibt Stefan Kolb. "Die 'Gründergeneration' wird nicht mehr lange in der Lage sein, das Gemeindeleben intakt zu halten. Eine neue Synagoge gibt es nicht. Sie ist nach Israel, Kanada oder den USA ausgewandert. 'Es ist nicht mehr so wie früher...' (Rabbi Bodenheimer)."

Da Bad Nauheim ein Kurort ist, kommen immer wieder jüdische Gäste hierher. 1992 trafen sich amerikanische Rabbiner unter dem Vorsitz von Rabbi Schächter aus New York zu einer Konferenz. Im November 1992 wurde außerdem das Haus der Buber-Rosenzweig-Stiftung eröffnet, das auch der Sitz des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, dem Träger der Stiftung, geworden ist.

Donald Wolf, der heute in New York lebt, war 1979 zum ersten Mal nach Bad Nauheim gefahren. Damals begegnete er Leuten, die ihm sagten, die Stadt "war nie antisemitisch", oder die den Massenmord an den Juden leugneten. "Aus Angst, von Leuten meines Alters abgewiesen zu werden", blieb er nicht mal einen Tag da. "Ich habe versucht, nicht zu hassen, es ist mir nicht gelungen, bis ich junge Deutsche in New York traf." Als er 1988 eingeladen wurde, sagte er zu, in der "Hoffnung, wieder kennengelernt zu werden."

Dr. P. Grünewald, im selben Jahr dabei, sprach der Stadt in seiner Abschiedsrede folgende Anerkennung aus: "Erinnerungen werden wach, in einer Atmosphäre des guten Willens, mutig aufgearbeitet und nicht in den Abgrund einer vagen und immer selbstgerechten Vergangenheit verdrängt."

* * *

Bürstadt

Im Frühjahr 1988 brachte Hans Goll, Leiter der städtischen Kulturabteilung und Vorsitzender des Vereins für Heimatgeschichte, die Idee ein, die ehemaligen jüdischen Bürger einzuladen. Seit ein paar Jahren arbeitete er an einem Buch über die frühere jüdische Gemeinde Bürstadts. Der Stadtrat stimmte zu und in einem Nachtragshaushalt wurden 20.000 DM bereitgestellt, um die gesamten Kosten für Reise und Aufenthalt in der Woche vom 10. bis 17. Oktober 1988 zu tragen.

Goll schrieb an elf Personen, die meisten von ihnen lebten in den USA. Irene Mayer aus Buenos Aires sagte aus gesundheitlichen Gründen ab, die Familie Mehrl, über die drei Orte Jerusalem, B'ne B'rak (Israel) und Brooklyn (New York) verstreut, lehnte dankend ab. Fünf der Angeschriebenen nahmen die Einladung an, nur Helen Steen, geb. Hochstädter, kam zusammen mit ihrem Ehemann Charles, alle anderen lebten inzwischen alleine. Sie waren früh emigriert, kein Familienmitglied wurde von den Nationalsozialisten ermordet. Siegfried Koch aus Lakewood, New Jersey, wurde der Hauptansprechpartner in den USA, der mit den übrigen Emigranten in Verbindung stand.

Vor der Reise schrieb Koch einen offenen Brief an die Bürstädter Bürger, der in der *Bürstädter Zeitung* abgedruckt wurde. Dort bedankte er sich bei Bürgermeister Ploch "für die großzügige Einladung" und bei Hans Goll für die zuvorkommende Organisation. "Wir alle, wie Sie wohl verstehen können, kommen mit gemischten Gefühlen. (...) Auf der anderen Seite sehnen wir uns danach, die alte Heimat und vielleicht frühere Freunde und Bekannte wiederzusehen." Sie drückten die ausgestreckte Hand der Bürstädter zur offiziellen Versöhnung, "jedoch nicht, ohne zu sagen: Wir vergeben, aber vergessen können wir nicht".

1933 war Bürstadt ein Dorf, in dem zwanzig Juden lebten. Sie hatten eine Synagoge, der Friedhof lag seit 1616 in Alsbach an der Bergstraße. Sechzehn Juden

Die fünf Besucher zum Mittagessen in der Wohnung vom "Hannes" in Bürstadt.

gelang in den frühen 30er Jahren die Auswanderung, vier wurden in Konzentrationslagern ermordet. Zu der von Goll verfaßten Dokumentation über das jüdische Leben in Bürstadt steht uns leider nur ein Zeitungsbericht zur Verfügung. Grund, den Ort bald nach der Machtergreifung zu verlassen, gab es jedenfalls genug. Die Gäste stellten bei ihrem Besuch auch kritische Fragen. In dem uns vorliegenden Material weist nur ein Satz in der *Bürstädter Zeitung* darauf hin: "Es blieb nicht aus, daß auch die unrühmliche Vergangenheit in den Gesprächen auftauchte." Nur die rühmlichen Geschichten wurden später berichtet und zu uns nach New York geschickt.

Goll und Mitarbeiter der Stadtverwaltung hatten ein Programm zusammengestellt, das die Wünsche der Gäste erfüllte und sie begeisterte: Fahrten und Spaziergänge durch Bürstadt und Umgebung, nach Worms, Mannheim und Heidelberg. Goll hatte vorher angefragt, welche Nachbarn und Freunde sie gerne wiedersehen möchten. Deren Adressen — viele waren inzwischen aus Bürstadt weggezogen — fanden sie heraus und luden sie ein. Zum Beispiel zum Empfang am ersten Abend ins Rathaus, wo man sich voller Überraschung und Freude umarmte. "Es ist unglaublich, welch seelisches Erlebnis sie uns bereitet haben", dankte Siegfried Koch dem Bürgermeister und überreichte ihm im Namen aller eine Friedenspfeife. Der Bürgermeister seinerseits schenkte ein Paket mit Bildbänden der Stadt und des Kreises, eine Bürstädter Chronik und eine Schallplatte mit Musik von Bürstädter Vereinen.

In den nächsten Tagen fanden sie ihre alten Wohnhäuser wieder, auch wenn das Dorf Bürstadt inzwischen eine Kleinstadt war. Sie fuhren mit einem Kleinbus nach Riedrode, suchten die alte Haltesstelle im Lorscher Wald, wo sie oft zum Buchelnsuchen ausgestiegen waren, fragten nach der Firma "Fahrrad-Schweikert" und suchten die ehemalige Metzgerei in der Augustinerstraße. "Sie sprachen auch von dem ehemaligen Arbeitslager in Riedrode", schrieb die *Bürstädter Zeitung* lapidar. Danach ging es nach Worms. Sie besuchten das Raschi-Haus in der Judengasse, die wiederaufgebaute Synagoge gegenüber vom Museum und den jüdischen Friedhof. In Worms, wo bis 1938 etwa 1300 Juden lebten, gibt es heute keine jüdische Gemeinde mehr.

Siegfried Koch reiste mit Hans Goll in seinen Geburtsort Oppenheim, suchte das Grab seines Vaters und freute sich über den geplegten Zustand des Friedhofes. Sie fuhren weiter nach Alsbach, worum ihn die Schwestern Alice Katzenstein und Hertha Lilie, geb. Sondheimer, gebeten hatten. Beide fühlten sich selbst nicht rüstig genug. Der Friedhof war leider so verwahrlost, daß Koch das Grab ihrer Eltern nicht finden konnte.

Nicht auf dem Programm stand eine Begegnung mit jugendlichen Bürstädtern. Und da sich die Gäste aussuchen konnten, welche Bekannten sie wiedersehen wollten, blieb auch die Konfrontation mit anderen "Ehemaligen" aus. In Heidelberg, Mannheim und Worms wurden sie von Fremdenführern sicher durch die Städte geleitet. Der Gesang der Bürstädter Harmoniespatzen im Bürgerhaus-Restaurant am letzten Abend gab ein wenig den angeschlagenen Ton der Woche wider. Dieser Einklang wiederum machte es beiden Seiten möglich, sich wohl zu fühlen.

Siegfried Koch dankte Bürgermeister Ploch im Namen aller Besucher in einem offenen, von der *Bürstäuter Zeitung* abgedruckten Brief für "ein Erlebnis, das wir niemals vergessen können. (...) Mit Gefühlen großen Dankes und der Genugtuung, die alte Heimat nochmals gesehen zu haben, nahmen wir Abschied von unseren alten und neuen Freunden."

* * *

Darmstadt

Seit 1972 lädt die Stadt auf Anfrage ehemalige jüdische Bürger ein, die meist durch Freunde von der Besuchsmöglichkeit erfahren hatten. Alljährlich nehmen zwei bis drei Ehepaare das Angebot wahr, auf Kosten der Stadt — 50% der Reisekosten müssen die Gäste selbst tragen — für eine Woche in ihre frühere Heimatstadt zu fahren. Bis 1987 stand dafür im Haushalt jährlich ein Etat von 10.000 DM, seit 1987 ein Etat von 20.000 DM zur Verfügung.

Den 50. Jahrestag der Reichspogromnacht nahm Darmstadt dann zum Anlaß, alle damals Vertriebenen einmal gemeinsam einzuladen. Zweihundert Gäste ergriffen diese Gelegenheit, da zum selben Zeitpunkt auch das freudige Ereignis der Einweihung der fertig restaurierten Darmstädter Synagoge gefeiert wurde. Stadtverwaltung, Jüdische Gemeinde (heute etwa 130 Mitglieder, 1933 etwa 1.100) und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit organisierten gemeinsam Vorbereitung, ein Besuchsprogramm und die Betreuung der Gäste (Kosten etwa 160.000 DM).

Da die Stadtverwaltung auf Anfrage des *Aufbau* nur die Broschüre "Die Bürgerschaft gibt der Jüdischen Gemeinde eine Synagoge zurück" zur Verfügung stellte, soll an dieser Stelle ein Auszug aus der Rede von Fritz Neumann stehen, des Stellvertretenden Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, die er am Tag der offiziellen Begrüßung durch Oberbürgermeister Günther Metzger im Justus-Liebig-Haus gehalten hat:

"(...) Im Namen der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, die heute nurmehr 130 Mitglieder hat, vom jüngsten bis zum ältesten, begrüße ich Sie als gute Freunde und, wenn Sie erlauben, auch als Angehörige unserer Familie. (...)

Einige von Ihnen sind für mich bereits zu ganz persönlichen Freunden geworden, unter Ihnen etwa Schmuel Bar oder der stets interessierte Carl Freytag mit seiner lieben Frau oder Harry Talheimer und seine liebe Frau oder das Ehepaar Sich-El. So manchen von Ihnen kennen wir seit Jahren persönlich, weil Sie, wann immer Sie einmal die Gelegenheit hatten, hier in Darmstadt zu sein, den Weg zu uns, zur Jüdischen Gemeinde gefunden und an unseren Veranstaltungen, unseren G-ttesdiensten teilgenommen haben.

Natürlich gibt es auch frühere Darmstädter Juden, die gelegentlich hierher zurückgekommen sind, ohne daß sie der Gemeinde einen Besuch abgestattet, ohne daß sie die Gelegenheit wahrgenommen haben, einen G-ttesdienst zu besuchen. Jeder nach seinem Gusto — schließlich geht auch nicht ganz Darmstadt am Sonntag in die Kirche.

Aber bei uns Juden steht ja das Verteilen von guten Ratschlägen hoch im Kurs. Und ironisch, wie wir nun einmal sein können — Ironie war immer die Stärke der Juden, denn sie ist die Waffe des schwachen Mannes — wissen wir sehr genau zu unterscheiden zwischen den guten Ejzes, also den wirklich guten Ratschlägen, und den Ejzes-Gebern, die immer alles ganz genau wissen.

Ich meine damit diejenigen von nichtjüdischer und von jüdischer Seite, die den *Oberbürgermeister, den Magistrat und die Medien genau in der Bauphase, genau in der Vorbereitung für das große Projekt der Synagoge mit der etwas erstaunlichen Auffassung konfrontiert haben, eine so kleine Gemeinde wie die in Darmstadt* brauche doch eigentlich gar keine Synagoge. Einer hat gefragt, wenn schon Geld ausgegeben werden solle, warum denn nicht gleich für Israel? Und ein anderer hat sich gar zu der Auffassung verstiegen, nicht Synagogen würden heute in Deutschland gebraucht, sondern christlich-jüdische Begegnungsstätten.

Keiner von diesen Leuten hatte — das betone ich hier ausdrücklich — vorher einmal die Jüdische Gemeinde befragt oder sie besucht und sie mit ihren heutigen, ihren gesteigerten Aktivitäten kennengelernt. Ich habe deshalb dem Oberbürgermeister, dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung dafür zu danken, daß sie sich von diesen schlechten Ratgebern so wenig beeinflussen ließen wie von den anderen, von nichtjüdischer Seite, von denen einige, G-tt sei Dank wenige, in Anlehnung an das früher einmal so häufig geübte Spiel der nationalsozialistischen Rassenarithmetik jetzt eine ganz andere Rechnung aufzumachen versuchten: 130 Gemeindemitglieder mal ein G-ttedienst in der Woche geteilt durch 10 Millionen Mark Baukosten — ergibt wieviel? Da bauen wir doch lieber gleich ein Sportstadion! Oder diejenigen, die sich nicht geschämt haben zu fragen: Wieso sollen wir eigentlich eine Synagoge bauen? Die

Darmstadt, Gedenktafel am Studentenwohnheim in der Riedeselstraße.

Juden haben doch Geld genug! Auch diese Stimmen gab es.

Wir Juden im Darmstadt von heute wissen, wo wir leben. Wir wissen, welches die Realitäten sind. Wir wissen aber auch, daß wir uns selbst nichts vorzumachen haben, auch nicht mit der Ausrede, wir würden über kurz oder lang vielleicht auswandern. Wir werden schon hier bleiben. Wir sind die neuen Jüdischen Gemeinden in Deutschland und deshalb haben wir das Recht und deshalb haben wir die Pflicht, Synagogen zu besitzen. Denn nur dort sind wir so Juden, wie es uns das Gesetz zu sein aufgibt. Und deshalb werden wir übermorgen unsere neue Synagoge einweihen, die sich in ihrer Schönheit und in ihrem Glanz mit den schönsten neuen Synagogen in Deutschland messen kann. Und deshalb haben wir erstmals nach fünf Jahrzehnten wieder unseren eigenen Gemeinderabbiner, den wir von Herzen mögen, den wir verehren, der unser religiöses Leben in der neuen Synagoge prägen wird und den wir gerade deshalb brauchen, weil wir so wenige sind.

Wir alle werden glücklich sein über unser neues Zuhause, aber wir alle werden in der Stunde der Freude auch gemeinsam unserer Toten gedenken und um die Millionen Opfer des jüdischen Volkes trauern. So wie in unserer gesamten Geschichte Freude und Trauer stets eng beieinander lagen...".

* * *

Eschwege

Anna-Maria Zimmer hatte über zehn Jahre lang die Geschichte der Eschweger jüdischen Gemeinde erforscht. Im Jahr 1993 gab sie das Buch *Juden in Eschwege. Entwicklung und Zerstörung der jüdischen Gemeinde* heraus, die erste Dokumentation zur Judenverfolgung in Eschwege. Sie hatte die Adressen der ins Ausland Vertriebenen herausgefunden, eine umfangreiche Korrespondenz begonnen und einige Emigranten in den USA besucht. Von ihr kam Mitte des Jahres 1987 auch die Anregung an Oberbürgermeister Jürgen Zick, alle jüdischen Flüchtlinge auf Kosten der Stadt einzuladen. Im März 1988 kam dann das grundsätzliche Ja des Magistrats.

Der Vorsatz, sich im Herbst zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome zu treffen, konnte aber nicht verwirklicht werden. Auch der Termin Spätfrühjahr 1989 ließ sich nicht halten. Denn in den Parteien wurde über die Kosten gestritten. Ursprünglich waren DM 75.000,- geplant, doch die Zahl der bekannten Adressen nahm zu und es kamen mehr Zusagen als erwartet. Sollten wirklich etwa DM 150.000,- für Reise und Aufenthalt bereitgestellt werden? Sollten wirklich die gesamten Kosten getragen werden?

Die Argumente der Stadträte für und wider liegen uns leider nicht vor. Welche Sorgen sich der Bezirksvorsitzende der katholischen Arbeitnehmerbewegung, Gustav Koller, um "den erheblichen finanziellen Aufwand" machte, seien dafür an dieser Stelle zitiert. In einem Leserbrief an die Zeitschrift *WM-Tip* schrieb er, kein Eschweger Geschäftsmann habe sich damals "mit unsauberen Methoden" an jüdischem Eigentum bereichert, "die Fälle, welche uns bekannt sind, wurden durch Kaufverträge juristisch abgesichert". Materiell war also nichts wiedergutzumachen. Der unangekränkelt in Heimat und Glauben verwurzelte Katholik sagte sich: "Wer nach mehr als 50 Jahren im Ausland in seine Heimat zurückkehrt," — als wären sie freiwillig außer Landes gezogen — "findet selten noch Freunde! Man hat sich auseinandergelebt! Er bleibt ein Fremder."

Auch die Sprache der Zeitungen läßt erahnen, aus welchen Gründen der Widerstand erwuchs. "Judentreffen in ferner Zukunft", titelte WM-Tip im Februar 1989. Die *Hessische Allgemeine* benutzte konstant das Wort "Judentreffen", das sich von Herbst 1988 auf Frühjahr 1989 auf Herbst 1989 verschob. Als ob sich hier nur Juden treffen wollten, Fremde, eigentlich Vertriebene (in Eschwege lebt heute, von etwa 500 Juden um 1933, kein einziger mehr) und das (mal wieder) auf ander' Leuts Kosten, mit Steuergeldern. Bürgermeister Zick wolle, schrieb Stefan Forbert in der *Hessischen Allgemeine*, das Judentreffen vornehmlich als eine Geste der Versöhnung verstanden wissen. Zick sagte wörtlich: "Wir wollen zeigen, daß wir ein anderes Eschwege geworden sind." Forbert — er war für die gesamte Berichterstattung über dieses Thema verantwortlich — machte daraus: "Den Juden soll gezeigt werden, daß sich Eschwege in den vergangenen Jahren positiv verändert hat."

Forberts Jargon war offenbar ganz der alte: der Deutsche wollte es den Juden zeigen. Vor der offiziellen Debatte im Städtchen, so scheint es, hatte er an die Opfer noch keinen Gedanken verschwendet. Im Frühjahr 1989 gab er die Worte Zicks folgendermaßen wider: "Sinn dieser Zusammenkunft sei nicht, so der Bürgermeister, alte Wunden — falls vorhanden — aufzureißen. Auch sollen Empfindlichkeiten nicht strapaziert werden." Der unsensiblen Berichterstattung Forberts ist es auch zu verdanken, daß außer den Anstrengungen der Stadtverwaltung, Eschwege von seiner besten und schönsten Seite zu präsentieren, wenig an die Öffentlichkeit drang. Und die Stadtvertreter scheinen mit den Medien, vor allem der *Hessischen Allgemeine*, auch ganz zufrieden gewesen zu sein. Sonst hätte ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung, auf die Bitte von *Aufbau* um Material zur Besuchswoche in Eschwege, wohl nicht nur diese Artikel geschickt.

Stefan Brettschneider, ein junger Pfarrer an der evangelischen Auferstehungskirche in Eschwege, gestand in seiner Abschiedsrede am Ende der Besuchswoche die Vorbehalte von Eschweger Christen gegen die Einladung ein: "Als ich vor nicht ganz zwei Jahren hörte, daß ein Treffen stattfinden soll, habe ich gespürt: Es muß stattfinden und ich habe mich dafür eingesetzt. Ich spreche jetzt in einem mir selbst gegebenen Mandat für die evangelische Kirche. Unsere Wurzel ist das Judentum und Jesus war Jude. Ich weiß, daß viele Christen Bedenken gegen das Treffen hatten, keiner sollte jedoch vergessen, daß Juden und Christen aufeinander angewiesen sind."

Im Juni 1989, also 15 Monate nach Ratsbeschluß, stand der Termin endlich fest. Vom 25. Oktober bis 1. No
1989 sollten 45 ehemalige Esc
Juden und 30 Begleiter in ihrer alt
mat zu Gast sein. Die Stadt wü
sämtliche Kosten aufkommen, die
insgesamt DM 146.000,- beliefe
kleine Arbeitsgruppe, bestehend
Initiatorin Anna-Maria Zimmer,
schneider und drei Mitarbeitern de
verwaltung, begann, das Progra
erarbeiten.

Wie bereitete sich die Stadt sel
das Ereignis vor? Machte man sich
ken über die eigene Geschichte? A
lungen wurden organisiert. "Spure
Minderheit" war während der Besu
che in der Stadtbücherei zu sehen.
wurden Dokumente zu Leben und
der Eschweger jüdischen Gemeind
Schriftsteller und Kunstkritiker Paul
heim war Mittelpunkt einer zweite
stellung. Aber Westheim lebte bis z
ner Flucht in Berlin. Die dritte Aussu
behandelte das dunkle Kapitel der Sy
gen im Werra-Meißner-Kreis.
geschah mit ihnen nach 1945?

Eschweger Bürger hatten von de
nagoge in ihrer Stadt während der No
berpogrome 'nur' die Ineneinrichtun
stört. Im Jahr 1946 hatte sich die jüd
Gemeinde neu gegründet, löste sich
nach wenigen Jahren wieder auf.
Juden, die sich im UNRRA-Lager o
Häusern der Stadt aufgehalten ha
wanderten aus. Die Synagoge wurde
an die Neuapostolische Gemeinde
kauft. Außer einem Gedenkstein w
heute nichts mehr auf das religiöse Le
der Juden hin.

Im Dezember 1988 erinnerte ein Artik
in der *Hessischen Allgemeine* an die Ein
weihung der Synagoge im Jahr 1838, nicht
an deren Zerstörung hundert Jahre spät
Und was schrieb die Zeitung *Werra-Rundschau*, als die jüdischen Gäste Ende Ok
tober 1989 ihre frühere Synagoge 'besich
tigten'? "Daß heute ein Kreuz über d
Eingang hängt, machte einigen zu sc
fen, obwohl es Juden gewesen waren, a
voran Max Werner von der früh
Strickfabrik Brinkmann, die sich seine
dafür einsetzten, daß die Neuapostoli
Gemeinde das Gebäude erhielt." In
chen Worten klingt der alte Vorwurf
Die Juden sind mal wieder selbst an a
schuld.

Einige jüdische Gäste taten keinen
in das Gebäude. "'Alles hat seine G
zen', meinte eine Jüdin", der *Hessisc
Allgemeine* zufolge. Die Namenlose
nerte sich, gemeinsam mit anderen Gäs
vor dem Haus anhand von Fotos. N
programmgemäß suchten manche Be
cher auf dem Stadtrundgang nach Re
der Mikwe. Aber das Ritualbad war sc
Jahre vorher bei Umbauarbeiten abge
chen worden.

Als Bürgermeister Zick die Gäste
Saal der Stadthalle begrüßte, gedachte
auch der Vertreibung der Juden aus
Stadt. Wer steckte, seiner Ansicht na
damals dahinter? "Da ist jene geschich
che Wirklichkeit des nationalsoziali
schen Rassenwahns, der in Eschwege
fünf Jahrzehnten eine der ältesten und t
ditionsreichsten jüdischen Gemeind
unserer Region ausgelöscht hat." K
Wort aus seinem Mund zu dem Tatbesta
daß Eschweger Bürger Thora-Rol
anzündeten oder die Deportation veranl
ten.

Das erarbeitete Besucherprogra
sollte den Gästen ihre alte Heimat von
schönsten Seite zeigen. Ein Stadtrundgang durch die Altstadt, eine Rundfahrt durch das neue Eschwege, ein Besuch im Heimatmuseum, eine Fahrt zum Hohen Meißner. Es gab den "Musikalischen Abend" in der Stadthalle mit den Chören der Brüder-Grimm-Schule und den Bückeberg-Lerchen. Nach dem hebräischen Begrüßungslied "Hevenu schalom alejchem" folgten "Im Frühtau zu Berge" und andere Heimatlieder. Am Samstagabend wurden jüdische Lieder von der Klesmer-Gruppe "Olf Simches" vorgetragen. Statt eines Treffens mit alten Schulkameraden gab es ein gemeinsames Abendessen mit dem Vorstand und Beirat der "Vereinigung ehemaliger Schülerinnen und Schüler der Friedrich-Wilhelm-Schule und Eschweger Gymnasien e.V.".

Der jüdische Friedhof wurde besucht. Der Sabbat-Gottesdienst sollte, so war es geplant, in der Neustädter Kirche stattfinden. Er wurde dann in den neutralen Raum des Hotels Dölle verlegt. Um die Lesung zu ermöglichen, hatte Karl Goldsmith aus Plainfield, New Jersey, eine aus der Eschweger Synagoge nach Amerika gerettete Thora-Rolle mitgebracht. Auch der Besuch in Schulen fehlte nicht. Karl Goldsmith, inzwischen zum siebten Mal in Eschwege, äußerte sich, der *Hessischen Allgemeine* zufolge, dort überzeugt, daß man als jüdischer Bürger in Eschwege auch heute noch nicht sehr willkommen sei. Ein anderer Besucher sagte, er habe den Eindruck, "daß alle schlechten Dingen unter den Teppich gekehrt werden". In den Schülern würden ihm die ersten begegnen, die "daran interessiert sind".

Doch es gab wenigstens eine Repräsentantin der Stadt, die sich zur Schuld von Eschweger Bürgern im Dritten Reich bekannte. Ursula Vaupel, Stadtverordnete der Grünen, verabschiedete sich von den Gästen mit folgenden Worten: "Ich war zehn Jahre alt, als ich in die Hitlerjugend kam — wir alle waren in der Hitlerjugend, es gab nur ganz wenige Ausnahmen. (...) In der Hitlerjugend wurden wir gegen die Juden aufgehetzt. (...) Direkt nach der russischen Besetzung wurden in den Zeitungsschaukästen Bilder von den Konzentrationslagern gezeigt, grauenvolle, unfaßbare Bilder. (...) Seit diesem Augenblick empfinde ich eine tiefe Scham, Scham darüber, daß Deutsche so etwas getan haben, darüber, daß meine Eltern Mitläufer gewesen waren, meine Eltern, die ich doch liebte und die mir bis dahin Vorbild gewesen waren."

Um zu beschreiben, was ihr — persönlich und in ihrer Funktion als Stadtverordnete — die Begegnung mit den Emigranten bedeutet hat, nützte sie nicht die Worte 'Versöhnung' und 'Brückenbau' ab. Vaupels "Scham dauert bis heute an und sie ist durch Ihren Besuch, liebe ehemalige Mitbürger und Mitbürgerinnen jüdischen Glaubens, nicht verschwunden, nicht gemildert — trotz Ihrer großen Freundlichkeit." In den Gesprächen hatte sie zum ersten Mal die Möglichkeit, "'Juden zum Anfassen', wie eine Kollegin sagte, 'Menschen wie ich' (...) und doch nicht wie ich" kennenzulernen. Das offizielle Treffen war für sie persönlich "notwendig".

Durch die uns von der Stadt zur Verfügung gestellten Dankesbriefe der Besucher zieht sich die Anerkennung der "perfekten Organisation", wo "alles so schön und reibungslos verlief" (Wolfgang Wenten, Connecticut). "Keiner der Beteiligten Ihrerseits hat während dieser bemerkenswerten Begegnung ein einziges falsches Wort ausgesprochen, ein einziges falsches Komma in einem der sicherlich sehr vielen Schreiben gesetzt oder auch nur irgendeine falsche Betonung benützt." (Max und Klari Werner, England). Es fehlt aber auch nicht der Dank für "die Wärme, das Verständnis und die Herzlichkeit in Eschwege" von Ludwig Stein, Restaurator der Brooklyn Bridge in New York.

* * *

Fulda

"Als ich 1987 mit meinem Vater, meiner Frau und meiner Schwester in Fulda ankam, war ich voller widersprüchlicher Gefühle von Haß und Glück: Haß auf die Vergangenheit (...) und Glück, überlebt zu haben, um den Ort meiner Geburt wiederzusehen", schrieb Joseph Hess aus Garden Grove, Kalifornien, in der Zeitschrift *United Synagogue Review*. Und er fuhr fort: "Um zu verstehen, wie ich dazu kam, mich in Fulda willkommen zu fühlen, muß man ein wenig über Fuldas derzeitigen Oberbürgermeister, Dr. Wolfgang Hamberger, wissen, die treibende Kraft hinter der Einladung der jüdischen Überlebenden, die mich nach Hause brachte."

Als Hamberger im Jahre 1970 sein Amt als Oberbürgermeister antrat, beantwortete er mehrere liegengebliebene Briefe von Rabbi Kunstadt aus Jerusalem, der sich nach dem Fortleben der jüdischen Gemeinde Fuldas erkundigte. Er forschte nach den vergangenen und gegenwärtigen Spuren jüdischen Lebens in Fulda, baute per Post Kontakte zu Emigranten auf und reiste mehrere Male nach Israel. Viele von diesen Emigranten kamen auf eigene Initiative nach Fulda, mit organisatorischer und zum Teil auch finanzieller Hilfe der Stadt.

Als Hamberger die Initiative ergriff, alle ehemaligen jüdischen Bürger vom 25. bis 31. Mai 1987 auf einmal einzuladen, hatte er eine persönliche Sprache entwickelt, die sich vom Verwaltungs- und Vergangenheitsbewältigungs-Jargon vieler anderer Beamten unterschied. Er schrieb die Briefe an die 170 Emigranten, die mit je einer Begleitperson reisten, selbst, entwarf mit MitarbeiterInnen der Stadt und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ein Programm, das den Hauptakzent auf die Gespräche mit Einwohnern Fuldas legte und sendet seit dem Besuch zwei bis drei Mal im Jahr persönlich entworfene Rundschreiben an alle Emigranten — auch an die, die nicht reisen konnten oder wollten—, drückt seine Meinung über politische Ereignisse in Deutschland oder Israel aus und informiert über Vorgänge in Fulda.

In den frühen 70er Jahren stand im Stadtrat der Plan zur Diskussion, die alte jüdische Volksschule abzureißen. Hamberger legte sein Veto ein und insistierte auf der Bewahrung des, wie er sagte, "letzten Gebäudes, das uns an die jüdische Gemeinschaft erinnerte". Hauptanlaß der Einladung im Jahr 1987, für die die Stadt sämtliche Ausgaben übernahm (insgesamt 542.188,-DM), war die Einweihung des neuen Jüdischen Kulturzentrums mit Museum, Gedenkstätte und Archiv im wiederhergestellten und renovierten alten Schulgebäude an der Schildeckstraße 13.

"Der Höhepunkt unseres Besuchs war die Einweihung", schrieb Joseph Hess. "Als ich zum Eingang kam, küßte ich die Mezuzah, betrat die Schule und dachte an den letzten Tag, an dem ich durch diese Tür gegangen bin. Damals floh ich auf dem Heimweg vor der Hitlerjugend und die Polizei sah untätig zu, als sie mit Steinen warfen. Jetzt war das anders. Polizeiposten hielten die Straße für die Einweihungsfeier frei."

Hamberger hatte alle ehemaligen jüdischen Bürger auf einmal eingeladen, um, wie er sagte, "den Gästen nicht nur die Begegnung mit Fulda, sondern auch untereinander zu vermitteln, denn viele hatten sich ja vierzig Jahre und mehr nicht gesehen". Am Tag der Einweihung trafen sich für wenige Stunden das vergangene, gegenwärtige und künftig mögliche jüdische Leben der Stadt. 1200 Juden wohnten vor 1933 in Fulda, heute sind es etwa 40. Rabbiner Dr. H.E. Blumenthal erinnerte in seiner Ansprache an das "jüdische Geschichtsprinzip (...) in hebräisch: 'Doron', 'Milchama' und 'Tefilla', zu deutsch: Geschenk, Unwille und Gebet". Im Gebet versammelte er Erinnerung und Utopie. "Im Angesicht des gemeinsamen Gebetes wird vielleicht — ich sage es mit zaghafter Erregung — vielleicht dieses Treffen ein Lichtblick für die Zukunft sein, vielleicht ein kleines Saatkorn, aus dem ein Pflänzlein, ein Reis ersprießen möge."

"Wir beklagen, daß es neben mutigen Beispielen opferbereiter Hilfe auch in Fulda Defizite an Standhaftigkeit, Treue und Gebet gegeben hat, daß der totale Überwachungsstaat viele der Suggestion des Befehls erliegen liess." (Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hamberger)

Eliezer Levi, heute Wickliffe (USA): "In der jüdischen Sprache gibt es einen Ausdruck: 'Man darf sein a Mensch'. Das bedeutet nicht wie im Deutschen, daß es 'erlaubt ist', ein Mensch zu sein, sondern damit ist gemeint, man 'soll' oder besser gesagt man 'muß' ein Mensch sein."

Hamberger drückte nicht nur seine Betroffenheit aus, "für wieviel Schuld in einer sich christlich nennenden Gesellschaft Platz war". Er hatte sich über Jahre mit der jüdischen Religion beschäftigt, wußte, daß die Begriffe "Bewältigung der Vergangenheit" und "Wiedergutmachung" für das Zusammentreffen nicht taugen, "weil Sie aus Ihrem jüdischen Glauben, für den das Urteil über Schuld und Sühne allein Gott zusteht, gar nicht verzeihen können." In seiner Bitte zu vergeben, um der jungen Generation "die Chance der Bewährung für ein neues Verhältnis zu geben", wandelte er den passiven Begriff der "Kollektivschuld" in den aktiven der "kollektiven Verantwortung" jedes Einzelnen um.

Joseph Hess schrieb, die Seiten der Zeitschrift würden nicht reichen, um über die "einmaligen Geschichten dieser unglaublichen Reise" zu berichten. Seine Frau und er wurden Freunde mit einer nichtjüdischen Familie Fuldas. Nach seinen Worten waren "alle von uns (...) dankbar für die Möglichkeit zurückzukehren". Die Ausflüge aus der Stadt begeisterten ihn für die Schönheit der Landschaft. Der Anblick der vielen Kirchen "brachte erneut die verwirrende Frage auf, wie eine so tief religiöse Gemeinde die grausame Deportation seiner jüdischen Bevölkerung in den sicheren Tod im Dezember 1942 zulassen konnte". Seine gemischten Gefühle lassen ihn den Artikel mit dem Satz schließen: "Auch wenn ich nicht vergeben kann, ein neues Verhältnis kann ich beginnen!"

Darmstadt, Gedenktafel am Studentenwohnheim in der Riedeselstraße.

Juden haben doch Geld genug! Auch diese Stimmen gab es.

Wir Juden im Darmstadt von heute wissen, wo wir leben. Wir wissen, welches die Realitäten sind. Wir wissen aber auch, daß wir uns selbst nichts vorzumachen haben, auch nicht mit der Ausrede, wir würden über kurz oder lang vielleicht auswandern. Wir werden schon hier bleiben. Wir sind die neuen Jüdischen Gemeinden in Deutschland und deshalb haben wir das Recht und deshalb haben wir die Pflicht, Synagogen zu besitzen. Denn nur dort sind wir so Juden, wie es uns das Gesetz zu sein aufgibt. Und deshalb werden wir übermorgen unsere neue Synagoge einweihen, die sich in ihrer Schönheit und in ihrem Glanz mit den schönsten neuen Synagogen in Deutschland messen kann. Und deshalb haben wir erstmals nach fünf Jahrzehnten wieder unseren eigenen Gemeinderabbiner, den wir von Herzen mögen, den wir verehren, der unser religiöses Leben in der neuen Synagoge prägen wird und den wir gerade deshalb brauchen, weil wir so wenige sind.

Wir alle werden glücklich sein über unser neues Zuhause, aber wir alle werden in der Stunde der Freude auch gemeinsam unserer Toten gedenken und um die Millionen Opfer des jüdischen Volkes trauern. So wie in unserer gesamten Geschichte Freude und Trauer stets eng beieinander lagen...".

* * *

Eschwege

Anna-Maria Zimmer hatte über zehn Jahre lang die Geschichte der Eschweger jüdischen Gemeinde erforscht. Im Jahr 1993 gab sie das Buch *Juden in Eschwege. Entwicklung und Zerstörung der jüdischen Gemeinde* heraus, die erste Dokumentation zur Judenverfolgung in Eschwege. Sie hatte die Adressen der ins Ausland Vertriebenen herausgefunden, eine umfangreiche Korrespondenz begonnen und einige Emigranten in den USA besucht. Von ihr kam Mitte des Jahres 1987 auch die Anregung an Oberbürgermeister Jürgen Zick, alle jüdischen Flüchtlinge auf Kosten der Stadt einzuladen. Im März 1988 kam dann das grundsätzliche Ja des Magistrats.

Der Vorsatz, sich im Herbst zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome zu treffen, konnte aber nicht verwirklicht werden. Auch der Termin Spätfrühjahr 1989 ließ sich nicht halten. Denn in den Parteien wurde über die Kosten gestritten. Ursprünglich waren DM 75.000,- geplant, doch die Zahl der bekannten Adressen nahm zu und es kamen mehr Zusagen als erwartet. Sollten wirklich etwa DM 150.000,- für Reise und Aufenthalt bereitgestellt werden? Sollten wirklich die gesamten Kosten getragen werden?

Die Argumente der Stadträte für und wider liegen uns leider nicht vor. Welche Sorgen sich der Bezirksvorsitzende der katholischen Arbeitnehmerbewegung, Gustav Koller, um "den erheblichen finanziellen Aufwand" machte, seien dafür an dieser Stelle zitiert. In einem Leserbrief an die Zeitschrift *WM-Tip* schrieb er, kein Eschweger Geschäftsmann habe sich damals "mit unsauberen Methoden" an jüdischem Eigentum bereichert, "die Fälle, welche uns bekannt sind, wurden durch Kaufverträge juristisch abgesichert". Materiell war also nichts wiedergutzumachen. Der unangekränkelt in Heimat und Glauben verwurzelte Katholik sagte sich: "Wer nach mehr als 50 Jahren im Ausland in seine Heimat zurückkehrt," — als wären sie freiwillig außer Landes gezogen — "findet selten noch Freunde! Man hat sich auseinandergelebt! Er bleibt ein Fremder."

Auch die Sprache der Zeitungen läßt erahnen, aus welchen Gründen der Widerstand erwuchs. "Judentreffen in ferner Zukunft", titelte WM-Tip im Februar 1989. Die *Hessische Allgemeine* benutzte konstant das Wort "Judentreffen", das sich von Herbst 1988 auf Frühjahr 1989 auf Herbst 1989 verschob. Als ob sich hier nur Juden treffen wollten, Fremde, eigentlich Vertriebene (in Eschwege lebt heute, von etwa 500 Juden um 1933, kein einziger mehr) und das (mal wieder) auf ander' Leuts Kosten, mit Steuergeldern. Bürgermeister Zick wolle, schrieb Stefan Forbert in der *Hessischen Allgemeine*, das Judentreffen vornehmlich als eine Geste der Versöhnung verstanden wissen. Zick sagte wörtlich: "Wir wollen zeigen, daß wir ein anderes Eschwege geworden sind." Forbert — er war für die gesamte Berichterstattung über dieses Thema verantwortlich — machte daraus: "Den Juden soll gezeigt werden, daß sich Eschwege in den vergangenen Jahren positiv verändert hat."

Forberts Jargon war offenbar ganz der alte: der Deutsche wollte es den Juden zeigen. Vor der offiziellen Debatte im Städtchen, so scheint es, hatte er an die Opfer noch keinen Gedanken verschwendet. Im Frühjahr 1989 gab er die Worte Zicks folgendermaßen wider: "Sinn dieser Zusammenkunft sei nicht, so der Bürgermeister, alte Wunden — falls vorhanden — aufzureißen. Auch sollen Empfindlichkeiten nicht strapaziert werden." Der unsensiblen Berichterstattung Forberts ist es auch zu verdanken, daß außer den Anstrengungen der Stadtverwaltung, Eschwege von seiner besten und schönsten Seite zu präsentieren, wenig an die Öffentlichkeit drang. Und die Stadtvertreter scheinen mit den Medien, vor allem der *Hessischen Allgemeine*, auch ganz zufrieden gewesen zu sein. Sonst hätte ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung, auf die Bitte von *Aufbau* um Material zur Besuchswoche in Eschwege, wohl nicht nur diese Artikel geschickt.

Stefan Brettschneider, ein junger Pfarrer an der evangelischen Auferstehungskirche in Eschwege, gestand in seiner Abschiedsrede am Ende der Besuchswoche die Vorbehalte von Eschweger Christen gegen die Einladung ein: "Als ich vor nicht ganz zwei Jahren hörte, daß ein Treffen stattfinden soll, habe ich gespürt: Es muß stattfinden und ich habe mich dafür eingesetzt. Ich spreche jetzt in einem mir selbst gegebenen Mandat für die evangelische Kirche. Unsere Wurzel ist das Judentum und Jesus war Jude. Ich weiß, daß viele Christen Bedenken gegen das Treffen hatten, keiner sollte jedoch vergessen, daß Juden und Christen aufeinander angewiesen sind."

Im Juni 1989, also 15 Monate nach Ratsbeschluß, stand der Termin endlich fest. Vom 25. Oktober bis 1. November 1989 sollten 45 ehemalige Eschweger Juden und 30 Begleiter in ihrer alten Heimat zu Gast sein. Die Stadt würde für sämtliche Kosten aufkommen, die sich auf insgesamt DM 146.000,- beliefen. Eine kleine Arbeitsgruppe, bestehend aus der Initiatorin Anna-Maria Zimmer, Brettschneider und drei Mitarbeitern der Stadtverwaltung, begann, das Programm zu erarbeiten.

Wie bereitete sich die Stadt selbst auf das Ereignis vor? Machte man sich Gedanken über die eigene Geschichte? Ausstellungen wurden organisiert. "Spuren einer Minderheit" war während der Besuchswoche in der Stadtbücherei zu sehen. Gezeigt wurden Dokumente zu Leben und Kultus der Eschweger jüdischen Gemeinde. Der Schriftsteller und Kunstkritiker Paul Westheim war Mittelpunkt einer zweiten Ausstellung. Aber Westheim lebte bis zu seiner Flucht in Berlin. Die dritte Ausstellung behandelte das dunkle Kapitel der Synagogen im Werra-Meißner-Kreis. Was geschah mit ihnen nach 1945?

Eschweger Bürger hatten von der Synagoge in ihrer Stadt während der Novemberpogrome 'nur' die Ineneinrichtung zerstört. Im Jahr 1946 hatte sich die jüdische Gemeinde neu gegründet, löste sich aber nach wenigen Jahren wieder auf. Alle Juden, die sich im UNRRA-Lager oder in Häusern der Stadt aufgehalten hatten, wanderten aus. Die Synagoge wurde 1954 an die Neuapostolische Gemeinde verkauft. Außer einem Gedenkstein weist heute nichts mehr auf das religiöse Leben der Juden hin.

Im Dezember 1988 erinnerte ein Artikel in der *Hessischen Allgemeine* an die Einweihung der Synagoge im Jahr 1838, nicht an deren Zerstörung hundert Jahre später. Und was schrieb die Zeitung *Werra-Rundschau*, als die jüdischen Gäste Ende Oktober 1989 ihre frühere Synagoge 'besichtigten'? "Daß heute ein Kreuz über dem Eingang hängt, machte einigen zu schaffen, obwohl es Juden gewesen waren, allen voran Max Werner von der früheren Strickfabrik Brinkmann, die sich seinerzeit dafür einsetzten, daß die Neuapostolische Gemeinde das Gebäude erhielt." In solchen Worten klingt der alte Vorwurf mit: Die Juden sind mal wieder selbst an allem schuld.

Einige jüdische Gäste taten keinen Fuß in das Gebäude. "'Alles hat seine Grenzen', meinte eine Jüdin", der *Hessischen Allgemeine* zufolge. Die Namenlose erinnerte sich, gemeinsam mit anderen Gästen, vor dem Haus anhand von Fotos. Nicht programmgemäß suchten manche Besucher auf dem Stadtrundgang nach Resten der Mikwe. Aber das Ritualbad war schon Jahre vorher bei Umbauarbeiten abgebrochen worden.

Als Bürgermeister Zick die Gäste im Saal der Stadthalle begrüßte, gedachte er auch der Vertreibung der Juden aus der Stadt. Wer steckte, seiner Ansicht nach, damals dahinter? "Da ist jene geschichtliche Wirklichkeit des nationalsozialistischen Rassenwahns, der in Eschwege vor fünf Jahrzehnten eine der ältesten und traditionsreichsten jüdischen Gemeinden unserer Region ausgelöscht hat." Kein Wort aus seinem Mund zu dem Tatbestand, daß Eschweger Bürger Thora-Rollen anzündeten oder die Deportation veranlaßten.

Das erarbeitete Besucherprogramm sollte den Gästen ihre alte Heimat von der schönsten Seite zeigen. Ein Stadtrundgang durch die Altstadt, eine Rundfahrt durch das neue Eschwege, ein Besuch im Heimatmuseum, eine Fahrt zum Hohen Meißner. Es gab den "Musikalischen Abend" in der Stadthalle mit den Chören der Brüder-Grimm-Schule und den Bückeberg-Lerchen. Nach dem hebräischen Begrüßungslied "Hevenu schalom alejchem" folgten "Im Frühtau zu Berge" und andere Heimatlieder. Am Samstagabend wurden jiddische Lieder von der Klesmer-Gruppe "Olf Simches" vorgetragen. Statt eines Treffens mit alten Schulkameraden gab es ein gemeinsames Abendessen mit dem Vorstand und Beirat der "Vereinigung chemaliger Schülerinnen und Schüler der Friedrich-Wilhelm-Schule und Eschweger Gymnasien e.V.".

Der jüdische Friedhof wurde besucht. Der Sabbat-Gottesdienst sollte, so war es geplant, in der Neustädter Kirche stattfinden. Er wurde dann in den neutralen Raum des Hotels Dölle verlegt. Um die Lesung zu ermöglichen, hatte Karl Goldsmith aus Plainfield, New Jersey, eine aus der Eschweger Synagoge nach Amerika gerettete Thora-Rolle mitgebracht. Auch der Besuch in Schulen fehlte nicht. Karl Goldsmith, inzwischen zum siebten Mal in Eschwege, äußerte sich, der *Hessischen Allgemeine* zufolge, dort überzeugt, daß man als jüdischer Bürger in Eschwege auch heute noch nicht sehr willkommen sei. Ein anderer Besucher sagte, er habe den Eindruck, "daß alle schlechten Dingen unter den Teppich gekehrt werden". In den Schülern würden ihm die ersten begegnen, die "daran interessiert sind".

Doch es gab wenigstens eine Repräsentantin der Stadt, die sich zur Schuld von Eschweger Bürgern im Dritten Reich bekannte. Ursula Vaupel, Stadtverordnete der Grünen, verabschiedete sich von den Gästen mit folgenden Worten: "Ich war zehn Jahre alt, als ich in die Hitlerjugend kam — wir alle waren in der Hitlerjugend, es gab nur ganz wenige Ausnahmen. (...) In der Hitlerjugend wurden wir gegen die Juden aufgehetzt. (...) Direkt nach der russischen Besetzung wurden in den Zeitungsschaukästen Bilder von den Konzentrationslagern gezeigt, grauenvolle, unfaßbare Bilder. (...) Seit diesem Augenblick empfinde ich eine tiefe Scham, Scham darüber, daß Deutsche so etwas getan haben, darüber, daß meine Eltern Mitläufer gewesen waren, meine Eltern, die ich doch liebte und die mir bis dahin Vorbild gewesen waren."

Um zu beschreiben, was ihr — persönlich und in ihrer Funktion als Stadtverordnete — die Begegnung mit den Emigranten bedeutet hat, nützte sie nicht die Worte 'Versöhnung' und 'Brückenbau' ab. Vaupels "Scham dauert bis heute an und sie ist durch Ihren Besuch, liebe ehemalige Mitbürger und Mitbürgerinnen jüdischen Glaubens, nicht verschwunden, nicht gemildert — trotz Ihrer großen Freundlichkeit." In den Gesprächen hatte sie zum ersten Mal die Möglichkeit, "'Juden zum Anfassen', wie eine Kollegin sagte, 'Menschen wie ich' (...) und doch nicht wie ich" kennenzulernen. Das offizielle Treffen war für sie persönlich "notwendig".

Durch die uns von der Stadt zur Verfügung gestellten Dankesbriefe der Besucher zieht sich die Anerkennung der "perfekten Organisation", wo "alles so schön und reibungslos verlief" (Wolfgang Wenten, Connecticut). "Keiner der Beteiligten Ihrerseits hat während dieser bemerkenswerten Begegnung ein einziges falsches Wort ausgesprochen, ein einziges falsches Komma in einem der sicherlich sehr vielen Schreiben gesetzt oder auch nur irgendeine falsche Betonung benützt." (Max und Klari Werner, England). Es fehlt aber auch nicht der Dank für "die Wärme, das Verständnis und die Herzlichkeit in Eschwege" von Ludwig Stein, Restaurator der Brooklyn Bridge in New York.

* * *

Fulda

"Als ich 1987 mit meinem Vater, meiner Frau und meiner Schwester in Fulda ankam, war ich voller widersprüchlicher Gefühle von Haß und Glück: Haß auf die Vergangenheit (...) und Glück, überlebt zu haben, um den Ort meiner Geburt wiederzusehen", schrieb Joseph Hess aus Garden Grove, Kalifornien, in der Zeitschrift *United Synagogue Review*. Und er fuhr fort: "Um zu verstehen, wie ich dazu kam, mich in Fulda willkommen zu fühlen, muß man ein wenig über Fuldas derzeitigen Oberbürgermeister, Dr. Wolfgang Hamberger, wissen, die treibende Kraft hinter der Einladung der jüdischen Überlebenden, die mich nach Hause brachte."

Als Hamberger im Jahre 1970 sein Amt als Oberbürgermeister antrat, beantwortete er mehrere liegengebliebene Briefe von Rabbi Kunstadt aus Jerusalem, der sich nach dem Fortleben der jüdischen Gemeinde Fuldas erkundigte. Er forschte nach den vergangenen und gegenwärtigen Spuren jüdischen Lebens in Fulda, baute per Post Kontakte zu Emigranten auf und reiste mehrere Male nach Israel. Viele von diesen Emigranten kamen auf eigene Initiative nach Fulda, mit organisatorischer und zum Teil auch finanzieller Hilfe der Stadt.

Als Hamberger die Initiative ergriff, alle ehemaligen jüdischen Bürger vom 25. bis 31. Mai 1987 auf einmal einzuladen, hatte er eine persönliche Sprache entwickelt, die sich vom Verwaltungs- und Vergangenheitsbewältigungs-Jargon vieler anderer Beamten unterschied. Er schrieb die Briefe an die 170 Emigranten, die mit je einer Begleitperson reisten, selbst, entwarf mit MitarbeiterInnen der Stadt und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ein Programm, das den Hauptakzent auf die Gespräche mit Einwohnern Fuldas legte und sendet seit dem Besuch zwei bis drei Mal im Jahr persönlich entworfene Rundschreiben an alle Emigranten — auch an die, die nicht reisen konnten oder wollten—, drückt seine Meinung über politische Ereignisse in Deutschland oder Israel aus und informiert über Vorgänge in Fulda.

In den frühen 70er Jahren stand im Stadtrat der Plan zur Diskussion, die alte jüdische Volksschule abzureißen. Hamberger legte sein Veto ein und insistierte auf der Bewahrung des, wie er sagte, "letzten Gebäudes, das uns an die jüdische Gemeinschaft erinnerte". Hauptanlaß der Einladung im Jahr 1987, für die die Stadt sämtliche Ausgaben übernahm (insgesamt 542.188,-DM), war die Einweihung des neuen Jüdischen Kulturzentrums mit Museum, Gedenkstätte und Archiv im wiederhergestellten und renovierten alten Schulgebäude an der Schildeckstraße 13.

"Der Höhepunkt unseres Besuchs war die Einweihung", schrieb Joseph Hess. "Als ich zum Eingang kam, küßte ich die Mezuzah, betrat die Schule und dachte an den letzten Tag, an dem ich durch diese Tür gegangen bin. Damals floh ich auf dem Heimweg vor der Hitlerjugend und die Polizei sah untätig zu, als sie mit Steinen warfen. Jetzt war das anders. Polizeiposten hielten die Straße für die Einweihungsfeier frei."

Hamberger hatte alle ehemaligen jüdischen Bürger auf einmal eingeladen, um, wie er sagte, "den Gästen nicht nur die Begegnung mit Fulda, sondern auch untereinander zu vermitteln, denn viele hatten sich ja vierzig Jahre und mehr nicht gesehen". Am Tag der Einweihung trafen sich für wenige Stunden das vergangene, gegenwärtige und künftig mögliche jüdische Leben der Stadt. 1200 Juden wohnten vor 1933 in Fulda, heute sind es etwa 40. Rabbiner Dr. H.E. Blumenthal erinnerte in seiner Ansprache an das "jüdische Geschichtsprinzip (...) in hebräisch: 'Doron', 'Milchama' und 'Tefilla', zu deutsch: Geschenk, Unwille und Gebet". Im Gebet versammelte er Erinnerung und Utopie. "Im Angesicht des gemeinsamen Gebetes wird vielleicht — ich sage es mit zaghafter Erregung — vielleicht dieses Treffen ein Lichtblick für die Zukunft sein, vielleicht ein kleines Saatkorn, aus dem ein Pflänzlein, ein Reis sprießen möge."

"Wir beklagen, daß es neben mutigen Beispielen opferbereiter Hilfe auch in Fulda Defizite an Standhaftigkeit, Treue und Gebet gegeben hat, daß der totale Überwachungsstaat viele der Suggestion des Befehls erliegen liess." (Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hamberger)

Eliezer Levi, heute Wickliffe (USA): "In der jüdischen Sprache gibt es einen Ausdruck: 'Man darf sein a Mensch'. Das bedeutet nicht wie im Deutschen, daß es 'erlaubt ist', ein Mensch zu sein, sondern damit ist gemeint, man 'soll' oder besser gesagt man 'muß' ein Mensch sein."

Hamberger drückte nicht nur seine Betroffenheit aus, "für wieviel Schuld in einer sich christlich nennenden Gesellschaft Platz war". Er hatte sich über Jahre mit der jüdischen Religion beschäftigt, wußte, daß die Begriffe "Bewältigung der Vergangenheit" und "Wiedergutmachung" für das Zusammentreffen nicht taugen, "weil Sie aus Ihrem jüdischen Glauben, für den das Urteil über Schuld und Sühne allein Gott zusteht, gar nicht verzeihen können." In seiner Bitte zu vergeben, um der jungen Generation "die Chance der Bewährung für ein neues Verhältnis zu geben", wandelte er den passiven Begriff der "Kollektivschuld" in den aktiven der "kollektiven Verantwortung" jedes Einzelnen um.

Joseph Hess schrieb, die Seiten der Zeitschrift würden nicht reichen, um über die "einmaligen Geschichten dieser unglaublichen Reise" zu berichten. Seine Frau und er wurden Freunde mit einer nichtjüdischen Familie Fuldas. Nach seinen Worten waren "alle von uns (...) dankbar für die Möglichkeit zurückzukehren". Die Ausflüge aus der Stadt begeisterten ihn für die Schönheit der Landschaft. Der Anblick der vielen Kirchen "brachte erneut die verwirrende Frage auf, wie eine so tief religiöse Gemeinde die grausame Deportation seiner jüdischen Bevölkerung in den sicheren Tod im Dezember 1942 zulassen konnte". Seine gemischten Gefühle lassen ihn den Artikel mit dem Satz schließen: "Auch wenn ich nicht vergeben kann, ein neues Verhältnis kann ich beginnen!"

Friedberg

Am 16. September 1942 waren die letzten 73 Juden aus Friedberg und Umgebung in das Konzentrationslager Theresienstadt oder direkt in Vernichtungslager deportiert worden. Den 50. Jahrestag des von da an "judenfreien" Friedberg nahm der Gemeinderat zum Anlaß, zwei Gedenktafeln anzubringen und zu den Feierlichkeiten alle im Ausland lebenden ehemaligen jüdischen Bürger einzuladen. Fast dreißig Juden nahmen diese Gelegenheit gemeinsamer Trauer und Begegnung mit heutigen Friedbergern wahr. Die Stadt übernahm für fünf Tage in der zweiten Septemberhälfte 1992 sämtliche Kosten (etwa DM 135.000,-).

Die Stadtverwaltung, dort vor allem das Amt für kulturelle Angelegenheiten, bereitete ein Besuchsprogramm vor und betreute die Gäste während ihres Aufenthaltes. In Friedberg leben heute keine Juden mehr, um 1933 zählte die lebendige Gemeinde 305 Mitglieder. Die 70, durch die Recherchen von Hans-Helmut Hoos bisher bekannten Namen von Opfern der Nationalsozialisten, sind auf der Gedenktafel eingraviert, die an den Resten der Synagogenmauer — die Synagoge war am 9. November 1938 in Brand gesteckt worden — angebracht und eingeweiht wurde. Bürgermeister Dr. Ludwig Fuhr verlas die Namen in Anwesenheit der einst rechtzeitig emigrierten Familienangehörigen.

An der Augustinerschule wurde die zweite Gedenktafel der Öffentlichkeit übergeben. Hier hatten die zur Deportation zusammengetriebenen Juden in der Turnhalle ihre letzte Nacht verbracht. Gisela Eckstein, einzige Überlebende aus dieser Gruppe, war leider zum Zeitpunkt des Besuches schwer krank und hatte die Einladung der Stadt absagen müssen. Im Rahmen einer Stadtverordnetenversammlung im Plenarsaal des Landratsamtes fand nach der Enthüllung der Tafel die eigentliche Gedenkfeier statt. Moritz Neumann, Direktor des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Hessen, sprach im Namen der heute in Hessen lebenden Juden.

Auf dem Programm stand auch noch die Diskussion mit heutigen Schülern der Augustiner- und anderen Schulen. Die Zeit reichte zu einer Fahrt in die Wetterau und einem Tagesausflug nach Frankfurt mit Besuch des Jüdischen Museums und des Gemeindezentrums. Den Sabbatgottesdienst feierten die Gäste in der Synagoge Bad Nauheims.

"Obwohl die Ursache der Einladung und unseres Zusammenseins mehr traurig und ernst als fröhlich war", schrieb Erich Rothschild aus den USA in seinem Dankesbrief an die Stadt, "so ändert sich alles durch das Wiedersehen mit alten Freunden und Bekannten und durch die Aufmerksamkeit und Freundschaft, die wir in unserer Heimatstadt genossen (...) Ich werde die Tage in Friedberg nie vergessen, es war auch ein großes Ereignis für meine Tochter, den Geburtsplatz ihres Vaters kennenzulernen (...)".

* * *

Frankfurt (am Main)

Über tausend ehemalige jüdische Bürger und fast ebenso viele Begleitpersonen begrüßte die Stadt seit 1980 als ihre Gäste, doch die Warteliste ist immer noch lang. Vom damaligen Oberbürgermeister und ehemaligen Ministerpräsidenten des Landes Hessen, Walter Wallmann, ging die Initiative aus, und alle Parteien des Stadtparlaments beschlossen daraufhin gemeinsam, sämtliche früheren Frankfurter Juden auf Kosten der Stadt (bis 1990 etwa DM 5.3 Mio.) einmal einzuladen. Alljährlich kommt seitdem eine große Gruppe von etwa 130 Personen aus aller Welt, wobei Monika Wagenbach, im städtischen Hauptamt für die Organisation zuständig, darauf achtet, daß sich zuerst die Älteren auf die weite Reise machen. Seit 1990, auf Beschluß des amtierenden Oberbürgermeisters Volker Hauff, nehmen zwei Gruppen im Frühjahr für zwei Wochen das Angebot der Stadt wahr.

Auf die Besucher freut sich immer auch die zweitgrößte Jüdische Gemeinde Deutschlands (um 1990, vor der Aufnahme zahlreicher russischer Juden, zählte die Gemeinde etwa 5.000 Mitglieder; um 1933 waren es über 30.000). Ignatz Bubis, langjähriger Gemeindevorsitzender und heute zudem Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, empfängt die Gäste gemeinsam mit dem Oberbürgermeister, jetzt Andreas von Schöler, im historischen Rathaus, dem "Frankfurter Römer". Immer wieder, "auch nach der Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland", bittet er die Gäste anzuerkennen, daß in der heutigen Bundesrepublik "nicht ein Nachfolgestaat des ehemaligen Deutschen Reiches entstanden ist, sondern der demokratischste Staat, den es jemals auf deutschem Boden gegeben hat".

Um Programm und Wohlbefinden der Gäste kümmern sich sowohl die Stadtverwaltung wie auch die verschiedenen jüdischen Einrichtungen; neben der Gemeinde sind dies die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und vor allem das Altenheim der Henry-und-Emma-Budge-Stiftung. Untergebracht werden die Besucher im komfortablen Hotel "Frankfurter Hof" mitten in der Stadt. "Das Programm mag immer das gleiche sein, jedes Treffen verläuft aber trotzdem anders" und hängt ganz von den verschiedenen Besuchern ab, sagte die städtische Organisatorin Monika Wagenbach einmal in einem Interview.

Es finden immer Stadtrundfahrten, eine Schiffahrt auf dem Main zusammen mit Repräsentanten des Stadtparlaments und des Magistrats, Besuche von Theater- und Opernaufführungen, ein Besuch im nahegelegenen jüdischen Worms, eine Führung durch das Frankfurter Jüdische Museum sowie das Gemeindezentrum und eine Einladung in das christlich-jüdische Altenheim statt. Höhepunkt ist dann der Freitagabendgottesdienst unter Leitung des Gemeinderabbiners Ahron Daum in der Frankfurter Atereth-Zvi-Synagoge mit anschließendem Schabbatmahl im Altenzentrum.

Die offenen Worte des Oberbürgermeisters beim offiziellen Empfang im Rathaus überwältigt die meisten Besucher und macht es ihnen leichter, ihrerseits zwar vorsichtig, aber auch neugierig auf die heutige Frankfurter Bevölkerung zuzugehen. Sie erwähnen diese Begrüßung nicht nur immer wieder in ihren Briefen, sondern auch in Interviews oder eigenen Berichten, abgedruckt in jüdischen oder regionalen Zeitungen ihrer neuen Heimat. "'You honor us by your presence', the mayor said to the Jewish refugees", gab Hilde Birnbaum aus Seattle die Rede von Oberbürgermeister Volker Hauff aus dem Gedächtnis wieder. "'You give us hope for reconciliation. What happened was two generations ago, but that does not relieve us from responsibility to make sure that it never happens again.'" (Juni 1990)

Besonders in der Henry-Emma-Budge-Stiftung, dem bereits vor dem Krieg existierenden und nach 1945 wiederaufgebauten und heute vorbildlich geleiteten überkonfessionellen Altenheim, finden manchmal ergreifende Wiederbegegnungen statt. Denn dort leben ja diejenigen, die oftmals ebenso alt wie die Gäste selbst sind. Emmi Lantos beispielsweise, um 1933 Leiterin des jüdischen Kindergartens am Röderberg, bekam schon mindestens zwei Mal Besuch von früheren Schülerinnen.

Wolfgang Silberberg und seine Frau Hannelore: "Ich glaube nicht, daß Frankfurt seine Juden liebt. Besser gesagt, ich weiß nicht, ob Frankfurt seine Juden liebt."

Nicht von Beginn des Besuchsprogramms an aber seit einigen Jahren führt eine Arbeitsgruppe mit Namen "Spuren jüdischen Lebens in Frankfurt" Interviews per Tonband oder Video mit den Gästen durch. Daneben koordiniert diese Arbeitsgruppe über das offizielle Programm hinaus Begegnungen in Schulen oder Fortbildungsinstituten und stellt Kontakte mit den früher besuchten Schulen, Stadtteilgruppen oder anderen Initiativen her.

Diese Begegnungen scheinen tiefe Eindrücke bei den Gästen zu hinterlassen. Für Marianne Horkheimer waren es bei ihrem Besuch 1993 vor allem die Diskussionen und Unternehmungen mit heutigen Schülern des Schiller-Gymnasiums — der Schule, die sie selbst besucht hatte, — die ihr eine besonders intensive Entdeckungsreise in die Erinnerungen an ihre ehemalige Heimatstadt ermöglichten. "The two weeks that followed", schrieb sie in einem Bericht für *Aufbau*, "were filled with old memories and new experiences. Old contacts and new friendships were being formed, both within the group, as well as in the community. For me, the most important part of the trip was meeting four high school students and their teacher, with all of whom I established a close relationship. (...) Their enthusiasm and energy was contagious."

Bleiben die Besucher während der durch das Programm verplanten Zeit auch vor allem unter sich oder begegnen höchstens offiziellen Vertretern und Betreuern der Stadt, stehen ihnen doch auch genügend freie Stunden für eigene Unternehmungen zur Verfügung, die manche ganz gezielt zum Kennenlernen des 'Normalbürgers auf der Straße' benutzen. Was sie dort erfahren, kann sehr verschieden sein — manchmal entscheidet es über den bleibenden Eindruck von "deutschen Menschen". Fred Hirsch zum Beispiel, nachdem er auf seiner Reise 1990 "the feelings and attitudes of the Frankfurters towards Jews" erforscht hatte, kam zum Ergebnis: "I can honestly state that we did not experience a single incident which even remotely could be called antisemitic." (PE Jewish Chronicle, 1990).

Statt über Antisemitismus erschrak dafür Trude Herz über ein zufälliges Erlebnis von Ausländerfeindlichkeit, als sie mit ihrer Schwester im Juni 1990 durch die Fußgängerzone spazierenging. "The only negative thing that happened to me on this trip is this", schrieb sie in ihrem Dankesbrief aus London an Oberbürgermeister Hauff: "My sister and I walked along the Zeil. In front of us walked three men, presumably Turks? One of them had two crutches, he did not seem to use them. A man walked past at that moment and said to me: 'Of course he does not need them. That is just to get money from the state. In the gas ovens, that is where they belong!' You can probably imagine my reaction. However, you are not responsible for each German citizen. I just thought it might interest you."

Auch Wolfgang Silberberg (70) schaute bei seinem Aufenthalt zusammen mit seiner Frau Hannelore (71) genauer hin. Silberberg war mit sehr gemischten Gefühlen aus New York gekommen, denn er hatte zwei Jahre Buchenwald und vier Jahre Auschwitz überlebt. Im Interview mit dem Journalisten Dieter Gräbner beschrieb er seine Erfahrungen, die ihn verbittert und unversöhnlich in seine neue Heimat zurückfliegen ließen:

"Obwohl der Empfang und das ganze Offizielle einmalig war. Da gibt's nichts. Aber ich glaube, (...) die Frankfurter lieben die Juden auch heute nicht. (...) Ich spüre, was in einer Stadt los ist. Hier ist noch keine klare Luft. Das Blut klebt noch auf den Straßen. Und an den Wänden stehen immer noch antisemitische Parolen: Ich habe an einem Geschäft gelesen: Nicht für Türken, daneben gekritzelt: Und auch nicht für Juden. Und am Abgang zur U-Bahn am Hauptbahnhof steht: UN-KOSHER-NOSTRA. Und ich habe eine Frau gesprochen, die nicht wußte, daß ich Jude war, die sagte: 'Warum gibt die Stadt soviel Geld für die Juden aus und läd sie nach Frankfurt ein? Es gibt doch Wichtigeres!' Nein (...) Ich glaube nicht, daß Frankfurt seine Juden liebt. Besser gesagt, ich weiß nicht, ob Frankfurt seine Juden liebt. Und weil ich das nicht weiß und bei unserem Aufenthalt auch nicht erfahren konnte, möchte ich auch nicht wiederkommen."

* * *

Gießen

Auf Initiative eines ehemaligen jüdischen Bürgers begann die Universitätsstadt im Jahr 1982 ihr Besuchsprogramm und setzt es seit 1985 im Rhythmus von zwei Jahren fort. Ein Zuschuß zur Reise erleichtert den jeweils etwa 40 Gästen und ihren Begleitern das Kommen. Für ihre Unterbringung in Privatquartieren und den Aufenthalt sorgt dann die Stadt. Mitarbeiter des Magistrats, die jüdische Gemeinde, die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Gießen-Wetzlar und Gießener Bürger erarbeiten ein Programm und betreuen die Gäste.

Um 1933 lebten etwa 855 Juden in Gießen. Es gab zwei Synagogen, die in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 zerstört wurden. Nach den Worten von Prof. Dr. J. Altaras, des Vorsitzenden der heutigen jüdischen Gemeinde, in einer Ansprache zur Begrüßung der Gäste, "gelang es vielen noch rechtzeitig auszuwandern, viel zu viele aber wurden von den Nationalsozialisten ermordet." Im Jahr 1978 gründete sich die Gemeinde neu und hat heute etwa 150 Mitglieder. Ihre Bemühungen, unterstützt von der Stadt Gießen, um Gelder zum Bau einer neuen Synagoge, waren, nach offiziellen Angaben, bisher am Land Hessen gescheitert.

Manchmal werden die ehemaligen Bürger zu einem besonderen Anlaß eingeladen. Oberbürgermeister Manfred Mutz, der jedes Jahr einen Rundbrief an die "ehemaligen Gießener Mitbürger in aller Welt" sendet, hatte für die Woche vom 25. bis 31. August 1989 die Verleihung der Hedwig-Burgheim-Medaille an den ehemaligen Ministerpräsidenten Albert Osswald angekündigt. Die Medaille, benannt nach der Pädagogin Hedwig Burgheim, die von 1920 bis 1933 das Fröbel-Seminar (Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen) in Gießen leitete und 1943 in Auschwitz ermordet wurde, wird seit 1981 alljährlich verliehen. Osswald war einer der ersten Politiker, der eine Verständigung mit Israel suchte.

39 ehemalige Gießener Bürger einschließlich Begleitern waren dabei, als Dr. Avraham Bar-Menachem die Laudatio hielt. Bar-Menachem, wie Osswald in Gießen-Wieseck geboren, war nach seiner Emigration nach Israel Bürgermeister der Stadt Netanya geworden und begründete die Städtepartnerschaft zwischen Netanya und Gießen. "Lange Zeit vor der Anknüpfung formeller diplomatischer Beziehungen mit Israel", sagte Bar-Menachem in seiner Rede, war Osswald 1960 nach Israel gereist und sie waren sich zum ersten Mal begegnet. Bar-Menachems Worte über seine damaligen Empfindungen, als er von einem deutschen Politiker eingeladen und persönlich empfangen wurde, spiegelten vielleicht ein wenig die eigenen Gefühle der anwesenden — und der zu einem anderen Zeitpunkt gereisten und ähnlich begrüßten — jüdischen Zuhörer wieder:

"Ganz kurz nach seiner ersten Israelreise im Jahre 1960 lud mich Albert Osswald ein, Gießen zu besuchen. Lange, lange zögerte ich: erst im Jahre 1964 unternahm ich diese Reise. Noch im Flugzeug jagten sich bei mir die Gedanken. Gerade der Blick nach unten auf die schön geordneten grünen Fluren erregte das Gemüt. Wie konnte in einem so ordentlichen, gepflegten, kultivierten Land so viel Leid geschehen? Die Hemmungen — der seelische Zwiespalt bei einem solchen ersten Besuch eines Juden, wurden ganz offensichtlich von Albert Osswald vorausgeahnt — sein Einfühlungsvermögen sagte es ihm. Er war jetzt schon Staatsminister. Doch persönlich holte er mich vom Frankfurter Flughafen ab! Selbst brachte er mich nach Gießen und selbst organisierte er ein Treffen mit den Wieseckern, mit denen ich die Bänke der drei ersten Schuljahre in der Weißen Schule geteilt hatte."

* * *

Hofgeismar

Am 14. September 1986, als das Regionalmuseum Hofgeismar an seinem neuen Ort am Petriplatz, gegenüber der 1938 zerstörten Synagoge, eröffnet wurde, waren dazu auch die ehemaligen jüdischen Bewohner von Hofgeismar und Umgebung eingeladen. Das Museum ist für seine 1980 begründete und seitdem ständig erweiterte Judaica-Abteilung, die Ausstellungen, Bibliothek und wissenschaftliches Archiv umfaßt, bekannt. Sein Leiter Helmut Burmeister und Michael Dorhs, inzwischen Pfarrer im Fachbereich Evangelische Theologie in Marburg, erforschen das jüdische Leben und dessen Zerstörung in Hofgeismar und Umgebung. Von ihnen ging auch die Initiative aus, die Emigranten aus Anlaß der Museumsneueröffnung einzuladen.

Michael Dorhs, 1986 noch Theologiestudent, schrieb damals seine Doktorarbeit über Leben und Verfolgung der Juden in Hofgeismar und hatte seit einigen Jahren Briefkontakt zu Emigranten. Bei der Suche nach den Adressen half ihm besonders Alfred Heilbrunn, 1938 nach Holland emigriert und seit 1956 oft in Hofgeismar zu Besuch. Als Bürgermeister Willi Croll, mit Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung, die Einladungen verschickte, sagten von zehn Angeschriebenen acht ihr Kommen mit zwei Begleitern für zwei Wochen zu. Die Organisatoren bemühten sich bei der Auswahl der Reiserouten, daß immer wenigstens zwei Gäste gemeinsam am 13. September 1986 auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 20.000 DM) anreisen konnten.

Verabschiedung der Giessener Gäste durch Oberbürgermeister Manfred Mutz (ganz vorne mit Josef Stern). Mitte hinten: Dr. Avraham Bar-Menachem, gebürtiger Wiesecker, ehemaliger Oberbürgermeister der Giessener Partnerstadt Netanya und Ehrenbürger seiner früheren Heimatstadt Giessen.

Ein Jahr zuvor hatten Helmut Burmeister und Michael Dorhs, finanziell gefördert von Stadt und Kirche, das Buch *Fremde im eigenen Land* herausgegeben. In ihrem Vorwort schrieben sie: "Das Jahrbuch '85 des Landkreises Kassel (...) war die umfassendste Darstellung des untergegangenen jüdischen Lebens und der jüdischen Kultur im Bereich der alten Kreise Hofgeismar und Wolfhagen, die seit dem Holocaust erschienen sind. Ohne die Begründungen wirklich verstehen zu können, vermerken wir jahrzehntelanges Schweigen in der heimatgeschichtlichen Literatur." Auch in Hofgeismar begann also die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verfolgungen spät. Sie wurde dann aber umso genauer und entschiedener betrieben.

1933 lebten in Hofgeismar 31 jüdische Gemeindemitglieder. Drei Jahre nach 1945 hatten alle Juden die Displaced-Person-Lager verlassen, heute lebt in Hofgeismar kein einziger mehr. "Übrig blieb allein der Friedhof der Israelitischen Gemeinde, unter den Schanzen am Ostheimer Weg gelegen, 1695 von Hofgeismarer Juden erworben und bis heute eine ständige Erinnerung an die jahrhundertelange Anwesenheit von Menschen jüdischen Glaubens" (Michael Dorhs in *Suchet der Stadt Bestes*, 1990). Die Synagoge war nach den Novemberpogromen 1938 abgerissen worden, "der genaue Zeitpunkt ist bis heute unbekannt". Gibt es ein Denkmal an die Auslöschung der Gemeinde in Hofgeismar? Alfred Heilbrunn schrieb 1985: "Aber bis heute erinnert nichts an die Männer und Frauen jüdischen Glaubens, die in den Jahren des Zweiten Weltkrieges auf Befehl der damaligen Regierung in Vernichtungslager geschickt wurden."

Zur Eröffnung des Museums hatte Heinz Wertheim aus Israel ein 1837 gedrucktes Buch mitgebracht, das sein Urgroßvater, Feldwebel Jacob Meyer, zur Erinnerung an seine Teilnahme an den Befreiungskriegen verfaßt hatte. Es war eines der wenigen Stücke gewesen, die Wertheim, Landwirt im Dorf Deisel, 51 Jahre vorher von dort mitgenommen hatte. Außerdem stifteten die Gäste zwei Bäume, die in Israel geplanzt werden sollten. Der zweite Baum trug die Namen Helmut Burmeisters und Michael Dorhs, als Dank für die Veröffentlichungen und die im Museum zum Ausdruck gekommene Bemühung um Objektivität, Verständnis und Toleranz.

Die offizielle Einladung der Stadt brachte Heinz Wertheim zum ersten Mal wieder nach Deutschland. Fast bis zum Schluß des Aufenthalts fühlte er sich so glücklich, daß er scherzhaft gefragt wurde, ob er sich in Diesel ein Haus kaufen wolle? Seit 1935 hatte er nichts von sich hören lassen und wurde trotzdem aufgenommen wie ein alter Bekannter. Auch die zweite und dritte Generation der damaligen Nachbarn empfand er als "wirkliche Freunde". Es gab Einladungen über Einladungen und sogar ein großes Treffen mit

Im Stadtmuseum Hofgeismar erinnert diese Inszenierung "Synagoge" an das frühere rege Gemeindeleben. Der Gebetsschal stammt aus dem Besitz von Alexander Kann (1860-1935).

früheren Freunden. Bis er am letzten Tag den jüdischen Friedhof im Diemelstädtchen Trendelburg besuchte. Der Grabstein seines Vaters war verschwunden, der seines Urgroßvaters teilweise zerstört und der verbliebene, nicht dem Erdboden gleichgemachte kleine Rest "sehr ungepflegt".

Am Friedhof, sagte Wertheim, erkenne man die Einstellung des Menschen zu den Bürgern. Die Nichtachtung, die sich dort erhalten habe, hat Wertheim "wieder auf die Erde zurückgeholt, nachdem ich vorher im siebenten Himmel war". Er wolle "nie wieder nach Deutschland zurückkehren". — Der jüdische Friedhof in Hofgeismar selbst wird gepflegt und ist gut erhalten.

* * *

Höchst (im Odenwald)

Als sich die Gemeinde Höchst im November 1988 an die Pogromnacht vor fünfzig Jahren erinnerte, lud sie dazu auch ihre ehemaligen jüdischen Bewohner ein. Sieben der sechzig Angeschriebenen nahmen das Angebot an, mit fünf Begleitern in den Tagen von 7. bis 11. November in Höchst zu Gast zu sein. Die Stadt trug die Aufenthaltskosten, insgesamt 10.700, DM.

Vertreter des Vereins für Heimatgeschichte Höchst im Odenwald und von der Stadtverwaltung hatten ein Programm erarbeitet. Höhepunkte waren Gespräche mit Schülern der Ernst-Göbel-Schule und eine Podiumsdiskussion zum Thema "Fünfzig Jahre Verdrängung von Erinnerungen — ein Versuch, Schweigen zu brechen." Bürgermeister Arno Schäfer und Vertreter der evangelischen und katholischen Kirchen nahmen teil. Am 9. November wurde eine Straße feierlich in Hermann-Kahn-Weg umbenannt. Hermann Kahn war Religionslehrer, Kantor und Schächter in Höchst. Ende des Jahres 1938 flüchtete er mit seiner Familie nach New York, wo er 1968 im Alter von 90 Jahren gestorben war.

* * *

Kelsterbach

Von den zahlreichen deutschen Kleinstädten, die ihre ehemaligen jüdischen Bewohner einladen, verdient der Frankfurter Vorort Kelsterbach besondere Beachtung. Hier lebten vor 1933 55 Juden; bis 1939, so schien es, waren sie alle ausgewandert bis in die Vereinigten Staaten und Brasilien. Aber die Mehrzahl ließ sich in Frankfurt nieder, um in der Anonymität der Großstadt Schutz und Hilfe zu suchen. Aber dann wurden von dort die meisten in die Vernichtungslager deportiert. Die kleine Synagoge wurde an die Stadt verkauft.

Es war der Verdienst des Geschichtslehrers Harald Freiling mit einer seiner Klassen an der Gesamtschule Kelsterbach, die Geschichte der Juden aufzuarbeiten, was nicht ganz ohne Hindernisse vor sich ging. Aus den im Hessischen Staatarchiv befindlichen Gestapo-Akten über die Juden Kelsterbachs ging hervor, daß 1939 dort kein Jude mehr lebte, also auch nicht deportiert werden konnte. Aber aus Gesprächen erfuhr man dann doch Näheres. Von den nach Frankfurt verzogenen Juden wurden 15 deportiert, ein Kind starb und eine 84jährige Frau beging Selbstmord. Schließlich fand man heraus — auch mit Hilfe einer *Aufbau*-Anzeige daß noch 15 ehemalige Kelsterbacher Juden lebten und es gelang, ihre Adressen festzustellen. Bis schließlich der Magistrat einen Beschluß faßte, die 15 Juden nach Kelsterbach einzuladen, vergingen freilich einige Jahre, nachdem die meisten vorgebrachten Ausreden aus dem Wege geräumt waren. Den Ausschlag gab schließlich eine von den Schülern zusammengestellte Tonbildschau über das Schicksal der Juden vor der Stadtverordnetenversammlung, die am 9. November 1938 zum erstenmal in der Gesamtschule tagte.

Von den 15 Angeschriebenen nahmen 9 die Einladung an, fünf teilten mit, sie könnten wegen vorgerückten Alters oder Krankheiten nicht kommen. Nur ein einziger schrieb, er könne infolge der schmerzlichen Erinnerungen an die Nazi-Zeit nie wieder Deutschland besuchen. Das Besuchsprogramm entsprach im wesentlichen dem anderer Städte: Empfänge, Rundfahrten, Begegnungen mit Kelsterbacher Bürgern, ein Besuch in der Gesamtschule, eine Gedenkstunde auf dem schon 1934 von den Nazis zerstörten jüdischen Friedhof, Ausflüge nach Worms und Frankfurt, zum jüdischen Friedhof in Groß-Gerau und Teilnahme an einem Gottesdienst in der neuerbauten Synagoge in Darmstadt.

Am Tage nach der Ankunft fand bereits eine Begegnung mit Kelsterbachs Bürgern in einem größeren Rahmen statt. "Mich kennt hier keiner mehr", sagte Leo Hirsch zu dem mit ihm nach Kelsterbach gekommenen Sohn — kurze Zeit danach war er von früheren Mitschülern und Nachbarn umringt. Die älteren Kelsterbacher nahmen die Möglichkeit zur Begegnung wahr, suchten sich nicht durch Abwesenheit den Erinnerungen zu entziehen. Tränen schienen ein Halbjahrhundert zu überbrücken. Und die jungen Menschen in der Schule stellten in ihrer Unbefangenheit die Fragen, die die Erwachsenen oft umgingen: das Schicksal der Eltern, die Erfahrungen eines Juden in Nazi-Deutschland, die Umstände nach der Aufnahme in den neuen Ländern, die aktuellen Probleme in Israel, usw. Während er gegenüber den Älteren skeptisch blieb, ja, vermutete, sie hätten nicht viel dazugelernt, war Alfred Adler, einer der Gäste, optimistisch, daß "die Jugendlichen verstehen, was geschehen ist und auf keinen Fall eine Wiederholung erleben möchten".

Immerhin, Zeev Eshkalon aus Israel sagte über den Besuch: "Es gibt keine Möglichkeit und keine Notwendigkeit, die genauen Motive herauszufinden, die zu der Einladung führten. Ebensowenig ist es möglich und notwendig, festzustellen, wer ein Nazi war und wer nicht. Das einzige wichtige war und ist die Tatsache, daß die Stadt die Notwendigkeit spürte, ihre früheren Bürger einzuladen und die Art und Weise, wie dies geschah, auch wenn dabei viele unausgesprochenen Fragen Gäste und Gastgeber begleiteten".

* * *

Kassel

Seit Anfang der 70er Jahre kommen jedes Jahr zwischen zehn und dreißig ehemalige jüdische Bewohner nach Kassel. Die Initiative ging, laut Angaben der Stadtverwaltung, von einer Vereinbarung zwischen dem Verein Ehemaliger Kasselaner in Israel und der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Kassel aus. Dieser Verein erstellt auch jedes Jahr eine Liste mit den Namen der Besucher. Die Stadt kommt für sieben Übernachtungen mit Frühstück auf, Reise und Aufenthalt müssen die Gäste selbst tragen. Die Kosten pro Person belaufen sich auf etwa DM 700,-. In Kassel waren um 1933 etwa 3.800 Juden zuhause, heute wohnen hier 70 Juden. Sie sind im Besitz einer eigenen Synagoge.

* * *

Lampertheim

Vom 16. bis 25. August 1985 waren 25 ehemalige jüdische Bürger auf Initiative und Kosten (insgesamt etwa DM 95.000,-) der Stadt zu Gast. Mit zu den Initiatoren der Einladung gehörte Heinrich Karb, Stadtarchivar und Heimatpfleger in Lampertheim. Mitglieder der Stadtverwaltung, Karb und Oskar Althausen, der stellvertretende Vorsitzende der Mannheimer jüdischen Gemeinde, erarbeiteten ein umfangreiches Programm. Im Zentrum stand der Besuch der Synagogen und jüdischen Friedhöfe in Worms, Hemsbach, Michelstadt, Mannheim und des jüdischen Tauchbads im historischen Museum Speyers. Den Sabbat-Gottesdienst hielt die jüdische Gemeinde Mannheims ab. Um 1933 lebten 88 Juden in Lampertheim. Wer von ihnen nicht bis zum 9. November 1938 die Stadt verlassen hatte, flüchtete nach Mannheim. Am 22. Oktober 1940 begann die Deportation ins Lager Gurs. Heute lebt in Lampertheim kein einziger Jude mehr. Eine Gedenktafel erinnert an die einstige Synagoge.

Dankbrief von Lore May Rasmussen:

"Sehr geehrter Bürgermeister Dieter und andere Vorsitzende der Stadt Lampertheim, liebe Freunde, neu und alt im Bürgerkreis!

(...) Nie hatte ich mir vorstellen können, wie ernst, tief menschlich und kameradschaftlich Sie uns in *Ihrer* heutigen Stadt, *unserer* früheren Heimat, eingeschlosse (sic!) haben. Diese zehn Tage werden unter den tiefsten Erinnerungen meines Lebens bleiben und auch weiterhin in unseren Kindern und Enkeln leben.

Mir ist noch immer nicht gelungen, die widersprechenden Gefühle der höchsten Freude über die Rückkehr und die innere Trauer über die grausame Vergangenheit ins Gleichgewicht zu bringen.

Es ist schon Jahre her, seit ich so zutiefst menschlich die plötzliche gewalttätige Vernichtung der Leben meiner Verwandschaft und Freunde, der Zukunftsträume meiner Eltern, den Verlust der Unschuld meiner Kindheit, gefühlt habe. Ich danke Ihnen, daß Sie mir und den anderen Lampertheimer Juden die Gelegenheit gaben, in Ihrer Mitte und durch Ihr Verständnis den langen Weg von Haß, Diaspora, Verfremdung bis zur Gegenwart der Versöhnung zu kürzen. Obwohl wir alle, die wir uns in Lampertheim trafen, viel Schweres erlebten durch die Hand der Deutschen, WIR SIND DIE ÜBERLEBENDEN. Ich bin mir jetzt von Neuem bewußt, wie groß die Stille und die Anklage derer ist, die entweder in dem Mannheimer Friedhof oder irgendwo in einem namenlosen Massengrab ihr Ende fanden. Sie waren auch mit mir in Lampertheim, genau wie mein Vater, Ludwig May, dessen humanistischen Glauben an die Besserung der Menschheit ich weiter behalte.

Was für mich als offizielle Rückkehr begann, wurde durch Ihre Herzlichkeit und ehrliche Verbundenheit ein unerwartetes seelisches Geschenk. Ich fühle mich persönlich wieder mit Lampertheim verbunden, höre Lampertheimer Stimmen ohne Angst, sehe sie mich anlächeln und fühle manchen warmen Handdruck der Freundschaft.

(...) Ich danke meinen Freunden, die ihre Antworten mit mir teilten: 'Ich hatte Angst', 'Ich wußte nichts bis es zu spät war', 'Ich wurde auch verhaftet', 'Ich war zu feige', 'Ich schmuggelte Lebensmittel zu Juden', 'Ich war zu jung, um für mich selbst zu denken'. Solche nüchternen Rückblicke können nur zur psychologischen Gesundung beitragen, genau wie diese Reise auch mir geholfen hat. (...)

In Freundschaft

Lore May Rasmussen".

* * *

Limburg an der Lahn

Auf Anregung von Frau Putziger, geb. Sternberg, heute in Buenos Aires wohnend, lud Limburg alle ehemaligen jüdischen Bürger einmal gemeinsam vom 29. August bis 4. September 1989 ein. Frau Putziger, seit 1968 mehrmals in ihre frühere Heimatstadt zurückgereist, hatte die Anfrage im November 1988 vorgebracht. Damals wurde zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht ein Gedenkstein mit den Namen aller ermordeten Limburger Juden auf dem jüdischen Friedhof enthüllt.

Im November 1988 wurde in Limburg ein Gedenkstein mit den Namen der ermordeten jüdischen Bürger enthüllt.

Frau Putziger war nicht die einzige, die schon einmal wieder nach Limburg gereist war. Seit dem Jahr 1982 bezahlt die Stadt für Besuche auf eigene Initiative den Aufenthalt für eine Woche (zwischen 3.000 und 10.000 DM pro Jahr). Für 1989 konnten etwa hundert Adressen ausfindig gemacht werden. 32 Personen sagten zu, mit 18 Angehörigen auf Kosten der Stadt (insgesamt 122.000 DM) zu kommen. Für sie wurde ein umfangreiches Besuchsprogramm zusammengestellt. Ein Höhepunkt war die Fahrt zum Shabbat-Gottesdienst in die Wiesbadener Synagoge. In Limburg existiert keine jüdische Gemeinde mehr. Acht Juden lebten dort im Jahr 1990, um 1933 waren es 296. An die zerstörte Synagoge erinnert ein Gedenkstein.

* * *

Marburg

Seit 1979 hat es die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit unter Leitung des langjährigen Vorsitzenden Willy Sage übernommen, die früheren jüdischen Bürger einzuladen und in außergewöhnlich herzlicher Weise zu betreuen. Viele der inzwischen etwa vierhundert Gäste wiederholen ihren Besuch, manche kommen regelmäßig zurück. Die Stadt übernimmt nur die Finanzierung, allerdings sowohl der Reise als auch des Aufenthalts, der von sieben bis zu 14 Tagen dauert (insgesamt 216.000 DM). Dabei braucht die Stadt nicht für Hotel-Übernachtungen aufzukommen, da Mitglieder und Freunde der christlich-jüdischen Gesellschaft die Besucher immer in ihre eigenen Familien gastfreundlich aufnehmen.

Dank der Zusammensetzung der Gesellschaft stehen sowohl jüdisches Leben in Stadt und Umgebung als auch der Dialog zwischen Christen und Juden im Mittelpunkt des umfangreichen Besuchsprogramms. Mit jiddischen und hebräischen Liedern in familiärer Atmosphäre wird meist der erste Abend verbracht, dem sich Besichtigungsfahrten des schönen schwäbischen Landes und vor allem seiner jüdischen Stätten in Stadt und Landkreis Marburg anschließen, ein Besuch des Marburger jüdischen Friedhofs und Sabbat-Gottesdienste, seit 1989 im neuen Jüdischen Gemeindezentrum Marburgs. Dessen Einweihung war Höhepunkt des Besuchsprogramms im September jenen Jahres. (Marburgs Gemeinde zählte 1992 48 Mitglieder, 1933 waren es 325.) Manchmal kann der Sabbat von einem mitgereisten Rabbiner gefeiert werden, im August 1990 von Rabbi Hans Bodenheimer aus den USA.

Aber auch die Besinnung auf die Geschichte christlicher Schuld und die mühsame Aufarbeitung dieser Schuld wird während des Aufenthaltes in Marburg wie in kaum einer anderen Stadt vorgestellt und diskutiert. Prior Pater Prof. Dr. Willehard Eckert aus Bonn sprach, sicher nicht nur im Jahr 1990, über "Die katholische Kirche im Dritten Reich", Pfarrer Ulrich Schwemmer aus Heppenheim über "Die evangelische Kirche im Dritten Reich" und Günter Bernd Ginzel aus Köln über "Schalom nach Auschwitz". Viel Zeit wird Begegnungen und Diskussionen in privatem und öffentlichem Rahmen eingeräumt. Schwieriger ist es für die Besucher, aus diesem Kreis von freundlichen und engagierten Gastgebern einmal auszubrechen und mit Bürgern auf der Straße zu sprechen.

Die vielen Dankesschreiben zeigen die wieder angeknüpften persönlichen Verbindungen zur früheren Heimatstadt, zu alten und neuen Freunden, und zu Willy Sage selbst. Zwei davon seien hier ausgewählt:

"Lieber Willy, ich möchte Dir heute, auch in Geoffs Namen, unseren herzlichen Dank aussprechen für die schönen Tage, die wir wieder im August in Marburg verleben konnten. Es war, wie jedes Mal, für mich eine große Freude, einige Tage mit alten und neuen Freunden in meiner Heimatstadt zu verbringen...

Der schöne Ehrenempfang mit sehr gutem Abendessen, zu dem wir vom Magistrat der Stadt Marburg zur Dammühle eingeladen wurden, darf keinesfalls vergessen werden. Besonders müssen die Schenkung und die rührenden Worte von Frau Margot Weil erwähnt werden" (Sophie King aus Brüssel, Brief vom 2. Oktober 1991).

"Lieber Herr Sage, leider reicht es heute nur zu einem ganz kurzen Gruß. In aller Eile aber doch die erneute Versicherung, daß ich froh und stolz bin, ein Mitglied dieser Gesellschaft sein zu können und auf diese Weise die direkte Verbindung mit dem Marburg meines Vater und Großvaters aufrecht zu erhalten. Und noch einmal mein aufrichtiger Dank für die Gastfreundschaft vor anderthalb Jahren. Wie ich Ihnen bereits schrieb, die Marburger Tage gehören zu den ergreifensten Erinnerungen des Jahres in Deutschland!" (Prof. Albrecht Strauss an der University of North Carolina, Brief vom 25. August 1985).

* * *

Nidderau

Ohne Monica Kingreen wäre nichts gegangen. Im Jahr 1983 war die Lehrerin von Bad Vilbel nach Nidderau in die Brauhausgasse, ins ehemalige Juden-Ghetto, umgezogen. Neben ihrem Fachwerkhaus stand bis zum 9. November 1938 die Synagoge. Monica Kingreen wollte wissen, was aus den Menschen geworden war. Sie begann, in Archiven zu forschen, versuchte mit den Emigranten in Kontakt zu treten, annoncierte dazu in Zeitungen Israels, der USA und Englands, befragte Bürger Nidderaus und bat die Stadtverwaltung um Hilfe. Als die ersten Anrufe und Briefe kamen, "konnten manche gar nicht glauben, daß sich heute noch jemand für sie interessiert". Zusammen mit dem Journalisten Bernd Salzmann besuchte sie einige der in die USA Geflüchteten und mit ihm zusammen schrieb sie auch die erste Dokumentation über die Nidderauer Juden.

"Wenn es um das Vergessen geht, hat der Name Nidderau einen besonderen Klang", hatte Moritz Neumann, der Direktor des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden Hessens, bei der Gedenkfeier in der Schloßberghalle Windeckens gesagt. Anlaß war der faule Kompromiß, Gedenktafeln an den Stätten der ehemaligen Synagogen Heldenbergens und Windeckens, heute Stadtteile von Nidderau, anzubringen. Denn der Vorschlag der Jungsozialisten, die Brauhausgasse in Judengasse umzubenennen, war am heftigen Widerstand der Anwohner und der Oppositionsparteien gescheitert. Die SPD zog den Vorschlag zurück.

Die Initiative kam von Monica Kingreen, der Antrag von der SPD. Als 1987 im Stadtrat beschlossen wurde, zum 50. Gedenkjahr an die Pogromnacht alle ehemaligen jüdischen Bürger in der Woche vom 19. bis 27. Juni 1988 auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 100.000 DM) einzuladen, enthielten sich CDU und FDP, bis auf den Stadtverordneten Werner Echterbruch, der Stimme. Von dem damals scharfen Gegner der Judengasse kam diesmal uneingeschränkte Unterstützung. Begründungen der Opposition: Sie wollte das Thema nicht im Rahmen der Haushaltsberatungen diskutieren und sie war gegen den Zeitpunkt der Einladung.

Neben Frau Kingreens persönlichem Einsatz war auch der ehrliche Einladungsbrief von Bürgermeister Willi Salzmann Grund dafür, daß von den 23 Angeschriebenen 18 ihr Kommen zusagten. "Viele Jahre lang wurde hier bei uns das gemeinsame Zusammenleben von Juden und Christen in Heldenbergen, Ostheim und Windecken einerseits und deren brutale Vernichtung in der Nazizeit andererseits verdrängt." Er dankte der "intensiven Arbeit" Frau Kingreens. "Durch ihr Engagement bewirkte sie in unserer Stadt bei jüngeren und älteren Menschen eine Rückerinnerung, Beschäftigung und Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Teil unserer Geschichte."

Hilde Burton, Professorin der Psychologie an der University of California in Berkeley, hat lange mit sich gerungen, bevor sie in englischer Sprache — seit über 50 Jahren lehnte sie ab, deutsch zu sprechen — offen antwortete:

"(...) It has taken me this long to decide to accept your offer. I must tell you that my initial inner response was a strong 'no'. Then gradually positive and negative memories flooded me. Since I am a practicing psychologist and psychotherapist, my intense interest in how all of us make sense out of our varied experiences triumphed. I do know how we all shape the memories of our histories over time; I know that not only to acknowledge more fully what happened in Nazi Germany is important. Seeing people I have not had contact with in 52 years is going to be very complicated for me. Yet I do want to be there.

I have met your charming and urbane son (Bernd Salzmann ist der Sohn von Bürgermeister Willi Salzmann) and of course the dedicated and thoughtful Mrs. Monica Kingreen. Their desire to find out what had happened to the Jews of Heldenbergen and Windecken and to begin to deal openly with the terror and dread of the Nazi years moved me. I liked them both enormously and will be pleased to see them again."

Das von Frau Kingreen und Franz Eisermann gemeinsam erarbeitete Besuchspro-

Besuch der Marburger Tapetenfabrik 1987.

gramm wurde keine Touristikreise und kein zwanghaftes Herumführen. Im Zentrum stand die Planung von Begegnungen und Gesprächen untereinander und mit Bürgern des 15.000 Einwohner großen Städtchens. Die Bevölkerung war zu fast allen Veranstaltungen geladen. Auch in Nidderau gibt es heute kein jüdisches Leben mehr. Der Stadtverwaltung ist unbekannt, ob und wieviele Juden heute hier wohnen. Heldenbergen war mit 160 jüdischen Einwohnern eine der größten Gemeinden im Umkreis. Am 15. September 1942 verließ ein Lastwagen mit den letzten 22 Juden den Ort. Sammellager war die Augustiner Schule in Friedberg. Die Schüler hatten am 15. und 16. September frei. Von Friedberg fuhr ein Zug nach Darmstadt, vom dortigen Sammellager Hessens weiter nach Theresienstadt. Aus Heldenbergen waren sieben ins Ausland geflüchtete Juden bekannt, aus Ostheim sechs und Windecken acht.

Bis zum offiziellen Empfangsabend in der Schloßberghalle Windecken am Tag nach der Ankunft gab es nur eine Begrüßung durch Bürgermeister Willi Salzmann im Hotel Zum Adler, wo die meisten Gäste untergebracht waren, einen Spaziergang durch Nidderau und ein geselliges Beisammensein im Hotel zum ersten Kennenlernen. In die Schloßberghalle kamen dann über fünfhundert Bürger, darunter viele im Alter der Gäste, viele, die die Begegnung nicht scheuten. Landrat Franz Pipa dankte den ehemaligen Bürgern für ihr "Geschenk" des Besuchs. "Wir Deutschen haben aber keinen moralischen Anspruch darauf, daß Sie als Opfer sich mit uns aussöhnen." Wilhelm Katz, 82 Jahre alt, in Haifa lebend und nicht zum ersten Mal wieder in Nidderau, dankte im Namen der Gäste für die Einladung. "Wenn die Menschen uns hier die Hände entgegenstrekken, sind wir auch wieder bereit, diesen Händedruck entgegenzunehmen."

Am nächsten Tag besuchten sie den Alten und Neuen Jüdischen Friedhof und legten Kränze an den Gedenktafeln der früheren Synagogen in Heldenbergen und Windecken nieder. In Windecken war an dieser Stelle der Bau des evangelisch-methodistischen Gemeindezentrums kurz vor der Fertigstellung. Wilhelm Katz sprach den Kaddisch. Außerdem fuhr man mit dem Bus nach Frankfurt, wo eine Führung durch das Jüdische Gemeindezentrum organisiert war, und nach Gelnhausen. Dort besuchten die Gäste die als Kulturstätte wiederhergestellte ehemalige Synagoge. Ansonsten gab es viel Freizeit und Gesprächsrunden.

Ein offenes Gespräch fand in der Bertha-von-Suttner-Schule mit den Schülern der zehnten Klassen statt. Die Gäste erzählten dort auch von unangenehmen Erlebnissen in Nidderau, zum Beispiel Inge Katzmann. Als sie ihr Elternhaus aufsuchte, hatten die Besitzer schnell die Tür zugemacht und die Gardinen vorgezogen. Im Hotel Zum Adler trafen sich die jüdischen Besucher mit Nidderauer Bürgern zur Diskussion über "Wie war das Leben mit der Vergangenheit möglich?" Wie die Deutschen die Vergangenheit in den Nachkriegsjahren verdrängten, stand im Vordergrund. Ein Bürger gab zu, daß er erst bei seinem Besuch in Dachau, nicht in der Schule, vom Dritten Reich gehört habe. Bürgermeister Salzmann kommentierte: "Wir waren doch alle dabei, auch die Lehrer der Nachkriegszeit." Er selbst war in der Hitlerjugend. Inge Katzmann konnte

Monica Kingreen (rechts) initiierte das Treffen ehemaliger Nidderauer Juden im Juni 1988. Bei den Besuchsvorbereitungen halfen ihr Bernd Salzmann (links) und Franz Eisermann.

inzwischen verstehen, daß viele Deutsche in die NSDAP eingetreten waren. Aber "die Verfolgungen und den Haß auf uns kann ich nicht verstehen".

"Warum seid ihr bloß erst jetzt so nett zu uns?" fragte Erich Sommer aus New York. Er war mit ängstlichen Gefühlen gekommen und hatte sich noch im Flugzeug gedacht, daß die "Leute aus dem Fenster gucken und sagen, die Juden sind schon wieder da". Nachts habe er "mit Herzklopfen im Bett" gelegen und "an die schreckliche Vergangenheit, aber auch an die frohen Stunden, die wir bisher hier verlebt haben", gedacht. Er hatte seinen besten Jugendfreund Heinrich Reul wiedergetroffen, und die Begegnungen zu vielen Gesprächen über die Vergangenheit genutzt, ohne falsche Vergebung. Als ihm in Windecken ein ehemaliger SA-Mann entgegenkam und sagte, 'erinnerst du dich, wir haben doch bei euch gewohnt', gab Erich Sommer zurück, das sei doch keine Entschuldigung. Auf die Frage eines Reporters, ob er wiederkommen werde, kam ein klares "Nein. Der Besuch war wichtig und gut, aber er hat sehr viel Kraft gekostet."

Hilde Burton wußte vor der Reise nicht, ob und was sie ihr bringen würde. Ihre Gefühle in Nidderau waren zwiespältig, doch die Anerkennung überwog. Die Herzlichkeit und liebevolle Aufnahme würden fast jeden kritischen oder politischen Ansatz ersticken, tiefergehende Gespräche seien kaum möglich. Illusionen über ein "nie wieder" hatte die Psychologieprofessorin nicht, "der Mensch ist grausam". Auf den Einladungsbrief von Bürgermeister Salzmann hatte sie mit Schreibmaschine und auf englisch geantwortet, ihren Dankbrief an ihn schrieb sie mit der Hand auf deutsch:

"Für diesen wunderbaren Besuch möchten mein Mann und ich uns auch auf das allerherzlichste bedanken. Alles, was Sie gesagt haben, machte es mir möglich, es wirklich als eine Woche der Begegnung zu empfinden. Die ganze Art und Weise, in der diese Woche gestaltet wurde, die Wärme und das echte Bemühen aller Beteiligten, aber ganz besonders die Ehrlichkeit, mit der Ihre Mitbürger versuchen, der Vergangenheit zu begegnen, machten es auch mir möglich, meine deutsch-jüdischen Wurzeln wieder zu entdecken."

Am 9. November 1988 wurde auf Antrag der Grünen die Brauhausgasse in "Synagogenstraße" umbenannt: Gegen den Widerstand der Anwohner, die den Kompromiß der Umbenennung des anliegenden Platzes vorschlugen, und im Stadtparlament, mit 20 Ja- und 12 Nein-Stimmen, gegen die Vorbehalte aus den Reihen der CDU und FDP. Am politischen Opportunismus mancher Stadtverordneten, zum Beispiel des CDU-Fraktionsvorsitzenden Gerd Ulrich Müller, hatte auch die Begegnung mit den einst vertriebenen Mitbürgern nichts geändert: "Als demokratisch gesinnte Bürger können wir nicht daran interessiert sein, gerade anläßlich der sogenannten 'Reichskristallnacht' kontrovers darüber zu diskutieren, ob nun dieser Straßenname geändert werden soll oder nicht."

* * *

Schenklengsfeld

Die Gemeinde Schenklengsfeld betreibt kein offizielles Besuchsprogramm. Dort hat sich aber ein "Christlich-Jüdischer Arbeitskreis" gegründet, der im Jahr 1988 das Buch *Geschichte der Jüdischen Gemeinde Schenklengsfeld* herausgab. Aufgrund privater Kontakte von Arbeitskreismitgliedern, vor allem durch Dietmar Freiß und Karl Honikel, kam es zu einigen privaten Besuchen ehemaliger jüdischer Bürger in ihrem früheren Heimatort. Von 152 Juden in Schenklengsdorf um 1933 lebt hier heute kein einziger mehr.

* * *

Seligenstadt

Es hat lange gedauert, bis man sich hier im Städtchen offiziell an seine einst vertriebenen jüdischen Bürger zu erinnern begann. Den Anstoß dazu gab Stadtarchivar Marcellin Spahn mit der Veröffentlichung seines Buches *Zur Geschichte der Seligenstädter Juden*. Im Juni 1985, kurz bevor das Buch erschien, regte zum ersten Mal die SPD in der Stadtverordnetenversammlung an, sich um die vielen ungeklärten jüdischen Schicksale zu kümmern. Es dauerte dann noch einmal zwei Jahre, bis im März 1987 eine Einladung der früheren jüdischen Bürger debattiert wurde, Bürgermeister Karl Schmidt einen Antrag vorlegte und dieser im April einstimmig angenommen wurde.

Im September 1987 empfing die Stadt die erste kleine Gruppe von sechs Besuchern für eine Woche. Warum nur so wenige zugesagt hatten, lag entweder an der kurzen Vorbereitungszeit oder der Auswahl des Zeitpunkts, denn jene Woche fiel ausgerechnet mit Rosch Haschana zusammen. Zwei Paare kamen aus New York, das dritte Ehepaar Vogel aus Israel gesellte sich zufällig hinzu. Das Paar hatte gerade Urlaub in Aschaffenburg gemacht und dort von den Besuchern aus den USA erfahren. In den nächsten Jahren wählten die Organisatoren die Jahreszeit Juni aus. Bis 1990 waren insgesamt 41 ehemalige Seligenstädter einschließlich Begleitern auf Kosten der Stadt (131.770 DM) zu Gast gewesen. Nach Angaben von Bürgermeister Schmidt bestand in jenem Jahr nur noch "eine kleine Warteliste".

Um Vorbereitung und Programm kümmerte sich in den ersten drei Jahren vor allem Sozialamtsleiter Heinrich Korb, dem seit 1990 Hildegard Bischoff als Stellvertreterin des Magistrats zur Seite steht. Da in Seligenstadt heute keine Juden mehr leben (um 1933 zählte die damalige Gemeinde 146 Mitglieder, 57 von ihnen wurden ermordet) und sich erst im Juni 1990 die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Seligenstadt begründete, organisierte die Stadt die Besuche ohne jüdische Unterstützung. Auf dem Programm standen immer der offizielle Empfang des Bürgermeisters im Romanischen Haus, ein Stadtrundgang, Ausflüge nach Heidelberg, in den Spessart, Odenwald und Taunus, und Besuche jüdischer Einrichtungen in Frankfurt und Worms. Am 1964 als Gedenkstein errichteten Obelisk am Ort der im November 1938 zerstörten Synagoge und auf dem Jüdischen Friedhof wurde gemeinsam der Toten gedacht. Begegnungsabende mit der Bevölkerung oder Diskussionen mit Schülern waren nicht geplant.

* * *

Stadtallendorf

Die Einladung von 145 Frauen, alle ehemalige Häftlinge von Münchmühle/Nobel, Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald, nach Stadtallendorf, einstmals Allendorf genannt und von 1938 bis 1945 Ort der größten Sprengstoffwerke des Dritten Reiches mit mehr als 17.500 beschäftigten ZwangsarbeiterInnen, hat eine lange Vorgeschichte. Vom 21. bis 26. Oktober 1990 nahmen die Frauen mit 155 Begleitern, insgesamt 300 Personen, an den bis dahin mühevoll von der Stadt und eigens gegründeten Vereinen vorbereiteten "Internationalen Tagen der Begegnung" teil. Zu den Reisekosten wurde ein Zuschuß gezahlt, die Aufenthaltskosten übernahmen die Stadt, die Heinrich-Böll-Stiftung und der Landkreis Marburg-Biedenkopf — insgesamt etwa 400.000 DM.

Die Besucherinnen gehörten zu einer Gruppe von tausend jüdischen Frauen, die im Rahmen der sogenannten "Eichmann-Aktion" aus Ungarn nach Auschwitz deportiert, dort von Mengele für den "Arbeitseinsatz" in den Allendorfer

Die zweite Gruppe ehemaliger Seligenstädter Juden im Juni 1988 kam aus New York. Beim offiziellen Empfang im Romanischen Haus (v.l.): Heini Korb, Bürgermeister Schmidt, Karl Kleeblatt, Frau Kleeblatt, Max Reis, Luzi Kleeblatt, verh. Reis. 2. Reihe: Hartmut Wurzel, 1. Stadtrat, Sofie Kaufmann, Herr Kaufmann. Foto: Uschi Hepner

Sprengstoffwerken selektiert wurden und, in Viehwaggons gepfercht, im August 1944 im Lager Münchmühle ankamen. Bis zur Befreiung durch amerikanische Truppen Ende März 1945 leisteten die Frauen Zwangsarbeit für die "Gesellschaft zur Verwertung chemischer Erzeugnisse GmbH" (DAG), die sie bei der SS für die Produktionsaufnahme in einer weiteren Füllstelle der Munitionsfertigung für Granaten, Bomben und V1-Sprengladungen angefordert hatte. Dabei hatten sie täglich mit dem Giftstoff TRI zu tun. "Den Geruch wie bittere Mandeln konnte man überall wahrnehmen. Mit der Zeit war von dem Gift das Gesicht des Arbeiters gelblich geworden, die Lippen dunkelrot, der Körper geschwächt. Ein Glas Milch haben die, die damit gearbeitet haben, auch bekommen, solange sie arbeiten konnten, nachher nicht mehr." (Ilona Katz, Israel, Brief vom 9.5.1988)

Bereits im Vorfeld des Besuchs erhielt die Stadt von zwei ehemaligen Zwangsarbeiterinnen Anerkennung für die Anstrengungen zur Aufarbeitung der Vergangenheit. Die beiden Frauen, Eva Pusztai und Marika Jolsvai, hatten an einem von der Stadt im Juni 1990 veranstalteten Vorbereitungsseminars teilgenommen und wandten sich danach in einer, ebenfalls von der Stadt herausgegebenen Broschüre an ihre eingeladenen, damaligen Kameradinnen:

"Viele von uns wollten sich nicht erinnern, nicht den Kindern und Enkelkindern erzählen, was wir mitgemacht haben, als ob wir uns zu schämen hätten. Unsere Erlebnisse schönt keine Erinnerung, auch nicht, wenn wir überlebt haben. Kaum hätten wir daran gedacht, daß es einmal ein historisches Schuldbewußtsein geben wird, daß das auch in Stadtallendorf aufersteht, wo fast alle Bewohner nach uns gekommen sind, als wir schon weggegangen waren und sie doch wissen wollen, was da bis 1945 geschehen ist. Es gibt eine neue Generation, die auf entgegengesetzten Spuren der Väter geht, Mittel und Zeit opfert, damit die Wahrheit an das Tageslicht kommt."

Den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit der Geschichte des eigenen Städtchens hatte eine Schülergruppe der Gesamtschule Stadtallendorf gegeben. Im Rahmen eines Schülerwettbewerbs "Deutsche Geschichte" der Körber-Stiftung, der vom Bundespräsidenten ausgeschrieben worden war, gingen sie, auf Anregung ihres Lehrers Dr. Harald Horn, der Frage nach, wie sich die Machtübernahme der Nationalsozialisten auf das Leben der Menschen in Allendorf zwischen 1933 und 1945 ausgewirkt hatte. Die Arbeiten einer zweiten Schülergruppe derselben Gesamtschule und eines Oberstufenkurses der Gesamtschule im Nachbarort Kirchhain 1982/83 zum Schicksal der KZ-Häftlinge "bildeten den Ausgangspunkt für eine Entwicklung, die in den Internationalen Tagen der Begegnung ihren Höhepunkt gefunden hat" (Dr. Harald Horn).

Der im Januar 1985 von Schülern aus Kirchhain an den Magistrat Stadtallendorf gestellte Antrag, am Ort des ehemaligen Lagers Münchmühle eine Gedenkstätte zu errichten, "stieß", einem Bericht der *Frankfurter Rundschau* zufolge, "beim damaligen Stadtallendorfer (CDU) Magistrat auf wenig Gegenliebe, wurde jedoch vom rot-grün regierten Kreis Marburg-Biedenkopf noch im selben Jahr aufgegriffen". Im Mai 1988 konnte die Gedenkstätte Münchmühle eingeweiht werden.

Im November 1986 hatte die Stadtverordnetenversammlung die Gründung einer Arbeitsgruppe zur Aufarbeitung der Geschichte Stadtallendorfs 1933 bis 1945 beschlossen. Zwei Historiker wurden angestellt, dazu kamen interessierte Bürger und Vertreter der Stadt. Ende 1987 nahmen die Arbeitsgruppe und der Magistrat zum ersten Mal brieflichen Kontakt zu ehemaligen Häftlingen des Lagers auf. Damals äußerten sie auch die Bitte, über ihr 'Leben' im KZ-Außenlager und über die Zwangsarbeitsbedingungen zu berichten.

Die Antwortbriefe sind zum Teil in der sorgfältig erarbeiteten, 1991 erschienenen, umfassenden *Dokumentation der Internationalen Tage der Begegnung in Stadtallendorf, KZ-Außenlager Münchmühle/Nobel vom 21. bis 26.10.1990* abgedruckt. Bis Oktober 1990 hatte die Arbeitsgruppe ein Archiv angelegt, das mit über 20.000 Einzelakten, aus nationalen und internationalen Archiven zusammengetragen, zum größten seiner Art in der Bundesrepublik geworden war. Es soll den Grundstock für das im ehemaligen Verwaltungsgebäude der DAG geplante Dokumentationszentrum bilden.

Bei kaum einer anderen offiziellen Einladung in die ehemalige Heimatstadt hatten alle geladenen Gäste ein Konzentrationslager überlebt. Obwohl viele die Einladung angenommen hatten, strengten die Entscheidung und der Aufenthalt wohl alle in besonderem Maße an. Lisa Steinfeld, deren Erinnerungen an die Zwangsarbeitsmonate in der Dokumentation veröffentlicht sind, erzählte der Zeitung *Oberhessische Presse* von ihrer ersten Reise durch Deutschland acht Jahre zuvor. "Ich war regelrecht psychisch krank bei dieser Fahrt. Wir haben auf unseren Reisen immer sehr gern im Freien ein Picknick gemacht. In Deutschland bin ich im Auto sitzengeblieben, habe die Lehne heruntergeklappt. Auf der Landkarte habe ich immer nach Buchenwald und Allendorf gesucht." Beim ersten Mal konnte sie nicht in Deutschland bleiben. Als die Einladungsbriefe kamen, hatte Lisa Steinfeld sich am meisten über die Bitte einer Schulklasse gefreut, sie im Sozialkunde-Unterricht zu besuchen.

Am Tag der ersten offiziellen Begrüßung durch Bürgermeister Manfred Vollmer und andere führende Repräsentanten von Stadt und Land in der Stadthalle, drückte Marika Jolsvai im Namen der Gäste jhre "Schmerzen" aus, die "die Erinnerung verursacht." Und sie sprach von ihrem Willen, die geleisteten Anstrengungen der jungen Menschen anzuerkennen. "Unsere Anwesenheit soll beweisen, daß wir nicht wollen, daß je ein Mensch einen anderen demütigen kann, daß sich unser Schicksal in der Geschichte je wiederholt. (...) Ich wünsche, daß wir fähig werden, die uns entgegengebrachte Freundschaft zu verstehen und die ausgestreckte Hand anzunehmen."

Ein Team von vierzig Mitarbeitern hatte den Besuch vorbereitet. Die Gäste, angereist aus den USA, Kanada, Australien, Israel und europäischen Ländern, wohnten in Hotels und Privatquartieren. Das erarbeitete Programm konzentrierte sich auf die Erinnerung an die Zeit im Lager Münchmühle, auf die Erinnerung an das Weiterleben mit zum Teil schweren gesundheitlichen Schäden, auf Gespräche zur mangelnden finanziellen Entschädigung. Die bisherigen Ergebnisse der jahrelangen historischen Forschungen wurden vorgetragen und besprochen.

Besonders offen und unversöhnlich verlief die Podiumsdiskussion zur Entschädigungspraxis. Dr. Karl Brozik von der Jewish Claims Conference und Dr. Dieter Vaupel belegten in allen Einzelheiten, "daß die Industrie die Verantwortung für die Beschäftigung der Häftlinge trägt. Trotz alledem haben die Gerichte immer wieder anderslautende Urteile gefällt, so daß bis heute kein einziger Präzedenzfall besteht, um einer privatrechtlichen Klage eine Chance einzuräumen." Im Jahr 1985 hatte die Dynamit AG eine einmalige Zahlung von 5 Millionen DM an die Jewish Claims Conference geleistet. Durch die hohe Zahl der Antragstellerinnen auf Entschädigung konnte an jede einzelne nur einmalig DM 2000,- ausgezahlt werden.

Lili Ban und Eva Pusztai machten in ihrer Rede der DAG die Rechnung auf. Danach stünde ihnen im nachhinein ein Arbeitslohn von 23.760DM zu. Unmißverständlich drückten sie im Namen der Gäste ihre Erwartungen aus: "Wir erbitten von Deutschland keine Wiedergutmachung für Auschwitz im allgemeinen, für den Tod unserer Eltern und Geliebten, für unsere Demütigung. Wir fordern bloß den Lohn unserer Arbeit (...) Dieser Empfang wurde für uns mit viel Aufmerksamkeit organisiert. Die Bestrebung, der ganzen Welt zu zeigen, daß das heutige Deutschland nicht das Deutschland des Nationalsozialismus ist, ist offenbar; die Jugendlichen tun das Möglichste, damit wir die schrecklichen Sünden vergessen. Und ich bitte Sie, darauf hinzuwirken, daß auch die Leitung der Dynamit-Nobel AG die Versöhnung annimmt. Die Zahlung unserer Arbeitslöhne wäre ein Zeichen dafür." Von Dynamit-Nobel war kein einziger Vertreter, zu keiner einzigen Veranstaltung während der gesamten Besuchswoche erschienen.

Nach Gesprächen mit Schülern verschiedener Schulen, dem Besuch des jüdischen Friedhofs, Stadtrundfahrten und kleineren Ausflügen in die Umgebung schloß der offizielle Empfang der hessischen Landesregierung und des Magistrats der Stadt Stadtallendorf in der Festhalle die Besuchstage ab. Der damalige hessi-

"Unsere Erlebnisse schönt keine Erinnerung, auch nicht, wenn wir überlebt haben. Kaum hätten wir daran gedacht, daß es einmal ein historisches Schuldbewußtsein geben wird, daß das auch in Stadtallendorf aufersteht."

sche Ministerpräsident Walter Wallmann, Schirmherr der Internationalen Tage der Begegnung, hatte wegen 'wahlkampfbedingter Terminüberschneidungen' abgesagt.

Die Reden der anwesenden Politiker und Gäste vermitteln jedoch den Anschein, daß man einander wirklich "begegnet" ist. Bürgermeister Vollmer erklärte die offizielle "Verantwortung gegenüber der Geschichte. Hierzu zählt insbesondere die gesellschaftliche Anerkennung des Leidens der Opfer und die klare Einsicht in die historische Einzigartigkeit der Shoa. Die Taten können nicht wiedergutgemacht werden".

Rabbi Chaim Lipschitz, Landesrabbiner von Hessen, bedankte sich bei der Stadt für das "einmalige Ereignis". Was hier "im Namen der Menschlichkeit, der Versöhnung" geleistet worden sei, "ist einmalig". Den Besuchern dankte er, daß sie "als Zeugen der Erinnerung" gekommen sind. Am bewegendsten war jedoch die Abschlußrede von Eva Pusztai. Auch sie bedankte sich bei der Stadt, und wies zugleich auf die entdeckten Anzeichen des Vergessens hin:

"Unsere Erinnerungen sind uns sehr wichtig und wir haben festgestellt, daß sie auch den Stadtallendorfern wichtig sind. Sie wollen auch nicht vergessen. Wir waren draußen in der Münchmühle. Auf dem Appellplatz wächst Gras. Wo die Baracken standen, wächst Unkraut. Die Baracken sind abgerissen. Ihre Spuren sieht nur derjenige, der weiß, wo sie gestanden haben. Der Stacheldraht ist längst verrostet und in einigen Jahren zerfallen auch die Säulen. Wenn nichts mehr da ist, kann man von neuem anfangen und etwas neues beginnen. Deshalb sind wir den Stadtallendorfern dankbar, daß sie sich erinnern wollen. Wir bitten auch ausdrücklich jeden Allendorfer, nie zu vergessen, daß wir einmal in der Münchmühle waren.

"Wir sind auch dankbar, weil es uns ermöglicht wurde, uns nach 46 Jahren wiederzusehen. Vielleicht wird keine weitere Möglichkeit für ein Treffen bestehen. Wir danken für die unzähligen Zeichen der Aufmerksamkeit und Liebe, mit denen wir empfangen wurden. Ich möchte nun zwei Worte sagen, zwei Worte von denen wir vor 46 Jahren nicht gedacht hätten, daß wir sie jemals sagen würden: Danke Stadtallendorf!"

* * *

Usingen

Als Stefan Kolb, Oberstudienrat an der Christian-Wirth-Schule, im Jahr 1980 mit seiner 13. Klasse den Nationalsozialismus durchnahm, versuchte er, das Thema auch lokalhistorisch zu behandeln. Eines Tages habe ein Schüler, erklärte Kolb in einem Gespräch mit dem *Usinger Anzeiger*, einen Kreiskalender des Altkreises Usingen aus dem Jahr 1930 mitgebracht, in dem viele Anzeigen jüdischer Geschäftsleute mit deren Adressen abgedruckt waren. Eine Arbeitsgruppe von drei Schülern (Karl Ulrich Würz, Thomas Reiz und Ute Stöhr) trug Material für eine Ausstellung zum Thema 'Usingen während der 20er und 30er Jahre' zusammen. Kolb selbst knüpfte über Suchanzeigen in deutschsprachigen Zeitungen Israels, Englands und Amerikas die ersten Kontakte zu emigrierten Usinger Juden.

"Besondere Verdienste hatte hier Herr Kurt Hirsch (New York), der bei dem ganzen Projekt über Jahre keine Mühe gescheut hatte, in jeder Beziehung behilflich zu sein. Von 1982 bis jetzt ist es mir dann gelungen, nach und nach alle noch lebenden Usinger Juden ausfindig zu machen und mit den meisten von ihnen entweder persönlichen oder Briefkontakt oder Kasettenaustausch aufzunehmen. Im Laufe der Jahre habe ich dann in Israel, in der Schweiz und in verschiedenen Orten der Bundesrepublik persönliche Kontakte zu den Emigranten geknüpft und jede Gelegenheit wahrgenommen, wann immer jemand aus dem Personenkreis sich etwa zur Kur in Deutschland aufhielt, Verbindung herzustellen bzw. aufzubauen."

Durch die Initiative von Kolb nahm 1982 auch die Stadt Kontakt zu den ehemaligen jüdischen Bürgern auf und sandte ihnen ein bis zwei Mal im Jahr ein Geschenk. Manche lehnten jegliche Verbindung ab. Der Antrag im Stadtrat, einmal alle zusammen einzuladen, kam von der SPD. "In abgeänderter Form" (*Usinger Anzeiger*) stimmten dem Antrag dann sämtliche Fraktionen zu. Bürgermeister Rolf Eggebrecht schrieb den Einladungsbrief, "nicht eine einzige Absage kam zurück". Eine zehnköpfige Arbeitsgruppe, vom ehemaligen Direktor des Christian-Wirth-Gymnasiums Dr. Fritz Struth geleitet, begann den Aufenthalt vom 6. bis 12. Juni 1989 und das Programm für 20 jüdische Gäste und ihre 17 Begleiter zu organisieren. Sämtliche Kosten übernahm die Stadt Usingen, insgesamt 116.000 DM. Hilfe bei der Vorbereitung suchte der Magistrat bei Frank Eisermann, der gemeinsam mit Monica Kingreen die erfolgreiche "Woche der Begegnung" in Nidderau initiiert und vorbereitet hatte.

In Usingen, lobte Eisermann in einem Interview mit der *Frankfurter Rundschau*, sei man einen Schritt weiter gegangen als in Nidderau. "Dort wird der Besuch von Mitarbeitern der Stadtverwaltung organisiert. Bei uns gab es so etwas wie eine Arbeitsgruppe, die alles ehrenamtlich machte." Auch wenn die menschliche Begegnung im Vordergrund stehe, müsse die Stadt das politische Signal setzen. Die jüdischen Bürger seien von offizieller Seite vertrieben worden, also müßten Bürgermeister und Stadtverwaltung den Kontakt wieder aufnehmen.

Für Rudi Strauss (79) aus den USA wurde die emotionale Anstrengung zu groß. Er erlitt am Abend der Ankunft einen Herzanfall und starb in einer Klinik in Bad Nauheim. Rudi Strauss stammte aus dem Nachbarort Grävenwiesbach. Sein Elternhaus wird heute von Altbürgermeister Karl Gruber bewohnt.Die Gemeinde hatte ein Treffen mit früheren Mitbürgern vorbereitet.

Nach der Begrüßung der Gäste durch Bürgermeister Eggebrecht am ersten Abend im Bad Nauheimer Hotel Intereuropa, das von Juden geführt wird und koscheres Essen anbieten konnte, stand am nächsten Morgen als erstes der Besuch des jüdischen Friedhofs auf dem Programm. Gerald Gunther aus New York erzählte dort, daß er 25 Jahre vorher zum ersten Mal wieder in Usingen war. "Damals war der Friedhof völlig verwüstet. Mit meiner Frau habe ich die Brocken des zerstörten Grabsteins meines Großvaters wieder zusammengesetzt. Nach dem Besuch schwor ich mir, nie mehr nach Usingen zu kommen." Auch 1989 war der Zustand des Friedhofs so schlecht, daß Heinz Lilienstein, in die Nähe Tel Avivs gezogen, wie viele andere die Gräber seiner Angehörigen nicht finden konnte. Von ihm kam der Vorschlag, die willkürlich entfernten Grabsteine neu zu errichten, oder zumindest eine Gedenktafel mit den Namen der dort Begrabenen aufzustellen.

Zum offiziellen Empfang in der Stadthalle Usingen erschienen über 600 Bürger aus Stadt und Umgebung. Usingen selbst hat nicht mehr als 6000 Einwohner! Die Gruppe der New Yorker Juden, die sich in ihrer neuen Heimat regelmäßig trifft, schenkte Bürgermeister Eggebrecht zum Dank für seinen herzlichen Empfang *Frankfurt on the Hudson*, ein gerade herausgekommenes Buch über deutsch-jüdische Bewohner des New Yorker Stadtteils Washington Heights. Von Ernst-Günther Lilienstein, zum zehnten Mal in Usingen, ist in allen Zeitungen der Satz überliefert: "Ich war, ich bin und ich werde, wo immer ich lebe, ein Usinger sein."

Lilienstein, ein ehemaliger Schüler der Christian-Wirth-Schule, hatte auch schon vier Mal Stefan Kolb in seinen Unterricht begleitet. Und trotzdem sprach er, laut *Usinger Anzeiger*, am Abschiedsabend von den Schmerzen, die ihm die vielen Fragen nach Mitgliedern seiner Familie bereitet hätten. Seine Eltern und sein vier Jahre jüngerer Bruder wurden in Auschwitz ermordet.

Eine Fahrt nach Frankfurt mit Besuch des Jüdischen Museums und des Jüdischen Gemeindezentrums, mehrere Gottesdienste in der Synagoge Bad Nauheims, eine Diskussion mit Schülern der Christian-Wirth-Schule, eine Taunus-Rundfahrt, gesellige Zusammenkünfte und genügend Zeit für eigene Unternehmungen rundeten das Programm ab. Am Abschiedsabend überreichte Hans Rosenberg (USA) im Namen der Gäste ein Geldgeschenk von 1.150 DM an den Heimat- und Geschichtsverein Usingen, mit der Bitte, die Geschichte der ehemaligen Jüdischen Gemeinde weiter zu erforschen.

Zwei Äußerungen zum Abschied sind im *Usinger Anzeiger* abgedruckt. Herta Sternberg, geb. Fuld, 83 Jahre alt und bereits 1927, "nicht wegen der Nazis", aus Deutschland in die USA gegangen, sagte: "It was the most wonderful time I ever had. So was gibt es überhaupt nicht, ich habe mich wirklich gut gefühlt. Ich bin allen Beteiligten sehr dankbar für ihre Arbeit, die sie sich gemacht haben. Besonders auch dem Studienrat Stefan Kolb. Vielleicht gibt es auch hier immer noch Menschen, die Juden ablehnen — ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen. Ich denke, man soll endlich vergessen."

Vorsichtiger drückte sich Fred Lilienstein, wie sein Bruder Ernst-Günther in New York lebend, aus: "Ich habe in dieser Woche viele getroffen, die anständig waren. Die Menschen hier sind sehr interessiert und verhalten sich uns gegenüber fabelhaft. Trotzdem würde es mich auch interessieren, was diejenigen denken, die nicht in der Stadthalle oder bei anderen Veranstaltungen waren."

31 Besucher waren es im Jahr 1989, die gemeinsam mit ihren Ehepartnern und Kindern nach Wetzlar gekommen waren.

Wetzlar

Die Anregung zur erstmaligen Einladung der ehemaligen jüdischen Bewohner im Jahr 1986 ging von Doris und Walter Ebertz aus. Das Ehepaar forschte seit Jahren für ihr geplantes Buch zur *Geschichte der Wetzlarer Juden* nach dem Schicksal der Verschollenen und korrespondierte mit Überlebenden. 15 frühere Bürger waren es 1986, 14 im darauffolgenden Jahr und 31 einschließlich Ehepartnern und Kindern 1989, die die Einladung von Oberbürgermeister Walter Froneberg zum einwöchigen Besuch in Wetzlar angenommen hatten.

Auf dem von der Stadtverwaltung und einem Bürgerverein erarbeiteten Programm standen informative und erholsame Aktivitäten. Nach dem offiziellen Empfang durch Oberbürgermeister Froneberg im Palais Papius folgten Museumsbesuche, ein Stadtrundgang, Ausflüge u.a. nach Freudental mit Besichtigung der dortigen ehemaligen Synagoge, der Besuch der beiden Wetzlarer Jüdischen Friedhöfe und ein Sabbat-Gottesdienst.

In der Stadt selbst leben heute keine Juden mehr, um 1933 hatte die damalige Gemeinde 132 Mitglieder. An die 55 von den Nationalsozialisten Ermordeten erinnert seit 1989 ein Gedenkstein auf einem der beiden Friedhöfe. Die Steinplatte mit den Namen und Lebensdaten der Opfer wurde im September 1989 in Anwesenheit der jüdischen Besuchergruppe durch Landesrabbiner Chaim Lipschitz eingeweiht.

Wertheim

Vier Jahre lang, von 1976 bis 1979, lud die Stadt auf Initiative des damaligen Oberbürgermeisters Karl Josef Scheuermann ihre ehemaligen jüdischen Bürger ein. Die Stadt trug die gesamten Kosten für den ersten Besuch und kam auch bei wiederholtem Kommen für den Aufenthalt auf. Die Geldmittel für die insgesamt 103 Besucher einschließlich Angehörigen kamen vor allem durch die Spendenaktion "Ehemalige jüdische Mitbürger verbringen in Wertheim kostenlos einen Urlaub" zusammen. Auch nach 1979 besuchten frühere Wertheimer Juden die alte Heimat. In allen Jahren wurden sie immer vom Oberbürgermeister offiziell im Rathaus empfangen. (In Wertheim leben heute wieder zwei jüdische Familien. Es existiert keine Synagoge mehr. Um 1933 zählte die damalige Jüdische Gemeinde 102 Mitglieder.)

Auf der Treppe des Alten Wertheimer Rathauses im August 1975. Linke Reihe dritter von unter ist Oberbürgermeister Scheuermann, schräg dahinter steht Werner Nachmann, der ehemalige Vorsitzende des Zentralrats.

Niedersachsen

Aurich

Die Einladung, die ehemalige Heimatstadt vom 24. bis 31. Mai 1992 zu besuchen, kam spät, gingen ihr doch Kontakte voraus, die bis in das Jahr 1974 zurückreichten. Es begann mit dem Zusammenspiel des Auricher Kreisfußballverbandes und ehemaligen Auricher Bürgern in Israel. Ab 1979 bildete sich durch die Bemühungen von Wolfgang Freitag, Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, eine Schulpartnerschaft zwischen der Integrierten Gesamtschule Aurich-West (IGS) und der Shazar High School in der Stadt Bat Yam.

Seit 1981 findet regelmäßig alle zwei Jahre ein Schüleraustausch statt und 1984 folgten neun nach Israel geflüchtete Emigranten einer ersten offiziellen Einladung nach Aurich. "Der Verlauf dieses Besuchs und die positive Resonanz der Besucher", heißt es in der von der Stadt herausgegebenen, mühevoll gestalteten Broschüre zur "Woche der Begegnung" 1992, "ließen auf beiden Seiten den Wunsch aufkommen, eine solche Aktion einmal zu wiederholen, wobei dann aber die Einladung nicht auf israelische ehemalige Auricher beschränkt bleiben sollte".

Noch bevor es zur Schulpartnerschaft kam hatte Johannes Diekhoff, damals Leiter der IGS, mit einer Schülergruppe begonnen, die letzten Jahre der 1940 für immer zerstörten jüdischen Gemeinde aufzuarbeiten. Die Schüler fanden Adressen von Flüchtlingen in aller Welt heraus und eröffneten eine Korrespondenz, die zusammen mit akribisch gesammeltem Material

"Keiner von uns war andersdenkend und keiner von uns war andersartig!"

Grundlage, nicht nur einer Ausstellung, sondern auch der Anschriftenliste für die Einladungsschreiben im August 1991 wurde.

Diekhoffs eigene über Jahre betriebene Recherchen gingen in den 1989 erstmals erschienenen Essay "Die Auricher Judengemeinde von 1930 bis 1940" ein. Demnach waren 1933 von 6.489 Einwohnern 395 jüdischen Glaubens. Bis zum 25. März 1940 waren alle Juden zum Verlassen ihrer Heimatstadt gezwungen worden, viele wurden wenig später von ihren Zufluchtsorten deportiert. "Die bisherigen Nachforschungen", schreibt Diekhoff, "über die Schicksale der Betroffenen konnten noch nicht abgeschlossen werden, aber sie werden das bestürzende Ergebnis zutage bringen, daß weit mehr als 250 ehemalige Auricher Juden an den Folgen von Mißhandlungen während der Jahre 1938-1945 starben oder in den Gaskammern der Konzentrationslager geendet sind."

Der Lehrer Johannes Diekhoff macht aus seiner eigenen Vergangenheit in der Hitler-Jungend kein Geheimnis. Er marschierte als begeisterter Jungvolk-Fähnleinführer durch die Auricher Wallstraße (im Volksmund "Jödenstraat" genannt) mit dem Lied "Wenn das Judenblut vom Messer fließt". Anfang der 80er Jahre wurde er Mitglied des Arbeitskreises zur Geschichte der Juden in Ostfriesland. Im Frühjahr 1992, aus Anlaß des Besuch der ehemaligen jüdischen Bürger Aurichs, legten vier ehrenamtliche Mitarbeiter ganz unterschiedlicher Herkunft und Bildung' einen Sammelband ihrer wichtigsten bisher erschienenen Veröffentlichungen vor.

"Das durchaus hochgesteckte Ziel eines solchen ehrenamtlichen Engagements", heißt es in der Einführung zu *Die Juden in Aurich (ca. 1635-1940). Beiträge zu ihrer Geschichte* von Georg Eggersglüß, Herbert Reyer, Hans-Joachim Habben und Johannes Diekhoff, "war die Erstellung von Monographien zur Geschichte einer jeden ehemals im Lande bestehenden jüdischen Gemeinde. (...) Trotz dieses in den letzten Jahren zu verzeichnenden Fortschritts ist es bislang nicht gelungen, für die jüdische Gemeinde der Stadt Aurich das im Arbeitskreis gesteckte Ziel zu erreichen, nämlich eine umfassende Monographie zur Geschichte der Auricher Judenschaft vorzulegen, wie das im übrigen bislang nur für die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Esens erreicht werden konnte."

Pastor Esdert Janssen von der Matthäusgemeinde Wallinghausen ergriff im Frühjahr 1991 die Initiative, die Einladung aller ehemaligen jüdischen Bewohner endlich in Gang zu bringen. Drei Institutionen arbeiteten bei der Vorbereitung zusammen: die Deutsch-Israelische Gesellschaft, die Matthäusgemeinde Wallinghausen und die Dorfgemeinschaft Egels-Popens. Bürgermeister Werner Stöhr, Pastor Janssen und Wolfgang Freitag von der DIG unterschrieben gemeinsam den Einladungsbrief, nachdem mit Hilfe von Diekhoff die ersten 20 Adressen außerhalb Israels ausfindig gemacht worden waren. In dem Brief hatten sie die Bitte um Mitteilung weiterer Anschriften ausgesprochen, wodurch es im Laufe der Zeit zu 60 Einladungen kam. Weniger als die Hälfte, 49 Personen einschließlich Begleitern, sagten

dann ihr Kommen zu. Die Stadt, unterstützt von Spenden und Sponsoren, trug die Aufenthalts- und, je nach Notwendigkeit, einen Teil der Reisekosten, insgesamt 103.750 DM.

Sehr selten veröffentlicht eine Stadt in ihrer Erinnerungsbroschüre den Brief mit einer nicht aus gesundheitlichen Gründen erfolgten Absage. Der in Aurich für die Öffentlichkeitsarbeit zuständige Stadtoberinspektor aber, Günther Lübbers, hatte Rosel Sievs, geborene Wolff, aus Irland in englischer Sprache geschriebenen Brief an die *Ostfriesische Zeitung* gegeben, und deren deutsche Übersetzung wiederum in die Broschüre aufgenommen:

"Sehr geehrter Herr, (...) Ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht den Wunsch habe, jemals nach Aurich zurückzukehren oder jemals wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen — denn meine Erinnerungen sind sehr, sehr traurig und bitter. Meine ganze Familie wurde in Auschwitz, Buchenwald und Theresienstadt ausgelöscht, nur meine Schwester überlebte, nach großen Leiden in den Vernichtungslagern. Aus ihr wurde ein völliges physisches Wrack. Ich kam auf der anderen Seite im Februar 1939 nach England, ohne meine lieben Eltern und meine Familie je wiedergesehen zu haben. Man nahm mir die Familie, meine Jugend, und meine Erziehung, und bei Gott, warum sollte ich nach Aurich zurückkehren? (...) Haben sich die Verhältnisse wirklich geändert? Ich bin davon abgekommen, Herr Bürgermeister, 63 Mitglieder meiner Familie starben durch die Hand der Nazis, und Sie laden mich ein, zurückzukehren? Nein, mein Herr, ich will niemals zurückkehren."

Während der Vorbereitung des Programms wurde immer wieder an die Bürger zum Mitmachen appelliert. Genügend Familien meldeten sich, um den Wunsch mancher Gäste, privat zu wohnen, erfüllen zu können. Viele Spenden gingen ein. Und kurz vor Ankunft der Gäste erschien des Bürgermeisters Einladung in den *Ostfriesischen Nachrichten*, nicht an die Honoratioren der Stadt, wie hervorgehoben wurde, sondern an alle Bürger, sämtlichen Veranstaltungen beizuwohnen: "Bitte helfen Sie uns mit, die Besuchswoche zu einer Woche der Begegnung zu machen."

Nach einem außergewöhnlich persönlichen und herzlichen Empfang der Gäste auf den Flughäfen Amsterdam und Hamburg und scheinbar vielen offenen Gesprächen — von seiten des Auricher Betreuungsteams mit enormer Neugierde geführt — gab Bürgermeister Wolfgang Ontijd den offiziellen Empfang im Rathaus. Der Bürgermeister hatte nicht ganz so genau wie mancher Bürger über die Vergangenheit in seinem Städtchen nachgedacht. Teile seiner Begrüßungsansprache lösten Protest bei Adolf Cohen, heute in Quito (Ecuador) lebend, aus, der sich im Namen der Gäste für die Einladung bedankte. Aber die Erinnerungsbroschüre der Stadt macht es möglich, daß dieses "Mißverständnis" (BM) hier berichtet werden kann.

Cohen stieß sich nicht daran, daß Bürgermeister Ontijd in keinem Satz klar und deutlich von der Verfolgung der Juden durch Auricher Obrigkeiten und Bürger während des Dritten Reiches sprechen wollte, sondern an dessen Begründung der Verfolgung: "Nur weil sie andersgläubig, andersartig waren, eine andere Denkweise hatten und nicht in das nationalsozialistische Weltbild paßten, waren sie nicht mehr tragbar." Cohen kommentierte: "Ich will auf die Vergangenheit nicht eingehen. Nur, der Herr Bürgermeister hat in seinen Worten gesagt, andersdenkende und andersartige Menschen. Das ist das einzige, was ich richtigstellen möchte: Keiner von uns war andersdenkend und keiner von uns war andersartig! (Beifall!) "Dann dankte Cohen den Bürgern, die sie "so freundlich und herzlich begrüßt haben" und daß sie dabei "doch an die Vergangenheit gedacht und auch die Vergangenheit wieder an uns herangebracht haben".

Die nächste Auseinandersetzung gab es bei der Einweihung einer Gedenktafel am Ort der früheren jüdischen Schule. Die Deutsche Ärztekammer hatte das Gebäude im Februar 1952 von der in London ansässigen Jewish Trust Corporation gekauft. Bereits im Jahr 1984, als die israelischen Emigranten Aurich besuchten, hatten sie angemahnt, auch an der Vorderseite des Gebäudes sichtbar eine Gedenktafel anzubringen. Dieser Wunsch wurde erfüllt und die Tafel beim diesmaligen Besuch im Mai 1992 eingeweiht. Dabei bemerkten die jüdischen Gäste aber, daß auf die am 9. November abgebrannte Synagoge nicht sichtbar genug hingewiesen wurde. Sie entwarfen die schriftliche Bitte an die Ärztekammer, das Areal der Synagoge nicht nur als Rasenfläche zu nutzen, sondern "durch Öffnung des Platzes von der Seite des Hohen Walls durch Versetzen des Zauns an die Ostgrenze des Rasens eine allen stets zugängliche Oase der Besinnung und des Gebets" zu schaffen und den Gedenkstein, bisher "den Blicken fast entzogen", in die Mitte der jetzigen Rasenfläche zu setzen.

* * *

Freie Hansestadt Bremen

Bereits seit 1969 lädt Bremen einzelne ehemalige jüdische Bürger auf deren eigene Initiative ein. Im Jahr 1992 kam erstmals eine größere Gruppe von 13 Personen und 1993 waren es sogar 37 einschließlich der Angehörigen. Geplant ist, Besuchsprogramme für größere Gruppen auch in den kommenden Jahren zu ermöglichen. Die Stadt trug von Anfang an sämtliche Kosten für eine Woche (bis 1994 etwa 110.000 DM). Die Senatorin für Arbeit und Frauen, zuletzt Frau Sabine Uhl, organisiert Programm und Betreuung der Gäste, in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde (1933: 1.431 Mitglieder, 1994: etwa 360) und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Die Senatorin ist es dann auch, die die Besucher gemeinsam mit Bürgermeister Klaus Wedemeier im Rathaus offiziell begrüßt.

* * *

Emden (Ostfriesland)

Im Jahr 1979 führte Marie Werth, die Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Ostfriesland, die ersten Gespräche mit ehemaligen Emdener jüdischen Bürgern in Tel Aviv über die Planung eines Besuchs ihrer früheren Heimatstadt. 1980 und 1981 trafen sich Reisegruppen aus Emden in Israel mit dort lebenden Emdener Juden, 1981 waren Oberbürgermeister Alvin Brinkmann und der Oberstadtdirektor dabei. Und 1982, in der Woche vom 18. bis 26. Mai, kamen 63 Besucher aus Israel und 12 aus den USA und anderen Ländern, auf Einladung der Stadt nach Emden. Sämtliche Kosten für Reise und Aufenthalt wurden übernommen, insgesamt etwa 100.000 DM.

In dieser Woche, für die ein Programm ausgearbeitet worden war, begannen Marianne und Reinhard Claudi die Lebensgeschichten von Besuchern aufzuzeichnen, die sie im Jahr 1988 als Buch mit dem Titel *Die wir verloren haben — Lebensgeschichten Emder Juden* herausgaben. Mehrere hundert Juden lebten um das Jahr 1933 in Emden, 465 von ihnen wurden deportiert und umgebracht. Heute lebt ein einziger Jude in der Stadt, der Bäckermeister Jakob Leufgen mit seiner Familie.

Uns liegt über den Besuch nur ein chronologischer Bericht vor, der vom "Arbeitskreis Juden in Emden" erstellt wurde. Ein Zitat daraus kann nur eine Ahnung vermitteln, zu welcher Form von Begegnungen es vielleicht gekommen ist: "Nur wenig auch sagt der Bericht aus über die Dichte der neu entstandenen Bindungen zwischen den Menschen hier und den Juden in aller Welt, die aus Ostfriesland stammen. Es bleibt offen, was eine folgende Generation aus den neu entstandenen Kontakten, den Sympathien und Freundschaften machen wird."

Sechs Jahre nach dem Besuch, im Mai 1988, gründeten Emder Juden in Israel eine Arbeitsgruppe und erarbeiteten gemeinsam die Gestaltung der Denkmäler für den jüdischen Friedhof und den Standort der ehemaligen Synagoge. Im August 1990 wurden drei Gedenksteine auf dem jüdischen Friedhof eingeweiht. Sie tragen die Namen der 465 ermordeten Juden. Zur Feier reisten 50 ehemalige jüdische Bürger mit finanzieller Unterstützung der Stadt nach Emden.

Weitere Programmpunkte waren ein offener Gesprächsvormittag mit Schülern verschiedener Auricher Schulen und eine Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof, wo Landessuperintendent Volker Jürgens als Vertreter der christlichen Kirchen klar und deutlich von den "Wurzeln der Feindschaft gegen die Juden und der Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Schicksal bis zurück an den Grund unserer Überlieferung" sprach. Hervorzuheben ist auch die gemeinsame Fahrt in den Ort Esens, wo sie vom "ökumenischen Arbeitskreis Juden und Christen" in das August-Gottschalk-Haus eingeladen waren. Der Arbeitskreis hatte dort eine Dauerausstellung zur Geschichte der ostfriesischen Juden erarbeitet. Die jüdischen Besucher überwiesen später eine Spende an dieses Museum.

Am Abreisetag, als die Gäste von den Betreuern wieder an die verschiedenen Flughäfen und Bahnhöfe zurückgebracht wurden, fuhren Johannes und Johanna Diekhoff das Ehepaar Irma und Benno Wolff zum Bahnhof Emden. Benno Wolffs Abschiedsworte, niedergeschrieben von Johanna Diekhoff, sollen hier stellvertretend für andere Kommentare zur Besuchswoche stehen: "'Wenn ich wieder nach Aurich kommen sollte, dann will ich in der Innenstadt wohnen. Wie damals. Dann will ich jeden Morgen durch die alten Straßen gehen!' So hörten wir, ganz unvermittelt, Benno sprechen. Darauf wandte er sich meinem Mann und mir zu und sagte mit Bitterkeit: 'Morgen können Eure Zeitungen wieder einmal den Lesern verkünden: Aurich ist judenfrei!' 'Entschuldigt bitte!' fügte er hinzu."

* * *

Hannover

Als eine der ersten deutschen Städte begann Hannover, nach Ratsbeschluß im Oktober 1965, von 1966 an alljährlich ehemalige jüdische Bewohner einzuladen. Im Jahr 1984 zählte die Stadt ihren tausendsten Besucher, bis 1991 waren es 1.399 einschließlich Begleitpersonen. Hannover gehört auch zu den wenigen Städten, die ihre Gäste für 14 Tage einlädt. Dafür kommt sie nicht für die Reise, sondern nur für den Aufenthalt auf. Bei der Vorbereitung von Reise und Programm arbeitet die Stadt zusammen mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Deutsch-Israelischen Gesellschaft des Landkreises Hannover, der Jüdischen Gemeinde, dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden Niedersachsens, der ehemaligen Gartenbauschule Ahlem und mit berufsbildenden Schulen.

Seit 1970 hat es in der Stadtverwaltung vor allem eine Frau übernommen, sich persönlich um die Gäste zu kümmern. Als Marianne Prael in jenem Jahr ihre neue Stelle im Amt für Verkehrsförderung antrat, gehörte zu ihrem Aufgabenbereich auch die "Betreuung der ehemaligen jüdischen Mitbürger". Seit sie 1988 aus diesem "Traumjob" für eine "Sachbearbeiterin" pensioniert wurde, macht sie ehrenamtlich weiter. Und sie nahm endlich das Angebot der vielen Gegeneinladungen an und reiste zum ersten Mal nach Amerika. Ihre Erfahrungen und den "langen Lernprozess", der bei ihr durch die Begegnungen ausgelöst wurde, hat sie in einer Broschüre niedergelegt. "Der ständige Lernprozeß hat bis heute nicht aufgehört."

Im Dezember 1991 hatte Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg 37 frühere Bürger eingeladen, die den Massenabtransport in das Rigaer Getto fünfzig Jahre zuvor, am 15. Dezember 1941 überlebt hatten. 22 der Angeschriebenen waren bereit, noch einmal an den Ort der Deportation zurückzukehren. Diese Woche war besonders mühevoll und sensibel vorbereitet worden. Marianne Prael, die bereits drei Jahre zuvor Überlebende des Gettos in New York kennengelernt hatte, erinnert sich an beide Begegnungen:

"In New York gibt es die 'Society of the Survivors of the Riga-Ghetto'. Ihre Präsidentin, Loren Oppenheimer, Tochter der in Hannover einst bekannten Familie Pels, veranstaltete mir zu Ehren eine Nach-Pessach-Feier in ihrem gastlichen Hause. Wir waren 15 Personen. Drei Jahre später traf ich die Überlebenden des Rigaer Gettos wieder. Sie hatten den Mut und die Bereitschaft, eine Einladung der Stadt zum 50. Jahrestag der Massendeportation am 15. Dezember 1941 anzunehmen.

Es war eine bewegende Woche. Tränen und Trauer um die toten Angehörigen. Allmählich aber wich die verständliche Distanz zur früheren Heimatstadt, das Trauma der Vergangenheit löste sich. Ein Brief drückt das so aus: 'Es war ein unvergeßlicher Trip. Es war alles so wunderbar arrangiert. Wir sind wirklich alle mit anderen Gefühlen wieder fortgefahren als wir kamen'. In der Rückschau auf die Tage in Hannover im Dezember 1991 bekannte mir später eine israelische Freundin: 'Der größte Eindruck war das Wiedersehen mit den Leidensgenossen von einst, erst in zweiter Linie war Hannover wichtig.'"

Als erste Großstadt, die ein Besuchsprogramm für ihre früheren jüdischen Bürger einrichtete, gehört Hannover auch zu den wenigen Städten, die zu einem 14tätigen Aufenthalt einladen.

Wieviel manchen ehemaligen Hannoveranern diese Reise zurück bedeutet und wie wichtig manchen die Nachbereitung durch Oberbürgermeister Schmalstieg in regelmäßig zum Jahresende versandten Briefen — Ende 1992 mußte er mehrmals auf ängstliche Briefe anläßlich der ausländerfeindlichen Krawalle in Deutschland reagieren — und der mitgeschickte neueste Hannover-Kalender ist, beschreibt Frau Paerl ebenfalls in ihrer Broschüre. Es soll hier, stellvertretend sicher für andere Städte, zitiert werden:

"Es gibt ältere Damen, die aus Sentimentalität die Kalender nicht wegwerfen, sondern zu Stapeln sammeln. Ein New Yorker Hannoveraner fand im Kalender von 1985 ein altes Aquarell mit der Ansicht der Kreuzkirche, wo einst sein Vaterhaus stand. Die Yorckstraße mit Blick auf das Standbild der Königin Luise und ihrer Schwester zeigte das heute noch stehende Haus eines anderen Herrn aus den USA.(...)

Bei meinen eigenen Reisen habe ich den Kalender hängen sehen in Wohnungen in Jerusalem und Aschkalon, in Amsterdam, in Riverdale, NY und in Daly City, Kalifornien.

Man stößt bei häuslichen Einladungen in der Ferne auf Federzeichnungen der zerstörten Synagoge, auf die Radierung eines Sabre-Jungen oder Aquarelle von Herrenhaus-Orchideen und hat längst vergessen, wem man wann einmal ein Bildchen aus eigener Hand überreicht oder geschickt hat.

In vielen Wohnungen von Ex-Hannoveranern gibt es Erinnerungsnischen an die einstige Heimat. An Wänden und in Vitrinen hütet man liebe Andenken, Fürstenberg-Porzellan als Gastgeschenk des Oberbürgermeisters oder Präsente von Schulfreunden, mit denen man jetzt wieder in Kontakt steht."

Herford

Im Jahr 1985 begannen Christiane und Lutz Brade, beide Lehrer in Herford, die Geschichte der Juden ihrer Stadt zu erforschen. Sie gingen in Archive und trugen Adressen, Daten und Dokumente zusammen. In einer Anzeige der Zeitung *Aufbau* baten sie ehemalige Herforder Juden, sich bei ihnen zu melden. Elfriede Franke war eine derjenigen, die brieflich antworteten. Sie drückte ihre Enttäuschung darüber aus, daß die Stadt Herford ihre ehemaligen Bürger noch nicht eingeladen habe. Das Ehepaar Brade stellte daraufhin einen entsprechenden Antrag an die Stadt, der im September 1986 vom Stadtrat angenommen wurde.

In Zusammenarbeit mit Walter Heinemann, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und mit Mitarbeitern der Stadtverwaltung schrieben Brades die ehemaligen jüdischen Bürger an und bereiteten ein Programm vor. Gemeinsam mit dem Ehepaar Jutta und Jürgen Heckmann beschlossen sie das Projekt einer Ausstellung und einer Filmserie, wofür sie die Begegnungen und Gespräche mit den jüdischen Gästen filmen und auf Tonband aufzeichnen würden. Deshalb wurden bei der Konzeption des Programms das persönliche Zuwortkommen der Besucher und die Begegnungsveranstaltungen in den Mittelpunkt gestellt.

In den Berichten über die erste Besuchswoche vom 19. bis 26. Mai 1987 auf Kosten der Stadt (60.000 DM) wird immer wieder die Herzlichkeit betont, mit der das Ehepaar Brade die Veranstaltungen organisiert hat. Doch es war auch den "offiziellen Veranstaltern und der wieder bestehenden jüdischen Kleinstgemeinde" zu verdanken, wie Professor Guy Stern von der Wayne State University in Detroit schrieb, daß sich die "Erwartungen... in ungewöhnlichem Maß" erfüllten. "Ähnelte das offizielle Programm auch in vielen Details denen, die solchen Gruppen gewöhnlich in Großstädten geboten werden, so zeichnete sich das Herforder Programm durch eine ganz seltene persönliche Note aus, die in größerem Rahmen kaum anzutreffen ist."

24 frühere Herforder und ihre Begleiter wurden von Bürgermeister Gerhard Klippstein im vollbesetzten Sitzungssaal des Rathauses empfangen, mit Blumen und Buchgeschenken auf den Tischen und von Barockmusik eines Schülerorchesters. Bei der Kranzniederlegung an einem Mahnmal las Lutz Brade alle Namen der 72 ermordeten Herforder Juden vor. (Um 1933 hatten 191 Juden in Herford gelebt, heute sind es wieder sechs Familien.) Bei einem Gemeinschaftsabend der christlich-jüdischen Gesellschaft kam es zu offenen Gesprächen. Die Schüler der Herforder Gymnasien und Berufsschulen fanden sich zu vielen Veranstaltungen ein und erwirkten spontan Begegnungen in ihren Schulen.

"Keiner der Gäste", schrieb Guy Stern, "der nicht eine neue Bekanntschaft mit der Nachkriegsgeneration von Herford schloß. Sowohl die christlichen als auch die zurückgekehrten jüdischen Bürger öffneten die Türen." In einer einfühlsamen Reportage berichtete Renate Eisenberg in der Zeitung *Neue Westfälische:*

"Mit zwiespältigen Erinnerungen sind sie gekommen — Hoffnung auf Begegnungen mit alten Freunden, auf Interesse an ihrem Schicksal; Dankbarkeit für die Einladung und zugleich Skepsis: 'Wir haben alle dasselbe Gefühl, wenn wir nach Deutschland kommen; wir sehen Leute in unserem Alter und älter, und wir denken: warst du dabei, als sie meinen Vater erschlugen?' Die Gäste kommen zu Wort; im Rat der Stadt zwischen wohltönenden Reden und Barockmusik: 'Dürfte ich Sie bitten, eine Minute der verstorbenen ehemaligen Herforder jüdischen Glaubens zu gedenken?' Sie kommen zu Wort im Dohm-Hotel, die Frauen, die da schüchtern, aufgeregt durch das Mikrofon ein Stück ihres Schicksals preisgeben: 'Auschwitz', 'Theresienstadt', 'Leider sind meine Eltern umgekommen' (warum sagen sie nicht ermordet?), 'Ich habe keine Verwandten mehr auf der Erde'.

Die Herzlichkeit und menschliche Wärme der Initiatoren dieser Begegnung setzen einen Prozeß in Gang. Die Besucher beginnen zu erzählen, sich zu erinnern. Dankbarkeit, Höflichkeit sind spürbar: 'Die Aufnahme ist großartig', 'Wir danken Ihnen für die große Aufopferung', aber gerade in persönlichen Gesprächen und bei privaten Einladungen und während der Interviews sprechen einige aus, was sie noch nie erzählt haben."

Prof. Stern bemerkt in seinem Bericht, daß "diejenigen, die am charakterlosesten in der Nazizeit vorgingen, selbstverständlich bei den vielen öffentlichen Ereignissen in Herford nicht zugegen waren, noch jene Minderheit, die einem neuen Faschismus huldigt oder jener Leserbriefschreiber aus dem benachbarten Lemgo, der vor kurzem seinen 'Anti-Zionismus' im *Spiegel* kundtat." Aber das Besuchsprogramm sei ja auch "kein Allheilmittel im Dienst der Wiedergutmachung", aber doch ein "weiterer Schritt auf dem Weg zur Wiederannäherung, besonders unter den Jugendlichen".

Im Rahmen ihrer 1200-Jahr-Feier 1989 kamen 43 Gäste und ihre Begleiter. Wieder trug die Stadt sämtliche Kosten (80.000 DM). War es beim ersten Mal nur ein kleiner Teil der Herforder Bevölkerung gewesen, der an der Begegnung mit ehemaligen jüdischen Bewohnern teilnahm, war es im zweiten Jahr die breite Öffentlichkeit. Nach einem Konzept des Stadtrates und des Stadtbeamten Siegfried Eckstein integrierte Herford den Aufenthalt der ehemaligen Bewohner in ihre zehntägige Jubiläumsfeier.

* * *

Hildesheim

Auf Initiative des Stadtrates lädt die Stadt seit 1986 ihre ehemaligen jüdischen Bürger für fünf Tage ein. Bis zum Jahr 1990 waren 41 Besucher gekommen. Die Stadt zahlt einen Reisekostenzuschuß von DM 500 pro Person, übernimmt die Hotelkosten und gibt ein "Taschengeld" von DM 25 am Tag (bis 1990 insgesamt DM 32.000). Um 1933 zählte die jüdische Gemeinde 515 Mitglieder. Heute leben hier drei Juden, an die zerstörte Synagoge erinnert nur ein Gedenkstein.

* * *

Leer (Ostfriesland)

Benjamin Amiram aus Jerusalem dankte beim Empfang im Rathaus den Vertretern der Stadt, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und den vielen interessierten Bürgern im Namen der Gäste "für die unerwartete, überwältigende Wärme und Aufrichtigkeit unseres Empfanges in Ihrer Stadt. Wir haben kaum Worte dafür."

Seit vielen Jahren hatten Bürger Leers zu ehemaligen jüdischen Bewohnern private briefliche Verbindungen gepflegt, die *den Entschluß zur Einladung* vom 2. bis 9. *Juni 1985 langsam reifen ließen. Die Vorbereitung des Programms konzentrierte sich auf den Wunsch nach direkten Kontakten und Gesprächen mit den Besuchern.* In Leer leben heute "einige wenige" Juden, vor 1933 waren es etwa 280. Die Synagoge, in der Pogromnacht zerstört, wurde nicht neu aufgebaut. Die meisten Bürger waren vor der "Woche der Begegnung" noch keinem Juden begegnet.

Im Oktober 1982 wurde die Verbindung zu Emigranten, angeregt durch Erich Abt (Tel Aviv) und Johannes Röskamp, der seit Jahren die *Geschichte der Juden in Leer* erforschte und in mehreren Büchern schildert, durch Rundbriefe ausgebaut. Der letzte Anstoß zum Wiedersehenstreffen kam im März 1984 in Tel Aviv. In Anwesenheit des Leeraner Bürgermeisters, Günther Boekhoff, und ehemaliger Ostfriesen wurde in der Ichud-Shivat-Zion-Synagoge die Bundestafel der, 1938 an der Heisfelder Straße zerstörten, Leerer Synagoge enthüllt.

Pastor Udo Groenewold, Leiter der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Leer, hatte die Bundestafel, die einst über dem Eingang der Synagoge zu sehen war, in einem Schrebergarten, wo sie inzwischen als Treppenstufe diente, zur Hälfte wiedergefunden. Bevor Groenewold den Wunsch der Israelis erfüllte und die Tafel nach Tel Aviv überführen ließ, wurde ein Duplikat ange-

Im großen Saal des Hotels "Ostfriesenhof" der Stadt Leer fand die erste private Begegnung zwischen Ratsmitgliedern, Vertretern der Kirchengemeinden und Schulen sowie Betreuern der Gäste statt.

fertigt. Bei dessen Enthüllung am Hundertsten Jahrestag der Einweihung der Leeraner Synagoge am 3. Juni 1985 sollten dann die Emigranten aus aller Welt, nicht nur die in Tel Aviv mitgefeiert hatten, dabei sein.

Von den sechzig Gästen, die die Einladung annahmen, leben zwanzig in Israel. Zu ihnen hatte man die ersten Kontakte gesucht, ihr Land stand im Zentrum der geistigen Vorbereitung. Damals kam auch Professor Julius H. Schoeps, Historiker und Politologe an der Universität Duisburg, und sprach über Theodor Herzl und den modernen Zionismus. Daneben besann man sich auf die Geschichte der eigenen Stadt. Röskamp lehrte über seine Forschungsergebnisse in zwei Kursen an der Volkshochschule, Dokumente des Stadtarchivs wurden für die Ausstellung über das politische und religiöse Leben der jüdischen Gemeinde Leers in der Stadtbibliothek zusammengetragen.

Die Arbeit des sechzehnjährigen Michael Bindemann hatte den zweiten Preis im Schülerwettbewerb 1984 des Niedersächsischen Landtages gewonnen. Thema: "Widerstand und Verfolgung zwischen 1933 und 1945: Wie war das in eurer Gemeinde?" Michael erzählte die Geschichte seines jüdischen Patenonkels aus Leer, Karl Polak, von dessen Verfolgung, Deportation und seinem Widerstand gegen die SS in Jawischowitz, einem Nebenlager von Auschwitz. Polak, der in Braunschweig lebt, sprach auch selbst im Rathaussaal. Kein Mitleid sei damals von den Leeraner Bürgern gekommen, sie hätten geglaubt, "was der Hitler macht, das ist schon richtig". Die französische Organisation "Amicale des anciens déportés Juifs de France" schrieb in ihrem Brief an die Stadt: "Was Euer Leeraner Bürger damals (in Jawischowitz) auf sich genommen hat, ist gar nicht mit Worten zu beschreiben."

Walter Polak, ebenso wie Hanna Dovrath und ihr Mann aus Jokneam (Israel), mußten die Reise aus gesundheitlichen Gründen absagen und holten sie im September nach. Die anderen wurden von kleinen Gruppen am Flughafen in Amsterdam oder am Bahnhof Leer empfangen. "Auch wir Wartenden", so eine Betreuerin, "die wir uns so lange und intensiv auf diesen Besuch vorbereitet und doch keine wirkliche Vorstellung hatten, waren aufgeregt." Sie brachten die Gäste in das Hotel "Ostfriesen-Hof", wo sie auf ihren Wunsch gemeinsam untergebracht waren. Wer es sich leisten konnte, bezahlte Reise und Aufenthalt selbst, die anderen wurden von der Stadt mit einem Zuschuß unterstützt.

Ob beim Empfang im Rathaus, dem Rundgang durch die Stadt, der Einweihung des Duplikats der Bundestafel als Gedenkstein auf dem jüdischen Friedhof oder den Abendessen unter dem Motto "Unterhaltung im privaten Gespräch": es kamen nicht nur offizielle und geladene Bürger. Das private Interesse war groß. Leeraner hatten bei der Vorbereitung um die Möglichkeit gebeten, Gäste zu sich nach Hause einzuladen. "Doch würden die jüdischen ehemaligen Bürger diese Einladungen annehmen?", fragte man sich. Sie nahmen sie an und die Gespräche an diesem Nachmittag scheinen persönlich und offen gewesen zu sein.

Auch der Schulbesuch stand auf dem Programm. Es war die Zeit, als Bitburg und die Fahndung nach Mengele diskutiert wurde. Im Teletta-Groß-Gymnasium wurden die Schüler des Leistungskurses Gemeinschaftskunde mit Herrn Grünberg konfrontiert, der Mengele in Auschwitz an der Verladerampe bei Ankunft der Transportzüge stehen sah. Schüler fragten ihn, wie er nach diesen Erlebnissen überhaupt nach Leer und in eine deutsche Schule kommen konnte? Sie hätten lange um die Entscheidung gerungen, sagte Frau Grünberg, und zugesagt, weil sie es ihren Kindern schuldig seien, alles zu tun, daß sich ihre eigene Geschichte nicht wiederhole.

Um Sabbat auch ohne Synagoge zu feiern, wurde ein Saal im Hotel hergerichtet. Manuel Menku, Vorsteher der israelitischen Gemeinde Groningen, und seine Frau hatten die Sefer Tora, Kippas und Tallitots (Gebetmäntel) mitgebracht. Nach dem orthodoxen Gottesdienst setzten Juden und Christen ihre Gespräche fort.

Viele Leeraner, die "es sich", wie eine Betreuerin schreibt, "in den letzten Tagen so angewöhnt hatten, mal eben zum Hotel 'Ostfriesen-Hof' zu fahren", kamen auch am letzten Abend zu privaten Gesprächen dort vorbei. Man tauschte Adressen aus, manch ein Gast lud zum Gegenbesuch nach Israel, Amerika oder Argentinien ein. "Wir haben viele neue Freunde gewonnen", heißt es in einem Dankesbrief an die Stadt, ein anderer spricht von der "'Woche der sogenannten Begegnung'", (die) aber auch die Woche des Kennenlernens netter und freundlicher Menschen" war. "Nie werden wir, meine Frau und ich, die Tage, die wir mit Ihnen und der Gemeinschaft verbracht haben, vergessen."

* * *

Lingen (Ems)

Die Initiative zum offiziellen Besuch von zwölf ehemaligen jüdischen Bürgern und ihren Begleitern im Oktober 1985 war vom ökumenischen "Arbeitskreis Judentum — Christentum" ausgegangen. Sie waren es auch, die ein Besuchsprogramm vorbereiteten und die Gäste vor allem betreuten, gemeinsam mit Mitarbeitern der Stadtverwaltung. Die Kosten für die Besucher aus England, Holland und den USA wurden von der Stadt getragen (etwa 25.000 DM). Wer in jenem Jahr nicht teilnahm, kann das seit 1985 auf eigene Initiative nachholen. Im November 1988, aus Anlaß der Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht und Eröffnung der Ausstellung "Jüdisches Leben in Lingen", war diese Gelegenheit beispielsweise von Bernhard Grünberg und Rut Foster, geb. Heilbronn, nachgeholt worden.

Beim offiziellen Empfang im Rathaus, an dem neben Repräsentanten von Parteien, Gemeinderat und Verwaltung zahlreiche Lingener Bürger teilgenommen hatten, fand Bürgermeister Altmann deutliche Worte: "...Wenn auch die Ausführung der Verbrechen in der Hand weniger lag und vor den Augen der Öffentlichkeit abgeschirmt wurde, so konnte aber doch jeder Deutsche erleben — auch hier in Lingen —, was jüdische Bürger erleiden mußten." Er dankte den Gästen für ihren Besuch, der, "ähnlich wie der unseres Bundespräsidenten in Israel in diesen Tagen, ein weiterer Beitrag für eine Aussöhnung und eine wachsende Freundschaft sein" möge.

Auf dem Programm standen Spaziergänge und Stadtrundfahrten. Die Gäste waren zur Diskussion in Schulklassen der Berufsbildenden Schule eingeladen. Ein Gang auf den jüdischen Friedhof Lingens, der vom ökumenischen Arbeitskreis gepflegt wird, und ein Besuch des Gedenksteins am Ort der zerstörten Synagoge schloßen sich an. Der Vorschlag eines Gastes, hier eine zusätzliche Tafel mit den Namen der ermordeten Juden aus Lingen anzubringen, sollte nach dem Besuch im Stadtrat beraten werden. Vertreter des Arbeitskreises luden zum Abendessen in ihre Familien ein. Und am Freitagabend fuhr man gemeinsam zu Gottesdienst und anschließendem Kiddusch in die Synagoge der jüdischen Gemeinde Osnabrück, des einzigen, nach der Reichspogromnacht von 1938, wieder aufgebauten Gebetshauses im Raum Osnabrück-Emsland. Die jüdische Gemeinde Lingen zählte um 1933 etwa 50 Mitglieder, im Jahr 1990 lebte in dieser Kleinstadt nur noch ein einziger Jude.

* * *

Nienburg (an der Weser)

Einzelne Besucher, die dann von der Stadt betreut wurden, kamen seit 1975. Aber erst 1988, im Jahr des Gedenkens an die Reichspogromnacht vor 50 Jahren, fiel im Verwaltungsausschuß der Beschluß, von nun an alle bekannten ehemaligen jüdischen Bewohner einzuladen. Bis zum Jahr 1991 hatten 24 Juden ihre ehemalige Heimatstadt besucht. Für alle Besucher bezahlte die Stadt sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten (insgesamt etwa 70.000 DM). Stadtarchivar Frank Gatter, auf den die Initiative zur Einladung vor allem zurückzuführen ist, und Cornelia Cramer von der Stadtverwaltung betreuten die jeweils kleinen Gästegruppen.

* * *

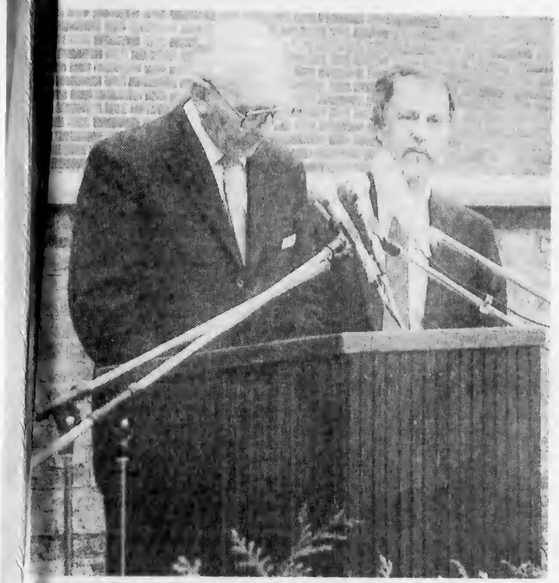
Norden (Ostfriesland)

Die erste "Woche der Begegnung" vom 16. bis 21. August 1987 — und auch die zweite Woche im Jahr 1990 — ging auf die Initiative der "Ökumenischen Interessen- und Arbeitsgruppe Synagogenweg" und dort vor allem auf den aufopferungsvollen Einsatz des Ehepaares Lina und Hans-Gerhard Gödeken zurück. Die ökumenische Arbeitsgruppe setzt sich aus Delegierten der lutherischen, reformierten, katholischen und freien evangelischen Gemeinde Norden, des Ulrichs-Gymnasiums, der Realschule, der Berufsbildenden Schulen und Vertretern der Stadt zusammen.

Anlaß und Höhepunkt der ersten Einladung fielen mit dem erreichten Ziel der Arbeitsgruppe zusammen, das sie sich bei ihrer Gründung im Mai 1985 gesetzt hatte: "Erhaltung der Eigensubstanz des gesamten jüdischen Gemeindezentrums am Synagogenweg, Errichtung einer Gedenkstätte auf dem Gelände Synagogenweg 1, [dort wo die ehemalige Synagoge stand, die im November 1938 zerstört worden war], und ihre Einweihung unter Teilnahme von überlebenden Norder Juden aus aller Welt und ihren Angehörigen" (Lina Gödeken).

Das Ehepaar Gödeken reiste zweimal nach Israel, um die Adressen ehemaliger jüdischer Bürger ausfindig zu machen. 14 der Angeschriebenen sagten zu, gemeinsam mit ihren Ehepartnern und Kindern zu kommen. Die Stadt trug für die insgesamt 31 Gäste im Jahr 1987 und für die etwa zehn Gäste im Jahr 1990 sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten (1987: 18.795 DM; 1990: 7.330 DM). Gödekes erarbeiteten ein sensibel aufgebautes Programm und die Arbeitsgruppe übernahm die Betreuung, angefangen von der Begrüßung im Hotel "Deutsches Haus", über den Rundgang durch die Innenstadt, den Besuch des Jüdischen Friedhofs bis hin zur Fahrt zur Insel Norderney und den vielen Begegnungsnachmittagen und Gesprächsabenden. Bürgermeister Gerhard Campen war nicht nur beim offiziellen Empfang im Rathaus, sondern als aktives Mitglied des Arbeitskreises auch bei vielen anderen Veranstaltungen dabei.

Ernsthaftigkeit und aufrichtige Bemühungen der Arbeitsgruppenmitglieder, sowohl zur Gestaltung der Gedenkstätte wie auch bei der Begegnung mit den Gästen, waren wohl der Grund, warum selbst hartnäckige Kritiker des Projekts, wie Heinz Samson aus der Schweiz, bei der Enthüllung des Steines am Platz des ehemaligen Thora-Schreines und der Gedenkfeier mit Landesrabbiner H.G. Brandt bewegt waren. Er beendete seine Rede mit den Worten: "Dieser Ort ist immer noch ein Gotteshaus für mich — ohne Dach." Während der Feierstunde wurden mehrere



Jack de Löwe (rechts) aus Israel, Sohn der ehemaligen Norderin Hilde de Löwe, geborene Wolff, hielt eine beeindruckende Rede bei der Einweihungsfeier der Gedenkstätte. Hans-Gerhard Gödeken von der Ökumenischen Interessen- und Arbeitsgruppe Synagogen-Weg trug die Übersetzung vor.

außerwöhnliche Reden über die Bedeutung öffentlicher Erinnerung gehalten. An dieser Stelle soll zumindest ein Auszug des Vortrages von Jack de Löwe, damals aus Israel zu Gast, zitiert werden.

"Im 3. Buch Mose, Kapitel 10, erzählt uns die Bibel von dem Tod der zwei Söhne des Hohenpriesters Aaron, die gerichtet wurden, weil sie eine schwere Sünde begangen hatten. Dem Hohenpriester war es als einer wichtigen öffentlichen Persönlichkeit nicht erlaubt, seinen großen persönlichen Kummer über den Verlust seiner Söhne nach außen hin zu zeigen, sondern ihm war geboten, sein Leid in der Öffentlichkeit schweigend zu tragen. (...)

Zu Pessach berichten Juden über den Auszug aus Ägypten und vollziehen ihn nach, so daß jede Einzelperson jeder Generation es nachfühlen kann, als ob sie selbst Ägypten verlassen hätte, so daß sie selbst die hohe Freude von der Leibeigenschaft zur Freiheit erfahren kann — und auch die Privilegien und Verpflichtungen, die die Freiheit zur Folge hat. Gleichermaßen ist es ein neues Gebot, daß jeder Jude sich selbst als Überlebender der Todeslager sieht. Jeder Jude muß sich selbst so sehen, als ob auch er in Auschwitz, Treblinka, Sachsenhausen interniert gewesen wäre, so daß auch er über die Tragödie Zeugnis ablegen muß, so daß auch er über das, was geschehen ist, berichten muß. Denn nur durch Zeugnisablegung, nur durch Berichten der Ereignisse kann es die Hoffnung geben, daß ähnliche Tragödien nie wieder geschehen.

Dies nun ist der Weg, auf dem wir unseren Verlust in der Öffentlichkeit tragen. Wir sollen unseren Kummer innerlich tragen; wir sollen still sein, wenn wir unseren Schmerz bekunden. Wir sollen die Narben für immer auf unserem Herzen tragen — unsichtbar, aber immer gegenwärtig. Und in der Öffentlichkeit müssen wir tun, was hier in Norden getan wurde: Gedenkstätten errichten, die Erinnerung an die reinen Märtyrer lebendig erhalten, Wege ausfindig machen, um eine Wiederholung zu verhindern. (...)"

* * *

Oldenburg

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit pflegte seit Jahren Kontakte zu ehemaligen Oldenburger Juden und der ehrenamtliche Geschäftsführer Carl Gustav Friederichsen hatte schon dreimal Treffen mit einigen in Israel veranstaltet. Den letzten entscheidenden Anstoß, einmal alle ehemaligen Bürger zusammen nach Oldenburg zu bitten, gab die Initiative in der benachbarten Kleinstadt Jever im Mai 1984, die von einer Projektgruppe des dortigen Mariengymnasiums ausgegangen war. Der Oldenburger Stadtrat stimmte dem Vorschlag der christlich-jüdischen Gesellschaft zu, vom 8. bis 15. Mai 1985 alle jüdischen Bürger auf Kosten der Stadt (insgesamt 208.000 DM) einzuladen. Das Geld zur Gestaltung eines Programms sammelte die Gesellschaft durch Spendenaufrufe an die Oldenburger Bürger.

Die Gesellschaft übernahm die gesamte Organisation. Die offizielle Einladung selbst wurde auf gemeinsamen Wunsch von Stadt und Gesellschaft durch Bürgermeister Dr. Heinrich Niewerth ausgesprochen. Sein Brief war kurz und unpersönlich: "Die Stadt Oldenburg bereitet in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e.V. ein Wiedersehenstreffen für ehemalige jüdische Mitbürger in Ihrer früheren Heimatstadt vor. (...) Hierzu lädt die Stadt Oldenburg Sie und Ihren Ehemann herzlich ein."

Kriterium für eine Einladung war, daß die Betreffenden vor 1933 bereits einige Jahre in der Stadt gelebt hatten. Das führte "in einigen Fällen wohl zu einer gewissen Verstimmung", schreibt Werner Vahlenkamp, Mitglied der christlich-jüdischen Gesellschaft, in seiner Dokumentation der Besuchswoche, und "ein paar Härtefälle" konnten durch Spenden der Gesellschaft ausgeglichen werden. Leider bleibt es, hier wie auch an anderer Stelle, bei der ungenauen Behördensprache. Denn mit welchen Argumenten Oldenburger Bürger Kosten und eine "derartige Form der Versöhnung" kritisierten, führt Vahlenkamp ebenfalls nicht aus. Seine Darstellung ist leider so harmoniesüchtig wie manche andere, die von einem städtischen Amt für Öffentlichkeitsarbeit erstellt wurde.

Umso ausführlicher und "empört" wird der Beschluß des Wardenburger Gemeinderates belegt. *Die Zeit, Bild*, dpa und regionale Zeitungen hatten damals das Nein von Dietrich Fischkopf, Bürgermeister des Oldenburger Nachbardorfes, angegriffen, 3000 Mark zu bewilligen. Die einzige Überlebende Wardenburgs, Selma Meyerstein, geborene Kugelmann, sollte aus New York nicht anreisen können, weil "die Bürger hier", nach Ansicht von CDU-Mitglied Fischkopf, "mit dem ganzen Kram nichts mehr zu tun haben wollen. Sie wollen ihre Ruhe haben." Der Druck von Seiten der SPD und aus der Bevölkerung wurde aber so groß, daß der Gemeinderat erneut entschied. Selma Meyerstein sagte aus gesundheitlichen Gründen ab.

Massive Proteste waren vom Landesverband der Sinti und Roma gekommen. Etwa vierhundert lebten damals in Oldenburg. Ihnen wurde die Teilnahme am Besuchsprogramm von der Stadt untersagt. Ein Verbandssprecher hatte daraufhin erklärt: "Ebensowenig wie die Asche von sogenannten Zigeunern und Juden in Auschwitz getrennt werden kann, kann es eine getrennte Versöhnung geben."

1985 gab es in Oldenburg, nach ihrer Auflösung Mitte der 60er Jahre, keine jüdische Gemeinde mehr; im August 1992 konnte sie durch den Zuzug russischer Juden mit etwa 40 Mitgliedern neu gegründet werden. Friederichsen von der christlich-jüdischen Gesellschaft kannte damals drei Juden in Oldenburg: "Briefe, die an eine jüdische Gemeinde in Oldenburg addressiert sind, landen zwangsläufig bei uns." Von den 369 Juden, die um 1933 in der Stadt lebten, wurden 120 ermordet. An die am 9. November 1938 zerstörte Synagoge erinnert seit 1967 ein Gedenkstein. Rabbiner Leo Trepp, nach Kalifornien emigriert, reiste ab 1954 jedes Jahr einmal nach Oldenburg. Von ihm stammte der Vorschlag, Verse des Propheten Maleachi in den Stein zu gravieren: "Haben nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott erschaffen? Warum verachten wir einander?" Rabbiner Trepp schrieb auch die beiden grundlegenden Bücher zur Geschichte der Oldenburger Juden.

Die christlich-jüdische Gesellschaft bezog die Bevölkerung nicht in die Vorbereitung von Besuch und Programm ein. Es waren ihre Mitglieder, die durch Vorträge und Berichte in den Zeitungen über Judentum und Geschichte der Oldenburger Juden aufklärten. Ausstellungen gab es keine, Berichte, in denen die Gäste vorgestellt wurden, auch nicht. Aber Teile des Programms waren ein offizieller "Ausspracheabend zwischen Gästen und Oldenburgern", unter dem Motto "Was uns miteinander verbindet", geleitet von Rabbiner Trepp, und ein "zwangloses Beisammensein" in einem christlichen Gemeindehaus.

Die Gesellschaft hatte der Stadtverwaltung und dem Bürgermeister mit der organisatorischen auch die persönliche Vorbereitung abgenommen. Niewerths Begrüßungsansprache war korrekt und distanziert. Die Stadt Oldenburg habe es "als Verpflichtung" angesehen, "die Anregung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit aufzugreifen und die Pläne in die Tat umzusetzen." Die Einladung könne "kein Akt der Wiedergutmachung" sein, aber zugleich "liegt es leider nicht in unserer Macht, Geschehenes ungeschehen zu machen." "Es wäre schön, wenn die Freude über das gemeinsame Wiedersehen, das Wiedererleben der früheren Heimatstadt und das Zusammentreffen mit früheren Bekannten, Nachbarn oder Schulfreunden Ihre Gefühle während des Besuches bestimmten. Dadurch würden auch die Bemühungen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit sowie der Stadt eine Bestätigung finden." Und er schloß sensibel:"Ich sage Ihnen, wir Deutschen haben aus der Geschichte gelernt."

Bei der Enthüllung des Straßenschildes "Franz-Reyersbach-Straße" — der Stadtrat hatte aus Anlaß des Besuches entschieden, zwei Straßen nach ermordeteten jüdischen Bürgern zu benennen — nannte der Bürgermeister Stationen im Leben Reyersbachs, der zu den "ersten Todesopfern der nationalsozialistischen Machthaber" gehörte. Daß diese Machthaber Oldenburger waren, erwähnte er nicht. Und er erwähnte auch nicht, was aus der, mit dem Bruder Paul zusammen betriebenen Firma "M.L. Reyersbach" für Fahrräder und Musikinstrumente geworden ist. Von wem wurde sie übernommen und wem gehört sie heute? Die Straße selbst war auch noch nicht ausgebaut, und es war "an dieser Stelle noch nicht deutlich zu erkennen, in welcher Weise dieses Gebiet in absehbarer Zeit Gestalt annehmen wird".

Der in England lebende Joe de Haas schrieb einen langen Bericht in *The Guardian* und im *Oldenburger Wochenblatt* über seinen Aufenthalt in Oldenburg. Vor der Reise hatte er lange mit seiner Frau zusammen überlegt, ob er die Einladung annehmen solle. Zwei andere in England lebende ehemalige Bürger, mit denen sie sich besprachen, lehnten es ab, "jemals wieder einen Fuß in das'verfluchte' Land zu setzen. Wir entschlossen uns aber, zu fahren, und wenn auch nur aus dem einen Grunde, das Grab meines Vaters, des Landesrabbiners Dr. Philipp de Haas, welcher 1935 in Oldenburg starb, zu besuchen."

Zu den "positivsten Aspekten" in Oldenburg gehörten für Haas private Einladungen und der Besuch in seiner früheren Schule. Auf seine Rede vor 300 Schülern im Alten Gymnasium habe er sich vorbereitet. "Das Hauptthema meiner Ansprache war, daß es die Pflicht der Überlebenden ist, die Geschichte des Holocaust zu erzählen. (...) Wir hatten eine sehr offene Frage- und Antwort-Stunde. Die Schüler wußten alles über den Holocaust." Joe de Haas nannte es "eine herzerwärmende, wunderbare Erfahrung, mit demokratischen jungen Deutschen zusammenzutreffen."

"Das bewegendste und erhebendste Erlebnis" war der ökumenische Gottes-

dienst am Sabbatmorgen. Nach dem Kaddisch-Gebet von Landesrabbiner Henry Brandt habe der evangelische Pastor Dierken seine Sünde als Christ bereut. "Ich mußte dabei denken: 'Was kann ein gewöhnlicher Sterblicher sagen, wenn ein Mensch in aller Bußfertigkeit um Vergebung ruft? Können wir uns dann abwenden?' (...) wir verließen die Kirche schweigend. Inge, die Überlebende von Auschwitz, stand abseits und weinte. Ich legte meinen Arm um ihre Schultern und versuchte, sie zu trösten. Sie sagte: 'Joe, ich bin glücklich, daß ich gekommen bin. Nun kann ich die ausgestreckte Hand der Versöhnung ergreifen.'"

* * *

Osnabrück

Auf Initiative der Stadt lud Osnabrück von 1984 bis 1987 seine ehemaligen jüdischen Bürger ein, 40 frühere Osnabrücker und ebenso viele Begleiter kamen in diesen vier Jahren auf Kosten der Stadt (etwa 240.000 DM). Für sie erarbeiteten Mitarbeiter der Stadtverwaltung, gemeinsam mit Martina Sellmeyer und Peter Junk von der Stadtbibliothek das Besuchsprogramm. Martina Sellmeyer stand bereits mit einigen Juden in Briefkontakt, da sie im Auftrag der Stadt eine Dokumentation über die Juden in Osnabrück erstellte.

Auf dem Programm standen alljährlich der offizielle Empfang durch Oberbürgermeisterin Ursula Flick im Rathaus, Rundfahrten und Besichtigungen, Theaterbesuche, jüdische Freitagsabends- und Sabbatgottesdienste, Gespräche mit Schülern und persönliche Begegnungen mit Mitgliedern der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Höhepunkt im Jahr 1986 war die Anwesenheit von Rabbiner Leo Trepp, heute Professor für Theologie und Philosophie an der Universität von Napa, Kalifornien, und in jenem Jahr als Gastprofessor für Judaistik an der Universität Mainz.

Rabbi Trepp, Neffe des letzten Osnabrücker Kantors und Lehrers Abraham Trepp, der in Auschwitz ermordet worden war, enthüllte im Jüdischen Gemeindezentrum eine, von dem rumänischen Künstler Nicolae Covaci zum Gedenken an den Onkel Abraham geschaffene Tafel. An einem anderen Tag leitete er, zusammen mit Ewald Aul, dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Osnabrück (1990: 30 Mitglieder, 1933: 435 Mitglieder), eine Diskussion mit Studenten an der städtischen Universität. Er eröffnete dieses Gespräch mit folgenden Worten:

"Was Sie heute miterleben, ist Geschichte. Sie stehen Menschen gegenüber, die Geschichte geworden sind. Es wird nicht viele geben, denen das gewährt sein wird, denn diejenigen von uns — ich schließe mich ein —, die so Geschichte geworden sind, werden nun so allmählich zu Antiquitäten und schließlich zu Ruinen und dann sind wir nicht mehr da. Benutzen Sie diese Möglichkeiten, mit Geschichte, lebendiger Geschichte, lebendigen Zeugen, die Geschichte machten und Geschichte waren, sich zu unterhalten. Erwarten Sie keine philosophischen und historischen Erklärungen, sondern einfach die Erzählung dessen, was war."

Beim Empfang im Osnabrücker Rathaus durch Oberbürgermeister Carl Möller (rechts).

Nordrhein-Westfalen

Nach dem Sabbatgottesdienst in der Aachener Synagoge sassen die Gäste beim Kiddusch zusammen. Vorne rechts: Richard und Irma Hill.

Aachen

Vom 29. April bis zum 6. Mai 1992 waren sie da: 203 ehemalige jüdische Aachener und ihre Begleiter, insgesamt 380 Personen aus achtzehn Ländern. Drei Jahre zuvor war die Initiative von Oberbürgermeister Dr. Jürgen Linden gut geheissen worden, innerhalb eines Jahres alle Emigranten auf Kosten der Stadt (mehr als 1.4 Millionen DM), einzuladen. Fünfzig Personen hatten abgesagt, die meisten aus gesundheitlichen Gründen, manche lehnten diese Form der "Wiedergutmachung" ab. Die kürzeste Antwort lautete: "Nein danke".

"Sagen wir es ganz offen: Hätte die Stadt vor zwanzig Jahren die Einladung verschickt, die Akzeptanz wäre weitaus geringer geblieben." Werner Levano, Ende der 60er Jahre Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (GCJZ), war dabei, als die GCJZ damals einen entsprechenden Vorschlag bei der Stadt einreichte. Oberbürgermeister Heusch fand ihn verfrüht. Er lud stattdessen einen ehemaligen Aachener stellvertretend für alle ein. Die Wahl fiel auf Paul Hirsch, der als Rabbiner einer reformierten Gemeinde in Brasilien tätig war.

Im Frühjahr 1989 richtete Aachen bei der GCJZ zwei neue Planstellen ein, die Uschi Karmel und Ralf Raguse übernahmen. Bei ihnen lag die Hauptarbeit der Organisation und Betreuung, die Gesamtverantwortung trug die Stadt. Karmel und Raguse begannen mit der Suche nach Namen und Adressen. Besonders hilfreich war Sebastian Elverfeld. Um seine Bücher zur Heimatgeschichte jüdischer Bürger schreiben zu können, ist er seit über dreißig Jahren in Kontakt mit ehemaligen Aachenern.

Manche Emigranten hatten, wie Irma Hill aus New York, die Notiz im *Aufbau* gelesen: "Aachen lädt ein". Ihr Mann erzählte: "Da haben wir nach Aachen geschrieben. Meine Frau hatte ein Foto von sich aus der ersten Klasse, mit einer Zuckertüte. Das haben wir hingeschickt. Daraufhin haben sie uns eingeladen. Toll nicht? Meine Frau hatte ja kaum in Aachen gelebt." Sie war fünf, als ihre Eltern mit ihr nach Aachen zogen, und neun Jahre alt, als sie 1942 emigrieren mußten.

Karmel und Raguse baten die Gäste, ihnen brieflich nicht nur ihre Wünsche und Erwartungen, sondern auch ihre Lebensgeschichten mitzuteilen. Aus den Wünschen wurde das Besuchsprogramm zusammengestellt. Die persönlichen Berichte gaben sie an die *Aachener Nachrichten* und die *Aachener Volkszeitung* weiter. Die Zeitungen schrieben die Berichte zu einer Artikelserie um und stellten täglich einen der erwarteten Gäste vor.

Als die Besucher am 29. April in Frankfurt landeten, war der gesamte Aufenthalt perfekt vorbereitet. Das vollzählige Team der Stadt, der GCJZ und des Verkehrsvereins war am Flughafen. "Gleich nach der Landung wurden wir auf besonders nette und herzliche Weise empfangen. Zwanzig junge Frauen und Männer in roten Windjacken nahmen unser Gepäck an, und dann brachten sie uns zu einem großen Buffet gleich am Flughafen, einige von unserer Gruppe im Rollstuhl", schrieb die heute in New York lebende Hilda Brunswick in einem Brief an *Aufbau*.

Drei Jahre lang hatte die Stadt diese eine Woche bis ins letzte Detail vorbereitet. Mit der Unterbringung in Hotels, dem Besuch der Synagoge, des jüdischen Friedhofs, einer Schulklasse, Empfang und Abschied im Krönungssaal des Rathauses, tagtäglich exklusiven Mittag- und Abendessen, Theaterabend und dem Angebot sämtlicher Sehenswürdigkeiten in Aachen und Umgebung, unterschied sie sich höchstens in der Perfektion und den hohen Kosten von anderen Städten. Erwartet wurden Touristen, denen man Aachen von seiner besten Seite zeigen wollte.

Überall wurden sie in sechs Bussen hintransportiert, überall waren die Polizei — und Skinheads — dabei. Gespräche zwischen Aachenern und jüdischen Gästen fanden nur auf organisierter Ebene statt. "Es war nicht möglich, andere Einwohner als die Veranstalter kennenzulernen, weil unsere ganze Zeit reguliert war, sie haben alles für uns vorgeplant", erzählte Richard Hill. Und die Organisatoren waren so damit beschäftigt, daß alles reibungslos klappte, "daß wir", so Ralph Raguse in einem Brief an Irma Hill, "wenig Zeit hatten, mit den Einzelnen ins Gespräch zu kommen".

Der Tag nach der Ankunft war Jom ha'schoah, der jüdische Gedenktag des Holocaust. Oberbürgermeister Linden hatte zum festlichen Empfang ins Rathaus geladen. Seine Rede war ein Ausdruck großen Schuldbewußtseins, für das er bis zu jenem Zeitpunkt keinen persönlichen Ausdruck gefunden hatte. Er bat "um Verzeihung und Vergebung" für die "Schuld, die zur immerwährenden deutschen Hypothek geworden ist", von dem "Mahnen" der Besucher "allein durch ihre Anwesenheit ... zum Zusammenleben von Mehrheiten mit Minderheiten" und von der "Anstrengung der Erben".

Auch die Rede des Landesrabbiners Hochwald während des Besuchs des jüdischen Friedhofs am selben Tag zeugt von überraschender Sprachlosigkeit. Er sprach davon, "daß das kultivierteste aller Völker sich über Nacht zum erbittertsten Feind unseres Volkes wandeln kann, wenn die äußeren Umstände es dazu treiben". Wieso "über Nacht"? Als ob Juden und Deutsche in Deutschland nicht längst komplexere Vorstellungen ihrer geschichtlichen "Symbiose" entwickelt hätten.

Beide Reden spiegeln wider, daß es kein "normales" deutsch-jüdisches Leben in Aachen gibt. Vor dem Januar 1933 lebten 1.343 jüdische Gemeindemitglieder in der Stadt. Am 23. Februar 1946 bildete sich die Gemeinde mit ca. 50 Mitgliedern neu, 17 hatten Theresienstadt überlebt, andere kamen aus osteuropäischen Ländern oder hatten in Verstecken ausgehalten. Bis zum Jahr 1992 kamen 400 russische Emigranten dazu. Heute zählt die Gemeinde der Stadt und der Landkreise Aachen und Düren etwa 500 Mitglieder.

Es gibt drei jüdische Friedhöfe, eine Synagoge und ein Mahnmal für die Opfer des Holocaust am Platz der zerstörten Synagoge. Im Juni 1986 hatte der Stadtrat den Entschluß gefaßt, die Synagoge an der historischen Stelle wieder aufzubauen, Ende 1994 soll sie bezugsfertig sein.

Wichtiger als die offiziellen Bemühungen waren die Anstrengungen einzelner Bürger. Als die Emigranten den jüdischen Friedhof an der Lütticher Straße besuchten, hatte der Heimathistoriker Sebastian Elverfeldt einen kompletten Lageplan fast fertiggestellt und half den Gästen beim Aufsuchen der Gräber von Verwandten. Was Ilse Staub aus New Jersey empfand, dachten vielleicht auch andere Besucher: "Ich war damals zu klein, erst acht Jahre alt, jetzt weiß ich, wo meine Wurzeln wirklich sind."

Am "Aachener Abend" im Eilendorfer Saaltheater Geulen gab es nicht nur "eine Kombination Aachener Spezialitäten" mit viel Volksmusik, den Bürgermeister Linden mit dem Motto "Wir wollen zueinander Brücken bauen" eröffnete. Einzelne Gäste gingen auf die Bühne und fragten nach ehemaligen Klassenkameraden. Manche trafen sich wieder. Ob es dabei immer so harmonisch zuging wie die *Aachener Volkszeitung* schrieb? "Verblüfft war auch Anna Strauß (79), die mit Ehemann Max aus den USA nach Aachen kam, und plötzlich vor Mitschülerin Else Wirth stand. 'Du bist es', lachte Else Wirth, und schon lebte die Schulzeit wieder auf."

Siebzig jüdische Gäste nahmen am Besuch von Klassen in Gymnasien, Real-, Volks- und Berufsschulen teil. Hier kam es zu offenen Gesprächen. Leider sind uns keine Äußerungen von Schülern bekannt, dafür die ehrlichen Antworten von Besuchern auf die Frage, wie sie sich in Aachen fühlen. Maja Antoslewicz-Ganz, 72 Jahre alt und heute in der Schweiz lebend, beantwortete diese Frage im Kaiser-Karls-Gymnasium so: "Ich trage furchtbar schwer an der Erinnerung, habe eine Art Überlebensschuld, die mich Tag und Nacht zur Beschäftigung mit dieser Zeit zwingt." Es sei ihr sehr schwer gefallen zu kommen. Schulfreundinnen von ihr hatten abgesagt.

Auf die Frage, ob sie die Schüler für schuldig halte, sagte sie: "Nein. Ich halte nichts von Erbschuld, aber ich kann keinen, der über 60 Jahre alt ist, ansehen, ohne an das zu denken, was uns angetan wurde. Für mich ist das der letzte Besuch hier." Ob es der Stadt gelang, "Brücken zu bauen", bleibt fraglich. Auf jeden Fall sind diese Brücken abgebrochen, seit die Gäste in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Irma und Richard Hill, wieder in New York, haben seitdem keinen Kontakt mehr zu heutigen oder ehemaligen Aachenern. Die Organisatoren bemühen sich nicht, die Verbindung zu den "ehemaligen Mitbürgern" zu pflegen.

* * *

Ahlen

Hans-Werner Gummersbach nahm Anfang 1983 mit Hilfe von Marga Spiegel, die nach dem Krieg nach Ahlen, der Geburtsstadt ihres Mannes, zurückgekehrt war und dort bis zu ihrem Tod im Jahre 1987 lebte, den brieflichen Kontakt zu ehemaligen Ahlener Juden auf. Der damals 29jährige Historiker arbeitete als pädagogischer Mitarbeiter an der Volkshochschule der Stadt und war der erste, der den "Menschen", die "das alles (...) getan, erlebt und erlitten" haben, nachging.

"Bei der Recherche für eine lokalgeschichtliche Ausstellung in Ahlen anläßlich des 50. Jahrestags der sogenannten Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kam mir mit großer Deutlichkeit ins Bewußtsein, daß das alles, die Verfolgung der politischen Gegner, die Propagandaaufmärsche, der alltägliche Terror, die Arierparagraphen, der Stürmer, die Judenboykotte, die Rassegesetze, die sogenannte Kristallnacht und die Endlösung der Judenfrage auch für meine Heimatstadt Ahlen Realität gewesen war."

Er schrieb unzählige Briefe nach Israel, Brasilien, Argentinien und in die Vereinigten Staaten. Persönliche Kontakte folgten. Die Gespräche und die ihm aus Privatbesitz überlassenen Dokumente, Briefe und Fotos machten seine nicht "wertfreie und nüchterne Geschichtsausstellung" im Jahre 1988 und sein im selben Jahr erschienenes Geschichtsbuch" *Der Weg nach Auschwitz begann auch in Ahlen* möglich. Denn "das Thema schließt eine neutrale Haltung aus".

Ohne Gummersbachs Arbeit und Engagement wäre weder die "politisch-kulturelle Woche Israel" der Volkshochschule, noch der Besuch der acht ehemaligen jüdischen Bewohner mit fünf Begleitern zu diesem Anlaß möglich gewesen. Vom 7. bis 14. November 1985 kamen sie auf Einladung von Bürgermeister Jaunich nach Ahlen, vierzig Jahre nach Kriegsende und zwanzig Jahre nach Aufnahme der deutsch-israelischen Beziehungen. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau brachte die Beweggründe, sich ausgerechnet in diesem Jahr offiziell auch der Emigranten zu erinnern, in seinem Grußwort auf den Punkt: "Für viele Menschen in unseren Städten und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen wurden diese historischen Eckdaten zum Anlaß, sich erstmals mit der eigenen lokalen Geschichte zu befassen."

Zur Erinnerung an die Judenverfolgung in Ahlen hatte die Stadt von dem Künstlerehepaar Ulle und Herbert Hees das Denkmal "Fingerzeig der Geschichte" bilden lassen, das dann am 10. November an der Klosterstraße 13, wo die im November 1938 zerstörte Synagoge stand, aufgestellt wurde. Bürgermeister Jaunich zitierte in seinem Einladungsbrief Bundespräsident Richard von Weizsäcker: "Für uns kommt es auf ein Mahnmal des Denkens und Fühlens in unserem eigenen Innern an." Dieses innere Denken und Fühlen für die damals aus der Stadt Vertriebenen ist bei den Repräsentanten Ahlens nicht ohne die äußere Mahnung der Jahrestage aktiv geworden. Und die Einladung der ehemaligen jüdischen Bewohner selbst wurde, schrieb Jaunich, "anläßlich dieser Gedenkstunde" und der Eröffnung der politisch-kulturellen Woche Israel ausgesprochen.

Gummersbach initiierte und organisierte die Ausstellungen und Veranstaltungen zum Thema Israel. Zuvor leitete er eine Reise nach Israel und besuchte Lilly Loewy, geb. Sperling, in Haifa. Seit drei Jahren ging er dem Schicksal jedes einzelnen jüdischen Namens nach: Lilly Loewy hörte von ihm zum ersten Mal, daß einige ihrer besten Freunde und Bekannten in Konzentrationslagern ermordet worden waren.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren ihm "die Namen von 88 Männern, Frauen und Kindern aus unserer Stadt, die im Holocaust umkamen", bekannt. Im Jahre 1988 war die Zahl auf 98 gestiegen. Vor 1933 hatten 132 Juden in Ahlen gelebt, im November 1939 hörte ihre Kultusgemeinde auf zu existieren.

Die Geste der Einladung in ihre ehemalige Heimatstadt machte es manchem Besucher zum ersten Mal möglich, die Erinnerungen zuzulassen. Trude Lichtenfels aus Buenos Aires war 1978 durch Deutschland gereist, hatte es aber nicht gewagt, nach Ahlen zu fahren. Irene Shirun-Grumach und ihr Mann Hannan (Hans Sänger) machten 1979 von München aus einen Abstecher nach Ahlen: "Wir wollten die Stadt wiedersehen." Das ehemalige Elternhaus an der Gerichtstraße war ihre erste Station. An der Klosterstraße suchte das Paar vergeblich die Synagoge und fand auch keinen Gedenkstein. Sie standen vor dem Kaufhaus Jürs-Tombrock, früher Althoff und im Besitz der Familie Sänger. "Mein Mann wollte nicht hineingehen." Sie gingen sogar zum Rathaus. "Wir hätten damals Kontakt aufnehmen können, sind aber so wieder weggefahren."

Im November 1985 waren in Ahlen: vordere Reihe v.l.n.r. Frieda Spiegel, Suzanne und Henry Simon, Chanan Shirun; mittl. Reihe: Trude Lichtenfels, Marga Spiegel, Lilly Loewy, Irma Wolffs, Horst Jaunich (Bürgermeister), Dr. Irene Shirun-Grumach, Benno Wolffs; hintere Reihe: Zadine Spiegel, Dr. Willamowski (Stadtdirektor), Walter Loewy, Raul Roberto Lichtenfels. Auf dem Bild fehlen: Carlos Rosenberg und Imo Moszkowicz.

Vom Empfangsabend im Hotel Stein, wo sie alle auf Kosten der Stadt untergebracht waren, begrüßt von Bürgermeister Jaunich und Ahlener Bürgern, fühlte sich Irene Shirun-Grumach "sehr verwöhnt. Es ist mit Worten kaum zu beschreiben". Und seit der Einweihung des Denkmals am Platz der ehemaligen Synagoge "wissen wir, daß es hier in der Stadt auch Erinnerungen gibt". Am selben Tag wurden ihr Mann und sie von drei ehemaligen Angestellten des Kaufhauses Althoff angesprochen und verabredeten sich. Zwei Tage später trafen sie sich mit neun Frauen und "hatten ein sehr nettes Gespräch, in dem viele Erinnerungen wach wurden."

Auch Irma Wolff, geb. Frank, war nicht zum ersten Mal in ihrer Heimatstadt. Damals war der ehemalige Judenfriedhof gegenüber dem Bahnhof mit Hakenkreuzen verschmiert und sie hatte keine Bekannten oder Freunde von früher getroffen. "Ich habe zu meinem Mann gesagt, was bin ich froh, hier wieder raus zu sein. Ich hoffe, daß es ewig so bleiben wird". Trotzdem nahm sie die Einladung an und konnte nun eine Schulfreundin, die ihr sagte, sie habe es nicht gewußt, sie schwöre es, fragen, was sie denn gedacht habe, "als die Synagoge brannte und deine jüdischen Bekannten verschwanden?" Bei der Enthüllung des Denkmals vermißte sie die älteren Ahlener. Auch die Schulfreundin war nicht gekommen. Warum nicht? "Wir wußten nichts davon." Sie wußte am 10. November 1938 nichts, und sie wußte am 10. November 1985 auch nichts.

Am Ende des Aufenthalts bedankten sich die Gäste für die Fürsorge. Doch sie hätten gerne mehr mit Ahlener Bürgern gesprochen. Die Stadt hatte die Israel-Woche und Einweihung des Denkmals vorbereitet, aber kaum den Besuch ihrer ehemaligen Bewohner. Keine Zeitung hatte ihre Namen und Geschichten veröffentlicht. Die Juden nahmen an den offiziellen Veranstaltungen teil, ein extra Programm gab es nicht. Wohl deshalb gingen die persönlichsten Briefe nun an Hans-W.

Gummersbach. Carlos Rosenbergh bedankte sich für "Ihre Ehrlichkeit, Ihren Mut, die Dinge beim Namen zu nennen". Sie waren sich vor allem untereinander begegnet und verließen "Ahlen als eine Gruppe", sagte Irene Shirun-Grumach beim Abschied, "die sich nicht wieder aus den Augen verlieren wird."

* * *

Bad Honnef

Franz Josef Haag brachte 1985 im Stadtrat den Vorschlag ein, man stimmte einstimmig zu. Haag fand die Adressen von sieben Geflüchteten heraus, schrieb sie an und lud sie ein, in der Woche vom 20. bis 28. Juli 1986 ihr früheres Heimatstädtchen am Rhein zu besuchen. Drei sagten ab, vier kamen mit ihren Ehepartnern aus den USA, Paraguay und Südafrika. Die Stadt übernahm die Reise- und Aufenthaltskosten, sie beliefen sich auf DM 30.000.

Das Programm, das sich der Magistrat einfallen ließ, bot vor allem Besichtigungsfahrten der Stadt und ihrer ländlichen Umgebung. Denn in Bad Honnef gibt es keine jüdische Gemeinde mehr. Vor 1933 lebten dort 60 Juden, heute nur noch zwei. Mehrere Mahnmale erinnern an die Toten. Für den Sabbatgottesdienst fuhren die Gäste Samstagvormittags zur jüdischen Gemeinde nach Bonn.

Wer Lust hatte, konnte am Besuch des Städtischen Siebengebirgsgymnasiums teilnehmen und Gespräche mit dem Schulleiter Siemes, den Lehrern und Schülern der Klasse 7 und eines Leistungskurses der Klasse 11 führen.

Ruth Moss aus New Jersey schrieb nach ihrer Reise an *Aufbau*: "Der Besuch überstieg alle unsere Erwartungen. Nicht zu übertreffen waren die Ausflüge, die Abendessen mit Bürgermeister Osterbrink und Stadtdirektor Wahl, die Schiffahrt auf dem Rhein. Besonders im Gedächtnis blieb uns u.a. der ökumenische Gottesdienst der Pfarrkirche und ein Treffen, arrangiert im Gymnasium mit Lehrern und Schülern, die mit großem Interesse an der Diskussion über unser Schicksal während der Nazizeit teilnahmen."

* * *

Bad Salzuflen

Die 500-Jahr-Feier 1988 nahm die Stadt zum Anlaß, im Rahmen der Feierlichkeiten auch ehemalige jüdische Bürger einmal einzuladen. Dem Beschluß des Hauptausschusses waren Anregungen aus der Bevölkerung, vor allem Frau Irma Seligmann, vorausgegangen. Elf Besucher einschließlich Ehepartnern hatten das Angebot der Stadt angenommen, für fünf Tage vom 21. bis 26. August auf Kosten der Stadt (etwa 50.000 DM) in ihre frühere Heimatstadt zu reisen. Da heute nur noch ein Jude in Bad Salzuflen lebt — 1933 zählte die jüdische Gemeinde 114 Mitglieder, von denen mindestens 50 von den Nationalsozialisten ermordet wurden — wurden Programm und Betreuung der Gäste allein von der Stadtverwaltung organisiert.

Neben Stadtrundgang und Ausflügen in die Umgebung waren Höhepunkte vor allem der offizielle Empfang im Rathaus durch Bürgermeister Heinz-Wilhelm Quentmeier und die Eröffnung der von Henry Maitek konzipierten Fotoausstellung "Zwischen Kreuz und Davidstern" in der Volkshochschule. Beim Begegnungsabend mit Christen im Gemeindehaus der Liebfrauenkirche, so schrieb die örtliche Zeitung kritisch, war es leider zu sehr "dem Zufall zu verdanken, daß der Nachbar Jude war" und man miteinander ins Gespräch kam.

Was den Artikeln der regionalen Presse nicht zu entnehmen ist — die emotionale Bewegung innerhalb der kleinen Gästeschar — drückt sich dafür in manchen Dankesbriefen umso deutlicher aus. "Wir müssen ehrlich gestehen: Ihre Gastfreundschaft war 'outstanding'", dankte Eric Stoerger, Mitglied im Direktorium des "New World Club" in New York, dem Stadtdirektor Hendrix, "obwohl, besonders für meine Frau, die Darbietungen emotionell ziemlich aufwirbelnd und anstrengend waren. Ihr Programm im Rahmen der 'Jüdischen Woche' war mustergültig und bewundernswert."

Am radikalsten und ehrlichsten äußerte sich Frau Dr. Vera Obermeyer, aus Deutschland nach San Francisco, Kalifornien emigriert, wo sie heute als Psychologin tätig ist, in einem Essay, der in gekürzter Fassung als Leserbrief im November 1988 im *Aufbau* erschien:

"...It has taken me until now to work through my hatred of the Germans — all Germans born before December 7, 1929, my birthdate (in Berlin). For my doctoral dissertation at the California Graduate School of Marital and Family Therapy in San Rafael, CA. I chose to investigate the marriage patterns of children of Jewish Holocaust survivors. I was examining the past instead of running away. Then a door opened as a result of an invitation from Bad Salzuflen, which my husband Walter (its native son) and I received in December 1987 and which we accepted.

The letter of invitation from Bürgermeister Heinz-Wilhelm Quentmeier and Stadtdirektor Dr. Gerd Peter Hendrix acknowledged the difficulty of our returning to Germany, a country from which we, as Jews, fled some 50 years ago. During our week's stay we were invited to several Jewish cultural events: a Dutch cantor, Chaim Storosum (his wife is a survivor of Auschwitz), conducting three young Dutch Christians in the singing of old Yiddish songs and Israeli tunes in the beautiful 'Konzerthalle': Ms. Stella Avni (an Israeli emigrant returned to Germany) feelingly reciting the words of the Jewish poetesses Rose Ausländer, Hilde Domin, Else Lasker-Schüler and Nelly Sachs in another memorable evening; and a visit to a Gymnasium to view a "Documentation of the History of Jews from Germany".

We were amazed at the interest and concern shown by the students and at the extent of their research concerning Jews. I wondered whether the students also questioned their own grandparents, aunts and uncles as to their past. A farewell banquet, following the laying of a wreath at the site of a former synagogue (destroyed during Kristallnacht), brought our emotional week to a conclusion. Our German hosts and their Jewish guests, dining at the elegant Maritim Hotel, seemed to feel good about the "Jüdische Besuchswoche." My husband and I felt at peace with our past and ourselves".

Bochum

Seit dem Jahr 1979 lädt die Stadt ehemalige Bürger aus Israel ein, die bisher von etwa 20 Ehepaaren angenommen wurde. Da *Aufbau* nur der Antwortbrief von Oberstadtdirektor Rosenfeld zum Ablauf des Besuchsprogramms vorliegt, sei er an dieser Stelle zitiert:

"Die Einladungen zu einem Besuch werden von Oberbürgermeister Heinz Eitelbeck ausgesprochen. Er lädt Ehepaare bzw. Einzelpersonen ein, die heute in Israel leben und zum Zeitpunkt der Emigration mindestens ein Jahr in Bochum wohnhaft und mindestens zehn Jahre alt waren.

"Bisher konnten alle heute in Israel lebenden ehemaligen jüdischen Bewohner Bochums, welche sich an Oberbürgermeister Eitelbeck gewandt haben, von diesem eingeladen werden. Ein Warteliste besteht nicht. Jedoch sind noch mehrere Einladungen ausgesprochen, die von den Eingeladenen aus persönlichen Gründen nicht wahrgenommen wurden.

"Diejenigen, welche aufgrund der Einladung des Oberbürgermeisters Bochum besuchen, werden von der Stadt Bochum betreut. Es wird ein Besuchsprogramm ausgearbeitet, das individuell auf die Wünsche der Besucher abgestellt ist. Die Besucher werden auf Kosten der Stadt Bochum (insgesamt etwa DM 30.000,-) in einem Hotel untergebracht und erhalten ein pauschales Tagegeld. Diese Leistungen sind auf sieben Tage begrenzt."

* * *

Bonn

Beim 9. Empfang der ehemaligen jüdischen Bürger in der Bundeshauptstadt im Jahr 1988 waren zum ersten Mal nur noch Gäste dabei, die alle aus eigener Initiative und auf eigene Kosten wiedergekommen waren. Und unter den 29 Besuchern waren immerhin zehn, die jedes Jahr teilgenommen hatten. Oberbürgermeister Dr. Hans Daniels nannte sie bei seiner Begrüßungsansprache, die wie jedes Jahr im Gobelinsaal des Rathauses stattfand, "den eisernen Kern, von dem ich auch hoffe, daß er weiter durchhält".

Der große Zuspruch der jüdischen Gäste an der Einladungspraxis der Stadt Bonn seit dem Jahr 1980 ist wohl wirklich, wie Willi Field, von Anfang an dabei, im Jahr 1987 in seiner Dankesrede sagte, "ein sicheres Zeichen dafür, wie schön uns die Stadt Bonn alljährlich unseren Aufenthalt gestaltet. Sie werden sich vielleicht fragen", fuhr er beim ebenfalls alljährlichen Empfang des Bundespräsidenten in der Villa Hammerschmidt fort, "warum es uns trotz der schrecklichen Vergangenheit immer wieder in die alte Heimat zieht. Herr Dr. Daniels hat dieses bei unserem ersten Treffen richtig formuliert: Man wollte uns die Hand zur Versöhnung reichen, und im Namen aller ehemaligen jüdischen Bonner Bürger reiche ich Ihnen meine Hand."

Bis zum Jahr 1990 waren insgesamt 709 frühere Bürger Gäste Bonns, für die die Stadt bei ihrem ersten Besuch jeweils sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten trug (insgesamt etwa 1.6 Mio. DM). Bei der Vorbereitung des Programms arbeiteten immer das Presse- und Werbeamt der Stadt, die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der *Verein an der Synagoge* zusammen. Daß immer mehr der von Daniels angeschriebenen Emigranten die Einladung annahmen, hängt wahrscheinlich mit den positiven Berichten derjenigen zusammen, die hingereist waren.

Auf Initiative der christlich-jüdischen Gesellschaft wurde die Woche jeweils mit einer jüdisch-christlichen gottesdienstlichen Feier eröffnet. Daß diese Feier in einer Kirche, der Namen-Jesu-Kirche, stattfand, konnte erst im Laufe der Jahre von allen Gästen akzeptiert werden: erst 1987 nahmen alle von ihnen daran teil. Ein weiterer wesentlicher, von der Gesellschaft organisierter Programmpunkt, war ein Treffen mit jungen Bürgern, nicht nur mit Schülern, sondern darüber hinaus mit Soldaten, Wehrdienstverweigerern und Johanniter- und Rot-Kreuz-Krankenschwestern.

Nach Aussagen von Bettina Fahr, Geschäftsführerin der Gesellschaft, hatten sich die Gäste über die "erstaunliche Unkenntnis, (...) allerdings geradezu unbegreifliche Unkenntnis" gewundert, die immer noch da sei. "Im Verlauf des

Bar Mitzwa-Feier nach orthodoxem Ritus im neu aufgebauten jüdischen Gemeindezentrum in Dortmund.

Abends, der sehr viel länger dauerte, als wir ihn angesetzt hatten, haben sie einfach gefragt, wie war es damals. Einfach ein nachgeholter Geschichtsunterricht."

* * *

Dortmund

Im Auftrag von Oberbürgermeister Günter Samtlebe schrieb Herr Dieckerhoff vom Stadtamt für Angelegenheiten des Rates und des OB an *Aufbau:*

"Seit 1972 lädt die Stadt Dortmund aufgrund einer Empfehlung des Ältestenrates ihre ehemaligen Bürger, die aus Verfolgungsgründen nach dem 30. Januar 1933 Dortmund verlassen mußten, zu einem Besuch ihrer alten Heimatstadt ein.

Diese Aktion hat beim angesprochenen Personenkreis eine sehr positive Resonanz gefunden und wird als beispielhafte Maßnahme ideeller Wiedergutmachung und als ein Beitrag zur Völkerversöhnung angesehen.

Neben einer Pauschalsumme von 1.500 DM (dieselbe Summe wird zusätzlich für eine Begleitperson eigener Wahl gezahlt) wird den Besuchern ein individuelles Besuchsprogramm angeboten.

Hierzu gehören neben der Teilnahme an einer Stadtrundfahrt die Möglichkeit zu einer Theatervorstellung und zum Besuch von Westfalenpark und Tierpark.

Außerdem erhalten die Gäste bei ihrem Besuch ein Erinnerungsgeschenk der Stadt Dortmund und — falls möglich — empfängt der Oberbürgermeister bzw. seine Stellvertreter die Gäste zu einem Gespräch. Diese Besuche werden vom Büro des Oberbürgermeisters organisiert.

Aufgrund vieler Nachfragen über die Möglichkeit eines Wiederholungsbesuches wurde zum 11. Januar 1989 diese Möglichkeit in das Programm aufgenommen. Ehemalige Dortmunder Bürger, die schon einmal mit Unterstützung unsere Stadt besucht haben, erhalten somit die Möglichkeit, ein zweites Mal zu kommen.

Als Reise- bzw. Unterkunftsbeihilfe wird eine Pauschalsumme von 1.000 DM (diesmal ohne Zuschuß für eine Begleitperson) in Dortmund ausgezahlt.

Bisher haben über 750 Personen von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Hinzu kommen rund 30 Personen, die das Angebot des Wiederholungsbesuches angenommen haben.

Der überwiegende Teil der Besucher (fast 50 Prozent) kommt aus Israel. Die nächst größere Gruppe aus den USA/Kanada mit rund 200 Personen und die übrigen Besucher verteilen sich auf Südamerika, Südafrika und Europa."

(Siehe Foto auf Seite 36)

* * *

Düren

Anfang des Jahres 1988 beschloß der Stadtrat auf Initiative der SPD, alle ehemaligen jüdischen Bewohner in der Woche vom 30. August bis 6. September auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa DM 200.000) einzuladen. Bürgermeister Josef Vosen schrieb in seinem Einladungsbrief: "In diesem Jahr gedenken wir im besonderen, in Schuld, Trauer, aber auch in Hoffnung des 50. Jahrestages der schändlichen Taten gegenüber der jüdischen Gemeinde, ihrer Synagoge — unserer ehemaligen Mitbürger."

Es war auch erst im Jahr 1988, daß die

Landesrabbiner Abraham Hochwald hielt die Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof Dürens, der von der Kultusgemeinde Aachen verwaltet wird.

Errichtung eines Mahnmals anstelle der im November 1938 zerstörten Synagoge bei dem Bildhauer Ulrich Rückriem in Auftrag gegeben wurde. Erste Anregungen dazu hatte es bereits 1965 von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes gegeben. 1985 wurden sie von der Friedensinitiative erneuert. — Rückriem bildete zehn gleiche Stelen, die an zehn verschiedenen Orten der Stadt aufgestellt wurden. Die Orte erinnern an Schauplätze des Dritten Reiches, deren Geschichte in einem ausgezeichneten, von der städtischen Pressestelle herausgegebenen "Wegweiser" beschrieben sind.

Ebenfalls erst im Jahr 1988 wurde Frau Naomi Wolf vom Städtischen Kulturamt beauftragt, die erste Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Dürens zu erstellen. Durch die Recherchen der gebürtigen Israelin konnten etwa achtzig Emigranten angeschrieben werden. 51 von ihnen sagten zu, 39 Personen begleiteten sie. Mitarbeiter der Stadt und der Regionalstelle Düren des Katholischen Bildungswerkes boten Veranstaltungen zum Thema "Zwischen Kreuz und Davidstern" an, um die Bevölkerung auf den Besuch vorzubereiten. Denn um 1933 hatten 380 Juden in Düren gelebt; heute gibt es hier kein jüdisches Leben mehr.

Die Gäste wurden in Hotels und bei Gastfamilien untergebracht. Ein Programm war vorbereitet worden, das ihnen "Düren, wie es einmal war" in einem Diavortrag und das neue Düren in Besichtigungen und Kulturabenden zeigte. Düren war durch Bombenangriffe im November 1944 völlig zerstört worden. — Viel Zeit hatte man für Begegnungen und Gespräche eingeplant. Alle Dürener kannten das Programm, waren zu allen Veranstaltungen eingeladen und scheinen auch zahlreich erschienen zu sein.

"Insgesamt kann man sagen," erinnerte sich ein Besucher in einem *AUFBAU*-Artikel: "Die Tage verliefen in einer ungetrübten, freundschaftlichen Atmosphäre. (...) Manchem fiel der Abschied schwer — auf beiden Seiten. Die Kontakte sollen und werden über alle Entfernung hinweg weiter gepflegt werden."

* * *

Düsseldorf

Beim Empfang im Düsseldorfer Rathaus 1990. Im Hintergrund Oberbürgermeister Josef Kürten.

Die Stadt Düsseldorf hat zwei verschiedene, bis heute aktive Programme. Einmal lädt sie seit 1971, auf Initiative des Stadtrates, Einzelreisende aus aller Welt ein. Mit einem Zuschuß zur Reise und Ausgleich der Aufenthaltskosten können sich die ehemaligen Bürger die frühere Heimatstadt selbst neu erschließen. Ihnen wird, außer einer Stadtrundfahrt, kein eigenes Besuchsprogramm angeboten. Die Gäste erhalten Karten für Theater oder Oper, und sie sind eingeladen, auf eigenen Wunsch beim Bürgermeister vorzusprechen. Leider ist die Warteliste noch so lang, daß die Bitte mancher ehemaliger Düsseldorfer, noch ein zweites Mal zu kommen, bisher nicht erfüllt werden konnte.

Im Jahr 1983, als der damalige Oberbürgermeister Josef Kürten in Haifa das Heinrich-Heine-Haus eröffnete, lud er die dort lebenden ehemaligen Düsseldorfer zu einem Besuch in die frühere Heimatstadt ein. Das war der Auftakt für den regelmäßigen Aufenthalt einer größeren israelischen Gruppe in Düsseldorf, zu denen seit 1987 Juden aus Südamerika, Kanada, USA, Australien und Südafrika kamen. Das städtische Werbe- und Wirtschaftsförderungsamt unter der engagierten Leitung von Renate Bartlett kümmert sich um das Auffinden der Adressen, Vorbereitung von Anreise und einwöchigem Aufenthalt und um ein umfangreiches Programm. Hilfreich zur Seite stehen ihr dabei die Vorstandsmitglieder des Freundeskreises Düsseldorf-Haifa und die jüdische Gemeinde, der, im Vergleich zu 5.500 Mitgliedern um 1933, im Jahr 1990 1.500 Juden angehörten. Die bezahlten Zuschüsse zur Reise und gesamten Aufenthaltskosten für etwa tausend Besucher beliefen sich bis 1990 auf 1.120.000 DM.

Zum Programm gehört alljährlich die Begrüßung im Rathaus durch Bürgermeister Kürten, der Empfang im Rathaus durch Oberbürgermeister Bungert und ein Empfang durch den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, in seinem eigenen Haus. Die jüdische Gemeinde lädt jedes Jahr zum von Landesrabbiner Hochwald geleiteten Schabbat-Gottesdienst und anschließendem Empfang mit Abendessen im Leo-Baeck-Saal ein. Dazu kommen Stadtrundfahrt und Ausflüge, Besuch des jüdischen Friedhofs, Besichtigung der Stätten vergangenen jüdischen Lebens beim Diavortrag, dem Gang durch das Nelly-Sachs-Haus, heute Altersheim der jüdischen Gemeinde, und Gespräche mit Schülern verschiedener Schulen.

Von den vielen Dankesbriefen, die Jahr für Jahr die Organisatoren und Betreuer erreichten, sei an dieser Stelle das Schreiben von Miriam Efz abgedruckt. Miriam Efz, Tochter von Arthur Kaufmann, Maler und Mitbegründer der Künstlergruppe "Junges Rheinland", war im Mai 1990 zusammen mit ihrem Enkel Gustavo von Nova Friburgo (Brasilien) nach Düsseldorf gereist. An Renate Bartlett gingen folgende Worte:

"Liebe Renate,

nun sind es schon 2 Wochen, seitdem wir 'Auf Wiedersehen' gesagt haben. Die 8 Tage in Düsseldorf mit den ehemaligen jüdischen Mitbürgern, von Dir mit so viel Liebe ausgetüftelt, waren unglaublich! Nie werde ich die Menschen, Empfänge, Unterhaltungen, Ausflüge und Superverpflegung vergessen. Die tragischen Erinnerungen lassen mich jetzt plötzlich nachts wieder wach werden. Der 10. November

1938, in der Schilderung von Rabbiner Max Eschelbacher, geht mir nicht aus dem Kopf.

Wieso haben meine Eltern, liberal und links, Künstler, ohne Religion, gleich erfaßt, daß man so schnell wie möglich dieses Land verlassen mußte!? Nach 1935 und den Nürnberger Gesetzen war noch weniger Zweifel möglich als 1933. Also wieso, warum konnten die Rabbiner nicht ihre Gemeinden früher davon überzeugen, daß nur die Auswanderung eine Rettung war?

Je mehr man über diese grausigen Jahre wieder nachdenkt, um so weniger versteht man sie. Leider haben die materiellen Interessen vielen Menschen das Leben gekostet. Unter den schon Ausgewanderten war es auch interessant zu beobachten, wie die Reichen oder vorher sehr wohlhabenden Juden immer sehr viel mehr Mitleid erregten als die Armen oder politischen Flüchtlinge.

Liebe Renate, hiermit möchte ich für die Reise, die schönen und interessanten Tage, nochmals herzlich danken, auch im Namen von Gustavo. Mit herzlichen Grüßen. Deine Miriam."

* * *

Duisburg

Auf Initiative ehemaliger jüdischer Bürger begann die Stadt im Jahr 1972 ein Einladungsprogramm, das bis heute fortgeführt wird. Bis zum Jahr 1993 waren etwa 300 Gäste aus aller Welt nach Duisburg gekommen. Die Stadt zahlt einen Zuschuß zur Reise und übernimmt sämtliche Aufenthaltskosten. Betreut werden die Besucher von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und der Jüdischen Gemeinde Mülheim-Duisburg-Oberhausen, die heute etwa 650 Mitglieder zählt. Um 1933 lebten 2.496 Juden in Duisburg.

Die aus Israel, den Vereinigten Staaten, Kanada, Südamerika, Südafrika, Australien und mehreren westeuropäischen Ländern kommenden Gäste erhalten für den einwöchigen Aufenthalt in Duisburg ein Besuchsgeld von 200 DM sowie Reisekostenzuschüsse, gestaffelt nach Ländern, von 300 bis 2000 DM.

Die Gäste in Hamm besuchten im Mai 1989 zusammen mit Oberbürgermeisterin Sabine Zech (vorne Mitte) das Schloß Oberwerries.

Essen

Seit 1981 alljährlich bis 1994 lädt die Stadt Essen ihre ehemaligen jüdischen Bewohner für eine Woche ein. 173 Besucher und je eine Begleitperson hatten bis zum Jahr 1990 das Angebot angenommen. Die Stadt zahlt einen Zuschuß zur Reise und übernimmt die gesamten Kosten für Übernachtung, Frühstück und Programmablauf, die sich bis 1990 auf 605.781 DM beliefen. Organisiert und durchgeführt wird die Veranstaltung seit 1984 von der "Mahn- und Gedenkstätte Alte Synagoge" in enger Zusammenarbeit mit der jüdischen Kultusgemeinde.

Im Jahr 1959 hatte die Stadt Essen das Gebäude der Synagoge von der jüdischen Gemeinde erworben, die für sich eine kleinere, neue Synagoge baute. Von einstmals etwa 5.000 Mitgliedern zählt die jüdische Gemeinde heute nur noch 120. Am 9. November 1980 wurde die nun sogenannte Alte Synagoge zur Mahn- und Gedenkstätte sowie zum historisch-politischen Dokumentationsforum neu gestaltet. Die Betreuer dieser Gedenkstätte waren auch die Betreuer der Gäste. Unter der Leitung von Angela Genger und Benno Reicher, dem stellvertretenden Vorsitzenden der Gemeinde, wird versucht, alljährlich Alternativen zum rein touristischen Programm zu bieten.

Die Gäste der Stadt Essen besuchten 1990 auch den Düsseldorfer Landtag.

Ein besonderer Programmpunkt sind ein- bis zweistündige Interviews mit den Gästen durch MitarbeiterInnen der Alten Synagoge. Eine weitere Besonderheit ist die Stadtrundfahrt. Diese "Fahrt zu den Stätten der Erinnerung" ist offen für die individuellen Wünsche der Gäste. Begegnungen mit Essener SchülerInnen kommdazu, sowohl als Diskussionen der Gesamtgruppe wie auch als Gespräche von zwei bis drei Gästen in einzelnen Klassen. Höhepunkt am Ende der Woche ist dann der gemeinsame Gottesdienst in der neuen Synagoge an der Sedanstraße, gehalten von Landesrabbiner Abraham Hochwald.

* * *

Hamm

Als die Stadt ihre ehemaligen jüdischen Bürger das erste Mal im 50. Gedenkjahr der Reichspogromnacht — in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannte auch die Hammer Synagoge aus und wurde danach nicht wieder aufgebaut — hatte sie ihre Einladungsbriefe so kurzfristig verschickt, daß nur etwa sechs Personen ihr Kommen zusagen konnten. Dafür waren es ein Jahr darauf gleich vierzig einstmals aus Hamm Vertriebene, die das Angebot annahmen, in Begleitung ihrer Ehepartner oder Kinder auf Kosten der Stadt ihre frühere Heimat noch einmal für eine Woche zu besuchen. Es kam noch zu einer dritten und vierten Besuchswoche in den nachfolgenden Jahren, an der auch solche ihre Teilnahme zusagten, die in den Jahren zuvor ganz sicher waren, niemals zurückkehren zu wollen. Berichte der anderen hatten diese Wirkung gezeigt. Die städtischen Ausgaben beliefen sich bis Ende 1990 auf etwa 70.000 DM.

Ein Arbeitskreis aus Politikern, Stadtverwaltung und engagierten Bürgern hatten den ersten und alle weiteren Besuche vorbereitet. Die Adressen hatte die Stadt von Mechthild Brand erhalten, die bereits in den 60er Jahren eine Examensarbeit über Juden in Hamm veröffentlicht hatte. Viel Zeit für private Begegnungen mit Bürgern wurde in das Besuchsprogramm eingeplant. Man beschränkte sich auf zwei offizielle Termine, Empfang und Verabschiedung durch Oberbürgermeisterin Sabine Zech im Schloß Oberwerries, eine Stadtrundfahrt, einen Ausflug zur Möhne, Gespräche mit Schulklassen und den Besuch des jüdischen Friedhofs. In Hamm gibt es keine jüdische Gemeinde mehr. Von 350 Juden im Jahr 1933 leben hier heute nur etwa zehn.

Drei Ausstellungen fielen in die Jahre der Begegnungswochen. Die erste, "Spuren der Reichskristallnacht", wurde im Beisein der jüdischen Gäste eröffnet. Zwei Wanderausstellungen waren jeweils gerade auf Station in Hamm: über Anne Frank und über "Justiz im Dritten Reich". Ausstellungen über die Geschichte der Hammer Juden konnten Jahr für Jahr besucht werden. Im Jahr 1989 nahmen die Gäste an der Einweihung eines Mahnmals auf dem Santa-Monica-Platz teil, an dessen Stelle von 1868 bis 1938 die Synagoge gestanden hatte.

Die Autorin Mechthild Brand schrieb am Ende des vierten Besuchsjahres in der jüdischen *Allgemeine:*

"Zu den ersten Gästen gehören zwei der drei überlebenden KZ-Opfer, die Riga und Stutthof durchlitten haben und sich nun zum erstenmal nach dem Krieg in Hamm wiedersehen. Eine der zwei Frauen findet in der Ausstellung "Spuren zur Reichskristallnacht" die Judenkennkarten ihrer Brüder und mit ihnen die einzigen Fotos, die sie seitdem von den Brüdern besitzt. Allein dafür, so ist sie sicher, hat sich für sie der Weg gelohnt.

Die Vergangenheit ist oft greifbar, und sie wird bewußt gesucht. Es sind die alten Plätze der Stadt, die früheren Wohnhäuser oder Wohnviertel, an die sich gute und böse Erinnerungen knüpfen. So bittet eine Frau der zweiten Besuchergruppe um Begleitung auf einem Weg durch die Innenstadt. Was zunächst wie ein Stadtbummel beginnt, wird bald zur irritierten Suche, denn die Straßenzüge sind nach dem Krieg verändert worden. Nach einigem Hin und Her geht der Weg in Richtung Polizeipräsidium — und plötzlich wird die Intention klar. Die Frau ist wegen "Rassenschande" auf der Straße verhaftet und zur Polizei geschleppt worden. Nun geht sie denselben Weg noch einmal — frei, unbehelligt und unbeachtet. Vor dem Polizeipräsidium dreht sie sich um, offenbar grenzenlos erleichtert."

* * *

Ingelheim

Die ehemaligen jüdischen Bewohner Ingelheims wurden nie offiziell von der Stadt eingeladen. Die Stadtverwaltung unterhält jedoch, wie es in einem Brief an *AUFBAU* heißt, "seit 1952 Kontakte zu unseren Juden". Ingelheim lädt "seine" Juden in ihre alte Heimatstadt ein, wenn sie in Deutschland sind. Sie werden dann von der Stadt und dem Deutsch-Israelischen Freundeskreis betreut und erhalten Geschenke zur Erinnerung.

Zweimal jährlich versendet die Stadt an 31 Emigranten Neuigkeiten aus Ingelheim, im Herbst verbunden mit Glückwünschen zu Rosh ha-Schana. Im März 1972 hatte der damalige Bürgermeister Oehlschlägel in der Nähe des Standorts der im November 1938 zerstörten Synagoge eine Gedenktafel enthüllt. Sie enthält die Inschrift: "Hier stand die Synagoge der jüdischen Gemeinde Ingelheim. Sie wurde am 9. November 1938 zerstört." Bis heute gibt es keine ergänzenden Worte dazu, wer und warum in Ingelheim die Synagoge zerstörte und die etwa 135 Gemeindemitglieder verfolgte.

Im März 1991 brachte Hans-Georg Meyer, Gründer des Deutsch-Israelischen Freundeskreises *Es darf kein Efeu darüber wachsen* heraus, ein Buch zur Geschichte der drei Ingelheimer Judenfriedhöfe. Der Autor versuchte seit 1983, die Geschichtsschreibung über die jüdische Gemeinde in Gang zu bringen. Im Juli 1991 veröffentlichte er die 26 Seiten starke Broschüre *Die jüdische Bevölkerungsentwicklung in Ingelheim 1364-1950.* Im April 1992 erschien dann die Arbeit von Robert Blum *Die jüdischen Familien in Ingelheim von 1798 bis 1942.*

* * *

Jülich

Vom Ökumenischen Arbeitskreis, zusammengesetzt aus Bürgern katholischen, evangelischen und freikirchlichen Glaubens, wurde die Idee vorgebracht, alle ehemaligen jüdischen Bürger einmal einzuladen. Der Stadtrat folgte der Bitte durch einstimmigen Beschluß. Der Arbeitskreis bereitete dann gemeinsam mit einer städtischen Arbeitsgruppe den Besuch von 13 Gästen und elf Begleitern für die Woche vom 17. bis 24. September 1986 vor. Im Jahr 1988 kam es zu einer zweiten Einladung, über die uns keine weiteren Angaben vorliegen. Für beide Besuche trug die Stadt Jülich, aus städtischen Mitteln und Spenden, sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten (insgesamt etwa 80.000 DM).

Am Anfang des mühevoll zusammengestellten Programms im Jahr 1986 stand der Empfang durch Bürgermeister Heinz Schmidt im Neuen Rathaus. Seine Begrüßungsansprache war persönlich und außergewöhnlich offen:

"(...) Wir wollen und können nicht verschweigen, daß die jüdischen Menschen auch in unserem Jülich größter Drangsal, Not und Verfolgung ausgesetzt waren (...) Das Schlimmste aber wartete auf jene, die nicht die Stadt und Deutschland verlassen konnten oder wollten. Sie wurden in eine Villa bei Kirchberg zusammengetrieben und später in die Konzentrationslager gebracht, wo sie fast alle ermordet wurden.

Wir wollen auch bekennen, daß Jülicher Bürger Schuld an dieser unbeschreiblichen Not, an der Angst, am Leid und letztlich auch am Tod jüdischer Menschen haben."

Landesrabbiner Hochwald versicherte in seinem anschließenden Grußwort im Namen der acht jüdischen Gemeinden von Nordrhein, die im Umkreis existierten, "daß die herzlichen Worte des Herrn Bürgermeister Schmidt die allgemeine Gesinnung der Jülicher Bevölkerung voll und ganz widerspiegeln". Er habe das selbst drei Jahre zuvor in der Gedenkfeier am 9. November 1983 erfahren, wo er "von dem Ernst und von dem Engagement ergriffen war, mit dem die Bürger dieser Stadt diese Kundgebung gestaltet und durchgeführt haben". Die Synagoge war im November 1938 zerstört worden. Heute gibt es in Jülich keine jüdische Gemeinde mehr. Um 1933 lebten hier 65 Juden.

Die Jülicher Bewohner waren zu den meisten Veranstaltungen geladen. Zweihundert von ihnen nahmen an der Feier auf dem jüdischen Friedhof teil. Anschließend gedachte man gemeinsam an der Gedenktafel in der Grünstraße, wo ehemals die Synagoge stand. Die Tafel war am 9. November 1983 auf Anregung des ökumenischen Arbeitskreises angebracht worden. Neben Spaziergängen, Ausflügen in die Eifel und nach Aachen und einer Schifffahrt auf dem Rursee blieb viel Zeit für Begegnungen untereinander und mit den Bewohnern. Dem Sabbatgottesdienst in der Aachener Synagoge folgte am Sonntag ein ökumenischer Gottesdienst, an dem auch Landesrabbiner Hochwald teilnahm. Zum Abschied überreichten die Gäste einen Umschlag mit 2.600 DM, gesammelt für das damals geplante neue Stadtmuseum, für das sie außerdem Bilder und Dokumente ihres Lebens in Jülich zur Verfügung stellen wollten.

Ihre Dankbarkeit für die Reise in ihre frühere Heimatstadt hatte Martha Voss, im Anschluß an ihre Rückkehr nach New York, gegenüber *Aufbau* so geschildert: "Ich bin so froh, daß ich gefahren bin. Meine Entscheidung bedeutet nicht, daß ich deswegen vergessen muß, was damals geschah. Aber man kann doch wenigstens vergeben. Jeder von uns wurde von Jülicher Bürgern privat eingeladen. Es kam zu Gesprächen und Diskussionen, bei denen mir klar wurde, daß diese Generation von Deutschen mit dem Geist der Hitler-Zeit nichts gemein hat (...) Der Acht-Tage-Aufenthalt war von einer Anteilnahme erfüllt, die unmöglich gespielt sein konnte."

* * *

Kleve

Von Max Gonsenheimer, heute in Haifa lebend, ging die Initiative aus. Als Roland Verheyen, Vorsitzender der Gesellschaft für internationale Begegnungen, 1976 zu einem Jugendtreffen in Israel war, kam ihm, wie er der Zeitung *Rheinische Post* berichtete, "spontan der Gedanke, Kontakt zu Juden aufzunehmen, die in Kleve gelebt hatten. Er gab in drei israelischen Zeitungen Suchanzeigen auf. Gonsenheimer meldete sich bei Verheyen. "Es war rührend, wie mich Max Gonsenheimer bei unserem ersten Treffen auf Kleefs Platt ansprach. Verheyen wurde von ihm gebeten, alle Emigranten einmal in ihre alte Heimatstadt einzuladen. Elf Jahre später in einer Weihnachtskarte erinnerte Gonsenheimer Verheyen an dieses Gespräch in Haifa. Im folgenden Jahr 1988 bereitete sich die Stadt auf den 50. Jahrestag des November-Pogroms vor. Die Anregung traf nun auf offene Ohren und die Einladung wurde vom Stadtrat beschlossen.

Kleve tat sich mit den Nachbarstädten Emmerich und Kalkar zusammen, denn "viele Juden gingen zwar in Kleve zur Schule, sind aber in Kalkar geboren", begründete Verheyen. 33 der angeschriebenen Emigranten mit Begleitern nahmen die Einladung nach Kleve an, zusätzlich waren Emmerich mit 16 und Kalkar mit 13 vertreten. Ein Arbeitskreis mit Bürgern aus Emmerich, Kalkar und Kleve, von Stadtverwaltungsdirektor *Herbert Thiel* aus Kleve geleitet, erarbeitete ein Besuchsprogramm für die Woche vom 31. August bis zum 6. September 1989. Die Städte trugen sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten.

Als Bürgermeister Gert Brock die Gäste bei einem Festakt im Museum "Haus Koekkoek" begrüßte, nannte er das Treffen "ein historisches Ereignis". Zugleich sei er sich "bewußt, daß die Freude über unsere Begegnung nicht das Wissen um vergangenes Leid, um vergangene Schuld auslöschen kann und darf." Daß viele Jahre nach der Anregung aus Haifa ins Land gehen mußten, begründete Brock mit den Worten: "Andererseits mußten wir Klever von heute unsere Befangenheit überwinden, die aus dem Wissen um die große Schuld des deutschen Volkes gegenüber den früheren jüdischen Mitbürgern erwachsen ist." Zum Dank hatten Max Gonsenheimer und Heinrich Mandelbaum bereits vor ihrer Reise 36 Bäume in Jerusalem pflanzen lassen.

Ein Programmpunkt war die Gedenkfeier am Platz der ehemaligen Synagoge. Gras hatte inzwischen den Platz überwachsen. Lebten einst ungefähr 150 Juden in Kleve, waren es im Jahr 1989 nur noch vier. Den Grundriß der Synagoge markieren vier in den Boden eingelassene Platten. Auf dem Hinweisschild steht: "Seit 1871 stand hier die Synagoge der jüdischen Gemeinde in Kleve. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde die Synagoge von den Nationalsozialisten zerstört." Die Stadt war nun dabei, über die spätere Gestaltung des Grundstücks nachzudenken. Brock kritisierte in seiner Ansprache den Vorschlag, hier eine Stadtbücherei zu bauen und einen Gedenkraum mit Literatur zur jüdischen Geschichte einzurichten. Damit wolle man Vorurteile durch Bildung überwinden.

Mandelbaum hatte, nach seinen Worten, "als einziger Jude, der jetzt nach Kleve zurückkehrte, die brennende Synagoge gesehen". Mit fünfzehn Jahren war er in die Niederlande geflüchtet und wurde von dort nach Bergen-Belsen verschleppt. Seine Eltern und seinen Bruder hatte er in Kleve zum letzten Mal gesehen. Als er im Namen der jüdischen Gäste bei der Feier sprach, bat er die Bürger Kleves um Antwort auf die Frage: "Wie konnte es nur passieren, wieso hat die große Mehrheit *der Klever weggehört, weggesehen und* auch weggedacht, ohne sich dem eigenen Gewissen zu stellen?"

Bereits einige Jahre zuvor hatte Gonsenheimer für den Klever katholischen Priester Wilhelm Frede in Israel einen Baum in der "Allee der Gerechten" pflanzen lassen und Zweige an Fredes Tochter, Mechthilde Pelzer, geschickt. Frede hatte bis zum Jahr 1941 jüdische Bürger geschützt und versteckt, wurde dann verhaftet, ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt, wo er nach Folterungen 1942 im Alter von

Bürgermeister Gert Brock im Gespräch mit zwei Besuchern der Stadt Kleve im September 1989.

67 Jahren starb. Die Ehrung Fredes stand am vorletzten Tag der Besuchswoche auf dem Programm.

"Für den mannhaften Widerstand gegen das nationalsozialistische System, die persönliche Hilfe und den Einsatz für verfolgte jüdische Mitbürger sowie das stetige Bestreben, gegen alles offenkundige Unrecht anzugehen", steht in der Urkunde geschrieben, die drei Heimatvereine gemeinsam mit der Stadt Kleve an Wilhelm Frede verliehen. Mechthilde Pelzer nahm die nach einer Ballade von Goethe benannte Johanna-Sebus-Medaille entgegen. Frau Pelzer dankte für die Auszeichnung ihres Vaters. "Ich bin aber besonders glücklich darüber, daß die jüdischen Gäste bei der Verleihung anwesend sind."

* * *

Köln

Einladungen einzelner ehemaliger Kölner jüdischer Bürger gibt es seit 1975. Von 1986 an kontinuierlich lädt die Stadt Gruppen ein. Die erste und größte Gruppe kam aus den USA und wurde von Jerry Brunell, Präsident des 1924 gegründeten New World Club und Herausgeber der Exilzeitung *Aufbau*, geleitet. In den folgenden vier Jahren hatten vier Gruppen aus Israel die Einladung von Oberbürgermeister Norbert Burger angenommen. Während die Einzelreisenden aus aller Welt kamen, beschränkte sich die Stadt bei den Gruppen auf die beiden Länder, in die die meisten Emigranten geflüchtet waren. Erst bei den Gruppen übernahm die Stadt sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten für eine Woche. Wer einzeln nach Köln gefahren war, bekam nur Hotel- und Frühstückskosten für sich und eine Begleitung ersetzt. Bis zum Jahr 1990 waren 606 Besucher gekommen, für die Jahre 1986-1990 hatte die Stadt für die fünf Gruppen insgesamt 528.100 DM ausgegeben.

Im Büro des Oberbürgermeisters wurde jedes Jahr ein umfangreiches Programm zusammengestellt, an dessen Planung und Ausführung sich die jüdische Gemeinde und die kölnische Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit beteiligten. Mit 20.000 Mitgliedern um 1933 zählte diese jüdische Gemeinde einmal zu den größten in Deutschland. Heute leben etwa 1.350 Juden in Köln. Seit September 1959 kann die Gemeinde ihre Gottesdienste wieder in der alten Synagoge in der Roonstraße feiern. Auf dem Programm stand das umfassende Kennenlernen dieser alten, im Krieg zerstörten und wieder aufgebauten Stadt, ein Opernbesuch, der Schabbat-Gottesdienst in der jüdischen Gemeinde, Besuche in Familien der Mitglieder der christlich-jüdischen Gesellschaft, Diskussionen mit Schülern und ein Ganztagsausflug an die Mosel und den Rhein. Zu den wesentlichen Punkten gehörte auch der Besuch des Kölner NS-Dokumentationszentrums.

Jerry Brunell schrieb 1986 folgenden Dankesbrief an Oberbürgermeister Burger, der hier auszugsweise abgedruckt ist.

"Wir waren alle sehr beeindruckt von der physischen und seelischen Wiederaufbauarbeit, die nach dem greulichen Kriege geleistet worden ist. Die Vielzahl der Museen, die wieder völlig instandgesetzten Romanischen Kirchen, die ja immer ein besonderes Juwel dieser Stadt waren, die schöne große Synagoge in der Roonstraße, die früher von Dr. Adolf Kober betreut wurde, die neue Fußgängerzone, die vom Bahnhof bis zum Neumarkt durch die Hohe Straße und Schildergasse geht, und nicht zu vergessen die Sitzungen und Karnevalsbälle sowie den Rosenmontagszug. Dies alles haben wir mit offenen Augen und Sinnen aufgenommen.

Was uns besonders wohl tat und beeindruckt hat, waren die unglaubliche Freundlichkeit, Aufgeschlossenheit, Gastfreundschaft und vor allem die ausgestreckten Hände der jetzigen Kölner. Das übertraf alle unsere Erwartungen."

Beim Krefelder Abend im Stadtwaldhaus.

Beim Empfang im Kölner Rathaus im August 1988 tragen sich die Gäste ins Goldene Buch der Stadt ein.

Krefeld

Rolf Gompertz war elf Jahre alt, als er mit seiner Familie im Jahr 1939 aus Krefeld in die Vereinigten Staaten floh. Er wurde Journalist, zog nach Hollywood in Kalifornien, heiratete und hat mit seiner Frau drei Kinder. 47 Jahre vergingen "und wann immer ich in all den Jahren von Deutschland hörte oder an das Land dachte, schauderte ich unwillkürlich (...) Aber letztes Jahr passierte etwas, was mein Denken vollkommen veränderte", schrieb er im Juni 1987 in der Zeitung *Jewish Daily*.

"Hast du gehört, was Schüler in unserer Heimatstadt gemacht haben?", hatte ihn seine Freundin Ilse Wolfson im Frühjahr 1986 gefragt. Nach der "Reichskristallnacht" hatte sie mit ihrer Familie bei den Gompertz gewohnt, bevor sie alle nach Kalifornien emigrierten. Rolf Gompertz kondolierte zum Tod ihres soeben verstorbenen Mannes, als sie ihm eine 95 Seiten starke Broschüre in deutscher Sprache in die Hand gab: *Krefelder Juden in Amerika: Dokumentation einer Briefaktion*.

Im Jahr 1983 hatte Krefeld den 300. Jahrestag der Flucht von dreizehn Quäker- und Mennoniten-Familien vor religiöser Verfolgung und Auswanderung nach Philadelphia unter dem Motto "Dreihundert Jahre Deutsche in Amerika" gefeiert. Pastor Helmut Starck erinnerte in seiner Rede an ein anderes Datum: Vor 50 Jahren, als Hitler die Macht ergriff, begannen verfolgte Juden "ihre" Auswanderung. "Tatsache ist", sagte Starck, "daß die größte Gruppe von Krefeldern, die in den letzten 300 Jahren nach Amerika ausgewandert ist, unsere jüdischen Mitbürger waren."

Renate Starck, seine Frau, besprach mit ihren Schülern der elften Klasse des Gymnasiums am Moltkeplatz im Religionsunterricht, wie sie der Juden, die zur Auswanderung gezwungen worden waren, während des Jubiläums gedenken könnten. "Wir kennen die Adressen von mehr als vierzig Flüchtlingen, die heute in Amerika leben. Laßt uns an sie schreiben und in Kontakt kommen!"

Am 14. Januar 1983 versandten die Schüler 54 persönliche Briefe, 18 Emigranten antworteten auf die sensiblen Fragen: "Wir können uns vorstellen, daß Ihnen die Erinnerungen an diese Zeit schwerfallen (...) Trotzdem wollen wir dazu beitragen, daß (...) Ihr Schicksal während dieses Jahres der Erinnerung nicht vergessen wird (...) Welche Erfahrungen machten Sie in Krefeld vor und nach 1933? (...) Unter welchen Umständen verließen Sie die Stadt?" Den Briefwechsel und die Ergebnisse ihrer eigenen Nachforschungen schickten die Schüler an den Bürgermeister. "Wir wollen die Juden Krefelds nicht vergessen", schrieben sie und forderten ihn auf, aktiv zu werden.

Drei Jahre lang passierte nichts. Im Frühjahr 1986 dachte Rolf Gompertz über die Broschüre nach, die er gerade bekommen hatte. Ob er jetzt noch schreiben sollte? Er war so froh, daß weder er noch seine Eltern damals nach ihren Erinnerungen gefragt worden waren, und zugleich "bewegt" von dem ehrlichen Interesse der Schüler. Zweifel und Besinnung brachten ihn zur Entscheidung. "Ich begann zu schreiben. Diese Worte sind die mühsamsten, die ich je geschrieben habe: 'Liebe Krefelder Freunde...'" schrieb er an Renate Starck und ihre Klasse.

Als die Zeitung *Aufbau* von New York aus die Stadt Krefeld um Informationen über die Einladung von 128 ehemaligen jüdischen Bewohnern und ihren etwa 100 Begleitern in der Woche vom 29. Juni bis 7. Juli 1987 bat, bekam sie auf die Frage, von wem die Initiative zur Durchführung des Programms ausging, zur Antwort: "Vom Rat der Stadt Krefeld". Auch aus den vielen beigelegten Presseberichten geht kaum hervor, was Albert Doernberg aus Clearwater, Florida, nach seinem Besuch Krefelds in einem Brief an *Aufbau* schrieb: "Vor allem die Schüler überzeugten uns zu kommen".

Im November 1986 beschloß der Stadtrat, alle emigrierten jüdischen Krefelder auf einmal für eine Woche einzuladen. Planung und Organisation übernahmen die Stadt und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft war Norbert Heinrichs von der katholischen Kirche, zu den Mitgliedern zählten auch Pastor Helmut Starck und seine Frau Renate. In die nächsten acht Vorbereitungsmonate wurde alles hineingepackt, was die verantwortlichen Stellen bisher versäumt hatten.

"Einzelmaßnahmen" wurden beschlossen, wie die "Aufarbeitung" der Geschichte von Widerstand und Verfolgung in Krefeld von 1933 bis 1945 als Teil einer mehrbändigen Stadtgeschichte, die Aufarbeitung der Krefelder Stadtgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert sowie — auf gemeinsamen Beschluß des Stadtrates — anstelle eines zentralen Mahnmals die Errichtung eines Dokumentationszentrums. "Ein Historiker", berichtete die *Westdeutsche Zeitung* (WZ), "wird kurzfristig angestellt." — Warum erst jetzt?

Außerdem erhielten die "drei Gräberfelder (KZ-Opfer, Fremdarbeiter, Bombenopfer) jeweils ein Mahnmal. Alle drei müßten vor den Sommerferien zum Besuch der ehemaligen jüdischen Mitbürger fertig sein" (WZ). Die Gräber wurden hergerichtet, Hinweistafeln hergestellt, und die Ecke Markt- und Petersstraße für rund 165.000 DM neugestaltet und in "Platz der alten Synagoge" umbenannt.

Aus dem Buch *Krefelder Juden* haben die Schüler der Hauptschule Konnertzfeld zusammen mit ihrer Lehrerin Lotte Büschgens Namen und Lebenswege der ehemaligen jüdischen Bürger entnommen. Die Fäden führten entweder in die Deportationslager oder in Exilländer. So bereiteten sie sich auf die Besucher vor, die Anfang Juli nach Krefeld kamen.

Eigenartig ist auch die Sprache von Norbert Heinrichs in seinem Gesuch um gastgebende Familien. Er appellierte an Pflicht- und Schamgefühl der Katholiken und bat nicht um die Aufnahme von einzelnen Menschen, sondern um "die Anerkennung des Existenzrechts des jüdischen Volkes und das Bekenntnis zur gemeinsamen Nachkommenschaft Abrahams", daß darin "Ausdruck finden (kann), einen der Gäste mit seiner Begleitperson aufzunehmen".

Das Interesse der Bürger war groß. Über 100 Familien meldeten sich als Kontaktfamilien für die Gäste. 158.000 DM liefen auf das Spendenkonto der Sparkasse ein und machten es möglich, daß die Stadt die gesamten Reise- und Aufenthaltskosten der Besucher, insgesamt 350.000 DM, tragen konnte. Zu den Vorträgen der Reihe "Begegnung mit dem Judentum" kamen so viele Zuhörer, daß man von den Gemeinderäumen in die Kirche umziehen mußte. Der Ton der Redner war oft leise und sensibel, nachdenklich statt apostolisch.

Die Theologin Dr. Edna Brocke sprach zum Thema "Die jüdischen Feste". Der Begriff des "Dialogs" sei nicht genau, sagte sie, vielmehr gäbe es zwei parallel laufende Gespräche mit den beiden großen Konfessionen, selten einen Dialog zu dritt. Das Christentum sei keine Steigerung des Judentums. Und für die Gäste stünden theologische Fragen im Hintergrund. Tief seien ihre persönlichen Verletzungen.

Als die Besucher aus 18 Ländern am 29. Juni 1987 in Krefeld ankamen, hatten die intensiven Vorbereitungen die "Bürgerbewegung" erreicht, die sich Oberbürgermeister Dieter Pützhofen von Anfang an erhofft hatte. Fünfzig Gäste konnten ihrem Wunsch gemäß in Familien wohnen, alle Gäste hatten Krefelder als Begleiter und Gesprächspartner zur Seite, wann immer sie wollten. "In anderen Städten ist schon ähnliches gelaufen", sagte Johann Schwarz, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde (1.482 Mitglieder vor 1933, heute etwa 130), "aber ein solches Bürgerforum hat es noch nie gegeben. Wir haben auch nicht nur die Bürger getroffen, die immer bei allem dabei sind, sondern ganz neue Kreise."

Das Programm konzentrierte sich auf Gespräche. Neben den "Pflichtveranstaltungen", so Pützhofen, blieb viel Zeit für individuelle Initiativen, wie die des Lehrerehepaars, das Albert Doernberg und seine Frau Gertrud aus Florida während der ganzen Woche begleitete. Die Doernbergs genossen die private Fahrt ins Textilmuseum in Linn am Rhein und den Besuch des Archivs, wo ein Thora-Vorhang des 18. Jahrhunderts gereinigt und wiederhergestellt wird, um dann an Berlin, wo er nach 1945 gefunden wurde, zurückgegeben zu werden.

"In den späten Abendstunden", so Albert Doernberg, "trafen sich einige aus unserem Hotel immer mit Krefeldern an der Bar. Wir redeten, lachten und erholten uns von den Ereignissen des Tages. Wir fühlten uns wie eine Familie, die dies nicht auseinandergehen wollte." Viele Gespräche gab es mit Krefelder Schülern. Inge Wolfson begegnete den "ehrlichen, intelligenten und sensiblen" Fragen, die sie schon in der Broschüre von 1983 erstaunt hatten.

Drei Tage vor Abflug aus Kalifornien nach Krefeld fragte sich Rolf Gompertz in seinem Artikel "German city welcomes its Jews who fled", wie er sich damals in Deutschland verhalten hätte, wäre er kein Jude gewesen? Am Abschiedsabend an Bord des Schiffes "Stadt Düsseldorf" bedankte er sich im Namen aller Besucher bei den Gastgebern mit den Worten: "Wir kamen mit wenig Hoffnung und gehen mit zufriedenem Herzen. Wir haben gesehen, daß es nur eine einzige Antwort gibt: Liebe und Versöhnung."

* * *

Lemgo

"Auch in Lemgo mußte bis vor wenigen Jahren bejaht werden, was als Frage über einer Veranstaltungsreihe stand, die im Frühjahr 1986 stattfand: 'Juden in Lemgo — Vergessene Bürger?'" So schrieb Bürgermeister Wilmbusse in einem seiner regelmäßigen Briefe an die ehemaligen jüdischen Bürger, die in eben jenem Frühjahr erstmals offiziell zu Besuch waren. Was für die "Alte Hansestadt Lemgo" jahrzehntelang gegolten hat, änderte sich radikal und in wahrhaft vorbildlicher Weise Anfang der 80er Jahre. Dem persönlichen Engagement von Bürgermeister Wilmbusse und anderen kommunal- und kulturpolitisch führenden Bürgern war zu verdanken, daß man, wie Arie Goral in der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* schrieb, sich "in ebenso würdiger wie zurückhaltender Bestimmtheit, insbesondere ohne jede selbstgerecht sich dartuende und von der alltäglichen Wirklichkeit sich abhebende 'Wiedergutmachung'" um die Aufarbeitung der eigenen Stadtgeschichte bemüht.

Aus Anlaß der Ausstellung lud Lemgo auch ihre ins Exil gegangenen, "vergessenen" früheren jüdischen Bürger ein. Seitdem kommen Jahr für Jahr einige der wenigen Überlebenden der einstmals kleinen jüdischen Gemeinde (53 Mitglieder um 1933); bis zum Jahr 1990 waren sieben Personen in Begleitung auf Kosten der Stadt zurückgereist. Manche von ihnen kommen seitdem immer wieder. Für Karla Raveh, geb. Frenkel, die heute in Israel lebt, hat die Stadt im ehemaligen Wohn- und Geschäftshaus ihrer Familie eine Wohnung eingerichtet.

Karla Raveh-Frenkels Familie war in Auschwitz ermordet worden. In ihrem Buch *Überleben* hatte sie den Leidensweg ihrer Angehörigen und der Lemgoer Juden bis zur Deportation 1942 dokumentiert. Das Familienhaus war ab 1939 zu einem der sogenannten "Judenhäuser" erklärt worden. Am 9. November 1988 wurde in dem sanierter und umgebauten Haus eine Dokumentationsstelle über das "Leben der Juden in Lemgo" eröffnet. Frau Raveh reiste 1988 und 1989 — vielleicht auch in den folgenden Jahren — für je drei Monate nach Lemgo, führte Gruppen durch die Ausstellung und zahlreiche Gespräche mit Schülern.

In Anwesenheit ehemaliger Bürger konnte am 7. November 1987 eine Mahn- *und Gedenkstätte an der Stelle der ehema*ligen Synagoge eingeweiht werden. Der Architekt Wolfgang Michael Pax aus Hannover hatte sich an den Grundriß und die Ausmaße des in der Pogromnacht im November 1938 zerstörten Gotteshauses gehalten. Mit dieser Gedenkstätte soll, den offenen Worten des Bürgermeisters gemäß, "an das, was auch in unserer Stadt geschehen ist, [erinnert werden]: daß jüdische Mitbürger diskriminiert, daß sie verachtet und gequält wurden, daß viele von

Einweihung der Gedenkstätte in Anwesenheit früherer Bürger am 7. November 1987. Erinnerung "an das, was auch in unserer Stadt geschehen ist", erklärte Bürgermeister Wilmbusse.

ihnen von unserem Marktplatz aus den Gang in Konzentrationslager antreten mußten [...] Dem Wunsch unserer Bürger nach Gemeinsamkeit und Geborgenheit soll die Architektur bei der Gestaltung von Häusern, Straßen und Plätzen dienen. Ich wünsche mir sehr, daß dieser Synagogenplatz alsbald in das tägliche Geschehen in Lemgo integriert sein wird."

Zu den vielfältigen Realisierungen lebendiger Integration der eigenen Stadtgeschichte kam dann noch die Stiftung des mit 10.000 DM dotierten Christian-Wilhelm-Dohm-Preises hinzu. Der nach dem Vorkämpfer der jüdischen Emanzipation und Bürger der Stadt benannte Preis wird seit 1987 an junge Historiker vergeben, um ihre Arbeiten zur Geschichte Lemgos, "insbesondere zur Stadtgeschichte in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus", so Wilmbusse in seinem Weihnachtsbrief an die ehemaligen Bürger, zu fördern. Er schloß diesen Brief mit dem wiederholten Wunsch, den einen oder anderen ehemaligen jüdischen Bürger bald in Lemgo begrüßen zu dürfen.

* * *

Leverkusen

Aus Anlaß des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht lud die Stadt auch ihre damals geflüchteten jüdischen Bürger ein. Manche von ihnen waren in den Jahren zuvor schon einmal privat zurückgereist und hatten dabei an Oberbürgermeister Horst Henning die Bitte herangetragen, sie doch — nach dem Vorbild vieler anderer Städte — auch einmal alle gemeinsam offiziell einzuladen. Berthold Badler, der heute in Israel lebt, war einer von ihnen. Seine Eltern und seine beiden Geschwister waren während des Dritten *Reiches ermordet worden. Bevor* er sich beim offiziellen Empfang im Rathaus als erster ins Goldene Buch eintrug, sagte er:

"Vor drei Jahren habe ich dieses Treffen angeregt. Ich wollte, daß wir uns wenigstens einmal im Leben noch alle wiedersehen. Ich danken Ihnen, Herr Oberbürgermeister, sehr, daß Sie das ermöglicht haben. Als ich das Datum und den Anlaß erfuhr, den 9. November, da war das für mich zunächst emotional sehr schwer. Ich freue mich aber, daß ich jetzt hier bin. Uns wird gezeigt, daß das heutige Deutschland die schändliche Zeit nicht vergißt." Der Oberbürgermeister hatte in seiner Begrüßungsrede zuvor das Goldene Buch für die aus der Stadt Verjagten und nach dem Krieg in Leverkusen jahrzehntelang Verdrängten buchstäblich neu geöffnet:

"Wenn Sie das Goldene Buch der Stadt hier vor sich liegen haben, dann sollten auch Sie wissen, daß dieses Goldene Buch auch dunkle Kapitel beinhaltet, die nicht mehr lesbar sind, die aber auch Teil der Geschichte dieser Stadt sind. Ausgelöscht wurde in diesem Buch das Kapitel der NS-Vergangenheit unserer Stadt. Nun darf Geschichte nie aus der jeweils opportunen Betrachtung umgedeutet werden... Ihre Eintragung in das Goldene Buch der Stadt soll ein bewußtes Symbol sein, wieder in den Büchern unserer Gemeinde zu stehen."

Für die Gedenkwoche vom 6. bis 13. November 1988, an der 20 ehemalige jüdische Bürger, gemeinsam mit ihren Begleitern, auf Kosten der Stadt (insgesamt 155.000 DM) teilnahmen, wurden umfangreiche Vorbereitungen für Gedenkveranstaltungen und Begegnungen getroffen. Dazu gehörte der Auftrag, im Stadtbezirk Opladen den Platz Altstadtstraße/Ecke Lessingstraße, wo am 10. November 1938 das jüdische Gotteshaus ausbrannte, in "Platz an der Synagoge" umzubenennen. Die Synagoge selbst war nicht wieder aufgebaut worden, denn von einstmals einhundert Juden lebt hier heute kein einziger mehr. Stattdessen ließ die "Stadtgeschichtliche Vereinigung" nun ein Modell der zerstörten Synagoge originalgetreu nachbilden.

Erstmals waren zwei Ausstellungen zur Geschichte der eigenen Stadt organisiert worden. Die eine, "Nationalsozialismus in Leverkusen", ging auf eine, von der Stadt in Auftrag gegebene, Dissertation zurück, verfaßt von Eva Wolff. Die andere, "'Judenfrei' — verfolgt, verjagt, vernichtet — jüdische Mitbürger in unserer Stadt", wurde im Rathausfoyer aufgebaut. Und vom Vorsitzenden der Stadtgeschichtlichen Vereinigung, Rolf Müller, erschien die Dokumentation "Juden in der Geschichte der Stadt Leverkusen".

Den Vorbereitern des Besuchsprogramms war aber neben den zahlreichen Gedenkveranstaltungen vor allem die Begegnung zwischen früheren und heutigen Bürgern der Stadt wichtig. Einer dieser Gesprächsabende, "Zeitzeugen erzählen", fand im Rahmen einer Vorlesungsreihe an der Volkshochschule statt. An dieser offen und vehement geführten Diskussion nahmen auch Schüler des Marianums teil. In einem Sonderheft ihrer Schülerzeitung stand folgender Bericht:

"Zeitzeugen erzählen:

Am Freitag, den 11.11.1988, erzählten Zeitzeugen im Galerie-Treff in Leverkusen-Wiesdorf über ihr Leben in der Hitlerzeit. Der Saal war so überfüllt, daß viele Anwesende stehen mußten. Auch aus unserer Klasse nahmen einige an dieser Veranstaltung teil. Zuerst erzählten sechs ehemalige Leverkusener Juden, die aus aller Welt für diese Woche nach Leverkusen eingeladen worden waren, über ihr damaliges Leben. Neben vielem Schrecklichen berichtete eine Jüdin auch, wie ihre Lehrerin geweint habe, als ihr der weitere Schulbesuch verboten worden sei. Die meisten Leute hätten nachher Angst gehabt, mit ihnen, den Juden, überhaupt noch zu sprechen...Nachbarn hätten sich zurückgezogen. Allerdings habe es auch Menschen gegeben, die ihnen geholfen hätten. Danach durften die Anwesenden Fragen an die Juden auf dem Podium stellen. Doch nach einiger Zeit konzentrierte sich das Gespräch nur noch auf die Aussage einiger älterer Mitbürger.

'Wir haben von nichts gewußt!' riefen sie durch den kleinen Saal. Die Stimmung wurde immer gespannter. Die jüdischen Gäste waren entrüstet. Isidor Badler (siehe unser Interview) gab immer wieder kurze und harte Bemerkungen von sich: 'Daß wir den Stern tragen mußten; daß viele jüdische Nachbarn plötzlich verschwunden waren, das haben Sie nicht gewußt?' Ein Mann aus dem Publikum zitierte eine Zeile aus einem Nazi-Lied: '...und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut!' Das habe doch jeder auf der Straße hören können, ja müssen. Der Abend war nun geprägt von verzweifelten Verteidigungen der "Nichts-Wisser" einerseits und den entrüsteten Antworten der Juden andererseits.

Plötzlich stand ein Mann auf und sagte: 'Ich finde es peinlich, daß hier die falschen Leute sitzen, um schmerzhafte Fragen beantworten zu müssen. Die ältere Generation, die "Arier", sollten die Fragen, die die Juden an sie haben, beantworten.' Applaus! Dann kam eine Amerikanerin, deren Mutter eine der jüdischen Gäste war, und sagte: 'The man, who said, he didn't know anything about it, I want to slam into his face!' Wieder Applaus! Der Abend endete mit der versöhnlichen Meinung der Juden:

'Wir klagen nicht die Deutschen allgemein an, sondern nur die, die etwas dagegen unternehmen konnten und es nicht getan haben und die, die jetzt vor uns behaupten, sie hätten von nichts gewußt.' Und auch: 'Die beste Art von Wiedergutmachung ist: Erzählen, was geschehen ist'".

* * *

Lüdenscheid

In außergewöhnlicher Offenheit bekannte sich Bürgermeister Jürgen Dietrich in seiner Rede beim Empfang der zehn jüdischen Gäste und ihrer acht Begleiter zur Schuld der Lüdenscheider Bürger im Dritten Reich. "Auch in dieser Stadt ist die systematische Ausgrenzung jüdischer Mitbürger in der gleichen Gnadenlosigkeit praktiziert worden wie im gesamten Dritten Reich seit 1933. Auch hier haben infolge des nicht nur aggressiv auftretenden, sondern vielfach schlummernden Antisemitismus die betroffenen jüdischen Mitbürger nur ausnahmsweise auf die Unterstützung ihrer deutschen Mitbürger hoffen können und sahen sich in gleicher Weise einer bestenfalls erschreckenden Gleichgültigkeit gegenüber ihrem persönlichen, in dieser Stadt offen erfahrbaren Schicksal ausgesetzt."

Die Einladung kam spät, erst im Jahr 1990 und nur für vier Tage, vom 9. bis zum 12. August, waren die ehemaligen jüdischen Bürger auf Initiative und Kosten der Stadt zu Besuch. Jetzt erst wurde eine Gedenktafel am Hinterausgang der Stadtbücherei zur Erinnerung an den Ort des ehemaligen jüdischen Bethauses, enthüllt und erst in diesem Jahr hatte das Museum am Sauerfeld einen Raum zur Geschichte des Nationalsozialismus in Lüdenscheid eingerichtet. Eine Tafel in diesem Raum nennt die Namen 20 von Lüdenscheider Juden, die in Auschwitz ermordet worden sind.

Aber der Empfang im Rathaus durch den Bürgermeister hätte kaum offener und herzlicher sein können. Er bekannte sich zur persönlichen Schuld und zur geschichtlichen Verantwortung. Auch wenn er damals nicht gelebt habe, helfe ihm auf dem Weg zur Versöhnung nicht die "Gnade der späten Geburt" (dieser von Bundeskanzler Kohl gebrauchte Ausdruck hatte damals in ganz Deutschland Proteste ausgelöst). Dietrich nannte die Details, die in dieser Stadt "lange vor Auschwitz die wirtschaftliche und gesellschaftliche Existenz" der Juden vernichtet haben. Von den 114 Juden um 1933 hätten 1940 nur noch 17 in Lüdenscheid "zurückgezogen" gelebt, bevor sie nach der Wannsee-Konferenz deportiert wurden. "Mindestens 15 jüdische Lüdenscheider sind in Auschwitz umgekommen." Alice und Benno Hausmann, die jetzt in Jerusalem leben, habe die "meisterhafte Rede", wie sie in ihrem Dankesbrief schrieben, "den Mut gegeben, Theresienstadt aufzusuchen, die vorletzte Station unserer Eltern vor Auschwitz".

Die Enthüllung der Gedenktafel, die nach den Worten von Dietrich "an die dunklen Stellen, nicht nur der deutschen, sondern auch speziell der Lüdenscheider Geschichte" erinnern soll, forderte die Zeitung *Lüdenscheider Nachrichten* zu einem Kommentar heraus. Der Autor sprach von den Problemen, die viele Bürger in diesen Tagen offenbar mit dem Zuzug von Asylbewerbern, besonders aber mit der Ansiedlung "zahlreicher" Sinti und Roma hatten. Wenn "die heimische Bevölkerung", riet er, nicht wisse, wie sie den "Neuankömmlingen begegnen" solle, "könnte ein Blick auf die Gedenktafel in der Altstadt nicht schaden".

Auf dem Besuchsprogramm stand auch ein Treffen mit Schülern des Gymnasiums Bergstadt im Kulturhaus. Die Schüler der Jahrgangsstufen 8 bis 13 waren für ihre Arbeit "Juden in Lüdenscheid", mit der sie am Landeswettbewerb in Politischer Bildung teilgenommen hatten, ausgezeichnet worden. Einen Teil des Preisgeldes hatten sie zur Finanzierung der Einladung gestiftet. Das Gespräch zwischen Besuchern und Schülern scheint auf beiden Seiten offen verlaufen zu sein. Zumindest veranlaßte es Fred Behrend, heute in New York lebend und Mitglied im Direktorium des *Aufbau*, zu dem von den *Lüdenscheider Nachrichten* zitierten Satz: "Der einzige Grund, weshalb ich gekommen bin: Ich habe gewußt, daß Ihr hier seid. Wenn nur einer von Euch heute etwas dazulernt, hat sich der Trip nach Lüdenscheid gelohnt."

"Um euch zu warnen, will ich euch ein tiefes Geheimnis verraten: Nicht alle Juden sind so nett, so freundlich und so verständnisvoll, wie wir hier." (Eric Zorek bei seinem dritten Besuch in Moers im Juni 1991)

Moers

Anlaß zur ersten Einladung früheren Moerser Juden im Juni 1987 war die Einweihung eines Denkmals am Platz der ehemaligen Synagoge. Beide Initiativen, sowohl die zur Errichtung des nachgebildeten Eingangs-Torbogens der nach dem Krieg im Rahmen der Altstadtsanierung abgerissenen Synagoge, in dessen Innenseiten die Namen der ermordeten Moerser Juden eingeritzt wurden, als auch die Initiative, zur Einweihung dieses Denkmals die einst vertriebenen Moerser Juden einzuladen, gingen von Friedel Zahn, Rosemarie Friedendorff und Frau Brocke aus, alle drei Mitglieder der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Moers. Auf Beschluß der SPD-Stadtratsfraktion und der Bewilligung finanzieller Mittel wurde die offizielle Einladung seitens der Stadt dann im Juni 1989 und 1991 wiederholt.

Als erste hatte sich aber die Duisburger Studentin Edelgard Dahlbram (heute Frau Lasser) im Jahr 1980 in ihrer Diplomarbeit mit der *Geschichte der Juden in Moers* beschäftigt. Durch ihre Nachforschungen, die sie nach der Examensarbeit weiter betrieb, hatte sie fünfzig Adressen herausgefunden — Grundlage für die sechs Jahre später von Bürgermeister Wilhelm Brunswick verschickten Einladungsbriefe. 29 Juden einschließlich Begleitung sagten 1987 zu, auf Kosten der Stadt (rund 70.000 DM) zu kommen. Für die fast 50 Besucher, die im Jahr 1989 und 1991 nach Moers reisten, kamen viele zum zweiten oder sogar zum dritten Mal. Wer zum ersten Mal kam, für denjenigen bezahlte wiederum voll die Stadt (etwa 35.000 DM). Und wer zum wiederholten Mal zugesagt hatte, mußte nun selbst für die Reise aufkommen. Aufenthalts- und Programmkosten übernahm die christlich-jüdische Gesellschaft.

Daß es 1989 zu einem zweiten offiziellen Treffen kam, war zunächst nicht geplant. Die Anregung ging von vier früheren Moerser Juden aus, als eine Delegation der Stadt im März 1988 an einem Kongreß in Jerusalem teilnahm. Damals war es auch zu einem Wiedersehen aller heute in Israel lebenden Juden aus Moers gekommen. Steinmanns, Isaacsons, Frau Drucker und Elly Maoz hatten dort spontan vorgeschlagen, doch noch einmal in Moers selbst zusammenzutreffen. Da auch 1989 die Begegnung sehr herzlich verlief, immer noch nicht alle teilgenommen hatten, manche aber noch ein weiteres Mal kommen wollten, wurde im Juni 1991 ebenfalls ein Besuch mit vielen Gästen verwirklicht.

Mitglieder der christlich-jüdischen Gesellschaft und Gabriele Scheffler, Referentin des Bürgermeisters, erarbeiteten ein umfangreiches Programm. Zur persönlichen Betreuung hatten sich genügend Moerser Bürger gemeldet, sodaß jeder Gast immer auf ein bis zwei Begleiter zählen konnte. Höhepunkte des Programms waren immer der offizielle Empfang durch Bürgermeister Brunswick im Rittersaal des Schlosses, Gespräche mit Schülern verschiedener Schulen, ein Begegnungsabend mit ehemaligen Klassenkameraden und Nachbarn, eine Schiffahrt auf dem Rhein, der Besuch des Jüdischen Friedhofs in Xanten und der Sabbatgottesdienst in der Gemeinde Krefeld. (In Moers leben heute noch zwei Juden, 1933 waren es etwa 170.)

Bis zum Besuch im Jahr 1991 waren dann auch die Nachforschungen von Brigitte Wirsbitzki zur *Geschichte der Moerser Juden nach 1933* abgeschlossen und den Gästen konnte nicht nur, wie bis dahin, daraus vorgelesen, sondern auch je ein Exemplar überreicht werden. Eric Zorek, der in jenem Jahr zum dritten Mal dabei war, dankte zum Abschied im Namen der Gäste:

"(...) Verallgemeinerung ist die Sünde, die so viel Unheil anrichtet. (...) Verallgemeinerung gibt es aber nicht nur im Schlechten, sondern auch im Guten. Um euch zu warnen, will ich euch ein tiefes Geheimnis verraten: 'Nicht alle Juden sind so nett, so freundlich und so verständnisvoll wie wir hier'.

Diese Warnung gilt auch für uns, wenn wir unseren Freunden und Zweiflern zu begeistert erzählen von dem Erlebnis Moers. Von allem Materiellen der Unterkunft und der zu reichlichen Verpflegung, dem Geistigen, der tiefprofunden Diskussionen und vor allem der Liebe, mit der alles vorbereitet wurde, der Liebe, die uns hier umarmte.

Auch hier müssen wir sagen: 'Nicht alle Deutschen sind so nett, so freundlich, so verständnisvoll'. Hier aber sprachen wir von Mensch zu Mensch, trotz unterschiedlicher Herkunft, Geschichte und Erfahrung. Ich möchte sagen und glaube, auch im Namen aller anwesenden Juden sprechen zu können: 'Wir sprachen zu euch, liebe Gastgeber, so frei und offen, als ob ihr auch Juden wäret'. Dies macht uns allen Freude, Hoffnung und gibt uns Grund zur Dankbarkeit."

* * *

Mülheim an der Ruhr

Ab 1973 und seitdem in unregelmäßigen Abständen bis heute lädt Mülheim auf Initiative der Jüdischen Gemeinde Mülheim-Ruhr-Duisburg-Oberhausen und der Stadt ihre einst vertriebenen jüdischen Bürger ein. Bisher kamen etwa 45 mit ihren Partnern, im Oktober 1988 waren es allein 21. Die Stadt übernimmt dabei sämtliche Kosten. Vor allem die Gemeinde, mit heute etwa einhundert Mitgliedern (750 waren es um 1933), aber auch die Stadtverwaltung kümmern sich eine Woche lang um die Betreuung ihrer Gäste.

Beim Empfang in Schloß Broich in Mühlheim an der Ruhr. V.l.n.r. Siegfried Brender (Israel), Oberbürgermeisterin E. Güllenstern und Jacques Marx, 1. Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde.

Münster

Zunächst war geplant, alle ehemaligen jüdischen Bewohner zum Stadtjubiläum "1200 Jahre Münster" im Jahr 1993 einzuladen. Heinz Jaeckel, der damalige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, erinnerte an das zum Teil hohe Alter der Emigranten. Im Oktober 1990 beschloß der Stadtrat, die offizielle Einladung für die Woche vom 5. bis 12. Juni 1991 auszusprechen. Von 117 Angeschriebenen sagten 74 zu, mit 53 Begleitern auf Kosten der Stadt zu kommen. Für 15 weitere Familienangehörige trugen die Gäste die Ausgaben selbst.

In Münster existiert heute religiöses und kulturelles jüdisches Leben. Im September 1945 hatte Siegfried Goldenberg die jüdische Gemeinde neu gegründet. 28 Überlebende des Dritten Reiches versammelten sich zunächst in seiner Wohnung in der Prinz-Eugen-Straße zum Sabbat-Gottesdienst. 1949 wurde mit dem Wiederaufbau des völlig zerstörten religiösen und kulturellen Zentrums, der Marks-Haindorf-Stiftung, begonnen und im März 1961 konnte die neue Synagoge auf dem Grundstück der am 9. November 1938 niedergebrannten eingeweiht werden. Um 1933 hatten etwa 600 Juden in Münster gelebt. 280 von ihnen schafften die Auswanderung, 275 wurden in Konzentrationslager verschleppt, von 40 Juden ist das Schicksal unbekannt. Im Jahr 1961 hatte die neue orthodoxe jüdische Gemeinde 130 Mitglieder, wenige von ihnen stammten aus Münster, die meisten kamen aus Polen, Rußland, Israel und verschiedenen Orten Deutschlands.

Im November 1957 bildete sich die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Münster und seit Dezember 1986 besteht in der Stadt eine Zweigstelle der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG). An der Universität wird im Institutum Judaicum Delitzschianum Geschichte, Literatur, Theologie und Philosophie des Judentums erforscht und vermittelt, und der Förderverein "Freunde für Rishon LeZion" unterstützt seit Dezember 1980 die Städtepartnerschaft von Rishon LeZion und Münster.

Vertreter der jüdischen Gemeinde, der christlich-jüdischen Gesellschaft, der DIG, des "Arbeitskreises Israel/Judentum" der kommunalen Lehrerfortbildung und der Stadtverwaltung taten sich zusammen, um ein Besuchsprogramm zu erarbeiten. Gleichzeitig bereitete das Team durch Vorträge und Rundgänge zu Stätten jüdischen Lebens in Münster die Bürger vor. Gisela Möllenhoff und Rita Schlautman-Overmeyer von der christlich-jüdischen Gesellschaft waren für die am 6. Juni 1991 eröffnete Ausstellung "Jüdische Familien in Münster" verantwortlich. An den Städtischen Bühnen wurde "Anatevka" aufgeführt und das "Lyrikertreffen Münster 1991" präsentierte unter anderem deutschsprachige jüdische Nachkriegsliteratur.

Nach der Ankunft am Flughafen Münster-Osnabrück und dem Empfang durch Bürgermeisterin Marion Tüns im Hotel Dorint nahmen die Gäste am Rundgang durch die Altstadt, einer Stadtfahrt durch das neue Münster und am Besuch des jüdischen Friedhofs teil, gingen ins Museum und ins Theater, fuhren zum Geburtshaus von Annette von Droste-Hülshoff, feierten einen Sabbat-Gottesdienst in der Synagoge und besuchten 13 verschiedene Schulen. Rabbiner Dr. Gunther Plaut aus Toronto (Kanada) hielt im Rahmen der Ringvorlesung an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster einen Vortrag zum Thema "Das 'neue Deutschland' in der Perspektive eines ehemaligen Münsteraners". Plaut war bereits in den vorangegangenen dreißig Jahren mehrfach von den deutschen Behörden eingeladen worden, um "die Entwicklung des Landes in der Nachkriegszeit kritisch zu beleuchten".

Über die Gefühle beim Besuch in Münster ist uns wenig bekannt. Zitiert sei hier, was Karl Kessler aus Helsingborg (Schweden) im Gespräch mit Vertretern der Presse sagte, zu dem das städtische Presse- und Informationsamt eingeladen hatte.

"(...) Ich habe die Gewohnheit, ich gehe *gerne hinter die Kulissen, ...ich will sehen,* wie die Leute wirklich leben und wie sie sprechen. Und ich habe einige junge Menschen angesprochen und versucht, ganz vorsichtig auf das Thema zu kommen, ob sie wissen, wo die Synagoge liegt, habe ich angefangen, ja?...Ja, das ist die Schule von den Juden, die ist in der Klosterstraße...Ja. Wer sind denn die Juden?...Ja, früher hat man gesagt und das haben meine Eltern schon sogar gesagt, es sind solche Leute, die sind schwarz und die sehen furchtbar aus und das sind Räuber und das sind Verbrecher usw. Aber jetzt haben wir gelernt, das sind genau so gute Menschen wie wir. Und das hat mir sehr gut getan, wenn man sowas hört. Daß die Schule und Sie, die die Verantwortung haben für die Jugend, ihnen heute das...sagen, was Wahrheit ist und wie es ist, Ja."

Als Rabbi Plaut zurück in Toronto war, schrieb er in einem Artikel für die *Canadian Jewish News* über die Bedeutung der Reise: "Für mich wurde ein Kreis geschlossen, indem ich an meinen Geburtsort zurückfuhr, eine Woche lang mit Verwandten zusammen war, die ich selten sehe — manche traf ich hier zum ersten Mal wieder — zusammen mit Männern und Frauen aus Nord- und Südamerika, Israel, Europa und Südafrika. (...) Trotzdem, die Zahl der in Deutschland lebenden Juden blieb klein — etwa 30.000 — und wird wahrscheinlich nicht steigen. Auf Besuch zu reisen, ist eine Sache, dort zu leben eine andere. Auch wenn die meisten Deutschen in der Nazi-Zeit noch nicht am Leben waren und die wirklichen und möglichen Nazis immer weniger werden

— es muß noch eine Generation vergehen, ehe sich Juden wieder wohl fühlen in dem Land, zu dessen wirtschaftlichen und kulturellen Spitzenleistungen sie einmal beitrugen. Es wird noch lange dauern, bis 'Juden in Deutschland' wieder 'deutsche Juden' sind."

* * *

Mönchengladbach

Niklas Darijtschuk, Schüler der 11. Klasse am Math.-Nat. und Neusprachl. Gymnasium, erinnerte sich in seinem Aufsatz an die Begegnung mit den ehemaligen jüdischen Mitbürgern in Mönchengladbach. Als er ins Hotel Damen kam und seine "Brieffreundin" begrüßen wollte, traf er "auf eine Vielzahl von Mitschülern, die sich fast alle in ihre feinste Kleidung gesteckt hatten. Ich, der ich mich ganz normal geben wollte: offen, ungezwungen und locker und dies durch meine normale Schulkleidung auch unterstützte, fühlte mich plötzlich unsicher. Ich wußte nicht, was ich bei meinem Gegenüber, der mich nur aus langüberlegten Briefen kannte, auslösen würde, und wie ich reagieren sollte. Ich wollte doch nicht über das Wetter, den langen Flug, die USA und die Unterkunft im Hotel reden. Ich wollte ein ernsthaftes Gespräch führen über eine Zeit, die man gern ungefragt Vergangenheit sein lassen will, die einen aber immer wieder als Frage trifft; als Frage nach Schuld, Verantwortung und Gewissen.

In meinem ersten Gespräch, das ich auch noch auf Englisch führen mußte, merkte ich aber auch bei meiner Gesprächspartnerin, Frau Wahrhaftig, diese Unsicherheit. Wir waren Menschen, die sich einander mitteilen wollten und die spürten, wie schwer Kommunikation, die unter die Haut geht, zwischen Fremden *zustandekommt. Trotz der Schwierigkeiten* merkte ich die positive Einstellung uns gegenüber und den echten Versuch, uns etwas mitteilen und etwas bewirken zu wollen."

Mönchengladbach hat es wie kaum eine andere Stadt unternommen, die Bürger für die persönliche Begegnung mit den Vertriebenen zu aktivieren und zu sensibilisieren. Nach dem Beschluß des Stadtrats, auf Anregung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die ehemaligen jüdischen Bürger in der Woche vom 24. bis 31. August 1989 offiziell einzuladen, begannen Vertreter beider Kirchen, der christlich-jüdischen Gesellschaft, Vertreter der Grund- und Realschulen, der Gymnasien und der regionalen Zeitungen, gemeinsam den Besuch vorzubereiten. Oberbürgermeister Heinz Feldhege rief dazu auf, "daß diese Einladung nicht nur von Rat, Verwaltung und Kirchen, sondern von allen Mönchengladbacher Bürgern getragen wird. Deshalb gehen wir davon aus, daß viele Bürger Anregungen und Hinweise zum Ablauf des Besuchs haben und Kontakte zu unseren Gästen wünschen."

Es meldeten sich immerhin 132 Einwohner beim Presse- und Informationsamt, wo ein Koordinationsbüro für eine sogenannte "Betreuungspartnerschaft" eingerichtet worden war. Das Büro wählte unter den vielen Adressen aus, wer von denen, die ihr Kommen bereits zugesagt hatten, am besten von welchem Mönchenglad-bacher außerhalb des offiziellen Besuchsprogramms begleitet werde, und dieser trat dann von sich aus in brieflichen

Krieger-Ehrenmal für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs auf dem jüdischen Friedhof Gladbach.

Kontakt. Manchmal entstanden umfangreiche persönliche Briefwechsel und der Wunsch auf beiden Seiten, einander kennenzulernen und den begonnenen Gedankenaustausch durch Gespräche zu vertiefen.

Bei der Vorbereitung besonders engagiert waren manche Gladbacher Lehrer und das nicht nur an höheren, sondern auch an Grundschulen. Im Januar 1989 hatten sie eine Tagung organisiert. Eingeladen war die Krefelder Religionslehrerin Renate Starck, denn man hatte von dem Besuch der ehemaligen Krefelder Juden im Jahr 1987, der auf Initiative des mit ihren Schülern begonnenen Briefwechsels zustande gekommen war, nur das Beste gehört. Ihr Bericht regte den Mönchengladbacher Religionslehrer Bernhard Scherger vom Math. -Nat. und Neusprachlichen Gymnasium an, mit den Schülern dreier Klassen der Stufen 10 und 11 dasselbe zu unternehmen.

Einen sogenannten "Musterbrief" entwarfen sie gemeinsam, den die Schüler dann einzeln oder in kleinen Gruppen zu persönlichen Briefen an einen ausgewählten Briefpartner umschrieben. Die Adressen hatten sie von der Stadt, wegen Datenschutz, so die Begründung, nur diejenigen in Amerika und Kanada. Während sie auf die Antworten warteten, arbeiteten Lehrer und Schüler durch Filme und Bücher den geschichtlichen Hintergrund auf. Das war notwendig, nicht nur um die Fakten zu kennen, sondern auch, um ein Gefühl für den Unterschied zwischen der Vermittlung durch Medien und den persönlichen Berichten, die im Frühjahr 1989 per Post kamen, zu entwickeln.

Niklas Darijtschuk reagierte damals so: "Zu unserer Überraschung waren alle sehr erfreut, daß wir ihnen geschrieben hatten (...) Doch gleichzeitig teilten uns auch einige höflich mit, daß sie nicht in der Lage seien, uns nähere Auskünfte zu geben, weil es ihre Gesundheit nicht erlaube. Hier wurde mir wirklich bewußt, wie schwer es für die Menschen überhaupt ist, über ihr Schicksal zu erzählen. Um so glücklicher war ich über jede Antwort, die kam und ein persönliches Schicksal schilderte." Die Schülerin Nicole Witkowski schrieb, sie habe erst durch die Briefe eine Vorstellung von der "Verletzung" bekommen, die "bis heute andauert und im Grunde nicht gutzumachen ist. Heute können wir nur helfen, Mißtrauen und Angst uns gegenüber abzubauen und offen mit ihnen über die schlimme Vergangenheit zu sprechen."

Sich im Land der Täter auf die Opfer einzulassen, das waren Aufgabe und Chance vor und während der Begegnung. Oberbürgermeister Feldhege hatte in seinem Einladungsbrief das Wort "Heimatstadt" benutzt: "Immer häufiger äußern jüdische Bürger den Wunsch, die Stadt Mönchengladbach, ihre Heimatstadt, zu besuchen." Dieses Wort, schrieb der in Kanada lebende Prof. David Kirk an die Schüler, "wird wohl nicht nur mir merkwürdig aufgefallen sein".Er bat sie, "für unsere Zusammenarbeit", Jean Amérys Essay "Wieviel Heimat braucht der Mensch?" zu lesen. Die Lektüre wiederum ging manchen Schülern besonders nahe. Drei Jahre zuvor war die polnische Familie Wardas mit ihrer Tochter Annette nach Deutschland geflüchtet. Annette hatte erfahren, was es heißt, in diesem Land Ausländerin zu sein. "Ich persönlich fand den Aufsatz mir aus der Seele geschrieben. Für mich erschien er als eine Beschreibung 'nackter' Tatsachen, die das Leben in der Fremde so mit sich bringt."

Mutig versuchten auch drei Lehrerinnen der Gemeinschaftsgrundschule Dohler Straße ihre siebenjährigen Schüler der 2. Klassen auf die Begegnung vorzubereiten. Sie fingen mit lebendiger jüdischer Tradition an und brachten den Kindern zwei israelische Tänze, Hashual und Schalom, bei. Dann besuchten sie eine evangelische Kirche, eine Moschee und eine Synagoge, am jüdischen Friedhof legten sie einen selbstgebundenen Kranz nieder. Am Ende stellten die Lehrerinnen, ihren Worten in der Zeitung *Rheinische Post* zufolge, den Bezug zur Judenverfolgung vor über fünfzig Jahren her. "Die Kinder waren ungemein betroffen. Sie zogen dann Parallelen zur heutigen Lebenssituation von Türken und Asylbewerbern. Das war uns sehr wichtig. Denn den Anfängen gilt es zu wehren."

Die ungemeine Betriebsamkeit der Stadt in der Organisation — angefangen von einer Arbeitsmappe zur Vorbereitung auf das Judentum, über Vortragsreihen von seiten der Kirche und der Volkshochschule, Ausstellungen und der Instandsetzung des jüdischen Friedhofs an der Hügelstraße — ließ auch erkennen, was so lange versäumt worden war. Und sie zeigte, was es in der Stadt selbst nicht gab: einen lebendigen Dialog mit der kleinen jüdischen Gemeinde. Von einmal etwa 1200 Mitgliedern leben heute wieder vierzig Juden in Mönchengladbach. Kurt Hecht, von den Engländern im Konzentrationslager Mechelen in Belgien befreit, war in die Stadt seiner Geburt zurückgekehrt, hatte die Kultusgemeinde neu aufgebaut und ist heute ihr Vorsteher.

Für wen war die Ausstellung "'Sie waren und sind unsere Nachbarn'. Spuren jüdischen Lebens in Mönchengladbach", mühevoll vorbereitet von der im Stadtarchiv tätigen Pädagogin Doris Sessinghaus-Reisch, konzipiert? Wem wollte sie zeigen, welches jüdische Leben hier ausgelöscht worden ist? Reaktionen der jüdischen Besucher machen die extremen Positionen deutlich, die durch Gespräche nur benannt, aber nicht überbrückt werden können. So erkannte Prof. Kirk "hinter Glas Leute, die ich früher in der Synagoge gesehen habe. Möchten Sie sich so, wie ein präpariertes Tier in einem Museum sehen?"

Eine amerikanische Zeitung berichtete von der Trauer der Besucherin Karola Loeb, heute in Mobile, Alabama, lebend. Hitler habe gewonnen, sagte sie, Deutschland sei "judenrein". "Er wollte, daß man Juden im Museum besichtigt. Zur Zeit wird in Gladbach eine Ausstellung gezeigt. Die Menschen kommen und sagen 'schau, das war das jüdische Volk'. Dann müssen wir kommen und ihnen sagen, was ein Jude ist, und das tut weh. Aber wir sind zurückgekommen, erhobenen Hauptes, als ob wir sagen wollten: 'Schaut her, Ihr konntet uns erniedrigen, aber nicht vernichten. Wir haben Kinder großgezogen und zum Leben unseres neuen Landes beigetragen. Wir waren Überlebende. Wir haben überlebt'".

Jahrzehntelang waren in der Stadt auch die Toten vergessen worden. Der größte jüdische Friedhof Mönchengladbachs an der Hügelstraße verfiel. Als Werner Schilke, von der christlich-jüdischen Gesellschaft mit der Wiederherstellung des Friedhofs beauftragt, drei Jahre zuvor damit anfing, war er, wie er der *Westdeutschen Zeitung* sagte, "in einem furchtbaren Zustand. Als Müllkippe haben die Leute das Gelände benutzt." Die meisten der 563 Grabsteine waren beschädigt, manche zerstört. Daß immerhin 70% bis zum Eintreffen der Besucher restauriert werden konnten, war dem Einsatz von Schülern des Gymnasiums am Geroweiher zu verdanken. Mit welcher Sorgfalt sie die Grabsteine gereinigt sowie Schrift und Ornamente mit Pinsel und Farbbronze nachgezogen hatten, war sogar der Jewish Telegraphy Agency einen Bericht wert. Deren Auswahl der Zitate offenbart die Feinfühligkeit der Schüler, etwa die von Sabine Rack: "Das ist das letzte, was wir für diese Menschen tun können. Wir können nicht rückgängig machen, was geschehen ist, aber wir wollen, daß die Besucher wissen: Wir passen auf."

Dr. Günter Erckens stand schon seit Beginn der 80er Jahre in brieflichem und mündlichem Kontakt mit ehemaligen jüdischen Bewohnern seiner Heimatstadt. Vor allem von ihm, Mitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, war die Initiative zur offiziellen Einladung ausgegangen. Sein Buch *Juden in Mönchengladbach. Jüdisches Leben in Mönchengladbach, Rheydt, Odenkirchen, Giesenkirchen-Schelsen, Rheindalen, Wickrath und Wanle* war das Ergebnis von siebenjähriger besessener Forschungsarbeit. Zwanzig Jahre zu spät habe er damit begonnen, schrieb er in seinem Vorwort, sonst hätte er noch mehr Zeitzeugen befragen können. Kurz vor Erscheinen des Buches starb Erckens und konnte die jüdischen Familien — mit manchen war er befreundet — nicht mehr in Mönchengladbach begrüßen.

164 ehemalige jüdische Bürger und 136 Begleiter waren in der letzten Augustwoche 1989 auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 800.000 DM) in Mönchengladbach. Die Stadt hatte ein umfangreiches Programm vorbereitet, in dem vielleicht "das Touristische überbetont wurde" und zu wenig Zeit für Gespräche blieb, wie der Schüler Maik Bodewig in seinem Aufsatz kritisierte. Die Mönchengladbacher scheinen vorsichtig und offen auf die Gäste zugegangen zu sein, voller "Angst", schrieb die inzwischen in Paris lebende Ingeborg Caroline Alexander, "alte Wunden wieder aufzureißen, durch ein unangebrachtes Wort oder eine überflüssige Geste". Und viele Gäste waren offen im Ausdruck ihres Mißtrauens und ihrer Kritik.

Prof. Kirk sprach im Math.-Nat. Gymnasium über "Das Menschenbild nach Auschwitz". Für das jüdisch-christliche Verhältnis sei noch keine neue Zeit angebrochen. In den Ausländern hätten die Deutschen "ihre 'neuen' Juden". Es gebe in diesem Land genügend Menschen, die darauf warten, "ihr tausendjähriges Gift wieder ausspucken zu können". Aber Prof. Kirk war auch derjenige, erinnerte sich Darijtschuk, der den Schülern sagte: "Ich habe Hoffnung auf euch, keine große, aber eine kleine."

* * *

Neuss

Im Oktober 1987 beschloß der Stadtrat einstimmig, die ehemaligen jüdischen Bewohner im 50. Jahr des Gedenkens an die Brandsetzung, der auch die Synagoge in Neuss zum Opfer fiel, auf Kosten der Stadt einzuladen. Im Januar 1988 versandte das für die Organisation zuständige Amt für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit 56 Briefe. 43 Emigranten sagten zu, in der Woche vom 1. bis 7. Juli nach Neuss zu reisen. Vertreter der Neusser Jüdischen Gemeinde, der evangelischen und katholischen Kirchen, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Stadtverwaltung, unter Vorsitz von Bürgermeister Dr. Berthold Reinartz, bereiteten im sogenannten "Arbeitskreis Jüdische Begegnung" den Besuch und ein Programm vor.

Ohne die Vorarbeit des Historikers Stefan Rohrbacher wäre das ganze Projekt, zumindest nicht in der relativ kurzen Zeit, zu realisieren gewesen. 1986 hatte er die Geschichte der *Juden in Neuss* veröffentlicht. Der Anhang enthielt eine Namensliste ehemaliger jüdischer Mitbürger — Grundlage für die Adressen der Einladungsbriefe. Gemeinsam mit dem Neusser Stadtarchiv erstellte Rohrbacher die Ausstellung "Neusser Juden — Spuren ihrer Geschichte" im Clemens-Sels Museum. Anfang Juni 1988 eröffnet, gab sie vielen Schulklassen die Möglichkeit, vor der Begegnung mit den Emigranten die Geschichte der Neusser jüdischen Gemeinde und ihrer Zerstörung aufzuarbeiten.

Veranstaltungen im Vorfeld konzentrierten sich auf das Verhältnis zu Israel. Prof. Dr. Benjamin Neuberger, Politologe an der Universität Tel Aviv, sprach an der Volkshochschule über "40 Jahre Israel", das Tel Aviver Kinder- und Jugendtheater gastierte in Neuss, und Bürgermeister Reinartz nahm im März 1988 am "Weltkongreß für Partnerstädte und Kommunaleinrichtungen" in Jerusalem teil. Ebenfalls im März konnte er 17 Neusser Jugendliche zum Mitmachen bei der internationalen Jugendkonferenz "Jugend — im Angesicht des 21. Jahrhunderts" im September in Ramat Gan (Israel) gewinnen.

Auch in Neuss hatte man sich schon früher um die Pflege der Grabstätten auf dem jüdischen Friedhof gekümmert. Auf Initiative von Bürgermeister Reinartz wurde sie auch in Zukunft von den Schülern dreier Schulen übernommen. Im Zentrum des Friedhofs legten sie ein Beet an, das nun das ganze Jahr über mit blühenden Gewächsen bepflanzt wird. Aus Anlaß des Besuches wurde auch erst jetzt der Ort an der Promenadenstraße, an dem die ehemalige Synagoge stand, in "Platz an der Synagoge" umbenannt.

Neusser Familien hatten sich auf die Besucher vorbereitet, holten sie am Düsseldorfer Flughafen ab, brachten sie in ihre Hotels und standen während des ganzen Aufenthaltes mit Rat und Ideen für alternative Unternehmungen zur Seite. Das Programm erfüllte die vorab in Briefen erfragten Wünsche, wie die Rundfahrt durch Neuss, eine Schiffahrt auf dem Rhein, der Besuch des Kölner Doms und Gespräche mit Schülern. Als am Platz der ehemaligen Synagoge ein Kranz niedergelegt wurde, äußerte Bürgermeister Reinartz deutlich seine Kritik an der bis vor einigen Jahren betriebenen offiziellen Erinnerung an den Neusser Nationalsozialismus:

"Ich habe an anderer Stelle gesagt: Wir wollen ehrlich sein. Hierzu gehört auch, und darauf ist zu Recht hingewiesen worden, daß 179 Juden nicht ums Leben gekommen sind — wie es hier auf dem Gedenkstein niedergeschrieben steht — sondern ermordet worden sind, daß die Synagoge nicht in Flammen aufgegangen ist, sondern niedergebrannt wurde."

Dankbrief an den Bürgermeister von Lore und Bernardo Steinberg aus Buenos Aires, Argentinien:

"Als Abkömmling des Urgroßvaters Moses Jakob und Großvaters Abraham Emanuel, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Neuss zwischen 1857 und 1988, erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden. Unsere Familie verließ die Stadt etwa vor 95 Jahren und nach dem, was passiert war, vor allem zwischen 1933 und 1945, hätte ich nie geglaubt, daß meine Cousine, Frau Mezahav, und ich gemeinsam den Sabbat feiern würden, wie wir dies am vergangenen Samstag getan haben, nur wenige 100 Meter entfernt von dem früheren Haus unserer Familie auf der Erftstraße 26. Als ich eine Einladung Ihres Bürgermeisters erhielt, war ich unsicher, ob ich Sie annehmen sollte. Einige wissen von meinem ersten langen Brief an Frau Schmitz, in dem ich meine Zweifel erklärte und in dem ich schrieb, daß es nicht mein Wunsch sei, diejenigen Ihrer Bürger sich besser fühlen zu lassen, die sich noch nicht geläutert haben oder die Annahme der Einladung als Zugeständnis dafür zu sehen, daß alles vergessen und vergeben sei. Nachdem ich meine Sicht im voraus geschildert hatte, bin ich es Ihnen schuldig, Ihnen offen und in aller Ehrlichkeit zu sagen, wie ich heute fühle. Aber zunächst muß ich meiner Dankbarkeit Ausdruck geben gegenüber Ihrem Bürgermeister, Stadtdirektor, Stadtrat und den vielen Bürgern von Neuss, die uns so willkommen hießen und uns mit so viel Sorgfalt und Gastfreundschaft aufnahmen. Weil andere hiervon bereits gesprochen haben, werde ich es nicht weiter ausführen.

Religiöse Juden erinnern sich selbst nach 2500 Jahren mit Traurigkeit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und ihrer Verbannung nach Babylon, weil sie nicht den Worten Gottes folgten. (...) Für Juden heute ist eine Vergebung Deutschlands noch nicht möglich, nicht weil wir Rache wollen, sondern weil die Erinnerungen zu schmerzlich und die Wirkung auf Überlebende und deren Nachkommenschaft zu eindringlich bleiben. (...) Es war Konrad Adenauer, *der verkündete, daß* diejenigen, die sich nicht an die Vergangenheit erinnern, verdammt sind, sie zu wiederholen.

Aber glücklicherweise gibt es auch noch eine andere Seite. Unser Patriarch Abraham bat Gott, Sodom und Gomorra zu schonen, falls man zehn rechtschaffene Personen in den Städten finden würde. Dies ist eine Lektion für uns, den vielen in Neuss und sonstwo gebührende Achtung zu zeigen, die die Vergangenheit wirklich bejammern, und nicht nur, weil Hitler versagte, und deren Leben aktiv damit befaßt ist, ein demokratisches schönes Deutschland und Europa zu errichten. Wir waren tief beeindruckt von den Worten von Dr. Bertold Reinartz und anderen Offiziellen, durch ihre Bemühungen, offen und mutig von der Vergangenheit zu sprechen und zu versuchen, eine viel bessere Zukunft sicherzustellen.(...)

Die Treffen mit Ihrer jüngeren Generation waren eine Anregung und Ermutigung für die Zukunft. In Beantwortung einer Frage erzählte ich einer Klasse des Friedrich-Spee-Kollegs, daß niemand die neuere Generation für die Handlung, Einstellung oder Gleichgültigkeit ihrer Vorfahren verantwortlich machen kann, aber daß es nichtsdestoweniger unzureichend war, zu sagen, ich war nicht am Leben oder ich war zu jung.

Dies ist nicht leicht, aber vielleicht kann die Einstellung und das Verhalten gegenüber Minderheiten, die gegenwärtig unter Ihnen leben, ein Anzeichen sein. Eine andere, besondere Erinnerung dieser Woche ist die Zeremonie der Kranzniederlegung 'An der Synagoge'. Unser Verstand ist nicht in der Lage, sich die Bedeutung von 6 Millionen oder das Leiden derjenigen vorzustellen, die ermordet oder eingekerkert wurden, aber ich fand, daß die Zeremonie und die Reden bewegend und eine echte Anerkennung waren."

* * *

Neuwied (am Rhein)

"Mein lieber Herr: Ich habe ein sehr gutes Leben im 'gesegneten Amerika', aber oft gehen meine Gedanken zurück in das Haus an der Engerser Straße 12 in Neuwied am Rhein. Hier führten meine Eltern die Metzgerei Levy. Vielleicht kann ich eines Tages auf Besuch kommen." So schrieb Liselotte Levy-Weil aus dem amerikanischen Louisiana an Oberbürgermeister Schmelzer. Viele solcher brieflichen Bitten hatten den OB erreicht, bevor der Stadtrat im März 1980 den Beschluß faßte, die ehemaligen jüdischen Bürger Neuwieds ab diesem Jahr einzuladen. Bis dahin hatte die Stadtverwaltung die Briefeschreiber darauf hingewiesen, daß im Haushalt leider keine Mittel bereitstünden, der OB Gäste aber gerne im Rathaus empfangen würde.

Mit einem Zuschuß zu Reise und Aufenthalt (insgesamt rund 47.000 DM) wurde es bis zum Jahr 1991 über vierzig Personen ermöglicht, in Begleitung eines Partners oder der Kinder ihre frühere Heimatstadt noch einmal aufzusuchen. Mitarbeiter der Stadtverwaltung und des 1978 gegründeten Deutsch-Israelischen Freundeskreises Neuwied hatten 86 Adressen ausfindig gemacht und kümmerten sich in den seit 1980 zwar nicht alljährlich, aber doch bis heute regelmäßig durchgeführten Besuchen um Organisation und Betreuung.

Für die jeweils kleinen Gruppen wird kein Programm erarbeitet, doch der Oberbürgermeister empfängt die Gäste immer offiziell im Rathaus und Pressereferent Roland Knapp und Robert Collet, Vorsitzender der SPD-Fraktion und des Deutsch-Israelischen Freundeskreises, zeigen ihnen Stadt und Umgebung und begleiten sie auf den Jüdischen Friedhof. In Neuwied gibt es heute keine jüdische Gemeinde mehr. Die Synagoge würde im November 1938 zerstört. Eine im Jahr 1983 eingeweihte Gedenkstätte erinnert an das Leben der um 1933 etwa 350 Mitglieder zählenden Gemeinde. Heute wohnen in der Kleinstadt noch sechs Juden.

Ohne die Planung von organisierten Begegnungen mit heutigen Neuwiedern fielen manche erhofften Gespräche und das Wiedersehen mit Neuwieder — und auch mit früheren jüdischen — Freunden und Bekannten weg, was von einigen Besuchern später beklagt wurde. Sich mit ihren alten jüdischen Bekannten zu treffen, holten über vierzig heute in Amerika Lebende dafür am 4. Mai 1986 im New Yorker Hotel "Doral" nach. Es war nur durch die Adressensammlung der Stadt möglich geworden. Bei diesem Treffen bedankten sich die Anwesenden für die Initiative der drei leitenden städtischen Organisatoren des Einladungsprogramms mit der Stiftung des "Liberty Half Dollar". Diese Sondermedaille war anläßlich des 100jährigen Geburtstages der New Yorker Freiheitsstatue geprägt worden.

Aber es kamen auch ganz persönliche Dankesschreiben, sowohl für die Grußbotschaft des OB, die Übersendung eines kleinen Bildbandes von Alt-Neuwied, als

Henny und Julius Mattes zu Besuch in Neuwied im August 1980. Das Ehepaar war im Mai 1925 im Neuwieder Standesamt getraut worden.

auch und vor allem für die Bemühungen seitens der Stadt, die Kontakte zu ihren einst Vertriebenen endlich wieder angeknüpft zu haben. Edith Katz, geborene Rath, schrieb im August 1986:

"Wie schön, gerade dieses Büchlein aus meinem lieben 'alten' Neuwied von Ihnen zu erhalten; so wie es in meiner Kindheit und Jugend aussah, so wie ich jede Straße, jedes Haus und jedes alte Geschäft dort kannte. Bittersüße Erinnerungen wechseln mit den häßlichen der letzten dort verbrachten Jahre. Ich fand manch alten Bekannten auf den Bildern (...)

"Jedoch zurück zum Heute: Ihnen und all Ihren Mitarbeitern ist mehr gelungen als Sie ahnen. Ehemalige Skeptiker, Kritiker und uninteressierte Neuwieder konnten nicht umhin, beeindruckt zu sein von Ihrer aller unermüdlichen Arbeit, glaubhafte Wiederverständigung anzuregen. Viele Neuwieder, mit denen ich sprach, haben ihr bis dahin unerschütterliches Mißtrauen und ihre Abscheu vor der einst so geliebten Heimat revidiert und neue Hoffnung für die 'Beständigkeit' der Judenfreundlichkeit und Religionsfreiheit getreu der Geschichte Neuwieds gefaßt (...)"

* * *

Oberhausen

Oberhausen gehört zu den ersten Städten, die ihre ehemaligen jüdischen Bewohner offiziell zu Besuch einluden, und sie tut das bis heute durchgängig. Bereits im Jahr 1962, anläßlich des 100jährigen Bestehens der Stadt sowie der Einweihung der Gedenkräume für die Opfer der Unfreiheit, der Kriege und der Vertreibung, sprach die damalige Oberbürgermeisterin Luise Albertz eine solche Einladung aus. Bis 1975 kamen die früheren Bürger dann alljährlich, seit 1977 im Zweijahresrhythmus für sechs bis acht Tage auf Kosten der Stadt (insgesamt rund 296.000 DM). Bis 1991 hatten 96 der Angeschriebenen dieses Angebot angenommen. Wer seitdem noch kommen möchte, muß sich selbst an die Stadt wenden, denn dort war zu jenem Zeitpunkt nur noch eine weitere Adresse bekannt.

Betreut werden die Gäste von leitenden Mitarbeitern der Stadtverwaltung. Das Besuchsprogramm wird in enger Absprache mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Duisburg, Mülheim, Oberhausen und der Jüdischen Gemeinde Duisburg, Mülheim, Oberhausen abgesprochen. Die bis 1960 selbständige Gemeinde Oberhausen wurde in jenem Jahr mit den Gemeinden Mülheim und Duisburg zusammengelegt. Zwölf der etwa 130 Mitglieder leben in Oberhausen, Ende März 1933 waren es 581. Auf Anregung jüdischer Gäste wurde im September 1987 am Ort der in der Reichspogromnacht niedergebrannten Synagoge eine Gedenktafel angebracht.

Beim Besuch einer Kunstausstellung vor der Stadtsparkasse Oberhausens im September 1987.

Paderborn

"Wenn ich versuche, mir vorzustellen, mit welchen Gefühlen Sie nach fast einem Menschenalter in die Stadt zurückkehren, die Ihre Heimat war, wo Sie aufgewachsen sind, zur Schule gingen, Freunde und Bekannte hatten, die vielleicht nicht mehr Freunde und Bekannte waren, als der nationalsozialistische Terror gegen die Juden begann, so beschämt uns Ihre Anwesenheit, und gleichzeitig empfinden wir große Dankbarkeit dafür, daß Sie unsere Einladung in Ihre Heimatstadt angenommen haben. (...) Ich muß es ganz offen sagen: Die Schuld der Vertreibung und Ermordung der Juden zu erkennen und zu bekennen, haben wir Deutschen uns schwer getan, und die Paderborner machten hierbei keine Ausnahme."

Am 21. Mai 1989 begrüßte Bürgermeister Wilhelm Lüke die 82 ehemaligen jüdischen Einwohner Paderborns im historischen Rathaussaal mit persönlichen und offenen Worten. Denn was den Juden in dieser Stadt angetan worden ist, konnte man erst seit einem Jahr in der Dissertation der Paderborner Historikerin Margit Naarmann *Die Paderborner Juden 1802 bis 1945* nachlesen. An der Stelle des zerstörten Jüdischen Waisenhauses gab es keinen Gedenkstein, und die Tafel an der ehemaligen Synagoge am Busdorf erschien der Besucherin Ziporah Likwer, frühere Fanny Spiegel, arg versteckt. "Ich mußte sie suchen wie mit dem Vergrößerungsglas." Der Standort sollte, so war nun geplant, zu einer Gedenkstätte hergerichtet werden.

Der Antrag im Stadtrat, die ehemaligen jüdischen Bürger einzuladen, kam von der CDU-Rätin Paula Hermes. Der Beschluß fiel im September 1987. Fast zwei Jahre lang bereitete sich dann eine Arbeitsgruppe, gebildet aus dem Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Paderborn, Erwin Angreß, dem Vorsitzenden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Prof. Dr. Hubert Frankemölle, sowie aus Vertretern von Stadtrat und Stadtverwaltung, auf die neun Besuchstage vom 19. bis 27. Mai 1989 vor. Am längsten dauerte das Herausfinden von Namen und Adressen. Mit Hilfe von Frau Dr. Naarmann und Dr. Karl Auffenberg konnten 111 Emigranten angeschrieben werden. 82 von ihnen sagten zu, auf Kosten der Stadt (insgesamt 204.000 DM) zu kommen.

Um 1933 lebten in Paderborn 273 Juden. Im Dezember 1941 begannen die Deportationen, im März 1943 wurde das sogenannte "Jüdische Umschulungslager" am Grünen Weg aufgelöst. Von den 99 Lagerinsassen haben neun Auschwitz überlebt. Erwin Angreß war einer von ihnen. Trotz Auschwitz, Nordhausen und Bergen-Belsen entschied er sich 1945, nach Paderborn zurückzukehren. 1961 wurde er Vorstandsmitglied, seit 1986 ist er Erster Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde. In Paderborn selbst lebten 1989 nur sieben Juden. Angreß bat die jüdischen Gäste in seiner Begrüßungsrede, "daß Sie alles das, was Sie in dieser Besuchswoche erleben und hören, kritisch, jedoch kritisch konstruktiv beurteilen." Denn "wo in aller Welt gibt es keinen Antisemitismus und keine Rechtsradikalen? Diese Republik, in der wir Juden leben, ist heute ein freiheitlich demokratischer Rechtsstaat, der in dieser Woche seinen 40. Geburtstag begeht. Es ist also nicht das Reich von 1933 bis 1945." Am 24. Mai 1989, also während der Besuchswoche, hat der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker Erwin Angreß das Bundesverdienstkreuz am Band verliehen.

Als die neue Synagoge an der Pipinstraße, Ecke Borchener Straße im November 1959 eingeweiht wurde, gab das Generalvikariat die in ihrem Tresorraum vor den Nationalsozialisten bewahrten Tora-Rollen an die Gemeinde zurück. Der Rüthener Pfarrer Norbert Schulte hatte sie im November 1938 auf der Straße gefunden, nachdem die ehemalige Synagoge am Busdorf geplündert und in Brand gesetzt worden war. Schulte habe die Rollen, einem Bericht der *Neuen Westfälischen Zeitung* zufolge, dem Bistumsarchivar Dr. Alfred Cohausz gebracht, der sie im Tresorraum des Generalvikariats verschloß. Bei einer Durchsuchung des ganzen Gebäudes durch den Staatssicherheitsdienst bleiben sie unentdeckt.

"Zu Ehren dieser Stadt sei gesagt", so Gideon Philipps aus Israel in seiner Begrüßungsrede im Namen der Gäste, "sie gehörte zu den wenigen Städten Deutschlands, in denen zumindest bis zum 30. Januar 1933 nur wenig von den kommenden Kräften des Unheils zu spüren war. (...) So erinnere ich mich, daß Paderborn einer der wenigen Orte war, in dem sogar bei den Reichstagswahlen im März 1933 die Nationalsozialistische Partei nicht den ersten Platz errang." In die Besuchswoche fiel der katholische Fronleichnams-Feiertag. Daß der christlich-jüdische Gemeinschaftsgottesdienst in der Marktkirche nicht zu einer Feier falschen Einklangs, falscher "Geschwisterlichkeit" (Superintendent Hans-Joachim Ziemann) verkam, ist vor allem der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit zu verdanken. Ihr Mitglied Günter Bitterberg drückte sich unmißverständlich aus:

"Warum sitzen wir dann heute hier zusammen? Ich möchte Elie Wiesel zitieren: 'Falls ich versuchen könnte zu verstehen — aber das wird mir nie gelingen —, weshalb mein Volk zum Opfer wurde, so werden andere Leute verstehen müssen oder den Versuch machen müssen zu verstehen, warum die Mörder Christen, sicher schlechte Christen, aber doch Christen waren.' Das heißt für uns: Theologie und Kirche waren an der langen Geschichte der Entfremdung und Feindschaft gegenüber den Juden maßgeblich beteiligt."

Das erarbeitete Programm ließ den Gästen Zeit für eigene Unternehmungen. Wenn sie wollten, konnten sie diese mit sogenannten Patenfamilien zusammen machen. Für jeden Gast und seinen Begleiter stand ein Pate jederzeit zur Verfügung, so viele hatten sich auf Initiative der christlich-jüdischen Gesellschaft während der Vorbereitung gemeldet. Viele Gespräche waren organisiert worden, auch mit Schülern verschiedener Schulen, oder, zum gleichen Zeitpunkt, mit Studenten der evangelischen und katholischen Theologie. Zum offiziellen Teil gehörte der Besuch des Jüdischen Friedhofs und der Besuch der Wewelsburg, heute eine Dokumentationsstätte der ehemaligen SS-Reichsführerschule und deren angeschlossenem Konzentrationslager.

In der städtischen Galerie hatte man die Ausstellung zeitgenössischer israelischer Kunst mit Werken von Hanna Bar-Or und Samuel Tepler organisiert, die nun eröffnet wurde. Während Samuel Tepler, 1918 in Polen geboren, nach Rußland geflohen war und sich so vor den Nazis retten konnte, wurde seine Familie ermordet. Hanna Bar-Or

Abschiedsfeier in der Paderborner "Kaiserpfalz" im Mai 1989. Rechts von Bürgermeister Wilhelm Lüke sitzen die Schriftstellerin Jenny Aloni und ihr Ehemann Asra.

stammt aus der Ukraine. Ihre Eltern wurden ermordet. Beide Künstler leben heute in Israel. Hanna Bar-Or zeigte ihre Bilder in Paderborn zum ersten Mal 1978. Sie dankte der Stadt, "daß gerade bei diesem Treffen auch meine Arbeiten und Werke ausgestellt werden". Und sie dankte der Paderborner Familie Schrader-Bewermeier: "Dort bin ich wirklich zu Hause".

Die einzige Überlebende ihrer Familie, die über Generationen im Paderborner Land beheimatet war, die Schriftstellerin Jenny Aloni-Rosenbaum, war aus Israel angereist. Professor Hartmut Steinecke, Herausgeber der Gesamtausgabe, las aus ihrer Erzählung *Das Haus:*

"Warum war sie zurückgekommen? Was hatte sie hier noch verloren? Vom Bach, der, sie erinnerte sich, auch in den strengsten Wintern nicht gefror, stiegen Dünste auf, leckten am Schnee der Dächer und, verwandelten ihn in grauen flüssigen Brei. Was suchte sie? Hoffte sie, in den nebeligen Schwaden Vergangenheit zu finden, das Haus, ihr Haus, das unter den Wassern begraben lag? Sie stand am Rande des erweiterten Baches. Kein Gitter trennte mehr zwischen ihm und ihr. Sie zitterte in längst ungewohnt gewordenem kaltem Wind. Worauf wartete sie? Warum ging sie nicht? Sie schreckte auf, als eine Stimme sie ansprach. Ein Mann in braunem Lodenmantel stand neben ihr. 'Dort an der Biegung, erklärte er ihr ungefragt, 'wo jetzt die Wasser fließen, stand ein Haus.' 'Ja', sagte sie, 'ein Haus'. 'Zuletzt diente es als Stadtbibliothek für Kinder'.'Ja', sagte sie, 'für Kinder'. 'Früher haben Juden dort gewohnt.' 'Ja', sagte sie, 'Juden'. 'Doch die sind alle weg. Niemand kam zurück. Sie verstehen.' 'Ja', sagte sie, 'ich weiß'. 'Sie wissen?' Er schaute sie überrascht an. 'Kommen Sie', sagte er dann, 'trinken wir ein Glas Bier. Ich lade Sie ein.'"

Recklinghausen

Seit 1978 gibt die Stadt ihren ehemaligen jüdischen Bewohnern die Möglichkeit zu einem Besuch ihrer früheren Heimat. Die offizielle Einladung des Bürgermeisters Erich Wolfram hatten bis 1990 siebzehn Gäste angenommen. Die Stadt kommt nicht für die Reise, sondern nur für die Übernachtungen auf und bezahlt ein Tagegeld von 25 DM (insgesamt etwa 30.000 DM). Auf Wunsch und in Abstimmung mit den Gästen gestaltet die Stadt ein Programm. Zum Aufenthalt gehört immer der offizielle Empfang im Rathaus durch den jeweils amtierenden Bürgermeister. Da es in Recklinghausen eine Jüdische Gemeinde gibt — obwohl im Jahr 1990 nur fünf Juden dort lebten, im Vergleich zu 450 Gemeindemitgliedern im Jahr 1932 —, werden die Gäste auf Wunsch auch im Gemeindezentrum empfangen und vom Vorsitzenden Rolf Abramsohn betreut.

* * *

Solingen

Im Oktober 1990 waren fünf ehemalige jüdische Bürger und sechs Begleiter eine Woche lang auf Kosten der Stadt zu Gast. Oberbürgermeister Gerd Kaimer begründete in seiner Begrüßungsansprache den späten Zeitpunkt der Einladung: "Es hat wohl etwas damit zu tun, nicht ausreichend einschätzen zu können, wie denn eine Einladung auf die heute noch lebenden, in den meisten Fällen nicht mehr ganz jungen Ehemaligen wirken könnte." Zum Programm gehörte die Enthüllung eines Mahnsteins auf dem jüdischen Friedhof mit der Inschrift "Dem Gedenken der Opfer des Hasses — Der Nachwelt zur Mahnung".

Die Pflege der Gräber hatte in jenem Jahr der Gesamtschullehrer Wilhelm Bramann mit einer Schüler-Arbeitsgemeinschaft übernommen. 255 Juden lebten um 1933 in Solingen. Im Stadtarchiv konnten die Gäste u.a. nachlesen, daß 131 frühere jüdische Bürger dem Vermerk "Verbleib unbekannt" zugeordnet sind. Mit Schülern des Gymnasiums Vogelsang, der Gesamtschule Solingen und mit Mitgliedern des Arbeitskreises christlich-jüdische Gespräche diskutierten sie über das Thema "Juden und Christen — damals und heute".

* * *

Steinheim

Seit 1980 lädt die Gemeinde von ihren ehemaligen jüdischen Bürgern nur diejenigen ein, die heute in südamerikanischen Staaten (Argentinien und Uruguay) leben. "Der Grund dafür", schrieb Stadtdirektor Spieß im September 1992 an *Aufbau*, "lag in den schlechten finanziellen Verhältnissen in diesen südamerikanischen Staaten. Den Eingeladenen wäre es nicht möglich gewesen, die Kosten eines Fluges nach Deutschland und einen Aufenthalt in ihrer Heimatgemeinde aufzubringen."

Bisher haben vier Personen — eine von ihnen hatte diese Initiative bei der Stadt angeregt — das Angebot angenommen (Kosten insgesamt etwa 15.000 DM). Sie wurden von der Stadtverwaltung und von Privatleuten betreut. (Um 1933 zählte die Jüdische Gemeinde etwa 50 Mitglieder, heute lebt kein einziger Jude mehr in Steinheim.)

"Die ehemaligen jüdischen Bürger und Bürgerinnen unserer Stadt", fuhr Spieß in seinem Brief fort, "die seit der Emigration in den USA wohnen, waren seit den fünfziger Jahren, zum Teil mehrere Male, hier in Steinheim zu Besuch. Eine Betreuung erfolgte zum Teil durch private Bekannte. Herr Werner Loeb, früher in Steinheim, heute in Walnut Creek, Californien, lebend, hat vor einiger Zeit gegenüber der hiesigen Stadtverwaltung angeregt, in Steinheim durch eine Einladung der Stadt (unter Kostenübernahme) ein Wiedersehenstreffen früherer jüdischer Bewohner zu arrangieren. Über die Anregung soll in absehbarer Zeit im hiesigen Stadtrat beraten werden."

* * *

Vreden

In Vreden hatte der "Heimat- und Altertumsverein Vredener Lande" den Stadtrat zum Beschluß angeregt, im August 1989 anläßlich der Jubiläumsfeiern zur Stadtgründung vor 1.150 Jahren auch die ehemaligen jüdischen Bewohner für vierzehn Tage auf Kosten der Stadt (57.487 DM) einzuladen. Acht Ehepaare aus Südamerika, den USA und Israel hatten zugesagt, in ihre frühere Heimatstadt an der holländischen Grenze zu kommen und wurden vom Heimatverein betreut. In Vreden leben heute keine Juden mehr. Von den 43 Juden, die 1933 in der Stadt wohnten, waren nach dem Krieg zwei zurückgekehrt, die inzwischen verstorben sind.

Auf dem Programm standen der offizielle Empfang durch Bürgermeister Bernhard Becking im Rathaus, eine Diskussionsrunde mit Gymnasiasten und Ausflüge in die Stadt und Umgebung. "Erschütternd war der Besuch in Haaksbergen (Holland)", schrieben Anna und Kurt Uhlmann in einem Erlebnisbericht an *Aufbau*. "Erschütternd ist milde ausgesprochen, wenn man das Empfinden beschreiben kann. Die Synagoge war in gutem Zustand. Es war, als ob die Mitglieder gerade das G-tteshaus verlassen hätten, um nie wieder zu kommen. Es war eine furchtbare Leere, ein Gefühl der Vernichtung. Das Kaddisch-Gebet wurde gesagt. Man verließ das G-tteshaus schweigend.

Auch besuchten wir die Synagogen in Münster und Essen. Wir waren am Samstagmorgen in Münster und nahmen am G-ttesdienst teil. Heute besteht die einst blühende Gemeinde aus Mitgliedern aus osteuropäischen Ländern. Von den ehemaligen Mitgliedern war keiner mehr dort. Der Besuch in der Synagoge in Essen war ebenso deprimierend. Man hat das Gebäude wiederhergestellt, aber die Fenster konnte man nicht ersetzen. Heute ist es ein Museum."

* * *

Wesel

Im Rahmen einer Gedenkwoche zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht, vom 4. bis 11. November 1988, lud die Stadt auch 16 ehemalige jüdische Bewohner und elf Begleiter auf ihre Kosten (insgesamt etwa 100.000 DM) ein. Die Bevölkerung wurde umfassend auf diese Woche vorbereitet, durch Vorträge an der Volkshochschule, Theater- und Musikaufführungen, Stadtrundfahrten, Besichtigungen und durch ausführliche Artikel in den Regionalzeitungen. Zwei von Wesels ehemals vier jüdischen Friedhöfen, am Ostglacis und zwischen Esplanade und Norbertstraße, wurden auf Antrag der SPD in die Denkmalsliste aufgenommen.

Im Jahr 1933 hatte Wesel 24.983 Einwohner, 161 von ihnen waren jüdischen

Walter David: "Ich suche einen Menschen, der mir sagt, wo meine Großeltern gewohnt haben; aber ich finde keinen, alles schweigt."

Glaubens. In der Nacht vom 9. auf den 10. November wurde die Synagoge zerstört. Bis Ende 1942 deportierten die Nationalsozialisten 65 Juden nach Auschwitz, Minsk, Stutthof, Sobibor, Riga, Lodz, Ibiza und Theresienstadt. Für 23 Juden ist das Deportationsziel bis heute unbekannt. Bis auf einen wurden alle in den Konzentrationslagern umgebracht. Ende 1943 war Wesel "judenrein". Im Jahr 1988 lebte in Wesel ein jüdischer Bürger; er war nach dem Krieg in seine Heimatstadt zurückgekehrt.

Ein in der *Neuen Ruhr-Zeitung* am Ende der Besuchswoche erschienener Kommentar sei hier vorangestellt: "Bei allem Gesamtlob für die Gedenkwoche müssen dennoch ein paar kritische Fragen erlaubt sein: Warum erst jetzt, nach 50 Jahren, die Einladung? Wäre eine Geste der Versöhnung nicht auch ohne das fatale Datum möglich gewesen? Und: Warum beschränkte sich die Erinnerungsarbeit auf die Geschichte der Opfer? Was ist denn aus den Tätern geworden? Oder darf man das immer noch nicht fragen, muß man warten, bis die letzten tot sind? Ist die Zeit der Verdrängung wirklich vorbei?"

Am Abend der Ankunft, es war ein Freitag, fuhren die jüdischen Gäste, begleitet von Bürgermeister Volker Haubitz, Ratsmitgliedern und Vertretern der beiden christlichen Kirchen nach Mülheim zum Gottesdienst in der dortigen Synagoge. *Zum Ausgang des Sabbat hatte der Bürgermeister* dann zum offiziellen Empfang ins Rathaus geladen. Er dankte den ehemaligen jüdischen Bürgern für ihr Kommen: "Es ist mir bewußt, daß es Ihnen nicht leicht gefallen ist, die Einladung der Stadt anzunehmen. Auch ich habe dieser Begegnung mit leichtem Unbehagen entgegengesehen. Jedoch meine Befangenheit legte sich bereits, als ich sah, mit welchem Engagement Sie an der Entstehung des druckfrischen Buches *Auf den Spuren der Juden in Wesel* durch persönliche Erinnerungen mitgewirkt haben."

Der Bürgermeister überreichte ihnen das von Jutta Prieur-Pohl soeben erschienene Buch und dazu *Nur Gräber bleiben mir. Jüdische Friedhöfe in Wesel*, den Katalog zur Foto-Ausstellung, die am nächsten Tag eröffnet wurde. Der Andrang der Bevölkerung scheint hier besonders groß gewesen zu sein. Avram Frank sprach im Namen der Gäste und schenkte Erinnerungsstücke aus dem Besitz seiner Familie zur Aufbewahrung im Stadtarchiv: einen Kupferstich des Willibrordidoms, der im Weseler Haus seines Vaters hing, Poesiealben seiner Mutter und seiner Tante aus dem Jahre 1905 und einen Umschlag mit alten Fotos. Außerdem übergab er Haubitz die israelische Dokumentation über die Vernichtung der europäischen Juden.

Am 9. November enthüllten der Bürgermeister, Rabbi Jacques Marx aus Mülheim, Rabbi Mischa König aus Paris und Vertreter der christlichen Kirchen in der Südwestecke des Willibrordidoms ein Denkmal. Die ortsansässigen Bildhauer Klaus Giesen und Hans-Joachim Gramsch hatten im Auftrag der Stadt einen Davidstern hergestellt, mit den eingravierten Versen aus Hiob: "Meine Harfe ist eine Klage geworden, meine Flöte ein Weinen." Bürgermeister Haubitz äußerte sich mehr oder weniger deutlich zur geschichtlichen Verantwortung seiner Stadt:

"Insgesamt mindestens 87 jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger Wesels, das sind mehr als die Hälfte der 1933 in Wesel Wohnenden, wurden verfolgt, verschleppt und ermordet, darunter viele Angehörige unserer heutigen jüdischen Gäste. Ihnen zu Ehren und zum Gedenken enthüllen wir dieses Mahnmal, das, nach dem Entwurf des Xantener Künstlers Hans-Joachim Gramsch schräg gegenüber der ehemaligen jüdischen Schule und dem Gemeindehaus, der dahinterliegenden Synagoge, aufgestellt wurde, die beide aus Haß am 9. und 10. November zerstört wurden."

Wie sich die jüdischen Gäste bei der Begegnung mit ihrer früheren Heimat fühlten, geht am besten aus dem Bericht zweier Ereignisse hervor. Als Walter David mit Schülern einer 11. Klasse des Andreas-Vesalius-Gymnasiums ein auf beiden Seiten offenes Gespräch führte, konnte auch hier eine der Fragen, die ihn in Wesel bedrängten, nicht beantwortet werden: "Ich suche einen Menschen, der mir sagt, wo meine Großeltern gewohnt haben; aber ich finde keinen, alles schweigt."

Am letzten Tag, auf dem Weg zum Regionalmuseum in Xanten, kam es zum Eklat: In der Nacht vorher waren antisemitische und ausländerfeindliche Parolen an die Museumswand und sechs weitere Stellen in der Stadt gesprüht worden. Die jüdischen Besucher wollten den Ort sofort verlassen. Als Stadtdirektor Trauten in den Bus kam, so Jack Sanders (San Francisco) in einem Interview mit dem Magazin *Stern*, habe ihm einer ihrer deutschen Begleiter entgegengeschrien, daß sie "an seinem Gerede nicht interessiert" seien. Das geplante Essen in einem Xantener Restaurant wurde abgesagt.

Ein Gast war "nicht überrascht, daß es noch antisemitische Reaktionen in der Bundesrepublik gibt und daß nichts dagegen getan wird." Walter David hatte einmal "viel Schlimmeres erlebt". Er war am meisten von der Haltung der Xantener Bevölkerung betroffen, daß sie an den Schmierereien stundenlang, ohne etwas zu unternehmen, vorbeigegangen war. Ganz anders reagierte das Ehepaar Ernst und Eva Kolman: das "positive Erlebnis" des Aufenthaltes, "das den Zwiespalt, in dem man lebt, viel kleiner gemacht hat", überwog. Ernst Kolman hätte in Xanten nicht kehrt gemacht, antwortete er auf die Frage der *Rheinischen Post*, "diesen Leuten gebe ich keinen Sieg".

Zum Abschluß sei hier noch einmal Jack Sanders zitiert. Gegenüber dem *Stern* hatte er erklärt: "Gerade wegen des Zwischenfalls in Xanten will ich nicht versäumen, die besonders herzliche Aufnahme der Stadt Wesel zu erwähnen. Wir ehemaligen jüdischen Bürger fanden eine Gastlichkeit vor, die wir nicht vergessen werden. (...) Ich bin gefragt worden, ob ich nach den Vorfällen von Xanten Deutschland wieder besuchen werde. Für mich beantworte ich das mit ja. Wir haben das in der Gruppe diskutiert, und fast alle waren der Meinung, daß das, was Wesel uns geboten hat, weitaus wichtiger war als dieser Zwischenfall. Natürlich waren alle geschockt und tief getroffen. Einige ein bißchen mehr als andere. Ich hörte auch einen Mann, der sagte: 'Wie kann man heute noch in Deutschland leben?'"

* * *

Witten

Viele Besucher in der Woche vom 1. bis 8. Mai 1991 waren vorher schon einmal in ihrer ehemaligen Heimatstadt zu Gast gewesen. Im Jahr 1980 hatte Witten begonnen, alljährlich einzelne frühere jüdische Bürger einzuladen. Doch erst für die dreißig ehemaligen Wittener Juden und ihre Begleiter hatte die kleine Stadt im Ruhrgebiet 1991 ein Programm erarbeitet. An Vorbereitung und Betreuung beteiligten sich die Stadtverwaltung, die "Deutsch-Israelische Gesellschaft Arbeitskreis Witten", der Freundeskreis der Israel-Fahrer, der Partnerschaftsverein Witten sowie der Chor "Kinereth". Da die Stadt auch dieses Mal nur einen Zuschuß zur Reise leisten konnte (insgesamt 40.000 DM), bemühte sie sich um die Unterbringung bei Privatleuten.

Anlaß für den Gruppenbesuch war das Erscheinen des Buches von Martina Kliner-Lintzen und Siegfried Pape: *"...vergessen kann man das nicht". Wittener Jüdinnen und Juden unter dem Nationalsozialismus*. Dieses Gedenkbuch war mit Hilfe der mitgeteilten Erinnerungen und Fotos vieler Besucher der vergangenen Jahre entstanden und wurde ihnen nun in einer Feierstunde übergeben. Dazu angeregt hatte Paul Safirstein, heute in Ridgefield im Staat New York lebend, der bereits im Jahr 1980 die Einladung angenommen hatte und damals "vergebens", wie er in einem Brief schrieb, "in der Stadt Witten, im Märkischen Museum und in den Stadtarchiven nach einer Notiz über die Jüdische Gemeinde in Witten gesucht" hatte. Seine an Herrn Pape gesandte Liste von 150 Namen ehemaliger jüdischer Einwohner war, so Safirstein, "der Anfang einer langen und ausgiebigen Forschungsarbeit" nach den Schicksalen der um 1933 etwa 430 Mitglieder zählenden Gemeinde. 1991 lebten fünf Juden in Witten.

Bürgermeister Klaus Lohmann — der die Gäste in all den Jahren auch immer im Rathaus offiziell empfangen hatte — fand zum Anlaß der späten Überreichung dieses Buches dann auch deutliche Worte zu Schuld und Verdrängung in der eigenen Stadt:

"Ich möchte die hier anwesenden ehemaligen jüdischen Bürger Wittens bitten, in diesem Buch eine Geste der Stadt zu sehen, mit der das jahrzehntelang verdrängte Schicksal der Wittener Juden in das öffentliche Bewußtsein zurückgebracht wird. Sie sollen ihre Namen zurückerhalten und damit auch ihre Individualität, die ihnen in den Jahren der Verfolgung und Vernichtung genommen worden war. Gedenken und Mahnung an die Opfer ist wichtig, und in dieser Frage gibt es auch in unserer Stadt noch einiges zu tun."

* * *

Wuppertal

Seit dem Jahr 1980 organisiert die Stadt alljährlich ein Besuchsprogramm für ihre ehemaligen jüdischen Bewohner. Bis 1992 hatten insgesamt 227 Personen aus sechszehn Ländern die Einladung angenommen. Die Stadt kommt nur für die Aufenthaltskosten auf (bisher rund 80.000 DM). Initiative und Betreuung liegen bei der Stadtverwaltung. In Wuppertal existiert auch heute eine jüdische Gemeinde mit etwa 60 Mitgliedern. Um 1933 hatten fast 2.500 Juden hier gelebt.

Rheinland-Pfalz

Hachenburg

"Im Frühjahr 1985 legte die Stadt das Buch *Hachenburg im Westerwald in Geschichte und Gegenwart* vor. Es handelte sich um eine aktualisierte Neuausgabe der Festschrift zur 650-Jahr-Feier im Jahre 1964. Weder in der Ausgabe von 1964, noch in der von 1985 war der früheren jüdischen Gemeinde von Hachenburg ein eigenes Kapitel gewidmet." Werner A. Güth und Johannes Kempf schrieben diese kritischen Zeilen im Vorwort ihres 1989 herausgegebenen Buches *Zachor. Ein Buch des Gedenkens. Zur Erinnerung an die jüdische Gemeinde Hachenburgs*. Am 9. November desselben Jahres wurde ein Gedenkstein vor dem städtischen Rathaus aufgestellt, bisher gab es nur das 1975 auf dem jüdischen Friedhof errichtete Mahnmal.

Um 1933 lebten 111 Juden in Hachenburg und Umgebung. 43 von ihnen wurden ermordet. Nach 1945 konnte die jüdische Gemeinde nicht wieder gegründet werden. Heute lebt kein Jude ständig in der Stadt. "An die alte Gemeinde gibt es kaum noch steinerne Erinnerungen. Das Synagogengebäude ist nicht mehr als solches zu erkennen. Ein Hinweis auf die Existenz eines solchen Bauwerks, auf die Tatsache, daß dort das geistige Zentrum der jüdischen Gemeinde Hachenburg war, fehlt bis heute." Güth, Leiter der Stadtbibliothek, und Kempf nahmen den brieflichen Kontakt zu den geflüchteten jüdischen Bewohnern auf. Und sie waren es auch, die Stadtbürgermeister Hendrik Hering anregten, alle Emigranten nach Hachenburg einzuladen.

Für die Woche ab dem 26. Mai 1991 hatten neun der Angeschriebenen für sich und acht Begleiter die Einladung angenommen. Die Stadt bezahlte die Aufenthaltskosten für alle und die Reisekosten für diejenigen, die sie selbst nicht aufbringen konnten. Güth und Mitarbeiter der Stadtverwaltung bereiteten ein Programm vor. Dazu gehörte die persönliche Begrüßung der Gäste durch Bürgermeister Hering am ersten Abend in Schloß Hachenburg: "Es erfüllt uns mit Scham, daß wir diese Einladung an Sie erst jetzt ausgesprochen haben. Ebenso erfüllt es uns mit Scham, wenn wir daran denken, warum sie gehen mußten."

(Das Foto auf Seite 48 zeigt eine Besuchsgruppe im Mai 1991 in Marienstatt bei Hachenburg)

* * *

Landau in der Pfalz

Der inzwischen verstorbene Rabbiner Dr. Kurt Metzger und seine Frau Lore aus Monroe, New York, reisten seit 1961 einmal im Jahr in ihre alte Heimatstadt. Als der Rabbiner dem früheren Oberbürgermeister Morio den Vorschlag machte, die ehemaligen jüdischen Bürger einmal einzuladen, hieß es, die Stadt habe dafür kein Geld. Erst OB Dr. Christof Wolff griff 1985 die Idee auf. "Mit Rabbi Dr. Metzger bin ich der Ansicht, daß eine solche Geste nach Jahren des gefühlsmäßigen Abstandes von Deutschland und insbesondere Landaus mehr als angebracht ist. Eine offizielle Versöhnung, zu der wir, die Landauer, die Hand ausstrecken, ist längst überfällig."

Wolff rief die Bürger dazu auf, in der Woche vom 3. bis 10. Mai 1987 Privatunterkünfte anzubieten und durch Spenden zu helfen, die gesamten Reise- und Aufenthaltskosten zu tragen. Da die Stadt verschuldet war, äußerten manche Bürger Verständnislosigkeit, daß zu diesem Anlaß soviel Geld ausgeben werden sollte. Aber, schrieb die Zeitung *Rheinpfalz*, es ist "richtig, die Kosten für alle", auch die Wohlhabenden, "zu übernehmen".

Viele der Angeschriebenen waren unsicher, ob sie die Einladung annehmen sollten und riefen Rabbi Metzger an. "Ich habe immer wieder gesagt, daß in Landau heute ein anderer Wind weht, die Bürger die Hand ausstrecken und daß man diese Hand auch annehmen soll." Rabbi Metzger fühlt sich, wie er in einem Interview mit der *Rheinpfalz* erklärte, in Deutschland "zu Hause" und er würde zurückziehen, wenn nicht sein einziger Sohn in den USA leben würde. 107 aus Landau Geflüchtete mit Begleitern sagten ihr Kommen zu. Rabbi Metzger erhoffte sich von dem Besuch vor allem, "daß Vorurteile bei den im Ausland lebenden Juden gegenüber Deutschland abgebaut werden."

Anlaß des Termins im Mai 1987 war die geplante Einweihung des restaurierten Ernst-Loeb'schen Hauses. Über zehn Jahre lang lebte hier der Großvater von Anne Frank. In den 60er Jahren sollte das Gebäude abgerissen werden. Als die Stadt dann doch beschloß, das Haus zu erhalten und mit dem hohen Aufwand von drei Millionen Mark zu renovieren, "manifestierte" sich, so OB Wolff, der "Konfliktstoff (...) in öffentlichen Diskussionen". Das Geld in Landau sei knapp und es gäbe so viele wichtigere Projekte zu realisieren, wurde argumentiert. Für Wolff, Fürsprecher der "originalgetreuen" Wiederherstellung, sollte das Ernst-Loeb'sche Haus ein "Haus der Begegnung" von Vergangenheit und Gegenwart werden. Heute erinnert ein Raum an die Geschichte der Landauer Juden, ein anderer an die Verfolgung der Sinti in Deutschland. Außerdem nutzen "Kunst und Verein" das Haus und die Weinstube Zur Blum "sorgt für Lebendigkeit".

Ein Großteil der ehemaligen Landauer stellt sich dem Fotografen (oben). Begrüßung durch den Oberbürgermeister im Ratskeller der Stadt (unten).

Auch Rabbi Metzger sah den Sinn des renovierten Wohnhauses nicht in einem "Museum". Damit es "ein geistiges Zentrum" werde, stiftete er zur Einweihung eine Thora-Rolle, die in einem Thora-Schrein im sogenannten Synagogenraum des Hauses aufgestellt wurde. Außerdem hatte er einen Sabbatleuchter, zwei Weinbecher, einen Gewürzbehälter, ein Schofar, eine kleine Thora- und eine Esther-Rolle und eine umfangreiche Bibliothek meist religiöser Werke mitgebracht.

Bei der offiziellen Begrüßung im Ratskeller dankte Wolff den jüdischen Gästen, daß sie "unsere Einladung allen verständlichen Gefühlen zum Trotz so zahlreich angenommen" haben. Sie seien sicher mit dem entschiedenen Willen gekommen, nichts vergessen zu lassen. Er wünschte sich, daß sie auch ihre "Bereitschaft zur Begegnung" mitgebracht haben.

Vorbereitet war ein umfangreiches Programm mit Besuchen der jüdischen Stätten in Landau und Umgebung. Am Gedenkstein der ehemaligen Synagoge fand eine Kranzniederlegung statt. Der Stein trägt die Inschrift: "Hier stand die Landauer Synagoge, zerstört am 10. November 1938." Um 1933 hatten 596 Juden in Landau gewohnt. Am 22. Oktober 1940 wurden die fünfzig, die noch hier lebten, ins Lager Gurs/Südfrankreich deportiert. Heute hat Landau drei jüdische Einwohner.

Ernest Mai, dessen Vater Ölhändler war und bereits 1933 ein Opfer der Landauer Nationalsozialisten wurde, wollte die Einladung von Oberbürgermeister Wolff zunächst nicht annehmen. Einige seiner Familienangehörigen waren ermordet worden. Von der Zeitung *Rheinpfalz* befragt, ob er seine Zusage, zu der ihm seine Frau und Tochter geraten hatten, bereut habe, antwortete er: "Nein, in keiner anderen Stadt in Deutschland wären wir so gut aufgenommen worden wie in Landau. Ich gratuliere der Stadt, daß sie einen so aufgeschlossenen Oberbürgermeister hat." Es sei für ihn keine Frage, daß er wiederkommen werde.

Gedenkfeier anläßlich des 6. Heimatbesuches auf dem jüdischen Friedhof in Koblenz (oben). Sonja Haimann, Frau Bernd, Addi Bernd, New York, Helen Carey, geb. Helga Treidel, Bangor/Irland, Rudi Kahn, London, und Günther Haimann, New York (unten).

Koblenz

Seit dem Jahr 1985 reisen ehemalige jüdische Koblenzer auf Initiative und Einladung der christlich-jüdischen Gesellschaft für eine Woche in ihre frühere Heimatstadt. 1987 kamen die ehemaligen Bewohner der Nachbargemeinde Mülheim-Klärlich zusammen mit ihren Gastgebern und Bürgermeister Heift hinzu. Bis zum Jahr 1990 waren 142 Besucher mit Begleitern nach Koblenz gekommen. Die Stadt gewährt einen pauschalen Kostenzuschuß zu Reise und Aufenthalt. Die Gesellschaft erarbeitet alljährlich ein Programm.

Höhepunkt beim Besuch 1987 war das Erscheinen des Buches *Lebensbilder jüdischer Koblenzer und ihre Schicksale.* Die Herausgeberin Hildburg-Helene Thill, Gymnasial-Lehrerin für katholische Religion und Deutsch und jahrelang Vorsitzende der christlich-jüdischen Gesellschaft, hatte den Besuch im Jahr 1985 zum Anlaß genommen, ihre mühevollen Recherchen zu beginnen. 1986 war, auf Anregung der Besucher ein Jahr zuvor, ein Gedenkraum im Bürresheimer Hof, am Ort der im November 1938 zerstörten Synagoge und der heutigen Stadtbibliothek, eingeweiht worden. Frau Thill hatte für diesen Raum eine Dauerausstellung zur Geschichte der Koblenzer Juden erarbeitet. In der Stadt Koblenz hatten um 1933 669 Juden gelebt, heute zählt die Gemeinde 14 Mitglieder in der Stadt und 60 im gesamten Regierungsbezirk. Als Einweihungstermin war der diesjährige Aufenthalt jüdischer Bürger gewählt worden.

* * *

Ludwigshafen (am Rhein)

Von 1986 bis 1992 lud die Stadt ihre ehemaligen jüdischen Bürger ein. Etwa sechzig hatten zugesagt, gemeinsam mit ihrem Ehepartner oder einem anderen Begleiter zu kommen. Angeschrieben wurden nur diejenigen Personen, die in Ludwigshafen geboren sind oder hier ständig gelebt haben. Der Begleiter mußte die Reisekosten selbst tragen, die Stadt übernahm sämtliche anderen Kosten (bis zum Jahr 1990 insgesamt etwa 150.000 DM). Hauptverantwortlich in der Stadtverwaltung für Vorbereitung und Betreuung war Herr Fett. Über die Gestaltung des Besuchsprogramms schrieb er an *Aufbau:*

"Alle Besuchsprogramme werden in etwa gleich durchgeführt. Die besonderen Sehenswürdigkeiten für jüdische Gäste, z.B. das Raschi-Haus in Worms und der dortige Friedhof aus dem 11. Jahrhundert, der Ludwigshafener Judenfriedhof und die Mikwe in Speyer werden genau wie die neue Synagoge in Mannheim bei jedem Besuch das Ziel einer kleinen Rundreise. Um das gesellige Zusammensein zu fördern, werden einige Ausflüge in die nähere Umgebung veranstaltet. Dabei ist meist der Luisenpark, ein großer, im englischen Stil angelegter Park in Mannheim, und die vordere Haardt, das Haupt-Anbaugebiet der Pfalz, das Ziel. Die Stadt Heidelberg mit dem Schloß war schon häufig auf Wunsch der Gäste eine Reise wert. Sollte das Bedürfnis nach kultureller Erbauung bestehen, stehen das Nationaltheater in Mannheim und das Pfalzbautheater in Ludwigshafen zur Verfügung.

[...] Leider ist uns aus Zeit- und Personalgründen ein ausgeprägter weiterer Briefwechsel nur sehr schwer möglich. Wir hoffen jedoch immer, daß durch die Bekannten und Freunde, die durch die Presse wiedergefunden wurden, eine erneute feste Bindung zur alten Heimat geschaffen werden kann."

* * *

Mainz

Im Jahr 1987 begann die Stadt, kleinere Gruppen ihrer ehemaligen jüdischen Bürger offiziell einzuladen. 1991 und wiederholt 1992 lud Mainz etwa hundert Gäste ein, um ihnen Begegnungen untereinander zu ermöglichen. Für eine Woche übernimmt die Stadt sämtliche Kosten. Das Amt für Öffentlichkeitsarbeit und eine eigens dazu befristet angestellte wissenschaftliche Mitarbeiterin erarbeiten jeweils das umfangreiche Besuchsprogramm. Die Fahrt nach Frankfurt mit Besuch des Jüdischen Museums und der Gemeinde sowie nach Worms, wo das Raschi-Haus, die Synagoge und der jüdische Friedhof aufgesucht werden, gehören sicher zu den wichtigsten Unternehmungen dieser Woche. Mainz hat eine eigene jüdische Gemeinde, im Jahr 1990 zählte sie etwa zweihundert Mitglieder. Um 1933 hatten etwa 2.500 Juden hier gelebt.

* * *

Mannheim

Seit 1980 alljährlich lädt Mannheim seine früheren jüdischen Bürger für zwei Wochen ein. Etwa fünfzehn sind es in jedem Jahr, bis 1990 hatten fast zweihundert das Angebot der Stadt angenommen, auf deren Kosten noch einmal zurückzukehren. Initiative, Vorbereitung des umfangreichen Besuchsprogramms und Betreuung gehen von der Stadtverwaltung aus. Außerdem kümmern sich die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar und die Jüdische Gemeinde um die Gäste. Mit etwa vierhundert Mitgliedern zählt die Mannheimer Gemeinde zu den größeren jüdischen Gemeinden in Deutschland. Um 1933 gehörten ihr etwa 6.400 Juden an.

Tagesausflüge nach Schwetzingen, Heidelberg, Worms und Speyer, Stadt- und Hafenrundfahrten, ein historischer Stadtrundgang, der Besuch des jüdischen Friedhofs, des Planetariums und des Nationaltheaters stehen jedes Jahr auf dem Programm. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit veranstaltet eigene Tagesausflüge, zum Beispiel in die malerische Odenwaldstadt Buchen, verbunden mit einem Besuch des Jugenddorfes Klinge bei Seckbach. Hier konnten die Gäste die umfangreiche Judentumsbibliothek von Pfarrer Duffner, einem engagierten Repräsentanten des christlich-jüdischen Dialogs besichtigen.

Im Jahr 1990, aus Anlaß des 50. Jahrestages der Deportation von über zweitausend, 1940 noch in Mannheim lebenden, Juden in das südfranzösische Lager Gurs, fuhr die christlich-jüdische Gesellschaft mit den Gästen für eine Woche nach Frankreich. Dort suchten sie die Deportiertenfriedhöfe in Noé, Portet und Rivesaltes sowie die ehemaligen Lager in Oradur sur Glane und in Gurs auf.

* * *

Neustadt

Herbert Bohrmanns Bemühungen, Oberbürgermeister Dr. Jürgen Weiler zu einer Einladung der ehemaligen jüdischen Bürger in ihre frühere Heimatstadt anzuregen, trafen auf taube Ohren: "Haushaltsmittel dafür gibt es nicht", so die aufrechte Antwort im Juli 1992 gegenüber der Zeitung *Mittelhaardter Rundschau.* Bohrmann hatte schon einmal im Jahr 1981 von seiner neuen Heimatstadt Irvine in Kalifornien aus versucht, bei dem damaligen Oberbürgermeister ein Treffen anzuregen. Auch damals wurde die Absage mit fehlenden finanziellen Mitteln begründet. Einem Bericht der Zeitung *Rheinpfalz* im Jahr 1984 zufolge hatte die Stadt einem anderen Emigranten nach Brasilien ähnlich geantwortet.

Nach Erscheinen des Artikels in der *Mittelhaardter Rundschau* fühlte sich Oberbürgermeister Weiler zu folgender Antwort an Bohrmann bemüßigt: "...Sollten Sie, wenn es die Gesundheit Ihnen erlaubt, wieder einmal nach Neustadt kommen, sind wir sehr gerne bereit, Sie bei der Stadtverwaltung zu empfangen. Jedenfalls sollen Sie wissen, daß Sie uns stets willkommen sind.

Ich darf Ihnen versichern, daß wir die Geschichte der jüdischen Mitbürger in der NS-Zeit wachhalten... (Im November 1988) wurde zur Erinnerung an die Pogromnacht im November 1938 in der Ludwigstraße ein Gedenkstein aufgestellt. Ich habe für Sie eine Fotografie anfertigen lassen, auf der Sie alle Einzelheiten sehr gut erkennen können... Sicherlich stimmen Sie mit mir überein, daß dies ein echter Beweis dafür ist, daß wir diese schwere Vergangenheit zur Mahnung wachhalten."

* * *

Rülzheim

Im April 1988 beschloß der Gemeinderat, alle ehemaligen jüdischen Bürger auf Kosten der Gemeinde (insgesamt etwa 100.000 DM) vom 10. bis 17. Oktober, kurz vor dem 50. Gedenktag an die Reichspogromnacht, einzuladen. Es gab kritische Stimmen in Rülzheim, warum die Einladung jetzt ausgesprochen werde und warum die Flug- und Hotelkosten übernommen würden. "Obwohl die Gemeinde Rülzheim durchaus nicht verantwortlich sei für den schrecklichen Holocaust", so Rülzheims Bürgermeister Helmut Braun in einem Gespräch mit der Zeitung *Rheinpfalz,* "sei man dies den Juden gegenüber schuldig". Einige Tage später hieß es in derselben Zeitung, daß der Bürgermeister in einem Grußwort an das "friedliche und solidarische Zusammenleben der Rülzheimer Juden mit der übrigen Bevölkerung" erinnerte. "Wenn auch der überwiegende Teil der Rülzheimer Bürger das damalige Unrecht nicht billigte, müsse man doch die Mitverantwortung der politischen Gemeinde bekennen und dafür einstehen."

Aus Anlaß des Treffens brachte die Gemeinde eine 200 Seiten starke Schrift *Zum Gedenken und zur Erinnerung* heraus, das erste Werk zur Geschichte der Rülzheimer Juden. Um 1933 zählte die jüdische Gemeinde Rülzheims mit 198 Bürgern zu den größten der Pfalz. Heute lebt hier kein einziger Jude mehr. Edmund Grünebaum erinnert sich in der Schrift an den 9. November 1938: "Nach der Zerstörung der Inneneinrichtung der Synagoge und der Gebetbücher und Thorarollen, der jüdischen Läden, Geschäfte und Wohnungen, wurden sämtliche männliche Juden in das Wachthäusel eingesperrt. Einige alte Menschen wurden freigelassen. Die anderen kamen in das Konzentrationslager nach Dachau. Die jüdischen Frauen und Kinder mußten Rülzheim verlassen." Nach dem Krieg diente die Synagoge als Lager- und Jugendraum. Im Jahr 1988 wurde der Umbau in eine Geschichts- und Begegnungsstätte geplant. Die offizielle Einweihung sollte im Frühjahr 1991, im Rahmen des großen Heimatfestes, zusammen mit der Einweihung des neuen katholischen Pfarrzentrums vollzogen werden.

Auf dem erarbeiteten Programm standen Besuche jüdischer Stätten in Rülzheim und Umgebung, Gespräche mit Schülern und älteren Bürgern und Sabbat-Gottesdienste, gehalten von dem inzwischen verstorbenen Rabbi Dr. Kurt Metzger aus Monroe, New York. Am Abschiedsabend sangen und spielten der Katholische und Evangelische Kirchenchor, das Musiktheater, die Gesangvereine Einigkeit mit Männerchor, und Frauenchor, die Akkordeongemeinschaft, die Jugendmusikkapelle, der Musikverein und der Musikzug "Rote Husaren". Vor dieser imposanten Kulisse dankte Bürgermeister Braun den jüdischen Gästen für ihre ausgestreckte Hand zur Versöhnung. Als Erinnerungsgeschenk überreichte er ihnen eine Kopie seiner Eintragung ins Rülzheimer Geburtsregister.

* * *

Schifferstadt

Im Februar 1988 bat Dr. Emil Sold, Autor des im selben Jahr erschienenen Buches *Die Schifferstadter Juden,* in einem Brief an *Aufbau,* auf die vom Rat beschlossene Einladung der ehemaligen jüdischen Bürger im Juni des Jahres hinzuweisen. Zwei Jahre später schrieb er an Chefredakteur Henry Marx: "Die Jüdische Gemeinde in Schifferstadt war sehr klein; 1933 umfaßte sie nur 36 Personen. Wir haben alle sechs überlebenden früheren Mitbürger vor zwei Jahren zu einem gemeinsamen Treffen hierher nach Schifferstadt eingeladen und wollten dazu die Reisekosten übernehmen. Leider kam dieses Treffen nicht zustande, da alle — zu unserem großen Bedauern — nicht mehr reisefähig waren. Schriftliche Kontakte bestehen weiterhin."

Zweiter Autor des Buches ist Bernhard Kukatzki. In einem Artikel der *Rheinpfalz* schrieb er: "Nur selten wird die Stille auf dem (jüdischen) Friedhof gestört. Wenn Gemeindearbeiter das Gras mähen oder noch seltener wenn ein Angehöriger die Gräber besucht. Er ist neben ein paar Akten in den Archiven, dem Gedenkstein in der Bahnhofstraße und der 'Schabbeslampe' im Heimatmuseum einziges sichtbares Zeichen der zerstörten jüdischen Gemeinde, deren Mitglieder zum Teil deportiert und ermordet, zum anderen Teil in alle Welt zerstreut wurden."

* * *

Vallendar (am Rhein)

Auf Initiative der christlich-jüdischen Gesellschaft Koblenz/Vallendar und dort besonders von Prof. Dr. Eisenkopf von der Theologischen Hochschule Vallendar lud die Stadt im Jahr 1989 zum ersten Mal ihre ehemaligen jüdischen Bürger ein. Diese etwa zehntägigen Besuche sollten solange fortgesetzt werden, bis es keine Warteliste mehr gibt. Die Kirchen, die christlich-jüdische Gesellschaft und die Stadt tragen gemeinsam sämtliche Reise- und Aufenthaltskosten (bis 1990: 25.000 DM).

Bisher begann das Programm für die jeweils kleinen Besuchergruppen aus Israel, Australien und den USA in Vallendar und wurde nach wenigen Tagen in Koblenz fortgesetzt. In Vallendar kümmerten sich vor allem die beiden ortsansässigen Kirchen um die Gäste. Nach einem ersten Empfang im Evangelischen Gemeindezentrum begleiteten ihre Vertreter die Besucher auf einem Stadtrundgang, suchten mit ihnen die beiden jüdischen Friedhöfe auf und gingen zum Ort der ehemaligen Synagoge, auf die seit 1987 eine kleine Gedenktafel hinweist. In der Kleinstadt leben heute keine Juden mehr, um 1933 zählte die damalige Jüdische Gemeinde etwa 140 Mitglieder.

Bevor die christlich-jüdische Gesellschaft in Koblenz die Betreuung für die weiteren Tage übernahm, gab es noch einen offiziellen Empfang durch Bürgermeister Helbach und einen Diskussionsabend unter Moderation von Superintendent Schneidewind und Teilnahme von Vallendarer Bürgern zum Thema 'Wurzeln und Wege zur Überwindung des Antisemitismus'. In Koblenz trafen die Gäste dann mit Besuchern aus Mülheim-Klärlich, St. Goar und der Stadt Koblenz zusammen. Dort wurden sie noch einmal offiziell begrüßt, dieses Mal vom Koblenzer Oberbürgermeister Hörter und die SPD-Stadtratsfraktion lud zum Essen ein. Es folgten Fahrten durch Stadt und Umgebung. Am Freitagabend trafen sich die Gäste mit der Koblenzer Jüdischen Gemeinde zum Sabbat-Gottesdienst.

Es bedurfte in Vallendar der Anregung jüdischer Gäste, in der Stadt ein Mahnmal zu errichten, daß an die deportierten und ermordeten Juden erinnert. Im Jahr 1990 war der Stadt noch keine genauere Mitteilung möglich als die, daß "etwa 40 Vallendarer Juden" umgebracht worden sind.

* * *

Wittlich

Im November 1985 bildete sich der Arbeitskreis "Jüdische Gemeinde in Wittlich". Bürger, die seit mehreren Jahren am 9. November in ihrem Ort Mahnwache gestanden hatten, taten sich zusammen, um zuerst Verfolgung und Deportation der Juden im eigenen Städtchen, dann das Leben der Wittlicher Jüdischen Gemeinde zu erforschen. Sie waren es auch, die die Adressen der Emigranten herausfanden und einen regelmäßigen Briefwechsel organisierten, bevor der Magistrat noch daran gedacht hatte, zur 700-Jahr-Feier vom 14. bis 22. Mai 1991 auch die ehemaligen jüdischen Bewohner auf Kosten der Stadt (insgesamt etwa 250.000 DM) einzuladen.

Im Oktober 1990 hatte der Arbeitskreis die erste umfangreiche Ausstellung "Juden in Wittlich" in der Kultur- und Tagungsstätte "Synagoge" eröffnet, die drei Jahre später im vollständig umgebauten Haus neben der Synagoge in eine erweiterte Dauerausstellung umgewandelt werden konnte. Die Synagoge selbst war am 9. November 1938 zwar geplündert und beschädigt, aber nicht zerstört worden. Da von den einstmals fast dreihundert jüdischen Bürgern heute kein einziger mehr in Wittlich lebt, beschloß die Jüdische Gemeinde Trier, Rechtsnachfolgerin der Wittlicher Gemeinde, Mitte der 70er Jahre gemeinsam mit der Stadt Wittlich, die Synagoge zu einem Kulturraum für Vorträge, Konzerte und Kunstausstellungen umzubauen.

In der einstigen Thora-Nische erinnert heute eine Gedenktafel an das religiöse Leben und an dessen Zerstörung. Auf Hebräisch heißt es dort (in deutscher Übersetzung): "Gedenke Gott, der Seelen der Gerechten der Gemeinde Wittlich, die ihr Leben opferten für die Heiligkeit Gottes." Und der deutsche Text lautet: "Die Wittlicher Synagoge, errichtet im Jahre 1910, war das geistige Zentrum einer blühenden jüdischen Gemeinde. Den Opfern nationalsozialistischer Verfolgung aus Wittlich 1933 bis 1945 zum Gedenken. Den Lebenden zur Mahnung."

Die allerersten Bemühungen in Wittlich, sich an seine Vertriebenen zu erinnern, gab es schon im Jahre 1946. Angelika Schleindl, Mitglied des Arbeitskreises und Herausgeberin des sorgfältig recherchierten Ausstellungskatalogs, dokumentiert, daß der damalige Bürgermeister Matthias Josef Mehs ein Wittlicher Nachrichtenblatt für die Emigranten herausgeben wollte. "Die französische Militärregierung versagte ihm für diese 'Wittlicher Briefe' die Genehmigung." Dann dauerte es bis zum Jahr 1983, als der Schüler Wilfried Plohmann über *Die kulturelle Bedeutung der Juden in Wittlich von 1933 bis 1938* schrieb. Weitere Aktivitäten folgten, unter anderem die Radiosendung von Ursula Junk: "Geschichte meines Schranks. Über eine Kleinstadt, die sich nicht erinnern will, wie sie mit ihren Juden umgegangen ist" (1988).

Trotz der Bemühungen des Arbeitskreises, die Bevölkerung zur kritischen Erinnerung an die Geschichte ihrer eigenen Heimatstadt anzuregen, war aber der merkwürdige Bericht über den Bürger Karl Marmann in der Zeitung *Wochenspiegel* möglich. Wenige Tage vor Ankunft der Besucher als "einer der Zeitzeugen" präsentiert, "die sich auch heute noch mit der Vergangenheit auseinandersetzen und nicht vergessen", mußte der Leser nach dieser Auseinandersetzung vergeblich suchen. Vor allem die Kirche scheint in Wittlich wenig über ihre historische Rolle nachgedacht zu haben (auch im Zusammenhang des Besuchsprogramms wird sie mit keinem Wort erwähnt). Oder wie soll man sonst Sätze wie "das Zusammenleben mit der jüdischen Gemeinde verlief ganz natürlich, 'eine gewisse Distanz war rein religiös bedingt', weil die Stadt streng katholisch war", verstehen? Und bis zum Mai 1991 konnte dieser freundliche, ältere Wittlicher Bürger einfach so sagen: "Wir haben geglaubt, daß die Leute in den Osten umgesiedelt werden."

Mit Begleitern waren es 84 frühere jüdische Bürger, die am 14. Mai in drei Wittlicher Hotels und in drei Häusern des Nachbarortes Zeltingen untergebracht wurden. Der offizielle Empfang durch Bürgermeister Helmut Hagedorn in der Synagoge scheint offen und herzlich gewesen zu sein. Hier wie zu allen anderen geplanten Aktivitäten war die Bevölkerung zur Teilnahme eingeladen. Der Besuch des jüdischen Friedhofs, wo Rabbi Wolff aus Thionville eine Gedenkfeier hielt, eine Stadtrundfahrt, eine Fahrt nach Mainz, Musikabende und Begegnungen mit Wittlicher Bürgern bestimmten den Ablauf des vom Arbeitskreis und von der Stadtverwaltung gemeinsam erarbeiteten Programms.

Da uns kaum Material über den Aufenthalt selbst vorliegt, sei hier aus einem Brief zitiert, den Arthur Feiner aus Englewood, Colorado, an Franz-Josef Schmit, Leiter des Arbeitskreises, im Herbst 1990 schrieb:

"Über meinen Weg von Deutschland über Shanghai nach Amerika kann ich nur Stichworte wiedergeben. Für eine chronologische Niederlegung der Geschehnisse und eine tiefere Beschreibung der Verhältnisse in Shanghai habe ich weder die Kraft noch das Können. Außerdem will ich nicht die Bitterkeit dieser Jahre kosten und nicht die Kinder mit der Schuld ihrer Väter belasten. (...) Die Einladung der Stadt Wittlich zur 700-Jahrfeier hat mich sehr gefreut. Ich wollte schon, aber diese Reise kann ich mir nicht mehr zutrauen. Aber vielleicht, wenn Sie gleich von der Synagoge zum Marktplatz gehen, ahnen Sie, wie ich im Geiste mit Ihnen dort stehe und die alten Namen auf den Geschäften sehe: Schuhhaus Wolff, Schiffmann, Ermann-Bach, Bender, Frank und Sänger. So war es gewesen. *Aber ich will den schrecklichen* Abgrund, der zwischen Gestern und Heute liegt, überspringen und ich reiche der jungen Generation meine Hände in Freundschaft. Herzlichst, Ihr Arthur Feiner."

* * *

Worms

Anlaß für die Stadt, ein offizielles Besuchsprogramm zu unterstützen, war der Besuch einer größeren Gruppe früherer jüdischer Bewohner aus den USA im Jahr 1980, die das Memorial Committee eingeladen hatte. In jenem Jahr wurde eine Gedenktafel mit den Namen aller ermordeten Juden in der Wormser Synagoge eingeweiht. Die Stadt beschloß damals, künftigen Besuchern einen finanziellen Zuschuß von je 600 DM zu leisten, der von vielen Gästen abgelehnt wurde (Gesamtkosten für inzwischen rund 200 Gäste etwa 180.000 DM).

Seit 1980 fanden noch zwei weitere größere Treffen 1984 und 1988 in Worms statt. In den Zwischenjahren konnten die Besucher den Zeitpunkt ihres Kommens selbst bestimmen. Alle Gäste wurden offiziell vom Oberbürgermeister empfangen. Die Hauptinitiative für Programm und Betreuung blieb beim Memorial Committee des Jüdischen Museums Raschi Haus. Während in Worms um 1933 eine große Jüdische Gemeinde mit etwa 1.100 Mitgliedern lebte, wohnten hier im Jahr 1990 nur noch weniger als zehn Juden.

Schleswig-Holstein

Schleswig-Holstein ist das einzige Bundesland, in dem die Einladung an die ehemaligen jüdischen Bürger vom Ministerpräsidenten ausgesprochen und der Besuch von der Staatskanzlei in der Landeshauptstadt Kiel organisiert und durchgeführt wird. Die Initiative dazu ging im Jahr 1985 vom damaligen Ministerpräsidenten Uwe Barschel aus, nachdem er auf einer Israel-Reise von ehemaligen Schleswig-Holsteinern um eine offizielle Einladung, nach dem Vorbild vieler deutscher Städte, gebeten worden war.

So kamen dann auch ab 1986 die ersten drei Gruppen von etwa zwanzig Personen ausschließlich aus Israel. Seit 1988 lädt das Land zwei Mal jährlich ein, und im Herbst 1989 schrieb der nun amtierende Ministerpräsident Björn Engholm erstmals auch eine größere Gruppe aus den USA an. Bis 1991 hatten fast zweihundert Juden das Angebot angenommen, auf Kosten des Landes — nur bei Anreise aus überseeischen Ländern müssen die Gäste den Anteil der Flüge, der die zur Verfügung gestellten 1.500 DM überstieg, selbst bezahlen — noch einmal in ihre frühere Heimat zu fahren (bis 1991: 430.000 DM ohne Planungs- und Vorbereitungskosten).

Um die Planung eines Besuchsprogramms und die Betreuung der Besucher kümmerte sich mit außergewöhnlich großem persönlichen Interesse und Einsatz Gerd Stolz, Oberamtsrat in der Kieler Staatskanzlei. Örtliche Unterstützung findet er in den Städten Flensburg, Friedrichstadt, Rendsburg, Lübeck und bei der Hamburger Jüdischen Gemeinde. Zur Besuchswoche gehört daher nicht nur *immer ein offizieller Empfang des Ministerpräsidenten* oder eines Stellvertreters an wechselnden Orten, sondern auch die Begrüßung durch den Bürgermeister im Rathaus der Landeshauptstadt Kiel und der Hansestadt Lübeck. Nach diesen sieben Tagen bitten dann die jeweiligen Heimatstädte selbst ihre früheren Bürger für zwei Tage zu Gast und kommen für diese Kosten auf.

"Schleswig-Holstein ist heute ein Land ohne jüdische Gemeinschaften, ohne jüdisches kulturelles Leben. Wenn es auch in Lübeck eine Synagoge (in April 1994 von Rechtsextremisten geschändet), das einzige jüdische Gotteshaus des Bundeslandes in dieser Funktion, noch gibt, so ist sie jedoch kein lebendiges Zentrum einer Jüdischen Gemeinde mehr. Die nationalsozialistische Herrschaft der Jahre 1933 bis 1945 hat das jüdische Leben in Schleswig-Holstein nahezu restlos ausgelöscht. So wandeln die Besucher nur noch auf den Spuren jüdischer Geschichte und Kultur in Kiel, Lübeck, Friedrichstadt und Rendsburg."

Gerd Stolz, der so im Oktober 1992 in einem Artikel der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* schrieb, hatte in jenem Jahr das Buch *Wegweiser zu den jüdischen Stätten* veröffentlicht. Den Band herausgegeben hatte die Jüdische Gemeinde Hamburg, die Erbwalterin dieser Stätten. Besuche jener Orte, an denen einmal ein lebendiges jüdisches Leben existierte, stehen auch im Mittelpunkt des von Stolz erarbeiteten Besuchsprogramms. Um 1933 zählte Friedrichsstadt etwa 40 Gemeindemitglieder, Kiel etwa 600 und Lübeck 500. Heute leben etwa 200 Juden in Schleswig-Holstein, die fast alle im Hamburger Randbereich ansässig sind und zur Jüdischen Gemeinde Hamburg gehören.

So fahren die Besucher immer nach Rendsburg, wo man die Synagoge, die am 9. November 1938 zwar geplündert, aber durch die geworfene Brandbombe nur beschädigt worden war, restauriert und in ein Museum umgewandelt hatte. Retter und Wiederentdecker des Gebäudes war Dr. Ole Harck vom Kieler Universitätsinstitut für Vor- und Frühgeschichte, der sich als Privatmann um die Aufarbeitung der deutsch-jüdischen Vergangenheit bemüht. Harck hatte die Erhaltung, Restaurierung und neue Nutzung des heute sogenannten "Dr. Bamberger Hauses" für Ausstellungen, Konzerte und Lesungen durchgesetzt und er ist es auch meistens, der die jüdischen Besucher durch die Räume führt.

Es schaffen aber nicht alle Gäste emotional, sich die im Keller ausgestellten Dokumente, Fotos und rituellen Gerätschaften aus der Geschichte ihrer Gemeinden anzusehen. Elfriede Cantor beispielsweise, aus Lübeck und heute in Kirjat-Bialik lebend, blieb beim Aufenthalt mit ihrer Tochter im Herbst 1989 im früheren Betsaal der ehemaligen Synagoge sitzen, bis die allgemeine Besichtigung vorüber war.

Lübeck, Synagoge, Foto aus dem Jahr 1937.

Auch eine Fahrt nach Friedrichsstadt steht immer auf dem Programm. Dort kümmert sich seit 1970 die "Gesellschaft für Friedrichsstädter Stadtgeschichte" um die Erinnerung an das aktive jüdische Leben. Während die Mitarbeiter am Anfang ihrer Nachforschungen nach eigenen Angaben "so gut wie keine Unterlagen" vorgefunden hatten, konnten sie nach intensiven Recherchen in verschiedenen Archiven und durch Kontakte mit einst vertriebenen Friedrichsstädter Juden im November 1988 den Gästen nicht nur eine geschichtsbewußte Stadtführung, sondern auch die materialreiche Ausstellung "Juden in Friedrichsstadt" präsentieren. Dafür waren ihnen von früheren Bürgern wertvolle Familienpapiere zur weiteren Verwahrung im Stadtarchiv überlassen worden.

Um das Jahr 1988 häuften sich die besonderen Besuchsanlässe zur Einweihung von Gedenktafeln, oder es waren, wie im Oktober 1988, gerade die *Erinnerungen eines Überlebenden* von Joseph Katz in deutscher Übersetzung erschienen. Jahrelang hatten größere Verlage abgesagt, bis Dr. Ole Harck den "Beirat für Geschichte" einschaltete und der Kieler "Malik-Verlag" einstieg. Von Björn Engholm wurde Joseph Katz, der heute in Los Angeles lebt, dann, gemeinsam mit anderen in die USA emigrierten Juden, zur Vorstellung seines Buches eingeladen.

Katz hatte verschiedene Arbeits- und Vernichtungslager überlebt und wanderte 1946, nach kurzer Rückkehr in seine Heimatstadt Lübeck, nach Amerika aus, u.a. deshalb, weil ihn auf dem Polizeiamt "derselbe Beamte hinterm Pult, der mir damals die Schlüssel abgenommen hat", gefragt hatte: "'Aber Herr Katz, wo sind Sie denn die ganze Zeit gewesen? Sie sind ja gar nicht bei mir abgemeldet.'" *One who came back — the Diary of a Jewish Survivor* war in den USA bereits 1972 im Verlag "Herzl Press und Bergen Belsen Memorial Press" herausgekommen.

Im Mai 1989 wohnten etwa zwanzig Juden der Einweihung einer überlebensgroßen Bronzeplastik am Ort der zerstörten Kieler Synagoge bei. Zu diesem Anlaß war auch der Schriftsteller Jehuda Offen aus Tel Aviv erstmals zu Besuch. Während der Gedenkfeier sprachen die Kieler Stadtpräsidentin Silke Reyer, Landesrabbiner Levinson und Maurice Goldstein, Präsident des Internationalen Auschwitz-Komitees in Brüssel. Aber es waren die persönlichen Worte Offens, die gerade die deutschen Anwesenden besonders bewegte und wodurch einmal mehr gezeigt wurde, daß diese "Begegnungsreisen" für die heutigen Deutschen mindestens ebenso wichtig sind wie für viele Besucher. Unter anderen Reaktionen bewirkte Offens Rede den hier folgenden "Artikel" in einer Kieler Zeitung:

"Sehr geehrter Herr Jehuda Offen,

dies ist bestimmt eine ungewöhnliche Art, jemandem einen Brief zu schreiben, wie es auch ungewöhnlich ist, in dieser Form einen Bericht über eine Veranstaltung zu verfassen. (...) Dr. Levinson holte weit aus, ging zurück zur Schöpfungsgeschichte, zu den Grundlagen des Judentums. Das war für uns Nicht-Juden vielleicht eine zu große Lektion. Dann sprachen Sie, Herr Offen, und Ihnen gehört meine ganze Hochachtung. (...)

Es ist Ihnen tatsächlich gelungen, die Herzen dieser Menschen anzurühren. Sie konnten deshalb als einziger darauf verzichten, mit der großen Zahl der ermordeten Juden zu argumentieren, wie es ihr Nachfolgeredner Prof. M. Goldstein, Präsident des Internationalen Auschwitzkomitees in Brüssel, getan hat. Durch Ihre Ansprache muß jedem klar geworden sein, daß es auf die exakte Zahl nicht ankommt — ein Toter ist schon zuviel. Ich danke Ihnen. Eva Tritschler."

Im September 1989 waren die Besucher dabei, als in der Lübecker Synagoge eine von der Landesregierung gestiftete Gedenktafel übergeben wurde, mit dem Text "Zur Erinnerung an die entweihten und zerstörten Synagogen in Schleswig-Holstein und an die Männer, Frauen und Kinder, die verschleppt und ermordet wurden". Und im Mai 1991 waren drei der Mitautoren unter den Gästen, als Gerd Stolz im Jüdischen Museum in Rendsburg das von ihm herausgegebene Buch *Zwischen Gestern und Heute — Erinnerungen jüdischen Lebens ehemaliger Schleswig-Holsteiner* erstmals vorstellte.

Die Anregung zu diesem Band war von Besuchern ausgegangen. Sie hatten Stolz im Jahr 1989 vorgeschlagen, "Sie alle um Berichte, Erlebnisse, Überlegungen, Erfahrungen, Beschreibungen zu bitten", was er dann auch wenig später in einem Rundbrief tat. Aus Israel, Argentinien, Brasilien, Uruguay und den USA trafen bald diese Erinnerungen ein, die Stolz in seinem Buch zusammenstellte. Bei den Besuchern, denen er in den vielen Jahren der Betreuung begegnet war, gebe es "keine verzehrende Bitterkeit, keinen Groll, doch Schmerz auf Schritt und Tritt. Die Männer und Frauen", sagte er in einem Interview mit der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung*, "kommen ohne Haß, und sie sind von der Erinnerung überwältigt."

Was diese Reise zurück für viele frühere Bürger bedeutet hat, dafür gibt es in diesem Band reichlich Material: "Ich hätte es nicht glauben können, einmal offiziell im Festsaal dieser Stadt (Lübeck) noch empfangen zu werden, durch deren Straßen ich vor 50 Jahren gejagt wurde." Manche fühlten sich noch während ihres Besuches wie damals "ganz plötzlich vergessen (...): Man läuft wie ein Gespenst herum."

* * *

Hamburg

Die Warteliste ist immer noch lang, obwohl die Stadt bereits 1966 begann, einzelne ehemalige jüdische Bürger, die ihren Wunsch nach einem Besuch angemeldet hatten, einzuladen. Seit 1972, auf Beschluß des Hamburger Senats, reisen jedes Jahr mehrere größere Gruppen für eine Woche in ihre frühere Heimatstadt. Im Jahr 1990 wurden erstmals auch die Juden aus dem heute zu Hamburg gehörenden Stadtteil Harburg eingeladen, und über dieses Jahr verteilt waren insgesamt sechs Gruppen offizielle Gäste Hamburgs. "Senat und Bürgerschaft haben erkannt, daß man nicht weiter die Jahre so verstreichen lassen darf", schrieb der Historiker Matthias Heyl in einem Brief an die ehemaligen Hamburger Juden.

Die Senatskanzlei spricht sogenannte Gruppen- und Teileinladungen aus. Bei einer Gruppeneinladung (für ehemalige Bürger, die nach der Emigration noch keine Gelegenheit zu einem Besuch ihrer Heimatstadt hatten) werden Reise- und Hotelkosten für je zwei Personen übernommen. Wer schon einmal die Gelegenheit zu einem privaten Besuch Hamburgs ergriffen hatte, muß für die Reise selbst aufkommen. Der Senat stellt einen jährlichen Etat von 700.000 DM zur Verfügung und bis Ende des Jahres 1992 beliefen sich die Gesamtkosten auf 4,3 Mio. DM.

Da heute in Hamburg wieder etwa 1.500 Juden leben (1933 waren es etwa 24.000) und in der Stadt sowohl eine Jüdische Gemeinde existiert, als auch die Deutsch-Israelische Gesellschaft, WIZO und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit dort tätig sind, arbeitet die Senatskanzlei bei der Vorbereitung des Programms und bei der Betreuung der Gäste mit diesen drei Institutionen zusammen. Im Fall Hamburg ist aber besonders die langjährige Forschungsarbeit des im Jahr 1990 25 Jahre alten Hamburger Geschichtsstudenten Matthias Heyl hervorzuheben, der bereits seit zehn Jahren die Geschichte der Hamburger Juden erforschte. Ohne seine langjährigen Kontakte zu den Emigranten aus Hamburg und ohne seine nachdrücklichen Bemühungen beim Hamburger Senat wären diese Einladungen nicht zustande gekommen.

Als Anlaß eines Einladungstermins wurde oftmals die Einweihung einer Gedenkstätte — von denen mehrere in der Stadt zu finden sind —, die Eröffnung einer besonderen Ausstellung oder auch ein Jahrestag gewählt. So führte Matthias Heyl im September 1990 die ehemaligen Harburger Juden in die von ihm konzipierte und organisierte Ausstellung zur "Geschichte der Jüdischen Gemeinde Harburgs 1862 bis 1942" ein. Im November 1990 wurde die Dokumentation "400 Jahre Juden in Hamburg" mit einer großen Besuchergruppe der Öffentlichkeit übergeben. Das von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und der Landeszentrale für Politische Bildung zum selben Zeitpunkt herausgegebene Buch *Hier ist mein Land* enthält die Erinnerungsberichte von über zwanzig ehemaligen Hamburger Juden.

Ein anderer trauriger Gedenktag bot sich im darauffolgenden Jahr. Für den 25. Oktober 1991 — den 50. Jahrestag des ersten Deportationszuges nach Polen — hatte der Hamburger Senat Staatstrauer angeordnet. Am 25. Oktober 1941 wurden 1034 Hamburger Juden ins Ghetto von Lodz abtransportiert — vier von ihnen überlebten. Fritz Sarne war — unseres Wissens — der einzige der Überlebenden, der die Einladung des Senats zur Teilnahme an den Feierlichkeiten angenommen hatte. Auf Bitten von Matthias Heyl und von Bezirksamtsleiter Michael Ulrich hatte er sich auch dazu bereiterklärt, während des Traueraktes von seinen Erinnerungen an Deportation, an sechs Monate Zwangsarbeit im Ghetto Lodz und nach dessen Auflösung im Mai 1942 weiteren 2 1/2 Jahren Auschwitz zu sprechen.

Seit seinem ersten offiziellen Besuch in Hamburg und Harburg im September 1990 hatte Sarne keine Mühe gescheut, gegenüber Zeitungen und Freunden immer wieder auf die "Anstrengungen der jüngeren Generation" hinzuweisen, "mit Gedenktagen und Ausstellungen an die Ermordung der Juden zu erinnern" (Interview *Hamburger Anzeigen und Nachrichten*). Gegenüber der Zeitung *Jewish Exponent* antwortete der heute in Philadelphia lebende Mann auf die Frage, warum er im Oktober 1991 bereits zum zweiten Mal nach Hamburg reise:

"The invitation says we survivors are invited for seven nights, that we will be given breakfast and have opera cards and theater cards provided. But I am only going to say Kaddish for them. I am not going for recreation. (...) But I am also going in order to show these German students and historians my appreciation for keeping history alive — the history of our people. There are no Jews left alive in Germany to remember. Germans are doing it now."

Gemeinsam mit Landesrabbiner Levinson legte Sarne am Denkmal der ehemaligen Hauptsynagoge einen Kranz nieder. In seiner Gedenkrede verlas er auch den Brief von Inge Grindel, die wie er die Jahre der Gefangenschaft überlebt hatte. Frau Grindel, eine Jugendfreundin von Sarnes Ehefrau, hatte ihre Teilnahme aus gesundheitlichen Gründen und weil es "ein sehr emotionaler Anlaß ist, den ich dort mitansehen müßte" abgesagt. Zur Ermordung ihres ersten Ehemannes Ulrich Pick und ihres damals 3jährigen Sohnes Michael hatte sie ein Requiem verfaßt und Sarne zur Rezitation in Hamburg mitgegeben.

"(...)
Never, Michael, as long as I live
will I forget you, nor will I forgive."

Die große Hamburger Synagoge am Bornplatz vor 1938.

Brief von Baruch und Janky Dienar aus Herzlia, Israel, im Dezember 1990 an Frau Carola Meinhardt, Mitarbeiterin der Senatskanzlei, "im Bewußtsein, daß wir die hervorragende Organisation dieses Besuches in erster Linie Ihnen zu verdanken haben":

"(...)

Die Begegnung mit der Vergangenheit war nicht leicht. Erschüttert stand ich an dem leeren Ort, an dem die Bornplatz Synagoge stand, in der ich von frühester Kindheit dem Gottesdienst beiwohnte. Daneben steht noch immer das Gebäude der Talmud-Thora-Realschule, die ich neun Jahre lang besuchte. Während der Führung durch das Gebäude stand ich plötzlich vor meiner alten Klassentür. Klopfenden Herzens drückte ich die Klinke nieder. Drinnen saßen zwei Herren, die mich erstaunten Blickes musterten. Ruckartig schloß ich die Tür und verließ fluchtartig das Gebäude, obgleich die Besichtigung noch weiter andauerte.

So groß der Wunsch, der Vergangenheit wieder zu begegnen, so groß war auch die Angst vor dieser Konfrontation. Dies war auch der Grund, warum ich ursprünglich die Einladung des Senats ablehnen wollte, und diese nur zögernd annahm. Heute jedoch, kann ich mit Überzeugung sagen, daß der Beschluß, Hamburg zu besuchen, gut war. Ich glaube, daß die Wärme und Empfindsamkeit, mit der sie, unsere Gastgeber, die alle der neuen post-Hitler-Generation angehören, uns umgaben, die Begegnung mit der Vergangenheit wesentlich erleichterte(...)"

Saarlouis im Saarland

Anläßlich der 300-Jahr-Feier in Saarlouis 1981 beschloß die Stadt, auch die ehemaligen jüdischen Bürger zum ersten Mal offiziell einzuladen. Der Aufenthalt der Gäste im Juni 1981 fiel dann aber nicht mit den Jubiläumsfeierlichkeiten zusammen. Von 1981 bis 1985 reisten etwa 45 Besucher einschließlich Begleitung für eine Woche in ihre frühere Heimatstadt. Die Stadt kam für sämtliche Kosten auf (insgesamt etwa 50.000 DM). Auf dem von der Stadtverwaltung vorbereiteten Programm standen neben dem Empfang im Rathaus durch Oberbürgermeister Dr. Manfred Henrich vor allem ein erneutes Kennenlernen von Stadt und Umgebung.

Ansonsten scheint man sich auf offizieller Seite wenig Arbeit mit der Vergangenheit in der eigenen Stadt zu machen. Wie groß die Jüdische Gemeinde um 1933 war, ist "unbekannt", und es existieren auch bis heute keine genauen Angaben zum Ablauf von Verfolgung und Deportation aus Saarlouis. Das einzige Denkmal wurde im November 1987 eingeweiht. Bürgerlicher Initiative, und dort vor allem dem Betreiben von Hildegard König, Synodalreferentin für Judaica, ist es zu verdanken, daß im Neubau auf dem ehemaligen Synagogengrundstück außer einem Speiserestaurant, Büroräumen und Wohnungen im Obergeschoß wenigstens auch ein kleiner Gedenkraum eingerichtet wurde.

Die ehemalige Synagoge war in der Reichspogrömnacht ausgebrannt, die Ruine wurde in den 80er Jahren abgerissen, um diesem sogenannten "Saarlouiser Modell" Platz zu machen.

* * *

Chemnitz (Sachsen)

31 ehemalige Chemnitzer Juden aus Israel wurden von der Chemnitzer Stadtverwaltung zu den "Tagen jüdischer Kultur in Chemnitz 1994" eingeladen. Chemnitz dürfte die erste Stadt in der ehemaligen DDR sein, die einen Teil ihrer ehemaligen jüdischen Bewohner einlud. Die einzige andere Stadt in der ehemaligen DDR, die ein solches Besuchsprogramm einführen will, ist die Wartburg-Stadt Eisenach. Sie bemüht sich jetzt, Adressen noch lebender ehemaliger Eisenacher Juden festzustellen.

Im Foyer des Chemnitzer Schauspielhauses begrüßte der damalige Oberbürgermeister Dr. Peter Seifert am 3. März 1994 die Gäste aus Israel und sagte in seiner Ansprache u.a. "Ich sage Ihnen nicht, wie anderen Gästen unserer Stadt, 'fühlen Sie sich wie Zuhause', ich sage 'Sie sind hier zu Hause.'"

Worte, die freilich ins Leere gehen, da die Stadt Chemnitz, so wie fast alle anderen Städte in Deutschland, keinerlei Bemühungen und Anstrengungen unternommen hat, ehemalige jüdische Bürger in ihren Städten wieder ansässig werden zu lassen, obwohl gerade die Präsenz der Juden in Deutschland ein unübersehbares Zeichen für eine neue Demokratie und der Überwindung der Fremdenfeindlichkeit sichtbar für alle Welt setzen könnte.

Der Oberbürgermeister wies in seiner Rede auf den einzigartigen Reichtum der israelischen Kultur hin, einer "Kultur voller Melancholie, Trotz, Traurigkeit, Lebensfreude und Hoffnung."

Geschichte der Juden in deutschen Städten und Gemeinden. Auswahlbibliographie

Fragen Erinnern Spuren Sichern. Zum Novemberpogrom 1938 in **Aachen**. Aachen 1992 (Alano Verlag)

Hans Warnecke: Die **Ahrweiler** Synagoge. Ein Beispiel jüdisch-deutscher Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Bonn 1983 (Courir Verlag)

Hans-W. Gummersbach: Der Weg nach Auschwitz begann auch in **Ahlen.** Vergessene Spuren der jüdischen Gemeinde einer westfälischen Stadt. Ahlen 1988 (Verlag B. Sommer GmbH)

J. Motschmann: Masel Tow. Zur Bedeutung des Hochzeitssteins an der Synagoge von **Altenkunstadt.** In: Vom Main zum Jura, Heft 3, S. 51-58. 1986

G. Marwedel: Die Privilegien der Juden in **Altona.** 1976.

Dieter Hoffmann: Zur Geschichte der **Alzeyer** Juden. Begleitheft zur Ausstellung im Museum der Stadt Alzey. 1988

Peter Schmitter: Geschichte der **Alpener** Juden. Dokumente vom Alpener Beginn bis zum Leidensweg in der NS-Zeit. 1986 (Verlag A. Theuvsen)

Günter Heuzeroth: Jüdisch-deutsche Mitbürger unserer Heimat. Nachdruck aus den Heimat-Jahrbüchern des Kreises **Altenkirchen** und der angrenzenden Gemeinden der Jahre 1975-1978.

E. Bauer: Die Geschichte der jüdischen Minderheit in **Archshofen.** 1964.

Juden in **Arnsberg.** Eine Dokumentation. Hrsg. im Auftrag der Stadt Arnsberg und des Arbeitskreises "Geschichtswerkstatt" von M. Gosmann. Arnsberg 1991

Yitzhak Sophoni-Herz: Meine Erinnerung an **Bad Homburg** und seine 600-jährige jüdische Gemeinde (1335-1942). Rechovoth (Israel) 1981

Edgar Mais: Die Verfolgung der Juden in den Landkreisen **Bad Kreuznach-Birkenfeld** *1933-1945. 1988 (Pädagogisches Zentrum des Landes Rheinland-Pfalz)*

Stephen Kolb: Die Geschichte der **Bad Nauheimer** Juden. 1987

B. Rosenthal: Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart. Nachdruck von 1927.

F. Hundsnurscher/G. Taddey: Die jüdischen Gemeinden in **Baden.** Denkmale, Geschichte, Schicksale. 1968

H. Kattermann: Das Ende einer jüdischen Landgemeinde. Nonnenweiler in **Baden.** 1933-1945. 1982

Juden in **Baden** 1809-1984. 175 Jahre Oberrat der Israeliten Badens. Ausstellungskatalog. 1984

Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in **Baden-Württemberg** durch das Nationalsozialistische Regime 1933-1945. Band 2. Hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart. Stuttgart 1966

Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in **Württemberg und Hohenzollern.** Denkmale, Geschichte, Schicksale. 1967

Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in **Baden-Württemberg** 1933-1945. Ein Gedenkbuch. Hrsg. von der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg. 1969

Paul Sauer: Die Schicksale der jüdischen Bürger **Baden-Württembergs** während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933-1945. Stuttgart 1969

W. Strauss: Lebenszeichen. Juden aus **Württemberg** nach 1933. 1982

J. Toury: Jüdische Textilunternehmer in **Baden-Württemberg** 1683-1938. 1984

Joachim Hahn: Synagogen in **Baden-Württemberg.** Zeugnisse jüdischen Glaubens. 1987

Joachim Hahn: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in **Baden-Württemberg.** Stuttgart 1988 (Konrad Theiss Verlag)

Susanne Wetterich: Davids Stern an Rhein und Neckar. Ausflüge auf den Spuren jüdischen Lebens in **Baden-Württemberg.** Stuttgart 1990 (Silberburg Verlag)

Chr. Fiebig: Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbistum **Bamberg.** 1986. Nachdruck von 1898 und der Nachträge von 1899 von Rabbiner Eckstein

K. Geissler: Die Juden in Deutschland und **Bayern** bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. 1976

Spuren des Judentums in **Bayern.** Mit Beiträgen über Dorfsynagogen in Franken, die Synagoge in Binswangen, Spuren des Judentums in Sulzburg, die Fischacher Judengemeinde u.a. 1985, Kirche und Kunst, Heft 2

Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in **Bayern.** Eine Dokumentation, hrsg. von Israel Schwierz. München 1988 (Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit)

H.G. Fried/N. Esser: Die Geschichte der jüdischen Gemeinden in **Bergheim.** 1983

J. Jacobson: Die Judenbürgerbücher der Stadt **Berlin.** 1809-1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791-1809. 1962

Historia Hebraica. Jüdische Kunst — Kultur und Geschichte aus dem Staatlichen Jüdischen Museum Prag. Eine Ausstellung im Jüdischen Gemeindehaus **Berlin** 1.9. bis 22.9.1965

J. Jacobson: Jüdische Trauungen in **Berlin** 1759-1813. Mit Ergänzungen für die Jahre 1723-1759. 1968

Denkmalpflege in der Deutschen Demokratischen Republik. Historische Friedhöfe in **Berlin.** 1979

Steinerne Zeugen. Stätten der Judenverfolgung in **Berlin.** Hrsg. von W. Wippermann. Mit Beiträgen von H. Galinski, R.v. Weizsäcker. 1982

Synagogen in **Berlin.** Zur Geschichte einer zerstörten Architektur. Hrsg. vom Berlin Museum in zwei Teilen. 1983

C. Pross/R. Winau: Nicht mißhandeln. Das Krankenhaus Moabit. 1920-1933. Ein Zentrum jüdischer Ärzte in **Berlin.** 1933-1945 Verfolgung, Widerstand, Zerstörung. 1985

W. Dreßen/A. Ehmann u.a.: Jüdisches Leben in **Berlin.** 1985

L. Geiger: Geschichte der Juden in **Berlin.** Vorwort von H. Simon. 1986 (Reprint von 1871-1889)

P. Melcher: Weißensee. Ein Friedhof als Spiegelbild jüdischer Geschichte in **Berlin.** 1986

E. Heilborn: Die gute Stube. **Berliner** Gesellgkeit im 19. Jahrhundert. 1987

Gert Mattenklott: **Berlin** Transit. Eine Stadt als Station. 1987

Wegweiser durch das jüdische **Berlin.** Geschichte und Gegenwart. Mit Berlin-Plan von 1936. 1987

Gedenken und Denkmal. Entwürfe zur Erinnerung an die Deportation und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung **Berlins.** Berlinische Galerie 1988

Beiträge zum Widerstand. 33 Hefte. Hrsg. vom Informationszentrum **Berlin.**

S. Jersch-Wenzel: Juden und "Franzosen" in der Wirtschaft des Raumes **Berlin/Brandenburg** zur Zeit des Merkantilismus. 1978

Erinnern und nicht vergessen. Dokumentation zum Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof. Von Kurt Schilde. Hrsg. vom Bezirksamt Tempelhof von **Berlin.** 1988

Zehn Brüder waren wir gewesen...Spuren jüdischen Lebens in **Berlin-Neukölln.** Hrsg. von Dorothea Kolland. 1988

H. Nußbaum/K. Britz: Das Schicksal der Juden von **Bodersweiler.** Erinnerung und Mahnung. Dokumentation nach dem Jubiläum "1100 Jahre Bodersweiler". 1986

Die Juden in **Böhmen und Mähren.** Ein historisches Lesebuch. Hg. von W. Iggers. 1986

R.Kestenberg-Gladstein: Neuere Geschichte der Juden in den **böhmischen** Ländern. Bd. 1: Das Zeitalter der Aufklärung 1780-1830. 1969

R.M. Wlaschek: Zur Geschichte der Juden in **Nordostböhmen.** Unter besonderer Berücksichtigung des südlichen Riesengebirgsvorlandes. 1987

V. Lipscher: Zwischen Kaiser, Fiskus, Adel, Zünften: Die Juden im Habsburgerreich des 17. und 18. Jahrhunderts am Beispiel **Böhmens und Mährens.** 1983

K. Schulte: **Bonner** Juden und ihre Nachkommen bis um 1930. Eine familien- und sozialgeschichtliche Dokumentation. 1976

Karl Guzmer: Die Philippsons in **Bonn.** Deutsch-jüdische Schicksalslinien 1862-1980. Dokumentation einer Ausstellung in der Universitätsbibliothek Bonn 1989. 1991

Studien zur Geschichte der Juden in **Borken.** 1983

Wolfgang Wippermann: Jüdisches Leben im Raum **Bremerhaven.** Eine Fallstudie zur Alltagsgeschichte der Juden vom 18. Jahrhundert bis zur NS-Zeit. 1985 (Stadtarchiv Bremerhaven)

Schocken — eine deutsche Geschichte. Hrsg. von Hans-Eberhard Happel und Uwe Weiher. **(Bremerhaven)** 1988

Ute Weiher: Die jüdische Gemeinde an der Unterweser. Vom "deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" zum "Feind im eigenen Land". Stadtarchiv **Bremerhaven** 1989

G. Kisch: Das **Breslauer** Seminar 1854-1938. 1963

Zur Geschichte der Juden in **Celle.** Festschrift zur Wiederherstellung der Synagoge. Hrsg. von der Stadt Celle. 1974

Hubert Fromm: Die **Coburger** Juden. Geschichte und Schicksal. Mit einem Beitrag von Rainer Axmann. Herausgegeben vom EBW Coburg. 1990

H. Holzhaider: ...yor Sonnenaufgang...Das Schicksal der jüdischen Bürger **Dachaus.** 2984

Samuel Echt: Die Geschichte der Juden in **Danzig.** Leer (Ostfriesland) 1972 (Verlag Gerhard Rautenberg)

E. Lichtenstein: Die Juden der Freien Stadt **Danzig** unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. 1973

V. Mann/J. Gutmann: **Danzig** 1939. Schätze einer zerstörten Gemeinde. Ausstellungskatalog. 1982

"Die Bürgerschaft gibt der Jüdischen Gemeinde eine Synagoge zurück". Einweihung der Synagoge in **Darmstadt** am 9. November 1988.

S. M. Westerholz: Da wvrden di Ivden erslagen. Zur Geschichte der Juden im Landkreis **Deggendorf.** 1986

Dorsten unterm Hakenkreuz. Der gleichgeschaltete Alltag. Hrsg. von Wolf Stegemann. Dorsten 1985

E. Pfeiffer: Die Juden in **Dortmund.** 1987

Lucia Schmidt-Fels: Deportiert nach Ravensbrück. Bericht einer Zeugin. **Düsseldorf** 1981 (Rudolf-Dehnen Verlag)

A. Voigt/F. Wiesemann: Die Zerstörung der jüdischen Gemeinde **Düsseldorf** unter der NS-Herrschaft. Dokumente, Fragen, Erläuterungen, Darstellung. 1983

Christiane Wittrock: **Egelsbach** in politisch bewegter Zeit 1914-1950. Hrsg. vom Gemeindevorstand der Gemeinde Egelsbach. 1991.

Gegen das Vergessen. **Eisenach, Gotha, Schmalkalden.** Spuren jüdischen Lebens. 1988

P. Asall: Juden im **Elsaß.** 1984

Jüdische Friedhöfe im **Emsland.** Sonderausstellung des Landkreises Emsland. 25. Oktober bis 12. November 1985

Stationen jüdischen Lebens. Von der Emanzipation bis zur Gegenwart. Katalogbuch zur Ausstellung "Stationen jüdischen Lebens" in der Alten Synagoge **Essen.** 1990 (J.H.W. Dietz Nachf. Verlag)

H. Hörburger: Judenvertreibungen im Spätmittelalter. Am Beispiel **Esslingen** und **Konstanz.** 1981

J. Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden im **fränkischen** und deutschen Reich bis zum Jahre 1273. 1970

H. Schultheis: Ein Streifzug durch **Frankens** Vergangenheit. 1986

D. Andernacht/E. Sterling: Dokumente zur Geschichte der **Frankfurter** Juden 1933-1945. 1963

P. Arnsberg: Bilder aus dem jüdischen Leben im alten **Frankfurt.** 1979

K. Meier-Ude/V. Senger: Die jüdischen Friedhöfe in **Frankfurt.** 1985

B.A. Kern: Diskussionsbeiträge aus dem jüdischen Lehrhaus in **Frankfurt** am Main. Eine Sammelschrift. 1986

Wolfgang Wippermann: Das Leben in **Frankfurt** zur NS-Zeit. Band I: Die nationalsozialistische Judenverfolgung. Darstellung, Dokumente und didaktische Hinweise. Frankfurt 1986

H.-O. Schembs: Bibliographie zur Geschichte der **Frankfurter** Juden. 1781-1945. 1986

A. und R. Schmid: **Frankfurt** in stürmischer Zeit. 1930-1933. 1987

Jüdisches Leben in **Frankfurt.** Materialien I und II. Hrsg. von Helga Heubach. Frankfurt 1988

Jüdisches Museum **Frankfurt** am Main. Ausstellungskatalog 1988

Eugen Mayer: The Jews of **Frankfurt.** Frankfurt 1990 (Verlag Waldemar Kramer)

L. Löwenstein: Zur Geschichte der Juden in **Fürth.** 3 Teile in 1 Band. 1974

Werner J. Heymann (Hrsg.): Kleeblatt und Davidstern. Aus 400 Jahren jüdischer Vergangenheit in **Fürth.** 1990 (Verlag Maria Mümmler)

Naftali Herbert Sonn/Otto Berge: Schicksalswege der Juden in **Fulda** und Umgebung. Fulda 1984

E. Friedrich/D. Schmieder-Friedrich: Die **Gailinger** Juden. 1984

W. Häusler: Das **galizische** Judentum in der Habsburger Monarchie. Im Lichte zeitgenössischer Publizistik von 1772-1848. 1979

S. Landmann: Erinnerungen an **Galizien.** 1983

Der siebenarmige Leuchter. Die Geschichte der **Geilenkirchner** Juden. Sonderdruck aus dem "Heimatkalender des Kreises Heinsberg 1985". Hrsg. von Hermann Wassen

Gerolstein und seine jüdischen Mitbürger bis 1945. Hrsg. von Christoph Stehr. 1986

E. Knauss: Die jüdische Bevölkerung **Gießens** 1933-1945. Eine Dokumentation. 1987

Franz D. Lucas/Margret Heitmann: Stadt des Glaubens. Geschichte und Kultur der Juden in **Glogau.** Hildesheim 1991 (Georg Olms Verlag AG)

Roland Otto: Die Verfolgung der Juden in **Görlitz** unter der faschistischen Diktatur 1933-1945. Hrsg. von der Stadtverwaltung Görlitz 1990

P. Wilhelm: Die Synagogengemeinde **Göttingen, Rosdorf** und **Geismar** 1850-1942. 1978

Erich Hobusch: Synagoge **Gröbzig** gerettet und bewahrt. 1984

Angelika Schleindl: Verschwundene Nachbarn. Jüdische Gemeinden und Synagogen im Kreis **Gross-Gerau.** 1990 (Kreisvolkshochschule Gross-Gerau)

W. Eulenburg: Rückblick auf die Jüdische Gemeinde von **Großkotzenburg.** 1985

Jehuda **Barley:** Juden und Jüdische Gemeinde in **Gütersloh** 1671-1943. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 1988. (Hrsg. Stadt Gütersloh)

Die Gütersloher Juden unter dem Nationalsozialismus. Eine Dokumentation der Stadt **Gütersloh.** 1988

K.W. Steim: Juden in **Haigerloch.** Photos von P. Weber. 1987

Werner A. Güth/Johannes Kempf: Zachor. Ein Buch des Gedenkens. Zur Erinnerung an die jüdische Gemeinde. **Hachenburg.** 1989

M. Grunwald: **Hamburgs** deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811. 1904

P. Freimark: Juden in Preußen — Juden in **Hamburg.** 1983

H. Krohn: Die Juden in **Hamburg.** Die politische, soziale und kulturelle Entwicklung. 1848-1918. 1974

U. Randt: Carolinenstrasse 35. Geschichte der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in **Hamburg.** 1884-1942. 1984

I. Stein: Jüdische Baudenkmäler in **Hamburg.** 1984

I. Lorenz: Juden in **Hamburg** zur Zeit der Weimarer Republik. 1987

Irmgard Stein: Lazarus Gumpel und seine Stiftung für Freiwohnungen in **Hamburg.** 1991 (Hans Christians Verlag)

Ursula Warmser/Wilfried Weinke: Ehemals in **Hamburg** zu Hause—Jüdisches Leben am Grindel. Hamburg, VSA-Verlag, 1991

Harald Vieth: Die Geschichte des Hauses Hallerstrasse 6/8 in **Hamburg-Rothenbaum.** Selbstverlag des Autors, 3. Auflage, 1989.

Schalom **Harburg.** Nicht nur ein Besuch. Jüdische ehemalige Harburgerinnen und Harburger in ihrer alten Heimatstadt, 4.-11.9.1990. 1992

G. Kisch: Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in **Halle** 1686-1730. 1970

Jüdisches Erbe in **Hannover.** Ansprache von OB Herbert Schmalstieg zur "Woche der Brüderlichkeit" am 11. März 1984

M. Buchholz: Die **hannoverschen** Judenhäuser. Zur Situation der Juden in der Zeit der Ghettoisierung und Verfolgung 1941-1945. 1987

S. Moos: Geschichte der Juden im **Hegaudorf Randegg.** 1986 (Hegau ist eine Landschaft am Bodensee)

B. Szklanowski: Der alte jüdische Friedhof am Klingenteich in **Heidelberg** 1702 bis 1876. 1984

Hans Franke: Geschichte und Schicksal der Juden in **Heilbronn.** Vom Mittelalter bis zur Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1050-1945). 1963 (Stadtarchiv, Heft 11)

W. Angerbauer/H.G. Frank: Jüdische Gemeinden in Kreis und Stadt **Heilbronn.** Geschichte — Schicksale — Dokumente. 1986

L. Schachne: Erziehung zum geistigen Widerstand. Das jüdische Landschulheim **Herrlingen** 1933-1939. 1986

P. Arnsberg: Die jüdischen Gemeinden in **Hessen.** Aufstieg — Untergang — Neubeginn. 1972

E. Grulms/B. Kleibl: Jüdische Friedhöfe in **Nordhessen.** Bestand und Sicherung. Geleitwort von Prof. Dr. L. Burckhardt. 1983

Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in **Hessen . Beiträge** zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. 1983

T. Altaras: Synagogen in **Hessen** — Was geschah seit 1945? 1987

Helmut Burmeister/Michael Dorhs: Juden — **Hessen**— Deutsche. (Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Juden in Nordhessen Hofgeismar), Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. 1991

P. Aufgebauer: Die Geschichte der Juden in der Stadt **Hildesheim** im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. 1984

Denkmal für die Synagoge am Lappenberg in Hildesheim. 1988

Alfred G. Frei/Jens Runge (Hrsg.): Erinnern Bedenken Lernen. Das Schicksal von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zwischen **Hochrhein und Bodensee** in den Jahren 1933 bis 1945. Sigmaringen 1990

"Suchet der Stadt Bestes". Die jüdische Gemeinde **Hofgeismar** zwischen Assimilation und Untergang. Hofgeismar 1990

Fremde im eigenen Land. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Juden in den alten Kreisen **Hofgeismar, Kusel, Wolfhagen** und in der **Stadt Kassel.** Hrsg. von Helmut Burmeister und Michael Dorhs. Hofgeismar 1985

Verbrannte Geschichte. Schrifttumsverzeichnis zur Kultur- und Sozialgeschichte der Juden in den alten Kreisen **Hofgeismar, Kassel, Wolfhagen** und in der **Stadt Kassel.** Hofgeismar/Kassel 1989

A. Böning: Der jüdische Friedhof in **Hohenlimburg.** Dokumentation. 1987

Synagoge **Ichenhausen.** Festschrift zur Eröffnung der ehemaligen Synagoge von Ichenhausen als Haus der Begegnung am 4. Dezember 1987

Juden auf dem Lande. Beispiel **Ichenhausen.** Katalog zur Ausstellung 9. Juli bis 29. September 1991. Hrsg. vom Haus der Bayerischen Geschichte.

Hans-Georg Meyer: Es darf kein Efeu darüber wachsen. Jüdische Friedhöfe in **Ingelheim.** 1991 (Deutsch-Israelitischer Freundeskreis Ingelheim e.V.)

Schutzjuden — Bürger — Verfolgte. Die Geschichte der jüdischen Minderheit in **Iserlohn.** 1985

Naftali Bar-Giora Bamberger: Die Jüdischen Friedhöfe **Jebenhausens** und **Göppingen.** 1990

D. Heither/W. Matthäus/B. Pieper: Als jüdische Schülerin entlassen. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in **Kassel.** Gesamthochschule Kassel 1984

Walter Sharman: The "Jewboy" Leib Jacob of Zierenberg. Jewish Life in **Hessen-Kassel.** Germany towards the end of the 18th century. 1984

Namen und Schicksale der Juden **Kassels** 1933-1945. Ein Gedenkbuch. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Kassel — Stadtarchiv 1986

B. Kleinert/W. Prinz: Namen und Schicksale der Juden in **Kassel** 1933-1945. Ein Gedenkbuch. 1987

Ausländische Arbeiter und Kriegsgefangene in **Kelsterbach** 1933-1945. Ergebnisse einer Schülerarbeit zum Wettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten. 1987

Dokumentation zur Geschichte der **Kieler** Synagoge und des Mahnmals an der Goethestrasse 13. Kiel 1992 (VKK-Pressestelle)

Geschichte der Juden in **Kitzingen.** Festgabe anläßlich des 25jährigen Bestehens der Synagoge 1883-1908. Bearbeitet von N. Bamberger, 1908. 1983

Leo Bodenstein: Und plötzlich musste ich englisch reden.. Warum ein **Kieler** Amerikaner wurde. Sonderdruck für die Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holsteins. Kiel 1991

Stadt **Kirchheim unter Teck.** Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 3, S. 71 ff.: Chronik der Bürger Kirchheims unter Teck 1917/1923 und im Kreis Nürtingen 1945. 1985

Harm-Hinrich Brandt: Hundert Jahre **Kitzinger** Synagoge. Zur Geschichte des Judentums in Mainfranken. 1983

C. Brisch: Geschichte der Juden in **Cöln** und Umgebung aus ältester Zeit bis auf die Gegenwart. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet. 1973 (Reprint von 1879-1882)

J. Bohnke-Kollwitz u.a.: **Köln** und das Rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984. 1984

I. und D. Corbach: Sophie Sondheim und die **Kölner** Jüdische Kinderheilstätte Bad Kreuznach. 1987

Horst Matzerath: "...vergessen kann man die Zeit nicht, das ist nicht möglich..." **Kölner** erinnern sich an die Jahre 1929-1945. 1987 (Historisches Archiv der Stadt)

Spurensuche jüdischen Wirkens, Bände 1, 2 und 3. **Köln** 1988 und 1989. (Scriba Verlag Köln)

Y. Jacoby: Jüdisches Leben in **Königsberg/**Preussen im 20. Jahrhundert. 1983

E. Bloch: Geschichte der Juden von **Konstanz** im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Dokumentation. 1971

Konstanz, s. unter Esslingen

G. Rotthoff: **Krefelder** Juden. Mit Beiträgen von E. Stockhausen, D. Hangenbruch, J. Lichtenberg u.a. 1981

Krumbacher Heimatblätter 4/4 II/III 1988 Mitteilungen des Heimatvereins für den Landkreis Krumbach e.V.

Westricher Heimatblätter. Heimatkundliche Mitteilungen aus dem Kreis **Kusel.** März 1989

H. Kattermann: Geschichte und Schicksale der **Lahrer** Juden. 1979

Juden unsere Gäste vom 2.-9. Juni 1985 in **Leer**

Dokumentation über den Besuch jüdischer ehemaliger Mitbürger in **Leer,** 2.-9. Juni 1985

Klaus Pohlmann: Vom Schutzjuden zum Staatsbürger jüdischen Glaubens. Quellensammlung zur Geschichte der Juden in einem deutschen Kleinstaat (1650-1900). **Lemgo** 1990

Vom Main zum Jura. Heimatgeschichtliche Zeitschrift für den Landkreis **Lichtenfels.** Heft 2. 1985

Lothar Kurths: Beitrag zur Geschichte der Juden im Raum **Lingen.** Herausgegeben von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Regionalverband Lingen.

Literatur zur Geschichte der Juden in **Ostwestfalen und Lippe** — Eine Sammelbesprechung. Hrsg. vom Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe e.V. 1989

Panu Derech: Bereitet den Weg. Schwierige Erinnerung — neue Begegnung, Band 1: Schriften der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in **Lippe.** 1989

Lippstädter Spuren 4/1989: Tot nur ist, wer vergessen wird! Die jüdischen Friedhöfe in **Lippstadt.** 1989

A. Schreiber: *Wegweiser durch die Geschichte der Juden in Moisling und* **Lübeck.** *1985*

Günter Kuntze: Unter aufgehobenen Rechten (Schicksal der **Magdeburger** Juden. Magdeburg, Helmuth-Block-Verlag, 1992.

J.S. Menczel: Beiträge zur Geschichte der Juden in **Mainz** im 15. Jahrhundert.

B. Post: Judentoleranz und Judenemanzipation in **Kurmainz** 1774-1813. 1985

Karl Otto Watzinger: Geschichte der Juden in **Mannheim** 1650-1945. 1984 (Verlag W. Kohlhammer)

V. Keller: Die Klaus-Synagoge in **Mannheim.** Zur Geschichte der Lemle-Moses-Stiftung. 1984

Jüdisches Gemeindezentrum **Mannheim.** Festschrift zur Einweihung am 13. September 1987 — 19. Elul 5747. 1987

Axel Erdmann: Die **Marburger** Juden. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Dissertation) 1987

Barbara Händler-Lachmann/Urich Schütt: "unbekannt verzogen" oder "weggemacht". Schicksale der Juden im alten Landkreis **Marburg** 1933-1945. 1992 (Hitzeroth Verlag)

Barbara Händler-Lachmann/Thomas Werther: Vergessene Geschäfte— verlorene Geschichte. Jüdisches Wirtschaftsleben in **Marburg** und seine Vernichtung im Nationalsozialismus. 1992 (Hitzeroth Verlag)

K. Rosenbach: Die Juden in der **Mark** 789-1571. Die Juden in der Mark 1640-1740. 1971

J. Wenzel: Die jüdische Gemeinde von **Markbreit** im 19. Jahrhundert. 1986

L. Dohnat: Geschichte der Juden in **Mecklenburg** von den ältesten Zeiten (1266) bis zur Gegenwart (1874), auch ein Beitrag zur Kulturgeschichte Mecklenburgs. 1984

Hermann Fechenbach: Die letzten **Mergentheimer** Juden und die Geschichte der Familien Fechenbach. Stuttgart 1972 (W. Kohlhammer Verlag)

W. Laubenthal: Die Synagogengemeinden des Kreises **Merzig** 1648-1942. 1984

M. Schmall: Die Juden in **Michelstadt** 1658-1942. 1985

Günter Erckens: Juden in **Mönchengladbach.** Band 1. 1988 (Stadtarchiv)

Brigitte Wirsbitzki: Geschichte der **Moerser** Juden nach 1933. Hrsg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Moers e.V. 1991

Moisling, s. Lübeck

Rolf Schuhbauer: Nehmt dieses kleine Heimatstück. Spuren und Stationen der Leidenswege von **Müllheimer** Juden zwischen 1933 und 1945. Mülheim, 1988.

Y. Gleibs: Die Juden in **München** im 19. Jahrhundert. 1981

D. Aschhoff: Die Juden in **Münster.** 27. Dokumentation. 1981

Geschichte der Juden in **Münster.** Dokumentation einer Ausstellung in der Volkshochschule Münster. Hrsg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V. Münster, Volkshochschule Münster. 1989

Gedenken an die Pogromnacht 9./10. November 1938. Dokumentation der Veranstaltungen am 9. November 1988. **Münster** 1989

Neusser Juden. Spuren ihrer Geschichte. Ausstellung des Stadtarchivs Neuss im Clemens-Sels-Museum. 1. Juni bis 18. September 1988

Franz Regnery: Jüdische Gemeinde **Neuwied.** Deutsch-Israelischer Freundeskreis 1988

Der jüdische Friedhof **Neuwied-Niederbieber.** Hrsg. von dem Deutsch-Israelischen Freundeskreis Neuwied am Rhein. 1986

Nicolaus Heutger: **Niedersächsische** Juden. Eine Einführung zum 40. Jahrestag der "Reichskristallnacht". Hildesheim 1978. (August Lax Verlagsbuchhandlung)

Rainer Sabelleck: Jüdisches Leben in einer nordwestdeutschen Stadt: **Nienburg.** Göttingen 1991 (Vandenhoeck & Ruprecht)

Klaus Werner: Zur Geschichte der Juden in **Offenbach am Main.** Band 1: Unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. Hrsg. *vom Magistrat der Stadt Offenbach 1988*

Zur Geschichte der Juden in **Offenbach am Main.** Band 2. Von den Anfängen bis zum Ende der Weimarer Republik. 1990

J.-F. Töllner: Die jüdischen Friedhöfe im **Oldenburger** Land. 1984

Studia Judaica Austriaca. Hrsg. von K. Schubert. 7 Bände. Band 5: Der gelbe Stern in **Österreich.** 1977

J. Bunzl: Sportklub Hakoah. Jüdischer Sport in **Österreich** 1909-1987. 1987

Österreichische Juden nach 1945. In: Zeitgeschichte 1990/91. Heft 7/8

The Jews of **Austria.** Essays on their Life, History and Destruction. Edited by Josef Fraenkel.

"Das Ende der Juden in **Ostfriesland**". Herausgegeben von der "Ostfriesischen Landschaft", Aurich, 1988. Katalog zur gleichnamigen Wanderausstellung aus Anlaß des 50. Jahrestages der "Reichskristallnacht".

"Die jüdischen Friedhöfe in **Ostfriesland**". Herausgegeben von der "Ostfriesischen Landschaft", Aurich, 1992 .

Anna Elisabeth Rosmus: Exodus — im Schatten der Gnade. Aspekte zur Geschichte der Juden im Raum **Passau.** 1988 (Verlag Dorfmeister)

Hermann Arnold: Juden in der **Pfalz.** Vom Leben pfälzischer Juden. 1986

S. Stern: Der **Preußische Staat** und die Juden. 4 Bände. 1962

H. Fischer: Judentum, Staat und Heer in **Preußen** im frühen 19. Jahrhundert. Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik. 1968

R. Klemig/K. Zwingmann: Juden in **Preußen.** Eine Chronik in Bildern. 1983

R. Strauss: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Juden in **Regensburg** 1453-1738. 1960

H. Linn: Juden an **Rhein und Sieg.** Ausstellungskatalog. 1984

Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in **Rheinland-Pfalz.** 2. erw. Auflage 1991 (Landeszentrale für politische Bildung)

F. Wiesemann: Zur Geschichte und Kultur der Juden im **Rheinland.** 1985

Leo Trepp: Schicksale jüdischer Mitbürger im **Rheinland.** Vortrag 1987

Zum Gedenken und zur Erinnerung. Hrsg. anlässlich des Treffens der früheren jüdischen Bürger'in **Rülzheim** vom 10.10.-17.10. 1988

Spurensuche. Eine jüdische Gemeinde existiert nicht mehr. Ausstellung. (**Ruhrgebiet**). Herausgeber: Alte Synagoge. Dieses Heft: Salomon Sulzer 1804-1890, by Eric Mandell

Geschichte der Jüdischen Gemeinde **Schenklengsfeld.** 1988 (Christlich-Jüdischer Arbeitskreis Schenklengsfeld)

Emil Georg Sold/Bernhard Kukatzi: Die **Schifferstadter** Juden. Ein Lesebuch. Beiträge zur Schifferstadter Ortsgeschichte 4/5. 1988

G. Brilling: Die jüdischen Gemeinden **Mittelschlesiens.** 1972

K. Schwerin: Die Juden im wirtschaftlichen und kulturellen Leben **Schlesiens.** In: Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau. 1985

O. Harck: Julius Magnus-Ausstellung. Zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in **Schleswig-Holstein.** 1985

Die Juden in **Schleswig-Holstein.** Schriftenreihe Gegenwartsfragen 58. Kiel 1988. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung

Isolation __ Assimilation — Emanzipation. Zur Geschichte der Juden in **Schleswig-Holstein** 1584-1863. Ausstellung der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek 17. März-1. Mai 1989

50 Jahre nach den Judenpogromen. Reden zum 9./10. November 1988 in **Schleswig-Holstein.** Hrsg. vom Beirat für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein und Pressestelle der Landesregierung. 1989

Zwischen Gestern und Heute. Erinnerungen jüdischen Lebens ehemaliger **Schleswig-Holsteiner,** zusammengestellt und eingeleitet von Gerd Stolz. 1991 (Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide)

H. Viethans: Kartographische Darstellung der Judensiedlungen der **schwäbischen** Reichsstädte. 1970

Gernot Römer: Der Leidensweg der Juden in **Schwaben.** Schicksale von 1933-1945 in Berichten, Dokumenten und Zahlen. Augsburg 1983

Gernot Römer: Die Austreibung der Juden aus **Schwaben.** Schicksale nach 1933 in Berichten, Dokumenten, Zahlen und Bildern. Augsburg 1987

Gernot Römer. **Schwäbische** Juden. Leben und Leistungen aus zwei Jahrhunderten. Augsburg 1990

Ortrud Seidel: Mut zur Erinnerung — Geschichte der Gmünder Juden. **Schwäbisch-Gmünd.** Einhorn Verlag. 1991

Gerhard Taddey: Kein kleines Jerusalem. Geschichte der Juden im Landkreis **Schwäbisch Hall.** Sigmaringen 1992 (Jan Thorbecke Verlag)

Dokumente jüdischen Lebens in **Schweinfurt.** Ausstellung des Stadtarchivs Schweinfurt aus Anlass des Gedenkens an den 50. Jahrestag des Judenpogroms vom November 1938. Schweinfurt 1990

Albrecht Lohrbächer: "Sie gehörten zu uns. Geschichte und Schicksale der **Schwetzinger** Juden. Unter Mitarbeit von Michael Rittmann. Hrsg. vom Bürgermeisteramt Schwetzingen, 1978.

Marcellin P. Spahn: Geschichte der **Seligenstädter** Juden. Aus Dokumenten und Berichten. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Seligenstadt. 1989

Reinhild Kappes: ...Und in **Singen** gab es keine Juden. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag.

Geschichte der Juden in **Speyer.** Beiträge zur Speyerer Stadtgeschichte. Heft 6. 1990 (1. Aufl. 1981)

"Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung". Internationale Tage der Begegnung in **Stadtallendorf** KZ-Aussenlager Münchmühle 21.-26.10.1990. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Stadtallendorf

Johannes Waldhoff: Die Geschichte der Juden in **Steinheim.** Hrsg. vom Heimatverein Steinheim 1980

Josef Menze: Judenschule und Synagoge in der Stadt **Steinheim** während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Heft Nr. 50, fl, 1992, der Mitteilungen des Kulturausschußes der Stadt Steinheim.

Gerhard Salinger: Zwischen Zeit und Ewigkeit — *Leben und Schicksal der Juden in* **Stolp.** Pommern. 1991 (nicht im Buchhandel, nur vom Verfasser: 436 Ft. Washington Ave., New York, NY 10033-3507 zu beziehen)

Weg und Schicksal der **Stuttgarter** Juden. Von Maria Zelzer. Ein Gedenkbuch, hrsg. von der Stadt Stuttgart. 1964 (Ernst Klett Verlag)

Friedhöfe in **Stuttgart.** 2. Band. Hrsg. von Joachim Hahn unter Mitarbeit von Rolf Decrausat, Richard Klotz und Hermann Ziegler. Archiv der Stadt Stuttgart 1988

E. und H. Kurthe: Juden in **Solingen.** 1753-1938. 1987

Juden in **Taunusstein.** Ausstellungskatalog. Bearb. von P. Jakobi. 1985

Rudolf M. Wlaschek: Jüdisches Leben in **Trautenau/Nordostböhmen.** Ein historischer Rückblick. Dortmund 1991 (Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Weissenfels.) 1990

L. Zapf: Die **Tübinger** Juden. Eine Dokumentation. 1981

Zeugnisse der Geschichte der Juden in **Ulm.** Erinnerungen und Dokumente. Stadtarchiv Ulm 1991

Resi Weglein: Als Krankenschwester im KZ Theresienstadt. Erinnerungen einer **Ulmer** Jüdin. Hrsg. und mit einer Zeit- und Lebensbeschreibung versehen von Silvester Lechner und Alfred Moos. Band 2. 1988

...ein Zeuge sei dieses Steinmal. Jüdische Friedhöfe in **Velbert.** Eine Dokumentation. Hrsg. von der Stadt Velbert

H.-D. Arntz: Die Juden in der **Voreifel.** 1983

Michael Brenner: Am Beispiel **Weiden.** Jüdischer Alltag im Nationalsozialismus. Würzburg 1983 (Arena Verlag)

Reinhard Schramm: Ich will leben...Bericht über Juden einer deutschen Stadt. Hrsg. vom Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer, Basisgruppe **Weissenfels.** 1990

Hans-Jürgen Zacher: Die Synagogengemeinde **Werl** in der Zeit von 1847-1941. Dissertation 1988

Spuren einer Minderheit. Judenfriedhöfe und Synagogen im **Werra-Meissner-Kreis.** 1986

R. Beckermann: Die Mazzeinsel. Juden in der **Wiener** Leopoldstadt 1918-1938. 3. Aufl. 1992

H. Gstrein: Jüdisches **Wien.** 1984

M.L. Rotzenblit: Die Juden **Wiens.** Assimilation und Identität 1867 bis 1914. 1986

P. Genee/W. Lindner: **Wiener** Synagogen 1825-1938. Vorwort von H. Zilk. 1987

Martina Kliner-Lintzen: "...vergessen kann man nicht". **Wittener** Jüdinnen und Juden unter dem Nationalsozialismus. Hrsg. von der Stadt Witten. 1991

"Bilder aus der deutsch-jüdischen Geschichte", Katalog zur Austellung der Stadt **Wittlich,** 1985.

Maria Wein-Mehs: Die beiden Kultbauten der Juden in **Wittlich.** Die alte Synagoge und die neue Synagoge. Als Sonderdruck der Reihe "Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Wittlich", herausgegeben von der Stadt Wittlich. 1991.

F. Reuter: Warmaisa. 1000 Jahre Juden in **Worms.** 1984

Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus. Hrsg. von Klaus Goebel. 1984 (Peter Hammer Verlag)

H. Schultheis: Juden in **Mainfranken** 1933-1945. Unter besonderer Berücksichtigung der Deportation **Würzburger** Juden. 1980

H. Schultheis: Die Juden in der Diozöse **Würzburg** 1933-1945. 1983

Roland Flade: Juden in **Würzburg** 1918-1933. 1985

Roland Flade: Die **Würzburger** Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 1987

K. Schnörig: Auschwitz begann in **Wuppertal.** Jüdisches Schicksal unter dem Hakenkreuz. 1981

H. Gessinger: Die Juden von **Zeltingen-Rachtig:** 1986

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

ALLGEMEINE DARSTELLUNGEN:

Monika Richarz: Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte.
Bd. 1: 1780-1871. 1976
Bd. 2: Im Kaiserreich. 1978
Bd. 3: 1918-1945. 1982

Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Hrsg. von Micha Brumlik, Doron Kiesel, Cilly Kugelmann, Julius H. Schoeps. Frankfurt 1986 (Jüdischer Verlag bei athenäum)

G. Kisch/K. Roepke: Schriften zur Geschichte der Juden. Bibliographie der in Deutschland und der Schweiz 1922-1955 erschienenen Dissertationen. 1959

Günter Wirth: Die Hauser-Chronik. Geschichte einer Familie. Berlin 1982

M. Hepp: Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-1945 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. 1986. 3 Bände

Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1987

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

Für Interessenten dieser AUFBAU-Dokumentation hält der Verlag eine begrenzte Anzahl von Exemplaren bereit.
Der Preis beträgt US$ 7.- inklusive Versandkosten.
Städte, die an größeren Mengen interessiert sind, werden gebeten, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzten.

AUFBAU-New World Club
2121 Broadway, New York, NY 10023
Tel.: 1-212-873-7400 **Fax: 1-212-496-5736**

Kleine Konditorei
Restaurant
Die neue Geschäftsführung und die altbewährten Mitarbeiter heissen Sie willkommen.
Wir werden Sie unverändert zu Ihrer vollen Zufriedenheit bedienen.
Herren Benke und Kollar
234 East 86 St., N.Y.C.
(zwischen 2. u. 3. Ave)
Telephon (212) 737-7130

"LASSEN SIE UNS IHRE SCHUHPROBLEME LÖSEN!"
(212) 927-3628
Orthopädische Vorschriften striktest in unserem Geschäft befolgt: "Ihr Doktor weiss es!"
Joseph's
Absolut passende Schuhe Gegr. 1921
CUSTOM MOLDED SHOES
also custom molded supports
Sämtliche orthopädische Vorrichtungen für Erwachsene und Kinder
Schuhwerk— auch für die schwierigsten Fälle
WIDTHS AAA EEEEEE auf Lager
Einlagen — Gummistrümpfe, etc.
719 West 181 Street, N.Y.C 10033

KAUFE BRIEFMARKEN
gegen sofortige Barzahlung
SAMMLUNGEN, RARITÄTEN, SPEZIALITÄT: DEUTSCHLAND, WESTEUROPA, USA
Wir zahlen Höchstpreise
ARTHUR A. FALK
380 Broadway, Jericho, L.I., N.Y. 11753
(516) 433-0066

VERLAG SUCHT AUTOREN
Berlin. Der Verlag Frieling & Partner gibt Autoren die Möglichkeit, Manuskripte als Bücher herausgeben zu lassen. Außerdem ist die Veröffentlichung in Anthologien und Jahrbüchern möglich. Gratisinformationen erhalten Sie von:
Verlag Frieling & Partner
Hünefeldzeile 18 / Abt. 2
D - 12247 Berlin
Bundesrepublik Deutschland
Tel.: 0 11 49 - 30 - 7 74 20 11
Fax: 0 11 49 - 30 - 7 74 41 03
Frieling

Chalet Alpina
GERMAN-AUSTRIAN RESTAURANT
98-35 Metropolitan Ave.
Forest Hills, N.Y. 11375
Tel.: 718-793-3774
7 Tage die Woche geöffnet!
Sonntags zwischen 1 und 3 p.m. ist eine Auswahl von kompletten Dinners zu ermäßigten Preisen erhältlich
Deutsche und österreichische Küche — sowie täglich wechselnde Spezialitäten und Fischgerichte
Freitag bis Sonntag
Unterhaltungsmusik
Montag bis Samstag von 5 p.m.
Sonntag von 1 p.m.
15% discount with this ad.
Not valid in conjunction with other offers.

GEORGE TOBIAS
TRAVEL CONSULTANT
Your experienced and reliable Travel Agent
41 EAST 57th STREET
17th Floor
NEW YORK, N.Y. 10022
(212) 421-3322

JPF 1933
THE JEWISH PHILANTHROPIC FUND OF 1933
Ein Sammelfonds unserer Immigration
für Menschen, die unser Verfolgungsschicksal geteilt haben.
DURCH EIN VERMÄCHTNIS IN IHREM TESTAMENT helfen Sie, unsere sozialen und kulturellen Einrichtungen zu erhalten. JPF ist eine steuerfreie karitative Organisation.
570 Seventh Ave., New York City 10018
Anfragen: Katherine Rosenthal, Executive Assistant (212) 921-3871

German Television in America offers to all viewers & friends: Call Germany for
41¢/min. any day & time!
No obligation, no basic fee, no minimum. You can even keep your current long distance company. Free Calling Card!
High quality fiber optic int'l calling option to 200 countries. Free info about programming, advertising and int'l phone services. Call
1-800-FERNSEH— or write to: DFA, P.O.B. 4328, West Hills, CA 91308

International Gourmet & Gift Center
4797 Broadway, N.Y.C. 10034
(212) 569-2611
Israeli and European Products
Best Prices
Closed Saturdays Open Sundays

GRUNDBESITZ IN OST-DEUTSCHLAND
Privat-Investor kauft Immobilien bzw. Besitzansprüche (Claims) in der ehemaligen DDR zu fairen Preisen. Zusammenarbeit mit Maklern und Rechtsanwälten erwünscht. Schreiben Sie an:
Gerd Hardenberg-Grisa
304 East 65th Street, #9 C
New York, N.Y. 10021
Phone & Fax: (212) 535-8517

Schaller & Weber
Gold Medal Meat Products
Schaller & Weber Qualitäts-Fleisch- und Wurstwaren
Schaller & Weber ist der einzige amerikanische Hersteller von Fleisch- und Wurstwaren deutscher Art, der immer wieder Goldmedaillen bei internationalen Wettbewerben in Deutschland, Österreich und Holland erzielt.
Wir laden Sie herzlichst ein, die über sechzig verschiedenen Wurstsorten oder besser gesagt "Leckerbissen" zu kosten.
Schaller & Weber
Gold Medal Meat Products
22-35 46th Street, Long Island City, NY 11105

Fortsetzung von Seite 2A

immer wieder die Erscheinung einer echten, gewachsenen Verbundenheit mit Erde und Kultur, einer zwar in sich problematischen, aber doch existentiellen, in die Tiefen unserer Existenz reichenden Synthese, deren Ende den Charakter der Zerreißung eines organischen Zusammenhangs hat".

"Der merkwürdigste und bedeutsamste Fall dieser Art war jene Entwicklung der deutschen Judenheit seit ihrer Emanzipation, die jetzt durch den Eingriff des Wirtsvolkes oder richtiger des Wirtsstaates ihren Abschluß gefunden hat, — einen Eingriff, der sich freilich in der automatischen Gründlichkeit seiner Vernichtungstat, in seiner ausgerechneten Raserei seltsam genug in der Geschichte der abendländischen Menschheit im 20. christlichen Jahrhundert ausnimmt".

Es gibt zwei Arten von Begegnungen zweier einander fremden völkischen Elemente miteinander; entweder sind die beiden einander negativ-fremd, sie wirken nicht aufeinander, sie gehen keine Verbindung miteinander ein, sie bleiben hart nebeneinander, bis das physisch schwächere untergeht; oder sie sind einander positiv-fremd, in all ihrer Fremdheit sind sie in ihrem Wesen aufeinander angelegt, aufeinander gerichtet, aufeinander gewiesen, gemeinsamer Bereich taucht auf, in dem fruchtbarer Kontakt zwischen ihnen erfolgt, ein kulturelles Werk erwächst, das ohne diese Begegnung ungeschaffen geblieben wäre."

Welch andere Worte könnten die Bemühungen von Henry Marx besser bestätigen als die Worte dieses Weisen. Wenn man sich so um das Erbe von Kurt Weill, Erwin Piscator und vieler anderer gekümmert hat wie er, bleibt kein Zweifel an der Zukunft eines *Aufbau*. Eine transatlantische kulturelle Symbiose ist nicht von ungefähr, und beschränkt sich keineswegs auf die Tradition der Zeit selbst. Immer neue, junge Praktikanten aus Deutschland arbeiten ohne Unterbrechung unter der Leitung einer *Aufbau*-Redaktion erster Kategorie.

Wichtig bleibt der geistige Aufbau nicht nur zur Erinnerung, sondern zur Wahrnehmung des weiteren Potentials, dem diese Zeitung im Sinne Henry's weiter dient. Sein Werk ist Wegweiser für uns alle, denen Hashem immer noch die Kraft zur Verwirklichung eines echten Willens verleiht.

George Kaufmann

* * *

Von einer längeren Skandinavien- und Rußlandreise zurückgekehrt, muß ich lesen, daß Henry Marx tot ist. Was soll man sagen, wenn man von einem Menschen für immer Abschied nehmen muß, den man schätzte, solange man ihn kannte?

Da kommt mir ein Satz in den Sinn, den ein berühmter Mann aussprach, als er um einen Kommentar zum Tode seines Nachfolgers als Premierminister zu Beginn der französischen Revolution gefragt wurde: Talleyrand,

Fortsetzung Seite 7A

Congregation Beth Hillel and Beth Israel, Inc.
571 West 182nd Street, New York, N.Y. 10033
hat zum Verkauf eine Anzahl
GRÄBER
in Cedar Park
Nähere Auskunft: **LO 8-3933**

Our beloved mother

MARGARETE BENZ FEIBELMANN

(New Orleans, La.; formerly Dresden, Mannheim)

widow of Berthold Feibelmann, passed away on October 8th, 1994 in the 91st year of her life, after a short illness.

Hans Feibelmann
P.O. Box 1314
Plam Desert, Ca. 92255

Ellen Feibelmann Franklin
9405 Springwood Drive
Austin, Tx. 78750

EDITH HAAS

née Heuman

(formerly of Gau-Odernheim, Germany; Manhattan, N.Y.; and Teaneck, N.J.)

wife of the late Alfred Haas

passed away on October 19, 1994 at the age of 91.

She was a member of the New World Benevolent Association, the Hebrew Tabernacle, New York and served as a volunteer at Columbia Presbyterian Hospital.

In deep sorrow

Dr. Josef Maier, *brother-in-law*
Nieces and nephews

Funeral Services were held at Gutterman-Musicant in Hackensack, N.J.

We deeply mourn the loss of our beloved mother, grandmother and great-grandmother

VERA M. PETERS

née Kantorowicz

(formerly Posen; Berlin; Stockton, California)

July 19, 1907 – July 13, 1994

Eva Peters Hunting
Mari Hunting
Zev Hunting
Mark and Jordyn Hunting

630 Eisenhower Street
Davis, California 95616, USA

We mourn the passing of our beloved mother, mother-in-law, grandmother, sister, sister-in-law and aunt

HERMINE HAROLD

(formerly of Strassburg, Frankfurt and Nahariyah)
on September 24, 1994
after a long life and a short illness.

Franklin and Ruth Harold **Gretel Sally**
Stephanie Harold **Hillel Sally**
Edith Harold **Dan Sally**

908 Edwards Street, Fort Collins, CO. 80524

Am 23. September 1994 verschied nach langem Leiden meine innigst geliebte Mutter, Grossmutter und Tante

ELFRIEDE BLUMER

(Blumberg)

(früher Wien, Zypern und Tanganyika)

In tiefer Trauer

John P. Burton und *Familie*

For all information regarding the **AUFBAU HERITAGE FOUNDATION** graves at Cedar Park Cemetery please contact **Carol Stuart 212-873-7400**

MONUMENTS

JERRY TRAUBER

142 Langham Street
Brooklyn, New York 11235
Phone (718) 743-9218

Successor to:

EMANUEL NEUBRUNN

We deeply mourn the loss of our beloved

FRED LEHMAN WASSERMAN

(of Forest Hills, N.Y.;
formerly Mannheim, Germany)

born March 1900 — died October 15, 1994

***Devoted husband of* Adele**
(née Schlüsselblum — died 1987)
***father of* George**
***father-in-law of* Renate**
loving grandfather of
Sherri Wasserman Goodman, Lauren McLeod and David Wasserman
and great-grandfather of
Madeline Jennifer McLeod

102 Tonset Road
Orleans, MA 02653

Unsere geliebte Freundin

ANITA STAHL

geb. Rothenstein

(früher Frankfurt a.M.)

starb nach langer, tapfer ertragener Krankheit am 18. September 1994 in Los Angeles, betrauert von allen, die ihre Heiterkeit und optimistische Natur bewunderten.

Greta und Robert Aufhauser
Lotte Bamberger
Alice und Kurt Bergel
Arnolda und Walter Bergel
Margaret Goldschmidt
Susan Heston
Liz Marvin
Gretel und Fritz Schulmann
Marianne Weil
Gretel und Rudy Wolf

Kurt Bergel, 229 N. Shattuck Place, Orange, CA 92666

With heavy hearts we mourn the loss of our beloved mother, grandmother and great-grandmother

KÄTHE SCHWAB

née Stern

who unexpectedly passed away in London, England on October 10, 1994 at the age of 97.

Joel Schwab and *family*
Peter and Mia Schwab and *family*

WE WILL PURCHASE
ENTIRE OR PARTIAL ESTATES
OIL PAINTINGS, ORIENTAL RUGS, BOOKS, LINENS
Old Procelains, Antique Furniture, Silver and Judaica
IBID CONT'L., formerly Berlin
Please call for Appointment: **(212) 873-7150**
We come to your home

der Staatsmann und Menschenkenner, sagte damals zum Tode von Armand Emmanuel, Herzog von Richelieu, ganz schlicht und einfach: "ER WAR WER!"

Ich fürchte, mit Henry Marx ist im 60. Jahr des Bestehens des AUFBAU etwas Unwiederbringliches zu Ende gegangen: Das persönliche Miterleben und Miterleiden einer Epoche, die das Gesicht Europas und der Welt bis zur Unkenntlichkeit veränderte. Wie also soll sein Erbe — und das seiner beiden Vorgänger — bewahrt und in die Zukunft hinübergerettet werden?

Bitte nehmen Sie als Herausgeber des AUFBAU meine herzlichste Anteilnahme entgegen und übermitten bitte seiner Frau mein tiefes Mitgefühl!

Johannes Völckers

* * *

Daß Henry Marx einer der wenigen Vollblut-Journalisten seiner Generation war, wußten sowohl die Leser des *Aufbau* wie auch seine Kollegen, die ihn oft genug um sein phänomenales Wissen und die Fähigkeit beneideten, dieses Wissen schreibend umzusetzen. Daneben war auch seine für Persönlichkeiten von seiner Statur seltene Bescheidenheit bekannt, daß er niemals seine Arbeit als Grundstein aller Weisheit sah.

Aber diejenigen unter uns, die Henry näher kannten, bewunderten auch andere Eigenschaften dieses Mannes, der zugleich eine Art Philosoph war. Wie Immanuel Kant war auch Henry Marx auf der ständigen Suche, die allgemeinen Bedingungen zu ermitteln, unter denen Erkenntnis und Wissen überhaupt zustande kommen können.

In Unterhaltungen, die über den Rahmen des täglichen Geschehens hinausgingen, zitierte er Kant oft und gern als die Basis seines eigenen Denkens. Die drei Vernunft-Ideen Gott, das Weltganze, die Unsterblichkeit der Seele sind nicht Gegenstand der Erfahrung und damit Erkenntnisinhalt der theoretischen Vernunft. Als Postulate der praktischen Vernunft, d.h. als Gegenstände des Glaubens haben sie jedoch richtunggebende Bedeutung.

Diese Worte waren die Basis, von der aus Henry argumentierte und auf der viele seiner tieflotenden Artikel und Vorlesungen beruhten.

In den vielen Gedenkworten, die Henry bisher gewidmet waren, ist auch die große Liebe zu seiner Familie — seiner Gattin Carin und seiner Tochter Katina — unerwähnt geblieben. Mit Carin Drechsler-Marx, der treuen Gefährtin und Mutter, die selbst eine Künstlerin ist, teilte er seine Arbeit (und seine Erfolge). Als Photographin stellte sie etliche Bücher mit ihm zusammen.

Seiner Tochter Katina war er tief zugetan. Unvergeßlich, wie er bei einem diplomatischen Empfang beim Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland mit der damals siebenjährigen Katina erschien, sie jedem einzelnen Anwesenden vorstellte und ihr dessen Funktion erklärte. Einige der Gäste runzelten damals die Stirn; Henry ignorierte dies. "Je jünger ein Mensch mit der großen Welt vertraut gemacht wird, desto besser wird er sie später verstehen. Erfahrungen wie diese helfen in den formativen Jahren", erklärte er den Stirnrunzlern.

Wie so oft hatte auch hier sein Instinkt ihn nicht getrügt. Seine weltoffene Denkweise, seine Humanität, die Beziehungen zu Mitmenschen und der Umwelt wurden auch von seiner Tochter absorbiert und prägen die Persönlichkeit der inzwischen Erwachsenen. Sie verdankt ihm viel. So wie wir alle ihm vieles zu verdanken haben. Und noch mehr schulden.

Egon Stadelman

Congratulations

Congratulations and all our love to our Mother and Omi

RUTH A. WACHEN

ON HER 90TH BIRTHDAY

108-48 70th Road, 3H
Forest Hills, NY 11375

Helen and Walter Wertheimer
Liz and Harry Wachen
David and Kimberly, Mark

KLEINANZEIGEN

Telefon (212) 873-7400

Attractive lady, formerly Vienna, loves music, financially secure is looking for cultured Viennese gentleman, 60-70, for companionship.
Preferred living in Queens, N.Y. Phone and note.
Aufbau Box # GZ-2201

LEO BLAU JEWELERS since 1937
Repairs — Insurance Appraisals
Estates, etc.
Pearl stringing
Sales and Services
By Appointment **(212) 246-5407**

HILLSIDE VENETIAN BLINDS
WINDOW SHADES
LEVELOR
VENETIAN BLINDS
VERTICAL BLINDS
Discount Prices
E. ENGLISHER
Call (718) 549-5304
By Appointment

DAUNENDECKEN (KAROSTEP)
Importiert aus Luxemburg. Unübertreffliche Qualität, osteuropäische erstklassige Daunen. Samstags geschlossen.
COZY DOWNS, FOREST HILLS
ROSE HERTZ (718) 459-3364

Suche langfristige Tätigkeit in Israel, Kanada oder USA im Unterrichtsbereich oder Verlag. Habe jahrelang Nachhilfeschulen in Deutschland geführt. Unterrichtserfahrung in Deutsch, Englisch, Franz., Latein u.a. Fächern. Zuschriften bitte an:
J. Lenhart,
Brüder-Grimm-Str. 46,
63069 Offenbach, Germany.
Tel. 069-836029.

"SALER"
information requested (however scarce or vague) about origin of person or persons bearers of above name.
Please reply to:
Ernesto Saler
Rua Pirandello 276
04623-000 Sao Paulo, Brazil

LEICA CAMERAS WANTED
Private collector pays high cash for old or new Leicas, lenses and accessories. Also wanted: Zeiss, Robot, Voigtlander, Rollei, Linhof, early Nikons and stereo cameras.
Mr. Stone, (212) 628-2677.

HAUSHALTSAUFLÖSUNG
Silber, Porzellan, Kristall, Zinn, Bronzen, Schmuck, Bilder, Judaica, Möbel, Teppiche usw.
Antike und nicht so alte Haushaltsgegenstände.
Höchste Preise zahlt:
ALICE REISS' TOCHTER
(718) 229-2430

HAROLD KATZ'S BIG APPLE FURNITURE
Specializing in apartment liquidations. We buy anything of value! Antiques, paintings, rugs, jewelry, anything!
We pay ca$h.
CALL THEM — BUT BEFORE YOU SELL CALL US!
Call (212) 260-5110 or (718) 220-4018
We come to your home.

P/T PERSONAL SECRETARY
Experienced in investments, real estate, export-import and English-German correspondence. Also takes care of paying bills, balancing checkbooks and preparing medical forms.
212-679-5170 718-435-0946
Fax: 718-435-0954

PFLEGEGELD FÜR FRÜHERE ÖSTERREICHER
Personen, die eine Rente aus eigenem Recht (keine Witwenrente) von der österreichischen Sozialversicherung erhalten, und deren Gesundheitszustand sich verschlimmert hat, haben die Möglichkeit, auf Grund ärztlicher Atteste Pflegegeld zu bekommen. Auskunft erteilt:
URO, 570 Seventh Ave., New York, NY 10018
Tel. (212) 921-3860

Will pay 15% more than anybody for OIL PAINTINGS of any kind
also ***Persian Rugs****, any condition*
Old Porcelains, Antique Furniture, Silver, Judaica, Jewelry, Bronzes, Clocks & Books
IBID CONT'L. formerly Berlin
Call collect anytime: **(212) 873-7150**
We come to your home.

COMPANION/AIDE
with four years working experience seeks full-time, long-term position, live-out only, night or day, to take care of the sick and elderly. I'm very dependable, caring and trustworthy; will do all house chores etc., can start soon, please leave message:
718-951-0143

LIVE IN — LIVE OUT
Companions, Dayworkers and Domestic Help available immediately.
Excellent References.
Call:
Lynns Employment Agency
from Mon.-Fri., and on Weekends (718) 805-9430

PREISE ALLER ANZEIGEN

(ausser Todesanzeigen und Glückwünschen)

RATES FOR CLASSIFIED ADS

(except Obituaries and Birthday Wishes)

1½ Inch(37.5 mm)	1 Spalte breit	(1 Column wide) 1⅞" (47 mm)	**$40.00**
2 inch (48 mm)	1 Spalte breit	1⅞" (47 mm)	**$48.00**
1 inch (24 mm)	2 Spalten breit	(2 columns wide) 3⅝" (96mm)	**$48.00**
1½ inch (37.5 mm)	2 Spalten breit	3⅝" (96 mm)	**$64.00**
2 inch (48 mm)	2 Spalten breit	3⅝" (96 mm)	**$86.00**

Chiffregebühr (fee for box number) in USA (Porto eingeschlossen — postage incl.) $10.00. Im Ausland (abroad): (Luftpostgebühr eingeschlossen — air mail included) $14.00.

Anzeigen müssen im voraus durch Scheck oder Money Order in US-Dollar an eine US-Bank bezahlt werden und werden NUR SCHRIFTLICH (in Druckschrift oder mit der Schreibmaschine aufgesetzt) angenommen. Keine telefonischen Aufträge bitte.

Ads must be paid for in advance by check or money order. Only written copy (typed/neatly printed) will be accepted. No phone orders, please.

AUFBAU ADVERTISING
2121 BROADWAY, NEW YORK, N.Y. 10023 (212) 873-7400
Anzeigen-Annahmeschluss Freitag vor Drucklegung 12 Uhr mittags
Advertising Deadline Friday before publication, 12 noon

ONLY WHERE ALLOWED BY LAW

Money Made in Germany

STRIKE IT RICH
and become a Millionaire overnight

Next lottery runs from
Nov. 19th 1994 to May 13th 1995

For faster service please
Fax – 49-8821-2770

MILLIONEN WARTEN AUF SIE BEI DER SÜDDEUTSCHEN KLASSENLOTTERIE

96. LOTTERIE - MIT NOCH MEHR MILLIONEN-GEWINNEN - MIT NOCH MEHR CHANCEN!!

Ihre Gewinnchancen sind wirklich toll!

Wir bieten Ihnen ein Gewinnspiel der Superlative, viele Untersuchungen von Verbraucherschutzgemeinschaften haben immer wieder bestätigt: mit 55 % Ausschüttung liegt diese Lotterie weltweit an der Spitze. Um mit etwas Glück zu gewinnen, brauchen Sie einen guten Service, der sich Ihrer Interessen annimmt.
Das bieten wir Ihnen!

NEU ! NEU ! NEU ! NEU !

Hauptgewinne bis zu 10 Millionen Mark !

DAS SIND DIE GEWINNE:

733.241 GEWINNE / INSGESAMTE GEWINNSUMME 935.110.000 DM
33 Hauptgewinne von einer Million bis 10 Millionen, dazu hunderttausende Gewinne bis zu 500.000 DM

2 x	10 Millions	DM or	2 x	6,6 Mill.	US $
2 x	8 Millions	DM or	2 x	5,3 Mill.	US $
2 x	5 Millions	DM or	2 x	4,0 Mill.	US $
1 x	5 Millions	DM or	1 x	3,3 Mill.	US $
1 x	4 Millions	DM or	1 x	2,6 Mill.	US $
1 x	3 Millions	DM or	1 x	2,0 Mill.	US $
20 x	2 Millions	DM or	20 x	1,3 Mill.	US $
4 x	1 Million	DM or	4 x	666.000	US $

Diese Lotterie bietet Ihnen neben den optimalen Gewinnchancen ein Gewinnspiel, das ohne Abgaben von deutschen Steuern attraktiv und spannend ist.

So einfach spielen Sie bei uns mit !

Bei uns ist das Mitspielen ganz leicht.
Sie bestellen mit dem Coupon Ihr persönliches Los, oder Sie schreiben ganz kurz an uns.
Dann erhalten Sie postwendend Informationsmaterial und Ihr persönliches Original-Los.
Während des Spiels werden Ihnen regelmäßig amtliche Gewinnlisten zugeschickt.

Was Sie sonst wissen sollten!

Diese Lotterie wird von den Staatsbehörden kontrolliert, ist somit absolut sicher und von Ihnen jederzeit kontrollierbar. Alle Gewinne werden voll ausgezahlt, Zahlungen an jede von Ihnen gewünschte Bank. Absolute Diskretion, nur Sie (und ich) wissen, daß Sie mitspielen oder gewonnen haben.

Wir haben jahrzehntelange Erfahrung und betreuen weltweit Kunden.

Unser Motto lautet: Sie sollen gewinnen, dann gewinnen auch wir.

Order today - win tomorrow.

Rieck STATE ACCREDITED
GARMISCH LOTTERY AGENT
Member of the American Economic Association

Von-Brug-Straße 12 - P.O. Box 1762
D-82457 Garmisch-Partenkirchen (Germany)
Tel. 49-8821-2970 • Fax 49-8821-2770

There are two lotteries every year. One beginning in May, one beginning in November.

Complete the coupon, tear it off and send it in to:

RIECK - P.O. Box 1762
D-82457 Garmisch-Partenkirchen (Germany)

YES. I want to be with it and am ordering for the next cycle of the

SÜDDEUTSCHE KLASSENLOTTERIE

		DM	or	US$
☐	1/8 ticket	at 180.–		120.–
☐	1/4 ticket	at 330.–		220.–
☐	1/2 ticket	at 630.–		420.–
☐	1/1 ticket	at 1230.–		820.–
☐	Lucky letter (4x 1/4 tickets with different numbers)	at 1230.–		820.– (Kurs 1.50 US $)

Prices are for one cycle (26 draws = 1/2 year) incl. monthly winning lists and postage.

☐ Check enclosed
☐ I will make payment after receipt of your invoice
☐ Charge my credit card: (plus 5 % Handling-charges)
☐ American Express ☐ Master Card
☐ VISA

Card. Acc. No. Exp. Date

Signature (Charge orders only valid with signature)

☐ Send information in ☐ German ☐ English
☐ Mr. ☐ Mrs.

Family name

First name

Street

Postal code no./City/country (PLEASE PRINT)

Make checks and transfers payable to: RIECK.
Foreign currencies will be credited in DM.
All $ amounts are approximate. Rate / 09-94 A

AR 5230

ERNST C. STIEFEL COLLECTION

10/15

10/15 GERMAN-JEWISH ÉMIGRÉ JURISTS - CORRESPONDENCE 1982-1989

BODEN, OPPENHOFF & SCHNEIDER — RECHTSANWÄLTE

DR. RUDOLF BODEN
DR. DIETER SCHNEIDER
ELLEN ANDREAE
DR. HENNING RASNER
DR. WALTER JAGENBURG
GERHILD BUCHHOLZ-SZILÁGYI
DR. GEORG MAIER-REIMER
CLAUS CASPARY*
MONIKA WENZ
DR. HANNO GOLTZ
NORBERT MOHNS
PETER KLAPPICH
MICHAEL ABELS

DR. WALTER OPPENHOFF
DR. WILLY CHR. SCHLIEDER
PETER SAMBUC
ANITA DEPEL-RONSDORFF
MICHAEL OPPENHOFF
HANS-JÜRGEN PRINZ
DR. BERND BÜRGLEN
DR. RUDOLF CÖLLE
DR. KLAUS GÜNTHER
HANS GEORG BORNHEIM
RICHARD BÖCKING
DR. THOMAS VERHOEVEN

*FACHANWALT FÜR STEUERRECHT

Herrn
Dr. Ernst Stiefel
Pan America Building
200 Park Avenue

New York, N.Y. 10017

U.S.A.

BURGMAUER 10 · D-5000 KÖLN 1 · TEL. (0221) 236301
TELEX 8882294 ADVO · TELECOP. (3 MIN.) 0221/247404

DATUM 30. März 1983

ZEICHEN Dr. O./wa

Lieber Herr Stiefel,

zu dem Thema über welches wir vergangene Woche in Düsseldorf sprachen, wird Sie vielleicht der anliegende Brief interessieren.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Oppenhoff

Anlage

BODEN, OPPENHOFF & SCHNEIDER — RECHTSANWÄLTE

DR. RUDOLF BODEN
DR. DIETER SCHNEIDER
ELLEN ANDREAE
DR. HENNING RASNER
DR. WALTER JAGENBURG
GERHILD BUCHHOLZ-SZILÁGYI
DR. GEORG MAIER-REIMER
CLAUS CASPARY*
MONIKA WENZ
DR. HANNO GOLTZ
NORBERT MOHNS
PETER KLAPPICH
MICHAEL ABELS

DR. WALTER OPPENHOFF
DR. WILLY CHR. SCHLIEDER
PETER SAMBUC
ANITA DEPEL-RONSDORFF
MICHAEL OPPENHOFF
HANS-JÜRGEN PRINZ
DR. BERND BÜRGLEN
DR. RUDOLF CÖLLE
DR. KLAUS GÜNTHER
HANS GEORG BORNHEIM
RICHARD BÖCKING
DR. THOMAS VERHOEVEN

*FACHANWALT FÜR STEUERRECHT

BURGMAUER 10 · D-5000 KÖLN 1 · TEL. (0221) 236301
TELEX 8882294 ADVO · TELECOP. (3 MIN.) 0221/247404

Herrn Rechtsanwalt
Dr. Fritz Ostler
Ottostraße 11-12

8000 München 2

DATUM 30. März 1983

ZEICHEN Dr. O./wa

Lieber Herr Dr. Ostler,

Ihren Aufsatz "Rechtsanwälte in der NS-Zeit" im Februarheft des Anwaltsblattes habe ich mit großem Interesse gelesen, denn, wenn ich auch über diese Zeit nicht zu reden pflege, so ist sie doch für meine Familie und mich nicht nur unvergessen, sondern im höchsten Grade gegenwärtig. Wenn man viele Jahre in dem Wissen und in der Befürchtung gelebt hat, daß einen die Gestapo holen könnte - sie hat mich zweimal zu Vernehmungen geholt, mich aber wieder laufen lassen - dann sitzt einem das ziemlich tief in den Knochen.

Sie haben Ihren Aufsatz naturgemäß geschrieben, vor allem aus der Sicht Ihres Umkreises in Bayern. Ob sich die Verhältnisse in Bayern ohne weiteres auf das Gesamtgebiet des Deutschen Reiches übertragen lassen, bezweifle ich. Jedenfalls finden sich in Ihrem Aufsatz einige Bemerkungen, die sich in der Allgemeinheit, in der sie gemacht sind, nicht für das Gesamtgebiet des Deutschen Reiches aufstellen lassen. So schreiben Sie in Ihrem Aufsatz:

"Schließlich hat der Blick dem RA zu gelten, der sich vorwiegend oder nur als Anwalt in Zivilsachen betätigte. Er war kaum oder überhaupt nicht angefochten. Sein beruflicher Alltag änderte sich in den 12 Jahren ab 1933 kaum."

Diese Bemerkung kann schon um deswillen keine allgemeine Geltung beanspruchen, weil, zumindest nach Beginn des Krieges und zumindest in einigen geographischen Bereichen - ich kann nicht beurteilen, ob in allen -, die SS an den Gerichtsorten Vertrauensleute aus dem Bereich ihrer Mitglieder eingesetzt hat, mit der Aufgabe, alle Vorgänge bei Gericht zu beobachten und Vorgänge, die nicht mit den Zielen und Vorstellungen der Nationalsozialisten und der SS übereinstimmten, zu melden. Darüber hinaus hatten diese Vertrauensleute die Aufgabe, das berufliche und außerberufliche Verhalten der Anwälte zu beobachten, um nicht zu sagen: zu überwachen und ggf. darüber zu berichten. Diese Aufgabe hatte gerade den besonderen Zweck die in Zivilsachen tätigen Anwälte zu überwachen, denn über die in Strafsachen tätigen Anwälte wußten die NS-Organisationen sowieso Bescheid.

Daß dies keine Hirngespinste von mir sind, mögen Sie daran erkennen, daß der mit dieser Überwachung beauftrage Vertrauensmann der SS am Kölner Landgericht - ich glaube er hieß Prien, kann dies aber nicht mit Sicherheit sagen - mich vorgeladen hat, um mich über meine politische Einstellung zu befragen. Dieser Mann, der stets in SS-Uniform herumlief, (auch bei Gericht, wenn er auch die Robe darübertrug) erklärte mir ganz naiv, daß er einer dieser Vertrauensleute der SS sei. Diese Vernehmung war einer der auslösenden Gründe, die mich später veranlaßten unterzutauchen, denn wäre ich nicht untergetaucht, wäre ich mit ziemlicher Sicherheit in der gleichen Weise umgebracht worden, wie mein gleichaltriger Vetter, Rechtsanwalt Franz Oppenhoff in Aachen.

Ich war zu allen Zeiten reiner Zivilanwalt, aber mein beruflicher Alltag änderte sich mit dem 30.01.1933 "schlagartig". Wir berieten z. B. damals schon einige deutsche Tochtergesellschaften ausländischer Firmen. Solche Töchter ausländischer Firmen waren unbeliebt. Sie sahen sich den verschiedensten Schikanen ausgesetzt, teilweise verdächtigte man sie als jüdisch; NS-Stellen versuchten die Geschäftsführer unter Druck zu setzen, mit dem Ziel, sich gegen die Muttergesellschaft illoyal zu verhalten und den jeweils in Betracht kommenden Betrieb persönlich an sich zu reißen (so mehrmals in meiner Gegenwart in Berlin im Wirtschaftsministerium geschehen!).

Es gab andere Unternehmen, die unbeliebt waren, z. B. Privatmolkereien, die man unter dem Reichsnährstand nicht weiter bestehen lassen wollte und in jeder nur möglichen Weise schikanierte, die aber jahrelang um ihr nacktes Überleben gekämpft haben. Herr Dahs und ich haben gemeinsam mehrere dieser Leute beraten.

Die Kaufhäuser, z. B. Kaufhof gehörten auch nach der sofort erfolgenden "Beseitigung" jüdischer Vorstandsmitglieder zu den unbeliebten Geschäftszweigen, die man mit Demonstrationen und Schikanen erledigen wollte.

Das gleiche gilt für die Zeitungsbetriebe, die man zwingen wollte, sich mit der NS-Presse zusammenzuschließen. Das galt z. B. für die Kölnische Zeitung, deren langjähriger anwaltlicher Berater, Herr Rechtsanwalt Claren, aus Angst vor den Nazis keinen anderen Rat wußte als sich dem Westdeutschen Beobachter anzuschließen. Dazu war aber einer der maßgebenden jungen Teilhaber nicht bereit und brauchte dann Unterstützung und Beratung durch andere Anwälte, die er in meinem späteren Sozius Klonz und mir fand. Die Beratung der Kölnischen Zeitung von 1933 bis 1940 war ein ebenso gefährlicher wie schwieriger Tanz auf des Messers Schneide.

Alle diese Beratungen waren mit erheblichem Risiko belastet. Wegen der Beobachtung, der wir Anwälte und die Klienten ausgesetzt waren, konnten die Besprechungen teilweise nicht mehr in den Anwaltsbüros oder bei den Klienten stattfinden. Wir trafen uns zu den Besprechungen teilweise in den Privatwohnungen, teilweise aber auch in abgelegenen Kaffees oder Gaststätten oder umgekehrt in den teuersten Lokalen der Stadt und zuletzt jahrelang in den Gängen von Krankenhäusern, die sich als am wenigsten verdächtig herausstellten. Die Beratung dieser Klienten führte durch die teilweise täglich wechselnden Schikanen in manchen Fällen zu täglichen Besprechungen - das galt besonders natürlich für die von uns beratene Kölnische Zeitung und den Kaufhof, aber auch für eine ganze Reihe anderer Klienten. Vor allem führte es zu etwas ganz Eigenartigem in unserem Beruf, nämlich, daß der einzelne Anwalt sich auf die Dauer in seiner Verantwortung überfordert fühlte und deshalb sich zu der Beratung einen Kollegen aus einem anderen Büro zuzog. So erklärt sich z. B. die gemeinsame Beratung mit Herrn Dahs und mit Herrn Klonz, der damals noch als Einzelanwalt tätig war, aber auch anderen, z. B. Curtius in Berlin.

Derartige Aufgaben anwaltlicher Beratung gab es vor 1933 überhaupt nicht und glücklicherweise gibt es sie auch nicht mehr seit 1945. Zu diesen Aufgaben gehörte z. B. immer wieder eine nichtinfizierte Behörde zu finden, die bereit war, eine Parteiaktion zu unterlaufen, lahm zu legen oder völlig verändert durchzuführen. Für alles dieses kann ich zahlreiche Beispiele aus meiner Praxis zitieren. Teilweise mußten Partei-Instanzen, z. B. das Amt Göring, dafür gewonnen und eingesetzt werden, gegen andere Parteistellen zu agieren. Das Amt Göring hat diese Aufgabe zahlreiche Male mit erstaunlichem Erfolg durchgeführt, weil es in diesem Amt eine Reihe von Leuten gab, die keine Nationalsozialisten waren, sondern sie haßten. Mir persönlich aber hat die mehrmalige Einschaltung des Amtes Göring in rein wirtschaftlichen Fragen absurde Verfahren eingetragen, daß ich versucht hätte, Herrn Göring zu bestechen!

Diese Leute ausfindig zu machen und einzusetzen gehörte zu den "diskreten" Aufgaben der Zivilanwälte, die unbeliebte Unternehmen berieten. Die Zahl dieser Anwälte war gar nicht so klein wie man vielleicht annehmen möchte, aber die Beratung blieb den NS-Instanzen nicht verborgen und schon gar nicht, daß wir bis in der Mitte des Krieges Juden beraten haben. Ich bin wegen der Beratung von Juden mehrfach von dem hiesigen NS-Juristenbundführer verwarnt worden und diese Beobachtungen, Vernehmungen und Verwarnungen haben dann auch dazugeführt, daß ich untergetaucht bin. Auch das geschah nicht freiwillig. Ich hatte ein Signal bekommen, daß ich sofort verschwinden müsse.

Auch mein Vetter Franz Oppenhoff in Aachen war reiner Zivilanwalt. Da er der katholischen Seite sehr nahe stand und zudem mit seiner Meinung und seinem Verhalten sehr auf eigenen Füßen stand, war er vom ersten Tag an unbeliebt und Beobachtungen und Verwarnungen ausgesetzt. Das verstärkte sich, als er - obgleich Zivilanwalt - wegen der Angst und Feigheit der damals in Aachen in Strafsachen tätigen Kollegen, die Verteidigung der Geistlichen und Nonnen in den Klosterprozessen wegen angeblicher Devisenvergehen übernahm, die in Aachen eine große Rolle gespielt haben. Dem Gauleiter war er ein Dorn im Auge. Zuletzt, vor der Besetzung Aachens, konnte er es nicht mehr wagen, in seinem Hause zu wohnen, d. h. er zog in eine versteckte Jagdhütte im Aachener Wald. Dort wurde er von den Amerikanern gefangen genommen, zwei Monate bevor Aachen besetzt wurde, aber er wurde dann von den Amerikanern als Oberbürgermeister in Aachen eingesetzt. Dies veranlaßte Himmler, durch die Luft ein Kommando nach Aachen zu schicken, welches meinen Vetter ermordete. Darüber sind übrigens ohne mein Vorwissen in den letzten Monaten zwei Bücher erschienen.

Sie werden vielleicht sagen, mein Fall und der ähnlich tätigen Anwälte seien Sonderfälle gewesen. Das glaube ich nicht. Ich kenne z. B. mehrere Fälle - zwei mit Gewißheit,

ein dritter meiner Erinnerung nach - in denen Anwälte, die christlichen Ehefrauen von scheidungswütigen Nazis vertraten, im Büro in einem Fall von dem Ehemann und in den beiden anderen Fällen von "Freunden" jeweils in Uniform besucht wurden, die den Anwälten bedeuteten, daß eine allzu forsche Vertretung der Ehefrau nicht in ihrem persönlichen Interesse liege. Dem Anwalt, der einen Mandanten gegen die Hitler-Jugend vertrat und bei Gericht gewann, wurde von der NS-Partei mitgeteilt, daß man ihm das nicht vergessen werde. Alles dies sind keine Sonderfälle.

Eine weitere Bemerkung von Ihnen, der ich nicht beipflichte, ist, daß "ein Aufschrei der Kammervorstände nahegelegen wäre. Geholfen hätte freilich so etwas im Ergebnis keinesfalls". Erlauben Sie mir zu sagen, daß ich ganz anderer Meinung bin. Natürlich hätte ein Aufschrei der Kammervorstände nichts geholfen, wenn alle anderen Institutionen des Volkes sich den Nazis duckten, aber ich mache gerade diesen Institutionen, wie unseren Kammern und den Standesorganisationen aller Berufe, und zwar nicht nur der geistig tätigen Berufe, sondern auch der Wirtschaft, der Industrie, des Handwerks und was auch immer, den Vorwurf, daß sie feige, unterwürfig und charakterlos sich den NS-Gesellen beugten, ohne auch nur den leisesten Versuch zu machen, gegen die Mißachtung des Rechts und der Menschenrechte nicht nur der Juden, sondern auch der politischen Gegner Front zu machen. Leider gilt das auch für einige kirchliche Institutionen. Ich bin überzeugt, daß wenn ein solches Frontmachen geschehen wäre, die Entwicklung eine andere gewesen wäre, und daß ich mit meiner Meinung nicht auf dem Mond bin, zeigen die wenigen praktischen Beispiele: im Bereich des Kardinals von Galen, d. h. im Münsterland haben z. B. die Nazis bis zum Schluß in der Bevölkerung kaum Fuß fassen können.

Am schlimmsten und charakterlosesten von allen Berufen haben sich mit wenigen Ausnahmen meines Erachtens die Universitätsprofessoren gezeigt, die aus reinem Opportunismus den Nazis nachliefen.

Am Schluß noch etwas, was Sie vielleicht überraschen wird. Zu der Zeit als ich Anwalt wurde, am 1. Mai 1930, erhielt mein Senior Justizrat Becker, Vizepräsident des Deutschen Anwaltvereins einen vierseitigen, handgeschriebenen Brief von Rechtsanwalt Hachenburg, der ihn in bewegten Ausführungen beschwor, alles in seinen Kräften stehende zu tun, um zu verhindern, daß Herr Drucker aus Leipzig zum Präsidenten des Deutschen Anwaltsvereins gewählt bzw. wiedergewählt werde, und umgekehrt daß die angesehenen jüdischen Kollegen im Vorstand, wie z. B. Heilberg, ihre Ämter niederlegen sollten, weil das Vordringen der Juden in allen Organisationen im Deutschen Reich notwendig zu einem Progrom führen müsse und zwar zu einen Progrom schlimmster Art. Was er im Brief dann weiter voraus sagte, wurde von der tatsächlichen Entwicklung nur wenig übertroffen; aber der Deutsche Anwaltverein wählte Drucker wieder und auch der Deutsche Anwaltverein versagte nach 1933.

Ich hatte in den letzten Tagen Gelegenheit, über Ihr Buch und Ihren Aufsatz mit Herrn Dr. Stiefel, New York und Düsseldorf, zu sprechen, der ebenso wie ich der Meinung ist, daß Ihre Bemerkung, daß die Zivilanwälte in der Nazi-Zeit unbehelligt geblieben seien, der Modifizierung bedarf.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Oppenhoff

Goethe House New York
cordially invites you to a panel discussion

THE FOUNDING OF THE FEDERAL REPUBLIC OF GERMANY AN ASSESSMENT OF THE ROLE OF THE USA 1945 TO 1949 AND BEYOND

Wednesday, January 22, 7:30 P.M.
The Solomon R. Guggenheim Museum Auditorium
1070 Fifth Avenue, at 89th Street
NO SEAT RESERVATIONS

THE FOUNDING OF THE FEDERAL REPUBLIC OF GERMANY—AN ASSESSMENT OF THE ROLE OF THE USA, 1945 TO 1949 AND BEYOND

The Panel

Chairman: **Fritz Stern**, Columbia University

Guest of Honor: The Honorable **John J. McCloy**

USA **Gordon Craig**, Stanford University (Keynote Speaker); **Franklin L. Ford**, Harvard University; **David C. Large**, Montana State University; **Robert Gerald Livingston**, American Institute for Contemporary German Studies, The Johns Hopkins University; **Shepard Stone**, Aspen Institute Berlin; **Henry C. Wallich**, Board of Governors of the Federal Reserve System

FRG **Arnulf Baring**, Free University Berlin (Keynote Speaker); **François Bondy**, Zurich; **Marion Countess Dönhoff**, Hamburg; **Hans Magnus Enzensberger**, Munich; **Hermann Glaser**, Nuremberg; **Jürgen Kocka**, University Bielefeld

A reception will be held at Goethe House following the discussion.

Goethe House
1014 Fifth Avenue
at 83rd Street

0228-356744

den 11. September
1985

Sehr geehrter Herr Professor!

Mit grösstem Interesse, sowohl vom sachlichen wie persönlichen Gesichtspunkt, las ich Ihren hervorragenden Beitrag zur Festschrift für Walter Oppenhoff über "Die deutsche juristische Emigration in den U.S.A.", auf den ich vor Kurzem aufmerksam gemacht wurde. Die Erinnerung an alte Zeiten wurde wachgerufen, und die Namen von guten, alten Freunden tauchten auf: Friedrich Kessler, dessen Anfänge in Yale ich miterlebte, als sein Ansehen in der Law School Fakultät und bei den Studenten von Jahr zu Jahr wuchs; Carl Fulda, mit dem ich gemeinsam in der Yale Law School "die Schulbank drückte" und der nun leider nicht mehr lebt. Aus Ihrem Bericht erfuhr ich über seine mannigfachen Arbeiten, von denen ich nichts wusste. Mir war nur noch bekannt, dass er in der ersten Zeit nach seinem Examina bei der Reform des New Yorker Rechts mitwirkte. Ich sah ihn das letzte Mal vor nunmehr fast 40 Jahren nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst. Und dann Professor Rabel, der "Herr Geheimrat", der beim gemeinsamen Mittagessen der Mitglieder des Rabelschen und Brunsschen Instituts im Berliner Schloss präsidierte - man durfte nicht zu spät kommen, um nicht auch noch den Zorn der wackeren Frau Fürst, die das Essen zur festgesetzten Zeit fertig haben musste, zu erwecken; Max Rheinstein, dessen

"Nachfolger" ich 1946 in der Legal Division von OMGUS in Berlin wurde. (Karl Löwenstein hatte mich nach Berlin gebracht.) Ich sah ihn später noch einmal in Chicago, als sein Augenlicht schon sehr schwach geworden war. Mit Gerhart Husserl war ich eine Zeitlang beim OMGUS und HICOG zusammen. F.A. Mann war britisches Mitglied eines Kontrollratsausschusses in Berlin, der sich mit der "Reform des deutschen Rechts" befassen sollte. Ich vertrat die U.S.A. in diesem Ausschuss. Sie erwähnen auch Martin Wolff, bei dem ich Sachenrecht, sein klassisches Fachgebiet, hörte und der mich im Referendarexamen am Kammergericht prüfte. Magdalene Schoch traf ich einige Male in Washington. Übrigens wird Kessler im Oktober während eines Alumni-Weekend in New Haven geehrt werden. Er erhält mit anderen (Mac Dongal, Rostow) eine Auszeichnung der Yale Law School.

Ich bin Ihnen dankbar, durch Ihren Aufsatz wieder von alten Freunden gehört zu haben. Und natürlich haben mich auch Ihre Ausführungen über die Emigration und das Schicksal deutscher Juristen in den U.S.A. aufs stärkste bewegt. Wie sehr kann ich nachempfinden, was Sie darüber geschrieben haben. Dass ich diese Jahre physisch und geistig überleben konnte - und dann noch fast 3 Jahre "beim Militär" in vorgerücktem Alter - das erscheint mir jetzt fast wie ein Wunder.

Vielleicht werde ich einmal das Vergnügen haben, Sie persönlich kennenzulernen. Ich sehe aus Veröffentlichungen der Deutsch-Amerikanischen Juristen-Vereinigung, dass Sie gelegentlich an deren Veranstaltungen teilnehmen. Am 20. November findet das alljährliche Thanksgiving dinner hier in Bonn statt. Es wäre schön, wenn sich bei dieser Gelegenheit ein Zusammentreffen ermöglichen liesse.

Mit besten Wünschen und Grüssen.

Joachim von Elbe

FROM H. Westmann

210 East 68 Street

New York, N.Y.1002

4/3/87

Dear Dr. Stiefel:
You kindly sent me the enclosed material, which I read with interest.
As I did'nt hear from you after your return to town, I thought to mail them back to you as they might be of use to you in the future as th, ey should not be vasted.
As I was prevented to attend the Celebration at N.Y.U. (due to another engagement I missed the opportunity to say 'hallo'.

Sincerely,

Margarete Westmann

Thank You

©CREATIVE PAPERS
BY C.R.GIBSON

From International Law to the Science of International Relations: four typical representatives of the ~~emigration of~~ political scien~~tists~~ce - Hans Kelsen, Hans Morgenthau, John Herz, and Karl Deutsch, scholars

Only recently the occupation with the exile of ~~scientists~~ after 1933 has entered the realm of systematic research. Present literature takes its bearings from either biography (in Hannah Ahrendt's case for example), or from academic schools (like the Frankfurt School), whereas more recent research concentrates on entire academic fields and cultures, and, to be more exact, on the question how they were influenced by emigrated German and Austrian ~~scientists~~ scholars. The predominant aspect here is in a typical way different from the socalled "Exilforschung", Negative terms like "expulsion" and ~~"banishment"~~ "Fremdsein" as cognitive guidelines are replaced by positive terms like "transfer of knowledge" and "acculturation".

In this paper I shall try to apply the latter to that part of academic exile that one could call the "~~e~~immigration of political scientists in the USA".

On the example of four German-American political scientists I will present four versions of the historical impact of emigrees. This profile can claim neither completeness nor parity, it can merely represent an ideal typology, and even this only for the rather limited area of international relations. As to quantity the selectivity of my perception becomes apparent if one compares with the "International Biographical Dictionnary of Central ~~Emigrees~~ Europeans", which presently offers the best orientation.

We reach a number of at least 65 ~~scientists~~ scholars if we define (political science
emigrees ~~in political science~~ of the first genaration as those persons, who for one had had an opportunity to graduate from a German speaking university, in most cases with a doctorate, and who secondly had a teaching function, mostly a tenured position in political science in the host countries. As to the academic provenance of this group we find that more than half of them came from a career in law, while the rest came from faculties of philosophy or ~~political science~~ Staatswissenschaft. More than 90% of the emigrees went to the United States, and more than half focused their academic work in research and publishing onto international relations. It is interesting and can as well serve as a reference for the following hypotheses that by number the law background as a point of departure is about in balance with international relations as a point of final ~~arrival~~ settlement.

I.

If one tries to systematize the significance of German emigrees for American theory of international politics, one can name Hans Kelsen at one end of the typological range. This Austrian-German political scientist was not only one of the oldest representatives in our group of reference. He also reached in terms ~~methodically~~ of methods further back than anyone else into the tradition of ~~"general political science"~~ "Allgemeine Staatslehre", which had been a distinguishing feature in Germany for a long time.Already before 1918 he had designed his ~~theory of~~ "Reine Rechtslehre" and had completed

it in postmonarchic Vienna. It was not only the most radical expression of German positivism in law, but it marked at the same time its turning point. Kelsens ~~methodical~~ ideal of method - with a neo-kantian an expression not only to be understood metaphorically - attempted to free political science from all accessories related to ~~the~~ natural law ~~of nature~~ and sociology. From there it was quite logical that he equaled political and legal order and assumed an inner coherence of the legal system. From there also stems his exclusive concentration on positive law, which again was mainly interesting under the aspect of establishing a hierarchy of norms. These premises, however, had rather ambivalent consequences: on one side Kelsen brought about significant progress towards a solution to the problem of describing the normative side of law in general. On the other side he remained clearly naive in the probably more relevant ~~problem~~ question of the relationship between law and power. However, one should not neglect the fact, that Kelsens normative theory was able to rid itself from the authoritarian implications of positivism, and that with it - in accordance with the altered political context - he took up the cause for representative democracy, for a political theory that is, which admittedly remained strictly distinct from ~~Reine~~ "Pure Science of Law" ~~Rechtswissenschaft~~.

Kelsens significance for the development of international politics can be characterized through this ambivalence: his "Reine Rechtslehre" passed rather early beyond the concept of the national state, although only by means of the logic

immanent in his ~~methodical ideal~~ methodology. This way he was able to leave behind the dogma of sovereignty, basic to the German tradition of constitutional law . . . . But he merely replaced it by the reversed dogma of the superiority of external versus internal political law. While the idealism of a normoriented and general political science, interested in legal aspects only, had been already obvious, this characteristic lost even more credibility with the expansion of crisis in the Europe of the 1930's, when first the German and then the Austrian republic perished, and the international organisation of nations, represented by the Leage of Nations, fell victim to Hitler's expansionism and to the politics of appeasement of the Western Powers. The fact that Kelsen's first exile was Geneva symbolizes this constellation clearly: he remained true to the capital of the League of Nations until its end. And even after he had ~~x~~migrated further to the United States, he saw little reason to change his basic theoretical orientation.

As to Kelsen's influence on the Anglo-Saxon academic system through his continuous publishing and teaching, one has to take into consideration that this 'grand seigneur' among the emigrees of jurisprudence clearly refused to change to a different course of academic history. In the 1940's and 50's Kelsen wrote voluminous books on war and peace, on the legal foundations of the UN, and on the most recent state of international law. In these works even certain concessions to Anglo-Saxon thought can be found insofar, as the ~~methodical fixation~~ priority of method as a typical

trait of Neo-Kantianism was replaced by pragmatic definitions and case oriented thinking.

But altogether Kelsen remained the normatively oriented specialist for international law and representative of ~~a Reine~~ a pure ~~Rechtswissenschaft~~ science of law as which he had arrived. Therefore his impact was restricted to international law, which also in the US continued to exist as a special branch of law studies. He reached a certain significance for the fundamental ~~theories~~ philosophy of law, ~~philosophy~~, and even here it seems as if neopositivism had been influenced more by Popper's logical positivism than by Kelsen's theory of norms. Certain, however, and most interesting is that Kelsen did not exert significant influence on political science. Understandably so in an academic culture, for which not positive ~~constitutional~~ Natural law, but rather the duality of ~~Law of Nature~~ natural rights and Case Law have been traditionally important, and which, at the same time, was about to move on an innovative course. Such a statement must not be misinterpreted as a judgement on the quality of a highly sophisticated theory, but it says something about the actual differences of political and philosophical cultures and the conditions for their synthesis. In the United States it was social science, and here again political science, where the most promising and dynamic conditions for such a synthesis were offering themselves.

II.

Hans Morgenthau's intellectual development can be characterized as in some respect opposite to Kelsen's. Already in 1928 he had demanded in his Frankfurt dissertation to replace the legal abstractions in international law by political terms, like for example the central category of "political tension". More than twenty years younger than Kelsen, he digested the international crises of the 1930's very differently and most radically, especially after he had left Europe via Geneva and Madrid. His academic debut in the US was a furious attack on ~~the~~ what he thought were the legalistic and moralistic illusions of the League of Nations as a whole, but it was also an ~~a~~ harsh inventory of American Liberalism, which, according to Morgenthau, had been brought to risk in its international relations through Wilson's foreign policy, and academically through the social sciences. Here already we encounter the contradictory constellation through which Morgenthau was to influence American political ~~science~~ culture. Especially with him, this constellation can not be separated from the paradoxon, which all academic emigrees had to solve insofar, as they became immigrants as well: the assimilation to an academic and political culture clearly different from their European background.

It seems worthwhile to inspect more thoroughly the institution, where Morgenthaus academic career took place, since it allows ~~general~~ certain conclusions on the relationship of emigrees with the academic system of their host country. The University of

Chicago was of special importance for the history of American social and political science, because it was there, where through Merriam, Lasswell, and, for international relations, through Quincy Wright, the socalled "behavioral revolution" was prepared and finally carried out as well. Before this background it becomes obvious, how much the political realism represented by Morgenthau continued an already existing American mainstream, and how much it was at the same time fundamentally contradictory to it.

Political realism as a theoretical program means for one the de~~moralization~~ -ethicization of politics, that is - in accordance with the power realism of the Chicago School - its reduction to a real or assumed essence: power sans phrase. On the other side Morgenthau turned energetically against the methodical and technical implications of academic power realism: against quantification, priority of empirical social research and the instrumental ~~theoretical concept~~ understanding of theory pertinent to it. He countered this realism with the great tradition of ancient European "theoria", based on the notion of an unchangeable human nature and tragically insoluble problems of politics and power. As an enlightener against enlightenment he insisted on a pessimistic view of mankind, which to him had an onto-theological status as the essence of which he assumed an insatiable as well as evil ~~strive~~ "longing" for power."

Within the theory of international relations Morgenthau became the founder of a conservative school. His influence in America during the 1950's and 60's, however, was not

limited to international relations, it was extensive enough to reach deep into American political culture. Not through direct political advisorship though, since he generated some mistrust when he warned the Administration in Washington from excessive ~~ly ideological~~ anticommunism, and even more, when he opposed the war in Vietnam. His impact was much rather due to his intellectually brilliant and publicly recognized formulations of a quite distinct style of thinking in international terms. A typical characteristic of his thought was, to assume priority for the national interest in more or less organical combination with suggestions for an active role of the United States as a ~~political~~ world power. This turn from an impressive intellectual striving for autonomy to an orientation towards actual terms of power responded with his personal and academic disposition. In his publishing and teaching career he managed to perform some kind of a politico-cultural trick: with a conceivably traditional, theoretical program he influenced a generation of conceivably modern political power elites. In this he was favored by a political culture, in which the transition from an academic ~~background~~ training in social sciences to practical involvement in politics seems more smoothly possible than in European countries. Here comes Henry Kissinger to mind. Morgenthau's career in the USA was the career of a ~~conservative~~ "German mandarin" on the platform of American neoliberalism, which thus exposed at the same time its problems with democracy.

III.

While it was not easily possible for branches ~~of law~~ like German constitutional or international law to be integrated in ~~the system of~~ American ~~political science~~ academia, there was a much more advantageous situation created by the turn towards political realism. John Herz can be considered an adequate example in order to differenciate both generalizations at the same time. As a student of Kelsen and a decided liberal democrat, his attitude towards the normative and critical dimensions of political science was much more positive, and he achieved also an exposed and well acknowledged position within the American academic system. His writings were located on a level between the polarities of idealism and realism. In this respect he deserves the merit of having lead towards the mediation in ~~the~~ a too abstract and little productive alternative. We ~~are~~ may be less interested in his original term "~~Real-Liberalismus~~ liberal Realismus", but rather in his exploration and ~~exemplary~~ design of areas of research and teaching, which supplied a different foundation and opened up new perspectives for the theory of international relations.

In his work from the 1940's and 50's on problems of peace and world organisation John Herz reveals like other emigrees the disillusion with which his generation had been burdened. But as a result his realistic approach turned during the post war years more and more away from a pessimistic anthropology à la Morgenthau. To him the ultimate reasons for the fact, that motives of power and interest dominate international relations, were not the evil nature of man, but lay in specific social

and psychological constellations of national and foreign politics. One of the central constellations he saw in the "security dilemma", ~~between (power and security, the threat of mutual imposition that is~~ the fact that power creates insecurity and fear of being overthrown), a phenomenon typical for legally not domesticated social relations, soluble for the better or the worse, as history has proven either way. There were indeed entire epoches, in which the model of the balance of power had been more than mere ideology. But it can be shown as well, that imperialism and expansionism regularly were created by various factors, reaching from actual crises to ideologically promoted chauvinism and the strive for power. Herz considered in the fifties in the cold war and the nuclear arms race essential factors given for this kind of a disastrous constellation. Under its impact a theory of international relations was ~~, according to Herz,~~ only possible as a critical approach to peace and future oriented political science. Otherwise this field would become an additional element of risk.

Such theoretical construction had to be composed of many ~~(1)~~ elements. One of them requires special attention, since also with Herz it features only implicitly in the rather limited context of international politics, while fundamentally changing the conditions for ~~this concept~~ (understanding it) Normative as well as realistic approaches, Kelsen as well as Morgenthau, have a common feature in the theoretical priority of foreign affairs. It was John Herz who (together with Kelsen) definitively and materially invalidated this dogma. Already in his early study from his Geneva times on national-

socialist international law he showed, how the perversion from rational to racist international law must be seen as the function of a nationally motivated strive for international power, which was at that point in history necessary in order to maintain the system.

There is more to be considered, especially the studies on "comparative government", published in the 1950's by Gwendolyn Carter and John Herz, which expose another theoretical structure. Even though the "comparative government" approach already had a long and fruitful tradition in the United States, it joined only now productively with the theory of international ~~politics~~ relations. Since it derives from within the system, yet transcends necessarily the national limitations, the comparative approach is the most organic way towards a detailed understanding of global political situations. The cultural and social conditions of political systems supply the matrix to be analyzed in order to understand the growth of international conflicts as well as the development of solutions. Here we are facing the problem of comparing the at first sight incomparable, for example the parlamentarian democracies of the West with the peoples democracies in the East. But the patience required for the process of comparing and evaluating might add a practical virtue to the theoretical distress of international politics. To me at least it seems as if this is to be learned from the history of ~~the academic input of~~ German emigrees, and above all from John Herz.

IV.

Karl Deutsch went even further on the track defined by the "comparative government" approach. Deutsch is the youngest of the four emigrees discussed here, and his academic development is clearly influenced by the fact that his law studies at the Prague University were immedeately followed by studies of social science at Harvard. Carrying with him as an intellectual condition the ethnic conflicts in the multinational czech state, he was, ~~in his Harvard training~~ very early still a student, confronted with scientizism and behaviorism, which just began their rise in the United States. This very "American" entry into ~~the~~ America ~~United States~~ was reinforced, when he joined the MIT, an institution which already in the fourties was known as the technologically most advanced American research center. Holistic intellectual countertendencies were not less influential for him, for example the Harvard Conference on Science, Philosophy and Religion.

Karl Deutsch held a special position among the emigrees of political science of the first generation, since his reception of empiric and quantitative methods was combined with a decidedly theoretical inclination. This combination was marking an epoch not only because it allowed an interdisziplinarian approach, containing at the same time social science and technical fields like statistics and mathematics, but through team-work it also materialized an organisation of academic research, which at that time had been almost unheard of in Europe.

Through the fortunate synthesis of technizistic and generalistic, of German and American thinking Karl Deutsch was predestined to become ~~the~~ an outstanding theoretician of international relations and an innovator in a political realm which is certainly as badly served by an excess of abstraction as by too much concreteness.

Deutsch searched like Herz for a compromise. But since the fifties it has been his definite achievement that he applies methods of operationalisation and quantification. What in those years appeared as an unprecedented innovation and as an orientation for the future of Western social sciences is today of course, from a post-empiristic perspective, looked upon with less enthusiasm. But the theoretical progarm of Deutsch and others has certainly succeeded in relevantly redefining parts of the traditional basics of American and European internationalism. If academic traditionalism in general seems characterized by concepts of substance, then one might define progressive academia through an increasing distance to overly dense concepts. This ~~process~~ trend appears in Karl Deutsch's work as a tendency towards analytical and quantitative disintegration of qualitative concepts. He defines for example "sovereignty" no longer as a substantial condensation of power within a given political and geographic domaine, but "sovereignty" to him means rather the mobilization and functional ~~isation~~ use of material and consensual ressources, adopted by social and political institutions as diverse as state, economy, and culture. Nations are therefore nothing more than clusters of

communication systems beyond a defined frequency and intensity, whereas international relations normally remain below this level. From here it seems an important condition for the peaceful solution of international conflicts, to measure such relations and to contribute to the possibility for their integration.

A methodical transformation of this kind might be considered of little practical value for a world threatened by cold and hot wars; one could even think that the kybernetical bias in Karl Deutsch's later work, particularly combined with a naive theory of modernization, has avenged itself with the fiasco of Western (as well as Eastern) Third World politics. This, however, does not affect the theoretical model, which permits to accumulate a still unknown quantity of data and to relate them to problems of international politics, like those of world peace and its economic and cultural conditions for example. In this respect the "World Handbook of Political and Social Indicators" is the summa empirica of an ambition to achieve peace by means of empirical social research. It remains to be seen how effectively a man like Karl Deutsch has actually influenced the practical side of international politics. The times of unrelenting East - West confrontation are probably following laws more archaic than academic enlighteners would like to realize. Karl Deutsch left marks in the American and beyond it the Western social science community so obvious, that a detailed enumeration is superfluous. He holds innumerable positions as a guest professor, honorary doctorates, and

functions in research. In 1969 he presided the American Political Science Association, and from 1976 through 1979 he was President of the International Association of Political Science. As a German from Prague Karl Deutsch became through the rapid americanization of his talents a symbol for the adaptation of Western social science throughout the world.

Now, let me conclude.

In the beginning of my lecture I had mentioned the terms "transfer of knowledge" and "acculturation". Once again I shall try at this point to underline their cognitive value for the research on emigrees of academia, especially on social scientists. It seems that several factors were especially relevant for the ~~general background~~ impact of the four representatives: for one there is of course the individual productivity and the innovative potential of the scholar him-or herself. The extraordninary career ambitions of intellectual emigrees in particular found ample opportunity in a country dominated by individualistic ethics of achievement, high professionalism, and a long tradition in immigration, in a modern, performance oriented society that is, which America was to a much higher degree than the countries of the old world. But the factors of a more general nature, as they are expressed in the term "acculturation" seem more important to me.

The best chances for an academic impact had emigrees, if their competence either met already existing needs in the host country, or if they were intellectually ready to adjust their

competence to political and cultural tendencies already present. Here finally we encounter the factors of time and generation. The dialectical process to which the term "acculturation" refers was especially constructive for those who were young and dynamic enough to realize the complicated synthesis of departure and arrival, of an old with a new identity. It seems important to stress that this synthesis as a prerequisit for successful integration could take on many forms and that it required as much energy to resist as it took to assimilate.

These general considerations must still be specified for the emigrees ~~of~~ in political ~~and social~~ science. To this purpose I would like to suggest the term "paradigm change" as it has been defined by Thomas Kuhn. The ~~term~~ fact that "political science" ~~in it~~ is ~~German~~ a rather unprecise translation of the German term "Staatswissenschaft" ~~"Staats- und Politikwissenschaft"~~ points to the underlying problem. The basis for academic ~~scientists~~ emigrés had been the scholarly culture of the Weimar Republic. They were attached to an academic system, in which legal thinking had still been dominant and in which a mature paradigmatic development had ~~only~~ mostly been achieved in the area of constitutional law. Approaches related to social science had been repeatedly developed in this field, for example by Max Weber and through Marxism. They remained restricted though and only in special cases and programmatically they had been condensed into an explicitly political ~~academic system~~ science, as by Hermann Heller and Karl Mannheim. The outcome of the emigration process though featured quite different, almost reversed

characteristics, since American political science had been an autonomous field since long, having outgrown its pragmatic and ~~normative developmental~~ moral philosophy stage, it was through the "behavioral revolution" just about to become a social science, approachable scientifically as well as interdisciplinary. It is this distance between the term ~~a~~ inus quo of a German "Staatswissenschaft" and the term ~~ad~~ inus quem of an ~~Anglo-Saxon~~ American "political science" which has to be linked in ~~the~~ a history of the academic impact of emigrees. It only can be bridged, if the "transfer of Knowledge" is perceived at the same time as a transition between two different cultures. The change of paradigm occurring in this transition was certainly more the object than the subject of the change of culture, ~~and still did~~ This, however, does not interfere with the analytical reversal of the ~~concepts~~ ideas that with the change of paradigm from Staatsrechts to political science one encounters an ideal object of research for understanding a cultural transition ~~of similar global relevance as the~~ which resulted in a global "westernization" of Central Europe and, especially, West-Germany. In terms of quality as well as of quantity the science of international relations had become an innovative center for american political science, parallel to the permanently active American global politics from the ~~thirties~~ 40s on. Therefore it is not too surprising that here the influence of German emigrees has been more extended and intense than in other fields, like in research on ~~politics and policy~~ American government or in political theory. However, one has to keep in mind how

relatively small this impact necessarily remained at any rate in a huge, privately and decentralized organization of research and education like the one in the United States.So did our group of emigrees not exeed 2% of the publications in relevant American journals and reviews, so to speak emigre home journals extended. Considering, however, that the experience of emigration itself, the separation from a culture which was destroying itself through aggressive nationalism, contained already an innate drive towards ~~internationalisation~~ transnational thought makes the real, the qualitative coherence apparent: Internationalism not only understood as an intellectual category, but rather as a mode of experience is a basic ~~category~~ for understanding the ~~emigree of science~~ intellectual migration in general and our four scholars in particular, since here the subject of this experience coincides with its object. Emigration's best and most productive representatives ~~were~~ became world citizens in their thinking and their character, they contributed to developing social and political sciences to a critical branch of world academia.

GERHARD JUNGFER
RECHTSANWALT

1 BERLIN 31, DEN 19. 7. 85 ju/ha
JENAER STRASSE 16
(ECKE BERLINER STRASSE)
TELEFON 030 / 8 53 50 23

TELEX 182 959 dadem d

POSTGIROAMT
BERLIN WEST 3771 57 - 100

DEUTSCHE BANK BERLIN AG 9419797

BÜROZEIT MO-DO 9-17 UHR
FR 9-13 UHR

RA GERHARD JUNGFER · JENAER STR. 16 · 1000 BERLIN 31

Herrn
Dr.Ernst C.Stiefel
200 Park Ave.
Suite 1300

New York
NY 10166

USA

Sehr geehrter Herr Dr.Stiefel!

Ich wende mich auf Empfehlung von Herrn Prof.Dr.Herbert A.Strauss an Sie.
Ich bin als Strafverteidiger in Berlin tätig und beschäftige mich seit geraumer Zeit auch damit, dokumentarisches Material über Strafverteidiger zusammenzustellen, die in der Weimarer Zeit in Berlin tätig waren und verfolgt wurden. Es handelt sich um

Max Alsberg, Arthur Brandt, Erich Frey, Hans Litten,
Rudolf Olden und Paul Reiwald.

Das Vorhaben wird vom Vorstand der Rechtsanwaltskammer, dem ich angehöre unterstützt, u.a. in dem Sinne, daß ich beauftragt bin, dem Vorstand einen Vorschlag für die Ehrung verfolgter Kollegen zu unterbreiten. Dies vorab zu Ihrer Information und zur Begründung meines Interesses daran, das Manuskript eines Vortrages von Ihnen zu bekommen, nach Auskunft von Herrn Prof.Dr.Strauss von ca. 1984.
Herr Prof.Dr.Strauss hat mich darüber unterrichtet, Sie würden an einem Projekt über die Emigration von Rechtsanwälten und Juristen arbeiten. Wenn möglich, wäre ich Ihnen für eine Information über Ihr Projekt dankbar, vielleicht kann es ja zu einem gewissen gegenseitigen Materialaustausch kommen.
Bei mir geht es darum, eine Dokumentation über diese Strafverteidiger zusammenzustellen, die dem Leser eine möglichst getreue Information über den Lebenslauf dieser Persönlichkeiten gibt, wobei Dokumente

nachgedruckt werden sollen, Interviews mit Zeitzeugen, tabellarische Übersichten über den Lebenslauf, prozessuale Tätigkeit,so vorhanden Werksverzeichnis mit knappen Inhaltsangaben etc..
Ich selbst will mich mit irgendwelchen Wertungen oder Beschreibungen völlig zurückhalten und soweit als irgend möglich eben dokumentieren.

Mit freundlichen Grüßen

Jungk

Rechtsanwalt

DR. ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N. Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC 148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

2. August 1985

Herrn Rechtsanwalt
Gerhard Jungfer
Jenaer Str. 16
1000 Berlin 31

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt:

Ich bestaetige gerne den Empfang Ihres Schreibens vom 19.7.1985. Herr Dr. Stiefel befindet sich z.Zt. in Europa und kann an beiliegenden Adressen telefonisch am besten vor 10 Uhr morgens erreicht werden. Ich habe Herrn Dr. Stiefel Kopie Ihres Schreibens gesandt.

Mit freundlichen Gruessen

/irn
Kopie an Herrn Dr. Stiefel
z.Zt. Sils-Maria, Schweiz

THE INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY
PRINCETON, NEW JERSEY 08540
Telephone 609-734-8000

SCHOOL OF HISTORICAL STUDIES

April 10, 1989

Mr. Frank Mecklenburg
532 West 111th Street, Apt. 75
New York, New York 10025

Dear Mr. Mecklenburg:

Thank you very much for your letter and the enclosed manuscript of your research paper on "Refugee Lawyers from Central Europe in the Office of Strategic Services." You can imagine that this paper interested me very much. I have to make a few points concerning the contents of that paper.

When on your first page in the second paragraph you make a few general remarks about the Central European Section of the OSS, I would feel that the presence of historians ought to be somewhat more stressed. If you take the profession in which you are particularly interested, namely, the refugee lawyers, originally [redacted] Franz Neumann was the only lawyer in the section, although of course, a very powerful figure.

You mention on p. 3, first line, that Kirchheimer came some weeks later. I was in the Washington office of the OSS from summer 1943 to February 1944, when I left for the London office; and during that entire time Kirchheimer was not a member of the OSS, although I believe he was sometimes called in as a consultant. But his full-time activity began only some time in 1944.

You mention the various occupation guides. They were very different in quality and usefulness.

There is one point which seems to me of very great importance. The situation in Germany in 1945 was entirely different from what we had expected and what those who had remained in Washington had in mind. Different views, and even clashes about how the occupation ought to be handled which took place in Washington were without much relevance for what went on in Germany in the first year of the occupation.

I might mention here a story of which I think always with great amusement. Franz Neumann came over to Germany in the course of the summer-only for a few days. When he left he said to me, "You here in Germany are quite right. Everything is completely different from what we had expected."

I believe that the role of the lawyers became very important for the preparation of the various trials. There, people like Kellermann, Kempner, Herz, but probably also Spiegel and Weigert, played an important role (I had nothing to do with this aspect of the work of the OSS and am therefore rather vague about it).

Whether your characterization of Walter Dorn is correct, I don't know. He seemed to me always rather bored with paper-work and anxious to get out into practical action.

I know that Franz Neumann is usually considered as a member of the Frankfurt School"; actually, he was very different, very much more a traditional political scientist, and ascribing him to the Frankfurt School has, as I think, the result of overestimating the influence of the Frankfurt School.

I don't know whether these remarks are of any use to you. I just dictated what came into my mind in reading your interesting paper.

Sincerely yours,

Felix Gilbert

FG:rh

Stanford Program in

Values, Technology, Science, and Society

April 5, or thereabouts

Frank Mecklenburg
532 West 111th Street, apt. 75
New York, N. Y. 10025

Dear Frank:

Many thanks for your note, your call, and for your continuing interest. To get straight to the point, The Book is scheduled for a fall publication date (late September, they tell me). As I may have mentioned, Harvard Press will be doing it, and the title is *Foreign Intelligence*. But you can count on an advance notice from me when the procerss is further along. In the mean time, never hesitate to write or call if you think I may have any useful information for you.

In fact, the galleys reached me only yesterday, and as you may know there is a very fast turnaround at this stage so I am trying to "process" a couple of classes with one hand and correct the proofs with the other. That may serve as an excuse: I have scanned the essay you were good enough to send, and it is clear that it deserves more careful attention than I can give it just now so please hold on, though not for long, I promise; detailed comments to follow. This might be a good moment to thank you also for your generous comment about my Marcuse book, but with no false modesty *at all* I encourage caution: the OSS chapter in particular, which I wrote before making my first serious foray into the Archives is full of errors of fact and, I now believe, of judgment as well.

Most of all, however, congratulations on the imminent arrival, who will be possessed of exemplary genes.

Best wishes to you both,

Barry M. Katz

Building 370, Room 372 Stanford University Stanford, California 94305-2120 (415) 723-2565

H. W. SPIEGEL
6848 Nashville Road
Lanham Seabrook, MD 20706

April 11, 1989

Dear Mr. Mecklenburg:

Thank you for your letter of March 28 and enclosure. First of all, I want you to remember me to Ernst Stiefel, whom I recall as an able associate in OSS. I am glad to know that you work with him on your common project.

Neumann was a masterful man who probably understood the workings of the Washington bureaucracy with its empire builders and made work, agency rivalries and duplication of work. I still recall how he effectively terminated a discussion in committee meetings by taking off his hearing aid & plunking it at the table. On the whole I would say that the influence of his group was limited because their ideas and policy proposals were much more "progressive" and "advanced" than the mainstream thinking.

Many of the people whom you mention in your paper were not lawyers, incipient or fully trained. For example, of the persons mentioned on p. 3 perhaps only Brecht, Staudinger, Simons and Hamburger were lawyers, and Hamburger was more of a transportation specialist (had been a high office holder in theGerman railroad system). On p.6 of the people you mention in ftn.6 only Kirchheimer was a lawyer. Regarding p.7, neither Marcuse nor Holborn were lawyers. On p. 10, I don't think Baran was a lawyer. P.13 f.: Holborn was a historian (I think his daughter is president of the Univ.of Chicago), so is Schorske, and so was Kent, the latter also was a native American.

Many of the former lawyers were not hired as legal experts, although the disciplines of their legal training helped them in their work. Thus Paul Alexander worked on housing and related matters, I on health and at times forest resources, Levy on oil.

Paul Alexander, a son-in-law of Erich Eyck, made after the war a very successful career in medieval history, ending up at Berkeley. He must not be confused with Sidney Alexander, who also worked in the economics division of OSS.

On the whole, the influence of Neumann and the Institute for Social Rsearch group was much less strong in the economics sector than in the central-European one.

OSS personnel also served on "Technical Industrial Disarmament Committees", for example, I myself, mentioned in this capacity on p. 549, 79th Cong.,1st Sess. , Subcommittee of the Committee on Military Affairs,US Senate, Hearings pursuant to S.Res. 107 (78th Cong.) and S.Res.46, Part 3, June 26, 1945,GPO 1945 on "Elimination of German Resources for War."

Please don't hesitate to call on me if I can be of assistance to you.

Sincerely yours,

Hans W. Spiegel

Dr. Frank Mecklenburg
532 West 111th Street
apt. 75
New York, N.Y. 10025

Prof. Dr. Hans Mommsen
Ruhr-Universität
Postfach 10 21 48
4630 Bochum 1

New York, den 17.4.1989

Sehr geehrter Herr Professor Mommsen!

Es hat mich sehr gefreut, Sie am Telephon sprechen zu können, und ich möchte Ihnen, auch im Namen von Herrn Dr. Stiefel, meinen Dank für Ihr stetiges Interesse an unserem Projekt aussprechen.

Ich habe mit Ihrer Sekretärin telephonisch vereinbart, dass ich Sie am Freitag den 5.Mai in der Universität sehen werde. Ich werde dies am 2.Mai noch einmal bestätigen. Am Mittwoch den 3.Mai werde ich mit Professor Lutter in Bonn zusammentreffen.

Anbei die schriftliche Ausarbeitung eines Vortrages, den ich im Januar im Leo Baeck Institut in New York gehalten hatte und der eine erste grobe Fassung vom Kapitel über Juristenemigranten in der Kriegsarbeit und besonders im Office of Strategic Services, Research and Analysis Branch (OSS/R&A), darstellt. Ich habe Kopien dieses Vortrages an verschiedene ehemalige Mitarbeiter des OSS/R&A geschickt und bereits einige Antworten erhalten, die ich im Kapitel berücksichtigen werde. Ferner habe ich Kopien an Alfons Söllner in Berlin und Barry Katz in Stanford geschickt, beide haben zum selben Thema mit jeweils anderen Blickwinkeln gearbeitet.

In den nächsten Tagen werde ich Ihnen noch zwei weitere Kapitel schicken, über Juristenemigranten, die in den USA Anwälte bzw. Beamte wurden, womit der biographische Teil einschliesslich des früher gesandten Kapitels über die Hilfsorganisationen geschlossen vorliegt, als vorläufige Fassung versteht sich. Diese beiden Kapitel über Anwälte und Beamte werde ich morgen zur Kommentierung Herrn Stiefel zu lesen geben und dann nach der Überarbeitung an Sie schicken. Sie sollten diese Kapitel dann Anfang der Woche des 24. Aprils erhalten. Die Zeit ist sehr knapp, die Sachen sind allerdings auch nicht sehr umfänglich.

Ich sehe unserem Treffen am 5.Mai mit Spannung entgegen. Nochmals vielen Dank für Ihre Mühe, mit freundlichen Grüssen

Frank Mecklenburg

Dr. Frank Mecklenburg
532 West 111th Street, # 75
New York, N.Y. 10025

Herrn
Professor Dr. Marcus Lutter
Direktor des Instituts für
Handels- und Wirtschaftsrecht
der Universität Bonn
Adenauerallee 24-42
5300 Bonn

New York, den 17.4.1989

Sehr geehrter Herr Professor Lutter!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 1.3.d.J., der leider per Schiffspost geschickt wurde und daher sechs Wochen brauchte, so dass ich nicht rechtzeitig darauf antworten konnte. Ich hoffe, dass es mit dem Berichtstermin 1.April deswegen keine Schwierigkeiten geben wird.

Anbei schicke ich Ihnen die Kopie eines Vortrages, den ich im Leo Baeck Institut in New York im Januar gegeben hatte, und der eine erste grobe Fassung vom Kapitel über Juristenemigranten während des Krieges und besonders im Office of Strategic Services, Research and Analysis Branch (OSS/R&A), darstellt. Herr Stiefel hat Ihnen wohl über den Vortrag berichtet. Ich habe Kopien dieses Vortrages an verschiedene ehemalige Mitarbeiter des OSS/R&A geschickt und bereits einige Antworten erhalten, die ich in dem Kapitel berücksichtigen werde. Ferner habe ich Kopien an Alfons Söllner in Berlin und Barry Katz in Stanford geschickt, beide haben zum selben Thema mit jeweils anderen Blickwinkeln gearbeitet. Eine Kopie wird auch an Professor Mommsen gehen, den ich ebenfalls im Mai in Bochum sehen werde.

In den nächsten Tagen werde ich Ihnen noch zwei weitere Kapitel schicken, über Juristenemigranten, die in den USA Anwälte bzw. Beamte wurden, womit der biographische Teil einschliesslich des früher gesandten Kapitels über die Hilfsorganisationen geschlossen vorliegt, als vorläufige Fassung versteht sich. Diese beiden Kapitel über Anwälte und Beamte werde ich morgen zur Kommentierung Herrn Stiefel zu lesen geben und dann nach der Überarbeitung an Sie und Professor Mommsen schicken. Sie sollten diese Kapitel dann Anfang der Woche des 24. Aprils erhalten. Die Zeit ist sehr knapp, die Sachen sind allerdings auch nicht sehr umfänglich.

Ich sehe unserem Treffen am 3.Mai mit Spannung entgegen. Nochmals vielen Dank für Ihre Mühe, mit freundlichen Grüssen

Frank Mecklenburg

DR. ROBERT M. W. KEMPNER
PROFESSOR h. c.

[redacted]

Frankfurt a. M., Germany
Feuerbachstr. 21
Tel.: (069) 72 20 45

AUTOR VON: "Ankläger einer Epoche"
"Der verpasste Nazi-Stopp"
"Das Dritte Reich im Kreuzverhör —
Aus den geheimen Vernehmungen des Anklägers"
"Der Mord an 35 000 Berliner Juden"
"Edith Stein und Anne Frank, Zwei von
Hunderttausend" (Deutsch, Holländisch)
"SS im Kreuzverhör"
"Warren-Report" über die Ermordung
von John F. Kennedy — in deutscher Sprache
"Eichmann und Komplizen" (Deutsch, Ivrit)
"Das Urteil im Wilhelmstrassenprozess"
"German Police Administration"
"Justizdämmerung"
"Kommentar z. Preuss. Polizeiverwaltungsgesetz"

Dr. Frank Mecklenburg
532 West 111th Street
Apt. 75
New York, N.Y. 10025/USA

05.04.1989

Lieber Herr Mecklenburg,

besten Dank für Ihr Schreiben vom 23. März mit dem anliegenden Vortrag, den ich mir großem Interesse studieren werden.

Ich würde Sie sehr gern in Deutschland sehen. Ich weiß aber nicht, ob ich bereits in der ersten Maihälfte dort bin. Sind Sie evtl. zu der Zeit auch in der Schweiz ?

Mit sehr herzlichen Grüßen

fdR Stiefel

Robert M.W.Kempner
telefonisch von außerhalb diktiert

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N. Y. 10017

TELEX
TL: RCA 224373
ITT 424736
ESTIC: 148439

ELECOPIER
DEX 4100
2) 972-1768
RAPIFAX
2) 490-3751

TELEPHONE
(212) 660-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

October 21, 1982

Professor Charles Szladits
Parker School of Foreign
& Comparative Law
Columbia University
New York, New York 10027

Dear Professor Szladits:

I am enclosing the list of the roll call of emigré academicians from Germany I intend to include in my dinner address in February in the German Embassy in Tel Aviv. The Ambassador will invite the Judges of the Supreme Court, the Presidents of the Bar Associations of Tel Aviv, Haifa and Jerusalem and the Professors for Comparative Law at those universities.

As tentative title I have chosen

"The Contribution of German-Jewish Emigré Jurists to Comparative Law in the United States".

I am excluding the jurists who have emigrated to Great Britain and Israel for the reasons explained to you.

I am enclosing a second list of the post-war "younger generation" from whose works I am benefitting. I have not yet checked the list and any corrections and additions you might like to make will be greatly appreciated.

Where can I include you who deserves to be Number One on the roll call for contributors to Comparative Law?

With my best regards,

Ernst C. Stiefel

ECS:irn
Enclosure

Roll-Call -----	Ehrentafel
Edgar Bodenheimer	University of California
Rudolf Callmann	New York University
W.J. Derenberg	New York University
Martin Domke	New York University
Albert Ehrenzweig	University of California, Berkeley
Wolfgang Friedman	Columbia University
C.H. Fulda	University of Texas
Max Hachenburg	University of California, Berkeley
Walter Herzfeld	New York University
E.E. Homburger	New York University
Fritz Honig	University of Michigan
S.B. Jacoby	Western Case University
Hans Kelsen Fritz Kessler	Un of California Berkeley Yale University
Heinrich Kronstein	Georgetown University
Arthur Lenhoff	University of Buffalo
Edgar Levy	University of Washington
Karl Loewenstein	Columbia University
K.H. Nadelmann	Harvard University
Arthur Nussbaum	Columbia University
Ernst Rabel	Michigan University
Max Radin	Michigan University
Max Rheinstein	University of Chicago
Stefan Riesenfeld	University of California, Berkeley

Rudolf Schlesinger	Cornell and Hastings Universities
E.H. Schopflocher	University of Wisconsin
Kurt Schwerin	University of California
M. Schwind	New York University
Hans Wolff	University of Michigan

Columbia University in the City of New York

PARKER SCHOOL OF FOREIGN
AND COMPARATIVE LAW
~~Office of the~~ Director

435 West 116th Street
New York, N.Y. 10027

October 10, 1983

Ernest C. Stiefel Esq.
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10166

Dear Friend,

Thank you for sending me the MS. of your lecture in Bonn, which I read with great pleasure and interest. Your description of the American attitude towards foreign (German) lawyers is superb! It was still something like it in the early 1950s. I was pressured to ask for a law qualifying certificate and sent my Dr. jur. diploma (Budapest), and my LL.M degree (Univ. of London) and got the answer that they prove my necessary education except for a sufficient knowledge of English and I have to take therefore at least for one year classes in highschool...

You described and mentioned the great merit of most of the lawyers except for Albert A. Ehrenzweig whose Treatise on Conflict of Laws is still ~~an~~ important addition to /.

American legal literature. In Latin-America the two sons of J. Goldschmidt-Wiener (Argentina) and Rodolfo (Venezuela) have been or are still professors. There are few minor points, which - if you are interested - I shall only be too pleased to discuss with you.

Since you mentioned the delicate point of denazification and since I cannot reciprocate your interesting lecture I send you a copy of a poem by Ricarda Huch which she published on her 80th birthday, and wich may have escaped your attention.

With kind regards,

Charles

Columbia University in the City of New York

PARKER SCHOOL OF FOREIGN
AND COMPARATIVE LAW
~~Office of the Director~~

435 West 116th Street
New York, N.Y. 10027

October 12, 1983

Ernest C. Stiefel Esq.
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10166

Dear Friend,

Thank you for sending me the MS of your lecture in Bonn, which I read with great pleasure and interest. Your description of the American attitude towards foreign (German) lawyers is superb! It was & till something like it in the early 1950's. I was prevented to ask for a law graduate in certificate and (Bachelor) text my Dr. jur. diploma, and (my LL.M. degree (Univ. of London) and got the answer that they prove my necessary education except for a sufficient knowledge of English and I have to take therefore at least for one year courses in highschool ...

You described and mentioned the great merit of most of the lawyers except for Peter H. Ehrenbreich whose Rabel on conflict of laws is still an important addition to ...

American legal literature. In Latin-America the two sons of J. Goldschmidt-Hemer (Argentina) and Rodolfo (Venezuela) have been or are still professors. There are few minor points, which - if you are interested - I shall only be too pleased to discuss with you.

Since you mentioned the delicate point of denazification and since I cannot reciprocate your interesting lecture I send you a copy of a poem by Ricarda Huch which she published on her 81st birthday, and wich may have escaped your attention.

With kind regards,

Charles

Columbia University in the City of New York | *New York, N.Y. 10027*

PARKER SCHOOL OF FOREIGN
AND COMPARATIVE LAW

435 West 116th Street

October 28, 1982

Ernst C. Stiefel, Esq.
Pan American Building
Suite 1300
200 Park Avenue
New York 10017

Dear Mr. Stiefel:

I received the list of the role call of emigré academicians from Germany which apparently includes German-speaking scholars. I have a few suggestions for addition. Helen Silving of the University of Puerto Rico (now emerita) who worked in the criminal law area. You included, quite rightly, Edgar ? Levy (correctly Ernst) in which case you should include Adolf Berger, City College, N.Y., the distinguished Romanist, David Daube, Berkeley, formerly Regius Professor at Oxford who taught comparative law and is a specialist in Hebrew and Roman law, Guido Kisch, an eminent legal historian who wrote on the legal history of Jews in Germany and wrote many jurisprudential treatises (he left the U.S. around 1960 and was professor in the University of Basle). Since Edgar Bodenheimer was dealing with jurisprudence, mainly, I believe Hans Kelsen, Berkeley, should be included. Your theme is "The contribution of German-Jewish emigré jurists to comparative law in the U.S."; now there were some outstanding jurists who did work on problems of foreign and comparative law. However, they were professors in graduate schools of political science. The most important among them is Franz Leopold Neumann who wrote on the Nazi system and state at Columbia, Otto Kirchheimer (New School and Columbia) who wrote on political justice and comparative criminal procedure, among other things, Ernst Fraenkel, New School, who wrote a work in German on the American legal system. I may mention also Louis B. Sohn, although I think he is Polish.

With regard to the younger generation, I know very little about their backgrounds. I must,however, point out that Friedrich Jeunger and Hans Smit certainly did not leave Germany or the Netherlands, respectively, because of their

racial backgrounds or any kind of persecution. Juenger was a Referendar in Germany, and Smit was a practitioner in Amsterdam. Smit left after he studied here and found the U.S. very interesting and, I presume, profitable. Fleming's correct name is John G. One addition I suggest is Professor Peter E. Herzog, Syracuse University, author of the excellent work with Smit on Civil Procedure in France; he teaches comparative law and conflict of laws. I hope my remarks are of some help to you.

I understand that the Rheinstein article which you wanted has been sent by the library. I also ask you a favor: Gerantewohl:Rückversicherung contains also English texts as you told me. Our library does not have the book and if you could send me a copy of the tables of contents of the two or three volumes I would appreciate it very much.

With best regards,

Sincerely,

Charles Szladits

CS/jm

Columbia University in the City of New York

PARKER SCHOOL OF FOREIGN
AND COMPARATIVE LAW
Office of the Director

435 West 116th Street
New York, N.Y. 10027

November 14, 1983

Ernest C. Stiefel Esq.
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10017

Dear Ernest,

I could not reach you this afternoon, by telephone, so I send you F. Kessler's address: 459 Madison Avenue, Berkeley, Calif. 94707. Tel. (415) 526-4266. I called Yale, and I was also told that his wife died (in case you are a personal friend you may want to know).

I don't know whether you included into you list A. P. Sereni (int'l l. & comp. l.) and Kazimierz Grzybowski (Yale comp. l.). Among Hungarians I may mention Francis Deak, dr. jur. Budapest (int'l & comp. l. in Columbia Law School 1929-1949, Foreign Service Officer of U.S. 1944-1959.

Barna Horváth dr. jur. Budapest, Hungarian govt. attorney, later prof. of law and dean of Fac. of law Univ. of Szeged, Hungary. Visiting prof. at the New School of Social Research. Fieled philos-

Main ~~main~~
ophy of law. Works: English legal theory (in stury)
1943. 65 Sp. Probleme der Rechts~~philosophie~~
soziologie. Berlin, 1971. 204 p. 160 articles
11 in English others in Hungarian, German
French & Spanish.

Béla Berend, dr. jur. Budapest, distinguished criminal lawyer — Prof. in the New School of Social Research for 8 years! on "Famous criminal Trials".

Vera Bolgár, dr. jur. Budapest. Executive secretary of the Am. J. of Comp. Law 1952 — 1971. Wrote a number of articles and reports & the Int'l Congr. of Comp-L. Member of the Int'l Academy of Comparative Law.

I cannot recall whether you mentioned Kurt H. Nadelmann? (Your speach is in my office and I cannot check it.)

With best wishes,

Cordially

Charles

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

25. Mai 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

I am most obliged for your letter of May 21st. Magdalene Schoch, whom I know personally, is prominently on my list. I have collected all of her published work and also many excellent affidavits in cases where she was my opponent.

Heinrich Hoeniger is also included. However, my research is incomplete on the wartime (1939-1946) contributions of the emigré jurists.

Is there any chance of welcoming you here or in Germany or elsewhere in connection with my forthcoming summer trip? My itinerary is enclosed; it would be a great pleasure to exchange views with you on the many issues in which we are both interested.

I am enclosing a few items in connection with my forthcoming lecture.

With best wishes and warm personal regards,

Yours,

ECS:irn

Columbia University in the City of New York

PARKER SCHOOL OF FOREIGN
AND COMPARATIVE LAW
~~Office of the~~ Director

435 West 116th Street
New York, N.Y. 10027

October 10, 1983

Ernest C. Stiefel Esq.
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10166

Dear Friend,

Thank you for sending me the MS of your lecture in Bonn, which I read with great pleasure and interest. Your description of the American attitude towards foreign (German) lawyers is superb! It was still something like it in the early 1950s. I was pressured to ask for a law qualifying certificate and sent my Dr. jur. diploma (Budapest) and my LL.M degree (Univ. of London) and got the answer that they prove my necessary education except for a sufficient knowledge of English and I have to take therefore at least for one year classes in highschool...

You described and mentioned the great merit of most of the lawyers except for Albert A. Ehrenzweig whose Treatise on Conflict of Laws is still an important addition to /.

American legal literature. In Latin-America the two sons of J. Goldschmidt-Werner (Argentina) and Rodolfo (Venezuela) have been or are still professors. There are few minor points, which - if you are interested - I shall only be too pleased to discuss with you.

Since you mentioned the delicate point of denazification and since I cannot reciprocate your interesting lecture I send you a copy of a poem by Ricarda Huch which she published on her 80th birthday, and wich may have escaped your attention.

With kind regards,

Charles

HARVARD LAW SCHOOL

CAMBRIDGE · MASSACHUSETTS · 02138

June 1, 1983

Mr. Ernst C. Stiefel
S.i.G. 1300
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10017

Dear Stiefel:

I have your letter of May 25, 1983 and had a quick look at the list attached to a letter to Szladits.

Some of the persons are not familiar (their views may have been), some are questionable. You may be able to find a broader label word for the Refugees. Max Radin was here long before the "war" period.

Missing is Brigitte Bodenheimer. She was written up in the UCLA Law Review when she died two (?) years ago.

ATC 1944-46
Carl Davis 1908 Davis
Atty Gen 1940-1942

There was, or is, Georg Cohn in Georgia. He had a piece in the International Journal of Boston College relatively recently.

Joseph Lauer, New York State University at Buffalo, belongs on the list. He headed

for a while a Harvard-Israel research project.

Stefan Kuttner, Catholic historian in Washington, thereafter Berkeley, was a refugee. 1907 JUD Berlin OLD 1952 Berkeley Paris Salamanca

Hans Kelsen was also the historian for a few years.

And there is the head of the Legal Department of MacArthur in Tokio. His name escapes me. Magdalena Schoch reviewed his book in the American Journal of International Law a few years ago.

Did Baade come over as refugee?

If the heading were broadened, Hungarians like Szladits and Vera Nolgéy could be included, and historians like Eric Stein (?), Otto Brunstadt, Leo Gross, Dan Aaron Walter (wish) for a good trip. I have had bad luck and no longer travel. Julius

Best wishes,

Yours,

(KURT H. NADELMANN)

"Nazi-Germany" would include the aggrandizements.

W.

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

June 7, 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

Thanks very much for your letter of June 1.

I am enclosing copy of Professor Szladits' answer and a critique by Oppenhoff, Cologne.

In the meanwhile I had included Husserl, Kuttner and Laufer.

Buergenthal and Baade did not come over as refugees.

Brigitte Bodenheimer? I could only find Edgar Bodenheimer so far.

Legal Department of McArthur? Do you refer to Alfred Oppler (enclosure)?

Kindest regards,

ECS:irn
Enclosure

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC: 148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

June 7, 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

Thanks very much for your letter of June 1.

I am enclosing copy of Professor Szladits' answer and a critique by Oppenhoff, Cologne.

In the meanwhile I had included Husserl, Kuttner and Laufer.

Buergenthal and Baade did not come over as refugees.

Brigitte Bodenheimer? I could only find Edgar Bodenheimer so far.

Legal Department of McArthur? Do you refer to Alfred Oppler (enclosure)?

Kindest regards,

Ernst

ECS:irn
Enclosure

HARVARD LAW SCHOOL
CAMBRIDGE · MASSACHUSETTS · 02138

May 21, 1983

Ernest C. Stiefel, Esq.
Conder Brothers Inc. 1300
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10017

My dear Stiefel:

Via DAJV-Newsletter, I learn that you will perform on Contributions of German Emigrees.

I would like to make sure that M. Magdalena Rhode is on your list. She was Faculty Assistant to Mendelssohn-Bartholdy at the Institute of International and Comparative Law in Hamburg. After the boss had left for England, she came to this country as Faculty Assistant at the Harvard Law School. During the War, she was with a War Agency in Washington and, thereafter, with the Department of Justice. At one time she was president of the International Association of Women Lawyers (I do not know exact title). While at Harvard, she wrote the much-cited article in the Harvard Law Review on the Swiss Federal System.

I do not know whether Magdalena is still alive. She lived in Arlington, Va., 2108 North Illinois Street. She was in bad shape, losing her memory, when I tried to contact her last. You may then know her personally.

Best wishes,

Sincerely,
Kurt H. Nadelmann
KURT H. NADELMANN

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

June 7, 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

Thanks very much for your letter of June 1.

I am enclosing copy of Professor Szladits' answer and a critique by Oppenhoff, Cologne.

In the meanwhile I had included Husserl, Kuttner and Laufer.

Buergenthal and Baade did not come over as refugees.

Brigitte Bodenheimer? I could only find Edgar Bodenheimer so far.

Legal Department of McArthur? Do you refer to Alfred Oppler (enclosure)?

Kindest regards,

ECS:irn
Enclosure

ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

25. Mai 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

I am most obliged for your letter of May 21st. Magdalene Schoch, whom I know personally, is prominently on my list. I have collected all of her published work and also many excellent affidavits in cases where she was my opponent.

Heinrich Hoeniger is also included. However, my research is incomplete on the wartime (1939-1946) contributions of the emigré jurists.

Is there any chance of welcoming you here or in Germany or elsewhere in connection with my forthcoming summer trip? My itinerary is enclosed; it would be a great pleasure to exchange views with you on the many issues in which we are both interested.

I am enclosing a few items in connection with my forthcoming lecture.

With best wishes and warm personal regards,

Yours,

ECS:irn

25. Mai 1983

Professor Kurt H. Nadelmann
Harvard Law School
Cambridge, Massachusetts 02138

My dear Nadelmann:

I am most obliged for your letter of May 21st. Magdalene Schoch, whom I know personally, is prominently on my list. I have collected all of her published work and also many excellent affidavits in cases where she was my opponent.

Heinrich Hoeniger is also included. However, my research is incomplete on the wartime (1939-1946) contributions of the emigre jurists.

Is there any chance of welcoming you here or in Germany or elsewhere in connection with my forthcoming summer trip? My itinerary is enclosed; it would be a great pleasure to exchange views with you on the many issues in which we are both interested.

I am enclosing a few items in connection with my forthcoming lecture.

With best wishes and warm personal regards,

Yours,

ECS:irn

PROFILES

CITY VOICES

LOLA SZLADITS

Lola Szladits has two profound loves—her husband, Charles Szladits, and the Berg Collection, of which she is curator. Charles Szladits, a professor of law at Columbia, takes care of Lola (as she likes to be called), and Lola takes care of the Berg. Housed in four large rooms on the third floor of the New York Public Library, the Berg is formally known as the Henry W. and Albert A. Berg Collection of English and American Literature, and it contains roughly a hundred and fifty thousand items, among them a letter from Jane Austen to her sister Cassandra, dated November 26, 1815; original drawings by Phiz (Hablot K. Browne) for "Nicholas Nickleby;" Emerson's famous printed letter to Walt Whitman praising "Leaves of Grass," and a first edition of that volume; the manuscript of Henry Roth's "Call It Sleep," written in pencil in blue-covered examination books; Fanny Burney's diaries and Virginia Woolf's diaries; a first edition of Daisy Ashford's "The Young Visiters," together with the pencil manuscript, starting "Mr. Salteena was an elderly man of 42 and was fond of asking peaple to stay with him;" a first edition of "Paradise Lost;" the manuscript of T. S. Eliot's "The Waste Land," with Ezra Pound's leapfrogging deletions and corrections, the first American edition of the poem (1922), and the Hogarth Press edition (1923), set in type by Virginia Woolf; "Two Stories," by Virginia Woolf and L. S. Woolf, the first book issued by the Hogarth Press (1917); Jerome Kern's copy of a first edition of "Alice's Adventures in Wonderland," and a dedication copy to Alice Pleasance Liddell, signed by the author; one of the twenty-three known original copies of Blake's "Songs of Innocence;" the betrothal copy of Hawthorne's "Twice-Told Tales," signed "Miss Sophia A. Peabody, with the affectionate regards of her friend, Nath. Hawthorne;" the manuscript of Winston Churchill's obituary of Rupert Brooke, done for the London *Times;* Carl Van Vechten's (No. 366) and James Stephens' (No. 474) copies of the first edition of Joyce's "Ulysses" (a thousand copies were printed); Wilkie Collins' edition of Dickens' collected works; Charlotte Brontë's travelling desk; and the papers of Lady Gregory and of May Sarton. The Berg Collection was begun in 1906 by two prominent New York physicians, Henry W. Berg and Albert A. Berg. The eldest and the youngest of eight children of a poor Hungarian who came to the United States in 1862, Henry and Albert eventually lived as bachelors in a town house on Seventy-third Street, just off Fifth Avenue. They practiced at Mt. Sinai. Henry Berg died in 1938, and a little over a year later Albert presented to the New York Public Library thirty-five hundred items the brothers had collected. Not long after, he bought and added sixteen thousand pieces (the W. T. H. Howe collection) and then fifteen thousand pieces (the Owen D. Young collection). John D. Gordan, a former Harvard English instructor and a Conrad expert, was appointed the first curator of the Berg, in 1940, and he continued to add to the collection until his death, in 1968. (Albert Berg died in 1950.) Lola Szladits was appointed curator in 1969, and, in turn, has continued to add to the collection. Her most famous acquisition is probably the Auden papers, some of which came to the Berg only after an arduous legal battle.

Qualified researchers (generally no college undergraduates) use the collection in the great oak study room, which is lined on two walls with hundreds of hand-tooled leather slipcases filled with Thackeray and Dickens. The public gets glimpses of the Berg at its semiannual exhibitions, mounted next door, in an even larger exhibition room. One of the best of these shows was called "1922: A Vintage Year," and it included a hundred and seventy-five things written or published in America and England during that miraculous year. Here are some: "The Waste Land," "Ulysses," Fitzgerald's "The Beautiful and Damned," Galsworthy's "Forsyte Saga," Katherine Mansfield's "The Garden Party and Other Stories," Booth Tarkington's "Gentle Julia," James Weldon Johnson's "The Book of American Negro Poetry," D. H. Lawrence's "Aaron's Rod," E. E. Cummings' "The Enormous Room," Edna St. Vincent Millay's "The Ballad of the Harp-Weaver," Sinclair Lewis's "Babbitt," Willa Cather's "One of Ours," A. E. Housman's "Last Poems," Virginia Woolf's "Jacob's Room," John Peale Bishop and Edmund Wilson's "The Undertaker's Garland," Yeats' "Later Poems," and the first English translation of Proust's "Swann's Way." Handsome catalogues accompany these exhibits, and from time to time the Berg publishes books. Generally, they are facsimile editions of holdings, and a recent one is of Dickens' "Mem-

oranda" book, kept in 1855 and containing ideas and descriptions he had jotted down, along with lists of possible names for characters. Fred Kaplan, who edited the facsimile, points out that many of the names may have come from the parish register of St. Andrew's Church, Holborn. (So much for Dickens' long-celebrated genius for inventing onomatopoeic names!) From these lists, Twemlow turns up in "Our Mutual Friend," Magwitch in "Great Expectations," Stiltstalking in "Little Dorrit" (Dorrit is a variation of Dorret, which also appears at St. Andrew's), and Carton in "A Tale of Two Cities." These names were never used: Snosswell, Squab, Pordage, Pemble, Jee, and Spessifer.

Lola Szladits talks about the Berg with passion. She said recently, "We protect the written word at the Berg. It is a research collection, not a museum. It has to be used. It is alive. My role at the Berg is to stand still and allow the collection to grow. In fact, I try to make time itself stand still here. I try to create quiet and the timelessness that allows for the pursuit of truth. The young, especially, need a great deal of time. I might buy well or badly for the collection—that is intellectual judgment. But I would reap havoc or madness by confusing our users—by not sizing up a question from a caller or correspondent and sending him in the proper direction or helping him discover it himself. I have been fortunate in having the right advisers at the right time. John Gordan, who brought me into the Berg, in 1955, marked me for life. When he was here, we were very gay. He would roar like a lion in his magnificent baritone or sing like a bird. He used to sing all of 'Pal Joey.' We laughed so hard sometimes people heard us through our closed doors. But he had another side. He was a misogynist, who used to tell me only men had a chance for promotion here. And he had a terrible temper—even though it only lasted five minutes. I grew up very fast during my first year or two as curator.

"There are first-rate collections all over the United States now, but no collection has everything. My great pride in the Berg is that everything fits. The Huntington Library, in San Marino, California, is a paradise, and it has a beautiful illuminated manuscript of 'The Canterbury Tales.' The Houghton Library, at Harvard, has Keats and the Samuel Johnson collection put together by the American collectors of eighteenth-century literature Donald and Mary Hyde. Yale has the Boswell papers and Horace Walpole's letters, collected by Wilmarth Lewis. It also has Gertrude Stein. There is an extraordinary collection at the University of Virginia. It has Faulkner manuscripts. The Morgan Library has Thoreau's journal, and it has Hawthorne. The Princeton Library has Fitzgerald and Maxwell Perkins. Between 1956 and 1970, the University of Texas was probably the biggest of all university collectors. It had oil money and could buy anything. It got Evelyn Waugh, the Alfred Knopf collection, Ford Madox Ford, the largest Shaw collection. The English and American collection at the University of Tulsa is beginning to shine. It bought Edmund Wilson's library. And one must never forget the Library of Congress, and the Folger Shakespeare Library, and the Joseph Regenstein Library at the University of Chicago—and the rare-books division of the New York Public Library, which is terribly important and far larger than we are."

Lola Szladits takes care of the Berg five days a week. (It is shut Thursdays and Sundays.) Her office is a long, rectangular room that shoots off at a right angle from the northeast corner of the study room. One wall is lined with shelves holding materials waiting to be catalogued. At the rear of the room, Lola has her desk, and close by are her assistant, Brian McInerney, and her cataloguer, Patrick Lawlor. They are her amanuenses, helpmeets, slaves. Once or twice an hour, peremptory commands issue from Lola's desk—"Brian, please. Find me Emerson's letter to Whitman." "Patrick, please. I would like Tenniel's drawings for 'Alice.' " "Brian, please. Bring me the manuscript of Yeats' 'Wild Swans at Coole' "—and Brian or Patrick disappears into the stack area, a big two-story temperature-controlled room adjacent to the office. Lola is short and dresses snappily. She wears her gray hair in a closely controlled version of what used to be called a feather cut. She has egg cheeks and sharp, deep-brown eyes. She talks quickly and explosively, with a slight Middle-European accent, and she has a steep, sudden laugh. One quiet day, when few research calls came in, when Patrick

"I didn't know you dreaded New Year's. I thought it was just Christmas you dreaded."

"Brockhurst has an M.B.A. from Harvard and a Ph.D. from Columbia, but everything he does is deeply rooted in the blues."

• •

was away and Brian was at work on the papers of Jean Garrigue, when the study room was empty and the exhibition room had only a handful of lookers-in, Lola sat at her desk and talked of her life and work. The occasional passages that are in parentheses have been taken from her unpublished autobiography, "Journey of a Heart." Her two voices—speaking and written—are surprisingly close.

"I was born Lola Leontin Abel, in Budapest, in 1923," she said. "What I saw from 1923 to 1929 was happiness and the most privileged view that any child could have. (Time was available, always, everyone seemed to have endless amounts of time in our society and in the twenties: time on street corners, time in coffeehouses, time around dinner tables, time to take long walks, long rides, time to spin out conversation.) I lived in a beautiful apartment in a beautiful house on a beautiful street of a beautiful city. I had a brother, Egon, who was two years older. (He was physically weaker than I, was less resistant, more withdrawn, and much gentler.) I was robust, outgoing, cheerful, impatient—a very sunny child. I was spoiled but disciplined. My brother was extremely watchful, skeptical. He was the most brilliant young man I have ever known. He had strange posture, with his head to one side. I was surrounded by a German governess, a household of servants, innumerable aunts and uncles, a maternal grandfather and grandmother, and a paternal grandmother. (Since my brother and I were new toys to play with in a large family, aunts and uncles came in an endless stream. Some would settle into our little chairs, eat from our little plates, vigorously protesting that they only wished to have a taste. Some would sit at the bedside and tell stories, some leaned against the beautiful handmade tiles covering the ovens to warm their hands. They all clasped their hands behind their backs. Most hands caressed, but the uncles had strong grips. The whiskered uncles kissed, and I developed rashes.) The house we grew up in had been built by my mother's father in 1892 on the site of his father's drygoods store. It was a four-story Gothic building, modelled on a Venetian palace. (Grandfather commissioned one of Hungary's leading painters, Kàroly Lotz, to decorate the façade of his house with two figures—one representing music, the other dance. Artists also covered the gray vaults of the balconies. An azure-blue sky studded with silver stars looked down on me when in balmy weather I stretched out under them or waited for the lamplighter, who, in the twenties, still climbed a ladder to turn on the gaslight.) We had a salon in the Moorish gilt style, with an extraordinary red-glass chandelier. The dining room had Gothic woodwork, and was forty-five feet long. It had stained-glass windows and huge carved Gothic chairs, with green velvet upholstery and bolsters that hit you in the back of the neck. The paintings in the house included a Passion of Christ by a member of the Munich School, and one called 'The Dream,' in which a reclining lady was being served coffee by a monkey. When my mother and father were married, in 1919, she was twenty-six and he was thirty-nine. My grandfather gave them an apartment in the house, and after I was born my grandparents moved into a villa even more luxurious than our house. We visited them every Sunday and stayed all day. My mother's twin brother, who had an unhappy life, and her older sister and younger brother, who was my grandparents' pet, also lived there, in their own apartments. My grandfather was born in 1860, and he was small and fast-moving. He was crazy about aviation, and he had a picture of himself standing near a zeppelin. In 1927, there was no peace about Lindbergh. We ate it noon and night. And my grandfather's house was full of radios. His love of his first house was contagious, and it became the house where I walked in later years in my dreams. His love was so strong that in the early forties he shipped a piece of Carrara marble to Budapest and had it carved in the shape of the doorway to the

house and placed it in the cemetery as his tombstone. He also had a plaster model of the tombstone on his desk. My grandmother was patient and lovely. She spoke Hungarian with a Slovak accent. My first language was Hungarian, but there were Italian noises in the house, and some Serbian. (Even in my close family, there were those who were less well off than we were. Every Saturday afternoon, we visited Father's mother, who lived on a widow's pension. . . . I don't believe I ever saw my father embrace his mother, and during those twenty years I knew her she remained no more than a presence to me. The joy of visiting her was supplied by the coachman who allowed me to hold the reins, and by a canary Grandmother Rosa kept. . . . At Grandmother Rosa's, it was always very cold, and she always sat in a rocker wrapped in shawls. She lived in a small apartment, which had only one portrait—that of my grandfather whom I never knew, who had been a mechanical engineer on the National Railroad. . . . Apart from my uncles, a widowed aunt shared Grandmother Rosa's house; after her husband's death she cried most of the time.) My father's older brother had travelled in Turkey and America, and he was a mechanical engineer. He had seen the George Washington Bridge and, being from Budapest, a city of bridges, he loved to talk about it. I never heard my father's younger brother say a single word. I remember Grandmother Rosa's hands—she was always knitting.

"When my brother was born, my parents bought a summer cottage on Lake Balaton. It was three hours by train from Budapest, and we spent the summer there. Everything was made by peasants. The dining room was blue, with floral painting and peasant carving. Cornfields stretched for miles, and the meadows were full of sheep. We had a well, and our water was stored in a cistern in the attic. There was no electricity. There was a rose garden and an orchard and a barnyard, all tended by a gardener who lived there year round.

"My mother was not attractive. She was only four feet eight. But she was quite astonishing. She was emancipated. She read in German, French, Hungarian, and English. She read history. She was into the avant-garde of Hungarian literature. She did all this very quietly, very subtly. She never showed off. My father was a simple man, almost transparent. He was quiet, gentle, and sweet. He was not a social being. Much of the time he did what my mother told him to do—without murmuring. When the Depression came, my father lost his job. He had been a 'Mr. Director' in the Teudloff-Dietrich factory, but it went bankrupt and was dismantled by its creditors. He could not find work. He heard that the Americans had discovered oil near the Austro-Hungarian border, and with my mother pushing him he ended up a 'Mr. Director' with a subsidiary of Standard Oil of New Jersey."

BRIAN went out for lunch, and Lola made a phone call. Then she looked into the study room and the exhibition room. The study room had one visitor in it, and the exhibition room had a dozen or so. When Brian returned, Lola descended four flights to the library cafeteria, which is in the basement near the loading area. She had a tuna-fish-salad sandwich and coffee. After lunch, she visited the gleamingly revamped Periodical Room, on the main floor, and ascended by elevator to the Berg. She said hello about twenty times during her trip.

"When I started at the Lutheran Elementary School, I already knew how to read and write," Lola said. "Our German governess left in 1930, and a nineteen-year-old English girl, Marjorie Wolff, came for the summer and stayed until 1941, when she took the last train back to England. She had come from a convent, and she grew into a ravishing young lady. She left many battered hearts behind. She taught us English with charades and very little discipline. She was a real pal to me, and she shaped my mind to a degree that only I know. After elementary school, I went to a sort of progressive *Gymnasium*, from which I graduated in 1941. I never received a grade below A in any subject. My brother and I went to the University of Budapest. He was at the law school, and I took English and French literature, with a minor in art history. (I visited many of my friends whose families owned land; continued to play a

"Ladies and gentlemen, the cheerleaders to the President of the United States."

good game of tennis; held my grandfather's weakening elbow on the skating rink; and turned into one of those strange twenty-year-old girls who are confided in and have no confidences to share.) Hitler had marched into Vienna in 1938, and the Germans arrived in Budapest on March 19, 1944. On April 2nd, my father's two brothers and his widowed sister killed themselves. Grandmother Rosa had already died, aged ninety. My brother became an auxiliary Army worker, and I took a job in a French cotton factory and lived in a dormitory in the factory. My father resigned from the oil company. My grandparents were driven from their villa and ended in an old people's home. I became a wild thing. I met a French Army deserter in the factory and spent a couple of platonic nights in his mistress's attic, quite far from the city. I remember he said, 'What is the use of having you here? You don't know how to cook or make love.' I recited French poets to him at night, and during the day we travelled the trams, passing unnoticed among Germans and Hungarian Nazis. I stayed with a Swiss friend of my father's, and I stayed with a friend who had a room at a policeman's house. When the Russians besieged Budapest, late in 1944, my mother and father and I were living in a cellar on the edge of a park, my father out scavenging for food and me cooking weak stews. The last time I saw my brother, I begged him to get out, to escape, but he didn't have the courage. I still have my guilt: I should have made him leave. He died somewhere in the west of Hungary, either shot or from typhoid. The siege lasted fifty days, and Budapest was indescribable when it was over—the beautiful bridges gone, the streets full of dead, a terrible stink everywhere. We moved back into our house, which had not been badly wrecked, and I took what furniture I could out of my grandfather's villa, which had been desecrated. I brought it by degrees in a small pushcart to our house—I do not to this day know how. I had already decided I would have nothing to do with rebuilding Budapest. I had decided I would go to America.

"The American Military Mission arrived in April of 1945, and I got a job as a secretary and a translator. I worked for Colonel Richard Shackelford, who introduced penicillin into Hungary and became our saint. I occasionally took trips around the country with him, translating for him. I took some time off and did my thesis. It was a comparative study of the psychological effects of children's literature on English and Middle-European children. I took my degree summa cum laude. That was early in 1946, and it was then that I wrote to Columbia University asking for a scholarship. I had heard through the American cultural officer, Tom Riegel, that there were frozen Hungarian funds over here that might be accessible. He wrote to Columbia, too. Columbia finally said yes, and that I could start late that year. I got a passport, a student visa, and clearance from the Russians, who had taken over my beloved country. I raised two thousand dollars in American bills to take with me. I tried to tell my parents what Russia would do to our country, and was told, 'What does a twenty-three-year-old know of politics?' They were appalled that I was leaving, and when Grandfather heard he said he would disinherit me—although he had no idea he no longer had anything to disinherit anyone with. I flew in an American plane to London, where Marjorie Wolff met me, and by November I was in New York.

"A year later, I was on the Queen Mary with my mother on my way back to London. I had exhilarating beginnings in America—travelling to Washington and Chicago, making friends easily, enjoying the wide-openness of New York just after the war. I got engaged and broke the engagement. I worked too hard and didn't get enough sleep. I did crazy things. I was very depressed. I had written my mother three times a week, and by the fall of 1947 she got the signal something was wrong. In England, I recovered. My mother left me in London and went back to Budapest. I met Charles Szladits, whom I had known slightly in Budapest, and who was to become my husband in 1950. I got a job as a medical librarian at Oxford but was fired after six weeks for talking indiscreetly about politics. In 1948, I enrolled in library school in London,

and supported myself by typing and by giving English lessons to an aging Hungarian couple. Sometimes I was hungry. Then what I feared would happen happened. My father was arrested. The Communists had taken over all foreign and privately owned companies, Standard Oil among them. He was tried on bogus charges and was sentenced to ten years. He was in his late sixties. He spent five years in prison, and died in September of 1953, whether by murder or from starving to death we shall never know. Charles and I had come to America in 1950. In 1955, my mother managed to get a passport and went to London, finally arriving in New York in 1956. She took over our household, then moved into her own apartment in Butler Hall. She was sixty-four, and insisted that she work. She sewed pearls on sweaters—pearls were the rage—and finally she became a medical-records librarian at Columbus Hospital. She loved New York, and went to all the free concerts and sat in the Family Circle at the opera. She died of leukemia in January of 1960. She had not told anyone about it. I don't think she even told herself.

"Between the time I came back to New York with Charles and November of 1955, when I was hired as an assistant at the Berg, I worked for a Park Avenue advertising agency, in the periodicals room and rare-book division of the beautiful Academy of Medicine, and as an art librarian at the New York Public Library. That was not a happy job for me. Brian, please. Get me my 'Statement of Professional Achievement,' which I did two years ago." When Brian returned with it, Lola read this aloud: "In the Art Division of the New York Public Library I served with no distinction from March to November, 1955. I expected a different, more specialized public from the one we had, and the professional work assigned to me was too clerical for my highbrow aspirations. I was at the reference desk for two hours; answered reference letters which required 'at most one hour;' sorted a vast clipping file and clipped daily art items from the *Times*. The staff had avant-garde tastes and my 'classical profile' isolated me from my peers, who perceived someone very different from them. The service review I received—the first one I had ever seen—was very bad indeed: I discriminated among the readers (I had spent a couple of hours with Aldous Huxley, ignoring everyone else); the ques-

tions that interested me received too close attention; telephone questions had been answered without my referring to 'at least two reference books;' I got along badly with the staff. Much of what was objectionable, wrote my supervisor, could in time be eliminated, because the clue was in my personality. I did not see how that could be changed, but I did by then hear of a vacancy that arose in the Berg Collection."

The phone rang, and Lola talked for several minutes. She said after she hung up that a scholar named Bart Winer had just told her he had heard that the Nabokov papers were available. Lola said there was nothing she wanted more for the Berg, and she fired off a telegram to Véra Nabokov in Montreux: "B. WINER TELLS ME YOU WISH TO SELL ARCHIVE. LETTER FOLLOWS FROM THE BERG COLLECTION, THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY. CORDIALLY, NABOKOV'S GREAT ADMIRER AND YOUR FRIEND, LOLA SZLADITS, CURATOR, BERG COLLECTION."

"Love of literature has little to do with this sort of thing," Lola said. "This is pure business. You have no idea how many hard-hitting literary widows there are in the world. So, anyway, you see what I was like until John Gordan took me over, until New York took me over. New York has become my natural habitat. I'd be fenced in anywhere else. I can behave exactly as I want: I can appear, I can disappear. It's lovely to see Park Avenue dressed in green in the summer and to see the roses in front of the library. It's lovely to walk near the Hudson and down tree-filled side streets. I love the early-morning light. The morning crowd is a little like a small town—people say good morning. When I'm in Europe on book-buying trips, I miss New York, and sometimes Europe doesn't compare well. London slows you down. Rome is too crowded. Munich is a showcase. Zurich hems you in.

"Charles' and my marriage works because we leave each other alone. He's a remarkable man. He was born in Budapest, in 1911. His father was a professor of law and a judge, and his mother was very strong. They were marvellous parents, and supported Charles and his older brother in everything they did. Charles went to law school in Budapest and started out in the Ministry of Justice. He took another law degree at the London School of Economics after the war, and studied at Columbia, where he still is—at the Parker School of Foreign and Comparative Law. Charles' great work is his bibliography of foreign and comparative law, seven or eight volumes of which have been published since 1955. It is known in law simply as 'the Szladits.' Charles is very routine-minded. In the morning, I read the paper in bed, and Charles prepares my breakfast—orange juice, coffee, a fruit salad with five or six different kinds of fruit. Then he exercises, doing twenty-five pushups. He runs around the living room while listening to the news on the radio. I talk all the time, slowly get ready, and leave for work. He sees me to the door. Charles reads the *Times* and has his breakfast. I call him when I get to work and, soon after, he goes to work. At one sharp, he has lunch with Nina Galston—Mrs. Clarence Galston—who is the editor of a series of legal publications put out by the Parker School. They have had lunch together for thirty-four years. After lunch, Charles walks home. (We live near Columbia.) He looks at the mail, brews his coffee, and has some fresh fruit. Then he has a short nap, and goes back to work. I try to be home to hear the six-o'clock news on WQXR. When Charles returns, I am lying down and talking, and after he listens a while he excuses himself and says, 'I have to bread the chicken,' or 'I have to see to the spinach.' He is a good, reliable cook. I join him in the kitchen, and we eat and talk until eight-thirty. I fall asleep early. When we go out, it's to the Philharmonic or to the movies or to book affairs. If he doesn't want to go to the book things, he stays home. We dine out in the neighborhood. On Saturday, I leave the library at midday. By the time I get home, Charles has done the vacuuming, and he has already been to Zabar's. We watch my diet. We have lunch and I have a nap—two hours. Saturday night, he buys the early edition of the Sunday *Times*. We have a late breakfast on Sundays. Sometimes we take a walk on Riverside Drive or Broadway. Sometimes we go to the Metropolitan Museum or the National Academy of Design. We used to spend weekends at Mohonk or visit friends in the suburbs, but we don't seem to do that much anymore. We never exchange harsh words. If I get impatient, I shut up. It took a long time to know Charles. He is very reserved. A one-to-one person. A silent person. He spoils me."

—WHITNEY BALLIETT

"Gentlemen, I've called you here today to discuss greed."

Dänemark

Dr.jur.Franz Marcus
Senatspräsident a.D.

Charlottenlund, 23.Januar 1964
Strandvej 231 A

Herrn Oberlandesgerichtsrat Dr. Horst Göppinger
Stuttgart-Vaihingen, Möhringer Landstrasse 81

Sehr geehrter Herr Dr.Göppinger!

Von Herrn Dr.Glässing geht mir Ihr Buch "Der Nationalsozialismus und die jüdischen Juristen" mit der Bitte zu, Ihnen etwaige kritische Hinweise sowie meine Personalien mitzuteilen.

Ein erschütterndes Buch! Schon jede Zeile Ihrer Einleitung ist ergreifend. Wie notwendig war diese unerbittliche Zusammenstellung der "gesetzlichen" - und ungesetzlichen - Grundlagen und der Einzelschicksale. Nur zu Viele sind immer geneigt gewesen und auch heute noch geneigt, diese Dinge von sich zu schieben, den Schleier der Vergessenheit darüber zu breiten. Jeder, dem an geschichtlicher Wahrheit gelegen ist, muss Ihnen dankbar sein, dass Sie diese einzigartige Darstellung unternommen haben - und nicht zuletzt diejenigen, an denen das Schicksal gnädig vorbeigegangen ist.

Und wie viele Schicksale Anderer sind wieder an mir vorbeigezogen! Martin Wolff und James Goldschmidt waren meine Lehrer an der Berlindr Universität (1905-1907). Dort lebte auch schon Richard Kann, ein gebürtiger Hannoveraner, mit dem mich nahe Beziehungen verbanden. Ich erinnere mich noch, dass er mir für meine versicherungsrechtliche Dissertation das gerade (1907) erschienene Buch von Fritz Schulz "Rückgriff und Weitergriff" empfahl. Auf dem Londoner International Prison Congress 1925, war ich Zeuge, wie sehr Moritz Liepmann geehrt und gefeiert wurde - es war das erste Mal nach dem Kriege, dass deutsche Juristen wieder als gleichberechtigte Teilnehmer auf ausländischen Kongressen erscheinen konnten. Auf dem New Yorker Kongress der International Law Association 1930 traf ich Arthur Nussbaum, Max Fleischmann, Julius Magnus, Ernst Wolff, Julius Sebba. Über Fleischmann habe ich vor garnicht langer Zeit gelesen, dass er freiwillig aus dem Leben geschieden ist; leider kann ich die Quelle im Augenblick nicht feststellen. Am Kongress nahm auch der damals mir beigegebene Assessor Dr.Walter Derenberg teil, jetzt ein anerkannter Wissenschaftler in den USA (Markenrecht). Gut bekannt war ich mit Martin Wassermann, mit Gerhard Lassar, dessen Witwe mir 1938 den Zugang zu dem unglücklichen Hans von Dohnányi im Reichsjustizministerium (früher in Hamburg) verschaffte, mit Alfred Rosenthal, der lange

Jahre Rechtsanwalt in Hamburg war, mit Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, dessen Antrittsvorlesung ich im Winter 1904/05 in Leipzig gehört hatte und der noch im Frühjahr 1933 versuchte, meine Entlassung abzuwenden. Rudolf Katz war, wenn ich recht erinnere, nach seiner Rückkehr zunächst Justizminister in Schleswig-Holstein; ihn und Eduard Rosenbaum traf ich 1950 in Kampen, Curt Bondy sah ich 1955 in Hamburg. Wilhelm Hertz, zu dem ich als Vorsitzender der Beschwerdekammer und der Jugenstrafkammer des Hamburger Landgerichts in nahen amtlichen Beziehungen stand, war "Nichtarier", aber nicht Jude und wurde daher nicht aus Gründen der "Rasse", sondern wegen seiner liberalen Gesinnung entlassen; sein Sohn lebt als Notar in Hamburg. Unter meinen Altersgenossen, die zugleich mit mir in Berlin studierten - Rudolf Isay, Richard Fuchs - fehlt der vor einigen Jahren verstorbene Kartellrechtler Friedrich Hausmann (die Heilfronschen Lehrbücher gehörten damals in der Tat zum Rüstzeug jedes Examenskandidaten). Ich vermisse auch eine Erwähnung des kürzlich verstorbenen Prof. Dr.Julius Hirsch, der in der Weimarer Republik Minister war (ich glaube, Wirtschaftsminister). Er wanderte nach Kopenhagen aus und wurde Dozent an der Handelshochschule. Am 9.4.1940, dem Tage der Besetzung Dänemarks (von Hansjörg Jellinek unbegreiflicher Weise "occupatio pacifica" genannt - vergl. Nr.11 meines Schriftenverzeichnisses), wurde er verhaftet; später konnte er über Russland und China nach den USA auswandern. Zu den infolge seiner Ehe mit einer Jüdin Diffamierten gehörte auch der Mannheimer Rechtsanwalt und Heidelberger Professor Carl Geiler, genannt anlässlich der Sitzung der Ständigen Deputation des Deutschen Juristentages vom 29.4.1933. Später war er zeitweilig Ministerpräsident in Hessen und Rektor der Heidelberger Universität, gehörte auch dem Europarat in Strassburg an. Er war einer der wenigen Deutschen, die 1950 am Kopenhagener Kongress der International Law Association teilnahmen. Er starb 1953, wenige Tage nach dem Hamburger Juristentag; seine Tochter ist sozialdemokratisches Mitglied des West-Berliner Abgeordnetenhauses. - Das schreckliche Schicksal Friedrich Weisslers hing nach meinen Informationen mit persönlicher Rancüne Freislers zusammen. Der Mediziner Magnus Hirschfeld war den Nazis von jeher ein Dorn im Auge. 1920 hörte ich in München einen Vortrag von ihm, bei dem Stinkbomben geworfen wurden. Es war die Zeit, als das Parteiprogramm vom 24.2.1920 an den Anschlagsäulen prangte; leider ging man mit einem Achselzucken darüber hinweg. In München ist übrigens 1958 ein Buch von Hans Lamm "Von Juden in München" (Ner-Tamid-Verlag) erschienen, das auf S.256 ff einen Aufsatz

"Jüdische Juristen in München" aus der Feder von Alfred Werner bringt.

Nun einige Ergänzungen zu Ihrer Sachdarstellung. Im März 1933 erfolgte der aufsehenerregende Rücktritt des jüdischen Senatspräsidenten am Reichsgericht David. Ob sich darüber nicht noch etwas feststellen liesse? David hatte sich an den Reichsgerichtspräsidenten Bumke mit der Bitte gewandt, das Reichsgericht vor dem Eindringen der SA in das Gerichtsgebäude zu schützen. Bumke lehnte dies als nicht opportun ab, worauf David zurücktrat. Diese Schilderung wurde mir damals aus Kreisen, die der Tochter Davids nahestanden, gegeben; ihren Namen habe ich leider nicht mehr in der Erinnerung.

Ähnliche Auftritte wie am 11.März 1933 in Breslau fanden am 31.3. 1933, dem Tage der Beurlaubung der jüdischen Richter, auch im Kammergericht statt, wo die SA eindrang und die jüdischen Richter auf die Strasse warf. Unter ihnen befand sich der 1887 geborene Kammergerichtsrat Friedrich Nothmann, der sich als Landgerichtsrat einen Namen als Untersuchungsrichter im Barmatprozess gemacht hatte (der Selbstmord des Reichspostministers Höfle fiel in diese Zeit). Nothmann wurde im November 1938 verhaftet, konnte 1939 nach Holland auswandern, kam dann - ähnlich wie Flatow und Kantorowicz - nach Westerbork und über Theresienstadt nach Auschwitz, wo er mit seiner Frau und 2 Söhnen vergast wurde. - Der Senatspräsident Gerstel wurde zum Grundbuchrichter degradiert; über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt.

Zum Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums darf vielleicht bemerkt werden, dass diejenigen Richter, die - wie ich - schon am 1.8.1914 im Amt waren und daher an sich nicht entlassen werden konnten, in zahlreichen Fällen gleichwohl in den Ruhestand versetzt wurden, nämlich auf Grund des § 6, der die Vereinfachung der Verwaltung betraf. Die so "eingesparten" Stellen wurden dann aber ausnahmslos sofort wieder besetzt.

Wenn ich im folgenden einen kurzen Lebenslauf aufzeichne, so geschieht dies natürlich nicht mit der Prätention, dass irgendetwas davon in Ihr Buch übergeht.

Geboren am 22.6.1886 in Hamburg, wurde ich nach Bestehen der 1. juristischen Prüfung in Berlin (Hamburg hatte damals noch keine Universität) und der Doktorprüfung in Heidelberg - unter dem Dekanat von Anschütz und mit u.a. Georg Jellinek als Prüfer - 1908 ~~xxxx~~ Referendar in Hamburg, 1911 Assessor, 1913 Landrichter, 1929 Landgerichtsdirektor.

Schon 1911 war ich als "Präsidialassessor" in die Beschwerdekammer zu dem damaligen Landgerichts- und Bürgerschaftspräsidenten Julius Engel gekommen, der mich auch nach meiner Ernennung zum Richter in seiner Kammer behielt, der ich dann bis zu meiner Entlassung im Jahre 1933 treu geblieben bin. Seit 1926 war ich ständiger Mitarbeiter der Hanseatischen Rechtszeitschrift, u.zw. auf Aufforderung der Herausgeber Präsident Mittelstein und Prof. Ernst Bruck; seit 1929 war ich Leiter von Referendarkursen. Nach meiner Entlassung, die, wie erwähnt, auf Grund von § 6 - unter der Ägide des damaligen Justizsenators Rothenberger - erfolgte, wanderte ich nach Dänemark aus, wo ich als Revisor in einem Bankgeschäft tätig war. Nach der deutschen Besetzung Dänemarks 1940 wurde das Leben unsicher, 1943 musste ich mit meiner Familie nach Schweden fliehen. In Stockholm war ich von 1943-1945 - als Vorgänger von Dr.Simson - im "Strafrechtskomitee" des Justizministeriums mit den Vorarbeiten für die Reform des schwedischen Strafgesetzbuchs beschäftigt. Die dort von mir verfasste vergleichende Übersicht über europäisches Strafrecht ("Brott mot person" = „Strafbare Handlungen gegen die Person") ist erwähnt in der amtlichen schwedischen Veröffentlichung: Statens offentliga utredningar 1953:14, Justitiedepartementet, Förslag till Brottsbalk, Afgivet av Straffrättskommittén, Stockholm 1953, S.13, 481. - Nach meiner Rückkehr nach Dänemark 1945 erwarb ich 1948 die dänische Staatsangehörigkeit, wodurch 7 Jahre Staatenlosigkeit ihr Ende fanden. 1953 wurde ich vom Hamburger Senat zum Senatspräsidenten a.D. ernannt mit dem Bemerken, dass die Beförderung zum Senatspräsidenten mit hoher Wahrscheinlichkeit am 1.4.1945 erfolgt wäre. 1956 wurde ich korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft für Rechtsvergleichung. Ich bin ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht und Wirtschaftsrecht und der Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform sowie Mitglied der International Law Association, früher in der deutschen, jetzt in der dänischen Landesgruppe. Ein Verzeichnis meiner Veröffentlichungen seit 1949 füge ich bei (an der unter Nr.10 genannten Monographie war auch Advokat Dr.Josef Fischler in Stockholm beteiligt, der wohl auch eine Erwähnung verdienen würde. Er war Rechtsanwalt in Hamburg, musste nach seiner Entlassung das Abiturium und alle schwedischen Examina noch einmal machen; 1956 wurde er korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft für Rechtsvergleichung).

Damit könnte ich schliessen. Da Sie aber möglicherweise daran interessiert sind, ein wenig darüber zu hören, welche Erfahrungen ich seit 1945 mit dem Verständnis des damaligen Geschehens durch deutsche Kreise gemacht

habe, will ich doch auch darüber noch berichten, zumal Sie mit Recht Erscheinungen wie die Festschrift für Carl Schmitt beanstandet haben. Ich darf mit einem kleinen Erlebnis beginnen, das ich im Jahre 1949 hatte, als ich zum ersten Mal wieder in Hamburg war und die Gerichtsschreiberei meiner Kammer aufsuchte. Ein Justizsekretär, der seit 1911 bei mir gearbeitet hatte, stürzte freudestrahlend auf mich zu und erklärte mir, nachdem die Gemüter sich beruhigt hatten, er sei als Soldat auch in Dänemark gewesen, aber leider nicht in Kopenhagen, "sonst hätte ich Herrn Direktor besucht". Ich: "Das wäre mir sehr unangenehm gewesen, die deutschen Soldaten waren unsere Feinde". Er, nach einer kleinen Pause, mit dem freundlichsten Gesichtsausdruck: "Ich wär' aber doch gekommen". Als das Gespräch dann auf die Judenfrage kam, meinte er: "Ich hab' das ja immer gesagt - wenn da nun zu viel Juden waren - man hätte das anständig machen müssen!"

Soweit mein Justizsekretär. - Als Staatssekretär Strauss auf der Tagung der Gesellschaft für Rechtsvergleichung in Hamburg 1956 meine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied bekanntgab, begründete er dies damit, dass ich geholfen habe, die Fäden wieder zu knüpfen. Das war richtig - ich brauche dafür nur auf mein Schriftenverzeichnis zu verweisen. Aber auf den vielen Tagungen, die mich mit deutschen Teilnehmern in Verbindung brachten, musste ich doch erkennen, dass eine wirkliche Verständigung über die Geschehnisse der nationalsozialistischen Zeit mit niemandem möglich war. Als ich im Teilnehmerverzeichnis des Düsseldorfer Juristentages 1957 fand: "Dr.Best, Werner, MinDirzW", nahm ich mir vor, keinen Juristentag wieder zu besuchen. Best, ein berüchtigter Nationalsozialist, der schon 1931 wegen der "Boxheimer Dokumente" von sich reden gemacht hatte, war an den dänischen Judenverfolgungen massgebend beteiligt und wurde 1950 vom dänischen Obersten Gerichtshof im ordentlichen Verfahren als Kriegsverbrecher zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt. Wie konnte die deutsche Juristenschaft einen solchen Mann in ihren Reihen dulden? Aber um Best scheint sich ein Nimbus gebreitet zu haben - kann man doch sogar in hiesigen Kreisen hören, er sei freigesprochen worden. Überall die Tendenz, die Dinge zu bagatellisieren.

Ein sehr unerfreuliches Kapitel war die Hamburger Strafsache gegen Nieland und Heimberg, die die antisemitische Schrift herausgegeben hatten: "Wieviel Welt-(Geld)Kriege müssen die Völker noch verlieren?" Die Grosse Strafkammer 1 hatte 1958 die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt. In der sofortigen Beschwerde des Generalstaatsanwalts bei dem

Hanseatischen Oberlandesgericht wurde eine ausführliche Begründung gegeben und u.a. hervorgehoben, dass die Schrift folgende Sätze enthielt:

"Allein die ungeheuerliche Lüge über die Vergasung und Abschlachtung von 6 Millionen Juden durch Deutsche unter Hitlers Macht ist so widersinnig wie nur möglich". "Glauben Sie, Herr Minister, Deutsche, ohne Anleitung von Fachleuten, wie es doch der Judenabkömmling Karl Eichmann war - das geht doch mehr als deutlich aus dem Bericht der jüdischen Zeitung hervor - wären gar nicht in der Lage gewesen, so einen brutalen Mord an Juden zu vollbringen. Auf solche Idee der Massenvergasung wäre kein Deutscher gekommen, das konnte nur unter Anleitung von Juden geschehen, die die Belange des Judentums genau kannten."

Anstatt hierzu in der einen oder anderen Weise Stellung zu nehmen, hatte der 1.Strafsenat des Hanseatischen Oberlandesgerichts unter dem Vorsitz des Senatspräsidenten Dr.Herr die - ich kann es nicht anders bezeichnen - Unverfrorenheit, die Beschwerde durch Beschluss vom 6.Januar 1959 ohne jede weitere Begründung "aus den zutreffenden Gründen des angefochtenen Beschlusses" als unbegründet zu verwerfen. Es dürfte bekannt sein, dass diese Angelegenheit den Hamburger Senat in Harnisch gebracht hat und dass der Regierende Bürgermeister sie dem Bundeskanzler vorgetragen hat. Der weitere Verlauf ist mir nicht bekannt.

Nur einmal habe ich mich - trotz aller Zurückhaltung im übrigen - selbst auf dieses Gebiet gewagt, nämlich mit meinem unter Nr.57 des Schriftenverzeichnisses genannten Artikel. Aber mit welchen Schwierigkeiten war es verbunden, ihn in der Monatsschrift unterzubringen! Der Inhaber des Verlags Carl Heymann - "vorbelastet" durch den anastatischen Neudruck des antisemitischen Kommentars zur Reichsabgabenordnung, verfasst von dem Göttinger Honorarprofessor Riewald (vergl. die bittere Glosse JZ 1956, S.668) - erschien im Februar 1960 bei mir, einerseits um sich wegen der Aufnahme des Artikels von Lüders beweglich zu entschuldigen, andererseits um mich dringend zu bitten, von der Veröffentlichung meines Artikels - trotz Sieverts' Zustimmung - Abstand zu nehmen. Ich konnte dem im Interesse der Sache nicht entsprechen. Der Artikel erschien nach langem Parlamentieren mit dem Verlag in der verspätet - im September 1960 - herausgekommenen Julinummer. Er ist ungenau abgedruckt, mir war keine Korrektur vorgelegt worden, und so sind z.B. die Kursivierungen, die dem Artikel eine unnötige Schärfe geben, nicht in meinem Manuskript enthalten. Ich weiss aus sicherer Quelle, dass der aus dem Seminar von Sieverts stammende Artikel von Lüders nicht nur bei mir, sondern auch bei Stellen Anstoss erregt hat, die zu Sieverts - der unter dem Nationalsozialismus an in die Augen fallender Stelle tätig war

(u.a. als Nachfolger von Wilhelm Hertz in der Jugendbehörde) - in amtlichen Beziehungen standen. Soweit Sieverts in seiner Entgegnung - in der Form fair und konziliant - seinen Studenten Lüders in Schutz nimmt, geht er am Wesentlichen vorbei, da der Schwerpunkt meiner Kritik gerade den von Sieverts betriebenen akademischen Unterricht betrifft. Aus den zahlreichen zustimmenden Zuschriften, die ich erhalten habe, hebe ich die zweier (protestantischer) Professoren des Strafrechts hervor, eines deutschen und eines dänischen. Ersterer schreibt:

"Ich habe sofort die Stelle in dem Aufsatz von Lüders, der mir bisher entgangen war, nachgelesen und komme zu dem gleichen Ergebnis wie Sie selber. Der junge Mann weiss natürlich nichts von der Wirklichkeit der Vergangenheit, aber so.etwas sollte in der Monatsschrift keinesfalls erscheinen können."

Der dänische Strafrechtslehrer schreibt:

"Ich muss sagen, dass ich Ihre Reaktion auf den Artikel berechtigt finde. Es wirkt erstaunlich, zu sehen, dass der nationalsozialistische Beitrag zur Geschichte dieses Fürsorgegebiets auf gleichem Fuss mit der Zeit vor 1933 und nach 1945 referiert und beurteilt wird. Ich möchte auch glauben, dass Ihr Protest auf längere Sicht Bedeutung für die Haltung der juristischen Literatur zur Epoche 1933-1945 bekommen kann. Es ist möglich - wie Prof.Sieverts erwähnt - dass Lüders mit den Rechtsbegriffen und der Praxis der nationalsozialistischen Epoche vertraut ist (in diesem Fall ist er ein sehr naiver Jurist und Skribent). Aber die Erinnerung wird sich unvermeidlich nach und nach abschwächen, und es wäre bedauerlich für die Rechtswissenschaft, wenn sich eines Tages als Resultat ergäbe, dass Paragraphen, Rechtsbegriffe, Reformdiskussionen usw. aus der nationalsozialistischen Zeit nur nach ihrem "Nennwert" besprochen würden, ohne dass daran erinnert wird, welche Missbräuche und Verdrehungen hinter traditionellen und sympathischen juristischen Formen stattgefunden haben. Ich finde deshalb, dass Sie in Ihrem Artikel mit vollem Recht darauf hinweisen, dass es wünschenswert ist, dass Universitätslehrer und Zeitschriften eine wache Haltung einnehmen, wenn sie neuen Generationen rechtliche Phänomene aus der nationalsozialistischen Zeit vortragen. - Ein verwandtes Problem von grösserer Tragweite ist natürlich die augenblickliche Geschichtsschreibung und - namentlich - der Schulunterricht in Geschichte in Deutschland, der in der Presse oft beunruhigend geschildert wird ..."

Der einzige Einspruch gegen meinen Artikel, der mir bekannt geworden ist, kam von - jüdischer Seite. Einer meiner "Schicksalsgenossen" versandte an die ständigen Mitarbeiter der Monatsschrift eine Erklärung, dass ich mit meinen Angriffen gegen Herrn Lüders und die Schriftleitung erheblich über das auch von ihm gebilligte Ziel hinausschiesse, wobei es für ihn u.a. eine Rolle spielte, dass die Worte "Reichsführer der SS und Chef der Deutschen Polizei" in Anführungszeichen gesetzt waren, sich also nicht auf Himmler beziehen konnten. Da ich mit einem Emigranten nicht polemisieren mag, habe ich nicht weiter darauf reagiert. Es ist

nichts Ungewöhnliches, dass jüdische Verfolgte, die in neue, gesicherte Verhältnisse gekommen sind, von der Vergangenheit möglichst nichts mehr hören wollen. Nach meiner Ansicht hat dem Verfasser des Protestes ganz das Verständnis dafür gefehlt, dass es heute einfach nicht mehr erlaubt ist, sich in juristischen Seminaren und wissenschaftlichen Zeitschriften mit Erlassen der SS zu beschäftigen - einerlei ob mit oder ohne Anführungszeichen.

Kurz nach Abschluss meines Manuskripts kamen Nachrichten über die sog. "Hakenkreuzschmierereien" in Deutschland. Ich war hiernach nicht in der Stimmung, an der Tagung der Gesellschaft für Rechtsvergleichung in Bremen im Frühjahr 1960 teilzunehmen. Ich schrieb darüber an den mir seit 1953 gut bekannten Prof.Jescheck u.a.:

"Bitte betrachten Sie dies nicht als "Demonstration" ... Es sind nicht so sehr die letzten Vorkommnisse in Deutschland, die mich davon abhalxxten, dorthin zu gehen; wenn ich sie auch nicht bagatellisieren möchte, so habe ich doch keinerlei Furcht vor Belästigungen - eher vor Sympathiekundgebungen, die man ja aber auch nicht will, wenn man sich für "assimiliert" hält und immer wieder sehen muss, dass dies eben doch nicht uneingeschränkt der Fall ist. Nein, es ist in der Tat all das, was der Artikel von Lüders in mir aufgerührt hat.... Die naive Sammlung von Hakenkreuzen, die man dort findet - SS, Hitlerjugend, Volksgemeinschaft, weltanschauliche Schulung, Konzentrationslager - scheint mir eigentlich gravierender als die Schmierereien der letzten Zeit...

Ich zitierte dann einen Brief, den mir Prof.Sieverts geschrieben hatte, in dem es hiess:

"Man muss bei der heutigen Jugend, die ausserordentlich misstrauisch gegen starke Worte ist, sondern die Dinge ganz nüchtern sieht und behandelt haben will, sehr vorsichtig sein, die Dinge zu emotionell vorzutragen. Man muss auch sehr vorsichtig sein, an Glaubwürdigkeit dadurch zu verlieren, dass man in eine reine Schwarz-Weiss-Schilderung verfällt, sondern ebenso nüchtern darstellen, dass ungeachtet der nationalsozialistischen Herrschaft ein grosser Kreis von Menschen weiterhin eine gute und sachliche Arbeit geleistet hat, auch im staatlichen Rahmen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass dadurch die Untaten der Nationalsozialisten nur noch stärker hervortreten und dann stark erschüttern ..."

Hierzu schrieb ich an Prof.Jescheck:

"Mir scheint, dass eine reine "Schwarzschilderung" des Nationalsozialismus sehr viel angebrachter wäre als der heutige Drang zu emotionsloser nüchterner "Objektivität", die keine ist. Bei Ihnen geht es sicher anders zu - ich glaube dies nicht nur aus Ihrer Schrift über das Menschenbild unserer Zeit und die Strafrechtsreform zu wissen - aber ich fürchte, dass die Sievertsche Auffassung doch weit verbreitet ist, und so werden Sie es verstehen, dass ich im Augenblick gerade zu den akademischen Kreisen Deutschlands kein rechtes Verhältnis finde ..."

Seitdem hat mich mein Weg nicht wieder nach Deutschland geführt, ich habe aber meine Zusammenarbeit mit deutschen Stellen unverändert und

reibungslos fortgesetzt. Wenn mir gelegentlich etwas aufgefallen ist, so war es die naiv unbefangene Zitierung von Entscheidungen des Reichsgerichts oder der Oberlandesgerichte aus der nationalsozialistischen Zeit, ohne dass geprüft wurde, ob sie nationalsozialistische Gedankengänge enthielten. Es handelt sich hier ebenfalls um die Beurteilung solcher Entscheidungen nach ihrem "Nennwert" - namentlich durch solche, die zu jener Zeit in Amt und Würden waren. Und um in diesem Zusammenhang auch auf den anderen Punkt der von dem dänischen Professor angeschnittenen Probleme - den deutschen Geschichtsunterricht - mit einem Wort einzugehen, so wurde mir seine Auffassung durch eine deutsche Fernsehsendung bestätigt, die hier kürzlich gezeigt wurde. Eine Lehrerin in einer Hamburger Schule besprach mit ihren Schülern - etwa 16-17jährigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts - die Judenverfolgung unter Hitler und stellte die Frage, wie es möglich gewesen sei, dass das deutsche Volk sich widerspruchlos damit abgefunden habe. Ein Schüler antwortete, es habe in allen anderen Dingen hinter Hitler gestanden und so das Vertrauen gehabt, dass er auch in diesem Punkt richtig gehandelt habe, wobei er wörtlich sagte: "Hitler hat ja auch viel Gutes getan." Ein Einspruch der Lehrerin erfolgte nicht. (In der Neuen Zürcher Zeitung vom 18.1.1964 lese ich gerade einen Aufsatz von Walther Hofer über "Geschichtsschreibung als Instrument totalitärer Politik", in dem es heisst: "Die Verwüstungen und Verfälschungen, die der Nationalsozialismus im deutschen Geschichtsbild angerichtet hat, sind noch gross genug, und sie wirken, vor allem in den durch die nationalsozialistische Propaganda besonders betroffenen Generationen, bis auf den heutigen Tag nach."

Wenn ich Ihnen schliesslich meine Besprechung des Buches von Wilhelm Sauer "Leben und Lehre", das mir 1961 von de Gruyter zugegangen war, und einen Auszug aus meiner Korrespondenz mit dem Verlage beilege, so möchte ich bemerken, dass eine Veröffentlichung in <u>dieser</u> Form natürlich nicht beabsichtigt war, da die Besprechung viel zu viel Persönliches enthält und deshalb zunächst nur für den Verlag und den Verfasser bestimmt war. Nachdem ich aber gehört hatte, dass der - inzwischen verstorbene - Verfasser als Dauerpflegling in der Universitätsklinik in Münster lag und das Bett nicht mehr verlassen konnte, habe ich von jeder weiteren Verwertung abgesehen. Das Buch scheint mir ein abschreckendes Beispiel dafür zu sein, was man heute in akademischen Schriften, die für die Jugend bestimmt sind, von früheren Anhängern des Nationalsozialismus lesen kann.

Ich bin breiter geworden, als ich eigentlich beabsichtigt hatte. Sehen Sie es als Zeugnis dafür an, einen wie tiefen Eindruck Ihr Buch auf mich gemacht hat. Wenn ich über meine Erfahrungen seit 1945 berichtet habe, so deshalb, weil ja doch ein Zusammenhang mit Ihrem Buch besteht, insofern als die Frage, ob es seine Mission erfüllen wird, von der Bereitschaft abhängt, mit der es aufgenommen wird. Wird es nützen - oder wird Gleichgültigkeit und Nichtwissenwollen die Oberhand behalten? Ich weiss es nicht, aber ich finde es dringend notwendig, dass weitere Auflagen herauskommen, wie Sie es ja auch beabsichtigen. Selbst für mich, der so vieles miterlebt und mitgesehen hat, enthält das Buch Neues: so wusste ich z.B. nichts von der unvorstellbar beschämenden Tagung vom 3./4.10.1936.

Betrachten Sie meine Zeilen, die übrigens keinen vertraulichen Charakter tragen, bitte auch als Ersatz für eine Besprechung in Rabels Zeitschrift, um die mich die Redaktion gebeten hat. Sie werden es sicher verstehen, dass ich mich dazu nicht in der Lage fühle. Viel zu sehr bin ich in das Geschehen der nationalsozialistischen Zeit verstrickt, als dass meine Schilderung, möge sie von noch so objektiven Vorsätzen getragen sein, mir nicht den Vorwurf der Subjektivität, des emotionalen Beteiligtseins, des "über das Ziel Hinausschiessens" eintragen würde. Zur Frage der Verfolgung jüdischer Juristen kann nach meiner Auffassung in der Öffentlichkeit mit dem erforderlichen Gewicht nur jemand Stellung nehmen, der - wie Sie - nicht selbst Jude ist, d.h. nicht zu den Opfern gehört. Auch in der Diskussion über Hochhuths "Stellvertreter" halten sich dem Vernehmen nach die jüdischen Kreise zurück, was ich durchaus verständlich finde.

Zum Schluss noch eine Bitte, veranlasst durch die Schwierigkeiten, die es hier macht, Ihr Buch in den Bibliotheken unterzubringen. Könnte der Verlag mir einige wenige Werbeexemplare der 2.Auflage zur Verfügung stellen, so wäre damit die Möglichkeit gegeben, hier im Lande etwas mehr Kenntnis über die apokalyptische Vergangenheit zu verbreiten, die Ihr Buch beschreibt.

Herrn Dr.Glässing sende ich einen Durchschlag dieses Briefes sowie der Anlagen.

Mit freundlichen Grüssen
Ihr sehr ergebener

H. F. Kraus

The Ambassador
of the Federal Republic of Germany
and Mrs. Niels Hansen
request the pleasure of the company of

[Name]

at a lecture by Professor Ernst Stiefel (New York) on:
"The Contribution of German Emigré Jurists to the legal Environment in the United States 1933-1983"
preceded by a buffet-dinner *on* Monday

March 7, 1983 *at* 7:00 o'clock

R.S.V.P.
Tel. 243111/13

100. Ha-Eshel St.
Herzliya-Pituach

DEUTSCHE BOTSCHAFT
TEL AVIV

Ku 624.22
Ber.Nr. 283/83

Tel Aviv, den 8. März 1983
Bo/Jt

Niels Hansen
mit herzlichen Grüßen

An das
Auswärtige Amt
5300 Bonn 1

Federführung: Referat 621

Betr.: Vortrag von Professor Dr. Ernst C. Stiefel (New York) in meinem Hause zum Thema "The Contribution of German Emigré Jurists to the Legal Environment in the United States 1933 - 1983" am 7. März 1983

Bezug: DE 0050 vom 2.3.1983 - 010 -

2 Doppel
1 Doppel für 010, 310, 512
1 Doppel für GK New York unmittelbar

Der knapp einstündige Vortrag fand im Anschluss an ein Buffet-Dinner vor über sechzig geladenen Gästen vorwiegend deutscher Abstammung statt, die lebhaftes Interesse bekundeten. Erschienen waren u.a. ein Richter und zwei frühere Richter des Obersten Gerichtshofs, der bisherige State Comptroller Professor Nebenzahl, sieben Richter(innen) des Tel Aviver Bezirksgerichts, der Rektor der Universität Tel Aviv und der Dekan von deren juristischen Fakultät, Vertreter des Leo-Baeck-Instituts sowie zahlreiche Rechtsanwälte und hohe Beamte aus Tel Aviv und Jerusalem. Das Grusstelegramm des Herrn Bundesministers, das ich zu Beginn verlas, wurde sehr beifällig aufgenommen.

Professor Stiefel zeichnete ein in zeitlicher, örtlicher und sachlicher Hinsicht differenzierendes Bild vom Einfluss der aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei vertriebenen, ganz überwiegend (jedoch nicht ausschliesslich) jüdischen Juristen. Er unterstrich die Bedeutung des Fragenkom-

(*) Das ist Ministerbüro!

plexes auch für Israel. In einer anschliessenden Diskussion konnten verschiedene Aspekte vertieft werden. Die Veranstaltung war ein voller Erfolg, der nachwirken wird. Der Rektor der Tel Aviver Universität, Professor Dinstein, sagte mir zum Schluss, er sei so beeindruckt, dass er in absehbarer Zeit ein Symposium über den Einfluss der aus Deutschland eingewanderten Juristen (und evtl. auch anderer Berufsgruppen) in Israel veranstalten wolle.

Professor Stiefel beabsichtigt, den Vortrag im Juni vor einem grösseren Kreis bei der Universität Bonn erneut zu halten. Er wird die wissenschaftliche Erforschung des Themas - u.U. in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte - vorantreiben und erwägt, darüber in Buchform zu publizieren.

gez.: Hansen

DR. ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 224373
ITT 424736
DOMESTIC 148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

28. September 1983

Herrn Regierungsdirektor
Dr. Alexander v. Muehlendahl
Bundesministerium der Justiz
Postfach 20 06 50
5300 Bonn 2

Sehr verehrter Herr Regierungsdirektor:

Zurueckkommend auf Ihr Schreiben vom 28.Juli darf ich Ihnen mitteilen, dass ich fuer das Sekretariat von Herrn Professor Lutter, Institut fuer Handels- und Wirtschaftsrecht, Universitaet Bonn, Adenauerallee 24-42, 5300 Bonn, ein vorlaeufiges Manuskript des Vortrages vom 23.Juni korrigiert habe. Das Manuskript ist nicht zur Veroeffentlichung bestimmt, da ich von veschiedenen Gremien zu einer Erweiterung des Vortrages eingeladen bin und moeglicherweise dieser Vortrag die Grundlage fuer ein wissenschaftliches Werk werden wird.

Im Hinblick auf das Interesse des Justizministeriums ermaechtige ich hiermit das Institut fuer Handels- und Wirtschaftsrecht Ihnen eine Kopie dieses vorlaeufigen Manuskriptes zur Verfuegung zu stellen und habe mit gleicher Post geschrieben.

Als stellvertretender Vorsitzender der DAJV werden Sie voraussichtlich einen Ueberblick im naechsten Newsletter geben - der letzte Newsletter vom Juli 1983 erwaehnte meinen Vortrag noch nicht. Wenn Sie mir den Text dieser Notiz fuer den DAJV zur Verfuegung stellen koennten waere ich Ihnen dankbar.

Mit freundlichen Gruessen

Ihr

ECS:irn
Kopie an Herrn Prof.Dr. Lutter

DR. GERHARD SCHMIDT
RECHTSANWALT UND NOTAR

4300 ESSEN 1, den
Büro: Haumannplatz 30
Telefon (0201) 773031
Telex 8579677 anw
Telekopierer

Wohnung: Achenbachhang 11
Telefon (0201) 775279

3. Oktober 1983

Herrn Professor
Dr. Ernst C. Stiefel
Attorney at Law
Pan American Building
Suite 1300
200 Park Avenue

New York, N.Y. 10017
USA
==

Lieber, verehrter Herr Kollege Stiefel!

Mit großem Interesse und im Laufe der Lektüre zunehmender Hochachtung habe ich das Manuskript Ihres Vortrages gelesen, den Sie am 23. Juni 1983 gehalten haben.

Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll:
Ihren bisherigen, aus dem Mittelmaß und der Normalität herausragenden Lebensweg, den Sie so bescheiden hinter der Darstellung anderer hervorragender Leidens- und Zeitgenossen versteckt haben
oder
Ihr derzeitiges Da-Sein in Ihrer menschlichen und fachlichen Potenz.

Kumuliert ist das großartig.

/ Wie gewünscht, darf ich Ihnen als Anlage das Manuskript zurückreichen.

Ich freue mich auf unser Wiedersehen und bin

mit herzlichen Grüßen

Ihr

Gerhard Schmidt

DR. ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 224373
ITT 424736
DOMESTIC 148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

25. Oktober 1983

An den
Herrn Bundespraesidenten
Professor Dr. Karl Carstens
Adenauerallee 135
5300 Bonn

Sehr geehrter Herr Bundespraesident:

Bei Ihrem Empfang in New York anlaesslich der 300-Jahr-Feier sprachen wir kurz ueber Ernst Fraenkel und Ihre Habilitationsschrift, die mein Vortrag in Bonn (Professor Dr. Lutter) und in Berlin (Professor Dr. Kartte) zum Thema

"Der Beitrag der emigrierten deutschen Juristen
zur Rechtsentwicklung in den U.S.A.
1933-1983"

erwaehnte.

Gemaess Ihrer Anregung darf ich Ihnen ein unkorrigiertes Manuskript einer Tonbandaufnahme des Bonner Vortrags uebersenden und auf die Seiten 12, 15-16 verweisen.

Ihr sehr ergebener

Ernst Stiefel

ECS:irn

AR 5230

ERNST C. STIEFEL COLLECTION

10/16

10/16 GERMAN JEWISH EMIGRÉ JURISTS - JUDGES 1986-1991

Judge

Feb 6 1986

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Für die deutsch-amerikanische Freundschaft

Ein Preis zur Erinnerung an Leo Goodman

wei. Mit der Gründung der „Leo M. Goodman-Gedächtnisstiftung" will die Amerikanische Handelskammer in Deutschland das Bemühen ihres ehemaligen Sonderberaters um die deutsch-amerikanische Freundschaft institutionalisieren. Im kommenden Herbst plant die Stiftung, zum ersten Mal ihren jährlichen Preis in Höhe von zehntausend Mark zu vergeben. Ausgezeichnet werden soll der Einsatz für die Verständigung zwischen beiden Ländern. Die Statuten der Stiftung und die Richtlinien für die Verleihung des „Dr. Leo Goodman-Preises" werden derzeit von einem Komitee ausgearbeitet, dem der Hauptgeschäftsführer der Amerikanischen Handelskammer, John D. Brennan, ihr Vizepräsident William H. King und Schatzmeister Kurt W. Düll, Generalbevollmächtigter der Hessischen Landesbank-Girozentrale, angehören.

Die Stiftung trägt den Namen des im Dezember letzten Jahres verstorbenen Sonderberaters der Kammer in Bayern, Leo Goodman, der sich in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit in München nicht nur für die Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen, sondern auch um die Förderung der deutsch-amerikanischen Freundschaft große Verdienste erworben hat. Bereits zu Lebzeiten sei er zu einem Symbol der Verständigung zwischen Deutschen und Amerikanern geworden, sagte Frederic Drake, Präsident der Amerikanischen Handelskammer.

Goodman, der am 17. Dezember 1985 im Alter von 76 Jahren starb, war 1947 von der amerikanischen Militärregierung zum Direktor der deutschen Justizverwaltung ernannt worden. Ein Jahr später wurde er Oberster Richter der Alliierten Kommission in Deutschland und Richter beim Obersten Berufungsgericht dieser Behörde. Er wurde 1962 zum amerikanischen Generalkonsul in Bremen bestellt und war als amerikanischer Richter am Internationalen Obersten Rückerstattungsgericht in Herford tätig. Für seine Verdienste um die Verbesserung der deutsch-amerikanischen Beziehungen wurde Goodman mit dem Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und mit dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnet. Die Universität München benannte die internationale juristische Bibliothek nach ihm u verlieh Goodman ein Ehrendoktora

Judge in Iran-Contra Trial: Forceful Wielder of the Law

By DAVID JOHNSTON
Special to The New York Times

WASHINGTON, March 2 — On a visit to the Holocaust Museum in Jerusalem, Federal District Judge Harold H. Greene stopped at a photograph of a man being paraded through a street wearing a placard that said, "This will teach me not to complain to the police."

For Judge Greene, who fled Hitler's Germany with his family as a youth, the image in the photograph struck at the core of his beliefs about the role of the courts in defending the powerless from the strong.

The idea conveyed by the photograph, he said in an interview today, is that "you really don't have protection from arbitrary conduct because the police and everybody else are in cahoots." And he added, "You need some outside force to make sure this doesn't prevail."

On Monday, Judge Greene, who is best known as the aggressive judge who presided over the breakup of the American Telephone & Telegraph Company, will apply his faith in the law once again when he presides over the opening of the Iran-contra trial of John M. Poindexter. The former national security adviser faces five criminal charges, including accusations that he made false statements and obstructed Congressional inquiries into the sale of arms to Iran and efforts to aid the Nicaraguan rebels at a time when direct assistance was banned.

The 67-year-old judge has already stamped an indelible imprint on the case in a manner that displayed his willingness to apply the law even to the most powerful citizens.

Last month, Judge Greene ordered former President Ronald Reagan to provide a videotaped deposition in the Poindexter case, a ruling that produced eight hours of testimony in which Mr. Reagan described his role in the Iran-contra affair for the first time in a public forum.

In the interview in his chambers at the Federal courthouse here, Judge Greene discussed the impact of his experience as an immigrant American, his involvement with Robert F. Kennedy as a Justice Department civil rights lawyer in the 1960's and the evolution of his judicial philosophy.

Judge Greene joined the Justice Department in the 1950's after attending George Washington University at night and graduating with honors. In 1965, President Lyndon B. Johnson appointed him to a judgeship in the District of Columbia Superior Court. In 1978, President Jimmy Carter named him to a seat on the Federal bench.

Judge Greene describes himself as a disciple of Earl Warren, the Chief Justice of the United States in the 1950's and 60's. "The impression I have of Justice Warren," Judge Greene said, "is that he was looking for the just result in a case regardless of fixed dogma or principles, and I like to think that I'm in that mold."

In the 1960's, Judge Greene headed the Justice Department's appeals and research section in the civil rights division. It was a fledgling, low profile office when he joined it in 1957, but after Robert F. Kennedy became Attorney General, young lawyers like Judge Greene played a major role in writing landmark civil rights legislation, including the 1964 Civil Rights Act and 1965 Voting Rights Act.

Role in Rights Legislation

Charles D. Ferris, a lawyer who was chief counsel to Mike Mansfield, who was the Senate Democratic majority leader in those days, remembered the bill-writing sessions before the introduction of the Voting Rights Act.

"It's a very historic piece of legislation and his role in it was essential and critical to the shape of the bill," Mr. Ferris said of Judge Greene. "His role was not to be the point advocate, but the one who could really put together the legislation that could cover what it was designed to cover."

Judge Greene, who met regularly with Mr. Kennedy on civil rights matters, praised the Senator as a "great man" for qualities that others sometimes admire in the judge himself. Judge Greene said, "I thought that partly because of what he wanted to do, and partly because he bypassed a lot of the slogans that other people were fond of, he came to the heart of the matter and had idealistic goals and very practical and pragmatic views."

On the bench, Judge Greene conveys alternately an impish charm and a penetrating intellect. In his private office, where he sat at his writing desk wearing a blue blazer and red tie, the judge spoke quietly, but often with fervor about the significance and strength of the judiciary in American society.

"I think it does work," Judge Greene said of the rule of law. "The fact that the law is there and injustices can be rectified, I think has a lot to do with the fact that the people in this country aren't as frustrated as they they are in some of these places in Eastern Europe and don't resort to violent revolution."

Judge Greene's best known case by far was the 1982 settlement of the Justice Department's antitrust case against A.T.&T. Along the with the breakup of the $50 billion company, he imposed an arrangement that spun off local telephone companies and created a legal structure for monitoring the agreement that supporters described as a clearinghouse for telecommunications issues and critics dismissed as a one-person regulatory agency.

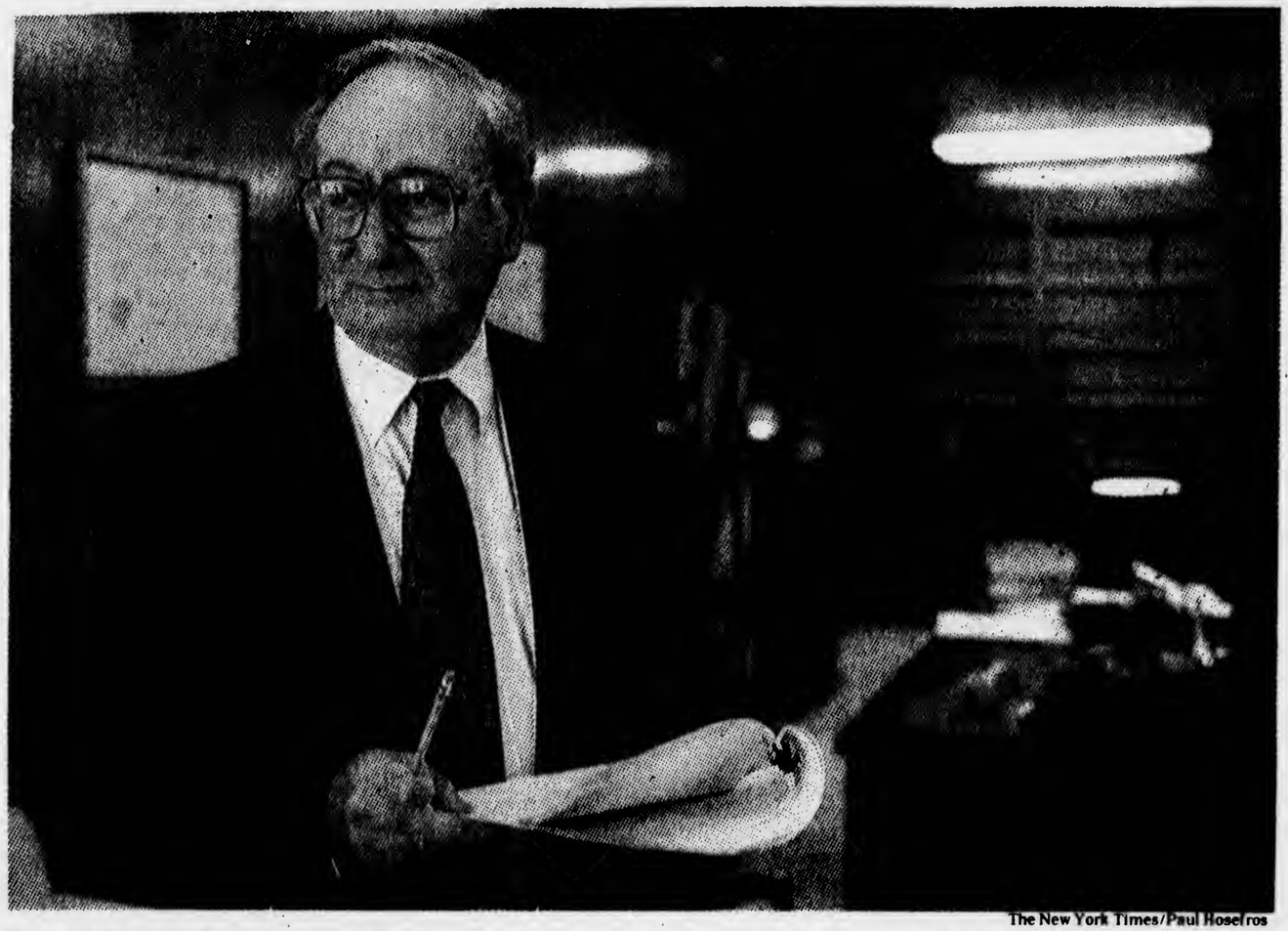
Peter B. Kenney Jr., a lawyer in private practice who worked on the case for the Justice Department's antitrust division, said, "I continue to be flabbergasted by the magnitude of the achievement, considering how complicated a field this is; not only the law, but the technology driving the competition."

Lawyers for A.T.&T. said Judge Greene went too far. "He was very cynical about big business and very untrustworthy of people who run big corporations," said George L. Saunders, the company's chief lawyer in the case. Discussing the settlement, Mr. Saunders said, "It was unnecessary, unproductive and it was destructive of a great corporation."

Even some of the judge's close friends thought he was wrong. "For a while, even in the house of good friends for dinner or for cocktails, they would really be upset," Judge Greene recalled. "They thought I had singlehandedly destroyed the best phone service in the world."

In 1968, Judge Greene sentenced the Rev. Ralph David Abernathy, the civil rights leader, to 20 days in jail for violating Federal assembly laws after a march on Capitol Hill. In sentencing Mr. Abernathy, the judge said, "The enforcement of the law cannot depend on the justice of a cause or one man's conscience."

Today, Judge Greene said his opinion sounded a "little bit too simplistic." He added, "If I've learned anything since then, it has been that frequently you have a clash between the more sterile letter of the law and the justice that underlies it, and I think one of the things I've been trying more or less, where it was possible, is to go with the justice rather than the letter of the law."



The New York Times/Paul Hosefros

Federal District Judge Harold H. Greene, who is presiding over the Iran-contra trial of John M. Poindexter.

Surgeon General Confirmed

WASHINGTON, March 2 (AP) — Dr. Antonia Coello Novello was confirmed as Surgeon General by the Senate on Thursday. A 45-year-old pediatrician and expert on AIDS in children, she is the first female and the first Hispanic Surgeon General. She has been deputy director of the National Institute of Child Health and Human Development, one of the National Institutes of Health.

l. Fürsorgerin; geb. 1. Dez. 1888 Karlsru-
.; jüd.; *V:* Dr. phil. Aryeh S. (geb. 1846,
d. Breslau, Rabbiner, Rektor Isr. Theol.
: Risa Sara, geb. Schwarz (geb. 1859 [?],
1939 Emigr. Pal.; *G:* Dr. phil. Arthur Za-
Karlsruhe, gest. 1939 Jerusalem), Rabbi-
gr. Pal.; ∞ 1940 S. I. Feigelstock (Schein-
Emigr. nach Pal., später gesch.); *StA:*
: 1940 Pal.
tschule für Frauen u. Mädchen; 1926-40
hrtsabt. u. Lig. der Jugendarbeit der isr.
Mitwirkung bei Evakuierung von ca.
:h Westeuropa, nach 1938 verantwortl.
ahrt. März 1940 Emigr. Palästina mit
bei Hilfsorg. für körperbehinderte Ein-
.C.). Lebte 1977 in Jerusalem.

, Journalistin, Schriftstellerin; geb.
Emanuel S. (geb. 1883 Preßburg, gest.
nkier, ltd. kaufm. Angest., 1940 Emigr.
b. Freistadt (geb. 1893), 1940 Emigr.
eb. 1918 Szeged/H), Stud. Preßburg,
. Univ., Mitgl. Kibbuzim Gat u. Ha-
h-Konservatorium, Musiker u. Maler;
g: 1940 Pal.
1938 (?) Unterbrechung des Studiums,
migr. Palästina, 1942-47 Zivilangest.
)-62 Red. der dt.-sprach. Tagesztg. *Je-*
l. der dt.-sprach. Tagesztg. *Jediot Cha-*
. stellv. Chefred. der dt.-sprach. Ta-
ten Chadaschot Jisrael, Korr. für
. Zs. (Ps. Alisa Shachor, Elisheva Ja-
tee des Journalistenverbands Haifa,
te 1977 in Haderah/IL. – *Ausz.:* 1934
'ien, 1963 BVK.
denschaften. Fünf Novellen. 1947;
1962; Die Abrechnung. 1962; Versu-
loel und Jael. 1963; Entscheidung im
in lit. Zs. *L:* Durzak, Exilliteratur.

- u. Verbandsfunktionär; geb. 24.
1933 CSR; 1936 E; 1938 B; 1940 F;

Gew., ArbSportbewegung u. RFB;
rtei Emigr. CSR, Grenzarb. an der
ien PolKommissar Thälmann-Btl.;
aus Grenzarb. im Rheinland. Nach
interniert. Flucht, in Südfrankr.
)eckn. Eugen), ab Sommer 1943 in
lung u. Verteilung von *Tornister-*
ionalen Friedensfront u. *Soldat am*
44 verhaftet, nach erneuter Flucht
roß-Lyon, Okt. 1944 Frontbevoll-
t. Ende 1944 (Anfang 1945?) im
veiz nach Süddeutschland, dann
Parteifunktionen in KPD/SED,
V der *Gesellschaft für Sport und*
rs. – *Ausz.:* 1956 Hans-Beimler-

), Schon damals kämpften wir ge-
; Schaul, Résistance; Maaßen,
acional ist unser Ehrenname ...
)ner, Schweiz. *Qu:* Arch. Erinn.

...Engl. Parlaments, Obmann der konservativen Rechten; *M:* Ida, geb. Gräfin Hoyos (1870-1946), kath.; ∞ 1930 Kathleen de Spoelberch (geb. 1905), kath., StA: B; *K:* Karl Erkinger, Colienne Gräfin Meran; *StA:* österr. u. CH. *Weg:* 1938 B; 1940 CH; Österr.

1921-26 Stud. Rechtswiss. Univ. Wien, 1926 Prom.; anschl. bis 1928 völkerrechtl. u. kriminalist. Spezialstudien. 1927 provis. Polizeikommissar bei Polizeidir. Wien, 1929 Polizeikommissar. 1928 praktisch-pol. Prüfung bei der niederösterr. Landesreg., 1930 Diplomatenprüfung. März 1930 Eintritt in den diplomat. Dienst, bis 1933 Attaché für Auswärtige Angelegenheiten im Bundeskanzleramt, Okt. 1933-Okt. 1936 in der österr. Botschaft in Rom, Nov. 1933 Ernennung zum Legationssekr. Ab Okt. 1936 bei der österr. Gesandtschaft in Berlin. März 1938 nach Anschluß Österreichs aufgrund drohender Verhaftung Flucht über die Schweiz nach Belgien, lebte bis 1940 in Wespelaar bzw. Brüssel. 1940 Emigr. Genf, bis 1946 Dir. u. Deleg. *Internationales Komitee vom Roten Kreuz* (IKRK), Ltr. der Abt. Assistances Spéciales, leitete Hilfsaktionen des IKRK für in KL-Haft befindliche Zivilgefangene. 1941 Mitgr. u. bis 1946 Mitgl. *Schweizerisches Hilfskomitee für (ehemalige) Österreicher.* 1941 formelle Versetzung in den Wartestand seitens der dt. Behörden, 1944 Entlassung aus dem Beamtenverhältnis. 1942 neben → Kurt Grimm u.a. Mitgl. eines Komitees, das nach Österr. Verb. vor allem zu kath.-konservat. Widerstandskreisen herstellte. Nach Kriegsende Beobachter der prov. österr. Reg. bei der letzten formellen Versammlung des Völkerbunds, März 1946 Wiedereintritt in den österr. diplomat. Dienst, Mai 1946 Legationssekr., ab Juli 1946 Legationsrat bei der österr. Vertr. in Paris, Okt. 1947 ao. Gesandter u. bevollm. Min. in Rom, März 1952 Ernennung zum ao. u. bevollm. Botschafter. März 1955-Nov. 1965 österr. Botschafter in London, anschl. im Bundesmin. für Auswärtige Angelegenheiten. Ab März 1966 Botschafter beim Heiligen Stuhl in Rom. Mai 1969 Pensionierung, anschl. Gesandter des Souveränen Malteser Ritterordens in Rom. 1968-70 Präs. Appeals Committee der FAO Rom. Lebte 1975 in Rom. – *Ausz.:* u.a. Großes Silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um die Rep. Österreich.

L: Molden, Gewissen. *Qu:* Arch. Fb. Hand. Publ. – IfZ.

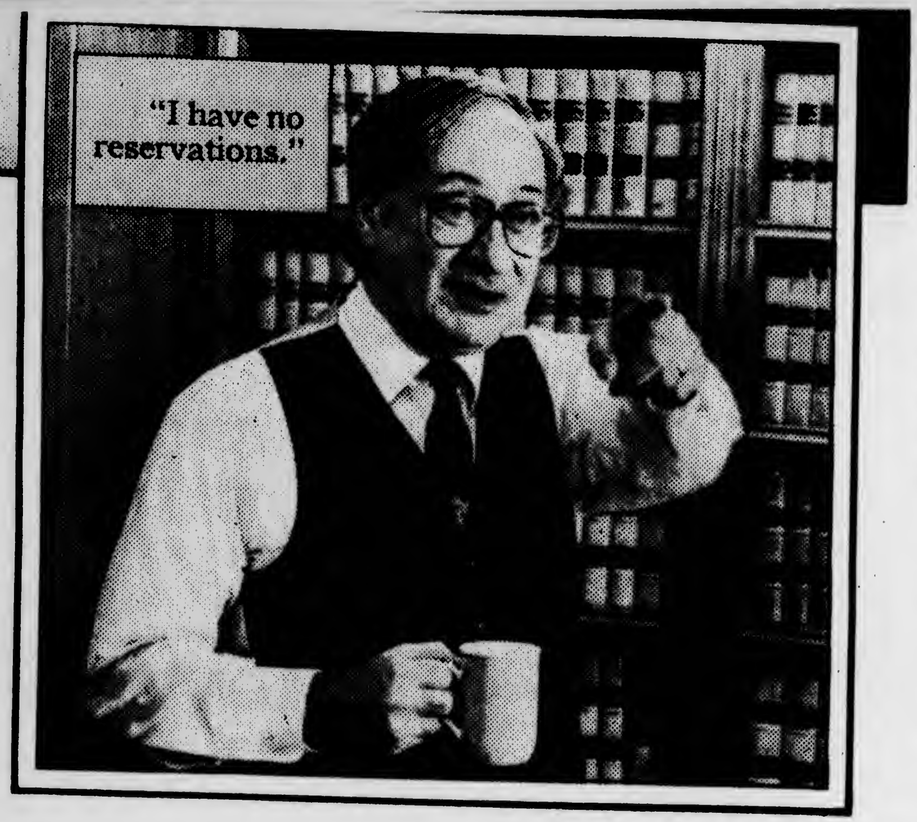
Schwarzer, William W., Rechtsanwalt, Richter; geb. 30. Apr. 1925 Berlin; *V:* John F. S. (geb. 1900 Berlin), RA, 1938 Emigr. USA; *M:* Edith, geb. Daniel (geb. 1902 Berlin), höhere Schule, 1938 Emigr. USA; *G:* Ruth Schuller (geb. 1928 Berlin), höhere Schule, 1938 Emigr. USA; ∞ 1951 Anne Halbersleben (geb. 1929 Ill./USA), Stud. Radcliffe Coll. Cambridge/Mass.; *K:* Jane E. (geb. 1955); Andrew W. (geb. 1958); *StA:* deutsch, 1944 USA. *Weg:* 1938 USA.

Nov. 1938 Emigr. USA; 1943 Stud. Univ. of Southern Calif. Los Angeles; 1943-46 US-Armee, Geheimdienst (Lt.); 1948 B.A. Los Angeles, 1951 L.L.B., 1951-52 Assist. jur. Fak. der Harvard Univ.; 1952-60 Mitarb., ab 1960 Teilh. Anwaltskanzlei McCutchen, Doyle, Brown and Enersen in San Francisco/Calif., 1975 Rechtsberater der Rockefeller Kommission zur Untersuchung der Tätigkeit der CIA, Aug. 1976 US District Judge in San Francisco. Vors. Kuratorium der Marin County Day School, Mitgl. Kuratorium William Babcock Memorial Endowment, *World Affairs Council of Northern California*, Vorst-Vors. Marin County Aviation Commission, Mitgl. *American Coll. of Trial Lawers, Am. Bar Assoc.* u.a. Fachverb. Lebte 1977 in San Francisco/Calif.

W: Zahlr. Art. über Rechtsfragen u. Flugwesen in Fachzs. *Qu:* Fb. Z. – RFJI.

Schwarzkopf, Paul, Dr.-Ing., Industrieller, Hochschullehrer; geb. 13. Apr. 1886 Prag, gest. 27. Dez. 1970; *V:* Heinrich S. (gest. 1903), Geschäftsf.; *M:* Adele, geb. Turnovsky (geb. 1936); *G:* Vally Reichmann (geb. 1893 Prag), höhere Schule,

...ish Immigrants
...the
...el Period in the
...A
...Resources
...von W Siegel
...geben von
...A Strauss
...ter of Research Foundati
...ewish Immigration, Inc.
...273 Seiten. Lin.
...03006-9
...Annotated Bibliography of
...and Articles on
...Refugees 1933-1945
...Ca. 400 Seiten.
...ISBN 3 598 08007-7
...3
...History
...edited von
...Lessing
...Ca. 250 Seiten.
...ISBN 3 598 08008-5
Volume 4
Source Book on Emigration
and Persecution
in Germany and Austria
1933-1945
...ISBN 3-598-08009-3
Volume 5
Source Book on Emigration
of Jews from
Central Europe to the USA
1933-1945
...ISBN 3-598-08010-7
Volume 6
Social and Intellectual History
of Jews in the USA
...ISBN 3-598-08011-5



The New York Times/George Tames

The Supervising Judge: Advocate for the Public

Harold H. Greene

By ROBERT D. HERSHEY Jr.

Special to The New York Times

WASHINGTON, Dec. 29 — Judge Harold Herman Greene, who presided over the marathon trial leading to the dismemberment of the world's biggest company, admits to no doubts that the breakup of the American Telephone and Telegraph Company will, in fact, produce the broad public benefits envisioned by the historic settlement.

"I have no reservations," said the stocky, 60-year-old refugee from Nazi Germany who, in shirt-sleeves and vest, responded crisply today to questions about his role as the divestiture neared formal completion at midnight Saturday.

"Competition has served this country well in other areas, and I see no reason why competition shouldn't serve the public as well in telecommunications," he said. "There's no reason whatever why the quality should go down, and there's every reason to believe, based on past experience, that competition will drive the price down for the consumer."

Just two mementos in his tidy office indicate Judge Greene's four-year absorption in the landmark case: a foot-long hunk of black telephone cable, filled with a swarm of multicolored wires, that was a piece of evidence in the trial, and a sketch of his courtroom on Jan. 12, 1982, the day the judge insisted that he would personally review the out-of-court settle-

Continued on Page D3

Continued From First Business Page

ment that A.T.& T. had reached with the Justice Department. The settlement made the trial moot.

Sitting judges rarely give interviews, but Judge Greene has agreed to a few in recent weeks.

No, he says, he cannot think of anything he would have done differently in conducting the proceedings, which most analysts say he kept moving faster than was thought possible.

But yes, he was a bit sad when the surprise settlement with the Justice Department was announced — he first learned of the details by picking up a newspaper in Miami — because it deprived him of the chance to write an opinion that would be studied, probably, for centuries.

"I was disappointed from a professional point of view as a lawyer," Judge Greene said. "I felt it would have been kind of nice to write a major antitrust opinion."

But he dismisses this as of little consequence "in the grand scheme of things" and, looking back, finds that the job of analyzing and approving the settlement, in which he played an intense personal role, proved considerably more burdensome than expected.

'175 Other Cases'

"I wasn't looking for any outlet," he said of his supervisory role. "I've got other things to do — I've got 175 other cases." One of these, he says, now has him opposing the British courts, which have sought to limit filings in an antitrust case brought by the bankrupt Laker Airways.

Harold Herman Greene was born in Frankfurt an der Oder, in what is now East Germany, on Feb. 6, 1923. He came to the United States in 1943 by way of Belgium, France and Spain. In 1952, after serving in military intelligence with the American Army in West Germany, he was graduated with honors from the George Washington University Law School.

He and his wife, Evelyn, have two children, Michael, 30, who is a doctor at the Pentagon, and Stephanie, 26, an elementary school teacher in Long Beach, Calif.

The judge, sometimes called an activist in the Earl Warren mold, will continue to have a role in the A.T.& T. case after the divestiture, but he is essentially limited to making sure that all parties live up to the conditions.

The 'Access Charges' Debate

Because he may be called upon, however, to make some decision about the hotly debated "access charges" that the Federal Communications Commission has ordered for residential and small-business customers, Judge Greene resists expressing his views on their desirability.

Nonetheless, he indirectly suggests his opposition by complaining of "ideologues" at the commission and the Justice Department who support the charges as essential to bringing costs and prices of telephone service into closer alignment. The charges, in effect, replace part of the subsidy from long-distance service that after the breakup will no longer be available to the local companies.

"I am not one of those who believe that we must march rigidly down ideological lines," he says, declaring that some people may have to give up their phones if the charges go into effect.

Judge Greene, who lives in northwest Washington, has purchased three personal telephones in recent weeks and has little patience with consumers who complain of the bother of now having to decide whether to buy or to continue leasing.

Financially, he said, one is better off buying and service should not be a big problem. "A phone doesn't break that often," he said, "and if it does, you buy a new one like a toaster" or get it repaired like a TV set. "People don't seem to be helpless when one of those things goes bad."

Judge Greene insists that the strong language he used in refusing A.T.& T.'s initial request to dismiss the Government's antitrust case did not mean that he had tentatively decided to rule against the company. Some analysts has said that the refusal of the request might have prompted A.T.& T. to settle the case with the Justice Department.

"People do not believe me, but I really do not know how I would have come out" if the trial had been allowed to run its course, he said.

As for allegations that he exceeded his authority in demanding changes in the settlement agreement to strengthen the local companies, Judge Greene remains adamant.

"Judges," he said pointedly, "are not supposed to be rubber stamps."

COMMENTARY

Ending The Paper Wars

A sensible proposal to radically reform discovery has been largely ignored.

Some questions for you litigators out there:

The last time you were slogging through an all-day, multi-lawyered deposition of a reluctant witness, or preparing your own witness by walking him through hundreds of documents page by page, or fishing through 14 overflowing file cabinets for a probably non-existent smoking gun, or cranking dozens of boilerplate interrogatories through the word processor, did it feel like a good use of your time? And your client's money?

Did you enjoy your long day's journey into the night? Was it fun? Was it illuminating? Did it bring your case closer to a just resolution? Did it make any difference at all?

Or was it just a waste?

My unscientific sampling of big-case litigators suggests that a lot of them feel that a large percentage of the time they spend on discovery is unproductive tedium or pointless gamesmanship—needlessly prolonged because they cannot risk leaving any stone unturned, or because vexatious adversaries play hardball, or because the party with more resources is waging a war of attrition, or because the judge won't manage the case or take it to trial, or because the need to rack up billable hours creates incentives for overkill, or just because that's the way it's done.

TAKING ISSUE
By Stuart Taylor, Jr.

The discovery process is a monster out of control, devouring billions of dollars and countless hours of lawyers' time in cases that would be better settled or tried with far less ado. Most litigators know this. But many seem resigned to spending a good portion of their lives suffering through wasteful discovery.

Now comes Judge William Schwarzer, director of the Federal Judicial Center in Washington, D.C., with a proposal to set them free, to eliminate the excesses of adversarial discovery, and to make lawsuits quicker and cheaper. He would change the federal rules to impose "a system of mandatory early and ongoing reciprocal disclosure, replacing all discovery other than what the court specifically orders."

A BLUEPRINT FOR CHANGE

Under the Schwarzer system, your adversary would be obliged—under pain of sanctions—to show you the most damaging evidence in his client's files without making you first guess at what to ask for or comb through haystacks of documents. And before an adversary could depose a dozen of your corporate client's executives about everything under the sun, he would first have the burden of showing the judge a particularized need for each deposition.

This proposal, which the judge details in a 6,000-word article in the December/January issue of *Judicature*, has no official standing and has so far drawn little notice. But it isn't just another well-intentioned idea for incremental tinkering or encouraging judges to penalize discovery "abuse," which, zealous advocacy being what it is, is often hard to distinguish from plain old discovery.

Rather, this is a blueprint for radical change—far more radical than the discovery reform proposals now before a committee of the Judicial Conference of the United States. And it is being advanced by a highly respected jurist with 14 years' experience on the U.S. District Court in San Francisco and 24 years as a big-firm litigator before that.

The good news is that the Schwarzer plan would make law practice more stimulating, more efficient, and more likely to produce fair results. By vastly reducing cost and delay, it would greatly improve public access to civil justice.

The bad news (for lawyers, that is) is that law firms would stand to make less money—a lot less.

The existing discovery rules already give judges power to prevent discovery from spinning out of control, but too few judges

CONTINUED ON NEXT PAGE

Stuart Taylor, Jr., is a senior writer with American Lawyer Media, L.P., and The American Lawyer. *"Taking Issue" appears monthly in* Manhattan Lawyer. *Distributed by AM-LAW News Service.*

"...GOOD TASTE NEEDS NO DEFENSE."

"...Surrender to the sensuous complexity of Chef Brennan's cooking..."
Gael Greene - NY Magazine
Oct. 1990

"...there are no better or prettier three courses in New York..."
Arthur Schwartz - Daily News
Sept. 1990

"...provid(es) a limited menu of excellent food at controlled prices..."
Marian Burros - NY Times
Nov. 1990

PRIX FIXE

18 West 18th Street • New York City

Available For Corporate Parties
212.675.6777

COMMENTARY

DISCOVERY

CONTINUED FROM PRECEDING PAGE

use it. Most are too overwhelmed with heavy criminal caseloads, or too reluctant to enforce murky definitions of discovery abuse, to dig into the civil suits pending before them and take control.

So the opposing lawyers, virtually unsupervised, tend to fill the time battering one another with exhaustive discovery requests seeking every conceivable piece of relevant information.

All the incentives push toward overkill: Clients and in-house counsel put a high priority on winning their cases whatever the cost; litigators don't want to risk missing anything that could conceivably help them or to hand over anything likely to help the other side; those willing to use hardball tactics often have an advantage over those inclined to openness and restraint and those who want to hold down their clients' litigating costs; and prolonged, expensive discovery is vital to the economics of many big law firms.

The larger problem is not blatant "abuse" of discovery; it is these systemic incentives to overuse it and turn it into an adversarial game.

GIVING JUDGES NO PLACE TO HIDE

Judge Schwarzer's system is designed to reverse the incentives by requiring parties who seek discovery to justify it to a judge, thereby forcing judges to take control of their cases. "Under the disclosure system, there will be no place to hide for judges indifferent to case management," he says.

When filing suit, a plaintiff would be required to give to the defendants copies of all known "material" documents and items, the names and addresses of all persons believed to have material information, and a summary of all material information known to be possessed by persons under the plaintiff's control. The category of information subject to disclosure would be narrower than that which is subject to discovery now.

Defendants would be obliged to do the same in filing their answers to the complaint. And as the case proceeds, all parties would have a continuing obligation to supplement their disclosures as they became aware of new facts or new issues. They would have to certify with each disclosure that they had handed over everything then known to be material. Noncompliance would invite judicial sanctions, and corner-cutting would undermine a party's credibility in court.

When in doubt about whether information must be disclosed, any party could seek a court ruling to clarify its obligations. Discovery against an adverse party would be allowed only by court order based on a showing of "particularized need." Judges could impose conditions such as time limits and defined areas of inquiry for depositions. Such judicial involvement, in the context of prior disclosure, would serve to define and narrow the issues.

AN INCENTIVE TO SETTLE

Since everyone's "cards will be face up on the table at the outset," Schwarzer says, "the game-playing associated with discovery" would be eliminated, along with much of the incentive to litigate. Parties could not proceed in the hope that information adverse to their case would remain undiscovered through their adversaries' failure to ask precisely the correct questions or their own cleverly narrow interpretations of discovery demands. Cases would settle more quickly.

The present system tells lawyers, in effect, "when in doubt, demand more discovery." The disclosure system would reverse that presumption.

One likely cost of changing to such a disclosure system would be the loss of some relevant information that exhaustive discovery might have ferreted out. But it is very doubtful that this would produce unjust results anywhere near as often as does the current discovery system, which is so costly that it stacks the deck in favor of those better able or more willing to endure prolonged trench warfare, and which often makes it uneconomical for parties with valid claims of under, say, $150,000 to go to federal court at all.

The greatest obstacle to the proposal is that it would deliver a major hit to the revenue base of large law firms, perhaps leading to widespread layoffs.

And while the Schwarzer disclosure system would depend on the good faith of lawyers and their clients, and thus be vulnerable to concealment of material information by those who act dishonorably, this is equally true—perhaps even more true—of the current discovery system.

The greatest obstacle to the Schwarzer proposal is that it would deliver a major hit to the revenue base of large law firms, perhaps leading to widespread layoffs. This prospect suggests that if the idea gets the serious attention from policymakers that it deserves, it will be buried under an avalanche of well-crafted objections by many of the nation's leading litigators.

Come to think of it, imagine what a major shrinkage of big-firm litigation departments could do to the revenue base of publications like this one.

Come to think of it, it's probably a lousy idea. ■

10/17 GERMAN-JEWISH ÉMIGRÉ JURISTS-LECTURES 1983-1984, 1991

The Ambassador
of the Federal Republic of Germany
and Mrs. Niels Hansen
request the pleasure of the company of

[Name]

at a lecture by Professor Ernst Stiefel (New York) on:
'The Contribution of German Emigré Jurists to the legal
Environment in the United States 1933-1983"
preceded by a buffet-dinner *on* Monday

March 7, 1983 *at* 7:00 o'clock

R.S.V.P.
Tel. 243111/13

100. Ha-Eshel St.
Herzliya-Pituach

Welcome address by Dr. Niels Hansen:

Prof. Dinstein, Prof. Nebenzahl, honored guests, ladies and gentlemen, dear friends,

It gives me great pleasure indeed to welcome you tonight and to introduce Prof. Ernst Stiefel from New York, who is going to give a lecture about the contribution of German emigre jurists to the legal environment of the USA 1933-1983.

I am glad that so many of you found your way here to our house in Herzliya. I had no doubt about it because I know that Ernst Stiefel really is a big attraction. I think the topic he is dealing with is extremely important, all the more so as we are remembering these days the fatal events which took place in Germany which constituted "den Anfang vom Ende" and which indeed led to the catastrophy. I know Ernst Stiefel very well, we are very good friends, we established this friendship during my various incarnations in the US, twice at New York, one time at Washington, and I must say I personally, as well as our Embassy in Washington, we owe Ernst Stiefel a lot. He established good contacts with my country, with another, new Germany, already at a comparatively early stage and we are extremely grateful to him. He, how should I put it, he is very "in" in Germany, he is visiting my country time and again and he knows quite a lot of people and among other personalities he knows very well, I should say, our Foreign Minister, Mr. Genscher. As some of you know we had elections yesterday in Germany and it's no secret, it's very good news that our liberal party has been reelected and I think that Mr. Genscher, who is the most senior Foreign Minister, I think, of all western countries, will stay. And Mr. Genscher, who knew about this lecture, has sent a telegram which arrived

today and if you permit I'll read it, and in order to save time, if you permit, I'll read it in English.

...reads free English translation of telegram...

We shouldn't loose time any more, and I would like to give the floor to Prof. Ernst Stiefel.

Buffet-Dinner am Montag, 7. März 1983, 19.00 Uhr, Residenz

"For a lecture of Professor Dr. Ernst C. Stiefel on
"The Contribution of German Emigré Jurists to the
Legal Environment in the United States 1933-1983" "

Anwesende Gäste:

1. <u>Supreme Court, Jerusalem</u>

Dr. Gavriel Bach, Richter,
Supreme Court, Russian Compound, Jerusalem

Dr. Alfred Witkon, Richter a.D.,
Shemaryahu Levin 7, Jerusalem

Dr. Moshe Etziony, Richter a.D.,
Balfour 21, Jerusalem

2. <u>Richter am District Court Tel Aviv</u>

Mrs. Channa Evnor

Mr. Yitzchak S. Shilo

Mrs. Shulamit Wallenstein

Mrs. Hadassa Ben-Ito

Mr. David Wallach

Mr. Aryeh Even-Ari

Mr. Eliezer Malchi

3. <u>Anwälte</u>

Mr. Abraham Achiron, Tel Aviv, Yehuda Halevi 43

Mr. Yedidia Berry, Tel Aviv, Arlozorov 47

Mr. Heinz Usiel Ellern, Tel Aviv, Hagefen 19

Mr. Baruch Gross, Tel Aviv, Yehuda Halevi 20

Mr. Daniel Jacobson, Tel Aviv, Yehuda Halevi 4

Mr. und Mrs. Dan Joel, Tel Aviv, Rothschild Blvd. 4

Dr. Ernst W. Klimowsky, Tel Aviv, Yehud Halevi 43

Mr. Shlomo Lifschitz, Tel Aviv, Ben-Zion Blvd. 29

Dr. Joshua Rotenstreich, Tel Aviv, Ibn Gvirol 25

Dr. Yitzhak Weller, Haifa, Ibn Sina 26

Mr. Gabriel Meiri, Tel Aviv, Dizengoff 155

Mr. Silas Benyamin Sasoon, Herzliya-Pituach, Rehov Hakilma

Dr. Manfred Kaufmann, Tel Aviv, Shikun Dan, Ashkenazi 36,
Dr. und Mrs. Fritz Kost, Tel Aviv, Beeri 2
Mr. Werner Orgler, Ramat Chen, Golani 2[illegible] + Sohn
Dr. Ernst Eisenmann, Ramat Gan, Ben Zvi 15

4. <u>Universität Tel Aviv</u>
Rektor Professor Dr. Yoram Dinstein
Professor Dr. Amos Shapira
Professor Dr. Daniel Friedman

5. <u>Verwaltung</u>
Mrs. Yehudith Hübner
Abteilungsleiterin, Innenministerium
Hakirya, Hillel Street, Jerusalem

Mr. Martin Josef Glass, Deputy State Attorney a.D.
Masaryk 8, Jerusalem

Dr. Itzhak Ernst Nebenzahl, Comptroller General a.D.
Havard Haleumi 21, Jerusalem

6. <u>Wirtschaft</u>
Dr. Kurt-Alexander Mosberg, deutsch-israelische Handelskammer
Dr. Kurt Kanowitz, Tel Aviv, Yehuda Halevi 39
Herr Ronald Karry, Israel Continental Bank, Ltd.
Mr. Samuel Federmann, Dan Hotel Tel Aviv, Hayarkon 99
Mr. Bach (Bank Leumi)

7. <u>Verschiedene</u>
Dr. Hans Capell (IOME), Tel Aviv, Rambam 15
Mr. Zeev Estreicher (IOME) und Leo Beck Institut, Tel Aviv
Mr. Wolfgang Lippmann, Ramat Gan, Ben Zvi 15
Mr. Ariel Manor, Jerusalem, Metudela 3
Mr. Eli Vogelsdorf, Tel Aviv, Pinkas 44
Mr. Zvi Schwarz, Herzliya-Pituah, Ha'Eshel 114
Mr. Fritz Oppenheimer,
Mr. Yehuda Shaari, Tel Aviv, Beeri 5
Frau Joan Lessing und Escort
Frau Doretta Loschelder
Leiterin des Rechts- und Konsularreferates der Botschaft
Frau Luise Metzger, Ramat-Gan, Hasar Moshe 6
Mr. Uri and Mrs. Shulamit Natanson, Ramat-Gan

8. <u>Gäste aus Deutschland</u>

Frau Magda Maier, (Stuttgart)

Herr und Frau Beythan, Mannheim, Schopenhauerstr. 10

DEUTSCHE BOTSCHAFT
TEL AVIV

Ku 624.22
Ber.Nr. 283/83

Tel Aviv, den 8. März 1983
Bo/Jt

Niels Hansen
mit herzlichen Grüß

An das
Auswärtige Amt
5300 Bonn 1
Federführung: Referat 621

Betr.: Vortrag von Professor Dr. Ernst C. Stiefel (New York) in meinem Hause zum Thema "The Contribution of German Emigré Jurists to the Legal Environment in the United States 1933 - 1983" am 7. März 1983

Bezug: DE 0050 vom 2.3.1983 - 010 -

2 Doppel (*)
1 Doppel für 010, 310, 512
1 Doppel für GK New York unmittelbar

Der knapp einstündige Vortrag fand im Anschluss an ein Buffet-Dinner vor über sechzig geladenen Gästen vorwiegend deutscher Abstammung statt, die lebhaftes Interesse bekundeten. Erschienen waren u.a. ein Richter und zwei frühere Richter des Obersten Gerichtshofs, der bisherige State Comptroller Professor Nebenzahl, sieben Richter(innen) des Tel Aviver Bezirksgerichts, der Rektor der Universität Tel Aviv und der Dekan von deren juristischer Fakultät, Vertreter des Leo-Baeck-Instituts sowie zahlreiche Rechtsanwälte und hohe Beamte aus Tel Aviv und Jerusalem. Das Grusstelegramm des Herrn Bundesministers, das ich zu Beginn verlas, wurde sehr beifällig aufgenommen.

Professor Stiefel zeichnete ein in zeitlicher, örtlicher und sachlicher Hinsicht differenzierendes Bild vom Einfluss der aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei vertriebenen, ganz überwiegend (jedoch nicht ausschliesslich) jüdischen Juristen. Er unterstrich die Bedeutung des Fragenkom-

(*) Das ist Ministerbüro!

plexes auch für Israel. In einer anschliessenden Diskussion konnten verschiedene Aspekte vertieft werden. Die Veranstaltung war ein voller Erfolg der nachwirken wird. Der Rektor der Tel Aviver Universität, Professor Dinstein, sagte mir zum Schluss, er sei so beeindruckt, dass er in absehbarer Zeit ein Symposium über den Einfluss der aus Deutschland eingewanderten Juristen (und evtl. auch anderer Berufsgruppen) in Israel veranstalten wolle.

Professor Stiefel beabsichtigt, den Vortrag im Juni vor einem grösseren Kreis bei der Universität Bonn erneut zu halten. Er wird die wissenschaftliche Erforschung des Themas - u.U. in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte - vorantreiben und erwägt, darüber in Buchform zu publizieren.

gez.: Hansen

DER BOTSCHAFTER
DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
Dr. Niels Hansen

Tel Aviv, 15. Oktober 1984

Lieber Ernst,

heute schreibe ich Dir wegen des Symposiums "The Crossfertilization of Civil and Common Law by Emigré Jurists: Israel and USA", über das wir am 7. August in Sils-Maria gesprochen hatten. Ich habe mich dieserhalb mit Rektor Professor Dinstein und dem Dekan der Juristischen Fakultät Professor Shapira von der Tel Aviver Universität in Verbindung gesetzt. Beide Herren wären sehr einverstanden und würden sich auch um einen Koreferenten bemühen. Sowohl März/April 1985 als auch Herbst 1985 (Semesterbeginn Anfang November) wären willkommen. Angesichts der Finanzkrise, in der sich gerade auch die israelischen Hochschulen befinden, kann man jedoch keine finanziellen Engagements etwa hinsichtlich des Flugs oder eines größeren Essens übernehmen, wofür man, glaube ich, Verständnis haben muß.

Bitte lass mich wissen, ob ich mich um feste Vereinbarungen bemühen soll. Wie Du weißt, halte ich die Sache für sehr lohnend, und ich rechne mit großem Interesse. Zur Vermeidung von Zeit- und Effizienzverlusten solltest Du Dich vielleicht am besten unmittelbar mit Dean Professor Amos Shapira (Tel Aviv University, Faculty of Law, Ramat Aviv-Tel Aviv) in Verbindung setzen, in welchem Fall ich Durchdruck Deines Schreibens erbitte.

Uns geht es trotz der vielen Arbeit gut. Ich erwarte mehrere Bundesminister und andere VIPs zu Besuch.

Herzliche Grüße, auch von Barbara,

Dein

Niels

Dr. Ernst C. Stiefel
Attorney at Law
Pan America Building
Suite 1300
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10017
U S A

DR. ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

31. Oktober 1984

Herrn Botschafter
Dr. Niels Hansen
Botschaft der Bundesrepublik
Deutschland
P.O.B. 160 38
61160 Tel Aviv, Israel

Lieber Niels:

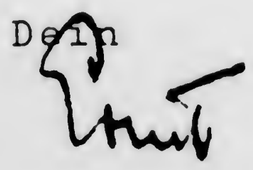
Dank fuer Deine Nachricht vom 15. Oktober und Deine Bemuehungen. Ich bin mit Dir der Meinung - und werde darin in der Bundesrepublik sehr bekraeftigt (Anlage) - dass unser Thema sehr lohnend ist und gerade bei der Jugend Resonanz findet. Ich bin mir aber nicht so sicher, ob dies auch fuer die Akademia in Israel gilt; dazu muesste schon etwas mehr Initiative von dieser Seite ausgehen.

Unter diesen Umstaenden moechte ich keine feste Vereinbarung fuer einen Termin 1985 eingehen, sondern abwarten, ob und wann ich ohnedies nach Israel komme, und dann eventuell kurzfristig fuer eine Gastvorlesung zur Verfuegung stehen.

Ich habe es sehr bedauert, dass wir Dich nicht beim Geburtstagsessen fuer Josef Cohn, das der Bundespraesident gab, begruessen durften. Ich bin spaetestens im Februar/Maerz wieder in Deutschland und hoffe, dass dies mit einer Reise von Dir und Barbara zusammentrifft.

Barbara, Dir und allen im Hause in herzlicher Verbundenheit

Dein



ECS:irn

The Ambassador
of the Federal Republic of Germany
and Mrs. Niels Hansen
request the pleasure of the company of

[Name]

at a lecture by Professor Ernst Stiefel (New York) on:
"The Contribution of German Emigré Jurists to the legal
Environment in the United States 1933-1983"
preceded by a buffet-dinner *on* Monday

March 7, 1983 *at* 7:00 o'clock

R.S.V.P.
Tel. 243111/13

100, Ha-Eshel St.
Herzliya-Pituach

Welcome address by Dr. Niels Hansen:

Prof. Dinstein, Prof. Nebenzahl, honored guests, ladies and gentlemen, dear friends,

It gives me great pleasure indeed to welcome you tonight and to introduce Prof. Ernst Stiefel from New York, who is going to give a lecture about the contribution of German emigre jurists to the legal environment of the USA 1933-1983.

I am glad that so many of you found your way here to our house in Herzliya. I had no doubt about it because I know that Ernst Stiefel really is a big attraction. I think the topic he is dealing with is extremely important, all the more so as we are remembering these days the fatal events which took place in Germany which constituted "den Anfang vom Ende" and which indeed led to the catastrophy. I know Ernst Stiefel very well, we are very good friends, we established this friendship during my various incarnations in the US, twice at New York, one time at Washington, and I must say I personally, as well as our Embassy in Washington, we owe Ernst Stiefel a lot. He established good contacts with my country, with another, new Germany, already at a comparatively early stage and we are extremely grateful to him. He, how should I put it, he is very "in" in Germany, he is visiting my country time and again and he knows quite a lot of people and among other personalities he knows very well, I should say, our Foreign Minister, Mr. Genscher. As some of you know we had elections yesterday in Germany and it's no secret, it's very good news that our liberal party has been reelected and I think that Mr. Genscher, who is the most senior Foreign Minister, I think, of all western countries, will stay. And Mr. Genscher, who knew about this lecture, has sent a telegram which arrived

today and if you permit I'll read it, and in order to save time, if you permit, I'll read it in English.

...reads free English translation of telegram...

We shouldn't loose time any more, and I would like to give the floor to Prof. Ernst Stiefel.

Buffet-Dinner am Montag, 7. März 1983, 19.00 Uhr, Residenz

"For a lecture of Professor Dr. Ernst C. Stiefel on
"The Contribution of German Emigré Jurists to the
Legal Environment in the United States 1933-1983" "

Anwesende Gäste:

1. <u>Supreme Court, Jerusalem</u>

   Dr. Gavriel Bach, Richter,
   Supreme Court, Russian Compound, Jerusalem

   Dr. Alfred Witkon, Richter a.D.,
   Shemaryahu Levin 7, Jerusalem

   Dr. Moshe Etziony, Richter a.D.,
   Balfour 21, Jerusalem

2. <u>Richter am District Court Tel Aviv</u>

   Mrs. Channa Evnor

   Mr. Yitzchak S.Shilo

   Mrs. Shulamit Wallenstein

   Mrs. Hadassa Ben-Ito

   Mr. David Wallach

   Mr. Aryeh Even-Ari

   Mr. Eliezer Malchi

3. <u>Anwälte</u>

   Mr. Abraham Achiron, Tel Aviv, Yehuda Halevi 43

   Mr. Yedidia Berry, Tel Aviv, Arlozorov 47

   Mr. Heinz Usiel Ellern, Tel Aviv, Hagefen 19

   Mr. Baruch Gross, Tel Aviv, Yehuda Halevi 20

   Mr. Daniel Jacobson, Tel Aviv, Yehuda Halevi 4

   Mr. und Mrs. Dan Joel, Tel Aviv, Rothschild Blvd. 4

   Dr. Ernst W.Klimowsky, Tel Aviv, Yehud Halevi 43

   Mr. Shlomo Lifschitz, Tel Aviv, Ben-Zion Blvd. 29

   Dr. Joshua Rotenstreich, Tel Aviv, Ibn Gvirol 25

   Dr. Yitzhak Weller, Haifa, Ibn Sina 26

   Mr. Gabriel Meiri, Tel Aviv, Dizengoff 155

   Mr. Silas Benyamin Sasoon, Herzliya-Pituach, Rehov Hakilm

Dr. Manfred Kaufmann, Tel Aviv, Shikun Dan, Ashkenazi 36,
Dr. und Mrs. Fritz Kost, Tel Aviv, Beeri 2
Mr. Werner Orgler, Ramat Chen, Golani 2; + Sohn
Dr. Ernst Eisenmann, Ramat Gan, Ben Zvi 15

4. Universität Tel Aviv
Rektor Professor Dr. Yoram Dinstein
Professor Dr. Amos Shapira
Professor Dr. Daniel Friedman

5. Verwaltung
Mrs. Yehudith Hübner
Abteilungsleiterin, Innenministerium
Hakirya, Hillel Street, Jerusalem

Mr. Martin Josef Glass, Deputy State Attorney a.D.
Masaryk 8, Jerusalem

Dr. Itzhak Ernst Nebenzahl, Comptroller General a.D.
Havard Haleumi 21, Jerusalem

6. Wirtschaft
Dr. Kurt-Alexander Mosberg, deutsch-israelische Handelskammer
Dr. Kurt Kanowitz, Tel Aviv, Yehuda Halevi 39
Herr Ronald Karry, Israel Continental Bank, Ltd.
Mr. Samuel Federmann, Dan Hotel Tel Aviv, Hayarkon 99
Mr. Bach (Bank Leumi)

7. Verschiedene
Dr. Hans Capell (IOME), Tel Aviv, Rambam 15
Mr. Zeev Estreicher (IOME) und Leo Beck Institut, Tel Aviv
Mr. Wolfgang Lippmann, Ramat Gan, Ben Zvi 15
Mr. Ariel Manor, Jerusalem, Metudela 3
Mr. Eli Vogelsdorf, Tel Aviv, Pinkas 44
Mr. Zvi Schwarz, Herzliya-Pituah, Ha'Eshel 114
Mr. Fritz Oppenheimer,
Mr. Yehuda Shaari, Tel Aviv, Beeri 5
Frau Joan Lessing und Escort
Frau Doretta Loschelder
Leiterin des Rechts- und Konsularreferats der Botschaft
Frau Luise Metzger, Ramat-Gan, Hasar Moshe 6
Mr. Uri and Mrs. Shulamit Natanson, Ramat-Gan

8. <u>Gäste aus Deutschland</u>

Frau Magda Maier, (Stuttgart)

Herr und Frau Beythan, Mannheim, Schopenhauerstr. 10

DEUTSCHE BOTSCHAFT
TEL AVIV

Ku 624.22
Ber.Nr. 283/83

Tel Aviv, den 8. März 1983
Bo/Jt

Niels Hansen
mit herzlichen Grüs

An das
Auswärtige Amt
5300 Bonn 1
Federführung: Referat 621

Betr.: Vortrag von Professor Dr. Ernst C. Stiefel (New York) in meinem Hause zum Thema "The Contribution of German Emigré Jurists to the Legal Environment in the United States 1933 - 1983" am 7. März 1983

Bezug: DE 0050 vom 2.3.1983 - 010 -

2 Doppel
1 Doppel für 010, 310, 512
1 Doppel für GK New York unmittelbar

Der knapp einstündige Vortrag fand im Anschluss an ein Buffet-Dinner vor über sechzig geladenen Gästen vorwiegend deutscher Abstammung statt, die lebhaftes Interesse bekundeten. Erschienen waren u.a. ein Richter und zwei frühere Richter des Obersten Gerichtshofs, der bisherige State Comptroller Professor Nebenzahl, sieben Richter(innen) des Tel Aviver Bezirksgerichts, der Rektor der Universität Tel Aviv und der Dekan von deren juristischer Fakultät, Vertreter des Leo-Baeck-Instituts sowie zahlreiche Rechtsanwälte und hohe Beamte aus Tel Aviv und Jerusalem. Das Grusstelegramm des Herrn Bundesministers, das ich zu Beginn verlas, wurde sehr beifällig aufgenommen.

Professor Stiefel zeichnete ein in zeitlicher, örtlicher und sachlicher Hinsicht differenzierendes Bild vom Einfluss der aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei vertriebenen, ganz überwiegend (jedoch nicht ausschliesslich) jüdischen Juristen. Er unterstrich die Bedeutung des Fragenkom-

(*) Das ist Ministerbüro!

plexes auch für Israel. In einer anschliessenden Diskussion konnten verschiedene Aspekte vertieft werden. Die Veranstaltung war ein voller Erfolg, der nachwirken wird. Der Rektor der Tel Aviver Universität, Professor Dinstein, sagte mir zum Schluss, er sei so beeindruckt, dass er in absehbarer Zeit ein Symposium über den Einfluss der aus Deutschland eingewanderten Juristen (und evtl. auch anderer Berufsgruppen) in Israel veranstalten wolle.

Professor Stiefel beabsichtigt, den Vortrag im Juni vor einem grösseren Kreis bei der Universität Bonn erneut zu halten. Er wird die wissenschaftliche Erforschung des Themas - u.U. in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte - vorantreiben und erwägt, darüber in Buchform zu publizieren.

gez.: Hansen

DER BOTSCHAFTER
DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
Dr. Niels Hansen

Tel Aviv, 15. Oktober 1984

Lieber Ernst,

heute schreibe ich Dir wegen des Symposiums "The Crossfertilization of Civil and Common Law by Emigré Jurists: Israel and USA", über das wir am 7. August in Sils-Maria gesprochen hatten. Ich habe mich dieserhalb mit Rektor Professor Dinstein und dem Dekan der Juristischen Fakultät Professor Shapira von der Tel Aviver Universität in Verbindung gesetzt. Beide Herren wären sehr einverstanden und würden sich auch um einen Koreferenten bemühen. Sowohl März/April 1985 als auch Herbst 1985 (Semesterbeginn Anfang November) wären willkommen. Angesichts der Finanzkrise, in der sich gerade auch die israelischen Hochschulen befinden, kann man jedoch keine finanziellen Engagements etwa hinsichtlich des Flugs oder eines größeren Essens übernehmen, wofür man, glaube ich, Verständnis haben muß.

Bitte lass mich wissen, ob ich mich um feste Vereinbarungen bemühen soll. Wie Du weißt, halte ich die Sache für sehr lohnend, und ich rechne mit großem Interesse. Zur Vermeidung von Zeit- und Effizienzverlusten solltest Du Dich vielleicht am besten unmittelbar mit Dean Professor Amos Shapira (Tel Aviv University, Faculty of Law, Ramat Aviv-Tel Aviv) in Verbindung setzen, in welchem Fall ich Durchdruck Deines Schreibens erbitte.

Uns geht es trotz der vielen Arbeit gut. Ich erwarte mehrere Bundesminister und andere VIPs zu Besuch.

Herzliche Grüße, auch von Barbara,

Dein

Dr. Ernst C. Stiefel
Attorney at Law
Pan America Building
Suite 1300
200 Park Avenue
New York, N.Y. 10017
U S A

DR. ERNST C. STIEFEL
ATTORNEY AT LAW
PAN AMERICAN BUILDING
SUITE 1300
200 PARK AVENUE
NEW YORK, N.Y. 10166

TELEX
INTL: RCA 234373
ITT 424736
DOMESTIC:148439

TELECOPIER
DEX 4100
(212) 972-1768
(212) 661-4345
RAPICOM 1500
(212) 490-3751

TELEPHONE
(212) 880-4600

CABLE
"ERNSTIEFEL" NEWYORK

31. Oktober 1984

Herrn Botschafter
Dr. Niels Hansen
Botschaft der Bundesrepublik
Deutschland
P.O.B. 160 38
61160 Tel Aviv, Israel

Lieber Niels:

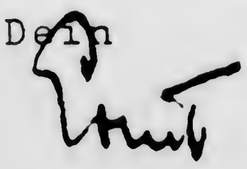
Dank fuer Deine Nachricht vom 15. Oktober und Deine Bemuehungen. Ich bin mit Dir der Meinung - und werde darin in der Bundesrepublik sehr bekraeftigt (Anlage) - dass unser Thema sehr lohnend ist und gerade bei der Jugend Resonanz findet. Ich bin mir aber nicht so sicher, ob dies auch fuer die Akademia in Israel gilt; dazu muesste schon etwas mehr Initiative von dieser Seite ausgehen.

Unter diesen Umstaenden moechte ich keine feste Vereinbarung fuer einen Termin 1985 eingehen, sondern abwarten, ob und wann ich ohnedies nach Israel komme, und dann eventuell kurzfristig fuer eine Gastvorlesung zur Verfuegung stehen.

Ich habe es sehr bedauert, dass wir Dich nicht beim Geburtstagsessen fuer Josef Cohn, das der Bundespraesident gab, begruessen durften. Ich bin spaetestens im Februar/Maerz wieder in Deutschland und hoffe, dass dies mit einer Reise von Dir und Barbara zusammentrifft.

Barbara, Dir und allen im Hause in herzlicher Verbundenheit

Dein



ECS:irn

"The Influence of German Speaking Emigre Jurists
on the Development of the Law
in the United States and Germany"

CONFERENCE

September 12 - 14, 1991
Bonn, Germany

List of American Participants
and Topics

Participant	Emigre Jurist
Prof. Donna Arzt Syracuse University College of Law	Otto Kirchheimer
Prof. Hans W. Baade University of Texas at Austin School of Law	Carl Fulda
Prof. Herbert L. Bernstein Duke University School of Law	Ehrenzweig/Kessler
Dr. Vera Bolgar University of Michigan Law School	Nadelmann/Ehrenzweig/Riesenfeld
Prof. Richard M. Buxbaum University of California at Berkeley School of Law	Kronstein
Prof. David Scott Clark The University of Tulsa College of Law	Rabel
Prof. Cole Durham, Jr. Brigham Young University J. Reuben Clark Law School	Bodenheimer
Prof. William B. Fisch University of Missouri-Columbia School of Law	Homburger
Prof. David J. Gerber Illinois Instit. of Technology Chicago-Kent College of Law	Kronstein
Prof. Mary A. Glendon Harvard University Law School	Rheinstein
Prof. Peter Hay University of Illinois College of Law	Nadelmann

Participant	Emigre Jurist
Prof. Peter E. Herzog Syracuse University College of Law	Kelsen
Dean Michael H. Hoeflich Syracuse University College of Law	Introduction
Prof. Friedrich K. Juenger University of California at Davis School of Law	Schlesinger
Prof. Harry D. Krause University of Illinois College of Law	B. Bodenheimer
Prof. John H. Langbein Yale Law School	Paper on the topic, why did the emigres have no lasting American influence in the realm of procedure and Gerichtsverfassung?
Prof. Kenneth Pennington Syracuse University Dept. of History	Kuttner
Prof. Mathias W. Reimann University of Michigan Law School	Ehrenzweig
Prof. John C. Reitz University of Iowa College of Law	Freund
Prof. Ernst Stiefel New York Law School New York	Introduction
Prof. Alan Watson University of Georgia Law School	Daube

Honored Guests to be Present

Brigitte Bodenheimer
(in honor of the late Edgar Bodenheimer)
University of California at Davis
School of Law

Prof. Stefan A. Riesenfeld
University of California at Berkeley
School of Law

Prof. Rudolf B. Schlesinger
University of California
Hastings College of Law

Prof. Ernst Stiefel
New York Law School
New York

Deutsche Teilnehmer

Prof. Dr. Baums, Osnabrück
Porf. Dr. Ebke, Konstanz
Prof. Dr. Großfeld, Münster
Prof. Dr. Joerges, Florenz
Dr. Junker, Münster
Prof. Dr. Kegel, Köln
Prof. Dr. Kötz, Hamburg
Prof. Dr. Lepsius, Heidelberg
Prof. Dr. Leser, Marburg
Prof. Dr. Lutter, Bonn
Prof. Dr. Mommsen, Bochum
Prof. Dr. von Marschall, Bonn
Prof. Dr. Nörr, Tübingen
Prof. Dr. Raiser, Gießen
Prof. Dr. Rehbinder, Frankfurt
Prof. Dr. Rückert, Hannover
Prof. Dr. Sandrock, Münster
Prof. Dr. Stürner, Konstanz
Prof. Dr. Teubner, Florenz

The CB Daily News

Vol. III, Issue 82 | New York Office | Thursday, May 30, 1991

Information Requested

Lawyer in Finland

The San Jose office is seeking a referral of a lawyer in Finland, competent to handle a corporate/intellectual property matter. Anyone who can provide assistance is requested to contact **Dennis R. DeBroeck** or **John Cole**.

Announcements

London News

Independent television franchises in the U.K. have recently been put out to competitive tender, and Beharrell, Thompson & Co.'s Jo Marks represented a new consortium, C3W, in the preparation and submission of an application for a regional Channel 3 license for Wales and the west of England. BT & Co. advised on the corporate structure, tax issues, compliance with broadcasting legislation and the raising of finance. The consortium included Radio Telefis Eireann, United Artists Entertainment, Hit Communications plc, Flextech plc and Craig Shipping plc. Jo's collaborators on the project were **Steven Beharrell** and **Lucy Wayne**. The outcome of the bid will be announced publicly in October.

◆ ◆ ◆

Bonn Conference

Ernst C. Stiefel will give the introduction to a conference in Bonn on the academic influence on cross-fertilization between U.S. and German law. The conference will be held September 11-14. Further information and a list of American participants is attached.

◆ ◆ ◆

Farewell

Please join us this evening for a farewell party for **Keiko Kagawa** at 5:30 p.m. in Conference Room 15A (not 14C as indicated yesterday). After 15 years with Coudert Brothers, Keiko has chosen another career path. She will earn her Master's degree in Education at Oregon State University, which will certify her to teach English literature at the high school level.

◆ ◆ ◆

Library Acquisitions

A list of the library's recently acquired materials is attached.

◆ ◆ ◆

Plants in Offices

Attorneys who have plants in their offices are requested to keep the area around the pots clear of documents or other items that might be affected by water spillage. The plant maintenance people come once a week and are reluctant to water as liberally as is needed when a plant is surrounded by papers and files.

◆ ◆ ◆

Attorney Absences

If any attorney is planning on being away from the office in the near future, please contact **Kathleen O'Connor** at ext. 4927.

At the suggestion of Ernst C. Stiefel, the German government through its Research Foundation is sponsoring a conference on the academic influence on cross-fertilization between U.S. and German law. It will be held in Bonn from September 11-14, 1991.

The American side will be represented by the following participants:

Prof. Donna Arzt
Syracuse University
College of Law

Prof. Hans W. Baade
University of Texas at Austin
School of Law

Prof. Herbert L. Bernstein
Duke University
School of Law

Dr. Vera Bolgar
University of Michigan
Law School

Prof. Richard M. Buxbaum
University of California at Berkeley
School of Law

Prof. David Scott Clark
The University of Tulsa
College of Law

Prof. Cole Durham, Jr.
Brigham Young University
J. Reuben Clark Law School

Prof. William B. Fisch
University of Missouri-Columbia
School of Law

Prof. David J. Gerber
Illinois Instit. of Technology
Chicago-Kent
College of Law

Prof. Mary A. Glendon
Harvard University
Law School

Prof. Peter Hay
University of Illinois
College of Law

Prof. Peter E. Herzog
Syracuse University
College of Law

Dean Michael H. Hoeflich
Syracuse University
College of Law

Prof. Friedrich K. Juenger
University of California at Davis
School of Law

Prof. Harry D. Krause
University of Illinois
College of Law

Prof. John H. Langbein
Yale Law School

Prof. Kenneth Pennington
Syracuse University
Dept. of History

Prof. Mathias W. Reimann
University of Michigan
Law School

Prof. John C. Reitz
University of Iowa
College of Law

Dr. Ernst Stiefel
New York Law School
New York

Prof. Alan Watson
University of Georgia
Law School

On the German side, the law faculties of the universities of Bonn, Bremen, Frankfurt, Giessen, Hannover, Heidelberg, Konstanz, Marburg, Muenchen and Muenster will send their specialists on foreign and comparative law to the conference.

The introduction to the conference will be given by Ernst C. Stiefel.

Any CB lawyer interested in the program should contact Mr. Stiefel before June 12th.

AR 5230

ERNST C. STIEFEL COLLECTION

10/18

10/18 GERMAN-JEWISH ÉMIGRÉ JURISTS - NOTES & EXCERPTS UNDATED, 1939-1992

European Refugees: 1939-52

A Study in Forced Population Movement

by

MALCOLM J. PROUDFOOT

FABER AND FABER LTD
24 Russell Square
London

TABLE 49

THE ESTIMATED NUMBER OF REFUGEES IN THE CARE OF THE IRO WHO WERE CONSIDERED TO HAVE LIMITED OPPORTUNITY FOR RESETTLEMENT, THE SO-CALLED 'HARD CORE', AS OF 1 JUNE 1949

Class	*Families*		*Unattached Persons*	*Total Persons*
	Number	*Persons Included*		
Health Problems	*12,100*	*39,500*	*9,400*	*48,900*
Aged	*5,200*	*10,300*	*16,600*	*26,900*
Men 45–59 years of age	—	—	9,500	9,500
Men 60 years and over	—	—	1,800	1,800
Women 40–59 years of age	—	—	4,200	4,200
Women 60 years and over	—	—	1,100	1,100
Couples without children, men 45, women 40 or more years of age	5,200	10,300	—	10,300
Family Composition	*10,600*	*27,100*	*100*	*27,200*
Unmarried mother with child under 17	4,100	9,200	—	9,200
Widow, separated or divorced women with child under 17	5,800	16,000	—	16,000
Member of unmarried couple, with or without children	700	1,900	100	2,000
Personal or Occupational Problems	*10,900*	*36,100*	*5,800*	*41,900*
Criminal record	600	2,000	900	2,900
Security record	500	1,500	700	2,200
Professional or specialist workers, aged 35 years or more[1]	6,700	22,500	2,700	25,200
Clerical, sales, or other white collar workers, aged 40 years or more	2,600	8,500	800	9,300
Miscellaneous	500	1,600	700	2,300
Uneconomic Family (too large for self-support)	*7,400*	*28,000*	*1,400*	*29,400*
Total	*46,200*	*141,000*	*33,300*	*174,300*

(Source: IRO General Council, GC/102 (16 September 1949), pp. 11–12.)

[1] This was a particularly unfortunate group of refugees, called 'the Forgotten Elite' by the IRO, composed of physicians, dentists, attorneys, engineers, and all manner of professional and specialist workers. Those who were able to migrate to all but the most primitive areas, were, with few exceptions, required to seek work outside their special competence. This was understandable, perhaps, in the case of many attorneys because of the difference in national legal systems but it was an almost inexcusable circumstance in the case of the physicians and dentists, especially since these had served their fellows for years in the assembly centres, and some had thereby missed opportunities for resettlement.

on 1 July 1950, to the German[1] and Austrian Governments. The IRO did, however, at the same time transfer certain funds to provide for continuing care, and to assist in the re-establishment of refugees on farms or in handicraft or commercial occupations. With these minor exceptions, however, the German and Austrian Governments assumed full responsibility for the residual refugee problem in their countries, and international responsibility for continuing full care and maintenance diminished and ceased within the next few months, as the remaining refugees were resettled by the IRO. The few remaining refugees who had refused repatriation and who had been rejected for resettlement[2] were now required to attempt to assimilate themselves as best they could as members of German and Austrian society. These people represented only 1 per cent of the total non-German refugee population, 99 per cent having been repatriated or resettled.

The hard core of refugees who thus became the responsibility of the German and Austrian Governments were legally protected. Those in Western Germany, under the provisions of the Stateless Aliens Act of 25 April 1951, were guaranteed legal equality with Germans in all matters of public relief and social security, the right to work, and the right to public education. This Act was, however, somewhat loosely worded, and may receive a wide range of interpretation in minor cases at the lower judicial and governmental levels. Furthermore, since most refugees speak German rather poorly and are defended by German lawyers appointed by the courts, they will inevitably be at a disadvantage.

[1] According to West German sources, there were 254,842 foreigners under German administration on 1 January 1952 (Vernant (1953), p. 145). Of this figure, it was estimated that 125,000 had come under the mandate of the IRO and of these some 46,000 to 50,000 were still resident in assembly centres. According to an estimate made by the High Commissioner's Office for Refugees, at the termination of the IRO there were still 400,000 refugees remaining in Europe under the Commissioner's Mandate (this included various ethnic Germans not the responsibility of the IRO of whom 120,000 were living in mass accommodations, namely 50,000 in Austria, 50,000 in Western Germany, 10,000 in Italy, 4,000 in Trieste, and 4,250 in Greece, as well as scattered groups in the Near and Far East (*World Today* (August 1952), p. 324; and Vernant (1953), p. 16).

[2] In some cases they had refused resettlement as well.

aus. „Refugees and the Professions"

Harvard Law Review LIII No. 1 (1939) S. 112 ff.

The body applying restrictive measures is usually the State Medical Board acting under legislative aegis. The particular restrictions vary from state to state. Admission to practice may be on either of two bases: admission after examination, or admission without examination upon endorsement of a license issued by another state or country. The medical boards of twelve states virtually exclude graduates of foreign medical schools by a refusal even to examine them.[9] This refusal is in some cases predicated upon the fact that failure of the American Medical Association to rate foreign schools makes impossible of fulfillment the statutory requirement that the applicant be a graduate of a " Class A " medical school.[10] Wisconsin explains its refusal on the ground that applicants' credentials cannot be adequately checked.[11] Some states, while avoiding categorical refusal to examine, nevertheless place almost insuperable political obstacles in the applicants' path, as, for example, by requiring certification from the foreign school as a prerequisite to examination.[12]

If restrictions are based upon a distrust of the standards of foreign medical schools,[13] a more reasonable approach seems that of those states in which the board in its discretion may refuse to endorse foreign licenses,[14] but will admit the applicant to examination if he has spent

---

[9] Letter, Secretary, La. State Board of Med. Examiners, Oct. 18, 1939; S. C. Med. Rules (as amended, 1938) p. 2; Letter, Secretary, Vt. Board of Med. Registration, Sept. 27, 1939. The practice is said to be similar in Nevada, North Carolina, Oklahoma, Tennessee and Wyoming. (1939) 112 A. M. A. J. 1720. *Cf.* Letter, Secretary, Me. Board of Registration of Medicine, Sept. 26, 1939 (stating that the Board is " very strict " regarding licensure of foreign graduates). See *infra* notes 10 and 11.

[10] N. M. Laws 1939, c. 80, § 1; W. Va. Code Ann. (Michie & Sublett, 1937) § 2869.

[11] Letter, Secretary, Wis. State Board of Med. Examiners, Oct. 2, 1939.

[12] Letter, Acting Superintendent, Ill. Dep't of Registration and Education, Oct. 4, 1939; Kan. Med. Rules (1938) p. 19, Rule 5; Mass. Med. Exam. Rules p. 2, § f; Letter, Director, Neb. Bureau of Examining Boards, Sept. 27, 1939; Pa. Foreign Med. Graduates Rules (1938) 2a.

[13] Pinkham, *Foreign Medical Credentials* (May, 1936) 22 Fed. Bull. 1. Information collected by the Boston Committee on Medical Emigrés, 114 Riverway, Boston, indicates that in countries from which refugees have come medical standards have been high. Letter, Oct. 21, 1939.

[14] In the following states the board is authorized to license an applicant without examination if the foreign requirements are substantially equivalent to those in the particular state. Ariz. Rev. Code Ann. (Struckmeyer, 1928) § 2556 (plus 3 years' practice); D. C. Code (1929) tit. 20, § 141 (plus 2 years' practice; foreign country must reciprocate); Ga. Med. Practice Act 1939, § 84-907 (foreign country must reciprocate); Ill. Rev. Stat. (1937) c. 91, § 14 (same); Mich. Stat. Ann. (Henderson, 1937) § 14.533; N. H. Pub. Laws (1926) c. 204, § 13. It appears that there has been little admission by endorsement in the last few years. Gutheil, *Give the Refugee a Chance* (1939) 16 Med. Econ. no. 7, at 89, 94. While § 51(3) of the N. Y. Education Law provides that " Regents shall have further power to indorse a license issued by a . . . board . . . in any other country," the N. Y. Board of Regents has ruled that all foreign graduates must submit to an examination. It is uncertain whether the Board ruling is valid. *See* Matter of Erlanger v. The Regents of the University, 256 App. Div. 444, 448, 452–54, 10 N. Y. S.(2d) 1013, 1018, 1021–23 (3d Dep't 1939); Matter of De Luca v. Byrne, 168 Misc. 841, 6 N. Y. S.(2d) 742 (Sup. Ct. 1938), *aff'd mem.*, 256 App. Div. 859, 8 N. Y. S.(2d) 763 (3d Dep't 1939).

one year at an American medical school,[15] or a year as an interne at an American hospital,[16] or possibly both.[17]

Law.[18] — In thirty-nine jurisdictions full citizenship is a prerequisite to admission to the bar.[19] A variety of apologia have been adduced in answer to the contention that such a requirement denies to aliens the equal protection of the laws. Thus it has been said that the profession requires an appreciation of the spirit of American political institutions; [20] that attorneys as officers of the court should be citizens; [21] that an alien cannot take an oath to support the Constitution; [22] and that a war between the United States and the alien's country might result in seizure

[15] This seems to be the case in Florida, Georgia, Indiana and Mississippi. (1939) 112 A. M. A. J. 1720.

[16] This is provided for by statute in Alaska, Idaho, Iowa, New Hampshire, New Jersey, Pennsylvania, South Dakota and Utah. See, *e.g.*, ALASKA COMP. LAWS (1933) § 2225 (alternative requirement of four years in practice). There are rulings of the Board to similar effect in Alabama, Kansas, Maine, Missouri and North Dakota. Three states apparently require either one year in an American medical school or interneship in an approved American hospital. CAL. BUS. & PROF. CODE (Deering, 1937) § 2193; Ohio State Med. Board Resolution, July 28, 1936; Ore. Laws 1939, c. 153, § 5, as stated, (1939) 112 A. M. A. J. 1720. A graduate of a foreign medical school may be accepted as an interne by an approved hospital only if he has passed parts I and II of the National Board Examinations. (1939) 113 A. M. A. J. 772.

[17] Del. Laws 1937, c. 86, § 1 (amending § 925), as stated, (1939) 112 A. M. A. J. 1720; D. C. CODE (1929) tit. 20, § 142 (same); Mich. Med. Rules (1936) 1(h); R. I. Med. Rules, p. 3; WASH. REV. STAT. ANN. (Remington, 1933) § 10008, as limited, Foreign Medical Rules 3 and 4. A few states require the foreign applicant to pass the National Board Examinations before admission to the state examination. Ala. Med. Rules (1938); Colo. Med. Rules, p. 7, § 1; Vt. Pub. Acts 1939, No. 189, § 3 (in discretion of board).

[18] Refugee lawyers, almost invariably trained in the Civil Law, present more difficulties of absorption than do doctors, whose basic training does not differ widely from country to country.

[19] Alabama, Alaska, Arizona, Arkansas, California, Colorado, Connecticut, District of Columbia, Florida, Hawaii, Kansas, Kentucky, Louisiana, Maine, Michigan, Minnesota, Mississippi, Nebraska, New Hampshire, New Jersey, New York, Philippine Islands, Puerto Rico, Rhode Island, Tennessee, Texas, Vermont, Washington, Wisconsin, Wyoming. See, *e.g.*, CAL. GEN. LAWS (Deering, 1937) Act 591, § 24.2. And see note 25 *infra*. In some states bar examinations can be taken before citizenship is acquired, but the license is withheld until naturalization is completed. Maryland, Massachusetts, Pennsylvania. See, *e.g.*, MASS. ANN. LAWS (1933) c. 221, § 38(a). In those jurisdictions not requiring full citizenship, varying prerequisites are established. First papers: Idaho (plus six months' residence); Illinois, Montana, Nevada (plus six months' residence), Oklahoma, Oregon. See, *e.g.*, Ill. Laws 1939, p. 290, § 1; *cf.* Howden v. The State Bar, 208 Cal. 604, 283 Pac. 820 (1929). Residence: Iowa, South Dakota, Virginia (six months), West Virginia (one year). *Cf.* IND. STAT. ANN. (Burns, 1933) vol. 1, p. 381, Rule 41-7, and § 29-703; S. C. Sup. Ct. Rules (1938) 30(3) (apparently no requirements). Under a provision requiring first papers, it is probable that the applicant must be able ultimately to become a citizen. *Cf. In re* Hong Yen Chang, 84 Cal. 163, 24 Pac. 156 (1890). An applicant whose petition for naturalization was denied may not claim under these provisions. *In re* O'Sullivan, 267 Fed. 230 (D. Mont. 1920).

[20] *See* Large v. The State Bar, 218 Cal. 334, 335, 23 P.(2d) 288 (1933); Legis. (1934) 83 U. OF PA. L. REV. 74, 82; *cf. In re* Ashford, 4 Hawaii 614 (1883); Matter of O'Neill, 90 N. Y. 584 (1882); Matter of Yamashita, 30 Wash. 234, 70 Pac. 482 (1902).

[21] Fellman, *The Alien's Right to Work* (1938) 22 MINN. L. REV. 137, 155, 158; Chamberlain, *Aliens and the Right to Work* (1932) 18 A. B. A. J. 379.

[22] *See In re* Admission to the Bar, 61 Neb. 58, 59, 84 N. W. 611, 612 (1900).

of the alien, with resultant injury to his clients.[23] It has also been suggested that diversity of citizenship might serve to remove the lawyer from the traditional control of the state over its bar.[24]

In seven jurisdictions whose legislatures have imposed no citizenship requirement, the omission has been nullified by regulations of the state supreme court or board of bar examiners.[25] While the possibility of successful attack upon these regulations may be doubtful, the advisability of requiring citizenship seems rather a question for legislative determination than an aspect of the power of court or bar to establish criteria of training and character. And an attack on the validity of such an action of the court or bar might well succeed where the legislature has specified a lesser requirement.[26]

Even if citizenship were not a requisite, the need for training civil lawyers in the common law would present a formidable practical obstacle to admission to practice. In addition, provisions requiring three years' study as a bar admission prerequisite [27] may restrict the usefulness of intensive retraining courses,[28] unless office study or study abroad be given credit. Recognition of study abroad is feasible where the requirement is only that the law school be approved by the court or bar.[29] However, in five states [30] the study must be in a school recognized by the American Bar Association — which does not approve foreign schools; in three other states there is express stipulation that the school must be in the United States.[31] In eight jurisdictions graduation is the only professional educational requirement; [32] American law schools have indicated a willingness to cooperate by giving credit for study abroad.[33] Two years of legal training will suffice in five states; [34]

---

[23] *See Ex parte* Thompson, 3 Hawks 355, 362 (N. C. 1824).

[24] *Id.* at 362–63.

[25] Georgia, Missouri, New Mexico, North Carolina, North Dakota, Ohio and Utah. Compare, *e.g.*, Mo. STAT. ANN. (1932) p. 623, § 11696, with Mo. Sup. Ct. Rules (1939) 38(1)(a).

[26] See note 25 *supra*; compare OHIO CODE ANN. (Throckmorton, 1938) §§ 1701, 1706 (statute requires first papers), with 132 Ohio St. p. lxxiv, § 8a (1937) (rule requires full citizenship).

[27] Idaho, Indiana, Massachusetts, Nevada. See, *e.g.*, Mass. Admissions Rules (1936) 6(b). See also notes 29–31 *infra*.

[28] Such as the plan of the American Committee for the Guidance of Professional Personnel, 77 West Eagle St., Buffalo, N. Y.

[29] Arizona, California, Colorado, Connecticut, Delaware, District of Columbia, Florida, Illinois, Iowa, Kansas, Maine, New Hampshire, New Jersey, New York, North Carolina, Ohio, Oregon, Pennsylvania, Rhode Island, Vermont, Wyoming. See, *e.g.*, Conn. Super. Ct. Rules (1938) § 4(4)(a); N. Y. Adm. Rules (1938) IV; R. I. Sup. Ct. Rules (1932) 1(A)(3)(a) (plus six months' clerkship).

[30] Alabama, Missouri, Nebraska, West Virginia, Wisconsin. See, *e.g.*, Ala. Adm. Rules (1934) III(C).

[31] Maryland, Michigan, North Dakota. See, *e.g.*, N. D. Laws 1931, c. 90, § 1.

[32] Hawaii, Louisiana, Minnesota, New Mexico, South Dakota, Texas, Utah, Washington. See, *e.g.*, La. Sup. Ct. Rules (1939) XV(1)(3)(d).

[33] Letter, Acting Chairman, American Committee for the Guidance of Professional Personnel, Sept. 30, 1939.

[34] Kentucky, Montana, South Carolina, Tennessee, Virginia. See, *e.g.*, Va. Adm. Rules (1937) 2(c)(1).

two states apparently have no substantial educational requirements.[35]

In some states an exemption from examination may, in the discretion of the court, be accorded attorneys of any foreign country[36] or of a foreign country whose jurisprudence is based upon the principles of the English common law.[37] Nine states admit without examination graduates of approved law schools within the state;[38] cooperation of law schools in these states in accepting refugees as transfer students may prove feasible.

Engineering. — The field of engineering in general lacks those restrictions which fall with particular force upon refugees. Of those states that have a registration system for engineers,[39] only two require citizenship;[40] seven others require first papers.[41] In many states graduation from an approved college or a number of years of experience is necessary in order to be eligible for an examination;[42] in a few states, once the minimum qualifications are met, an examination is discretionary with the board.[43] In other states, experience of a specific character,[44] graduation from an approved school plus ex-

---

[35] GA. CODE ANN. (Park, et al., 1936) tit. 9, § 103; Miss. Adm. Rules.

[36] Colorado and Massachusetts. New York formerly had this rule. Matter of Maggio, 27 App. Div. 129, 51 N. Y. Supp. 1055 (1st Dep't 1898) (refusing to exempt Italian lawyer).

[37] California, Illinois, Indiana, Kentucky, Montana, Nevada, New York, Oregon, Utah. See, *e.g.*, ILL. STAT. ANN. (Smith-Hurd, Supp. 1939) c. 110, § 259.58(V); Ky. Adm. Rules (1936) p. 6, Rule 1.

[38] Alabama, Arkansas, Florida, Iowa, Mississippi, Montana, South Carolina, West Virginia, Wisconsin. See, *e.g.*, ARK. DIG. STAT. (Pope, 1937) § 638; WIS. STAT. (1937) § 256.28(1). Oklahoma accords a similar privilege to graduates of all approved law schools. OKLA. STAT. ANN. (Supp. 1939) tit. 5, § 15.

[39] Only the District of Columbia, Delaware, Massachusetts, Missouri, New Hampshire and North Dakota lack such a system. A bill to regulate the practice of engineering in the District of Columbia was reported by the Senate Committee on the District of Columbia, June 30, 1939. S. 1128, 76th Cong., 1st Sess. For a detailed analysis of registration laws as of December, 1935, see Daggett, *Engineer Registration Laws* (1935) 57 MECHANICAL ENGINEERING 783.

[40] S. D. COMP. LAWS (1929) § 8194-G(a); WYO. REV. STAT. ANN. (Courtright, 1931) § 114-106. It is uncertain whether Michigan requires citizenship. MICH. STAT. ANN. (Henderson, Supp. 1939) § 18.84(12), (20).

[41] Minnesota, Mississippi, Nevada, New Jersey, New York, South Carolina, Virginia. See, *e.g.*, MINN. STAT. (Mason, Supp. 1938) § 5697-9. In New York and South Carolina naturalization must be completed within three years of registration. N. Y. EDUC. LAW § 1452; S. C. CODE (1932) § 7070.

[42] Alabama, Arkansas, Connecticut, Florida, Idaho, Illinois, Indiana, Iowa, Maine, Maryland, Nebraska, New Jersey, New York, Ohio, Oregon, South Carolina, South Dakota, Texas, Utah, Virginia, Washington, Wyoming. See, *e.g.*, IDAHO CODE ANN. (1932) § 53:1007 (graduation or six years' experience).

[43] Arizona, Colorado, Oklahoma, Pennsylvania, Tennessee, West Virginia, Wisconsin. See, *e.g.*, COLO. STAT. ANN. (Michie, 1935) c. 62, § 8 (graduation and three years' experience or seven years' experience plus knowledge of English); PA. STAT. (Purdon, 1936) tit. 63, §§ 134, 135, 137 (ten years' experience or graduation plus two years' experience).

[44] California, Hawaii, Idaho, Maryland, Minnesota, Mississippi, New Jersey, New York, Vermont. See, *e.g.*, MISS. CODE ANN. (Supp. 1938) § 1061(1) (six years, of which one in a responsible position); N. J. REV. STAT. (Supp. 1938) tit. 45, c. 8, § 9(1)(c) (twelve years' experience; thirty-five years old).

cy shall be put in line with the
e profess. Meanwhile Canada
for leadership in a distressed
she grasps it or not will depend
ion, "Will you save human life
n?"

Asset to Canada

to this refugee problem which
patriotic, forward-looking Can-
of the exclusion of these people
ing the whole matter on the low
ively injurious to the future
country to shut the door in the
Europe. One has only to look
n itself to see the damage that
minion by such a policy. How
greatest manufacturing country
ndations of the British textile in-
e and commerce throughout the
that she flung open her doors in
the refugees from Holland and
and the Huguenot manufactur-
eir own lands by the bloody per-
nd Louis of France. They came
and established the woollen in-
potteries and other great indus-
e supreme place in the trade and
d today the very same process is
out the best brains and genius of
lands. He has stripped his own
and educators and literary gen-
ft to the democracies. Think of
nd his brilliant family, and James
t, and Otto Loewi, the Austrian
the German biochemist, and Mau-

rice Maeterlink, the Belgian poet, and Sigrid Unset, the Norwegian author, and Enrico Fermi, the Italian scientist, and scores of others who are now working and teaching in the United States. There are now nine exiled European Nobel Prize winners in America who were driven out of Europe by the Nazi stupidity. There are 6,000 physicians, some of them the best medical minds of Europe, now serving in the laboratories and hospitals and homes of this continent. There are scores of administrators, musicians, composers, painters, inventors, and business leaders now working in the United States and Canada and contributing to the enrichment of our western culture and progress. Most of those who have already come across the Atlantic are from the educated, trained and gifted classes, many of them specialists in science and art and industry. Are we going to be stupid enough to bar out such people from this Dominion and impoverish our future by telling them to go elsewhere? Even the few we have permitted to enter Canada have already proved their value, and made a worthy contribution to our progress. They are bringing fresh capital.

Establishing New Industries

They are establishing new industries. The making of shoes, fabrics, glassware, chemicals, wood-products, gloves, beet-sugar, airplane parts, are some of the industries already started by refugees. One has spent $10,000 in laboratory work, another is doing research on cancer, another has produced an antidote for poison gas. One refugee manufacturer already employs 500 Canadians and expects to need 1,600 later on. Another employs 200 and many others give work to smaller groups. Many of these refugee industrialists have formerly served world export markets and their efforts here will mean an extension of our export trade. Artists and medical men of high ability are amongst them. In March of 1940 the "New York Times" had a statement that "the 5,000 or [illegible]00 refugees admitted to Canada since Hitler marched into Sudetenland, have brought with them an estimated $20,0[illegible],000, which has already

Arieh Tartakower and Kurt R. Grossmann: "The Jewish Refugee"
N.Y. 1944
S. 327

The situation in Canada is somewhat different. This Dominion has always had the internal problem of relations between the British and the French populations, and it has also had a strong antisemitic movement. But the general reluctance of that country to admit refugees is certainly due more to economic than to psychological reasons. Canada ist primarily ~~an~~ agricultural country and apparently will remain such for a long time to come. As an essentially agricultural country with a vast area, it is capable of absorbing hundreds of thousands and even millions of farm settlers, but its absorptive capacity for industrial workers is much smaller, and it is insignificant as regards merchants and professional men.

This is the reason why Canada's doors have been virtually closed to immigration since the last great depression. Very few exceptions have been made for refugees, although in the not so distant past there were many cases where refugees were not only admitted but assisted after their arrival in the country (among others, several thousand Russian Jewish refugees were admitted).

S. 328

A very small number of German refugees were admitted into Canada until the start of the present war, despite the vigorous campaign waged by progressive elements of the country. The refugees admitted belonged mostly to the wealthier classes among German Jewry, and they in-

vested considerable sums in Canadian industry. A Canadian ~~writer~~ has estimated at twenty million dollars the amount of capital which refugees in- vested in their own manufac- ~~to~~ turing enterprises up to the end of 1940. The total number of German refugees admitted to Canada is estimated at 6,000. (Francis Kalnay, The New Americans, p. 33).

A Cooke : Canada and the refugees

…00 dead bodies piled upon every point of light you …e heavens on the brightest, starriest night you have …own! Five hundred dead men, women and children …r star you can see! And God only knows how many …ce that figure was published almost two years ago. …s kind of unspeakable horror is still going on. Here …e from Sir Andrew McFadyean which appeared in the "Daily Telegraph." In it he says:

…ews has just been received that of 2,000 children, from …rs of age upwards, deported from Vichy France in …ucks, half were dead on their arrival at their destina- …d the rest were dying."

What are We Doing about It?

Every day in occupied Europe there are hundreds of …t, helpless people being tortured and killed—old men …omen, and heart-broken parents seeing their children …d off to death, and hundreds of little, terrified children …in agony, "Don't do that! Don't kill my daddy!" And …ck of a Nazi gun is their only answer.

…t what are we doing about it? We who live in a land …ce and plenty, which could happily house and feed and …100 to 200 million people, instead of the 12 million it …day—what are we doing to help these suffering members …one family of God to escape from this terror?

…sten to this statement from Dr. Watson Thomson, of the …ity of Manitoba, in his booklet, "I Accuse," (which …Canadian should read). He says: "It is history that in …when the flood of anti-Nazi refugees began, a petition …ver 100,000 signatures was tabled in the Canadian Par- …a petition demanding that Canada admit no refugees, …ally no Jewish refugees!" And, he claims, that since …doors of Canada have been practically closed to the …refugees. On page 20, he gives these figures as the number

of Jewish refugees admitted to permanent residence in other countries between 1933 and 1939. Great Britain admitted 80,000, the United States 90,000, Palestine 60,000, South America 93,000, Shanghai 15,000, and Canada 3[illegible]. No wonder he calls it "the shameful tale of Canada's inhospitality." On the same page he gives the figures that show the total number of Jewish refugees admitted to this country in the last eleven years was only 2,199. But Hitler was slaughtering from 7,000 to 10,000 a day in Poland alone, in the summer of 1942. And his Gestapo was carrying on its butcheries in Greece and Czechoslovakia and Holland and everywhere else that freedom dared to lift its head. Britain, crowded to the limit with people of all lands beside her own people, her food supplies enormously restricted, her very life in constant peril, agreed to take 75,000 Jewish refugees within five years, but Canada, which covers half a continent, with unlimited natural resources, admits only 2,200 over a period of eleven years. Think of it!*

Canadian Government does Little

It is true that the Immigration Branch of our Government has just recently decided to admit temporarily a number of refugee families from Portugal. But they must be carefully selected and can only come to organizations in Canada which have guaranteed their reception and placement. An official

* As the Dominion Government does not classify "Refugees" as such in its Immigration statistics it is difficult to ascertain just how many refugees have come to Canada in recent years, and still more difficult to know how many of them are Jews. Professor Thomson assures me that his figures are based on the Annual Reports of the Immigration Branch. Other authorities give varying estimates. Prime Minister King, in the House in July last year, claimed that 10,000 "refugees" had been admitted to Canada. The Canadian National Committee on Refugees estimates that 15,000 refugees arrived in this country since Hitler came to power, and the Canadian Jewish Congress figures that 60 to 70 per cent of these "may be of the Jewish faith." This would mean at most 10,500. Compared with Britain's 75,000 in five years it is pitiful.

tine's agricultural or craft sectors. Jews with some means—*Mittelstand*—under a special agreement with German authorities, were allowed to transfer part of their capital to Palestine. An organization was set up—Haavara—through which such transfers could be effected with a minimum of gain for the Nazi economy. The Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge, founded in 1917 to assist Eastern-Jewish migrants, aided Jews of foreign nationality in their emigration or remigration efforts. The Hilfsverein der Juden in Deutschland, established in 1904 to assist Jews in Eastern Europe, was charged with the task of aiding German Jewish émigrés to countries other than Palestine. Thus were the tables turned, and old philanthropies turned into life-saving agencies. Aided from the very beginning by their fellow Jewries in Palestine, England, America, and Western Europe, these organizations played a vital role in helping all those who needed assistance, from advice and information about prospective immigration countries to financial aid, help in obtaining visas, funds for travel, or the money immigrants had to have in their possession in some countries as a condition for their admittance. As Nazi measures impoverished German Jews—by 1938 every fourth Jew in Germany received social assistance in one form or another—the international Jewish effort to save the lives of German Jewry intensified. In addition, Jews in Germany contributed financial aid to their brethren to a degree never equaled in their history.

In spite of social assistance and organized aid to emigration, the decision to emigrate from Germany, and the emigration movement itself, remained matters of personal decision. German and international Jewish organizations—with the possible exception of the Jewish Agency for Palestine, which enjoyed semi-governmental status in its dealings with the British Mandatory Government in Palestine—never succeeded in directing or planning the flow of emigration. Like most Jewish migration, the emigration of German Jews was substantially an individual or family migration, and the decision to leave the result of all the complex factors and perceptions that have been effective in similar situations of evolving religious (now "racial") persecution. Emigration figures show that as many as 270,000 to 300,000 Jews (of a total of about 525,000 in January 1933) may have succeeded in leaving Germany, while between 180,000 and 196,000 German Jews perished in the Holocaust (about 30,000 of whom had already emigrated to Western European countries later overrun by the German armies and were deported from there to the death camps of Eastern Europe during World War II). To this figure of persons professing the Jewish religion is to be added the unknown number of persons of Jewish descent and not of the Jewish religion who were affected in various ways by Nazi "racial" measures and forced to leave Germany as émigrés or exiles. There may have been as many as 200,000 such persons in Germany in 1933.

In 1933, an estimated 47,000 Jews fled the country in panic. About 10,000 of these had returned by 1935, deceived by the apparent "legality" and "moderation" the Hitler regime was forced to follow if rearmament and foreign policy plans were to proceed without foreign intervention. For the next four years, the number of Jewish émigrés remained stable: 23,000 for 1934, 21,000 for 1935, 25,000 for 1936, and 23,000 for 1937.

Only in 1938-39, when the full brunt of Nazi economic destruction and the

Kristallnacht of November 9-10, 1938, signaled the end of illusions, did about 118,000 Jews escape in mass flight from Nazi Germany. In 1940-41, another 23,000 succeeded in leaving before all legal emigration from Germany ceased in October 1941. In 1945, about 5000 Jews emerged from the rubble of war-torn Germany. They had survived the war hidden from the Secret Police by Christian or leftist friends. Another 14,000 persons had been protected by marriages with Christian partners from being deported and murdered in Eastern Europe. Only about 5000 Jews returned from concentration camps, mainly Theresienstadt. The rest—95% of German Jewry—had either died of natural causes or suicide, had been murdered, or had emigrated. German Jewry and its history had indeed come to an end.

2. IMMIGRATION: THE CLOSED WORLD

If the emigration of Jews from Germany was thus conditioned by the ebb and flow of persecution and by the tactics of deception practiced by the Nazi government upon the Jewish population, not a single government of the world (with the exception of the British Crown Colony of Shanghai) admitted Jews freely to its territory. Sympathy with the victims of persecution did not change the population policies of governments in the face of the high unemployment rates and economic slowdowns or depressions of the 1930s. Foreigners, rarely welcome to natives, now appeared as penniless refugees and were perceived as competitors, economic burdens, subversive elements, or, at the worst, spies or a "fifth column" in the service of a foreign country in wartime. In many countries, the anti-Semitism of the 1920s, symbolized by Henry Ford's support for the (forged) *Protocols of the Elders of Zion*, influenced immigration legislation. "Ethnic homogeneity" for prospective immigrants became a code word for the exclusion of Jews.

A few examples will suffice to document the difficulties faced by German Jews in the 1930s in their quest for a haven from persecution. South Africa, which had experienced a considerable economic upturn in 1935, and, for 10 months, permitted thousands of Jews from Germany to enter, stopped the flow of immigrants on November 1, 1936, by stipulating that immigrants would not be allowed to work in occupations which the government considered already filled adequately by South Africans. Canada and Australia practically closed their doors to Jewish immigrants by demanding that immigrants be farmers. Less than 1% of German Jews had been farmers, or part-time farmers and cattle dealers. In 1937, Brazil, until then relatively open to Jewish immigration, closed its doors to Jewish immigration. Chile, Peru, and Bolivia did not admit Jewish immigrants before 1938-39 in any appreciable numbers. Beginning in 1935, Argentina offered limited opportunities for small groups of farmers ready to join an agricultural settlement.

In Europe, too, economic fears, xenophobia, and anti-Semitism combined to produce public hostility or government restrictions on immigration from Nazi Germany. The countries of Western Europe, especially France, Holland, and Belgium, had been the émigrés' most immediate and proximate goals during the first two years of Nazi rule. Language and cultural ties (French, a symbol of

Die Deutsche Akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933-1941

Von

Dr. Helge Pross

Mit einer Einführung von

Prof. Dr. Franz L. Neumann †

DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN

Prozent der Jugendlichen gestiegen[25]. Die Zahl der Graduate-Studenten vermehrte sich im gleichen Ausmaß. Sie wuchs von 2 382 im Jahre 1890 auf 237 208 im Jahre 1950, also um etwa das Hundertfache[26]. Diese phantastische Ausdehnung hat zwei Ursachen, einmal die rapide Vermehrung der Zahl der höheren Schulen, und zum anderen die Akkumulierung verschiedener Funktionen innerhalb einer Universität. Die höheren Schulen gehen uns hier nichts an. Ihre Funktion ist Massenerziehung, was Abraham Flexner treffend charakterisierte: „Die höhere Schule sollte eigentlich ein Sieb sein, aber die amerikanische Demokratie liebt kein Sieb[27]." Der zweite Grund für die ungeheure Zunahme akademischer Anstalten, Studenten und Lehrkräfte liegt in den zusätzlichen Aufgaben, welche die Universitäten übernommen haben und die weder Forschung noch akademischen Unterricht darstellen. Sie geben Abendkurse für Erwachsene ohne akademisches Ziel, halten Sommerschulen für reguläre Studenten und nicht-studentische Hörer, bearbeiten Aufträge von Regierung, Industrie und Handel und bilden Fachleute auf Gebieten aus, deren wissenschaftlicher Charakter zumindest bezweifelt werden kann. Die Mehrzahl dieser für die Öffentlichkeit geleisteten Sonderdienste und manche Spezialausbildungen haben mit der humanistischen Idee der Universität nichts mehr zu tun[28].

[25] Statistics of Higher Education. Federal Security Agency. Office of Education. Kapitel 4, Abschnitt 1.

[26] A. J. *Brumbaugh*, op. cit., S. 50.

[27] Abraham *Flexner*, Universities, American, English, German. (New York 1930), S. 47.

[28] *Flexner*, op. cit., S. 137, stellt fest, daß „weder Columbia, noch John Hopkins, noch Chicago oder Wisconsin wirklich Universitäten sind, denn sie haben kein einheitliches Ziel und keine homogene Verfassung".

IV. Die Aufnahme der Emigranten in den USA

1. Zahlen

Wieviel deutsche Emigranten heute als Professoren, Dozenten oder als außerhalb der Universität tätige Gelehrte in den USA wirken oder gewirkt haben, ist unbekannt. Insgesamt wanderten von 1933 bis zum Kriegseintritt Amerikas 104 098 Deutsche (einschließlich der durch die deutsche Besetzung von 1938 vertriebenen Österreicher) ein, unter denen sich vermutlich nicht weniger als 98 Prozent Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus befanden[1]. 7 622 oder 7,3 Prozent der Gesamtzahl gehörten akademischen Berufen an[2], von denen sich wiederum 1 090 bei der Landung als Professoren, Universitätslehrer verschiedener Ränge und als freie Wissenschaftler bezeichneten.

Diese Zahl deckt sich nicht mit der unbekannten, größeren derer, die in Amerika ein Lehramt bekleidet haben. Während einige Hochschullehrer nach der Einwanderung in andere Berufe überwechselten, rückte eine zweite, umfangreichere Gruppe zu akademischen Positionen auf, ohne jemals zuvor an deutschen Universitäten gelehrt zu haben. Die akademische Karriere vieler ehemaliger Juristen, die keine Aussicht auf Richterstellen oder auf eigene Praxis hatten, von früheren Regierungsbeamten, von Journalisten und Schriftstellern oder auch von jungen Menschen, die ihr Studium gerade beendet oder unterbrochen hatten, begann erst in den USA.

2. Warum Amerika?

Viele Emigranten aus der hier betrachteten und aus anderen Gruppen kamen auf Umwegen und nach längeren Aufenthalten in westeuropäischen Staaten. Zwei Umstände waren dafür verantwortlich: 1. die amerikanischen Einwanderungsbestimmungen und 2. die subjektiven Überlegungen der Einwanderer selbst.

[1] Siehe Maurice R. *Davie*, Refugees in America. (New York 1947), S. 23.

[2] *Kent*, op. cit., S. 15, gibt folgende Verteilung auf die Berufe: 811 Juristen, 2 352 Mediziner, 682 Journalisten, 645 Techniker, 465 Musiker, 296 bildende Künstler, 1 281 aus verschiedenen Berufen. Verglichen mit früheren Einwanderungen war der Prozentsatz der Akademiker, der normalerweise nicht mehr als drei Prozent beträgt, hier ungewöhnlich hoch.

Aided by the trade unions' collective bargaining, and an expanding need for white-collar jobs in service industries, increased productivity produced rising salaries and wages for the middle levels and the unionised segments of the skilled labour force.

A special chapter in this saga of economic integration was written by the intellectual and professional refugee from Hitler's Germany. It has no parallel in the history of any other group of immigrants in the United States. If available statistics are reliable, the percentage of those professing the Jewish religion among this group was relatively small, especially for refugees from Germany. (Christian [then so-called] "non-Aryans" made up two thirds or more of the group.)[40] The German-Austrian group included 7,622 individuals listed as professionals: 2,352 physicians, 1,090 educators, including university teachers, 811 lawyers, 682 journalists, 645 engineers, and additional numbers of musicians, artists, clerics, actors, architects, scientists, writers and others. [See Table V, p. 78.] For some members of this group, especially the lawyers, writers, and journalists, the new language and culture often posed serious problems, as when mature attorneys-at-law returned to school and undertook the enormous task of getting acquainted with another system of law. Many others had to find substitute ways of professional employment, and succeeded in doing so frequently after much hardship. Others found serious obstacles in government or professional practices that were designed to restrict professional careers to White Protestant or "assimilated" groups. The American medical profession, especially county and state licensing boards, and the (politically) conservative to reactionary American Medical Association (AMA) and its local branches, were frequently felt as hostile by immigrant physicians: they restricted licensing in many states, made membership in medical societies (and thus access to hospitals and beds for patients) dependent upon American citizenship (AMA House of Delegates, 1942 recommendation) while naturalization procedures were suspended for "enemy aliens" during war time, and the German Jew was an "enemy alien". Competent observers agree that the main motives were: the intense parochialism with which American physicians viewed their medical training; the desire to limit economic competition *(Futterneid)*; the differences between the German general practitioner and the American preference for specialization; the desire to maintain high medical standards, and a strong tradition of xenophobia and antisemitism. (It will be remembered that Jewish students, until twenty-five years ago, had faced serious difficulties in being admitted to most American medical schools.) The immigrant physician, on the other hand, was equally convinced that he had enjoyed quite superior training, and resented the difficulties he faced in learning a new terminology and taking examinations alongside young resilient American medical students. It is easy to visualise the clash of conflicting expectations and images in these situations.[41]

[40]On the religious affiliations of refugee intellectuals and professionals, see Kent, *op. cit.*, p. 18.
[41]In addition to informal interviews conducted by the author in New York and Pittsburgh, data on refugee physicians and their view of US attitudes towards them are based on Davie, *op. cit.*, pp. 257-286; Kent, *op. cit.*, pp. 125-131.

Former German university professors, too, under the different conditions of higher education in the United States, faced not only open or hidden discriminatory practices against Jews in the academic professions. The older group among them also had to change their attitude towards students, course content, teaching methods, and team work to an extent that often amounted to a mental revolution, before they blended into the human and professional environments of those colleges and universities that were willing to accept them. Many academics made excellent adjustments as teachers, scholars and administrators, assisted by organisations like the *American Committee for Intellectual Refugees* initiated by Alvin Johnson, Karl Tillich and others.[42]

Exempt from such difficulties were those experts among refugee intellectuals — natural scientists, social scientists, musicians, *Germanisten*, architects, *Geisteswissenschaftler*, etc. — who arrived with internationally established reputations. This is not the place to detail the contributions made by European representatives of *gestalt* psychology, quantitative sociology, political science, psycho-analysis, physics, chemistry, biology, architecture, economics, history, mathematics, art and history of art, music and musicology, and other fields, to American intellectual life; the record is not fully evaluated at this time of writing.[43] However, most professional and intellectual refugees from Germany and Austria overcame the initial obstacles within themselves and in the professional world into which they were moving. Eventually, most physicians were practising or teaching after passing their licensing examinations and becoming citizens, and university teachers found niches commensurate with their talents and energy, as society at large, shocked by the holocaust, recognised the unique talents of this group: "Hitler's present to the American people". Today, relations between many intellectual refugees and their colleagues in Germany have become closer, and some former refugees now well established in the USA are among the most active "bridge-builders" between America and Germany. Sociology, political science, history, the humanities have been greatly advanced by this cross-fertilization, and exchanges of personnel between American and German universities and learned institutes have contributed to better international understanding. Relations with Israeli institutions also appear to have developed to some extent.

Thus, the immigrant from Central Europe who arrived in the USA before the end of World War II had, on the whole, moved towards the economic and social level that he had occupied in his country of origin. Few data are available about the economic success or failure of post-war "displaced persons", or about the German-born immigrants and professionals among them. Their Yiddish-speaking majority,

[42]For refugee academics see *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*; Davie, *op. cit.*, pp. 300-323; Kent, *op. cit.*, pp. 110-124.

[43]For attitudes towards established "experts" see e.g. L. Fermi, *Illustrious Immigrants*, Chicago 1968; D. Fleming and B. Baylin, eds., *The Intellectual Migration: Europe and America, 1930-1960*, *Perspectives in American History*, vol. 2, Cambridge, Mass. 1968. A closer study of the Graduate Faculty of the New School for Social Research, New York City, would also reveal some of the in-group tendencies and limitations of academic and political refugees from Weimar Germany controlling the humanities and social sciences departments there and determining what was to be defined as "Weimar Germany", "social science", etc.

COUNCIL OF JEWS FROM GERMANY

183/189, FINCHLEY ROAD, LONDON, N.W.3.

TELEPHONE: KILBURN 0021/4 CABLES: CHARITRUST LONDON N.W.3.

PRESIDENT:
DR. SIEGFRIED MOSES

VICE-PRESIDENTS:
DR. WALTER BRESLAUER (LONDON)
RABBI DR. MAX GRUENEWALD (NEW YORK)
WERNER M. BEHR (LONDON)

PROF. DR. RUDOLF CALLMANN (NEW YORK)
RUDOLF HIRSCHFELD (MONTEVIDEO)
DR. HANS REICHMANN (LONDON)
DR. CURT C. SILBERMAN (NEW YORK)
PROF. DR. ERNST SIMON (JERUSALEM)

HONORARY SECRETARY
GENERAL OFFICE: BRUNO WOYDA (LONDON)
OFFICE OF THE PRESIDENT: H. GERLING (JERUSALEM)

LONDON

8.Februar 1965.

Verehrte Freunde,

Betr.: "Bewaehrung im Untergang" - Gedenkbuch des Council of Jews from Germany.

Das vom Council of Jews from Germany seit laengerer Zeit geplante Gedenkbuch wird nunmehr in diesem Monat erscheinen. Es ist, wie Ihnen bekannt sein duerfte, der Erinnerung an Maenner und Frauen gewidmet, die einst im juedischen Leben Deutschlands - in den Gemeinden, Organisationen und Institutionen - fuehrend wirkten und ihr Ausharren mit dem Tode in der Deportation, in Konzentrationslagern oder unter anderen grausigen Umstaenden besiegeln mussten. Hans Reichmann, der der eigentliche Initiator dieses Werkes war, hat hierfuer noch kurz vor seinem Tode ein laengeres Vorwort geschrieben. Das Buch soll durch die Ehrung der darin Erwaehnten gleichsam das Andenken an die untergegangene deutsche Judenheit bewahren und gehoert in die Bibliothek jedes ausgewanderten Juden unseres Kreises.

Viele Freunde, die dieses Schreiben erhalten, haben uns bei der Herausgabe dieses Buches durch Beitraege und Hinweise geholfen, und es ist uns ein Beduerfnis, ihnen nunmehr nochmals unseren herzlichen Dank fuer diese aeusserst wertvolle Unterstuetzung zu sagen.

Das Gedenkbuch wird in den verschiedenen Laendern erhaeltlich sein, und der Council of Jews from Germany hat sich bereit erklaert, Freunden und Mitgliedern aller uns angeschlossenen Organisationen das Buch bei Bestellungen vor dem 1.April 1965 zu einem Vorzugspreis von DM 9.- bezw. dem Aequivalent in der Landeswaehrung einschliesslich Versandkosten zu liefern.

Bestellungen zum Vorzugspreis bitten wir, wie folgt vorzunehmen:-

In England an die Association of Jewish Refugees,
8 Fairfax Mansions, London N.W.3.,
(auf beiliegendem Bestellschein)

in U.S.A. an die American Federation of Jews from Central Europe, 1241 Broadway, New York 10001,N.Y.

in Israel an die Irgun Oley Merkaz Europa,
P.O.B. 1480, Tel Aviv,

in Suedamerika an die CENTRA, Calle Buenos Aires 484/14,
Montevideo, Uruguay,

in Frankreich an die SOLIDARITÉ, 14 Rue St.Lazare, Paris 9e,

in Belgien an die COREF, 49 Rue de l'Association,
Bruxelles 1.

In allen anderen Laendern bitten wir, Bestellungen direkt an den Council of Jews from Germany, 183/189 Finchley Road, London N.W.3, zu senden und in diesem Falle den Betrag von DM 9.- einschliesslich Versandkosten auf das Konto des Council of Jews from Germany bei der Dresdner Bank in 4 Duesseldorf 1, Postfach 1107 (Konto Nr. 211520) zu ueberweisen oder das Aequivalent von DM 9.- in englischer Waehrung = 17sh. an uns direkt zu senden.

Wir fuegen eine Besprechung des Gedenkbuchs von Dr.Werner Rosenstock, die in der Februar-Ausgabe der "AJR Information" (London) erschienen ist, zu Ihrer Information bei.

Da uns naturgemaess nicht die Namen und Adressen all derer, die das Buch zu erhalten wuenschen, bekannt sind, waeren wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns auch Bestellungen von Freunden mit Zahlung senden wuerden oder uns deren Adressen zukommen liessen, damit wir an diese direkt von hier aus schreiben koennen.

Mit freundlichen Gruessen

Ihr

Bruno Woyda.

bcc.

PROFESSOR DR. JUR. HANS THIEME

z. Zt. Speicher/App.
Freiburg/Br., den Rehhagweg 19, Tel. 32296

16. 9. 63.

Herrn Landgerichtsrat Dr. Horst Göppinger

p. Adr. Ring-Verlag

773 V i l l i n g e n / Schwarzwald

Sehr geehrter Herr Landgerichtsrat!

Der im Vorwort Ihrer wertvollen Schrift "Der Nationalsozialismus und die jüdischen Juristen" ausgesprochenen Bitte möchte ich in dem Wunsch, daß sie bald eine 2. Auflage erlebe, nachkommen und Ihnen im folgenden einige Ergänzungen und Hinweise dazu geben:

Unter den entlassenen Hochschullehrern fehlt der bedeutende Leipziger Staats- und Arbeitsrechtler Erwin Jacobi (Halbjude); da er "arisch" verheiratet war, blieb er vom Schlimmsten verschont, bekam 1945 wieder seine Professur und war zeitweilig Rektor der Universität Leipzig, lebt daselbst noch hochbetagt; sein einziger Sohn starb als deutscher Soldat im 2. Weltkrieg.

Es fehlt ferner der Freiburger, später Frankfurter Privatdozent für römisches Recht Arnold Ehrhardt, der nach seiner Entlassung von Lörrach aus in Basel evang. Theologie studierte, Pfarrer der anglikanischen Kirche in Manchester wurde und heute daselbst eine Professur für frühe Kirchengeschichte bekleidet; er hat nicht nur auf seinem alten, sondern auch im neuen Fachgebiet viele wertvolle Bücher und Schriften publiziert.

Weiter wäre zu ergänzen der Frankfurter a.o.Prof. Ernst Cahn, dessen Buch über das Recht der Binnenfischerei 1956 aus dem Nachlaß durch den Privatdozenten Ekkehard Kaufmann (Jurist. Fakultät Frankfurt) herausgegeben wurde.

Ebenso wäre der Wiener Rechtshistoriker Alexander Gál nachzutragen; vgl. seinen Nachruf (von Prof. H. Lentze) in der Savigny-zeitschrift, Germ. Abt. Bd. 76, 1959.

Daselbst Bd. 73, 1956 findet sich auch ein schöner Nachruf von Prof. Bader auf die ehemalige Assistentin am Freiburger rechtshist. Institut Erika Sinauer, der jetzt dort unter Glas nebst ihrem Bilde hängt. Sie ist in Auschwitz ermordet worden.

Es wäre schön, wenn Sie auch der vieljährigen Frankfurter Fakultätsangestellten Leonie Mayer gedächten, die dasselbe Schicksal erfuhr und deren ebenfalls heute eine Plakette im Juristischen Seminar in Frankfurt gedenkt, das sie jahrzehntelang betreute.

In Frankfurt - wo ich von 1931-34 Privatdozent war - ist heute als pensionierter a.o.Prof. auch der einstige Fakultätsassistent, heutige Anwalt in New York Richard Mainzer im Vorlesungsverzeichnis enthalten, der Schwiegersohn Hugo Sinzheimers.

Einer der hervorragendsten aus Frankfurt vertriebenen jungen Juristen Dr. Ernst Nebenzahl - seine bei de Boor gefertigte Dissertation über Bereicherungsrecht wird heute noch zitiert - ist heute State Comptroller in Jerusalem, was unsrem Präsident des Rechnungshofs entspricht.

Ernst H. Kantorowicz (S. 97, 106) war Historiker, nicht "auch Rechtshistoriker", so wichtig seine Werke (zuletzt "The kings two bodies, 1957) natürlich für den Rechtshistoriker sind.

Zu S. 106: meines Wissens hatte sich Prof. Kessler, ehe er emigrierte, von seiner Gattin Ella geb. Ochs scheiden lassen und ist diese in Auschwith umgebracht worden; Näheres weiß Prof. Ludwig Raiser, Tübingen, der sie vergebens zu retten suchte.

S. 29: Zur Ehre wenigstens der Freiburger Studenten könnte man hier aber vielleicht doch zitieren, was Prof. Pringsheim (S. 103) über die Haltung seiner Hörer bis 1935 bezeugt hat; es steht in der (von H. Mohl herausgegebenen) Zeitschrift "Die Sammlung" etwa 1960, verbunden mit einem höchst bemerkenswerten Briefwechsel Pringsheims mit Carl Schmitt über das "verjudete" Röm. Recht; das genaue Zitat könnte ich Ihnen beschaffen.

Daß Sie Carl Schmitt breiteren Raum eingeräumt haben, begrüße ich besonders; es ist sehr notwendig, da Viele sein damaliges Verhalten entweder nicht wissen oder nicht wahr haben wollen. Es wäre vielleicht doch noch sein - von Sinzheimer zitiertes - Schlußwort von der Judentagung (zu S. 79) anzuführen, worin er sich zu dem Kampf des Gauleiters Streicher bekennt und zu dem Hitler-Wort: "Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich das Werk des HERRN"!

S. 32: Ähnlich eindeutig wie das Marburger theol. Gutachten hat sich auch der ehem. Reichsgerichtspräsident Walter Simons in seinen Vorträgen über "Kirche und Recht" zur "Arierfrage" geäußert.

S. 80: als Kuriosum zu von Leers - der heute in Kairo lebt und sich nach wie vor antisemitisch betätigt - sende ich Ihnen beiliegend eine Rezension seiner "Deutschen Rechtsgeschichte" von mir, aus dem Jahre 1942 - die Ztschr. "Deutsches Gemein- u. Wirtschaftsrecht" wurde damals im Rezensionsteil von dem sehr integeren Seantspräs. am RG Friedrich Flad betreut -, die ich als übles Plagiat entlarvte; sie war von dem sattsam bekannten Verlag mit großem Tam-Tam angekündigt worden, und der Autor veranlaßte dann eine Beschwerde bei de Gruyter.

S. 87: Paul Ritterbusch, Pdz. in Leipzig und Schüler Richard Schmidts, hatte vor der "Machtergreifung" unter dem Namen seines Bruders Willy Ritterbusch eine staatsrechtliche Schrift erscheinen lassen, ich glaube, über die Präsidialregierung, die schon stark nationalsozialistisch war; nach dem 30. Januar bekannte er sich dann dazu und wurde dafür gebührend, auch von Carl Schmitt, belobigt. Der Sachverhalt dürfte anhand eines Katalogs von 1932 leicht nachprüfbar sein. Ritterbusch spielte später eine große Rolle, endete 1945 meines Wissens durch Selbstmord, war Ordinarius in Königsberg und Kiel.

S. 87: Außer auf den Vortrag über Hugo Preuß wäre etwa auch darauf hinzuweisen, daß Carl Schmitt seine "Verfassungslehre" noch 1928 einem gefallenen jüdischen Freund gewidmet hat; soviel ich weiß, ist diese Widmung sogar in dem Neudruck dieses Buch noch enthalten, was mir eine Art moralische Leichenschändung zu sein scheint. Über die nahen Beziehungen C. Schmitts zu Moritz Julius Bonn, Prof. an der Berliner Wirtschaftshochschule, unterrichten, soviel ich weiß, dessen in der Emigration geschriebene Lebenserinnerungen.

S. 91: Die Anführung des noch korrekt zitierenden Werke ist wohl etwas zufallsbedingt; jedenfalls gäbe es dafür noch mehr Beispiele.

S. 93 ff.: Hier wären öfter für Gelehrte meines Fachgebiets, der Rechtsgeschichte, die Nachrufe der Savigny-Zeitschrift mit Nutzen heranzuziehen, aus denen hervorgeht, was diese Gelehrten in der Emigration und nachher geleistet haben (Eberhard Bruck, Ernst Rabel, Fritz Schulz, Emil Goldmann, Hugo Sinzheimer usw.)

S. 105: Meines Wissens war Ernst Levy Professor in Seattle.

S. 106: Max Rheinstein ist jetzt Honorarprofessor in Freiburg.

S. 108: Ernst Hirsch verdient eine eingehendere Würdigung; er hat sowohl in der Türkei Großes geleistet, als auch in Berlin, wo er 2 Jahre das Rektorat bekleidete und heute noch sehr tätig ist.

S. 119: Zu Viktor Hoeniger wäre etwa noch zu bemerken, daß er sich nach 1945 als Vorsitzender einer Spruchkammer hervorragende Verdienste durch seine große Objektivität und Gerechtigkeit erwarb.

S. 148: Hier wäre auch noch manche Ergänzung erwünscht!

Damit möchte ich für heute schließen, stehe Ihnen aber, falls Sie noch Ergänzungswünsche haben sollten, gern zur Verfügung, da mir Ihre so verdienstliche Arbeit ebenso nützlich wie notwendig erscheint.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Prof. Klaus Luig.

England

His Majesty's Most

Royal Interest's

The Rt Hon. Sir Michael Kerr

Lord Justice of Appeal of the

Supreme Court of Judicature

Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Adler, Ernest M. (s. AnwBl 3/84, S. 132)

-- Adler, John Hans, born November 16, 1912, in Tachau/Bohemia; Jewish; 1931-1934 and 1936-1937 [1934-1936 army] student at the German University in Prague; October 1938 to US; connection to HIAS and International Student Service; student at Yale University; 1938-1941 student at Columbia University/NYC; 1940 M.A. Yale University; 1941-1942 research assistant and instructor at the Institute for International Studies, Yale University; 1942-1944 instructor Oberlin College; 1944-1945 economic adviser for Federal Reserve Board; 1945 work for strategic bombing survey at War DEpartment; 1946 Ph.D. Yale University; 1945-1947 chief of currency division, then deputy chief of financial division with US delegation at Allied Commission in Vienna; 1947-1950 economic adviser for Federal Reserve Bank, New York (Strauss, Handbuch)

-- Adler II, Jakob Julius (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 10)

-- Albert, John, born January 28, 1912, in Vienna; 1936 Dr. jur. University of Vienna; 1940 to US; 1942-1945 Associate Propaganda Analyst, division chief and adviser [Sachbearbeiter] OWI in New York; 1945-1946 chief translator at Nuremberg trials; 1947 writer of radio broadcast manuscripts for State Department; 1947-1953 chief editor for Deutschland-Dienst of State DEpartment in New York (Strauss, Handbuch)

-- Anspach, Ernst, born February 4, 1913, in Glogau/Silesia; 1934 Referendar; 1935 Dr. jur.; 1936 to US; 1936-1943 financial adviser for Loeb, Rhoades & Co., New York; 1943 M. Sc. New School of Social Research, New York; 1943-1946 US Army; 1946-1949 OMGUS Bavaria (Strauss, Handbuch)

-- Aschaffenburg, Gustav

-- Auerbach, Frank Ludwig, born June 4, 1910, in Mannheim; Jewish; died 1964 Chevy Chase, Maryland; 1932 Dr. jur. Heidelberg; 1933 expulsion from civil service; 1935-1936 lawyer for Jewish community of Mannheim; 1936 emigration adviser; 1937-1938 board member of Hilfsverein der Juden in Deutschland; April 1938 to US; 1938-1941 immigration adviser and social worker for HIAS, New York; 1942 M.Sc. Columbia University; 1942-1944

work at International Migration Service, New York; 1944 adviser for War Relocation Authority of US DEpartment of Interior; 1944-1947 lecturer for social sciences Hunter College, N.Y. (Strauss, Handbuch)

-- Auerbach, Joachim, born May 18, 1893, in Lemberg/Galizia; Jewish; died 1975 in New York; 1919 Dr. jur. University of Vienna; 1924-1938 lawyer, president of B'nai B'rith lodge; 1938 to US; partner Hirsch & Co., New York; financial correspondent for Aufbau (Strauss, Handbuch)

-- Auerbach, Richard Joseph, born February 6, 1892, in Posen; Jewish; 1919 Dr.jur. University of Breslau;1923-1938 lawyer in Berlin; until 1935 notary public [Notar]; from 1938 emigration adviser; 1921-1938 board member of K.C.; January 1939 emigration to GB; September 1940 to US; instrumental in acquiring visas for Cuba; became CPA (s. Strauss, 1978, S. 6)

-- Baerensprung, Horst W., born March 27, 1893, in Torgau/Elbe; Protestant; died 1952 in Braunschweig; 1918 member of the Soldatenrat in Halberstadt; since 1922 lawyer in Magdeburg; 1930 chief of police in Magdeburg; 1934 to China; 1939 to US; until end of war lecturer at Havard University; 1941 member of German-American Council for the Liberation of Germany from Nazism; member of Association of Free; since spring 1942 German-American Emergency Conference; April 1944 Council for a Democratic Germany (Strauss, Handbuch)

-- Bandmann, Eugen, born May 7, 1874, in Breslau; Jewish; died 1948 in New York; 1900 lawyer; SPD member; collaboration with Baerensprung and Gustav Radbruch during Weimar Republic; March 1933 escape via Switzerland to Prague; 1938 to US; board member New World Club, New York; 1939-1948 legal adviser for immigrant; worked for Aufbau; member of Association of Free Germans, Inc. (Strauss, Handbuch)

-- Bauer,Robert, born August 29, 1910, Vienna; 1937-1938 lawyer for Austrian chamber of trade and commerce; March 1938 emigration to Prague; April 1939 to Paris after lonf journey through various countries after the German occupation of Bohemia; summer 1940 to US; since February 1942 work for OWI, Voices from America (later Voice of America); 1944 London, head of European broadcasting of US radio; 1947-1956 chief of the Austrian division of Voice of America; 1951-1956 chief of European division of Voice of America (Strauss, Handbuch)

-- Bekker, Konrad, born May 24, 1911, Berlin; no religious affiliation; Referendar March through August 1933; expulsion from civil service; August 1933 to Italy; April 1934 Switzerland; 1935 Dr. jur. in Basel; 1936 to US; 1936-1938 Research Assistant Columbia University; 1938-1939 Research Fellow Brookings Institute, Washington, D.C.; 1944 economist foreign division of

OSS; 1946-1971 State Department (Strauss, Handbuch)

-- Berent, Margarete, born July 9, 1887, Berlin; Jewish; died 1965 in New York; 1925-1933 lawyer (first woman lawyer in Prussia); 1933 expulsion from bar; legal adviser for Jewish community of Cologne; 1939 emigration to Chile; 1941 to US; 1949 admission to New York bar (Strauss, Handbuch)

-- Berger, Adolf (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 14/15)

-- Berl, Arthur, born March 1, 1893, Vienna; Catholic; 1923-1938 lawyer in Vienna; January 1939 to France; August 1941 to US; 1947 B.L. University of Syracuse; August 1948 return to Vienna (Strauss, Handbuch)

-- Beth, Marianne, nee von Weisl, born April 6, 1890, in Vienna; Jewish; 1921 Dr. jur.; 1928 first woman lawyer in Austria; 1939 to US; until 1942 professor at Reed College, Portland/Ore. (Strauss, Handbuch)

-- Biberfeld, Philipp von, born March 17, 1901, Hamburg; 1925 Dr. jur.; 1927-1933 lawyer in Hamburg; 1938 to US; 1940-1970 rabby in New York (Strauss, Handbuch)

-- Biel (formerly Bielschowsky), Ulrich, born May 17, 1907, Berlin; 1929 Referendar; 1933 expulsion from civil service; March 1934 Dr. jur. University Bonn; 1934 to US; 1942 US Army; since 1945 Berlin; 1946-1952 State Department, OMGUS and HICOG (Strauss, Handbuch)

-- Bloch, Henry Simon, born April 6, 1915, Rheinbischofsheim/Baden; Jewish; 1934 emigration to France; 1937 docteur de droit (econ.) University of Nancy; to US, 1937, naturalized, 1943; Research Assistant University of Chicago, 1938; lecturer Institute for Military Studies, 1941-1942, instructor economics, 1943; research supr. Civil Affairs Training School for Army and Navy, 1943-1945; consultant Foreign Economic Administration, 1945; economist Treasury Department, 1945-1946; member of Treasury delegation for tax treaty negotiations, France, U.K., Benelux, 1946; section chief UN, 1947-1949. (Who is Who, Amerika, 1982/83; Strauss, Handbuch)

-- Bodenheimer, Brigitte, for State Department at The Hague Conference in May 1948 (Brief Nadelmann an Stiefel, 11.6.83)

-- Bodenheimer, Edgar (s.a. American Jews, 1979, S. 415)

-- Braun, Kurt (Brief Kellermann an Stiefel, 19.5.1984)

-- Bruening, Heinrich, born November 1885 in Muenster, Ph.D. University of Bonn; Prussian Minister of Welfare, 1919-1921; political and economic advisor to Christian trade Unions,

1921-1930; member of the German Reichstag, 1924-1933; chancellor of the German Reich, 1930-1932; London School of Economics; to U.S. in 1935; lecturer Oxford University 1937-1938; lecturer Havard since 1937; Littauer professor of public administration since 1939; L.L.D., Brown University, 1937. (Who was Who)

-- Bruck, Eberhard Friedrich, born 1877, died October 13, 1960; to US in 1939; Havard University (NJW 1961, H.4, S. 160/161)

-- Cahn, Herman (s. Strauss, 1978, S. 18)

-- Callmann, Rudolf, born September 29, 1892 in Cologne; died March 12, 1976, New York City; L.L.D. University of Freiburg, 1919; lawyer in Cologne, 1926-1936; member of Central Verein Deutscher Staatsbuerger juedischen Glaubens, Vice President 1930-1936; Mitglied Praesidialausschuss der Reichsvertretung der deutschen Juden to 1936; to US in 1936; LL.B. Havard University, 1939 (research fellow 1936-1939); naturalized 1943; N.Y. State bar 1943; president and later board chairman of American Federation of Jews from Central Europe; member of the Presidium of the Council of Jews from Germany; represented the Council at the Claims Conference (Letter R. Callmann to Leo Baeck Institute, May 31, 1960; Kempner, 1971, S. 114; Strauss, Biographisches Handbuch der Emigration)

-- Cohn, Georg (Brief Nadelmann an Stiefel, 11.6.83)

-- Cohn Linde, Bruno, born 1893 in Linde/West Prussia; lawyer in Berlin; 1935 emigration to Denmark; 1938 to US;

-- Corsing, Fritz (until 1926 Cohn), born January 3, 1888 in Berlin, Jewish; emigration to US (Strauss, Handbuch)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Derenberg, Walter, born in Hamburg in 1903; Dr. jur. 1926 University of Hamburg; admitted to the German bar in 1928; to US in 1934;lecturer at New York University Law School, 1935; received US law degree in 1938; New York State bar 1940; accepted to appear before US Supreme Court in 1943; D.C. bar and Court of Customs and Patent Appeals in 1944; assistant general counsel in the Office of Price Administration, 1943-1946; special counsel at Nuremberg war crimes trials 1946 (Nueremberg) (NYT Obituary)

-- Deutsch, Julius, born February 2, 1884 in Lackenbach/Western Hungary (Burgenland), died January 17, 1968 in Vienna; Jewish; 1908 Dr. jur. at Vienna University(?); until 1934 work for Arbeiter-Zeitung and Der Kampf; fought in Spanish Civil War; 1940 escape via Bordeaux, London, Cuba to US in 1941; since 1941 work for Free World Association (FWA); 1942-1945 work for OWI; 1946 return to Vienna; member of Austrian Social Democratic Party Executive Commttee (Strauss, Handbuch)

-- Domke, Martin, born September 11, 1892 in Berlin; 1923-1933 lawyer in Berlin; February 1933 emigration to France; 1940 interned; 1941 to US; director of research American Arbitration Association (?) 1943-1945 (Strauss, Handbuch)

-- Dyck, Richard (originally van Dyck), born June 26, 1889 in Bremen, died October 3, 1966 in Mamaroneck/N.Y.; Jewish; 1913 Dr. jur.; 1933 emigration to France; 1942 to US; work at Mt. Sinai Hospital in New York, for New Yorker Staata-Zeitung und Herold; 1944-1959 journalist for Aufbau (Strauss, Handbuch)

-- Ehrenzweig, Albert, born April 1, 1906 near Vienna/Austria; Dr. jur. University of Vienna, 1928; 1938 to Holland, then US; 1942 LLM University of Chicago; New York Law Revision Commission until 1944; member of New York bar, 1945(?) (221 Federal Reporter, 2nd Series) (California Law Review, October 1966, vol. 54, no. 4, p. 1419)

-- Ehrlich, Ruth (Kempner, 1971, s. 116)

-- Ehrmann, Henry Walter, born March 10, 1908 in Berlin; Protestant; 1932 Dr. jur.; SPD member since 1927; 1934 to Cechoslovakia; 1940 to US; 1940-1943 research assistant at New School for Social Research, N.Y.; 1943-1947 consultant for US government on educational matters; 1946 Civilian Merit Award; 1947-1950 associate professor; 1950-1961 professor for political science University of Colorado (Strauss, Handbuch)

-- Einstein, Ernst (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 9)

-- Eisler, Arnold, born April 6, 1879 in Holleschau/Moravia; died January 28, 1947 in New York; 1902 Dr. jur. Vienna; 1910-1925 lawyer in Graz/Austria; 1934-1938 lawyer in Vienna; 1938 emigration Cechoslovakia, Switzerland, France, Cuba, 1940 to US (Strauss, Handbuch)

-- Eisner, Hermann, born October 16, 1897 in Gleiwitz/Silesia; died October 29, 1977 in Berlin; Jewish; 1922 Dr. jur. Breslau; after 1933 arbitration committee Juedischer Kulturbund Berlin; 1938 emigration Holland, then US; 1947 return to Berlin (Strauss, Handbuch)

-- Elbe, Joachim von, born June 4, 1902; LLB 1924; LLB Yale University 1938; naturalized 1943; research assistant Yale University Law School, 1935-1936, 1938-1942; US-Army 1942-1945, overseas; attorney, OMGUS 1946-1948; legislative counsel, Bipartite Control Office, 1948-1949 (Biographic Register - State Department 1966)

-- Emmerich, Hugo, born May 16, 1884 in Bad Homburg, died September 23, 1961 in New York; Jewish; 1908 Dr. jur. Heidelberg; 1911-1933 lawyer in Frankfurt; until 1933 representant of Jewish

community of Frankfurt; 1933 emigration to Holland; June 1940 to US; 1940-1943 student at New York University; 1943 LL.B.; 1940-1946 work at NY law firm and work for OSS; restitution work; 1946-1960 executive member of American Jewish Committee (Strauss, Handbuch; s. "American Jews. 1979. S. 422)

-- Erlanger, Helmut, born July 9, 1908 in Buchau am Federsee/Wuerttemberg; Jewish; 1932 Dr. jur.; SPD member; December 1933 to France; November 1934 to US; 1945-1948 law student evening courses University of San Francisco (Strauss, Handbuch; s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 18)

-- Esslinger, Wilhelm (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Feigenbaum, Herbert (jetzt Fay) (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 20)

-- Fields, Howard John (formerly Feibelmann, Hans Alexander until 1944), born september 13, 1910 in Kaiserslautern; Jewish; 1929-1933 law student in Cologne, Bonn and Munich; 1933 Referendar; March 1933 expulsion; 1935-1938 lawyer for C.V. in Saarbruecken and Frankfurt; emigrstion consultant at Hilfsverein; April 1939 to GB; February 1940 to US; work for Help and Reconstruction (Strauss, Handbuch)

-- Fischer, Julius, born June 10, 1882; died 1943 in US (?); member of SDAP; 1939 emigration to France, then US (Strauss, Handbuch)

-- Fischer (Fisher since 1944), Paul; born July 9, 1908 in Vienna; 1935-1938 lawyer in Vienna; August 1938 to US; 1943-1946 assistant professor Clark University/Mass.; 1946-1950 Dartmouth College/N.H.; 1950 stipend by State Department and Social Science Research Council to study "Betriebsratsgesetzgebung" in Germany and France (Strauss, Handbuch)

-- Flechtheim, Ossip, born 1909 in Nikolajew/Russia; emigration to US; worked for the American prosecutor at Nueremberg; since 1946 in Germany (F.A.Z., 5.3.1984)

-- Flegenheimer, Eugen (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 11)

-- Fraenkel, Ernst, born December 26, 1898 in Cologne; 1921 member of Social Democratic Party; Republikanischer Richterbund, 1929; 1938 to US; 1941 D.J. (Dr. jur.) University of Chicago; 1941 "The Dual State" published in New York; "Military Occupation and the Rule of Law" (Rhineland Occupation after WWI), 1944, for Carnegie Endowment; proposal for reconstruction of German court system, together with Dr. Miriam Oatman; declined offer to work for military government; instead in 1945 to Korea (Klassenjustiz und Pluralismus. Festschrift fuer Ernst Fraenkel zum 75.

Geburtstag. Hamburg: 1973)

-- Frank, William, born January 1, 1903 in Berlin; Jewish; 1924 Dr. jur. Berlin; 1931-1933 lawyer in Berlin; 1937 emigration to US; 1937-1940 bookkeeper in Cleveland; 1940-1942 student Western Reserve University; 1942 MA; 1942-1944 social worker for Jewish Family Service in Cleveland; 1944-1954 director Westchester Comm. for Refugees in white Plains; work for United HIAS New York (Strauss, Handbuch)

-- Freundlich, Jacques (Jakob), born November 14, 1874 in Gaenserndorf near Vienna; died November 9, 1951 in Zurich; Jewish; 1896 Dr. jur.; member SDAP; 1905-1934 lawyer in Vienna; 1940 to US; since 1942 member of Austrian Labor Committee; 1950 return to Austria (Strauss, Handbuch)

-- Friedlaender, Walter Andreas, born September 20, 1891 in Berlin; Jewish; 1920 Dr. jur. Berlin; 1917 member USPD, then member SPD; 1936 to US; Strauss, Handbuch; Goeppinger, 1963, S. 104)

-- Friedmann, Wolfgang Gaston, born 1907 in Berlin; emigration to England; 1945 with SHAEF to Germany; Head of the Office for Economic Reconstruction in the British sector in Germany; Director of the International Legal Studies Program and professor of Law at Columbia University (year?) (AoeR 98, 1973, S. 249/50)

-- Friedrich, Carl, born June 5, 1901, in Leipzig; exchange scholar in US, 1923; 1926 permanently to US; taught at Havard University since 1926; 1946-1949 adviser to Clay in Germany; (NYT, September 9, 1984)

-- Froehlich, Hans, born September 4, 1902 in Hohenstadt/Moravia; died June 9, 1977 in Konstanz; Dr. jur. German University Prague; 1938 to US (Strauss, Handbuch)

-- Fuchs, Martin, born September 26, 1903 in Vienna; died October 1, 1969 in Vienna; 1926 Dr. jur. Vienna; 1940 to US; 1942 OWI, then Office of International Information and Cultural Affairs at State Department; 1945-1947 head of Austrian section International Broadcasting Division at State Department; 1947 return to Vienna (Strauss, Handbuch)

-- Fulda, C.H. (Goeppinger, 1963, S. 104)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Gans, Ernest (s. Strauss, 1978, S. 35)

-- Geiger, Rudolf, born July 25, 1873 in Frankfurt; died August 3, 1956 in New York; until 1933 lawyer in Frankfurt; 1939 emigration to GB; September 1940 to US; 1940 vice president congegration Habonim, New York (Strauss, Handbuch)

-- George, Manfred (originally Cohn, Manfred Georg), born October 22, 1893 in Berlin; died December 30, 1965 in New York; Jewish; October 1933 to Prague; 1938 via Hungary, Yugoslavia, Italy, Switzerland, and France to US; editor of Aufbau (Strauss, Handbuch)

-- Gerstel, Alfred, born 1879 in Laurahuette/Silesia; died 1954 in El Cerrito/CA; 1901 Dr. jur. Goettingen; since 1920 Landgerichtsrat in Berlin; 1922-1927 Landgerichts-Direktor; 1928-1933 Senatspraesident Kammergericht Berlin; 1940 US via Cuba; restitution work with Berkeleyer Juristenkreis (Strauss, Handbuch)

-- Glesinger, Egon, born May 25, 1907 in Teschen/Silesia; 1929 Dr. jur. Prague; 1939 to US; 1941-1943 journalist for Fortune Magazine, New York (Strauss, Handbuch)

-- Goldmann, Nahum, born July 10, 1894(or 1895) in Visznevo/Lithuania; Jewish; family moved to Frankfurt in 1900; 1920 Dr. jur. Heidelberg; 1940 emigration to US; representative of Jewish Agency in New York (Strauss, Handbuch)

-- Goldner, Franz, born October 9, 1903 in Vienna; 1926 Dr. jur. Vienna; 1935-1938 lawyer in Vienna; 1938 emigration to France; May 1940 emigration to Us; 1943 LL.B.; since 1946 lawyer in New York (Strauss, Handbuch)

-- Goldschmidt, Eduard (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 11)

-- Gringauz, Samuel (s. Strauss, 1978, S. 39), 1947 in die USA, 1945-1947 Leiter eines DP Camps

-- Grubel, Frederick (formerly Fritz), born October 22, 1908 in Leipzig; Jewish; 1930 Dr. jur. Leipzig; 1939 emigration to GB; August 1940 to US (Strauss, Handbuch)

-- Gruenberg, Martin (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 11)

-- Guggenheim, Siegfried, born October 12, 1873 in Worms; died January 30, 1961 in New York; Jewish; Dr. jur.; 1900-1938 lawyer in Offenbach; 1938 emigration to US (Strauss, Handbuch)

-- Gunzenhauser, Alfred (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 12)

-- Gutman, Theodore E. (Gutmann until 1939), born December 24, 1909 in Gotha; Jewish; 1932 Dr. jur. Jena; 1933 emigration to Spain; 1936 to US; 1943-1945 US Army intelligence in Europe (Strauss, Handbuch)

-- Hachenburg, Max, born 1860, died 1951 in California; 1946 to US (JZ 1952, Nr. 1/2, S. 57)

-- Hamburger, Ernst (Kempner, 1971, S. 114)

-- Hayum, Heinrich (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 12)

-- Hayum, Simon (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 12)

-- Heimann, David (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 12)

-- Heims, Edward H. (Eduard), born November 28, 1884 in Berlin; 1912-1914 judge; 1926-1936 director of international Mortgage and Investment Co., Berlin and Baltimore; since 1937 farmer in California (Strauss, Handbuch)

-- Held, Robert, O., born November 5, 1889 in Nuremberg; died August 19, 1977 in Starnberg/Bavaria; Jewish; 1919-1933 lawyer in Starnberg, 1928-1938 lawyer in Munich; 1938 to US; work for National Refugee Service; 1945 LL.B.; (Strauss, Handbuch; s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Hentig, Hans von, born 1887(?) in Berlin; emigration to US in 1936; taught at various universities; Research Assitant to the Attorney General in Washington, D.C. (date?); Director of the Colorado Crime Survey (date?); returned to Bonn/Germany in 1951 (JZ 1967, Nr. 11/12, s. 375f.; The Journal of Criminal Law, Criminology, and Police Science, vol. 45, July-august 1954, no. 2, p. 117)

-- Herz, Franz (US-Army 1943-1945) (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 18)

-- Herzfeld, Arnold, born October 20, 1889 in Hamburg; died October 30, 1975 in New York; 1933 emigration to France; 1941 to US (Strauss, Handbuch)

-- Herzfeld, Walter

-- Hirsch II, Leopold (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 12)

-- Hirschberg, Max, gest. 1965, Wiedergutmachungsanwalt in N.Y. (s. Brief Karl Loewenstein an Horst Goeppinger, 15.2.1966)

-- Hoeninger, Heinrich, born December 26, 1879, in Ratibor; 1919 professor of law at Freiburg University; 1932 University of Kiel; 1934 University of Frankfurt, then retirement and expulsion; 1938 to US; taught at Hunter College, New York (JZ 1954; Goeppinger, 1963, S. 104)

-- Hoffmannsthal, Emil (originally Hofmannsthal, Emilio Edler von), born December 30, 1884 in Vienna; 1907 Dr.jur.; since 1914

lawyer in Vienna; 1937 emigration to GB; 1942 to US; tought at universities (Strauss, Handbuch; Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

-- Homberger, Konrad, frueher RA Muenchen, 175 Adams St., Brooklyn, N.Y. Professor fuer deutsche Sprache am Polytechnischen Institut in N.Y. (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Homburger, Adolf (American Journal of Comparative Law, vol. 18, no. 2, p. 367)

-- Honig, Richard, born January 3, 1890, in Gnesen; 1933 to Turkey; 1939 to US; since 1953 at Goettingen University (JZ 1977, no. 2, S. 71)

-- Hoor, Ernst, born 1911 in Vienna; 1940 (?) to US; 1941-1943 lecturer at Yale University (Strauss, Handbuch)

-- Hula, Erik (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

-- Husserl, Gerhart, born December 22, 1893, in Halle; 1934 to US; 1937-1941 legal adviser American Law Institute; 1934-1940 visiting professor of law University of Virginia; 1940-1946 National University, Washington, D.C.; 1946-1947 with legal division, OMGUS, Berlin; 1948-1952 Foreign Service officer, State Department, of class two and assigneed as legal officer, Office of General Council, Berlin and Frankfurt, HICOG; since 1956 professor Freiburg University (Register of the U.S. Department of State, 1950, S. 251; Wer ist wer? 1967/68; Arch: S.P.S.L.)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Jacoby, Gustav (s. Strauss, 1978, S. 51/52)

-- Jacoby, Sidney (Brief S.Jacoby an Stiefel, 8.11.1982)

-- Joseph, Franz, born March 24, 1905, in Landau/Palatinate; November 1935 to US; 1938-1940 consultant for International Telephone and Telegraph Co. N.Y.; consultant for US Treasury 1940; 1944 State Department, consultant for post-war planning; since 1945 lawyer in New York (Strauss, Handbuch; s.a. American Jews, 1979, S. 437)

-- Kahn, Oskar (s. Strauss, 1978, S. 53)

-- Kantorowicz, Ernst H. (Goeppinger, 1963, S. 106)

-- Kantorowicz, Hermann (in den USA von 1933 bis 1935, dann England) (Goeppinger, 1963, S. 105)

-- Katz, Julius (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 13)

-- Kaufmann, Edward (s. American Jews, 1979, S. 439)

-- Kaulla, Otto (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 9)

-- Kellermann, Henry, born 1910 in Berlin; 1942-1944 Foreign Broadcast Intelligence Service(?); 1944-1946 OSS; 1945(?) participant in Nurmberg trials; 1949 member US delegation at Foreign Minister conference in Paris; 1953-1956 adviser to Assistant Secretary for European Affairs, State Department (Brief Kellermann an Stiefel, 19.5.1984; notes Stiefel(?)

-- Kelsen, Hans, born October 12, 1881, in Prague; died April 1973 in Berkeley/CA; 1919 professor of law in Vienna; 1921-1930 member of Austrian Constitutional Court; 1930 University of Cologne; emigration to Geneva and Prague; 1940 to US; briefly at Havard Law School; 1942 professor of political science at UC/Berkeley; (AoeR 98, 1973, S. 407; Is[rael] L[aw] R[eview] Vol. 8, no. 3, 1973)

-- Kempner, Robert (OSS) (Nueremberg) (s.a. American Jews, 1979, S. 439/40)

-- Kessler, Friedrich, born August 25, 1901, in Stuttgart; emigration to US (date?); 1938 assistant professor at Yale Law School; 1938 associate professor at the University of Chicago; 1942 full professor; 1944 admitted to the Illinois bar; 1947 Sterling professor at UC/Berkeley, until 1977 (Yale Law Journal, vol. 84: 672, 1975) (JZ 1981, no. 18, S. 638)

-- Kirchheimer, Otto (OSS)

-- Kisch, Guido, born January 22, 1889, in Prague; 1935 to US; 1937 guest professor; 1942-1946 Research-Associate at University of Notre Dame, Indiana; 1950 Research Professor at Hebrew Union College, New York (JZ 1959, no. 3, S. 100/01)

-- Kronstein, Heinrich, born 1897 in Karlsruhe; 1935 to US; 1940 professor at Georgetown University in Washington, D.C. (JZ 1973, No. 4, S. 133; "Die Zeit", March 29, 1968)

-- Laufer, Joseph (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 19)

-- Lenhoff, Arthur, born 1885; died 1965; 1926 professor at Vienna University; 1930-1934 judge at Austrian Constitutional Court; 1938 to US; (RabelsZ Jg. 30 H.2, S. 201ff.)

-- Levinger, Wilhelm (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Levy, Ernst (Seattle, Washington) (JZ 1962, no. 1, S. 101/102)

-- Liebesny, Herbert Joseph, born March 6, 1911; 1935 Dr. jur. in Vienna; 1935-1937 Rechtsanwalts-Konzipient in Vienna; 1937-1938

assistant at Vienna University; 1938 to US; 1939 fellow Columbia University; 1939-1942 research assistant; 1942-1943 lecturer University of Pennsylvania; 1943-1946 OSS; 1946-1948 deputy director of research section Foundation for Foreign Affairs; 1948-1950 legal consultant on the Near East for American Independent Oil Co.; 1950-1960 intelligence analyst for U.S. State Department (Strauss, Handbuch)

-- Liebmann, Walter (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 14)

-- Loewenfeld, Philipp (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Loewenstein, Karl, born November 9, 1891, in Munich; since 1919 lawyer in Munich; 1933 to US; profesor at Yale University, later at Amherst College; 1939 admitted to the Massachusetts bar; during the war adviser to the Attorney General in Washington, D.C., later with Military Government in Germany
(JZ 1971, S. 700)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Mainzer, Richard (Anwalt in N.Y., siehe Brief Hans Thieme an Horst Goeppinger, 16.9.63)

-- Mann, Siegfried (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 14)

-- Marcus, Alfred (s. Strauss, 1978, S. 73)

-- Merzbacher, Siegfried (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 14)

-- Meyer, Emil (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 14/15)

-- Meyer, Rudolf Seligmann (US-Army 1944-1946) (s. American Jews, 1979, S. 449)

-- Morgenthau, Hans (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Morstein Marx, Fritz, born 1899 in Hamburg; died October 9, 1969; emigration to US; work for Bureau of Budget in the Executive Office of the President (year?) (Verwaltungsrecht, 1970, S. 196)

-- Munk, M. (Kempner, 1971, S. 112)

-- Nadelmann, Kurt, born May 4, 1900 in Berlin; judge in Berlin until 1933; with law firm in Versailles until 1940; emigration to U.S., 1941; consultant for FEA during war -- as a "Dollar-a-Year Man"; Assistant Professor of Law, University of Pennsylvania 1947-1950; Adjunct Professor of Law at New York University, 1949-1963 (Festschrift fuer K.H. Nadelmann (?); American Journal of Comparative Law, 1984, S. 402)

-- Neumann, Franz, born May 23, 1900 in Kattowitz/Silesia; died September 2, 1954 in Switzerland; 1927 lawyer in Berlin; 1933 emigration to GB; 1936 Ph.D. London; 1936 to US; Institute of Social Research, New York; "Behemoth" first edition 1942; 1943-1947 OSS, Chief of German Branch, later Central European Branch (JZ 1955, no. 2, S. 61f.)

-- Neuner, Robert (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

-- Newman, Eva (Kempner, 1971, S. 116)

-- Newman, Randolph Henry (Neumann, Rudolf) (Nueremberg) (s.a. American Jews, 1979, S. 451)

-- Nothmann, Rudolf, born February 4, 1907 in Hamburg; B.L. Hamburg 1929; (American Men and Women of Science, 12. Aufl., Social & Behavioral Science, 1973)

-- Nussbaum, Arthur (JZ 1965, no. 7, S. 225f.)

-- Oettinger, Ernst (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 20)

-- Oppler, Alfred (1946 nach Japan fuer die US Regierung) (American Journal of Comparative Law, vol. 25, 1977, S. 190)

-- Oppenheimer, Fritz (Military Government) (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66) (NYT, 6.2.68)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Pekelis(?), Alexander

-- Peters, Walter (frueher Gruenpeter) (s. Strauss, 1978, S. 93)

-- Petschek, Georg (Haemmerle, Ekkehard und Ludwig, Otto, Das oesterreichische Zwangsvollstreckungsrecht. Wien 1968, Vorwort) (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

-- Pinner, Heinz (s. Strauss, 1978, S. 96)

-- Prager, Alfred (s. American Jews, 1979, S. 454/55) (s. Strauss, 1978, S. 97/98)

-- Rabel, Ernst (Goeppinger, 1963, S. 106)

-- Radin, Max

-- Reinemann, Otto (Nachrichtendienst des Dtsch. Vereins f. oeff. u. priv. Fuersorge, Ffm.)

-- Rheinstein, Max (1947, Artikel: "The Ghost of the Morgenthau Plan", in: The Christian Century, 2.4.1947, S. 428-430),

(Appendix to the congressional record) (Goeppinger, 1963, S. 106)

-- Richheimer, Walter (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 9)

-- Riesenfeld, Stefan (Goeppinger, 1963, S. 106)

-- Robinson, Jakob (Nueremberg) (Is.L.R., vol. 13, no. 3, 1978, S. 291)

-- Rosenfeld, Kurt (Wer ist wer?(?))

-- Rosengart, Lutz (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 16)

-- Rosenstock-Huessey, Eugen (JZ 1973, S. 430)

-- Rosenthal, Julius (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66)

-- Roetter, Friedrich (Roedelheimer) (OSS) (Wer ist wer?(?))
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Schlesinger, Rudolf (Cornell Law Review, vol. 60, august 1975, no. 6, S. 919)

-- Schmal, Robert (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 16)

-- Schopflocher, E.H.

-- Schwarzer, William (US-Army, Geheimdienst) (Wer ist wer?)

-- Schweizer, Alfred (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 16)

-- Schwenk, Edmund (Military Government)

-- Schwerin, Kurt

-- Schwind, M. (Brief Schwind an Stiefel, 11.1.84)

-- Silberman, Curt (s. Strauss, 1978, S. 112/113)

-- Silving, Helen (siehe: Mueller, "Crime, Law and the Scholars", s. 136)

-- Simon, Paul (s. Strauss, 1978, S. 114)

-- Singer, Rudolf (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 16)

-- Speier, Hans (Soziologe) (US-Army, Propagandaspezialist)
(Brief Speier an International Bibliographical Archives and Dictionary of Central European Emigres, 1933-1945, 17.3.79)

-- Stahl, Rudolf (s. Strauss, 1978, S. 117)

-- Stein, Eric (Cz(?), Alphabetic List of Teachers, s. 745)

-- Steiner, Albert (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 16/17)

-- Stiefel, Ernst, born October 29, 1907, in Mannheim (OSS)

-- Stoessel, Gustav (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 10)

-- Stoessel, Rudolf (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 17)

-- Stolper, Gustav (Stiefel, 1984, Innsbruck, S. 14)

-- Strauss, Max (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 17)

-- Strauss, Walter (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 17)

-- Suesskind, Kurt (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 19)

-- Szathmary, Bela (?)

-- Uhlmann, Rudolf (s. Marx, in: Die Justiz, 1965, 178, S. 19)
Liste deutscher Juristen, die bis 1945 in die USA emigrierten:

-- Van Der Walde, Ludwig (s. Strauss, 1978, S. 127)

-- Wallach, Kaethe (Kempner, 1971, S. 116)

-- Walter, Otto, 180 Brdwy, N.Y., RA Steuerpraxis (s. Brief Loewenstein an Goeppinger, 15.2.66) (s. Strauss, 1978, S. 127/28)

-- Weichmann, Herbert (Kempner, 1971, S. 113)

-- Weigert, Hans (NYT, 27.10.83)

-- Weinmann, Eric Walter (OSS) (Wer ist wer?)

-- Weismann, Robert (gest. 2.2.1942 in N.Y.) (Wer ist wer?)

-- West, Norbert (siehe: Mueller, "Crime, Law and the Scholars," S. 135)

-- Winter, Ernst (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

-- Wolff, Hans Julius (F.A.Z. 27.8.83)

-- Zeisel, Hans (Stiefel, Vortrag Innsbruck, S. 15)

L A W

INDIVIDUALS WHOSE FATE IS NOT KNOWN

Last Name, First	Life Dates	Last Position known	Source
Abel, Max	1872-	Dozent, Hoch-schule fuer Kommunale Verw. Duesseldorf	N.d.W.
Apelt, Willibald	1877-	Prof. Leipzig U.	N.d.W.
Beseler, Gerhard von	1878-	Prof. Kiel Un.	N.d.W.
Dersch, Hermann	1883-	Prof. Berlin Un.	N.d.W.
Dienstag, Paul		RA in Berlin; Schrift-leiter der "Ufita",etc.	N.j.c.
Ebers, Godehard Joseph	1880-	Cologne	N.d.W.
Fleischmann, Max	1872-	Prof. Halle U.	N.d.W.
Flesch, Max	1907-	Asst. Prof. Berlin U.	N.d.W.
Glum, Friedrich	1891-	Prof. Berlin U. Dir. Kaiser Wilhelm Gesellschaft d. Wissenschaften	N.d.W.
Gutzweiler, Max	1889-	Prof. Freiburg U. Heidelberg U.	N.d.W.
Holldack, Felix	1880-	Dresden	N.d.W.
Isay, Ernst	1880-	Berlin	N.d.W.
Jellinek, Walter	1885-	Prof. Kiel U. Heidelberg U.	N.d.W.
Jorges	1868-	Halle	N.d.W.
Juncker, Josef	1889-	from Greifswald	N.j.J.
Klingmueller, Fritz	1871-	Greifswald	N.d.W.

(Fate unknown)

Last name, first	Life Dates	Last Position Known	Source
Kraus, Herbert	1884-	League of Nations; Prof., Leipzig U. 1920-21; Prof.,Koenigsberg U. 1921-28; Prof. Goettingen U. 1928-37	NdW
Künssberg, Eberhard, Freiherr von	1881-	Privatdozent, Heidelberg U. 1910-16; Prof.,Preuss. Akademie d. Wissensch. 1916-29	NdW
Loewenfeld, Erwin		worked on "Rechtsverfolgung im internationalen Verkehr"	NjJ
Manigk, Alfred	1873-	Prof.,Koenigsberg U. 1902-21; Prof., Breslau U. 1921-27; Prof., Marburg U. 1927-34	NdW
Munk, Maria		Judge, Civil Court Berlin	NdW 33
Navratcky		Public Law, Munich	NdW 33
Neisser, Albrecht	1909-	Law Student	NdW 33
Neumann, Konrad	1904-	Librarian & Secret., Inst. f. Fremdes u. Vergleichendes Privat-recht, Heidelberg U. 1932-33 (also lecturer)	NdW
Pappe, Otto Helmut	1907-	Asst. Breslau U. 1931-33	NdW
Perels, Leopold	1875-	Prof., Heidelberg U. - 1933	NdW
Rauch		Prof., Jurisprudence, Kiel	NdW 33

(Fate unknown)

Last Name, first	Life Dates	Last Position known	Source
Schindler, Ernst	1882-	Ministerialrat,Preuss. Min. f. Wirtschaft &Arbeit; Dozent, Hochschule f. Politik, Berlin 1920-33	NdW
Schuele, Adolf	1901-	Privatdozent, Berlin U. and Handelshochschule 1931-33	NdW
Schulz, Heinrich		Prof., Commercial Law, Munich Th..	NdW 33
Siegel, Walter		worked with P. Dienstag (above) on "Ufita", etc.	NjJ
Steinberg, Kurt	1896-	Asst., Bonn U.1930-31 Judge, Cologne 1930-35	NdW
Strauss, Sigmund		Privatdozent, Law Taxation Mannheim Ch.	NdW 33
Terlan, Eggen J. van	1883-	Prof., Hochschule f. Politik, Berlin, 1923-27; Pro.f Bonn U. 1927-34	NdW
Vervier, Heinrich	1880-	Privatdozent, Wuerzburg U. 1922-24	NdW
Waldecker, Ludwig	1881-	Prof., Breslau 1929-34 Prof., Cologne 1933-35	NdW
Wegner, Arthur	1900-	Dozent, Hamburg U. 1924-26; Prof., Breslau U. 1926-34; Prof. Halle U.,1934-37	NdW
Weil, Herman		Jurisprudence	NdW 33
Wertheimer, Ludwig	1873-	Prof. Frankfurt U. 1929-33	NdW
Wieruschowsky, Alfred	1857-	Prof. of Law & Civi Comm., Cologne	NdW 33 & NjJ

LAW (cont)
(Fate unknown)

Last name, first	Life Dates	Last Position known	Source
Wimpfheimer, H.		Civil Law, Berlin CH.	NdW 33
Wolff, Konrad	1907-	Res. Worker, Comparative Law, Berlin	NdW 33
Wrochem, Albrecht, von		Prof., Hanseatic State Law, Hamburg	NdW 33

SOURCES:

NdW - Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland, London, Autumn, 1936

NdW 33 - early version of above printed in 1933 (actually Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars list of Sept. 1933)

NjJ - Der Nationalsozialismus und die jüdischen Juristen, by Horst Göppinger, Ring-Verlag, Villengen/Schwarzwald, 1963

LBYB - Leo Baeck Year Book

LAWYERS TRANSFERRED TO JEWISH FUNCTIONARIES

Alexander, Kurt
Berent, Ernst
Brenenfeld, F.R.
Blum, Hans
Boas, Fritz
Bright, Rudolf
Cohn, Erich
Engel, Franz W.
Erlanger, Helmut
Fleischhacker, Kurt M.
Frankel, Kurt
Frank, Hans J.
Garfield, Herbert S.
Geiger, Rudolf
Goldberg, Isidor
Gelles, David
Goldberger, Alfred
Guggenheim, Siegfried
Hacker, Ivan
Herzog, Hans
Horowitz, Abraham
Honigbaum Kurt
Jacoby, Gustav
Jung, Richard
Kamm, Gunter M.
Kapralik, Charles
King, L.G.T.
Kroll, Siegfried
Lachs, Reinhold
Landau, Saul Raphael

Levi, Hans Gottfried
Lichtenstein, Erwin (Israel)
Loeb, Julius
Lustig, Adolf Loeb
Marcus,Hans G
Mayer, Henry

Lawyers transferred to Functionaries, cont.

Meyer, Julius
Michaeli, Wilhelm
Noa, Albert W.
Oestreich, Carl
Ostertag, Benno
Pesta, F.
Peters, Walter
Prager, Alfred
Riesenfeld, Jakob
Rosenberg, Werner
Rosenzweig, Anne
Sondheim, Henry G
Schaeffer, Ernst
Schatzky, Georg
Schneider, Albert
Schoenfeldt, Herbert
Schuler, Alfred
Schuetz, Otto
Schwartz, Fritz
Schwind, Siegfried
Seeliger, Herbert
Seligmann, Erwin
Seligsohn, Franz Ernst
Seligsohn, Uli
Siegel, Michael
Silberman, Curt C.
Simon, Paul
Spitzer, Franz
Stern, Harry
Stern, Hermann
Sternberg, Philip
Stillschweig, Kurt
Strauss, Raphael
Tauchner, Maximilian
Tichauer,

Unger, Hans
Van Dam, Hendrick George
Einberg, Kaeti
Weis, George
Wiener, Alfred Aaron
Wimpfheimer, Henry
Wolff, Wilhelm
Wronker, W.K.
Zadik, Manfred

Adlerstein, Leo

Simon, Hermann Ernst

Feilchenfeld, Werner

Blumenthal, Walter (Israel)

Rosenak, Isaak Ignatz

Schwarz, Walter

LAWYERS TRANSFERRED TO OTHER CATEGORIES (except Functionaries)

Heilbronn, Otto	Lit.
Kiefer, Isidor	Academ.
Kohn, Heinrich	Lit.
Marckwald, Joachim	Academ.
Michaelis, David Jehuda Erich	Pol.
Nathan, Hans	Pol.
Osen, Max N.	P. Arts
Rau, Friedrich	Pol.
Reiter, Julius	Lit.
Roome, Walter Dr.	Lit.
Rosenstock, Huessy, Eugen	Academ.
Weinmann, Eric	Govt. Service
Zeisel, Hans	Academ.

Lang, Curt L.	Lit. (Journalism)
Pollaczek, Wolfgang	Theatre (playwright)

For New York Team:

law folders without cards or infomration inside - no info OH

DREBEN, RAYA S.

ERRLER, KLAUS

GREISBERGER, JOHN L.

HEROLD, KARL G.

HOPPE, WOLFGANG

KLAUS, CHARLES

KOSMIAN, HENRY WILLIAM DE

MARTENS, GEORGE H.

~~NEWBURG, ANDRE W.G8~~ on NOT A wit p43

NUSSBAUM, BERNARD J.

PRAHL, HEINO H.

SOMMERFELD, NICHOLAS U.

TOMASCHOFF, ERWIN A.

TREUMANN, WALTER

WEIGEL, RAINER R.

ZIERMAIER, KLAUS M.

ZOPP, E. FREDERICK

Lawyers transferred to Functionary category:

SOUTH AMERICA

BOLIVIA:	Apt, Wolfgang
ARGENTINA:	(Neumeyer, Alfred, 1967-1944, also on Law-A list, IFZ to do)
BRAZIL:	Bloch, Moritz
	Hamburger, Hans Nathan
	Jung, Fritz
	Koch, Ernesto
	Maier, Max Hermann Ernst
	Wachtel, Ernesto David
CHILE:	BRY, Erich
	Kiwi, Beano
	Landau, Siegfried
	Reich, Hans
	Rosenbaum, Leopold
	Rosenfeld, Egon
ECUADOR:	Karger, Alfred
	Weiser, Max
MEXICO:	DRucker, Paul (on Law A list - SB completed)

ALBERT J. PHIEBIG INC.
BOOKS

American Representative of Foreign Publishers

P.O. Box 352, White Plains, N.Y. 10602-0352 U.S.A.
Tel. 914-948-0138

Ordering Agent for American and Foreign Libraries

Mr.Frank Mecklenburg
532 West 111th Street Apt.75
New York,N.Y.10025

31 March 89

Dear Mr.Mecklenburg,

Thank you for your letter of 28 March 89 and for the copy of your talk.

There is little that I could contribute to the subject matter: my major assignment was to collect weekly contributions from the other researchers of R & A Central Europe and prepare their reports for Franz Neumann and for our editor to corrected the English before they want via Ford, Schorske Arthur Schlesinger to the Joint Chiefs of Staff. After VE day I continued only as consultant to the NY operation in my specialty, the political leanings of the German generals....

I would, however, suggest that you get in touch with my friend Kenneth Barkin, professor of history at the University of California Riverside who has done current research in the area and recently gave a paper at a German symposium in Washington, of which I sent Fred Gr ubel the manusript (the proceedings will be published later)

I have some comments on your biographical data on pages 8-9. You did not mention Otto Kirchheimer in that list. You will find detailed biographical and bibliographical information on Otto in Wolfgand Luthardt - Alfred Soellner (ed): Verfassungsrecht, Souveraenitaet, Pluralismus-Otto Kirchheimer zum Gedaechtnis, Westdeutscher Verlag 1989 pages 11-23:John H,Herz: OTTO KIRCHHEIMER LEBEN & WERK.

It seems worth mentioning that John Herz retired from City College as full professor, political science. His VOM UEBERLEBEN, WIE EIN WELTBILD ENSTAND Autobiographie. Droste Verlag 1984 should be available in the LBI library.

I do not remember whether Eric Weinmann, of the brown coal dynasty, ever studied law; he now works at the Small Business Administration and is a trustee or the like of the Folger Shakespeare Library (his address is 344' Nebraska Avenue NW (20016).

Robert Kempner is written up in Who's Who in World Jewry etc.in detail.

Walter Levy retired as a truly world renown authority on oil economics.

My successor as Franz Neumann's "executive assistant" Henry Kellermann had the most spectacular carreer: he got his doctor of law AFTER 1933, had to defend his thesis publicly with Wenzeslaus Grad Gleispach pre-

ALBERT J. PHIEBIG INC.
BOOKS

American Representative of Foreign Publishers

P.O. Box 352, White Plains, N.Y. 10602-0352 U.S.A.
Tel. 914-948-0138

Ordering Agent for American and Foreign Libraries

sided as dean of the law faculty under swastica banners. (In the traditional manner Henry had to have opponents: one was Guenther Plaut, now rabbi emeritus of Temple Holy Blossom, Toronto, and one of the leaders of Reform Judaism, another one was yours truly).Kellermann went for the OSS to Nuernberg, joined the State Department, became minister at the American embassy in Bonn and finally American ambassador to UNESCO in Paris.

So much for today. With all good wishes,
Sincerely,

Albert J.Phiebig

Cross Fertilization Civil/Common Law

"Post War" George

"~~Younger~~ Younger Generation"

H.W. Baade	University of Texas
R.M. Buxbaum	Berkeley and Hamburg (Germany)
Peter Fleming	University of California
Peter Hay	University of Pittsburgh
Friedrich Juenger	University of California
Henry Krause	University of Illinois
John Langbein	University of Chicago
G.O.W. Mueller	New York University
Hans Smit	Columbia University
Otto W. Eyrauch	University of Florida
Ekkehard Rabel Einsiedler	George Washington and Frankfurt (Germany)
Liebesny [illegible]	George Town [illegible]
Gabor Tula	Temple University

IV. HISTORY THROUGH THE BOOK

WOLF KAISER: The Zionist Project in the Palestine Travel Writings of German-speaking Jews 261

FRANK EYCK: A Diarist in fin-de-siècle Berlin and her Family: Helene, Joseph and Erich Eyck 287

MICHAEL BRENNER: East and West in Orthodox German-Jewish Novels (1912–1934) 309

V. WAR AND RESISTANCE

AVRAHAM SELIGMANN: An Illegal Way of Life in Nazi Germany .. 327

ALBERT H. FRIEDLANDER: A Muted Protest in War-time Berlin – Writing on the Legal Position of German Jewry throughout the Centuries: Leo Baeck – Leopold Lucas – Hilde Ottenheimer 363

HORST R. SASSIN: Liberals of Jewish Background in the Anti-Nazi Resistance 381

SIMONE ERPEL: Struggle and Survival – Jewish Women in the Anti-Fascist Resistance in Germany 397

JOHN P. FOX: German and Austrian Jews in Britain's Armed Forces and British and German Citizenship Policies 1939–1945 415

GUY STERN: In the Service of American Intelligence – German-Jewish Exiles in the War against Hitler 461

VI. ATTITUDES TO PREJUDICE

BRUCE F. PAULEY: The United States and the Jewish Question in Austria 481

HELMUT ESCHWEGE: The Churches and the Jews in the German Democratic Republic 497

VII. REFUGEES AND THE FILM INDUSTRY

KEVIN GOUGH-YATES: Jews and Exiles in British Cinema 517

VIII. BIBLIOGRAPHY 543

IX. LIST OF CONTRIBUTORS 655

X. INDEX 661

Year Book XXXVII
1992

Gerhard Robbers
Bundesfinanzgericht
Postfach 1771
D-7500 Karlsruhe

USA

KURT LIPSTEIN

coeditor Dicey Conflict

The History of the Contribution to Law by German-speaking Jewish Refugees in the United Kingdom

ution to La
in the Un

To speak of the influence of any one lawyer upon the law[illegible]
country where [illegible]

Second Chance

Two Centuries of German-speaking Jews in the United Kingdom

[illegible], QC. Two of these
[illegible] England, one (Herschell) of immigrant parents. Sir George Jessel, MR (1824–1883) was the son of a substantial Jewish merchant in London. He quickly acquired a flourishing practice at the Bar as a member of Lincoln's Inn, became a Queen's Counsel in 1865 at the age of 41, a Liberal Member of Parliament in 1868, Solicitor-General in 1871 and Master of the Rolls (i. e. President of the Court of Appeal) in 1873 without having held judicial office previously. Widely read, especially in law, practical, quick in decision and impatient of delay, he bequeathed to posterity the saying: "I may be wrong, and sometimes I am, but I never have any doubts."

predecessor Professor H. C. Gutteridge, KC. It is the merit of the small band of immigrant lawyers in the 1930s to have given comparative legal studies a daily currency. The tragedy of this triumph is that they are not followed by a new generation with similar interests and that the ground gained may be lost again.

His contribution is regarded as formal, adverse to the play of equitable principles, encouraging legislation instead.

Judah Philip Benjamin (1811–1884) was the first of the modern line of refugee lawyers trained in another legal system. Born of British Jews who had emigrated to the West Indies, but had settled in North Carolina, he could therefore claim to be a British subject. He was called to the Bar in New Orleans in 1832 where the legal system was made up of an amalgam of Spanish, French and English law as applied in the United States. After a successful practical and political career, he became Attorney-General of the Confederation upon Secession in 1861 and subsequently Secretary of State for War. Upon the collapse of the Confederation, he fled to England, entered Lincoln's Inn in 1866 as a student, was dispensed from the obligation to seek a pupillage for a period of three years and was called to the Bar in the same year at the age of fifty-five. During his lean years he wrote his celebrated treatise on *Sale* (1868), now in its eleventh edition. He became a Queen's Counsel in 1872 and acquired a 'big practice,[1] especially before the Privy Council where his knowledge of other legal systems benefitted him greatly.

During the first part of the twentieth century, two experts on public international law exercised a decisive influence on the development and application of that subject in England. Lassa Francis Oppenheim (1858–1919) was born near Frankfurt a. Main. Having taught criminal law in Freiburg and Basle, he settled in England in 1895. After having been a lecturer at the London School of Economics from 1898 until 1908, he succeeded Westlake in the prestigious Whewell Chair of International Law at Cambridge. As author of what became for a long time the leading textbook on international law, as co-author of the *Manual of Military Law* (6th edn. 1914) and as a frequent consultant to the Foreign Office, his position was one of authority. So was that of Hersch Lauterpacht (1897–1960), born near Lwow (now in Poland), a graduate of Vienna and the London School of Economics. His LL.D. dissertation entitled *Private Law Sources and Analogies of International Law* (1927) is a classic. After lecturing at the London School of Economics he succeeded his teacher, Arnold (later Lord) McNair as Whewell Professor at Cambridge, where he built up a school of his own. After having acted as counsel in a number of famous international cases, and having published several books, the most influential of which was the seminal work on *International Law and Human Rights* (1950) in addition to editing a new edition of Oppenheim's *International Law. A Treatise* (8th edn. 1955), he was elected a Judge of the International Court of Justice as McNair's successor.

Those who came to England later in the twentieth century, especially after the Great Depression, found the going more difficult. Refugee scholars of high repute could hope to enjoy hospitality which would enable them to continue their studies, especially in Oxford and Cambridge. Martin Wolff (1872–1953), formerly professor in Berlin, an expert *inter alia* in private international law and comparative private law was given the opportunity to write a treatise on English *Private International Law* (2nd edn. 1950) treated from a comparative point of view, and in collaboration with

---

[1] See e. g., *USA v. McRae*, 4 Eq. 327; affd. (1867) 3 Ch. App. 79; *USA v. Wagner* (1867) 3 Eq. 724; affd. (1867) 2 Ch. App. 582; *The Franconia* (1876) 2 P. D. 8, (1877) 2 C. P. D. 173; *Debenham v. Mellon* (1880) 6 App. Cas. 24.

Arminjon and Nolde on comparative law in general (*Traité de Droit Comparé* [3 vols. 1950/1951]). His writings stimulated a less insular approach to the study of conflict of laws in England. Fritz Schulz's (1879–1957) *History of Roman Legal Science* (1946) introduced in England the recent trend of German students of Roman law to view its development in the social setting of individual jurists. Hermann Kantorowicz (1877–1940) continued his prolific output, culminating in his *Studies in the Glossators of the Roman Law* (1938) written in collaboration with W. W. Buckland, preceded by four articles between 1937 and 1939 which, together, completed his prolegomena to a planned *History of Legal Science* in Europe. Posthumously his discussion of *Bractonian Problems* (1941) showed his ability to extend his expertise to early English legal history. Fritz Pringsheim (1882–1967), the eminent scholar of Roman and Greek law, was similarly given the opportunity to continue his researches and contributed articles on 'Roman and English Law',[2] 'The Character of Justinian's Legislation'[3] and on 'Legal and Equitable Interest in Roman Law'.[4] Albrecht Mendelssohn-Bartholdy continued his studies in private international law and published a short book on *Renvoi in Modern English Law* (1937). Max Grünhut, who had held a chair of criminal law, offered a few contributions. Hermann Mannheim, who had to abandon an outstanding career as a member of the prestigious Faculty of Law in Berlin coupled with membership of the equally prestigious Court of Appeal in that town, turned to criminology, abandoning his previous interest in criminal law and procedure. He became a lecturer, and subsequently a reader in Criminology at the London School of Economics. The modern flowering of this subject owes much to his activity, subsequently taken up with immense vigour by Leon Radzinowicz (born 1906 in Poland), who founded the Institute of Criminology in Cambridge.[5]

Unlike the older legal scholars whose reputation preceded them to England and opened up for them the possibility of following their academic pursuits, the younger generation of lawyers, whether with an academic or a practical background, had to seek integration into the local legal system which differed *toto coelo* from that in which they had been brought up. New professional qualifications had to be acquired, often preceded by a course of academic studies. The number who followed this arduous course was small.

Legal historians and specialists in public international law formed the exception, but their number is probably limited to three: Arnold Ehrhardt, formerly a professor of law in Frankfurt, who became a lecturer in theology and ancient philosophy, David Daube (born 1909) and Georg Schwarzenberger (born 1908). Daube's meteoric career led him from a Fellowship at Gonville and Caius College and a lectureship at Cambridge to the Chair of Roman Law at Aberdeen, the Regius Professorship of Civil Law at Oxford and finally to the directorship of an institute in Berkeley (California). His publications straddle Roman law, classics and rabbinics in a dazzling presentation. His influence as a teacher throughout the world is borne

---

[2] *Cambridge Law Journal*, 5 (1935), p. 347.
[3] *Law Quarterly Review*, 56 (1940), p. 229.
[4] *Law Quarterly Review*, 59 (1943), p. 244; see also articles in *Tulane Law Review*, 19 (1944), p. 132; *Journal of Roman Studies*, 34 (1944), p. 60; *Seminar*, 4 (1946), p. 21.
[5] Radzinowicz is the author of *A History of English Criminal Law and its Administration from 1750*, 5 vols., London 1948–1986.

out by the *Festschrift* devoted to *Daube Noster*, recalling the admiration expressed by the jurists of the late Roman Empire for the law teacher in the time of Hadrian. Georg Schwarzenberger's reputation as a scholar versed in public international law was soon established through his writings and his editorship of a journal.

It is noteworthy that in the early years after their arrival, those keen to promote their progress by literary means still concentrated on expositions of the legal system in which they had been brought up, or one which was akin to it, thus introducing a comparative element, unusual at the time, slowly expanded to include English law. Among these feature prominently Ernst J. Cohn, Frederick Honig (born 1912), Fritz A. Mann (born 1907), Otto Kahn-Freund, Clive M. Schmitthoff (1903–1990) and Wolfgang G. Friedmann. Within two or three years the scene had shifted, and the same group of lawyers, enlarged by some others, had turned their attention to English law by focussing on aspects of particular current interest and by contributing annotations to recent decisions. The newly created *Modern Law Review*, administered mainly by teachers at the London School of Economics, provided the best forum. During and immediately following the war years the spheres of interest became marked, while annotations of judgments continued. W. Friedmann paid special attention to jurisprudence, public corporations and international law without abandoning his interest in the law of tort; F. A. Mann concentrated on matters of international, monetary and choice of law; J. Unger on English law in general; Kahn-Freund on labour law, family law and private international law; and E. J. Cohn on civil procedure and arbitration. Mann's fundamental *Legal Aspects of Money* (1938, 4th edn. 1982) and Breslauer's *The Private International Law of Succession in England, America and Germany* (1937) were the first major works in book form by members of this group to appear before the war.

The end of the war witnessed the publication of works on a larger scale by these and some others, some of which were either seminal or became standard works of reference. Among these authors figure Martin Wolff,[6] Schmitthoff,[7] E. J. Cohn,[8] O. Kahn-Freund,[9] F. A. Mann,[10] W. Friedmann,[11] Otto Prausnitz (Otto Charles

---

[6] Martin Wolff, *Private International Law*, 2nd edn., Oxford 1950.

[7] Clive M. Schmitthoff, *English Conflict of Law*, 3rd edn., London 1954; *Export Trade. The Law and Practice of International Trade*, 9th edn., London 1990; *Sale of Goods*, 2nd edn., London 1966; *Palmer's Company Law*, 23rd edn., London 1982; *Palmer's Company Law Cases*, London 1985; *Charlesworth's Mercantile Law*, 12th–14th edns., London 1972–1984; *Sources of the Law of International Trade*, London 1964; *Commercial Law in a Changing Economic Climate*, 2nd edn., London 1981; 'Agency in International Trade Law', in *Recueil des Cours, Académie de Droit International*, 129 (1980), pp. 109–203.

[8] Ernst J. Cohn, *Manual of German Law*, 2nd edn., New York 1968–1971.

[9] Otto Kahn-Freund, 'Legal Framework', in Flanders and Clegg, *The System of Industrial Relations in Great Britain*, Oxford 1954; *idem*, *Law of Carriage of Inland Transport*, 4th edn., London 1965; *Labour Relations and the Law* (1965); *Law against Strikes* (1972); *Labour Relations, Heritage and Adjustment*, London 1979; *Labour and the Law*, Hamlyn Lectures 1972, 3rd edn. (1984); *idem* and Carl Renner (eds.), *Institutions of Private Law and their Social Functions*, London 1949; *Growth of Internationalism in English Private Law*, Jerusalem 1960; 'Delictual Liability and the Conflict of Laws', in *Recueil des Cours, Académie de Droit International*, 124 (1968), pp. 1–166; *General Principles of Private International Law* (1976); *Recueil des Cours, Académie de Droit International*, 143 (1974), pp. 141–474.

[10] F. A. Mann, *Legal Aspects of Money*, 4th edn., Oxford 1982; *Studies in International Law*, Oxford 1973; *Foreign Affairs in English Courts*, Oxford 1986; 'Money as a Matter of Domestic Jurisdiction', in *Recueil des Cours, Académie de Droit International*, 96 (1959), pp. 1–148; 'Conflict of Laws and Public Law', *ibid.*, 132 (1971), pp. 109–186; 'The Doctrine of International Jurisdiction Revisited after Twenty Years', *ibid.*, 186 (1984), pp. 12–115.

[11] Wolfgang G. Friedmann, *Law and Social Change in Contemporary Britain*, London 1951; *Law in*

Giles)[12] and the prolific specialist in public international law, Georg Schwarzenberger.[13]

The ensuing decades are characterised by the increased activity and influence, through their writings, of this small band of lawyers who had persisted in turning their legal skills to new fields. Their output of articles, notes and reviews is impressive. Their participation in the development of English law became more marked. Otto Kahn-Freund and Kurt Lipstein[14] joined a team headed by J. H. C. Morris in editing and recasting Dicey's classical work on conflict of laws. Kahn-Freund, having re-worked Disney's *Law of Carriage by Inland Transport*, is principally remembered for what is probably not only his contribution to, but in fact the introduction of, labour law in the United Kingdom and its practical application, as a member of the Royal Commission on Labour Relations (Donovan Commission). He also devoted his talents to the exposition of private international law by his outstanding Hague lectures, to the theory and practice of comparative law by his inaugural lecture at Oxford (where he had been elected to the Chair of Comparative Law with an extended tenure beyond the retiring age) and to a casebook on French law, not to forget his contribution to the philosophy of law by his translation of Renner's *Institutions of Private Law and their Social Functions*.

Wolfgang Friedmann's activity in England came to an end when he moved to Australia, Canada and finally New York. He and Kahn-Freund introduced elements of sociology and economics into their legal research. Ernst Joseph Cohn combined a busy international practice with a highly sophisticated literary activity, especially by being one of the first to approach civil procedure comparatively.

Fritz Mann's impact is greatest on the treatment of money in an international context, followed by his elaborate and ingenious attempts to determine the practical aspects of the operation of foreign public law in the light of public international law. His influence was partly indirect through his writings and partly direct by his active conduct of cases involving an international element. This resulted in decisions of the House of Lords which constitute milestones in the development of English private international law;[15] admittedly he also suffered defeats.[16]

Changing Society, London 1959; *Legal Theory*, 4th edn., London 1960; *Changing Structure of International Law*, London 1964; *idem* (ed.), *State and the Rule of Law in a Mixed Economy*, London 1971; *Public and Private Enterprise in Mixed Economies*, London 1974.

[12] Otto Charles Giles (Prausnitz), *Standardization of Commercial Contracts in English and Continental Law*, London 1937; *idem* and Robert Samuel Theodore Chorley; *Shipping Law*, 7th edn., London 1980; *Slater's Mercantile Law*, 17th edn., London 1977; *Leading Cases on Mercantile Law*, 4th edn., London 1962; *Uniform Commercial Law. International Conventions in National Courts*, Leyden 1970.

[13] Georg Schwarzenberger, *International Law and Totalitarian Lawlessness*, London 1943; *Power Politics*, 3rd edn., London 1964; *International Law I*, 3rd edn., London 1957; *International Law II*, London 1968; *International Law III*, London 1976; *International Law IV*, London 1986; *Frontiers of International Law* (1962); *Inductive Approach to International Law*, London 1965; *Economic World Order. A Basic Problem of International Economic Law*, Manchester 1970; *Foreign Investment and International Law*, London 1969.

[14] See also, Kurt Lipstein, 'General Principles of Private International Law', in *Recueil des Cours, Académie de Droit International*, 135 (1971), pp. 99–229; *General Principles of Private International Law, National and International*, The Hague 1981; *The Law of the European Economic Community*, London 1974.

[15] See in particular, *Bank von Handel v. Slatford* (1953) 1 Q. B. 248; *National Bank of Greece v. Metliss* (1958) A. C. 508; *Adams v. National Bank of Greece* (1961) A. C. 255; *United Railways of Havana v. Regla Warehouse* (1961) A. C. 1007; *Carl Zeiss v. Rayner & Keeler* (1967) 1 A. C. 853; *Black Clawson v. Papierwerke Waldorf-Aschaffenburg* (1975) A. C. 591; *Williams and Humbert v. W. & H. Trademarks Ltd.* (1986) A. C. 368.

[16] *Wilson Smithett v. Teruzzi* (1976) Q. B. 703; *The Hollandia, The Morviken* (1983) A. C. 565.

Clive Schmitthoff's broad experience of commercial law and practice enabled him to occupy a leading position in the development and exposition of that subject. As a barrister Andrew Martin (born 1906) made a name for himself in arbitration; as a writer he was interested in the control of restrictive practices and monopolies and in law reform. This resulted in works written in collaboration with Gerald Gardiner (Lord Gardiner, LC) and in his appointment as a Law Commissioner. The present author's own activities were set out in his valedictory lecture.[17] They include participation in the elaboration of two international conventions – the United Nations Convention on the Recovery Abroad of Maintenance (1956) and the Hague Convention on the Administration of Estates of Deceased Persons (1973), the incorporation of the Maintenance Convention and its counterpart agreed upon in The Hague (1965) into the law of the United Kingdom and the introduction of EEC law into the curriculum of an English university long before the British Treaty of Accession.

It is difficult to make a complete assessment of the work of those who turned mainly to the practice of law. Not only E.J. Cohn and F.A. Mann combined scholarship with practice. Rudolf Graupner also contributed useful studies and Erwin Loewenfeld, who after a successful career in Berlin passed his English professional examinations in his late fifties, carried out a local practice until his international connections led him back to work of an international character.

Among the generation who received their higher education in England the most prominent are Sir Michael Kerr (born 1921) who, after having been the head of the most prestigious commercial chambers in London, became a member of the judiciary and as a Lord Justice of Appeal now presides over a division of the Court of Appeal; Brian Grant (born 1917) (Konrad Levin Goldschmidt), who was seriously wounded as a member of the Commandos and, after a career at the Bar (during which he published a useful little book on family law), became a County (Circuit) Court Judge; and Judge Honig whose literary work was mentioned before. Until his recent retirement, Karl Newman (born 1919) was a prominent member of the Lord Chancellor's Department. Günter Treitel (born 1928) occupies the Vinerian Chair of English Law at Oxford, while the late John Wilmers, QC (Hans Wilmersdoerffer) was a highly respected advocate, Recorder and Judge of Appeal in Jersey.

As stated at the beginning, the integration of foreign lawyers is difficult due to the national or territorial character of legal systems. The old craft and previous experience abroad count less than in the case of other professions. Nevertheless there is a fair measure of consensus that the arrival of lawyers from the Continent has affected English legal thinking. It has brought into prominence the comparative aspects of law among English lawyers whose concerns in the twentieth, as distinct from the nineteenth, century had been confined to the common law as practised in England, the Dominions and the United States of America. This is not to say that legal studies on a broader comparative basis had been entirely neglected. On the contrary, ancient law and legal anthropology had attracted much attention, but the comparison with modern civil law systems was limited to specialised bodies, and in the universities to one post, created in 1930, occupied by my teacher, friend and

---

[17] *Cambridge Law Journal*, 36 (1977), p. 47.